DIDASKALIA:

1868,1/6

Didaskalia

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

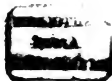


Sechsundvierzigster Jahrgang.

Januar — Juni 1868.

Frankfurt a. M.

Druck und Verlag von Heller und Rohm.



Inhalts-Verzeichniß der Didaskalia.

Januar bis Ende Juni 1868.

Erzählungen.

Gedichte.

Historische Aufsätze, Biographien, Nekrologe und Charakteristiken.

Länder- u. Völkerkunde, Schilderungen und Reisebilder.

Zur Tagesgeschichte.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Vermischte Aufsätze.

Concerte.

Correspondenzen.

Mannichfaltigkeiten und Kunst- und Literatur-Notizen

durch fast alle Nummern gehend.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 1. Mittwoch, den 1. Januar 1868.

Aus den Tagen des Rheinbundes.*)

Novelle von Franz Eugen.

Es war ein warmer, sonniger Frühlingstag des Jahres 1811, und die freundlichen, sauberen Straßen des kleinen Residenzstädtchens O....... waren so einsam und leer, als habe der helle Sonnenschein alle Bewohner ins Freie gelockt. An dem Eckfenster eines der hübschen Häuser, die den, in der Mitte der Stadt gelegenen, Paradeplatz umgaben, stand ein junges Mädchen und blickte hinunter auf den menschenleeren Platz, wo ein paar Tauben auf dem gelben Sand hin- und herstolzirten, während ein alter Pudel, behaglich im warmen Sonnenschein ausgestreckt, ihnen zuschaute. Das junge Mädchen war die einzige Tochter des Hofmarschalls von Waldheim, deren Eltern heute nach dem benachbarten Friedrichsbad gefahren waren, und, wie gewöhnlich, so auch diesesmal, Anna zu Hause gelassen hatten.

Sie war das einzige Kind ihrer Eltern, aber nichts von der Liebe, der Verwöhnung, mit der sonst solch ein einziges Kind umgeben wird, war ihr zu Theil geworden. Ihre Mutter war eine eitle, herzlose, coquette und leidenschaftliche Frau, der die erwachsene Tochter aus mehr als einem Grunde sehr unbequem war und die sie deßhalb so wenig als möglich in die Gesellschaft führte. Das ganze Sein und Wesen Anna's war ihr eben so unverständlich, als unsympathisch, und Mutter und Tochter lebten unter demselben Dache ein innerlich ganz geschiedenes Leben.

Der Hofmarschall war ein gutmüthiger, aber sehr schwacher Mann, den seine Frau so vollständig beherrschte, daß er nie den Gedanken eines Widerspruches gegen sie faßte, und so gern er sein einziges Kind geliebt hätte, so wagte er es doch nie, ein zärtliches Gefühl für Anna zu zeigen, kaum zu empfinden, weil seine Frau ihr stets mit einer an Abneigung gränzenden Kälte und Härte begegnete. Auch kam noch dazu, daß das entschieden freimüthige Wesen Anna's der ängstlichen, schmiegsamen Natur des Hofmannes fast unheimlich war, und es ihn förmlich entsetzen konnte, wenn die Tochter eine eigene, der am Hofe gerade geltenden, entgegengesetzte Meinung aussprach und zuweilen selbst dem Fürstenpaar gegenüber verfocht. Er war eine jener Höflingsnaturen, wie sie nur der Anfang unseres Jahrhunderts noch gesehen hat, und würde wie Polonius die Wolke für alles Das angesehen haben, wofür der Fürst sie angesehen haben wollte.

So stand Anna einsam und fremd zwischen beiden Eltern, und ebensowenig hatte sie Sympathie und Freundschaft in dem Hofkreis gefunden, in dem sie leben mußte: ihr junges Herz war auf dem besten Wege, in dieser traurigen liebeleeren Atmosphäre zu verknöchern und zu verbittern, als ihr das Geschick im rechten Augenblick eine Freundin zuführte, in deren Liebe sie Ersatz fand für Alles, was sie bisher entbehrt hatte.

Diese Freundin war eine Frau von Mühlen aus Berlin, die Wittwe eines bei Jena gefallenen preußischen Offiziers, die nach dem Tode ihres Gatten längere Zeit in O...... bei einer alten Verwandten zubrachte. Zehn Jahre älter als Anna, besaß sie neben einer ungewöhnlichen Bildung eine gereifte Lebenserfahrung, die ihren Umgang für das junge Mädchen ebenso anregend als bildend machte.

Aus der Misère ihres häuslichen und geselligen Lebens suchte sie Anna zu erheben, indem sie ihre geistigen Interessen erweckte, ihren Gesichtskreis erweiterte und vor Allem den begeisterten Patriotismus, den brennenden Haß gegen die fremden Unterdrücker, der ihre eigene Brust durchglühte, auch im Herzen der Freundin entfachte.

Sie pflegte ihr oft zu sagen:

„Du klagst über Dein einsames, liebeleeres Dasein, über die Kälte Deiner Eltern, die geistige Oede Deines geselligen Kreises, und Du nennst das: Unglück. Blicke auf mich: mein Vater und mein Gatte fielen bei Jena, meine Brüder suchen als verabschiedete Offiziere in fremden Heeren die Gelegenheit, gegen den Tyrannen zu kämpfen, die das niedergeworfene, zertretene Vaterland ihnen versagt. Ich habe Alles verloren, was einem Menschen das Leben lieb und werth macht, und ich klage nicht. Mein persönliches Unglück verschwindet für mich in dem Schmerz um das Vaterland; ich habe nur noch einen Wunsch, nur eine Hoffnung, das ist die Befreiung Preußens, Deutschlands von dem Joche des corsischen Tyrannen."

Anna hatte auf solche Reden ihr oft erwidert:

„Wenn ich Dir auch das Alles zugeben, Alles mit Dir fühlen will, so kann ich doch mein persönliches Weh' nicht vergessen über dem allgemeinen Unglück, weil ich dagegen nichts thun kann, weil ich müßig, thatenlos zuschauen muß, wie mein Vaterland tiefer und tiefer von Napoleon in den Staub getreten wird."

Dann hatte Frau von Mühlen gelächelt und gesagt:

„Weißt Du denn, ob Du nicht noch einmal der Sache des Vaterlandes nützen kannst? Denke an die Fabel vom Löwen und der Maus, auch schwache Frauenhände können oft Großes schaffen helfen, wenn sie opferfähig sind. Wer weiß, ob die Stunde nicht doch noch einst kommt, wo die nationale Sache persönliche Opfer von Dir verlangt; sei dann nur bereit, sie auch zu bringen."

Darüber waren Jahre vergangen. — Frau von Mühlen zu ihren Verwandten nach Berlin zurückgekehrt, und der Briefwechsel zwischen den Freundinnen ein immer spärlicherer geworden. Was Frau von Mühlens ganze Seele erfüllte: der Haß gegen die Franzosen, die Hoffnung einer Erhebung Preußens gegen Napoleon, davon durfte sie dem Papier nichts anvertrauen; das Briefgeheim-

*) Vor Nachdruck wird gewarnt. D. Red.

niß von Personen, die als verdächtig, d. h. als deutsche Patrioten auf Fouché's Liste standen, wurde damals von den Franzosen wenig respectirt.

Anna hatte dagegen auch Gründe, freilich anderer Art, der Freundin nicht von dem zu reden, was seit mehr als einem Jahr ihr Herz fast ausschließlich erfüllte.

Heute aber gedachte sie besonders lebhaft der fernen Freundin, und wie deren Prophezeihung: daß die Stunde kommen könne, wo das Vaterland persönliche Opfer von ihr verlangen würde, doch nie zur Wahrheit geworden sei.

Da öffnete sich plötzlich die Thür, und der eintretende Diener meldete einen fremden Herrn, der dem gnädigen Fräulein Briefe von Frau von Mühlen zu bringen habe.

Fast erschreckt von dem eigenthümlichen Zusammentreffen, winkte sie dem Diener, den Fremden zu ihr zu führen.

Ein Mann in der Mitte der dreißiger Jahre, hoch und schlank gewachsen, dessen wettergebräunte Züge und die tiefen Furchen seiner Stirn auf körperliche und geistige Strapazen und Anstrengungen schließen ließen, trat in das Zimmer.

Sie ging ihm ein paar Schritte entgegen und fragte freudig erregt, ob er ihr gute Nachrichten von der fernen Freundin bringe, ob er sie kürzlich gesehen habe?

Der Fremde verbeugte sich stumm, und der scharfe, prüfende Blick, den er auf Anna heftete, schien zu fragen: „Bist Du Die, für Die ich Dich halte, kann ich Dir trauen?" Aber auf ihrer offenen, klaren Stirn, in dem schönen grauen Auge, das so hell und fest dem Seinigen begegnete, wohnte kein Falsch, und rasch näher tretend, sagte er:

„Ich stehe vor Ihnen, mein Fräulein, als ein Verfolgter, die französische Polizei ist mir auf den Fersen, und nur, wenn Sie Bürgschaft für mich übernehmen, d. h. wenn es Ihnen möglich ist, von Ihren Eltern zu erlangen, daß ich bis morgen als Ihr Gast in Ihrem Hause bleiben darf, ist für mich eine Möglichkeit da, die französischen Gendarmen von meiner Spur abzulenken. Hier ist ein Brief von Frau von Mühlen, den sie mir vor sechs Wochen in der Voraussicht mitgab, daß eine solche Eventualität auf meiner Mission eintreten könnte. Er ist meine einzige Legitimation."

(Fortsetzung folgt.)

Elard Mülhause,

der blinde Schriftsteller von Rauschenberg.

Mitten in den Stürmen des Jahres 1848 — ich war noch Studiosus der Rechte, aber trotzdem schon Mitglied des Marburger „Volksraths" — führte mich eine Einladung, die ich dieser meiner „politischen" Stellung verdankte, in das oberhessische Städtchen Frankenberg, an dessen bescheidenen Hütten die goldreiche Edder vorüberfließt, ihre Märchen von heimlichen Schätzen flüsternd, deren Hebung der arbeitsamen Bevölkerung des rauhen Burgwaldes trotz all ihren Mühen nicht recht gelingen will. Ich hatte an einem Volksfeste theilzunehmen, das den Frankenbergern die Noth des Tages vergessen machte und die Herzen rascher schlagen ließ, denn sonst. Sie waren voll des beseligenden Glaubens an die Nähe der deutschen Einheit, die man sich damals noch nicht ohne die Freiheit dachte.

Der Festplatz war droben auf der Burg, die ich nur mühsam erkletterte, obgleich ich das Steigen schon von Marburg her einigermaßen gewöhnt war. Hoch oben flatterte die schwarzrothgoldene Fahne; sie wehte über den Köpfen einer ungezählten Menge, die — einheits- und freiheitstrunkener als sie jetzt ist — herbeigeströmt war aus der Nähe und Ferne.

Auf der Rednerbühne stand ein junger, blasser Mann, der glühende Worte von Bürgertugend sprach und die Menge aufforderte, getreulich auszuharren in ihrem heiligen Kampfe.

Wer war der Mann? Der blinde Elard Mülhause aus Rauschenberg.

Seine Worte hatten auch mir ins Herz geklungen; ich fühlte mich hingezogen zu dem Redner und verplauderte drum, als die politischen Debatten dieser festlichen Stunde längst vorüber waren, noch eine gute Weile mit ihm. Was wir wohl miteinander verhandelt haben? Wir lebten Beide auch noch für Anderes, als für die schweren Kämpfe des Tages; wir hatten trotz diesen Kämpfen noch Sinn für die heilige Stille des Waldes und es ging, wie mich bedünken möchte, etwas Poetisches wie das Rauschen der Tanne durch unser trauliches Geplauder.

Wir trennten uns und sollten uns in zehn, nein, in fast zwanzig Jahren nicht wiederfinden. Wir hatten uns in den Mühsalen des Lebens halb und halb vergessen; wir dachten kaum noch an einander; da endlich führt mich jüngst der Zufall nach Rauschenberg; ich schlendre durch den Wald, der die dortige Burgruine umhüllt, und wie da so über mir die heiligen Eichen, die Tannen und Buchen ihr geheimnißvolles Flüstern beginnen, als hätten sie mir wieder ein Märchen aus alten Zeiten zu erzählen, da sehe ich im Geiste auch den blassen Mann vor mir stehen, der hier wohl gar manchmal wandeln mag, aber ohne die blinkenden Thautropfen betrachten zu können, die mein Fuß von den Gräsern abstreift, und ohne sich der sanften Bläue des Himmels erfreuen zu dürfen, die zu mir herableuchtet durch das dunkle Laubdach des Forstes. Elard Mülhause! Ob er wohl noch an die Einheit und Freiheit, an die feste Bürgertugend unserer Volksführer glaubt? — Ich beschloß, ihn zu besuchen.

Man führte mich, als ich in der Stadt meinen Wunsch ausgesprochen, in eines der kleinsten Häuschen von Rauschenberg. Ich kletterte eine Treppe hinauf, auf welcher ich fast in Versuchung war, an eine Hühnersteige zu denken; ich trete dann in ein enges, niedriges, aber doch freundliches Zimmerchen — in die Wohnung des blinden hessischen Schriftstellers — und Mülhause steht vor mir.

Und nun, lieber Leser, denke Dir einmal im Stillen diesem Rauschenberger Zimmerchen gegenüber das Palais des Pariser Journalisten. Das Arbeitszimmer einer französischen Celebrität, die trotz all ihrer Berühmtheit vielleicht nicht über halb so viel tiefes Wissen zu verfügen hat, wie Mülhause. Denke Dir dort den glänzenden Salon, die schwellenden Teppiche, die goldgerahmten Spiegel, die rauschenden Vorhänge, die den Luxus, den sie verhüllen, nur schwelgerischer erscheinen lassen. Betrachte Dir die tausend Nippes; die kostbaren Wandgemälde und Statuetten. Eine büßende Magdalena als Briefbeschwerer; eine Venus Anadyomene, nicht aus dem Meere, sondern aus dem Schreibpulte verlockend hervortauchend. Hier aber — zur Wohnung des Rauschenberger Schriftstellers — die Hühnersteige; dann das enge Stübchen mit ein paar Lackstöcken vor dem Fenster; ein versessenes Sopha und ein paar harte Stühle; auf dem Schreibtische aber anstatt der alabasternen Magdalena und der Venus aus Elfenbeinmasse harte „Donnersteine" aufgeschichtet, wie ein Symbol Dessen, was uns die deutsche Schriftstellerei anstatt des Brodes gibt. Doch nein! die Steine sind nur Ueberbleibsel einer grauen Vorzeit, wie sie auf den Fluren von Rauschenberg gefunden werden; altdeutsche Werkzeuge aus den Tagen Wuodans und ähnliches Geräthe, wie es mein blinder Freund sucht, um daran die Geschichte unserer Ahnen zu studiren.

Mülhause erkannte mich schon an meinem Gruße. Mit freundlichem Zurufe hieß er mich willkommen.

„Aber Sie sind in den zwanzig Jahren dicker geworden", setzte er zu meinem nicht geringen Erstaunen hinzu, noch bevor es ihm gelang, meine Hand zu erfassen.

Als ich fragte, wer ihm von der in der That eingetretenen bescheidenen Vermehrung meines Umfangs Kenntniß gegeben, antwortete er lächelnd:

„Ich höre es an Ihrer Stimme."

Der Resonnanzboden derselben hatte zugenommen; für das feine Ohr des Blinden mochte darum schon auch sie sich ein wenig verändert haben.

Wir plauderten dann wieder miteinander wie im Jahre 1848 zu Frankenberg. Draußen leuchtete die Sonne und der grüne Wald rauschte wie dazumalen. Auch unsere Herzen, so schien es mir, waren noch frisch und gesund geblieben.

Mitten im Plaudern reichte mir Mülhause seine jüngste Schrift: „Die aus der Sagenzeit stammenden Gebräuche der Deutschen, namentlich der Hessen" *), und diese Schrift ist es, um derentwillen ich mir erlaubt habe, meine sonst bedeutungslosen Begegnungen mit dem Verfaßer flüchtig zu erzählen. Mülhause will in dieser Schrift „am Grabe von Hessens Selbstständigkeit" die Gebräuche des Chattenstammes (— die Angehörigen dieses Stammes heißen noch heute die Blinden, weil schon ihr Vater Hatu, der Gott des Krieges, des Augenlichtes beraubt war —) „zum Gegenstand einer besonderen Besprechung machen", um so als blinder Hesse „ein Scherflein beizutragen zur Pflege des so fest am Alten hangenden Volksgeistes"; und wer für solche Versuche noch Sinn hat, dem sei das Werkchen hiermit bestens empfohlen.

Mülhause beginnt darin mit der Schilderung der dem deutschen Heidenthum entstammenden Gebräuche, die noch heute üblich sind, bei der Geburt des Kindes, bei der Taufe (ja, auch bei dieser!) und bei der ersten Pflege des Säuglings. Als treuer Freund folgt er dann den Kindern zu ihren Spielen im Dorfe und bei ihren Gängen in den Wald. Wir sehen die „Jungfer am Seil" Halstuch und Jacke von sich werfen; sehen am Fuße der Eiche das Opfer der ersten Heidelbeere dargebracht; wir hören schon im Kinderliedchen die für den deutschen Volksgeist so charakteristische Verhöhnung des „Pfaffen", dem die Faulste zugesellt wird, „damit sie ihm singen helfe". Wir sehen dann den Jüngling „geburscht" werden und den Knaben an der Leiter Wache stehen, wenn der Bursche des Nachts in Zucht und Ehren den Schatz besucht. Wir finden in dem Abschnitt des Büchleins, der vom Abschluß der Ehe handelt, all jene sinnigen Gebräuche wieder, die wir einst angestaunt, wenn uns das Glück zu einer lustigen Dorfhochzeit führte; wir hören wieder die Sprüche des Brautführers und das wehmüthig-glückliche „Adieu, liebe Eltern!" der Braut. Wir sehen dann auch noch, wie die junge Frau gehänselt wird bei ihrer ersten Wäsche; sehen sie sorgen für „gutes Wetter" und sehen sie die neue Magd gewissenhaft dreimal, wie es der Brauch verlangt, um den Herd führen. Wir begegnen den bangen Sorgen des Hauses um das „behexte" Vieh. Unser Büchlein führt uns dann auch noch ans Krankenlager und zur Todtenbahre. Da liegt eine Wöchnerin, die wir sterben sehen. Sie wird begraben in kühler Erde. Aber noch vier Wochen lang machen sie ihr daheim an jedem Morgen gar sorgfältig das Bett. Auch die Wiege des Kindes bleibt unverrückt stehen vor diesem; denn um Mitternacht kommt die Todte — um sich zu freuen ihres Kindes.

A. Trabert.

*) Cassel, im Commissionsverlag von August Freyschmidt.

London im Nebel.

* London, 27. December.

Nebelschwarz wie der gestrige Tag begonnen hatte, ging er auch zu Ende, so daß sein Uebergang in die eigentliche Nacht kaum zu merken war. Gegen 4 Uhr Nachmittags war es so dunkel, daß unsere, bisher lichtscheuen, Droschkenkutscher sich gedrungen sahen, ihre Laternen anzustecken, wenn sie welche besaßen, oder, wenn sie keine besaßen, resignirt nach Hause zu fahren. Die Briefträger erschienen mit Blendlaternen, denn das Gaslicht der Straßenlampen, das der Nebel in sich aufzusaugen schien, besaß nicht mehr so viel Leuchtungskraft auf zwei Schritte Entfernung, daß die Postboten durch seinen Beistand allein eine Hausnummer unterscheiden oder eine Adresse hätten entziffern können. Verirrte Menschen, nüchterne nicht minder wie sachte angetrunkene, die nach dem Wege frugen, begegneten Einem auf Schritt und Tritt, Omnibusse waren gesuchte Waare, und wer eine Equipage sein eigen nennt, hielt sie sorgsam zu Hause, damit ihr in der Nebelwirrniß kein Leid geschehen. So kam es, daß die Straßen schon am frühen Nachmittag ungewöhnlich öde waren. Nur in und vor den Bahnhöfen, die nach dem Sydenhamer Krystallpalast führen, gab es viel Drängen und Treiben. Denn, um dem Nebel zu entrinnen und den Weihnachtsspectakel draußen zu sehen, umlagerten dichte Schaaren die betreffenden Bahnhöfe. Viele mußten unverrichteter Sache wieder abziehen, da es, des dichten Nebels wegen, nicht möglich war, die Züge so rasch als nöthig gewesen wäre aufeinander folgen zu lassen, trotz aller Feuer- und Nebelsignale fortwährend Verkehrsstockungen eintraten, ja, knapp vor dem Centralbahnhofe von Cannon-Street, sogar zwei Züge ineinander rannten, wodurch etliche Passagiere (glücklicherweise nur leicht) beschädigt wurden. Allen Hindernissen zum Trotz betrug die Zahl der im Krystallpaleste Anwesenden doch über 30,000, und diese konnten sich unter Millionen rühmen, außer anderen Merkwürdigkeiten auch die leibhaftige Sonne gesehen zu haben, die, wenige Meilen außerhalb der Stadt, in vollem Glanze leuchtete, während es in letzterer wie am Vorabend des letzten Gerichts aussah. Den Theatern und anderen, durch Dach und festes Mauerwerk geschützten, Vergnügungsplätzen kam die Bosheit des Wetters vortrefflich zu Statten. Unbeirrt durch den Gedanken, daß die Fenier möglicherweise sämmtliche Theater in die Luft sprengen könnten, waren diese zum Erdrücken voll. Am zweiten Weihnachtstage rücken sie nämlich allesammt mit neuen Stücken, Decorationen und Spectakeln ins Feld, vor Allem aber mit den Pantomimen, die bis kurz vor Ostern gegeben werden, und außerhalb Englands nirgend mehr in ihrer alten, theils phantastischen, theils lustigen, Glorie angetroffen werden. Die Einleitung zu diesen Stücken bildet jederzeit ein dramatisirtes Zaubermärchen, das zum größten Theile dem deutschen Märchenschatze entnommen wird. Den Schluß desselben bildet die glänzende Verwandlungsscene, in der die Helden des Märchens in die traditionellen Figuren des Harlequin, Clown, Pantalon und der Columbine verwandelt werden, und erst wenn diese Zauberscene mit unglaublichem Aufwande von Maschinerie, bengalischem Feuer und Decorationspracht vorüber ist, beginnt die eigentliche Pantomime mit ihren Schnurren, die oft erst spät nach Mitternacht endet. Sämmtliche Theater Londons fassen an 50,000 Zuschauer, und in den meisten wurden neue Pantomimen aufgeführt, und Alle waren, wie bemerkt, zum Erdrücken voll, und vor den wenigsten war am Schlusse der Vorstellung eine Droschke zu erhaschen, so daß die verehrten Auditorien im Nebel ihren Weg nach Hause suchen mußten. Heute geht die Stadt wie sonst ihren Geschäften nach.

Mannichfaltigkeiten.

(**Antonie v. Arneth.**) Aus Wien vom 27. Dec. berichtet die „Presse": Die gestern hier zu Grabe getragene Frau Antonie v. Arneth gehörte durch zehn Jahre als Künstlerin dem Burgtheater an und war während dieser Zeit eine Zierde dieses Kunst-Instituts. Sie war die Tochter des einst berühmten Tenoristen Adamberger und genoß eine vortreffliche Erziehung. Da sie frühzeitig ihre Eltern verlor, kam sie in das Haus ihres Großvaters Jacquet und bildete sich unter der Leitung des Gelehrten und Dichters Heinrich Collin für den selbstgewählten Beruf, für die dramatische Kunst aus. Im Jahre 1807 betrat sie die Bühne und glänzte in naiven Rollen. Nicht lange darauf machte sie die Bekanntschaft Theodor Körners, der damals als Theaterdichter beim Burgtheater engagirt war. Der junge Dichter faßte zu ihr eine innige Zuneigung und verlobte sich mit ihr. Körner's Heldentod (1813) zerriß das schöne Band. Ein Jahr nach diesem traurigen Ereignisse besuchte Antonie Adamberger mit fünf Freundinnen die Ruhestätte ihres Verlobten unter der Eiche bei Wöbbelin. Die Scene am Grabe war erschütternd. Bevor die Besucherin wegging, schnitt sie eine Locke ihres prächtigen Haares ab und vergrub solche im Grabhügel. Im Fremdenbuch, das neben dem Grabe aufliegt, standen die einfachen Worte von ihrer Hand: „Ich war hier und bin im Geiste oft hier." Fünf Jahre darauf, im Jahre 1819, vermählte sie sich mit dem Custos des Münz- und Antiken-Cabinets Joseph Arneth, worauf sie der Bühne für immer entsagte. Ihrem Sarge folgten zwei geachtete Söhne, deren einer Abgeordneter des niederösterreichischen Landtags ist."

(**Ein Erlaß Napoleon's.**) Eine herbe Satyre in Form eines kaiserlichen Erlasses ist zu Paris in Umlauf gesetzt und wird viel in den Arbeiterwerkstätten gelesen, ohne daß die Polizei es auch nur versucht, die feindselige Schrift mit Beschlag zu belegen. Das Decret fängt so an: „Napoleon III., Kaiser der Franzosen durch Papstes Gnaden und durch den Willen der Zuaven, allen Denen, welche das Vorliegende sehen werden, Gruß und Kartätschen, Segen und Chassepot. Artikel 1. Marquis Dupanloup, Bischof von Orleans, ist zum Kriegsminister ernannt an Stelle des Marschalls Niel, welcher mit dem Amte eines Kirchendieners von St. Roch betraut ist. Der Herr Bischof von Poitiers ist zum Minister der Finanzen ernannt an Stelle des Herrn Rouher, der auf sein Verlangen mit dem Amte eines Pfarrers von Saint Flour bedacht ist. . . ." In diesem Tone folgen zwanzig Artikel. Das Ende des kaiserlichen Erlasses lautet also: „Chassepot, der in Italien Wunder vollbracht hat, ist canonisirt. Monseigneur Dupanloup ist mit Ausführung des vorliegenden Decretes beauftragt. Gegeben zu Paris im Palast des Erzbischofs, den 18. Brumaire des Jahres 1867. Napoleon. (Gegengez.) Eugenie. Gesehen und gebilligt vom Papste. Der Legat: Chigi."

(**Rückblick auf 1867.**) Der heutige „Figaro" epilogisirt folgendermaßen:

Wer diesem Jahr sein Urtheil spricht,
Der zählt es zu den Schlimmsten nicht,
Noch wen'ger zu den Besten;
Was zeigt am Schlusse die Bilanz?
Bezahlt ist keine Rechnung ganz,
Es bleibt gar viel an Resten.

Zwar brachte, reisefertig schon,
Verfassungs-Renovation
Das Jahr uns im December;
Doch es zu preisen nach Gebühr,
Einstweilen überlassen wir —
Dem Bruder Magyarember!

Frankfurt, 31. December.

Gestern Abend hielt die Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hülfswissenschaften ihre Jahresversammlung ab. Aus den Berichten der einzelnen Institute ist Folgendes hervorzuheben Mit Einlagen in die Sparcasse betheiligten sich 9873 Personen, dieselben haben 3,496,455 fl. gut. Die Zahl der Einleger vermehrte sich gegen 1866 um 852, das eingelegte Capital um 411,112 fl. Der Reservefonds beträgt 413,778 fl. Die Vermehrung der Einlegerzahl schreibt die Verwaltung nicht nur den inzwischen ruhiger gewordenen Zeiten, sondern auch der im Interesse der Theilnehmer stattgehabten Reform der Verwaltung, sowie der Erhöhung des Zinsfußes zu. — Die Ersparungsanstalt schloß 1866 mit 2966 Einlegern, jetzt zählt sie deren 3280 mit einem Guthaben von 378,960 fl. Austritte mit Rückzahlung fanden im Laufe des Jahres nur sehr wenige, etwa 66, statt. Das Capital der Anstalt vermehrte sich gegen das vorige Jahr um 25,000 fl. — Was die Schulanstalten betrifft, so wurde darüber Folgendes berichtet: Die Gewerbeschule wurde von 43 Schülern besucht. Die Reorganisation war vom besten Erfolge begleitet. Die sittliche Haltung der Schüler war eine befriedigende. — Die Sonntags-Abendschule, welche jetzt 50 Jahre besteht, wurde von 179 Gesellen und Lehrlingen besucht, 1866 von 157. — Die Abendschule frequentirten 43 Zöglinge, gegen das Vorjahr 20 weniger. In der Sonntags-Abendschule wurden seit dem Tage ihrer Gründung am 9. November 1817 nicht weniger als 9664 Schüler unterrichtet. — Die Handelsschule ist in gedeihlicher Entwickelung begriffen. Die Errichtung einer neuen Classe ist für kommende Ostern in Aussicht genommen. Die Anstalt wurde im Sommer von 33, im Winter von 54 Zöglingen besucht. — Das Capital der Wöhler-Stiftung hat sich nicht erheblich vermehrt, es beträgt jetzt 3500 fl. Aus den Zinsen wurde einem jungen hiesigen talentvollen Manne ein Stipendium zu seiner Ausbildung gegeben. — Der Verein zum Wohle der dienenden Classe hat aus finanziellen Rücksichten dieses Jahr davon abstehen müssen, eine Preisvertheilung an treue Dienstboten vorzunehmen. Die vom Verein gegründete Aufenthaltsstätte wurde von 619 Dienstmädchen, 1866 von 710, benutzt, wovon 308 Dienst erhielten. Die Blindenanstalt wurde von 11 männlichen und 2 weiblichen Zöglingen besucht. Austraten drei, wovon zwei durch eine glückliche Operation das Augenlicht wieder erhielten. — Das stenographische Institut wirkt in gewohnter Weise durch Abhaltung von Lehrkursen. Dieselben wurden im Sommer von 10, im Winter von 30 Theilnehmern besucht. — Bei der Feststellung des Budgets für das nächste Verwaltungsjahr ergab sich bei einer Einnahme von 11,297 fl. und einer Ausgabe von 16,040 fl. ein Deficit von 4743 fl. Die Gesellschaft trug kein Bedenken, dieß Budget zu genehmigen, und die Deckung des Deficits auf das von der Gesellschaft angesammelte Capital von fl. 15,000 fl. zu verweisen. Mit diesem Jahr läuft die städtische Subvention für die Gewerbeschule mit 6400 fl. ab. Es entstand nun die Frage, wie es mit dieser Anstalt bei dem Ausfallen einer so bedeutenden Einnahme gehalten werden solle. Es beschäftigte sich deßhalb eine Commission mit der Frage, ob die Schule aufgelöst werden solle oder nicht! Einstimmig war dieselbe mit der Versammlung der Ansicht, diese Schule noch ein Jahr fortbestehen zu lassen, da Hoffnung vorhanden sei, daß dieser Anstalt wieder eine Unterstützung zu Theil werde; sollte dieß jedoch nicht der Fall sein, so bleibe immerhin noch eine Vereinigung dieser Schule mit einer anderen übrig. Das Budget der Gewerbeschule wurde auf 9300 fl., das der Sonntagsschule auf 1000 fl., der Blindenanstalt und des stenographischen Instituts auf je 200 fl. ꝛc. normirt. Die Gesellschaft zählt jetzt 417 Mitglieder.

Literatur-Notizen.

„**Goethes Werke**", herausgegeben von H. Kurz (Hildburghausen, Bibliographisches Institut). Eine erprobte Hand verwaltet die „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur", zu welcher diese Ausgabe von Goethe's Werken gehört, deren erster Band nun vollendet ist. Er umfaßt die Gedichte, vollständiger gesammelt und gesichtet, als wir sie bisher kannten. Zugleich aber wurden manche Gelegenheitsgedichte und dergleichen weggelassen, welche weder an sich noch für Goethe's persönliche Erlebnisse Bedeutung haben. Im Ganzen liegt die von Goethe selbst geleitete Ausgabe „letzter Hand" zu Grunde; aber zugleich benutzte Kurz die früheren Drucke, auch die zerstreuten einzelner Schriften und Gedichte, wodurch letztere manche werthvolle Ergänzung und Berichtigung gewannen, namentlich „Das Göttliche" S. 261 und der „Wanderer" S. 378, vergleiche S. XXXIX. Zahlreiche Varianten der Lesarten in den einzelnen Ausgaben sind zusammengestellt. Eine schätzbare Zugabe zu diesem Bande spendet der Herausgeber in einer bündigen Geschichte des Dichters und seiner Werke. In 12 Bänden (40 Lieferungen, zu 5 Sgr.) werden Goethe's sämmtliche Werke vollendet werden.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 2. Donnerstag, den 2. Januar 1868.

Aus den Tagen des Rheinbundes.

Novelle von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Der Fremde überreichte der, vor Ueberraschung sprachlosen Anna einen Brief von Frau von Mühlen, der nichts enthielt, als die Worte:

„Sei dem Ueberbringer dieser Zeilen in jeder Weise hülfreich; thue, was er von Dir verlangen mag, er ist auf einer gefährlichen Reise begriffen, und der Träger wichtiger Papiere. Was Du für ihn thust, thust Du für die Sache des Vaterlandes. Er ist Einer der Unseren, ein thätiges Mitglied unserer geheimen Verbindung."

Anna ließ das Papier sinken. So war denn doch endlich die Stunde gekommen, von der die Freundin ihr gesprochen, aber in wie anderer Weise, als sie es erwartet. Was von ihr verlangt wurde, war so wenig, schien ein so kleines Opfer, und für sie, in ihren Verhältnissen, doch so schwer. Wie sollte sie es vor den Eltern verantworten, einen Fremden als Gast in ihr Haus zu laden, einen Fremden, dessen Beziehung zu Frau von Mühlen ihr einziger Vorwand zu einem solchen eigenmächtigen Handeln sein konnte, während den Eltern diese Freundin, ihrer deutsch-patriotischen Gesinnung wegen, stets ein Stein des Anstoßes gewesen war.

Der Fremde sah Anna's stillen Kampf, und ein Zug peinlichen Unbehagens flog über sein schönes, ernstes Gesicht.

„Ich begreife", sagte er, „wie unangenehm meine Bitte für Sie sein muß, aber ich verlange dies Opfer nicht um meinetwillen von Ihnen, meine persönliche Sicherheit ist es nicht, um die es mir gilt, sondern um die Papiere und Nachrichten, deren Träger ich bin. Frau von Mühlen schilderte Sie mir als eine Patriotin, und an Ihren Patriotismus appellire ich!"

„Verzeihung!" rief Anna, und eine leichte Röthe der Beschämung färbte ihre Wangen, „daß ich Ihnen nicht gleich meine Zusage gab; ich überlegte, wie sich die Schwierigkeiten, die sich Ihrem Wunsche entgegenstellen, am besten beseitigen lassen. Aber es wird gehen, Sie sollen nicht umsonst an meinen Patriotismus appellirt haben."

„Ich danke Ihnen!" versetzte er einfach.

„Vor Allem", fuhr Anna fort, „müssen wir uns jetzt darüber verständigen unter welchem Namen und in welchen Beziehungen ich Sie meinen Eltern vorstellen soll. Als Frau von Mühlen's Bruder?"

„Nein, das geht nicht; der Eine ist in russische Dienste getreten, der Andere kämpft in Spanien in der englischen Armee gegen die Franzosen, ihre Namen sind zu oft öffentlich genannt worden, und es könnte selbst hier Jemand sein, der diese Verhältnisse kennt. Eine nahe Beziehung zu Frau von Mühlen muß aber natürlich festgehalten werden. .... Stellen Sie mich als ihren Vetter vor."

„Gut! Aber unter welchem Namen? Darf ich Sie Graf Wahrnim nennen? Es gibt so viele dieses Namens in Preußen."

„Warum diese Standeserhöhung? Ich bin nur ein einfacher Edelmann, und scheine nicht gern mehr, als ich bin; selbst dann nicht, wenn die Verhältnisse mich zwingen, unter falscher Flagge zu segeln."

Anna erröthete wieder. Sie konnte dem Fremden nicht sagen, daß sie den Grafentitel gewählt, weil ihre Eltern um so geneigter sein würden, ihn als Gast aufzunehmen, je vornehmer der Name war, den er trug.

Sei es nun, daß der Fremde sie errathen, oder daß Frau von Mühlen ihm über Anna's häusliche Verhältnisse Andeutungen gemacht, genug, er sagte:

„Indessen, bleiben wir immerhin auch bei dem Grafen Wahrnim, wenn Ihnen der Name gut scheint, es ist ja am Ende ganz gleichgültig, wie ich mich nenne."

Sie nickte ihm erfreut zu und klingelte dem Bedienten, um ihn zu beauftragen, die Sachen des Grafen Wahrnim aus dem Gasthofe zu holen.

„Der Herr Graf wird bei uns wohnen", sagte sie dem sie ganz verdutzt anstarrenden Diener, „sorgen Sie, daß das Gastzimmer sogleich zurecht gemacht wird."

Der Fremde trat näher zu ihr und mit einem raschen, festen Druck ihre Hand, wie die eines Mannes ergreifend, sagte er:

„Ich danke Ihnen sehr, mein Fräulein! Es ist ein großes Opfer, was Sie bringen, und ich freue mich, daß es auch in Süddeutschland so patriotische Herzen gibt."

Sie lehnte seinen Dank freundlich ab, und erkundigte sich eifrig nach Frau von Mühlen.

Graf Wahrnim, wie wir den Fremden jetzt auch nennen wollen, sprach mit großer Anerkennung von ihrem Wirken als ächte Patriotin.

„Viele Fäden", sagte er, „der großen Verbindung, die über ganz Preußen sich erstreckt, laufen in ihrer Hand zusammen, und mit selbstvergessender Hingebung weiht sie sich der Sache des Vaterlandes."

Das rasche, eilige Rollen eines Wagens ließ sich jetzt auf der stillen Straße hören, und Anna trat an's Fenster, um zu sehen, wer da vorüber führe.

Es war ein eleganter Reisewagen mit vier Pferden bespannt und das Verdeck war zurückgeschlagen. Zwei Männer in Civilkleidern saßen darin, von denen der jüngere lebhaft nach dem Fenster heraufgrüßte, während der ältere vornehm herablassend mit der Hand hinauf winkte. Ein Zug unangenehmen Erstaunens flog über das Gesicht des jungen Mannes, als er den neben Anna

stehenden Fremden bemerkte, und noch im Weiterfahren bog er den Kopf zurück und faßte das Fenster scharf in's Auge.

Anna war sehr bleich geworden, und preßte die Hand auf das Herz, als wollte sie sein starkes Klopfen zurückhalten.

Wahrnim sah forschend und prüfend auf ihre bewegten Züge, aber sie bemerkte es nicht, ihre ganze Seele lag in den Blicken, mit denen sie dem fortrollenden Wagen folgte. Erst die Frage des Grafen, wer die beiden Herren gewesen, rüttelte sie aus ihrem traumhaften Hinstarren auf.

„Es war der Fürst und sein Adjutant", sagte sie. „Sie kommen ganz unerwartet aus Paris zurück."

Eben fuhr ein zweiter Wagen eben so eilig heran, und gleich darauf traten Herr und Frau von Waldheim in das Zimmer.

Anna's Stimme zitterte, als sie ihren Eltern „den Grafen Wahrnim, Vetter von Frau von Mühlen" vorstellte, und hinzufügte, daß sie ihn eingeladen, ihr Gast zu sein und in ihrem Hause zu wohnen.

Frau von Waldheim maß die Tochter mit einem Blick, in dem sich Zorn und Staunen mischten, während der Hofmarschall verlegen lächelnd abwartete, wie seine Frau den Fremden empfangen würde, um danach sein eigenes Benehmen einzurichten.

Graf Wahrnim trat ihnen mit der Sicherheit eines Mannes entgegen, der gewohnt ist, wo er sich zeigt, mit Verbindlichkeit und Rücksicht empfangen zu werden, und es lag in der vornehmen Ruhe seines Wesens, in dem Ernst seiner männlich schönen Züge etwas, das der Frau des Hauses unwillkürlich imponirte, und sie bewog, die Einladung der Tochter mit höflichen Worten zu billigen und zu wiederholen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine chinesische Zeitung.

Unter dem Titel: „The Honkong Daily Press" erscheint in Honkong ein Blatt, wovon uns ein Exemplar vorliegt und so mancherlei interessante Blicke in das Leben der europäischen Colonien Hinter-Asiens thun läßt. Das Journal ist auf sehr weißem und starkem Papier mit scharfen und geschmackvollen Lettern aller Schriftgattungen gedruckt: vier Seiten zu je sieben Spalten im großen Times-Format — unter dem englischen Titel finden wir eine Wiederholung desselben in chinesischen Buchstaben. Da die Riesencolumnen der ersten, dritten und vierten Seiten nur Annoncen enthalten — für unsern Zweck natürlich das Wichtigste — und der Körper des Blattes auf der zweiten Seite gar keine Redactionskosten verursachen kann, muß es kein übles Geschäft sein, diese „Tagespresse" zu dem Preise von 2½ Doll. monatlich (6 fl.) herauszugeben.

Ueberhaupt bekommt man vor den chinesischen Preisen allen Respect, wenn man z. B. liest, daß eine „königlich italienische Opern-Gesellschaft" — im Vereine mit einem Ballet-Personale — am 12. April in Honkong im „Teatro Lusitano" zum erstenmale „Don Pasquale" und am 20. und 21. April in der benachbarten portugiesischen Colonie Macao „die sehr beliebte Oper „Il Trovatore", sowie „Don Pasquale" aufführen wird, wobei ein Billet 4 Dollars (9 fl. 36 kr.) und eine Loge für 6 Personen 25 Dollars (60 fl.) kostet. Unter den Namen der Sänger ist auch nicht Einer, der in Europa bekannt wäre.

Zu herabgesetzten Preisen (2 und 1 Dollar der Platz) kündigt ferner „die große Drachentruppe japanesischer Gaukler, Akrobaten, Seiltänzer und Beschwörer vom Drachentheater zu Yeddo" ihre „positiv letzte Vorstellung" an, die übrigens Mitte April um 9 Uhr Abends beginnt. Cho-Noske-Itjoile wird „den großen Schmetterling", Shing-Go-Ro und Che-O-Kitche werden auf einer 30 Fuß hohen Leiter ihre wunderbaren Balancierkünste zeigen; Ruder-Sung wird über spitze Bambusstäbe und dann wieder über Papier laufen („muß gesehen werden, um geglaubt zu werden"); die große Seiltänzerin der Gesellschaft wird Kunststücke ausführen, „die noch nie in irgend einem Theile der Welt, außer in Japan, dargestellt wurden".

Freilich finden wir daneben auch Löhne von ähnlicher Höhe; so sucht eines der Docks Arbeiter, den europäischen Vormann zu 5 Doll., den aus Kanton zu 1¾ Doll., der Zimmermann aus Kanton zu ¾ Doll., den aus Foochow zu 45 Cents per Tag — zugleich charakteristisch für das Verhältniß europäischer zu chinesischer Arbeit.

Bezeichnend ist auch, daß der einzige selbstständige Aufsatz des Blattes, der Leitartikel, sich mit den Mitteln beschäftigt, dem Leichtsinne und der Prahlsucht der jungen Engländer und Portugiesen Einhalt zu thun, die sie oft über Hals und Kopf in Schulden stürzt. Wir erfahren daraus, daß „der Mittelstand in Honkong hauptsächlich aus Portugiesen besteht, die dort oder in Macao geboren sind, in deren Händen sich fast alle Aemter der Colonie befinden und die es dann mit ihren schmalen Gehalten den Commis in den englischen Factoreien gleichthun wollen." So richten sie sich zu Grunde, obschon ein Beamter mit 100 Doll. (240 fl. monatlich) „ganz gut zu leben habe, wenn er sich einzurichten weiß." Und das könne ein Portugiese viel eher, weil er meistens der Landessprache mächtig ist, während der Engländer viel zu sehr John Bull ist, als daß er sich nicht unbedingt in die Hände chinesischer Diener geben sollte, statt sich selber um die Sprache und Gewohnheiten der Chinesen zu kümmern.

Volle drei Spalten widmet das Blatt der ungemein ehrenvollen Anzeige der ersten beiden Bände von Scherzers „Novara-Reise". Es ist gewiß kein kleines Lob, wenn gerade in Honkong über dieß Werk Urtheile gefällt werden, wie die folgenden: „Sobald die englische Uebersetzung veröffentlicht ist, wird das Buch ein höchst nützlicher, ja nothwendiger Gefährte für Kaufleute, die bei dem auswärtigen Handel interessirt sind, und als solcher in jedem Comptoir zu finden sein. . . . Die ungeheuren Schätze der Aufklärung der interessantesten Art, die es enthält, sind dem Staatsmanne eben so unentbehrlich, wie dem Kaufmanne, und wir können das Werk als ein umfassendes Handbuch für commercielle Statistik nicht warm genug Allen empfehlen, die irgendwie an dem Handel oder Fortschritte der von der Expedition besuchten Länder interessirt sind. Die gesammelten Thatsachen sind nicht bunt durcheinandergewürfelt, um ein Buch vollzumachen, sondern sorgfältig geordnet, so daß man auf Einen Blick erkennt, in welcher Menge jeder Artikel in der ganzen Welt erzeugt wird".

Ein ungeheuer langes „Eingesendet" über den heillosen Zustand einzelner Straßen, höchst geschmacklos aus den englischen Blättern ausgeschnittene Notizen und Polizeiberichte für den Rest der zweiten Columne. Die drei vor dem Polizeigerichte verhandelten Fälle betreffen auffallender Weise nur Chinesen. Tang-acheong ist „ein verdächtiger Charakter", der indessen vom Polizeirichter entlassen werden muß, da keine bestimmten Thatsachen vorliegen; William-kin-tye, ein früherer Detektive, wird zu 5 Dollars Strafe verurtheilt, weil er seinen ehemaligen Charakter als Beamter mißbraucht hat, um in dem öffentlichen Hause des Low-gin-ho „Bezahlung für die Befriedigung seines Bedürfnisses zu verweigern": Chun-ahee, ein armer Teufel, der auf einem Auge total blind ist und auf dem andern so gut wie nichts sieht, wird vor das Criminalgericht verwiesen, weil er dem Böttcher Rhun-achew seinen fünf Jahre alten Knaben A-sew gestohlen. Außerdem werden 17 Männer um je Einen Gulden gestraft, weil sie keinen Paß ge-

habt; dem achtzehnten wird der seine weggenommen, weil er denselben an all seine Freunde ausgeliehen.

Kehren wir zu den Annoncen zurück, so zeigen Müller und Claussen an, daß sie „eine Sendung der berühmten Wiener Schuhe und Stiefel“ erhalten haben. Gebrüder Petersen inseriren holstein'sche Butter in Fäßchen; auch „vorzügliche rothe Ungarweine“, pommer'sche Gänsebrüste und westphälische Schinken scheinen in Honkong beliebt zu sein. Daß eine photographische Gallerie nicht fehlt, ist selbstverständlich. Deutschklingenden Namen begegnen wir unter den Anzeigen nicht selten, so Volkmann, der ein Hôtel garni hält; Wagner, der mit musikalischen Instrumenten handelt. Von Chinesen zeigen vier ihre Geschäfte an: der Eine ist Detail-Thee-, der Andere Kohlenhändler; der Dritte ist Rindsschlächter, der sein Fleisch aus Whampoa bezieht; der Vierte macht den Kompradore, indem er die absegelnden Schiffe mit Allem, dessen sie bedürfen, ausrüstet — drei unter diesen vier Anzeigen sind englisch und chinesisch. Hindus und Moslim, wie die Inhaber der Firmen Hajee Ali Asjer und Hajee Ismael, denen ihr Compagnon Mirza Mehedee die Gemeinschaft kündigt, finden wir fast nur im Bankgeschäfte; bloß der ehrbare Bäckermeister Dorabjee Nonrojee macht eine Ausnahme. In deutscher Sprache ist nur Eine Bekanntmachung, die des preußischen Consuls v. Carlowitz in Kanton, über den Kulihandel.

Der Typus des Ganzen ist selbstverständlich ein rein englischer. Die Straßen-Namen sind von Elgin, Wellington, Aberdeen, Pottinger, Peel, der Königin u. s. w. entlehnt; das Teatro Lusitano und die Rua d'Alfandeza, sowie einige Firmen-Namen, z. B. da Sylva, sind die einzigen portugiesischen Spuren; kommt irgendwo noch eine chinesische Ortsbezeichnung vor, wie Pok-foo-lum, so wird doch gleichzeitig hinzugefügt, daß der betreffende Stadttheil unter dem Namen Belmont bekannter ist.

Die Restaurants, sowie die Hôtels du Louvre und de France befinden sich in den Händen der Franzosen; vier Dollars täglich für Logis und Kost sind am Ende, nach den landesüblichen Preisen, nicht besonders theuer. Kostet doch in dem Matrosen-Hospital die Aufnahme in den drei Classen Einen bis drei Dollars täglich — ja, unter der Ueberschrift: „Große Herabsetzung von Miethzinsen“ lesen wir, daß im besten Theile der Stadt ein Haus mit Gewölbe zu 350 Dollars (840 fl.), ohne Gewölbe zu 300 und das Gewölbe allein zu 75 Dollars monatlich zu vermiethen ist. Trotz dieser Preise, wobei freilich zu beachten ist, daß meistens die Gas- und Wasserleitungen durch alle Baulichkeiten gehen (es gibt eine eigene Gasgesellschaft in Honkong), nehmen die Annoncen zu vermiethender Häuser und schöner Gärten nahezu zwei Spalten ein.

Unter den kaufmännischen Inseraten stehen die der zahlreichen Actien und insbesondere der Versicherungs-Gesellschaften aller Art obenan — hat doch Honkong sogar schon seine eigene Hotel-Compagnie! — so daß der Ausdehnungskreis der Anzeigen räumlich wie geschäftlich ein sehr bedeutender ist. Da begegnen wir einer „Hongkong-, Kanton- und Macao-Gesellschaft“; dann einer amtlichen Anzeige des französischen Consuls See-Engwat in Amoy; einer Schifffahrt von Nangasaki in Japan nach Singapore in Hinter-Indien; einer „Transmajalischen Telegraphen-Gesellschaft“, welche Depeschen nach Shangai über Kiachta in Nord-China nach Europa befördert, auch Seitenlinien nach Japan besorgt; ein Agent Reuters hat die indisch-europäische Linie übernommen. Zwischen Honkong und Kanton macht der Dampfer „Sir Jamsetjee-Bhoy“ Nachtausflüge; den Verkehr mit Dampfern zwischen den großen Sunda-Inseln (Manila, Labuan) Sarawak, Singapore und dem chinesischen Hafen Amoy unterhält eine andere Gesellschaft. Und doch sind das Alles nur kleine Unternehmungen im Vergleiche zu der „Peninsular and Oriental-“ und der „Pacific-Mail-Steam-Company“, von denen die erstere die chinesischen, sowie die hinter- und vorderindischen Häfen mit Aden, Suez, Malta, Marseille und Southampton verbindet, die letztere directe Billette für Hin- und Rückfahrt nach den Häfen Californiens, Mittel- und Südamerikas, der atlantischen Staaten, Englands und Frankreichs, sei es über Newyork, sei es über die Landenge von Panama, ausgibt.

(N. Fr. Pr.)

Mannichfaltigkeiten.

(Der Papst gegen den Frauenluxus.) Aus Rom wird der „Allg. Ztg.“ geschrieben: Um der in schreckhafter Weise, zumal unter der Jugend, zunehmenden Frivolität, wie sie sich im Mißbrauche der heiligsten Worte durch Fluchen und durch Profanation der Festtage kundgibt, nicht weniger aber, um dem buhlerischen Kopf- und Kleiderputze der Frauen Zaum und Ziegel anzulegen, hat der Papst selber ein Hirtenschreiben an die römische Gemeinde erlassen und durch seinen Vicar Cardinal Patrizi durch Anschlag bekannt machen lassen. Es ist umfangreich, ich hebe Folgendes aus: Betreffs der Kirche soll sich Jeder erinnern, daß sie das Haus Gottes ist, doch das sei allgemein in Vergessenheit gerathen. „Da die vorzüglichsten Ursachen dieses Uebels vielleicht nur von den Frauen herrühren, weil sie, wenn sie zur Kirche gehen, sich nicht anders, als wie für eine fashionable Promenade oder fürs Theater herausputzen und für ihre Form den Spiegel zu Rathe ziehen, die Kleider zu ausgeschnitten tragen und die ganze Weiblichkeit dem überkriebenen Putze opfern, so müßte ein Verein achtbarer Damen dem Treiben entgegentreten, welche durch Beispiel und Einfluß den Luxus mäßigten, der außerdem der Ruin der Familien und der Weg zur Sittenlosigkeit ist“ . . . „Die Frauen sind noch besonders zu erinnern, daß, wenn es der weiblichen Bescheidenheit schon übel ansteht, durch Modetand und capriciöse Kleidertracht die Blicke auf sich zu ziehen, es in einer geweihten Kirche zu einer Beschimpfung derselben wird.“ Der Cardinal-Generalvicar erklärt darauf: Der moderne Kopfputz der Frauen gehöre durchaus nicht in die Kirche; denjenigen, welche mit solchen Coiffüren geschmückt, in der Kirche erscheinen, soll die Communion nicht gereicht werden. In Bezug auf den Mißbrauch des Namens Gottes, der Madonna und der Heiligen werden die Geschäftsherren verpflichtet, ihre Leute zu entlassen, wenn sie darin fehlen; auf den Straßen soll die Polizei die Uebertreter sofort verhaften.

(Mord wegen zwei Gulden.) Man meldet aus dem oberösterreichischen Efferding, 24. December: Auch Oberösterreich fängt nun an, seinen Beitrag zur Chronik des Ungeheuerlichen zu liefern. Beim Hochwasser der vorigen Woche sah ein Tagwerker im Wasser einen weißen Gegenstand schwimmen und machte Anstalten, denselben mittelst eines Hakens ans Land zu ziehen. Als dieser Mann bei näherer Besichtigung in dem erwischten Gegenstande einen mit einem Hemde bekleideten menschlichen Leichnam erkannte, lief er davon, um im Dorfe Anzeige zu machen. Dort wurde ihm nun bedeutet, daß er sich ja nicht weiter mit der Sache befassen, sondern zuerst dem drei Viertelstunden entfernt wohnenden Gemeindevorstande Anzeige machen solle. Als dann in Gegenwart des Gemeinde-Vorstandes die Leiche an das Land gezogen worden war, erkannte man sogleich in ihr einen seit vier Wochen vermißten Burschen und ein Anwesender erklärte, zu wissen, daß die Kleider desselben in dem Besitze eines anderen siebzehnjährigen Burschen im Dorfe sich befänden. Auf diese Aussage wurde sogleich nachgeforscht und die Kleider wirklich in der Truhe des Burschen vorgefunden, der hierauf alsbald folgendes Geständniß ablegte: Der als Leiche Aufgefundene schuldete dem, in dessen Besitz die Kleider vorgefunden wurden, zwei

Gulden. Bei einer Begegnung Beider an einem der letzten Tage des Novembers kam es über die Aufforderung zur Abtragung der Schuld zu einer Rauferei zwischen den zwei Burschen, die damit endete, daß der Gläubiger den Schuldner erwürgte. Als der Mörder sein Opfer nun todt daliegen sah, zog er, um sich zahlhaft zu machen, diesem die Kleider bis auf das Hemd aus und warf den Leichnam ins Wasser.

(Natürliches Anilin.) Es ist in der Natur abermals eine Anilinfarbenfabrik entdeckt worden, und zwar in großartigem Maßstabe und mit unbezweifelt ächter Waare. Im Mittelmeer und im Ocean, besonders an den Küsten von Portugal, lebt ein zu den Kopffüßlern gehöriger, 6—8 Zoll langer Mollusk, die Aplyssia, gewöhnlich Meerhase genannt, weil seine Tentakeln die Form von Hasenohren haben. Dieses Thier besitzt, wie schon den Naturforschern des Alterthums bekannt war, eine Blase mit einem Safte, der für wirkliches concentrirtes Anilinroth gehalten werden muß. Dieser Saft dient dem Thiere in zweierlei Hinsicht als Schutzwaffe gegen Verfolger: erstlich erzeugt derselbe, wenn ausgespritzt, im Wasser eine dichte dunkele Wolke, die dem Thiere das Entkommen erleichtert, und zweitens ist er giftig, wie das künstliche Anilin auch. Cuvier hielt den Farbstoff der Aplysia für den wahren Purpur der Alten; die rasche Zersetzung des Saftes nach seiner Entleerung aus der Blase mag der Grund sein, warum sich bisher Niemand mit dem Gegenstande ernstlicher beschäftigt hat. Jetzt ist dieß von Herrn Ziegler in Mühlhausen geschehen und derselbe hat gezeigt, wie sich durch eine einfache chemische Behandlung der Farbstoff rein in rother oder violetter Nuance aus dem Safte abscheiden läßt. Die Meerhasen leben an den portugiesischen Küsten in so ungeheueren Mengen, daß ein Sturm Millionen aufs Trockene wirft; ihre Fäulniß verpestet dann die Luft meilenweit und erregt Furcht vor Epidemieen. Eine Gewinnung in großem Maßstabe wäre also möglich, zumal da es unter den Thieren Exemplare gibt, die bis zu zwei Gramm reinen trockenen Farbstoff liefern. Gleichwohl wird die Sache eine bloße Curiosität bleiben, denn die Calculation spricht doch nicht zu Gunsten des natürlichen Anilins, seitdem das künstliche Product auf die jetzigen niedrigen Preise herabgebracht ist.

(Totale Sonnenfinsterniß.) Dr. Ed. Weiß, von der Wiener Sternwarte, hat „die Berechnung der Sonnenfinsternisse der Jahre 1868 bis 1870" vorgenommen und der Academie der Wissenschaften überreicht. Die Abhandlung enthält die Berechnung des Zuges des Kernschattens auf der Erdoberfläche für fünf Sonnenfinsternisse, von denen zwei ringförmige, die übrigen drei totale sind. Unter diesen ist die totale Finsterniß, welche sich am 17. August 1868 ereignen wird, bei weitem die interessanteste. Bei derselben zieht die Zone der totalen Verfinsterung, welche im Quellengebiete des blauen Nil die Erde berührt, durch den südlichen Theil von Arabien, Vorder- und Hinterindien, die Provinz Anam, dann Borneo-Celebes, die Inselgruppe der Molukken und endlich Neu-Guinea, um im Korallenmeere ihr Ende zu erreichen. Beim Beginne der Finsterniß hat der Mond eben erst ein ungewöhnlich nahes Perigeum passirt und steht überdieß gerade im aufsteigenden Knoten seiner Bahn. Das Zusammentreffen dieser beiden Umstände bewirkt, daß auf der Centrallinie das Doppelgestirn, dort wo die Finsterniß im Mittage eintritt, bis zum Zenith hinaufsteigt und die totale Verfinsterung eine Dauer von 6 Minuten 50 Secunden erreicht; eine Dauer, die in den Annalen des Menschengeschlechts bisher einzig dasteht. Außer ihrer enormen Größe verdient jedoch diese Finsterniß insofern eine besondere Beachtung, als im Wege des Schattenkegels eine Reihe leichter zugänglicher Punkte liegen, an denen man mit Grund auf ein Gelingen von Beobachtungen rechnen darf, und es für die Erkenntniß der Natur der verschiedenen Lichterscheinungen, die sich bei totalen Finsternissen an der Sonne zeigen, von der höchsten Wichtigkeit wäre, dieselben längs des ganzen Verlaufes der Zone der Totalität verfolgt zu haben. Es ist darum sehr zu wünschen, daß diese Finsterniß, trotz der bedeutenden Entfernung der total verfinsterten Gebiete, nicht unbenützt vorübergehen möchte, da voraussichtlich viele Jahrhunderte vergehen werden, ehe eine so gute Gelegenheit wiederkehren wird, einen näheren Einblick in den Bau der Umhüllungen unseres Centralkörpers zu gewinnen.

(Der Pariser Lumpensammler.) Ile des singes, Affeninsel, heißt das Viertel, welches aus den drei folgenden Straßen besteht: Rue Alphonse, Rue Virginie und Rue des Bergers. Es ist ausschließlich von Lumpensammlern bewohnt. Ueber den Ursprung des wenig schmeichelhaften Namens gibt es mehrere Erklärungen. Die am meisten beglaubigte ist die, welcher zufolge der Name von dem Umstand herrührt, daß in dem Viertel zwei Handelsherren (patrons) der Lumpensammler sich finden, und daß patron (Herr) in der Pariser Volksmundart Affe (singe) heißt. Um in Paris Lumpensammler zu sein, braucht man ein Capital von 6 Francs 75 Centimes. Für die sogenannte Medaille der Präfectur, die jeder Lumpenhändler zum Beweise angehängt haben muß, daß er berechtigt ist, sein Gewerbe zu betreiben, muß er bezahlen 1 Francs 10 Centimes, für den aus Weiden geflochtenen Tragkorb 4 Francs 50 Centimes, für den Haken 15 Centimes, für die Oellaterne 1 Franc. Der Lumpensammler ißt sehr wenig; viele von den Leuten dieses elenden Gewerbes nähren sich ganz allein von den Abfällen, die sie in den Straßen unter dem Kehricht finden.

Siebentes Museums-Concert

Freitag, den 3. Januar 1868, Abends 6½ Uhr

im großen Concertsaal.

Programm.

Erster Theil.

1) Suite Nro 4, in fünf Sätzen von Franz Lachner. (Zum ersten Male.)
   a. Ouvertüre.
   b. Andantino.
   c. Scherzo-Pastorale.
   d. Andante.]
   e. Gigue.
2) Arie des Sextus aus der Oper „Titus" von W. A. Mozart, gesungen von der großherzogl. Hofopernsängerin Fräulein Helene Hausen von Mannheim.
3) Concertstück für Pianoforte von C. M. v. Weber, vorgetragen von Fräulein Sophie Menter aus München.

Zweiter Theil.

4) Lieder von Robert Schumann, gesungen von Fräulein Hausen:
   a. „Er, der herrlichste von Allen".
   b. Frühlingsnacht.
5) Solostücke für Pianoforte, vorgetragen von Fräulein Menter.
6) Ouverture zur Oper „Die Abencerragen" von L. Cherubini.

Das Orchester, gebildet aus den Mitgliedern des Theater-Orchesters und einer Anzahl anderer hiesiger Künstler, steht unter der Leitung des Herrn Directors C. Müller.

Cassen- und Saal-Eröffnung um 5¾ Uhr.

Wegen nummerirter Sitze beliebe man sich an Herrn Hausmeister Kuhlig zu wenden.

Plätze zur ersten Gallerie zu 48 kr. und zur oberen Gallerie zu 30 kr. sind von 11—12 Uhr Vormittags und Abends an der Kasse im Saalbau zu haben.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 3. Freitag, den 3. Januar 1868.

Aus den Tagen des Rheinbundes.

Novelle von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Der Hofmarschall, glücklich daß der Sturm, den er gefürchtet, sich so verzogen hatte, überhäufte den Grafen mit Versicherungen, wie geehrt er sich fühle, seine Bekanntschaft zu machen und ihn als Gast in seinem Hause zu sehen, dann erzählte er mit eiliger Geschwätzigkeit, wie sie in Friedrichsbad von einem Bekannten erfahren, daß der Fürst durch F........ gekommen sei, und noch heute in seiner Residenz eintreffen würde, worauf sie sogleich hätten anspannen lassen und nach Hause gefahren wären, um Serenissimus zu empfangen, aber dazu leider doch zu spät gekommen seien, wie man ihnen schon am Thore gesagt habe. Er bat den Grafen dann, ihn zu entschuldigen, wenn er ihn jetzt der Gesellschaft der Damen überlasse, aber sein Amt rufe ihn sogleich in das Schloß. Aber trotz der Eile, in der er wirklich war, den Fürsten zu begrüßen, fragte er Wahrnim doch noch auf das Umständlichste, zu welchem Zweige der Familie Wahrnim er gehöre, in welcher Provinz Preußens seine Güter lägen, ob er mit dieser und jener Familie verwandt sei.

Der Adel des Hofmarschalls war noch ziemlich neu, und er hatte vielleicht deßhalb einen ungemessenen Respect vor alten aristokratischen Namen und das lebhaftiste Interesse für Alles, was mit solchen altadeligen Familien zusammenhing; er kannte ihre Stammbäume, ihre Güter, ihre Verhältnisse auf das Genaueste, und auf dem Gebiet der Heraldik (es war wohl das einzige, von dem man das von ihm sagen konnte) war er vollständig zu Haus und hatte wirklich gründliche Kenntnisse. Es war für ihn stets ein Fest, wenn er Jemand fand, mit dem er darüber sprechen konnte, und der, wie Wahrnim, einen dieser alten Namen trug; so vertiefte er sich denn auch jetzt so in sein Lieblingsthema, daß weder der gebieterische Augenwink seiner Gemahlin, noch die wiederholte Meldung des Dieners, daß alles zum Umkleiden für ihn bereit liege, ihn zum Schweigen bringen konnten.

Frau von Waldheim sagte ihm endlich gradezu: es sei längst Zeit für ihn, sich umzukleiden und nach Hofe zu fahren, und gehorsam ihrem Wort, und zugleich erschreckt, daß er es gewagt, so lange die Unterhaltung zu führen, ohne seine Frau zur Geltung kommen zu lassen, verließ er schleunig das Zimmer.

Frau von Waldheim trug jetzt fast allein die Kosten der Unterhaltung, da Anna in ihrer Gegenwart stets sehr schweigsam war, und Wahrnim sich mehr damit begnügte, ein aufmerksamer Zuhörer zu sein, als daß er selbst Lust zu haben schien, viel zu reden. Sie lenkte endlich das Gespräch auch auf die politischen Verhältnisse und redete über die Tagesereignisse von ihrem Standpunkt aus nicht ohne Geist und Verständniß, aber das war ein Feld, wohin ihr Wahrnim nicht folgen wollte. Ohne Widerspruch, aber auch ohne ein Zeichen der Beistimmung hörte er ihre schwungvollen Lobreden auf Napoleons Größe und den Segen, den seine Regierung Frankreich und den ihm verbündeten Staaten gebracht habe, an. Sein fortgesetztes Schweigen erstaunte sie, und sie fragte mit sichtlicher Befremdung, ob er denn nicht ihrer Ansicht sei?

„Gnädige Frau", war seine Antwort, „ich bin ein Preuße! Wenn ich auch Napoleons Feldherrngröße willig anerkenne, so kann ich mich doch nicht, wie Sie, für den Ueberwinder meines Vaterlandes begeistern."

Der Eintritt des Hofmarschalls unterbrach hier, vielleicht zu rechter Zeit, die Unterhaltung.

Er kam strahlend vor Freude aus dem Schloß zurück. Der Fürst war sehr gnädig, sehr huldvoll gewesen, erzählte er, vergnügt die Hände reibend, und die Fürstin hatte ihn und seine ganze Familie auf heute Abend zu einem kleinen Bewillkommnungsfest für ihren hohen Gemahl einzuladen geruht. Und sie hatte erlaubt, nein, sie hatte gewünscht, daß er seinen verehrten Gast, den Grafen Wahrnim, mitbringe.

Des Grafen Einspruch, daß er die gnädige Einladung nicht wohl annehmen könne, schnitt er mit den Worten ab:

„Ein solcher Wunsch aus allerhöchstem Munde ist stets ein Befehl." Dann fügte er mit einem schlauen Lächeln, das seinem dumm-gutmüthigen Gesicht einen überaus komischen Ausdruck gab, noch hinzu: Der Fürst habe sehr wichtige Nachrichten aus Paris mitgebracht, sehr wichtige, sehr erfreuliche, aber Serenissimus habe ihm befohlen, darüber zu schweigen; vielleicht heute Abend ... eine Ueberraschung ...

Mehr sagte er nicht, obgleich seine Frau mit Fragen in ihn drang. Der Respekt vor dem Befehl des Fürsten überwog bei ihm doch noch die Furcht vor der strengen Gebieterin.

Graf Wahrnim nahm die Einladung offenbar sehr ungern an, aber auf Anna's leise geflüstertes Wort: „Um Gotteswillen, geben Sie nach!" fügte er sich dem Wunsch seines Wirthes, und eine Stunde später fuhren sie Alle nach dem Schloß, wo sie eine kleine Gesellschaft fanden.

Da war zuerst ein alter, französischer Abbé, den der Fürst in den Tagen, wo es an den kleinen deutschen Höfen Mode war, die Emigrirten zu protegiren, bei sich aufgenommen hatte, und der geblieben war, weil der Fürst, als die Mode vorüber war und der Wind der herrschenden Politik längst aus einer anderen Richtung blies, doch zu gutmüthig war, den alten Mann, der ohne alle Subsistenzmittel war, wieder in das Leben hinauszustoßen. Der Abbé wußte sich dafür auf alle Weise nützlich zu machen: er unterhielt den Fürsten, wenn dieser schlecht gelaunt war, mit allen möglichen pikanten Scandalgeschichten aus den Tagen vor der Revolution, wo er noch ein viel und gern gesehener Gast in

den ersten Pariser Salons und am königlichen Hofe selbst gewesen; er spielte Whist und Schach mit ihm und wußte ihm glauben zu machen, daß er, der Fürst, viel besser spiele als er, indem er sich mit viel Geschicklichkeit sie's im rechten Moment von seiner Durchlaucht matt setzen ließ. Mit der Fürstin conversirte er viel, weil sie seinen reinen Pariser Accent sich zu eigen machen wünschte, er las ihr vor und bewunderte mit unermüdlicher Geduld ihre sehr mittelmäßigen Oelmalereien. Er hatte das an einem Hofe seltene Glück, von Niemand gehaßt oder beneidet zu werden, vielleicht weil man ihn für zu unbedeutend hielt, um einen Einfluß haben zu können, oder irgend Jemanden hindernd in den Weg zu treten, und seine feine, alt-französische Höflichkeit, das Wohlwollen, was er Allen ohne Unterschied entgegen zu bringen schien, sein richtiger Takt in allen geselligen Verhältnissen, machten ihn für Alle zu einem nützlichen und angenehmen Mitglied des Hofkreises.

(Fortsetzung folgt.)

Bigamie bei Singvögeln.

Die Singvögel leben paarweise, sagt die Naturgeschichte, d. h. je ein Männchen und ein Weibchen schließen im Frühjahre eine halbjährige Ehe, die nach anerkannter Großjährigkeit der Kinder im nächsten Herbste wieder gelöst wird; jeder Theil gibt sich wieder der unbeschränkten Freiheit hin und nimmt daher auch keinen Anstand, im künftigen Jahre eine anderweitige Verbindung einzugehen. Es kommt auch vor, daß die erste Liebe den folgenden Winter überdauert und die gleichgesinnten Seelen sich wieder zu einem zweiten Familienleben vereinen, wenn nicht ein oder der andere Theil inzwischen vom unerbittlichen Tode dahingerafft wurde; wie lange sie aber in der Freiheit für einander Neigung haben, ist noch unentschieden.

Anders schon ist es in der Gefangenschaft. Hier wird gewöhnlich ein und dasselbe Paar von Vogelzüchtern zu einer jahrelangen Ehe vereinigt und ihnen die Monogamie zwangsweise zuerkannt, ohne daß man aber die Ueberzeugung hat, ob nicht ein oder der andere Theil eine neue Verbindung eingehen würde, wenn er überhaupt eine Auswahl hätte; es bleibt also noch zweifelhaft, was sie selbst in der Gefangenschaft bei einem unbeschränkten Willen thun würden.

Seltener noch dürfte die Bigamie vorkommen; denn mir ist nicht bekannt, daß sie irgendwo bei Singvögeln im Freien oder in der Gefangenschaft beobachtet wurde. Ich will daher einen von mir im letzten Frühjahr wahrgenommenen Fall erzählen, der gewiß jeden Liebhaber der Naturgeschichte interessiren dürfte.

Ich erhielt im letzten Herbst einen Canarienvogel zum Geschenk, der ein Männchen sein sollte, aber sich nichts weniger als wie ein solches gerirte. An Appetit fehlte es ihm nie, aber mit dem Gesange wollte es nicht recht gehen. Ich wollte meine Freunde nicht beleidigen, behielt den Vogel, pflegte ihn den Winter über möglichst gut, gestattete ihm volle Freiheit, so daß er auch seine Flügel gebrauchen lernte und stundenlang im Zimmer herumflog, dabei nur abwechselnd sein Haus besuchend, um den Hunger zu stillen.

In diesem Frühjahre wollte ich ihm ein Männchen beigesellen, wurde aber neuerdings getäuscht; denn ich erhielt wohl einen schön dottergelben Vogel, der sich auch bald bei seinem Genossen heimisch fühlte. Beide liebten sich auch in kurzer Zeit sehr zärtlich, doch gewahrte ich bald, daß es nur eine schwesterliche Liebe sei.

Ich hatte sie im Doppelfenster untergebracht, um ihren genügenden Bewegungsraum zu geben, und dachte daran, sie zu verehelichen. Ein Nachbar bot mir sein Zeisigmännchen an, einen weltberühmten Sänger. Um mich durchaus jeder despotischen Einmischung zu enthalten, wollte ich zuvörderst beobachten, welches der beiden Weibchen zu ihm die meiste Neigung haben würde, und ließ ihm freien Umgang mit beiden. Seltsamerweise schien er jedes liebzugewinnen, sowie andererseits die Liebäugeleien in doppelter Weise erwidert wurden. Eine ernstgemeinte Eifersucht unter den Weibchen nahm ich nie wahr, sie liebten sich im Gegentheile so schwesterlich als zuvor.

Dieß brachte mich auf den Gedanken, mich zum Protector der Bigamie aufzuwerfen, und ich ging von meinem ursprünglichen Plane, noch ein zweites Männchen zu kaufen und beide Paare zu trennen, ab.

Ich fütterte zwei Nestkörbchen mit Watte aus und hing jedes in einer Ecke so hoch als möglich zwischen dem Fenster auf. Nicht lange währte es, so wurde das eine besucht und beide Weibchen inspicirten den inneren Bau. Aber er schien ihnen nicht gut genug, denn sie rissen unbarmherzig alle Baumwolle heraus, und da bereits eines der Weibchen Eier legte, so wurde bei diesem Hausrumor die erste Frucht der Liebe, drei oder vier Stück, herabgeworfen und zertrümmert.

Schon war ich im Zweifel, ob ich mein Ziel erreichen würde. Plötzlich aber nahm ich wahr, daß beide Vögel sich bemühten, von der Watte kleine Stückchen abzureißen und in das zweite Nest zu tragen. Sofort zupfte ich die größeren Stücke so klein als möglich, warf sie in Schneeflockengröße in das untere Fenstergesims und mischte mich gar nicht mehr in ihre Bau-Angelegenheit.

Desto mehr betrieben die Vögel dieselbe mit regem Eifer, holten emsig ein Stückchen nach dem andern und trugen sie in den neuen Bau, und sobald der Vorrath sich einigermaßen angehäuft hatte, blieb das eine Weibchen im Nest und besorgte den Bau, während das zweite das Material herbeischleppte. In dieser Function wechselten sie regelmäßig ab, aber nie nahm das Männchen Antheil daran, sondern es sah ihnen vergnügt zu, saß seitwärts auf einer Sprosse und sang den ganzen Vormittag, währendem die Arbeit betrieben wurde. Des Nachmittags pflegten sie zu rasten; sie mochten wohl müde sein; auch der Zeisig sang nicht mehr, aber desto mehr sprachen alle drei dem Futter zu.

Nach vier Tagen war das Nest fertig und ziemlich formgerecht hergestellt, doch bei weitem nicht so schön, als sie es im Freien gebaut haben würden; denn die Kunst des Nestbaues scheint, wie so Manches, dem Vogel nicht angeboren (reiner Instinct) zu sein, sondern es mag wohl manchmal Rath und That von älterem und erfahrenem Personal zu Hülfe genommen werden.

Jetzt begann abermals das Eierlegen, welches durch den Bau mehrere Tage unterbrochen wurde; auch dabei betheiligten sich beide, denn sie legten innerhalb dreier Tage fünf Eier in dasselbe Nest, und stets bewachte eines davon die neue Brutstätte, sich gewöhnlich viermal ablösend. Bei der Nacht saßen beide auf dem Nest, und da der Raum nicht für beide ausreichte, so saß eines ziemlich genau auf dem andern. So brüteten sie mit Ausdauer und Eifer drei volle Wochen; anfangs immer am Tage wechselweise, in der Nacht beide zugleich; in der letzten Hälfte brachten beide auch den ganzen Tag über auf dem Neste zu und verließen es nur, wenn sie Hunger hatten. So saß bald das eine, bald das andere Weibchen unmittelbar auf den Eiern, während das zuletzt gekommene sich begnügen mußte, obenauf zu sitzen.

Das Männchen kam nie aufs Nest, sang aber regelmäßig den ganzen Vormittag.

Schon erwartete ich sehnsuchtsvoll den Tag, wo die ersten jungen Sprößlinge aus dem Ei schlüpfen würden, als ein unerwartetes Unglück über die glückliche Familie hereinbrach, welches unsere beiderseitige Freude störte. Eines Abends gegen 11 Uhr saß ich

an meinem Schreibtisch, um das Brod für den nächsten Tag zu verdienen, da höre ich im Vogelhause ein Geräusch, vermischt mit anhaltendem Schmerzensschrei eines der gefiederten Bewohner. Ich ergreife schnell das Licht und eile zum Fenster. Hier gewahre ich mit Schrecken das Männchen auf dem Steingesims liegen, immer noch leise klagend, ohne ein Glied zu rühren. Die Sprosse, auf welcher er die Nacht über zu sitzen pflegte, war herabgestürzt und mit ihr der arme schlafende Vogel. Alle Mühe, ihn zu retten, war vergebens; er starb am zweiten Tage, und von dieser Zeit an war auch die Brut der Weibchen zu Ende. Sie saßen wohl noch einige Tage auf dem Nest, sahen aber sehr traurig aus, verließen dasselbe häufig und hüpften mit ängstlichen Klagelauten auf den Sprößchen umher, bis sie die Brut ganz aufgaben. R. P.

Aus Abyssinien.

Liegen nun die Berichte der englischen Correspondenten, welche das Heer begleiten, bis zum 5. December aus Anesley Bay, und bis zum 4. December aus Oberfuruh vor. Der letztere Ort liegt 25 englische Meilen von der Küste entfernt auf der Route nach Senafeh, welches die englische Vorhut am 5. December erreichte. Die Truppe war gesund, hatte bis dahin nur einen einzigen Mann durch einen gewöhnlichen Krankheitsfall, aber ziemlich viele Kameele und Maulthiere, minder durch die Ungunst des Klimas als durch die schlechte Pflege ihrer Wärter, verloren. Diese sind ein aus Persien, Arabien und Indien zusammengelaufenes Gesindel, das nicht arbeiten will, unterwegs nicht selten, um rascher fortzukommen, die Fracht wegwirft und auf der Straße liegen läßt, die Thiere nicht füttert und tränkt, so daß diese erhitzt und halb verdurstet zu den Tränkrinnen kommen, dann übermäßig trinken, sich erkühlen und erkranken. Fällt ein solches Thier, so verursacht die Wegschaffung des Aases, das man im heißen Klima aus Furcht vor Ansteckung nicht im Freien liegen lassen kann, neue Schwierigkeiten, und man kann sich nur dadurch helfen, daß die Aeser mit dürrem Gesträuche bedeckt und verbrannt werden. Rauchsäulen haben bisher bei Tag den Weg der Colonne nach Senafeh bezeichnet.

Oberst Merewether ist des langen Liegens an der Küste, des destillirten Wassers und der Langeweile müde geworden und hat die Truppen gegen das Plateau von Abyssinien, wo er Nahrung und Wasser zu finden gegründete Hoffnung hatte, vorgeschoben. Drei Wege standen ihm offen, alle drei durch die trockenen Bette von Bergströmen gekennzeichnet; denn wie zur Zeit der Völkerwanderung sind in diesem halbwilden Lande heute noch Bäche und Flüsse die Wegweiser für Wanderer und Völkerschwärme. Die kürzeste der drei Routen war wohl die mittlere, vom Flusse Hadas gebildete, aber sie bot die meiste Schwierigkeit, daher wurde die mehr links liegende, durch den Fluß Kamople gebildete Straße gewählt, während man die Genietruppen den Hadasweg in eine bequeme Straße für Menschen und Thiere verwandeln läßt. Unter den Einwohnern wurde eine Proclamation des commandirenden Generals verbreitet, des Inhaltes, daß die Engländer nur gekommen seien, die widerrechtlich gefangen gehaltenen Landsleute zu befreien; Freiheit und Glaube des Volkes werden ebenso wie Eigenthum und Vermögen der Individuen geschützt und geachtet werden. Alsogleich kam die Nachricht, daß Kassai, der Häuptling von Tigre, den Kamoplepaß mit 7000 Mann besetzt halte. Anfangs vermuthete man, er wolle den Engländern den Weg versperren, aber bald kamen seine Abgesandten mit der Botschaft seiner freundlichen Absicht. Krapf jedoch warnte, nicht zu sehr vertrauensvoll zu sein, und die Befehlshaber sind auf ihrer Hut.

Am 2. December setzte sich die Colonne in Bewegung. Anfangs ging es durch eine sandige Ebene, nur spärlich von Akazien und Steppengewächsen bedeckt, dann stieg der Weg sachte auf. Nirgends waren Menschen, nur hie und da das Gerippe verlassener Hütten zu sehen, bis man Kamople erreicht hatte, das im Bergkessel liegt, wo man sich wieder an dem Genusse frischen Quellwassers labte und einen Wegweiser mit der Aufschrift: „Route nach Abyssinien“ aufstellte. Jetzt gelangte man ins Gebirge, wo Felsenmassen den Weg zu sperren schienen, aber stets öffnete, bei jeder Krümmung, sich ein Ausweg, oft unter überhängenden Gesteinen hinweg, oft an steiler Bergwand entlang; nur vom Regen herabgeschwemmtes Gestein hemmte den Pfad bis Oberfuruh, das, 2000 Fuß über der Meeresfläche liegend, freundlich ins Thal hinabschaut. Hier wurde gerastet. Nacht und Morgen waren kühl; gestärkt von der frischen Luft, stieg die Truppe das Plateau hinauf.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein Theaterskandal.) Die „Landsberger'sche Corresp.“ berichtet aus Paris vom 31. Dec.: In dem Theater der Porte St. Martin ereignete sich gestern ein Vorfall, welcher heute das Tagesgespräch in ganz Paris bildet. Man gab zum ersten Male eine mit vielem Aufwand an künstlerischen Kräften, Costümen, Decorationen u. s. w. in Scene gesetzte Revue: 1867. In einem der Tableaux unternahm die berüchtigte Silly, eine eben so talentlose als freche Person, eine Parodie der Schneider von den Variétés. Einem Theil des Publikums schien der Spaß zu gefallen, welcher namentlich darin gipfelte, daß die Großherzogin von Gerolstein sich mit dem Aermel ihres Staatskleides, wie ein Weib von den Hallen, unter die Nase fuhr — eine feine Anspielung auf die üble Gewohnheit der Schneider, sich coram populo an ihrer Nase zu thun zu machen. Ein Zuschauer auf dem Balcon dagegen, der vielleicht sein Diner noch nicht verdaut hatte, fand den Scherz nicht nach seinem Geschmack und gab seinem Mißvergnügen durch einen gellen Pfiff Ausdruck. Die Claque verdoppelte in Folge dessen natürlich ihren Applaus, der Mann auf dem Balcon wiederholte seinen Pfiff und die Römer unter dem Kronleuchter replicirten mit einem donnernden: „A la porte!“ In der That erschien auf dem Balcon ein Stadtsergeant und forderte den Mann mit dem empfindlichen Geschmack auf, den Saal zu verlassen. Dieser weigerte sich, der Aufforderung zu folgen, worauf zwei Gardisten Hand an ihn legten und ihn, nicht ohne seine Cravatte in Unordnung zu bringen, mit Gewalt in das Foyer schafften. Das Publikum, anfänglich ein sprachloser Zeuge dieses Zwischenfalls, erhob sich jetzt wie Ein Mann und rief: „Er muß auf seinen Platz zurück, oder wir lassen das Stück nicht weiter spielen.“ Vergebens legte sich der Regisseur, vergebens der beliebte Komiker Laurent in's Mittel; der Sturm dauerte fort und endete nicht eher, als bis der Ausgewiesene wieder in den Saal trat und von seinem Platze Besitz nahm. Die Vorstellung wurde wieder aufgenommen, ließ aber das durch seinen Sieg über die Polizei etwas revolutionär aufgeregte Publikum theilnahmslos. Wir erzählen den Vorfall so ausführlich, weil er nicht ganz ohne Bedeutung ist. Sehr richtig bemerkt Sarcey im „Temps“: „Die Massen sind in neuester Zeit merkwürdig nervös geworden. Vor drei oder vier Jahren wäre die Sache ganz anders verlaufen. Das Publikum hätte sich nicht so leicht in Aufregung bringen lassen, und hätte nicht mit solcher Energie seinen Willen durchgesetzt. Dieses kleine Ereigniß ist ein sehr ernstes Symptom.“ In ähnlicher Weise commentiren auch andere Blätter den Vorfall.

(Ein Postwagen von Wölfen angefallen.) Aus allen Theilen Ungarns laufen Berichte über einen außerordentlich strengen Winter ein, der in dem Maße herrscht, daß sich in manchen

Gegenden Wölfe zeigen. So wird dem „Hon“ aus S.-A.-Ujhely geschrieben, daß in der Nacht des 23. December zwischen der genannten Stadt und Tokai der Postwagen von Wölfen angefallen wurde. Der Kutscher besaß Geistesgegenwart genug, um ein Pferd den Bestien hinzuopfern und nur mit Einem Pferde die Fahrt fortzusetzen.

Correspondenzen.

München, 30. December.

Die Hoftheaterintendanz veröffentlicht soeben eine Uebersicht der Vorstellungen, welche in den beiden hiesigen königlichen Theatern in diesem Jahr gegeben wurden. Zur Aufführung kamen 195 Schauspiele, 120 Opern, 1 Oratorium und 9 Ballets; an 274 Abenden, und zwar 222 Mal im Abonnement, wurde gespielt. Zum ersten Male wurden 16 Stücke aufgeführt, unter denen sich das Putlitz'sche Lustspiel „Spielt nicht mit dem Feuer“, dann „Gringoire“ von Banneville und „Der Statthalter von Bengalen“ eines durchgreifenden Erfolges zu erfreuen hatten. Im Gebiete der Oper reussirte nur eine Novität, „Die Afrikanerin“ von Meyerbeer, die neun Mal gegeben wurde. 27 Stücke, darunter vier Opern, wurden neu einstudirt und in Scene gesetzt. In dieser Rubrik finden wir „König Lear“ und „Richard II.“ von Shakespeare, „Das Leben ein Traum“ und „Der Arzt seiner Ehre“ von Calderon, „Don Carlos“, „Fiescos Verschwörung“, „Turandot“ und „Wilhelm Tell“ von Schiller; in der Oper „Jessonda“ von Spohr, „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ von Wagner und „Johann von Paris“ von Boieldieu. Unter den Dramatikern stand Benedix (21 Mal), Shakespeare (16 Mal), Schiller (14 Mal), Birch-Pfeiffer (10 Mal), Laube, Görner und Calderon (je 8 Mal) auf dem Repertoire. Die meisten Wiederholungen (6) erlebte „Spielt nicht mit dem Feuer“, dann (je 5) „Die zärtlichen Verwandten“ von Benedix und „Die Selige an den Verstorbenen“ von Friedrich. In der Oper dominirte Meyerbeer: er füllte mit seinen Compositionen 15 Abende aus, nach ihm kommt Lortzing (11), Mozart (9), Bellini (6). Nach der „Afrikanerin“ wurde am häufigsten „Undine“ (6 Mal) und „Norma“ (5 Mal) aufgeführt. An Gästen nennt das Verzeichniß 23, von denen 14 auf das Schauspiel, 6 auf die Oper und 3 auf das Ballet treffen. Die neuen Engagements completiren die bestehenden Lücken, ohne der hiesigen Hofbühne bedeutende Kräfte zuzuführen.

Darmstadt, Ende December.

Es ist nicht lange her, so hat das großh. Hoftheater mit Neueinstudirung der Flotow'schen Oper „Indra“ einen sehr glücklichen Griff gethan. Das wiederaufgenommene Werk gefällt durch seinen Reichthum an Melodieen, durch die ganz vorzügliche Ausführung von Seiten der Sänger, durch die höchst geschmackvolle scenische Ausstattung und nicht minder durch das reizende Ballet, mit welchem Hofmann neuerdings sein schönes Talent bewährt hat und einen enthusiastischen Beifall erntet. Eine gleiche und vielleicht noch höhere Sorgfalt und Aufbietung aller artistischen Kräfte ist jetzt der Neuigkeit zugewendet, die in den nächsten Tagen vorgeführt werden soll, Gounods fünfactiger Oper „Romeo und Julie“, welche in Paris eine so überaus günstige Aufnahme gefunden hat. Darmstadt ist gleichsam die Wiege der Gounod'schen Muse in Deutschland und wie vor Jahren „Faust“ hier zuerst und fast unvergleichlich in Scene ging, so ist man jetzt bemüht, Gounods gleichgelungener neuester Operncomposition ihr volles Recht und dem Publikum eine überraschende Befriedigung werden zu lassen. Wohl wenige Bühnen dürften ein Künstlerpaar aufzuweisen haben, wie Herrn Nachbaur und Frau Peschka, welche als Träger der Hauptpartieen den Melodieen Gounods Eingang zu verschaffen bestimmt sind, während die anderen Rollen durch die Herren Becker, Greger, Hallermeyer, Pock und die Frauen Deetz und Jaide besetzt, eine gediegene Ausführung versprechen. Die Ausschmückung durch ein neues Ballet setzt alle choreographischen Kräfte in Bewegung, und der Geschmack und Glanz der scenischen Ausstattung, welche unser Hoftheater bedeutenden neuen Werken widmet, dürfte sich wohl auch in dieser mit allem Fleiße vorbereiteten Vorstellung kundgeben. Eine originelle Ueberraschung bietet, wie wir vernehmen, schon die Ouvertüre, welche einen gesungenen Prolog bei offener und eigenthümlich arrangirter Scene enthält. — Das Interesse, ein vielversprechendes neues Opernwerk in gelungener Ausführung zu hören und zu sehen, wird uns wohl wieder so manchen Gast von nah und ferne zuführen.

Frankfurt, 2. Januar.

Die hiesigen milden Stiftungen sind mit ihren Jahresberichten wieder vor die Oeffentlichkeit getreten. Durch alle geht die Klage über die Verringerung der Einnahmen bei vermehrten Anforderungen. Der protestantische Almosenkasten erklärt, daß er bei den gegenwärtigen Verhältnissen unseres Gemeinwesens sich nach dem Worte und dem Sinne der Gründungsurkunde richten und von jetzt an in der Regel nur hier verbürgerte Personen evangelischen Bekenntnisses unterstützen werde. Das Capitalvermögen vermehrte sich durch Legate und zum Capitalisiren bestimmte Geschenke um 7964 fl. 21 kr. und beträgt jetzt inclusive des Flechsel'schen Legates von 20,000 fl. in Summa 171,654 fl. 42 kr. Die Gesammteinnahme betrug 13,088 fl. 27 kr., die Ausgabe 17,863 fl. 13 kr. Dieselbe vertheilt sich auf 37 regelmäßige und 4830 außerordentliche Spenden. An Gottespfennigen gingen dieser Anstalt 5881 fl. 2 kr. zu. — Der katholische Almosenkasten vertheilte 260 monatliche oder ständige Spenden. Aus der Wackerbart-Effler-Hiltebrand'schen Stiftung wurden 27, aus der P. Büttner'schen Stiftung 31 fl. Unterstützung gewährt. Steinkohlen wurden an 244 Familien und Personen, Kartoffeln an 219 Empfänger, Kleidung an 229 Kinder und Winterholz an 29 Familien und Alumnen verabreicht. Nächst diesen Unterstützungen an Geld und Naturalien empfingen 112 Erkrankte ärztliche Behandlung, und in 25 Fällen wurden die Beerdigungskosten theils ganz, theils zum Theil getragen. An Geschenken ꝛc. erhielt dieser Almosenkasten 700 fl. — Die Spendesection des allgemeinen Almosenkastens hat 5729 Unterstützungsgesuche erledigt. Der Zugang an Alumnen betrug 191 Köpfe. Gestorben sind 58 Alumnen; 18 dankten für jede fernere Unterstützung. Die Einnahmeposten aus den Bürgereinstandsgeldern und Dispensationsgeldern, welche im Jahre 1866 noch 14,297 fl. 30 kr. à 2000 fl. betrugen, sanken in diesem Jahre auf 8735 fl. à 100 fl. Es besteht keine Aussicht, daß bei diesen Posten eine Besserung eintreten werde. Auch die Subscriptionsbeiträge sanken, wenn auch nicht erheblich. Eine Revision sämmtlicher führte zu dem Resultate, daß eine wesentliche Herabsetzung der Spenden eintrat. Die Einnahme belief sich auf 63,576 fl. Die Ausgabe auf 92,841 fl. 18 kr. Kleider erhielten 1504 Personen. Die wöchentlichen Almosen und regelmäßigen Spenden betrugen 40,741 fl. 6 kr. Vertheilt wurden 88,151 Laibe Brod zu 3 Pfund, 170 Klafter Eichenholz. In den protestantischen Schulen genossen im Sommersemester 778, im Wintersemester 752 Kinder, in den katholischen Schulen 176 Kinder unentgeltlichen Unterricht. An Legaten ꝛc. erhielt diese Stiftung 2269 fl. 53 kr. — Der allgemeine Almosenkasten erhielt 3171 fl. 52 kr. als außerordentliche Verehrungen und Legate. — Das Versorgungshaus bekam 1385 fl. 42 kr. — Schließen wir unseren Bericht mit den Worten, welche am Anfange der Rechnungsablage des katholischen Almosenkastens stehen: „Die Wohlthätigkeit ist eine Tugend, die nicht so sehr in der Größe des Wohlstandes als in der Sinnes- und Denkungsart wurzelt, sie hatte sich, wie ein Frankfurter Schriftsteller so schön sich ausdrückt „das Freiheitsbewußtsein des deutschen Reichsbürgers zur Gefährtin erkoren, so daß die kleinste Freistadt im ehemaligen deutschen Reiche es in dieser Hinsicht so manchem glänzenden Fürstensitze zuvor that.“ Der Frankfurter wird, wenn er auch die Freiheit verloren, doch die Gefährtin nicht verstoßen, sie ist in seinem Herzen heimisch geworden.

Paris. Einen großen Meister hat die französische, ja die europäische Künstlerwelt verloren. Theodor Rousseau, der Landschaftsmaler, unterlag vor einigen Tagen den Folgen einer Gehirnerweichung, die seit einigen Monaten bei ihm eingetreten war. Er starb in Barbizon, der berühmten Maler-Colonie am Saume des Waldes von Fontainebleau, und wird auch, nach seinem letzten Willen, daselbst begraben werden. Seine Gattin, die schon seit mehreren Jahren an schwerer Geistesstörung leidet, wird nunmehr nach der Anordnung des Verstorbenen in eine Privat-Irrenanstalt gebracht werden. Theodor Rousseau war Offizier der Ehrenlegion und hatte auf der Weltausstellung von 1855 die erste goldene und auf der von 1867 die große Ehrenmedaille erhalten.

Paris, 29. December. Gestern wurde in dem Volksconcert von Pasdeloup die Ouverture, welche Meyerbeer zu seinem „Prophet“ geschrieben hat, zum ersten Male hier aufgeführt und colossal ausgepfiffen.

Paris. „La Presse“ glaubt sich dießmal keinem Dementi auszusetzen, wenn sie die bevorstehende Verbindung des Fräulein Patti mit dem Marquis de Caux meldet. Marquis de Caux ist ein Kammerherr des Kaisers, Mitglied des Jokey-Clubs und ein bekannter Typus der goldenen Jugend von Paris. Wir hätten der Patti, welche übrigens noch kürzlich in den Blättern erklären ließ, daß sie sich nur der Kunst vermählen wolle, einen besseren Geschmack zugetraut.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 4. Samstag, den 4. Januar 1868.

Aus den Tagen des Rheinbundes.

Novelle von Franz Eugen.

(Fortsezung.)

Des Abbé's kleine, schwarze Augen, die gewöhnlich so harmlos, gutmüthig aus dem vollen, röthlichen Gesicht schauten, konnten indessen auch recht schlau aussehen, und recht scharf beobachten; jetzt eben leuchteten sie aber in einem so ächten, warmen Wohlwollen auf, daß es sein altes, dickes Gesicht förmlich verschönte, als Anna auf ihn zukam, und mit einem freundlichen Gruß ihm ihre kleine Hand entgegenstreckte.

Er nannte sie „son enfant chéri“, und die etwas altväterische Galanterie, mit der er ihr versicherte: „ihr freundliches Lächeln erwärme sein altes Herz stets wie ein Sonnenstrahl“, stand ihm gar nicht schlecht.

Es war aber kein wohlwollender Blick, mit dem er dann auf die Comtesse Aiguillon, die Hofdame der Fürstin, schaute, die eben heran hüpfte und Anna mit viel Ostentation embrassirte.

Sie war erst seit einigen Monaten in ihrer jetzigen Stellung, und man erzählte sich, daß sie einst ein großer Liebling der Kaiserin Josephine, und später auch Marie Louisens gewesen, aber von dieser fallen gelassen worden sei, weil sie durch ihre Koketterien mit einer hohen Persönlichkeit, die Napoleon anders verheirathen wollte, dem Kaiserpaar unbequem geworden wäre. Man hatte darauf der Fürstin, die gerade in Paris war, einen Wink gegeben, daß man es gerne sehen würde, wenn sie die Comtesse zu ihrer Hofdame ernennen wollte. Es war ein Wink von so hoher Hand, daß die deutsche Fürstin ihn sofort befolgte: unter einem nichtigen Vorwande wurde ihre seitherige Hofdame, die ihr zwanzig Jahre treu gedient hatte, entlassen, und die Comtesse an ihrer Stelle ernannt.

Comtesse Aiguillon war eine wirklich sehr reizende Erscheinung, ein Schmuck für jeden Kreis, in dem sie erschien; graciös und anmuthig in jeder Bewegung, konnte ihr selbst die häßliche Mode des ersten Kaiserreichs nichts von ihrer Schönheit rauben. Sie trug das enge, faltenlose Gewand, das man sehr mit Unrecht als „griechisch“ bezeichnete, mit der kurzen Taille und einem so weiten Ausschnitte, als es die damalige Mode vorschrieb. Das blonde Haar, in kleine Löckchen gekräuselt, bedeckte die Hälfte der Stirn, und war hinten in einen griechischen Knoten geschlungen, aus dem längere Locken bis auf den weißen Nacken fielen. Um den Hals und als Diadem trug sie einen Schmuck sehr schöner Kameen, die der Antike nachgebildet, Bilder aus der griechischen Mythologie zeigten, zum Theil so unanständiger Art, daß heut zu Tage keine Frau sie tragen würde, aber damals fand die Sitte nichts anstößiges darin, sie auf dem Halse junger Mädchen zu sehen.

Die braunen Augen der Comtesse blitzten in Lust und Schelmerei, die üppigen Lippen lächelten fast immer, wie ihre Feindinnen behaupteten, um die kleinen Perlzähne zu zeigen.

Man konnte kaum einen schärferen Gegensatz sehen, als den zwischen Anna und der Comtesse, wie sie nebeneinander standen.

Das einfache, weiße Kleid der Deutschen, viel mehr Hals und Arme bedeckend, als es die damalige Mode erlaubte, sah fast nonnenhaft aus neben dem reichen, modernen Gewand aus rosa Atlas, das die Französin trug. Ihr volles, dunkles Haar hatte Anna einfach aus der Stirn gestrichen, hinten in dicken, schweren Flechten aufgesteckt, und als einzigen Schmuck trug sie eine frische Rose im Haar und an der Brust.

Ruhig und gemessen, fast steif, erschien ihr Wesen neben der munteren, beweglichen Grazie der Comtesse, und ihre schönen, graublauen Augen blieben ernst, auch wenn der Mund lächelte.

Sie nahm die lebhaften Freundschaftsversicherungen, mit denen die Hofdame sie überhäufte, sehr kühl auf, und als sich ihr darauf der Kammerherr des Fürsten, sie begrüßend, näherte, nahm ihr Gesicht einen Ausdruck von Verachtung und Widerwillen an, der Wahrnim frappirte.

„Ah, meine schöne junge Freundin“, sagte der Kammerherr lächelnd, „Sie scheinen heute Abend nicht in gnädiger Laune gegen ihren unterthänigen Knecht.“

„Wie immer! Herr von Midal“, versetzte Anna eiskalt.

Das halb höhnische, halb faunische Lächeln auf dem Gesicht des Kammerherrn blieb bei dieser Antwort unverändert.

„Ich gehe“, sagte er, „dem Wink Ihrer schönen Augen gehorchend, um einem angenehmeren Gesellschafter den beneidenswerthen Platz an Ihrer Seite zu räumen.“

Und sich zu Wahrnim wendend, machte er Raum neben Anna für den eben herankommenden Adjutanten des Fürsten.

Der junge Offizier ergriff Anna's Hand und führte sie flüchtig an seine Lippen; es lag mehr Courtoisie als Wärme in seiner Begrüßung, und Anna, deren Farbe kam und ging, heftete ihr Auge mit einer ängstlich stummen Frage auf ihn.

Das Seinige wich ihr aus und richtete sich forschend auf Wahrnim, während er zu ihr sagte:

„Ich hatte schon das Glück, Sie bei unserer Ankunft eine flüchtige Minute am Fenster zu sehen.“

Anna wandte sich, statt der Antwort, zu dem hinter ihr stehenden Grafen Wahrnim und stellte ihn, als einen Vetter ihrer Freundin, der Frau von Mühlen, dem Adjutanten vor.

Die beiden jungen Männer verneigten sich gegeneinander, aber der Eintritt des Fürstenpaares unterbrach die ersten, zwischen ihnen gewechselten Worte.

Der Fürst, ein Mann in den mittleren Jahren, war eine hohe, gebietende Erscheinung, der mit einem militärischen Anstand die feinen liebenswürdigen Formen eines Cavaliers vereinigte.

Er unterhielt sich in herablassend verbindlicher Weise mit dem Grafen Wahrnim, den der Hofmarschall sogleich dem Fürstenpaa präsentirte, während die Fürstin Frau von Waldheim zu sich heran winkte und lange und lebhaft mit ihr sprach.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Karl Schimper †.

Ueber den am 21. December 1867 zu Schwetzingen gestorbenen Dr. Karl F. Schimper sucht man vergeblich nähere Kunde im Conversationslexikon und andern ähnlichen Werken. Und doch möchte man gern Näheres über ihn erfahren, da man von ihm weiß, daß er, als anerkannt um die Wissenschaft hochverdienter geistreicher Naturforscher, in Folge seiner Eigenartigkeit als Mensch absonderliche Wege ging, die ihn in tiefe Armuth führten. Wir kommen diesem Verlangen entgegen, indem wir theils aus eigner Bekanntschaft, theils aus Mittheilungen vertrauter Freunde des Verstorbenen schöpfend, im Folgenden eine Skizze seines Lebens und Charakters zu geben versuchen.

Karl F. Schimper war ein geborner Mannheimer. Sein Vater war zu Anfang dieses Jahrhunderts pfalzbayerischer Genieoffizier zu Mannheim, seine Mutter eine geborene Freiin v. Furlenbach auf Reichenschwann bei Nürnberg. Im Jahr seiner Geburt, 1803, wurde die Pfalz diesseits des Rheins von Pfalzbayern an Baden abgetreten, der Vater kam dadurch in badische Dienste und fiel bald darauf im Krieg.

Dem ältesten Sohne Karl sowohl, als dessen zwei Jahre jüngerem Bruder Wilhelm war die Liebe zur Natur und ein nicht zu unterdrückender Hang zu deren Erforschung angeboren. Daher wurde Wilhelm Schimper Naturaliensammler für naturforschende Gesellschaften in Algier, Aegypten, Arabien und besonders in Abyssinien, wo er zuletzt vom Fürsten Ubie mit der kleinen Provinz Antitscho belehnt wurde, sich verheirathete und zum Abyssinier ward.

Nicht weniger eigenartig in anderer Weise gestaltete sich das Leben des älteren, geistig bedeutenderen Bruders Karl. Nach wohl absolvirtem Lyceum in Mannheim studirte er zuerst in Heidelberg, dann in München die Naturwissenschaften und hatte das Glück, dabei in engem Bunde zu stehen mit zwei gleich ausgezeichneten Jünglingen, die später gleichfalls berühmte Naturforscher wurden: Louis Agassiz und Alexander Braun (dieser ist jetzt Professor der Botanik in Berlin).

Im elterlichen Hause des Letzteren zu Karlsruhe verlebte das interessante Freundeskleeblatt gewöhnlich in den Ferien glückliche Tage, indem der strebsame Vater, Oberpostrath Braun, und die hochgebildete geistreiche und gelehrte Mutter sammt den von gleichem Sinn beseelten Töchtern ganz in deren Streben eingingen. Die älteste der Letzteren heirathete später Agassiz, mit der jüngeren verlobte sich Schimper.

Daß dieser während seiner Studienzeit in Heidelberg in einem Weinberg eine bis dahin noch unbekannte Pflanze, das symphytum bulbosum, entdeckte, entschied für seine botanische Richtung. Doch beschränkte sich sein reicher Geist keineswegs auf botanische Studien, er umfaßte die gesammte Naturwissenschaft im Zusammenhange aller ihrer Zweige. Aber neben der Geologie wurde die Botanik vorzugsweise von ihm cultivirt.

Die neue Pflanze wünschten alle Fachgenossen von ihm zu beziehen, da Heidelberg damals ihr einziger bekannter Standort in Deutschland war, und so wurde er bald mit den Botanikern Deutschlands bekannt.

In München, wohin das unzertrennliche Freundeskleeblatt von Heidelberg übersiedelte, pflog er mit Agassiz unter Anderm ein gründliches Studium der Ichthyologie und war Mitarbeiter an dessen berühmt gewordenen Werken über die Fische. Unter den drei Freunden behauptete er überhaupt die geistig hervorragendste Stelle durch seine ungewöhnliche Begabung, in die Natur und ihre Gesetze und Geheimnisse einzudringen, und sie erkannten in ihm in den wichtigsten Beziehungen willig ihren Meister und Lehrer. So ist er damals der Entdecker der mathematisch feststehenden Gesetze für die Blatt- und Blüthenstellung im Pflanzenreich und ein Hauptbegründer der botanischen Morphologie geworden; ebenso auch der Erfinder der Hypothese von der sog. Eiszeit, welche seither in der Geologie eine so große Rolle gespielt hat und sie vielleicht ganz umgestalten wird. Von ihm hat Agassiz dieselbe sich angeeignet und sie in dem berühmtesten seiner Werke, den „Studien über die Gletscher", der Welt vorgetragen, als ob sie seine eigene Erfindung wäre. Schimper selbst nämlich kam nie dazu, selbst etwas Größeres zu schreiben. Neben so großer und reicher Kraft (auch körperlich war er kräftig, von fester, gedrungener, mittelgroßer Gestalt, mit breiter, mächtiger Stirn, die den Denker verkündete) — neben so großer Kraft hatte er nämlich auch eine große Schwäche: er konnte sich nie zu einer anhaltenden, regelmäßigen Thätigkeit bestimmen oder dabei festhalten.

In München von Schelling in seinem Werthe erkannt und gefördert und gegen ultramontane Anfeindungen geschützt, kündigte er als Privatdocent mit Wartegeld Vorlesungen an, fing sie auch an, setzte sie dann aber nicht fort. Er ließ die Anfangsbogen größerer Werke drucken, blieb dann aber in der Arbeit stecken und war durch keine Bemühung weiter darin vorwärts zu bringen. Daher konnte er es auch zu keiner Anstellung, zu keinem Amt bringen und wollte es auch nicht. Seine Natur war nicht für den regelmäßigen Gang eines Planeten, nur für einen Kometenlauf geschaffen. Daher kam er auch nicht dazu, sich zu verheirathen, so sehr er für Familienleben und häusliches Glück gestimmt war. Der erwähnten Verlobung mit Emy Braun war sehr früh schon eine andere vorangegangen.

Da seine gewaltige Kraft nur stoßweise und mit dem Gegenstand wechselnd thätig sein konnte, war er um so mehr zu Studien in der freien Natur geeignet, als reisender Naturforscher, wo jeder Tag, ja jede Stunde Anderes und Neues bringt. Gern nahm er daher den Auftrag des Kronprinzen Max von Bayern an, die bayerischen Alpen zu durchforschen, bereiste das südliche Frankreich und studirte gründlich die Pyrenäen als Botaniker und Geologe. Und wenn er nicht als Naturforscher noch weit größere Reisen unternahm, fehlte es leider nur an den Mitteln dazu.

Glückliche Tage verlebte er bei seinen Forschungen in der Schweiz zu Lausanne am Genfer See in der liebenswürdigen Familie des Salinendirectors Charpentier.

Er selbst war in seinen früheren besseren Tagen der liebenswürdigste Gesellschafter. Mit einer gefälligen, gutmüthigen Natur und kindlich reinem Gemüth verband er die geist- und gehaltreichste Unterhaltung voll Witz und guter Laune.

Auch zum Dichter ward er durch die Eindrücke der Natur und sein Eindringen in deren Verständniß, in die Harmonie ihrer Gesetze. Es drängte ihn, wessen sein Inneres voll war, in dichterischen Formen auszusprechen, und seine Eigenartigkeit führte ihn dazu, dieß in den originellsten dichterischen Bildungen und Wortschöpfungen zu thun. Zwei Bände Gedichte, welche (1840—47) von ihm erschienen, sprechen jedoch mehr den Geist an, als sie das poetische Gefühl befriedigen, und enthalten in der Regel so viele gelehrte

und fachwissenschaftliche Beziehungen und Anspielungen, daß sie nur Fachkennern ganz verständlich sein können.

(Schluß folgt.)

Ein Gedicht von Ferdinand Freiligrath *) an seine Tochter.

Verblüht schon war die Rose,
Die Nachtigall geflöh'n,
Die ernste Herbstzeitlose
Stand auf den Wiesen schon;
Am Stock noch hing die Traube,
Hing bis sie ganz gereift,
Schon war mit rothem Laube
Das grüne Laub gestreift.

In solcher Zeit des Jahres
Kamst Du einst zu uns, Kind!
Ein Tag im Herbste war es,
Wildschön wie wen'ge sind.
Ein Spätgewitter jagte
Von Zürch her übern See,
Ob seinen Blitzen ragte
Lichtauf der Gletscher Schnee.

Schwarzgrün die Wellen brauten
Um Hutten's Inselgrab,
Glärnisch und Tödi schauten
Aus Wolken still herab.
Im Thale Sturm, — die Spitzen
Krönt' heller Sonnenschein:
So zogst Du unter Blitzen
Und Schneeglüh'n bei uns ein!

Wir hatten gehofft, es wäre
Beschieden uns ein Sohn,
Wir hatten zu Hutten's Ehre
Genannt Dich Ulrich schon: —
Sieh' da, nun warst Du ein bloßes
Mägdlein mit klarem Blick, —
Doch drum kein minder großes,
Kein minder süßes Glück!

Ja, wohl ein Glück! Du gutes,
Du erstes Töchterlein!
Du, immer heiteren Muthes!
Licht uns und Sonnenschein!
Du lachendes Gemüthe,
Hold jedem lust'gen Streich, —
Und doch so reich an Güte,
So treu, so warm, so weich!

Seit zweiundzwanzig Jahren
Umtrieb uns mancher Wind,
Du bist mit uns gefahren
Schon in der Wiege, Kind!

Nach England, — heim zum Rheine, —
Und wieder nach Engelland!
Fest hielt Deine Hand, die kleine,
Der Eltern treue Hand.

An der bist Du erwachsen,
Du liebes braunes Aug',
Hier bei den Angelsachsen,
In Nebel und Nordseehauch!
Erwachsen mit frohem Schalle
In der Geschwister Reih'n —
Gottlob, da steht ihr Alle,
Wie Blumen steh'n im Mai'n!

Jetzt aber, da aufs Neue
Es Zieh'n und Wandern heißt,
Da an ihr Herz, das treue,
Die Heimath stark uns reißt;
Da Deutschland ruft: Kommt wieder!
Bleibt bei mir für und für! —
Jetzt schlägst Du die Augen nieder, —
Wir zieh'n und Du bleibst hier!

Das macht, Du hast gefunden
Den vielgeliebten Mann,
Der, freudig Dir verbunden,
Dich führt und trägt fortan;
Der, selbst von deutschem Strande
In England eingekehrt,
Mit Dir im fremden Lande
Will gründen deutschen Heerd!

Zieh' hin denn! Zieh' — und bleibe!
Eil', ihm den Heerd zu weih'n!
Die Jungfrau wird zum Weibe,
Zieh' hin, — es muß ja sein!
Schmück' ihm sein Haus mit Blüthen!
Wir geben Dich ihm gern —
Nur soll er Dich hegen und hüten,
Wie seines Auges Stern!

Und du, von dem wir scheiden,
Gastfreies Engelland,
Wir lassen dir die Beiden
Als ein lebendig Band,
Das fest uns an dich binde,
Wo immer uns're Flur!
Sei Heimath unserm Kinde;
Uns warst du Zuflucht nur!

So lebt denn wohl, ihr Theuern!
Schon wartet das Gespann!
Es will nicht länger leiern
Der alte Leiermann!
Glück zu auf euren Wegen, —
Geht, — macht uns nicht zu hart
Den Abschied! — Gottes Segen
Euch, Käth' und Eduard!

---

*) Bei Gelegenheit der Vermählung seiner Tochter Käthchen Freiligrath mit einem jungen, in London ansässigen Deutschen, Herrn Eduard Kröker, hat Ferdinand Freiligrath vorstehendes, von der „Elberfelder Zeitung" veröffentlichtes, Gedicht verfaßt.

Mannichfaltigkeiten.

(Zur Erbschaftsgeschichte Zehrer's) wird heute in der „Bohemia", im Gegensatze zu früher gebrachten Nachrichten, gemeldet: Nikolaus Zehrer, der in Folge von starkem Hazartspiel sich fortwährend in Geldverlegenheiten befand, und auch das von seiner Frau mitgebrachte Heirathsgut von 5000 fl. dem Spielmoloch geopfert hatte, nützte nun diese Erbschaftshoffnung aus, um sich Credit zu verschaffen. Die auf diese Art erschwindelten Summen opferte er wieder dem Spiele, bis er so weit kam, daß er, zu einem entscheidenden Entschlusse gedrängt, vorgab, die Erbschafts-Verhandlungen seien abgeschlossen und er werde nun die Reise nach London ꝛc. antreten, um dieselbe zu erheben. Zugleich resignirte er auf seinen Posten als k. k. Ober-Telegraphist. Namentlich dieser Schritt blendete seine Gläubiger und viele Andere. Von allen Seiten wurden ihm die Cassen geöffnet. So viel bis jetzt bekannt ist, hatte Nikolaus Zehrer in Bodenbach von dem Fabrikanten Sch. und Comp. 1200 fl. in Checks der österreichischen Creditanstalt, von einem Telegraphenamtsdiener dessen erspartes Reengagirungscapital und noch 100 fl., zusammen 1600 fl., von dem Portier im Bodenbacher Bahnhof 500 fl., von einem anderen Eisenbahnbediensteten bei 6000 fl., außerdem in verschiedenen Wechseln, welche am 15. December v. J. fällig waren, 3000 fl., dann von seinem Dienstboten über 100 fl. sich zu verschaffen gewußt. In letzterer Zeit mißtrauten ihm selbst seine nächsten Verwandten, obgleich er ihnen gegenüber behauptete, in der sächsischen Lotterie einen Treffer von 10,000 Thaler gemacht zu haben und in der That auch nach Dresden reiste, angeblich um den Gewinnst zu erheben. Es scheint nun, daß er in Wien noch einen letzten Coup ausführen und sich auf Grund seiner Erbschaftsaussichten eine größere Summe Geldes verschaffen wollte, um dann mit derselben ins Ausland zu gehen, wozu er auch bereits mit einem Paß versehen war. Das Fehlschlagen dieses Planes scheint ihn sodann zur Verzweiflung getrieben zu haben und die Ursache der Geistesstörung gewesen zu sein, in der er an sich und seine Angehörigen Hand anlegte.

(Eine Ueberraschung.) Die „Presse" schreibt aus Wien: Vor längerer Zeit brachten Prager Blätter die Mittheilung, daß daselbst ein junger Bursche ein eigenthümliches Handwerk betreibe, indem er Spatzen gelb anzustreichen und dieselben dann als Canarienvögel zu verkaufen pflege. Derselbe hat es in diesem Geschäfte in der letzten Zeit zu einer noch größeren Vollkommenheit gebracht. Vor den Weihnachtsfeiertagen bot er nämlich einem Wiener Privatier ein junges Eichhörnchen — um diese Zeit eine Seltenheit — zum Kaufe an und verlangte dafür einen Gulden. Da das Thierchen gar zu lustig hüpfte und bei seinen Sprüngen allerhand Possen trieb, namentlich häufig über den Rücken Purzelbäume schlug, war der Herr recht erfreut darüber und kaufte es für seine Familie als Weihnachtsgeschenk. Das Eichhörnchen wurde hinter das Fenster gesteckt und ihm vom Christbaum zeitweilig Nüsse zugetragen, die es jedoch zum Leidwesen Aller verschmähte. Des Nachts wurde es plötzlich am Fenster lebendig; das Thier begann die hölzernen Rahmen anzubeißen und versuchte sich den Eingang in's Zimmer zu erzwingen. Der Herr machte sogleich Licht und begab sich zum Fenster. Sein Erstaunen war jedoch kein geringes, als er gewahrte, daß das Thier plötzlich sechs Füße zur Schau trug, die zwei hintersten waren jedoch von dunkler Farbe. Da begann sich auch der buschige Schweif des Eichhörnchens zu regen und aus demselben kroch das rückwärtige knöcherne Ende einer abscheulichen Ratte hervor, welche der Taugenichts mit vieler Geschicklichkeit in das Fell eines Eichkätzchens eingenäht und am Kopf und den Füßen mit Leim verkleistert hatte.

(Die Achtung vor dem Gesetz in Amerika.) Eine hübsche Illustration zu den transatlantischen Begriffen von Gehorsam gegen das Gesetz und seine Vollstrecker bietet der nachfolgende, aus Philadelphia vom 3. October berichtete Vorfall: Heute Morgen herrschte in der 25. Ward gränzenlose Aufregung. Von Washington war die Ordre eingelaufen, die in genannter Ward gelegenen Whiskei-Brennereien mit Beschlag zu belegen. Die Beschlagnahme geschah auf Betreiben der Revenüen-Commission von Philadelphia; sie sollte heute Morgen um 10 Uhr durch Commissär Rollins vorgenommen werden; die Executionsmannschaft war von dem Revenüen-Inspector Cole und Hülfs-Marschall David Gordon befehligt. Thomas Laney, der ein Destillateur sein soll, wurde von den Bundesbeamten wegen ungesetzlichen Widerstandes erschossen. Hülfsmarschall Schuyler erlitt schwere Verletzungen am Kopf und trug auch sonstige Verwundungen davon. Die Excesse ereigneten sich in den Straßen des Richmond-Districtes. Die Beamten wurden, während sie sich durch die Straßen bewegten, gesteinigt und wurden förmlich in die Flucht geschlagen. Sie nahmen vier Brenn-Apparate weg und verbrachten dieselben auf Wagen; die Volksmenge stürzte sich indessen auf die Wagen und nahm den Beamten die Brenn-Apparate wieder weg. Die Weiber nahmen an dem Aufstande den thätigsten Antheil; sie stürzten sich auf die Beamten und eine Schaar derselben schleppte die Brenn-Apparate fort.

(Das Grab eines Lebenden.) Auf dem großen Kirchhofe bei Chlum befindet sich ein Grab, mit einem eisernen Gitter umschlossen, und ein Grabstein mit den Worten: „Dieß ist das Grab des noch lebenden k. k. Oberlieutenants N. N." Der Genannte war nämlich in der Schlacht verwundet und ist ein am Wege befindliches Haus gebracht worden. Die Soldaten, welche den Offizier aus der Gefechtslinie gebracht hatten, meinten, er könnte höchstens noch eine Stunde leben und hatten, unterdeß er im Hause von einer Frau verbunden wurde, ihm das Grab gegraben. Der Verwundete blieb am Leben und ließ zum Andenken an seine wunderbare Genesung das in Bereitschaft gehaltene Grab mit Gitter und Grabstein, und letzteren mit jener eigenthümlichen Grabschrift versehen.

Literatur-Notizen.

„Geschichte von Nassau" von Schliephake (Wiesbaden, Kreidel). Der vierte Halbband dieses mit großer Sachkenntniß und umsichtigem Urtheil abgefaßten Werkes hat einen wichtigen Zeitraum zum Gegenstande: die Erhebung Adolphs von Nassau zum deutschen Könige und seine Beziehungen zu Habsburg-Oesterreich, mit dessen Macht er zusammenstieß. Da der Verfasser in dem vorliegenden fünften Buche tiefer in die Vorgeschichte des Zeitraums und namentlich in das Walten Rudolphs von Habsburg eingeht, so erwächst selbstverständlich in diesem Bereiche die Aufgabe des Werkes zu einer Geschichte ganz Deutschlands. Die neubegonnene, weitaus noch nicht abgeschlossene Entwickelung der wirklichen Geschichte Deutschlands in der Gegenwart wendet unsere erhöhte Theilnahme auch der Geschichte seiner Vergangenheit zu, und reizt uns, Orakelsprüche unserer Zukunft in ihr zu suchen.

„Nanna." Ein Lebensbild von A. Brook. Zwei Bände (Berlin, Kortkampf). Ein ächter Frauenroman, der viel Schönes und Rührendes enthält, obgleich nicht immer das rechte Maß in Empfindsamkeit und in Wahrscheinlichkeit beobachtend. Jedoch sind, im Ganzen genommen, die Ereignisse hinlänglich begründet, und bedurften nicht der häufigen Anrufung einer mit menschlicher Willkür waltenden Vorsehung. Die Heldin bietet den Frauen ein Vorbild siegreichen Kampfes gegen das Schicksal und gegen eigene Schwäche oder Ueberkraft. Beiläufig bemerkt, stimmen wir auch darin mit ihr überein: daß heutzutage Manches Musik heißt, was unsere Väter Geräusch genannt haben würden. Auch ihr alter Freund (Lassenberg), der auf ihr wechselndes Schicksal großen Einfluß übt, gewinnt unsere Theilnahme.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 5. Sonntag, den 5. Januar 1868.

Aus den Tagen des Rheinbundes.

Novelle von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Der Kammerherr nahm seine Lorgnette und schien eifrig die Comtesse und Anna, die nebeneinander standen, zu betrachten.

„Es ist albern von der kleinen Waldheim“, sagte er, dabei sich zu dem Adjutanten wendend, „daß sie sich darauf capricionirt, sich nicht zu schminken. Sie sieht dadurch immer unter den anderen geschminkten Damen wie ein Gespenst aus. Magnifique Toilette übrigens, die die Aiguillon heute Abend gemacht hat, sie ist in der That éblouissante. Anna sieht neben ihr aus, wie ein armes Heckenröschen neben einer vollen Centifolie.“

„Kennen Sie das neue Gedicht vom Geheimrath von Goethe in Weimar?“ fragte der Adjutant:

„Sah' ein Knab' ein Röslein steh'n,
Röslein auf der Haiden,
War so jung und morgenschön . . . .“

„Hören Sie auf!“ lachte der Kammerherr. „Ich bin kein Freund von Gedichten, und mit diesem hat mich die Fürstin rein zur Verzweiflung gebracht; sie schwärmte dafür und hat es jeden Abend declamirt, und ich Aermster mußte immer zuhören und bewundern. Aber wie kommen Sie jetzt darauf, lieber Froberg?“

„Ich dachte nur, ob Goethe dabei ein Heckenröschen oder eine Centifolie im Sinne gehabt?“

„Ah j'y suis!“ sagte Midal trocken. „Wahrscheinlich eine Heckenrose, ich für mein Theil ziehe die Centifolien vor, aber wenn Sie Ihr Latein noch nicht vergessen haben, so wissen Sie: de gustibus non est disputandum. Doch lassen wir Das! Die Comtesse ist reizend, und es wäre sehr vernünftig von Ihnen, wenn Sie sich auch zu dieser Ansicht bequemten.“

„Wie viel hat Ihnen der Fürst dafür versprochen, wenn Sie mich mit der Comtesse verkn...., wollte sagen, verheirathen?“

Midal zuckte die Achseln.

„Gar nichts, mein Freund. Serenissimus ist viel zu klug, um Jemanden für das Zustandebringen einer Heirath, die sich von selbst machen muß, etwas zu versprechen.“

„Muß!“ wiederholte Froberg; „da könnten der Fürst und Sie sich doch sehr verrechnet haben. Comtesse Valerie ist sehr schön, sehr liebenswürdig, aber — aber — — ich habe in Paris Geschichtchen erzählen hören von ihren Koketterien, ja von früheren Liaisons, die . . . .“

„Seien Sie kein Narr, Froberg“, unterbrach ihn der Kammerherr. „Die Aiguillon ist schön genug, um sich in sie zu verlieben, dabei bringt sie Ihnen eine bedeutende Mitgift zu, und Connectionen, die mächtig genug sind, um Ihnen eine glänzende Carrière in französischen Diensten zu sichern. Wenn sie Liaisons vor ihrer Heirath gehabt hat, so wird sie vielleicht weniger Lust haben, deren nach derselben anzuknüpfen, und im Uebrigen dürfen Sie in solchen Dingen nicht Ihren deutschen, kleinstädtischen Maßstab an Pariser Verhältnisse und Personen legen.“

„Den Teufel auch, wenn es sich um meine künftige Frau handelt! Mein lieber Midal, es ist nicht jeder Ehemann von dem Kaliber unseres guten Hofmarschalls.“

„Sie versetzen mir heute fortwährend pikante Seitenhiebe, mein bester Froberg“, lächelte der Kammerherr, „aber ich bin Ihr Freund und vergebe Ihnen, weil ich weiß, daß Sie in sehr schlechter Laune sind, deren Grund ich Ihnen jetzt so klar auseinandersetzen werde, wie Sie ihn sich wahrscheinlich kaum selbst klar gemacht haben werden. Sie haben sich während der drei Monate, die Sie mit dem Fürsten in Paris waren, mit deutscher Gründlichkeit so in den Strudel aller Freuden und Genüsse der großen Metropole gestürzt, daß sie sich bald in dem fatalen Zustand befanden, den wir mehr treffend als ästhetisch Katzenjammer nennen. Uebersättigt von all' den Festen, der Pracht, dem Luxus und der Ueppigkeit, haben Sie sich nach Ruhe, nach Stille gesehnt, — selbstverständlich wanderten Ihre Gedanken nach O......, und in Ihrem Herzen erwachte die alte Liebe zu der kleinen Waldheim, Ihre Phantasie malte sich ihr Bild mit um so schöneren Farben, je verschiedener die ernste, einfache Deutsche von all den verführerischen koketten, eleganten Frauen ist, die Sie in den Pariser Salons sahen. Sie eilen auf Flügeln der Sehnsucht hierher, blicken liebeglühend zu den Fenstern der Angebeteten hinauf, und das Erste, was Sie sehen, ist ein Fremder, der neben ihr steht, und in dem Sie natürlich einen Rivalen wähnen.“

„Sie sind ein Spötter, Kammerherr! Aber glauben Sie nicht, daß Graf Wahrnim, so nannte ihn Fräulein Waldheim ja wohl, wegen ihr hierhergekommen ist? Sehen Sie nur, er beobachtet sie selbst jetzt, wo er mit dem Fürsten spricht, und er ist ihr gut empfohlen, ein Vetter ihrer Freundin, und ein schöner Mann.“

„Nun, auf diesem Feld haben Sie doch keinen Rivalen zu fürchten, Sie junger Adonis.“

Froberg warf einen flüchtigen Blick in den großen Spiegel hinter ihm, aus dem seine jugendlich schöne Erscheinung, gehoben von der glänzenden kleidsamen Uniform, die er trug, so siegend ihm entgegenstrahlte, daß ein Zug befriedigter Eitelkeit über sein hübsches Gesicht flog.

„Wenn Sie übrigens wirklich in dem Grafen Wahrnim einen Nebenbuhler fürchten“, fuhr Midal fort, „so will ich Ihnen als Freund noch einen guten Rath geben: Machen Sie heute Abend der Comtesse ein wenig die Cour, — ich sage Ihnen, es gibt kein besseres Mittel, das schwankende Herz einer Dame sich zurück zu

erobern, als einer anderen hübschen Frau Aufmerksamkeiten zu erweisen."

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Karl Schimper †.

(Schluß.)

Werfen wir nun einen Blick auf Schimpers späteres Leben. Von München nach Schellings Weggang durch ultramontane Umtriebe vertrieben, kehrte er in seine Heimath zurück und nahm seinen bleibenden Aufenthalt in Schwetzingen unfern seiner Vaterstadt Mannheim.

Ohne regelmäßigen Erwerb, ging es ihm hier oft sehr hinderlich und sah er sich genöthigt, von einer treuen Jugendfreundin (alte Liebe rostet nicht!), die nur wenig für sich selbst hatte, Unterstützung anzunehmen.

Die Armuth an sich trug er leicht. In Allem, was die Welt des Wissens und des Denkens nicht berührte, willig auf das Allernothwendigste beschränkt, hatte er zum Grundsatz:

Sei arm nach Außen, mehr den Reichthum innen,
Für das Vergängliche tausch' Ewiges ein.

Er verglich sein äußeres und inneres Leben mit einer Perle in einer garstigen Auster, mit dem Wohnhause eines geizigen Reichen, in welchem Armuth herrscht.

Welch ein Drang nach Mittheilung seiner geistigen Reichthümer Schimper erfüllte, zeigte sich gerade zu Schwetzingen am deutlichsten, in der Begierde, womit er die geringe Gelegenheit dazu in dem Landstädtchen ergriff. Lehrer, Pharmazeuten, Studirende aus dem nahen Heidelberg, kurz Alle, die sich in der Botanik ausbilden wollten und ihn aufsuchten, förderte er in der uneigennützigsten Weise, ja er suchte sogar Ungelehrte zur wissenschaftlichen Betrachtung von Naturerscheinungen heranzuziehen und ihnen Aufschlüsse darüber zu ertheilen. Bei Sonnenfinsternissen, in Nächten des Sternschnuppenfalls, beim Eisgang am Ufer des Rheins konnte man ihn häufig in einer Gruppe von Zuhörern gewahren, denen er die reichen Schätze seines Wissens freigebig spendete. In Bezug auf den Standort der Pflanzen, sowohl in weitester Ferne als in der Nähe, besaß Schimper bewundernswürdig genaue topographische Kenntnisse und wurde deßhalb öfter zu botanischen Excursionen in Gesellschaft von Studirenden veranlaßt. Die zunehmende Kultur, die Alles in Ackerfeld umwandelte, verdrängte manche Pflanzen von ihrem früheren Standort. Schimper rettete sie in die Nähe des Schwetzinger Gartens und bewahrte darüber strenges Geheimniß, um seine Lieblinge vor unberufenen Händen zu schützen. Er war bis zu seiner letzten Krankheit unermüdlich thätig. Die scheinbar regellosen Gestalten der Flußkiesel führte er auf gesetzmäßige Formen zurück, und wies die Bedingungen nach, unter denen sie entstehen müssen. Die Belegstücke dazu bilden eine Sammlung von größter Originalität.

Aeußerst zierlich sind seine künstlichen Dendriden, welche er den natürlichen, den baum- und strauchartigen Zeichnungen im Mergel, in allen Farben nachbildete — eine neue Fundgrube der zartesten und geschmackvollsten Desseins für Musterzeichner. Wieviel die Rhoologie (Lehre von der Wellenbewegung) Schimper verdankt, ist bekannt. Wir erwähnen ihrer hier nur, weil sie ihn in Stand setzte, durch ein Schriftchen über Fluß- und Uferbauten dem praktischen Bedürfniß an dem nahen vaterländischen Strome zu Hülfe zu kommen.

So war und blieb die Wissenschaft seine Freundin und Trösterin und fast seine einzige Lebensfreude bis in seine letzten Tage. Bei seiner Eigenartigkeit war es Theilnehmenden mit dem besten Willen nicht möglich, etwas für die Verbesserung seiner Lage zu thun. Daher blieb sogar das ernstliche Bemühen einer Versammlung der deutschen Naturforscher, ihm eine sorgenfreie Existenz zu verschaffen, ohne Erfolg.

Erst spät hat sein Vaterland etwas für ihn gethan. Die Noth hatte ihn endlich gedrängt, sich ganz gegen seine Natur um eine Anstellung an einer höheren Lehranstalt zu bewerben. Die konnte ihm nicht gewährt werden, aber der edle Großherzog Friedrich von Baden wies ihm freie Wohnung im Schwetzinger Schlosse an und versah ihn mit einer kleinen Pension, wodurch er sich — im Vergleich zu früher! — in einen gewissen Wohlstand versetzt sah.

Uebrigens war er auch durch schmerzliche Lebenserfahrungen tief darniedergebeugt und ganz gegen seine frühere Gemüthsart von Bitterkeit und Groll erfüllt. Von dem Einen und Andern, der ihm den besten Theil seiner botanischen Einsicht verdankte, sah er sich später vergessen oder ignorirt. Daß seine wissenschaftlichen Entdeckungen und zündenden Ideen von Andern zu Systemen ausgearbeitet und durch den Druck ausgebeutet wurden, ohne daß ihm die gebührende Anerkennung als ursprünglicher Eigenthümer von ihnen zu Theil ward, verwickelte ihn in viele aufregende und im Ganzen fruchtlose Kämpfe. Wir wollen nur an den mit seinem vertrauten Jugendfreund Agassiz erinnern, der ihn der großartigen geologischen Idee von der Eiszeit und der darauf begründeten Gletscher-Theorie, so viel an ihm war, beraubte und ihn dadurch mehr als alle Andern kränkte; denn Agassiz kannte die äußeren Verhältnisse seines Freundes genau und wußte, daß der ungeschmälerte Ruhm, der Urheber einer so großartigen Theorie und eines großen Theils ihrer Begründung und Ausführung zu sein, seinen Freund in den Augen der gelehrten Welt so hoch gehoben haben würde, daß ihm eine Stelle in einer gelehrten Akademie und ein Gehalt, um ungehindert ganz der Wissenschaft leben zu können, nicht wohl hätte entgehen können. Die oft gegen Agassiz erhobene Anklage, die Arbeiten Anderer ohne Angabe ihrer Namen benutzt zu haben, war in keinem Fall von so schwerem Gewicht, als im Verhältniß zu seinem armen Freund Schimper. Dessen mühsam erworbene wissenschaftlichen Sammlungen waren sein einziger Besitz. Dabei widerfuhr ihm aber das arge Leid, seine ungemein werthvolle mineralogische Sammlung auf eine Weise zu verlieren, die eben so empfindlich für ihn war, als der Verlust selbst. Er hatte sie einem Freunde in Mannheim zur Aufbewahrung übergeben. Als er sie später zurückverlangte, mußte er hören, sie habe im Haus zu viel Platz versperrt und man habe sich nicht anders zu helfen gewußt, als daß man sie als Schutt zu den Uferbauten am Rhein hinausfahren ließ.

Es wird von vielen Seiten versichert, daß Schimper in seinem hohen Selbstgefühl und in der Verbitterung, die von Jahr zu Jahr mehr in ihm überhandnahm, im Umgang oft sehr verletzend gewesen sei, ja daß er in öffentlichen Localen die Menschen nicht mit der Freundlichkeit und Achtung behandelt habe, die Jeder in Anspruch nehmen kann, daß er sich durch sein ungeeignetes schroffes Benehmen in Schwetzingen zuletzt fast allgemein verhaßt gemacht habe, und man will daraus die ihm widerfahrene Mißhandlung erklären, die den Ausbruch seiner Todeskrankheit veranlaßt habe. Er wurde nämlich von rohen Menschen, welche ihm Nachts auflauerten, geschlagen und an dem einen Arm verwundet, so daß er ihn längere Zeit nicht gebrauchen konnte. Allein krank war er vorher schon, die unverkennbaren Anfänge einer Herzwassersucht wurden schwer von ihm empfunden, und jener Ueberfall kann höchstens den vollen Ausbruch der Krankheit etwas beschleunigt haben. Er ordnete noch mit Anstrengung seine Papiere, worunter man übrigens bedeutende wissenschaftliche Werke wohl mit Unrecht vermuthet, denn zu größeren Arbeiten kam Schimper ja nie und we-

nig nur hat er sich für sein eigenes Bedürfniß aufgezeichnet. Seine Systeme und ihre Begründung und Ausarbeitung, ja alle seine so umfangreichen Einzelkenntnisse ruhten wohlverwahrt in seinem wunderbar starken und treuen Gedächtniß und bedurften für ihn der schriftlichen Aufzeichnung nicht.

Seine Geisteskraft blieb ihm treu bis zum letzten Athemzug, und die Wissenschaft half ihm noch die Schmerzen und Beängstigungen seiner Krankheit leichter überstehen. In den langen, schlaflosen Nächten schrieb er noch wissenschaftliche Abhandlungen, löste geometrische Aufgaben u. s. w. Besonders erfreulich war jedoch, daß jene kindlich reine Gemüthsstimmung und Anschauungsweise, die dem Gesunden früher so wohl anstand, zu dem Kranken zurückkehrte und sich auch in den letzten Aeußerungen des Sterbenden abspiegelte. Ein sanftes Ende beschloß sein so reiches und zugleich so armes Leben.

Ein kurz zuvor noch angekommenes Diplom seiner Aufnahme in einen ansehnlichen Gelehrtenkreis erheiterte wenigstens noch dessen letzte Augenblicke.

Wenige nur geleiteten den Sarg des so bedeutenden Mannes auf den Friedhof, wo er in der Nähe Hebels, des allemannischen Dichters, seine letzte Ruhestätte fand. Hebel hatte in früherer Zeit in Schwetzingen Heilung von einer Krankheit gesucht und sein Grab dort gefunden, und Schimper, der seiner Naturanlage nach die tiefsten Berührungspunkte mit dem kindlichen Dichter der reinen Natur hatte, war vor einigen Jahren eifrig bemüht gewesen, dazu mitzuwirken, daß ihm ein einfaches Denkmal gesetzt wurde.

Wird ein einfacher Stein wohl auch Karl Schimpers Grab zeigen, wenn er auch nur den Namen trüge, der in der Geschichte der Naturwissenschaft unvergänglich fortleben wird und von dessen Träger sie sagen wird, daß ihm von der Natur und dem Geschick mehr gegeben und mehr versagt gewesen, als gewöhnlich Anderen ihrer begabten Jünger? g*.

Die Noth in Preußen.

„Erschütternde Schilderungen sind es, — schreibt die „Zukunft" — die von verschiedenen Seiten uns in Privatschreiben aus der Gegend von Gumbinnen vorliegen. Es sind keine dichterischen Gemüther, nicht einmal daß Schriftstellerei Denen gewöhnte Beschäftigung wäre, welche an uns diese Briefe richten, aber: facit indignatio versum, die Noth — oder daß wir's correcter und auch innerlich wahrer übersetzen: der Unwillen — hat die Feder beflügelt. Der Anschein von Langsamkeit und Unbeholfenheit der amtlichen Hülfe und vor Allem der Argwohn, daß die dort wirksamen Filialen des Berliner Frauenvereins Sonder-Rücksichten und Unterscheidungen bei ihrer Hülfleistung gelten lassen wollen: dies Beides vor Allem ist es, was wir als beachtenswerth aus dem Folgenden hervorheben. — Wir haben in dieser Beziehung, um die Correspondenzen nur überhaupt in die Oeffentlichkeit zu bringen, Vieles in denselben mildern und streichen müssen, aus dem Reste ist schon genügend die Mißstimmung erkennbar, und auf diese bei Zeiten aufmerksam zu machen, das halten wir für eine sehr ernste, über den Confiscations-Rücksichten stehende Pflicht. Daß unsere Correspondenten dabei keine „Tendenz" beeinflußt hat, das ergibt sich aus dem Urtheil über Persönlichkeiten, welches in dem zweiten Briefe sich findet.

Aus der Umgegend von Gumbinnen schreibt man uns:

„. . . . Wie Viele haben in eiskalter Stube mit hungrigem Magen das Fest, welches die ganze Christenheit als ein freudiges begeht, in Jammer und Elend verbracht?

Was fühlt da wohl der Arme, der nichts als ein Stückchen gefrornes Brod, welches auch ihm von Darbenden mitgetheilt, Abends seiner hungernden Familie heimbringt? Er sinkt ermattet auf das ärmliche Strohlager, im unruhigen Schlummer das Elend vergessend, um am Morgen zu neuem Bewußtsein seiner schrecklichen Lage zu erwachen. Trostlos ist Alles, doch es treibt ihn, nicht sein eigen Loos, das Wimmern seiner Kinder thut's, wieder von Ort zu Ort zu wandern, um durch die geringen Gaben seiner schon selbst Mangel leidenden Mitmenschen, das Dasein seiner Familie zu fristen. Wie gerne legte Mancher sein müdes Haupt auf den weichen Schnee, ein Windstoß triebe die flimmernden Flocken über ihn weg, und der erstarrte Schläfer ginge unter dem großen Leichentuche dorthin, wo alle Noth und Sorge ein Ende.

Seit zwei Tagen, wo ein entsetzliches Schneetreiben bei 15 Grad Kälte wüthet, kommen keine Bettler mehr, wovon sonst täglich an die Hundert aus- und eingingen. Wo sind die armen Menschen geblieben? sie können dem Unwetter und der Kälte nicht trotzen, sie müssen hungern und frieren mit ihren Familien in erbärmlichen Hütten. Heute sind 25 Grad Kälte, es ist zu viel des Elends in unserm Ostpreußen.

Drei schlechte Ernten hintereinander und das letzte Jahr völlige Mißernte haben den abnormen Zustand herbeigebracht, eigene Hülfe reicht nicht mehr aus.

Und von Außen her geschieht bis jetzt nichts, schöne Redensarten sättigen kein hungriges Volk.

Die Chaussee- und Canalbauten, sowie die Schüttung des zweiten Geleises der Ostbahn, welche, wie man in Berlin sagt, in umfassendster Weise in Angriff genommen seien, um den Arbeitern Verdienst und Brod zu schaffen, beschränken sich darauf, daß bis heute noch die Regierung sich weigert, anders Geld aus dem Chausseeaufond herzugeben, als wenn die Kreise die Garantie übernehmen, es in drei Jahren zurückzuzahlen. Welcher Kreisvertreter würde so leichtsinnig sein, darauf einzugehen, da fast alle Besitzer nicht im Stande sind, die Zinsen für ihre eingetragenen Capitalien zu beschaffen, und ja auch der Arbeiter als Kreisinsasse muß dafür einstehen und seine Kreisbedürfniß-Beiträge zahlen, die dann für Alle zu einer unerschwinglichen Summe heranwachsen würden.

Die fälligen Steuern an den Staat müssen unter allen Umständen beschafft werden, sonst nimmt der Executor, wie es hier mehrfach vorgekommen, das letzte Stück Vieh aus dem Stall. Freilich wäre zu wünschen, die Regierung erließe wenigstens auf ein Jahr in den von der Mißernte betroffenen Kreisen jedwede Abgabe, doch dürfen wir darauf keine Rechnung machen . . . . . Was den Canalbau anbetrifft, so ist hier durch einen Graben der Anfang gemacht, das Narpebruch zu entwässern, vielleicht meint der Herr Minister mit „Canal" diesen Graben; daran haben eine kurze Zeit hindurch einige hundert Menschen gearbeitet, die aber, Gott sei's geklagt, nur pro Tag 5 Silbergroschen Lohn erhielten, auch diese wurden ihnen noch in Blechmarken ausgezahlt, wofür sie von dem im Bruch etablirten Boutiquier Lebensmittel einlösen konnten. Was bei den hiesigen enormen Preisen für 5 Silbergroschen gegeben werden kann, läßt sich leicht ermessen, der Arbeiter hatte für sich nicht genügend Nahrung, geschweige für Frau und Kind; selbstverständlich ist dieser Canalbau unter solchen Umständen sistirt.

Die Schüttung des zweiten Geleises der Ostbahn, welche schon im August vorigen Jahres, um den Arbeitern der Mißernte wegen Verdienst und Brod zu schaffen, in Aussicht gestellt war, wurde allerdings Mitte November begonnen, es konnten aber nur wenige Männer, und vornehmlich solche daran Theil nehmen, welche eigene Karren besaßen, da die Bahnverwaltung bis dahin noch nicht den nöthigen Vorrath an Karren beschafft hatte. Es hätten doch wohl

leicht und schnell von andern Bahnkörpern überflüssige Karren herangeschafft werden können, da Allen noch vom vorigen Jahre her erinnerlich sein wird, mit welcher Schnelligkeit ganze Armeecorps von einem Ende der Monarchie zum andern befördert wurden.

Jetzt aber hört Alles auf, denn bei 25 Grad Kälte lassen sich Erdarbeiten nicht mehr ausführen, und kommen zu der großen Menge unbeschäftigter Loosleute noch viele Dienstboten, die bis dahin von den Bauern gehalten, jetzt auch entlassen sind, da der Bauer für sich selbst kaum zu leben hat, ja sogar von adeligen Besitzern gegen schon die Familien der in Lohn und Brod stehenden Knechte betteln.

Welche Dimensionen das Elend noch annehmen wird, läßt sich erwarten, schon liegen im Gumbinner Stadtlazarethe drei am Hungertyphus Leidende; verhüte der Himmel, daß diese gräßliche Krankheit überhand nimmt, sie ist viel ansteckender und gefährlicher als die Cholera.

Es ist eine sehr traurige Zukunft, die wir aus den bleichen Wangen und den hohlen Augen unserer Leidensgenossen mit Bestimmtheit voraussehen können. Der Winter fängt jetzt erst an, noch haben wir vier Monate vor uns; Torf, das Heizmaterial unserer Provinz, ist im vergangenen Sommer, des unaufhörlichen Regens wegen, nicht getrocknet, Holz aus den königlichen Forsten für die Unbemittelten, des hohen Preises wegen, nicht zu beschaffen; die Armen müssen unter diesen Verhältnissen bei der jetzt herrschenden Kälte in ihren schlechten Hütten im wahren Sinne des Wortes erfrieren.

Möchten doch Alle, die im warmen Zimmer, im Kreise ihrer Familie und froher Freunde sich den Genüssen einer wohlbesetzten Tafel überlassen, ihrer hungernden, frierenden Mitmenschen in Ostpreußen gedenken!

(Schluß folgt.)

Siebentes Museums-Concert

am 3. Januar.

Nachdem für die Kammermusik ein höchst wichtiges Instrument — das Klavier — erfunden war, auf welchem selbstständige harmonische Tonverbindungen dargestellt werden konnten, säumten die Tonsetzer nicht, sich dasselbe nach allen Dimensionen zu Nutze zu machen. Zu welchen Zwecken es unsere heutigen Virtuosen in der jetzigen vervollkommneteren Gestalt benutzen, ist männiglich bekannt. Weniger verbreitet mag aber das historisch begründete Factum sein, daß die ersten Suiten für Klavier geschrieben wurden. Mehrere Tonstücke, Lieder oder Tänze für Klavier in einer gewissen Reihenfolge, deren Zusammenhang aber nur ein äußerlicher, nannten unsere alten Meister: Suite. Gewöhnlich standen alle in derselben Tonart. Die Anzahl der Stücke bezifferte sich auf vier, sechs, sogar sieben. Auf ernste Sätze: Arie, Allemande oder Sarabande — spanischen Ursprungs — (Shakespeare spricht von ihr in „Viel Lärm um Nichts", zweiter Act, erste Scene: Sie ist manierlich, sittsam, voll altfränkischer Feierlichkeit) folgten heitere Sätze: Gavotte, Chaconne oder Gigue (ein rascher, nicht mehr gepflegter Tanz mit italienischer Benennung). Franz Lachner hat diese Art und Weise zu componiren auf das Orchester übertragen und nennt seine Zusammenstellung instrumentaler Sätze ohne innere Zusammengehörigkeit: Suite. Andere Tonsetzer haben es ihm bereits nachgemacht, unter Anderen Heinrich Esser in Wien. Ob in der hier beliebten Form für uns ein Gewinn, ein Fortschritt zu erblicken? Davon ein anderes Mal.

Die im siebenten Museumsconcert als Eingangsnummer producirte Suite Nr. 4 von Franz Lachner enthält denn auch fünf Sätze, die total heterogen neben einander stehen. In der Wahl der Tonarten ist ebenfalls nichts von Verwandtschaft zu verspüren. Andantino in H und Gigue in Es halten wir für die besten Nummern, nicht sowohl wegen der Originalität der Themen, sondern auch wegen der meisterhaften thematischen und contrapunktischen Bearbeitung. Die übrigen drei Sätze: Ouverture, Scherzo-Pastorale (mit einem hübschen Mittelsatze für Cello-Solo und sordinirten Begleitungsinstrumenten), und Andante stehen in Erfindung den erstgenannten nach; die Instrumentation ist aber hier wie dort überraschend schön. Die Ausführung dieser schwierigen Tonstücke stand hinter anderen Productionen unseres tüchtigen Orchesters etwas zurück. Offenbar hätte mit diesem Werke noch eine Probe stattfinden dürfen. Oder halten es einige Spieler unter ihrer Würde, die Proben pünktlich zu besuchen? Der Gesammt-Eindruck war nicht der erwünschte. Versehen, wie sie dießmal vorkamen, würden einem jüngeren Tondichter, der sich zuerst durch hier vorgeführte Compositionen einen Namen machen wollte, nicht zu Vortheil sein. Drum Vorsicht, meine Herren Cellisten!

Fräulein Helene Hansen von Mannheim ist unserem Publikum kein Neuling mehr. Die tüchtige Sängerin hat sich hier durch ihre hübsche, edele, ansprechende Mezzosopranstimme, durch ihre brave Schule und ihren warmen, ausdrucksvoll sinnigen Vortrag, welche Vorzüge dieselbe in der Partie des Engels bei Gelegenheit der Aufführung von Schumann's „Paradies und die Peri" durch den Rühl'schen Verein zuerst hier zur Geltung brachte, sehr vortheilhaft accreditirt. Die für diesen Abend gewählte Sextus-Arie „Ach nur einmal noch im Leben" trug sie recht künstlerisch vor. Nebst den oben gerühmten Eigenschaften haben wir noch eine sehr wohlthuende Reinheit und eine fast durchgehends klare Aussprache lobend zu erwähnen. Nur eine Frage gestatte uns die Künstlerin. Warum klingt das ei (a-i) nur im zweiten Mittelregister so dunkel? Wir vernahmen dieß in dieser Arie, hauptsächlich aber in dem dritten Schumann'schen Liede: Frühlingsnacht. Es ist das ein kleiner Mißstand, dem eben so leicht zu steuern ist, wie dem etwas zu häufigen Vibriren ihrer Stimme. Die Sängerin wurde gebührend ausgezeichnet. „Frühlingsnacht" von Schumann sang sie auf Verlangen zum zweiten Male.

Es ist hier der Platz, noch eines Umstandes zu gedenken, der uns die Programme der Museumsconcerte nachgerade als einseitig erscheinen läßt. In fast allen Concerten der heurigen Saison fanden wir nur Lieder von Schubert und Schumann. So hoch wir die beiden Tondichter auch stellen, so halten wir doch nicht dafür, daß dieser Cultus zur förmlichen Manie ausarte. Der Museumsvorstand hat seinem Publikum gegenüber die Pflicht, demselben etwas nach Wunsch zu handeln, und ob er dieser durch die berührte Einseitigkeit nachkomme, bezweifeln wir. Mögen sich die Herren nur einmal erkundigen, sie werden erfahren können, daß wir keineswegs vereinzelt mit unserer Ansicht dastehen. Unsere Gesangsliteratur hat auch noch andere sehr würdige Namen, wir nennen nur: Rob. Franz, Marschner, Löwe, Esser, die drei Lachner, Goltermann, Fesca, Rietz und Gade.

Die Pianistin Fräulein Sophie Menter aus München, ist am hiesigen Orte ebenfalls schon als ausgezeichnete Virtuosin bekannt. In dem Weber'schen Concertstück für Pianoforte, wie in einer Liszt'schen Tarantella di Bravoura zeigte Fräulein Menter eine sehr hervorragende Technik und Bravour, die durch ihre classische Ruhe nur noch mehr gehoben werden. Ihr Ton ist ausgiebig und wiederum sehr weich und edel. Gesangsstellen versteht die Künstlerin besonders schön vorzutragen. Als Dacapo-Piece spielte Fräulein Menter: Sweet home von Thalberg. Wir hegen die gegründetste Hoffnung, die noch sehr jugendliche Künstlerin dereinst unseren ersten Koryphäen beizählen zu dürfen.

Den Schluß bildete die Ouverture zur Oper: „Die Abencerragen" von Cherubini, in welcher sich unser tüchtiges Museumsorchester mit seinem bewährten Dirigenten, Herrn Müller, an der Spitze, ächt künstlerisch hervorthat.

ψ

Frankfurter Kunstverein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Victor Müller in München: Hardtmuth von Kronenberg nimmt Abschied von seiner Familie bevor er in den Krieg zieht. — Wilhelm Emele in Wien: Die Schlacht von Würzburg am 3. September 1796. — Valentin Ruths in Hamburg: Mondnacht im Walde. — Wex in München: Ein Frühmorgen mit dem Schafberg bei Ischl und dem Kirchlein St. Georg bei Mattsee.

Städel'sches Kunstinstitut.

Neu ausgestellt.

Oelgemälde: Schlacht bei Oeversee von Sigmund L'Allemand in Wien; Oelgemälde: Eroberung von Alsen von Wilh. Camphausen in Düsseldorf; beide sind Eigenthum der Verbindung für historische Kunst. — Aus den Sammlungen des Instituts: Kupferstiche nach Tizian.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller & Rahm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 6 und 7. Dienstag, den 7. Januar 1868.

Aus den Tagen des Rheinbundes.

Novelle von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Der Fürst bot jetzt seiner Gemahlin den Arm, um sie in das anstoßende Zimmer zu führen, wo sich die Gesellschaft um eine reich besetzte Tafel gruppirte.

Froberg erhielt seinen Platz neben der Comtesse, mit der er sich lebhaft über Personen und Verhältnisse des französischen Kaiserhofes unterhielt, ein Feld, wo die Hofdame ganz zu Hause war.

Der Fürst schien wohlgefällig die angeregte Unterhaltung zwischen den Beiden zu bemerken, und warf hie und da ein Scherzwort oder eine Neckerei dazwischen, die der Comtesse, welche von Lust und Laune sprühte, immer Gelegenheit gaben, eine pikante oder graciöse Replik zu geben.

Eine Bemerkung des Kammerherrn gegen den Fürsten wurde dann die Veranlassung, daß die Unterhaltung auf die Tagespolitik sich wandte.

Der Fürst war ein aufrichtiger und begeisterter Bewunderer Napoleons.

„Das Genie des Kaisers", sagte er, „ist ein wahrhaft wunderbares; nie sah die Welt einen ähnlichen Mann, selbst Alexanders des Großen und Cäsars Heldengestalten erbleichen, wenn man sie mit ihm vergleicht. Jetzt, wo die Erkaltung gegen Rußland sich fast zum entschiedenen Bruch gestaltet hat, jetzt ist der Untergang auch dieses Reiches entschieden, denn Napoleons Armee wirft Alles nieder, was sich ihr entgegenstellt, und so wird bald ganz Europa den Gesetzen des großen Herrschers, der Frankreich regiert, unterworfen sein."

„Wenn der Bruch mit Rußland entschieden ist, Durchlaucht", fragte Wahrnim, „wie glaubt man dann in den maßgebenden Pariser Kreisen, daß Preußen sich in dem bevorstehenden Kriege verhalten wird?"

„Der Kaiser wird, in dem aufrichtigen Wohlwollen, das sein großmüthiges Herz stets für die von ihm besiegten Nationen empfindet, Preußen Gelegenheit geben, als sein Alliirter unter französischer Führung den Ruf der bei Jena in den Staub getretenen preußischen Waffenehre im Kampf gegen die Russen wieder herzustellen", versetzte der Fürst.

Eine dunkle Röthe färbte Wahrnim's Gesicht, als er erwiderte: „Wenn es wahr ist, Durchlaucht, daß die preußische Waffenehre bei Jena in den Staub getreten wurde, so haben wir sie wenigstens bei Eylau in französischem Blute wieder rein gewaschen, und Gott wolle verhüten, daß preußische Truppen unter französischer Führung je gegen die Russen, unsere natürlichen Verbündeten, kämpfen müßten!"

Eine Todtenstille trat nach diesen kühnen, und in der Lage Wahrnim's sehr unvorsichtigen Worten ein.

Der Hofmarschall wischte sich mit dem Taschentuch den kalten Schweiß von der Stirn; Anna blickte angstvoll von Wahrnim auf den Fürsten, auf dessen Gesicht eine Wolke bitteren Unmuthes lag. Aber er war zu sehr Cavalier, um dem Manne, der sein Gast war, sein Mißfallen zu zeigen, und er sagte ruhig:

„Das sind Ansichtssachen, worüber man nicht streiten soll, und ich hatte vergessen, daß Sie, mein Herr Graf, mir gesagt, Sie seien früher preußischer Offizier gewesen. — — Aber füllen Sie Ihre Gläser, meine Herrschaften, ich habe Ihnen noch eine sehr frohe Nachricht mitzutheilen." Er erhob sich, das gefüllte Glas in der Hand. „Trinken Sie mit mir auf das Wohl des kaiserlichen Kronprinzen! Die Vorsehung hat den heißesten Wunsch des Kaisers erfüllt: Napoleon ist ein Sohn und Erbe geboren!"

Die ganze Gesellschaft war aufgestanden und trank mit begeistertem Jubel auf das Wohl des kaiserlichen Prinzen.

Nur Wahrnim war sehr bleich geworden.

„Ist das Glück dieses Mannes wirklich unerschöpflich?" murmelte er zwischen den zusammengepreßten Lippen, als er sein Glas an das Anna's klingen ließ. Sei es, daß er zu heftig daran gestoßen, oder das Glas schadhaft gewesen, es sprang mit schrillem Ton entzwei, und ein Tropfen des rothen Burgunders fiel auf Anna's weißes Kleid.

„Ihr Glas ist gesprungen, ein schlechtes Omen!" flüsterte sie.

„Das Glas in meiner Hand muß springen, wenn ich es auf das Wohl eines Franzosen an die Lippen setze. Möge es ein schlechtes Omen für dies Kind und sein ganzes Haus sein, möge der rothe Tropfen, der auf Ihr Kleid fiel, Blut bedeuten, das Blut, was für unsere Befreiung fließen wird!"

Die Fürstin hob jetzt die Tafel auf, und trat an das Fenster.

„Man ist Ihrem Wunsch bereitwillig nachgekommen, mein Gemahl", sagte sie, auf die Häuser der Straße deutend, deren Fenster alle in Lichtglanz strahlten; „sie haben Alle illuminirt zur Feier der Geburt des französischen Thronerben."

„Des Königs von Rom", versetzte der Fürst. „Napoleon hat seinem Sohne diesen Titel verliehen, gleichsam als Symbol der Weltherrschaft, zu der er berufen ist."

Die Comtesse äußerte den Wunsch, die Illumination in der Nähe zu sehen, und der Fürst sagte, er habe, diesen Wunsch voraussehend, schon die Wagen bestellen lassen.

Aber Valerie schüttelte ihr reizendes Köpfchen; sie wollte nicht fahren, das sei so langweilig, und das thue sie alle Tage, an solch' einem Festtage, wie dieser, müsse man etwas Außergewöhnliches thun, und sie schlage deßhalb vor, zu Fuß durch die Straßen zu gehen.

„Sie sollen Ihren Willen durchsetzen, schöne Gräfin", lächelte huldvoll der Fürst. „Ich werde mit meiner Gemahlin und Herrn

von Midal fahren, und erlaube Ihnen, sich unter dem Schutz unseres guten Marschalls und seiner Frau und der Escorte dieser beiden jungen Cavaliere die Illumination zu Fuß zu betrachten."

Das Fürstenpaar verließ, die Gesellschaft freundlich grüßend, den Saal; die warmen Umhüllungen für die Damen wurden gebracht, der Hofmarschall bot seiner Frau den Arm, und Froberg stand einen Augenblick wie unschlüssig zwischen Anna und Valerie, dann wandte er sich zu der Letzteren.

Anna's Lippen zuckten schmerzlich, und die Hand, die sie auf Wahrnim's dargereichten Arm legte, war kalt und zitterte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Noth in Preußen.

(Schluß.)

Aus dem Kreise Gumbinnen am Sylvesterabend datirt der zweite Brief:

Ehe ich diese Mittheilung beendet haben werde, hat das neue Jahr 1868 begonnen. Von den Todten soll man nichts Schlechtes reden. So will ich denn schweigen von dem Elend, das im Laufe des Jahres 1867 über uns gekommen, aber daß das alte scheidende Jahr seine Tücke gegen uns auch im Scheiden nicht lassen konnte, daß es zuletzt noch mit seiner ganzen Wuth über uns hergefallen und Jammer und Elend aufs Höchste getrieben, davon muß ich reden, mag es scheidend und sterbend seine Schande hören. Fast könnte man sagen, was schreit und zankt Ihr Unzufriedenen ewig, hat nicht diese letzte Wuth die Leiden manches Hungernden und Frierenden für immer geendet und sie sanft gebettet im kalten Schnee oder in den eigenen noch kälteren Kammern! O sicher! aber der Jammer und die Leiden, bis das Ende der jetzt Ruhenden eintrat, der Jammer und die Leiden, der noch fortdauert für die Lebenden, wer vermag die zu beschreiben, nur zu denken!

Gestern ein 24 Stunden anhaltendes, zu den heftigsten gehörendes Schneetreiben, bei 12 Grad Reaumur unter 0, heute klar, aber 21 Grad Kälte. Sonst bei solchem Schneetreiben sind wir gewohnt, eine nicht so kalte Luft, kaum 3 bis 4 Grad Kälte zu haben, das tückische Jahr wollte uns zeigen, daß auch das anders sein kann.

Wer des Schneetreibens, in warme Pelze gehüllt, nicht achtete und Hütten an den großen Straßen besuchte, welcher Anblick! In der Stätte des Jammers, der Armuth, des Elends zusammengedrängt 10 und mehr lebende Wesen außer den Bewohnern. Wo jeder auf seinem Bettelgange beim einbrechenden Sturm die erste Wohnung erreicht, da mußte er bleiben. Da waren alte und junge Frauen, Mädchen und Kinder, alte und junge Männer zusammen. — Der Jammer, die Noth, die Verzweiflung im Blicke Aller, der stupidest aussehenden, wie edelst geformten, intelligentest blickenden Köpfe, daneben die ausgeprägtesten lauernden Galgenphysiognomieen, denn welches Unglück ist so groß, daß das Laster nicht versuchte, es auszubeuten. Trotz der vielen Menschen der Raum kaum warm zu nennen, denn der kalte, eisige Sturm dringt durch die Fugen selbst guter Holzwände. In der Behausung der Wohlhabenden in der Regel nicht eine so zahlreiche Gesellschaft und etwas besser situirt, denn sie ist wenigstens in etwas gesättigt. Macht dieses letztere es vielleicht, daß man durchschnittlich nicht so viele der Verzagtesten sieht, oder fühlt sich das höchste Unglück in der höchsten Noth mehr zum Unglück gedrängt, fürchteten die Aermsten und Verzagtesten von der Thür der Reichen abgewiesen zu werden, wenn sie Obdach begehrten, ja begehren mußten, denn ein nicht erlangtes war der Tod. Möglich, aber wir hoffen, kein Reicher hat es gestern verweigert.

Heute bei 21 Grad Kälte, aber ruhigem Wetter, stand die Thüre bei Wohlhabenden und Reichen nicht still. Trauernde, wankende, wie bittende Gestalten, die kamen. In diesem Hause, die Kunde hat sich verbreitet, hält die Hausfrau warme Suppe und einige kleine Brode täglich für die Armen in der Frühstunde bereit. Kaum daß es 9 Uhr Morgens geworden, beginnt die Wanderung dahin. Um 10 Uhr ist längst alles Bereitete verzehrt und doch hat die milde Hausfrau mit strengem Blick ihren Besuch gemustert, manchen mit einer kleinen Geldgabe abgewiesen und das Essen nur für die Alten und Kinder reservirt. Manch hartes Wort hat sie dabei gehört, aber ruhig und bestimmt, mitunter auch mit harten Worten, denn sie weiß, anders dringt sie nicht durch, hat sie ihr Amt verwaltet. Jetzt können die weiter Bettelnden nur noch Geldgaben erhalten. Wie Mancher schleicht trauernd von dannen, er erwartete nicht einen oder 2 Pfennige, er hoffte auf Essen; wie Mancher aber macht auch seiner Täuschung Luft in den härtesten, ungerechtfertigsten und brutalsten Ausdrücken. Er hat sicher unrecht, aber wer der Gebildeten, Nichthungernden will diesen Ungebildeten, vor Hunger Verzweifelnden schelten, schelten in einem Staate, der das Mein und Dein anerkennt, dessen Religion wie Strafgesetzbuch lehrt: „Du sollst nicht stehlen", und der doch nicht sorgt, daß das Verhungern eines arbeitslustigen und fähigen Menschen unmöglich wird; wer wird ihn schelten?

Jetzt naht ein Mann in seinen besten Jahren. Er ist aus der Nachbarschaft, sonst eine kräftige, frische Gestalt. Die Hausfrau kennt ihn. Er ist ein nüchterner, tüchtiger Arbeiter, Ehemann, Vater von vier Kindern.

„Mann, wie seht Ihr aus", ruft sie, erschreckt beim Anblick dieses schwankenden Schattens.

„Ich hungre, Weib und Kind hungert, in meiner Gemeinde sagt man, ich sei jung und arbeitsfähig und gibt mir nichts. Sie haben Recht, aber wo bekomme ich Arbeit?"

„Aber, Mann, warum geht Ihr heute nicht Schnee schaufeln, hunderte von Arbeitern sind ja an der Bahn beschäftigt, noch keiner der gestern fälligen Züge ist eingetroffen, da gibts Arbeit und hohen Verdienst."

„Ach, Madame, ich möchte weinen, daß ich den nicht mehr mitnehmen kann, aber ich bin schon zu schwach, zwei Stunden habe ich gebraucht, diese Viertelmeile zurückzulegen, ich hoffte noch zum Essen hier zu sein, es ging nicht. Jetzt muß ich in die Stadt betteln, vielleicht sterbe ich, ehe ich nach Hause komme und sehe die Kinder nicht vor Hunger sterben."

Er wird gespeist und gesättigt, aber man sieht es ihm an, zu helfen ist ihm nicht mehr, er ist ein Opfer unserer Armengesetzgebung mit den kleinen Armenverbänden, eine sichere Beute des Hungertyphus.

Hungertyphus, furchtbares Gespenst, du bist da bei uns, klopfest an unsere Thüren, bist nicht zu läugnen, wenn man von oben her dein Dasein auch gerne läugnen möchte und nur kindischer Furcht dein Gesehenwerden zuschreibt. Man sagt, ein hochgestellter Beamter habe einen das Dasein des Hungertyphus meldenden Bürgermeister hart angefahren und gemeint, er könne das nicht beurtheilen, eben so wenig wie ein anderer Beamter aus einer anderen Gegend des Regierungsbezirks es könne, der das auch schon angezeigt; das sei Nervenfieber, kein Hungertyphus. Aber was hilft das Läugnen, das furchtbare Gespenst geht um, und schon klopft auch die Furcht an die Thüren der Reichen und macht scheinbar mild und gemeinthätig, was sich sonst ferne hielt von solchen Bestrebungen. So rührt sich jetzt auch mehr die Organisation der Privatwohlthätigkeit. Schon sind Gaben von dem Verein, der sich auf Anregung des Protectors unseres landwirthschaftlichen Centralvereins, des Kronprinzen, gebildet hat, eingegangen, ebenso Gaben an die Redaction des „Bürger- und Bauernfreundes", und wir

dachten und denken, alles Das, was uns die Milde unserer Mitmenschen zuwenden würde durch die Organe unserer Kreisarmencommission, die aus allgemein geachteten, im Kreise bekannten und den Kreis kennenden Männern besteht, deren Zahl jetzt mit Rücksicht auf den Nothstand sehr vermehrt ist, zur Vertheilung bringen zu lassen, sei es in Geldgaben oder Portionen aus den Suppenanstalten oder als Spinnerlohn in eingerichteten Spinnstuben.

Befremden hat es erregt, daß die Gaben, die von dem Verein, der sich unter Protection Ihrer Majestät der Königin gebildet, eingehen, wie es scheint ganz selbstständig vertheilt werden sollen. Zur Bildung eines Comites hierzu waren schriftliche Einladungen nur an bestimmte Persönlichkeiten, größtentheils Damen, darunter nur wenige Bürgerfrauen, ergangen. Von Männern waren nur eingeladen und anwesend Herr Präsident Maurach, Herr Appellations-Gerichts-Präsident v. Goßler, Herr Ober-Regierungsrath v. Junker, Herr Staatsanwalt Dr. Tuchen, Herr Baron v. Lynder, Herr Rittergutsbesitzer v. Simpson auf Georgenburg, Herr Partikulier Stadie und Herr Landrath Burchardt. Unser allerdings sehr reactionärer, aber allgemein geachteter Landrath Burchard schlug vor, die eingehenden Mitteln mit den übrigen gemeinschaftlich zu verwenden. Präsident Maurach und Herr Simpson traten geharnischt dagegen auf, als sei es Sünde, ja was nur zu verlangen, dieser Verein müßte ganz separat wirken und so wurde es mit allen gegen einige Stimmen von bürgerlichen Damen beschlossen und ein Damencomite zur Verwaltung und Vertheilung erwählt. Allerdings finden wir unter den Namen auch den der hochgeachteten Frau von Dewall, die wenigstens die Armen der Stadt und der nächsten Umgebung kennt und stets ein reges Interesse für Armenpflege gehabt hat, auch zwei geachtete bürgerliche Namen, aber was thun die gegen die übrigen, die der Kreis nicht kennt und die den Kreis nicht kennen. Oder sollte mit hoher amtlicher Stellung der Männer in die Frauen ein Geist kommen, der sie zu allen Geschäften fähig macht, wie der Generalsrang den Mann in Rußland? Die Einsassen des Gumbiner Kreises haben mit Erstaunen die Namen der Damen des Comites gelesen und ein oder der andere, allerdings hartgesottene Sünder hat gemeint, den Armen wird wohl damit nicht sehr zweckmäßig geholfen werden, aber vielleicht wird damit gut politisches Capital herausgeschlagen. Hoffen wir, daß diese hartgesottenen Sünder sich geirrt. Hoffen wir! Das neue Jahr hat schon begonnen und mit seinem Beginn hofft ja Alles, auch der Elendeste und Unglücklichste; hoffen auch wir!

Hoffen auch wir! Das neue Jahr ist da. Noch rauscht die Ballmusik in unzähligen Ballsälen unseres deutschen Vaterlandes, freudig schlagen im Taumel der Lust die Herzen der Jungen und Glücklichen, freudig und hoffend schauen die Alten auf die Jugend. Gedenkt, Ihr Freudigen und Glücklichen, der Noth und des Elends hier. Ueber 100 Verlobungen haben gerade die letzten Nummern der „Zukunft" gemeldet. Welche Freude, welch Glück knüpft sich an diese Meldungszeilen. Die letzten Tage des Jahres, uns ein Unglücksjahr, sind Euch glücklich gewesen! Das lang ersehnte, gewünschte, vielleicht oft bezweifelte Glück, es ist Euch geworden, den längst im Stillen Geliebten hält die Geliebte umfaßt, der Geliebte die Braut, Beide sicher und selig im gegenseitigen Besitz. So feiern vielleicht Manche von Euch heute still den Jahreswechsel, Manche schweben auf und nieder in höchster Wonne im hellerleuchteten Ballsaal, aber Alle seid Ihr glücklich und rosig malt sich Euch die Zukunft. Möge der Himmel Euer Hoffen nicht täuschen, möge das neue Jahr der Anfang einer Reihe glücklicher froher Jahre für Euch sein, aber gedenkt in Euerem Glücke der Armen und Elenden bei uns, gebet Ihr Glücklichen den Unglücklichen, dem Jammer und dem Elend!

Ueber die Ueberschwemmung in Manila haben wir schon früher einige Mittheilungen gemacht. Wir ergänzen dieselben heute durch folgende der „Köln. Ztg." entnommene ausführlichere Schilderung der Katastrophe. Der genannten Zeitung schreibt man aus Manila vom 21. October:

Die nördlichen Provinzen unserer gesegneten Insel Luzon, Ilvlos und Abra sind gegen Ende vorigen Monats der Schauplatz einer Katastrophe gewesen, welche an Schrecken und Furchtbarkeit wohl bis jetzt die einzige in ihrer Art sein dürfte. Man muß sich in die biblischen Zeiten zurückversetzen und an die große Sündfluth denken, um sich das entsetzliche Unglück, welches über die Bewohner der genannten Provinzen hereingebrochen ist, und das grausige Elend, in welchem sie sich noch jetzt befinden, vorstellen zu können.

Die officielle Zeitung von Manila bringt einen erschütternden Bericht aus Banguet (Abra), dem Sitze der Behörde dieses Districtes, aus welchem folgende Details über die schreckliche Ueberschwemmung geschöpft sind.

Am 23. September Nachmittags wehte ein Südost-Wind, von Regenschauern begleitet, der Anfangs keinen Anlaß zu Befürchtungen gab. Seine Stärke nahm jedoch zu, der Regen fiel in Strömen und zwischen 2 und 3 Uhr Morgens herrschte ein ungestümer Orkan. Um dieselbe Zeit ergoß sich plötzlich und unvermuthet eine Ueberschwemmung in die Thalebene von einer so furchtbaren Großartigkeit, daß die Höhe des Wassers bis zu 20 Metres über den gewöhnlichen Stand anwuchs und sich über eine Fläche von wenigstens 10 Kilometres im Durchschnitt (etwa derselbe Flächenraum, welchen die Bai von Manila einnimmt) ausbreitete. Die unglücklichen Bewohner dieses so schwer heimgesuchten Districts lagen um diese Zeit zum größten Theil in tiefem Schlaf und wußten, sobald sie die Gefahr bemerkten, welche ihnen drohte, in den ersten Augenblicken vor Angst und Bestürzung nicht, wie sie sich retten sollten; die tiefe Dunkelheit dieser schrecklichen Nacht und das Wüthen eines Sturmes, wie ihn nur die Tropen kennen, gestattete ihnen nicht, Hülfe und Rettungsmittel zu benutzen, welche vielleicht nahe bei der Hand waren; dabei waren sie schlaftrunken, im höchsten Grade erschreckt und beängstigt um das Schicksal ihrer Angehörigen und hatten mit dem Wüthen der Elemente zu kämpfen, in welchen Hunderte gleich Anfangs ihren Tod fanden. Viele, denen das Glück günstig war, fanden Schutz vor dem drohenden Wassertode auf Bäumen oder Bambusrohren, aber Manche nur, um dem Erschöpfungstode zu verfallen. Man muß schaudern, wenn man daran denkt, daß viele Tausende von Menschen, welche sich auf Bäume geflüchtet hatten, ohne Nahrung, ohne Schlaf und nur nothdürftig bekleidet, vor Kälte und Nässe erstarrt und mit Angst und Trauer im Herzen, um das Schicksal ihrer Eltern, Gatten und Kinder, deren Untergang sie mit ansehen mußten, ohne im Stande zu sein, Hülfe zu leisten, wenn die Kraft des Windes oder das Gewicht der Rettung Suchenden einen Ast gebrochen, oder die Gewalt des Stromes einen Baum weggerissen hatte, dem Toben eines fürchterlichen Sturmes während dreißig Stunden (der „Diario de Manila" sagt drei Tage) Preis gegeben waren, zudem gähnte das eigene nasse Grab zu ihren Füßen; denn sie mußten jeden Augenblick befürchten, ihren Zufluchtsort durch die Heftigkeit des Windes oder Stromes zu verlieren. Wenn man die entsetzliche Lage der Unglücklichen bedenkt, die fürchterliche Aufregung, in welche sie durch die ergreifenden Scenen versetzt waren, das beständige Ringen um ihr eigenes Dasein, so darf es nicht überraschen, daß viele Leichen auf den Bäumen gefunden wurden, nachdem sich die Ueberschwemmung verzogen hatte. Banguet, der Sitz des Gouverneurs von Abra, hat eine Bevölkerung von circa 10,000 Seelen, und von diesen sind nach der Ueberschwemmung 694 als Leichen aufgefunden; die Zahl der Opfer dieses schreck-

lichen Natur-Ereignisses ist jedoch weit bedeutender. Viele Personen werden vermißt, welche entweder vom Strome fortgerissen sind, oder unter der dicken Lage Erde, welche die Ueberschwemmung auf den Feldern abgesetzt hat, so wie unter den Bäumen und Gesträuchen und Ueberresten von Häusern, welche die Fluth an verschiedenen Stellen angetrieben hat, begraben liegen, denn es werden noch allenthalben Leichen gefunden; die vorhandenen Begräbnißplätze sind nicht groß genug, um alle Leichname aufzunehmen, und es haben neue in Stand gesetzt werden müssen. Das Elend, welches diese Wassersnoth über die unglücklichen Bewohner von Abra gebracht hat, ist gränzenlos; die Reißfelder, welche eine reiche Ernte in Aussicht stellten, sind fast alle zu Grunde gerichtet durch die dicken Lagen von Erde und Sand, welche die Fluth zurückgelassen hat; alle Anpflanzungen von Gemüse, Tabak u. s. w. sind verwüstet und von den Fruchtbäumen sind nur wenige verschont geblieben. Die letzte Mais-Ernte und die Vorräthe von Reiß sind in allen Dörfern vollständig verloren gegangen, wodurch die Bewohner in eine sehr bedenkliche Lage gebracht sind, und um sie so viel wie möglich vor Hungersnoth zu schützen, hat der Gouverneur angeordnet, daß eßbare Wurzeln in den Bergen gesucht und gleichmäßig vertheilt werden. Neue Anpflanzungen von Nahrung liefernden Pflanzen zu machen, ist für den Augenblick so gut wie unmöglich, weil es an Arbeitskräften fehlt, um die durch die Fluth zerstörten Felder zu bebauen, weil die meisten Arbeitsthiere ertrunken und alle zum Ackerbau nöthigen Geräthschaften fortgetrieben sind. In Banguet allein sind 950 Häuser (meist alle aus Holz und Bambus gebaut) zerstört und alle Hausgeräthe, Kleider u. s. w. verloren; so weit man hat in Erfahrung bringen können, sind von den Hausthieren 1500 Stück Rindvieh, 2500 Pferde, 1000 Büffel und 1200 Schweine umgekommen, dazu alles Geflügel, und man befürchtet, daß die Ausdünstungen dieser ungeheuren Menge todter Körper die Luft verpesten und dadurch der allgemeinen Gesundheit sehr nachtheilig sein werden. Sobald die Nachricht von der oben geschilderten Katastrophe in Manila eintraf, bildeten sich sofort Comités von den angesehensten Einwohnern, welche unter allen Schichten der Bevölkerung milde Gaben sammeln.

Correspondenzen.

Heidelberg, 2. Januar.

Die fröhliche Weihnachtswoche war uns dießmal auch durch heiter-freundliches Wetter verklärt. So blau und klar und licht wölbte sich am ersten Feiertage der Himmel über unserem lieblichen Thale, daß es uns fast bedünken wollte, als hätten wir niemals die Glocken so hell und rein erklingen hören. Am zweiten Festtage wallten und wogten zarte Nebelschleier geheimnißvoll auf- und ab, in feenhafter Sonnenbeleuchtung die so schön geschwungenen Linien unserer Berge bald zeigend, bald verhüllend. Das herrliche Wetter lockte denn auch an den Nachmittagen unwiderstehlich in's Freie. Unser Musensitz ist jedoch, ungleich anderen Städten, zu Weihnachten weniger belebt, als sonst; denn ein großer Theil der Studirenden wendet um diese Zeit der alma mater weislich den Rücken, um im elterlichen Hause der Weihnachtsbescheerung theilhaftig werden und bei dieser Gelegenheit nicht nur das Gemüth, sondern auch die Börse mit lauterm Golde zu erfüllen. Zumal im Laufe dieses Semesters war die Abnahme des Verkehes fühlbar. Denn gerade die norddeutschen Studirenden, welche sonst der weiten Entfernung von Hause wegen Weihnachten meist hier blieben, sind diesen Winter weit weniger zahlreich vertreten; der Ausfall beträgt 150 und trifft ausschließlich die juristische Facultät. Die Hauptursache dieser, seit 18 Jahren hier nicht erlebten, Verminderung der Frequenz ist in der erhöhten Anziehungskraft der norddeutschen Universitäten zu suchen. Glücklicherweise ist dagegen der Fremdenverkehr entschieden im Steigen begriffen. Zeuge dessen sind die zahlreichen Neubauten. Wer Heidelberg seit 10 Jahren nicht gesehen hat, wird die Westseite der Stadt kaum wieder erkennen. Die Anlagen in dieser Gegend sind geschmackvoll erweitert und verschönert worden und den Bahnhöfen gegenüber ersteht gegenwärtig eine ganz neue Straße. Unter den zahlreichen Fremden, welche hier überwintern, befindet sich auch die Frau Prinzessin von Oldenburg mit Familie und Gefolge. Fragt man nun, was denn Heidelberg als Winteraufenthalt darbiete, nun so können wir getrost dieses Examen bestehen. Abgesehen von den allbekannten Vorzügen, welche Universitätsstädten eigenthümlich sind, gewähren wöchentliche Vorträge, veranstaltet von Mitgliedern der Universität, dem gebildeten Theil der Bevölkerung reiche Belehrung und Unterhaltung. Dieselben werden denn auch in diesem Winter außerordentlich zahlreich besucht. Das nahe Mannheim, so nahe, daß man die Entfernung nicht mehr als eine solche bezeichnet, beut uns tagtäglich, Dank der Eisenbahn, sein treffliches Theater dar. Dasselbe wird namentlich Sonntags, an welchem Tage in der Regel „große" Opern gegeben werden, von hier aus stark besucht, um so mehr, da die Leistungen des Personals unter Lachner's Direction wenig zu wünschen übrig lassen. Außerdem aber haben unsere freund-nachbarlichen Beziehungen zu dem Mannheimer Hoftheater dazu beigetragen, die Bestrebungen des hiesigen „Instrumental-Vereins" nachdrücklich zu unterstützen. Es ist diesem Verein allmälig gelungen, ein selbstständiges musikalisches Kunstleben in unserer Stadt hervorzurufen. Er veranstaltet jährlich acht große Concerte, welche so zahlreich besucht werden, daß mancher Musikfreund auf einen festen Sperrsitz verzichten muß. Die Concert-Verwaltung wird ausschließlich von Kunstfreunden geleitet; Dirigent ist der academische Musik-Director C. Boch, ein Schüler und Freund Lachner's. Es ist ihm gelungen, die hiesigen Orchesterkräfte derart zu vereinigen, daß sie nunmehr ein einziges „Städtisches Orchester" bilden, welches, 36 Mann stark, bei allen Concerten mitwirkt; außerdem verfügt Herr Boch über eine Anzahl gebildeter Dilettanten. Bei einem derartig zusammengesetzten Orchester wird jedoch selbstverständlich eine größere Anzahl von Concertproben nothwendig, wodurch die Kosten erheblich steigen. Wenn es nun dennoch dem Vereine möglich geworden ist, uns fortwährend ausgezeichnete Solisten vorzuführen, so ist dieß lediglich der eigenthümlichen Zusammensetzung des Heidelberger Publikums zuzuschreiben, welche nicht verfehlen kann, die Künstlerwelt anzuziehen. Außer den meisten Culturstaaten Europas ist auch Amerika zahlreich hier vertreten, und dieß Publikum, erfüllt mit Reminiscenzen an Kunstgenüsse ersten Ranges, wohnt den Concerten mit jener, nur den Gebildeten eigenen, Aufmerksamkeit bei, welche zuweilen einen an Andacht streifenden Charakter annimmt. Die Folge davon ist, daß von keiner anderen deutschen Kleinstadt aus der Name eines Künstlers so leicht und so weit verbreitet wird. In den letzten Concerten wirkten u. A. die Herren Singer aus Stuttgart, Lübeck und Wallenstein aus Frankfurt mit und die Namen dieser in der Musikwelt so wohl accreditirten Künstler dürften schon genügen, um den Werth unserer Concerte zu kennzeichnen. Aber auch Pauline Viardot-Garcia, jene dämonisch-geniale Künstlerin, liebt unsere Musenstadt und hat bereits zwei Mal unsere Concerte durch ihre Mitwirkung ausgezeichnet. Erst am Abend des 19. December wieder trug sie Coloratur-Arien von Mozart und Bellini mit staunenerregender Vollendung vor, und ließ zum Schlusse ihre spanischen Volkslieder mit zauberischer Grazie erklingen. Neben Garcia's großer Tochter, welche das Publikum förmlich electrisirte, hatte der deutsche Künstler (Herr Wallenstein) in der That einen schweren Stand. Aber — und auch dieß mag zur Kennzeichnung des hiesigen Publikums dienen — sein feines, geschmackvolles Spiel ward mit voller und warmer Anerkennung aufgenommen.

Frankfurt, 3. Januar.

Am Abend des 30. December wurde im großen Saale des Landsberg die alljährliche Generalversammlung der Mitglieder des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde abgehalten. Außer einem Neujahrsblatt und den Mittheilungen soll im neuen Jahre wieder ein Band des „Archivs" zum Druck befördert werden, wofür jedoch aus finanziellen Gründen ein kleiner Beitrag von Seiten der Mitglieder erhoben werden wird. — Herr Professor Becker hielt hierauf einen Vortrag über die Kunde der Vorzeit im Alterthum. Er zeigte zunächst, wie die Römer in der Geschichte des Orientalismus, Hellenismus und des Römerthums eine unserer gebräuchlichen Dreitheilung der Geschichte ähnliche Eintheilung benutzten, und wie die reichen Sammlungen, die in Tempeln und durch Private angehäuft wurden, ganz die Stelle unserer Museen und Privatsammlungen vertreten konnten. Im weiteren Verlaufe des Vortrags kam der Redner auf die der neuesten Zeit vorbehaltenen Entdeckungen über die Urgeschichte der Menschheit zu sprechen und auf die noch wenig aufgehellten Geschichtsperioden, die die Gelehrten mit den Worten Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit &c. belegen. — Herr Dr. Steider sprach über die Amazonen der alten und neuen Zeit, indem er nach den Notizen Strabo's, Herodot's &c., das, was von den Alten hiervon überliefert wurde, berichtete und die Nachweise anführte, daß die zur Zeit der Renaissance auftauchenden Fabeln von einem Weibervolke in Südamerika auf Erzählungen über kriegerische Indianerweiber, auf die allmälig alle Ausschmückungen der Alten übertragen wurden, zurückzuführen seien. Die weiblichen Garden der afrikanischen Negerkönige gehören unter ein besonderes Capitel.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kiz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 8. Mittwoch, den 8. Januar 1868.

Aus den Tagen des Rheinbundes.

Novelle von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Schweigend ging Anna am Arme Wahrnim's Anfangs durch die hellen Straßen, ihre ganze Aufmerksamkeit war auf das vor ihnen schreitende Paar gerichtet, dessen lustiges Lachen und Scherzen ihrem Ohr so wehe that.

Als sie endlich, sich gewaltsam zusammenraffend, zu Wahrnim sich wandte, begegnete sie seinem Blick, der mit warmer, männlicher Theilnahme auf ihr ruhte.

„Er hat Dich errathen und er bedauert Dich", rief ihr verletzter Mädchenstolz. „Doch nein", beruhigte sie sich selbst wieder, „wie kann ein Patriot, wie er, nach den Nachrichten, die er eben gehört, Zeit und Gedanken für mich und meine Liebe haben." Laut sagte sie dann: „Was denken Sie von diesen Nachrichten, wahre Hiobsposten! Krieg mit Rußland und Napoleon ein Erbe geboren!"

Wahrnim zeigte auf den Kometen, der eben in voller Pracht am dunkeln Nachthimmel stand.

„Ich denke, daß, wie dieser Komet, der so plötzlich erschienen, die Gemüther mit Angst und Sorge erfüllte, auch eben so plötzlich wieder verschwinden wird, so wird es auch mit Napoleon sein. Das Außergewöhnliche, aus dem natürlichen Maß und Lauf der Dinge Heraustretende, dauert nicht, das ist ein ewiges Naturgesetz der moralischen und der physischen Welt, und diesem Gesetz wird auch der Korse sich nicht entziehen. Wann und wie er fallen wird, das weiß ich nicht, aber fallen wird er."

„Sie glauben das jetzt noch, wo der Krieg mit Rußland entschieden ist, dem letzten Reich auf dem Festlande, dem er noch keine Gesetze vorschreiben durfte, welches allein noch Denen, die sich vor ihm nicht beugen wollten, ein Asyl bot! Und er wird Rußland besiegen, wie er Österreich und Preußen besiegt hat. Mir scheint Alles, Alles verloren! Ich beneide Sie um Ihr Vertrauen auf die Zukunft; aber ich möchte fragen, worauf gründen sie es?"

„Auf meinen Glauben an Gott!" sagte er ernst. „Gott kann nicht wollen, daß Alles, was edel und groß ist, was Recht und Sitte heißt, untergeht; er kann nicht wollen, daß Deutschland, das Land, welches aus seinem Geist die größte That der Neuzeit, die Reformation, geboren hat, aus der Reihe der Nationen gestrichen werde!"

„Glauben Sie an Gott!" rief Anna, und erschrak fast, als das Wort ihren Lippen entflohen war.

„Glauben Sie nicht an ihn, armes Kind?" fragte er, und ein tiefes Mitleid lag in seinem Ton.

„Wie kann ich an Gott glauben", rief sie leidenschaftlich, „wenn, wohin ich sehen mag, das Schlechte siegt, das Gute unterliegt; wenn im Großen, wie im Kleinen, stets das böse Princip triumphirt! Wo ist da Gottes Gerechtigkeit? Ich kann nicht an ihn glauben; ach könnte ich es, es ist entsetzlich, auch an seinem Gott zu zweifeln."

„Sie sind unglücklich", versetzte er sanft, „und deßhalb sind sie sich selbst nicht klar. Gottes Wege sind dunkel, seine Rathschlüsse unerforschlich für unser kurzsichtiges Auge; aber der Mensch muß glauben und vertrauen, auch wenn er nicht sieht und erkennt. Kämpfen und ringen Sie, um den Glauben an Gott zurück zu gewinnen; dieser Glaube ist die einzige, sichere Stütze auf schweren, dunkeln Lebenswegen, das seien Sie überzeugt. Der Tag wird kommen, glauben Sie mir, wo es Licht werden wird für unser armes Vaterland, aber ob wir ihn erleben, das ist fraglich, doch das darf uns nicht kümmern. Thuen wir unsere Pflicht, suche Jeder in seiner Weise dem Vaterlande und seiner heiligen Sache zu dienen, unverdrossen, unermüdet; wenn wir auch die Morgenröthe des neuen Tages nicht anbrechen sehen, so werden sie Die sehen, welche nach uns kommen. Was ist der Einzelne und sein Geschick im Vergleich zu dem der Nation?"

„Sind Sie nicht ehrgeizig?" fragte Anna.

„Ich habe das, was man gewöhnlich Ehrgeiz nennt, nie verstanden. Welchen Werth kann es für mich haben, wenn die Geschichte den Namen nennt, den ich auf der kurzen Stufe meines ewigen Entwicklungsganges, den wir Erdenleben nennen, getragen habe? Daß mein Volk fortlebe, daß es groß und mächtig und frei sei, das ist mein Ehrgeiz, denn dieses deutsche Volk ist die Säule, auf der die Bildung, die Sitte, der Fortschritt der kommenden Geschlechter ruht. Wir, die Lebenden, die den tiefen Fall des Vaterlandes gesehen, die wir ihn, Jeder in seiner Weise, mitverschuldet haben — denn so tief kann eine Nation nur sinken, wenn jeder Einzelne in geringerem oder höherem Grade die Schuld davon trägt, — wir haben die heilige Pflicht, für Die, die nach uns kommen werden, ein freies Vaterland zurück zu erkämpfen mit allen Opfern, die Menschen bringen können. Unser großer König, Friedrich der Einzige, sagte einst: „„Es ist nicht nöthig, daß ich lebe, aber es ist nöthig, daß ich meine Pflicht thue"", und das Wort hat Wurzel geschlagen in den Herzen seiner Unterthanen, und so lange nur noch Ein Preuße denkt, wie sein Heldenkönig dachte, so lange gebe ich Preußen nicht verloren."

Anna wandte den Blick traurig auf alle die hellglänzenden Fenster, unter denen sie vorüber gingen, und sagte:

„Ich beneide Sie, daß Sie noch hoffen können! — Vielleicht, — ja es ist möglich, daß Preußen sich von seiner schweren Niederlage einst erholt, denn Preußen ist eine Nation, aber Deutschland! ... Napoleon hat von uns gesagt: „„Die Deutschen sind kein Volk"", und es ist eine bittere Wahrheit, die der Mund unseres bittersten Feindes damit aussprach. Wir sind kein Volk! — Sehen Sie alle diese illuminirten Fenster, diese hellen Lampen,

angezündet auf den Befehl eines deutschen Fürsten, von deutschen Bürgern zur Feier der Geburt von Napoleons Erben. Ist da nur ein Haus dunkel, hat nur Einer den Muth gehabt, zu sagen: ich bin kein Franzosenfreund, ich illuminire nicht, wenn dem Gewaltigen, der den Fuß auf unseren Nacken setzt, ein Erbe seiner Macht geboren wird? Nicht Einer, nicht Einer, und wir stehen auf deutschem Boden; drei Stunden von uns rauschen die Wogen des Rheines, an dessen Ufern die Sage unser größtes Heldengedicht dichtete! Wo ist der Nibelungenhort? Er ist im Strom versunken, und mit ihm deutscher Heldensinn und deutsche Treue, und über ihrem Grabe hält der Franke Wacht . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Zur Sittengeschichte von Paris.

Vor dem Civil-Tribunal des Seine-Departements spielt gegenwärtig ein Proceß, der auch für weitere Kreise von Interesse sein dürfte, da er wieder einmal etwas den glänzenden Schleier lichtet, der über Paris ausgebreitet ist und welcher so viele Schmach und Schande deckt.

Die Helden der traurigen Posse, welche vor dem Gerichte spielt, sind ein Kutscher und dessen Frau und ihre Tochter und deren Mann, ein Marquis von uraltem Geschlechte. Der Kutscher und seine Frau, er heißt Schuhmacher, sind die Kläger. Da sie sich in schlechten Verhältnissen befinden, so verlangen sie von ihrem Schwiegersohne eine jährliche Pension von 3000 Franken. Der Advocat der klagenden Partei, Emil Salle, stellt die Affaire folgendermaßen dar:

Schuhmacher und seine Frau sind arm, kränklich und dem Bettelstabe nahe. Der Vater, Miethskutscher, ist 63 Jahre alt; sein ganzes Hab und Gut besteht in zwei Wagen, einem offenen für den Sommer, einem geschlossenen für den Winter, und zwei Pferden, die Jahr aus Jahr ein den Dienst abwechselnd versehen; der alte Schuhmacher, der keinen Knecht hat, ist genöthigt, selbst zu fahren. Seine bereits 56 Jahre alte Frau ist auch nicht müßig; sie besorgt die Haushaltung und die Pferde und hält die Wagen im Stande, obgleich sie brustleidend ist. Schuhmacher selbst hat zweimal das nämliche Bein gebrochen, was ihm noch fortwährend Schmerzen verursacht. Dabei ist er taub. Die beiden Eheleute wohnen in einem alten Gemäuer in Montrouge, das sie mit 81 Fr. 25 C. jährlich bezahlen, können aber doch nicht bestehen, da sie für den Unterhalt der Pferde und Wagen, für Raum u. s. w. täglich 20 Fr. 25 C. Ausgaben haben, während sie seit zwei Monaten durchschnittlich nur 14 Fr. per Tag einnehmen. Sie sind daher verschuldet und stehen am Bettelstabe. Früher war es ihnen besser gegangen; sie hatten ungefähr 40,000 Fr. Vermögen, das sie aber, wie so viele Andere (der Advocat meint, nach dem Beispiele so vieler hochgestellten Personen), nach der Börse trugen und dort verloren. Von der ärmlichen Wohnung des armen Winkels von Montrouge muß man nun einen Sprung nach dem aristokratischen Viertel der Madeleine machen. Dort, in der Rue Royal Saint Honoré Nr. 19 (der Straße, die von der Madeleinekirche nach dem Concordia-Platze führt), wohnt in einer prachtvollen, mit allem Luxus ausgestatteten und jährlich 11,000 Fr. kostenden Wohnung das Ehepaar d'Orvault. Sie haben vier Bedienten; in ihren Ställen befinden sich vier Vollbluthengste und in ihren Remisen die prachtvollsten Wagen, welche die Pariser Wagenfabrikanten zu liefern im Stande sind. Sie haben keine Kinder, sondern lassen nur einen jungen Knaben, der ihren Namen führt, erziehen, verweigern aber dem Kutscher und seiner Frau, dem Vater und der Mutter, die geringste Unterstützung. Die Heirath zwischen der Schuhmacher und dem d'Orvault wurde im October 1866 vollzogen. In dem Ehe-Contract wird das Vermögen der Tochter, sie heißt Catharine, auch über eine Million an Werthpapieren und baarem Gelde und 324,959 Fr. in Mobilien, Kleidern, Juwelen u. s. w. angegeben. Selbstverständlich hatte der arme Kutscher diese Aussteuer nicht geliefert, sondern die Catharina Schuhmacher hatte sich dieselbe selbst erworben. Wie dem auch sein mag, der Mann, den Catharine Schuhmacher heirathete, ist Jakob Marie Armand, Graf de Guercy, de Beauregard und de Maubreuil und Marquis d'Orvault, der einzige Erbe mehrerer der ältesten und edelsten Familien der Bretagne und der Vendée. Trotz seiner 83 Jahre verstand er sich dazu, seinen Namen der Catharina Schuhmacher zu geben. Der Marquis liebt den Luxus und das Wohlleben, und die Schumacher versprach ihm, daß er bis an das Ende seiner Tage keinen einzigen Genuß des Lebens entbehren solle. Diese traurige Heirath hat jedenfalls die bizarre Existenz des Marquis auf würdige Weise geendet. Der Marquis d'Orvault war unter der Restauration, zu welcher Zeit er den Namen Marquis Maubreuil führte, eine der seltsamsten Erscheinungen. Seine Familie hatte der Revolution ihre Schuld reichlich gezahlt. Zweiundzwanzig ihrer Angehörigen hatten während der Schreckenszeit das Schaffot bestiegen. Das Kaiserreich macht der Republik ein Ende und der Marquis de Maubreuil tritt in die Armee, wird Rittmeister und erhält das Kreuz der Ehrenlegion. Am 31. März 1814, am Tage des Einzugs der Verbündeten in Paris, befand sich im Gefolge der fremden Souveräne ein glänzender Cavalier; er zog die Blicke Aller auf sich: er hatte ein Kreuz der Ehrenlegion an den Schweif seines Pferdes angeheftet und schleppte es unter dem Jubel des Plebs im Kothe nach sich. Dieser glänzende Cavalier war der Marquis de Maubreuil. Einige Augenblicke später vertheilte er an Leute aus dem Volke Fünffrankenstücke und ließ dann ein Seil um den Kopf der Statue Napoleons I. auf dem Place Vendome anbringen, um dieselbe herunterzureißen. Bald erhielt er eine Mission von Talleyrand. Er trieb aber argen Mißbrauch mit den ihm anvertrauten Vollmachten. Im Walde von Fontainebleau trifft er mit der Königin von Westphalen, der Gemahlin Jerome's, zusammen, die im Begriffe steht, nach dem Exil abzureisen. Er bemächtigt sich ihres Gepäcks und eignet sich eine Summe von 84,000 Fr. in Diamanten und Gold an. Deßhalb zu fünf Jahren Gefängniß und 500 Fr. Geldbuße verurtheilt, gelingt es ihm, aus seinem Kerker nach England zu entkommen, wo er sich mehrere Jahre aufhält. Im Jahre 1827 erscheint er wieder in Frankreich. Am 21. Januar des nämlichen Jahres feierte man in der Kirche von St. Denis den Jahrestag des Todes Ludwigs XVI. mit großem Pomp. Der Hof, vom ganzen Adel Frankreichs umgeben, wohnte der Ceremonie an. Der Marquis de Maubreuil tritt vor und schlägt unter den Augen des Königs dem bereits 73 Jahre alten Talleyrand ins Gesicht. Der Fürst wankt und stürzt zu Boden. Der Marquis wird zu fünf Jahren Gefängniß, 500 Fr. Geldstrafe und zu zehnjähriger Aufsicht durch die Polizei verurtheilt. Trotz allen diesen Thaten blieb der Marquis am Leben — Didot's Biographie läßt ihn irrthümlich 1855 sterben —, um 1866 der Gemahl der Catharine Schumacher zu werden. Wie immer, so liebt er noch heute das Geld, welches ihn auch bestimmte, seine Heirath einzugehen und seinen Schwiegereltern eine jede Unterstützung zu versagen. Die Catharine Schumacher, die vor ihrer Heirath unter dem Namen Madame La Bruyère bekannt war, hatte viele Grafen und Marquis gekannt. Sie hatte oft Geld, zuweilen auch Wechsel erhalten. Sie war aber nicht hart gegen ihre Schuldner. Dieß gefiel dem Marquis aber nicht, und nach seiner Heirath übernahm er es, die Geschäfte seiner Frau in Ordnung zu bringen. So verfolgte er bis vor den Appellationshof einen Vicomte, der die Catharine auf einem öffentlichen Balle ken-

nen gelernt hatte und schwach genug gewesen war, ihr, um sie für eine Liaison von einigen Tagen zu belohnen, Wechsel zu unterschreiben. Der Gerichtshof annullirte dieselben, da er in Betracht zog, daß es nicht zulässig sei, daß die unverehelichte Schumacher, deren Auftreten in allen Handlungen ihres Lebens eine ungewöhnliche Geschicklichkeit kundgab, vermittels welcher sie ein beträchtliches Vermögen erwirbt, — daß diese unverheirathete Person, die einer höchst bescheidenen Familie angehört und die sich von ihrem Vater und ihrer Mutter wegen Bezahlung einer Pension gerichtlich verfolgen läßt, die sich in ihrem Ehe-Contract eine gewisse Anzahl sehr bedeutender Ausstände hat constituiren lassen, deren Ursprung nicht erklärt ist, — außer den beträchtlichen Werthpapieren, die ihr zurückerstattet wurden, eine Summe von 35,000 Fr. ohne Interessen und Garantie für länger als ein Jahr einem Manne geliehen haben soll, dessen Bekanntschaft sie auf einem Balle gemacht hatte ꝛc. Als der Marquis d'Orvault seine Heirath mit der Catharine einging, war er fast gänzlich ruinirt. Es blieb ihm nichts übrig als eine Einnahme von 5200 Fr., die aus lebenslänglicher Rente bestand, die ihm seine Familie ausgesetzt, und einer Pension von 2500 Fr., welche ihm der Minister des Innern auf Befehl Napoleons III. bezahlte.

So weit die Einzelheiten über diese Affaire. Die Vertheidigung der Eheleute d'Orvault hatte Leon Duval übernommen. Das Urtheil selbst wird in den nächsten Tagen gefällt werden.

Was in dieser Sache vor Allem auffallen muß, ist die Leichtigkeit, mit welcher die Mitglieder der hohen und höchsten Gesellschaft ihre Gelder leichtfertigen Pariseeinnen hinwerfen. Die Schumacher hat sich über anderthalb Million erworben und muß, um sich eine solche Summe zurücklegen zu können, zum wenigsten die nämliche Summe für ihre Toilette und ihr Haus verausgabt haben, also über drei Millionen während der sechzehn Jahre, die sie ungefähr Geld machte, sich errungen haben. (K. Z.)

Die Noth in Ostpreußen.*)

Im Angesicht der Bedrängniß der bedürftigen Bewohner Ostpreußens ist es vielleicht nicht ohne Nutzen, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, daß das Korn durch seine Verwandlung in Mehl an seinem Nährwerth verliert, das Roggenkorn 10 Procent, das Weizenkorn 15 Procent.

Ein Getreidekorn ist ähnlich dem Ei gestaltet; sowie in diesem der fettreiche, eiweißarme Dotter umgeben ist von einer Schicht Eiweiß, so ist in dem Getreidekorn der stärkmehlreiche Kern eingehüllt in eine Schicht eines eiweißreichen Körpers, der beim Mahlen zum Theil in die Kleie übergeht; für die Blutbildung ist dieser am wichtigsten.

Durch Umgehung der Gährung in der Brodbereitung können ferner 2 bis 3 Procent Brod mehr gewonnen werden.

Wenn es sich um die Ernährung einer ganzen Bevölkerung handelt, so ist von der richtigen Verwendung der zu ihrer Erhaltung erforderlichen Mittel das Leben von Tausenden abhängig und die Beachtung wissenschaftlicher Grundsätze wohl an ihrem Platze. Mit Brod und Getreideschrot können auf je 1000 Individuen einhundert und zwanzig mehr vor dem Hunger und seinen Folgen geschützt werden, als mit Brod und Mehl, von welchem die Kleie abgesondert ist, bei gleichem Kornverbrauch. Das ohne Gährung bereitete Kleienbrod (aus 2 Theile Roggen- und 1 Theil Weizenschrot) ist in meinem Hause täglich in Gebrauch und wird von mir und meinen Angehörigen und Gästen mit Vorliebe gegessen. Wer es nicht kennt, der weiß nicht, welcher Wohlgeschmack im Brod und wie leicht verdaulich das Kleienbrod ist; von dem groben Aussehen weiß der Magen nichts, und seine unschätzbare Wirkung auf Personen mit träger Verdauung ist den Aerzten wohl bekannt.

In Beziehung auf den größeren Nährwerth des Kleienbrodes, der sich wissenschaftlich leicht erklären läßt, dürfte die Thatsache genügen, daß im Krimkriege die russischen Gefangenen, die daran gewöhnt waren, mit der Soldatenration von dem so gerühmten französischen Weizenbrod nicht auskamen, es mußte ihnen ein Supplement bewilligt werden.

Die Mittel, um Brod ohne Gährung zu bereiten, sind bekannt und in England, namentlich auf Schiffen, sowie in Nordamerika allgemein im Gebrauche. Ein Pfund doppelkohlensaures Natron (welches 8—8½ kr. kostet), sowie ein Aequivalent Säure zu dessen Sättigung (arsenikfreie Salzsäure oder auch Weinstein) genügt für 100 Pfd. Mehl = 145 Pfd. Brod.

Als ein Ersatzmittel des Fleisches ist seit langem schon der Weizenkleber vorgeschlagen, der als Nebenproduct in der Fabrikation des Stärkemehls abfällt, und bis jetzt keine Verwerthung gefunden hat. Ein Versuch zu seiner Anwendung wäre nicht bloß für die Gegenwart von hoher Wichtigkeit.

Mit seinem gleichen Gewichte Mehl gemischt, kann der Weizenkleber, nach der Vorschrift von Veron, leicht bearbeitet und gekörnt werden, und gibt in dieser Form, mit etwas Fett, Reis, Kartoffeln, grünem Gemüse ꝛc., die in Fleischbrühe weich gekocht, eine wohlschmeckende sehr nahrhafte Suppe.

München, 5. Jan. 1868. Justus v. Liebig.

*) Aus der „A. A. Z.“

Mannichfaltigkeiten.

(Die Vergiftung der Gräfin Chorinsky.) Kurz nach der Verhaftung des Fräulein von Ebergenyi wurde erzählt, daß ein junger Mann, ein Herr Umlauft, an der Seite des Fräulein von Ebergenyi während ihrer Fahrt nach München und während ihres Aufenthaltes daselbst gesehen wurde. Ueber dieses Zusammensein des Herrn Umlauft mit Fräulein von Ebergenyi, von dem wir schon seiner Zeit meldeten, daß es auf einem bloßen Zufalle beruhte, erfährt die „Neue freie Presse“ aus bester Quelle nachstehende Details: Herr Umlauft, ein Handlungsreisender aus Brünn, sah Julie Ebergenyi zum ersten Male in Salzburg. Das decidirte Wesen, mit welchem die junge und hübsche Reisende an diesem Stationsplatze auftrat, veranlaßte ihn, zu veranstalten, daß der Conducteur ihm einen Platz in dem Coupé, in welchem sich Fräulein Ebergenyi befand, anwies. Dieser einleitende Schritt schien jedoch ohne Consequenzen bleiben zu sollen, denn die junge Reisende, welche während der Fahrt ungenirt ihre Cigaretten rauchte, wies jede Gelegenheit zu einem Gespräche so vornehm-kühl von sich, daß Herr Umlauft ihr keine weitere Beachtung zu schenken sich entschloß. Der Zufall fügte es jedoch anders. Dieser machte es, daß Fräulein Julie von Ebergenyi am Morgen des 20. November in demselben Hotel wie Herr Umlauft abstieg, dort seine Zimmernachbarin wurde — Herr Umlauft hatte Zimmer 49, die Reisende Nr. 50 — und daß endlich eine Klage, welche Fräulein Ebergenyi gegen die langsame Bedienung am Table d'hôte-Tische erhob, dem jungen Manne Veranlassung gab, mit Fräulein Ebergenyi denn doch ein Gespräch anzuknüpfen. Bei dieser Gelegenheit sagte diese dem sie „Fräulein“ titulirenden Herrn Umlauft, sie sei eine Frau, die Gattin eines Baron Bay, Verwandte des früheren Hofkanzlers Baron Vay, und sei ihrem von Paris kommenden Gatten nach München entgegengereist. Im weiteren Verlaufe des Gespräches erklärte sie, daß

sie in München keine Bekannten besitze und daher das Anerbieten des Herrn Umlauft, für sie und sich Theaterbillete besorgen zu wollen, gern annehme. In der That besuchte die „Baronin", welche nach ihrer Aeußerung „sich in München enorm langweilte", am Abend des 20. November, dem Tage ihrer Ankunft, an der Seite des Herrn Umlauft das Theater, lehnte dagegen die Aufforderung des jungen Mannes, im Speisesaale des Hotels zu soupiren, mit dem Bemerken ab, sie habe Kopfschmerz und wolle auf ihrem Zimmer einen Thee nehmen. An dem folgenden Tage, dem 21. Nov., dem Tage der Vergiftung der Gräfin Chorinsky, war Herr Umlauft zu sehr von Geschäftsgängen, welche er in Begleitung eines anderen Herrn machte, in Anspruch genommen, als daß er sich vor dem Abend um seine Reisegefährtin hätte kümmern können. Erst zwischen 6 und halb 7 Uhr Abends fand er sich bei ihr ein, wobei er von ihr mit der Nachricht empfangen wurde, daß ihr Mann mittelst einer telegraphischen Depesche sie unterrichtet habe, er befinde sich bereits in Wien, und daß sie daher entschlossen sei, sogleich nach Wien zurückzufahren. Seinem Rathe, sich nicht den Unannehmlichkeiten einer Fahrt während der Nacht auszusetzen und erst am nächsten Morgen abzureisen, entgegnete sie damit, daß ihr Mann sie mit der größten Ungeduld erwarte. Herr Umlauft erbot sich nun, sie auf den Bahnhof zu begleiten. Die „Baronin", welche sich während dieses Gespräches auf das unbefangenste benommen hatte und auch nicht die mindeste Aufregung verrieth, acceptirte die Begleitung des Herrn Umlauft zum Bahnhofe und verbrachte die Zeit, welche ihr bis zum Abgange des Trains nach Wien übrig blieb, in ruhigem Gespräche über Dinge der gleichgültigsten Natur. Nach dem Abschiede von ihr, wobei Herr Umlauft mehr aufrichtig als galant die Aeußerung brauchte, daß er sich die „Baronin" wegen ihres allzu männlichen Benehmens zur „Frau nicht wünschen möchte", kehrte er wieder in das Hotel zurück. Dort erfuhr er, daß die „Baronin" im Laufe des Tages den Lohndiener im Hotel beauftragt hatte, ihr zwei Sperrsitzbillette für die Abendvorstellung im Actien-Theater zu kaufen und gegen 6 Uhr in die Wohnung der Gräfin Chorinsky zu bringen, daß der Lohndiener, diesem Auftrage pünktlich nachkommend, die Baronin vor 6 Uhr auch in der That bei der Gräfin Chorinsky im Gespräch mit dieser antraf. Zwei Tage später, zur Zeit als die Vergiftung der Gräfin Chorinsky bekannt wurde, hatte Herr Umlauft bereits München verlassen, und so kam es, daß ihm erst in Bozen die unangenehme Lage bekannt wurde, in welche er sich durch seine übereifrige Artigkeit gebracht hatte. Seiner Unschuld sich bewußt und glücklicherweise der Mittel, diese zu erweisen, sicher, stellte er sich in Bozen selbst dem Gerichte, mit der Bitte, seine Betheiligung an der traurigen Affaire zu untersuchen. Dieser Bitte wurde ebenso rasch, wie human entsprochen. Herr Umlauft erhielt nach zwei Tagen, während welcher er sich auf freiem Fuß befand, seine ihm abgenommenen Papiere zurück und mit ihnen ein „Amtszeugniß", in welchem seine Unschuld an der traurigen Katastrophe in München anerkannt wurde.

(Das neue Jahr als Säcularjahr.) Das Jahr 1868 ist ein Säcularjahr für eine ungewöhnlich große Anzahl welthistorischer Begebenheiten. Achtzehn Jahrhunderte sind nämlich verflossen, seit mit Nero's Tode (68) das Geschlecht des Augustus ausstarb und mit der Erhebung Galba's auf den Kaiserthron die Prätorianer-Herrschaft begann. Gerade dreizehn Jahrhunderte sind es her, daß Alboin, König der Longobarden, in Italien einrückte (568) und dort die Gründung des longobardischen Reiches begann. Elf Jahrhunderte verrannen (768), seit Karl der Große den Thron bestieg, und gerade ein Jahrtausend, seit im ost-römischen Reiche durch Basilius I. ein neues Kaisergeschlecht zum Throne gelangte. Vor 750 Jahren ward zu Jerusalem der später so mächtige Tempelherrn-Orden gestiftet, und vor 600 Jahren legte Conradin von Hohenstaufen, der Urenkel Friedrich Barbarossa's, sein Haupt auf den Henkerblock. Ein halbes Jahrtausend verrann, seit Hongwu, ein Chinese von geringer Herkunft, der mongolischen Zwingherrschaft über China ein Ende machte; 350 Jahre sind verflossen, seit Ulrich Zwingli als Reformator auftrat; 300 Jahre, seit Egmont hingerichtet wurde, Don Carlos starb und Maria Stuart vor dem aufständischen Adel aus Schottland floh; 250 Jahre, seit in Prag der dreißigjährige Krieg seinen Anfang nahm; 200 Jahre, seit Portugal von Spanien als unabhängig anerkannt wurde und Ludwig XIV. den Aachener Frieden abschloß; 150 Jahre, seit Oesterreich durch den Frieden von Passarowitz Temesvar gewann und seit König Karl XII. von Schweden vor Friedrichshall seinen Tod fand; 100 Jahre, seit Corsica an Frankreich kam und 50 Jahre endlich, seit der europäische Monarchen- und Minister-Congreß in Aachen sich versammelte.

Correspondenzen.

Leipzig, 6. Januar.

Heute Nachmittag findet die feierliche Bestattung des am 3. Januar gestorbenen Contrapunktisten Dr. Moritz Hauptmann statt. Gestern Abend brachten die ihm seit 25 Jahren anvertrauten Schüler der „Thomana", der bekannte Thomanerchor, ein Trauerständchen bei Fackelbeleuchtung dar. Größe anderweite Trauerfeierlichkeiten sind in der Thomasschule, im großen Concert- (Gewandhaus) und in anderen Gesellschaften zur Pflege der Musik in Vorbereitung. Der Rath unserer Stadt veröffentlicht heute, als am Begräbnißtag, einen Nachruf, den ich Ihnen nachstehend wörtlich mitzutheilen für nöthig erachte: „Heute werden die sterblichen Ueberreste des am 3. d. M. verstorbenen Herrn Dr. Moritz Hauptmann, Cantors der Thomasschule und Musikdirectors der hiesigen Hauptkirchen, zur Erde bestattet. Mit demselben schied einer der hervorragendsten und gelehrtesten Musiker der Gegenwart aus dem Leben. Seine Bedeutung in seinem Berufsfache konnte nur durch seine Liebenswürdigkeit und Anspruchslosigkeit überboten werden. Er war als Künstler wie als Mensch gleich hochgeachtet und verehrt von Allen, die ihm jemals im Leben näher getreten sind. Seit dem Jahre 1842 war er der Unsrige und unsere Stadt durfte stolz auf seinen Besitz sein. Ein würdiger Nachfolger seiner berühmten Vorgänger Bach, Doles, Hiller, Schicht und Weinlig, hat er den Ruhm unserer altehrwürdigen Thomasschule noch zu erhöhen verstanden. Und wie der Name jener Männer mit der Geschichte dieser Anstalt für alle Zeit eng verbunden ist, so wird auch sein Name in unserer Stadt unvergessen bleiben."

Frankfurt, 7. Januar.

Mit Vergnügen constatiren wir den Erfolg, welcher das Auftreten eines jungen Frankfurters in einem der letzten Concerte des „Mozart-Vereins" in Darmstadt begleitete. In dem Referate der „Hessischen Landeszeitung" über diese Soiree heißt es: „In Herrn Anton Urspruch von Frankfurt, welcher die Gefälligkeit hatte, die Klavier-Vorträge zu executiren, lernten wir einen äußerst talentvollen Schüler des Herrn M. Wallenstein (in Frankfurt) kennen. Sowohl seine Mitwirkung in dem Stähle'schen Quartett für Klavier, Violine, Viola und Violoncell (von den Herren Urspruch, Niederhof, Bauer und Pfeil jun. vorgetragen), als auch sein Vortrag der beiden Solostücke: Nocturne von Wallenstein und Scherzo von Chopin, fanden allseitige Anerkennung." — Ein Referat in den „Hessischen Volksblättern" zollt gleichfalls dem trefflichen Spiele und dem durchdachten Vortrage des jungen Künstlers, welchen es als einen „würdigen Schüler seines hochgeachteten Meisters" bezeichnet, rühmendes Lob.

Wie im vorigen, so wird auch in diesem Jahre der bekannte Shakespeare-Vorleser, Herr W. Lucz, Vorlesungen in Frankfurt halten, und zwar im Saale des Hotel de l'Union. Dienstag, den 14. Januar, wird derselbe mit „Hamlet" beginnen.

Dresden, 1. Jan. In diesen Tagen scheidet Dr. Feodor Wehl von Dresden, um in Hamburg, wo er bereits früher die „Jahreszeiten" redigirte, die Leitung des Feuilletons der „Reform" zu übernehmen.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 9. Donnerstag, den 9. Januar 1868.

Aus den Tagen des Rheinbundes.

Novelle von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

„Sie hoffen noch, Herr von Wahrnim", fuhr Anna mit leidenschaftlicher Bitterkeit fort, „und Sie hörten doch, wie der Fürst uns sagte, daß Preußen und Oesterreich Napoleon Hülfstruppen stellen werden zu dem Feldzug gegen Rußland. Mit deutschem Blute soll der Sieg über das einzige Land, das außer England ihm noch zu trotzen wagt, erkämpft werden. Wo ist da noch eine Hoffnung? Ich sehe nur Untergang und Verderben. Es ist Alles, Alles verloren!"

Wahrnim beugte sich zu Anna herab, und sein Auge begegnete hell, fast freudig ihrem trüben, umflorten Blick.

„Wir dürfen nicht sagen, es ist Alles verloren, denn nur Der ist verloren, der sich selbst aufgibt", sagte er. „Es ist wahr, die Weltlage ist trüber, als je, aber es gibt einen alten Volksspruch, — und es liegt oft tiefe Weisheit in diesen Sprüchen —, der heißt: „„Wo die Noth am größten, ist Gott am nächsten!"" Daran halte ich fest, und lasse die Hoffnung nicht sinken. Gott allein weiß, wann der Tag der Freiheit kommen wird, aber er wird den Retter senden, wenn es Zeit ist. Völker bedürfen, wie der einzelne Mensch, der Prüfungen, um sich zu läutern. Wir waren versunken in dumpfe Trägheit, in Schlaffheit und Genußsucht und kleinliche Eitelkeit; es war viel faul im Staate Dänemark, wie Hamlet sagt, und Gott hat den Korsen gesandt, daß er uns züchtige mit seiner eisernen Geißel, auf daß wir wieder werden, was wir waren, ein starkes, treues, tapferes Geschlecht. Vierzig Jahre führte Moses sein Volk durch die Wüste . . . ."

„Und erblickte selbst nie das gelobte Land", unterbrach ihn Anna.

„Nein, er selbst nicht, aber sein Volk gelangte dahin, und das war genug. — Möge jetzt in der schweren Zeit, die über Deutschland hereingebrochen ist, jeder Einzelne seine Pflicht thun, in des Wortes höchster Bedeutung freudig sein Alles einsetzen für die Rettung des Vaterlandes, und es wird gerettet werden. Jeder, sage ich, auch Sie, mein Fräulein; es ist Niemand so schwach, daß er nicht an dem großen Werk der Befreiung mitarbeiten könnte, wenn er den ernsten Willen dazu hat. Sie haben heute schon durch meine Aufnahme in Ihr elterliches Haus etwas dafür gethan; ich trage sehr wichtige Papiere bei mir; als der Fürst vorhin seinen Blick so mißtrauisch forschend auf mir ruhen ließ, brannten sie wie Feuer auf meiner Brust, und ließen mich vorsichtiger sein in meinen Worten, denn das Leben und die Freiheit Vieler wäre bedroht, fielen sie in französische Hände. Jetzt, wo ich morgen, als Gast Ihres Vaters, als der Gast eines Mannes, bei dem, verzeihen Sie mir, Niemand deutsch-patriotische Gesinnungen voraussetzen wird, in den Reisewagen steige, jetzt hoffe ich zuversichtlich, sind die französischen Spähper von meiner Fährte abgelenkt."

„Um Gotteswillen, Ihr Paß!" rief Anna; „wie stimmt er nun zu dem Ihnen von mir aufgedrungenen Namen?"

„Darüber seien Sie ganz ruhig", lächelte Wahrnim, „Pässe sind nur dazu da, um unverfängliche Leute in Verlegenheit zu bringen; verdächtige Subjecte, wie ich, sind stets auf das Beste damit versehen. Ich trage eine Anzahl Blanco-Pässe, unterschrieben und visirt in Berlin, bei mir, und noch heute werde ich einen derselben mit meinem neuesten Namen ausfüllen."

„Wohin gehen Sie jetzt? Das heißt wenn es keine Indiscretion ist, Sie danach zu fragen."

„Von Ihnen gewiß nicht! Ich gehe vorerst nach Oesterreich, um dort die Stimmung zu erforschen, dann nach Petersburg zu dem Freiherrn von Stein, und — wenn die Nachricht des Fürsten sich bestätigt, Napoleon Rußland wirklich den Krieg erklärt, so trete ich in russische Dienste, um endlich einmal wieder die Freude zu empfinden, diesen verhaßten Franzosen mit den Waffen in der Hand gegenüber zu stehen. — — Wir werden wahrscheinlich keine Gelegenheit mehr haben, allein zusammen zu sprechen", fuhr er fort, als sie dem Hause des Hofmarschalls sich näherten, wo schon ein Hofwagen auf die Comtesse wartete, „und ich möchte Ihnen deßhalb noch meinen wärmsten Dank aussprechen für die Bereitwilligkeit, mit der Sie den Wechsel, den Frau von Mühlen mir auf Ihre Freundschaft ausstellte, eingelöst haben. Ich erkenne ganz die Größe des Opfers, das Sie gebracht, die Gefahr, der Sie sich damit ausgesetzt haben. Außergewöhnliche Verhältnisse bringen die Menschen einander näher, und ich hoffe, Sie werden es daher nicht als eine Aufdringlichkeit betrachten, wenn ich Ihnen sage, daß ich trotz der Kürze unserer Bekanntschaft als ein treuer, aufrichtiger Freund von Ihnen scheide. Sie sind ein deutsches Mädchen! es ist das höchste Lob, was ich damit ausspreche, und ich bitte Sie, daß auch Sie dem fremden, unbekannten Manne ein freundliches Andenken bewahren, und mir, wie einem Freunde, noch ein offenes Wort gestatten wollen, selbst auf die Gefahr hin, Sie zu verletzen. — Sie stehen einsam und unverstanden im Kreise Ihrer Familie, wie in dem Ihrer Bekannten; mein Leben, das mich zwingt, scharf zu beobachten, hat mich gelehrt, Menschen und Verhältnisse rasch aufzufassen und zu durchschauen. Sie sind . . .", er zögerte einen Augenblick. „Sie sind nicht glücklich, o suchen Sie sich den Glauben zu erkämpfen, daß eine höhere Macht das Leben der Völker wie des Einzelnen lenkt, diese Zuversicht ist die einzige Stütze, die den Menschen in den Kämpfen und Täuschungen des Lebens aufrecht und muthig erhält. Versprechen Sie mir, daß Sie versuchen wollen, das zu glauben, und daß, wann und wie die Gelegenheit auch an Sie herantreten mag, Sie stets, wie heute, bereit sein wollen, der Sache des Vaterlandes zu dienen, gleichviel wie schwer das Opfer sein mag, das von Ihnen verlangt wird."

Er hatte ihren Arm aus dem seinigen gleiten lassen und hielt ihr seine Rechte hin, in die sie mit festem Drucke die ihrige legte.

In diesem Augenblicke wandte sich Froberg, der schon lange aufmerksam auf das eifrige Gespräch zwischen den Beiden gelauscht hatte, um, und fragte:

„Was für ein Versprechen geben Sie denn mit diesem feierlichen Handschlag, mein gnädiges Fräulein?"

„Fräulein von Waldheim versprach mir eben, sich stets ein deutsches Herz zu bewahren", sagte Wahrnim rasch.

„Deutsch!" lachte Froberg spottend, und zum ersten Mal klang seine Stimme wie ein scharfer Mißlaut an Anna's Ohr. „Es gibt kein Deutschland mehr!"

„Für Sie allerdings nicht!" versetzte Wahrnim mit schneidender Kälte.

Froberg's Entgegnung wurde durch die Comtesse abgeschnitten, die, nachdem sie sich mit viel Zärtlichkeitsbezeugungen von Anna verabschiedet hatte, ihn bat, mit ihr in das Schloß zurück zu fahren, da sie sonst der Gefahr ausgesetzt sei, noch mit dem Fürsten und dem Kammerherrn ein Whist à trois spielen zu müssen.

Frau von Waldheim lud, zu Anna's großem Erstaunen, Wahrnim ein, noch eine Tasse Thee mit ihr zu trinken, und war, während man noch zusammen blieb, liebenswürdig und zuvorkommend gegen den aufgedrungenen Gast. Sie bedauerte sogar beim Scheiden, daß er am anderen Morgen so früh aufbreche und nicht noch mit ihr und den Ihrigen gemeinschaftlich frühstücken könnte, und sprach die Hoffnung aus, ihn nicht zum letzten Male in ihrem Haus gesehen zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Düfour und Ziegler.

Wenn man hier zwei Namen zusammengestellt findet, welche — besonders der erstere — eines gerechten Rufes als Kartographen erster Größe genießen, so geschieht es, um darauf aufmerksam zu machen, wie auf dem von Düfour so trefflich gelegten Grunde topographischer Darstellung des Schweizerbodens, Ziegler, der Jünger und Schüler gleichsam dieses Meisters, selbstständig mit Glück und Geschick fort arbeitet; doch so, daß er für die Darstellung des verwickelten Terrains neue Wege sucht. — Düfour hat bekanntlich seine berühmte Schweizerkarte in 25 Blättern in schiefer Beleuchtung dargestellt, der in Deutschland und sonst üblichen Lehmannischen Manier entgegen, welche topographische Bilder durch senkrecht auffallend gedachte Strahlen beleuchtet wiedergab. Diese Manier wollte sich für alpinisches Terrain nicht recht schicken, wogegen sich die mehr malerisch-plastische Darstellung empfahl, die eben durch Düfour ihre höchste Vollendung erhielt. Dennoch aber ermangelte diese letztere der namentlich der Lehmannischen Manier eigenen Bestimmtheit in der Wiedergabe geneigter Flächen. Die Darstellung letzterer durch Projicirung aequidistanter Linien (Horizontalen) wollte ebenfalls für sich nicht ausreichen; und so hat es denn Ziegler versucht, die Aufgabe zu lösen, in seinen Karten das anschauliche Bild mit der berechtigten Forderung an correcte Darstellung der Höhenverhältnisse zu vereinigen. — Wir sind damit auf einem Punkte angelangt, wo dieser an und für sich mehr wissenschaftlich-technische Gegenstand geeignet ist, auch das Interesse des größeren Publikums für einen Augenblick in Anspruch zu nehmen. Reisen ja doch alljährlich viele Tausende in die Alpen, und sind es nicht ganz insbesondere verläßige Terrainkarten, welche der Besteiger der Hochgebirge zur Hand nehmen muß? — So möge denn hier der beiden Werke erwähnt werden, an deren Erscheinen sich gleichsam die Begründung einer neuen Schule in der Darstellungskunst der Schweizerkarten knüpft. Das erste, bereits 1866 herausgegebene, ist die hypsometrische Karte der Schweiz im Maßstabe von 1:380,000 in 4 Blättern. Es ist dieß mehr eine Uebersichtskarte, ganz geeignet für allgemeinere touristische Zwecke. Bergschraffur mit senkrechter Beleuchtung, malerischer Effect durch farbige Darstellung der Höhen-Regionen von 0 bis 400 — 500—700—900—1200—1500—2100—2500 ꝛc. Meter; geometrische Schärfe durch deutliche Horizontalen in Verbindung mit einer Masse eingedruckter Höhenangaben. Dieselbe Karte ist auch mit geologischer Farbengebung zu haben.

Das neueste Werk Zieglers, welches zugleich die nächste Veranlassung zu dieser Betrachtung gab, ist eine Karte des Unter-Engadins mit den nördlich, östlich und südlich angränzenden Theilen von Vorarlberg, Tyrol und Veltlin. Es liegt dieser Karte die eidgenössische Aufnahme zu Grund; man sieht aber auf den ersten Blick, daß man es hier mit einer ganz neuen Behandlung der Terrain-Configuration zu thun hat, im Geiste eben jener neuen Schule, wie sie oben charakterisirt ist. Der Maßstab ist 1:50,000, hinreichend groß genug also, um die Einzeichnung von Horizontalen von je 30 Meter Höhenabstand zu gestatten. Die Lehmannische senkrechte Beleuchtungs-Theorie ist im Wesentlichen beibehalten, jedoch in einer Weise modificirt, daß die sonst damit verbundene Schwärze steiler Bergpartien vermieden ist. Dieß konnte denn auch ohne Nachtheil geschehen, da durch die zahlreichen Isohypsen (Horizontalen) jedem Irrthum vorgebeugt ist. Zugleich ward dadurch eine Klarheit der Zeichnung erzielt, welche die farbige Wiedergabe der Bewaldung, die Unterscheidung der Felsengebilde und der Bodenarten nach ihren Vegetationsbedingungen in befriedigendster Weise gestattete und dadurch hinlänglich dafür entschädigte, daß vielleicht der malerische Effect Düfour'scher Blätter nicht ganz erreicht sein mag.

Darum ferneres Gedeihen der neuen Schule, der die Anerkennung nicht allein der immer zahlreicher werdenden „Alpen-Clubbisten", sondern auch der Touristen und „kleinen Leute" überhaupt nicht fehlen wird. A. R.

Zur Sittengeschichte von Paris.

Die „Kölnische Zeitung" brachte vor einiger Zeit (s. Nr. 8 der „Dід.") einen Bericht über den Proceß, den der Kutscher Schumacher gegen seinen Schwiegersohn, den Marquis d'Orvault in Paris, eingeleitet hat. Der Advocat des Letzteren hatte in seiner Vertheidigungsrede (das Urtheil ist noch nicht gesprochen) den Vater Schumacher angeklagt, daß er seine Tochter als ganz junges Mädchen vor die Thür geworfen und diese so gezwungen habe, ihren Lebensunterhalt zu suchen, wie es eben gehe. In Paris kommen solche Dinge nicht selten vor, und manches junge Mädchen, das von seinen Eltern aufs Pflaster gesetzt wurde, wird von denselben später, wenn sie es zu Geld gebracht hat, und dieß oft auf ganz schmähliche Art, ausgebeutet. Dieß scheint auch bei der Schumacher, der jetzigen Marquise, der Fall gewesen zu sein, denn abgesehen von dem, was ihr Advocat vorbrachte, machte auch ihr eigener Bruder einen Mordversuch auf sie, weil sie sich weigerte, ihm Geld zu geben. Derselbe erscheint übrigens deßhalb in der nächsten Woche vor dem Pariser Assisenhofe. Die Vorwürfe, welche der Advocat der Marquisin dem Vater Schumacher Betreffs der Behandlung seiner Tochter machte, scheinen denselben übrigens nicht sehr unangenehm berührt zu haben, wohl aber die Behauptung des Advocaten, daß seine Tochter keineswegs so reich sei, wie man angebe. Dieses veranlaßt ihn nämlich, folgendes Schreiben an den „Droit"

zu richten. Dasselbe ist schon deßhalb interessant, weil darin von Neuem constatirt wird, daß der Marquis d'Orvault eine Pension von der französischen Regierung erhält. Napoleon III. soll ihm dieselbe ausgesetzt haben, weil d'Orvault behauptet, daß Fürst Talleyrand ihn, als er noch unter dem Namen Marquis Maubreuil figurirte, gedungen habe, um Napoleon I. zu ermorden, welchen Auftrag er (Maubreuil) aber nicht ausgeführt habe. Das betreffende Schreiben lautet wie folgt:

An den Redacteur!

Mein Herr! Ich habe im „Droit" gelesen, daß die Journale die Bedeutung der Hülfsquellen meines Schwiegersohnes, des Marquis Maubreuil d'Orvault, Ritters der Ehrenlegion, von dem ich eine Pension verlange, zu vermindern suchen. Man sagt, daß die Regierung ihm keine Pension bezahlt; er erhält eine von 2500 Fr., er hat es selbst in seinem Heiraths-Contract erklärt. Diejenigen, welche daran zweifeln, können den Act einsehen, welcher bei dem Notar J. Potier, Rue Richelieu 45 zu Paris, deponirt ist. Der Artikel 3 lautet wörtlich, wie folgt: „Die Beisteuer des Zukünftigen besteht: 1) in zwei lebenslänglichen Renten, die eine von 2700 Fr. per Jahr, welche ihm seine Familie schuldet, und die andere von 2500 Fr. per Jahr, welche ihm das Ministerium des Innern auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers bezahlt, der ihm eine Pension ausgesetzt; 2) in seinen Familienporträts, Decorationen, historischen Documenten und Noten, so wie wichtigen, für die Oeffentlichkeit bestimmten politischen Correspondenzen, welche alle gesammelt und von der zukünftigen Gemahlin und dem zukünftigen Gemahl contractlich collationirt worden sind." Ich werde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie diesen Auszug aus dem Heiraths-Contract in Ihre Spalten aufnehmen wollten, da man mich als einen Mann darstellen will, welcher die Justiz belügt, was nicht der Fall ist. Ich bin, mein Herr, Ihr sehr ergebener Diener Johann Schumacher, Kutscher.

Paris, 3. Januar 1868.

Das Urtheil in dieser schmutzigen Angelegenheit wird nächste Woche gesprochen werden.

Mannichfaltigkeiten.

(Kohlennoth.) Man schreibt der Wiener „Presse": „Seit vollen sechs Wochen, also gerade seitdem der Winter an Reich und Arm seine unerbittlichen Forderungen stellte, ist in Wien ein völliger Mangel an Kohlen eingetreten, der sich in den letzten Tagen bis zur Noth steigerte, so daß die Fabriken in Wien und Umgebung wegen Mangels an Brennmaterial theilweise die Arbeiten einstellen, in anderen Fällen zu allerlei Surrogaten greifen mußten, in jedem Falle aber mit einer Mehrauslage von 5 bis 25 fl. den Betrieb zu erhalten suchten. Die Kohlenmagazine der Nordbahn, Südbahn und Westbahn stehen gänzlich leer und die Fuhrwerke aus den Fabriken von Sechshaus, Schellenhof, Mannersdorf, Schwechat u. s. w. kehren ohne Kohlen in die betreffenden Etablissements zurück, nachdem Pferde, Mann und Wagen einen ganzen Tag umsonst eingebüßt haben. Vor einigen Tagen noch gab es auf der Westbahn nur zwanzig Centner Pilsener Kohle, an der Südbahn gar keine, an der Nordbahn circa 200 Centner, die aber schon in der Verladung begriffen waren. Die Filialen des Nordbahnverschleißes haben ihre Magazine in den drei Vorstädten Landstraße, Wieden und Sechshaus ganze Tage lang gesperrt, weil sie keine Zufuhren bekommen, und wenn ja einmal ein Wagen voll Kohle sich dahin verirrt, dann stürmen die vor den Thoren harrenden Parteien gerade so den Wagen, wie die Landpartiefreunde an einem Sommersonntage den Omnibus. Jene Fabriken, die durch besondere Protection manchmal eine Fuhre mit Kohlen erhalten, müssen statt der für ihren Gebrauch tauglichen Kleinkohlen die Stückkohlen annehmen, die sie mit 95 kr. bis zu einem Gulden transito bezahlen, während sie sonst mit 56 kr. per Centner ihre Feuerungen unterhielten. Und trotzdem diese Kohlennoth seit Wochen andauert, trotzdem sie heute bereits schreiend zu werden beginnt, hat man von keiner Seite noch etwas gethan, man hat nicht einmal die Bahnen dazu verhalten, daß sie die zum Kohlentransporte bestimmten Waggons mit Kohlen füllen und hieher schleppen.

(Eine Trauung ohne Bräutigam.) Unter der Washingtoner guten Gesellschaft machte am 17. December ein Ereigniß Sensation, das in den nächsten Tagen noch nicht unter eine bestimmte Kategorie zu bringen war. Ob es sich um eine Tragödie oder einen Skandal handle, war die Frage. Held der Handlung war Oberst Ely Parker, Adjutant des Kriegsministers General Grant und der 17. sollte sein Hochzeitstag sein. Vorbereitungen waren getroffen, Einladungen ergangen, der Bräutigam hatte sich sein hochzeitliches Gewand bereit machen lassen und kam Abends vor der Trauung noch zum Kriegsminister, um sich von der Gattin des Generals eine Schärpe zu borgen. Grant selbst hatte die Stelle des Brautvaters übernommen, und befand sich am nächsten Morgen denn auch mit der Braut, den Zeugen, Verwandten und Freunden in der Kirche, harrend des glücklichen Bräutigams, der auf sich warten ließ. Es verrannen Minuten, Viertelstunden, eine Stunde und er kam noch immer nicht. Man sah sich verlegen an; die Kameraden vom Stabe, die ein prächtiges Brautgeschenk bereit hielten, jagten nach allen Richtungen umher, den Vermißten zu suchen, aber ohne Erfolg, und General Grant mußte die trostlose Braut nach Hause geleiten, indessen das übrige Publikum sich zerstreute und seinen Muthmaßungen Luft machte. Schon der nächste Tag brachte eine Menge Gerüchte. Oberst Parker war nach den Einen in Baltimore gesehen, nach Andern in Buffalo am selben Tage mit einer andern Dame verheirathet worden, während eine dritte Lesart ihm ein kühles Grab unter dem Eise des Potomac zuertheilte. Bestimmtes war bei Abgang der Post nicht bekannt.

(Ein neuer Industrieritterzweig.) Alles modernisirt sich, sogar die Wegelagerei. Nachdem in früheren Zeiten die Posten und, besonders in Amerika, die Eisenbahnen angefallen und ausgeraubt wurden, wirft sich der große Geheimbund der Gauner und Schwindler auch auf das neueste Verkehrsmittel unserer Tage, auf den Telegraphen. Die großen, auf Ausbeutungen der Börsen berechneten, Betrügereien mit gefälschten Coursdepeschen, die in Berlin, Frankfurt, Brüssel und Wien versucht worden und theilweise auch gelungen sind, deuten auf eine cooperirende Schwindler-Verbindung an den Hauptbörsenplätzen. Ein ähnlicher Fall — der auch Privatleuten zur Warnung dienen möge — wird von den „Hamb. Nachr." aus Hamburg also mitgetheilt: Mittelst des Telegraphen hat ein Hiesiger, welcher indeß noch nicht näher bekannt ist, neulich ein Hamburger Haus um 750 Mark Crt. beschwindelt, was also zur Vorsicht mahnt. Unter dem Namen eines bekannten Butterhändlers in Angeln ging von Schleswig aus die telegraphische Anweisung an das Hamburger Haus, einem aus Amerika Heimgekehrten obige Summe auszuzahlen, was auch geschehen ist, indem der Aussteller früher mehrmals Geld auf diese Art bezogen hatte. Jetzt hat sich die ganze Geschichte als Mystification herausgestellt, indem der Heimgekehrte selbst telegraphirt hat und darauf sofort mit dem Zuge nach Hamburg abgegangen ist, um das Geld in Empfang zu nehmen.

(Großartige Erfolge einer Arbeiter-Association.) Den „Arbeiterverein in Rochdale", oder, wie er sich heute noch

nennt, „The Society of Equitable Pioneers“, kennt Jeder, der sich für volkswirthschaftliche Fragen nur einigermaßen interessirt. Es ist ein Verein, der im Jahre 1844 von 28 Arbeitern gegründet wurde, um sich die Anschaffung ihrer Kleider und Lebensmittel durch Einkäufe en gros zu erleichtern — ein Verein, der mit einer Capitalanlage von 28 Pfund Sterling begann und, wie bemerkt, ursprünglich nur 28 Theilnehmer zählte, der jedoch gegenwärtig gegen 7000 Mitglieder zählt, über ein Betriebscapital von 800,000 Thalern verfügt, seit vielen Jahren anständige Profite abwirft, an vielen Orten Englands Nachahmer gefunden hat, und wohl verdient, auch in anderen Ländern nicht bloß studirt, sondern praktisch nachgebildet zu werden. Jetzt hat er sich einen Bau in Rochdale aufgeführt, der über 10,000 Pfund Sterling kostet, ausschließlich den Vereinszwecken dienen und im Laufe des nächsten Monats feierlich eröffnet werden soll. Es ist ein imposantes, vier Stock hohes Gebäude, mit gothischen Frontverzierungen und zweckentsprechenden Räumen. Den Flur nehmen drei Magazine ein, das eine für Colonialwaaren (sogenannten Gewürzkram), das zweite für Kleidungsstücke verschiedener Gattung, das dritte, kleinere, ausschließlich für Schuhwerk. In den Kellerräumen befinden sich ebenfalls Werkstätten für Schuhmacher und Lagervorräthe, in den oberen drei Stockwerken wieder Ladenräume, aber daneben auch eine Bibliothek, ein Zeitungssaal nebst Räumen für das Verwaltungspersonal, und im allerobersten ein Saal für öffentliche Besprechungen, der für 1500 Personen Sitzplätze enthält und in dem, außer Meetings, auch Vorlesungen und gesellige Vergnügungen stattfinden werden. Besonders gerühmt wird an diesem von einem Dilettanten entworfenen und ausgeführten Gebäude die Anordnung der Fenster, welche möglichst viel Licht einlassen, ohne daß dadurch der Solidität der Wände Eintrag geschehe, dann die vortreffliche Lüftung und die Vorrichtung zum Heizen. Die Baukosten wurden aus der Vereinscasse bestritten, und daß sie mit Zinsen hereingebracht werden, dafür bürgt die musterhafte Verwaltung, die sich aufs Rechnen wie keine andere versteht. In London selbst, wo die Theuerung der Lebensmittel wie in allen größeren Städten reißend zunimmt, beabsichtigen junge Leute vom Handelsstand einen Actienverein und durch diesen billige Speisehäuser zu gründen, wo für einen Schilling (36 kr.) ein nahrhaftes Mittagsessen verabreicht werden soll. Sie haben, à 15 Pfd. Sterling per Actie, bereits ein Capital von 25,000 Pfd. Sterling beisammen.

(Schneemassen.) Durch die in den letzten Tagen der vorigen Woche abermals eingetretenen Schneefälle haben die Schneemassen in den waldigen Gebirgsgegenden des Budweiser Kreises eine solche Höhe erreicht, wie selbe schon seit Jahren daselbst nicht vorgekommen ist. Einzelne Dorfschaften, berichtet das „Budweiser Kreisblatt“, sind nicht mehr im Stande, die Communication mit einander aufrecht zu erhalten, da nicht nur alle Wege klafterhoch mit Schnee bedeckt sind, sondern auch die Fußsteige selbst von den mit ihnen wohlvertrauten Fußgehern nicht ohne Lebensgefahr betreten werden können; manche Einschichten sogar sind bis an das Dach hinauf verschneit, so daß die Einwohner derselben nur mit der äußersten Anstrengung sich etwas freie Bahn um die eine Hausseite herum zu verschaffen im Stande sind. Reisende, die aus Prag in den letzten Tagen in Budweis anlangten, berichten von förmlichen Schneebergen, die von der Straße zwischen Wotitz und Sudomerschitz, besonders bei Milcin, haufenweise aufgethürmt stehen. Nächst dem letzteren Orte stehen Fuhrleute in der Mitte der Straße gänzlich verweht, ohne eine Möglichkeit, vom Platze zu kommen; andere Wagen liegen ganz umgeworfen und ihre Ladung im Schnee begraben. Die Postwagen können nur bis Sudomerschitz und Wotitz verkehren; auf der dazwischen gelegenen Strecke muß Post wie Passagiere auf offenen kleinen Schlitten, die nur quer über alle Felder im Schritte fahren können, und neben welchen außerdem je an den Seiten zwei bis drei Männer mitgehen müssen, um vor dem Umwerfen zu schützen, befördert werden.

Frankfurt, 8. Januar.

Nachdem in einer größeren Versammlung von Taunusfreunden zu Frankfurt am 2. Januar die Bildung eines Taunusclubs in Vorberathung genommen worden war, fand die förmliche Constituirung dieses bereits gegen 100 Mitglieder zählenden Clubs am ersten Sonntage dieses Jahres (5. Jan.) auf dem Feldberghause selbst statt. Es hatten sich zu diesem Akte ungewöhnlich viele Theilnehmer eingefunden; das Wetter war für einen Gang in's Gebirg recht erträglich zu nennen, Gasthalter Ungeheuer auf den winterlichen, an diesem Tage ohnehin üblichen Besuch vorbereitet. Nach §. 1 der nunmehr angenommenen Statuten ist der Club eine Vereinigung von Taunusfreunden im engeren Sinne und von Freunden ländlicher Ausflügen und Wanderungen überhaupt in weiterem Sinne. Er bezweckt die Förderung gemeinsamer Excursionen (unter andern durch Bekanntmachung angeordneter Ausflüge ꝛc.), die Anlage einer Sammlung topographischer und literarischer Hülfsmittel hierfür; und insbesondere für den Besuch des Taunus die Erschließung neuer oder bisher wenig beachteter anziehender Ausflugspunkte, Anlage von Wegweisern ꝛc. und — sofern sich Mittel und Kräfte dazu finden — wohl auch die Förderung wissenschaftlicher Unternehmungen. Der Jahresbeitrag ist auf einen Gulden festgesetzt; außerhalb Frankfurts wohnenden sympathisirenden Freunden ist der Beitritt offen gehalten. In den Vorstand sind gewählt die Herren August Ravenstein als Vorsitzender, Joh. Streng als Schriftführer und A. Mahlau als Cassirer, bei welchen weitere Anmeldungen zum Beitritt entgegengenommen werden. So hat denn ein Gedanke mit kaum erwartetem Erfolge und in kurzer Zeit äußere Form und Gestalt genommen, welcher längst schon unter den durch gemeinsame Neigung mehr oder weniger lose verbundenen Gebirgsfreunden lebendig war. Kein Zweifel, daß die auf so gute Grundlage ausgestreute Saat, wenn erst wieder schönere Frühlings- und Sommertage zum Naturgenuß einladen, fröhlich aufgehen werde.

Kunst-Notizen.

Ein neues Werk von W. A. Mozart. Dieses besteht in einer Bravour-Arie, welche der berühmte Tonsetzer am 4. März 1788 für seine Schwägerin, Madame Lange, geb. Aloysia Weber, componirte, und worüber Näheres in dessen handschriftlichem Verzeichniß, in Köchel's großem Catalog und in O. Jahn's Mozart nachzusehen von Interesse sein wird. Das Autograph dieser Reliquie befindet sich im Besitz von Julius André und soll in nächster Zeit als Partitur und Klavierauszug veröffentlicht werden. Die Gründe, warum dieß nicht längst geschehen, sind zu mannichfach, um hier auseinandergesetzt werden zu können. Vorläufig wird es genügen, anzuführen, daß diese Arie für hohen Sopran, im Umfang vom eingestrichenen bis zum dreigestrichenen d, mit Begleitung von Streichquartett, 2 Oboen, 2 Fagotten und zwei Hörnern gesetzt ist und in die beste Zeit des unvergleichlichen Meisters gehört.

Paris, 3. Januar. Adeline Patti läßt heute durch die „Gazette des Etrangers“ wiederholt erklären, daß das Gerücht von ihrer bevorstehenden Heirath ganz unbegründet ist.

Museums-Gesellschaft.

Freitag, den 10. Januar 1868, Abends 7 Uhr.

Fünfter wissenschaftlicher Vortrag

im kleinen Saale des Saalbaues.

Herr Professor Lazarus aus Berlin:

„Ueber menschliche Lebensdauer.“

Einzelkarten für die Gallerie zu einem Gulden sind am Tage des Vortrages bei dem Hausmeister des Saalbaues zu haben.

Der Eingang zum Saal ist über die große Treppe, der Eingang zur Gallerie im nördlichen Bau.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

// Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 10. Freitag, den 10. Januar 1868.

Aus den Tagen des Rheinbundes.

Novelle von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Anna, aufgeregt von Allem, was dieser ereignißreiche Tag ihr gebracht hatte, konnte in dieser Nacht lange den Schlaf nicht finden; Bilder der Zukunft und der Vergangenheit, der Schmerz um das Vaterland, der Zweifel an dem geliebten Mann, und ein Gefühl, das man Mitleid mit sich selbst nennen könnte, zogen durch ihre Brust, als sie, am Fenster stehend, hinaus sah in die helle Mondnacht. Sie mußte es sich gestehen, die Freundin, an der einst ihr ganzes Herz in schwärmerischer Verehrung hing, war ihr ferner getreten, sie hatte in dem letzten Jahr weniger als sonst das Bedürfniß gefühlt, brieflich mit ihr zu verkehren, weil sie von dem, was ihre ganze Seele erfüllte, ihr nichts mittheilen konnte und wollte, da sie sich nicht verhehlte, daß Frau von Mühlen diese Liebe mißbilligen würde.

Anna liebte Froberg, den glänzenden, liebenswürdigen Cavalier, gegen ihren eigenen Willen, gegen ihre bessere Einsicht. Sie machte sich keine Illusionen über seinen Charakter, sie erkannte seinen Leichtsinn, seine Genußsucht, seine Unbeständigkeit; aber wie jedes edle Weib, das wahrhaft liebt, glaubte sie im Stande zu sein, den Geliebten zu sich empor zu ziehen, ihm aus der Fülle ihrer Liebe die Eigenschaften geben zu können, die sie an ihm vermißte. Einen Augenblick schien ihr dies wirklich zu gelingen: Froberg ward ernster und gehaltener in seinem Wesen, er schien weniger Werth auf Aeußerlichkeiten zu legen, und während er Anna's Gesellschaft auffallend suchte, sprach er gern und eingehend mit ihr über alle die großen und ernsten Fragen, die die Sphynx des Lebens jedem Sterblichen vorlegt, und die sich zu beantworten so Wenige nur versuchen. Da kam plötzlich die Comtesse an den Hof, und die neue, reizende Erscheinung blieb nicht ohne Eindruck auf sein Herz. Er entfernte sich etwas von Anna, wurde ungleich in seinem Benehmen gegen sie, und ihr treues Herz litt unsäglich unter diesem Wechsel seiner Stimmungen. Die Fürstin, der man in Paris zu verstehen gegeben, daß man die Comtesse bald verheirathet zu sehen wünschte, that Alles, um eine Verlobung zwischen ihr und dem Adjutanten zu Stande zu bringen. Aber sei es, daß er Anna dennoch wahrhaft liebte, oder daß die Gerüchte über die Vergangenheit der Comtesse, die er in Paris gehört, ihn abhielten, genug, er ließ sich zu keiner Erklärung gegen dieselbe hinreißen. So standen die Dinge, als Froberg vor drei Monaten den Fürsten nach Paris begleitete, und Anna, deren Herz bei dem unerwarteten Wiedersehen des Geliebten, das der heutige Tag ihr gebracht, aufgejubelt hatte und dann so bitter gekränkt worden war durch die Kälte, mit der er ihr entgegen getreten, grübelte jetzt in der Einsamkeit ihres Zimmers darüber nach, ob diese Kälte ihren Grund in einer eifersüchtigen Regung gegen Wahrnim gehabt, oder ob sie in ihr den Beweis sehen müsse, daß er endlich zwischen ihr und der Comtesse gewählt habe. Sie liebte ihn so sehr, daß sie, wäre die Hofdame eine seiner würdige Wahl gewesen, hätte sie sein wahres Lebensglück durch die Verbindung mit dem schönen, reichen Mädchen begründet gesehen, den eifersüchtigen Schmerz in der eigenen Brust hätte besiegen und sich selbst vergessen können in dem Glück des Geliebten. Aber daß die Nebenbuhlerin an weiblicher Würde und Reinheit so tief unter ihr stand, daß der Geliebte durch diese unwürdige Wahl in ihren eigenen Augen so tief sank, daß sie sich sagen mußte, er sei unwerth der jahrelangen treuen Liebe, die sie ihm geweiht, das war der bitterste Stachel in ihrem Schmerz. — —

Thräne auf Thräne rannen über ihre blassen Wangen. Wohin sie blicken mochte, für sie blieb Alles dunkel. Einsam und unglücklich im elterlichen Hause, getrennt von der Freundin, bei der allein sie Sympathie und Verständniß gefunden, irre geworden und verzweifelnd an dem Mann, den sie liebte, lag die Zukunft in trostloser Oede und Hoffnungslosigkeit vor ihr, und sie hatte noch nicht gelernt, den Blick aufwärts von der Erde zu wenden, den ewigen Sternen zu, ihr stolzes Haupt vermochte noch nicht, sich in Demuth und Vertrauen zu beugen vor der höheren Macht, die unser aller Schicksal lenkt. — —

Spät erst fand sie einen unruhigen Schlummer, von schweren Träumen gequält. Sie träumte: der Fluß, der an dem Garten ihres elterlichen Hauses vorüberfloß, schwoll immer höher und höher und seine gelben, schäumenden Wellen netzten schon ihre Füße. Sie wollte fliehen, aber sie konnte sich nicht bewegen, und die immer wilder brausenden Wellen rissen sie fort in ihren Strudel. Hülfeflehend streckte sie die Hände nach Denen aus, die sie am sicheren Ufer stehen sah, aber ihre Mutter lachte und wandte sich ab, ihr Vater schüttelte traurig den Kopf, und der Kammerherr rief ihr zu, es sei dumm, in's Wasser zu fallen, wenn man nicht schwimmen könne. Sie sah jetzt nur noch Froberg am Ufer stehen, und streckte ihm hülfeflehend die Hände entgegen; er schien sich ihr nach in die Fluthen stürzen zu wollen, aber plötzlich wandte auch er sich ab und verschwand. Sie fühlte, wie sie tiefer und tiefer sank, — da faßte sie plötzlich eine starke Hand und riß sie nach oben, und als sie aufschaute, blickte sie in Wahrnim's ernstes Gesicht. Sie wollte ihm danken, aber da schmetterten Fanfaren, — und sie erwachte. — —

Die Fanfaren ihres Traumes waren das Posthorn, welches der Postillon der Extrapost blies, mit der Wahrnim abreiste. Sie hörte noch mit wachem Ohr die letzten Klänge und das Rollen des Wagens, froh, daß sie aus dem ängstlichen Traume erwacht war.

Sie kleidete sich rasch an und ging hinunter, wo sie die Mut-

ter allein bei dem Frühstück fand, da der Hofmarschall schon in's Schloß gegangen war.

Frau von Waldheim war ungewöhnlich freundlich gegen die Tochter. Sie sprach sehr anerkennend von Wahrnim und dem günstigen Eindruck, den er auf Alle gemacht, und fragte endlich, ob er verheirathet sei.

Anna sah sie erstaunt an, es war ihr noch gar nicht eingefallen, darüber nachzudenken.

„Ich weiß es nicht“, sagte sie einfach.

„Du weißt es nicht?“ lächelte die Mutter. „Hat Dir Frau von Mühlen nichts Näheres von ihrem Protégé geschrieben? — Wann dürfen wir ihn wieder erwarten?“

„Warum sollte er denn wiederkommen?“ fragte Anna immer erstaunter.

Frau von Waldheim lächelte noch bedeutungsvoller und sagte: „Nun, liebes Kind, ich will mich nicht in Dein Vertrauen drängen, — Deine Eltern werden Deinem Glücke nicht entgegen sein.“

Wie Schuppen fiel es jetzt von Anna's Augen: Frau von Waldheim hatte in Wahrnim einen von Frau von Mühlen gesandten Bewerber um Anna's Hand gesehen und ihn deßhalb, weil es ihr größter Wunsch war, die Tochter aus dem Hause zu entfernen, so freundlich empfangen.

Ein bitteres Zucken flog über Anna's Lippen, als sie ruhig erwiderte:

„Sie irren, liebe Mama, wenn Sie Graf Wahrnim's Besuch Absichten, die mich treffen, unterschieben. Er kam nur, um mir einen Brief meiner Freundin zu bringen und in dem Wunsch, ihm, als einem Verwandten derselben, eine Freundlichkeit zu erweisen, lud ich ihn ein, bei uns zu wohnen. Das ist Alles!“

Frau von Waldheims Stirn bewölkte sich, sie wußte, daß Anna nie eine Unwahrheit sagte und ihre Worte zerstörten ihr einen Lieblingsplan.

(Fortsetzung folgt.)

Der im Berliner Museum begangene Frevel.

Alfred Woltmann schreibt im Feuilleton der „Nat.-Z.“:

Unlängst brachte die „Vossische Zeitung“ die nur zu wohl begründete Klage eines Sachkundigen über „eine unsühnbare That“, die in der Gemäldegallerie des königlichen Museums begangen worden ist. Die Entrüstung über diese That ist in den Kreisen der Künstler und Kunstfreunde Berlins allgemein, sie hat sich sogar dem größeren Publikum mitgetheilt und täglich kann man zahlreiche Besucher des Museums vor jenem Bilde stehen sehen, welches noch vor wenigen Monaten ein Meisterstück der Malerei, jetzt mißhandelt, geschunden, zu Grunde gerichtet, dahängt. Wir müssen dem Schmerz und der Empörung darüber auch an dieser Stelle Ausdruck geben.

Wollte man sechs bis acht der schönsten Gemälde unserer Gallerie namhaft machen, so war bis vor wenigen Monaten Andrea del Sarto's thronende Madonna, von Heiligen umgeben, darunter. Sie ist ein um so größerer Schatz, als unser Museum, unersetzlich für Diejenigen, welche die Geschichte der Malerei in den mannigfachsten Schulen und Epochen, namentlich den älteren, studiren wollen, dennoch blos eine beschränkte Anzahl jener Werke ersten Ranges aus den höchsten Blüthezeiten der Kunst besitzt, welche den Beschauer auf den ersten Blick ergreifen, auch dem Laien höchsten künstlerischen Genuß bereiten. Den großen Florentiner des sechszehnten Jahrhunderts konnte man kaum besser kennen lernen, wie hier; seine hochgepriesenen Gemälde in Dresden, im Louvre konnten sich mit diesem Bilde nicht messen. Auch in alter Zeit war es berühmt, schon der zeitgenössische Biograph Vasari beschreibt das Werk, das mit der Jahreszahl 1528 bezeichnet ist und auf Bestellung von Giuliano Scala für ein in Sarzana gegründetes Dominikanerkloster gemalt ward. Von dort kam es nach Genua in den Palast der Familie Mari, und von hier nach Paris, wo es auf der Versteigerung des Herrn Lapierière für 45,000 Francs von dem bekannten Kunstsammler Jacques Laffitte erworben wurde. Als dessen Sammlung zum Verkauf kam, brachte es im Jahre 1836 das Berliner Museum an sich. Nach den jetzigen Preisverhältnissen könnte ein solches Gemälde auf den Pariser Auctionen leicht das Drei- und Vierfache obiger Summe erreichen, das heißt in dem Zustande, in welchem es sich bis zum letzten Sommer befand. Jetzt würde es, durchweg verputzt und jämmerlich besudelt, fast zur Werthlosigkeit herabsinken. Faßt man die Sache rein materiell auf, so ist ein ansehnliches Capital vernichtet. Aber mit diesem ist zugleich eine der herrlichsten Schöpfungen, die je ein Künstlergenius ins Leben rief, zerstört. Und dabei war auch nicht die leiseste Veranlassung da, eine so „gründliche“ Restauration mit dem Bilde vorzunehmen. Zu demjenigen, was das Bild so unschätzbar macht, gehört namentlich auch seine vortreffliche Erhaltung. Alle Farbenschönheit, welche der größte Colorist der Florentiner Schule zu erreichen fähig war, stand hier lebendig vor unseren Augen, und die Patina, jener schöne, mildernde Ueberzug, welchen das Alter gewährt, ließ sie noch harmonischer erscheinen. Fein im Vortrag, weich in der Modellirung, war das Gemälde zugleich von einer wunderbaren Kraft und Gluth des Tones. Nur an wenigen Stellen ließen sich einige ältere Retouchen wahrnehmen, aber sie waren unwesentlich, und so mußte man die Vorsicht kundiger Männer ehren, welche sie lieber bestehen ließen, anstatt das Bild dem bedenklichen gefährlichen Verfahren des Putzens zu unterwerfen. So stand das Gemälde 31 Jahre lang als ein Stolz unserer Sammlung da.

Jetzt ist man an maßgebender Stelle dreister geworden. Es war in der That eine Kleinigkeit an dem Bilde zu thun. Einige ganz neue Retouchen, wahrscheinlich kürzlich beim Niederlegen aufgestandener Farbentheilchen angebracht, waren in der Hitze flüssig geworden, was nur von schlechtem Material herrühren konnte. Diese hätten entfernt und ersetzt werden müssen; das hatte aber mit dem Bilde selbst nichts zu thun, welches man belassen konnte, wie es war. Statt dessen ist die ganze Tafel einer vollständigen Restauration unterworfen worden. Die paar älteren Retouchen wurden weggeputzt, aber mit ihnen auch alle Lasuren des Bildes selbst; es wurde ihm, so zu sagen, die Haut abgezogen und sodann ward es in eine neue Haut gesteckt, für die nicht mehr Andrea del Sarto verantwortlich ist, sondern lediglich das Atelier und die Generaldirection der königlichen Museen. Jeder, der sehen kann, empfindet einen schneidenden Schmerz, wenn er jetzt das Bild erblickt. Nichts mehr als die Composition ist von ihm übrig. Eine schreiende Buntheit ist an die Stelle der goldigen Harmonie getreten, widerwärtige, violette Töne sind hineingebracht, der Hintergrund ist kaltgrau geworden und fällt aus dem Bilde heraus. Und nicht nur die coloristische Haltung, auch die Modellirung ist bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Selbst der herrliche Ausdruck der Köpfe ist vernichtet, wenig mehr ist von der ernsten Würde der männlichen Charaktere, von der glühenden Ekstase der Frauenköpfe vorhanden, die schönen Gesichter der Madonna und der heiligen Katharina sind in Fratzen verkehrt.

Man dürfte eine solche Ruine kaum noch in den öffentlichen Gallerieräumen hängen lassen, wenn man das Andenken des Meisters ehren wollte. Nur vollständiger Mangel an Sachkenntniß bei Denen, welche jene Restauration anordneten, wie bei Denjenigen,

welche sie ausführten, erklärt diese Versündigung gegen die Kunst wie gegen die ganze gebildete Welt.

Was hier frevelntlich verübt worden ist, läßt sich nicht wieder gut machen. Aber dieser empörende Vorfall muß wenigstens zur Folge haben, daß Maßregeln ergriffen werden, die Aehnliches für die Zukunft verhüten. Nie dürfte die Hand, welche das gethan, je wieder ein Bild im Museum berühren, aber vor Allem, nie dürfte mehr der Generaldirection, welche das anordnete und geschehen ließ, die Entscheidung über Restaurations-Angelegenheiten überlassen bleiben.

Hier ist Gefahr im Verzug, jede Stunde kann Schätze ersten Ranges vernichten, und in der That fährt das Atelier des Museums in dieser Praxis munter fort. Kürzlich ist auch ein schönes Bild von Rembrand, der Raub der Proserpina, durch ungeschicktes Putzen und Uebermalen schwer entstellt worden.

Moritz Hauptmann †.

Ferdinand Hiller widmet dem Dahingeschiedenen folgenden Nachruf in der „Köln. Zeitung":

Moritz Hauptmann ist nun auch dahingegangen und mit ihm einer jener seltenen Vertreter der ächten Würde eines hohen Künstlerthums. In seinem 76. Lebensjahr ist er den 3. d. M. unerwartet, aber sanft verschieden.

Wenn ich dem trefflichen Manne hier einige Zeilen widme, so sind dieselben nur der liebevollen Erinnerung an ihn geweiht. Einer eingehenden Beleuchtung seiner Leistungen bin ich theilweise gar nicht gewachsen und sie liegt wohl in solchem Augenblicke Jedem fern. Nur einige biographische Daten seien mir zu geben erlaubt, zur Orientirung Derjenigen, in deren Gesichtskreise der Verewigte nicht gestanden.

In Dresden im Jahre 1792 geboren, von seinem Vater, der Baumeister war, ursprünglich zum Architecten bestimmt, behielt die Neigung zu Musik die Oberhand. Kurze Zeit Schüler Spohr's, wußte ihn dieser, nach einer Zwischenzeit, welche Hauptmann hauptsächlich in Rußland verlebte, für Kassel zu gewinnen. Dort blieb er während zwanzig Jahren Mitglied der Hofcapelle, gelangte aber als Componist und Theoretiker zu einem so bedeutenden Namen, daß er im Jahre 1842 als Cantor an die Thomasschule berufen wurde. Das bald hierauf durch Mendelssohn gegründete Conservatorium gewann ihn als Lehrer für die höheren Fächer der musikalischen Composition und in ihm einen der Hauptträger seines Rufes und Einflusses. Im vergangenen Jahre war es ihm vergönnt, die Feier seiner fünfundzwanzigjährigen Wirksamkeit in Leipzig zu erleben. Seine Gesundheit hatte schon abgenommen und er schrieb mir bei jener Gelegenheit: „Solche Jubiläen müßte man eigentlich in früheren Jahren, anticipirend, feiern dürfen; später zehrt es doch unnütz an der Lebenskraft!" Wir dürfen wohl hoffen, daß trotz dieses Ausspruches die unzähligen Beweise ehrender Sympathie, welche ihm bei dieser Gelegenheit zu Theil wurden, mehr erhebend als schwächend auf ihn gewirkt haben werden.

Seit Joh. Sebastian Bach der Stelle eines Cantors an der Thomasschule eine unsterbliche Weihe gegeben, war Hauptmann gewiß, Alles in Allem genommen, der bedeutendste seiner Nachfolger. Wohl hatten während eines Jahrhunderts tüchtige Componisten, ehrenwerthe Männer jenen erlauchten Posten inne gehabt, aber eine Persönlichkeit von so umfassender Bildung, von so geistiger Reife, von so geläutertem Geschmacke, von solcher Schärfe und Klarheit des Urtheils hat sich schwerlich unter ihnen gefunden. Nicht allein mit den Meisterwerken unserer Kunst war Hauptmann, wie es sich von selbst versteht, aufs innigste vertraut, nicht minder war er zu Hause in den Schöpfungen der Poesie und der plastischen Künste. Und so tiefe Studien hatte er in der deutschen Philosophie gemacht, daß er in seinem berühmten Werke „Die Natur der Harmonik und der Metrik" eine Vermählung derselben mit den Gesetzen der Tonwissenschaft anstreben durfte. Seine nicht allzu zahlreichen, aber aufs liebevollste vollendeten Instrumental- und Vocal-Compositionen kennt und liebt die ganze deutsche musikalische Welt.

Nun aber die Persönlichkeit, das Sein und Wesen des Mannes! Der Thomasplatz erinnert nicht an Athen und keine korinthischen Säulen zieren den Eingang zur einstigen Wohnung Sebastian Bach's — aber wenn man in dem von Büchern und Musikalien vollgepfropften Studirzimmer Hauptmann's neben ihm gesessen und eine Stunde mit ihm verplaudert hatte, so ging man mit dem Eindruck von dannen, das moralische Bild eines griechischen Weltweisen in sich aufgenommen zu haben. Diese ruhige Heiterkeit, dieser lächelnde Ernst der Auffassung, diese milde Gerechtigkeit des Urtheils, welche aber keineswegs des attischen Salzes ermangelte! Und wie freundlich nahm er Theil an dem Wirken eines Jeden, dem es Ernst um die Sache war — ermunternd, belehrend, begütigend, beschwichtigend!

Sein eigenes Thun ohne alle Affectation in den Hintergrund drängend, von seinen Productionen nur das gleichsam Abgerungenste sagend, mit der bescheidensten Einfachheit sich bewegend, konnte er doch nicht verhindern, daß man stets als zu einem Höheren zu ihm hinaufblickte. Oft schweigsam, aber nie Unbedeutendes sprechend, einfach und schlicht und dabei würdevoll, ruhig und doch stets geistig bewegt! Man findet, seiner gedenkend, des Lobes kein Ende.

Viele der besten mehrerer Generationen deutscher, englischer, scandinavischer Componisten nennen ihn mit Stolz ihren Lehrer. Unbedeutendere mochten seiner Schärfe und Tiefe vielleicht nicht immer gewachsen sein. Was hätte ein solcher Mann als Kritiker leisten können! Man darf zweifeln, ob irgend ein Lebender eine Idee davon gibt. Denn zu dem Wissen und Erfassen, welches er in vollendeter Form zum Ausdruck zu bringen vermochte, kam eine gänzliche Vorurtheilslosigkeit. Aber er war zu friedlichen Gemüthes und seine Anschauungen strebten zu sehr ins Ganze und Allgemeine. In den Briefen an seine Freunde hat er aber Schätze künstlerischer Weisheit ausgestreut. Hoffen wir, daß nicht Alles dem großen Kreise verloren sein werde, welcher sich damit geistig bereichern könnte.

Darf ich auch von dem edlen Familienleben des herrlichen Mannes sprechen, ohne seiner ausgezeichneten, ihn beweinenden Gattin zu nahe zu treten? Meisterin im Singen und im Zeichnen, war sie ihm nicht allein die treueste Gefährtin, sondern auch zu gleicher Zeit Repräsentantin der beiden Künste, die er vor Allem liebte.

Die trauernden Hinterlassenen mögen diese geringen Zeilen als einen einfachen Kranz ansehen, den wir von hier aus dem Verewigten in Wirklichkeit auf den Sarg zu legen nicht im Stande sind. Nach Kränzen des Ruhmes hat er nie gehascht — um so reichlicher werden die der Liebe und Verehrung sein Grab bedecken.

Mannichfaltigkeiten.

(Eine Scene beim „Sträußl" in Wien.) Die „Presse" berichtet aus Wien: Am Abende des Neujahrstages ereignete sich, wie von einem Augenzeugen berichtet wird, im Sträußlsaale, im Gebäude des Theaters in der Josephstadt, der Aufsehen erregende Fall, daß ein junger, kaum achtzehnjähriger Mann aus den besseren Ständen sich in Gegenwart der zahlreich anwesenden Gäste sein Taschenmesser bis zum Hefte in die Brust stieß. Ehe die ver-

blüfften Zuschauer Zeit gewannen, sich von ihrem Schrecken zu erholen, ergriff der Unglückliche mit unbegreiflicher Kaltblütigkeit ein Glas Wein, leerte es, ohne zu zucken oder einen Laut von sich zu geben, bis auf den Grund, zog das Messer aus der klaffenden Wunde, reinigte es mit einer Serviette and stürzte dann erst bestimmungslos zu Boden. Todtenstille herrschte nach dieser grauenerregenden Scene in dem sonst nur von Ausbrüchen der Freude und der Lustigkeit erfüllten Saale. Nach einer Pause von einigen Secunden gewannen die Anwesenden so viel Ruhe, um dem Unglücklichen zu Hülfe zu eilen und auch der gegenwärtige Polizei-Commissär kam sofort seiner Amtspflicht nach. Ein herbeigerufener Arzt legte dem Verwundeten einen Verband an und wurde sodann dessen Transportirung in seine Wohnung veranlaßt. Ueber die Motive dieser räthselhaften That erzählt man Folgendes: Der junge Mann, ein Studirender der Rechte aus den Donaufürstenthümern, hatte seine Liebe einer jener Damen zugewendet, die ihrer eigenthümlichen Stellung halber nur bei sehr jugendlichen Köpfen eine ernste Neigung entstehen lassen. Der Herr Studiosus hatte manch hübsches Geld für seine Liebe geopfert und sie war ihm auch treu, bis sie einen Anderen fand, der wahrscheinlich überzeugender zu ihr zu sprechen verstand. Jene Scene beim „Sträußl" ereignete sich in Gegenwart der unbeständigen Dame, die den jungen Mann durch plötzliche Kälte und Ironie in Verzweiflung gesetzt hatte. Schade um das Feuer für solche Flammen!

(Zur Affaire Schuhmacher-Maubreuil.) Die letzte Nummer des „Constitutionnel" enthält, im Gegensatz zu den Angaben Schuhmachers in seinem an die Redaction des „Droit" gerichteten Schreiben, eine zweite Note über die Pension, welche angeblich Marquis Maubreuil von der kaiserlichen Civilliste beziehen soll: „Wir versichern aufs Neue — schreibt Herr Boniface — daß die Persönlichkeit, deren Namen seit einigen Tagen vor den Tribunalen genannt wird, Herr v. Maubreuil, keine Pension aus der Cassette des Kaisers erhält. Möglich, daß er aus den geheimen Fonds eine Pension bezieht oder bezogen hat; dieß entkräftet aber keineswegs das Dementi, das wir einigen Journalen ertheilt haben und das wir hier aufrecht erhalten."

(Der Theaterskandal in der Porte St. Martin zu Paris) ist noch immer Gegenstand der Unterhaltung. Auf einen Admiral, der sich in dem Saale befand, machte die Brutalität der Sicherheitsorgane und andererseits die revolutionäre Haltung des Publikums einen so tiefen Eindruck, daß er sich veranlaßt fand, dem Kaiser selbst über den Hergang zu berichten. Auch der Polizeipräfect, Herr Pietri, ist Tags darauf in den Tuilerien empfangen worden. — Ein Pariser Correspondent der „A. Z." schreibt: Der Auftritt im Theater der Porte Saint-Martin erinnerte an den Völkerfrühling von 1848; so beginnen Revolutionen. Das Publikum hätte das Theater zertrümmert, hätte die Polizei nicht ihr Opfer herausgegeben. Die Demüthigung der Polizei war ein ungeheurer Triumph. Alle Taschentücher flatterten wie Siegesfahnen aus den Logen. Der Widerstand gegen die Polizei wird populär, eine Sache des Ehrgefühls und der persönlichen Würde in allen Kreisen der Gesellschaft.

(Ein Zuckerland.) In keinem Lande wird so viel Zucker verbraucht, als in Schweden, wie denn überhaupt nirgend mehr Süßigkeiten geliebt werden, als bei den abgehärteten Kindern des Nordens. Ohne Salz kann ein Schwede Methusalems Alter erreichen, aber ohne Zucker geht er gewiß schon in den ersten Lebensjahren zu Grunde. Daher verbrauchen die $3^1/_2$ Millionen Schweden mehr Zucker, als 10 Millionen Deutsche, und ihre Zuckerfabrikanten sind sämmtlich Millionäre geworden. Alle Nahrungsmittel sind süß, bei denen Zucker sich nur irgendwie anwenden läßt. Setzt man sich irgendwo zu Tische, so fällt der erste Blick gewiß auf eine ungeheuere Schale, gefüllt mit weißem Pulver, das sich bei näherer Untersuchung als fein geriebener Zucker zeigt. Die Suppe ist so süß, daß man noch einigen Löffeln genug hat. Man greift nach dem Speisezettel. Da steht: Spinat med egg, und gleich daneben: boene med halff koett frigadall — nun, Spinat ist ein treffliches Essen, Bohnen nicht minder, und Kalbfleisch-Fricandeau ist auch nicht zu verachten. Schreckliche Täuschung! Der Spinat ist süß, die Bohnen noch süßer, das Kalbfleisch ist sogar mit Zucker gebraten, und nun folgen hinterher noch süße Reis- und Griesspeisen und süße Compots, und zuletzt die beliebten Stachelbeeren, welche mit Milch übergossen und dann mit einer Unmasse von Zucker überstreut sind.

(Das graue Haar in Ehren.) Die Newyorker Damen haben in wohlbegründeter Angst vor den schädlichen Einwirkungen der modernen Haarfärbemittel beschlossen, graues Haar zu tragen; in Folge dessen natürliches graues Haar jetzt doppelt so hoch als jedes andere bezahlt wird.

Correspondenzen.

Heidelberg, 5. Januar.

Eine in der Miethe wohnende hiesige Dame fand bei ihrer Rückkehr von einer Reise ihre ganze Wohnung ausgeleert, von all' ihrem Hausrath und sonstigen Eigenthum auch nicht die Spur mehr vorhanden. Ein Schreiner hatte die Möbel zuerst neu aufpolirt, und sie sodann mit Hülfe seines als Dieb bekannten Bruders und zweier Dienstmänner bei hellem lichtem Tage mit allem Inhalt fortgeschafft und verhandelt. Sie behaupten, von der Hauseigenthümerin dazu beauftragt gewesen zu sein. Diese dagegen, in deren Kopf es nicht ganz richtig sein soll (sie hatte sich schon einmal aufgehenkt und, als es ihr weh that, um Hülfe geschrieen und wieder abhenken lassen), erklärt, dem Schreiner geglaubt zu haben, er sei von der Miethherin mit der Aufpolirung der Möbel beauftragt, und um den weiteren Hergang habe sie sich nichts bekümmert. Doch will ihre Dienstmagd Unterröcke der bestohlenen Dame bei ihr bemerkt haben. Ungeachtet 52 Zeugen beeidigt sind, soll es doch an dem entscheidenden Zeugniß, wer eigentlich der Schuldige sei, fehlen, und ist man auf den Ausgang sehr gespannt. Das Entwendete ist größtentheils wieder beigebracht.

Frankfurt, 9. Januar.

Der „Orchester-Verein" veranstaltet demnächst ein Concert im großen Saale des Saalbaues. Das Programm enthält außer zwei Orchesterpiecen, worunter die Symphonie Nr. 6 in C von Mozart, eine schöne Auswahl von Gesangsnummern und ein Violinsolo. Mitwirkende sind Frau Lichtmay, Herr Georg Müller und Max Wolff. Es ist erfreulich zu hören, daß unser ehemaliger so sehr beliebter Tenorist, Herr Georg Müller, derzeit in Kassel, wieder einmal den Frankfurter Kunstfreunden von seiner nunmehr in schönster Blüthe stehenden Stimme eine Probe geben will. Frau Lichtmay, Primadonna des königlichen Theaters zu Wiesbaden, ist uns als eine tüchtige Sängerin, ebenso wie Herr Concertmeister Max Wolff als achtungswerther Geiger bekannt. Es steht demnach, neben den Leistungen des Vereins selbst, auch vom streng künstlerischem Standpunkte aus ein genußreicher Abend bevor.

Kunst-Notizen.

Wien. Das Wiener „Fremdenblatt" schreibt: Wie wir hören, wird das in Wiesbaden mit großem Erfolge aufgeführte Schauspiel von Bernhard Scholz: „Maske um Maske" im Wiener Hofburgtheater zur Aufführung gelangen. Das Repertoire des Burgtheaters wird dadurch gewiß eine sehr interessante Bereicherung erfahren.

Weimar. Der Tenorist Wachtel hat sein Gastspiel dahier mit dem größten Erfolge beendet und erhielt am Schlusse desselben von dem Großherzog von Weimar in Anerkennung seiner trefflichen Leistungen die große goldene Verdienstmedaille am Kronenband zu tragen.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 11. Samstag, den 11. Januar 1868.

Aus den Tagen des Rheinbundes.

Novelle von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Frau von Waldheim schwieg, und sagte erst nach einer Pause zu Anna:

„Findest Du nicht, daß Froberg der Comtesse gestern Abend sehr eifrig den Hof machte? Es scheint, daß die Fürstin diese Heirath doch noch zu Stande bringt."

Anna bückte sich tiefer auf ihre Arbeit und erwiderte nichts.

„Hörst Du nicht", fuhr die Mutter in scharfem Tone fort, „daß ich mit Dir spreche? Ich dächte, Dir dürfte es doch nicht gleichgültig sein, wenn Froberg die Aiguillon heirathet. Es gab eine Zeit, wo er Dich sehr ausgezeichnet, ja man könnte sagen, durch seine Aufmerksamkeit compromittirt hat, und es ist hart für Dich, daß er sich von Dir zu einer Anderen wendet."

Anna hob ihren Kopf in die Höhe; sie war sehr bleich geworden, aber ihre Stimme klang fest und sicher, als sie sagte:

„Herrn von Froberg steht es vollkommen frei zu wählen, wen er will. Die Aufmerksamkeiten, die er mir vielleicht erwiesen hat, verbinden ihn zu nichts, und compromittirt haben sie mich ebensowenig. Ich würde Aufmerksamkeiten, die weiter gingen, als es die gute Sitte erlaubt, weder geduldet haben, noch hat er versucht, mir solche zu erweisen. Mein Ruf, liebe Mama, ist, Gott sei Dank, ein vollkommen guter."

Es mußte in Anna's Worten ein verborgener Stachel liegen, denn Frau von Waldheim biß sich auf die Lippen und ein scharfer, böser Blick streifte die Tochter.

Der Eintritt des Kammerherrn, dem bald darauf der Abbé und Froberg folgten, schnitt der Mutter Erwiderung ab.

Der junge Offizier überließ es nach ein paar flüchtigen Begrüßungsworten den beiden älteren Herren, die Hausfrau zu unterhalten, und setzte sich an das Fenster, wo Anna an ihrem Nähtisch arbeitete.

Ihre feinen Finger flogen hastig über die Stickerei und sie erhob den Blick nicht zu dem Manne, der sie schweigend ansah, und in dessen Miene eine gewisse Befangenheit lag.

„Sind Sie mir böse?" fragte er endlich mit jenem leisen, weichen Ton seiner klangvollen Stimme, der Anna's Herz stets rascher schlagen ließ.

„Warum sollte ich Ihnen böse sein?" fragte sie, eifrig fortarbeitend.

„Weil Sie mich gar nicht ansehen", fuhr er fort. „Legen Sie die abscheuliche Arbeit weg, der Sie Ihre ganze Aufmerksamkeit schenken, und seien Sie freundlich! Ich war volle drei Monate abwesend, — ich habe mich so sehr hierher gesehnt, und Sie empfangen mich so schlecht!"

Anna'n war jede Koketterie fremd, sie legte die Arbeit hin, und ihr Auge voll auf ihn richtend, sagte sie:

„Ich habe Sie schlecht empfangen, Herr von Froberg?"

Er blickte tief in die treuen Augen, aus denen ihm noch immer ein Strahl der alten Liebe entgegenleuchtete, und sagte dann, ihr die Hand entgegenstreckend:

„Lassen Sie uns Frieden schließen, Fräulein Anna! Graf Wahrmim ist heute abgereist und ich war gestern Abend ein Esel!"

Ueber Anna's Gesicht flog ein glückseliges Lächeln, und mit siegender Gewalt zog die alte Liebe wieder in ihr Herz. Wie gern und willig war sie bereit, ihm sein gestriges Benehmen zu vergeben, seit sie wußte, daß Eifersucht der Grund davon gewesen.

„Wissen Sie schon, mein schönes Fräulein", so wandte sich der Kammerherr, der das Paar am Fenster seither scharf beobachtet hatte, jetzt zu Anna, „daß der Fürst und die Fürstin den Winter in Paris zubringen werden?"

Anna zuckte bei der unerwarteten Nachricht zusammen, und Froberg beeilte sich, ihr zuzuflüstern:

„Dazwischen liegt ein ganzer Sommer, den wir recht genießen wollen."

„Also der Neuenborner Wald ist verkauft", sagte Frau von Waldheim, auf etwas früher Gesagtes sich beziehend. „Es muß schlecht um die Finanzen stehen, wenn man diesen Wald verkauft, und die Fürstin thäte besser, hier zu bleiben, als den Fürsten wieder nach Paris zu begleiten, was stets große Kosten verursacht."

„Eben deßwegen geht sie ja mit", versetzte der Abbé.

„Wie?" fragte Frau von Waldheim.

„Nun, on mange là une forêt, elle veut en manger sa part", lachte der Abbé, „und da hat sie recht, denn verzehrt wird der Wald diesen Winter in Paris, mit oder ohne sie."

„Ja wohl, cher Abbé", sagte Midal, „aber schlimm ist es doch, daß man den Wald, der eine so gute Rente abwarf, verkaufen mußte. Es kostet viel, den neuen Fürstenhut, den Napoleon uns aufgesetzt hat, gehörig zu vergolden! Man muß doch das vergrößerte Reich würdig vertreten, den Vettern, die zu unseren Gunsten ihrer kleinen Souveränitäten beraubt wurden, mit vermehrtem Glanz imponiren, und da man keine neuen Steuern mehr auflegen kann . . ."

„Warum kann man das nicht?" unterbrach ihn Frau von Waldheim.

„Weil", lächelte Midal spöttisch, „die getreuen Unterthanen durch Einquartirung, durch Contributionen und Requisitionen des hohen Alliirten und Protectors bereits so arm geworden sind, daß nicht viel mehr bei ihnen zu finden ist, und dann — — selbst die deutsche Langmuth hat leider ihre Gränzen. Vor vierzehn Tagen wurde eine neue Recrutirung ausgeschrieben, um die Lücken unserer

beiden in Spanien kämpfenden Regimenter auszufüllen; die Bauern sind sehr erbittert, daß sie ihre letzten Söhne geben sollen, um in einem fremden Lande für eine fremde Sache zu fechten, und da fürchtet man durch das Auflegen einer neuen Steuer im jetzigen Augenblick vielleicht ärgerliche Auftritte herbeizuführen. Es ist höchst fatal, aber aller Eclat muß vermieden werden. — Das Schlimmste ist aber, daß die Canaille zu denken anfängt, daß man gezwungen ist, Rücksichten zu nehmen!"

Anna sah ihn erstaunt an; es frappirte sie, daß er, der sonst stets nur mit souveräner Verachtung von dem Volke sprach, es jetzt für nöthig hielt, Rücksicht auf die Stimmung desselben zu nehmen.

„Sollte Wahrnim Recht haben", dachte sie, „und Deutschland wirklich endlich aus seinem langen Schlaf erwachen?"

„Sehen Sie mich nicht so erstaunt und ängstlich an, Fräulein Anna", fuhr Vidal in demselben spottenden Tone fort, „das Alles hat nicht viel zu sagen. Ihr theurer deutscher Michel, von dessen großer Zukunft Sie zuweilen phantastische Träume haben, zieht die Schlafmütze noch lange nicht vom Kopf, er wacht in fünfzig Jahren noch nicht auf, und bis dahin haben wir noch lange Zeit, das Leben zu genießen und uns zu amüsiren. Dieser Sommer soll ein sehr glänzender werden, wollen Serenissimus; ein Fest soll dem anderen folgen, und wir werden uns am Hofe das Lieblingswort seiner Westphälischen Majestät: „„Morgen wieder lustik!"" zum Motto nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

P. Hyacinthe.*)

Paris, im Januar.

Nun den dritten Winter machen die Vorstellungen des révérend père Hyacinthe volle Häuser. Letzten Sonntag war in der Notredame-Kirche kein Platz zu bekommen. Nebst den hervorragendsten Persönlichkeiten der besten Gesellschaft, der Blüthe des „verdrießlichen" Faubourg und den schönsten Frauen in der Mode, nebst einer Menge von Senatoren, Staatsräthen und angesehenen Gerichtspersonen beehrten die gesuchten Vorträge mit ihrer Gegenwart: Monseigneur Darboy, Erzbischof von Paris, Monseigneur Baquet, Bischof von Parium, Monseigneur Meignan, Bischof von Chalons, und Monseigneur Place, Bischof von Marseille.

Madame Desroches in der Comedie Française blickt mit Neid auf die anhaltenden Erfolge des Predigers, und die Hallen der weltnachbildenden Musen wünschen im Stillen, daß sie so anziehend wären für die Menge, wie in diesem Augenblicke der gothische Dom am linken Seine-Ufer. Für die Anwendung theatralischer Ausdrücke und Vergleiche bei dieser Gelegenheit bin nicht etwa ich verantwortlich zu machen, sie entspringt aus der Natur der Sache, sie drängt sich auf; die unverdächtigste Unbefangenheit faßt die Sonntags-Zusammenkünfte von Notredame nicht anders denn als Theater-Vergnügungen auf.

Die Gräfin P . . ., eine der beständigsten Zuhörerinnen des berühmten Paters, stand früh Morgens auf, um zur rechten Zeit nach der Notredame-Kirche zu fahren. Sie war aufs geschmackvollste herausgeputzt und konnte sich zutrauen, viele, wenn nicht die meisten ihrer Mitbewerberinnen um den Preis der Eleganz und Schönheit zu überbieten und zu ärgern. Da der Graf, ihr Gemahl, durch Geschäfte sie zu begleiten verhindert war, fuhr sie zu einer ihrer Freundinnen, der Marquise v. L . . . ., welche ebenfalls bei den Predigten des Pater Hyacinthe nie fehlt, um sie in die Kirche abzuholen. Zu ihrem Erstaunen fand sie die Freundin in einem sehr nachlässigen Morgenanzuge, offenbar ohne einen Gedanken, das Haus zu verlassen.

„Wie, meine liebe Marquise, Sie gehen heute nicht in die Notredame-Kirche?" fragte die Eintretende. — „Nein, denn ich bin seit vorgestern in Trauer," lautete die Antwort. Der Gräfin kam es nicht einmal in den Sinn, die Grundhaltigkeit dieses Hindernisses zu bestreiten, sie ging, um sich rasch nach einer Begleiterin umzusehen.

Indem wir das Theatralische der Kirchenbesuche während der Predigten des P. Hyacinthe hervorheben, möchten wir nicht mißverstanden, das heißt nicht dahin verstanden sein, als ob wir die Begabung des Kanzelredners, den Reiz seiner Vorträge, das Anziehende seiner Auseinandersetzungen und Darstellungen in Abrede stellen wollten. Wir geben gern zu, daß, wenn der Besuch von Notredame während der Adventzeit Mode geworden ist, das Talent des Pater diesen Zulauf herbeigeführt, daß er, wie seine Vorgänger Lacordaire, Ravignan, Felix, die Menge durch den Zauber des Wortes angelockt — nur daß er sich von den drei geistlichen Rednern durch die Weltlichkeit der Gegenstände, über die er sich ausläßt, durch die Weltlichkeit der Gedanken und der Sprache unterscheidet; er ist weniger begeistert als P. Lacordaire, weniger inbrünstig fanatisch als P. Ravignan, nicht so schlicht und fromm wie P. Felix; er übertrifft alle Drei an Eleganz der Form, an Correctheit der Sprache, an Feinheit der Wendungen, an Klarheit des Verstandes. Er ist ein gewandter, einnehmender Plauderer auf der Kanzel, und wenn er einmal den frommen Beruf aufzugeben sich veranlaßt fühlen sollte, wird er ohne Zweifel in einem Tagesblatte als Chronique[u]r eine Anstellung finden. P. Hyacinthe ist ein Journalist auf der Kanzel, der es liebt, sich über die schwebenden Fragen, über die Begebenheiten des Tages auszulassen; und es geschieht nicht selten, daß der Prediger sich erst erinnern muß, wo er steht und spricht, und dann mit einem jähen Ruck das Geistliche in das Weltliche hineinzieht.

P. Hyacinthe liest viel Heiliges und Profanes und zeigt es auch; er liebt das Citat und die Anspielung, er beruft sich auf die Zeugnisse bedeutender und berühmter Werke. Er führt ebenso Mazzini und Vacherot als Montalembert und v. Tocqueville, die Encyklopädisten wie die Kirchenväter an; natürlich sucht er den Gegnern seines Glaubens Schaden zuzufügen. So beehrt er z. B. den unbezähmbaren Agitator mit dem Titel eines „falschen Propheten der italienischen Revolution". Weder Louis Veuillot noch Paulin Limayrac haben je eine glücklichere Bezeichnung des gefürchteten Aufwieglers gefunden.

P. Hyacinthe ist ein Freund von Dichtern und liebt es, Verse anzuführen, Verse von Victor Hugo, von Lamartine, von Alfred de Musset, zur Noth sogar von Legouvé. Neulich, als der Prediger „die Verschwommenheit des humanitären Gefühles" als den Gegensatz patriotischer Hingebung bekämpfte, ließ er sich also aus:

„Ich war noch sehr jung. Ich las diese schönen Verse von einem unserer größten Dichter:

> Nations! mot pompeux pour dire barbarie!
> L'amour s'arrête-t-il où s'arrêtent vos pas?
> Déchirez ces drapeaux; une autre voix vous crie:
> L'égoïsme et la haine ont seuls une patrie.
> La fraternité n'en a pas. *)

---

*) Aus der „N. fr. Presse."

*) Diese Verse sind von Lamartine und lauten in ungebundener Verdeutschung: „Nationen! Hochtrabendes Wort für Barbarei! Bleibt eure Liebe stehen, wo eure Schritte anhalten? Zerreißt diese Fahnen; eine andere Stimme schreit euch zu: Nur Selbstsucht und Haß haben ein Vaterland, die Brüderlichkeit hat keines."

Sie sind schön diese Verse; allein sie sind lügenhaft, und ihre hochherzige und schädliche Täuschung hat nur zu sehr den Geist unserer Mitbürger umstrickt. Man erniedrigt die Fahne, wenn man sie nicht zerreißt; man verlernt den wahren Patriotismus nicht, weil man zu sehr, sondern weil man schlecht das Menschenthum im Großen liebt.

Ich hätte leichtes Spiel, wenn ich Wiedervergeltung üben wollte. Ich könnte der philosophischen und revolutionären Schule sagen: Vor einigen Jahren habt ihr gegen uns die Klage geführt, gegen uns Christen und namentlich Katholiken, daß wir die Liebe zum Vaterlande nicht verstehen, daß wir sie in den Geistern entwurzeln, oder zum mindesten austrocknen!

Ihr habt uns gesagt: Ihr könnt kein irdisches Vaterland lieben, ihr, die ihr ein Vaterland im Himmel träumt! Ihr könnt einem National-Vaterlande nicht dienen, ihr, die ihr für die Universal-Kirche arbeitet! Diese Dinge sagtet ihr uns, ihr machtet uns diese ungerechten Vorwürfe, auf welche unsere ganze Geschichte geantwortet hat; und nun habt ihr die Menschheit an die Stelle der Kirche gesetzt und ihr opfert ihr vor unseren Augen die Interessen des Vaterlandes und, ohne es zu ahnen, seine Ehre!"

Nachdem er diesen Absatz gemessen und mit Ruhe begonnen, steigert der Pater seine Stimme, beschleunigt er die Rede immer mehr und mehr, bis er die letzten Worte mit einer Kraft und einem Nachdrucke herausstößt, daß die Säulen des Domes erbeben.

(Schluß folgt.)

Das Glaubensbekenntniß eines constitutionellen Staatsbürgers.

Unter den gegenwärtigen österreichischen Ministern befinden sich auch Journalisten. Berger, Hasner und Herbst haben, bevor sie in das Parlament gekommen sind, und auch später noch oft ihren politischen Anschauungen in Zeitungen Luft gemacht. Im März werden es zwanzig Jahre sein, daß in den Straßen Wiens ein Flugblatt niederwirbelte und in vielen Tausenden von Exemplaren von Hand zu Hand wanderte. Verfasser dieses Flugblattes war Dr. Berger, der gegenwärtige Minister, der unter dem Namen „August Sterne" für die „Gränzboten" manchen herrlichen Artikel geschrieben hat. Die Flugschrift enthielt die zehn Gebote eines constitutionellen Staatsbürgers, wie folgt:

1) Du sollst an die Freiheit glauben mit der ganzen Glut deines Herzens; denn die Freiheit ist die schützende Göttin des Erdenlebens, der Genius deines Schicksals. Wolle frei sein und du bist es.
2) Du sollst den Namen der Freiheit nicht mißbrauchen, du sollst dich nicht mit eitlen Formen begnügen, sondern den Geist der Freiheit in dir selbst erzeugen, damit er lebe in den großen Gestaltungen deines Vaterlandes.
3) Du sollst ewig im Gedächtnisse, ewig in heiliger Erinnerung behalten den Tag, an dem die Freiheit errungen und besiegelt wurde mit edlem Blute; du sollst der Helden gedenken, die im Kampfe gefallen, auf daß, wenn deine Freiheit einst wieder bedroht wäre, du gleich ihnen mit hoher Begeisterung dein Leben opferst auf dem Altare des Vaterlandes.
4) Du sollst die Kraft der Jugend und die Weisheit deiner Männer ehren, auf daß die Weisheit wirke und die Kraft vollführe; die Weisheit ist die Seele, die Kraft der starke, kampfgewachsene Leib des Vaterlandes; auf seinen Jünglingen und seinen Männern beruht sein Gedeihen.
5) Du sollst dich nicht als feiles Werkzeug gebrauchen lassen, die Freiheit deines Vaterlandes zu tödten; wache über dich, wenn das Glück das Steuer des Staates in deine schwachen Hände spielt.
6) Du sollst es nicht mit dieser und jener Partei halten; was du bist, sei ganz und scheue das Urtheil nicht, wenn du es redlich mit der Sache der Freiheit meinst. Dein Irrthum wird dir vergeben werden, aber nicht deine Ehrlosigkeit.
7) Suche dem Volke nicht das Geringste seiner Errungenschaften zu entziehen; wäre das Netz deiner Täuschungen noch so fein geschlungen, du selbst bist es, der sich zuletzt in seinem eigenen Netze fängt.
8) Laß dich nicht bethören durch die Ränke feiner diplomatischer Staatsklugheit. Die Sprache wahrhaft freier Völker ist einfach, offen und klar, sie ist der Herold des ewigen Friedens.
9) Du sollst die schlichte einfache Sitte verbreiten unter dem Volke, damit es nicht mit der Genußsucht der Sclaverei verfalle.
10) Du sollst die Thätigkeit des Volkes und die Bedürfnisse des Vaterlandes vernünftig regeln, damit Jeder sein Eigen habe, damit Niemand neide und begehre seines Nächsten Gut, sondern sich freue an dem, was er selbst errungen; damit Jeder habe, wohin er sein Haupt hinlege. Besser, es schlafen Alle auf weichem Moose, als daß Jener sein wüstes Haupt in sammtenen Kissen wühle, Dieser auf dem harten Steine der Straße sein Lager aufschlage.

Die Grazer „Tagespost", welcher wir Vorstehendes entnehmen, fügt hinzu: Dem ganzen neuen Ministerium rufen wir das fünfte Gebot zu: Wache über dich, wenn das Glück das Steuer des Staates in deine Hände spielt!

Mannichfaltigkeiten.

(Ein neues Brüderpaar.) Die „Weserzeitung" berichtet aus Bremen vom 5. Januar: Ein eigenthümlicher Vorfall, der sich hier zugetragen hat, machte in den letzten Tagen viel von sich reden. Man sollte sich in die Zeit zurückversetzt glauben, wo nicht selten Knaben, die sich in die Lectüre von Schiller's „Räuber" oder von „Rinaldo Rinaldini, der große Räuberhauptmann" vertieft hatten, in toller Exaltation den Versuch machten, auch einmal Räuber zu werden. Ein hiesiger Pfandverleiher, früher Goldschmied, B., hat zwei Söhne, der eine ist 13, der andere 15 Jahre alt. Jener geht noch in die Schule, während Letzterer bereits als Bursche in einer hiesigen chemischen Fabrik eine Beschäftigung gefunden hatte. Am Donnerstag waren beide Knaben auf dem Eise des Stadtgrabens und amüsirten sich mit Schlittschuhlaufen. Dabei führte Jeder einen Revolver bei sich, mit welchem sie in der Luft herumfuchtelten. An der Contrescarpe passirte gerade mit einem Handwagen ein Schlosserlehrling. Da schlägt plötzlich der eine jüngere der beiden Knaben so von ungefähr auf den armen Burschen an, der Schuß kracht und der Lehrling fällt getroffen zu Boden, er muß von der Stelle getragen werden und es ergibt sich, daß eine Kugel ihm ziemlich tief in die Wade gefahren ist. In der Bestürzung und Verwirrung, welche der Vorfall unter den zufällig Anwesenden oder Herbeieilenden verursachte, wußten die beiden Knaben zu entkommen. Vergeblich suchte man sie auf, sie hatten offenbar schon die Stadt verlassen. Am Sonnabend Morgen traf ein Bote aus Syke ein, der dem Vater der beiden Knaben melden sollte, daß seine Söhne in Syke sich befänden und zwar der eine durch Zufall schwer verwundet. Auch die Behörde erhielt von dem dortigen Gerichte eine Anzeige, welche dieses bestätigte. Es ergab sich nun durch weitere Nachforschungen und Fragen Folgendes: Die Knaben hatten sich in einer

hiesigen Handlung außerordentlich reichlich mit allerlei Schießmaterial (große Düten voll Pulver und Schachteln voll jener kleinen conischen Geschosse, die für Revolver gebraucht werden) versorgt, hatten sich dann Abends am Ansgariithor in eine Droschke gesetzt und waren in der Richtung nach dem Buntenthor zu gefahren. Dort wurde ihnen bedeutet, daß sie am Zollbaum mit zollbaren Gegenständen nicht mehr würden passiren können, sie übernachteten denn also in der genannten Wirthschaft und fuhren am anderen Morgen weiter nach Syke. Dort im Wirthshaus angekommen, lohnten sie den Droschkenkutscher mit 6 Thaler ab, ließen sich Quartier und Essen geben und trieben sich dann in der Umgegend herum. Man will namentlich bemerkt haben, daß sie in dem bekannten Gehölz, welches bei Syke auf einem Hügel sich ausdehnt, sich aufgehalten und auch geschossen haben. Sie kehrten nach dem Wirthshaus zurück und der eine der Knaben ersuchte den Wirth, ihm bei dem Herausziehen eines verstopften Schusses aus seinem Revolver behülflich zu sein. Der Wirth lehnte dieß ab und wies die Burschen nach einem in der Nähe wohnenden Schlosser. Dorthin begaben sich nun die Knaben und trugen dem Meister ihr Anliegen vor. Die Waffe wird besehen und der jüngere der Knaben macht sich nun, während sein Bruder unglücklicher Weise noch bei ihm steht, noch einmal mit dem Revolver zu schaffen. Da plötzlich fährt der Schuß heraus und der ältere Bruder stürzt schreiend zu Boden. Die Kugel — conisch, etwa ½ Zoll lang — ist ihm in die Seite gefahren und mit Mühe wird der schwer Verletzte nach dem Wirthshause geschafft, während der Bruder eiligst das Weite sucht. Indessen der Wirth macht sofort Anzeige, und es gelingt der Behörde, den Knaben zu erwischen und zu verhaften. Bei der Durchsuchung, welcher er sich unterwerfen muß, findet sich in einer der Taschen ein ziemlich großes Stück Arsenik. Auch Dolche, eine Diebslaterne, Pulver, Kugeln in ansehnlichen Quantitäten und verschiedene andere verdächtige Gegenstände führten die Knaben bei sich. Hier in Bremen ist nun noch festgestellt worden, daß der ältere der beiden Brüder sich durch Unterschlagung von circa 100 Thaler das Geld zu dem für ihn so unglücklich beendigten Räuberzug verschafft hat. Der am Donnerstag hier verwundete Schlosserlehrling liegt darnieder, die Kugel hat aber, da sie tief im Fleisch der Wade sitzt, nicht herausgezogen werden können. Der ältere durch seinen Bruder verwundete Knabe soll sich im Syker Wirthshaus in sehr bedenklichem Zustande befinden. Es scheint, daß zunächst die preußischen Gerichte sich mit dem eigenthümlichen Fall beschäftigen werden.

Concert des Vereins für Kirchengesang
zum Besten des Dombau-Vereins
am 6. Januar.

Ein prächtiges Werk, diese Messe von Hauptmann, einem der würdigsten Nachfolger S. Bach's als Cantor der Leipziger Thomasschule*). Es ist in der That ein Genuß, bei der beinahe zur äußersten Höhe getriebenen Sucht nach Effecten von Seiten unserer meisten Tondichter der Gegenwart — wohl eine Frucht der neuesten materialistischen Weltanschauung — hin und wieder einmal eine gute Composition hören zu dürfen, in welcher durch ein richtiges Maßhalten in den externen Mitteln auch den inneren Schönheiten zu folgen uns erlaubt wird. In allen Theilen der Messe ist ein weihevoller Ernst, selbst im Gloria, festgehalten, die Formen sind in jeder Beziehung streng gewahrt; einzelne Stellen sind unvergleichlich schön gesetzt, wahrhaft ergreifend ist unter anderen die Bearbeitung des Sätzchens kurz vor dem Et resurrexit und dieß hauptsächlich auf die Worte passus et sepultus est. Solche treffende Expositionen könnten wir dutzendweise aufzählen. Hinsichtlich der Aufführung bemerken wir, daß das Stimmenverhältniß dieses Vereins noch nicht gleichmäßig genug ist, Alt und Baß dürften etwas stärker sein, Sopran und Tenor erklingen im Chor etwas intensiver hervor. Das ist natürlich eine Sache, für die der Dirigent nicht verantwortlich gemacht werden kann. Herrn Carl d'Ester, dem Leiter des Vereins, gebührt nach dieser recht braven Vorführung der Hauptmann'schen Messe alle Anerkennung. Sie war mit Verständniß und meist zutreffender richtiger Nüancirung einstudirt; mangelhafte Einsätze und namentlich unnöthige Verschleppungen und Verzögerungen, überhaupt die Fehler gegen die Präcision in den Schlüssen, werden sich bei dem ohnehin noch sehr jungen Vereine schon abstellen. Dafür bürgt uns das beim Leiten dieses Concertes bewiesene entschiedene Auftreten des Dirigenten. Recht gelungen war der fugirte Satz im Gloria, der Schlußsatz des Credo und die Chorstellen des herrlichen Benedictus. Nur an einzelnen Stellen hätte der Tenor bei dem eingestrichenen e und fis um einige Schwebungen höher singen müssen. Die beiden Solostimmen (Dilettantinnen) hatten sich recht wacker vorbereitet; die Sopranistin ist im Besitze einer brauchbaren, kräftigen, schon recht geschulten Stimme, die noch einiger Politur bedarf, um den Ansprüchen der Kunst mehr gerecht zu werden. Nach dem hier so sehr gezeigten Eifer wird die Sängerin bei fortgesetzten emsigen Studien einen nicht unbedeutenden Grad von Künstlerschaft erreichen können. Das Sopran-Solo: Graduale war eine recht hübsche Leistung. Das Organ der Altistin hat ein sehr angenehmes Timbre; markigeres, entschiedeneres Hervortreten muß sich die Sängerin noch zur Aufgabe machen.

Die Herren Baumann und Offenbach theilten sich in die Solis für Männerstimmen in dieser Messe und trugen wesentlich zum Gelingen der Ausführung bei, namentlich in dem Soloquartett des Offertoriums.

Ein, von dem Leiter des Vereins componirtes Salve regina für Sopransolo, Chor und Orchester bildete die zweite Nummer. Größtentheils ist in demselben eine dem Texte entsprechende Stimmung in der Musik eingehalten, nur an einer einzigen Stelle war in der Instrumentation eine in den modernen Theatermusik-Styl hinüber schillernde Passage mit unterlaufen. Immerhin bleibt diese Composition eine recht beachtenswerthe Arbeit, die Talent und gründliche Studien verräth. Als Genrecomposition sagte sie uns mehr zu, als die darauffolgende „Flucht der heiligen Familie“ für Chor und Orchester von Max Bruch. Letzteres Werk bekundet wohl den im polyphonen Satze gewandten, erfindungsreichen Tonsetzer, aber das gänzliche Sichversenken in den Geist der Dichtung glückt eben auch den genialsten Tondichtern nicht allerwege. Wir kennen gelungenere Werke Bruch's.

Die Ausführung dieser beiden Nummern, sowie auch jene des mächtig wirkenden Ambrosianischen Lobgesanges von Haydn ging recht gut von Statten. Chor und das aus hiesigen Künstlern und Kunstfreunden zusammengesetzte Orchester waren genugsam inspirirt, um diesen Werken möglichste Geltung zu verschaffen.

Ψ

*) Ueber das am 3. Januar d. J. erfolgte Hinscheiden dieses hochachtbaren Tonsetzers wurden unsere Leser in Nr. 8 bereits in Kenntniß gesetzt.

Frankfurt, 10. Januar.

Bei der gegenwärtigen winterlichen Witterung sollte man kaum glauben, daß der zoologische Garten in der Lage wäre, seinen Besuchern Anregendes und Interessantes zu bieten. Wer sich aber das Vergnügen macht, ihn in seinem Schneegewande zu durchwandeln, was auf den gut gebahnten Wegen ohne Schwierigkeit geschehen kann, wird außer den in behaglichen Winterquartieren untergebrachten Thieren auch noch gar viele aus dem Süden stammende Exemplare im Freien antreffen und sich leicht überzeugen, daß diese sich völlig wohl befinden und von der Kälte nicht belästigt zu werden scheinen. Einen besonders merkwürdigen Anblick bietet eine Anzahl verschiedener in den buntesten Farben prangender Papageien, welche in ihrer dicht eingeschneiten Voliere sich so munter umhertreiben, als ob sie sich unter dem milden Himmel ihrer Heimath befänden. Auch die stattlichen Pelikane haben sich mit den anderen Teichbewohnern auf eine kleine offen gehaltene Stelle zurückgezogen und bewegen sich auf Eis und Schnee so vergnüglich, als ob nicht Afrika, sondern der hohe Norden ihre Heimath wäre. Der bei weitem größte Theil des Weihers dient mit seiner sorgfältig gepflegten fußdicken Eisdecke zahlreichen Schlittschuhläufern zum Tummelplatz, die von den eigentlichen Bewohnern des Teiches als unberufene Eindringlinge theils verdrießlich, theils neugierig angestarrt werden.

Ira Aldridge. Vor einigen Monaten brachte die „Neue Fr. Presse“ die Mittheilung, Ira Aldridge sei in Lodz (Russisch-Polen) gestorben. Die Nachricht wurde dementirt und behauptet, der Künstler lebe noch. Die Times vom 25. Dec. beseitigt jeden Zweifel. Sie bringt nämlich die Convocation nach dem Chevalier Ira Frederick Aldridge von Luanah Villa, Hamlet-Road, Upper Norwood in der Grafschaft Surrey. Testaments-Vollstreckerin ist seine Wittwe Amanda Pauline Aldridge.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 12. Sonntag, den 12. Januar 1868.

Aus den Tagen des Rheinbundes.

Novelle von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Es schien, als solle der Kammerherr mit seiner spottenden Prophezeihung, daß dieser Sommer ein sehr festlicher werden würde, Recht behalten, denn in der That verging fast kein Tag, wo nicht irgend ein Fest am Hofe arrangirt wurde.

Anna sah sich durch die Stellung ihres Vaters mit in diesen geselligen Strudel gerissen, und da alle diese Feste sie mit Froberg zusammen führten, so nahm sie gern daran Theil. Sie durchschaute ganz klar die Absicht des fürstlichen Paares, durch dieses rege, gesellige Treiben die Hofdame und den Adjutanten einander näher zu bringen und in den Augen des Letzteren alle Vorzüge der Comtesse, die nie reizender und anmuthiger war als im Kreise einer munteren Gesellschaft, in das hellste Licht zu stellen.

Aber alle Koketterien der schönen Französin schienen keinen Eindruck auf das Herz des jungen Offiziers zu machen, der sich immer entschiedener zu Anna wandte, und diese war Weib genug, um sich des Triumphes über die Rivalin aus voller Seele zu freuen. Sie selbst war heiterer, lebendiger geworden, und ohne der Comtesse auf das Feld ihrer pikanten Repliken, ihrer oft bis hart an die Grenze des Schicklichen streifenden Kokettirien und Herausforderungen zu folgen, wußte sie dieselbe nicht selten mit einer geistreichen Bemerkung zu schlagen, mit einem kecken Witzwort ihre kleinen Künste und Minauderien zu geißeln. Sogar im Bereich der Toilette hatte sie, seit sie gesehen, daß Froberg Werth darauf legte, angefangen, der Comtesse eine gelungene Concurrenz zu machen, da ihr angeborner Schönheitssinn es ihr leicht machte, die Anforderungen der Mode mit denen der Kleidsamkeit in Uebereinstimmung zu bringen.

Froberg fand sie liebenswürdiger und reizender als je früher, und jeder Tag schien ihn ihr näher zu führen. Sie verschloß die Augen vor Allem dem, was in seinem ganzen Reden, Handeln und Sein ihr nicht zusagte, ihre innige Liebe füllte die Kluft aus, die das innerste Wesen ihrer beiden Naturen so tief von einander schied. Seine bestechende Liebenswürdigkeit, seine feinen, geselligen Formen, die einschmeichelnde Macht der Rede, die ihm in seltenem Maße zu Gebot stand, hatten ihr Herz und ihr Urtheil umstrickt.

Mit großem Mißfallen sah das fürstliche Paar die wachsende Annäherung zwischen Froberg und Anna, und mit eifersüchtigem Haß beobachtete sie die Comtesse, deren Gefühl für den jungen, glänzenden Cavalier eine immer wärmere Färbung annahm, je weniger er ihren Eroberungskünsten zugänglich erschien. Sie war unerschöpflich im Aussinnen neuer Lustbarkeiten, bei denen sie stets bald in dieser, bald in jener Weise zu glänzen und sich geltend zu machen wußte. So war sie denn jetzt auf den Einfall gekommen, eine Wasserpartie nach dem nahe gelegenen Jagdschlößchen des Fürsten zu machen; sehr geschickt hatte sie es einzurichten gewußt, daß sie in demselben Kahn mit Froberg fuhr, aber zu ihrem Verdruß hatte sie es nicht hindern können, daß er seinen Platz auf der schmalen Bank neben Anna wählte.

Valerie sah in ihrem weißen, duftigen Kleide, mit rosa Schleifen verziert, auf den blonden Locken den mit Rosen geschmückten Schäferhut, wirklich sehr hübsch aus, und mit ihrem süßesten Lächeln nahm sie die Complimente, die ihr der Kammerherr über ihr Aussehen machte, hin.

Es war ein wunderschöner Sommernachmittag, und Alle empfanden es als ein wahres Vergnügen, so rasch in dem leichten Nachen auf den von einem leisen Westwinde sanft gekräuselten Wellen des Flusses dahin zu gleiten.

Anna hatte ihren Handschuh abgestreift, und die Hand in das Wasser tauchend, blickte sie, über den Rand des Kahns geneigt, träumerisch in die grünen Wellen, die ihr liebliches Bild zurück spiegelten.

„Sie sehen aus wie die Nixe des Flusses“, sagte Froberg, „die mit ihrer weißen Hand den armen Fischerknaben hinab zieht. „„Halb zog sie ihn, halb sank er hin, da war's um ihn geschehen.““

„Was deklamiren sie da?“ rief die Comtesse.

„Ein paar Zeilen aus einem Göthe'schen Gedicht, das mir eben einfiel.“

„Oh! recitiren Sie mir das ganze Gedicht“, bat Valerie, „Sie können es gewiß auswendig, und ich liebe so sehr Poesie!“

„Besonders deutsche!“ spottete Froberg, erfüllte dann aber doch ihren Wunsch und recitirte ihr einen Vers des Gedichtes.

Als echte Französin war es ihr jedoch unmöglich, den Naturzauber, der jede Strophe dieses unvergleichlichen Liedes durchweht, zu begreifen.

„Wellenathmend!“ wiederholte sie, „was heißt das, welch' ein sonderbarer Ausdruck. Erklären Sie mir ihn, Herr von Froberg.“

Anna's und Froberg's Augen trafen sich, und beide lächelten.

„Man kann das nicht erklären, Comtesse“, sagte er dann, „man muß es fühlen, und um es zu fühlen, muß man eben ein deutsches Gemüth haben.“

Schmollend wandte sich Valerie jetzt zu dem Kammerherrn und bat ihn, ihr den fraglichen Ausdruck zu erklären.

Während Midal sich abmühte, ihr die gewünschte Erklärung zu geben, sagte Anna leise zu Froberg:

„Ja ein deutsches Gemüth gehört dazu, um dies Gedicht zu würdigen, es freut mich, daß Sie das erkennen, daß Sie einmal etwas Deutsches über das Fremde stellen.“

„Das thue ich in sehr vielen Fällen, Fräulein Anna; wenn man, wie ich, lange im Auslande war, so erkennt man erst recht, wie deutsche Bildung, deutsches Wissen und deutsche Gründlichkeit fast immer den Ausländern überlegen ist.“

„Das erkennen Sie an!“ rief Anna schmerzlich, „und ich sehe Sie doch in dieser französischen Uniform vor mir, und Sie gehören dennoch zu Denen, die uns . . .“

„Ich bitte Sie inständigst“, unterbrach sie Froberg, und über sein schönes Gesicht flog ein Zug tiefen Mißbehagens, „lassen wir dies Thema, über das wir uns doch nie verständigen können. Ich habe Ihnen oft gesagt, wie sehr ich alles Deutsche liebe, wie viel sympathischer mir deutsches Wesen und deutsches Gemüth ist als der französische Charakter, aber wohlverstanden gilt mir das nur von dem Individuum, nicht von der Nation. „„Die Deutschen sind kein Volk!““ Sie kennen den Ausspruch Napoleon's, und bei Gott, er hat Recht! Unser weltgeschichtlicher Beruf ist, wie es im Alterthum der der Griechen war, unsere Bildung und unser Wissen anderen Völkern mitzutheilen, die, thatkräftiger, energischer als wir, weniger Zeit für die tiefsinnigen Studien und Forschungen haben, durch die wir glänzen, und während sie uns erobern und materiell über uns herrschen, unterjochen wir sie geistig, indem wir ihnen den Stempel unserer Bildung aufdrücken“.

„Ein schöner Beruf für ein Volk“, sagte Anna bitter, „der Schulmeister anderer Nationen zu sein, die Geschichte zu **studiren** und zu **schreiben**, die jene **gemacht** haben. Gott behüte uns vor solcher Mission!“

„Nehmen Sie die Sache nicht so tragisch“, lachte Froberg, „der Kammerherr sagt immer . . . .“

„Reden Sie mir nicht von ihm“, unterbrach ihn Anna heftig. „ich hasse ihn.“

(Fortsetzung folgt.)

Für Ostpreußen.

Ein neues Jahr — und tausend Herzen trauern,
Und ihre Opfer sucht die bleiche Noth!
Ein neues Jahr — es naht mit Eisesschauern,
Im Schneegewölk verglimmt das Morgenroth.
Ein Leichenmantel flattert um die Nehrung,
Wie knirscht das Haff, von Eisesschollen schwer!
Es jagt der Sturm den Mangel, die Entbehrung,
Den grausen Tod in Wirbeln vor sich her.
O, **führt sie rettend auf den sichern Pfad,**
Die Brüder dort am baltischen Gestad!

Der geiz'ge Sommer kargte mit der Ernte,
Doch reicher wird des Winters Ernte sein.
Der Schnitter kommt, der nie sein Werk verlernte,
Und heimst die hingemähten Aehren ein.
Wie Weib und Kind an sturmgepeitschten Wänden
Hinkauern, halb verlöscht der Augen Glanz;
Und Frost und Hunger mit verschlungnen Händen
Umkreisen sie in wildem Todtentanz.
Doch über jenen, die da draußen ruhn,
Hohnlachend rauscht die Eiche des Perkun.

Die Heidengötter rufen's spottend nieder:
Das ist das Kreuz, dem ihr den Schwur gethan!
Und doch — es ist ein Volk, so brav und bieder,
Ein Stamm, so schlicht und frei von jedem Wahn.
Am Pregel loderte des Geistes Flamme,
Die durch die alten, morschen Hüllen brach!
Dem stillen Denker auf dem Weidendamme
Folgt unsichtbar ein ganz Jahrhundert nach.
Noch richtig geht die Uhr, die er gestellt —
Auf ihre Zeiger [illegible] die [illegible]!

Entgegen warf dieß Volk sein starkes Wollen
Der Macht des fremden Herrschers siegsgewiß;
Schwer drängten sie der Beresina Schollen,
Hier aber war es, wo ihr Anker riß!
O, eilt herbei, so große Noth zu wenden,
In Nord und Süd zu schönem Bund versöhnt!
Es mag der Heimath auch die Ferne spenden,
Wo tief im Urwald deutsches Wort ertönt.
O, **führt sie rettend auf den sichern Pfad,**
Die Brüder dort am baltischen Gestad!

Rudolph Gottschall.

P. Hyacinthe.

(Schluß.)

Ergriffen von dem Redestrom, von der Tongewalt sowohl als von dem Anlaufe der Gedanken und Empfindungen, folgt die Menge fügsam all den Regungen des Redners. Wie festgebannt hängt sie mit Ohr und Seele an seinen Lippen; und wenn er sie nach vielen Wanderungen durch die Regionen der Geschichte, der Speculation und des Glaubens, nach den leidenschaftlichen Erschütterungen wieder an ihre Stelle zurückbringt und sie losläßt, daß sie aufathmen können, dann müssen die andächtigen Zuhörer sich Zwang anthun, um nicht wie im Schauspielhause aufzujubeln und den überwältigenden Redner mit den stürmischsten Beifallsbezeigungen zu überschütten. Manchmal vergißt der Haufe die Würde des Heiligthums und läßt sich zu solchen Kundgebungen hinreißen. Dann erhebt der Pater Einsprache gegen die Profanation des Ortes.

Mit großer Meisterschaft handhabt der Adventprediger von Notredame die Anspielung, die vorübergehende, scharf stechende Bemerkung über ein soeben Geschehenes oder Gesprochenes. Mit einer flüchtigen Hindeutung nimmt er die Soldaten des hei- ligen Stuhles gegen die vielen Anfechtungen von liberaler Seite in Schutz, versetzt er einen Streich dem kleinen Blättchen „La Morale indépendante“, das, beiläufig gesagt, weder Fisch noch Fleisch ist und nur in einem philosophisch zurückgebliebenen Lande wie Frankreich so viel Geltung erlangen, so viel Verdruß machen kann. Im Vorbeeilen kommt der Redner der Schrift des Mon- seigneur Dupanloup gegen den Minister Duruy über den Unter- richt der Mädchen zu Hülfe und wirft er einen Stein nach den Freidenkern aller Zeiten, nach Diderot und Büchner, welch Letzterer zum Aerger der Theologen viele Anhänger im lateinischen Viertel zählt.

Pater Hyacinthe versteht es, mit wenigen scharfen Zügen fremde Nationen und Länder zu zeichnen, und bei diesen kurzen Schilderungen zeigt er, wie überlegen er seinen Landsleuten, selbst den gelehrtesten, an Kenntniß auswärtiger Verhältnisse ist. So sagte er von Deutschland, als er die Unverwüstlichkeit des christlichen Glaubens nachzuweisen suchte:

„Man spricht uns häufig von Deutschland und zeigt es uns bisweilen mit Unruhe an unseren Thoren anwachsend. Nun denn, meine Herren, in Ansehung der materiellen Macht hat Frankreich von Deutschland nichts zu fürchten; es hat ihm auch nichts mehr zu entlehnen in Bezug auf die pantheistische oder materialistische Philosophie, welcher Deutschland selbst entgegengewirkt hat. Was ich bei unseren Nachbarn bewundere, ist die Pflege des häuslichen Herdes; die geehrten und geliebten Ueberlieferungen des Familienlebens und der Nationalglauben an Jesus Christus und dessen Evangelium trotz der hartnäckigen Arbeit des Scepticismus und der Revolution.“

Das Aeußere des Paters trägt auch zu den Wirkungen bei, die sein Wort hervorbringt; es stimmt ganz zu der Kraft und Lebendigkeit der Sprache; es steht in harmonischem Zusammenhang mit den Angriffen des Predigers, mit den Ausbrüchen von Zorn und Hohn, von Mitleid und Verachtung. Der Barfuß-Carmeliter, in den weiten Mantel seines Ordens gehüllt, erinnert an die Heiligen, die man auf Gemälden findet und die in nächtlicher Einsamkeit, vor den Symbolen des Christenglaubens knieend, ihre ganze Seele der Andacht hingeben. Er ist von mittlerer Größe und breiten Schultern. Sein Körper zeigt Anlage zum Fettwerden. Die regelmäßigen Züge seines runden, blassen Gesichtes sind ohne besonderen Ausdruck. Nur bei den größeren Erregungen des Redners beleben sie sich und interessiren. Die Augen sind sichtlich ermüdet, dennoch blicken sie feurig, fest und klar aus den leicht gerötheten Lidern. Das Schönste an dem Kopfe ist die Stirne, die rein und edel sich über die arbeitenden Gedanken wölbt. Der Hals, ungebeugt und mächtig, verräth Kraft und Energie. Wenn P. Hyacinthe zu reden anfängt, klingt es matt; er stockt zwar nie, es fehlt ihm nie ein Wort, allein die Sätze kommen farblos, fast verdrossen, und wecken nur geringe Theilnahme. Erst allmälig steigert sich die Gluth des Redners, erst allmälig erwärmen sich Blick, Wort und Gedanken, bis sie Blitze sprühen.

Die Vergangenheit des seit Kurzem berühmten Redners ist dunkel wie die der meisten Arbeiter, die durch sich selbst, durch ihre eigene Kraft emporgekommen, die sich selbst ihre Geschichte machen. Er heißt Loyson und ist ein Landsmann der heldenmüthigen Jungfrau, welche Frankreich von der Herrschaft der Engländer befreien geholfen. Seine Geburtsstadt ist Orleans, wo er 1827 das Licht der Welt erblickte. Keine Frage, wenn man die bedeutenden Menschen aufzählen will, die Orleans, die Frankreich hervorgebracht, wird man nicht umhin können, den P. Hyacinthe zu nennen. Der Vater des Predigers gehörte als Rector der Akademie der Universität an, und da ihn sein Amt in die verschiedenen Städte führte, blieb er eine zeitlang in dem reizend gelegenen Pau ansässig. Viele Leute in dieser Stadt erinnern sich noch eines Knaben, der in den Salons Verse vortrug und ein Dichter zu werden versprach, und der in einem Alter von siebzehn Jahre die Liebe, den Ruhm und den Heldenmuth, wie junge Leute pflegen, besang; aus diesem Salonpoeten wurde der Kanzelredner von heute, dessen Stimme im Stande ist, den wirren Lärm von Paris zu übertönen. Mit achtzehn Jahren trat unser Prediger in das Seminarium von Saint-Sulpice, welches er verließ, um im Seminarium von Avignon Philosophie vorzutragen. Im Jahre 1854 wurde er nach Nantes versetzt, wo er als Professor der Theologie wirkte. Der Kreis seiner Thätigkeit kam ihm jedoch auf dem Lehrstuhle zu eng vor; es gelüstete den Ehrgeizigen nach einer zahlreichen Zuhörerschaft, und auf sein Ansuchen wurde er zum Vicarius von Saint-Sulpice ernannt; doch auch da fand er die Stellung nicht nach seinem Wunsche; er trat zu Flavigny in den Orden der Dominikaner, den er aber, noch Novice, wieder verließ, um sich für immer in den Carmeliter-Orden aufnehmen zu lassen. Im Jahre 1860 gelobte er Gehorsam, Keuschheit und Armuth; er gehörte für immer dem geistlichen Stande an.

Im Jahre 1861 beginnt sein apostolisches Leben. Predigend zieht er von Stadt zu Stadt, von Montpellier nach Lyon, von Autun nach Bordeaux, von Macon nach Perigeux, bis er einen Ruf nach Paris erhält, wo er zuerst in der Madeleine-Kirche das geistliche Amt neben Abbé Deguerry versieht und zuletzt durch den Erzbischof von Paris, Msgr. Darboy, zu den Vorträgen in der Notredame-Kirche aufgefordert wird.

Von dem ersten Vortrag in dem Dome datirt der Ruf des Kanzelredners, dessen Thür in diesem Augenblick von Besuchern und Neugierigen aller Stände und Länder belagert wird. Keine andere Stadt versteht es wie Paris, Lorbeerkränze zu verleihen.

Hamilcar.

Die Noth in Preußen.

Von einem weithin bekannten und hochgeachteten Landwirthe in Ostpreußen, dem früheren Abgeordneten Donalies, geht der „Zukunft“ folgende Schilderung zu:

Aus dem Stallupöner Kreise, 6. Januar 1868.

Man spricht immer von Uebertreibungen, die in den Zeitungsberichten über den Nothstand in Ostpreußen enthalten wären; ich behaupte, man nehme ein specielles Verzeichniß über die Arbeiter und ihre Verhältnisse in irgend einer beliebigen Ortschaft unserer Gegend auf, und dies wird greller sprechen, als alle Schilderungen, die es bisher gethan haben.

Auf Anregung des unter dem Protectorate Sr. k. Hoh. des Kronprinzen stehenden Berliner Hülfsvereins ist vom Stallupöner landwirthschaftlichen Kreisverein ein Hülfsverein zur Beschaffung häuslicher Arbeiten begründet worden; im Auftrage desselben habe ich in den Ortschaften Milluhnen, in der ich wohne, und in Schillupönen, der nächstbelegenen, diejenigen Personen zu verzeichnen, die spinnen können und wollen. Zu diesem Behufe besuchte ich heute jede Arbeiterwohnung, mit Ausnahme von zwei im Felde belegenen des Dorfes Schillupönen, und veröffentliche zur Steuer der Wahrheit und Vernichtung von Illusionen die Befundsliste.

Jeder, der unsere Gegend kennt, wird auch bezeugen können, daß Schillupönen, eine freundliche Ortschaft von 17 Höfen mit gutem Boden, 1/4 Meile von Trakehnen belegen, hier nicht in dem Rufe steht, ein besonderer Sitz des Elendes zu sein, da müßte ich ganz andere Namen nennen, solcher Ortschaften wie Schillupönen haben wir hunderte im hiesigen Kreise. Aber man dringe nur erst in's Detail, man nehme unverzüglich überall solche Listen auf, man lasse Zahlen sprechen.

(Folgt nun ein genaues namentliches Personen-Verzeichniß, [41 Kinder, 80 Familienglieder, 27 Personen, die spinnen können und wollen] über den Bestand der Noth in 22 Wohnungen, welche sämmtlich bei der furchtbaren Kälte ungeheizt waren, während die Insassen den bittersten Hunger litten. Nach der genau detaillirten Nachweisung heißt es weiter:)

Ich fordere hiermit ausdrücklich jeden Zweifler auf, mir in dieser Nachweisung eine Unrichtigkeit nachweisen zu wollen.

Ich erwähne ausdrücklich, daß ich bei allen diesen Leuten, mit Ausnahme von vier Familien, auch nicht eine Spur von Lebensmittel-Vorrath vorgefunden habe.

Zur Würdigung, was ungeheizte Wohnungen zu bedeuten haben, diene nachstehende Witterungs-Notiz: 30. December: Schneesturm bei 16 Graden Kälte; 31. Dec.: 17 Grad; 1. Januar, Morgens 7 Uhr: 26 Grad; 2. Januar: 16 Grad; 3. Januar: 11 Grad; 4. Jan.: 9 Grad; 5. Jan.: 7 Grad; 6. Januar, Morgens: 7 Grad — Abends: 10 Grad Kälte.

Die Mildthätigkeit aller hiesigen Einwohner wird durch Schaaren herumziehender Bettler, wahrer Jammergestalten, aufs Aeußerste in Anspruch genommen, Niemand ist im Stande, dieselben hartherzig von der Thür weisen zu können. Zur Ehre unserer Bauern sei es gesagt, sie geben, so lange sie selbst haben, aber der Zeitpunkt ist ganz nahe, daß einer großen Anzahl derselben selber das Getreide ausgeht.

Ich habe durch verschiedene Ermittelungen festgestellt, daß durchschnittlich von jedem Bauern, der selber jetzt so übel daran ist, dennoch täglich 3 Metzen Mehl, die einen Geldwerth von 11 Sgr.

repräsentiren, **löffelweise** an Bettler weggegeben werden, und dies ist eine Classe von Besitzern, über denen 170 beim Stallupöner Kreisgericht eingeleitete Subhastionen schweben.

Mit derselben Aufopferung, wie der Einzelne, thut auch der Kreis seine Schuldigkeit; auf zwei Arbeitsstellen wird an Kreis-Chausseen gearbeitet, bei dem hart und tief gefrornen Boden natürlich mit großen Unkosten, nur um die Arbeiter zu beschäftigen. Vor Weihnachten wurden 400 Mann beschäftigt, außerdem bei der Ostbahn bei Legung des zweiten Geleises etwa 60 Mann. Die Zahl der so im Freien Arbeitenden wird jetzt jedoch täglich kleiner und kleiner, da die schlecht bekleideten, matten Menschen die Arbeit im Freien bei der strengen Kälte nicht mehr ertragen können. — Der Verdienst und das kleinere oder größere Elend hängt demnach eng mit der Witterung zusammen. Der Kreis ist nicht im Stande, größere Verbindlichkeiten zu übernehmen, wenn er sich nicht für alle Zukunft ruiniren will.

Der Verdienst beim Chausseebau beträgt 9 bis 12 Sgr. täglich, beim Spinnen hoffentlich 3 Sgr., wenn dies Unternehmen erst in Gang gesetzt sein wird (bei 3 Sgr. Arbeitslohn pro 1 Stück Heedegarn). Nehmen wir nun den günstigsten Fall, diese Arbeiten können, ungehindert durch die Witterung, fortgesetzt werden, so ergibt ein einfaches Rechenexempel, daß bei diesem Verdienst, bei der separaten Lebensweise des Arbeiters auf der Arbeitsstelle getrennt von seiner Familie, bei einem Roggenpreis von 3 Thlr. pro Scheffel, sich jeder Arbeiter nur selbst kümmerlich erhalten kann, zur Unterhaltung der Kinder, zur Beschaffung von Brennwerk, Kleidung rc. Nichts übrig bleibt. Wie ist es aber möglich, diesen günstigen Fall annehmen zu können, wenn man erwägt, daß bei ungeheizten Stuben Spinnarbeit sowie jede Handarbeit unmöglich auszuführen ist; es bleibt also nicht allein der Unterhalt sämmtlicher Arbeiterkinder gänzlich ungedeckt, sondern auch der der Arbeiter selbst in keiner Weise gesichert.

Und dennoch will man die Größe des Nothstandes und aller mit ihm verbundenen Gefahren bezweifeln. In rapider Steigerung wächst die Noth täglich und bedroht eine noch ganz unberechenbare Anzahl Menschen mit Verderben.

Ich kann mich hierbei folgenden Erwägungen nicht verschließen:

Außerordentliche Ereignisse machen außerordentliche Mittel nothwendig; ich sollte meinen dürfen, der Staat ist verpflichtet, direct helfend einzuschreiten, und zwar ohne für diese Hülfe Provinz, Bezirk, Kreis oder Commune verpflichtend zu belasten; solche Schuld müßte auch diese ruiniren. Ist diese Gefahr kleiner als wenn ein äußerer Feind droht? Ist die größte aller Associationen, der Staat, nicht eben dazu da, Jeden in seinem Recht und Jeden vor Gefahr zu schützen, die durch die Macht des Einzelnen und auch durch die Macht der associirten Einzelnen nicht abzuwenden ist?

Für den Zeitpunkt solcher Gesammtgefahr ist eben der Staatsschatz da, den wir alle durch überschüssige Steuern gesammelt haben.

Abgesehen von der Verpflichtung, ist es volkswirthschaftlich richtig, auf der einen Stelle durch Annexion und Kauf die Kopfzahl der Staats-Einwohner zu vergrößern, und dabei auf der anderen Stelle sie unbekümmert kleiner werden zu lassen?

Auf dem Schlachtfelde gegen den äußeren Feind sind alle hohen Lenker des Staates an Ort und Stelle, hier überläßt man die Ueberwachung des auch uniformirt heranziehenden Tod- und Verderbenbringers den gewöhnlichen Wachen.

Louis Donalies,
Gutsbesitzer, Vorsteher des landwirthschaftlichen Kreis-Vereins Stallupönen.

Mannichfaltigkeiten.

(**Hungertod.**) Aus **Oxford** wird ein in seinen Einzelnheiten schrecklicher Todesfall berichtet, der durch Kälte und Hunger herbeigeführt wurde. Eine alte Frau von 64 Jahren, die Wittwe eines Bauunternehmers, die zu Lebzeiten ihres Gatten in angenehmen Verhältnissen gelebt, wurde am ersten Weihnachtsfeiertage todt und gänzlich erstarrt in ihrer Kammer vorgefunden. Seit dem Tode ihres Mannes war sie in die dürftigsten Verhältnisse gerathen und mußte sich durch Betteln, Lumpensammeln auf den Straßen u. s. w. kümmerlich ernähren. Am Weihnachtsheiligenabend war sie genöthigt, trotz der bitteren Kälte ihre letzten beiden Unterröcke für **einen Penny** zu verkaufen, um sich dafür einen Bissen Brod kaufen zu können. Der Leichenbeschauer fand die arme, alte Frau nackend auf dem Fußboden der kalten, elenden Kammer liegen, deren einziges Mobiliar aus einem zerbrochenen hölzernen Schemel bestand. Die einzige Bekleidung des todten Körpers bildete ein schmutziger Lumpen, der um den Hals geschlungen war, und ein Strumpf an einem Fuße. Die Arme der Unglücklichen waren um die Beine des alten Schemels geschlungen und die Fingernägel hatten sich in das wurmstichige Holz desselben, wahrscheinlich im Todeskampf, hineingebohrt.

(**Zehn Personen erfroren.**) Der „Schles. Ztg." schreibt man aus Hirschberg: Die großen Schneemassen auf dem Gebirge erschweren nicht nur den Grenzverkehr, sondern machen ihn auch lebensgefährlich. Soeben geht uns die traurige Kunde zu, daß zehn (Andere berichten dreizehn) Männer aus Böhmen, welche Waaren in unserem Thale eingekauft hatten, auf dem Rückwege von Agnetendorf nach St. Peter in einiger Entfernung von diesem Orte im Schnee todt gefunden worden sind.

Kunst-Notizen.

Theaterschule. Demnächst wird von dem bekannten Vorleser und Autor, Herrn Dr. F. Stolte, eine Theaterschule in Hamburg errichtet werden. Herr Ferdinand Stolte hält die Errichtung von Theaterschulen, die sich die Aufgabe stellen, tüchtige Künstler heranzubilden, welche der dramatischen Kunst zur Erreichung ihres hohen sittlichen Zweckes förderlich sind, für dringend nothwendig. Er hofft, seine reichen Erfahrungen als Dramaturg, Regisseur und Theaterdirector, als Lehrer der Rhetorik und dramatischen Darstellungskunst erfolgreich zu verwerthen und der Bühne tüchtige Mitglieder zuzuführen. Seine Frau und einstige Schülerin, Marie Stolte-Stern, die sich überall bei ihren Gastspielen den ehrenvollen Ruf einer gediegenen Künstlerin erworben hat, wird als Lehrerin junger Kunst-Elevinnen ihrem Manne helfend zur Seite stehen.

Bogumil Dawison. Die letzten Nachrichten über das Befinden des berühmten Künstlers lauten sehr beunruhigend. Ein Gehirn- und Rückenmarksleiden, woran er niederliegt, geben wenig Hoffnung, ihn je seiner Kunst wiedergegeben zu sehen. Er befindet sich seit einiger Zeit in dem „maison de santé" zu Schöneberg bei Berlin.

In Nürnberg starb am 3. Januar nach langen Leiden im Alter von 69 Jahren der Kupferstecher **K. Mayer**, Gründer und Leiter der bekannten Kunstanstalt.

Frankfurter Kunstverein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Phil. Rumpf in Frankfurt: Porträt. — Heinr. Winter in Frankfurt: Zwei Aquarelle. — Rüper in Rom: Charitas. — Lorenz Maas in Frankfurt: Vor der Dorfschenke. — P. Burnitz in Frankfurt: Landschaft bei Bamberg.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 13 und 14. Dienstag, den 14. Januar 1868.

Aus den Tagen des Rheinbundes.

Novelle von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Froberg blickte Anna erstaunt an. Sie war eine so maßvolle Natur, daß sie nie in derartigen heftigen Ausdrücken von Menschen oder Dingen sprach. Ganz im Gegensatz zu der Jugend, die es gewöhnlich liebt, den Superlativ zu brauchen, und meistens keinen Mittelweg zwischen Abscheu oder Bewunderung findet, sprach sie stets in einer ruhigen und gehaltenen Weise ihr Urtheil über Personen und Verhältnisse aus, und selbst in Momenten großer Erregung war die Färbung ihres Gefühls immer viel lebhafter, als der Ausdruck, den sie demselben gab.

Sie bemerkte Frobergs Erstaunen, und ein peinliches Gefühl durchzuckte sie, als sie überlegte, daß sie ihm keine Erklärung für ihre heftigen Worte geben konnte. Sie haßte den Kammerherrn, weil sie dessen Verhältniß zu ihrer Mutter durchschaut hatte. Die Liebe dieser Mutter hatte sie nie besessen, aber sie vergab es Midal nicht, daß er es ihr unmöglich gemacht hatte, sie zu achten. Dazu kam noch, daß sie scharfsichtig genug war, zu erkennen, daß Jener Froberg von ihr zu entfernen und der Comtesse näher zu bringen suchte, daß überhaupt sein Einfluß auf denselben ein dem Charakter und Wesen des jungen Mannes höchst nachtheiliger war.

„Warum hassen Sie Midal so?" fragte endlich Froberg.

„Weil ich ihn für durch und durch böse halte, für einen jener, Gott sei Dank seltenen, Menschen, die das Gute hassen, eben weil es das Gute ist, die am Schlechten, am Gemeinen sich freuen. Er ist auch Ihr böser Genius, Herr von Froberg, hüten Sie sich vor ihm!"

Froberg erwiderte nichts, da der Kahn eben am Lande anlegte.

Die ganze Gesellschaft fand sich nun zusammen um die reichbesetzte Tafel, die unter einer breitästigen Kastanie aufgestellt war. Aber eine heitere Stimmung wollte nicht recht zum Vorschein kommen. Die Fürstin klagte über Kopfweh, Valerie schmollte mit Froberg, der, ernst und in sich gekehrt, keinen Versuch machte, sie zu versöhnen. Der Fürst hatte Briefe aus Paris bekommen, die ihn verstimmten, und der Kammerherr und der Hofmarschall bemühten sich vergebens, die finstere Stirn ihres Herrn zu erheitern.

Man war allerseits froh, als die Fürstin die Tafel aufhob, und den Arm ihres Gemahls nehmend, sich mit ihm in den grünen Laubgängen des Parks verlor, ihren Gästen damit das Zeichen zu ähnlich zwanglosem Herumschlendern gebend.

Die Comtesse suchte Froberg neben sich festzuhalten, indem sie bald diesen, bald jenen kleinen Dienst von ihm verlangte, und Anna wandte sich, um allein den wunderbar schönen Abend in dem reizenden Park zu genießen.

Sie schritt durch eine breite Lindenallee, deren Blüthen, vermischt mit denen eines nahen Jasminbosquets, einen wahrhaft betäubenden Duft verbreiteten.

Die untergehende Sonne warf rothe Lichter auf die alten, grauen Stämme der Bäume; von einer nicht fernen Wiese tönte der melodische Gesang der Arbeiter herüber, die beschäftigt waren, das Heu noch vor Nacht auf die Wagen zu schaffen; über den Weg schlüpfte eine schlanke Eidechse, von Ast zu Ast sprang ein verspätetes Eichhörnchen, und tieffliegende Schwalben suchten eilig ihr Nest. Es war ein Bild des Friedens und der Ruhe, wenig im Einklang mit den unruhigen Gedanken, die, aufgeregt durch die Unterhaltung mit Froberg, in dem Kopf des jungen Mädchens sich kreuzten.

„Es ist so heiß", sagte Anna zu sich selbst, „mir ist, als stünde ich vor einer Wendung meines Schicksals, und doch ist es wohl nur die schwüle Gewitterluft, die auf meine Nerven drückt."

„Hier finde ich Sie endlich!" sagte da plötzlich eine Stimme hinter ihr, deren Klang stets ihr Herz rascher schlagen ließ.

Sie wandte sich um und Froberg stand vor ihr. Ihren Arm durch den seinigen ziehend, hielt er ihre Hand fest, und sich dicht zu ihr neigend, sagte er:

„Anna, liebe Anna, darf ich endlich die Frage an Sie richten, die mir so lange schon auf den Lippen schwebt?"

Anna erbebte, sie fühlte, daß der Augenblick gekommen war, den sie so lange und so innig herbeigewünscht hatte, und doch bangte sie jetzt in mädchenhafter Scheu vor der Entscheidung ihres Geschicks.

Froberg schien eine Antwort, eine Aufmunterung zu erwarten, denn er schwieg, den Blick auf ihr erglühendes Gesicht geheftet.

Da flatterte ein weißes Gewand aus einer der Seitenalleen auf das Paar zu, das rasch auseinander trat, und die Comtesse, erhitzt vom Laufen, mit einem unbefangenen Lächeln auf den Lippen, das der forschende, ängstliche Blick ihrer Augen Lügen strafte, kam ihnen entgegen.

„Die Fürstin fragt nach Ihnen, Fräulein von Waldheim", rief sie dieser entgegen, „und ich bin gelaufen, um Sie zu suchen. Mille pardons, daß ich Ihr tête-à-tête so störe."

Anna war unfähig, etwas zu erwidern, das rasche Klopfen ihres Herzens hinderte sie am Sprechen; es war ihr zu Muthe, wie Jemanden, der aus hellem Sonnenschein plötzlich in finstere Nacht tritt. Aber ihre tiefe Erschütterung verhinderte sie nicht, zu bemerken, daß Froberg das Erscheinen der Comtesse nicht aufnahm wie eine unwillkommene Störung, sondern wie Jemand, den ein plötzlicher Zwischenfall vor einer Uebereilung bewahrt. Es verletzte ihr Gefühl auf's Tiefste, daß er in diesem Augenblick heiter und lachend auf das scherzhafte Wortgeplänkel Valeriens eingehen konnte, wo er eben seiner Liebe für sie hatte Worte geben, und die ernste Frage, die sie längst von ihm erwartet, an sie hatte richten wollen.

Sie wich von da an jedem Alleinsein mit ihm aus, und schloß sich auf dem Wege nach dem Fluß an den Abbé an, dessen Arm sie nahm.

Während sie so dahinschritten, näherte sich Anna ein slowakischer Mausfallenhändler mit der Bitte um ein Almosen.

Sie blieb stehen, um ihm etwas kleine Münze zu geben, als ihr plötzlich das Aussehen und die Haltung des Bettlers auffiel und sie veranlaßte, ihn schärfer in's Auge zu fassen.

Der Abbé war langsam vorangeschritten, und sich rasch umsehend, ob er von Niemand beobachtet wurde, steckte ihr der vermeintliche Slowake ein Papier in die Hand, mit den Worten:

„Vorsicht! — Der Brief ist von Frau von Mühlen!"

Auf das Höchste überrascht, verbarg Anna das Papier in den Falten ihres Kleides, und eilte den Anderen nach, die schon am Kahn ihrer warteten.

Froberg half ihr bei dem Einsteigen und drückte leise die Hand, die sie ihm reichte, aber sie entzog sie ihm rasch.

Der Name der Freundin, der so unvermuthet vor ihr genannt wurde, hatte vieles in ihrer Brust geweckt, was in den letzten Monaten geschlummert, und in ihren Shawl gewickelt, saß sie während der ganzen Fahrt schweigend und in sich gekehrt da.

(Fortsetzung folgt.)

Wohnungssorgen in London.

Welche Rücksichten sind bei der Wahl einer Wohnung in London zu beobachten? „Nun doch wohl ungefähr dieselben, die mehr oder weniger überall entscheidend sind", werden zweifelsohne viele Leser sagen; doch sie sind alsdann sehr weit vom richtigen Wege entfernt, indem so mancherlei Um- und Gegenstände, die irgendwo sonst in Gottes weiter Welt uns durchaus nicht binden oder unsere Entscheidung bestimmen würden, hier in England (und in London vorzugsweise) von sehr bedeutendem Einfluß auf unsere Wahl sein müssen.

Wollen wir vor allem Andern die Sorge für unsere Gesundheit in Betracht ziehen, so müssen wir trachten, soweit als möglich von der Themse entfernt und in den hochgelegenen, nördlichen Theile der Stadt zu wohnen.

Die Themse empfängt in ihrem ganzen Laufe durch London (15 englische Meilen von Chelsea bis Blackwall) allen Unrath der drei Millionen, welche die Bevölkerung der Weltstadt bilden. Die pestilenzialischen Ausdünstungen, die sie unaufhörlich entsendet, gehören weder in das Reich der Phantasie, noch bedarf das Factum irgendwelche Bestätigung, daß, je weiter von den Ufern der Themse entfernt, um so besser für die Gesundheit gesorgt ist.

Haben wir nun in Uebereinstimmung mit diesem ersten Princip ein Haus gefunden, das uns zusagt, so ist es nöthig, zu sehen, ob dasselbe nicht in unmittelbarer Nähe eines jener riesigen Dampfmaschinenschornsteine belegen ist, von denen es in London wimmelt. Dieß ist ein um so wichtigerer Punkt, als es vorgekommen ist, daß ein solcher durch den Sturmwind umgeworfen ward, in seinem Falle zwei Häuser bis auf den Grund durchschlug und zertrümmerte, mehrere Menschen theils tödtete, theils beschädigte, und natürlich Eigenthum bis zu einem ansehnlichen Werthe ruinirte. Ist kein solch lustiges Monstrum in nächster Nähe, so mögen wir annehmen, daß auch keine Dampfmaschine da ist. Dieß ist wiederum ein sehr wohl zu beachtender Punkt, indem Dampfkessel-Explosionen hier durchaus an der Tagesordnung sind und dermaßen regelmäßig wiederkehren, daß die großen Tagesblätter die Titelzeile: „Terrible Boiler Explosion. — Fearful Destruction of Life and Property" (Fürchterliche Dampfkessel-Explosion. — Schreckliche Zerstörung von Leben und Eigenthum) stereotypirt, d. h. in Einem Stück, stets zur Hand haben.

Daß kein Geschäftslocal, Kaufladen u. dgl. im Hause, keine Gasröhrenleitung in demselben und selbst in den unmittelbar daran stoßenden Gebäuden angebracht oder ein Verkäufer von Paraffinöl und andern explodirenden Sachen Hausnachbar sei, ist ein Umstand, auf den hauptsächlich solche Personen sehen müssen, die es nicht lieben, durch den Einsturz einer Wand ihres Schlafzimmers unangenehm erweckt oder durch Feuerlärm unter oder neben sich derangirt zu werden.

Das Alles sind Reflexionen, auf die man in Deutschland nur wenig Gewicht legen würde, die aber hier bei allen Denen schwer in die Wagschale fallen, welche die Fahrlässigkeit und den unendlichen Leichtsinn kennen, womit alle explodirende und sonst gefährlichen Stoffe und Gegenstände in England gehandhabt werden.

Haben wir nun die wenigen bis jetzt aufgezählten Bedenklichkeitspunkte als nicht vorhanden gefunden, so werfen wir einen Blick aus den Hinterfenstern des Hauses, um uns zu versichern, daß dort nicht etwa ein „Timbre-yard" (Zimmerhof oder Holzplatz) sich befindet. Sollte dieß der Fall sein, so thun wir besser, weiter zu gehen; denn ein Londoner Holzlagerplatz und ein Riesenfeuer sind zwei so nahe verwandte Begriffe, daß wir denn doch vorziehen, die Nähe eines solchen zu meiden.

Endlich glauben wir gefunden zu haben, was allen unsern Erwartungen entspricht: comparativ gesunde Lage, weder Dampfschornstein noch Dampfmaschine, kein Gas, kein Holzhof, kein Kaufladen. Wir waren vorsichtig und steckten den neuesten Plan Londons zu uns, auf dem sowohl die vorhandenen als die projectirten, die überirdischen wie die unterirdischen Eisenbahnen genau angegeben sind. O weh! Eine der letztern zieht ihre unheimlichen Tunnel gerade unter dem Hause hin, das uns so sehr gefällt. Besser wir ziehen weiter; denn neulich erst passirten wir Farringdon Road, unter dem eine jener unterirdischen Speculationen des 19. Jahrhunderts befindlich, und wir sahen die Sprünge in den Mauern der Häuser zu beiden Seiten der breiten Straße, wir sahen die riesigen Balken als Stützen gegen die Häuser gestemmt und, auf dem Trottoir stillstehend, fühlten wir es unter unsern Füßen vibriren, wenn 20 Fuß unter uns ein Dampfwagenzug in den Eingeweiden der Erde dahinsauste. Wenn wir an der Kreuzung von Tottenham Court Road, Hampstead Road und Euston Road stehen und die Straße bis zu einer Tiefe von 70 Fuß vom Steinpflaster an gerechnet, vor uns vertical durchschnitten wäre, so würde sich uns folgender Anblick bieten: 2 Fuß tief die Gasröhrenleitung; 5—10 Fuß tief die Wasserleitung; 12—18 Fuß tief die pneumatische Depescheneisenbahn; 20 Fuß tief die Kloakencanäle (deren endliche Bestimmung die Themse); 20—40 Fuß tief die unterirdische oder Metropolitan-Eisenbahn; 45—65 Fuß tief die Hampstead und Charing-Croß-Verbindungseisenbahn, welche unter der zuvorgenannten im rechten Winkel passirt. Nun, wer Lust hat, über diesen Ameisenhaufen und Maulwurfsgängen zu wohnen, der thue so: ich danke bestens für das Vergnügen.

Sollte eine Eisenbahn die Straße kreuzen, was wir an zahllosen Punkten Londons sehen können, so hüten wir uns, ein Haus zu bewohnen, welches am Durchschnittspunkt liegt. Die Straße ist in solchen Fällen überbrückt und eben nur so viele Häuser auf beiden Seiten der Straße sind niedergerissen, als nöthig für die Breite der doppelten Fahrgleise. Ich kenne einzelne Stellen, z. B. die Ludgate-Hill-Ueberbrückung, wo der Raum zwischen einem Wagenzug und der Seitenmauer des nächststehenden Hauses 3 Fuß beträgt. Gesetzt den Fall, ein solcher Wagenzug verließe die Schienen, ein mindestens in England wöchentlich sich ereignender Fall, gerade im Augenblick, wo er ein solches Haus passirt — ich brauche dem Leser wohl kaum zu sagen, wie angenehm es sein müßte für eine

am Theetisch gemüthlich sitzende Familie, plötzlich den unerwarteten Besuch einer dampfenden, feuersprühenden, mauerdurchbrechenden Locomotive im Zimmer zu haben; um gar nicht von all den sonstigen mit dergleichen kleinen „accidents" verbundenen Unannehmlichkeiten zu sprechen, oder der gestörten Nachtruhe, des Zitterns und Klirrens der Fensterscheiben ꝛc. zu erwähnen. Kam es doch vor, daß auf einer dieser Straßenüberbrückungen eine jener kolossalen Locomotiven sich im Wege irrte (obgleich zwei glänzend helle Laternen vor ihr angebracht waren) und, statt über die Brücke zu dampfen, links abbog und hinunter in die Straße dampfte, wobei es denn natürlich und wie gewöhnlich nicht an Todten und Verwundeten fehlte.

Doch wir sind noch lange nicht am Ende: ein Heer anderer Bedenklichkeiten springt auf vor unserm Geist, vor unsern Augen, die wir bisher fast vergaßen. Wir müssen Sorge tragen, daß weder Theater, noch Musikhalle, noch sonstiges Schaulocal oder Tanzsaal in unserer Nachbarschaft sich befinden; daß unsere Straße nicht eine Omnibusstraße oder eine solche ist, welche zwei Hauptstraßen direct miteinander verbindet; daß kein „Cab-stand" (Droschken-Halteplatz) nahebei sei. Schon wenn nur einer dieser Fälle vorhanden, werden wir selten eines ungestörten Schlafes genießen; deren mehrere vereinigt, werden genügen, den Ruheliebenden zur Verzweiflung zu bringen.

Daß ein „Publichouse" (Trinkhaus) uns nicht zu nahe liege, ist eine conditio sine qua non, bezüglich deren ein Jeder mir unweigerlich beistimmen wird, der Gelegenheit hatte, London selbst nur oberflächlich kennen zu lernen.

Ein Haus ferner, das sich in einem Marktviertel, oder selbst nur in der Nähe einer der Londoner Marktstraßen befindet, würde mich, wie einladend es auch sonst sein möge, nie als Insassen haben. Der Lärm ist betäubend, tödtend, des übeln Geruchs oder besser der Mischung Hunderter der unangenehmsten Geruchsarten gar nicht zu erwähnen.

Sollte ein glücklicher Zufall uns noch zeitig genug mit dem Umstande bekannt gemacht haben, daß die Straße, in welcher uns heimisch zu machen wir beabsichtigten, ein Favoritpunkt für Straßenprediger ist, so mögen wir diesem glücklichen Zufall aufrichtig danken, denn er befreit uns von zwei Uebeln mindestens: Unfug und Volkslauf einmal und dem unangenehmen Anblick der evidentesten Heuchelei anderntheils.

Den nächst der Sorge für Leben und Gesundheit am meisten zu beherzigenden Punkt will ich noch besprechen. Gesetzt, wir haben ein Haus gefunden, das uns in jeglicher Beziehung convenirt, so lassen wir es ja unsere erste Sorge sein, uns über die Person Desjenigen zu vergewissern, dem wir unsern Miethbetrag zu zahlen haben. Bewohnt der Besitzer des Hauses dasselbe in Person und ist er es, mit dem wir uns im Geldpunkte abzufinden haben, so mögen wir ruhig schlafen. Ist jedoch (was in hundert Fällen neunzig Mal der Fall) das Haus im temporären Besitz eines Hauptmiethers, der vielleicht 50 Pf. St. jährlich an den Besitzer zu zahlen hat und seinerseits womöglich die doppelte Summe durch Parcellirung des Hauses realisirt, dann ist die Sache eine bei weitem andere. Haben wir die Gewißheit, daß der Hauptmiether stets regelmäßig seinen Miethbetrag an den Besitzer des Hauses zahlt, so mögen wir uns beruhigen; haben wir jedoch diese Gewißheit nicht, so müssen wir in steter Angst um unser Hab und Gut schweben, indem das so excellente englische Gesetz dem Hausbesitzer ein Recht gibt, sich für nicht gezahlte Miethe an allen in seinem Hause befindlichen Effecten schadlos zu halten, wem immer solche angehören mögen. Da kann nun wohl der Fall eintreten, daß wir unsere Monats- und Vierteljahrsmiethe höchst pünktlich, regelmäßig und gewissenhaft berichtigen, der Hausinhaber jedoch vergaß, ein Gleiches gegenüber dem Hausbesitzer zu thun. Dieser Letztere requirirt Execution, und unser Mobiliar, unsere Betten, unsere Kleidungsstücke, unsere Bücher, unser Instrument, mit Einem Wort, unser Hab und Gut wandern zur Auction vor unsern Augen, wenn wir nicht vorziehen, den Besitzer zu bezahlen. Es ist wahr, daß wir in diesem letztern Falle uns an den Hauptmiether halten können, doch dieser hat unter so bewandten Umständen in der Regel nichts, woran sich zu halten, und wir sind bei alledem mit doppelten Ruthen gepeitscht. Dieß ist ein in London sich oft wiederholender Fall, und obgleich zum öftern Anträge auf Reformen in dieser speciellen Branche der englischen Gesetzgebung im Parlament gemacht worden sind, bleibt es doch natürlich beim Alten. Die Mitglieder des Parlaments sind doch unzweifelhaft sämmtlich Hausbesitzer und werden es so leicht nicht mit ihresgleichen verderben.

Werden die Leser mir nun recht geben, daß es in London mancherlei mehr zu berücksichtigen gibt bei der Wahl einer Wohnung als anderswo, ja daß eben viele Dinge hier als triftige Abschreckungsgründe dastehen, die bei uns in Deutschland kaum, oder nicht entscheidend wenigstens, ins Gewicht fallen würden?

(D. A. Z.)

Ein Nachtstück nach der Natur gezeichnet.

Der „Bürger- und Bauernfreund" schreibt unter dieser Ueberschrift:

Am Ende eines Dorfes in Ostpreußen steht ein kleines, niedriges, einsames Haus aus Holz, wie es die Losleute fast immer bewohnen, wie überhaupt die mehrsten Bauernhäuser wenig anders gebaut sind. Vier Zimmer mit einem kleinen Fenster und je einer fast dunkeln Kammer daran, in der Mitte des Hauses der weite Schornstein mit Durchgang, zwei kleine Hausflure mit Leitern nach dem Boden, das ist der ganze Grundriß des Hauses, mit getrennten Wohnungen für vier und mehr Familien; denn selten bewohnt Eine ein Zimmer mit Kammer allein. Nur besonders Glückliche können die Miethe von 7 bis 10 Thalern für eine solche Wohnung allein erschwingen.

Der Staketzaun vor dem Häuschen, der im Sommer das winzig kleine Gärtchen schützte, ist längst verbrannt. Wir arbeiten uns durch den hohen, losen Schnee.

Die eingeklinkte Hausthür öffnet sich schwer, da eingestürmte Schneemassen ein Hinderniß bieten. Leise treten wir in die Stube rechts, die eine bis zum Herbste gutgestellte Losmannsfamilie allein bewohnt. Ein Schneestreifen hat noch durch die Ritzen der Stubenthür den Eingang gefunden, und zeichnet auf dem Lehmestrich einen weißen Strich. Die geweißten Wände sind mit Eiscristallen bedeckt, das Fenster so dicht befroren, daß im Zimmerchen nur ein Halbdunkel herrscht. Der Kamin zum Kochen an der Wand am Schornsteine hat keine Thüren mehr, sie sind verbrannt. Lange nicht benutzt, ist er voll Stroh gestopft, um dem Winde und dem Schnee den Eingang zu wehren.

Am Tische rechts in der Ecke sitzt ein junges, eingehülltes Weib, gedankenlos, mit den Händen einen Zipfel ihres Tuches über ein kleines Mädchen deckend, welches, die Füßchen auf die Klumpen gestellt, sich in ihren Schoß geworfen. Auf der Ofenbank, am eiskalten Ofen, liegt ein schlafender Knabe, mit einem zerrissenen Sacke bedeckt. Von dem dürftigen Bette links in der Ecke, welches die ganze Familie aufnehmen muß, wollen wir schweigen. Es ist nicht in Ordnung gebracht. Wahrscheinlich hat das kleine Mädchen, die Wärme in demselben suchend, es nur eben verlassen, um von der Mutter Brod zu verlangen. Unter dem Bette gähnt schwarz ein viereckiges tiefes Loch; zur Aufnahme von Kartoffeln bestimmt, blieb es dieses Jahr leer, und der Holzdeckel

desselben ist längst verbrannt. Die kleine Blechlampe auf dem Ofen ist bestäubt und befroren, da lange schon kein Oel da war, di Abende zu erhellen.

Eine peinliche Stille herrscht in dem Zimmer, nur von dem leisen Weinen des kleinen, hungrigen Mädchens unterbrochen, von dem Knistern der Scheiben, die der Frost sprengt.

Unter schweren, langsamen Schritten hört man draußen den Schnee knarren. Die Frau lauscht.

„Maricke, weine nicht, der Vater kommt; er bringt Geld und Brod, er war ja schon acht Tage auf Arbeit aus."

Der Vater tritt ein, eine große, kräftige, aber von Elend und Ermüdung gebeugte Gestalt. Die Klumpen, ja die über die Beinkleider gezogenen wollenen Socken voll Schnee, den langen Stock mit der Eisenspitze in der Hand, den Reise- oder jetzt besser Bettelsack auf dem Rücken, die Pelzmütze mit einem Tuche gegen den Schneesturm festgebunden.

Die Augen der Frau sind fragend auf ihn gerichtet.

Stumm nickt er mit dem Kopfe und legt eine Krähe und einige kleine Vögel auf den Tisch.

„Sie sind erfroren, koche sie."

„Womit? ich habe kein Holz, an Salz nicht zu denken."

„Borge bei den Nachbarn."

„Hat keiner. Die Nachbarn auf der anderen Seite sind seit Tagen fort betteln; der Nachbar nebenan erkrankte in der Stadt und starb im Lazareth."

„Es ist hier so kalt als draußen; holtest Du oder der Junge kein Sprod?"

„Der Schnee ist zu tief; wir kamen seit Tagen nicht mehr durch. Beim letzten Gange hat sich Karl, dort liegt er, die Füße abgefroren."

Eine traurige Pause trat ein, dann fragte die Frau:

„Vater, Du warst auf Arbeit an der Eisenbahn; bringst Du kein Geld mit?"

„Man schickte mich von der Stadt auf die nächste Station; ein schwerer Marsch mit hungrigem Magen; und von da — nach Hause, da keine Karren da wären."

„Und gingst Du nicht zur Narpe-Entwässerung, Vater?"

„Da habe ich gearbeitet, schwer gearbeitet, und erhielt 5 Sgr. den Tag. Davon wurde ich allein bei den theuren Preisen nicht satt, vielweniger was für Euch beizulegen. Da ging ich fort und — bettelte mich nach Hause."

„Vater, wir — mußten es auch, um nicht zu verhungern; jetzt ist der Schnee zu tief, wir zu schwach. Seit zwei Tagen kommen wir nicht mehr fort. Jetzt — hungern wir. Suchtest Du aber nicht bei den Bauern zu dreschen? Die hätten Dir doch das Essen und für uns 1 Sgr. und 4 Pf. gegeben?"

„Habe versucht, Mutter; aber es hat beinahe Keiner mehr zu dreschen, die Scheunen sind leer."

„Vater, der Executor war hier wegen rückständiger Classensteuer. Er fand nichts zu nehmen. Vater, was thun wir, damit die Kinder und wir nicht verhungern? — Ich hörte einmal von 600,000 Thalern Unterstützungsgeldern, die bei der Regierung liegen sollen."

„Mutter, ich hörte auch, aber jetzt ist's stille davon: Wenn's das Wetter erlaubt, gehen wir Alle betteln. Die Kraft ist erschöpft; arbeiten kann ich auch nicht mehr, wenn's selbst Arbeit gäbe."

„Vater ehe es dahin kommen muß, — warst Du bei dem großen benachbarten Grundbesitzer nach Arbeit?"

„Ach Gott ja, aber er hat ja keine; kaum Getreide genug, um seinen eigenen Leuten Deputat geben zu können. Da bekam ich das Brod — er nimmt es aus dem Bettelsack — es ist gefroren, aber ess'; ich aß dort warme Suppe, ich halte schon eine Weile aus. — Der Bettelstab ist eine schwere Arbeit. — Und nur auf den Gütern gibts noch Essen und Brod. Die Bauern haben selbst nichts; sie haben die Höfe geschlossen, um nicht die Nothleidenden mit Worten abweisen zu müssen."

Die Familie versank in düsteres Schweigen, in Gedanken an den Bettelstab.

* * *

Ein trauriges Bild aus dem Leben! Nicht ein bestimmtes Bild, aber 30,000 bis 40,000 solcher oder ähnlicher Scenen spielen jetzt leider ungefähr täglich im Regierungsbezirk Gumbinnen allein!!! Helft!!!!!!

Museum.

Bei dem Thema der jüngsten der wissenschaftlichen Vorlesungen, wie es sich in den einfachen Worten: Ueber menschliche Lebensdauer ankündigte, mochten wohl die Einen an die Erzväter und Methusalem, die Anderen an die weiland viel gerühmte Hufeland'sche Makrobiotik, oder gar an eine Panacee denken; Denjenigen aber, welche richtig schlossen, daß es sich um Statistik handeln werde, konnte bei dem unabweislichen Nebengedanken an Ziffern und Tabellen ein berechtigter Zweifel kommen, ob der Gegenstand geeignet sein würde, sie zu erwärmen. Und freilich, nicht Jedem ist das Wort Schläger's, womit er die Zusammengehörigkeit der Statistik mit der Geschichte als der Gegenwart mit der Vergangenheit charakterisirte, gerade im Gedächtniß, oder überhaupt bekannt: „Die Geschichte ist eine fortlaufende Statistik, und die Statistik ist eine stillstehende Geschichte".

Ein für seinen Zweck noch wirksameres Interesse fand der Redner des Abends, Professor Lazarus aus Berlin, indem er seine Betrachtung der Dauer des Menschenlebens auf statistischer Grundlage unter den Gesichtspunkt seiner Fachwissenschaft, der Philosophie, stellte, die in der Neuzeit noch mehr als früher, in Folge der Erweiterung und zugleich Vertiefung der verschiedenen Disciplinen, die Aufgabe sich steckt, die Summe der Ergebnisse jeder einzelnen zu ziehen und so deren Idee zu fixiren.

Zu der Statistik und gerade in der hier einschlägigen Richtung wurde von E. Halley, dem großen Astronomen, durch die Aufstellung von Mortalitätslisten der Stadt Breslau, die er im Auftrag einer Tontinengesellschaft vornahm, die erste Anregung gegeben. Während ein Prediger Süßmilch seine Com- Berechnungen zu theologischen Zwecken, der Mathematiker Euler seine Combinationen machte, um Formeln zur Erleichterung der neuen Aufgabe zu finden, ging Schweden zuerst von Staatswegen vor, Deutschland aber hatte (und zwar vor mehr als hundert Jahren durch Achenwall) den Ruhm, wie immer, die Forschung über die Grundkräfte des Staats in seinen physischen und moralischen Elementen, über deren Verhältniß und Entwickelung wissenschaftlich zu begründen und durch förmliche Buch- und Rechnungsführung zu behandeln. Je weiter die Gesichtspunkte der Lehrer, je höher ihre Zwecke wurden, desto vertiefter gestaltete sich die Geistesarbeit, und mit dem entbrennenden Streit klärten sich die Principien, so daß jetzt die Statistik, in Wahrheit die Physik der Gesellschaft, mit dem ungeheuren Material, mit den überraschenden Resultaten, die selbst in den willkürlichen der menschlichen Handlungen, wie dem Selbstmord, der Eheschließung rc. nach dem von Quetelet und seiner Schule aufgestellten Satz die Regelmäßigkeit der Erscheinungen, also eine gewisse Gesetzmäßigkeit nachzuweisen vermögen, die unentbehrlichste der Hülfswissenschaften, der Gradmesser des Pulsschlags der Zeit geworden ist. Wenn auch, wie jede Culturbestrebung, vom Egoismus ausgehend, ist indeß die Statistik keineswegs des Idealismus baar. Die ethische Seite insbesondere wies der Redner in der Solidarität nach, und mit oft emphatischer Wärme beleuchtete er dann seinen speciellen Gegenstand in den verschiedenen Richtungen, welche für denselben die Statistik bietet. Manchmal allerdings nur aphoristisch, wie es die Fülle des Stoffes erklärlich macht, wußte er die Zahlen und die abstracten Verhältnisse des materiellen und des geistigen Lebens und seiner Bewegung durch bedeutungsvolle Beziehungen, durch Eröffnung neuer, überraschender Einblicke zu beleben, wie beispielsweise in der Darlegung des Werthes des unproductiven Alters für die Gesellschaft, in der Gegenüberstellung der numerischen Abwägung eines Fidschi-Insulaners und eines Goethe, in dem Verhältniß der geistigen Consumtion und Production, in dem „objectiven Geist" früherer Jahrtausende, welcher in dem geringsten Object der jetzigen Cultur zu uns spricht. ⊙

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Ritz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 15. Mittwoch, den 15. Januar 1868.

Aus den Tagen des Rheinbundes.

Novelle von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Der Abend war lau und warm, hell funkelten die Sterne am dunkeln Nachthimmel, und nur fern am Horizont zogen schwere Wolken herauf, aus denen blasse Blitze zuckten.

Die Comtesse fand, daß nichts fehle, um diesen herrlichen Abend vollkommen zu genießen, als Musik, und auf die Bitten des Kammerherrn stimmte sie ein französisches chanson an.

Aber die muntere, neckische Melodie paßte nicht zu der schwermüthigen, weichen Sommernacht, das fühlten Alle, und als sie geendet, begann Froberg, dessen poetischer Sinn durch die Wahl dieser Musik geradezu verletzt war, mit seiner vollen, schönen Baritonstimme ein deutsches Lied.

Er sang das Aennchen von Tharau, aber Anna schien die Huldigung nicht zu bemerken, die Froberg mit der Wahl dieses Liedes ihr vielleicht erweisen wollte.

Ihre Gedanken waren ausschließlich mit dem Briefe der Frau von Mühlen beschäftigt, und ungeduldig sehnte sie den Augenblick herbei, wo sie ihn lesen konnte.

— — — — —

Als Anna endlich allein in ihrem Zimmer war, riß sie hastig das Couvert auf und zwei engbeschriebene Blätter fielen ihr entgegen.

Frau von Mühlen schrieb ihr, daß sie diese sichere Gelegenheit benutze, um ihr endlich ausführliche Nachrichten von sich und ihrem Leben zu geben. Sie sprach von der geheimen politischen Verbindung gegen die Fremdherrschaft, die den ganzen preußischen Staat durchziehe, und auch in Süddeutschland viele Mitglieder habe. Dort aber sei der französischen Emissäre wegen, die in den Rheinbundstaaten thun könnten, was ihnen beliebe, es sehr schwer, Nachrichten zwischen den einzelnen Gliedern der Verbindung zu vermitteln, besonders seit den letzten Monaten, wo die Wachsamkeit der französischen Polizei sich verdoppelt habe. Da sie nun Anna's Patriotismus kenne, und sie (Anna) erst neulich in der Sache eines ihrer Freunde, des Grafen Wahrnim, sich so bereitwillig gezeigt, zu thun, was man von ihr gefordert, so habe sie den Vorschlag gemacht, daß in schwierigen Fällen ihrer Freundin die betreffenden Papiere zu überbringen, und von ihr dann wieder zu einer anderen Zeit, an einen anderen Boten auszuliefern seien. Der am Waldheim'schen Garten vorüberfließende Fluß mache es leicht, in einem Kahn unbemerkt an den Pavillon zu gelangen, und dort möge sie Diejenigen erwarten, die ihre Vermittlung in Anspruch nehmen würden. Wenn sie diesen Brief erhalte, so möge sie sich am folgenden Tage Abends am Pavillon einfinden, wo Jemand sie erwarten, ein Paket ihr übergeben, und ihr das Weitere mittheilen werde.

Der ganze Brief athmete Hoffnung und feste Zuversicht auf die endliche Befreiung des Vaterlandes, welche selbst die Aussicht, daß Preußen, im Bunde mit Napoleon, gezwungen sein würde, an dem Kriege gegen Rußland theilzunehmen, nicht erschüttern konnte.

Auf das Höchste erregt, ließ Anna den Brief sinken; es war ihr, als würde sie plötzlich aufgerüttelt aus dem süßen Traum, den sie seit den letzten Monaten geträumt hatte. Sie erschien sich selbst so egoistisch, so engherzig, daß alle ihre Gedanken nur beschäftigt gewesen waren mit ihrer Liebe und dem eigenen Glück, und sie darüber die Sache des Vaterlandes, der Frau von Mühlen und tausend Andere mit dem Aufgebot aller Kräfte, mit jedem persönlichen Opfer dienten, fast vergessen hatte.

Sie war unzufrieden mit sich selbst und ein Gefühl tiefer Beschämung erfaßte sie, als das Bild der Comtesse vor ihr aufstieg und sie sich sagen mußte, wie dieses eitle, gehaltlose, frivole Geschöpf, welches ihre Rivalin war, gleich unwerth ihrer Eifersucht wie der Liebe Frobergs sei.

In dem ersten Sturm ihrer aufgeregten Gefühle dachte sie kaum daran, welche bedenkliche Folgen für sie selbst der Dienst haben konnte, den Frau von Mühlen von ihr forderte; erst der nächste Morgen brachte ihr mit ruhiger Ueberlegung auch die Erkenntniß, wie viel sie wagte, wenn sie that, was man von ihrem Patriotismus erwartete. Dennoch schwankte sie keinen Augenblick, das verlangte Opfer zu bringen, gleichviel, was daraus für sie entstehen konnte.

Sie wußte sich am Abend durch den Vorwand von Unwohlsein von einer bei Hofe stattfindenden Soiree frei zu machen, und als die Nacht gekommen war, ging sie ruhigen, festen Schrittes durch den Garten nach dem Pavillon, wo sie den Fremden erwarten sollte.

Den ganzen Tag über hatte es stark gewittert und geregnet, und die Luft war empfindlich abgekühlt. Es war einer von den Sommertagen, die schon ganz den Charakter des Herbstes tragen, obgleich die Jahreszeit noch weit davon entfernt ist, und oft noch die heißesten, schönsten Tage folgen. Die Wolken, vom Winde gejagt, zogen über den Mond, bald ihn völlig bedeckend, bald wieder frei lassend, so daß sein bleicher Schein sich in den gelben, vom Gewitter angeschwollenen Wellen des Flusses spiegelte.

Fröstelnd hüllte sich Anna dichter in ihren Shawl, als sie wartend an dem Wasser auf und ab ging.

Zum ersten Mal fiel es ihr jetzt ein, daß es Wahrnim sein könne, den sie hier erwartete, und ein Gefühl von Freude durchzog ihr Herz. Sie sehnte sich darnach, seine ernste, einfache Rede wieder zu hören, sich aufzurichten an der festen Klarheit seines Wesens, und Muth und Zuversicht aus seinen Worten zu schöpfen.

Da kam ein Kahn rasch herangerudert, aber der junge Mann, der, ihn am Pflock befestigend, heraussprang, war nicht Wahrnim, und Anna empfand ein Gefühl der Enttäuschung.

„Fräulein von Waldheim?“ sagte der Fremde halb fragend.

„Ich bin es“, versetzte sie. „Sind Sie von Frau von Mühlen an mich gesendet, um mir Papiere zu übergeben?“

„So ist es!“ erwiderte er und zog ein Paket aus seiner Brusttasche. „Nehmen Sie hier, und übermorgen zur selben Stunde wird ein Anderer kommen, der diese Papiere wieder abholt. Fragen Sie ihn, wie viel Uhr es ist, und wenn er sagt: „„Es ist in der zwölften Stunde““, dann ist es der Rechte, dann geben Sie ihm das Paket.“

Anna nahm die dargereichten Papiere, und wollte eben den Fremden nach dem Grafen Wahrnim fragen, als ihr einfiel, daß sie nicht einmal dessen wahren Namen wußte. Es schmerzte sie, daß sie nichts über ihn erfahren konnte; sie hätte gern gewußt, wo er jetzt weilte, wie sein Schicksal sich gestaltet hatte.

„Haben Sie mir noch Etwas zu befehlen, gnädiges Fräulein?“ unterbrach der Fremde ihr Nachsinnen, und als sie verneinte, fuhr er fort: „Dann will ich eilen, mich zu entfernen, wir stehen hier Beide auf gefährlichem Boden.“

Er grüßte sie verbindlich und sprang in den Kahn zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Memoiren der Königin Victoria.

Es war vor einiger Zeit bei Gelegenheit des Erscheinens der Biographie des verstorbenen Prinz-Gemahls von England viel von der schriftstellerischen Thätigkeit der Königin Victoria die Rede, welcher das genannte Buch indirect zugeschrieben wurde. Nun liegt in der That ein ihrer Feder zugeschriebenes Erzeugniß schriftstellerischer Muse vor und es wird unsere Leser interessiren, davon nähere Nachricht zu erhalten.

Das Buch heißt: „Das Tagebuch der Königin“. („Leaves from the Journal of Our Life in the Highlands from 1848 to 1861“). Herausgegeben von Arthur Helps. London: Smith, Elder & Co. 1868.)

Es ist eine Sammlung loser Tagebuchblätter aus der glücklichen Zeit ihrer Ehe, eine einfache Schilderung ihres häuslichen Lebens und ihrer Reise nach Irland, zumeist aber ihrer glücklichen Tage in den schottischen Hochlanden, inmitten ihrer Kinder, Freunde und Diener und an der Seite des geliebten Mannes, der jeder Zeit die Hauptfigur der vorliegenden Aufzeichnungen ist. Politische Enthüllungen finden sich in diesem Buche nicht, und politische Betrachtungen äußerst selten; dafür kann Jeder, den es interessirt, vermittelst desselben einen Blick in die schöne Häuslichkeit einer königlichen Familie thun, wie er in solcher Weise dem Historiker noch nie vergönnt gewesen ist.

Daß das Buch in dieser Form erschien, verdankt man dem Herausgeber, Herrn Arthur Helps (Secretär des Geheimraths). Ihm hatte die Königin ihre Absicht mitgetheilt, eine Auswahl aus ihren Tagebuchblättern für ihre Familienmitglieder und nächsten Freunde drucken zu lassen, und erst in Folge seiner, gewiß richtigen, Bemerkung, daß in einem solchen Falle, trotz aller anempfohlenen Discretion, dennoch einzelne Partieen, aus dem Zusammenhange gerissen oder arg verstümmelt, in die Oeffentlichkeit gelangen und zu unliebsamen Mißverständnissen Anlaß geben dürften, entschloß sich die hohe Frau, dem ganzen Publikum mitzutheilen, was sie Anfangs bloß einem engen Kreise anzuvertrauen Willens war.

Das steife Wort „Wir“ gebraucht die Königin in diesem Buche nie, wenn sie von ihrer eigenen Person spricht. Wo sie „Wir“ sagt, meint sie damit sich und den Prinzen, mit oder ohne Zugabe der Kinder und des Haushalts. Der Prinz von Wales figurirt in diesen Aufzeichnungen als „Berthie“ (Abkürzung für Albert), die Prinzeß Royal als „Vicky“ (abgekürzt für Victoria), und beinahe respectwidrig klingt es, wenn die Königin erzählt, daß poor Vicky sich bei einem Ausfluge von Balmoral auf ein Wespennest gesetzt und jämmerlich zugerichtet habe.

Der erste Abschnitt des Buches dürfte wohl der interessanteste sein, denn er zeigt uns die junge Frau im Vollgenuß ihres häuslichen Glückes, in den herrlichen Hochlanden, deren Reize zu schildern sie nie müde wird. Die Schotten gefallen ihr, das ungezwungene Leben und die ländliche Ruhe, ferne vom Treiben und dem Ceremoniel der Hauptstadt, sagen ihren Neigungen zu, sie interessirt sich für die Erziehung ihrer Kinder, den Bau des neuen Hauses, die neuen Anlagen, die Gutsleute, das Gesinde, mehr aber als für alles Dieß für ihren geliebten Gatten, was er treibt und schreibt, liest und schießt. Den Höhepunkt ihres Glückes bildeten dazumal die kleinen Ausflüge, die sie zuweilen mit ihm und wenigen Begleitern ganz im Stillen unternahm. Wie sie auf solchen Bergpartieen, die oft mehrere Tage währten, mit mancherlei kleinen Beschwerden zu kämpfen hatten, ländliche Bekanntschaften machten, in schlichten Wirthshäusern übernachteten und sich die einfache Kost, die ihnen geboten wurde, vortrefflich schmecken ließen, dieß und Aehnliches wird oft schmucklos und liebenswürdig geschildert.

Am 17. December 1862 tritt plötzlich eine mehrwöchentliche Lücke im königlichen Tagebuche ein, am 16. war nämlich das Gerücht vom Tode des Herzogs von Wellington nach Balmoral gedrungen, dem wenige Stunden später die Bestätigung folgte. Die Königin schreibt darüber in ihrem Tagebuch:

„Ich hatte mich eben niedergesetzt, um zu skizziren, als Mackenzie (einer der Diener) mit der Meldung zurückkam, daß meine Uhr zu Hause sei. (Ich hatte sie bei meinem Spaziergange im Gehölze vermißt.) Er brachte Briefe, unter denen sich einer von Lord Derby befand. Ich riß ihn schnell auf und ach! er enthielt die Bestätigung der traurigen Nachricht, daß Englands oder, richtiger gesagt, Britanniens Stolz und Ruhm, sein Held, der größte Mann, den es je erzeugt hat, nicht mehr war! Trauriger Tag! großer, unersetzlicher nationaler Verlust!“ Besonders bemerkt die Königin noch hiezu, daß er gegen Albert die „größte Freundlichkeit und das größte Zutrauen“ gezeigt habe.

Ueber ein anderes großes Ereigniß, die Eroberung von Sebastopol, lesen wir in diesem Tagebuche vom 10. September 1855:

„Weitere telegraphische Depeschen wurden mit fortwährender Spannung erwartet. Um halb eilf Uhr kamen ihrer zwei, eine für mich und eine für Lord Granville. Ich hatte eben begonnen, die meinige zu lesen, die von Lord Clarendon kam und Einzelheiten über die weitere Zerstörung der russischen Schiffe von Marschall Pelissier enthielt, als Lord Granville sagte: „„Ich habe bessere Nachrichten. General Simpson meldet: Sebastopol ist in den Händen der Alliirten.““ — Gott sei dafür gelobt! Unsere Freude war groß; doch konnten wir die gute Nachricht kaum glauben, und nachdem wir sie so lange und sehnsüchtig erwartet hatten, vermochten wir uns in die Wirklichkeit kaum hineinzufinden. Albert sagte, sie wollten gleich das Freudenfeuer anzünden, das im vorigen Jahre beim Eintreffen der falschen Nachricht vom Falle der Stadt vorbereitet worden und seitdem unberührt geblieben war.“ — Und nun wird ausführlich erzählt, wie der Gatte mit den übrigen Gentlemen und dem Gesinde des Hauses den Berg erklomm, das Freudenfeuer anzündete und wie sie allesammt von Herzen vergnügt waren.

Ungefähr 14 Tage später war der Königin das Glück beschieden, abermals ein erfreuliches Ereigniß in ihr Tagebuch eintragen

zu können, nämlich die Verlobung ihrer ältesten Tochter, der Prinzeß Royal, die sie von da an nicht mehr Vicky, sondern Victoria nennt. Sie schreibt:

„Unsere liebe Victoria ist heute mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen verlobt worden, der seit dem 14. bei uns zu Besuch ist. Uns hatte er schon am 20. seine Wünsche mitgetheilt, aber ihrer gar zu großen Jugend wegen schwankten wir, ob er selber mit ihr sprechen oder warten solle, bis er wiederkäme. Wir fühlten indessen, es sei besser, daß er es gleich thue, und während wir heute Nachmittag den Craig-na-ban hinaufritten, pflückte er ein Stückchen weißes Haidekraut — das Sinnbild von „Gut Glück" —, das gab er ihr, und dabei hatte er Gelegenheit, als sie den Glen Girnoch hinabritten, ihr gegenüber eine Anspielung auf seine Hoffnungen und Wünsche zu machen, woraus sich dieser glückliche Abschluß entwickelte."

Der Besuch, den das königliche Paar in Irland abstattete, wird ebenfalls ausführlich geschildert, aber da er zum Theil eine Staatsvisite war — die Königin stand einmal in Dublin mehr denn vier Stunden vor dem Throne aufrecht, um über 3000 Besucher an sich vorbeidefiliren zu lassen — bot er der stillen Freuden nicht so viele, wie der Aufenthalt in den schottischen Hochlanden, obwohl die Irländer in ihren loyalen Demonstrationen das Aeußerste aufboten.

Wer sich für die innere Häuslichkeit der Königin interessirt, die Tageseintheilung, die Kinder, deren Erziehung, das Gesinde etc. (auch von John Brown, der zu so vielen abgeschmackten und unwürdigen Gerüchten Veranlassung gab, ist die Rede) wird in diesem Buche hinreichenden Stoff zur Befriedigung seiner Neu- und Wißbegierde finden. Auf alle Fälle ist es ein Unicum in seiner Art, das sich schon durch die Anspruchslosigkeit seiner Darstellung und die Motive, die es ins Leben riefen, einer strenge eingehenden Kritik entzieht.

Graf von Arnim-Boytzenburg †.

Am 8. Januar starb nach längerem Leiden in Boytzenburg (Regierungsbezirk Potsdam) der preußische Staatsmann Adolph Heinrich Arnim-Boytzenburg, im Jahre 1848 an der Spitze des Märzministeriums.

Graf Heinrich aus dem alten, reichbegüterten, in der Mark, im Magdeburgischen, in Sachsen und Franken verzweigten Geschlechte der Arnim, war der Enkel des ersten Grafen der Linie Arnim-Boytzenburg, des 1804 verstorbenen Staatsministers Friedrich Wilhelm von Arnim, und wurde seinen Eltern, dem bereits 1812 gestorbenen Grafen Friedrich Abraham Wilhelm (eine Zeit lang preußischer Gesandter zu Dresden) und dessen Gemahlin, einer Gräfin von Wallmoden-Gimborn, am 10. April 1805 geboren. Durch die Entscheidung des Looses in den Besitz des bedeutenderen boytzenburgischen Antheils von den Gütern des Vaters gekommen, trieb Graf Heinrich gründliche Universitätsstudien und betrat dann die Laufbahn des praktischen Verwaltungsbeamten, auf der wir ihn bereits 1833 als Regierungspräsidenten in Stralsund, dann in Aachen, wo er in kirchlichen Wirren tactvoll und versöhnlich wirkte, und in Merseburg finden. Im Jahre 1840 wurde Graf Arnim zum Oberpräsidenten der Provinz Posen ernannt, wo ihm jedoch die Anfangs Erfolg versprechende Versöhnung der Polen bei der Unmöglichkeit, den Ansprüchen derselben zu genügen, nicht gelang.

Im Juni 1842 zum Minister des Inneren ernannt, versuhr Graf Arnim zwar im Geiste des damals herrschenden Systems, ließ sich dabei aber weder von blinden Standesvorurtheilen noch einer doctrinären Systemsucht leiten, während er übrigens das für nöthig Gehaltene fest und ohne Halbheit that. In die Zeit seines Ministeriums fielen einige Maßnahmen, die nicht gerade geeignet waren, ihn populär zu machen, und von denen die eine, das Verbot der „Rheinischen Zeitung" und der Leipziger „Allgemeinen Zeitung", sein Werk gewesen sein mag, während die andere, die großes Aufsehen erregende Ausweisung von Itzstein und Hecker, ihn nicht zum eigentlichen Urheber haben, vielmehr den Anlaß zu seinem bald darauf (1845) erfolgten Austritt aus dem Ministerium gegeben haben soll. Graf Arnim's Ansichten sollen auch wesentlich zu dem Versuche des Königs mit einem Repräsentativsysteme, wie es dann im vereinigten Landtage hervortrat, beigetragen haben. Auf diesem letzteren einer der Hauptführer in der Herrencurie und wesentlich vermittelnd für die Regierung wirksam, wich er von der letzteren jedoch darin ab, daß er die Periodicität des Landtags für unabweisbar hielt. Dieser Umstand mochte, als im März 1848 der Sturm hereinbrach, die Ursache sein, daß Graf Arnim am 19. März an die Spitze des ersten Märzministeriums gestellt wurde. In dieser Stellung unterschrieb er die bekannte Proclamation vom 21. März mit, trat aber schon am 29. März wieder zurück, indem er mit dem Gange, den Preußen damals in den allgemeinen deutschen Dingen einzuschlagen schien, nicht einverstanden war. Auch das Mandat für die deutsche Nationalversammlung legte er bald wieder nieder. Einem Manne, wie Graf Arnim, konnte schon die Form, in welcher die damals herrschenden Ideen stürmisch nach Geltung und Anerkennung rangen, nicht behagen, seine ganze Weise und Auffassung sich nur mit einer gemäßigten Entwickelung befreunden, sowie man denn auch den strengconservativen Grafen sich später im Herrenhause mehrmals gegen die extremen Tendenzen der Kreuzzeitungspartei aussprechen sah. In jenem Sinne schrieb Graf Arnim auch Mehreres; so „Die deutsche Centralgewalt in Preußen" (Berlin 1848) und „Die Verheißungen vom 21. März" (Berlin 1849). Dem Zustandekommen der Verfassung war er 1850 durch erfolgreiche Vermittlungsvorschläge sehr förderlich.

Graf Arnim hinterläßt aus seiner Ehe mit der Gräfin von der Schulenburg-Wolfsburg eine zahlreiche Familie. Eine seiner Töchter ist mit Herrn von Savigny, dem letzten Gesandten Preußens am Bunde, vermählt. †.

Mannichfaltigkeiten.

(Nothstand.) In der Grafschaft Mark in Westphalen ist eine Agitation zur Linderung des Nothstandes in Ostpreußen unter den Bergleuten im Gange. Der „Märkische Sprecher" veröffentlicht einen Aufruf in dieser Richtung und die folgenden, kräftigen, zum Herzen sprechenden Verse:

An die West-Armee der Bergknappen!

Ihr braven Kameraden, Ihr 30,000 Mann,
In starker Hand das Eisen, rückt Ihr zum Kampfe an.
Ihr meldet Euch freiwillig, Ihr fahrt in Euren Schacht,
Ihr haut mit kräft'gem Arme bis in die tiefe Nacht.
Nicht habt Ihr Hinterlader, wohl Pulver, doch kein Blei,
Ihr tödtet nicht die Menschen, — Ihr macht vom Tode frei
Die Brüder dort im Osten, besiegt die Hungersnoth.
Habt tausend Dank, Ihr Knappen! Es dämmert Morgenroth!
Solch' Band der Menschenliebe sei unsre Ordenszier,
Es sei dem „Volk in Waffen" sein bestes Kriegspanier!

Die „Elberfelder Zeitung" fügt hinzu: „Möge der Vorgang der Bochumer Bergleute überall Nachahmung finden! Ehre und Anerkennung den braven Söhnen der rothen Erde, die so schnell zur opferfreudigen That geschritten sind.

(Zur Affaire Chorinsky-Ebergenyi.) In dem Prozeß über die Vergiftung der Gräfin Chorinsky dürften die Aussagen des Wiener Hofphotographen Angerer gegen die Baronesse Julie

Ebergenyi die wesentlichsten Beweismittel liefern. Sieben Tage vor der Vergiftung der Gräfin Chorinsky hatte ein Neffe des Herrn Angerer eine Wohnung gesucht und kam so auch in die Wohnung der Baronesse Ebergenyi. Nach kurzer Besprechung erfuhr sie, daß derselbe ein Neffe des Hofphotographen Angerer sei, worauf sie sich sogleich angelegentlichst erkundigte, ob sich Herr Angerer auch mit dem Verkaufe von Chemikalien befasse. Auf die bejahende Antwort jenes jungen Mannes bat sie denselben inständig, sofort für sie alle nur vorhandenen Chemikalien, insbesondere Giftstoffe, als Proben bestellen und ihr umgehend mit Rechnung zusenden zu wollen, weil sie dieselben für eine entfernte Freundin benöthige, welche sich mit der Photographie beschäftige. Der junge Mann hatte jedoch im Drange seiner Geschäfte die Effectuirung dieses Auftrages unterlassen und schon nach drei Tagen, also kurz vor der traurigen Katastrophe, erhielt Herr Angerer einen Brief, von der Baronesse Vay unterschrieben, worin ihn dieselbe dringend ersuchte, ihr mit einer genau verzeichneten Rechnung alle vorhandenen Chemikalien in kleinen Quantitäten ungesäumt zuzusenden. Ohne etwas Arges zu ahnen, sandte Herr Angerer das Gewünschte und erhielt auch wirklich den angesprochenen Betrag dafür bezahlt. Als nun Herr Angerer aus den Zeitungen den Vorgang mit der Gräfin Chorinsky erfuhr, stellte er sich selbst bei dem Untersuchungsrichter des Wiener Landesgerichts, präsentirte den Bestellungsbrief der Baronesse „Vay" und erkannte das ihm vorgewiesene Fläschchen als dasjenige, womit er an die Baronesse den Giftstoff versendet hatte. Herr Angerer wurde eidlich vernommen, somit vollständig constatirt, daß Baronesse Ebergenyi für ihr vorberechnetes Unternehmen den Giftstoff nur bei ihm angekauft habe.

(**Sträflingsemeute in Karthaus.**) Kürzlich entstand, wie schon gemeldet, unter den Sträflingen in der Stafanstalt zu Karthaus bei Jicin eine Emeute. Nähere Berichte über den Hergang bringt die „Bohemia". Eine Abtheilung der Sträflinge wurde wie gewöhnlich im Hofraume spazierengeführt. Drei Sträflingen, die als Revoltanten bekannt waren und deshalb in Einzelhaft gehalten und abgesondert spazierengeführt wurden, gelang es, sich mit jener Abtheilung in Verbindung zu setzen, um eine bisher nicht durchgesetzte Forderung mit Gewalt zu erreichen. Alsbald brach der Tumult los; weder das gütige Zureden der Beamten und des Aufsichtspersonals, noch das Erscheinen der Militärwachen waren im Stande, die Ordnung wiederherzustellen. Immer ärger geberdeten sich die Tumultuanten, bis endlich die Wache mit Gewalt einschritt und die ganze Schaar in ihre Separation drängte. Dort aber verbarrikadirten sich die Tumultanten, rissen die eisernen Bettstellen los, um sich mit ihnen zu bewaffnen, und während die Mehrzahl hinter der Barrikade gegen das Militär eine drohende Haltung einnahm und von einer Unterwerfung nichts wissen wollte, begannen andere die Zimmerdecke zu durchbrechen, um auf diesem Wege einen allgemeinen Ausbruch zu bewerkstelligen. Da zu befürchten stand, daß auch die übrigen Sträflingsabtheilungen sich erheben könnten und die Verbarrikadirten jeden Versuch einer Annäherung mit Gewalt zurückwiesen, so ließ schließlich der die Wache commandirende Offizier an die Renitenten die letzte Aufforderung ergehen, sich zu ergeben, widrigenfalls er von der Waffe Gebrauch machen würde. Da auch dieser Aufforderung nach dreimaliger Wiederholung nicht entsprochen wurde, so gab die Wache eine Salve, wobei drei der Revoltanten, darunter zwei Haupträdelsführer, schwer verwundet zu Boden stürzten. Die Sträflinge wichen nun zurück und dem weiteren entschlossenen Vorgehen des Commandanten gelang es, die Ordnung herzustellen.

(**Uhrfehde mit dem Artikel.**) Eine hohe populäre Militärperson in Berlin erhielt am Neujahrstage aus Königsberg eine zehn Pfund schwere, mit militärischen Emblemen verzierte Marzipan-Torte zum Geschenke und nahm dieselbe mit den huldvollen Worten: „Ich darf ihm nich essen, aber es freut mir!" entgegen.

Kunst- und Literatur-Notizen.

In Bezug auf den Aufsatz „Der im Berliner Museum begangene Frevel" in Nr. 10 der „Did." erklärt Professor Waagen in Berlin: „Da mir, als Director der Bildergallerie des königlichen Museums, im hiesigen kunstliebenden Publikum mit Recht die Verantwortung wegen der Restauration des berühmten Altargemäldes des Andrea del Sarto in jener Gallerie aufgebürdet wird, und die Entrüstung darüber stets im Wachsen ist, sehe ich mich zu der Erklärung genöthigt, daß diese Restauration während meiner Abwesenheit auf einer officiellen Reise nach Paris, und, wie schon in anderen ähnlichen Fällen, ohne mein Wissen und ganz gegen meinen Willen gemacht worden ist."

Kiel, 9. Januar. Die „Verbindung für historische Kunst", deren Mitglied auch der hiesige Kunstverein ist, hat nach dem „K. W." bei **Bode** in Frankfurt am Main ein Bild bestellt, welches darstellt: Graf Rudolph von Habsburg führt den Priester auf seinem Rosse durch den Wildbach.

Ein Deutscher auf der Pariser Bühne. Herr Alexander **Strakosch**, ehemals als Kunstnovize Mitglied des Hoftheaters zu Hannover, hat sich der französischen Tragödie zugewendet. Vor wenigen Tagen hat derselbe die Feuerprobe vor dem kritischen Pariser Publikum bestanden. In der Salle Herz sprach er Mehreres von Lamartine und Henry Murger mit achtungswerthem Erfolge.

Wirkung von Victor Hugo's „Hernani." Von den Mitgliedern des Theatre Français erfreuen sich bekanntlich 24 der hervorragenderen Künstler eines Antheils an den Einnahmen der Theatercasse. Diese Dividende hat im verflossenen Jahre eine Höhe erreicht, wie nie zuvor; sie beläuft sich nämlich auf 10,000 Francs, wovon die eine Hälfte baar ausbezahlt wird, während die andere in die Pensionscasse fließt. In den letzten Jahren schwankte die Dividende zwischen 8000 und 4000 Francs, und selbst in den schönen Tagen der Rachel überstieg sie niemals die Summe von 6000 Francs. Die Ursachen der erhöhten Einnahmen des verflossenen Jahres sind die Weltausstellung und die Aufführung von Victor Hugo's „Hernani".

Unter den Rückblicken auf das verflossene Jahr ist derjenige auf die neu entstandenen Blätter in Paris nicht am wenigsten interessant. Im Ganzen haben während des Jahres 1867 in Paris nicht weniger als 78 Blätter das Licht der Welt erblickt, Blätter von allen Richtungen und Farben. Die Todtenschau unter denselben ist freilich herzbetrübend. Z. B. die Causes célèbres du jour sind im Ganzen nur vier Mal erschienen, der Unique — nomen et omen! — nur ein Mal; das gleiche Schicksal hatte der Messager programme. Die Specialblätter nehmen sehr überhand. So ist ein Journal des Sapeurs-pompiers, ein Indicateur des ventes de chevaux, ein Moniteur de la Boucherie entstanden. „Warum denn nicht?" würde der alte griechische Philosoph sagen.

Westermann's „Illustrirte Deutsche Monatshefte" schließen sich in ihrer Januarnummer 1868 vollkommen würdig der großen Reihe ihrer Vorgängerinnen an. Eine fein geschriebene spannende Novelle, „Rumpelstilzchen" von Otto Roquette, eröffnet den Reigen des Inhaltes, und Frau Elise Polko mit einer tief gemüthvollen Geschichte, „Das Schloß an der Weser", gibt einen weiteren novellistischen Beitrag. Wissenschaftliche Arbeiten von Schlagintweit: Ueber Centralasien, Jacob Nöggerath: Ueber Bernstein, August Vogel, Grandjean u. A. bieten Belehrung und Unterhaltung. Aeußerst anregend geschrieben ist: „Eine Besteigung des Montblanc am 10. September 1866" von E. Bernhardi mit sehr schönen Abbildungen. Reich illustrirt ist auch der Artikel von Weininger „Ueber mittelalterliche Bewaffnung".

Petermann's „Mittheilungen" XII. verhandeln in Aufsätzen und Karten (auch auf einem Landschaftsbildchen) vorzugsweise Australien, diesen in jeder Beziehung bizarren und noch jetzt räthselvollen Erdtheil, dessen Ränder in europäischer Kultur blühen, während die Erforschung des Inneren trotz aller Opfer nur langsam vorschreitet. Wir erfahren hier unter Anderem, daß namentlich in seinem Südtheile Australien eines der ersten Weinländer der Welt ist. Kürzere Mittheilungen gelten sehr verschiedenen Gegenständen; wir machen auf merkwürdige Notizen über die Entstehung der Cholera aufmerksam. Darauf folgt ein Literaturbericht.

Von Hermann **Kleinsteuber**, dem Verfasser der historischen Romane: „Ein nordischer Richelieu" und „Schach dem König", erscheint soeben bei Costenoble in Jena ein neuer Roman unter dem Titel: „**Das Geheimniß der Schatulle.**"

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 16. Donnerstag, den 16. Januar 1868.

Aus den Tagen des Rheinbundes.

Novelle von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Pünktlich zur festgesetzten Stunde stand Anna an dem bestimmten Tage wieder im Garten, das Packet in der Hand haltend, das der Fremde ihr gegeben.

Wieder erschien ein ihr ganz unbekannter Mann, gab auf ihre Frage die richtige Antwort, und nahm die Papiere in Empfang. Zugleich übergab er ihr aber ein anderes Packet mit der Weisung, es am nächsten Freitag Abend Demjenigen zu geben, der es zu derselben Stunde, wie heute, abholen und dasselbe Losungswort geben würde.

Anna erschrack, denn gerade an diesem Tage gaben ihre Eltern dem fürstlichen Paare ein großes Fest, und wie schwer würde es für sie sein, sich unbemerkt aus der Gesellschaft zu entfernen, um hier auf den Boten zu warten.

Sie sagte dies dem Fremden, und fragte, ob nicht ein anderer Tag gewählt werden könnte."

„Unmöglich!" versetzte dieser, „ich muß sogleich weiter reisen und kann den Freund, dem ich leider gerade diesen Tag bestimmte, nicht mehr benachrichtigen, da ich nicht einmal weiß, wo er sich jetzt aufhält. Diese Papiere sind von höchster Wichtigkeit für uns, sie enthalten einen Brief des Freiherrn vom Stein und die Namensliste derjenigen Personen in den größeren Städten Süddeutschlands, auf deren thatkräftige Unterstützung wir in allen Fällen zählen können. — Ich bin so offen gegen Sie, mein Fräulein, weil ich fühle, wie groß das Opfer ist, das Sie unserer Sache bringen, indem Sie unsere Correspondenz vermitteln, und ich es billig finde, daß Sie auch den ganzen Werth des Dienstes kennen, den Sie unserer Verbindung leisten. — Es ist mir unendlich leid, daß der bezeichnete Tag Ihnen so wenig paßt, aber ich kann es leider nicht mehr ändern."

Eine namenlose Angst schnürte Anna's Herz zusammen, sie hätte um jeden Preis dies fatale Zusammentreffen verhindern mögen, und doch wollte sie das in sie gesetzte Vertrauen nicht täuschen.

„Sei es denn!" sagte sie endlich, indem sie die verhängnißvollen Papiere ergriff. „Ich werde am Freitag Abend hier sein."

Der junge Mann hatte den schweren Kampf, den diese Zusage ihr gekostet, in ihren bewegten Zügen gelesen, und ihr die Hand zum Abschied reichend, sagte er:

„Sie sind eine gute Patriotin, Gott lohne es Ihnen!"

Anna sah dem fortgleitenden Kahne einen Augenblick nach, dann verbarg sie ängstlich die Papiere in der Tasche ihres Kleides, und eilte rasch durch den Garten nach dem Hause.

Plötzlich traf ihr Ohr ein leises Geräusch, wie von knisterndem Sand, und aufblickend, meinte sie eine dunkle Gestalt zu sehen, die eilig hinter einem Gebüsch verschwand.

Einen Augenblick stand ihr Herz in athemloser Furcht still, dann aber sagte sie zu sich selbst:

„Es war eine Täuschung meiner aufgeregten Nerven, wer könnte jetzt hier im Garten sein? Die Eltern spielen mit dem Abbé und dem Kammerherr eine Partie Whist, der Bediente deckt den Tisch, und in der Küche sind sie mit dem Bereiten des Abendessens beschäftigt. Gewiß, es war Niemand."

Dennoch athmete sie erleichtert auf, als sie ihr Zimmer erreichte, ohne von Jemand gesehen worden zu sein, und die Papiere in sicheren Verschluß gebracht hatte.

— — —

Am folgenden Morgen erschien der Kammerherr ungewöhnlich früh bei Frau von Waldheim, und seine ernste Miene veranlaßte sie zu der besorgten Frage, ob ihm irgend etwas Unangenehmes begegnet sei.

„Ich habe Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen, theure Freundin", sagte er; „sind Sie in der Stimmung, mich ruhig anzuhören?"

„Seltsame Frage! als ob ich nicht stets bereit wäre, Sie zu hören?"

Midal lächelte.

„Aber nicht immer ruhig, und das ist jetzt nöthig."

„So reden Sie doch, — um was handelt es sich?"

„Um die Stellung ihres Mannes, — vielleicht auch um die meinige."

„Aber um Gotteswillen, was ist denn geschehen?"

„Sie sollen es sogleich erfahren. Vor ein paar Tagen war ich mit dem Fürsten in F........ im Theater, man gab Kabale und Liebe, und Serenissimus meinten, der Hofmarschall von Kalb habe doch recht viel Aehnlichkeit mit dem guten Waldheim."

„Das ist Alles?" lachte Frau von Waldheim. „Lieber Freund, haben Sie je geglaubt, der Fürst hielte meinen Mann für geistreich?"

„Gemach, schöne Frau, hören Sie mich ruhig weiter. Das fürstliche Paar ist der Launen und Capricen der Comtesse, ihres beständigen Jagens und Haschens nach Vergnügungen herzlich satt, und da sie der französischen Connectionen wegen das anspruchsvolle Hofdämchen auf keine andere Weise, als durch eine Heirath von sich entfernen können, so wollen sie um jeden Preis eine Partie für sie finden. Das würde unter den obwaltenden Verhältnissen nun auch gar nicht schwer sein, hätte die Aiguillon sich nicht auf das ernstlichste in Froberg verliebt, der seinerseits thöricht genug war, in seine alte Neigung für Anna zurück zu fallen. Nun ist da ein Herr von Ellerbruck aus Westphalen gekommen, Sie kennen ihn ja, der sich um die Comtesse auf das Eifrigste bewirbt; der Fürst hat das mit Vergnügen gesehen und ihm, für den Fall,

daß es ihm gelingen solle, das Jawort der Aiguillon zu erhalten, das Hofmarschallamt versprochen."

Frau von Waldheim war bleich geworden.

„Schändlich!" rief sie, „wie kann der Fürst so niedrig handeln, und einen treuen Diener, wie . . ."

„Lassen wir das!" unterbrach sie Midal. „Jeder von uns thut das, was ihm Vortheil bringt. . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Volksküchen oder Suppenanstalten.

Der Nothstand in Ostpreußen hat den wissenschaftlichen Autoritäten die traurige Veranlassung geboten, die durch chemische Untersuchungen gewonnenen Resultate über die Zweckmäßigkeit in der Wahl der Nahrungsmittel zum Gegenstand öffentlicher Besprechung zu machen. Dieß ist Seitens des Prof. v. Liebig neulich in Bezug auf die Brodbereitung geschehen (vgl. Didaskalia Nro. 8). Wir müssen freilich nachträglich noch hinzufügen, daß in dem vorliegenden Falle der Vorschlag des Herrn v. Liebig weder neu noch praktikabel erscheint. Brod von der angegebenen Gattung ist unter der ärmeren ländlichen und städtischen Bevölkerung Ostpreußens von jeher ganz ausschließlich im Gebrauche gewesen, und die Calamität in jenen Hungerregionen besteht u. A. eben darin, daß diese Art nicht zu beschaffen ist. Von wesentlichem Nutzen in Bezug auf die Praxis erscheinen uns nachstehende von Prof. Birchow in Berliner Blättern unter dem obigen Titel veröffentlichte Bemerkungen über die Zubereitung der Speisen; da sie dem noch immer Seitens der Wohlthätigkeitsanstalten gehegten Vorurtheile entgegentreten, als wäre mit den üblichen „Bettelsuppen" dem Hunger einer nothleidenden Bevölkerung zu helfen.

„Unsere arbeitende Bevölkerung — sagt Virchow — ist im Ganzen wenig an die dünnflüssige Beschaffenheit der Speisen, wie sie aus den Suppenanstalten hervorgehen, gewöhnt, und in der That entspricht dieselbe dem Ernährungsbedürfnisse des Körpers wenig, da ihre Dünnflüssigkeit ganz überwiegend auf einem starken Wassergehalte beruht. Warmes Wasser, sei es in Form von Kaffee oder Thee, sei es in Form von Suppe genossen, kann im Winter als Erwärmungsmittel recht angenehm und nützlich sein, aber man darf nur nicht vergessen, daß es kein wirkliches Ernährungsmittel ist und daß die eigentliche Nahrung daneben gereicht werden muß. Durch Suppen täuscht man das Gefühl des Hungernden; man füllt seinen Magen, aber das Mittel „hält nicht vor". Dazu kommt noch, daß, wenn man Fleisch zu den Suppen verwendet, dieses Fleisch durch das anhaltende Kochen in seinem Nährwerthe verschlechtert wird, indem seine Fasern mehr und mehr unverdaulich gemacht werden. Es empfiehlt sich weit mehr und es entspricht zugleich den Gebräuchen unserer Bevölkerung, die Speisen in Form eines mehr dickflüssigen Breies oder Gemüses anzufertigen, wobei das etwa zu verabfolgende Fleisch gleich mitgekocht wird. Da für den Transport in gegenwärtiger Jahreszeit sich ganz besonders Reis, Erbsen, Bohnen, kurz trockene Früchte, sowie Rauch- und Pökelfleisch empfehlen, so lassen sich auch da, wo der örtliche Mangel die Bestände an Nahrungsmitteln erschöpft hat, alle wesentlichen Bestandtheile einer solchen Speise liefern. Dazu die Einrichtung einer gewissen Zahl größerer Bäckereien nach Art der Feldbäckereien, um für eine ganze Bevölkerung Brod zu liefern, und die Hauptsache ist gethan! Zweitens in Beziehung auf den Grundsatz der Selbsthülfe. Die Suppenanstalt verfolgt in der Regel die Absicht des Almosengebens; die Volksküche will die Speisen zum Selbstkostenpreise liefern und nur dem Hülflosen dieselbe umsonst geben. Gegenüber einer so großen Noth, wie sie in Ostpreußen besteht, kann es nicht zweifelhaft sein, daß man nicht erst fragen darf, ob Jemand hülflos ist oder nicht; hier handelt es sich zunächst darum, mit freigebiger Hand zu spenden. Aber, wo es gelingt, der Bevölkerung Arbeit zu verschaffen, da sollte auch sofort die Verpflichtung zur Zahlung des geringen Preises, der ja auf die Sätze von $^1/_2$—1 Sgr. für die Portion gesetzt werden könnte, eintreten. Das hebt nicht nur das Bewußtsein der Einzelnen, sondern es schafft auch die Mittel zur Fortsetzung und Erhaltung der Volksküchen über die eigentliche Nothzeit hinaus. Noch weit in das Jahr hinein, wenn schon die Zuflüsse aus der Ferne stocken, wird Hülfe sehr nöthig sein."

Kleine Unterschiede auf Eisenbahnen.*)

In der Schweiz ist nicht eigentlich das Volk, sondern die Bourgeoisie souverain und denkt vor Allem an sich. Deßhalb sind auch nur die Waggons zweiter Classe im Winter geheizt. Die erste Classe kann Pelze nehmen, die dritte Classe muß frieren. — Die zweite Classe heizt ihre Räume mit Oefen eben so gut, wie ihre Zimmer. Seitdem in Zürich die oppositionelle Bewegung von unten auf gegen die sogenannten Freiherren von Regensberg erstarkt ist, heizt man auch die dritte Classe.

In Frankreich werden nur der Aristokratie, d. h. der ersten Classe, die Füße warm gestellt.

In Deutschland herrscht noch einige Willensfreiheit — man kann auf Schnell- und Courierzügen auch zweiter Classe sich kalte Füße holen (mit einziger Ausnahme der Rheinischen Eisenbahn); in Frankreich aber wird man reglementirt — man muß sich die Füße erster Classe wärmen lassen. Dafür hat man aber auch in Frankreich ein Recht auf Fußwärmer, in Deutschland dagegen nicht.

Der Norddeutsche Bund hat doch noch nicht Alles gleich gemacht. Wer längere Reisen macht, kann das erfahren. In Baden werden zwei Wärmer in jedes Coupé gesetzt, auch wenn nur ein Mensch darin Platz genommen. Dort herrscht noch Ueberfluß — wenn auch die Steuern in Folge der Militär-Convention erhöht wurden, war doch die Ernte gut. — Main-Weserbahn ist, durch die Zeitumstände belehrt, schon knapper geworden — man gibt nur so viel Fußwärmer, als nöthig sind — tauscht auch nöthigenfalls die Wärmflaschen aus einem Coupé in das andere. — In Kurhessen, sagt das Sprüchwort, gibt's große Schüsseln und wenig zu essen; deßhalb erhält in Guntershausen auch jedes sechssitzige Coupé erster Classe nur einen Fußwärmer, der gerade das Maß des Mittelplatzes hat. Die vier auf den Ecken sitzenden Passagiere können, wenn sie sich vertragen und von Station zu Station Plätze wechseln, auch abwechselnd je einen ihrer Füße wärmen. Diese Einrichtung scheint getroffen, um den innigen Anschluß zu befördern, der bekanntlich in Kurhessen noch einige Schwierigkeiten hat. Der im Bunde auf der Wärmflasche stehende Fuß genießt die Vortheile der Einigung — der außerhalb stehende Fuß erstarrt in particularistischer Kälte. — Auf der Thüringischen Bahn ändert sich die Sache wieder. Hier werden, anfänglichen Berichten zufolge, Wärmflaschen nur gegeben, wenn die Kälte sechs Grad beträgt. Da aber die Thermometer im Zimmer des Bahnhof-Inspectors hängen, das mit überschüssigen Locomotivkohlen geheizt ist, so hat die Kälte im glücklichen Thüringen bis jetzt die reglementsmäßigen sechs Grad noch nicht erreicht, und da voraussichtlich der Fall, daß im Inspectionszimmer die bestimmten Kältegrade sich zeigen, während des ganzen Winters nie eintreten wird, so sind die Wärme-

*) Aus der „Köln. Z.".

flaschen alle nach Halle dirigirt worden. Dort gibt es wieder welche, damit man mit warmen Füßen und warmem Herzen in Berlin seinen Einzug halten könne. Karl Vogt.

Mannichfaltigkeiten.

(Affaire Schumacher.) Man schreibt aus Paris, 10. Jan.: Gestern sprach das Civiltribunal sein Urtheil in der skandalösen Affaire des Kutschers Schumacher, von der wir schon mehrfach berichtet, gegen die Marquise d'Orvault, seine Tochter. Der General-Advocat Isambert hatte sich in einer längeren Rede, wo er beide Theile gleich scharf mitnahm, dahin ausgesprochen, daß das Gericht dem Ehepaare Schumacher eine kleine Rente aussetze, da sie, obgleich sie keineswegs aller Subsistenzmittel beraubt seien, doch am Ende einer Unterstützung bedürften. Das Gericht schloß sich den Ansichten des General-Advocaten an und verurtheilte die Marquise, ihren Eltern eine jährliche Pension von 1000 Fr. und im Todesfalle des einen oder des andern dem überlebenden Theile eine jährliche Pension von 700 Franken auszuzahlen. Das erste Opfer dieser traurigen Affaire war der Knabe, welchen die Marquise in dem berühmten Gymnasium St. Barbe unter dem Namen Maurice d'Orvault erziehen ließ. Der Schützling der Marquise, der 1856 in Bukarest von einer Kunstreiterin, Namens Pauline Drouin, geboren wurde, ohne daß man genau erfahren konnte, wer seine Mutter eigentlich war, wurde nämlich aus der genannten Anstalt in Folge des Skandals, den die Affaire gemacht hat, ausgewiesen. Es scheint jedoch, daß er der Katharina Schumacher sehr nahe stand, da sie den Marquis d'Orvault dazu bestimmt hatte, seinen Namen und seinen Titel auf ihn zu vererben. Die Kath. Schumacher scheint übrigens gerade keine schlechte Tochter gewesen zu sein, denn als ihr Vater das Bein gebrochen, ließ sie ihn aus dem Hospital holen, wohin ihn seine Frau gebracht, und pflegte ihn selbst. Auch hatte sie ihren Eltern eine jährliche Pension von 1000 Franken, jedoch unter der Bedingung anbieten lassen, daß sie ihr Geschäft nicht mehr fortbetrieben. Die Eheleute Schumacher scheinen ihr Geld wirklich zum größten Theile an der Börse verloren zu haben. (K. Z.)

(Gewissenloser Betrug.) Die „Post" bringt folgende, mit den Berichten anderer Berliner Blätter übereinstimmende Mittheilung: „Vor einiger Zeit wurde in der Tagespresse eine Nachricht verbreitet, welche ein großes Aufsehen erregte. Danach sollte sich ein hiesiger Apotheker bei der Lieferung von Arzneimitteln für die Armee während des Krieges gegen Oesterreich einer argen Gewissenlosigkeit schuldig gemacht haben. Wie wir jetzt erfahren, hat diese Nachricht im Laufe der deßhalb eingeleiteten Untersuchung sich vollkommen bestätigt. Der so schwer Gravirte ist der in der Kurstraße Nr. 34 wohnhafte Apotheker Dr. Cöhn; derselbe soll, wie das Gerücht sagt, bereits vor einigen Tagen verhaftet worden sein. Cöhn hatte dem Johanniter-Orden unentgeltlich Medicamente geliefert, und zwar in so namhafter Menge, daß diese scheinbare patriotische Opferwilligkeit Veranlassung dazu gab, ihm auf sein Ansuchen einen großen Theil der Arzneilieferung für das Heer zu übertragen. Als nach Beendigung des Feldzuges die nicht zur Verwendung gekommenen Arzneien an die Medicinal-Depots abgegeben werden sollten, stellte sich bei der Prüfung, welche in solchen Fällen rücksichtlich deren Brauchbarkeit, resp. Unverdorbenheit vorgenommen wurde, heraus, daß die von Cöhn gelieferten Medicamente theils vorschriftswidrig zusammengesetzt, theils die Bestandtheile, welche sie enthalten sollten, gar nicht oder doch nur in sehr geringem Grade enthielten, so daß deren Wirkung fast gleich Null oder in gewissen Fällen sogar eine ganz entgegengesetzte, als die zu erwartende, war, wie z. B. bei Morphium. Letzteres hat bekanntlich die Eigenschaft, zu beleben, wenn es in geringer Dosis genommen wird; hier aber hatte es die Bestimmung, den Schwerverwundeten als betäubendes, schmerzstillendes Mittel zu dienen. Gerade mit solchen theuren Medicamenten, wie Morphium, Chinin &c., ist der meiste Betrug verübt worden. Abgesehen von der bedeutenden Summe, um welche die Militär-Verwaltung auf diese Weise betrogen worden, erscheint uns dieses Verbrechen, welches dadurch an den armen verwundeten und erkrankten Soldaten begangen wurde, als ein nichtswürdiges und abscheuliches. Nach ungefährer Schätzung soll der von Cöhn durch diesen Betrug erworbene Gewinn sich auf über 20,000 Thlr. belaufen.

(Das Grab der Gräfin Chorinsky in München.) Der Innsbrucker Correspondent der „N. fr. Presse", welcher vor Neujahr in Geschäften in München anwesend war, schildert einen Besuch, den er auf dem dortigen städtischen Friedhof, um das Grab der vergifteten Gräfin Chorinsky zu sehen, gemacht, in nachstehender Weise: Die Frage nach diesem Grabe wurde von dem Todtengräber (Wild) dahin beantwortet: „Dies kann Niemand finden; Sie müssen sich schon von mir hinführen lassen." Einwilligend in diese Proposition, begann sofort der Marsch, und zwar nach dem sogenannten alten Friedhofe; längere Zeit ging es in der Kreuz und in der Quere herum, zwischen Todtenhügeln und Monumenten durch tiefen Schnee, als auf einmal ein etwas größerer leerer Platz erschien, vor welchem der Todtengräber stehen blieb; nach längerem Suchen und Herumspüren bezeichnete derselbe eine holperige Stelle unter dem Schnee als den Platz, an welchem die vergiftete Gräfin Chorinsky begraben worden sei. Kein noch so kleines Kreuz, keine noch so bescheidene Tafel bezeichnet diese Stelle! Verscharrt wie selbst ein Verbrecher, dessen Andenken man vertilgen will, oder besser wie ein Thier, liegt hier das Opfer eines Verbrechens, zugleich Mitglied einer gräflichen Familie. Der ärmste Bettler, erfuhren wir auf unsere Frage, welcher in München ein sogenanntes Armenbegräbniß erhält, bekommt ex officio doch wenigstens ein Holzkreuz mit Tafel, welche dessen Namen enthält; in obigem Falle aber hielt sich die Kirchhofs-Commission zu Solchem nicht für befugt, da der Herr Schwiegervater der Getödteten der Bestattung beiwohnte und, wie die Commission voraussetzte, wohl selbst für ein Gedenkzeichen sorgen würde. Es ist bis jetzt nicht geschehen, und den einzigen Anhaltspunkt, um jene Trauerstelle zu finden, bietet das Leichenbuch, wo bei dem Namen Chorinsky steht: Section 19, Serie 5, Platz-Nummer 22!

(Die Berichte aus Washington) über die verunglückte Hochzeit des Colonel Parker und der Miß Sackett stellen sich als eitel „Humbug" heraus. An der Geschichte ist kein wahres Wort, als daß der Oberst an dem Tage vor dem zur Hochzeit anberaumten Tage erkrankte und jene deßhalb verschoben wurde. Die Hochzeitsgäste waren davon großentheils in Kenntniß gesetzt, namentlich General Grant, und die Kirchenscene und die Indianergeschichte sind dem Gehirn phantasiereicher Correspondenten entsprungen. Das Brautpaar wurde einige Tage später in der Wohnung des Pastors Hall getraut, wobei General Grant als Brautführer fungirte.

Weber's Illustrirte Zeitung.

Man hat in neuester Zeit sonst competente Stimmen laut darüber klagen hören, daß „das Unwesen der Illustration" nach und nach unsere ganze Tagesliteratur überwuchere und dem bloßen gedruckten, nicht illustrirten Gedanken die gefährlichste Concurrenz mache, daß unser Publikum, dem Kinde gleich, nur noch nach illustrirten Zeitschriften greife und der objectiven, der wissenschaftlichen und erzählenden Rede aller Boden entzogen werde. Vollkommen Recht haben diese Stimmen mit der Thatsache. Es ist ein ungeheurer

Umschwung in dem Bedürfniß nach der Illustration vor sich gegangen. Etwas Anderes ist es, wenn sie die Folgerung daraus ziehen, daß hier ein Rückschritt vorliege, daß wirklich eine Verderbniß der Geschmacksrichtung unseres lesenden Publikums einzureißen drohe und daß man Ursache habe, mit allem Ernst auf die Rückkehr zu der alten spartanischen Suppe, der rohen Kost bildloser poetischer und prosaischer Production zu dringen. Da müssen wir ihnen denn mit Energie vorhalten, daß es der Production keines Autors und keiner Wissenschaft schaden kann, mit der Kunst in ein Bündniß zu treten, ja daß die Kunst von jeher sogar gewohnt war, Ammendienste bei der Darstellung des Schriftstellers zu thun. Vor allen Dingen der Holzschnitt. Wer es nicht schon längst gewußt hat, der kann es neuerdings wieder in dem vortrefflichen Werke Alfred Woltmann's über Holbein lernen, wie spielend der Holzschnitt die Buchdruckerkunst ins Leben eingeführt hat, und welch' unendliche Verdienste unsere großen Maler, Dürer, der jüngere Holbein selbst um deren Entwickelung gehabt haben. Und nun ein anderes Moment. Wer hat sich wohl je in dem hochentwickelten geistigen Verkehr der Neuzeit klar gemacht, was es wäre, die täglichen künstlerischen und wissenschaftlichen Interessen der gesammten europäischen und außereuropäischen Culturwelt fortan einzig dem Buchstaben zur Mittheilung und Weiterbeförderung zu überlassen, der, so schnell er auch dem gesteigerten Verkehrsbedürfniß Rechnung zu tragen vermag, doch nie und nimmer die Allmacht hat, allen Seiten der geistigen Communication gerecht zu werden. Wir können nicht mehr von der Illustration abstrahiren. Das Bild, das uns der wöchentliche Holzschnitt unserer großen illustrirten Blätter ins Haus bringt, gibt uns die vielleicht nach den Ereignissen der Woche erwartete, vielleicht unerwartete Situation einer Begebenheit, einer Persönlichkeit, mit einem Schlage, ohne Commentar, für jedes Auge leserlich, auch dem Kinde verständlich. Und das soll kein Fortschritt sein, kein neues Medium für die geistige Entwickelung der Genration? Oh, wir geben gern so manche trockene Abhandlung und manches dicke Buch dafür hin, wir sehen mit leichtem Herzen manchen der alt gewordenen Almanachpoeten ins seichte Fahrwasser der illustrieten Journale sich begeben! Aber noch mehr, wir leugnen auch, daß dieß Fahrwasser wirklich so seicht ist, als man uns glauben machen möchte. Wer mit kritischem Auge unsere großen illustrirten Wochenblätter, voran die Leipzigerin und die Gartenlaube, mit den früher ähnlichen vergleicht, der wird leicht wahrnehmen, daß die solidere Kost, die verdaulichere und verdauenswerthere unbedingt auf Seiten der ersteren ist; natürlich, — die Popularisirung der Wissenschaften macht täglich ihre Fortschritte und propagirt für Dinge, die bei unseren Voreltern ganz im Bereiche der Nonexistenzen lagen. Geben wir den Rittern des alten Zustandes Recht, so müßte vor allen Dingen dafür gesorgt werden, daß auch die Kunst nicht mehr so eng mit dem Leben der Gegenwart verbunden wäre als sie es ist, namentlich durch die Photographie. Wir müßten dann jenen aber auch rathen, genau mit derselben Elle die Verdienste der heutigen Holzschnittpropagatoren zu messen, als sie es mit denen der alten Baseler Meister zu thun pflegen. Das wird ihnen ja aber leicht fallen. Sie werden sagen: jene waren Künstler und nichts anderes, diese sind die Handlanger der Tagespresse. Gemach! Nehmet doch unsere „Illustrirte Zeitung" zur Hand und seht Euch die gelegentlichen Cartons lebender und todter Meister im Conterfey an — fürwahr, Holbein wäre froh gewesen, wenn diese Technik seinen Stift begleitet hätte. Doch, wir gerathen von dem Wege ab, den wir uns hier vorgezeichnet hatten! Wir wollten eigentlich nur, bei Gelegenheit des fünfzigsten Bandes der Leipziger „Illustrirten Zeitung", dessen erste Nummer vor uns liegt, den oben citirten Anhängern des Alten die eigentliche Causa malefica, das Nest des Unheils denunciren, das diese ganze moderne Umwandlung über uns gebracht hat. Es hat seinen Sitz in Leipzig und sein Autor heißt Johann Jakob Weber. Entweder muß man diesem Manne, gleich Holbein, Denkmale setzen, oder man muß ihn exorciren — ein Drittes gibt es nicht. Er hat den Holzschnitt, das bis dato populärste Darstellungsmittel für die Kunst, in den Kreis der Tagesinteressen gezogen und dem deutschen Publikum schon Anfangs der vierziger Jahre jenes Bildungsmittel dargereicht. Wie bei Holbein, so ging auch damals das Licht für die Xylographie aus Basel, der alten Reichsstadt, aus, und wenn auch nicht zu vermuthen ist, daß der Buchhändler Weber gleich Anfangs einen so adäquaten Künstler im Holzschnitt neben sich hatte, wie Holbein an seinem Meister Lützelburger, so ist doch ganz evident, daß die Leistungen der neuen deutschen Schule als sehr ehrenvolle gelten müssen, und manche wirkliche Künstler, wie z. B. Cretzschmar, aus Weber's Atelier hervorgegangen sind. Das Gedeihen der „Illustrirten Zeitung" innerhalb 25 Jahren und die nachfolgende Imitation ist unbestreitbar ein Zeichen sowohl für die innere Haltbarkeit und gediegene Vervollkommnung der Zeitung selbst, als für die Sicherheit des Fortschrittes, mit dem diese große Bahnbrecherin unsere deutschen Illustratoren in die Tagesliteratur eingeführt hat. Wir verstehen es jetzt wohl, wenn sie uns in der Einleitung der neuesten Nummer erklärt, der Eintritt ins Leben sei ihr nicht leicht geworden; aber sie lebt auch, dank der Beharrlichkeit ihres Unternehmers, heute nach einem Vierteljahrhundert noch mit der Kraft der Jugend fort und braucht ausländische Concurrenzen nicht zu scheuen. Wir haben es mit Genugthuung begrüßt, wie sie auf der Pariser Ausstellung ausgezeichnet wurde, und wir werden es mit Stolz sehen, wenn künftig von Jahr zu Jahr das kosmopolitische Kleid von einem so ächten deutschen Künstlerkind mit erhöhtem Selbstbewußtsein getragen wird. Die „Illustrirte Zeitung" ist auch heute noch die erste unter allen ihren Schwestern.

H.

Frankfurt, 14. Januar.

Dr. M. Bernays von Bonn begann gestern vor einer zahlreichen Zuhörerschaft die von ihm angekündigte Suite seiner sechs Vorlesungen aus der Geschichte unserer classischen Literatur mit einem Vortrag über die Oden Klopstock's der mustergültigen Art aus der Zeit von 1747—1768. Wenn es einem so raschlebigen Geschlechte, wie dem unsrigen, frommt, daß hin und wieder seiner Vergeßlichkeit durch Zurückweisung auf eine große Vergangenheit, die dem Gedächtniß verblassen will, in Etwas nachgeholfen werde, dann verdient Klopstock zumeist eine dankbare, weil hochverdiente Erinnerung. Sind doch die Nachfolgenden erst die Größeren geworden, weil er schon groß war dadurch, daß er ihnen so gewaltig eine freie Bahn brach, daß er den dürren Boden, welchen er vorfand, von seinem Geist befruchtet hinterlassen hat. Diese mit den ersten Gesängen des „Messias" — plötzlich und alsbald ganz — siegreich durchgreifende Wirksamkeit, welche der trostlos muthherzigen Zeit, der schalen Reimerei ihrer Dichtkunst einen neuen, den deutschen Inhalt und zugleich neue, energische Formen gab, eine Erscheinung von ungemessener Tragweite, für die nur zu oft das Verständniß fehlt, wies Bernays nach, indem er im Besonderen an den Oden und ihrer Folge im Einzelnen die Entwicklung des Dichters von der ersten überschwärmenden Lyrik, ihrer Verschwimmung und ihrem Thränenreiz, dann der festeren Gestaltung des Gefühls zur geklärteren Empfindung bis auf die Höhe des Hymnus im großartigen Schwung zeigte. Als Belege der besprochenen Dichtart gab er effectvolle Recitationen, von denen namentlich „die Frühlingsfeier" vortrefflich klang, und zwischendurch flochten sich feinfühlige kritische Interpretationen und Aufschlüsse, die bekanntlich neben dem gehobenen Vortrag eine Stärke des Redners sind.

London, 10. Januar. Das abgebrannte Opernhaus Her Majesty's wird mit großer Pracht wieder aufgebaut werden. Die Kosten des Neubaues, welche der Earl of Dudley übernimmt, sind auf eine Viertel Million Pfund Sterling veranschlagt, und die Eröffnung des neuen Hauses auf den Monat März des nächsten Jahres anberaumt. Zum Besten der durch den Brand zu Schaden gekommenen Mitglieder des Chors und Orchesters hat gestern Abend unter der Leitung des Herrn Benedict ein zahlreich besuchtes Concert stattgefunden.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 17. Freitag, den 17. Januar 1868.

Aus den Tagen des Rheinbundes.

Novelle von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

„Geehrte Frau", fuhr der Kammerherr fort, „Sie sehen also jetzt, was für uns auf dem Spiel steht, ich sage für uns, denn erstens wissen Sie, wie Ihr Wohl mir am Herzen liegt, zweitens würde es mir aus verschiedenen Gründen mehr als unbequem sein, wenn ein Anderer, ein Fremder, die Hofmarschallsstelle bekäme. Die Comtesse, gelangweilt und geärgert dadurch, daß Froberg alle ihre Avancen unbeachtet läßt und ihr eine Andere vorzieht, scheint aus dépit amoureux die Bewerbungen Ellerbrucks günstig aufzunehmen. Diese Heirath darf aber nicht zu Stande kommen, und glücklicherweise besitze ich seit gestern ein Mittel, sie zu verhindern."

„Und dies Mittel?" fragte Frau von Waldheim erwartungsvoll.

„Dies Mittel ist: Anna in den Augen Frobergs so zu compromittiren, daß er aufhört, sie zu lieben, und dann wird es ein Leichtes sein, die Eifersucht und die verletzte Eitelkeit des schwachen, leidenschaftlichen Mannes so zu stacheln, daß er in die Netze der Comtesse fällt."

„Aber wie wollen Sie Anna compromittiren? Anna, die nie auch nur den Schein einer Kokettterie in ihrem Benehmen zeigt; wäre die Sache nicht so ernst, Ihr Plan könnte mich zum Lachen bringen."

„Hören Sie mich nur weiter. Sie wissen, daß Ihr Diener Johann mir sehr ergeben ist, er hat uns beiden manchen Dienst geleistet, und ich war klug genug, ihn stets anständig dafür zu honoriren. Anna kann ihn nicht leiden, vielleicht aus denselben Gründen, die ihm mein Wohlwollen erworben haben, und er haßt sie gründlich. So hat er nun beobachtet, daß sie gestern Abend ein Rendezvous mit einem fremden Manne im Garten hatte."

Frau von Waldheim lachte laut auf.

„Sind Sie wahnsinnig, Midal? Anna, meine spröde, altjungferlich züchtige Tochter, und ein Rendezvous!"

„Und doch ist es so. Nur war es nicht die Liebe, sondern die Politik, die das Stelldichein vermittelte. Johann hörte, daß ihr ein Paket übergeben wurde, welches Briefe Stein's, und eine Liste der Verschwörer enthielt; ich vermuthe, daß der junge Mann, der es ihr brachte, ein Emissair des Tugendbundes war. Am Freitag Abend, wo Ihr Ball stattfindet, sollen diese Papiere durch einen Anderen zu derselben Stunde wieder abgeholt werden, und ich werde dann Sorge tragen, daß der Fürst und Froberg das Rendezvous überraschen, von dessen politischem Charakter sie natürlich nichts ahnen dürfen."

„Das ist ein teuflischer Plan, Midal! und dazu soll ich meine Hand reichen, soll den Ruf meines eigenen Kindes rettungslos vernichten helfen? Ich bin Anna's Mutter!"

„Daran erinnern Sie sich, glaube ich, seit zweiundzwanzig Jahren zum ersten Male, meine Gnädige", versetzte Midal kalt.

„Ich weiß, Sie hassen Anna!" rief Frau von Waldheim erregt.

„Durchaus nicht! Im Gegentheil, ich bewundere sie sogar; sie hat Charakter und Willensstärke, Eigenschaften, die bei Frauen selten sind. Daß sie mich nicht liebt, nehme ich ihr nicht übel, denn es ist sehr natürlich, — weil sie unser Verhältniß durchschaut hat."

„Und ich", rief Frau von Waldheim heftig, „soll sie ewig im Hause neben mir dulden, ewig den stummen Vorwurf über mein Verhältniß zu Ihnen in ihren Augen lesen! Wie kann ich hoffen nach einem solchen Eclat, wie Sie ihn in Scene setzen wollen, Anna jemals zu verheirathen! Diese lästige Aufpasserin soll immer zwischen uns stehen, uns immer hemmen und stören? O Albert, es gab eine Zeit, wo Ihnen das nicht so gleichgültig gewesen sein würde, aber Ihre Liebe ist erkaltet."

Der Kammerherr küßte der erzürnten Frau galant die Hand.

„Ereifern Sie sich nicht, meine theure Adelgunde. Ihr Vorwurf ist wahrlich ungerecht, und trifft mich nicht. Ich habe Ihnen oft gesagt, daß ich immer verständig genug bin, um von zwei Uebeln das Kleinste zu wählen. Sie wissen, was hier auf dem Spiele steht für Sie, wie für mich, und Sie werden einsehen, daß Anna geopfert werden muß."

„Und die Papiere, die das wahnsinnige Mädchen in Händen hat?" rief Frau von Waldheim. „Wenn nun diese Verschwörung Erfolg hätte, wenn ein Aufstand gegen Napoleon . . ."

„Darüber seien Sie ganz ruhig", lächelte Midal, „diese deutschen Schwärmer werfen den französischen Kaiserthron nicht um. In unserem Interesse liegt es, daß die Papiere sicher in die Hände Desjenigen gelangen, der sie zu holen kommt. Die Stellung Ihres Mannes wäre ja total unhaltbar, ahnte der Fürst, daß das Töchterchen seines ultra-loyalen Hofmarschalls solch' eine staatsgefährliche Verschwörerin ist, und Froberg kann nur Eifersucht und der Zweifel an Anna's Liebe zu ihm in die Arme der Comtesse führen. Die Papiere mögen ruhig nach Berlin gelangen, warum sollte man den guten Tugendbündlern das kindliche Vergnügen mißgönnen, ein bischen Verschwörung zu spielen. — Ueberlassen Sie mir nur die ganze mise-en-scène, ich bürge für den Erfolg."

Der Abend des Balles war herangekommen und Anna stand fertig angekleidet in ihrem Zimmer, kaum einen flüchtigen Blick in den Spiegel werfend, aus dem ihr doch ein so hübsches Bild entgegen strahlte. Ein Kleid von blauem Krepp, weiter, faltiger und länger, als es die Mode des Tages wollte, umfloß ihre feine,

schlanke Gestalt wie eine duftige Wolke, und ein Kranz von weißen Wasserlilien auf den dunkeln Flechten gab ihrem Gesicht einen fremden, poetisch-träumerischen Ausdruck. Sie selbst aber hatte heute keinen Sinn für ihre Schönheit und keine Freude daran, es kam ihr vor wie eine Sünde, jetzt an Putz und Eitelkeit zu denken, während die Zeiten so schwer und ernst auf dem Vaterland lasteten und sie selbst in ein Unternehmen verwickelt war, das wie sie sich selbst nicht verhehlte, so schwere Folgen für sie haben konnte.

Sorgfältig sah sie nach, ob der Schreibtisch fest verschlossen war, in welchem sie die anvertrauten Papiere aufbewahrte, hing den Schlüssel an die goldene Kette, die sie um den Hals trug, und verbarg ihn in ihrem Kleide.

Als sie in den Salon trat, fand sie nebst ihren Eltern auch den Kammerherrn schon dort, und ein leises Frösteln überrieselte sie, als sie den eigenthümlichen Blick gewahrte, mit dem dieser sie fixirte, als sie herein kam, aber sie hatte keine Zeit, weiter darüber nachzudenken, denn schon erschienen die ersten Gäste, und bald waren die Räume von einer glänzenden, heiteren Gesellschaft gefüllt.

Der Fürst und seine Gemahlin schienen in der besten Laune, und Herr von Waldheim strahlte förmlich vor Entzücken, als die Fürstin mit ihm die Polonaise eröffnete.

Froberg tanzte mit Anna, aber sie war so zerstreut, daß es ihm auffiel, und er sie fragte, was denn ihre Gedanken so beschäftige, daß sie seinen Worten nur ein halbes Ohr leihe.

Sie versuchte, sich zu beherrschen und auf seine Unterhaltung in der gewohnten, lebhaften Weise einzugehen, aber immer folgte ihr Auge unruhig dem Zeiger der Pendule, der sich der Stunde näherte, wo sie im Garten sein mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Winterreise über den Brenner.*)

Einen Ausflug in die Berge zur schönen Sommer- oder Herbstzeit zu machen, ist ein leichtes Ding und die Leser haben das wohl schon alle versucht. Etwas Anderes ist es, mitten in strengem Winter bei einer Kälte von 16—18 Grad über den Brenner fahren zu wollen — ein Unternehmen, von welchem Viele der Respect vor der Kälte oder die Befürchtung abhalten würde, daß zu solcher Jahreszeit doch nichts Ordentliches zu sehen sei.

Mir selbst war es vorzugsweise darum zu thun, die Verheerungen der Lawinen und den berüchtigten Mühlthal-Tunnel in Augenschein zu nehmen, um die alarmirenden Zeitungsnachrichten auf ihr richtiges Maß zurückführen zu können. An die von einigen Schwärmern gerühmte Erhabenheit eines Winters in den Alpen dachte ich mit fröstelndem Grausen; allein ich kann dem Leser versichern, daß ich auf das Angenehmste enttäuscht und wunderbar überrascht worden bin.

Es war ein herrlicher Wintertag mit heiterm Himmel und kalter trockener Luft von etwa 13 Grad, als ich den Bahnzug bestieg und die Richtung nach Rosenheim einschlug. Es ist männiglich bekannt, wie langweilig diese Fahrt selbst im Sommer ist; ich war eigentlich froh, daß die Fenster gefroren waren; so sah man doch nichts, und die angenehme kühle Langweile wurde durch nichts unterbrochen, als durch das Pfeifen der Locomotive und das rauhe „Fertig!" der Conducteure.

Nach drei langen Stunden kam ich endlich hinlänglich durchfroren nach Rosenheim.

*) Aus der „A. A. Z."

Den Bahnhof fand ich in dem alten Zustand und Alles hatte mit großem Conservatismus seinen Charakter beibehalten. Man ist jetzt vielleicht zum drittenmal daran, den Bahnhof zu erweitern, weil man die Zunahme des Verkehrs nicht vorausgesehen hatte. Die Folge davon ist, daß der also zusammengeflickte Bahnhof immer seinem Zweck nur wenig entsprechen wird.

Nach einer kleinen Erquickung wollte ich zu meinem Wagen zurückkehren, als mir der Conducteur sagte:

„Sie wollen ja nach Kufstein; dieser Wagen geht nach Salzburg."

„Aber haben wir denn nicht directe Züge ohne Wagenwechsel zwischen Leipzig und Kufstein angekündigt gelesen?" frug ich verblüfft.

„Die gehen bloß bei Nacht."

Dankbar für diese Belehrung, nahm ich Decke, Pelz, Pelzstiefel und alle sonstigen Wärmeffecten auf die Schulter und voltigirte als wandelnder Trödlerladen von Schiene zu Schiene und suchte den Kufsteiner Zug auf, der leicht daran kenntlich, daß er wohl aus den schlechtesten Wagen zusammengesetzt ist, welche Bayern besitzt.

Der Anblick, welchen das bei Brannenburg sich eröffnende Gebirgspanorama im Sommer bietet, ist viel bekannt und viel gefeiert; ich weiß aber kaum, ob ich nicht das nämliche Gemälde in der krystallenen Pracht des Winters als noch bei weitem überwältigender bezeichnen soll.

Der Bahnzug hatte zwischen Brannenburg und Fischbach viel mit den Schneemassen zu kämpfen und schien mehrmals stehen bleiben zu wollen. Ich theilte meine Bedenken einem Reisegefährten, einem Habitué dieser Strecke, mit, und dieser war boshaft genug, auf die bekannte Eigenschaft vieler Pferde anzuspielen, die bei jedem Wirthshaus Halt machen.

In Kufstein glaubten wir in der Mauth jene Anwandlung von Liberalismus zu finden, dessen Hauch jetzt durch den ganzen Kaiserstaat weht. In der Restauration war nichtsdestoweniger P. Greuter der Held des Tages, wenigstens wurde er von allen Seiten mit größter Aufmerksamkeit betrachtet.

Von Kufstein bis Innsbruck fährt man fast ununterbrochen zwischen ziemlich hohen Schneemauern dahin, seitwärts treibt der Inn förmlich Eisstöße und ringsum starren die Berge in blendendem Gewand.

Mein Stern hatte mich dießmal mit einem andern Jesuiten zusammengebracht; glücklicherweise gehöre ich nicht zu den Leuten, welche vor den offenkundigen Schülern Loyola's eine unbeschreibliche Scheu haben, und ich erschrack sogar nicht, als es dunkel wurde und der Jesuit die Rede des Marschalls Niel und die Pflichttreue Napoleons gegen die Kirche zu preisen begann. Der brave Mann sprach die Hoffnung aus, daß auch die übrigen katholischen Monarchen ihre Aufgabe erkennen würden.

In Innsbruck erholte ich mich von all den Strapazen meiner sibirischen Reise, um am andern Morgen die Fahrt über den Brenner zu machen. Es hatte eine Kälte von 18 Grad, und man wird es mir verzeihen, wenn ich mich nach russischer Manier u. A. auch mit einem feurigen Branntwein verproviantirte. Auf der eigentlichen Brennerbahn ist jetzt überall nur ein Geleis offen; die Schneemauern zu beiden Seiten sind namentlich zwischen Gries und Brenner oft fast gerade so hoch wie die Wagen und reichen fast durchweg über die Basis der Fenster herauf. Man sieht mehrfach Züge verkehren, welche keinen andern Zweck haben, als den Schnee wegzuräumen; dabei wurden aber große Massen von der Bahn auf die alte Brennerstraße herabgeworfen, so daß auch diese theilweise unterbrochen ward. Der berüchtigte Mühlthal-Tunnel hat allerdings wegen des stattfindenden Seitenschubs zu Bedenken Anlaß gegeben, und es wurde jedem Zug auf zwei Stationen voraus

telegraphirt: ob diese Stelle passirt werden könne oder nicht. Jetzt glaubt man der heiklichen Gefahr so ziemlich Herr geworden zu sein, und wir fuhren getrost durch den Tunnel und genossen dessen eigenthümliche Kellerwärme mit keinem besonderen Behagen. Bis zum Brenner hinauf hat man eine Reihe unbeschreiblicher Schauspiele; im Thal ist der Schnee oft wellenförmig verweht, daß man ein wahres Schneemeer zu übersehen glaubt, indem die Hütten bis zum Dach vergraben sind; die Waldbäume tragen die wunderlichsten Schneedecorationen, und wenn man dazu noch die zu wundervollen Krystallpalästen erstarrten Wasserfälle, das tausendfache Glitzern der ganzen Landschaft und darüber einen klaren tiefdunkeln Himmel erblickt — dann glaubt man sich wirklich auf einen Augenblick in ein feenhaftes Wunderreich versetzt. Aber um all' diese Pracht zu erschauen, mußten wir die Fenster offen halten, und trotz aller Feenhaftigkeit herrschte auf dem Brenner eine grimmige Kälte. Gesegnet seien Wein und Alkohol, der bekanntlich nicht gefriert und auch das Blut vor dem Erstarren bewahrt; denn ohne diese Heilmittel würde der Körper, der ein chemischer Ofen ist, gänzlich erfroren sein. Auch in Betreff des Appetits kann ich all die Sätze bestätigen, welche über den Einfluß der Kälte aufgestellt worden sind.

Aus dieser Skizze soll sich ergeben, daß der Teufel nicht so schwarz ist, als er geschildert wird, und daß man auch im Winter mit Hülfe der Brennerbahn eine sehr amusante Fahrt machen kann. Die Gefahren erscheinen bei einer eben so umsichtigen, als muthvollen Leitung des Betriebs nicht unüberwindlich.

Mannichfaltigkeiten.

(Deutsches Bundesschießen.) Zufolge Beschlusses des Centralcomités wird das Fest am Sonntag den 26. Juli mit dem Festzuge eröffnet werden. Das Schießen beginnt unmittelbar am Montag darauf und wird, wie vorläufig bestimmt ist, durch 10 Tage fortgesetzt werden. Im Schießcomite sind die Einrichtungen in Bezug auf die Durchführung der Schießcontrole bei den verschiedenen Scheibengattungen im Princip bereits festgestellt. Die Muster zu den Scheibenbildern sind in Originalgröße angefertigt und können gegen Vergütung der Anfertigungskosten durch das Centralbureau (innere Stadt, Sterngasse Nro. 4) bezogen werden. Das Finanzcomite hat das Programm zur Beschaffung eines Vorschusses von vorläufig 100,000 fl. im Princip festgestellt und sollen rückzahlbare Antheilsscheine zunächst bis zu dem obigen Betrage im Wege der Subscription begeben werden. Das Festcomite beschäftigt sich schon eifrigst mit den Projecten zu Vergnügungszügen und gemeinschaftlichen Ausflügen in die näheren und entfernteren Umgebungen der Residenz. Die Anmeldungen zum Eintritt in den deutschen Schützenbund sind schon jetzt sehr zahlreich; so sind in den letzten Wochen über 300 neu eingetretene Schützen bei dem Centralcomite angemeldet, darunter namentlich viele aus Steiermark. Nach allen Anzeichen dürfte die Betheiligung aus der österreichischen Monarchie eine äußerst lebhafte werden und aus dieser allein schon auf 5—6000 Schützen zu rechnen sein.

(Zur Affaire Chorinsky.) Der geheimnißvolle Mord in München — so schreibt das Wiener „Fremdenblatt" — ist von einer Fülle romantischer Zwischenfälle umgeben, und würden die Mittheilungen, die uns über dieselben zugehen, nicht auf voller Wahrheit beruhen, man wäre versucht, sie für Dichtung zu halten. So erhalten wir aus Kanisza folgende Zuschrift, welche einen interessanten Beitrag zu der mysteriösen Vergiftungsgeschichte der Gräfin Chorinsky liefert. Unser Gewährsmann schreibt: „Sie haben vor einigen Tagen in Ihrem geschätzten Blatte die Mittheilung über die Begegnung der Baronin Ebergenyi mit dem Geschäftsreisenden Herrn Umlauft gebracht, erlauben Sie, daß ich mit nachstehender, buchstäblich wahrer Geschichte, die in unserer Stadt und deren Umgebung circulirt, einen weiteren Beitrag zur Charakteristik des Vorlebens der Baronin Ebergenyi liefere. Kurze Zeit vor der Vergiftung der Gräfin Chorinsky kam die Baronin Ebergenyi auf das Gut eines ihrer Angehörigen in der Nähe von Kanisza und erklärte daselbst, sie sei Braut geworden, und stellte auch den Oberlieutenant Grafen Chorinsky als ihren Bräutigam vor. Die Familie war über dieses Ereigniß sehr erfreut und wollte sofort auf dem Familiengute die Verlobung der Ebergenyi feiern. Allein die vermeintliche Braut sträubte sich dagegen, sie erklärte, ein solches Fest müsse mit allem Pompe gefeiert werden, und sie hielte es daher am geeignetsten, wenn die Verlobungsfeier in Wien stattfinden würde. Ihre Angehörigen gaben nach und reisten auf ihre Einladung nach Wien, wo in der Wohnung der Baronin Ebergenyi die Verlobungs-Ceremonie vor sich ging. Ein alter Mann, die Brust mit Orden reich bedeckt, wurde als Vater des Bräutigams, als Statthalter Graf Chorinsky, vorgestellt, und das Fest verlief ohne weiteren Zwischenfall. Vor der Rückreise in ihre Heimath wollten die Angehörigen des Fräulein Ebergenyi dem Statthalter Grafen Chorinsky Abschiedsvisiten machen, allein die Baronin wußte dies zu vereiteln, indem sie angab, die Verwandten würden sich umsonst bemühen, der Statthalter habe eine Inspectionsreise angetreten, sie werde schon bei seiner Rückkehr die Verwandten bei ihm entschuldigen. Die Ahnungslosen ließen es bei diesem Auskunftsmittel bewenden und reisten in ihre Heimath. Als einige Zeit nachher die Kunde von dem schrecklichen Vorfall in München und der muthmaßlichen Betheiligung der Ebergenyi an der Vergiftung zur Kenntniß ihrer Angehörigen gelangte und ihr Bruder daraus ersah, daß Oberlieutenant Graf Chorinsky bereits verheirathet sei, reiste er sofort nach Wien, um mit dem Statthalter Grafen Chorinsky über die Katastrophe Rücksprache zu pflegen. Wie erstaunte er aber und erschrack zugleich, als er in dem Statthalter eine ganz andere Person erkannte, als jene war, welche bei der Verlobung der Ebergenyi die Rolle des Vaters Chorinsky's gespielt hatte. Nun war es rasch klar, daß Ebergenyi mit ihren Angehörigen nur Komödie gespielt und eine Verlobung gefeiert hatte, bei der die Hauptperson, der Vater des Bräutigams, eine fingirte Persönlichkeit gewesen. Dieser Zwischenfall im Drama Chorinsky-Ebergenyi hat nun darin seinen Abschluß gefunden, daß es den Bemühungen der Sicherheitsbehörde gelang, den „falschen Chorinsky" ausfindig zu machen, der sich nun beim Landesgerichte zu Wien in Untersuchungshaft befinden soll."

(Ein Bettler von St. Stephan.) Wie oft die Bettler in aller Herren Länder das Auge und die Herzen ihrer Mitmenschen zu täuschen wußten, und wie viele Bettler es zu jeder Zeit gegeben hat, die ohne alle Noth und nur aus alter Gewohnheit nicht für sich, sondern für dereinstige lachende Erben dieses traurige Handwerk betrieben, das hat die Chronik aller Städte unzähligemale erzählt. Eine in Wien lebende ältere Dame lieferte am jüngsten Sylvesterabende den folgenden, auch jetzt noch recht interessanten Beitrag zur Geschichte der Bettler, den sie der aufmerksamen Gesellschaft nicht als „Aufsitzer", sondern als wirkliches Erlebniß erzählte. „Es war gegen das Ende der Zwanziger-Jahre, als ich in der Eigenschaft einer Gesellschafterin der Baronin Z. öfter mit derselben die Kirche zu St. Stephan besuchte, an deren einem Seitenthore täglich ein ergrauter, bresthafter Bettler postirt stand, der von vielen Besuchern des Domes oft reichliche Gaben erhielt, und auch von mir jedesmal, im Auftrage meiner Herrschaft, mit einem Groschen beschenkt wurde. Eines Tages, als ich dem Bettler den üblichen Groschen in die Hand drückte, ließ er ein zartes, duftendes Briefchen in meine Hand glei-

ten, worüber ich um so mehr erröthete, als dasselbe keine Aufschrift trug. Die Neugierde quälte mich, und als ich in meine Kammer eintrat, öffnete ich das „namenlose" Couvert und war nicht wenig, vielleicht sogar freudig überrascht, darin eine glänzende Anerkennung meiner persönlichen Vorzüge und eine feurige Liebeserklärung sammt Heirathsantrag zu finden. Der Name, die Wohnung und eine bestimmte Stunde zu einem Rendezvous waren von dem genannten, aber ungekannten Briefschreiber genau angegeben worden. Jung und entschlossen wie ich war, forderte ich eine Freundin auf, mich zu meinem interessanten Stelldichein zu geleiten, um den seltsamen Brautwerber kennen zu lernen. In der Vorstadt Wieden traten wir in ein großes Haus der Hauptstraße, stiegen eine Treppe hoch und befanden uns vor jener bezeichneten, geheimnißvollen Thüre. Auf das Glockenzeichen öffnete uns ein älteres Dienstmädchen, das uns auch alsbald vor einen jungen, blühend schönen, kerngesunden Mann führte, der die Mitte der „Dreißiger" noch nicht überschritten hatte. Mit aller Liebenswürdigkeit und Politesse eines feinen Cavaliers entschuldigte er seine improvisirte Einladung und wiederholte mir jetzt mündlich das galante Geständniß, das er in seinem Briefe bereits gemacht hatte. Die höchst elegante Wohnung, der Comfort und der entschieden gute Geschmack des ganzen Meublements ließ mich zum Allerwenigsten nicht jene Enthüllung erwarten, die mir einen Augenblick später ward. „Wenn Sie, Fräulein, mir nicht abgeneigt sein können", so fuhr er fort, „und wenn Sie auch keine Scheu vor meinem Gewerbe haben, dann will ich bei Ihren Eltern um Ihre Hand anhalten; aber ich fühle mich verpflichtet, Ihnen zu sagen, daß ich jener alte Bettler von St. Stephan bin." . . . Ich erblaßte und konnte kaum die entrüsteten Worte finden, um mich über den Betrug auszusprechen. Der Herr aber blieb ganz ruhig und antwortete auf meine Vorwürfe nur mit den Worten: „Fräulein, es ist das sicherste, einträglichste Gewerbe, das seinen Mann glänzend zu ernähren vermag." — Ich trug natürlich Sorge, daß die Gaben der Baronin eingestellt wurden, sah aber jenen alten Bettler noch im Jahre 1837 an der Kirchenthüre stehen. Nach dieser Zeit verschwand er von dieser Stelle, und wie ich bald nachher erfuhr, fand er um diese Zeit auch eine Lebensgefährtin, mit welcher er seine langjährigen Ersparnisse verzehrte.

(Die kürzlich von uns berichtete Geschichte) jugendlichen Räuberlebens bei Syke hat in der That ein tragisches Ende gehabt. Der ältere der beiden Knaben, welcher in einer Schmiede zu Syke bei Bremen von seinem Bruder beim Herausziehen eines Schusses durch das plötzliche Losgehen des Revolvers lebensgefährlich in die Seite verwundet wurde, ist am Sonnabend seiner Wunde erlegen. Die Kugel hat nicht herausgeholt werden können. Das Gericht in Syke hat nach der vorläufig angestellten Erörterung keinen Anlaß zu einer Criminaluntersuchung gegen den Knaben gefunden. Nach den Aussagen der Zeugen bei dem unglücklichen Vorfall in der Schmiede scheint festzustehen, daß den Knaben nicht die Schuld einer strafbaren Fahrlässigkeit trifft.

Correspondenzen.

Paris, 15. Januar.

Die Wintersaison ist seit einigen Wochen im vollsten Schwunge. Die Novitäten der Theater bieten beinahe ausschließlich prachtvoll ausgestattete pièces à femmes ohne literarischen Werth. Rühmliche Ausnahmen hiervon machen Legouvé's „Miss Luzanne" am Gymnase-Theatre und Mallefille's „les sceptiques". Letzteres durch seinen geistreichen Dialog, seine vortrefflich gezeichneten Charaktere und seine moralische Grundidee sich auszeichnende Drama ist gezwungen gewesen, sich vom Theatre Français, wo es bereits angenommen war, woselbst man aber von dem Autor Aenderungen verlangte, welche dieser mit seinem ästhetischen Gewissen für unvereinbar hielt, auf die bescheidene Bühne des Theatre Cluny zu flüchten. Mit ausschließlich für dieses Stück engagirten Kräften (an deren Spitze Lafferrière und der Director dieses Theaters, Larochelle) sehr gut dargestellt, war die Aufnahme dieser neuesten Dichtung Mallefille's eine enthusiastische. — Unter den öffentlichen Bällen nehmen, wir früher, die der großen Oper den ersten Rang ein. Hier ist die feinere Lorette in ihrem Elemente und in Folge dessen spielen Luxus und Eleganz eine der Hauptrollen. Da es jedoch nicht Jedermannes Sache ist, sich das Vergnügen Terpsychorens auf Kosten seiner Zwanglosigkeit zu erkaufen, und da namentlich der Student gerne sans gêne auf die Bälle zu gehen liebt, so sind die im Quartier Latin gelegenen Closeries de Lilas, vulgo Bullier, nicht minder beliebt und besucht. Hier, wo man in seiner Alltagskleidung erscheinen und gemüthlich seine Cigarette, ja sogar seine Pfeife rauchen kann, fühlt sich der Student behaglich und denkt mit Faust: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein". Die Mitte zwischen diesen beiden Bällen bilden die des Châtelet-Theaters. Wie dieses Theater etwa in der Mitte der beiden vorgenannten Locale gelegen ist, so herrscht in den seit dem vorigen Winter daselbst eröffneten Ballbelustigungen einerseits die Pracht der Räumlichkeiten und der Ausstattung des Opernballs und andererseits die Zwanglosigkeit der Closeries. Nur für den Besuch des Foyers, woselbst nach dem Klavier getanzt wird, ist der Frack obligatorisch. Das Orchester im großen Ballsaal ist sehr gut, kurz die Administration bietet Alles auf, sich in der Gunst des Publikums immer mehr und mehr zu befestigen, was ihr um so leichter fallen dürfte, als sie unter ihren Hülfstruppen mannichfacher Art namentlich das an diesem Theater engagirte Corps de ballet besitzt. Ende dieses oder Anfang nächsten Monats findet auch der jährliche Ball des deutschen Hülfsvereins statt, dessen Comite eine unermüdliche Thätigkeit entwickelt, und der Ball der artistes dramatiques zum Besten der Unterstützungscasse verarmter Bühnenkünstler unter dem Patronat des Kaisers und der Kaiserin.

Heidelberg, 15. Januar.

Ich kann Ihnen nun das Ergebniß der merkwürdigen Untersuchung in Betreff der Ausleerung einer Miethwohnung in einem hiesigen Hause während der Abwesenheit der Miетherin mittheilen (vergl. meinen Bericht vom 5. d., „Did." Nr. 10). Nur ein schon vorher übelberüchtigter Mensch, ein mit seiner Zuhälterin im gleichen Hause und neben dem ausgeraubten Zimmer wohnender Schlosser, der die Möbel verkauft hatte, wurde schuldig erfunden und mit acht Monat Arbeitshausstrafe belegt. Die Hauseigenthümerin dagegen, von welcher er die Möbel gekauft zu haben vorgab, gegen welche ihre eigene Dienstmagd als Zeugin auftrat, und auf welcher daher ein Verdacht der Mitschuld ruhte, zumal die bei ihr als vorhanden angenommene krankhafte Geistesdisposition so Etwas auch bei einer ehrsamen Bürgersfrau als möglich erscheinen ließ, wurde vom Gericht freigesprochen, weil die nähere Untersuchung das Zeugniß der Magd als verdächtig herausstellte und sie sich bei ihren Aussagen in Widersprüche verwickelte, so daß auf so lose Gründe hin der Hauseigenthümerin keine Schuld beigemessen werden konnte. Auch zwei der Beihülfe und Begünstigung bei der Entwendung Beschuldigte wurden freigesprochen.

Frankfurt, 17. Januar.

Fräulein Therese Lahnstein, welche bereits voriges Jahr ein Concert mit so günstigem Erfolge gab, wird nächsten Dienstag eine Soiree im kleinen Saale des Saalbaues veranstalten. Die gediegenen Leistungen der jungen Künstlerin, verbunden mit ausgezeichneter Mitwirkung, sichern im Voraus einen höchst genußreichen Abend. Als interessante Stücke, welche zur Aufführung gelangen, nennen wir u. A. ein hier noch nie gehörtes Rondo von Chopin für zwei Flügel, vorgetragen von Fräulein Lahnstein und Herrn Wallenstein, und das C-moll-Quintett von Mendelssohn.

Ingenieurkalender für 1868. Von P. Stühlen. Dritter Jahrgang (Essen, G. D. Bädeker). Der Ingenieurkalender bietet dem Maschinen- und Hüttentechniker für den täglichen praktischen Gebrauch ein Notiz- und Taschenbuch, welches ihm zugleich für seine technische Thätigkeit die wichtigsten Tabellen, Regeln und Formeln an die Hand gibt, die bei schnellen Ueberschlagungen auf Reisen oder in der Fabrik unentbehrlich sind. Durch gedrängte übersichtliche Anordnungen mit scharfen correcten Bezeichnungen ist der bequeme Gebrauch erleichtert. Der Kalender hat sich trotz der kurzen Zeit seines Erscheinens schon in allen einschlägigen Kreisen eingebürgert.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 18. Samstag, den 18. Januar 1868.

Aus den Tagen des Rheinbundes.

Novelle von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Anna war froh, als der Tanz zu Ende war und die Comtesse Froberg zu sich rief, und so seine Aufmerksamkeit von ihr ablenkte.

Schnell eilte sie auf ihr Zimmer, steckte die Papiere zu sich, und nur die leichte Flor-Schärpe um die Schultern, die ihr Froberg nach dem Tanze umgeworfen, glitt sie flüchtigen, leisen Schrittes aus dem Hause und lief nach dem Pavillon.

Ihr Herz schlug so heftig, daß sein Klopfen sie fast hinderte, die Ruderschläge des herankommenden Nachens zu hören.

Wie die beiden ersten Male, sprang ein ihr völlig unbekannter Mann heraus.

Einen Augenblick stand er sprachlos vor ihr, ohne sie zu grüßen, ohne auf die von ihr gestellte Frage eine Antwort zu geben. Das schöne Mädchen in dem duftigen, blauen Gewand, den weißen Kranz im Haar, die Wangen glühend in fieberischer Erregung, vom Mondlicht hell beschienen, kam ihm vor, wie eine Erscheinung aus der Märchenwelt, und es war selbst einem Emissär des Tugendbundes zu verzeihen, wenn er darüber momentan vergaß, was ihn hergeführt, und das Losungswort nicht finden konnte, auf welches Anna ungeduldig wartete.

Noch einmal fragte sie:

„Wie viel Uhr ist es?"

Und jetzt endlich sagte er:

„Es ist die zwölfte Stunde!"

Sie reichte ihm nun erleichtert aufathmend das Paket und sagte, als sie bemerkte, daß sein Blick immer noch bewundernd und erstaunt auf ihr ruhte:

„Meine Eltern geben heute einen Ball, und ich habe mich aus dem Tanze weggeschlichen, um Ihnen, sowie es mir vorgeschrieben war, diese Papiere zu übergeben. Gott sei Dank, daß sie sicher in Ihren Händen sind!"

Da nahten sich Schritte; Anna wandte sich um, und sah ihre Mutter am Arm des Fürsten, die Fürstin von dem Hofmarschall geführt und Froberg mit Midal den Rebengang herunter auf sich zukommen.

Es dunkelte ihr vor den Augen, ihr Herz krampfte sich in tödtlichem Schrecken zusammen, und sie hatte nur noch so viel Besinnung, dem Fremden zuzuflüstern:

„Fliehen Sie, um Gotteswillen! Denken Sie an Das, was die Papiere enthalten!"

Der junge Mann zögerte einen Augenblick, er hatte rasch die ganze Situation überschaut und erkannt, welchem Verdacht sich Anna aussetzte, wenn er ihrem Rath folgte, — es widerstrebte ihm, das muthige Mädchen, das so selbstvergessend für fremde Zwecke sich opferte, allein zu lassen. Die eigene Gefahr, so groß sie war, — er stand auf den französischen Conscriptionslisten, — hätte ihn nicht abgehalten, zu bleiben und ihren Ruf mit einer offenen Erklärung zu retten, aber er dachte daran, wie viele seiner Gesinnungsgenossen mit ihm verloren waren, wenn die Papiere in die Hände der französischen Polizei fielen, und diese Ueberlegung ließ ihn Anna's Rath folgen.

Ein flüchtiges Lebewohl ihr zurufend, sprang er in den Kahn, der, von seinen kräftigen Ruderschlägen getrieben, schon in der Mitte des Flusses war, als die herankommende Gesellschaft vor Anna stand.

„Ein Rendezvous in stiller Nacht, mein schönes Fräulein!" sagte der Fürst spottend. „Wer hätte das von der kalten, spröden Anna Waldheim erwartet; verzeihen Sie nur, daß wir so ungeschickt störten!"

„Anna", rief Frau von Waldheim, „wie kommst Du hierher? Wie ist es möglich, daß Du Dich so vergessen kannst, zu solcher Stunde hier im Garten allein mit einem jungen Mann zusammen zu treffen. Wer war der Fremde, und in welcher Beziehung stehst Du zu ihm?"

Anna erwiderte nichts, — ihr war, als träume sie einen schweren Traum, aus dem die nächste Minute sie erwecken müsse, und doch wußte sie, daß Alles schreckliche, furchtbare Wirklichkeit war. Sie sah Midal's triumphirendes Lächeln, sah den Blick kalten Hasses, den die Mutter auf sie richtete, den Ausdruck tugendhafter Entrüstung im Gesicht der Fürstin; sie sah, wie Froberg bleich und sprachlos an einem Baumstamm lehnte, mit der Hand die Augen bedeckend, als könne er den Anblick der Geliebten, die ihn so verrathen hatte, nicht mehr ertragen. Sie wußte, daß ihr Ruf vernichtet, daß sie auf immer von dem Manne, den sie so unsäglich liebte, geschieden war, wenn sie nicht sagen konnte, was sie in dieser Stunde hierher geführt hatte. Sie kämpfte einen kurzen, aber schweren Kampf, — das Gefühl der Pflicht siegte; sie fühlte, daß sie den Mann, der dort im Kahn das jenseitige Ufer zu gewinnen suchte, nicht der Polizei ausliefern, daß sie das Vertrauen Derer, die auf ihren Patriotismus so fest gebaut, nicht täuschen durfte. Auch die Rücksicht auf ihren Vater, der ängstlich bald auf die Gattin, bald auf die Tochter blickend, nicht den Muth hatte zu reden, band ihre Zunge, denn wenn sie dem Fürsten gestand, was sie gethan, so war die Stellung ihres Vaters untergraben, und es wäre für den alten, schwachen Mann ein Todesstoß gewesen, wenn er hätte aufhören müssen, Hofmarschall zu sein.

„Haben Sie gar nichts zu Ihrer Vertheidigung zu sagen, Fräulein von Waldheim?" fragte die Fürstin streng.

Anna's Augen leuchteten wie in einem verklärten Glanze auf, von ihrer reinen Stirne strahlte die Hoheit einer Menschenseele,

die sich und ihr Glück opfert für ihre Pflicht. Ruhig und mit fester Stimme sagte sie:

„Nein Durchlaucht!"

Der Fürst sah Anna durchdringend an; er war Menschenkenner genug, um zu sehen, daß hier nicht ein Mädchen vor ihm stand, welches in sträflichem Leichtsinn hinter dem Rücken der Eltern ein nächtliches Rendezvous hat, aber den wahren Sachverhalt konnte er nicht, und da es zu seinen Wünschen paßte, daß Anna in Freibergs Augen vollständig compromittirt wurde, so wollte er keine weiteren Aufklärungen herbeiführen. Dennoch konnte er ein Gefühl des Mitleids für Anna nicht unterdrücken und er sagte daher:

„Vergessen wir, was wir eben hier gesehen haben, und Niemand rede weiter davon. Frau von Waldheim, seien Sie nicht zu streng mit Ihrer Tochter, und Sie, Fräulein Anna, folgen uns in den Salon, damit Ihre Abwesenheit nicht auffällt."

Mechanisch nahm Anna den Arm, den der Kammerherr ihr bot, sie zitterte so, daß sie nicht im Stande gewesen wäre, allein zu gehen.

„Nehmen Sie sich zusammen!" flüsterte ihr Midal an der Schwelle des Tanzsaales zu. „Sie müssen fortfahren die Honneurs zu machen, als sei nichts geschehen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Noth in Preußen.

Die „Vossische Zeitung" enthält einen längern Bericht über die Zustände in Ostpreußen aus der Feder des bekannten Landtagsabgeordneten Dr. Bender-Catharinenhof. Derselbe ist in der Provinz selbst als praktischer Landwirth ansässig und ein Mann von gesundem Urtheil und Erfahrung, der die ländlichen Verhältnisse in Ostpreußen aus eigner Anschauung seit Jahren gründlich kennt. Der Bericht, den er auf die specielle Bitte des genannten Blatts der Redaction desselben einhändigte und der auch als culturhistorische Schilderung der socialen Verhältnisse jener Gegenden in weiteren Kreisen nicht ohne Interesse ist, lautet wie folgt:

Die Frage, ob in der Provinz Preußen ein wirklicher Nothstand herrsche oder nicht, kann nur dadurch erledigt werden, daß man sich allseitig darüber verständigt, was unter diesem Nothstande zu verstehen sei. Wenn wir, die wir in der Provinz Preußen diesen traurigen Sommer unter schweren Mühen und Sorgen verlebt haben, jetzt von einem dort vorhandenen Nothstande sprechen, so denken wir dabei zu allernächst, ja bis jetzt fast ausschließlich an den sogenannten kleinen Mann, den Tagelöhner — dort Losmann oder Freimann genannt — dem die allergeringsten Hülfsmittel zur Abwehr von Noth und Elend zu Gebote stehen, dem aber auch, bei den wirklich geringen Bedürfnissen, welche er hat, durch die Mildthätigkeit und aufopfernde Fürsorge seiner besser gestellten Mitbürger am leichtesten geholfen werden kann. Die Zahl dieser kleinen Leute ist in Preußen sehr groß, denn sie gehören in erster Linie zu den unverhältnißmäßig starken Arbeitskräften, deren die dortige Landwirthschaft aus wohlbekannten Ursachen bedarf, wenn sie mit Erfolg betrieben werden soll.

Es versteht sich, daß die Sorge für Erhaltung dieser Leute im äußersten Falle rechtlich den Gemeinden obliegt, welchen sie angehören, und moralisch sicherlich auch allen denjenigen Besitzern, welche im Allgemeinen ohne ihre Hülfe nicht bestehen können. Allein was kann alle diese rechtliche und moralische Verpflichtung helfen, wenn, wie es eben jetzt in Preußen der Fall ist, auch die wohlhabendsten Gemeinden selbst sich in bitterer Noth befinden und die größeren Besitzer überall kaum — und in vielen Fällen absolut gar nicht — im Stande sind, ihren eigenen contractlich angenommenen Leuten Arbeit und Brod zu geben? Wollten die Behörden gegen die Gemeinden (soweit in Preußen, bei dem Mangel jeder Gemeinde-Ordnung, von Gemeinden die Rede sein kann) mit aller Strenge des Gesetzes deßhalb vorgehen, weil diese nicht alle ihre Angehörigen gegen Hunger und Elend zu schützen wissen: so würde der Erfolg davon meistens kein anderer sein, als daß die Gemeinden vollends ruinirt würden, ohne daß der Arme einen Vortheil davon hätte. Was aber von den einzelnen Gemeinden und Gutsbezirken gilt, das gilt im Wesentlichen auch von der Gesammtheit der Gemeinden und Gutsbezirke, welche den Kreis ausmachen.

Die Kreise sind freilich die „höhere Instanz"; es fließt ihnen aber nichts zu, als was von den Gemeinden genommen werden kann; reicht dieß nicht hin, die allgemeinen Interessen des Kreises nothdürftig zu befriedigen, so ist's natürlich, daß der Arme in seiner abgelegenen Hütte noch weniger davon berührt und erquickt werden kann.

Worin nun die jetzige Noth der kleinen Leute in Preußen bestehe, das hat bis jetzt Niemand anschaulicher dargelegt, als Herr Donalies Willuhnen in den Mittheilungen, welche die „Zukunft" neulich von ihm brachte und welche Sie mit Recht auch in Ihre Zeitung vollständig übernommen haben. Was Herr Donalies wahrgenommen, stimmt durchaus überein mit denjenigen Erfahrungen und Anschauungen, die ich selbst theils schon im Herbste, theils noch in den letzten Wochen in meiner Heimath gewonnen habe. Hiernach behaupte ich Folgendes:

1) Der sogenannte Los- oder Freimann hat jetzt in den meisten Kreisen der Provinz Preußen entweder gar keine oder doch keine ihn ausreichend ernährende Arbeit.

2) Er besitzt in den allermeisten Fällen weder selbst einen Vorrath an Lebensmitteln, noch befindet er sich in der Möglichkeit, dergleichen in seiner Nähe für schwer verdientes Geld zu kaufen.

3) Es fehlt ihm fast überall das nöthige Brennmaterial.

Zum ersten Punkte brauche ich nur zu erwähnen, daß die Arbeiten, welche sonst den kleinen Mann im Winter ernährten, in diesem Jahre theils gar nicht vorhanden, theils durch die Witterung erschwert oder unmöglich geworden sind. Fast gar nicht vorhanden ist die lohnende Arbeit des Getreidedreschens. Das wenige Getreide, welches in gutem Zustande gewonnen worden ist, hat — auf den Gütern, wie in den Dörfern — entweder aus Noth schon ausgedroschen werden müssen, oder es reicht kaum zur Beschäftigung der zunächst berechtigten Arbeiter hin, oder es wird von vorsichtigen Wirthen auch ganz unberührt gelassen, aus Furcht, daß der geringe Erdrusch sonst zu früh verschwinden könnte. Erschwert, theilweise unmöglich sind alle Arbeiten, die im Freien verrichtet werden müssen. Das Mergeln z. B. hat in früheren Wintern in den zum Regierungsbezirk Königsberg gehörigen Kreisen unzählige Arbeiter mit gutem Verdienst belohnt; in diesem Winter können die Arbeiter wegen des starken Frostes und der großen Schneemassen nur mit gewaltiger, ausdauernder Anstrengung die Vorarbeiten überwinden und sind nicht im Stande, einen gleichmäßigen, entsprechenden Tagelohn zu verdienen. Aehnlich verhält es sich mit den Arbeiten in den in Angriff genommenen Kreis-Chausseen und Canalbauten. Ueberall wird zwar trotz der Ungunst der Witterung der Versuch gemacht, diese Arbeiten in Gang zu bringen; überall ist man meines Wissens bereit, wenigstens Anfangs mehr zu geben, als in Wirklichkeit verdient wird. Allein der Erfolg davon ist — zum Theil durch die schon vorhandene Kraftlosigkeit und Mittellosigkeit der Arbeiter selbst — noch gering, und kann erst mit dem Beginne des Frühjahrs entschieden besser werden, wenn es gelingt,

die Arbeitsfähigkeit der Arbeiter bis dahin zu erhalten. — Was das Unzureichende des Lohnes für die jetzt möglichen Arbeiten betrifft, so genügt es wohl, daran zu erinnern, daß in Preußen (vielleicht auch in anderen Provinzen) als unbestritten der Satz gilt: ein fleißiger Arbeiter muß, um bestehen zu können, in der Woche so viel verdienen, als ein (Berliner) Scheffel Roggen kostet, wobei man rechnet, daß ein halber Scheffel von der Familie als „Brod" verzehrt, die andere Hälfte zur Befriedigung aller übrigen Bedürfnisse verbraucht wird. Dieser Verdienst aber ist jetzt bei keiner Arbeit in Preußen zu erreichen. Der Scheffel Roggen kostet dort 3 Thlr. und darüber, verdient aber werden auch an den besten Arbeiten täglich 4 bis 8 Sgr. Seltene Ausnahmen können nicht in Betracht kommen. Nimmt der Arbeiter am Sonnabend zusammen, was er die Woche hindurch mit Aufbietung seiner letzten Kräfte verdient hat, so bezahlt er damit kaum das trockene Brod, dessen er für sich und seine Familie bedurfte. Alles Andere fehlt ihm.

Ich komme nun zum zweiten Punkte, dem Mangel an Vorrath von Lebensmitteln und der Schwierigkeit des Einkaufens. Der Hauptvorrath, dessen sich der Arbeiter in besseren Jahren erfreut, besteht in Kartoffeln. Durch diese gewinnt er die Möglichkeit, für sich ein Schwein zu mästen, das er um die Weihnachtszeit schlachtet und von dem er dann den Winter hindurch und bis in den Sommer hinein sein „Abwechsel" hernimmt. Außerdem findet man bei ihm, wenn er Gelegenheit zum Dreschen hat, wohl auch einen kleinen Vorrath von Getreide, namentlich von Erbsen, von Grütze und Graupe. Wie ist's aber in diesem Jahre? Die Kartoffeln sind — mit Ausnahme der masurischen Kreise — überall gänzlich mißrathen, und Gelegenheit zum Dreschen findet sich, wie schon erwähnt ist, nicht. Damit ist Alles gesagt. Nehmen wir nun aber einmal den seltenen Fall an, daß ein Arbeiter das Glück gehabt hat, in Einer Woche 2 Thaler zu verdienen — eine große Summe! Er will natürlich dafür Einkäufe machen, hat aber sofort eine fast unlösbare Aufgabe vor sich. Denn Kartoffeln findet er nirgends; Erbsen sind zwar hie und da vorhanden, aber meistens in so ungewöhnlich schlechter Waare, daß es schwer ist, den richtigen Preis dafür zu bestimmen, wenn sie überhaupt brauchbar sind; Roggen hat kein Bauer übrig, und wenn der verzweifelte Käufer sich aufmacht, um einen größeren Besitzer darum anzugehen, kann es ihm begegnen, daß er den ganzen Sonntag auf der Landstraße ist, ohne irgendwo seinen Zweck zu erreichen. Schließlich muß er doch zu einem Müller gehen und ein bedeutendes Aufgeld bezahlen.

Ein schlimmer Punkt ist auch der zuletzt erwähnte, das Fehlen des Brennmaterials. Seitdem die Nonnenraupe die schönen ostpreußischen Wälder verwüstet hat, ist das Holz überall theuer geworden. Der kleine Mann hilft sich damit, daß er da, wo es noch Wälder gibt, für eine kleine Abgabe Stubben rodet und Strauchwerk zusammenliest. Allein in diesem Jahre ist er des unaufhörlichen Regens wegen wenig oder gar nicht dazu gekommen; im schlechten Sommer hoffte er auf den Herbst; doch der Herbst war noch viel schlechter, als der Sommer. Viel häufiger, als Holz und Strauch, wird in Ostpreußen und besonders in Litthauen der Torf als Brennmaterial benutzt. Habe ich nöthig, zu sagen, daß es in diesem Jahre eine vergebliche Mühe war, Torf zu bereiten? Auch die besten Wirthschaften haben es nicht vermocht, ihren eigenen Bedarf an trockenem Torfe sich zu verschaffen, wie sollte der Arme glücklicher gewesen sein?

Es ist gewiß höchst dankenswerth, daß man überall daran denkt, den Schwachen und wenig Arbeitsfähigen Verdienst durch Spinnen und ähnliche Handarbeiten zuzuwenden; wer es aber je empfunden hat, was es heißt, hungern und frieren zu müssen zugleich, der wird sich nicht wundern, wenn er hört, daß es mit dem Spinnen so geschwinde auch nicht geht, sondern in vielen Fällen zuerst mit directer Hülfe schlechterdings eingeschritten werden muß, um für die Selbsthülfe Raum zu gewinnen.

Ich frage nun den wohlwollenden Leser: wenn die Zustände in der Provinz Preußen wirklich so sind, wie ich sie der Wahrheit gemäß in Vorstehendem zu schildern versucht habe, ist man dann nicht berechtigt, ja aufs Höchste verpflichtet, von einem dort vorhandenen Nothstande zu sprechen? Wer diese Frage bejaht, für den ist jeder weitere Zweifel beseitigt, und der wird sich auch durch Nichts abhalten lassen, zu helfen, so weit er helfen kann. Ich kann versichern, daß ich fast ängstlich bemüht gewesen bin, jede Uebertreibung, ja selbst den Schein derselben zu vermeiden; ich will aber noch ausdrücklich und mit Freuden hinzufügen, was auch sonst schon oft hervorgehoben worden ist, nämlich daß es glücklicherweise nicht in allen Theilen der Provinz Preußen gleich schlecht aussieht; daß die Ungunst der Witterung, wenn wir ihre Spuren an der Weichsel zu verfolgen anfangen, immer härter und schwerer gedrückt hat, je weiter wir nach Osten kommen, und daß die südlich gelegenen masurischen Kreise mit ihrem leichteren, durchlassenden Boden am besten davongekommen sind, — ein Umstand, der z. B. die Vertrauensmänner in den Kreisen Sensberg und Johannisburg veranlaßt hat, die ihnen angebotene außerordentliche Hülfe vorläufig abzulehnen. Zwischen der Gegend von Königsberg und den litthauischen Gränzkreisen besteht rücksichtlich der Zeit des Säens und der Ernte ein Unterschied von 8 Tagen. Dieß hat in gewöhnlichen Jahren wenig zu bedeuten, in diesem Jahre aber, wo das Regenwetter im September durch die ganze Provinz fast an einem und demselben Tage begann und dann viele, viele Wochen hindurch mit nur geringen Unterbrechungen fortdauerte, ist es auf das Schicksal vieler Güter und Dörfer von entscheidendem Einflusse gewesen, ob jener kurze Zeitraum von 8 Tagen mit aller Energie zum Säen und zum Ernten und zu keiner andern Arbeit benutzt worden war oder nicht. Nur so erklärt es sich, daß in den zu Königsberg gehörigen Kreisen, so schlimm sie auch daran waren, doch noch Manches möglich war, woran bei Memel oder Gumbinnen schon Niemand mehr denken konnte.

Ob die Preußen den Vorwurf verdienen, daß sie eine „ungewöhnliche Virtuosität im Lärmmachen" besitzen und daß sie geneigt seien, die „eigenen Verpflichtungen auf die Schultern des Staates abzuwälzen und aus dieser Abwälzung noch politisches Capital gegen die Regierung zu machen" — darüber kann ich wohl allen unterrichteten Nichtpreußen das Urtheil überlassen. Die Thatsache aber muß ich erwähnen, daß es gerade jetzt auch von der königlichen Staatsregierung anerkannt worden ist, daß die Preußen für ihre schwer bedrohten und oft beschädigten Interessen bisher zu wenig Lärm gemacht haben und daß hauptsächlich hieraus jene niemals beabsichtigte Vernachlässigung der Provinz zu erklären ist, deren Folge jetzt überall in bedauerlicher Weise hervorgetreten. Ein unparteiisches, in Berlin erscheinendes, landwirthschaftliches Blatt sagt: „Es ist als ein spätes Erkennen absoluten Bedürfnisses anzusehen, wenn jetzt an den Bau zweier neuen Eisenbahnen, von Thorn nach Insterburg und von Schneidemühl nach Dirschau, Hand gelegt werden soll; aber es bleibt dringend zu wünschen, daß mit dieser, lange Jahre zurückgehaltenen Abschlagszahlung nicht auf lange Zeit die Staatsverwaltung glaube sich mit dem Bedürfniß der Provinz Preußen abgefunden zu haben." — Nun, diesen Wunsch hege auch ich, ich weiß aber auch, daß die Preußen, ohne Furcht vor Mißdeutungen und Verdächtigungen, am meisten selbst dafür zu sorgen haben werden, daß er in Erfüllung gehe.

Ueber die schwerwiegende Frage, wieweit der Nothstand schon jetzt auf die besitzende Classe der Einwohner Preußens und auf die Städte einwirke, und ob die bis jetzt aufgebotenen Mittel zur siegreichen Bekämpfung der theils schon vorhandenen, theils nahe

drohenden allgemeinen Gefahren auszureichen scheinen — darüber trage ich Bedenken, mich jetzt hier öffentlich auszusprechen.

Genehmigen Sie u. s. w.

Dr. Bender-Catharinenhof,
Vorsteher des landwirthschaftlichen Vereins, Gr. Lauth-Uderwangen, im Kreise Pr. Eylau, Abgeordneter für Königsberg-Fischhausen.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein weiblicher Apostel.) Nach einem Londoner Localblatte findet Johanna Southcott, eine neue Apostelin — oder Apostola, wenn man lieber will — großen Anhang in dem Stadttheile Walworth, obwohl die Mitglieder ihrer Secte, einer kürzlich ihr gewordenen Offenbarung gemäß, jetzt an dem Gottesdienste der anglicanischen Kirche theilnehmen. In dem Versammlungshause, dem „Centrum“, der Gemeinde liegt eine Petition zur Unterzeichnung auf, die schon 430,000 Namen zählen soll, und um nichts Geringeres bittet als — die unverzügliche Herniederkunft unseres Heilandes Jesu Christi! Welcher Bote die Petition an ihren Bestimmungsort befördern und mit den üblichen Ceremonien überreichen soll, hält Johanna Southcott vorerst noch geheim.

(Ein kaltes Vergnügen.) Am 27. Dec. v. J. bestiegen die Herren Prof. Picard von Zürich, Dapples von Lausanne und Dr. Schröder von Mannheim von Klosters aus das 3285 Meter hohe Silverettahorn in Graubünden. Bei 6 Grad unter Null verließen sie früh 5 Uhr Klosters, langten Abends 4 Uhr in der Clubhütte an, übernachteten dort und des anderen Morgens 7 Uhr begannen sie die Besteigung der Spitze, welche sie um 12 Uhr erreichten. Abends 10 Uhr trafen sie wieder wohlbehalten in Klosters ein.

Correspondenzen.

Offenbach, Mitte Januar.

Wenn die Frankfurter Ende vorigen Jahres berühmte Gäste im Schauspiel sehen wollten, mußten sie nach Offenbach oder Hanau gehen, wo um diese Zeit die Damen Lilla von Bulyovszky und Marie Niemann-Seebach mit großem Erfolge mehrmals hintereinander auftraten. Es scheint eine Eigenthümlichkeit (ob eine „berechtigte“, mögen Sie entscheiden!) Ihrer seitherigen Theaterleitung gewesen, die Berühmtheiten der deutschen Bühne von der eigenen um jeden Preis — fernzuhalten! . . Nachdem Herr Director Kern-Osten nach mehrmonatlichem Aufenthalt bei uns den hiesigen Musentempel nunmehr geräumt hat, ist ihm Herr de Nolte mit den Schauspielern des Frankfurter Circus und der unvermeidlichen Kalospinthechromokrene des Herrn Petsch zu Vorstellungen nachgefolgt, deren erste sich pfiffigerweise schon als die „vorletzte“ ankündigt! — Wenn sich in unserer sonst durch ihre patriotischen und Humanitätsbestrebungen gewiß nicht hintanstehenden Stadt kein besonderes Unterstützungs-Comite für die Nothleidenden in Ostpreußen bildete, so hat dieß seine Ursache lediglich in lokalen Verhältnissen, indem sich die schwere Noth der Zeit auch in unserer Fabrikstadt drückend genug geltend macht. Ihr einen kräftigen Damm entgegenzusetzen, hat eine größere Anzahl patriotischer Bürger soeben hier eine Suppenanstalt ins Leben gerufen, zu der in freiwilligen Beiträgen über 3000 fl. aufgebracht wurden. Uebrigens sind auch für die nothleidenden Brüder in Ostpreußen zahlreiche Gaben von hier durch Vermittlung benachbarter Comites oder auf directem Wege gespendet worden. — Unser Mitbürger, Herr Dr. med. Heinrich Walter, ist zu Weihnachten vom Großherzog mit dem Hofrathstitel überrascht worden. Allgemein bringt man diese Charakterverleihung mit der glücklichen Kur in Verbindung, welche Dr. Walter im Vorjahre an der Herzogin Adelheid von Nassau gemacht. Es ist dieß übrigens bereits die zweite Anerkennung, welche hiesigen Aerzten binnen Jahresfrist durch den Großherzog geworden, indem seiner Zeit auch Dr. Böhm für seine den Verwundeten im deutschen Kriege von 1866 gewidmete aufopfernde ärztliche Pflege mit dem Philippsorden decorirt worden. — Die deutsche Freireligiöse Stiftung hat von zwei rheinischen Damen, Schwestern, ein artiges Neujahrsgeschenk von fünfhundert Gulden erhalten, ein leuchtender Beweis, daß am deutschen Rhein auch noch für andere, als ultramontane Zwecke und römische Peterspfennige die Beutel und Herzen offen stehen.

Frankfurt, 17. Januar.

Im hiesigen „Kaufmännischen Verein“ hielt Dr. Louis Büchner zwei Vorträge über Darwin's Theorie und über Urzeugung und Zellenlehre. Das umfangreiche Thema in zwei Stunden abzuhandeln, konnte nur einem Manne gelingen, der so wie Dr. Büchner mitten in dieser neuesten und folgenreichsten Phase der Entwickelungslehre steht, die seit kaum zehn Jahren durch des großen Engländers Initiative der Brennpunkt sämmtlicher Naturwissenschaften geworden ist. Namentlich war es eine nicht leichte Aufgabe, die historischen Prämissen der Doctrin einem großen Publikum bündig darzulegen und der Vortragende hat dieß erschöpfend geleistet, von Cuvier's Erdrevolutionsepochen anfangend bis zu Lamarck's klarsehenden Entwickelungen, in denen die Darwin'schen Gedanken schon in nuce enthalten sind. Im Ganzen verhielt sich der Vortrag über Darwin sowie auch der über Urzeugung receptiv und demonstrativ, wie es vor einem so großen Auditorium (der Saal faßte gewiß allein 2—300 Mitglieder des Vereins) nöthig war und auch durch das Eingehen des Vortragenden auf eine brieflich an ihn gerichtete Frage sich vortrefflich bewährte. Sonst hätten wir es sehr gerne gesehen, wenn die Kritik Büchner's sich freieren Spielraum gelassen und vielleicht auch einzelne Andeutungen seines eigenen Gedankens näher ausgeführt hätte.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Ethnographisches Museum in München. Das an Museen so reiche München hat wieder ein neues Museum erhalten, und zwar ein ethnographisches. Was bisher die bayerische Hauptstadt an Sammlungen von Gegenständen der Völkerkunde aufzuweisen hatte, war gerade nicht wenig, aber es zersplitterte sich; Einiges fand sich unter den Arcaden, Anderes im Antiquarium der Residenz, noch Anderes im Wilhelminischen Gebäude. Seit langer Zeit wünschte man eine Vereinigung des Zerstreuten und hat dieselbe nun endlich erreicht. Im ehemaligen Galleriegebäude des königlichen Hofgartens wird jetzt das neue ethnographische Museum eingerichtet und zeigt sich so werthvoll und reich, daß die Münchener Kunstkreise hoch entzückt sind. Die neue Sammlung, meint ein Berichterstatter in der „Allgemeinen Zeitung“, würde in Europa nur etwa von den großartigen ethnologischen Museen von Kensington, Leyden und Kopenhagen übertroffen. Den Hauptschatz bildet das japanisch-ethnographische Cabinet des verstorbenen berühmten Reiseforschers Ph. Fr. v. Siebold, das sich früher in den Sälen der Mozburg zu Würzburg befand und nun von der Regierung angekauft ist. Siebold, Oberst in niederländischem Dienst, war in der Hauptstadt Japans während der Jahre 1859 bis 1861, hatte dort eine einflußreiche Stelle beim Taikun und erwarb die nach ihm benannte Sammlung, die schon der verstorbene König Max von Bayern anzukaufen gedachte. Sie enthält viele Sachen, die nicht in den Handel kommen, da deren Ausfuhr verboten ist und nur Herrn v. Siebold gestattet wurde. Die „Allg. Ztg.“ sagt: „Eine so auserlesene, schöne und umfassende Sammlung von den Erzeugnissen Nippons, wie sie uns hier dargeboten ist, existirt mit Ausnahme des Museums von Leyden nirgendwo in Europa. Man darf dieselbe eine ethnographische Mustersammlung nennen, in welcher nichts vergessen ist, was sich auf Geschichte, Religion, Staatseinrichtung, Volksleben, Wissenschaften, Künste, Gewerbe, Gebräuche und Sitten, mit Einem Wort auf das ganze Culturleben jenes merkwürdigen ostasiatischen Inselstaats bezieht, der erst in neuester Zeit dem Handelsverkehr der Welt, also auch Deutschlands, geöffnet ist.

Von Johannes Scherr ist in A. Lesser's Welt-Bibliothek unter dem Titel „Mischmasch“ eine neue Sammlung von Erzählungen und Essays erschienen, in welcher wir alle Eigenthümlichkeiten und Vorzüge des geistvollen Schriftstellers vereinigt finden. Das Bändchen enthält „Brunhild“, eine Novelle, die eine herzerschütternde Ehestandsgeschichte vor uns entrollt. „Gottlieb Kayser“, eine Gespenstergeschichte oder vielmehr eine drastische Verspottung des Muckerthums und Aberglaubens. Ferner: „Gefängnißleben zur Schreckenszeit“, eine höchst interessante historische Studie. Den Schluß dieser Sammlung bildet ein Todtenopfer für Julius Mosen.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Fritz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 19. Sonntag, den 19. Januar 1868.

Aus den Tagen des Rheinbundes.

Novelle von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Anna strich sich das Haar aus der kalten Stirn, als wolle sie die Gedanken verscheuchen, die wirr und wild in ihrem Kopfe sich kreuzten, und ließ sich dann ohne Widerspruch von Herrn von Ellerbruck in die sich eben formirende Quadrille führen.

Sie tanzte, sie sprach, aber sie that Alles wie eine Schlafwandlerin, und der abwesende Blick ihres Auges, und die Todtenblässe ihres Gesichtes fielen manchem unter den Gästen auf.

Aber der bittere Kelch, den das Schicksal ihr an diesem Abend reichte, war noch nicht zur Hälfte geleert.

Die Comtesse, von der Fürstin sogleich von dem Geschehenen unterrichtet, hatte rasch begriffen, wie groß der Vortheil war, den sie dadurch in Froberg's Herzen über Anna erreichen mußte, und sie beschloß, ihre Karten darnach zu spielen.

Der nächste Tanz, zu dem sie mit Froberg engagirt war, bot ihr die beste Gelegenheit dazu; ohne das Vorgefallene zu berühren, wußte sie so theilnehmend, so weich und einschmeichelnd auf seine gedrückte Stimmung einzugehen, daß er sich von ihrem ganzen Sein und Wesen viel sympathischer, als je sonst, berührt fühlte; sie bemerkte das, und der Entschluß, den günstigen Moment zu benutzen, stand fest bei ihr.

Statt sich nach dem Tanz von ihm auf ihren Platz zurückführen zu lassen, wußte sie mit einer geschickten Wendung, ohne daß er es bemerkte, seine Schritte so zu lenken, daß sie sich bald allein in dem Boudoir der Frau von Waldheim befanden, welches eine Reihe von Zimmern von dem Tanzsaal trennte.

Dem scharfen, beobachtenden Auge des Kammerherrn war das nicht entgangen, er verstand die Absicht der Comtesse und war schnell bereit, sie darin zu unterstützen.

Der Fürst sprach gerade mit ihm, und neben demselben hergehend und eifrig auf dessen Reden eingehend, führte er ihn bis an die offene Thür des Boudoirs, wo er stehen blieb und, immer angelegentlich mit dem Fürsten redend, doch vollkommen dem leise geführten Gespräch zwischen Froberg und der Hofdame folgte. Denn, als der richtige Augenblick ihm gekommen schien, und er sah, daß Froberg die Hand der Comtesse küßte, während diese ihre Linke leicht auf dessen Schulter legte, lenkte er näher tretend die Aufmerksamkeit des Fürsten auf das Paar und flüsterte ihm zu:

„Durchlaucht, schmieden Sie das Eisen, so lange es heiß ist, und verloben Sie jetzt Froberg mit der Aiguillon."

„Meine liebe Comtesse, wie sehr freue ich mich, daß Sie meinen guten Froberg endlich erhört haben!" rief der Fürst mit der ihm eigenen gewinnenden Freundlichkeit. „Man darf doch gratuliren?"

Valerie schlug die Augen nieder. Sie begriff schnell, daß sie sich durch Schweigen nicht compromittirte, da man es einer in diesem Augenblick natürlichen Verlegenheit zuschreiben konnte, wenn sie der Voraussetzung des Fürsten nicht gleich widersprach, und daß doch eben ihr Schweigen es Froberg sehr schwer machte, dem Fürsten zu sagen, er sei im Irrthum.

Froberg stand einen kurzen Moment unschlüssig. Der Verrath Anna's, wie er den Vorfall im Garten nannte, hatte ihn auf das Höchste verletzt und empört, seine ganze Seele war von eifersüchtigem Zorn gegen sie erfüllt; wenn sie, an deren makellose Tugend und Treue er so felsenfest geglaubt, falsch und treulos, wenn sie nicht rein war, was kümmerte ihn dann noch Valeriens Vergangenheit, der trübe Hauch, der über ihrem Rufe lag! sie bot ihm mit ihrer Hand Reichthum, große Connectionen, die Verschwägerung mit den einflußreichsten Familien des französischen Kaiserhofes, und da die Liebe in seiner Brust gestorben war, so wollte er fortan in der Befriedigung seines Ehrgeizes allein sein Glück suchen. Die Hand Valeriens sollte ihm die Pforten zu einer raschen, glänzenden Carrière öffnen, und sein Herz fand zugleich eine gewisse schmerzliche Genugthuung in dem Gedanken, daß er sich durch diese rasche Verlobung an dem Mädchen rächte, welches er so sehr geliebt, und das ihn so schnöde verrathen hatte.

Er wandte sich zu der Comtesse und fragte:

„Darf ich die Gratulation unseres durchlauchtigsten Fürsten annehmen, theure Valerie?"

Sie nickte ihm mit ihrem strahlensten Lächeln Gewährung zu, und eine Viertelstunde später stellte der Fürst der Gesellschaft das neue Brautpaar vor.

Es dauerte eine geraume Zeit, ehe Anna die Worte des Fürsten vollständig verstanden und begriffen hatte, und es war ein Glück für sie, daß in dem allgemeinen Aufstand, den die Erklärung dieser Verlobung natürlich hervorrief, Niemand Zeit hatte, auf sie zu achten.

Endlich faßte sie sich so weit, daß sie im Stande war, der Comtesse ihren Glückwunsch abzustatten, aber die Worte versagten ihr, als sie sich zu Froberg wandte. Beider Augen trafen sich einen Augenblick, das seine mit dem Ausdruck zornigen Vorwurfs, das ihre mit der stummen Frage: „Wie konntest Du mir das thun? . . ."

Endlos dehnten sich für Anna die Stunden des Balles; wie spitze Stacheln wühlten die fröhlichen Weisen der Tanzmusik in ihrem Ohr, das helle Licht der Kerzen blendete ihre heißen, müden Augen, in denen alle die ungeweinten Thränen brannten, die wie glühende Tropfen in ihr schmerzzerrissenes, wundes Herz zurückfielen. Schattenhaft, jeder Tropfen Blut aus den todtenbleichen, starren Zügen gewichen, glitt sie durch die Reihen aller der geputzten, heiteren Menschen, unter denen nicht eine Seele mit ihr fühlte. Nur mit einer Anstrengung, die fast ihre Kräfte über-

sieg, war sie im Stande, die Pflichten zu erfüllen, die ihr als Tochter des Hauses oblagen.

— — — —

Die letzten Gäste des Festes hatten sich bereits entfernt, und Anna stand allein mit ihren Eltern in den leeren Räumen.

Der Hofmarschall, der sie schon den ganzen Abend mit bekümmerten Blicken angesehen hatte, sagte jetzt:

„Anna, mein Kind, wie konntest Du uns das thun, Dir und Deinen Eltern solche Schmach bereiten?"

Aber Frau von Waldheim winkte ihm, zu schweigen; sie sah, wie tief erschüttert Anna war, und sie fürchtete, diese könne, wenn man jetzt mit Vorwürfen in sie dringe, durch ein offenes Bekenntniß Alles wieder in Frage stellen, was der Kammerherr so geschickt einzufädeln gewußt hatte.

„Lassen wir das!" sagte sie deßhalb ungewöhnlich mild. „Geschehene Dinge sind nicht ungeschehen zu machen, je weniger man darüber spricht, um so besser ist es. — Nur darf Anna sich nicht wundern, wenn ich ihr Benehmen etwas mehr überwache, und ich ihr nicht mehr gestatte, Abends allein im Garten zu sein. . . . Jetzt sind wir Alle müde und wollen uns zur Ruhe begeben. Gute Nacht!"

Anna erwiderte nichts, sie hatte keinen Gedanken mehr, als den Wunsch, endlich allein zu sein, nichts mehr sehen und hören zu müssen.

Sie eilte auf ihr Zimmer und verschloß hastig die Thüre hinter sich.

Mit einem Weheschrei, wie ein todtwundes Wild, sank sie an ihrem Bette nieder, und den Kopf in die Kissen drückend, rief sie:

„O sterben, sterben! Nur keinen Morgen, keinen neuen Tag mehr sehen!"

Es ist etwas Entsetzliches, wenn eine junge Menschenseele so am Leben und am Glück verzweifelt, und kein tröstlicher Schein von Oben in die Nacht ihres Elends fällt. Die Jugend hält, weil sie keine Erfahrung hat, die Dauer jedes Gefühls für ewig, und leidet darum, wenn ein vernichtender Schicksalsschlag über sie hereinbricht, der alle Blüthen ihres Hoffens knickt, mehr als das Alter, welches schon oft gesehen und erfahren hat, wie elastisch das Menschenherz ist, wie viel es ertragen, wie viel an Glück, an Freude und Liebe es begraben kann, und sich doch noch wieder der Freude am Leben zu öffnen vermag. . . .

Keine Thräne trat in das Auge des unglücklichen Mädchens, das in dumpfer Verzweiflung die Hände rang, während die Lippen immer murmelten: „Nur sterben, nur jetzt sterben können!" Da plötzlich erinnerte sie sich an die Worte, die Wahrnim ihr beim Abschied gesagt: „Suchen Sie sich den Glauben zu erkämpfen, daß Gott die Schicksale der Völker, wie der einzelnen Menschen lenkt." Und es wurde ihr klar, daß nur dieser Glaube es vermöchte, sie aus ihrem tiefen Elend zu erheben, ihr die Kraft zu geben, das Leben ferner zu ertragen. Wenn Wahrnim, der ernste, verständige Mann, unter allen Wechselfällen seines Schicksals jenen Glauben sich bewahrt hatte, und so fest daran hielt, warum sollte sie nicht auch ihre Zweifel besiegen können und in demüthigem Vertrauen auf Gott ihr schweres Leid überwinden? Sie fühlte es, nur darin lag ihre Rettung vor Verzweiflung. Sie stand jetzt nicht nur an einem Wendepunkte ihres äußeren Schicksals, auch in ihrem inneren Leben mußte sich eine vollständige Wandlung vollziehen. Es war eine Krise der Seele, wie sie der Körper in schwerer Krankheit durchmacht; es hätten die Dämonen des Wahnsinns ihren Geist verdunkeln, es hätte ihr Herz in kalter Bitterkeit für immer erstarren können, wenn nicht im rechten Augenblick das längst verklungene Wort eines edlen Mannes sie gerettet hätte.

Ihre Hände falteten sich mechanisch, und ein heißes, wortloses Gebet rang sich aus ihrem Herzen zu Gott empor. Jetzt fand sie Thränen, — der schwere, bittere Kampf war vorüber, sie hatte überwunden und gesiegt.

(Fortsetzung folgt.)

„Unser täglich Brod gib uns heute!"

Gern hüllt die Natur zur Weihnachtszeit
Sich tief in des Schnees hochblendendes Kleid,
Erhöhend die reizende Feier,
Doch heuer der eisige Silberstaub
Verübte am Feste den frevelnden Raub,
Denn des Winters glitzernder Schleier
Erstickte das Singen und Jauchzen der Lust
Und verwehrt den Gestirnen das Flimmern;
Wir hören bestürzt aus ängstlicher Brust
Ein seufzendes Stöhnen und Wimmern.

Es trägt aus dem vaterländ'schen Ost
Der Sturm, der schnaubend den Wald durchtost
Die erschreckendsten Laute herüber,
Sie drängen durch alle Gauen sich Bahn
Und schwellen stärker und stärker an —
Das Auge blickt trübe und trüber!
Das sind die entsetzlichen Klänge der Noth,
So gellen zersprungene Saiten!
Wir schau'n den hohläugigen Hungertod
Die kläglichen Fluren durschreiten.

Er schleicht um die Hütten mit lauerndem Schritt
Und führet den Frost, den erstarrenden, mit,
Den grimmen mit knirschenden Zähnen!
Die Lichter der Weihnacht löscht er aus,
Verwüstet zur Oede das fröhliche Haus;
Sein Hauch ist vergiftendes Gähnen!
Fest hält der erwärmende Mutterschoos
Das zitternde Kindchen geborgen —
Vielleicht fällt das schmerzlichste Todesloos
Eh' dämmert der kommende Morgen!

Der am köstlichen Schwelgermahle praßt,
Deß Busen wohl selten ein Schauer faßt,
Springt auf, um zu mildern die Zähren!
Den Taglohn erwäget der Arbeitsmann,
Nur mit schwieliger Faust er schaffen kann;
Vom Wenigen will er entbehren!
Die Reichen und Armen — wir insgesammt
Die Spenden den Hungernden zollen!
Das Feuer der Liebe lodernd flammt
Und schmilzt von dem Herzen die Schollen!

O Brüder, Ihr weinenden, nicht verzagt!
Was die zuckende Lippe laut geklagt,
Wir haben's mit Beben vernommen!
Wir finden zu Euch den verschneiten Pfad
Und fügen zum Worte die lieblichste That,
Euch rettend werden wir kommen!
Erhört ist die Bitte, die Ihr gefleht,
Wir entwinden dem Jammer die Beute,
Denn nie ist vergebens das heiße Gebet:
„Unser täglich Brod gib uns heute!"

Hagen. Eduard Schulte.

Zur Geschichte der Sprache.

Ein umfassendes, auf eifrigem Studium beruhendes und zugleich allgemein verständliches Bild vom Leben der Sprache, ihrer Entwicklung und Fortbildung gibt Dr. Volz in seinen jüngst erschienenen, populären Briefen über Sprachwissenschaft: Für die Urzeit der Sprache nimmt Volz drei Perioden an. Erstens die Periode der Einsylbigkeit, auf welcher das Chinesische theilweise noch heute steht. Zweitens die Periode der Agglutination, der Anfügung, deren Beispiel der Gegenwart eine Menge asiatischer Sprachen, das Türkische und Ungarische erhalten haben. Verwandt sind die einverleibenden Sprachen der nordamerikanischen Indianer, der Basken in den Pyrenäen. Drittens die Periode der Declination, der höchsten Stufe der Entwicklung, welche die indogermanische Ursprache schon zu einer Zeit erreicht hatte, die weit über alle Geschichte hinaus liegt. Wenn man daran denkt, daß das reiche Sanskrit mit seinem ungeheuren Wortvorrathe, seinen feinen Formen und seiner ausgebildeten Grammatik bereits zur Zeit Alexander's des Großen aufhörte, eine lebendige Sprache zu sein, daß die Hymnen der Veda's schon damals als uralt heilige Gesänge galten, ja bereits der Auslegung bedurften, so wird man zugeben, es müsse ein unendlich langer Zeitraum verflossen sein, bis die Sprache zu solcher Vollendung gelangte. Die Naturforscher haben aus den Schichten des Diluviums und den fossilen, vergeblich geleugneten Menschenresten das Alter des Menschengeschlechtes auf der Erde mit etwa hunderttausend Jahren angesetzt. Sie erhalten nun wirksame Unterstützung durch denkende Sprachforscher, die für die Entwicklung der menschlichen Sprache von den ersten Naturlauten bis zur Entfaltung der Syntax fünfzig bis sechzigtausend Jahre fordern. So ergänzen sich die verschiedenen Wissenschaften in wunderbarer Weise, und eine nimmt der anderen die Fackel aus der Hand, um in das Dunkel der Urzeit hineinzuleuchten. Das Leben der Sprache, sagt Volz, ist ihr lautlicher Verfall. Die Geschichte aller Sprachen gibt ihm Recht, denn wir sehen, daß die Worte durch jahrhundertlangen Gebrauch gerade so angegriffen werden wie Geldmünzen, daß an jenen wie an diesen endlich alles Gepräge verschwindet. Er bringt auch die Beweise für seine Ansicht bei und entwickelt sie an dem Worte „Auge" durch alle Sprachen des indogermanischen Stammes. Volz bemerkt, daß Sprachform und Denkform sich gegenseitig decken, d. h. daß ein Volk um so entwickeltere, jüngere Sprachformen haben müsse, je reicher sich sein Geistesleben entfaltet. Bei der praktischen Anwendung dieser Theorie kommen die Slaven sehr schlimm ab, denn da ihre Sprachform, philologisch mit der deutschen verglichen, bedeutend, etwa um zwei Jahrtausende älter ist, so folgt daraus der wissenschaftlich begründete Schluß, daß wir den Slaven um zweitausend Jahre an geistiger Entwicklung überlegen sind. Bei dieser Gelegenheit bekämpfte Volz auch die Ansicht, der slavische Name der Deutschen, nemci, bedeutet die „Stummen". Es sei ganz unmöglich, daß ein Volk, das Gesetze, Sitten und Einrichtungen, das alle Kultur von einem anderen geholt, dieses andere Volk mit einem solchen Namen bezeichne. Er komme vielmehr von dem deutschen Stamme der Nemeter, die am Mittelrhein wohnten, wo Speyer den römischen Namen Augusta Nemetum trug; nach Analogie der französischen Bezeichnung der Deutschen als Allemands = Alemannen.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein Wunder!) Die „Alzeyer Ztg." bringt unter der Aufschrift „Wunder des 19. Jahrhunderts" in Nr. 147 vor. Jahres folgende Historie, deren Richtigkeit wir indessen nicht verbürgen, vielmehr dem genannten Blatte jede Verantwortlichkeit überlassen: „Ein Jesuitenpater ging unlängst in dem Dorfe W. O. in ein Bauernhaus und ließ sich gegen Bezahlung einige Eier geben, schraubte den Knopf von seinem Stock, welcher hohl war, ab, ließ die Eier hineinlaufen, ging dann weiter in das eine halbe Stunde davon liegende Dorf in ein Häuschen und bat die Hausfrau, ihm doch für Geld einige Eier zu backen, weil er hungrig sei und diesen Tag noch nichts gegessen habe. Die Frau bemerkte ihm, daß sie nicht im Besitze von Eiern sei. Der Pater bat, sie möge nur die Pfanne aufstellen und ein wenig Fett hinein thun, was die Frau auch that. Der Pater nahm seinen Stock und rührte in der Pfanne herum, bekreuzte sich und betete noch verschiedene Heilige und dergleichen an. Die Eier liefen nach und nach aus dem hohlen Stock, ohne daß die Frau es bemerkte, und es bildete sich ein Eierkuchen, welchen sich der Pater gutschmecken ließ. Der Pater bemerkte der Frau, wie der liebe Gott die Menschen durch vieles Beten erhöre und dieselben erhalte. Die Frau stimmte in dieses Lob ein mit den Worten, wie wunderbar doch alle Vögel unter dem Himmel ihr Leben fristeten."

(„Die Sprechweise des atlantischen Kabels") war der Gegenstand eines Vortrages, welchen jüngst Professor Lang im Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien hielt. Nach den gemachten Erfahrungen lag eine der Hauptursachen der wiederholten Kabel-Unfälle in der Anwendung allzu starker elektrischer Ströme. Man fand nämlich, daß durch den Strom der inneren Leitungsdrähte auch in den äußeren Umhüllungsdrähten ein gleich starker Strom geweckt und durch das Aufeinanderwirken dieser beiden Ströme die mittlere isolirende Guttapercha-Lage durchlöchert wurde. Dieser Uebelstand hätte sich allerdings sofort durch Anwendung eines schwächeren Stromes beseitigen lassen, allein es trat das Hinderniß ein, daß der Morse'sche Schreibapparat in diesem Falle den Dienst versagte. Man mußte daher auf einen anderen Apparat bedacht sein, der selbst für schwache Ströme empfindlich ist. Auch hier sollte die Magnetnadel die Verbindung mit der neuen Welt vermitteln. Die Magnetnadel ändert bekanntlich unter der Einwirkung der schwächsten Ströme ihre Richtung. Um nun die Bewegungen derselben leicht ersichtlich zu machen, gab man ihr die Form eines freihängenden Spiegelchens, welches ein durch eine optische Vorrichtung empfangenes Lichtbild auf eine weiße Wand reflectirt. Aendert das magnetische Spiegelchen unter der Einwirkung des elektrischen Stromes seine Lage, so macht auch das reflectirte Lichtbild an der mit einer Scala versehenen Wand die entsprechenden Bewegungen, aus denen sich das Alphabet des submarinen Kabels combinirt. Der Telegraphist hat nichts Anderes zu thun, als den Bewegungen des Lichtbildes aufmerksam zu folgen und die entsprechenden Buchstaben zu notiren. Der Vortragende machte diese Sprechweise durch Experimente mit dem ebenso einfachen als sinnreichen Apparate anschaulich und schloß mit den Worten: „Dies ist die moderne Flammenschrift aus der anderen Welt, zwar keine solche, wie sie den König von Babylon durch das inhaltschwere „Mene tekel" erschreckte, sondern ihr Sinn ist in der Regel ein sehr nüchterner: Gold 133, Baumwolle 15½.

(Taubstumme als Schauspieler.) Im Taubstummen-Institute zu Prag fand am heiligen Dreikönigstage eine Theater-Vorstellung statt, bei welcher nur ehemalige Zöglinge des Instituts mitwirkten. Zur Aufführung gelangte: „Der ägyptische Joseph". Das Stück wurde in den entsprechenden Costümen auf einer kleinen improvisirten Bühne dargestellt, deren Decorationen ebenfalls von Taubstummen gemalt wurden. Die Darsteller wußten in ihrer Zeichensprache den Gang der Handlung selbst für Laien faßlich darzustellen, und erhielten von dem Auditorium, den 110 Instituts-Zöglingen und geladenen Gästen, darunter der Oberdirector des Instituts, Freiherr v. Hennet, lebhaften Beifall.

Achtes Museums-Concert
am 17. Januar.

Mozart's „Idomeneus" entstand in den Jahren 1779—1781 und ging am 26. Januar 1781 in München mit großem Beifall in Scene. Der Einfluß Gluck's, den Mozart kurz vor dieser Zeit in Paris kennen gelernt hatte, blickt unzweideutig aus diesem musikalisch so reichen Werke, denn aus keinem seiner anderen vocalen Schöpfungen, das Requiem etwa ausgenommen, spricht ein so tiefer Geist, eine so feierliche Erhabenheit in so wahrer, überzeugender Diction, als gerade in diesen Gesängen und hauptsächlich in den Chören. Da die vielen Arien und Recitative dieser Oper den dramatischen Effect beeinträchtigen, findet man dieselbe nur selten auf dem Repertoire der Theater; um nun dieses unschätzbare Werk dem Bereich der Vergessenheit nicht anheim fallen zu lassen, haben die Oratorienvereine die verdienstvolle Veranstaltung getroffen, den „Idomeneus" im Concertsaale aufzuführen. Ob er anderwärts auch schon in der hier beliebten sehr fragmentarischen Form reproducirt wurde, vermögen wir nicht zu sagen. Das müssen wir aber zugeben, daß die Auswahl in verschiedener Beziehung eine recht glückliche war, möge sie getroffen sein, von wem sie wolle.

Indem wir uns der Aufführung von Seiten des Museumsorchesters, des Cäcilienvereins und der noch zu nennenden Solisten zuwenden, constatiren wir in erster Linie die vorzügliche Wiedergabe der Ouverture; an fein nuancirtem Spiele, an Präcision und Schwung übertraf sie wohl alle Erwartungen. Die Herren des Orchesters bewährten sich überhaupt bei der Ausführung der Bruchstücke als vorzügliche Mozartspieler; speciell dieß auf Herrn Director Müller angewendet, müssen wir ihm das Zugeständniß machen, daß er die Mozart'sche Musik ganz vorzüglich zu interpretiren versteht. Die nun folgenden drei Nummern sind dem ersten Acte entnommen; der einleitende Wechselgesang zwischen Chor und je zwei Solostimmen, der mit den Worten: „Der Friede lebe" beginnt, die F-dur-Arie des Idamantes (von Fräulein Oppenheimer gesungen) und namentlich der kräftige Schlußchor des ersten Actes mit seinen zwei Zwischensätzen für Solostimmen (Zwiegesängen) „Der Erdkreis verehre" hinterließen einen sehr günstigen Eindruck und bereiteten die Zuhörer gewissermaßen auf eine recht gelungene Durchführung auch der übrigen Nummern vor. Aus dem zweiten Acte sang Fräulein Thomae, über deren kunstverständigen Gesang wir bereits bei Besprechung des letzten Cäcilienvereins-Concertes referirt haben, zuvörderst die hübsche Es-dur-Arie der Ilia: „Den Vater verlor ich". Trotzdem die Stimme dieser Sängerin nicht groß zu nennen ist, weiß sie doch durch eine kunstgemäße Abwechselung zwischen Schatten und Licht durch ihre, aus der klaren Declamation hervorgehende richtige Auffassung die Zuhörer derart zu interessiren, daß sie schließlich alle tributpflichtig werden. Einen kleinen Mißstand, der durch das etwas zu tief klingende Horn entstand, das anticipando den Ton der Sängerin bringen sollte, wollen wir nicht unberührt übergehen, vielleicht geben wir hierdurch Veranlassung, daß dem Künstler ein besseres Instrument beschafft wird. Der hierauf folgende Chor in E-dur „Ruhig sind Meere und Winde" gehört mit zu den schönsten Nummern der Oper. Wir erinnern uns, daß er bei einer Aufführung im hiesigen Theater vor etwa drei Jahren Dacapo gesungen werden mußte. Auch der Cäcilienverein trug denselben in verdienstlicher Weise vor, nur an einzelnen Stellen hätten wir discreteres Singen für zweckmäßiger und wirkungsvoller erachtet. In dem kurzen Zwischensätzchen der Elektra glänzte Fräulein Thomae durch die Reinheit ihrer oberen Stimmlage. Die übrigen Nummern: Terzett, Chor, Recitativ (von Herrn Baumann vorgetragen) und Chor sind dem Schlusse des zweiten Actes entnommen und wurden recht befriedigend reproducirt. Die Vorführung dieses Fragments muß überhaupt als eine äußerst sorgfältige bezeichnet werden. Alle hatten sich bemüht, eine den Namen des großen Meisters würdige Huldigung darzubringen.

„Ueber die letzte (neunte) Symphonie mit Schillers Freudenhymne sind die Meinungen noch jetzt sehr getheilt. Sie ist ungleich schwerer zu fassen als die übrigen. Während sie der Enthusiasmus des einen Theils als das non plus ultra aller Instrumentalmusik erhebt, sind Andere sogar der Meinung, Beethoven habe sie in der menschenfeindlichen Stimmung seiner letzten Lebensjahre, wo ihn die Taubheit noch mehr aller gefälligen Musik entfremdet, in einem Anfall von Aerger oder Wuth nur geschrieben, um die Musiker durch die größten Schwierigkeiten zu vexiren, die er nur habe aussinnen können, und um der ganzen Menschheit etwas hinzuwerfen, das sie mystificiren und woran sie sich die Köpfe zerbrechen sollte. Es sei dieß Werk die grellste, schneidendste Satyre auf Schillers herrliche Ode und athme durch und durch übeln Humor und Menschenhaß. — Diesen Ausspruch führen wir einzig und allein der Merkwürdigkeit wegen an und glauben, daß wie die früheren originellsten Werke Beethovens erst nach Jahren begriffen werden konnten, so auch seiner Zeit das Verständniß dieser kolossalsten aller Symphonieen der Welt noch aufgehen werde." Diese Notiz entnahmen wir einem Werke, das im Jahre 1835 erschien. Sie ist ein Beweis, daß also schon vor 30 Jahren gerade so viel über das größte Werk Beethovens phantasirt wurde, wie es heute noch geschieht. Es wird stets ein interessantes Feld für die Psychologen bleiben, die Seelenzustände Beethovens, die ihn beim Schaffen dieses Werkes überkommen oder geleitet haben, zu enträthseln. So hoch wir dieses kolossale Werk schätzen, können wir uns doch nie mit der berühmten Dissonanz (dem Zusammenklange der Töne f, a, cis, e, g, b, d) des Schlußsatzes befreunden, sie ist und bleibt für uns eine Härte.

Die Durchführung der Neunten gelang nicht minder gut, wie der oben besprochene Theil des „Idomeneus". Eine ganz vorzügliche Leistung war das Scherzo. Im Schlußsatze waren die instrumentalen recitativen Baßsolostellen nicht immer rein genug, und der Trompeter hatte sich in dem Sätzchen, womit Beethoven in den Vallston hinüberleitet, erst bei der Reprise in den Rhythmus hineingefunden. Die Herren Baumann und Köhler trugen viel zur Hebung dieser Ausführung bei. Letzterem Sänger müssen wir aber ein reineres Vocalisiren sehr empfehlen. Solistimmen, Chor und Orchester, sie thaten alle ihre Schuldigkeit. Herr Director Müller wird mit der Aufführung gewiß zufrieden gewesen sein; das Publikum war es sicherlich.

Ψ

Literatur-Notizen.

Ein Buch, das bei seinem ersten Erscheinen viel Sensation gemacht hat die „Briefe über Musik an eine Freundin" von Louis Ehlert, ist in zweiter Auflage erschienen (Berlin, Guttentag) Die geistvolle Art, mit der der Verfasser über die elementarsten und die internsten Fragen der Tonkunst sich verbreitet, wie er namentlich über Beethovens geniale Kraft urtheilt, ist nothwendig geeignet, das urtheilsfähige musikalische Publikum zum Denken aufzufordern. Vor Allem möchten wir empfehlen, das nachzulesen, was der Verfasser (p. 112 ff.) über die classische Exclusivität desjenigen Theils unseres concerthörenden Publikums, das er mit Recht die „Bureaukratie des Geschmacks" nennt, sagt, damit endlich einmal diese falsche und ganz unkünstlerische Pruderie, mit der moderne Werke entgegengenommen werden, aufhöre und der Verfasser nicht länger Recht habe, wenn er diesen „plus royalistes que le roi" entgegenruft: „Ist Euer Classicismus nicht nur eine life-preserver für die Unselbständigkeit Eures Urtheils?" Und nun erzählt er die kostbare Geschichte, wie Mendelssohn in Leipzig eine Bach'sche Suite, die man ohne den Autor zu kennen im Theater auspfiff, am nächsten Abend im Gewandhaus zu Ehren und donnerndem Applaus brachte.

„Deutscher Nationalschatz." Ein empfehlenswerthes buchhändlerisches Unternehmen, welches die sämmtlichen lyrischen, epischen und dramatischen Werke, sowie die vorzüglichen prosaischen Schriften Lessing's, Schiller's und Goethe's dem Publikum in 40 Lieferungen à 20 Kreuzer österr. Währ. darbietet und überdieß noch eine werthvolle Prämie, nämlich die Bildnisse und Biographieen von dreihundertundfünfzehn deutschen Männern aller Stände in Aussicht stellt. Ausstattung und Druck der vorliegenden Hefte (Lessing) sind sehr gefällig und die als Proben beigegebenen Holzschnitte gelungen. Die der Raumersparung halber durchgeführte Neuerung, die Verse in ungebrochenen Zeilen zu geben, mag auf den ersten Blick etwas Befremdendes haben, muß jedoch als praktisch anerkannt werden. Die Lieferungen werden in Wien (A. Hartleben), Berlin, Leipzig und Stuttgart ausgegeben.

Frankfurter Kunstverein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Hermann Kauffmann in Hamburg: Fouragirende Uhlanen. — Julius Köckerl in München: Herbst-Idylle. — v. Riedmüller in Stuttgart: Aquarelle und Kohlzeichnungen. — A. Höffler in Frankfurt: Italienische Landschaft.

Städel'sches Kunstinstitut.

Neu ausgestellt.

Oelgemälde: Porträt von W. Rümpler; Oelgemälde: Blumen und Früchte von C. Döring.

Die beiden Schlachtgemälde von Camphausen und L'Allemand sind nicht mehr ausgestellt.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

④idaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 20 und 21. Dienstag, den 21. Januar 1868.

Aus den Tagen des Rheinbundes.

Novelle von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Es waren schwere, trübe Tage, die jetzt für Anna kamen, und sie bedurfte aller der frommen Demuth und des gläubigen Vertrauens, die sie sich so kurz erst erkämpft hatte, um ruhig und ohne Bitterkeit zu ertragen, was ihr auferlegt war.

Ihre Eltern bestanden darauf, daß sie nach wie vor am Hofe erschien, und so war sie gezwungen, bei allen den Festen zu sein, die zu der Feier von Frobergs Verlobung gegeben wurden.

Die Comtesse schien sich für die Kälte des Bräutigams an dem Triumph über die ihr früher vorgezogene Rivalin trösten zu wollen, und suchte Anna eben so geflissentlich auf, um ihr von ihrem bräutlichen Glück zu erzählen, als diese ihre Nähe zu vermeiden strebte.

Froberg behandelte Anna wie eine ihm völlig Fremde, mit einer eisigen Kälte, und wich ihr aus, so viel es nur möglich war, ein Bestreben, in welchem er von ihr gern unterstützt wurde.

Die Fürstin ließ sie in jedem Wort, in jeder Miene ihre Ungnade empfinden, während der Fürst sie mit einem gewissen herablassenden Mitleid behandelte, welches sie noch mehr verletzte, als die Unfreundlichkeit seiner Gemahlin.

Das Bitterste von Allem war aber für ihr stolzes Herz die Entdeckung, daß die Geschichte jenes Ball-Abends keineswegs geheim geblieben, was doch die ausgesprochene Absicht des Fürsten gewesen, und sie irrte sich durchaus nicht, wenn sie in ihrer Seele die Comtesse dafür verantwortlich machte. Valerie, die vor der strengen Sittenreinheit Anna's stets eine unbehagliche Scheu empfunden, und die Rivalin um diesen Vorzug am bittersten beneidet hatte, fand eine süße Genugthuung darin, sich und Anderen zu sagen, daß auch diese Tugend hatte straucheln können.

So kam es, daß Anna, wo sie erschien, sich bald von dem Kreis der Damen isolirt sah, daß sie bemerkte, wie junge Mädchen und selbst Frauen es geflissentlich vermieden, viel mit ihr zu reden, oder oft in ihrer Nähe zu sein, während die Männer sie um so eifriger aufsuchten. Aber in den Huldigungen, welche ihr diese jetzt mehr als sonst darbrachten, lag ein gewisses Etwas, oft nur ein Blick, die Betonung eines Wortes, welches ihr Herz in Zorn und Entrüstung hoch aufschlagen ließ. Sie trug ihr Haupt stolzer aufrecht als jemals, und mehr als einmal wagte auch der Keckste nicht, ihr so zu nahen, denn die ruhige Hoheit, mit der sie Jeden in seine Schranken zurückwies, beschämte selbst Den, der nach dem, was man von ihr erzählte, sich berechtigt glaubte, ihr seine Achtung zu versagen.

Für sie aber war es eine unsägliche Qual und Demüthigung, daß sie Derartiges, was ihr früher nie genaht, zurückweisen, daß sie Rücksicht und Hochachtung, die sie sonst mehr noch, als die meisten anderen Frauen in dem Benehmen der Männer gegen sich gefunden hatte, jetzt sich erst erkämpfen mußte.

So war es für sie eine wahre Erleichterung, als bestimmt wurde, die Hochzeit der Comtesse in Paris zu feiern, und daß der Hof schon im September dahin übersiedeln sollte.

Der Abschied von Froberg wurde ihr dennoch sehr schwer, doppelt dadurch, daß er ihr auch in der letzten Stunde noch dieselbe eisige Kälte zeigte, mit der er sie seit jener Nachtscene im Garten behandelt hatte. Sie wäre so gern in Frieden und Versöhnung von dem Manne geschieden, den sie so sehr geliebt hatte, und dessen Bild, trotz aller Kämpfe dagegen, immer noch ihr Herz erfüllte; sie hätte so gern ihm die warmen Wünsche für sein Glück ausgesprochen, die in ihrer treuen Brust für ihn lebten, aber er machte es ihr unmöglich durch sein gezwungenes, fremdes Benehmen, und er sah nicht die Thränen, die ihren Blick verdunkelten, als er Abschied nehmend sich vor ihr verbeugte und in einer wohlgesetzten Phrase sich und seine Braut ihrem ferneren Wohlwollen empfahl.

Nach der Abreise des Hofes erlaubten ihr ihre Eltern, sich von aller Geselligkeit zurückzuziehen, und sie empfand dies als eine wahre Wohlthat.

Ihr Leben floß nun ganz einförmig dahin, ein Tag verging wie der andere, nicht einmal ein Brief von Frau von Mühlen erreichte sie, und sie schloß richtig, daß die Freundin der Post kein Schreiben anvertrauen wolle.

Sie sah Niemand, als ihre Eltern, den Kammerherrn und den Abbé, welch Letzterer ihr zwar immer noch ein großes Wohlwollen zeigte, aber da er nie über jenen Vorfall am Ballabend, der so verhängnißvoll ihr ganzes Leben umgestaltet hatte, mit ihr sprach, so nahm sie an, daß auch er sie für schuldig halte, und da sie ihm keine Erklärung geben, sich nicht rechtfertigen konnte, so stand etwas Fremdes zwischen ihm und ihr, was ihr die Freude an dem Verkehr mit dem, von ihr sonst so gern gesehenen, liebenswürdigen Greise nahm und ihn ihr ferner rückte.

Sie lebte in einer Isolirtheit, die für ein so junges Gemüth schwer zu ertragen war; abgeschnitten von allem Verkehr mit gleichgesinnten Menschen, drang auch von Außen keine Kunde zu ihr von den Zuständen des Vaterlandes, von den Fortschritten jenes Geheimbundes, von dem die Patrioten damals so viel hofften und für dessen Zwecke sie selbst so viel geopfert hatte. Nur französische, oder unter Napoleonischer Censur erscheinende deutsche Zeitungen waren ihr zugänglich. Sie wußte nichts von dem siegreichen Wachsen des spanischen Aufstandes, in welchem fernsehende Politiker schon damals den Wendepunkt des Napoleonischen Glückes erkannten. Sie erfuhr nur von den ungeheuren französischen Rüstungen, von der freudigen Bereitwilligkeit, mit der, wie der „Moniteur" berichtete, alle deutschen Fürsten, Oesterreich und Preußen an der Spitze,

dem Kaiser Hülfstruppen zur Verfügung stellen für den Krieg mit dem übermüthigen Rußland.

Wirklich schien damals kein trostreicher Stern mehr die finstere Nacht zu erhellen, die über das arme, zertretene, geknechtete Deutschland hereingebrochen war, und stärkere Herzen, als das eines schwachen Mädchens, verzweifelten jetzt an der Rettung des Vaterlandes. Aber Anna hatte in einer schweren Leidensschule, in herben Prüfungen gelernt, sich in Demuth dem Willen der Vorsehung zu beugen, und wie dunkel auch die Wolken über Deutschland lagern mochten, sie blickte dennoch mit gläubigem Vertrauen nach oben, in der festen Zuversicht, daß einst der Tag der Befreiung kommen würde. Ob sie ihn erlebe, das fragte sie nicht; sie vergaß sich selbst, ihre Wünsche und Hoffnungen in der Liebe zu dem großen Vaterland.

(Fortsetzung folgt.)

Das neue österreichische Ministerium.

Die „D. A. Z." bringt folgende Schilderungen der Persönlichkeiten des neuen cisleithanischen Ministeriums, welches endlich nach langen Geburtswehen das Licht der Welt erblickt hat und die Aufgabe übernimmt, das constitutionelle Princip nach so vielen mißgeglückten Versuchen in Oesterreich durchzuführen.

Der Ministerpräsident Fürst Carlos Wilhelm Auersperg, Herzog v. Gotschee, Geheimrath, Oberst-Erblandmarschall von Krain, geboren 1. Mai 1814, seit 1851 mit der Sternkreuzordensdame Ernestine Gräfin Festetics de Tolna vermählt, gehört zu dem deutschböhmischen Adel. Vor der Märzrevolution Mitglied des böhmischen Landtags, gab er seine Sympathien mit den liberalen Bestrebungen nach Einführung einer Repräsentativverfassung in Oesterreich zu erkennen. Während und nach der Märzrevolution, sowie unter dem Bach'schen Regime, nahm indeß der Fürst niemals Veranlassung, sich an dem öffentlichen Leben zu betheiligen und seine Stimme gegen die eingebrochene rothe Reaction zu erheben; erst das Jahr 1862 und die Februarverfassung führte ihn wieder auf die politische Bühne, indem Schmerling, der ihn als den „ersten österreichischen Cavalier" bezeichnete, ihn dem Kaiser zum Präsidenten des Herrenhauses vorschlug. Auersperg ist ein gemäßigt liberaler Aristokrat, ohne daß bis jetzt von ihm etwas bekannt wäre, was auf eine großartige politische Auffassung und auf ein durchgreifendes Programm bezüglich der Heilung der innern Schäden des Kaiserreichs und bezüglich der Stellung desselben zu Deutschland und zu der europäischen großen Politik schließen ließe. Trotzdem tauchte sein Name in den letzten Jahren bei jeder Ministercombination auf, da er von allen Parteien als das geeignetste Bindeglied zwischen dem Hofe und einem aus bürgerlichen Elementen zusammengesetzten Ministerium betrachtet wurde. Am Hofe ist noch in diesem Augenblicke der Widerwille gegen ein bürgerliches Ministerium vorherrschend; die äußere und innere „Zwangslage" des Reichs hat bewirkt, daß man sich in das Unvermeidliche einstweilen fügen mußte, und Fürst Auersperg gilt hier als der Mann, der wenigstens etwaigem ungestümen Drängen den nöthigen Zügel durch sein Ansehen anlegen werde.

In dieser Aufgabe wird ihn der stellvertretende Ministerpräsident und Landesvertheidigungsminister Graf Taaffe unterstützen. Dieser, ein noch sehr junger Mann, von kaum 30 Jahren, war der Jugendgespiele des Kaisers und ist noch heute mit ihm eng befreundet. In der Beamtencarriere hatte er es rasch bis zu einem Statthaltereiposten gebracht und der Reichskanzler v. Beust erkannte in ihm, der sich bis daher niemals auf das Gebiet der Politik gewagt hatte, mit richtigem Scharfblick die geeignete Person, die, ihm persönlich attachirt, ein sehr brauchbares, seinen Planen niemals hinderliches, wohl aber förderliches Vermittlungsglied bei Hofe abgeben und den ihm feindlichen Einflüssen der Ultramontanen und Feudalen entgegen arbeiten würde. Beust's Stellung war im Laufe des verflossenen Jahres mehrmals ernstlich in Frage. Den dankbaren Bemühungen des Grafen Taaffe ist es gelungen, manche dieser Erschütterungen am Hofe zu durchkreuzen und für die Erhaltung Beust's zu wirken.

Graf Taaffe ist, wie sein Verhalten in der Debatte über das Vereinsgesetz und gegenüber dem Arbeiterbildungsvereine zeigte, von einer ziemlich engherzigen bureaukratischen Anschauung erfüllt; die deutsch-liberale Kammermajorität stieß sich daher stets, wenn es sich um ihren Eintritt ins Cabinet handelte, an seinem Verbleiben im Ministerium; allein die entschiedene Erklärung Beust's, daß ohne Taaffe kein sogenanntes parlamentarisches Ministerium zu Stande kommen würde, hat zuletzt die Bedenklichkeiten besiegt. Dagegen rühmt man ihm auch einen gentlemanliken Zug nach. Giskra machte seinen Eintritt ins Cabinet von der Uebertragung des Ministeriums des Innern, welches Taaffe innehatte, abhängig, und gerade an diesem Verlangen drohte die Cabinetsbildung zu scheitern. Taaffe selbst eilte infolge dessen zum Kaiser und erklärte sich zur Abtretung seines Ministeriums an Giskra bereit.

Karl Giskra, Minister des Innern, wurde 1820 zu Mährisch-Tribau geboren, studirte in Wien Jura und habilitirte sich hier als Privatdocent; infolge seiner liberalen Ideen entzog man ihm jedoch die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten. Bei der Sturmpetition am 15. Mai 1848 war er einer der Wortführer; später sollte er wegen Betheiligung an der Mißhandlung eines Polizeidieners seines Docentenamts enthoben werden. Inzwischen entsagte er dem letztern freiwillig, da er als Deputirter ins Frankfurter Parlament gewählt wurde. Hier saß er erst im linken Centrum (Würtemberger Hof); als jedoch die Oberhauptfrage die Parteien nach sogenannten Klein- und Großdeutschen oder preußischen und österreichischen Parteigängern schied, stellte er mit seinen Landsleuten sich unter die Fahne Schmerlings, den er als einen Reactionär oft bekämpft hatte.

Nach Oesterreich zurückgekehrt, arbeitete Giskra in der Canzlei des Dr. v. Mühlfeld, die Ernennung zur Advocatur schlug ihm Bach rundweg ab. Erst später gelang es ihm, die Zusage zu erhalten, daß er „fern von Wien" in der Provinz im Fall eintretender Vacanz eine Advocatur bekommen sollte. Er wurde endlich am Schluße der Reactionsperiode zum Advocaten in Brünn ernannt. Dort wählte man ihn nach der Verkündigung der Februar-Verfassung in den mährischen Landtag und in den Wiener Reichsrath. Noch war er indeß wegen seiner früheren extremen Gesinnung eine eben so gefürchtete wie verhaßte Persönlichkeit; zumal er gegen den Schmerling'schen Scheinconstitutionalismus opponirte. Zum erstenmal erwarb er sich allgemeineres Ansehen durch sein Referat über das Militärbudget, und der Weihrauch, den er bei dieser Gelegenheit der tapfern kaiserlichen Armee und ihrer Führung streute, bewirkte, daß ihn auch die Militärpartei mit etwas günstigerem Auge ansah und ihm selbst manche extreme Ansichten zugute hielt.

Von den Bestrebungen des deutschen Abgeordnetentags hielt sich Giskra wie die meisten österreichischen Abgeordneten (bis auf Brinz und Rechbauer) fern; die deutschen Angelegenheiten, die Reform des Bundes, kümmerten ihn nur wenig; er war ganz und gar, mit Leib und Seele, österreichischer Patriot. Als solcher hielt er es unter Schmerling mit der Centralistenpartei, welche die Idee eines von den deutschen Elementen geleiteten Einheitsstaats vertrat, und da sie die Ungarn nicht in das Wiener Centralparlament bringen konnte, endlich politischen Bankrott machte. In der schles-

wig-holsteinischen Frage bekämpfte Giskra seinerzeit aufs heftigste die Politik eines einheitlichen Zusammengehens mit Preußen.

Im Jahre 1865 zum Bürgermeister von Brünn gewählt, fungirte er in diesem Amt auch während der preußischen Occupation. Hier benahm er sich gegen den „Feind" ziemlich taktvoll, und dieß trug ihm sowohl nach dem Friedensschluß einen preußischen Orden wie auch die kaiserliche Anerkennung ein. Als Beust sich zur Einberufung des ordentlichen Reichstags entschloß, um durch letztern die von ihm abgeschlossenen Ausgleichsverhandlungen mit Ungarn, die bereits ein fait accompli waren, nachträglich sanctioniren zu lassen, schloß sich Giskra der neugeschaffenen dualistischen Situation und ihrem Urheber, Hrn. v. Beust, eifrig an, in ihm den Mann erblickend, der Oesterreich post tot discrimina rerum auf die Bahn der wahren und wirklichen constitutionellen Freiheit hinüberleiten werde. Beust wußte Giskra's Talent genug zu schätzen, um dasselbe für seine Zwecke nutzbar zu machen; er ließ ihn zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses ernennen. Als solcher hat er freilich nicht das Präsidialtalent Heinrich v. Gagerns, Simsons oder Forckenbecks gezeigt; es fehlt ihm in den wichtigsten Momenten stets die erforderliche Ruhe, Sicherheit, Ueberlegenheit und Unparteilichkeit. Bei vielen Gelegenheiten zeigte er eine unnöthige Bevormundungssucht gegen die Redner. Sein eignes Rednertalent ist ziemlich gering; bei der Eröffnungsrede des Abgeordnetenhauses verursachte sein stotternder und stockender Vortrag oft sehr peinliche Momente beim Zuhörer. Im Uebrigen ist Giskra ein Mann, in welchem die scharfe analytische Verstandesrichtung vorwiegt. Als Minister des Innern würde ihm vorzugsweise die Riesenaufgabe zufallen, den Augiasstall der an einer vollständigen Corruption leidenden Bureaukratie auszuräumen. Wird Giskra hierzu die erforderliche Energie und Kraft mitbringen, ist die eine Frage; wird ihm die Zeit und Muße wirklich bleiben, diese Arbeiten auszuführen, ist die zweite Frage. Zunächst erwartet man von ihm eine totale Neubesetzung der obersten Verwaltungsämter.

(Schluß folgt.)

Die Leiche des Kaisers Max in Wien.

Die Wiener „Presse" vom 18. Januar bringt Berichte über die Ueberführung der Leiche des Kaisers Max nach Wien bis zum 17. Abends. Wir entnehmen derselben Folgendes:

Es lag ein großer unsichtbarer Trauerflor über Wien gebreitet, als sich heute die Stadt zu dem traurigen Gange rüstete, den heimkehrenden todten Kaiser zu empfangen. Am Himmel jagten schwarze Wolken vorüber und die Sterne verbargen sich am dunklen Firmamente, als wollten sie dem düsteren Zuge nicht leuchten, der den erschossenen Fürstensohn nach der Gruft seiner Ahnen bringen sollte. Still und geräuschlos trat das Volk die Wallfahrt nach dem Bahnhofe an.

Dichte Menschengruppen hatten sich bereits zwei Stunden vor der festgesetzten Zeit der Ankunft des Leichenzuges um den Bahnhof angesammelt und der Zuzug von Menschen wogte ununterbrochen durch die verschiedenen, nach dem Bahnhofe führenden Straßen, so daß gegen 6 Uhr eine starke Abtheilung Militär- und Civil-Polizei einschreiten mußte, um den Eingang und die Zufahrt zum Bahnhofe frei zu halten.

Auf dem Perron des Bahnhofes war eine Ehren-Compagnie des Regiments Ramming aufgestellt, deren Trommeln mit schwarzem Tuche überzogen waren. Jener Platz, an dem der Sarg des Kaisers aus dem Waggon gehoben und dann eingesegnet werden sollte, war mit einem einfachen schwarzen Tuche drapirt, und dort hatten sich auch die eingeladenen officiellen Persönlichkeiten zum Empfange des erlauchten Todten aufgestellt.

Außerdem waren auch eine Abtheilung der Trabanten-Leibgarde und des Matrosen-Corps dahin commandirt. Vom Publikum aus dem Civile hatten nur wenige geladene Personen und Journalisten Einlaß gefunden.

Die kleine Schaar harrte still und andächtig des Glockenzeichens, das den Zug bringen sollte. Aber kein Zeichen erscholl, stumm und lautlos bewegte sich die Waggonreihe heran. Es zuckte ein Strahl tiefer Erregung auf allen Gesichtern auf, als von der Ferne das Feuerauge der Locomotive aufleuchtete und diese endlich zur angesagten Zeit langsam herandampfte. In der kleinen Menge rührte sich Niemand, es blieb Alles wie festgebannt an seiner Stelle. — „Präsentirt das Gewehr!" erscholl es jetzt von der Compagnie, und nur das eintönige Geräusch dieser militärischen Ehrenbezeugung unterbrach die Stille.

Die Trommeln wirbelten dumpf, und zugleich begannen die Glocken der Kirchen zu läuten.

Die Begleitung des kaiserlichen Sarges stieg zuerst aus den Waggons, acht an der Zahl; eine Abtheilung der Marine-Infanterie und eine Abtheilung des Matrosen-Corps, die mit dem Zuge angekommen waren, nahmen Aufstellung längs des Bahngeleises mit der Front gegen den Zug gekehrt.

Als die Aufstellung vollendet war, wurde der Sarg von zwölf decorirten Matrosen aus dem Leichenwaggon gehoben, der zum Zweck der Ueberführung der Leiche von Triest nach Wien eigens gebaut wurde.

Der Sarg war ganz mit rothem Sammt überzogen, an dessen Ende schwere Goldborten herabhingen. Auf dem Sarge lagen drei Kränze; am Kopfende der Lorbeerkranz der kaiserlichen Brüder, mit zwei rothen und einem weißen breiten Seidenband geschmückt, darauf die Widmungen mit Goldbuchstaben gestickt waren. Am Fußende lag ein zweiter Lorbeerkranz von der Leitung des Unterstützungsvereines der verstümmelten österreichisch-mexicanischen Krieger, mit weißen Bändern und einer weißen Camelie geziert.

Als der Sarg auf das Perron gestellt war, nahm Hofburgpfarrer Schwetz unter Assistenz zweier Geistlichen die Einsegnung der Leiche vor.

Von der Ankunft des Zuges bis nach der Einsegnung der Leiche verstrichen 20 Minuten und während dieser Zeit herrschte lautlose Stille in der weiten Bahnhofshalle. Kaum daß man die leisen Gebete der Geistlichkeit vernahm; nur das Glockengeläute der Kirchen tönte in die Nacht hinaus.

Dieselben Matrosen, welche den Sarg aus dem Leichenwaggon gehoben, trugen ihn auch jetzt durch die Halle über die Treppe hinab zu dem bereitstehenden kaiserlichen Leichenwagen.

Ihnen voran rückten die beiden Compagnien der Marine-Infanterie und der Matrosen Corps ab, und im Gefolge des Sarges gingen voran Vice-Admiral Tegetthoff zur Rechten des Obersthofmeisters Fürsten Hohenlohe und die übrigen zur Leichenfeier erschienenen Gäste.

Der Leichenwagen, in den nun der Sarg gehoben wurde, ist ein offener, reich vergoldeter, mit rothem Sammt ausgelegter Wagen, auf dessen Dache eine Goldkrone angebracht ist; vor den Wagen waren sechs reich geschirrte Schimmel gespannt, und livrirte Kutscher lenkten die golddurchwirkten Zügel. Mit dem Sarge wurden auch die sämmtlichen Insignien und Orden des hohen Verblichenen in den Wagen gelegt, der sich nun, umgeben von zwölf Fackelträgern, in Bewegung setzte.

In den bereitstehenden Hofwagen folgten dann die geladenen Würdenträger, an deren Spitze Vice-Admiral Tegetthoff und Fürst Hohenlohe, denen sich dann eine Compagnie Fußtruppen und eine Escadron Dragoner anschlossen.

Hunderttausende Menschen harrten in ruhiger, theilnahmsvoller Haltung vor dem Bahnhofe und längs der Straßen, durch die der Trauerzug im Schritte einherfuhr. Das volle Licht der Fackeln fiel auf den reichen Leichenwagen, der sich also feurig abhob von der dunklen Scenerie, die den nächtlichen Zug umgab.

Der Zug nahm, von der schweigenden Menge begleitet, seinen Weg durch die Belvedere-Linie, die Heugasse, die Schwarzenbergstraße über die Schwarzenbergbrücke, den Kärntner- und Opernring, den äußeren Burgplatz zur Bellaria. Auch dort hatten sich trotz der vorgerückten Nachtstunde dichte Menschenmassen angesammelt, und als die Burgwache ins Gewehr rief und die Trommel rührte, da zuckte manches Herz vor Schmerz zusammen, und lautes Schluchzen wurde hörbar.

Auf der Bellaria wurde der Sarg wieder aus dem Wagen gehoben und in die kaiserliche Kammercapelle getragen, wo sich die Mitglieder des Allerhöchsten Kaiserhauses eingefunden hatten, um den geliebten theueren Todten zum letztenmale zu empfangen. Als der Sarg auf den bereitstehenden Katafalk niedergelegt war, entfernten sich schweigend alle Anwesenden, mit Ausnahme der Mitglieder des kaiserlichen Hauses, die nun allein mit dem Todten und mit ihrem Schmerze verblieben.

Mannichfaltigkeiten.

(Nachspiel zur Affaire Schumacher.) In Folge des traurigen Aufsehens, welches der Prozeß Schumacher erregt hatte, war der elfjährige Sohn oder Adoptivsohn der fraglichen Marquise aus dem College St. Barbe ausgewiesen worden. Diese Maßregel war vielfach angegriffen und dann von der Direction dieser Anstalt dahin erklärt worden, daß man mit der größten Schonung und im Interesse des betreffenden Zöglings selbst gehandelt habe. Nun hat diese Angelegenheit mit einem Male eine ernstere Wendung genommen. Die Journale veröffentlichen folgendes Schreiben: „Vorbereitungsschule von St. Barbe, 15. Januar. Herr Redacteur! Auf die von der Administration von St. Barbe ergriffene beklagenswerthe Maßregel gegen ein unglückliches Kind, dem man nur seine Geburt als Schuld anrechnen konnte, glauben die Zöglinge der Vorbereitungsschule durch eine öffentliche und einstimmige Protestation antworten zu müssen. Sie ersuchen Sie, Herr Redacteur, um die Aufnahme derselben in die Spalten Ihres Journals, damit man wisse, daß sie wenigstens die freisinnigen Ueberlieferungen, die bisher die Ehre von St. Barbe waren, und die man heute bei ihnen in Vergessenheit bringen möchte, unversehrt bewahrt haben. Genehmigen Sie ꝛc. Unterzeichnet sind: Die fünf Säle der Candidaten für die polytechnische Schule und die Normalschule, der Saal der Candidaten für die Forstschule, der Saal der Candidaten für die Centralschule, der Saal der Candidaten für die Schule von St. Cyr und die zwei Säle für Elementarmathematik". Die ersten Schüler jedes Saales wurden zu der Direction berufen und zu einem „Widerruf" aufgefordert. Eine allgemeine Versammlung der Schüler verweigerte dieß mit großer Majorität und es soll in Folge dieser Weigerung eine Abtheilung aus der Anstalt ausgewiesen worden sein. Man glaubt, daß eine schon längere Zeit gegen den Director der Anstalt herrschende Unzufriedenheit diesen Ausbruch veranlaßt hat.

(Kleienbrod.) Justus v. Liebig schreibt in der „Allg. Ztg.": Es ist mir von mehreren Seiten der Wunsch ausgesprochen worden, daß ich die genaue Vorschrift zur Bereitung des Kleienbrodes, wie es in meinem Haus dargestellt werde, bekannt geben möchte, um ohne weitere Beihülfe Gebrauch davon machen zu können. Dieselbe ist folgende: 1 Zollpfund Getreideschrot (2 Roggenschrot, 1 Weizenschrot), 5 Grammen doppelt kohlensaures Natron, 20 Cubikcentimeter Salzsäure, 10 Grammen Kochsalz, 845 Cubikcentimeter Wasser. (1 Zollpfund = 500 Grammen; 1 Maß bayerisch = 1069 Cubikcentimeter; 1 Quart preußisch = 1145 Cubikcentimeter.) Die Salzsäure soll ein specifisches Gewicht, mit dem Aerometer bei 15° gemessen, von 1,063 haben, und wird erhalten durch Vermischung der käuflichen arsenfreien Salzsäure von 1,125 spec. Gewicht bei 15° Temperatur mit ihrem gleichen Volumen Brunnenwasser. Die Salzsäure wird dem Wasser, das doppelt-kohlensaure Natron und Kochsalz werden dem Getreideschrot (dem Mehl) zugesetzt. Man beginnt damit, indem man das Mehl mit dem doppelt-kohlensauren Natron und Kochsalz sorgfältig und anhaltend mengt. Von diesem Gemenge wird etwa der fünfte Theil herausgenommen und vorläufig bei Seite gestellt. Mit den anderen $^4/_5$ Mehl mischt man jetzt die ganze Menge Wasser (mit der Salzsäure) und verarbeitet es zum Teig; wenn der Teig ganz gleichförmig ist, setzt man das zurückgehaltene Mehl zu, formt nach vollständiger Durchknetung die Laibe und schickt sie zum Bäcker.

(Affaire Chorinsky.) Aus München sind nunmehr die letzten Verhöre des Grafen Gustav Chorinsky in Wien eingetroffen. Es bestätigt sich nicht, daß er ein Geständniß abgelegt habe. Das angebliche Geständniß reducirt sich darauf, daß der Graf seinen vertraulichen Umgang mit der Ebergenyi zugab, ferner daß er ein Eheversprechen für den Fall, als seine Gattin mit Tod abginge, geleistet, und andere Nebenumstände, welche in die Untersuchung einbezogen wurden. Das Wiener Untersuchungsgericht wird, sobald aus München noch der Bericht der Gerichtschemiker eingelaufen sein wird, in der Lage sein, die Untersuchung dem Abschlusse zuzuführen, und dürfte, wenn nicht Ende Februar, jedenfalls Anfangs März die Schlußverhandlung gegen Julie Ebergenyi anberaumt werden. Die Familie Ebergenyi hat dem Dr. Max Neuda die Vertheidigung der Julie Ebergenyi übertragen.

Frankfurt, 21. Januar.

Das am Donnerstag, den 23. Januar, im großen Saale stattfindende Concert des Orchester-Vereins hat ein sehr gut gewähltes und reichliches Programm. Mitwirken werden die Damen Lichtmay, Charl. Reger, die Herren Georg Müller und Max Wolff. Eine lebhafte Betheiligung des Publikums steht außer Zweifel.

Paris, 17. Januar. Gestern begann die öffentliche Versteigerung der Gemäldegallerie von Khalil-Bey. 34 Bilder der modernen Schule kamen zusammen um 166,400 Francs weg. Es befanden sich darunter die Töpferwerkstätte (11,600 Francs), Jäger im Sumpf (8000 Francs) und Umgegend von Paris (6100 Francs) von Decamps, die Fähre (23,500 Francs) von Fromentin und die berühmte Kastanienallee von Th. Rousseau. Dieses Gemälde, das von der Preisjury unter Louis Philippe zu verschiedenen Malen zu der Ausstellung nicht zugelassen worden war, erreichte den Preis von 27,100 Francs.

A. Daul's „Frauenarbeit" (Altona, Hammerich). Der „Arbeitgeber" sagt unter Anderem über dieß Buch: „Daul, der selbst in Amerika gelebt, hat das Buch (der Amerikanerin Virg. Penny) unseren deutschen Verhältnissen angepaßt und zugleich so viele praktische Notizen beigefügt, daß es ein förmliches Nachschlagebuch für Frauenarbeit geworden ist. Wir empfehlen es allen Frauen und Förderern der Frauenarbeit angelegentlich." Ferner mit Bezug auf das zweite Heft: „Daul führt dabei zahlreiche Beispiele an, wo dieß (nämlich die Uebernahme manches bisher nur von Männern betriebenen Erwerbszweiges durch Frauen) praktisch ausgeführt ist, nebst Angabe des Verdienstes, so daß man sich schon aus diesem Buche, nach Lust und Talent, einen Erwerbszweig wählen kann."

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 22. Mittwoch, den 22. Januar 1868.

Aus den Tagen des Rheinbundes.

Novelle von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Ein französisches Armeecorps hatte seine Marschroute über O.... und dessen Umgebung, und der Fürst war mit seiner Gemahlin von Paris zurückgekommen, um den durchziehenden kaiserlichen Truppen die Honneurs seiner Residenz zu machen.

Froberg war nicht mit ihm gekommen, er hatte seine Stellung als Adjutant des Fürsten gleich nach seiner Heirath aufgegeben, und war in die französische Armee getreten, wo er durch Connectionen seiner Frau auf ein schnelles Avancement rechnete.

In O.... war heute ein französischer Marschall mit seinem Stabe einquartirt, der Fürst hatte ihn mit seinen Offizieren zur Tafel gezogen; Herr und Frau von Waldheim waren natürlich auch dort, und Anna allein zu Hause geblieben.

Es war ein Sonntag Nachmittag, ein sonniger, heiterer Frühlingstag, gerade wie vor einem Jahre, als Wahrnims Besuch sie so plötzlich überraschte. Wie damals, so fiel heute der helle Sonnenschein durch die grünenden Pflanzen am Fenster und malte Blätter und Ranken auf den weißgescheuerten Fußboden.

Eine tiefe Stille lag über dem Hause und der Straße, nur der Vogel sang in seinem Käfig, und der Perpendickel der Pendule mahnte mit seinen einförmigen Schlägen an das unaufhaltsame Dahineilen der Zeit. Draußen auf dem von der Sonne durchwärmten Sand des Exerzierplatzes schlief der alte Pudel, und flogen neugierige Tauben um ihn her, gerade so wie vor einem Jahre die einzigen lebenden Wesen, die zu sehen waren. Alle die Dinge der Außenwelt waren so unverändert geblieben, und für Anna war doch Alles so anders geworden: ihre Hoffnungen waren alle geknickt, ihr Lebensglück zerstört, und sie war auf immer geschieden von dem Manne, den sie so sehr geliebt hatte.

Eine tiefe Wehmuth erfüllte ihr Herz, indem sie das „Damals“ mit dem „Jetzt“ verglich, und sie konnte eines bitteren Gefühles kaum Herr werden, als sie sich sagte, daß sie dies Alles gelitten, auf Alles hatte verzichten müssen nur darum, weil sie gethan, was sie für Recht und Pflicht gehalten, weil sie sich geopfert für fremde Zwecke. Für das Vaterland, sagte sie, sich selbst Trost zusprechend; aber, fragte eine Stimme in ihr, war es denn so nöthig, war es wirklich so wichtig für die große Sache, daß gerade d i e s e Papiere weiter befördert wurden, und war der erreichte Zweck der Größe des Opfers werth, das sie gebracht hatte?

Es war eine jener dunkeln Stunden über sie gekommen, wo der bitterste Zweifel, den ihr Herz kannte, der Zweifel, ob sie nicht thöricht und nutzlos sich geopfert, sie quälte, wo noch einmal das ganze Weh um ihr verlorenes Liebesglück sie durchzuckte. Aber dann trat Wahrnims edles Bild vor ihre Seele, sein Wort: wie Jeder sich selbst vergessen und sich und sein Liebstes opfern müsse für das Vaterland, wie Keiner zurücktreten dürfe, wenn diese Mahnung an ihn ergehe, klang wieder in ihrem Ohr, und freudig blickte sie zu dem blauen Himmel empor, während ihre Lippen leise sagten:

„Ich that, was ich mußte, und ich bereue es nicht.“

Der rasche Hufschlag von Pferden riß Anna aus ihren Gedanken, und durch das Fenster blickend, erkannte sie Froberg, der sich aus dem Sattel schwang, die Zügel dem hinter ihm reitenden Diener zuwarf und, schnell in das Haus trat.

Anna's Herz pochte in raschen Schlägen; sie wußte nicht, daß Frobergs Regiment in der Nähe lag, und ihr bangte vor einem Wiedersehen, das alle alten Wunden wieder aufreißen mußte.

Eine Minute später stand er vor ihr; sein Gruß klang ernst und bewegt, die eisige Kälte, die er ihr seit jenem Ballabend immer gezeigt, und die ihr so bitter wehe gethan, war aus seinem Wesen verschwunden. Aber auch sein Aussehen fand sie verändert, er war der glänzende, heitere, leichtlebige Offizier von ehedem nicht mehr. Er sah viel älter aus, eine tiefe Falte zog sich durch seine Stirn, die Augen hatten einen finsteren, trotzigen Ausdruck, und ein Zug von Bitterkeit lag um seine Mundwinkel.

Prüfend und forschend ruhten seine Blicke auf ihr, auch er fand in ihr nicht mehr dieselbe Anna, die er einst geliebt, und es war fast ein Gefühl der Befriedigung, was er empfand, als er sah, wie fest und herb ihre sonst so anmuthig geschwellten Lippen jetzt geschlossen waren, als er die dunkeln Schatten unter ihren Augen bemerkte, die von schlaflos durchweinten Nächten sprachen, und den Ausdruck schmerzlicher Resignation gewahrte, mit dem die schönen, dunkeln Sterne zu ihm aufblickten.

„Sie sind erstaunt, mich hier zu sehen, Fräulein Anna? Mein Regiment liegt allerdings fünf Stunden von hier entfernt, und es war ein tüchtiger Ritt, aber ich wollte nicht in Ihrer Nähe gewesen sein, ohne Sie zu sehen, ohne Ihnen Lebewohl gesagt zu haben.“

Es war lange her, seit er so freundlich mit ihr gesprochen, und ihr Ohr lauschte mit Wonne dem alten, geliebten Klang seiner weichen, sonoren Stimme. Sie hätte Alles vergessen mögen, was trennend zwischen ihm und ihr stand, vergessen, daß er der Gatte einer Anderen war, um nur einen Augenblick an seiner Brust allen Schmerz, all' das tiefe Leid, das sie um ihn getragen, ausweinen zu dürfen. Aber das Gewissen sprach laut und mahnend in ihr: Hüte Dich! über die Kluft, die Dich und ihn scheidet, führt nur e i n e Brücke, und die heißt — S c h u l d! Hüte Deine Blicke, Deine Worte, Deine Mienen!

Und Anna folgte dieser warnenden inneren Stimme, und that die Frage, die, jetzt auszusprechen, ihr die größte Selbstüberwindung kostete. Sie fragte Froberg nach seiner Gattin, und sprach, wie schwer es für diese gewesen sein müsse, sich so bald wieder von

ihm zu trennen und ihn den Gefahren eines Feldzuges entgegen ziehen zu sehen.

Ein Schatten flog über Frobergs Stirn.

„Der Abschied ist ihr nicht allzu schwer geworden, sie war gerade sehr mit Toilette-Sorgen beschäftigt, da die Kaiserin sie aufgefordert hatte, den Hof nach Dresden zu begleiten."

„Ah, so werden Sie sie dort noch sehen, — das muß ihr allerdings den Abschied sehr erleichtert haben."

„Daran habe ich noch nicht gedacht; — möglich, daß wir uns dort noch sehen werden."

Die kalte Gleichgültigkeit, mit der Froberg dies sagte, that Anna weh. Sie gehörte nicht zu den kleinen, egoistischen Frauenseelen, die eine Genugthuung für ihre Eitelkeit darin finden, daß der Geliebte, der ihnen eine Andere vorzog, nun in dieser Wahl unglücklich ist.

(Fortsetzung folgt.)

Das neue österreichische Ministerium.

(Schluß.)

Der Justizminister Professor Dr. Eduard Herbst ist am 9. December 1820 zu Wien geboren und wurde an der dortigen Universität 1843 zum Doctor juris ernannt. Er trat nunmehr in den Staatsdienst, fungirte mehrere Jahre bei der Hofkammerprocuratur und als Supplent der Wiener Universität, bis er 1847 zum ordentlichen Professor der Rechtsphilosophie und des Strafrechts in Lemberg ernannt und 1859 in gleicher Eigenschaft an die Prager Universität versetzt wurde.

Als juristischer Schriftsteller machte er in Oesterreich durch sein „Handbuch des allgemeinen österreichischen Strafrechts (1855) und durch seine „Grundsätzlichen Entscheidungen des Obersten Gerichtshofs in zweifelhaften Fragen des Strafrechts" (1853) nebst Nachtrag (1866) sich bekannt. Seine rechtsphilosophischen Anschauungen bewegen sich im Kreise der Kant-Fries'schen Richtung; seine Arbeiten selbst stehen in Bezug auf Tiefe der Auffassung weit unter dem Niveau der wissenschaftlichen Arbeiten der deutschen Jurisprudenz, eines Mittermaier, Köstlin, Welcker rc.

Seine politische Laufbahn begann er erst 1861, als er vom Wahlbezirke Schluckenau-Hainsbach in den böhmischen Landtag und von diesem in den Reichsrath gewählt wurde. In dem ersten ragte er bald als Vorkämpfer gegen die czechischen Prätensionen hervor, im letztern unterstützte er nur zu lange den Schmerling'schen Scheinconstitutionalismus. Im letztern nahm er vorzugsweise an den Debatten über das Gemeindegesetz theil, und zugleich ist er als Ausschußreferent der Schöpfer des österreichischen drakonischen Preßgesetzes geworden, welches die Preßfreiheit theils durch das Concessions- und Cautionssystem, theils durch ein strenges Repressivsystem lahm legt und durch die Unklarheit der Textabfassung die willkommene Handhabe zu polizeilichen Beschlagnahmen und gerichtlichen Verfolgungen bisher immer dargeboten hat. Auch das neue Vereinsgesetz, welches das Vereinsleben so ziemlich gänzlich in die polizeiliche Willkür stellt, ist großentheils mit das Werk Herbst's. Um die verwandten legislativen Erscheinungen in andern deutschen Staaten und deren Resultate kümmerte sich die „deutsche Partei" in der Regel in Oesterreich gar nicht. In dem früheren Reichsrathe bereits machte sich Dr. Herbst indessen noch auf einem andern Gebiete, dem der Staatsfinanzen, durch eine freilich wegen ihrer Negativität nicht schwer einschneidende Kritik bemerklich, die er auch als Mitglied der Centralcommission fortzusetzen vielfach Gelegenheit hatte. Auch ist er der Schöpfer der berüchtigten Bankacte von 1863, die in kurzsichtiger Finanz- und Wirthschaftspolitik das Monopol der Nationalbank, insbesondere auch die Noten-Emission aufrecht erhielt, gleichwohl die Herstellung der Valuta nicht bewirkte und Oesterreich bis heute an der Entwicklung der Wohlthaten gehindert hat, die ihm ein freies Credit- und Bank-System gewährt und deren es so sehr bedurft hätte, um die durch seine unnütze und unfruchtbare auswärtige Politik bis aufs Unerschwingliche gestiegenen Lasten zu ertragen.

Bis jetzt galt Herbst gerade für den eifrigsten Anhänger der Idee des Staatsbankrotts, als des einzigen Rettungsmittels; doch scheute er sich persönlich, das Odium der Ausführung dieser Maßregel auf sich zu nehmen.

Herbst ist ein gewandter Redner und als solcher gefürchtet; doch spricht aus ihm mehr der Dialektiker und Sophist, als der sich und Andere überzeugende wirkliche Denker. Vielleicht mehr weil man seine Opposition fürchtete, als weil man ihm eine productive Kraft zutraute, ist er Minister geworden, und er hat das Justizportefeuille erhalten, weil Herr v. Beust heute noch sein Finanzprogramm für innopportun hält. Es wäre auch gar zu traurig, die neue constitutionelle Aera gleich mit dem Staatsbankrott zu beginnen. Warten wir zunächst ab, ob wir im Frühjahr Krieg oder Frieden haben. Ist ersteres der Fall, so haben wir vollständig freie Hand, ohne Rücksicht auf die öffentliche Meinung und die Staatsgläubiger zu der Zinsenreduction und andern Gewaltmaßregeln die Zuflucht zu nehmen. Dieß ist das positive jetzige Programm, welches sonach nur auf eine Vertagung der Finanzfrage hinausläuft.

Unter diesen Auspicien hat denn auch Brestl, der sich bisher entschieden für Erhöhung der Couponsteuer, d. h. für den kleinlichen Bankrott, aussprach, das Finanzportefeuille übernommen.

Brestl war bisher Secretär der Creditanstalt und gehört ebenfalls seit mehreren Jahren dem niederösterreichischen Landtage und dem Reichsrathe an. Hier lagen ihm meist die finanziellen Arbeiten ob, und wenn dieselben auch kein glänzendes Talent bekundeten, so löste er seine Aufgaben doch im Allgemeinen zufriedenstellend. Brestl, der auch zu den unter dem Bach'schen Regime als verdächtig verfolgten Individuen gehörte, hat sich nur mühsam emporarbeiten können. Er soll arm sein; doch rühmt man seine Rechtlichkeit einstimmig, eine bei einem österreichischen Finanzminister und den zahlreichen Versuchungen, denen ein solcher bei Ertheilung von Eisenbahnconcessionen, Abschluß von großen und kleinen Anlehen ausgesetzt ist, doppelt wichtige Eigenschaft! Der Posten eines Finanzministers ist in Oesterreich der wichtigste neben dem des auswärtigen Ministers, und im cisleithanischen Finanzministerium, nicht im Reichsfinanzministerium, müßte naturgemäß der Schwerpunkt der österreichischen Finanzpolitik liegen, seitdem der Dualismus die cisleithanische Reichshälfte mit fast drei Viertheilen der gesammten Staats- und Reichsausgaben be- resp. überlastet hat. Wird Brestl verstehen, sich zum Mittelpunkt zu machen, oder wird er sich in das Schlepptau der Becke'schen Finanzplane nehmen lassen? Dieß ist die wichtige Frage.

Das lange zum Nachtheile des Reichs verwaiste Handelsministerium hat endlich in Herrn v. Plener einen Minister gefunden. Plener war schon 1861—66 Finanzminister; schöpferische Kraft zeichnete ihn nicht aus; er war der Erfinder der kostspieligen Depotschulden, vermehrte die österreichischen Staatsschuld durch ein paar Anleihen, die er gut placirte; inaugurirte die trübselige Eisenbahnpolitik, die Eisenbahnconcessionen zu dem Zwecke ertheilte, daß die Concessionäre, die niemals den Bau begonnen, Andere am Bau der Bahnen verhindern konnten, und ist der Mitschöpfer der schon erwähnten Bankacte; im Ganzen freisinnig und im Administrativfach bewandert und gut geschult, war er früher Centralist und ist jetzt auch Dualist geworden. Ursprünglich nannte man den Präsidenten der niederösterreichischen Handelskammer, Winter-

stein, vielfach als künftigen Handelsminister; allein am Hofe war man der Ansicht, daß es noch zu früh sei, einen Juden zum Minister zu machen!

Das Cultusministerium hat der Professor Hasner, Präsident des jüngst unbeweint verstorbenen Unterrichtsraths, übernommen. Bisher war er auch Rector magnificus der Wiener Hochschule und löste als solcher ziemlich taktvoll den Streit der liberalen Studenten mit den klerikalen Theresianern in der Concordatsfrage und in der Sache mit den Professoren Arndts und Pachmann. Er gilt für kenntnißreich im Universitätsfach und als freisinnig in Religionsfragen. Ihm fällt die Erledigung der schwierigen Concordatsfrage zu.

Der Ackerbauminister Graf Potocki ist eine Concession an die Polen; er ist ein reichbegüterter und verständiger Landwirth. Die Polen sprechen ihm großes Talent zu. Ich hörte ihn nur einmal im Abgeordnetenhause sprechen. Seine Rede war nach Form und Inhalt höchst unbedeutend, ja in letzterer Beziehung höchst unklar.

Als Minister ohne Portefeuille und daher in eine bis jetzt noch ziemlich unklare Stellung ist Dr. Johann Nepomuk Berger eingetreten. Er wurde am 16. September 1816 zu Proßnitz in Mähren geboren. Sein Vater war fürstlich liechtenstein'scher Beamter zu Feldsberg und heirathete eine getaufte Jüdin. Er studirte unter wechselvollen Verhältnissen Mathematik und der Fürst-Erzbischof Graf Chotek empfahl ihn seinem Neffen als Correpetitor; 1834 kehrte Berger nach Wien zurück, um Jura zu studiren, und war auch als Journalist thätig; 1844 wurde er Assistent für Banalrecht am Theresianum. Das Jahr 1848 führte ihn auf die politische Bühne; seine Reden in den Volksversammlungen und eine Broschüre über Preßfreiheit und Preßgerichte bewirkten, daß er in Mähren ins Frankfurter Parlament gewählt wurde. Hier gehörte er ebenfalls zur äußersten Linken, sprach gegen die Uebertragung der Kaiserwürde auf Preußen, folgte indeß bereitwillig dem Rufe der österreichischen Regierung, als diese ihre Abgeordneten aus der Paulskirche zurückberief.

In Wien zum Advocaten ernannt, machte er sich bald als Vertheidiger einen Ruf; besonders machte seine Vertheidigung des Directors der Creditanstalt, Richter, und der „Medicinischen Wochenschrift" gegen die Anklage der Neudorfer Grauen Schwestern großes Aufsehen.

Von 1861 an war er Mitglied des niederösterreichischen Landtags und des Reichsraths als Deputirter für Wien und gehörte schon frühzeitig zu Denen, die einen billigen Ausgleich mit Ungarn befürworteten.

Berger ist literarisch und philosophisch gebildet; Hegel, Schopenhauer und Gutzkow bildeten stets den Gegenstand seiner geistigen Beschäftigung.

An den Deutschen Juristentagen zu Berlin, Dresden und Mainz betheiligte er sich lebhaft und Viele werden dort sein Rednertalent und seinen kaustischen Witz kennen gelernt haben. Im Ganzen war Berger von jeher mehr ein kritisches Talent als ein productiver Kopf.

In den letzten Jahren hat ein Kehlkopfleiden ihn physisch sehr heruntergebracht; nur mit großer Anstrengung, der bald übermäßige Erschöpfung folgt, vermag er noch öffentlich zu sprechen und das kraftvolle Organ von ehemals hat allen Klang eingebüßt. Er beschränkte sich in letzter Zeit ganz auf die Civilpraxis und war Vertreter der Creditanstalt.

Seine nähern Bekannten schildern ihn als sehr ehrgeizig, und dieß ist auch wohl der Grund, aus welchem er trotz seines Leidens den Ministerposten angenommen hat.

Die Leichenbegängniß des Kaisers Max in Wien.

Die Wiener „Presse" schreibt unterm 18. Januar:

So ist denn auch in Wien die große Leichenfeier vor sich gegangen, welche noch vor wenigen Tagen Triest in die tiefinnerste Erregung versetzt hatte, und die zu jenen seltenen außerordentlichen Trauerfeierlichkeiten zählt, welche allerwärts, so weit noch Menschen von Geist und Empfindung dem Geschicke des Einzelnen folgen, die ernsteste achtungsvollste Theilnahme finden.

Als es heute Nachmittags vom Stephansdome 3 Uhr schlug, begonnen sämmtliche Kirchenglocken Wiens — es klang, als wenn sie tausendstimmig ertönten — einen gewaltigen Chor, und in demselben Augenblicke begann das Leichenbegängniß des Kaisers von Mexico, des edlen und begabten Sprossen des österreichischen Kaiserhauses; das grandiose geschichtliche Ereigniß, das vor Monaten fast wie ein schreckliches Märchen über den Ocean herüberdrang, trat nunmehr mit trauriger überzeugender Realität vor unsere Augen.

Ein eigenthümlich frappirender Zufall will es, daß heute, am 18. Januar, gerade vor zehn Jahren, ein Leichenbegängniß in Wien stattfand, das, wie das heutige, von außerordentlicher Theilnahme der Bevölkerung begleitet wurde — das Leichenbegängniß des Helden Radetzky.

Heute um 2 Uhr Nachmittags, nachdem der Einlaß in die Hofburgkapelle für das Publikum geschlossen war, fanden sich daselbst der Vice-Admiral Tegetthoff, die beiden Kämmerer, sowie die Offiziere der Kriegsmarine und des 8. Uhlanen-Regiments ein, um dem Leichenzuge zu folgen.

Schlag 3 Uhr setzte sich der Zug in Bewegung. Daß sich lange vor der festgesetzten Stunde schon in allen Straßen, die der Zug passiren mußte, sowie in den Nebengassen eine zahllose Menschenmenge angesammelt hatte, ist selbstverständlich. Das Gedränge war so furchtbar, daß selbst das doppelt- und dreireihige Militär- und Polizeiwachespalier und die Polizei-Cavallerie nicht im Stande waren, die Massen zurückzustauen.

Die Basteirampe beim Albrechtspalais, die Dächer der umliegenden Häuser, der Augustinerthurm, der Brunnen am Neuen Markt und die Fenster aller Häuser der Umgebung waren von Menschen dicht besetzt.

Noch bevor der Zug seinen Anfang nahm, begaben sich der Kaiser und sämmtliche Mitglieder des kaiserlichen Hauses in geschlossenen zweispännigen Wagen nach der Kapuzinerkirche am Mehlmarkte, wo die kaiserliche Familie in dem für dieselbe vorbereiteten Refectorium Platz nahm und die Leiche erwartete.

Das Innere der Capuzinerkirche war schwarz ausgeschlagen, die Kniebänke und die Kirchenstühle schwarz überzogen, der Fußboden schwarz belegt. An der Kirchenpforte wurde der Sarg vom Wagen gehoben und unter Begleitung des Vice-Admirals Tegetthoff, der beiden Kämmerer und der übrigen Suite in die Kirche getragen. Die Marine-Infanterie bildete Spalier in dem Gange zur Gruft. Nachdem der Sarg in der Kirche auf die bereitstehende Trauerbahre gelegt war, erfolgte die feierliche Einsegnung, worauf von den Sängern der Hofmusik-Capelle das Libera abgesungen wurde. Sodann wurde der Sarg von den Capuzinern unter Beihülfe der Matrosen-Unteroffiziere erhoben und unter Trauergebeten und Fackelbegleitung hinabgetragen. Voran gingen der Pontificant und die assistirende Geistlichkeit, nach dem Sarge der Kaiser und die Brüder des Verblichenen, der erste Oberstthofmeister mit dem Stab in der Hand, Vice-Admiral Tegetthoff und die beiden Kämmerer. Nach Uebertragung in die Gruft erfolgte nochmals eine Einsegnung, und nachdem die Gebete beendet waren, übergab der erste Oberst-hofmeister des Kaisers nach dem Ceremoniel dem Quardian der P. P.

Capuziner die Leiche, empfahl dieselbe seiner Obhut und händigte ihm einen der beiden Sargschlüssel ein, während er den zweiten Schlüssel dem anwesenden Ceremoniel-Protocollsführer zur Hinterlegung in die Schatzkammer überreichte.

Die Wogen der drängenden Zuschauermenge erreichten ihren Höhepunkt in dem kreisförmig geschlossenen Raume des Mehlmarktes, welcher ein feierlich bewegtes Schauspiel darbot. Der Fond des Platzes bildete eine förmliche Ausstellung von Gallawagen, die in dem bunten Farbengemenge der Drapirungen und Wappen den Freunden der Heraldik Gelegenheit zu eingehenden Studien geben konnte. In weit geschwungenem Kreise ringsum erschienen an den allseitig geöffneten Fenstern, die sich fast wie Balconlogen ausnahmen, dicht gedrängte Reihen von Zuschauern — voran die Frauen — weit hinaus vorgebeugt und mit Operngläsern und Feldstechern bewaffnet. Auch zahllose Gallerien waren von speculativen Unternehmern improvisirt worden; dünne Bretter, die durch Knieleitern leicht verbunden waren und unter den Schaaren von Menschen, mit denen sie besäet waren, oft drohend knarrten. Festere Position bot der Donner'sche Brunnen dar, der sogar auf dem Dache Hunderte von Personen in sternförmiger Gruppirung vereinigte. Die Massen im Parterre erst waren so dicht gepreßt, daß kaum eine Bewegung möglich war, und jeder Versuch, vorwärts zu kommen, hart gebüßt werden mußte. Die Menge wich nicht vom Platze und harrte bis zum Schlusse aus, trotzdem die große Mehrzahl nichts zu sehen bekam, als höchstens die einzelnen Kerzenflammen, die in dem düsteren Schiffe der geöffneten Kirche leuchteten, und die Militärs, welche den Eingang bewachten. Die Menge blieb, denn es war mehr als Schaulust, was heute das Volk auf den Kapuzinerplatz zog; es war die tiefe Bewegung, welche die erschütternde Romantik des großen Dramas in den Herzen geübt, und die Popularität, welche den Namen des heldenmüthigen Prinzen unvergänglich umgibt.

Correspondenzen.

Nürnberg, 15. Januar.

Jeder Besucher unserer Stadt wird sich des historisch interessanten Bildes „Das Friedensmahl" von Joachim von Sandrart, erinnern, welches früher in der städtischen Gemäldesammlung im sogenannten Landauer Kloster, jetzt Lokal der Kunstgewerbschule, befindlich war, seit Kurzem aber den allgemeinen städtischen Kunstsammlungen einverleibt wurde, die im oberen Stocke des Rathhauses vereinigt sind. Das große, 10 Fuß hohe und 16 Fuß breite Gemälde ist eine Darstellung des am 25. September 1649 von dem schwedischen Generalissimus, Pfalzgraf Carl Gustav, im großen Rathhaussaale zu Nürnberg abgehaltenen Festmahles zur Feier des endlich abgeschlossenen Friedens nach dreißigjährigen Kämpfen, nachdem vierzehn Tage früher auf dem von Peller'schen Schlosse zu Schoppershof der „Executions-Präliminar-Receß" zwischen den kaiserlichen und schwedischen Bevollmächtigten und denen der Stände des Reichs unterzeichnet worden war. Der zu jener Zeit hochberühmte Maler Joachim Sandrart führte das Bild im Auftrag des Pfalzgrafen und Thronfolgers von Schweden aus, der ihm dafür 2000 rheinische Gulden zahlte und außerdem eine goldene Kette, 200 Ducaten werth, verehrte. Die Krone Schweden machte das Gemälde der Stadt Nürnberg zum Geschenk. Es zeigt dem Beschauer den festlich decorirten großen Rathhaussaal, in welchem an der, mit mancherlei sinnbildlichen Aufsätzen geschmückten Tafel 47 Personen sitzen, von denen der Künstler 30 nach dem Leben malte, darunter der Herzog von Amalfi, Octavio Piccolomini, die Pfalzgrafen Carl Ludwig und Carl Gustav, der schwedische General Wrangel, der englische Gesandte Wilh. Curtius und von der Stadt Nürnberg die Losunger (Bürgermeister) Christoph Fürer und Ulrich Grundherr. Rechts und links vom Beschauer befinden sich in den Ecken des Saales vier Gesangs- und Musikchöre, daneben die Kredenztische. Unter dem Vortritt des Marschalls werden eben Confitüren aufgetragen. Im Vorgrunde sitzt Meister Sandrart, mit der Aufnahme des Bildes beschäftigt. Im Hintergrunde bemerkt man den schwedischen Löwen, aus dessen Rachen während des Banketts zum Ergötzen des Volkes rother und weißer Wein auf die Straße hinabsprang. Der vernichtende Zahn der Zeit hatte das Gemälde so beschädigt, daß es trotz mehrfacher Restauration kaum mehr zu erkennen war. Der Magistrat übergab nun in neuester Zeit die Wiederherstellung des Bildes dem als Gemälderestaurateur bereits rühmlichst bekannten Maler Karl **Rorich** hier, dem es unter Assistenz des Malers J. **Schachtel** vollkommen gelungen ist, das Bild wieder in einer Klarheit und Frische herzustellen, wie es die jetzige Generation noch nicht gesehen. Es ist nun frei von allen Schwärzen, welche die einzelnen Partieen fast ganz unkenntlich machten und alle Conturen verwischten, und läßt, was besonders hervorzuheben ist, keine Spur einer Retouche erkennen. Ueberhaupt hat sich Herr Rorich so in die Auffassung des Meisters hineingedacht, daß dem Gemälde sein ursprünglicher Werth und damit der Stadt ein Kunstwerk von geschichtlicher Bedeutung erhalten bleibt, wie dieß erst in den jüngsten Tagen durch ein glänzendes Zeugniß des Directors der hiesigen Kunstgewerbschule, von Kreling, anerkannt wurde. — Die Sammlungen für das **Hans Sachs-Denkmal** sind in vollem Gange und haben bisher, mit Einschluß der fürstlichen Gaben, weit über 8000 fl. ertragen. Mehrere Hof- und Stadttheater haben auch bereits in Folge der an alle deutschen Bühnen erlassenen Aufforderung namhafte Summen, theils als Erträgnisse der zu diesem Zwecke stattgefundenen Vorstellungen, theils als Beitrag aus ihrem Fonds, eingesendet. Ein Aufruf an das gesammte deutsche Publikum soll demnächst erlassen werden.

Rödelheim, 21. Januar.

Es verlautet aus glaubwürdiger Quelle, daß Herr Graf von **Salms-Rödelheim**, Mitglied des Herrenhauses in Berlin, seine seitherige Residenz zu Assenheim nach Rödelheim verlegen wird, wodurch dem Ort ein bedeutender Gewinn erwächst. Hoffentlich kehren dann die schönen Tage wieder, wo Familien, wie Brentano, Gulett, von Schweitzer, Baron Sanzell, Geheimrath Crome rc. ihren Wohnsitz hier gehabt, wo gesellige Kreise, wie das Casino, sich gebildet haben.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Paris, 18. Januar. Der zweite Tag der Versteigerung der **Gallerie Khalil-Bey** trug 298,050 Francs ein. Hier einige der interessantesten Käufe: Meissonier's Gemäldeliebhaber 31,800 Francs und desselben Meisters Guitarrenspieler 16,000 Francs; Delacroix' Niedermetzelung des Bischofs von Lüttich 46,000 Francs und desselben Meisters Tasso im Irrenhause, für welches Bild Alexander Dumas einst dem Meister 800 Francs gezahlt hat, 16,900 Francs; Ingres' türkisches Bad 20,000 Francs; Gérome's Ludwig XIV. und Molière 15,000 Francs und desselben Meisters Kleiderhändler 21,000 Francs; vier Stücke von Courbet, welche Khalil-Bey mit 5000 bis 6000 Francs bezahlt hatte, trugen über das Doppelte ein; ebenso hielten sich die Troyon's auf sehr hohen Preisen. Clésinger's Statue Helena erzielte 17,000 Francs.

Le deux amis — 12 petits Morceaux pour Violon et Piano par H. Henkel (Offenbach, Joh. André). Der geschätzte Verfasser obigen Werkchens hat schon mehrmals den musikalischen Bedürfnissen der jüngeren Generation seine Thätigkeit gewidmet. Wir erinnern hier an dessen ersten Klavierunterricht, seine 30 kleine Klavierstücke op. 27 und seine zwei Hefte instructiver Klavierstücke op. 15. Mit obigem Werkchen erhalten jugendliche Spieler, namentlich junge Geiger, ja recht eigentlich Das, was in der Geigenlitteratur bisher fehlte: ein Dutzend kleiner charakteristischer, höchst melodischer Tonstücke, vom Leichten beginnend, zum **Ueben** und **Vorspielen** bestimmt. Alles bewegt sich in der ersten Lage und den leichtesten Ton- und Taktarten und ist mit Fingersatz und Bogenstrich versehen. Das Klavier unterordnet sich im Ganzen, tritt abwechselnd aber auch als Hauptinstrument auf und ist ebenfalls spielbequem gehalten.

„Unterwegs und Daheim" heißt eine bei Parfürst in Leipzig erscheinende Novellensammlung, deren Bände 16. 17. 19. uns vorliegen. R. **Schenck** gibt in Band 16 eine gut geschriebene Verbindung mehrerer Einzelheiten und Sittenschilderungen aus Friedrichs des Großen Zeit, welche den bekannten Reitergeneral von Seydlitz zum Mittelpunkte haben. Sodann eine kleine humoristisch-moralische Erzählung. In den beiden anderen Bänden dagegen reihen sich — einen anecdotischen Scherz ausgenommen — wilde und wüste Bilder aus den unseligsten Lebenskreisen zusammen, die meisten von B. **Heßlein**, einige von G. J. **Fürst** geschaffen, mit aus Blut und Thränen gemischten Farben.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 23. Donnerstag, den 23. Januar 1868.

Aus den Tagen des Rheinbundes.

Novelle von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

„Wollen Sie mir eine Bitte gewähren, Fräulein Anna?“ fragte Froberg nach einer kleinen Pause.

„Gewiß, sehr gern, wenn ich es vermag“, sagte sie.

„Wir stehen am Vorabend eines blutigen Krieges“, fuhr er fort, „es ist möglich, daß wir uns heute zum letzten Male sehen, beantworten Sie mir aufrichtig eine Frage und lösen Sie mir das schreckliche Räthsel jenes unseligen Ballabends! Wer war der Mann, mit dem Sie damals in Ihrem Garten zusammentrafen, und was war er Ihnen? Oh Anna, Anna, Sie sind das einzige Weib, an dessen Reinheit ich je geglaubt, geben Sie mir diesen Glauben zurück, und wär's um den Preis einer Lüge. Ich habe Sie so sehr geliebt, Anna! Sagen Sie mir: „„ich bin unschuldig““, und ich will an dem Zeugniß meiner eigenen Augen zweifeln.“

Anna kämpfte einen schweren Kampf. Nicht mehr die Rücksicht auf die Sicherheit des Fremden, auf die Stellung ihres Vaters, wie an jenem Abend, band jetzt ihre Zunge; es hätte sie nur ein Wort gekostet, und sie stand frei und rein vor dem Manne, an dem ihr Herz noch immer in heißer Liebe hing. Aber die Stimme des Gewissens sagte ihr auch, daß sie schweigen müsse, wenn sie nicht den Frieden von Frobergs Ehe ganz zerstören, jede Möglichkeit seines Glückes vernichten wollte. Ihr Andenken, wenn es rein in seinem Herzen lebte, mußte den Riß zwischen ihm und seiner Gattin unheilbar machen.

Thränen standen in ihren Augen, sie wollte thun, was sie für ihre Pflicht erkannt, aber die Stimme versagte ihr fast, als sie erwiderte:

„Ich kann Ihnen keine Erklärung über die Vorfall jenes Abends geben, — Sie sahen ja Alles selbst!“

Froberg sprang heftig von seinem Stuhle auf, und biß sich so auf die Lippen, daß sie bluteten.

„Also Alles Lüge, Alles Täuschung!“ rief er bitter; „so haben Sie mich nie geliebt, Anna!“

Der Vorwurf war zu viel für sie.

„Ich habe Sie sehr geliebt, Gott weiß es!“ sagte sie leise.

Ein heller Freudenschimmer flog über sein düsteres Gesicht.

„So liebten Sie mich doch einst, — und jetzt, Anna, jetzt?“

Sie sah, daß sie auf diesem Wege nicht weiter gehen durfte, und sich gewaltsam zur Ruhe zwingend, versetzte sie:

„Jetzt haben Sie immer noch meine warme, treue Freundschaft!“

„Freundschaft!“ wiederholte er höhnisch auflachend. „Welch' ein kaltes Wort, — behalten Sie das Bettler-Almosen!“

Anna's Kraft war zu Ende, sie legte ihre Hände müde auf den vor ihr stehenden Tisch, und stützte ihren Kopf darauf, um Froberg ihre Thränen nicht sehen zu lassen.

Er ging mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab.

Lange sprach Keines von Beiden ein Wort, bis Froberg vor ihr stehen bleibend, fragte:

„Anna, lügen Sie nie?“

Mit einer raschen Bewegung hob sie den Kopf zu ihm auf, und er sah, daß ihr Gesicht von Thränen überströmt war.

„Verzeihen Sie“, rief er, „daß ich Ihnen wehe thun mußte, aber ich leide selbst so sehr!“

Nie vielleicht hatte er sie mehr geliebt, als in diesem Augenblick, nie schmerzlicher empfunden, was er in ihr verloren hatte. Unbefriedigt in seiner Ehe, vielfach verletzt durch die Frivolität und Oberflächlichkeit seiner Frau, hatte er gehofft, in der Befriedigung seines Ehrgeizes Ersatz zu finden für das verscherzte Glück seines Herzens, aber es war ihm damit ergangen, wie es so vielen Menschen geht: der Becher, der ihm so süß gedünkt, ehe er ihn an die Lippen gesetzt, hatte einen bitteren Bodensatz. Die Connectionen seiner Frau hatten ihm allerdings das Commando eines der für den russischen Feldzug neu errichteten Regimenter verschafft, aber die alten gedienten Offiziere, die in dem Kugelregen von Jena und Eylau gestanden, und deßhalb größeres Anrecht auf diese Stelle zu haben glaubten, als der junge Adjutant eines deutschen Fürsten, ließen es ihn empfinden, daß nicht seine Verdienste, sondern seine Frau ihm dieses Commando verschafft, und mehr als einmal hatte ihm die spöttische Frage, ob er Madame de Froberg schon gekannt, als sie noch als Comtesse Aiguillon am kaiserlichen Hofe gelebt? das Blut in zorniger Beschämung in die Wangen getrieben, weil er darin eine Anspielung auf die Vergangenheit seiner Frau zu finden glaubte. Auch gab es jetzt Momente, wo er als Deutscher sich fühlte, wo er es als ein Unrecht, fast als eine Erniedrigung empfand, daß er in dem Heere des Mannes diente, der seinen Fuß so eisern auf Deutschlands Nacken setzte.

In dieser Stimmung war es natürlich, daß Anna's Bild immer verlockender in seinem Herzen aufstieg, daß er ihren Verlust als das Unglück seines Lebens betrachtete, und sich selbst anklagte, so rasch auf den äußeren Schein hin sie verdammt und aufgegeben, und sein Geschick an Valerie geknüpft zu haben. Unerklärlich war und blieb ihm aber die Scene im Garten; doch konnte er immer weniger an Anna's Schuld glauben, und so war er jetzt gekommen, eine Erklärung von ihr zu fordern, um wenigstens das Andenken an seine Liebe rein und ohne Flecken mit sich in den Krieg, vielleicht in den Tod zu nehmen.

Er zürnte ihr, daß sie ihm diese Erklärung verweigerte, er war bereit, ihr zu vergeben, selbst wenn sie schuldig war, aber Klarheit wollte er haben. Er sagte deßhalb noch einmal:

„Anna, wir sehen uns heute vielleicht zum letzten Male, lassen

Sie uns nicht so scheiden, lassen Sie es klar werden zwischen uns! Warum waren Sie in jener Nacht im Garten, Wen trafen Sie dort? Antworten Sie mir, — eine Ahnung sagt mir, daß ich aus diesem Feldzug nicht wiederkehre."

„Das Leben trennt mehr, als der Tod!" unterbrach ihn Anna mit schmerzlicher Bitterkeit.

Sie bereute das harte Wort, sobald sie es ausgesprochen hatte, aber die Erinnerung an jenen verhängnißvollen Abend, wo Froberg so rasch sie verdammt und um eine Andere geworben, an Alles, was sie damals gelitten, hatte es ihr auf die Lippen gelegt.

Froberg verstand sie, und fühlte sich tief verletzt von dem Vorwurf, der für ihn in ihren Worten lag.

„Sie haben Recht", sagte er kalt, „lassen wir die Vergangenheit ruhen! Leben Sie wohl, Anna!"

Ohne ihr die Hand zu reichen, ohne sie anzusehen, wandte er sich von ihr, und ging zur Thüre.

Sie war aufgestanden, und ihre ganze Seele lag in dem Blick, mit dem sie seiner hohen, stolzen Gestalt nachsah.

Da, auf der Schwelle, wandte er sich noch einmal um, näherte sich ihr rasch und drückte sie heftig und leidenschaftlich an seine Brust, einen heißen Kuß auf ihre Stirne pressend. Eben so schnell ließ er sie wieder aus seinen Armen, und ehe sie recht zur Besinnung kommen konnte über Das, was geschehen, hörte sie schon die Hufschläge der fortsprengenden Pferde.

(Fortsetzung folgt.)

Der todte Kaiser Max in Triest.

Die poetische Scenerie der Triester Leichenfeier gibt den Wiener Zeitungen Stoff zu einer Reihe hübsch geschriebener Feuilletons. In der Wiener „Presse" finden wir eine durch mehrere Nummern laufende ausführliche Schilderung dieser Feier, die wir in Folgendem im Auszug wiedergeben, weniger des Interesses an dem schon durch andere Ereignisse fast antiquirten Stoffes wegen, sondern um der schönen Darstellung willen.

Triest, 15. Januar.

Ruhig und stille ist die „Novara" mit der Leiche des todten Kaisers an Bord im Hafen eingelaufen. Es war finstere Nacht und man merkte es kaum, als sie kam.

Die Triester waren schon seit Mittag auf den Beinen und in allen Straßen, auf allen Plätzen, besonders am Hafen und am Molo, herrschte die lebhafteste Bewegung.

Die Leute warten indeß vergebens auf die Ankunft der „Novara". Die Sonne geht unter, die Nacht bricht herein, es wird finster und so verliert sich denn der größte Theil der Anwesenden.

Da plötzlich taucht weit unten von Muggia her ein kleines Licht auf dem Meere auf. Gleich darauf bemerkt man auf dem Leuchtthurm ein Zeichen, und von der Fregatte „Schwarzenberg", die schon mehrere Wochen hier vor Anker liegt, steigt eine Rakete auf. Kurz nachher erscheint ein neues Licht am fernen Horizonte, dann wieder eines und so mehrere hintereinander. Die Zeichen wiederholen sich und die Laternen kommen immer näher, bis sie sich endlich um den „Schwarzenberg" herum im Bogen gruppiren. Die gesammte österreichische Kriegsflotte ist in den Hafen eingelaufen. Auf der Rhede lagen schon vorher fünf Kriegsschiffe, und es ist wahrhaft merkwürdig, wie diese vielen großen Dampfer in der finsteren Nacht sich in der vorgeschriebenen Weise gruppirten, ohne daß man, mit Ausnahme der vorerwähnten Zeichen am nahen Molo, irgend ein Mittel der Verständigung bemerkt hätte. Für Jedermann, der einmal zu beobachten Gelegenheit hatte, welches Geräusch und welcher Aufwand von Commandorufen nöthig ist, wenn ein Bataillon Soldaten seine Front verändern soll, bleibt diese Erscheinung höchst räthselhaft und staunenswerth.

So waren die Kriegsdampfer aufgestellt und wir auf dem Molo wußten kaum, ob auch die „Novara" darunter sei oder nicht, bis einige Marineoffiziere vom Seebezirks-Commando daherkamen und uns eines der vorgelegten Schiffe als die „Novara" bezeichneten.

Die „Novara", die hier in der Rhede liegt, ist dieselbe Fregatte, welche der Erzherzog einst für eine im Dienste der Wissenschaft unternommene Fahrt um die Welt ausrüstete, dasselbe Fahrzeug, das am 14. April 1864 segelfertig vor Miramar lag, um Se. Majestät Kaiser Maximilian von Mexico, damals „Kaiser von vier Tagen", in sein neues Reich zu bringen. Wie ganz anders war es doch damals; die Scenerie schwebt mir noch jetzt lebhaft vor den Augen. Es war ein schöner Frühlingstag, die Sonne stand eben auf ihrem höchsten Punkte und die ganze Küste wimmelte von geputzten Menschen, die mit einem Gemisch von Neugier und Theilnahme der Dinge harrten, die da kommen sollten. Endlich um 2 Uhr Nachmittags lichtet die „Novara" die Anker. Der Kaiser und an seiner Seite die Kaiserin verlassen das Schloß und schreiten durch ein dichtes Menschenspalier dem kleinen Hafen zu. Die Leute rufen aus voller Kehle Vivat und Evviva und winken mit ihren Tüchern dem hohen Paar, das durch diese Grüße mehr gerührt als erfreut scheint.

Unter fortwährenden Lebehochrufen besteigen Max und Charlotte die Prachtbarke, welche sie an Bord der „Novara" bringt. Wie sie dastehen auf dem schwanken Boote, so fest und sicher, die beiden schlanken Gestalten! Das Auge ergötzt sich an dem schönen Anblick. Diese Beiden sind für einander geschaffen und nur zum Glücke geboren! muß sich Jeder sagen. Die Kanonen der vor Miramar liegenden „Bellona" salutiren, die Matrosen in den Raaen rufen Hurrah und Kaiser Max von Mexico steht an Bord der „Novara". Unverwandt richtet er seinen Blick nach Miramar und eine helle Thräne spiegelt sich in seinem blauen Auge. Ich werde diesen Blick nie vergessen!

Zehn Minuten später setzte sich die „Novara" mit dem ganzen Cortège in Bewegung, und längs des Hafens hinfahrend, verschwand sie bald den Augen der zahllos harrenden Bevölkerung.

Dieselbe Fregatte, die ihn damals entführte, bringt ihn heute zurück. Aber ach, welch ein Wiedersehen! Da werden keine Tücher geschwenkt, keine Evviva, keine Hurrah werden gerufen, in stiller Nacht, ernst und düster geschieht die Rückkehr, wo der Auszug so licht und freudenvoll geschienen.

Unter den Marine-Offizieren verbreitet sich's wie ein Lauffeuer: Die „Novara" ist angekommen, der Admiral ist da — und von Zeit zu Zeit stoßen Boote vom Molo ab, welche den Verkehr mit der „Novara" vermitteln.

Vice-Admiral Tegetthoff bleibt die Nacht über an Bord, er verläßt das Schiff nicht.

Auf der „Novara" ist es ruhig und düster. Nichts stört die allgemeine Stille, als höchstens, wenn von Zeit zu Zeit einmal Fremde herüberkommen und von allen Bekannten freudig und laut begrüßt werden.

Der Sarg selbst befindet sich in der Batterie, das ist jener Raum, der unmittelbar unter dem Verdeck liegt, und welcher den größten Theil der Geschütze enthält. Er ist dort im rückwärtigen Theil des Schiffes — „Achter" würde ein Seemann sagen — in jenem Raume untergebracht, wo sich gewöhnlich die Appartements für den Commandanten befinden. Vor der kleinen Thüre stehen zwei Mann Ehrenposten mit gezücktem Säbel als Wache.

Die Thüre öffnet sich — ein Schauer durchzuckt die Glieder der Eintretenden — vor mir steht der Sarg mit dem Leichnam des Kaisers Max.

Keiner der Eintretenden, wagt es, ein Wort zu sprechen; man betrachtet kaum die Seitenwände der kleinen Capelle, die ringsum schwarz drapirt ist und auf denen die mexicanischen Wappen angebracht sind; man hat kein Auge für all die anderen Embleme und Ausschmückungen, die gewiß geeignet sind, das Düstere und Feierliche der Stimmung nur noch zu erhöhen.

Der Sarg ist dem todten Kaiser von der Republik Mexico mitgegeben worden*); er ist ein wahres Prachtstück. Aus dem edelsten Rosenholze gefertigt, zeigt er auf seiner Außenseite die feinsten Schnitzereien; auch die Stützen sind reich und prächtig geschmückt. Er ruht auf einem einfachen Postament, auf dessen Vorderseite ein eben so einfaches weißes Kreuz steht. Zu beiden Seiten sind je drei Wachsfackeln und zwei stehen zu Häupten. Am Kopfende des Sarges liegt ein schwarzes Sammtkissen, auf dem die mexicanische Kaiserkrone und der österreichische Erzherzogshut zu sehen; auf einem zweiten Kissen am unteren Ende liegt das goldene Vließ und das Großkreuz des St. Stephans-Ordens. Drei große Kränze schmücken den Sarg; der eine kommt von der Marine zu Pola, der zweite von dem Gouverneur von Teneriffa und der dritte endlich von — der mexicanischen Garnison zu Queretaro. Den Feind hatten sie getödtet, dem edlen Menschen wollten sie die Ehrfurcht nicht versagen.

Im Laufe des Abends waren die Erzherzoge Leopold und Ernst eingetroffen, und um halb 10 Uhr kamen mit dem Wiener Schnellzug die Erzherzoge Karl Ludwig und Ludwig Victor.

Auf einem Boote, das im Hafen bereit stand, machten die Erzherzoge in Begleitung des Capitäns Radonnetz die Fahrt nach dem „Schwarzenberg".

Es dauerte lange, bis die Erzherzoge von der „Novara" zurückkamen . . .

Später stieß kein Boot mehr vom Hafen ab, am Molo und am Ufer erstarb alles Leben und das Pfeifen der Wachposten beim Ablösen war Alles, was von der „Novara" ans Land herüberdrang.

— 16. Januar.

Bei Anbruch des Tages begann die Begrüßung der „Novara", die gestern — da sie erst nach Sonnenuntergang eingelaufen — unterblieben war. Die Fregatte „Schwarzenberg" löst den ersten Schuß. Jeder Schuß schlägt gleichsam in das Meer ein und die Rauchwolken wälzen sich noch Strecken lang auf der Oberfläche des Wassers weiter. Es ist ein höchst malerischer Anblick. Dabei bricht sich jeder Knall an den Küstengebirgen und hallt von dort zehnfach wieder. Die Todtensalven der Kriegsschiffe werden von der Leuchtthurm-Batterie, von dem Castell und von allen Forts an der Küste erwidert. In diesem Momente fangen sämmtliche Glocken der Stadt zu läuten an, und alle Schiffe im Hafen ziehen ihre Flaggen und hissen sie zum Zeichen der Trauer halbtopp auf. So wird die „Novara" im heimischen Hafen begrüßt.

Die Kriegsschiffe sind, wie schon erwähnt, im Halbkreis aufgestellt und haben die „Novara" in ihrer Mitte, so daß diese dem Molo San Carlo gerade gegenüber liegt. Dicht an der „Novara" liegt das Trauerboot, oder, wie man es hier nennt, die „Galleggiante", welche den Sarg vom Bord der „Novara" bis zum Molo bringen soll. Diese „Galleggiante" überragt an düsterer Pracht Alles, was wir bisher Aehnliches gesehen. Im Ganzen gleicht es aus der Ferne einem großen Thronhimmel, der oben in eine riesige Krone zusammengefaßt ist.

Die „Novara" hat einen Trauerflor aufgezogen und die Flagge halbtopp gehißt, ebenso alle anderen Schiffe im Hafen. Wer das See und Schiffsleben nicht kennt, macht sich kaum einen Begriff davon, was das heißt, „halbtopp hissen", und welch ein Ausdruck der Trauer darin liegt. Sonst tragen die Schiffe Flaggen und Fahnen an der Spitze des Mastes. Wenn der Wind ein wenig weht, ist es ein heiterer Anblick, dem lustigen Spiele des Windes mit den Wimpeln zuzusehen. Wird die Flagge „halbtopp" gehißt, so wird sie beiläufig nur bis zur Hälfte der Masthöhe aufgezogen und hängt lässig am Maste herunter. Auf einen Seemann macht das den trübsten Eindruck. Wenn er auf offenem Meere ein Schiff mit der Flagge „halbtopp" erblickt, so ist das für ihn ein Zeichen, daß sich das Schiff in größter Gefahr befindet. Entweder es ist Meuterei an Bord ausgebrochen oder das Schiff ist in Brand gerathen, oder es ist ihm sonst irgend ein großes Unglück zugestoßen.

In den Straßen, im Hafen und am Molo geht es schon seit frühem Morgen äußerst lebhaft zu. Sämmtliche Häuser in der Nähe des Molo und in jenen Gassen, die der Zug passiren wird, sind schwarz und weiß drapirt.

Nach und nach versammeln sich alle zum Empfang geladenen Persönlichkeiten.

Als die Zeit der Ausschiffung nahe war, bot sich vom Molo aus dem Auge ein prachtvolles Panorama dar. Wenn man ungefähr am Ende des Molo stand, hatte man unmittelbar vor sich die ganze Kriegsmarine mit der „Novara" und der „Galleggiante" in der Mitte, zur linken Seite übersah man das ganze Ufer, das dicht mit Menschen besetzt war, bis in die Straßen hinein, mit den Tribünen und schwarzdecorirten Häusern, deren Dächer noch als Schaugerüste benützt wurden. Auf der rechten Seite des Molo endlich lagen zahlreiche Handelsschiffe, die auf dem Verdeck improvisirte Tribünen errichtet und zahlreiche Zuschauer aufgenommen hatten. Ja, selbst die Masten, die Raaen und Taue wimmelten von kühnen Neugierigen.

Jetzt schlägt es vom nahen Thurm halb zehn Uhr. Von der Stadt her kommt der riesige Todtenwagen mit sechs prächtigen Rappen und stellt sich unmittelbar vor dem Gerüste auf. Die Pferde haben schwarze Reiherbüsche auf der Stirne.

Bald kommt auch die Geistlichkeit mit dem Bischof an der Spitze und endlich die anwesenden Erzherzoge Leopold, Ernst, Ludwig Victor und Karl Ludwig; die Erzherzoge in Generals-Uniform.

Ringsum herrscht feierliche Stille; man hört nichts herüber, als das Gesumme der wogenden Menschenmenge. In diesem Augenblicke wird der Sarg mit dem Leichnam des Kaisers von Bord der „Novara" auf die „Galleggiante" gebracht und der Leichenzug auf dem Meere setzt sich in Bewegung. Es war dieß der feierlichste Moment der ganzen Ceremonie.

Voran fährt eine Dampfbarkasse, welche das Trauerboot schleppt, dann das Trauerboot selbst, auf dem nun schon der Sarg ruht.

In ruhig gemessenem Tempo kommt das Boot immer näher und man hört nun schon das Beten des Schiffscaplans, der am vorderen Ende des Fahrzeuges steht. Zu beiden Seiten des Sarges stehen See-Offiziere mit gezücktem Säbel als Ehrenwache. Am Vorderende trägt das Boot die umflorte, auf halbem Topp gehißte österreichische Flagge.

Der Galleggiante reihen sich im langen Bogen noch die Boote der Escadre, der Lloyd-Gesellschaft und der Handelsschiffe an und zu beiden Seiten des Zuges in respectvoller Entfernung davon fahren gleichfalls viele Boote, Dampfbarkassen und sonstige Fahrzeuge.

Noch herrscht die feierlichste Stille. In der tiefsten Ruhe legt die Galleggiante ihren Weg zurück; doch wie sie ungefähr auf Schußweite von der „Novara" entfernt ist, feuert diese den ersten

*) Der Kupfersarg, welcher von Wien nach Pola geschickt worden und der den Holzsarg hätte umhüllen sollen, erwies sich als viel zu kurz.

Salutschuß ab; die anderen Kriegsschiffe, Castell, Leuchtthurm und die Forts an der Küste antworten, und unter Kanonendonner und Glockengeläute wird der Sarg mit der Leiche des Kaisers ans Land gesetzt. In diesem Momente bricht die Sonne aus den Wolken hervor und erhellt mit ihren Strahlen die ganze düstere Scene, die sich nun auf dem Molo abspielt.

Sechsunddreißig Unteroffiziere vom Matrosencorps sind bei der Ausschiffung behülflich. Sie nehmen das Bahrtuch herunter und man sieht nun den Sarg ganz frei.

Nun wird der Sarg vom Bischof unter Assistenz sämmtlicher Priester der Diöcese eingesegnet und dann von den Matrosen auf den Todtenwagen gehoben.

Der Zug setzt sich genau nach dem vorgeschriebenen Programme in Bewegung.

Unmittelbar hinter dem Sarge gehen die Brüder des Todten, dann die übrigen Erzherzoge, Vice-Admiral Tegetthoff, alle Militär- und Civilbehörden, fremde Officiere, Deputationen des Consularcorps, Gemeinderath, Handelskammer, Verwaltungsrath des Lloyd und die auswärtigen Deputationen. Der Zug wird geschlossen durch eine Compagnie des Matrosencorps, die Divisions-Schule und zwei Bataillone Infanterie.

Vor der Bahnhalle angelangt, wurde der Leichnam vom Wagen gehoben und durch die schwarz drapirte Halle in ein Trauerzelt unmittelbar vor die Waggons gebracht. Hier fand die letzte Einsegnung statt und die Matrosen hoben dann den Sarg in den zur Abfahrt bereiten Waggon.

Die Erzherzoge verabschieden sich vom Vice-Admiral Tegetthoff und verlassen den Bahnhof; die übrige Begleitung aber setzt sich gleich in den Feierkleidern in die bereiten Waggons und — fort braust der Zug.

Der todte Kaiser macht die letzte, allerletzte Reise.

Mannichfaltigkeiten.

(Raffinirter Diebstahl.) Man schreibt der „Weser-Ztg." aus Köln vom 19. Jan.: „Soeben ist hier folgender raffinirte und freche Diebstahl ausgeführt. Als heute Vormittag der Eisenbahnzug von Verviers angekommen war, wurden wie üblich die für Köln bestimmten Briefe und Packete in den bekannten Postbeuteln einem Postconducteur übergeben, welcher dieselben auf einem Postwagen nach dem Postbureau in der Glockengasse zu geleiten hat. Als der Conducteur nach diesem Bureau unterwegs begriffen ist, kommt ein in Postuniform als Wagenmeister gekleideter Mann in heftigster Eile dem Wagen nachgelaufen und holt diesen beim Museum wieder ein, hält ihn dort an und ruft dem Conducteur zu, er habe doch den verkehrten, nach Deutz bestimmten Beutel mit Werthpapieren mitgenommen, hier sei der richtige, man möge ihm den verkehrten dafür aushändigen, es sei große Eile vorhanden, da der Zug nicht länger mehr warte. Der Conducteur, über diese angebliche Verwechselung bestürzt, händigt den verlangten Beutel aus und nimmt den angebotenen dafür in Empfang. Als er beim Postamte in der Glockengasse angekommen ist und der ihm übergebene Beutel geöffnet wird, finden sich in demselben Lumpen und einige Gewichtstücke vor. Jetzt erst sieht der Conducteur ein, daß er betrogen worden und erfährt nun aus den Postkarten zu seinem großen Schrecken, daß der abgegebene Postbeutel einen Inhalt von Sendungen im declarirten Werthe von über 10,000 Thlr. gehabt hat. Den frechen Betrüger zu entdecken ist die hiesige Polizei augenblicklich sehr thätig. Vorläufig ist auch der Postconducteur in Gewahrsam genommen."

Frankfurt, 22. Januar.

Die gestern Abend im Saalbau stattgehabte Generalversammlung der Theater-Actien-Gesellschaft war sehr zahlreich besucht. Den Vorsitz führte Herr R. Manskopf, das Protokoll Herr Dr. Fester. Nachdem der Vorsitzende die Versammlung eröffnet und begrüßt hatte, erstattete Herr Kohn-Speyer den Bericht des engeren Ausschusses. Derselbe widmete dem verstorbenen Herrn Dr. von Quaita, welcher 12 Jahre ununterbrochen an der Spitze des Instituts stand, einen tief gefühlten Nachruf und erhoben sich zum Zeichen ihrer Zustimmung sämmtliche Anwesende von ihren Sitzen. Hierauf wurde zu den verschiedenen Wahlen geschritten. In den engeren Ausschuß wurden die Herren Kohn-Speyer mit 74 Stimmen wieder und Herr L. Brentano mit 72 Stimmen neu gewählt. Außer den beiden Genannten zählt dieser Ausschuß noch Herrn Seufferheld zum Mitgliede, welcher verflossenes Jahr bereits auf drei Jahre gewählt worden war. Zu Suppleanten wurden erwählt die Herren L. Jäger, Dr. Fester und Buzzi; zu Revisoren die Herren Ch. Haud, H. Mumm und Ph. Schmidt-Polex. Durch Acclamation wurden die seitherigen Mitglieder des größeren Ausschusses wieder erwählt und treten an die Stelle des verstorbenen Herrn Grunelius Herr Georg Reuhl und an die Stelle des austretenden Herrn Dr. de Bary und des in den engeren Ausschuß eintretenden Herrn L. Brentano die Herren Schmidt-Polex und M. Metzler. Hierauf stellte Herr Kohn-Speyer folgenden von den Mitgliedern des engeren und größeren Ausschusses unterstützten Antrag: In Anbetracht, daß die bestehende Theater-Pensions-Anstalt die Mitglieder des Theaterchors ausschließt, während die Möglichkeit einer Pensionirung derselben sowohl im Interesse der Betheiligten, als des Theater-Instituts selbst liegt, wird beantragt, die Summe von 4000 fl. aus dem Reservefond zu entnehmen und als Gründungscapital für den Pensionsfond der Mitglieder des Theaterchors zu verwenden; eine Commission von drei Mitgliedern aus den Actionären der Theatergesellschaft zur Entwerfung von Statuten für diese Anstalt zu erwählen und dem Wittwen- und Waisenfond der Mitglieder des Orchesters die Summe von 1000 fl. aus dem Reservefond zu überweisen. Der Antrag wurde, nachdem er von Herrn Seufferheld motivirt worden war, einstimmig angenommen und damit die Versammlung geschlossen.

Der Pianist S. Herzog (Schüler der Herren Schlösser zu Darmstadt und Wallenstein dahier) wird Dienstag, den 28. Januar, ein Concert im kleinen Saale des Saalbaues geben, unter Mitwirkung von Fräulein Mathilde Kolb und Herrn Hofopernsänger Greger aus Darmstadt. Zum Vortrage bestimmt sind u. A. ein Trio von Schubert, Thalbergs Hugenotten-Phantasie, Arien von Händel für Alt, von Haydn für Baß.

Paris, 19. Januar. Die Versteigerung der Gallerie Khalil-Bey, welche gestern geschlossen wurde, trug im Ganzen circa 662,000 Francs ein. Man hatte die Sammlung höher, auf eine runde Million, angeschlagen.

Dawison. Die Zeitungen meldeten kürzlich, daß Dawison sich nach Berlin in die neue Heilanstalt des Prof. Griesinger begeben habe; dann, daß er daselbst bedenklich erkrankt darniederliege. Beide Nachrichten sind wieder völlig aus der Luft gegriffen. Die Dresdener „Constitutionelle Zeitung" vom 16. Januar schreibt: Wir freuen uns, versichern zu können, daß wir erst in diesen Tagen einen Brief Dawisons gelesen haben, worin er sich in humoristischer Weise über einen „Hexenschuß" beklagt, aber baldigen Besuch in Aussicht stellt.

Museums-Gesellschaft.

Freitag, den 24. Januar 1868, Abends 7 Uhr.

Sechster wissenschaftlicher Vortrag
im kleinen Saale des Saalbaues.

Herr Professor Mendelssohn-Bartholdy aus Heidelberg:
„Heute und sonst in Griechenland."

Einzelkarten für die Gallerie zu einem Gulden sind am Tage des Vortrages bei dem Hausmeister des Saalbaues zu haben.

Der Eingang zum Saal ist über die große Treppe, der Eingang zur Gallerie im nördlichen Bau.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 24. Freitag, den 24. Januar 1868.

Aus den Tagen des Rheinbundes.

Novelle von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Wochen und Monate waren vergangen, die französische Armee hatte die russische Gränze überschritten, die Spalten der Zeitungen waren gefüllt mit den Berichten über die Fortschritte der siegreichen großen Armee.

Der Sieg der Schlacht an der Moskowa war in O.... auf Befehl des Fürsten mit einem Tedeum gefeiert worden, und schon fing der ungewöhnlich frühe und strenge Winter an, hereinzubrechen. Der Brand Moskaus warf seinen unheimlichen Gluthschein bis nach Deutschland hin, und belebte die erwachenden Hoffnungen der Patrioten, aber noch führte der „Moniteur" seine stolze Sprache, noch immer erschienen die Siegesbulletins des Kaisers Napoleon. Da endlich erschien plötzlich das berühmte 29ste Bulletin. Zum ersten Mal gab Napoleon dem staunenden Europa wenigstens die halbe Wahrheit in diesem Bulletin. Was es aussprach, was man zwischen den Zeilen las, war von so ungeheurer überwältigender Wirkung auf die Zeitgenossen, wie wir, die Enkel jener, es uns gar nicht vorzustellen vermögen. Der fatalistische Glaube an die Unerschütterlichkeit von Napoleons Glück, der viel dazu beigetragen, daß Deutschlands Völker in dumpfer Ergebung seinem Joch sich gebeugt, war damit erschüttert. Wenn es auch Schnee und Eis, und nicht Soldaten gewesen, die den bis dahin für unüberwindlich gehaltenen Heros besiegt und zum Rückzug gezwungen hatten, so war er doch besiegt.

Und nun flogen wie Sturmvögel, die Unglückskunden durch das Land; man wußte nicht woher sie kamen, keine Zeitung brachte sie, aber sie waren da —, von Vielen geglaubt, von Vielen bezweifelt, aber in Deutschland doch von der großen Mehrzahl mit Jubel begrüßt.

Die Nachricht von der Convention von Tauroggen bestätigte endlich alle die umlaufenden dunkeln Gerüchte über die vollständige Niederlage Napoleons, und riß die Binde von Aller Augen. Wie Frühlingswehen und Frühlingsahnung zog es damals durch die Herzen aller deutschen Patrioten, und selbst das officielle Dementi, was der König von Preußen der kühnen That seines Generals gab, vermochte nicht die im ganzen Lande erwachten Hoffnungen zu dämpfen. Und dann kamen, als lebende, unwiderlegbare Zeugnisse des in seinem ganzen Umfange immer noch nicht bekannten Untergangs der „großen Armee", die elenden, zerlumpten, verhungerten französischen Soldaten zurück. Diese Jammergestalten, oft halb blödsinnig von den erlittenen Strapazen, den Entbehrungen und der entsetzlichen Kälte, von keinem Band der Disciplin mehr zusammengehalten, bettelnd das Land durchziehend, waren die Trümmer jener stolzen, glänzenden Armee, die ein halbes Jahr früher in übermüthiger Siegesgewißheit durch diese selben Gegenden gekommen.

Es war ein Gottesgericht, wie es furchtbarer und vernichtender nie den Hochmuth und die Frevel eines Eroberers getroffen hat, und bei dem Anblick solchen unsäglichen Jammers und Elends vergaßen unsere deutschen Landsleute ihren gerechten Haß und Zorn gegen die einst so übermüthigen Feinde, und gastlich nahm das von ihnen so vielfach mißhandelte und gedrückte Deutschland die Fliehenden bei sich auf; mit vollen Händen spendeten Alle ihre Gaben, um das furchtbare Elend zu lindern, und selten wurden die kranken Franzosen von einer Schwelle zurückgewiesen, obgleich man wußte, daß die schreckliche Geißel der geschlagenen Armeen, der Lazareth-Typhus, in ihren Reihen wüthete, und sie die Ansteckung schon in manches Haus getragen, das sich mitleidig ihnen geöffnet hatte.

Niemand konnte eine größere Scheu vor dieser Krankheit, eine stärkere Furcht vor der Ansteckung haben, als Herr von Waldheim. Sobald die ersten französischen Flüchtlinge nach O.... kamen, verließ er sein Haus nicht mehr, jeder Verkehr mit ihnen wurde den Hausgenossen auf das strengste untersagt, alle Zimmer durchräuchert, und keinem Unbekannten sollte die Thür geöffnet werden. Alle seine Sympathie für die Franzosen, seine Bewunderung für den Kaiser schien untergegangen in der Angst vor der schrecklichen Krankheit.

Anna trotzte aber seinem Verbot; ihr natürliches Mitleid mit den Unglücklichen wurde noch verstärkt durch den Gedanken, daß sie Waffengefährten Frobergs waren; ihr war, als ob sie etwas für ihn thue, wenn sie Jener sich annehme, als ob jede Hülfe, jede Wohlthat, die sie einem armen französischen Soldaten erwies, auf irgend eine Weise dem fernen Geliebten zu Gute kommen müsse.

So kam es, daß, zur Verzweiflung Herrn von Waldheims, der Platz vor seinem Hause nicht leer wurde von zerlumpten Jammergestalten, die in Fetzen von Uniformen und Kleidern aller Art gehüllt, die abgezehrten Hände verlangend nach Speise ausstreckten.

Frau von Waldheim war gerade verreist, und so konnte Anna ungehemmt Speisekammer und Weißzeugschrank plündern, und helfen und geben, wie es ihrem Herzen Bedürfniß war. Ohne Furcht ging sie zu den bettelnden Soldaten hinaus, sprach in der Sprache ihres Landes mit ihnen, und auf manch' bleiches müdes Gesicht rief ihr freundliches Trostwort ein Lächeln, das ihm lange fremd gewesen.

Oft erkundigte sie sich nach dem Obersten Froberg, aber es waren Soldaten von anderen Corps, und Niemand wußte ihr etwas von ihm zu sagen.

Sie hatte zuletzt im October Nachricht von ihm gehabt, wo seine Frau, die lange in Dresden geblieben, auf ihrer Rückreise nach Paris durch O.... gekommen, und ein paar Tage bei der Fürstin verweilt hatte. Valerie erzählte damals, daß er in der

Schlacht an der Moskowa sich ausgezeichnet und das Kreuz der Ehrenlegion erhalten, und unverwundet und gesund sei. Die Art, wie sie dies erzählte, ließ Anna vermuthen, daß nicht Froberg es ihr geschrieben, sondern sie die Nachricht auf anderem Wege erhalten hatte, und Anna hatte es einmal über sich gewonnen, sie zu fragen, ob Froberg oft an sie schriebe? Die ausweichende Antwort, die sie erhielt, und die rasche Weise, mit der Frau von Froberg auf ein anderes Thema überging, bestärkte sie in ihrer Vermuthung, daß dies nicht der Fall war. Trotzdem schien aber Valerie sehr heiter, sprach mit großem Interesse von den Festen, die während des kommenden Winters am Kaiserhofe stattfinden würden, und schien ein großes Vergnügen darin zu finden, den kleinen Hofkreis in O.... jeden Tag mit einer neuen, glänzenden Toilette zu überraschen. Sie neckte den Abbé, kokettirte mit dem Kammerherrn, und amusirte die Fürstin mit der Erzählung verschiedener pikanter Geschichtchen, die während der Anwesenheit des französischen Kaiserpaares in Dresden in den dortigen hohen und höchsten Kreisen geschehen waren. Nie sprach sie unaufgefordert von ihrem Gatten, und keine Sorge um ihn, dessen Leben täglich den Gefahren eines blutigen Krieges ausgesetzt war, trübte auch nur für einen Augenblick ihre heitere, fast ausgelassene Laune. — Anna beobachtete sie mit Staunen und Schmerz, und oft drängte sich unwillkürlich die Frage auf ihre Lippen: „Wie konnte er diese Frau mir vorziehen?"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Theaterbrief aus Athen. *)

Athen, Ende December.

Am 19. December ist hier, als letzte Feierlichkeit aus Anlaß der Ankunft der Königin und zugleich zum Besten der Auswanderer von Kreta, ein Schauspiel aufgeführt worden, wie wohl ein ähnliches an keinem andern Ort der Welt stattfinden kann, und welches daher verdient, auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden. In dem Theater des Herodes Attikus, das auf der südlichen Seite am Fuße der Felsen gelegen ist, deren Gipfel die Ruinen der Wunderbauten der Akropolis krönen, ist „Antigone" von Sophokles, die in denselben Räumen im Alterthum schon aufgeführt wurde, griechisch gespielt worden.

Das Theater Herodes', nach unseren Begriffen ein Amphitheater, wie das in Verona, nur ohne Vergleich kleiner, aber auch ohne Vergleich reicher, ist westlich von dem berühmten Theater des Bacchus gelegen, und man hofft, bei den neuen Nachgrabungen den Porticus aufzufinden, der diese beiden Amphitheater verbunden hat.

Erbaut wurde dieses Monument, denn so muß man es nennen, im Jahre 110 nach Christi Geburt von Herodes Attikus, einem reichen Athener, zu Ehren seiner Frau Regitta; solche Galanterien erwiesen zu jener Zeit die Ehemänner ihren Frauen. Es scheint aber, daß diese Galanterie doch nicht ganz uninteressirt war, denn es findet sich an einem der Eintrittsthore ein Gelaß, in dem eine jetzt kopflose Marmorstatue steht, in der man den galanten Gemahl vermuthet, und nach Emblemen, die am Fuße dieser Statue angebracht sind, glauben gelehrte Archäologen, daß da eine Casse „für den Tagesverkauf" gewesen sein muß. In der zweiten jetzt leeren Nische soll die Statue der schönen Regitta gestanden haben. Die Verse: „Platz ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar", müssen damals „noch" oder „auch" keine Wahrheit gewesen sein, wenn der verliebte Athener für seine Frau ein Gebäude aufführte, in dem 10,000 Personen Platz haben.

Dieses Theater ist durch Feuer vernichtet worden, dessen Spuren unvertilgbar zu sehen sind. Es war, wie noch vorhandene Ueberreste zeigen, ganz mit pleltischem Marmor verkleidet, und die Sitze sind theils in Felsen gehauen, theils von Marmor errichtet. So schön und reich sind sie freilich nicht, wie die im Theater des Bacchus, in dem 30,000 Personen Platz finden und wo man heute noch auf den Marmor-Fauteuils, deren ganze Reihen wohl erhalten sind, die Namen Derer eingemeißelt findet, denen sie gehörten: „der damaligen Abonnenten".

Es ist nicht zu leugnen, es kommen Einem sonderbare Gedanken, wenn man so liest: hier saß der Priester des olympischen Zeus (etwa ein Bischof jener Zeit), und das mag gewesen sein 250 Jahre vor Christi Geburt. Die Priester verschiedener, ja der meisten Gottheiten hatten da ihre Sitze und scheinen „Stammgäste" gewesen zu sein.

An der Außenseite der Hauptmauer des Theater Herodes, welche noch an einzelnen Stellen in der Höhe eines dritten Stockwerkes feststeht, sticht von dem dunklen Grunde des verwitterten Gebäudes eine schöne weiße Marmorplatte mit einem modernen Wappen ab. Es ist die Gedenktafel, die dem Baron Fabrier gewidmet ist, der als Philhellene mitten durch die türkische Armee den in der Akropolis belagerten und hart bedrängten Griechen Hülfe gebracht hat, indem er sich am 27. December 1826 mit 300 Freiwilligen zu ihnen durchschlug. Da die Besatzung hauptsächlich an Munition Mangel hatte, so brachte jeder dieser Freiwilligen auch noch ein Fäßchen Pulver mit. Fabrier gelangte in die Akropolis durch eines der Thore des Theaters Herodes. Er starb als General in Paris im Jahre 1855, und in der Marmortafel ehrt das dankbare Griechenland seine Heldenthat.

Dieses Theater Herodes also, das war die Scene, auf welcher das Schauspiel aufgeführt wurde. Das eigentliche Amphitheater, für den speciellen Fall wollen wir es Zuschauerraum nennen, war leider ganz in moderner Art hergerichtet. In zwanzig amphitheatralisch sich über einander erhebenden Reihen und in fünf Abtheilungen, welche den Zugang erleichterten, jede Abtheilung mit mindestens zwanzig Sitzen in der Reihe, waren die Plätze für das Publikum hergerichtet. In der mittleren Abtheilung, in der Höhe der zwölften Reihe, befand sich ein gedeckter Pavillon in griechischem Styl mit einer Loge für das königliche Paar, rechts und links von derselben je zwei Logen für den Hofstaat, die Minister und das diplomatische Corps. Ueber diesem Pavillon die griechische Fahne und eine allegorische, Griechenland darstellende Figur, dann in den Giebelfeldern die Namen aller griechischen Provinzen. Candien war nicht darunter, aber die Griechen fühlten fast die Verpflichtung, sich darüber vor den Fremden zu entschuldigen. Die königliche Loge war noch durch eine grüne Marquise verunstaltet, um das hohe Paar vor der Sonne zu schützen, die ihm gerade ins Gesicht schien, die übrigen hohen Herrschaften mußten sich schon diese Indiscretion der Sonne gefallen lassen. Ihren Zweck hat die Marquise allerdings erfüllt, aber auch die Königin vor den Augen des Publikums verdeckt, worüber die Griechen, die für ihre „orthodoxe Königin", la première de l'espèce, schwärmen, sehr ungehalten waren. Außerdem war der ganze freie Platz, von dessen Höhe das nichtzahlende Publikum bis auf die schlechten harten Sitze ganz denselben Anblick hatte, mit Fahnen verschiedener Herren Länder geschmückt, und über dem Bau, der die Bühne vorstellte, erhob sich die griechische Fahne mit den Fahnen der drei garantirenden Mächte.

So sehr man nun bemüht war, diesem ganzen hölzernen modernen Aufputz durch Form und durch Farbe den Anstrich des griechischen Alterthums zu geben, so ist das dennoch nicht gelungen, und bei dem besten Willen und der gehobenen Stimmung, in der man gekommen war, und obgleich man mit Einem Blick in die Höhe das Parthenon ringsum, das schön gezackte Gebirge und in

*) Aus der Wiener „Presse".

der Ferne das Meer umfassen konnte, empfing man doch den Eindruck einer gewöhnlichen Tagesvorstellung in einem wohl organisirten Circus.

In dem bedeutenden Raum zwischen der mit einem rothen Vorhang gedeckten Bühne und den Zuschauern befand sich in der Mitte ein gleichsam marmorner, mit Epheu umrankter Opferaltar mit einer Urne, und in diesem Raum stand die Musik und ein schwarzbefrackter Männerchor, den mit einer Goldmedaille gezierten Capellmeister an der Spitze.

(Schluß folgt.)

Ein Bruder der vergifteten Gräfin Chorinsky.

(Aus dem Tagebuch eines Provinz-Schauspielers.)

Die Wintersaison 1865—1866 war ich in Klagenfurt an der dortigen kleinen, sich jedoch pompös „landständisches Theater" nennenden Bühne engagirt. Der Director hatte mit seinen Engagements, d. h. Seeleneinkäufen Glück gehabt und die Agenten waren dießmal ausnahmsweise ziemlich gewissenhaft zu Werke gegangen. Publikum und Direction waren mit der zusammengewürfelten Gesellschaft zufrieden. In dem „jugendlichen Liebhaber und Heldendarsteller", einem bildschönen, blonden und hochaufgeschossenen jungen Manne, erkannte ich zu meinem großen Erstaunen einen Schauspieler, den ich vor wenigen Jahren als Gast am Hoftheater zu Hannover, freilich mit zweifelhaftem Erfolge, hatte spielen sehen. Aber mit dem jungen Manne war eine enorme Veränderung vor sich gegangen. Früher mit raffinirtem Luxus gekleidet, ging er jetzt höchst ärmlich einher, fast nur nothdürftig seine Blößen bedeckend, und seine alte Fröhlichkeit hatte einem scheuen und mißmuthigen Wesen Platz gemacht. Wie war das Alles so rasch gekommen? Die nächsten Tage sollten mich hierüber schon aufklären.

Es war eine Probe von Laube's „Essex" angesetzt und wir bemerkten eine so große Unsicherheit im Anfassen, Umarmen &c., daß dieselbe nur in einer enormen, an Blindheit gränzenden Kurzsichtigkeit ihren Grund haben konnte. Und dem war auch leider wirklich so. Am folgenden Abende wurde „Essex" gegeben und ein Murmeln des Beifalles begleitete das erste Auftreten des jungen Mimen; doch kaum hatte er der holden Rutland den obligaten Kuß auf den Chignon, statt auf die Wangen applicirt, als die Leute zu lachen anfingen und nun, je tragischer die Situation wurde, eine um so fröhlichere Heiterkeit das ganze Haus schüttelte. Unter verschiedenfachen Versehen, der Mitnahme einiger Coulissen, dem Umwerfen mehrerer Stühle wurde das Stück zu Ende gelacht und unser armer Freund am folgenden Tage auf das Schonungsloseste von der „Kritik" zerrissen. So kamen „Die Räuber", „Bürgerlich und romantisch", „Egmont" &c. an die Reihe und in jedem Stück ereignete sich ein unglückliches Versehen, das den ernstesten Zuschauer zum Lachen reizen mußte. Der arme kurzsichtige Urheber all' des Unglücks schien das gar nicht zu merken, ging ruhig und in sich gekehrt seinen Weg ganz allein, ohne an unseren geselligen Zusammenkünften Theil zu nehmen, auch kümmerte sich Niemand um ihn, da er als Norddeutscher unter lauter österreichischen Schauspielern nicht gerne gesehen war.

Da wurde „Philippine Welser" gegeben. Schon im ersten Acte konnte der Unglückliche als Erzherzog Ferdinand die Rose in dem Gesträuche nicht finden, die er Philippinen zu geben hat, und als er sie nach peinlich langem Herumtappen in der Hand hatte, überreichte er sie der Begleiterin statt Philippinen. Der Anfang der Lustigkeit war schon gemacht, und als im dritten Acte Ferdinand seinen Vater anfleht, ihm die Welserin zum Weibe zu geben, umfaßt der Aermste, statt der Kniee seines Vaters, die Beine des Sessels, auf welchem dieser saß. Im Abgehen warf er noch ein paar Stühle um und verirrte sich, statt zur Thür zu einem Fenster, durch das er seinen Abgang nehmen wollte. Jetzt war aber die Geduld des Publikums erschöpft, in das nicht mehr zu haltende Lachen mischte sich Zischen und Pfeifen. Still und ruhig wie immer kleidete er sich nach dieser schlimmen Affaire aus und an, sprach mit Niemandem ein Wort und ging seines Weges. Ich wohnte im selben Hause mit ihm, und als ich gegen 11 Uhr Abends nach Hause kam, sah ich noch Licht an seinem Fenster und dachte so bei mir, wie wird's denn Dem zu Muthe sein? Trost ihm einsprechen konnte ich nicht, denn jede Annäherung hatte er fest zurückgewiesen. Ich legte mich ruhig zu Bette, da wurde ich plötzlich aus dem ersten Schlafe durch einen in der Nähe fallenden Schuß aufgeschreckt, springe auf und meinem ersten Gedanken nach eilte ich in das Zimmer des kurzsichtigen Mimen. Da liegt der Unglückliche, die Brust von dem tödtlichen Blei getroffen, in seinem Blute, die Pistole neben ihm. Rasch hatte sich der Todesengel herabgesenkt und das junge Leben war entflohen.

Drei Tage später begruben wir ihn unter sichtlicher Theilnahme der Bevölkerung, und die ächt christlichen Worte des begleitenden protestantischen Pfarrers haben manchem Auge Thränen der Rührung und des Mitleids entlockt.

Seine Hinterlassenschaft bestand aus wenigen Kleidungsstücken ohne jeglichen Werth, und da keine Verwandten sich meldeten, so erfüllten wir die letzte collegiale Pflicht und sorgten für ein würdiges Begräbniß. Später schrieb eine Schwester aus Wien, dankte für die Theilnahme und erbat sich, allenfallsige Schulden zu decken. Dieser Brief war unterschrieben — Mathilde Ruess, die nachherige Gräfin Chorinsky, welche ebenfalls eines gewaltsamen Todes gestorben, nur daß sie von der Hand eines Anderen den Giftbecher erhielt, während ihr armer Bruder selbst seinem Leben ein Ende gemacht hat. („Osten.")

Mannichfaltigkeiten.

(In dem Prozesse gegen die elf Journale in Paris) erregte Jules Duval's kurzes Plaidoyer für die „Debats" ungemeines Aufsehen. „Meine Herren", sagte der Advocat, „ich bin sehr betrübt, vor Ihnen als Vertheidiger des Journal des Debats auftreten zu müssen, das sich ja stets durch seine maßvolle Sprache und gerechte Würdigung aller Verhältnisse so sehr ausgezeichnet hat. Dieses Blatt erschien überhaupt nur zwei Mal vor Gericht. Heute ist das zweite Mal. Das erste Mal ereignete sich im Jahre 1829 wegen eines Artikels, dessen Schlußworte lauteten: „Unglücklicher König! Unglückliches Land!"" Duval setzte sich und Jedermann blieb unter dem gewaltigen Eindrucke dieses kurzen Citats.

(Wiener Calembours.) „Dr. Berger ist Minister ohne Portefeuille, Dr. Brestl Minister — ohne Portemonnaie." „Mit diesem Witz" — so schreibt man der Augsb. „Allg. Ztg." aus Wien — „begrüßte Wien das neue Ministerium. Eigentlich hat der Scherz eine falsche Pointe. Dr. Brestl besitzt allerdings ein Portemonnaie, aber es ist leer. Ob ihm gelingen wird, es zu füllen, ferner, ob sich Reichs- und Landesfinanzminister miteinander vertragen werden, das sind die beiden Fragen, von deren Lösung unsere wirthschaftliche Zukunft abhängt. Vorläufig erklärt man das Verhältniß zwischen Brestl und Frhrn. v. Becke hier so: der Landesfinanzminister schafft das Geld herbei, der Reichsfinanzminister gibt es aus."

(Nachrichten vom letzten Franklin-Sucher.) Die Newyorker Zeitungen veröffentlichen Berichte über das Vordringen des Capitäns Hall in den Nordpolgegenden, die sich in Folgendem

zusammenfassen lassen: Da Capitän Hall nicht im Stande war, sich einen Zug Hunde zu verschaffen, so machte er eine Schlittenreise, die ihn endlich mit einer Abtheilung feindlicher Eskimos in Berührung brachte, von welchen er indeß folgende Nachricht erhielt. Ungefähr um die Zeit des Verlassens der Franklin'schen Schiffe sahen diese Eingebornen, ihren Angaben zufolge, eine Anzahl weißer Männer einen todten Körper an die Küste tragen und eine Art Gewölbe bauen, in das sie den Leichnam niederlegten und dasselbe dann mit schweren Steinplatten bedecken. Diesen Leichnam hält Capitän Hall für den Sir John Franklins; es ist jedoch seine Absicht, die beschriebene Oertlichkeit zu besuchen und sich wo möglich Gewißheit darüber zu verschaffen. Da die Gegend von feindlichen Eingeborenen bewohnt wird, so hat sich Capitän Hall die Dienste von fünf weißen Männern gesichert, die er von einem Wallfischfänger erhielt. Er gedenkt seine Reise am Ende dieses Herbstes anzutreten und wenn er Erfolg hat, so können wir aller Wahrscheinlichkeit nach im nächsten Sommer bestimmte Nachricht erhalten über den Begräbnißplatz Sir John Franklins. Capitän Hall hat von den Eskimos viele werthvolle Gegenstände bekommen, welche früher Eigenthum der Offiziere der Franklin'schen Expedition gewesen.

(Großartige Verhältnisse.) Einige jüngst veröffentlichte statistische Notizen lassen uns einen Einblick in Newyorker Vermögensverhältnisse thun. Während der letzten drei Jahre wurden von dem ersten dortigen Geschäftshause, A. T. Stewart u. Co., Verkäufe abgeschlossen im Betrage von nicht weniger als 203,000,000 Doll. Das zweite Haus, H. B. Claffin u. Co., verkaufte während derselben Periode für 196,000,000 Doll. Waaren. Die in Newyork erhobenen Muncipal-Steuern belaufen sich für 1867 auf 21,889.656 Doll., dem vergangenen Jahre gegenüber ein Zuwachs von ungefähr 5 Millionen. Diese vertheilen sich auf 150,000 Immobilarbesitzer, deren gesammtes (liegendes) Eigenthum auf 600,000.000 Doll. geschätzt ist. Die Municipal-Steuerrate beträgt 2 Doll. 67 Cent. auf jede 200 Doll. des taxirten Grundeigenthums. Der Hauptsteuerzahler, William Astor, zahlt 400,000 Doll. allein für Municipalzwecke, ohne die ungeheuren Summen, die von ihm für den Staat und die National-Regierung erhoben werden. Der Gesammtwerth seines Vermögens ist nahezu 16,000.000 Doll., davon sind 2 Millionen bewegliches Vermögen. Alexander T. Stewart: 250.000 Doll. Steuer, 2,000.000 Doll. bewegliches Vermögen. Cornelius Vanderbilt 1,200,000 Doll. bewegliches Vermögen und 200,000 Doll. Steuer. — Solche Vermögensverhältnisse finden sich in verhältnißmäßig nicht geringer Anzahl.

Frankfurt, 23. Januar.

Die Administration des Städel'schen Kunstinstituts, welches im März 1867 50 Jahre bestand, veröffentlicht ihren sechsten Bericht. Derselbe umfaßt einen Zeitraum von vier Jahren und zerfällt in vier Abschnitte. Der erste, welcher der Administration gewidmet ist, theilt mit, daß an Stelle des aus der Verwaltung ausgetretenen Herrn H. Mumm Herr M. Gontard getreten ist. — Das zweite Capitel trägt die Ueberschrift Lehranstalten. Aus demselben ergibt sich, daß an Stelle des Herrn Professor Zwerger Herr J. G. Kaupert von Kassel als Lehrer der Bildhauerkunst berufen wurden. Von 1864 bis Ende 1867 wurde der Unterricht im freien Handzeichnen von 583, das architektonische und Ornament-Zeichnen von 608 und der Unterricht im Modelliren von 205 Schülern besucht. Die Kunstschule frequentirten 225 Zöglinge, am Zeichnen nach dem Akte nahmen 100 Eleven Theil. — Die dritte Abtheilung behandelt die Sammlungen. Die Bibliothek zählt 3199 Werke; die Kupferstichsammlung besteht aus 42,024 Blatt. Der Sammlung von Frankfurtensien wurden 172 Blatt verehrt. Die Gemäldesammlung wurde um 67 Nummern bereichert. 162 Gemälde und Cartons sind in Ermangelung von Ausstellungs-Räumlichkeiten der allgemeinen Beschauung entzogen. Die Sammlungen der Handzeichnungen zählt 5736 Blatt. Die Sammlung der plastischen Werke besteht jetzt aus 198 Nummern, die indessen nur theilweise in den Gallerieräumen aufgestellt werden konnten. An Münzen, Medaillen und Abgüssen von Gemmen besitzt das Institut 533 Stück, ohne die Sammlung von Tomaso Cedes von 8109 Stück.. Die Siegelsammlung wurde durch Ankauf von 81 zum Theil Original-Siegeln, darunter 69 Siegel deutscher Kaiser, vermehrt und besteht jetzt aus 719 Stück. — Das letzte Capitel ist dem Institutsgebäude selbst gewidmet. Aus demselben ergibt sich, daß der Plan eines Instituts-Neubaues nicht aufgegeben, sondern nur der Zeitverhältnisse halber verschoben ist. Die Administration des Städel'schen Kunstinstituts besteht jetzt aus den Herren H. A. Cornill-d'Orville, Dr. med. G. A. Spieß, Dr. Schlemmer, Dr. Jeanrenaud und M. Gontard.

Mit dem Thema seines gestrigen, des zweiten, Vortrags: Herder und das Volkslied gab Dr. M. Bernays ein mit gediegener Feinheit durchgearbeitetes Seitenstück zu dem einleitenden Literaturbild über Klopstock und dessen Oden. Wir resumiren in Folgendem den Inhalt. In die Bewegung der Zeit, welche Klopstock begonnen hatte, Lessing's kritische Geistesschärfe, Winckelmann's classische Kunstanschauung, Beider Forschen nach dem letzten Grund der Wahrheit und Schönheit weiterleiteten, brachte Herder zu seinem Theil ein neues, belebendes Element, indem er gegenüber der bis dahin nach hergebrachten Regeln künstelnden Poesie zu dem durch sie verbannten, fast verklungenen Volkslied und damit zu dem Herzen des Volkes selbst zurückführte. Zunächst hatte Hamann, der Magus des Nordens, auf das Kindesalter der Menschheit, auf den ganzen Menschen und auf den nur aus der Totalität seiner seelischen Kräfte quellenden Born reiner Dichtung verwiesen, — Herder aber (dessen Wesen im Vergleich zu Lessing Bernay sehr glücklich dahin charakterisirte, daß er gehört, wo Jener gesehen) war der Ruhm vorbehalten, in seiner vorahnenden und zugleich universellen Begabung ungeahnte Schätze zu erschließen, durch Anbahnung, unermüdliche Anregung den Gesichtskreis unendlich zu erweitern. Die — freilich von Macpherson gefälschten — Klänge von Ossian's Harfe, Th. Percy's Sammlung altschottischer Balladen, Homer, Shakespeare, dessen Größe Lessing zuerst erkannte und zeigte, gaben ihm Veranlassung zu den „Stimmen der Völker in Liedern", welche er, wesentlich von Goethe unterstützt, 1767—70 zusammenstellte, aber erst 1778 veröffentlichte, als Nicolai mit seinem „kleynen, feynen Almanach von Volksliedern" gegen die neue Richtung höhnend aufgetreten war. Damit betrat er, wenn auch eine spätere Zeit manche seiner Anschauungen als irrig erkennen konnte, seinem Volk voran, zuerst den Weg, den Geist und die Empfindungsweise anderer Völker nicht nur zu verstehen und sich anzueignen, sondern auch — die wahre Humanität — fremde Völker in ihrer Eigenart zu achten und zu lieben. Herder ebnete die Bahn für Goethe und sein unsterbliches Lied. ⊙

J. Rosenhain, der renommirte Clavierspieler und Componist, ist seit einiger Zeit in Frankfurt. Vor wenigen Tagen, vor seiner Rückreise nach Paris, hat er in einer Matinée, wo alle hiesigen Kunst-Notabilitäten versammelt waren, mehrere seiner neueren Compositionen gespielt. Eine Sonate für Piano und Violoncello (op. 53), von dem Componisten und Herrn Lübeck vortrefflich ausgeführt, ein groß angelegtes Werk, dramatisch und voll Leidenschaft; Meditation für Piano (op. 77), ein poetisches Stück, mit einem so fein nuancirten Ausdruck vorgetragen, wie man ihn nur bei Meistern findet; Charakterstücke für Clavier (op. 68); Melodien für Piano und Cello und Piano allein — alle diese Compositionen fanden den lebhaftesten Beifall und erfreuten uns durch ihren Reichthum an Melodie und durch die Abwechslung und Noblesse des Styls. Herr Rosenhain bewies uns aufs Neue, daß er sowohl ein großer Clavierspieler, als auch ein vorzüglicher Componist ist.

Literatur-Notizen.

„Gaea, Natur und Leben" III. 10. (9. ist uns noch nicht zugekommen.) Eine umsichtige Kritik der voraussichtlichen Ergebnisse der projectirten Nordpolfahrt, die sich auf derartige Reisen überhaupt erstreckt, verdient Aufmerksamkeit und unparteiische Prüfung. H. J. Klein schließt seine Vorträge über das Planetensystem. H. Klencke seinen Aufsatz über das Gift in der Pflanzenwelt, dessen Kenntniß durch alle Lehrer und Erzieher verbreitet werden sollte. Der astronomische Kalender gilt dem kommenden Februar unseres Schaltjahres, die kleineren Aufsätze mancherlei Gegenständen der Naturwissenschaften und der Statistik. Mit diesem Hefte schließt der dritte Band; wir freuen uns, einstweilen die Fortsetzung des gemeinnützigen Werkes ankündigen zu können.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 25. Samstag, den 25. Januar 1868.

Aus den Tagen des Rheinbundes.

Novelle von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Für Anna verging kein Tag, wo sie nicht Frobergs gedachte, um seinetwillen erfüllten sie die Gerüchte über den Untergang der französischen Armee, als sie zuerst zu ihr drangen, mit Angst und Sorge, und selbst in den Jubel, mit dem ihr Herz das Erwachen und das Aufstehen des Vaterlands begrüßte, mischte sich die Bangigkeit um ihn. Sie sagte sich zwar, daß er ihr, als der Gatte einer Anderen, ferner stehe, als wenn sie ihn als todt betrauern mußte, aber der Anblick des Elends seiner Waffengenossen, die Erzählungen von dem grauenvollen Ende, das so viele von ihnen auf Rußlands Schneefeldern gefunden, schnürte ihr die Brust in namenloser Angst zusammen. Sein Tod schien ihr weniger schwer zu ertragen, wenn sie nur gewußt hätte, wie er gestorben war. Bis in ihre Träume verfolgte sie der Gedanke daran, immer sah sie ihn verwundet, hülflos sterbend auf jenen schneebedeckten, blutigen Schlachtfeldern, die das Grab so Vieler geworden, und an manchem Morgen war ihr Kissen naß von den Thränen, die sie im Traume geweint.

Unterdessen gingen die Weltereignisse ihren ehernen Gang weiter. An der Katzbach und bei Großbeeren lernte Napoleon die preußische Landwehr, die er in seinem „Moniteur" so sehr verhöhnt, kennen und fürchten, und der Tag von Leipzig gab seiner Herrschaft in Deutschland endlich den Todesstoß.

Am Hofe zu O.... und im Waldheim'schen Hause herrschte große Niedergeschlagenheit; der Fürst, in unheilvoller Verblendung noch immer an den Stern Napoleons glaubend, war nach Paris gereist, um den nun nach dem Rheine ziehenden Heeren der Alliirten aus dem Wege zu gehen, die Fürstin sollte in ihrer Residenz bleiben, damit sie im schlimmsten Fall die Vermittlung zwischen ihrem Gatten und den verbündeten Monarchen einleiten könnte, wozu Midal, der klarer und weiter sah, als die Anderen, gerathen hatte.

Die ersten preußischen Truppen rückten in O.... ein, und wurden von den Bürgern, trotz ihren früher zu Schau getragenen französischen Sympathien, als die Befreier festlich empfangen. Die Väter der Stadt beschlossen sogar, vielleicht in dem Gefühl, früher ein Bischen viel Enthusiasmus für den Kaiser und „la grande nation" zur Schau getragen zu haben, ein solennes Bankett den Offizieren des in der Stadt einquartirten Regiments zu geben.

Die Fürstin, obgleich dazu geladen, lehnte natürlich ab, aber sie wünschte, daß Waldheim und Midal dem Fest beiwohnen sollten, weil man in dem Nichterscheinen aller dem Hofe nahestehenden Persönlichkeiten eine absichtliche Demonstration gegen die Alliirten erblicken könnte, die jetzt nicht zeitgemäß erschien.

Frau von Waldheim erklärte, dem Fest nicht beiwohnen zu wollen, sie bewunderte Napoleon, sie schwärmte für die Liebenswürdigkeit der Franzosen, und der ganze nationale Aufschwung Deutschlands war ihr tief verhaßt. Auch Anna wäre am liebsten, freilich aus ganz anderen Gründen, zu Hause geblieben, aber am Morgen, von einem kurzen Ausgang zurückgekehrt, kam ihr der Hofmarschall in großer Aufregung entgegen, um ihr zu erzählen, daß der Oberst des preußischen Regiments bei ihm gewesen, sich sehr lebhaft nach seiner Tochter erkundigt, und die Hoffnung ausgesprochen habe, die Bekanntschaft derselben bei dem am Abend stattfinden Bankett zu machen.

„Du mußt einsehen, liebe Anna", sagte der ängstliche Mann, „daß unter den jetzigen Verhältnissen solch' ein Wunsch ein Befehl ist. Meine Stellung zu dem Fürsten, der jetzt noch in Paris ist, könnte mich bei den Siegern compromittiren, es ist eine gefährliche Zeit, wir müssen klug sein und uns nach jeder Seite hin Freunde zu machen suchen."

„Meine Freunde", sagte Anna lächelnd, „sind alle auf der deutschen Seite, und mein Herz auch. Wenn ich heute Abend nicht zu dem Bankett gehen wollte, so lag der Grund darin, daß ich die Zeit zu ernst für Lustbarkeiten und Feste halte, aber wenn Du es wünschest, will ich Dich begleiten, obgleich ich nicht denken kann, daß der preußische Oberst einen Werth darauf legen sollte, — sein Name ist mir völlig fremd."

Herr von Waldheim war erfreut, bei Anna auf keinen Widerspruch zu stoßen, — und Beide fuhren am Abend zu dem Feste.

Als sie in den Saal traten, erkannte Anna sogleich in einem der fremden Offiziere den jungen Mann, dem sie an jenem verhängnißvollen Ballabend die Papiere übergeben hatte.

Er näherte sich ihr sofort, und sprach mit warmen, herzlichen Worten davon, wie schwer es ihm damals geworden, sie so verlassen zu müssen, und nicht zu ihrer Vertheidigung und Rechtfertigung an ihrer Seite bleiben zu können.

„Ich habe es auf das Tiefste beklagt", fuhr er fort, „daß Ihre hochherzige Aufopferung für unsere Sache so schwere Folgen für sie hatte. Wir haben Alles erfahren, was sie an Mißdeutung und Verleumdung zu ertragen gehabt, und es war ein großer Schmerz für uns, daß wir nichts für Sie thun, daß Keiner von uns Ihnen nahen konnte."

Anna hatte kaum Zeit, ihm ein paar freundliche Worte zu erwidern, da die übrigen Offiziere von allen Seiten zu ihr traten, und um die Ehre baten, ihr vorgestellt zu werden. Sie schienen Alle von Dem unterrichtet, was sie damals gethan, und Jeder sprach auf seine Weise lobend und anerkennend von dem Opfer, welches sie der Sache des Vaterlandes gebracht hatte.

Der Flecken, der seit jenem Abend auf ihrem Rufe gehaftet, und das seitdem so veränderte Benehmen der Gesellschaft gegen sie, hatte schwer auf ihr gelastet, und die Hochachtung, die ehrerbietige

Huldigung, die ihr jetzt von allen Seiten zu Theil wurde, erfüllte sie mit einem Gefühl von Freude, das ihrem Herzen seit langem fremd geworden.

Jetzt trat auch der Oberst des Regiments zu ihr: ein schöner Greis mit weißem Haar und Bart, dessen milde, kluge Augen mit unverkennbarem Wohlgefallen auf ihr ruhten. Freundlich reichte er ihr seine Hand, indem er sagte:

„Ich weiß Alles, mein liebes Kind, ich weiß, wie viel Sie in schwerer Zeit, als die Hand der fremden Eroberer eisern auf uns lastete, für die Sache des Vaterlandes geopfert haben, mit einer Selbstverleugnung, einem Muth, der einem Manne Ehre gemacht haben würde, und der bei einem jungen Mädchen wahrhaft bewunderungswürdig ist. Aber bei Gott, Sie sollen Genugthuung haben für Alles, was die kleinen Seelen in dieser Stadt Ihnen an Leid und Kränkung zugefügt haben!"

Das Zeichen zum Anfang des Soupers war gegeben, und einer der Festordner näherte sich dem Obersten, um ihn zu bitten, eine der anwesenden Damen zu Tische zu führen, und zum Entsetzen der Frau Bürgermeisterin, die fest auf diese Ehre gerechnet, zum Erstaunen aller Uebrigen, reichte er der erröthenden Anna seinen Arm, und führte sie auf den Ehrenplatz in der Mitte der Tafel.

Sobald der erste Gang des Banketts vorüber war, füllte der Oberst sein Glas, und aufstehend, sagte er:

„Meine Herrschaften, ich ersuche Sie, mit mir auf das Wohl einer jungen Patriotin, einer ächt deutschen Jungfrau in unserer Mitte, auf das Wohl von Fräulein Anna von Waldheim zu trinken."

In schlichten, einfachen Worten erzählte er dann den ganzen Zusammenhang und Hergang jenes Vorfalles im Waldheim'schen Garten, hob hervor, wie Anna das höchste Gut eines Mädchens, ihren Ruf, muthig und selbstvergessend eingesetzt für die Zwecke eines Geheimbundes, von dem sie nichts wußte, als daß er die Befreiung Deutschlands erstrebte, und schloß mit den direct an Anna gerichteten Worten:

„Ich habe drei tapfere, brave Söhne, die alle die Waffen für ihren König und das Vaterland tragen, und sie sind der Stolz und die Freude meines Alters; aber noch stolzer würde ich sein, hätte mir der Himmel auch eine Tochter geschenkt, wie Sie sind."

Alle waren aufgestanden und drängten sich, um mit dem Obersten und Anna anzustoßen, deren bescheidenem Sinn es fast peinlich war, sich so zu dem Mittelpunkt des Festes gemacht zu sehen.

Auf dem Gesichte des Hofmarschalls kämpfte die Freude über die Rechtfertigung und den Triumph der Tochter mit der Angst, was das fürstliche Paar wohl dazu sagen würde, und er wagte weder laut in das allgemeine Lob, das man ihr spendete, einzustimmen, und die Glückwünsche, die man ihm darbrachte, anzunehmen, noch aus Furcht vor den preußischen Siegern eine Mißbilligung ihrer patriotischen Handlung auszusprechen.

Da wurde die Thüre des Saales hastig aufgerissen und spornklingend, die Spuren eines eiligen Rittes an seiner Uniform tragend, trat ein Ordonnanz-Offizier ein, der dem Obersten eine Depesche übergab.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Theaterbrief aus Athen.

(Schluß.)

Schlag halb 1 Uhr erschien das königliche Paar und wurde von dem nicht besonders zahlreichen Publikum — es war übrigens auch die Temperatur nach zweitägigem Sturm und Regen sehr frisch — ausnahmsweise ziemlich kalt ohne Vivatrufe empfangen, die erst beim Weggehen laut ausbrachen. Die Griechen, besorgt, daß man ja daraus keinen Schluß ziehe auf ihre Gefühle für das Königspaar, entschuldigen die Abwesenheit, „durch welche so Viele glänzten", mit dem Umstand, daß diese Vorstellung, so oft schon angesagt, immer wieder bald wegen des Wetters, bald wegen Verhinderung des Hofes abgesagt werden mußte und jetzt unerwartet an einem Werktage stattfand; sie behaupten aber, daß alle Plätze verkauft waren.

Kaum war das Königspaar erschienen, begann eine Cantate, die ein großer Theil des Publikums stehend anhörte, die Offiziere sogar mit abgezogenen Kappen.

Endlich war die Cantate zu Ende mit ihren vielen Strophen und vielen Ritornellen, die Sänger und Musiker verschwanden und die Vorstellung begann . . noch immer nicht. Die Herren mußten, wie es sich zeigte, Toilette wechseln, denn nach langem Warten erschienen sie endlich, leider nicht als „stummer" Chor der griechischen Tragödie und erfüllten nicht gerade ihren Beruf, aber wenigstens ihre augenblickliche Pflicht, indem sie, um den Opferaltar versammelt, auch manchmal um denselben Umgang haltend, im Laufe der Vorstellung beim Klange einer nicht sichtbaren Physharmonika der Mendelsohn'schen Composition zu dieser Tragödie einen leider oft falschen Ausdruck gaben.

Bis die Vorstellung begann, hatte man Muße, das Publikum zu mustern. Es war nicht zahlreich, aber gewählt. Insbesondere konnte man die vielen Engländer nicht unbeachtet lassen; da waren offenbar Correspondenten von Journalen mit einem großen Notizbuch in der Hand, in das sie jeden Augenblick etwas hineinschrieben, passionirte Hellenisten, die mit einem ganzen Arsenal von Büchern erschienen waren. Da sah man einen Sophokles in der Originalsprache in alter, ehrwürdiger, in Schweinsleder gebundenen Ausgabe, dann eine Uebersetzung und einen Commentar dazu, dann die neue französische Uebersetzung wörtlich und auf der nebenstehenden Seite in freier Prosa, endlich das Büchelchen, welches jedem Eintretenden, der 10 Drachmen — etwas weniger als 10 Frs. — für den Platz gezahlt hat, unentgeltlich (?) eingehändigt wurde. Dieses Büchelchen enthält immer auf einer Seite die Antigone in der ursprünglichen altgriechischen Originalsprache, auf der entgegenstehenden Seite in der Sprache, in der sie gespielt wurde. Gespielt wurde nämlich nicht in der altgriechischen, sondern in der höheren literarischen Sprache der Gegenwart, wie sie sich ausbildet, indem sie Worte und Formen dem Altgriechischen entnimmt, mit Zulassung jener Ausdrücke und Wendungen aus der Volkssprache, welche vollkommenes Bürgerrecht erhalten haben, eben weil sie ganz im Geiste der Sprache sich herausgebildet haben.

Nun erscheint also der Chor, der Vorhang rollt auf oder, wie es hier geschah, er rollt hinunter und verschwindet in den Tiefen, und . . . die leere Bühne wird sichtbar. Sie blieb so lange leer, daß man vollkommen Zeit hatte, sich den Schauplatz der Begebenheiten genau anzusehen. Die Bühne vergegenwärtigt einen öffentlichen Platz vor einem Gebäude, das die Decoration des Hintergrundes bildet, mit einem auf braunen Marmorsäulen ruhenden Porticus, auf dem eine bemalte Büste der Minerva steht. Dieser Porticus geht noch an, aber zu beiden Seiten befinden sich in der Frontmauer des dargestellten Gebäudes zwei Eingangsthüren, die ganz so aussehen, wie gewöhnliche, aus einem Zimmer in ein anderes führende, einfach „bürgerliche" Thüren. Auf der Bühne standen noch zwei mit verschiedenen bildlichen Darstellungen gezierte, sich um ihre Achse bewegende Pyramiden, deren Sinn und Bedeutung dunkel blieb, denn auch die buchbeladenen Engländer wußten darüber keine rechte Auskunft zu geben.

Endlich begann die wirkliche Tragödie, es erschien Antigone und Ismene, diese Letztere garstig wie die Nacht. . . . Nun nach alter Recensentenweise den Inhalt dieser Novität erzählen, geht

denn doch nicht, denn wer ihn nicht kennt, der muß so wenig Interesse an Literatur und Kunst nehmen, daß er wahrscheinlich auch dieses von einem ihm unbekannten, nicht im Carltheater aufgeführten Producte handelnde Feuilleton schwerlich lesen wird, da er nicht hoffen darf, durch die Lectüre desselben seine Kenntnisse über die Coulissen-Geheimnisse Wiens zu bereichern. Hier handelt es sich nur um die Darstellung, über welche indessen wenig oder vor Allem wenig Gutes zu sagen ist. Nur Eine Person hat wenigstens gespielt, anständig gespielt, die Darstellerin der Antigone, eine Frau Pepina Bonassera, bekannt unter dem Namen Pepina, eine in Athen geborene Italienerin. Sie ist hübsch, recht hübsch und erfreut sich in dieser Beziehung großer Anerkennung, aber sie ist hübsch mit einem Stumpfnäschen, durchaus keine griechische Schönheit, auch keine imposante Gestalt, was hier wirklich störend wirkte. Ihre Stimme schien Anfangs für den großen freien Raum nicht auszureichen, aber nach und nach füllte sie denselben, ward verständlich und zeigte sich nicht arm an Modulationen. Nur darf man auch an diese Schauspielerin ja nicht den Maßstab anlegen, der sich bei der hohen Stufe der dramatischen Kunst in unserer Heimath durch genaues Studium der alten Geschichte, Literatur und Kunst ausgebildet hat. Wenn bei uns ein großer Künstler eine Persönlichkeit aus der griechischen Heldenzeit zu gestalten und darzustellen hat, so wird er beseelt und beherrscht von einem Gefühle der Erhabenheit, welche er in jedem Worte, in jeder Bewegung abzuspiegeln bemüht ist. Der Darsteller trachtet, sich auf jenen von unseren gegenwärtigen Verhältnissen ganz verschiedenen, fast absoluten Kunststandpunkt zu erheben, wo die Idee des Schönen Alles beherrschte. Dieses Streben nach einem Styl, der alle Schwere der Wirklichkeit fallen läßt, hat allerdings, namentlich bei den Franzosen, zu vieler Uebertreibung Anlaß gegeben, aber es entspricht einem richtigen Princip. Pepina-Antigone — um auf diese wieder zurückzukommen — hat aus der Antigone keine Gestalt in diesem Sinne geschaffen. Sie war die aufopfernde, todesmuthige Schwester, die unglückliche Geliebte, die über das frühe Ende ihres Lebens klagt, das sie nicht genossen; sie war in manchen Momenten rührend, wie die heroïne larmoyante einer thränenreichen Birch-Pfeifferschen Bearbeitung; aber sie war nie die begeisterte Griechin, welche, mit dem sicheren Gefühl, daß sie persönlich unterliegen müsse, für das „ungeschriebene Gesetz" der Familienpietät gegen das starre Gebot eines absoluten Gewaltherrschers einsteht.

Sie war, wie gesagt, in einigen Stellen rührend, aber nie erhaben, groß, getragen von einem höheren Geiste, und wenn man sie hörte, begriff man bei solcher Weichheit die heroische Kraft nicht, die sie doch nöthig hat, um den Befehlen des Königs zuwider zu handeln. Im Ganzen ist Pepina aber doch eine achtbare Schauspielerin.

Der Darsteller des Kreon (wir lassen ihn ungenannt, denn wir gönnen ihm nicht einmal die Unsterblichkeit eines Tages) war ein ganz gewöhnlicher Coulissenreißer. Er ließ in einemfort seine großen, schwarzen Augen rollen, und einen Bart hatte er sich angebunden, der eines Rinaldini würdig gewesen wäre. Mit Einem Worte: eine wilde Schaudergestalt, aber nicht ein Zoll ein Grieche.

Kreon's Sohn sprach seine Tiraden gut und sah anständig aus.

Der blinde „Seher" trachtete durch die starken Bewegungen seiner Hände Jeden zu überzeugen, daß er blind, und durch sein beständiges Zittern, daß er steinalt sei.

Schon während einer früheren Scene, während Antigone in Ketten weggeführt wird, besonders aber während der Scene zwischen Kreon und dem blinden Tiresias, fand ein sonderbares, höchst charakteristisches Intermezzo statt. Die mittlere Thüre in dem Porticus wurde leise geöffnet und man konnte einen Photographen mit der größten Schnelligkeit operiren sehen, um die königliche Loge und den Zuschauerraum aufzunehmen. Das Bild kann gelungen sein, denn die Königin saß wie gewöhnlich apathisch, fast regungslos da, und der König, der vollkommen griechisch versteht und es sehr schön spricht, war in das Buch vertieft, in welchem er der Declamation auf dem Theater folgte. Aber welche Zusammenstellung: Antigone und Photographie am Fuße der Akropolis!

So viel und vielleicht schon zu viel über das Spiel. Die mise-en-scène war fast noch schlechter als das Spiel. Die Costüme waren kaum correct und sehr ärmlich, Perrücken und Bärte, namentlich des unglückseligen Sehers und des Chores, wirklich schauerlich, so daß man sich des Lachens kaum enthalten konnte. In dieser Beziehung wäre es wohl Pflicht der Arrangeure gewesen, aus Pietät für das Werk, der Sache nicht mehr Geld, nein, aber mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit zuzuwenden. Aber nun kommt das Stärkste. Am Ende der Tragödie stirbt auf der Scene die Königin an der Leiche ihres Sohnes. Und siehe da, es erscheint als Königin dieselbe Pepina-Antigone, nur mit einem anderen Peplum, die Haare anders frisirt, und „pour savoir le physique de son emploi" leicht gepudert! Und sie stirbt stumm wie ein Fisch.

Hiemit war die Vorstellung zu Ende und lautlos erhob sich das Publikum, welches nur zweimal der Antigone und dem blinden Alten ein mattes Bravo zugeklatscht hatte. Als das königliche Paar seine Loge verließ und mitten durch das Publikum die Stufen herabging, da erscholl lautes Vivat, welches von der vor dem Theater versammelten Menge, als das königliche Paar den Wagen bestieg, noch lauter wiederholt wurde.

Die Engländer packten ihre Bücher zusammen, und der gewissenhafte Beobachter verließ dieses Schauspiel wie so manches schon im Leben, um eine poetische Illusion und um zehn Drachmen ärmer.

Mannichfaltigkeiten.

(Mißbrauch des Telegraphen.) Die „Deutsche Allgemeine Zeitung" bringt in sehr verständiger Weise die Uebelstände zur Sprache, welche durch das unmäßige Ueberhandnehmen der Telegramme in den Zeitungen herbeigeführt werden. Es leide darunter vor Allem das Vertrauen auf die Zeitungen, da das Publikum immer noch gewohnt sei, in einem Telegramm nicht nur etwas besonders Wichtiges, sondern auch etwas besonders Zuverlässiges zu erblicken, diese beiden Eigenschaften aber den Telegrammen bei ihrer schrankenlosen Vermehrung nothwendig abgehen müssen. „Zweck der Telegraphie ist, Dasjenige so rasch als möglich zu verbreiten, dessen möglichst schnelle Kenntniß für das Publikum und also für die dasselbe bedienenden Organe, die Zeitungen, entweder schlechterdings nothwendig oder doch im höchsten Grade wünschenswerth ist. Was nicht in diese Kategorie gehört, für dessen Uebermittlung genügt der gewöhnliche Weg der Correspondenz, zumal bei unsern auch so sehr beschleunigten Post- und Eisenbahnverbindungen; wird es dennoch telegraphirt, so ist dieß nicht bloß ein höchst unnöthiger, direct die Zeitungen, indirect auch deren Abonnenten belastender Mehraufwand, sondern es hat noch überdieß den sachlichen Nachtheil, daß durch die Masse der solchergestalt sich anhäufenden Telegramme das Publikum verwirrt und ihm der Ueberblick über die eigentlich wichtigen, ausschlaggebenden Neuigkeiten des Tages bedeutend erschwert wird. Wir wollen dafür nicht schlechthin die telegraphischen Bureaux (in London, Paris, Berlin, Frankfurt, München ꝛc., von denen die Zeitungen die meisten Telegramme beziehen), verantwortlich machen. Diese glauben den von ihnen bedienten Zeitungen gefällig und nützlich zu sein, wenn sie ihnen recht viel Depeschen liefern. Die Concurrenz, sowohl der Zeitungen unter sich, als auch verschiedener

telegraphischer Anstalten, hat, wie überall, neben ihren wohlthätigen Folgen auch ihre Verbildungen, die der Correctur bedürfen. Das telegraphische Bureau A will natürlich nicht weniger, lieber mehr Depeschen liefern als das telegraphische Bureau B, und was die Zeitungen betrifft, so würde zwar sehr wahrscheinlich jede einzelne herzlich gern einen großen Theil des Depeschenballastes entbehren, der ihr tagtäglich durch den Telegraphen zugeschleudert wird; aber keine mag und darf hinter der anderen zurückbleiben, und so schraubt und schwindelt man sich gegenseitig zu einer immer maßloseren Höhe hinan. Wir glauben zu wissen, daß nicht bloß die Zeitungsredactionen über dieses Unwesen seufzen, sondern daß auch die Inhaber telegraphischer Büreaux vollkommen einsehen, daß dieß ein Unwesen ist, daß sie wünschten, ihm Einhalt thun zu können, allein sich dazu außer Stande sehen, so lange nicht die Zeitungen selbst ihnen dazu die Hand bieten. Eine gründliche Abstellung des Uebels dürfte daher kaum anders, würde aber ganz gewiß dann möglich sein, wenn eine Verständigung unter den größeren Blättern darüber stattfände, daß und in welchem Maße sie eine Beschränkung der telegraphischen Depeschen auf das wirklich Nothwendige und Wichtige den telegraphischen Bureaux gemeinsam zur Pflicht machen wollten. Am besten vielleicht nähme der Journalistentag, beziehentlich dessen Ausschuß, die Sache in die Hand, bei welchem ja die Frage des Telegraphenwesens im Allgemeinen schon früher ein Mal in Anregung gekommen ist. Zu einer Vereinbarung solcher Art in der einen oder anderen Weise, die, wir wiederholen es, dringend wünschenswerth ist, möchten wir durch Vorstehendes einen Anstoß geben.

(Aus Abyssinien) hat die „Pall Mall Gazette“ einen Brief aus Senafeh vom 18. December erhalten, dem wir Folgendes entnehmen: „Die Tage gleichen hier den letzten englischen September- oder ersten Octobertagen, nur daß die Sonne größere Kraft hat, die Nächte aber sind bitter kalt. Wer ein Jäger ist, der freut sich des Lebens auf diesem Bergplateau, denn Wild gibt es hier in Ueberfluß: Rothwild verschiedener Sorten, Wildgänse, Enten, Perlhühner, Trappen, Rebhühner und Hasen, die um vieles größer als die englischen sind. In den ersten Tagen war die Jagd wahre Spielerei, seitdem freilich ist das Wild scheu geworden und will wie in civilisirten Ländern behandelt sein. Großer Zweifel herrscht über die Frage, wie sich die Proviantirung der Armee gestalten wird, wenn wir erst tiefer in das Innere des Landes vorgedrungen sein werden. Bedenkt man den Mangel jeder ausgiebigen Bodencultur, den Mangel an Haupt- und Seitenstraßen und die Armuth der Bewohner, so muß man wohl zu dem Schlusse gelangen, daß die Armee ihren gesammten Vorrath mit sich zu führen gezwungen sein werde. So viel ist gewonnen, daß die Seuche unter den Pferden zu verschwinden angefangen hat, seit wir aus der Ebene in die Höhe gelangt sind. Die Cavallerie verliert gegenwärtig nicht mehr als 2—3 Pferde pro Tag, während früher ihrer 10—15 gefallen waren. Im Ganzen können wir mit dem bis jetzt Erreichten zufrieden sein, zumal wenn man der schlimmen Prophezeien gedenkt, die einen Marsch durch die abyssinischen Bergpässe als etwas Unmögliches oder doch als ein mit den größten Hindernissen verknüpftes Abenteuer darstellten. Allerdings mußten wir wie die Affen klettern, um heraufzukommen, aber verunglückt ist dabei Niemand, und in Kurzem wird der Paß auch für Fuhrwerke gangbar gemacht sein. (Letzteres widerspricht den Angaben anderer Correspondenten.) Die neuesten Berichte von Zulla lauten ebenfalls beruhigend. Der Train verfügt gegenwärtig über 2800 Maulthiere, 800 Kameele, 400 Zugochsen und 1100 eingeborene Rinder. Außerdem stehen in Aden an 3000 Kameele und in Suez 3000 Maulthiere bereit, denen sich wohl noch andere aus Alexandria, Kurratschi und Bombay zugesellen werden.“

(Ein schlau angelegter Schurkenstreich) hat kürzlich mehrere Leute in Newyork um ansehnliche Summen Geldes gebracht. Ein Börsenmakler kaufte Fonds, bezahlte dieselben mit Anweisungen, deponirte die Staatspapiere in einer Bank, stellte seiner Schwester dann für den Betrag Schuldscheine aus und ließ auf dem Executivwege dieselbe das Depositum in der Bank mit Beschlag legen. Die zuerst an Zahlungsstatt gegebenen Anweisungen kamen auf ein trockenes Conto, und dem geriebenen Spitzbuben, der sich auf diese Weise 80,000 Doll. angeeignet hatte, war nicht beizukommen.

Frankfurt, 24. Januar.

Concert des Fräulein Helene Lahnstein.

Der Ausführung der ersten Nummer des Concertes am 21. Januar — des Mendelssohn'schen Klavierquartetts in C-moll — konnte Referent d. Bl. nicht vollständig beiwohnen. Es war ihm nur vergönnt, den, von Fräulein Lahnstein, den Herren Becker, Welcker und Lübeck ausgeführten Schlußsatz mit anzuhören. Wir können uns daher kein specielles Urtheil über die Leistungsfähigkeit der Pianistin hinsichtlich der Reproduction dieses Genres der Klaviermusik erlauben. Dagegen hatten wir Gelegenheit, uns durch deren Solospiel ein allgemeines Urtheil über ihre Künstlerschaft zu bilden. Das Spiel der Concertgeberin verräth vor Allem Fleiß, ohne welchen bekanntlich auch das größte Talent in keinem Zweige der Kunst oder Wissenschaft excelliren wird. Ihre technische Fertigkeit haben wir recht hoch in Anschlag zu bringen, ihr Ton ist fast in allen Nüancirungen brauchbar, bei Fortissimo-Octavpassagen schien nur zuweilen der Arm mehr betheiligt, als das Handgelenk, so daß es uns an einigen Stellen bedünken wollte, als habe der Hammer nicht genug elastischen Schwung und verursache einen etwas grellen, schneidenden Ton. Namentlich in der Heller'schen Tarantella, wie auch in dem Rondo für zwei Klaviere von Liszt, bei welcher Nummer ihr anerkannt tüchtiger Meister Herr Martin Wallenstein participirte, machten wir diese Wahrnehmung. Außer den zwei genannten Piecen spielte Fräulein Lahnstein ein Impromptu von F. Schubert, das zwar auf nicht so bedeutender Stufe steht, wie seine Lieder, und eine Bach'sche Gavotte. Diese beiden Nummern trug die jugendliche Künstlerin in recht anerkennenswerther Weise vor; wußte sie in ersterer ein abgerundetes, klares, durchsichtig phrasirtes Spiel zu entfalten, was hauptsächlich im Mittelsatze hervortrat, so verstand sie nicht weniger in der Ausführung der Bach'schen Composition die zum Reproduciren classischer Stücke erforderliche Färbung zu treffen. Nach unserem Dafürhalten haben wir Grund genug, Fräulein Lahnstein zum besonderen Studium unserer classischen Meister aufzumuntern. Fräulein Dora Narz, eine der hiesigen Kunstwelt vortheilhaft bekannte Sängerin, hatte den vocalen Part des Concertes übernommen. Für die Räumlichkeit war die Stimme der Künstlerin vollständig ausreichend. Vermißten wir einerseits Frische und Schwung, was sehr häufig die Folge zu anhaltenden Uebens ist, so wurden wir andererseits durch eine glockenreine Intonation und geistiges Beherrschen des Stoffes wieder entschädigt. Zwei Schubert'sche Lieder, eines von Goltermann, ein anderes von Hermes brachte Frl. Narz in recht künstlerischer Weise zum Vortrage. Nur die Töne mit dem Vokale „u“ waren etwas gepreßt. Frl. Narz wird nach unserer Bemerkung übrigens selbst darauf Bedacht nehmen, die Ursache zu ermitteln und deren Abstellung zu bewerkstelligen. 4.

Von A. Silberstein, unserem geschätzten Mitarbeiter, erscheint demnächst bei Janke in Berlin: „Der Hallodri“, eine Dorfgeschichte in einem Bande (neue Folge der „Dorfschwalben“) und in der Hofbuchdruckerei in Stuttgart (C. Grüninger) ein prachtvoll ausgestattetes Bändchen neuer Lieder unter dem Titel: „Mein Herz in Liedern.“

„Ut 't Dörp.“ Lustege Vertellungen van'n oll'n Allmärker (Jena, Costenoble). Ein ebenso „lusteger“, als gemüthvoller Pfarrerssohn aus einem Dorfe der Neumark (Brandenburg) sammelte in Amerika die Erinnerungen seiner Jugend und gestaltete sie, Wahrheit und Dichtung mischend, zu einer Reihe humoristischer Charakterbilder des märkischen Bauernlebens. Alte und neue Witze und Anecdoten, derbe Bauernsprüche und fein empfundene, rührende Schilderungen wechseln ab, und überall liegt eine redliche und sittliche Gesinnung zu Grunde. Die Mundart der Erzählung und des Gesprächs erhöht das volksthümliche Gepräge. Ihre niedersächsische Natur ist indessen schon von einigen hochdeutschen Eindringlingen heimgesucht, den Vorboten der allmäligen Auflösung der einst reinen und allgemeinen Muttersprache Norddeutschlands.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 26. Sonntag, den 26. Januar 1868.

Aus den Tagen des Rheinbundes.

Novelle von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

„Was bringen Sie uns, Herr von Randau?!" rief der Oberst dem Eintretenden entgegen.

„Gute Nachrichten aus dem Hauptquartier, Herr Oberst!" war die Antwort.

Anna erkannte die Stimme, es war Wahrnim.

Auch er erkannte sie sofort, und sein stolzes Haupt tiefer und ehrfurchtsvoller vor ihr neigend, als er es je vor einer Dame, und wäre sie noch so hochgeboren gewesen, gebeugt, sagte er:

„Ich erkenne es als eine große Gunst des Zufalls, daß er mir vergönnt, Ihnen meinen warmen Dank auszusprechen für die Bereitwilligkeit, mit der Sie in schwerer, dunkler Zeit den Zwecken unseres Vereins sich geopfert haben. Ich war es, der bei Frau von Mühlen die Idee anregte, unsere Correspondenz durch ihre Hände gehen zu lassen, und als ich erfuhr, wie hoch der Preis war, den Sie für mein Vertrauen auf ihre Vaterlandsliebe zahlen mußten, habe ich es oft bereut, jenen Vorschlag gemacht zu haben."

„Meine Herren", rief der Oberst jetzt, „ich habe Ihnen eine freudige Mittheilung zu machen: die Verhandlungen mit Napoleon sind abgebrochen, morgen geht das Blücher'sche Corps über den Rhein! — — Mein lieber Randau", fuhr er fort, diesem freundlich die Hand auf die Schulter legend, „nehmen Sie meinen Platz ein und stärken Sie sich mit Speise und Trank, während ich im Nebenzimmer die Antwort auf diese Depesche schreibe, denn ich kann Ihnen leider nicht helfen. Sie müssen gleich wieder weiter reiten. — — Ein alter Bekannter von Fräulein Waldheim, wie? — — Ei da thut es mir doppelt leid, daß ich Sie so rasch wieder fortschicken muß, aber der Soldat soll es verstehen, den Augenblick zu ergreifen und zu nutzen, denn nur die Gegenwart gehört ihm."

Lächelnd nickte der greise Oberst ihm zu, und Randau, wie wir ihn jetzt auch nennen wollen, setzte sich neben Anna.

„Ich bringe Ihnen die Grüße eines Todten!" sagte er mit gepreßter Stimme.

Anna erblaßte und von einer plötzlichen Ahnung ergriffen, rief sie:

„Froberg?!"

Randau bejahte.

Sie schwieg einen Augenblick, dann fragte sie leise:

„Wo sahen Sie ihn? Wie starb er? Hat er viel gelitten?"

„Ich glaube nicht; gewiß weniger, als Tausende seiner Kameraden. — — Sie wissen vielleicht, daß ich gleich zu Anfang des Krieges russische Dienste nahm, und erst nach der Convention von Tauroggen in die preußische Armee zurücktrat. Das Regiment, bei welchem ich stand, war bei dem Rückzug der Franzosen dem Rey'schen Corps immer auf den Fersen und in fortwährenden kleinen Gefechten und Plänkeleien mit demselben. Eines Tages nun, als wir besonders heftig aneinander gerathen waren, erkannte ich in dem Oberst eines Chasseur-Regimentes, der seine Leute lebhaft zu einer neuen Attaque auf uns zu animiren schien, Herrn von Froberg. Ich hatte ihn nur an dem einen Abend, wo wir ihn hier im Schloß trafen, gesehen, aber um Ihretwillen, Fräulein Anna, hatte er mir Interesse eingeflößt, und seine Züge waren mir vollkommen im Gedächtniß geblieben. In dem Getümmel des Gefechtes verlor ich ihn bald wieder aus den Augen, und der hereinbrechende Abend und ein heftiges Schneegestöber bewog unseren General, die Verfolgung der von uns geworfenen Franzosen aufzugeben und ein Nachtquartier zu suchen. Als ich mein Pferd umwandte, scheute es plötzlich vor einem am Wege liegenden dunklen Gegenstand und, schärfer hinblickend, sah ich, daß es ein Mensch war. Ich stieg ab, um zu sehen, ob es ein Todter oder Verwundeter sei, und in dem Schein des eben aufgehenden Mondes erkannte ich den Obersten Froberg. Er athmete noch, und seine Wunde schien uns weder tief noch gefährlich, auch öffnete er die Augen und kam zum Bewußtsein, sobald wir ihm etwas Wein eingeflößt hatten. Auf meine Frage, wie er sich fühle, erwiderte er mit sehr schwacher Stimme, seine Wunde müsse einen edlen Theil verletzt und er einen sehr starken Blutverlust gehabt haben, denn er sei vollständig erschöpft und glaube nicht, die nächste Stunde zu überleben. Ich wollte ihm das ausreden, denn ich hielt wirklich seinen Zustand nicht für so hoffnungslos, aber er schüttelte verneinend den Kopf, und während er mich scharf fixirte und mich offenbar erkannte, schien er seine Kräfte zu sammeln, um mir Etwas zu sagen. Da ich wußte, daß er die Comtesse Aiguillon geheirathet hatte, so dachte ich, er habe mir vielleicht einen Auftrag, eine letzte Verfügung für seine Gattin zu geben, deßhalb bemerkte ich ihm, ich sei bereit, jeden Wunsch, den er in dieser Beziehung habe, zu erfüllen, so weit es mir möglich sei. Aber er winkte mir abwehrend mit der Hand und bat mich dann, ihm, als einem Sterbenden, eine offene Antwort auf eine Frage zu geben. Er verlangte zu wissen, ob ich der Mann gewesen, mit dem Sie damals in Ihrem Garten eine Zusammenkunft gehabt, ob und in welcher . . . ." Randau unterbrach sich hier, und zögerte einen Augenblick, ehe er fortfuhr: „Ich gab ihm mein Wort darauf, daß nicht ich, sondern ein Ihnen völlig Fremder damals dort mit Ihnen zusammengetroffen, und erklärte ihm dann den ganzen Zusammenhang jener Begebenheit. Er schien eine große Freude darüber zu empfinden, und mit fast schon erlöschender Stimme sagte er: „„Wenn Sie Anna Waldheim je wiedersehen, so bringen Sie ihr meinen Gruß, und sagen Sie ihr, daß mein Herz mit seinem letzten Schlag ihrer in Liebe gedacht."" . . . Wenige Secunden später war er todt."

Anna erwiderte nichts, wie Randau jetzt schwieg; sie hatte den Kopf in die Hand gestützt, als wollte sie ihm den Anblick ihres

Gesichtes entziehen, aber er sah doch die tiefe Blässe ihrer Wangen und das schmerzliche Zucken ihrer Lippen, und in einer Aufwallung, die seinem sonst so gehaltenen, ruhigen Wesen ganz fremd war, rief er:

„O trauern Sie nicht so um diesen Mann! Wer so rasch auf den Schein hin Sie verurtheilen, wer Ihnen eine Comtesse Aiguillon vorziehen und als Deutscher in den Reihen unserer Erbfeinde sein Vaterland verrathen konnte, der war Ihrer Liebe nicht werth!"

„Lassen wir die Todten ruhen", sagte Anna sanft, und als sie bemerkte, wie Randau das harte Wort bereute, das ihm entflohen, kämpfte sie ihre innere Bewegung nieder und begann von dem Abend zu sprechen, an dem sie sich Beide zuerst gesehen, wo sie so muthlos an der Zukunft des Vaterlandes verzweifelt, und seine feste Zuversicht ihre sinkende Hoffnung wieder belebt habe. Sie sagte ihm, daß sie sich oft der Worte erinnert, die er damals zu ihr gesprochen habe, und daß der Gedanke an das feste Vertrauen auf Gott, welches er an jenem Abend ihrem Kleinmuth entgegengesetzt, sie in der schwersten Stunde ihres Lebens vor Verzweiflung geschützt und ihr die Ruhe und den Frieden der Seele wiedergegeben habe.

Randau hörte ihr mit leuchtenden Augen zu.

„Was Sie mir da sagen", versetzte er, „macht mich sehr glücklich, glücklicher, als ich es Ihnen jetzt aussprechen kann. Also haben Sie wirklich meiner gedacht, und das Wort, was ich Ihnen sagte, fiel auf so guten Boden. . . . Ich habe auch oft der Stunden mich erinnert, die ich in Ihrer Nähe verlebte; der Entwicklung Ihres Schicksals bin ich mit warmem Interesse gefolgt, und ich habe mich stets der Hoffnung hingegeben, daß es mir vergönnt sein würde, Sie wiederzusehen, und . . ."

Der Eintritt des Obersten, welcher, einen Brief in der Hand haltend, Randau zu sich heran winkte, unterbrach ihn hier.

Er hatte ein kurzes, leises Zwiegespräch mit demselben, und dann wandte er sich wieder zu Anna.

„Leben Sie wohl!" sagte er, und eine tiefe Bewegung zitterte in seiner Stimme, „und gedenken Sie meiner freundlich. . . . . Wenn ich aus diesem Kriege lebend zurückkomme, so sehen wir uns wieder!"

Anna reichte ihm freundlich ernst die Hand, und er führte hastig die schlanken, weißen Finger an seine Lippen.

„Gott schütze Sie!" sagte sie leise.

(Schluß folgt.)

Das Gastmahl.

Champagner her! — der Pfropfen springt, der leichte Schaum
Füllt bis zum Rand den blinkenden Pokal:
Melodisch tönt der Klang des glänzenden Krystall's
Und lieblich duftet drin das flüss'ge Gold:
Auf allen Angesichtern strahlt des Festes Lust
Und froher Scherz und lautes Hoch! erschallt —
Ein Auge nur blickt kummerschwer — der düstre Gast,
Deckt mit der flachen Hand des Glases Rand
Und wehret standhaft ab den kostbar'n fränk'schen Trank.

„Sind unsre Nachbarn Dir so tief verhaßt,
Daß Du den edlen Traubensaft sogar verschmähst,
Weil Frankreichs sonn'ger Boden ihn erzeugt?
Trink, Freund, es braucht ein deutsches Herz französ'schen Wein
Nicht zu verachten", ruft der muntre Wirth. —

„Ich kann nicht, Gram und Schmerz durchwühlen meine Brust,
O, könnt' das flüss'ge Gold in festes ich
Verwandeln, könnt's den Jammervollen senden, die,
Von Frost erstarrt, von Hunger abgezehet,
Ich schaudernd mit dem furchtbar'n Tode ringen sah;
Ich mag der schönen Gaben, die das Glück
Uns, den Begünstigten verlieh, mich nicht erfreu'n,
So lang die armen Brüder schrei'n nach Brod —
O, lindert ihre Noth, dann laßt uns fröhlich sein."

Ein tiefer Athemzug geht durch den Saal:
Fast wie ein Seufzer klang's und Wort und Scherz verstummt.
Die Frau vom Haus erhebt von ihrem Sitz
Sich still und macht die Runde — ihr beredter Blick,
Ihr feuchtes Auge spricht die Bitte aus,
Der, schüchtern, Worte sie zu leihen nicht vermag —
Schnell deckt die Silberplatte, die sie trägt,
Mit blankem, festem Golde sich, so daß der Rand,
Der schön gemeißelte, nur sichtbar bleibt.
Sie reicht dem Gast sie freundlich dar und füllt dann selbst
Mit flüss'gem Schaumesgold ihm den Pokal —
Er nimmt ihn tief bewegt, hebt ihn empor und ruft:
„Heil, edle Frau und Heil der Freude, die
Geweiht durch solche That der Lieb' und Menschlichkeit!
Nun laßt uns froh genießen, was die Huld
Fortuna's uns bescheert!" — Der Gläser Klang ertönt
Jetzt doppelt hell, der schönen Augen Glanz
Strahlt schöner denn zuvor und, wenn auch minder laut,
Doch wärmer strömt von ernstem Männermund
Das Wort, der leichte Scherz und würzt das heitere Mahl.

Pädagogische Briefe aus Paris.

Von Dr. Alb. Wittstock.

1.

Was sollen uns Schilderungen aus dem Unterrichtswesen Frankreichs? könnte man fragen. Es ist ja anerkannt, daß die Franzosen im Schulfache eher von uns Deutschen zu lernen haben als umgekehrt. Dieses ist richtig, wie denn schon der nunmehr vor einem Jahre verstorbene Victor Cousin unter der Juliregierung nach Deutschland, insbesondere nach Preußen geschickt wurde, um die Einrichtungen und den Zustand unseres Schulwesens kennen zu lernen. Am Anfang der Parlamentssitzung von 1833 schlug dann der damalige Unterrichtsminister Guizot den Kammern ein neues Schulgesetz vor, dessen Grundlage die von Cousin zurückgebrachten Erfahrungen und Rathschläge bildeten.

Dennoch aber bietet eine Beleuchtung des französischen Unterrichtswesens sehr viel Interessantes dar, auch gibt es hier manche ganz eigenthümliche Institutionen, die nicht außer Beachtung gelassen werden dürfen. Ferner ist für die Annäherung der Völker nichts so wichtig, als wenn man außer den materiellen Interessen auch auf die Erscheinungen des tieferen Lebens, die im Volkscharakter wie in der Volkserziehung zu suchen sind, näher eingeht.

Unser Nachbarvolk hat drei große Revolutionen durchgemacht, welche auch an dem öffentlichen Unterrichtswesen nicht spurlos vorübergegangen sind. Neuerdings bereitet sich eine großartige Reform vor, indem unter der gegenwärtigen Schulregierung Veränderungen und Verbesserungen vorgenommen werden, die Jahrhunderte alte Institutionen nach deutschem Muster zu modificiren trachten. Aber selbst wenn es nur auf Experimente hinausliefe, so wird eine

Schilderung der hiesigen pädagogischen Verhältnisse nur um so nützlicher sein.

In meinem ersten Briefe will ich vom **Collège de France** sprechen, dieser höchsten, ganz freien und von der Universität unabhängigen Lehranstalt.

Um zu wissen, was das Collège de France ist, muß man auf die Geschichte desselben zurückgehen. Es war um 1150, als alle Welt kam, Abailard zu hören. Die Geschichte dieses Mannes ist bekannt. Er hatte einen Gedanken zurückgelassen, welcher in der Folge nicht unterging, den nämlich, daß die Wissenschaft keine Wissenschaft ist, wenn sie sich nicht an die Logik hält, wenn sie nicht die Erudition, die ganze menschliche Kenntniß umfaßt. Es ist ferner bekannt, daß die gelehrte Heloise die drei heiligen Sprachen: das Hebräische, das Griechische und das Lateinische, lehrte. Diese Unternehmung, erneuert von Raymund Lulle, wurde im 16. Jahrhundert durch Rabelais' Freunde, die Magistratsräthe Jean du Bellay und Budé vervollständigt, welche im Namen Franz' I. das Collège de France gründeten.

Welche Schüler pilgerten einst unter Franz I. hierher! Aus Alcala kam Loyola, ein Schüler von 37 Jahren, aus Bourges der 18jährige Calvin und aus Montpellier Rabelais. Ursprünglich, im Jahre 1529, hieß die Anstalt das Collège der drei Sprachen". Budé, ein ebenso ausgezeichneter Mathematiker wie Hellenist, fügte einen Lehrstuhl für Mathematik hinzu. Im Jahre 1542 ist schon die Medicin vertreten. Unter Heinrich III. kam die Chirurgie und unter Heinrich IV. die Botanik und Anatomie hinzu. Der Jansenismus zog vorüber. Colbert gründete Lehrkanzeln für Arabisch und für französisches Recht. Er verminderte das Gehalt der Professoren, aber dafür befreite er sie von dem lästigen Patronat des Clerus.

Für Hebräisch allein waren zwei Lehrstühle und für Geschichte noch keiner! Das änderte sich 1769. Der Autor der „Geschichte von Frankreich", Garnier, erhielt einen der Lehrstühle des Hebräischen für Geschichte. Im Jahre 1776 führten Turgot und Malesherbes, welche aus dem Ministerium austraten, die Moralphilosophie ein, die im folgenden Jahre mit dem Geschichtsunterricht vereinigt wurde.

Der Ruhm und Glanz des Collège de France stieg zu einer unvergleichlichen Höhe in den letzten Jahren der Restauration; die ersten Gelehrten Frankreichs wirkten hier zusammen.

Die Zahl der Lehrstühle hat sich allmälig von den ursprünglichen drei auf dreißig vermehrt; außerdem gibt es noch Supplementar-Curse.

In dem Verzeichniß der Vorlesungen finden wir Mechanik, Mathematik, Physik, Chemie, Medicin, Natur- und Völkerrecht, Nationalökonomie, Geschichte und Ethik, Philologie, französische Literatur alter und neuer Zeit u. s. w. vertreten.

Die Professoren werden durch das Staatsoberhaupt ernannt auf Vorschlag des Unterrichtsministers. Dieser Vorschlag geschieht im Sinne der Autonomie durch die Professoren des Collège und auf gleichzeitige Empfehlung derjenigen Abtheilung der Akademie der Wissenschaften, mit welcher der vacante Lehrstuhl correspondirt. Doch hat der Minister das Recht, auch einen andern Candidaten unter seiner eigenen Verantwortlichkeit zu ernennen.

Alle Vorlesungen sind vollständig unentgeltlich und öffentlich. Sobald das Studienjahr beginnt, werden die Gegenstände nebst Tag und Stunden durch öffentliche Anschläge in ganz Paris bekannt gemacht, so daß Jedem Gelegenheit geboten ist, davon Kenntniß zu nehmen.

Die Vorträge beginnen gewöhnlich Anfangs December und endigen Anfangs August.

Das Collège de France besitzt auch eine Bibliothek und Sammlungen.

Gehen wir einmal hin in das ansehnliche Gebäude im Quartier latin und wohnen wir einer Vorlesung bei. Laboulaye hat den Lehrstuhl der „Geschichte der vergleichenden Gesetzgebungen" inne. Er liest dieses Jahr über Administration und Gesetzgebung unter Ludwig XVI. bis 1791. Wir treten ein in das Auditorium Nr. 8, das größte der Anstalt. Aber eine Viertelstunde vor der angekündigten Zeit ist schon fast der ganze Saal angefüllt. Draußen kommen Wagen angefahren. Franzosen, Fremde aller Nationen, Alte, Junge, Studenten und Professoren, Damen, alle Stände, hier und da auch ein Arbeiter in der Blouse, sind versammelt, um den Worten des Redners zu lauschen. Endlich mit dem Glockenschlage tritt der Professor ein. Ein ungeheurer Beifallssturm empfängt ihn. Man stößt und drängt sich noch, der Lehrer wirft einen Blick auf die Versammlung, Alles wird still, und nun zeigt er, von häufigem Beifalle unterbrochen, die tiefen Triebfedern der großen französischen Revolution, die sich an den Kindern rächenden Sünden der Väter, die mit Füßen getretenen ewigen Menschenrechte und den Triumph der Freiheit.

In den andern Auditorien geht es nicht minder lebhaft zu. Was das laute Beifallsklatschen betrifft, so gehört allerdings manchmal nicht viel dazu, die Franzosen dazu hinzureißen. Wenn Franck in seinen Vorträgen über das Völkerrecht bemerkt, daß die Verträge von 1815 jetzt nicht mehr existirten, wenn der Nationalökonom Michel Chevalier (Senator) Anspielungen auf das jetzige Regime macht, wenn Laboulaye sich verspricht, indem er, das Edict von Nantes berührend, Heinrich V. statt Heinrich IV. sagt, so erfüllt allemal gewaltiger Sturm das Haus.

Das Collège de France ist ein ganz eigenthümliches Institut, das wir in keinem Lande wiederfinden. Zwar fehlt es in Deutschland keineswegs an Vorträgen aller Art, aber eine populäre Akademie für alle Stände, wo Jeder die ersten Gelehrten der Nation unentgeltlich hören kann, eine solche Volks-Akademie existirt nicht. Ich erinnere mich aus meinem früheren Aufenthalt in Frankfurt, daß wir im Goethehaus dieses Ziel verfolgten, allein die Theilnahme des Publikums war eine außerordentlich geringe. Aber selbst wenn auch ein hinreichender Fond da wäre, bedeutende Gelehrte zu berufen und die Vorträge unentgeltlich zu veranstalten, wäre doch noch zu bezweifeln, ob das Interesse in allen Schichten des Volkes für eine deutsche Volks-Akademie so groß sein würde wie das Interesse der Pariser und Franzosen für ihr Collège de France.

Schließlich sei noch der Lehrfreiheit gedacht, welches Recht der Minister v. Broglie in den Worten ausgesprochen hatte: „Der Unterricht des Collège de France, für Männer (nicht für Studenten), überhaupt für das große Publikum bestimmt, soll Preßfreiheit besitzen; er ist eine freie Prüfung aller großen Fragen; die Professoren sollen nichts zu fürchten haben und sind vollständig unabhängig, kein Richter soll sie richten." Dennoch ist hiergegen schon gefehlt worden, z. B. nach dem 2. December. Neuerdings wird man sich noch der Angelegenheit Renan's erinnern. Derselbe wurde ausgeschlossen, weil er in einem Vortrage die Gottheit Jesu bestritten hatte.

Mannichfaltigkeiten.

(Vulkanbildung.) Einem Berichte, welchen der Gesandte der Union in Leon, der Hauptstadt von Nicaragua, Hr. Dickinson, von dort aus an den Staatssecretär Seward gerichtet hat, entnehmen wir nachstehende höchst interessante Notizen über die Entstehung zweier neuen Vulkane in dortiger Gegend. „Es war am 14. Nov. — lautet der Bericht — als sich zwei bis drei Stunden östlich von Leon, in dem vulkanreichen Terrain, zwei neue Krater bildeten. Um 1 Uhr Morgens begann eine Reihe starker, schnell

hintereinander folgender Explosionen den Formations-Prozeß; zugleich barst die Erdkruste in einer Länge von etwa einer halben Meile. Da es noch nicht Tag geworden, konnte man die gewaltigen, durch die Spalte züngelnden Flammen weithin gewahren. Innerhalb zweier Tage hatten sich an den beiden Extremitäten des Erdrisses zwei vollständige Krater gebildet, von denen der eine senkrecht in die Höhe, der andere in einem Winkel von 45 Grad gegen Nordost riesige Flammen entsandten; die Flammensäule des einen hatte eine Höhe von etwa 500 Fuß und einen Durchmesser von etwa 60 Fuß; die im Kreise herabfallende Asche, welche im Auffallen einen metallischen Klang von sich gab, baute den Kegel auf, dessen Oeffnung weiß, dessen Wände bei Nacht zur Hälfte rothglühend, zur Hälfte dunkelschwarz mit Feuerfunken besäet erschienen; bei Tage aber sah der ganze Kegel bläulich-schwarz aus. Der andere Krater zeigte einen Durchmesser von 20 Fuß; seine Ausbrüche erfolgten in Uebereinstimmung mit dem ersteren, aber in der bereits angegebenen Richtung. Am 27. Nachmittags begannen beide, nach einer Reihe von gewaltigen Detonationen Massen schwarzen Sandes und große Felsstücke emporzuschleudern. Nachts gewahrte man inmitten der Flammen hellleuchtende Körper bis zu einer Höhe von 3000 Fuß steigen; es waren sphärisch geformte glühende Steine von etwa 5 Fuß Durchmesser. Am folgenden Morgen war die Gegend viele Meilen weit mit einem feinen schwarzen Staube bedeckt, und unaufhörlich fiel derselbe aus einer sich weithin über die Gegend erstreckenden hellen Wolke herab. Dieser Sand- oder Staubregen währte bis zum 30. Morgens, als plötzlich die vulkanische Thätigkeit zu erlahmen begann; in einem Umkreise von 50 Meilen ist das ganze Land schwarz. In Leon liegt der Sand über 8 Zoll hoch; je näher man dem Krater kommt, desto höher liegt er und desto gröber wird er; an dem unmittelbaren Fuße des Kegels aber sind gewaltige Felsstücke umhergestreut. Dieser selbst hat die Höhe von 200 Fuß erreicht und zeigt einen Krater von 200 Fuß Durchmesser; die inneren Seiten gleichen den äußeren. Sechzehn Tage lang dauerten die großartigen Erscheinungen. Dem Falle des Sandes folgte Regen, und unter den befruchtenden Einwirkungen beider entwickelte sich überall eine rasch und üppig wachsende Vegetation. Humboldt hat es oft bedauert, daß die Gegend von Leon, so überreich an Vulcanen, von den Männern der Wissenschaft so wenig erforscht worden."

(**Schreien hilft doch.**) Am 15. Januar zur Frühstückstunde wurde in Rudolpsheim (Wien) ein Diebstahl vereitelt, wie er in ähnlicher Weise wohl noch nie in der Geschichte der Diebereien vorgekommen sein mag. Die Frau eines in der Kirchengasse wohnhaften Arbeiters war eben auf einen Augenblick aus der Wohnung gegangen, um den Einkauf der Lebensmittel für das frugale Mittagsmahl zu besorgen; da schlich sich ein Dieb in die unversperrte Wohnung und nahm aus dem offenstehenden Bette alles dasjenige Bettzeug mit sich, welches er in der Eile zusammenraffen und davontragen konnte. Um der Last sobald als möglich ledig zu werden, verfügte er sich zu dem in demselben Hause wohnhaften Trödler N. und bot demselben die verschiedenen Kissen und Decken zum Verkaufe an. Während nun der Trödler das Bettzeug musterte, drangen deutlich die Schmerzensschreie eines Säuglings aus dem Innern der Federkissen, welche das Dasein eines Kindes in dieser Umhüllung unzweifelhaft verriethen, und als der Trödler weitere Nachforschungen anstellte, schälte er einen gesunden halbjährigen Knaben aus den Federbetten heraus, den der eilige Dieb aus Versehen hatte mitgehen lassen. Das Schreien half dießmal, die Thatsache zu beweisen, daß man es hier mit einem Gauner zu thun habe, und der Trödler beeilte sich, den Verkäufer, der seine Vaterschaft zu dem Kinde vergeblich zu fingiren suchte, der Polizeibehörde zu überliefern.

(**Origineller Diebstahl.**) Professor D. in Berlin ist vor Kurzem in folgender Weise um seinen guten, neuen Hut gekommen. Er fuhr in einer Droschke und hatte sich zum Kutschenschlage herausgelehnt, um dem Kutscher eine Veränderung der Fahrrichtung mitzutheilen. Bei dem Zurückziehen seines Oberkörpers mochte er mit dem Hute angestoßen sein; letzterer flog ihm vom Haupte, und ehe er noch den Droschkenführer zum Anhalten veranlassen konnte, hatte ein Mensch in dem ihm vom Winde entgegengetragenen Hute sofort ein würdiges Tauschobject erkannt, denselben schnell sich aufgesetzt und passend befunden. Er nahm hierauf Reißaus, seinen eigenen schäbigen Hut dem Weitertreiben des Windes überlassend. Es gelang nicht, den frechen Strolch abzufassen.

Frankfurt, 24. Januar.

Nächsten Mittwoch, den 29. Januar, findet in der deutsch-reformirten Kirche ein geistliches **Vocal- und Orgelconcert** statt, das der Orgel-Virtuose Musikdirector P. **Doetsch** und die Sängerin Frau **Alexandrine Doetsch** veranstalten. Herrn Doetsch geht ein bedeutender künstlerischer Ruf voran, der noch vor Kurzem in einem Concert in der Christuskirche zu Berlin von Neuem gerechtfertigt wurde. Ueber jenes Concert schreibt die „Kreuzzeitung" unter Anderem: „Herr Doetsch zeigte sich als einen wahren Meister der Orgel; seine vollendete Technik sowohl im Pedal als Manual, die Gewandtheit und Feinheit im Registriren, das tiefe Erfassen des eigenthümlichen Geistes der verschiedenartigen Tonschöpfungen alter und neuer Meister, alles dieses traf zusammen. Frau Doetsch bewährte sich als ausgezeichnete Sängerin; ihre Stimme ist herrlich und besonders für Kirchengesang geeignet, ein über zwei Octaven umfassender, kraft- und klangvoller Mezzo-Sopran."

Hagen, 22. Januar. Photograph **Menden**, welcher seit Jahren hier thätig ist, sich besonders durch schöne Landschaftsbilder bekannt machte, hat ein neues, eigenthümliches Verfahren ersonnen, die negativen Aufnahmen, Landschaften wie Porträts, in Kohle (in chinesischer Tusche) abzudrucken und dergestalt Bilder zu liefern, welche nicht vom Sonnenlichte, noch von sonstigen Einwirkungen zu leiden haben, die im wahren Wortsinne unzerstörbar bleiben.

Wiesbaden. Herr Ewald **Grobecker** beginnt nächster Tage wieder ein Gastspiel in Mainz. Er ist seit mehr als zehn Jahren ein „Stammgast" der dortigen Bühne.

„**Neue Briefe Beethovens** nebst einigen ungedruckten Gelegenheits-Compositionen und Auszügen aus seinem Tagebuch und seiner Lectüre", herausgegeben von L. **Nohl** (Stuttgart, Cotta). Viele dieser Briefe zeigen uns das Ringen eines (wenn auch nur einseitig) großen Menschen mit den Kleinlichkeiten des Lebens. Das Aergste widerfuhr Beethoven durch Glieder der eigenen Familie. Freilich würde er mit mehr Kraft und Ruhe, selbst in der Atmosphäre Wiens, viel Feindliches besiegt oder ferngehalten haben. Seine Leiden waren größtentheils nicht von jener Art, welche bisweilen den künstlerischen Genius zu reicherer Entfaltung reizt. Um so mehr bewundern wir seine Schöpferkraft. Die vorliegende Briefsammlung enthält zwar nur weniges an sich Bedeutende, lehrt uns aber Beethovens äußeres und inneres Leben näher kennen und läßt uns, selbst wo wir ihn tadeln, die tiefste Theilnahme für ihn empfinden.

Frankfurter Kunstverein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Peter Burnitz in Frankfurt: Landschaft, Motiv bei Miltenberg. — L. Neustätter in München: Das Frühstück. — H. Hoffmann in Darmstadt: Morgen im Klostergärtchen. — Ferd. Meyer in München: Des Meisters Liebling. — Otto Fröhlicher in Solothurn: Einsamkeit. — Karl Ludwig in München: Landschaft. — E. Klimsch in Frankfurt: Genrebild.

Städel'sches Kunstinstitut.

Neu ausgestellt.

Oelgemälde: Porträt von W. Rümpler. — Aus den Sammlungen des Instituts: Kupferstiche nach neueren Meistern der französischen Schule.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 27 und 28. Dienstag, den 28. Januar 1868.

Aus den Tagen des Rheinbundes.

Novelle von Franz Eugen.

(Schluß.)

Wieder war es Frühling geworden. Der Wind kam lind und warm aus Süden, hell schien die Sonne, und im Waldheim'schen Garten blühten schon Krokus und Veilchen, schwollen schon die jungen Knospen an den Bäumen und Sträuchern.

Anna erfreute sich, auf und ab gehend, an dem heiteren blauen Himmel und an der weichen Frühlingsluft. Sie bückte sich, um ein paar Veilchen, die am Wege standen, zu pflücken, als sie, wieder aufblickend, plötzlich einen fremden Mann vor sich stehen sah; die schwarze Binde um seine Stirn ließ sie nicht gleich erkennen, daß es Randau war.

„Sie hier?!" rief sie dann in freudiger Ueberraschung, und ihre Augen blickten hell und offen in die seinigen, die beinahe ängstlich forschend ihre Züge prüften.

In seinem ganzen Wesen lag eine Befangenheit, die einen scharfen Gegensatz zu der offenen Herzlichkeit zeigte, mit welcher sie ihm begegnete.

„Ich wurde", sagte er nach der ersten Begrüßung dann zu ihr, „bei Brienne verwundet, und lag lange im Lazareth, von wo ich vor einigen Tagen als halb genesen entlassen wurde, aber meine Kopfwunde erlaubte mir nicht, schon wieder Dienst zu thun; da der Feldzug so gut als beendet ist, so bin ich um meinen Abschied eingekommen. Ich reise jetzt auf mein Gut, wo ich künftig wohnen werde, und nahm meinen Weg über O...., um Sie wieder zu sehen, Fräulein Anna."

„Das war hübsch von Ihnen!" rief sie, „es ist mir eine recht große Freude, Sie wieder zu sehen."

„Wirklich?" fragte er, und beugte sich zu ihr, um ihr tief in die Augen zu sehen; aber die unbefangene Freundlichkeit, mit der ihr Blick ihn traf, erfreute sein Herz nicht.

„Ich bin gekommen", begann er dann halb zögernd, „nicht nur um Sie wiederzusehen, sondern auch um eine ernste Frage an Sie zu richten, und — jetzt fehlt mir fast der Muth dazu."

Anna verstand ihn nicht.

„Eine Frage!" wiederholte sie befremdet. „O ich bin gewiß gern bereit, Ihnen über Alles Auskunft zu geben, was Sie zu wissen wünschen."

Er seufzte; sie machte ihm die Ausführung seines Vorhabens sehr schwer.

Nach einer Pause sprach er weiter:

„Ich wollte Sie fragen, Anna, ob Sie meine Frau werden, ob Sie das bescheidene, einfache Loos theilen wollen, welches ich Ihnen zu bieten habe? Ich habe Sie geliebt, — ich möchte fast sagen, — von dem ersten Augenblicke an, wo ich Sie sah. Von Natur ernst, durch die schweren Zeiten, die über mein Vaterland hereinbrachen, noch mehr so geworden, habe ich den Umgang mit Frauen wenig gesucht, und so kam es, daß mein Herz von jedem Eindruck dieser Art frei geblieben war, bis das Schicksal Sie mir entgegenführte. Die eigenthümlichen Verhältnisse, unter welchen ich Sie kennen lernte, weckten gleich mein Interesse für Sie, und ich fühlte mich von Ihrem ganzen Sein und Wesen mächtig angezogen. Ihr Bild in meiner Brust tragend, halb mir selbst noch unbewußt, schied ich von Ihnen, und die Entfernung, statt mein Gefühl für Sie zu schwächen, ließ es nur immer mehr erstarken. — Wenn ich in den Gefahren und Anstrengungen des Krieges an eine freundliche Zukunft, an ein friedliches Ausruhen am eigenen Herde dachte, so war es Ihr Bild, was dabei vor meiner Seele schwebte. Sie sah ich in meinem väterlichen Hause als Hausfrau walten, Sie dachte ich mir so gern auf der Stelle, wo ich einst meine theure verstorbene Mutter schalten sah, als mein Weib mich ebenso beglückend, wie diese meines Vaters Glück und Freude gewesen. . . . . Und nun stehe ich vor Ihnen, die Entscheidung meines Schicksals von Ihnen erwartend. . . . Ich bin ein einfacher, schlichter Mann, ich verstehe es schlecht, um Frauenliebe zu werben, ich kann Ihnen nur sagen: wenn Sie mein sein wollen, so will ich Sie ehren und schützen als meines Lebens höchstes Gut, und Sie glücklich machen, so viel es treue, unwandelbare Liebe vermag."

Anna senkte traurig ihr Auge zu Boden — und schwieg.

„Ich stelle Sie höher, als irgend einen anderen Mann, Herr von Randau", sagte sie endlich, „ich ehre und schätze Sie außerordentlich, aber — Sie wissen, ich liebte einen Anderen, und mein Herz ist noch erfüllt mit seinem Andenken. — Sie verdienen die volle, die ganze Liebe eines edlen Frauenherzens! Was ich Ihnen zu bieten hätte, meine Achtung, meine Freundschaft, ist zu wenig, um Ihr Lebensglück darauf zu bauen."

„Ich weiß", versetzte Randau, „daß Sie Froberg liebten, ich wußte es längst, und bitter genug ist der Gedanke mir gewesen, — aber soll selbst der Todte noch zwischen uns stehen? Wollen Sie dem Manne, der so rasch Sie aufgab, dem Gatten einer Anderen, eine romantische Treue noch über das Grab hinaus bewahren?"

„Mißverstehen Sie mich nicht. Um Ihret-, nicht um meinetwillen, weise ich Ihren Antrag zurück."

„Meinen Sie es so?" rief Randau, „dann nehme ich Ihr Nein nicht an! Die erste, volle Liebe Ihres schönen Herzens zu besitzen, wäre ein zu großes Glück für mich gewesen. — es war mir nicht bestimmt. . . . Aber Ihre Hochachtung, Ihre Freundschaft sind vielleicht noch festere Stützen, um das Glück einer Ehe darauf zu bauen, und ich liebe Sie so sehr, Anna, so sehr, daß ich hoffe, Sie werden es auch einst noch lernen, ein wärmeres Gefühl für mich zu empfinden."

Er reichte ihr mit diesen Worten seine Hand hin, in welche sie nach einem leichten Zögern die Ihrige legte.

„Ich will streben, Ihnen eine gute Frau zu werden", sagte sie ernst und bewegt. „Möge es mir gelingen, Sie so glücklich zu machen, als Sie es verdienen! . . ."

— — — — —

Die Eltern Anna's gaben gern ihre Einwilligung zu ihrer Verlobung mit Randau, und auf den Wunsch des Bräutigams, der nicht allein nach seinem einsamen, heimathlichen Landsitz zurückkehren wollte, wurde die Hochzeit schon nach wenigen Wochen gefeiert.

Die Ehe Randau's und Anna's war eine ungewöhnlich glückliche; sie lernte ihren Gatten, zu dem sie schon immer mit Verehrung hinaufgesehen, immer mehr lieben, und die stille, tiefe Neigung, mit der ihr Herz ihn umfing, beglückte ihn vielleicht mehr, als das leidenschaftliche Gefühl, welches sie einst für Froberg empfunden, es vermocht hätte.

Ihm ward zu Theil, was das Schicksal nur Wenigen gewährt: die Verwirklichung seines liebsten Zukunftstraumes, ohne eine Enttäuschung. Anna erfüllte ihm als Gattin Alles, was er einst von der Geliebten an Glück gehofft und erwartet.

Wolken und Stürme fehlten freilich auch ihrer Ehe nicht, aber sie kamen von Außen und konnten den Frieden ihres Hauses nicht trüben, das Glück ihrer Herzen nicht erschüttern.

Ein tiefer Schmerz war es für beide Gatten, daß die große Erhebung Deutschlands gegen das fremde Joch dem deutschen Volke weder die Freiheit noch die Einheit errungen, daß die Fürsten alle die Opfer, die die Nation damals an Gut und Blut gebracht, mit den Karlsbader Beschlüssen und ähnlichen Regierungsmaßregeln belohnten; aber in der festen Zuversicht, daß auch diese dunkeln Zeiten vorüber gehen, und endlich doch der Tag kommen müsse, wo Deutschland frei, mächtig und einig werde, ließen sie sich auch davon nicht niederbeugen, hoffend, daß ihre Kinder und Enkel einst die Früchte der großen Erhebung ernten würden, in der sie als Zeitgenossen und Mitstrebende gestanden und gekämpft hatten.

Pädagogische Briefe aus Paris.

Von Dr. Alb. Wittstock.

2.

Von dem Collège de France gehen wir zur Universität. Was zunächst bei dem französischen Universitätsunterricht von dem deutschen absticht, ist, daß jener vollständig öffentlich und unentgeltlich stattfindet. Collegiengelder werden hier nicht bezahlt. Auch finden wir in allen Facultäten nicht bloß Studenten, sondern auch Männer aus allen Berufsarten; Jeder hat das Recht, den Vorträgen beizuwohnen. Die Professoren sind vom Staate besoldet und haben die Pflicht, ihre Curse zu halten, unbekümmert, wer denselben beiwohnt oder nicht. Nur Damen werden an der Sorbonne nicht zugelassen.

Bei einem allgemeinen Ueberblick über die Universität kann es dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, daß der französische Gedanke augenblicklich in einer Krisis begriffen ist, wie noch nie vorher. Die Frage, ob der öffentliche Unterricht, der höhere sowohl wie der niedere, auf wahren Principien beruhe oder ob und welche Reformen einzuführen seien, diese Frage beschäftigt alle Geister. Jene Krise, welche ohne Zweifel eine Regeneration mit sich bringen wird, wozu aber eine große Anstrengung, ein großer Umschwung erforderlich ist, beruht auf tiefen Symptomen.

Das gegenwärtige Frankreich erzeugt keine großen Männer mehr. Seit etwa zwölf bis fünfzehn Jahren gehen die großen Geister ab wie Fehlgeburten. Nicht etwa, als ob die Natur dem Frankreich, in welchem einst der Same des Genies so herrliche Früchte trug, ihre Wohlthaten jetzt versagte, — keineswegs! Aber der Same fällt heute auf einen undankbaren Boden, der mit der freiheitlichen Circulation alle Macht verloren hat. Ohne Zweifel ist auch jetzt noch nicht Alles gänzlich zu Fall gebracht, noch erzeugt die Literatur bemerkenswerthe Werke, welche vielleicht erst bei einem späteren Geschlechte populär werden. Aber es ist leider Thatsache, daß das intelligente Publikum immer seltener wird. Diejenigen Classen, von denen Einsicht und Fortschritt ausgehen sollten, gehen zurück. Der Adel, dem Modetand der Zeit ergeben, liefert Mitglieder des Jockeyclubbs und Zöglinge für die Jesuiten. Behauptete doch ein französischer Gelehrter, daß es heute in Frankreich nicht fünfhundert Personen gibt, welche ein philosophisches Buch gründlich zu verstehen im Stande sind. Der ärmeren Classe aber, in welcher sich oft Eifer und guter Wille zur Cultivirung der Wissenschaft findet, fehlen die Mittel dazu, sie hat nichts erhalten als einen ungenügenden Elementarunterricht.

Alle diese Gebrechen sind tief erkannt worden und man sieht ein, daß, wenn ein Volk den Sinn für Wahrheit, Licht, Einfachheit verliert, es in Gefahr ist, bald nichts mehr von Recht und Gerechtigkeit zu verstehen. Die Begriffe werden verwirrt, an die Stelle der Logik tritt der Sophismus. Darum ist die Frage des öffentlichen Unterrichtswesens in Frankreich eine Lebensfrage geworden, selbst für die politische Existenz.

Was nun die Organisation des Universitäts-Unterrichtes betrifft, so herrscht hier das Facultäts-Schulwesen vor. Die juristische Facultät (école de droit) und die medicinische Facultät (école de médecine) sind eben nur Fachschulen. Eine philosophische Facultät im deutschen Sinne existirt nicht, sondern es gibt statt dessen die Faculté des lettres und die Faculté des sciences. Diese nun leisten unzweifelhaft ihre Dienste, aber sie sind doch ziemlich mangelhaft organisirt und ertheilen weniger nützlichen Unterricht, als sie elegante und angenehme Reden halten. Dieses ist dadurch erklärlich, daß ihr Publikum ein zufälliges und kein beständiges ist, die Methode legt es daher weniger auf gründliche Bildung, als auf äußeres Wohlgefallen an.

Der gelehrte Unterricht wurde in Frankreich eigentlich nur vom Convent richtig verstanden. Als der Soldat des 18. Brumaire sich an die Spitze der Republik stellte, zerstörte er die Institutionen wieder, welche die Republik die erstaunliche Kraft gehabt hatte, selbst mitten unter den Stürmen zu schaffen. Es ist in der That leichter, einen Staatsstreich auszuführen und ein Dutzend Schlachten zu gewinnen, als ein wahrhaft gutes Gesetz zu redigiren. Aus der Correspondenz Napoleons mit Fourcroy geht deutlich genug hervor, welche bizarre Projecte der Erstere hegte. Der Geist von 89 war verschwunden. Der alte Name der Universität wurde beibehalten, aber daraus sollte ganz etwas anderes gemacht werden. Die Zöglinge, uniformirt, eilten auf den Ruf der Trommel in die Classen und wurden durch militärische und geistliche Disciplin zugleich zu ihren Unterthanenpflichten vorbereitet. Das Decret von 1808 (Art. 11 ff.) nimmt den Facultäten ihre bisherige Bedeutung und macht sie zu Anhängseln der Lyceen. An die Stelle der Philosophie, welche verdächtig ist, denn sie spricht von Recht, Pflicht und unverletzlicher Gerechtigkeit, tritt ein kleiner Cursus Logik (Art. 19 ff.)

Der Art. 38 lautet wörtlich folgendermaßen:

Toutes les Ecoles de l'Université impériale prendront pour base de leur enseignement:

1) Les préceptes de la religion catholique;

2) La fidélité à l'Empereur, à la monarchie impériale, dépositaire du bonheur des peuples;
3) L'obeissance aux statuts du corps enseignant, qui ont pour objet l'uniformité de l'instruction.

Mit der Restauration kam eine neue Ordonnanz vom 21. Februar 1815. Dieselbe enthielt allerdings noch sehr viele ungünstige Bestimmungen, aber sie gab wenigstens Garantien für die Unabhängigkeit der Professoren. Doch erst der Juli-Sieg brachte einen neuen Triumph für den freien Gedanken und für die Universtät. Die große Periode des höheren Unterrichts geht von 1830 bis 1850. Dennoch aber hatten die Vorschriften Napoleons I. nie ganz das monarchische Frankreich verlassen, sie wurden aufrecht erhalten durch eine souveräne Büreaukratie. Schon war die constituirende Versammlung daran, große, wichtige Reformen vorzunehmen, als durch die Präsidentenwahl vom 10. December und durch die legislativen Wahlen von 1849 die Geschäfte in andere Hände übergingen. Von diesem Augenblicke an beginnt eine lange Periode des Rückschritts für die Universität.

Im Jahre 1850 wurde unter dem damaligen Unterrichtsminister de Parieu das certificat d'études abgeschafft. Bis dahin hatte nämlich Jeder, der das Baccalaureats-Examen (Aufnahme-Prüfung für die Universität) machen wollte, nachzuweisen, daß er ein Jahr Unterricht in der Rhetorik und ein Jahr Unterricht in der Philosophie an einem Lyceum genossen habe. Diese Bestimmung genirte die clericalen Erziehungsanstalten. Eine Folge davon war, daß viele Schüler die oberen Classen der Lyceen verließen und sich mechanisch auf privatem Wege für das Baccalaureat vorbereiten ließen. Derartige specielle Institute, wo Jedem zum Baccalaureate verholfen wird, existiren hier in Paris in großer Anzahl. Im Jahre 1849 zählte die Philosophie-Classe eines Lyceums in der Provinz etwa 80 Schüler, die Zahl der Schüler der Philosophie am Lyceum Charlemagne in Paris betrug von 1855—1865 nur durchschnittlich 18. Dieß gibt einen kleinen Begriff, was durch die Abschaffung jenes Studienzeugnisses erreicht worden ist.

Aber es kamen noch andere Maßnahmen. Im Jahre 1852 wurden die Professoren der ihnen durch die Ordonnanz von 1815 garantirten Unabhängigkeit beraubt. Die berühmtesten Mitglieder der Universität, wie Cousin, Guizot, Barthélemy, St. Hilaire, Jules Simon, Villemain u. A. gaben ihre Demission. Der Lehrkörper hatte den besten Theil seiner Professoren verloren. Aber noch mehr, man erhöhte den Preis sowohl des Internats als auch des Externats in den Lyceen, was ebenfalls kein Mittel war, sich in der Schülerzahl zu recrutiren. Eine sehr weitgreifende Maßregel ist schließlich diejenige, welche bestimmt, daß an den Lyceen ein Cursus der Geschichte der Jetztzeit abgehalten werden soll. Der Professor dieser allerneuesten Geschichte ist verpflichtet, von den Ereignissen der zweiten Republik und des zweiten Kaiserreichs zu sprechen. Hierfür ist ihm ein besonderes officielles Programm vorgeschrieben, von welchem nicht abgewichen werden darf. Jede freie Forschung, jedes Urtheil einer unabhängigen Wissenschaft ist untersagt und somit ist der Art. 38 des Decrets von 1808 in voller Kraft, welcher besagt: „Die Schulen der Universität nehmen als Basis ihres Unterrichts die Treue gegen die kaiserliche Monarchie".

Kurz, Alles was von 1815—1850 im höheren Unterrichtswesen nur mühsam errungen worden war, ist von 1850 bis jetzt wieder verloren worden, und es findet das Wort Anwendung, welches Bénard in einem von der Akademie gekrönten Werke aussprach: „Die Philosophie ist in Frankreich nur noch ein Name".

Mannichfaltigkeiten.

(Ueber die Agnoscirung des Leichnams Kaiser Maximilians) schreibt die „Debatte": „Vorausschicken müssen wir, daß der Sarg, in welchem der Kaiser Max ruht, zuletzt in Pola eröffnet, hierauf geschlossen und in Triest mit rothem Sammt überzogen wurde. Der Sammtüberzug wurde in Wien wieder herabgenommen und der Sarg, welcher aus Rosenholz gefertigt ist, geöffnet. Der Sarg ist so eingerichtet, daß der Deckel, welcher mit einem Evangelienbuche und einem Kreuz versehen ist, geschoben und an den Füßen geschlossen werden kann. Als der Deckel zurückgeschoben war, verflüchtete sich ein schwacher Geruch von den Ingredienzen der Einbalsamirung, und die Commission überzeugte sich von der Authenticität der Leiche. Das Gesicht ist tief gebräunt und wahrscheinlich deßhalb, weil es mit irgend einem Firniß bestrichen wurde, glänzend. Der Mund ist etwas geöffnet und man bemerkt die Vorderzähne, wie man sie bei dem verewigten Kaiser während seines Lebens wahrnehmen konnte. An die Stelle der Augen wurden solche von Glas eingesetzt. Es scheint, daß die Leiche mit andern Augen versehen werden sollte, weil Hofrath Rokitanski mit einer Pincette zwischen die Glasaugen und die Augenlider eindringen wollte, aber die Erklärung abgab, daß dieselben fest an den Glasaugen anliegen. Das Vorderhaupt ist von Haaren ziemlich entblößt, an den Schläfen, durch welche die Kugeln gedrungen sind, befindet sich ein Läppchen von Sammt, der Bart ist vollständig erhalten. Der Anzug des Leichnams besteht aus einem schwarzen Rocke, welcher an den oberen Theilen mit Sammt überzogen ist, und einer schwarzgrauen Hose; die Hände sind mit schwarzen Handschuhen, die Füße mit Lackstiefeln versehen. Nachdem die Authenticität des Leichnams hergestellt war, ward der Deckel wieder eingeschoben, der Sarg geschlossen und der Schlüssel dem Obersthofmeister in Verwahrung genommen."

(Es wird Licht.) Man schreibt aus Paris: Es werden seit einigen Tagen auf dem Platze des Stadthauses Versuche einer neuen Straßenbeleuchtung gemacht, die von den Herren Tessier du Mothay und Maréchal erfunden ist. In der That unterscheidet sich diese neue Beleuchtung vom Gas im selben Grade als eine der ehemaligen rauchenden Oellämpchen sich von der Gasflamme unterscheidet. Das weiße reine Licht ist so stark, daß man in einer Entfernung von fünfundzwanzig Schritten noch sehr bequem die gewöhnliche Druckschrift einer Zeitung liest und die zartesten Nüancen der Kleiderstoffe unterscheidet. Das Verfahren der Herren Tessier du Mothay und Maréchal besteht in der vollständigen Verbrennung des gewöhnlichen Beleuchtungsgases durch Hinzuleitung von Sauerstoff. Ein kleiner Magnesium-Cylinder, auf welchen die Gasströme geleitet werden, wird dadurch leuchtend gemacht und liefert eine Lichtmenge, welche das Photometer als sechzig Mal so stark nachweist, als das Licht, welches dasselbe Gas, in der gewöhnlichen Weise verbrannt, liefern würde. Die Art und Weise, wie die Erfinder dieser neuen Beleuchtung das Sauerstoffgas destilliren, macht es ihnen möglich, dasselbe für 72 Centimes per Cubik-Meter herstellig zu machen. Die Sparsamkeitsfrage stellt sich dabei nun folgendermaßen heraus: 3 Cubikmeter gewöhnliches Beleuchtungsgas und 4 Cubikmeter, welche 8 Francs 90 Centimes kosten, geben nach den photometrischen Versuchen, die bereits gemacht worden sind, dasselbe Licht, als 180 Cubikmeter gewöhnliches Beleuchtungsgas, deren Preis 54 Francs ist. Es ist mithin bei gleicher Lichtstärke eine Ersparniß von 45 Francs 10 Centimes. Wenn man der Unvollkommenheit Rechnung trägt, welche natürlich die ersten Apparate noch an sich haben müssen, so darf man ohne Uebertreibung der Hoffnung Raum geben, daß später bei halben Beleuchtungskosten ein drei bis vier Mal helleres Licht die Straßen beleuchten wird.

(**Der Postdiebstahl in Köln.**) Der „Weser-Ztg." schreibt man über den von uns erwähnten raffinirten Diebstahl aus Köln vom 22 Jan.: „Der Thäter des vor einigen Tagen hier ausgeführten Postdiebstahls ist noch nicht entdeckt, indeß soll man zwei Individuen in Verdacht haben, welche früher in der Postverwaltung angestellt gewesen, aber wegen nicht zufriedenstellender Führung aus dem Dienste entlassen sind. Beide sind Postconducteure gewesen. Der eine hat früher auf der Tour Aachen-Köln in der ambulanten Post gefahren, mit welcher auch jetzt der abhandene Geldbriefbeutel gekommen ist. In seiner Wohnung soll man einen Postdienstrock, der einem hiesigen Postbeamten ganz kürzlich entwendet worden, und in demselben ein Dienstsiegel gefunden haben. Der statt des geraubten Beutels übergebene Lumpensack ist nämlich mit einem richtigen Dienstsiegel verschlossen gewesen. Der Betreffende soll seit der Ausführung des mitgetheilten Coups von hier verschwunden sein. Der zweite Verdächtige, ein ebenfalls früher entlassener Postconducteur, aus Mainz stammend, und ein guter Freund des Anderen, soll am Tage des Diebstahls in Köln gesehen worden sein.

(**Der heilige Vater**) vergißt über dem Großen das Kleine nicht, und bei aller Sorge, die ihm die Lage der Kirche und der weltlichen Herrschaft bereiten muß, fand er kürzlich Zeit, den Prälaten der Consulta derb den Text zu lesen, weil dieselben — zu kurze Sutanen tragen. Vergebens machte ihn einer der koketten Prälaten darauf aufmerksam, daß die Straßen Rom's gegenwärtig so ungemein schmutzig seien. „Warum", rief hierauf der heilige Vater aus, „macht Ihr es nicht wie die Frauenzimmer und zieht Eure Sutanen an Schnüren in die Höhe, wenn die Straßen kothig sind?"

(**Die so oft besprochene Geschichte**), daß in England Ehemänner ihnen nicht mehr convenirende Frauen mit dem Strick um den Hals auf den Markt nach Smithfield führen und sie dort zu einem Spottpreise „losschlagen", scheint auch heute noch nicht ganz in Vergessenheit gerathen zu sein; denn am 11. Januar im Jahre des Heils 1868 hat in Blackburn ein Mann sein Weib für 1 Pfd. Sterl. an einen Dritten verkauft, und zum Beweise, daß alle Parteien glauben, einen guten Handel gemacht zu haben, braucht nur angegeben zu werden, daß in Gegenwart von Zeugen ein vollständiger Kauf-Act aufgenommen und unterzeichnet wurde. Tags darauf annoncirte der frühere Eigenthümer, daß er für Schulden, die von seiner ehemaligen Frau fernerhin contrahirt werden sollten, nicht hafte.

Museum.

Kalt ist das Herz, das nicht für Hellas fühlt,
Was wir empfind'n für der Lieben Staub.

Von Byron einst in seinem „Child Harold" gesungen, wird dieses Wort, wie es den Anschein hat, wohl für immer in dem Sinne wahr bleiben, als es das Hauptmotiv der Empfindung für Griechenland dessen großer Vergangenheit entnimmt. Zwar starb der edle Lord im Dienst des Philhellenenthums, wie Tausende nach ihm voll schwärmerischer Begeisterung und gläubiger Hoffnung für die Befreiung des von so Vielen und Jahrhunderte lang geknechteten Volkes ihr Leben ließen, und mit erneuter Theilnahme sehen wir gerade in unseren Tagen auf das uralte Eiland des Zeus, auf Kreta, — das aber, was sich nach allen Opfern und Kämpfen, so sehr sie auch im Einzelnen an die Heroenthaten der Vorfahren mahnen konnten, als Ergebniß aufzeigen läßt, es ernüchtert unsere Sympathie für die Epigonen und führt uns nur darauf zurück, die Erinnerung an Alt-Hellas um so heiliger festzuhalten. Auf seinen Trümmerstätten wuchert jetzt, wie einst, der Asphodelos, der Alten Todtenblume.

Von einem anderen Standpunkt aus versuchte es Professor **Mendelssohn-Bartholdy** aus Heidelberg, in seinem Vortrag: „**Heute und sonst in Griechenland**" den Zusammenhang der neugriechischen Existenz mit deren classischer Vorzeit darzulegen und den Nachweis dafür zu geben, daß, wie der jonische Himmel über ihnen blaut und die Sonne Homers auf sie noch leuchtet, auch die Menschen im großen Ganzen und selbst im Kleinen den Reflex der alt-hellenischen Art zeigen. Natürlich ein Gegner Falmerayer's, für den nach seinen „Fragmenten" das Hellenenthum von den Fluthen des Slavismus bis auf die letzte Spur vertilgt ist, machte der Redner nicht die Griechen der Städte, die Stutzer der Aeolus- und Hermesstraße zu Athen, sondern das Volk auf den Inseln, an den Küsten und im Hochland, dem er, wie seinen Ahnen unter den Barbaren, die Culturmission für seine stumpfe Umgebung aufbehält, zum Gegenstand seiner Betrachtung. Wie er dort Land und Leute beobachtet hat, hebt sich dieser Kernstamm in Schiffern und selbst in Klephthen von dem breitspurigen Albanesen schon äußerlich durch edle, stolze Art von oft antiker Schönheit ab, und in seinem Idiom klingt das alte Sprachelement nach der Art an und durch, daß es Demosthenes besser verstehen würde, als unseren heimischen Laut ein zu uns wiederkehrender Wolfram von Eschenbach. Aber auch das Leben, die Sitten, das Lied in Freud und Leid, der Cultus selbst, aus dem die ältesten Mythen durchschimmern, zeigen in harmonischer Scenerie deutlich so Vieles, was sich als Erbtheil frühester Zeit erhalten hat. Die bewegliche Intelligenz und die Wißbegierde, Heldenmuth und Opferwilligkeit im großen Styl, der Individualismus mit seinen Vorzügen finden sich noch in dem Volke von heute; ebensowenig aber fehlen ihm die alten Erbübel der hellenischen Stämme, der Neid, die Schadenfreude, der Particularismus, welche eine gedeihtliche Einheit hindern, und dem listengewandten Odysseus zumal, wie Hermes dem zwiefachen Gott, leben zahlreiche Jünger.

Durch seine Aufgabe sah sich der Redner wesentlich auf den Parallelismus verwiesen, eine Form, die leicht äußerlich bleiben läßt, doch zeigten die Belege und Vergleiche den künstlerischen Blick, mit dem er selbst gesehen, die ganze Darstellung eine leichte und geschmackvolle Eleganz. ⊙

Frankfurt, 27. Januar.

Der berühmte Componist und Pianist Herr A. **Rubinstein** gibt am 1. Februar dahier ein Concert unter Mitwirkung der Fräulein **Thomä** und der Herren Hugo **Heermann** und **Lübeck**. Es bedarf nur der Nennung solcher Namen, um dem Conerrte allen nur möglichen Erfolg zu sichern.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Paris. Vor einigen Tagen unterzeichnete der Director des Theatre Lyrique, Herr Carvalho, einen Vertrag mit Herrn Rnitter, dem Bevollmächtigten Richard Wagner's und Uebersetzer des „Lohengrin", kraft dessen diese Oper demnächst, voraussichtlich im Mai d. J., auf der genannten Bühne aufgeführt werden soll. Eine besondere Bestimmung dieses Vertrags ermächtigt Herrn Hans von Bülow, die Proben der Oper zu überwachen.

Herr Bigelow, der frühere amerikanische Gesandte in Paris, hat daselbst das Originalmanuscript von Benjamin **Franklin's Autobiographie** aufgefunden und nach Amerika mitgenommen, aus dem hervorgeht, daß in der Ausgabe von 1817 große und darunter wichtige Abschnitte des Originals ausgelassen sind.

Erzählungen: Die Feuerdore, der Helm von Cannä von Otto **Müller** (Stuttgart, E. Hallberger). Die Heldin der ersten Erzählung ist eine „schöne Teufelinne", die in ihrer verwahrlosten Kindheit an einer Scheune und in ihrer blühenden Jugend an Leben und Glück mehrerer Menschen Feuer anlegte. Unfähig, selbst zu lieben, gibt sie der Mißgunst und dem Hasse den Schein der Liebe, nur um zu bethören und zu verderben, und um endlich selbst gehaßt, gemieden und vereinsamt dazustehen. Aber diese Unseligkeit scheint uns einigermaßen über die poetische Gerechtigkeit hinauszugehen, indem der Dichter selbst Anfangs die Schuld derselben außerhalb Margarethens in ihrer entsetzlich düsteren und verwahrlosten Kindheit begründet und durch meisterhafte Schilderung unsere Theilnahme für die von Göttern und Menschen „ins Leben Hineingestoßene" geweckt hat. Allerdings müssen wir wiederum die Gewissenhaftigkeit anerkennen, mit welcher er überall die psychologischen Vorgänge entwickelt. Vorzüglich durchgeführt ist der Charakter sowie das Schicksal des „Hopfenjunkers" Burkhard. Den erschütternden Nachtbildern dieser Novelle folgen in der geschichtlichen Anecdote „Der Helm von Cannä" heitere Scenen und Scenerieen, unter welchen die lieblichen Landschaftszeichnungen aus dem Odenwalde uns am Meisten ansprechen.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kiz. — Druck und Verlag: Helter & Rahm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 29. Mittwoch, den 29. Januar 1868.

Rückerinnerungen aus dem Orient.

Von Dr. Ludwig Herrmann.

3.

Der Orden der Mewlewi-Derwische und die Christianisirung der Türken.

Auf einem hervorspringenden Hügel Pera's, der von den Franken bewohnten Vorstadt Konstantinopels, gegenüber den kleinen Begräbnißstätten, umgeben von dunkelgrünen, himmelanstrebenden Cypressen, den Bäumen der Freiheit *), liegt das freundliche Kloster der Mewlewi-Derwische. Die in ihm zweimal die Woche öffentlich stattfindenden gottesdienstlichen Uebungen der Mewlewi werden von allen europäischen Reisenden besucht. Die religiösen Tänze dieser Mönche wurden schon von vielen Touristen beschrieben, aber nur von wenigen wurde ihre wahre Bedeutung und ihr Zusammenhang mit dem Sofismus, zu dessen Anhängern die Mewlewi gehören, erkannt.

Die Lehre dieses muhammedanischen Mönchsordens hat einige Annäherungspunkte an das Christenthum und verdient schon deßhalb in weiteren Kreisen bekannt zu werden.

Bereits im 15. Jahrhundert fand die Lehre der Mewlewi auch Eingang bei gebildeten türkischen Laien, und es schlossen sich die in sie Eingeweihten dem Orden als bürgerliche Brüderschaft an.

In neuester Zeit hat sich unter der Leitung des Prinzen Fazyl eine radical reformatorische Partei, die sogenannten Jungtürken, gebildet, welche offen erklärt, daß die Existenz des osmanischen Reiches auf der Basis des Korans unhaltbar geworden, und daß eine politisch-sociale Umgestaltung des Staates auf westeuropäischen Grundlagen unumgänglich nothwendig sei.

Auch hat sich nach einem Berichte aus Konstantinopel vom August 1867 — ich werde auf diesen Bericht später zurückkommen — eine muhammedanische Secte, welche die Versöhnung des Korans mit dem Evangelium bezweckt, und eine Gesellschaft von Freidenkern, die weder an Mahomed noch an Christus glauben, gebildet. Da in die Lehre der Mewlewi Eingeweihte diesen Bestrebungen wahrscheinlich nicht ferne stehen, dürfte eine Besprechung des Mewlewi-Ordens nicht ohne Interesse sein.

Obgleich Mahomed ein Gegner des orientalischen Mönchthums war, schlich sich dieses doch schon dreißig Jahre nach seinem Tode in den Islam ein und breitete sich allmälig immer mehr aus, so daß die Zahl der Mönchsorden bis auf 72 heranwuchs. Im osmanischen Reiche gibt es gegenwärtig noch 32 Hauptorden. Der Orden der Mewlewi wurde 1246 von Mewlana Dschelaleddin Rumi gegründet. Dieser gehörte dem Orden der 1200 gestifteten Nurbachschi (der Lichtschenkenden) an. Auch die Nurbachschi waren, wie ihr Name andeutet, Anhänger des Sofismus. Mewlana hatte den Beinamen Sultan-ul-Ulema, d. h. König der Wissenschaften, weil er in der persischen und arabischen Literatur sehr bewandert, Philosoph, Arzt und einer der größten Dichter des Morgenlandes war. Er arbeitete die Lichtweisheit und Alleins-Lehre der Sofi weiter aus und feierte sie in erhabenen mystischen Hymnen, besonders in seinen berühmten Mesnewi *).

Zum besseren Verständniß des Folgenden schicke ich einige Andeutungen über die Lehre der Sofi voraus.

Die Sofi bilden eine mystisch muhammedanische Sekte, welche im neunten Jahrhundert in Persien und Indien entstand. Ihre Lehre heißt der Sofismus, die Lichtweisheit und Alleins-Lehre. Auf ihre Entstehung scheint der Parsismus, die Lehre Zoroasters, nicht ohne Einfluß gewesen zu sein. Licht (die Reinheit, die Weisheit), Liebe und Gott sind dem Sofi Alles-Eines, die einzige unveränderliche ewige Wesenheit, während die Welt und alle Geschöpfe nur wechselnde Gestalten und vorübergehende Erscheinungen sind, in denen sich der Ausfluß des ewigen Lichtes, d. h. der Gottheit, verkörpernd manifestirt. Das Streben der Sofi ist die Vereinigung mit Gott, worin die irdische und himmlische Glückseligkeit besteht. Zur Vereinigung mit Gott führen vier Stufen. Auf der untersten Stufe, auf der der Annäherung an Gott, stehen Jene, welche die äußeren Satzungen des Islam, wie: die täglichen Gebete mit den vorgeschriebenen Reinigungen, den Besuch der Moschee am Freitag und an Festtagen, die Fasten des Ramasan, die Wallfahrt nach Mekka, die Almosensteuer rc. befolgen. Auf der zweiten Stufe, auf dem Pfade zur Vollkommenheit, befinden sich Diejenigen, welche, im Gegensatze zur Befolgung des äußerlichen Gesetzes, durch eigene geistige Kraft und Tugend zur innern Gottesverehrung sich erheben. Durch fortwährende Versenkung in die Betrachtung der Natur, ihrer Schönheit, Ordnung und Zweckmäßigkeit und durch Erkenntniß des Wesens der Dinge steigert sich diese Kraft allmälig zur ekstatischen Anschauung, und der Mensch gelangt zur dritten Stufe, der der Wahrheit. Durch immer mehr sich steigernde Vergeistigung und Abstreifung des Irdischen erklimmt der Mensch die Stufe der un-

*) Die Cypresse ist dem Morgenländer das Bild der Freiheit, weil ihre Zweige aufwärts streben. „Sei wie die Cypresse hoch und frei!“ singt Saadi. Alle türkischen Begräbnißstätten sind mit Cypressen geschmückt, weil die Seele, von den Banden des Leibes entfesselt, erst zur wahren Freiheit gelangt.

*) Nicht minder berühmt ist sein liebliches Gedicht: „Gül u nevrus“ (die Rose und das Frühlingsfest) Ich erlaube mir, nachstehende schönen Verse aus ihm anzuführen:

„Hört, o hört das Geheimniß der Rosen,
Wie, statt mit Worten, durch Düfte sie kosen!
Aber die Nachtigall spricht es in Lauten,
Liebenden Herzen verständlichen Lauten.“

mittelbaren Vereinigung mit Gott, welche Stufe die der Erkenntniß heißt.

Diese Grundlehren der Sufi nahm Mewlana bei der Stiftung seines Ordens mehr oder minder modificirt in seine Lehre auf.

(Fortsetzung folgt.)

Pädagogische Briefe aus Paris.

Von Dr. Alb. Wittstock.

3.

Dem Franzosen ist die Universität die Gesammtheit des höheren Unterrichtswesens überhaupt, er versteht darunter nicht bloß diejenige höhere und höchste Anstalt, an welcher verschiedene gelehrte Studien getrieben werden. Wir müssen daher noch besonders von der Sorbonne sprechen. Diese ehrwürdige, ungefähr sechs Jahrhundert alte alma mater verdankt ihren Ursprung der Theologie, ja die Geschichte hat es gewollt, daß die Theologie und die Sorbonne zwei synonyme Wörter waren. Hat doch das durch die Munificenz des Cardinals Richelieu neu hergerichtete Gebäude an der einen Seite noch heute seine dazu gehörige Kirche. Der Gründer war ums Jahr 1250 Robert von Sorbon (einer kleinen Stadt in den Ardennen), ein einfacher Gelehrter, Kanonikus von Cambray, darauf von Paris, Caplan des Königs Ludwig des Heiligen. Er vereinigte hier eine kleine Gesellschaft Ecclesiastiker, Doctoren der Theologie, um hier gemeinsam zu leben und die Wissenschaft an arme Studenten zu lehren.

Das Collège zählte zunächst sechszehn Boursiers (Stipendiaten), vier von jeder „Nation". Darauf wurden die Stipendien allmälig vermehrt, je nachdem die Sorbonne Schenkungen von reichen Männern erhielt. Alsbald wurden auch die Grade von Baccalauren, Licentiaten und Doctoren ertheilt. Da die Doctorprüfungen sehr ernst und würdig und die Thesen sehr wichtig und berühmt waren, so wurde die Sorbonne bald die große theologische Autorität des Mittelalters, selbst noch der neueren Zeit bis zum Ende des 17. Jahrhunderts.

Scholastische Theologie — in diesem Worte resümirt sich die ganze Geschichte der Sorbonne. Sie bewahrte diesen Charakter in ihrem Unterricht und ihren Decreten, ungeachtet drei „königliche Professoren" vom Collège de France beigesellt wurden, ungeachtet im Jahre 1598 zwei Lehrstühle für „positive Theologie" errichtet wurden.

An politischen Ereignissen hat sich die Sorbonne oft und in allen Wechseln betheiligt. So sehen wir sie im Bunde mit dem Herzog von Burgund gegen den Herzog von Orleans und darauf gegen den Dauphin, den Sohn Karls VI. Ein Doctor der Sorbonne, der Franziskaner Jean Petit, war es, welcher den Meuchelmord Ludwigs von Orleans vertheidigte. Immer unter dem Eindruck der Kirche verdammt die Sorbonne Johanna d'Arc als Ketzerin und Hexe. Die Guisen holen sich an der Sorbonne Unterstützung und Sanction für ihre Usurpations-Projecte. Und unter Heinrich IV. wird die Doctrin vom Tyrannenmord aufrecht erhalten. Endlich unter Marie von Medicis, Ludwig XIII., Richelieu und Ludwig XIV. vereinigte sich die Sorbonne wieder mit der Monarchie der Bourbonen. Man weiß, daß Richelieu ihr Protector wurde und reiche Wohlthaten bezeichnen dieses mächtige Patronat; ebenso weiß man, daß sie unter Ludwig XIV. gegen die Prätentionen des römischen Hofes gallikanisch wurde. So hatte die Sorbonne unter den Einflüssen der Zeit und der Ereignisse alle Farben angenommen.

Die theologische Geschichte der Sorbonne ist einfacher. Die Dogmen ändern sich nicht wie die Regierungen. Ein bemerkenswerther Act war es, daß, als die Bettelmönche überhand nahmen, die Sorbonne die Unterdrückung dieser Orden verlangte. Auch für die große Gesellschaft Jesu sympathisirte dieselbe nicht. Zwischen den Jesuiten und Jansenisten hätte die Sorbonne sicherlich für die Letzteren Partei genommen, wenn der große König es erlaubt hätte. Mit dem Fall der Scholastik sank auch die Autorität der Sorbonne. Wichtige Fragen, wie diejenige des Quietismus, welcher Fénelon und Bossuet trennte, wurden direct nach Rom gebracht ohne Beihülfe der Sorbonne. Dagegen ließ man dieser volle Gewalt gegen die Philosophen und Gelehrten. Und sie verschonte auch keinen Augenblick die Mission ihrer unerbittlichen Censur. Nicht allein der Atheist Vanini, auch Ramus und Descartes, die Gegner der aristotelischen Philosophie, Montesquieu für den „Geist der Gesetze", Buffon für seine Naturgeschichte, Rousseau, Marmontel, Helvetius, Diderot, Mably, die ganze Encyclopädie, jede Entdeckung, jede Wahrheit, jede Wissenschaft fiel unter dem Streich ihrer Decrete, getreu ihrer Tradition, nach welcher einst die Gelehrten der Sorbonne in das Blut eines Johann Huß und der Märtyrer der Bartholomäusnacht ihre Hände getaucht hatten.

Außer dem Cardinal Richelieu, dem großen Schüler der Sorbonne, war es noch ein anderer Richelieu, Minister der Restauration, welcher in den Mauern des alten Hauses die „Faculté des sciences" und „Faculté des lettres" installirte. Hiermit hatte sich eine großartige Revolution in der Sorbonne vollzogen. Die alte Wissenschaft, die alte Philosophie, die alte Kritik, die Scholastik verschwanden; es entstand eine neue Sorbonne, wo Guizot der Philosophie der Geschichte eine leuchtende Bahn brach und wo Cousin die Geschichte der Philosophie mit begeisterter Sprache verkündigte.

In der Sorbonne unserer Tage ist kürzlich eine sehr nennenswerthe Veränderung eingetreten. Mit dem laufenden Semester ist nämlich das Institut der Privat-Docenten, welches bisher hier nicht existirte, eingeführt worden. Die ersten Privat-Docenten bis jetzt, etwa sechs an der Zahl, halten in einem dicht bei der Sorbonne gelegenen Saale ihre stets besuchten Vorträge über Naturwissenschaften, Philologie; auch über deutsche Literatur wird von einem jungen elsässischen Gelehrten gelesen, und der Schreiber dieser Zeilen wird im nächsten Semester die Pädagogik, ein bis jetzt unbekanntes Feld in Frankreich, beginnen.

Ehe wir die Sorbonne verlassen, wollen wir noch einen Augenblick in die Kirche eintreten, wo sich das Grabmal Richelieu's befindet, welcher den gegenwärtigen Bau veranlaßte. Der Cardinal legte selbst den ersten Stein am 15. Mai 1635, doch wurde die Kirche erst 1653 beendet. Während der Revolution wurde Richelieu's Grabmal verletzt; Näheres darüber ist dunkel geblieben. Sein Haupt wurde gestohlen und erst später mit einer gewissen Feierlichkeit restituirt. Doch zweifelt man an dessen Aechtheit. Die Kirche, welche lange Zeit geschlossen war, wurde 1825 dem Cultus zurückgegeben.

Heute versteht man unter der „Sorbonne" nicht bloß das Gebäude, sondern die Universität, d. h. die Facultäten der Theologie, der Wissenschaften und der „lettres" überhaupt. Der Besuch der Vorlesungen, die übrigens bei Weitem nicht so zahlreich sind, wie die an deutschen Universitäten (auch liest jeder Professor nicht öfter als zweimal wöchentlich), ist obligatorisch für Diejenigen, welche zu den Prüfungen und zu den Thesen für den Licenz- oder Doctorgrad zugelassen werden wollen.

Die beiden andern Facultäten, des Rechts und der Medicin, haben jede ihr besonderes Gebäude. Die Rechtsschule ist am Pantheonplatz und die medicinische Schule am place de l'école de médecine. In dem Gebäude befindet sich ein anatomisches Museum und eine ziemlich reiche Bibliothek.

Für gewisse Krankheitsgattungen ist es allerdings richtig, daß es die ersten Capacitäten in Paris gibt, aber es gibt hier auch viele Meister in dieser Wissenschaft, welche Deutsche sind, so z. B. für Augenkrankheiten. Es muß erwähnt werden, daß die Studenten hier häufig gar nicht den Meister der Wissenschaft selbst zu hören bekommen, sondern derselbe läßt sich durch seinen Assistenten vertreten. Eine nützliche Einrichtung ist es, daß sich in der Nähe der Facultät eine praktische Schule befindet, in welcher die angehenden Aerzte in der Ausübung ihres Berufes geübt werden. Die Lehrgegenstände der école de médecine umfassen: Physik, Chemie, Anatomie, Physiologie, pathologische Anatomie, innere und äußere Pathologie, Operationen, Entbindungslehre, medicinische Gesetzgebung und öffentliche Gesundheitspflege.

Es gibt nun noch viele höhere Specialschulen für einzelne Wissenschaften und Wissenschaftszweige. Im Anschluß an die Sorbonne wollen wir zunächst die höhere Lehrerbildungsanstalt Ecole normale kennen lernen. Ihre Gründung war eine Folge des Decretes des Convents vom 9. Brumaire des Jahres III. (30. Oct. 1794), sie datirt aus jener großen Epoche, wo der öffentliche Unterricht in allen seinen Graden geschaffen und Anstalten für alle Zweige der menschlichen Intelligenz gegründet ~~wurden,~~ wie die polytechnische Schule, das Museum der Naturwissenschaften, das Conservatorium der Künste und Gewerbe u. s. w. Es war dieß der vollzogene Gedanke des 18. Jahrhunderts, die realisirte Encyclopädie.

Neue Schulen bedürfen vor Allem neuer Lehrer. Zu diesem Zweck wurde die Ecole normale gegründet. Der Bericht des Volksvertreters Lakanal präcisirt den Zweck der Anstalt dahin: „In dieser Schule wird man keine Wissenschaften lehren, sondern die Kunst, sie zu lehren; beim Austritt aus dieser Schule sollen die Schüler nicht allein unterrichtete Männer sein, sondern Männer, fähig zu unterrichten."

Der Gesetz-Entwurf wurde angenommen und sofort ausgeführt. Kaum drei Monate später waren vierzehnhundert Schüler, aus allen Departements hierher geschickt, im Amphitheater des naturwissenschaftlichen Museums vereinigt unter den ersten Gelehrten der Nation, welche man „die größten Schulmeister des französischen Volkes" nannte. Ein feierlicher Rede-Act fand bei der Eröffnung nicht statt, sondern Lakanal verlas einfach das Decret des Convents, worauf sich ein ungeheurer Beifallssturm erhob. Gleich darauf begann der Mathematiker Laplace seine Lection.

Das Decret des Convents hatte ausdrücklich bestimmt, daß aller Unterricht praktisch sein müßte, was auch innegehalten wurde. Abbé Sicard, Nachfolger des Abbé de L'Epée, lehrte die Methode des Taubstummen-Unterrichts. Er brachte einen seiner Taubstummen-Schüler mit, um die Zeichensprache zu erklären. Einmal forderte er sein Auditorium, worunter auch Damen (denn alle Unterrichts-Curse waren vollkommen öffentlich) auf, man möchte dem Knaben etwas aufschreiben, er würde es verstehen. Nach mehreren mehr oder minder schwierigen Fragen sagte Jemand zu dem Schüler, er möge Denjenigen umarmen, welchen er am meisten liebt, und der Knabe küßte den „Bürger" Sicard, seinen Lehrer.

Nach dem ersten Cursus der Normalschule trat leider eine bedenkliche Reaction ein. Das erste Kaiserreich stellte allerdings im Jahr 1808 die Ecole normale wieder her, doch nicht nach den freien und öffentlichen Grundsätzen von 1795. Alles wurde reglementirt, uniformirt, casernirt. Professoren wurden nicht angestellt; die Schüler sollten „den Vorlesungen des Collège de France, der polytechnischen Schule, des naturwissenschaftlichen Museums" folgen und auch der Faculté des lettres. Die neue Schule hatte keine andere Lehrer als Repetitoren. Anstatt der budgetmäßigen Anzahl von 300 Schülern fanden sich nur 45 ein und bis zur Unterdrückung im Jahre 1826 überstieg die Schülerzahl niemals 58. Die Anstalt glich unter dem ersten Kaiserreich etwa einem Priester-Seminar. Die Restauration fand hieran nicht viel zu ändern; doch gestattete sie den Zöglingen, daß sie alle Monate einen Tag ausgehen konnten. Als aber die aus der Anstalt hervorgehenden jungen Professoren sich keineswegs als treue königliche Diener erwiesen, wurde die Schule geschlossen. Im Juli 1830 kämpften ihre Schüler mit auf den Barrikaden. Von 1830—1850 stand die Normalschule wieder in besserer Gunst. Der Unterricht wurde erweitert und tüchtige Männer wirkten an der Anstalt. Augenblicklich weht wieder ein neuer Geist des Aufschwungs.

Mannichfaltigkeiten.

(Ueber die hannoversche Silberkammer) bringt die „Weserzeitung" folgende interessante Nachrichten: Die Silberkammer ist Familieneigenthum, wenn sie auch ähnlich wie das Vermögen der Schatullcasse zum Kronfideicommiß geschlagen war. Sie ist äußerst werthvoll wegen der kunstreichen Gold- und Silberarbeiten, sie ist ein wahres Juwel für die Entwickelung dieser Künste seit den Prachtarbeiten der alten Augsburger Meister bis auf die Gegenwart. Das Welfenhaus hat stets sein Silbergeschirr auch in bösen Zeiten zu retten gewußt, wenigstens die Sachen von Kunstwerth, die in seinem Besitze waren, vom Tafelgeschirr mag öfter eingebüßt sein. So sind wahre Cabinetsstücke des fünfzehnten Jahrhunderts vorhanden, die freilich vielleicht noch übertroffen werden von dem herrlichen Rathssilberzeug auf dem Rathhause zu Lüneburg, das diese Stadt sich ebenfalls zu bewahren vermocht hat. Die Trinkgeräthe und Scherzgefäße (Attrappen) des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts stehen neben den Bedürfnissen des fürstlichen Fräuleins, das massenhafte Tafelgeschirr, der Leuchter-Vorrath, daneben die Türkenbeute aus ungarischen und den Morea-Kriegen der Prinzen des Kurfürsten Ernst August bis auf die Geschenke und Erwerbungen der Könige Ernst August und Gregor V. hin. In der französischen und der siebenjährigen Kriegszeit wurde die Silberkammer, die zum hannoverschen Hofhalte gehörte, jedesmal nach England geflüchtet; wie die Schätze in den Nöthen des dreißigjährigen Krieges gerettet sind, ist anscheinend nicht bekannt. Einen merkwürdigen Eindruck macht dieser dreißigjährige Krieg, wie verewigt, in den Geräthen: vorher die prächtigen Formen, die herrliche Kunst (doch nur in wenigen Exemplaren), dann die roheste, plumpeste Behandlung in jähem Abstand. Formen, jeglicher Schönheit bar, man hält die Sachen von ferne für erbärmliche Bleiabgüsse des einfachsten Leuchters einer ärmlichen Haushaltung, nur das Edelmetall, nicht mehr die Form machte für das krieggehärtete, rauf- und sauflustige Geschlecht in allen Stufen der Gesellschaft den Werth aus. „Die Silberkammer erhält sich selbst" war ein Lieblingsausdruck ihrer Beamteten. Der Kurfürst Ernst August hatte für Erhaltung und Mehrung ein Capital ausgeworfen, das abgängige Geschirr, soweit es nicht Kunstwerth hatte oder zur Conservirung der Reihenfolge der Formen diente, lieferte seinen Verkaufswerth dazu, und aus diesen Erträgen des „Silbercapitals", das zur Silberkammer gehörte, wurde neu angeschafft. Es sind dort einige umfangreiche vollständige Service massiven Goldes vorhanden, die Zahl der Sätze silberner Teller, der Bestecke von Dutzenden silberner Löffel, Messer, Gabeln ist enorm; die allergrößte Hofgesellschaft wurde bis zum Ende des größten Hofdiners nur von Silber bewirthet. Kundige behaupten, keine deutsche Hofhaltung, auch nicht die kaiserliche zu Wien, sei so reich ausgerüstet. Dazu kommen die massiven Toiletten (auch Waschtischgarnituren), die silbernen Spiegelrahmen und Thronsessel und Utensilien verschiedenster Art. An Tafel-Aufsätzen fehlte es während der englischen Zeit, König Ernst August ließ ihrer, irre ich nicht, an 70 in London anfertigen; einen classischen

Badanienzug bilden die kunstreichen Figuren, die sie umklettern und umspielen, das Loth kostete 1 L. Dazu kommen dann noch die zur Vermählung des damaligen Kronprinzen Georg, zum militärischen Jubiläum Ernst August's, zur Taufe des damaligen Erbprinzen dargebrachten Geschenke: das kostbare Taufbecken von der Stadt Hannover, die silberne Reiterstatue Ernst August's vom Officiercorps, der Tafelaufsatz von der Lüneburger Ritterschaft, der ostfriesische Upstalsboom. Ist so der Werth dieser Silberkammer ein ganz enormer, so wird doch der reine Metallwerth von den Meisten bei Weitem überschätzt; ich kann ihn nicht angeben, habe ihn aber von den verschiedensten Seiten verschieden von einer halben bis über drei Millionen Thaler taxiren, nämlich rathen hören; ich neige mich eher der ersten als der letzten Angabe zu. Nimmt man das verarbeitete Silber im Durchschnitt als zwölf-löthig an und sieht vom Kupfer ab, so würde ein Pfund Silbergeräth für 22½ Thaler reines Silber enthalten, und ein Gewicht von 10,000 Pfund entspricht erst einer Viertel Million Thaler Metallwerth; das Gold erhöht den Werth aber gleich beträchtlich.

(Kuppel-Einsturz.) Der Pesther „Lloyd“ schreibt: „Die Kuppel der Leopoldstädter Basilika ist zusammengestürzt! Noch vor kaum vier Wochen hatte eine Commission von Sachverständigen den Bau untersucht und dem Magistrate die Versicherung ertheilt, daß nicht nur von der vielgefürchteten Gefahr keine Spur sei, sondern daß im Gegentheile der Kuppel die ihr nach dem Bauplane bestimmte Last von etwa 25,000 Centnern getrost und ohne jede weitere Besorgniß aufgebürdet werden könne! Das Gutachten der sachverständigen Commission hat das traurigste Dementi erfahren. Die mit einem Kostenaufwande von mehr als einer viertel Million verbunden gewesene Arbeit von Jahren liegt da als ein Schutthaufen. Um halb 4 Uhr sollte sich eine Commission am Bauplatze einfinden, um der heutigen General-Versammlung der Stadt-Repräsentanz Bericht über den Zustand des Baues zu erstatten! Nun, der Bericht ist erstattet! Wenige Minuten nach 3 Uhr fand die Katastrophe des Zusammensturzes statt. Wir waren zufällig am Schauplatze derselben anwesend und hatten den furchtbar großartigen Anblick in nächster Nähe; das Ganze währte kaum fünf Secunden. Ein Krach — und die wuchtige, säulengetragene Kuppel war mitten entzwei geborsten, dann stürzte der nördliche Theil derselben hinab, die Wölbung der Kirche wie eine Glastafel zersplitternd — ein halber Angstruf rang sich aus der Brust des beklommenen Publikums — dann sah man noch den anderen Theil des geborstenen Kuppelbaues eine Secunde schwanken, dann stürzte auch dieser dem ersten nach, eine mächtige Staubwolke umhüllte den ganzen Bau, dann war es vorüber. Die Menge sah sich gegenseitig in die erblaßten Gesichter. Die ganze Katastrophe war von einem erderschütternden Getöse begleitet.“

(Cholera auf einem Schiff.) Die „Expreß“ (Abendblatt von „Daily-News“) berichtet, daß am 11. Januar das am 12. November von Hamburg ausgelaufene Schiff „Leibnitz“ in Newyork eingetroffen sei. Unter den Auswanderern, die an Bord desselben ihre Ueberfahrt machten, brach am 21. Nov. die Cholera aus. Eine junge Frau aus dem Mecklenburgischen wurde zuerst von der Seuche ergriffen und sie und ihre Landsleute, die aus einem von der Cholera heimgesuchten Districte kamen, fielen als die ersten Opfer. Eine schreckliche Ernte hielt der Tod an Bord des unglücklichen Fahrzeuges: von 145 Krankheitsfällen schlugen 105 tödtlich aus, 84 von diesen Personen waren aus Mecklenburg. Bis zum 27. Dec. wüthete die Krankheit bei warmer Witterung am schärfsten, dann trat mit kaltem Wetter eine günstigere Wendung ein und die Ueberlebenden trafen bis auf sechs bis acht in guter Gesundheit in Newyork ein. Von der Mannschaft starb nur Einer. Von den Kranken starben noch zwei auf dem Hospitalschiff „Illinois“. Von den auf der Reise Gestorbenen waren 35 Kinder, die übrigen Erwachsene. Das Schiff war bei seiner Ankunft in sehr unsauberem Zustande.

(Friedericke Goßmann) ist mit ihrem Mann, ihrem Bruder und einer befreundeten Malerin Ende December den Nil hinaufgegangen, und der Vicekönig von Aegypten hat der Schwiegertochter des österreichischen Botschafters in Konstantinopel alle möglichen Aufmerksamkeiten und Ehren erweisen zu müssen geglaubt. Den Sylvester-Abend hat die kleine Karawane auf der Insel Philä, zwischen dem ersten und zweiten Katarakt, gefeiert.

(Drahten.) Mit Bezug auf den vor einiger Zeit in der „Allg. Ztg.“ veröffentlichten Vorschlag von Dr. Sanders: statt des Fremdwortes telegraphiren — „drahten“ einzuführen, wird derselben Zeitung aus Manchester geschrieben, daß man in West-England wirklich angefangen hat, „to wire“ zu sagen, was eben drahten heißt. Leider ist nur, im Englischen wie im Deutschen, mit der Ausmerzung eines oder einiger Fremdwörter nicht viel geholfen, und namentlich die Zeitungen — müssen wir gestehen — tragen bei der Hast ihrer Herstellung nicht wenig zum Sprachverderbniß bei.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Nürnberg, 24. Januar. In der rühmlichst bekannten (von dem unvergeßlichen J. D. Burgschmiet begründeten) Erzgießerei von Lenz und Herold hierselbst geht jetzt das für Weil-der-Stadt bestimmte Denkmal Keplers allmälig seiner Vollendung entgegen. Die in großartigen Verhältnissen ausgeführte Hauptfigur des Denkmals wird schon nächstens in der Anstalt zur Ausstellung gelangen. Jüngsthin sind ihr auch bereits die von dem Director A. von Kreling hier (dem Verfertiger des Modells zum Denkmal) in großer Vollendung und wunderbarer Schärfe der Auffassung modellirten Figuren übergeben worden, welche zur Zierde des Piedestals bestimmt sind. Sie stellen den Professor der Mathematik zu Tübingen, Michael Mästlin, den Lehrer des großen Astronomen, dann Copernicus, Tycho de Brahe und Jost Burgius dar.

Speyer. Der Director O. Kramer gibt dahier mit einer Schauspielergesellschaft Vorstellungen, welche zahlreich besucht werden und freundliche Anerkennung finden.

Paris, 26. Januar. Ganz Paris unterhält sich heute von dem durchschlagenden Erfolge, welchen gestern das neue Stück von Emile Augier im Theatre Français davontrug. „Seit Marion Delorme habe ich etwas so Erschütterndes nicht gesehen“, soll der Prinz Napoleon, welcher der Vorstellung beiwohnte, geäußert haben. „Paul Forestier“, so heißt das in Versen geschriebene Schauspiel, ist nicht von der actuellen Kraft und Bedeutung des „fils de Giboyer“, aber es ist ein wahrhaft bewundernswerthes Spiel eines virtuosen Dramatikers mit den Leidenschaften, welche auf der modernen Bühne ihren Tummelplatz haben, und somit einer der bleibenden Typen des Theaters der Gegenwart. Als zum Schlusse der Dichter stürmisch gerufen wurde, erschien Herr Got, der Darsteller der Hauptrolle, und sprach die sakramentale Phrase: „Der Verfasser des Stückes, welches wir die Ehre hatten, vor Ihnen aufzuführen, ist Augier.“ Die Weglassung des „Herr“, eine feine Schmeichelei an die Adresse des Dichters, wurde von dem Publikum sogleich verstanden und durch jubelnden Beifall contrasignirt.

Der am 23. Januar in London verstorbene Schauspieler Charles Kean war erst 57 Jahre alt und zweitgeborner Sohn des berühmten Tragöden Edmond Kean, mit dem er zuletzt im Jahre 1833 in Shakespeare's „Othello“ aufgetreten war. Die Londoner Bühne hatte er schon im Jahre 1827, somit im Alter von 16 Jahren betreten. Berühmt wurde er aber erst nach dem Jahre 1830, bei seiner Heimkehr von Amerika, und seine größte Blüthezeit begann im Jahre 1838 mit seiner Darstellung des Hamlet. Vor fünf Jahren machte er mit seiner Frau, die ebenfalls Schauspielerin ist, eine große Kunstreise durch Kanada, die Vereinigten Staaten, die westindischen Inseln und Australien, die ihm einen Reingewinn von 12,000 Pfund Sterling eingebracht haben soll, doch hat er sich von den Strapazen dieser Reise nie wieder erholt.

Für die Redaktion verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Hetler & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 30. Donnerstag, den 30. Januar 1868.

Rückerinnerungen aus dem Orient.

Von Dr. Ludwig Herrmann.

(Fortsetzung.)

Die Lehre der Mewlewi kennen wir hauptsächlich aus ihren Hymnen. Alle athmen Licht, Liebe, Gott und Einheit.

Hammer hat eine dieser Hymnen übersetzt. Sie besteht aus vier Strophen. In der ersten Strophe wird das Licht, in der zweiten die Liebe, in der dritten Gott und in der vierten, der Schlußstrophe, die Einheit in mystisch-allegorischen Bildern besungen. (Erinnert dieses nicht an das freimaurerische: Licht, Liebe, Leben?)

Die Einheitsstrophe lautet:

Eins ist die Schönheit, eins der Freund, das Wort. *)
Eins ist der Leib, der Geist, der Freund, das Wort.
Eins ist das Herz, der Schatz, das Feuer eins;
Eins Lieb' und Glauben, eins der Freund, das Wort.
Eins ist das Wissen, die Erklärung eins,
Eins Herz und Zunge, eins der Freund, das Wort,
Eins Lieb' und Gram, der Schmerz, die Heilung eins;
Eins die Aufheiterung, eins der Freund, das Wort.

Während das Judenthum und der Islam nur eine auf die Religionsgenossen beschränkte Liebe kennen, preist Mewlana die allgemeine Menschenliebe.

„**Alle** Menschen sind Brüder, alle Menschen sind Geschöpfe Gottes und deßhalb **alle** unserer Liebe würdig. Die Liebe zum Geschöpf leitet auch zur Liebe zum Schöpfer."

Es wird behauptet, es existire im Orden der Mewlewi auch eine Geheimlehre, welche durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt werde, und in welche nur Wenige eingeweiht würden; es sei dies ein reiner **Deismus**, ohne Annahme einer außerordentlichen Offenbarung.

Hiefür spricht, daß der Orden der Mewlewi lang mit Bann belegt war. Als Grund für diesen Bann wird zwar die Beiziehung der Musik und des Tanzes — beide sind ebenso streng, wie das Glücksspiel und der Wein, durch das religiöse Gesetz verboten — zu ihren gottesdienstlichen Uebungen angeführt. Für den Verdacht der Irrlehre spricht aber, daß der Orden fortwährend unter strenger Beaufsichtigung der Ulema steht. Ein orthodoxer,

*) Das „Wort" scheint sich auf Jesus zu beziehen. Im Koran heißt es Cap. III: „Die Engel sagten: „„O Maria, Du sollst das Wort gebären, welches ursprünglich von Gott ist""; und Cap. IV: „Jesus, der Sohn Maria's, ist ein Gesandter Gottes und sein Wort, welches er in Maria versetzt hat, und sein Geist"; und Cap. XIX: „Das ist Jesus, der Sohn Maria's, das Wort der Wahrheit."

dem Gelehrtenstande angehörender Türke, welchen ich einst um seine Ansicht über die Mewlewi befragte, gab mir die kurze zweideutige Antwort: „Das sind eure Framasen" *).

Werfen wir einen Rückblick auf die Lehre der Mewlewi, so finden wir, wie im Eingange gesagt, einige Annäherungspunkte an das Christenthum. Wie das Christenthum als das Wesentlichste die Vergöttlichung des Menschen, die Einigung des Menschen mit Gott, betrachtet, ebenso ist der Grundcharakter des Sofismus, dem die Mewlewi anhängen, das Streben nach der Vereinigung mit Gott. Ferner, wie Jesus lehrte, daß man nicht durch buchstäbliche Befolgung der äußeren Satzungen, sondern durch inneres Verhalten, durch die sittliche Gesinnung, in das von ihm gestiftete Gottesreich gelange, ebenso lehrt der Sofismus, daß der Mensch durch die Beobachtung des äußerlichen Gesetzes des Islams nur auf die niederste Stufe der Vereinigung mit Gott gelange, während jener viel höher stehe, sich auf dem Pfade zur Vollkommenheit befinde, der sich durch eigene geistige Kraft und Tugend zur inneren Gottesverehrung erhebt.

Auch haben die Mewlewi, wie das Christenthum, die Grundsätze **der allgemeinen** Menschenliebe, der Duldung, der Selbstentsagung und Demuth in ihre Lehre aufgenommen.

Gehen wir nun zur Organisation und zu den gottesdienstlichen Uebungen des Ordens über.

Der Orden der Mewlewi steht unter einem Ordens-General, welcher seinen Sitz im Stammkloster zu Konia hat. Er ernennt die Scheiche (Vorsteher) der Klöster des Ordens, und hat die Oberaufsicht über alle Mewlewi-Klöster. Der Orden hat in allen größeren Städten des Reiches Mewlewi-Chane (Mewlewi Klöster) etablirt. In Konstantinopel sind deren zwei. Sie sind fast alle durch fromme Stiftungen gut dotirt, besonders das Stammkloster in Konia.

Die Mönche sind durch keine Gelübde an das Kloster gebunden, sie können austreten, wann sie wollen, was aber höchst selten vorkommt. Sie legen nur das Gelübde der Selbstentsagung, der Demuth und des Gehorsams ab. Während die Mönche der meisten anderen Orden nebst dem Gelübde der Armuth und des Gehorsams auch das der Keuschheit ablegen müssen, hat Mewlana, der Philosoph, Arzt und Hymnensänger der Gottes- und Menschenliebe den Mönchen des von ihm gestifteten Ordens die Ehe erlaubt. Er hielt die Liebe, welche im Schooße der Familie erblüht, die

*) Im Jahre 1755 wurde in Pera eine Freimaurerloge eröffnet, in welche sich auch viele Türken aufnehmen ließen. Sultan Mustapha III. schloß die Loge mit der Drohung, daß, sowie wieder Loge gehalten werde, er das Haus sammt den **Maurern** werde niederbrennen lassen. Unter Framason versteht der gebildete Türke theils Freimaurer, theils religiöse Freidenker überhaupt, das Volk aber denkt sich darunter Atheisten. Die Griechen und Armenier pflegen auch die Protestanten Framaseni zu nennen.

Gatten-, Eltern-, Kindes- und Geschwisterliebe nicht für profan. Die verheiratheten Mönche dürfen außerhalb des Klosters wohnen, müssen aber zweimal die Woche im Kloster schlafen und bei den im Kloster stattfindenden gemeinsamen Gebeten und sonstigen gottesdienstlichen Uebungen erscheinen.

Die Mönche erhalten vom Kloster nur Nahrung und Wohnung. Die Nahrung ist höchst einfach. Zweimal täglich zwei Platten mit Reis, Fleisch oder Gemüse. Sie speisen meist allein auf ihrer Zelle, manchmal auch zwei bis drei zusammen. Für die Kleidung und die anderen Bedürfnisse müssen sie selbst sorgen. Betteln ist ihnen verboten, dagegen erlaubt, durch Arbeit die Mittel für ihren und ihrer Familien Unterhalt zu erwerben, wobei sie jedoch in ihrem Gewissen gebunden sind, allen Luxus zu meiden und so viel sie von ihrem Verdienste entbehren können, an die Armen zu spenden.

Da in den Mewlewi-Orden das Studium der alt-persischen und alt-arabischen Literatur gepflegt wird, beschäftigen sich Viele mit Unterrichtgeben oder Abschreiben alter Manuscripte. Andere üben eine Kunst oder ein Metier aus.

Die Scheiche verwalten die Revenuen der Klöster. Sie leben wie die Mönche, sehr einfach und zeigen keinen Luxus. Der größte Theil der Kloster-Revenuen wird, für die Armen und für fromme Stiftungen verwendet.

Die Kleidung der Mönche besteht aus einem langen dunkeln, wollenen Kittel, darunter einem grünen, weitfaltigen, bis auf die Knöchel reichenden Rocke, den Kopf bedeckt eine spitzzulaufende weiße Filzmütze. Sie lassen, wie die Derwische der anderen Orden, Bart und Schnurrbart wachsen.

(Fortsetzung folgt.)

Trains Verhaftung.

London, 21. Januar.

Die Verhaftung fenischer Agenten ist in den letzten Tagen so ausgedehnt betrieben worden, daß ein Blatt, welches sonst energischen Maßregeln gegen den Geheimbund das Wort redet, heute die Mahnung ausspricht: man möge doch nicht den unbedeutendsten Menschen — denen mit einer zeitweisen Notorietät nur gedient sei — auf Kosten der englischen Steuerzahler durch solche unnöthige Arrestationen zu einem gewissen Nimbus verhelfen.

Verwunderung wird bei Manchem die Verhaftung des Amerikaners F. G. Train erzeugt haben, eines sowohl wegen seiner commerciellen Speculationen, wie wegen seiner politischen Excentricitäten bekannten Mannes, der eher als sonderbarer Kauz, denn als ernsthafte Persönlichkeit auf dem Felde der Staatsangelegenheiten zu betrachten ist.

Hier kennt man ihn wohl. Er befand sich vor einigen Jahren in London, um Straßen-Eisenbahnen nach amerikanischem Muster einzuführen, hatte aber keinen Erfolg, obgleich er sich's Mühe kosten ließ, durch Champagner-Frühstücke u. s. w. eine Bearbeitung der öffentlichen Meinung zu versuchen. Bei Redactionen, wo er eine eigenthümliche Beeinflussung probirte, lief er nach Gebühr schlimm an und die ganze Sache ging in Rauch auf.

Grollend kehrte er über den Ocean zurück und predigte seitdem den Krieg gegen England.

Mit Feuereifer sich auf die fenische Seite schlagend, hat er in einer Menge von Reden Unglaubliches geleistet; man muß die wirklichen Worte, die er gesprochen, lesen, um einen Begriff zu bekommen von diesem Gemisch von rhetorischer Geschicklichkeit und absoluter Narrethei oder vielmehr Hanswursterei. Wo er sich auch hören läßt, und gleichviel über welchen Gegenstand, es ist stets dieselbe komische Capuzinade und Bajazzo-Manier, und so bekannt ist er für diese seine Fertigkeit, die Lachmuskeln der Zuhörerschaft zu reizen, daß, wo er auch erscheint, stets eine Rotte von Schelmen hinter ihm her ist, um ihn zur Aufziehung seines rednerischen Uhrwerkes zu veranlassen und dadurch Anlaß zu einem ungeheuren Halloh zu erhalten.

Kurz ehe er von Amerika abging, hielt er in Boston noch eine feuerteufelische Harlekins-Harangue, wobei der Saal von Irländern vollgepfropft war. Er hatte dabei eine Schachtel mitgebracht, deren Inhalt anfänglich ein Mysterium war, bis er in seiner Ansprache an den Punkt gelangte, wo er, gemäß seiner demokratischen Kupferschlangen-Sympathieen, den Beweis liefern wollte, daß der „unvermeidliche Neger" das verdorbene Schoßkind der gesetzgebenden Gewalt sei, daß es sich immer, immer nur um den Neger handle, während der Irländer leer ausgehe. Da berührte Herr Train die geheimnißvolle Schachtel. Heraus sprang eine grinsende Negergruppe, mechanisch so eingerichtet, daß sie zu tanzen begann. Ein unauslöschliches Gelächter war natürlich die Belohnung dieses Eulenspiegelstreiches. Wiederholt drückte der Redner während seines an die Worte und Geberden eines Irrenhaus-Candidaten erinnernden Vortrages auf die verhängnißvolle Schachtel: jedesmal kam der Neger mit einem noch wilderen und lustigeren Tanze heraus, bis er zuletzt vor Freude fast die Arme und Beine von sich zu werfen schien. Die irische Zuhörerschaft brüllte vor Vergnügen. Was den Inhalt der Rede selbst anbelangt, so lautet dieselbe auf Krieg, Krieg, Krieg gegen England; Eintreibung der „Alabama"-Forderungen auf gewaltsamen Wege unter Aufstellung des Verlangens, daß zum Zweck der Bezahlung derselben Irland an die Vereinigten Staaten abgetreten werden sollte. Auch die Herausgabe der fenischen Gefangenen, die Bezahlung der amerikanischen Nationalschuld vermittelst Papiergeldes u. dgl. m. befürwortete Herr Train in gleich verrückter Prosa und Poesie. Dazwischen drin kam hie und da ein Korn Wahrheit, wie es bei einem ächten und rechten „Narren" (ich nehme das Wort im Shakspeare'schen Sinne) immer der Fall ist. Auch zum Präsidentschafts-Candidaten ließ Herr Train sich bei diesem Meeting durch Zuruf ernennen, wodurch der Beweis geliefert wurde, daß er es mit einem gleichgearteten Auditorium zu thun hatte.

Es wäre wohl klüger gewesen, hätte die englische Regierung keine Notiz von dem drolligen Menschen genommen. Bei seiner Verhaftung erklärte er, seiner Gesundheit wegen herübergekommen zu sein; auch habe er eine Bestallung als Correspondent der (demokratischen) „Newyork World". Vielleicht dachte man hier, Herr Train sei, wenn auch für Engländer und sonstige Menschen nur lächerlich, nicht ganz ungefährlich unter der irischen Race, und so hat man ihn denn arretirt, obwohl er gesetzlich für eine Kreuzpredigten in Amerika nicht in England kann verantwortlich gemacht werden. „Der Becher", rief er aus, als man ihn festnahm, „ist jetzt voll!" Er erwartet mit Bestimmtheit den sofortigen Krieg der Vereinigten Staaten gegen das ruchlose Albion. Dieser Trost wird ihn aufrechthalten. (Train wurde bekanntlich alsbald wieder in Freiheit gesetzt.) (N. Fr. Pr.)

Der lockere Zeisig.

In Nummer 3 der Didaskalia findet sich ein Aufsatz über „die Bigamie der Singvögel". In jenem Aufsatze wird ein Zeisig als Biconjuge aufgeführt, und dieß gibt mir eigentlich Veranlassung, den Lesern über dieses Vögelchen etwas mitzutheilen, was nicht so allgemein bekannt sein dürfte.

Bekanntlich wird dieses Thierchen in der Gefangenschaft außerordentlich schnell zahm, so daß es oft schon nach drei Tagen seinem

Herrn aus der Hand frißt. Dabei benimmt sich das Kerlchen schon nach wenigen Tagen in einer Weise, als wenn es von jeher in der ihm angewiesenen Gesellschaft und Umgebung gelebt hätte, und gehört überhaupt zu den wenigen Geschöpfen, welche, wenn auch alt eingefangen, bei richtiger Behandlung den Verlust ihrer Freiheit gar nicht zu fühlen scheinen.

Wir wollen indessen hier von den liebenswürdigen Eigenschaften dieses netten Zimmervögelchens, von der Keckheit und Schlauheit, mit welcher es dreimal größeren und stärkeren Vögeln in der Gefangenschaft ungenirt die besten Bissen vor dem Schnabel wegnimmt, von seinen Künsten als Jongleur, indem es namentlich gerne à la mouche verkehrt an der Drahtdecke des Käfigs gemüthlich auf- und abspaziert, nicht weiter reden, wir haben hier zunächst seine Stellung zur Familie im Auge. Zu demselben Geschlechte wie der Canarienvogel gehörend, in seiner gelbgrünen Färbung ihm ähnlich, von hitzigem Temperamente, liegt es bei der großen Zahmheit des Thierchens nahe, daß mit ihm sehr leicht Bastarde zu ziehen sind. Allein der kleine, flinke Bursche weiß von Zucht und Ordnung nichts, wenn ihm die Gelegenheit geboten wird, sich mit schönen Weibchen zu amüsiren; ohne die Verpflichtung der Bebrütung der Eier und des Aufflütterns der Jungen zu übernehmen, spielt der Galan im gelbgrünen Rocke viel lieber den Courtisan, den Roué.

Ich selbst beobachtete einen solchen kleinen Hans Lüderlich in einer großen Hecke, in der außer ihm drei Canarienvögelmännchen, etwa sechs Weibchen und ein Distelfink ihr munteres Wesen trieben. Der grüne Galan ließ die Gesellschaft ruhig ihre Ehebündnisse abschließen und ihre Nester bauen, er verband sich mit keinem Weibchen fest, wohl aber war bald zu bemerken, daß er bald diesem, bald jenem Weibchen den Hof machte und — horribile dictu — er wußte dafür zu sorgen, daß von den vier der angetrauten Weibchen ein jedes zu seinen rechtmäßigen Eiern ein Zeisigeichen legte. Wohl schossen die Ehemänner zuweilen wüthend auf den Galan im grünen Frack mit gelber Weste und schwarzem Bärtchen und Käppchen los, allei ganz ohne Erfolg, der lecke Räuber war zu flink; er setzte Jenen doch Hörner auf und stellte sich darnach an, als wäre gar nichts geschehen, — oder auch, als verstünde sich das Geschehene von selbst.

Die geehrten Leser und Leserinnen werden jetzt wohl wissen, woher die sprüchwörtliche Bezeichnung: „ein loderer Zeisig". G.

Mannichfaltigkeiten.

(**Die Noth und das Elend**), welche in **London** herrschen, studiren sich am besten aus den täglichen Polizeiberichten. Traurig und unersprießlich wäre es allerdings, aus ihnen von Tag zu Tag mitzutheilen, wie in diesem oder jenem Stadttheile ein Mensch todt gefunden wurde, der offenbar aus Mangel an den allernothwendigsten Lebensbedürfnissen zu Grunde ging; aber ab und zu ist es doch nothwendig, diese Polizeiberichte zu Rathe zu ziehen, um einen Einblick in den Jammer zu erhalten, der sich in dieser Riesenstadt verbirgt. 51 Personen — so lesen wir — wurden während drei Tagen der letzten Woche wegen Bettelns von einem einzigen Alderman dem City-Gefängniß überliefert und von 14 zu 21 Tagen Gefängniß bei harter Arbeit und schmaler Kost verurtheilt. Daß diese Leute jedoch nicht Bettler von Profession sind, zeigt die Thatsache, daß bei allen 51 im Ganzen nur 1 Penny, und zwar in der Tasche eines alten blinden Mannes vorgefunden wurde, und daß Viele von ihnen, Männer sowohl als Frauen, durch Mangel an Nahrung und vor den Einflüssen der Witterung schützender Kleidung bei ihrem Eintritte in das Gefängniß so schwach waren, daß sie noch arbeitsunfähig sind, und sogar das Bett hüten müssen. Fast jede Classe hat zu diesen Unglücklichen ihr Contingent gestellt, denn nicht nur sind Mütter, ihre Kinder auf den Armen, deren Männer erwerbsunfähig sind, unter ihnen, nicht nur Dienstboten, die, ohne Stelle, sich zum Betteln verdammt sehen, sondern auch Krüppel, denen selbst bei günstigeren Verhältnissen der Erwerb des Lebensunterhaltes fast unmöglich wäre, und — wie es heißt — soll sich auch ein ehemaliger Börsenmakler unter ihnen befinden, der früher im Besitze eines Vermögens von mehr als 100,000 Pfd. Sterl. war.

(**Ein gutes Geschäft.**) Wie es beim Verkauf der Kirchengüter in Italien manchmal zugeht, zeigt folgendes Beispiel, welches der „N. Z." mitgetheilt wird. Die herrliche Besitzung Persano, von zwei Flüssen begränzt, mit Weinbergen, mit mehr als 5000 Hektaren Gehölz und einem sehr dichten Wald, welcher jährlich etwa 700,000 Centner Kohlen liefern kann, sollte verkauft werden. Die Pachterträgnisse liefern jährlich 117,000 Lire, die Viehzucht 120,000 Lire, die Kohlen 2,100,000 Lire, Bauholz 600,000 Lire. Dieses Gut wurde um 2,400,000 Lire ausgeworfen, und von einem Herrn de Mazinis um 3 Millionen erstanden, d. h. gerade so viel, als die mindeste jährliche Rente des Guts beträgt, und dieses selbst ist also im eigentlichen Sinne hergeschenkt worden.

(**Amerikanische Blätter**) erzählen viel von einem in Newyork stattgefundenen „papiernen Balle" (paper ball nennen sie ihn), auf dem die Damen- und zum großen Theil auch die Herren-Toiletten aus Papier angefertigt waren. Sparsamkeit pflegt doch sonst nicht die Tugend der Newyorker eleganten Welt zu sein. Weshalb also Papier statt Battist, theuerer belgischen Spitzen und kostbarer Lioneser Seidenstoffe? Die amerikanischen Blätter geben uns darüber keinen Aufschluß, und da sie nicht ausdrücklich erzählen, daß die Toiletten aus Greenbacks, 5 — 20, 7 — 30 oder 10 — 40 Bonds zusammengesetzt waren, kann auch der Verdacht nicht aufkommen, daß der ganze Ball eine Satyre auf die amerikanische Papiergeldwirthschaft gewesen sei. Wahrscheinlicher war es Speculation eines betriebsamen Papierfabrikanten, der sich dadurch lebendige Annoncen verschaffte.

(**Rettung Schiffbrüchiger.**) Nach dem Berichte des Secretärs der „Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger" wurden im Jahre 1867 durch die Boote und Apparate der Gesellschaft von 17 Schiffen 125 Personen gerettet, gegen 141 Personen von 14 Schiffen im Jahre 1866. Dieselben vertheilen sich auf die Nordsee 17 Personen von 5 Schiffen und Ostsee 108 Personen von 12 Schiffen. Davon wurden gerettet durch 5 Rettungsgeschütze von 6 Schiffen 49 Personen und durch 8 Rettungsboote von 11 Schiffen 76 Personen. Diese 8 Boote waren mit 130 Mann bemannt.

Concert des Orchester-Vereins
am 23. Jannar.

Zieht man die mißlichen Umstände in Betracht, welchen die sogenannten Dilettantenvereine mehr oder weniger ausgesetzt sind, und worunter unpünktliches Erscheinen zu den Proben, mangelhafte Vorbildung einzelner Spieler obenan stehen, so wird man dem Dirigenten, der fortwährend mit diesen kleinen nergelnden Beschwerden zu kämpfen hat, und dem das Abhalten manche Vereinsstunde nicht gerade die rosigste Zeit des Tages sein wir, gewiß Unrecht zufügen, wollte man ihm für jedes falsche Tönchen, für jeden nicht vorgeschriebenen Paukenschlag, für jedes unschöne Geraffel der größeren Streichinstrumente u. s. w. alle Verantwortlichkeit aufbürden. Berücksichtigt man die bereits berührten Mißstände, von welchen der Orchester-Verein gewiß nicht befreit sein wird, und das jugendliche Alter der meisten Mitglieder der kaum drei Jahre alten Gesellschaft, so kann nach den Leistungen, die uns in der Ausführung der Mozart'schen Symphonie (Neo. 6 in C-dur) geboten wurden, nicht in Abrede gestellt werden, daß diese Production Ange-

sichts der obwaltenden Verhältnisse eine zufriedenstellende war. Das Publikum nahm die Vorführung besagter Composition recht warm auf, was den Mitgliedern des Orchester-Vereins gewiß ein Sporn sein wird, immer noch Besseres, Vollkommeneres zu erstreben.

Ueber den Werth der Händel'schen Arien haben wir uns schon in diesem Blatte ausgesprochen, sie stehen entschieden hinter den unvergleichlichen Chören des großen Tonsetzers. Die von Frau von Garay-Lichtmay gesungene Arie aus „Julius Cäsar" befriedigte uns auch nicht, trotz der künstlerischen Wiedergabe von Seiten der Sängerin, die mit äußerst gebildeten Stimmmitteln einen seelenvollen, schönen und geistig reifen Gesang entfaltete. Was uns nicht ansprechen konnte, war zu häufiges, unmotivirtes Tremuliren, ihr Triller, in welchem wir beinahe den prachtvollen Ton der Sängerin nicht mehr erkannten und die Wahl auch der später gesungenen Lieder, bestehend in einem Walzer und einem Proch'schen Liede in österreichischer Mundart. Obschon beide Piecen mit ganz bedeutendem Kunstgeschick ausgeführt wurden, so wäre es für Frau von Garay-Lichtmay gewiß vortheilhafter gewesen, wenn sie sich durch den Vortrag künstlerisch werthvollerer Gesänge hier eingeführt hätte.

Für den leider erkrankten Herrn Georg Müller trat der erste Bassist des Kasseler Theaters, Herr Lindemann, ein, der eine sehr schwierig ausführbare Arie aus Rossini's „Aschenbrödel" sang. Seine Kehlfertigkeit und Gewandtheit im prestissimo-Singen verschaffte ihm schnell die Gunst des ganzen Auditoriums, das sich hier ebenso dankbar zeigte, wie nach dem späteren Vortrage des Trompeters von W. Speier und eines Schumann'schen Liedes — wir wollen es nennen: es war wieder einmal „Ich grolle nicht", das wir in dieser Saison schon mehr als zur Genüge hören mußten. Was dem Sänger an Schmelz und Metall der Stimme gebricht, ersetzt er theilweise durch seinen künstlerischen Gesang.

Als dritte Gesangskraft hörten wir in diesem Concerte Frau Charlotte Reger, eine sehr musikalisch begabte Schülerin des Herrn Prof. Mulder. Sie zündet mehr durch ihre tiefe, sonore Altstimme, als durch die Klangfarbe ihres Tones, an die man sich zuerst gewöhnen muß.

Mit der Direction der Begleitung und dem Accompagnement des vocalen Theils war Herr Professor Mulder betraut, der sich denn auch in dieser Doppeleigenschaft als routinirt und sachkundig bewährte.

Herr Concertmeister M. Wolff trat nach einer langen Pause an diesem Abend wieder einmal öffentlich auf und brachte seine Tüchtigkeit auf seinem Instrumente durch den Vortrag eines Satzes aus dem Militär-Concerte von Lipinski vollständig zur Geltung. Dem Künstler haben wir nur mehr körperliche Ruhe bei seinem Spiele anzuempfehlen.

Zum Schlusse brachte der Orchester-Verein in ansprechender Ausführung Mendelssons anmuthige Ouvertüre zur „Heimkehr aus der Fremde", und zwar mit dem von dem Componisten selbst gewünschten Schlusse bei Concertaufführungen.

Ψ

Frankfurt, 29. Januar.

Der Theater-Neubau.

Vor Kriegslärm und darauf folgender allgemeiner Entmuthigung war der Theater-Neubau von der Tagesordnung der Frankfurter Presse und öffentlichen wie privaten Besprechung fast verschwunden. Dem neuen Vereine zur Föderung des öffentlichen Verkehrslebens war es vorbehalten, ihn neuerdings wieder mit Nachdruck in den Vordergrund gestellt zu haben. Der Zeitpunkt war glücklich gewählt; denn man gelangt täglich mehr zu der Ansicht, daß nur durch energisches Vorangehen auf dem Wege längst vorgesehener Verbesserungen und Unternehmungen Frankfurts Ruf und Rang als einer der ersten Verkehrsstädte nicht nur Deutschlands, sondern auch Europas, gewahrt werden könne. Mit in erster Linie mußte man hier einen Theater-Neubau erkennen. Eine Commission ist bereits ernannt, welche sich mit der Ausarbeitung hierauf bezüglicher Vorlagen und Vorschläge zu befassen haben wird. Daß bei einer ebenso folgenreichen, wie der verschiedenartigsten Auffassung zugänglichen Unternehmung mannichfache Ansichten und Meinungen aufkommen werden, ja theilweise schon bestehen, ist natürlich. Dennoch wäre es dringend zu wünschen, daß man sich wenigstens über einige der hauptsächlichsten Vorbedingungen möglichst frühzeitig einigte, um sich nicht in endlose Discussionen mannichfachster Pläne und Einzelnheiten zu verlieren, darüber die kostbare Zeit zu versäumen und schließlich doch nur Halbes oder gar Verfehltes zu erreichen. Zur Feststellung solcher Vorbedingungen und als Anhaltspunkte ihrer weiteren Discussion in der Presse, in der Commission, in Vereinen und wo sonst es förderlich sein möchte, dienen vielleicht folgende kurze Betrachtungen, beziehungsweise Sätze: 1) Frankfurt bedarf ein Theater, welches mindestens die doppelte Zahl der Zuschauer des gegenwärtigen Theaters faßt; nennen wir Kürze halber dieses neue Etablissement: Opernhaus. 2) Kleinere Bühnen neben Theater und beziehungsweise Opernhaus, wie solche theilweise schon bestehen (Circus), theils in neuerer Zeit projectirt worden sind, haben als Privat-Unternehmungen ihre Berechtigung und ihren Nutzen. 3) Ein zweites, dem jetzigen ähnliches Theaterunternehmen statt eines neuen Opernhauses, würde, insbesondere bei getrennter Verwaltung, zu gegenseitiger Abschwächung, wo nicht gar zum Ruin des einen oder anderen führen. 4) Platz und Mittel zum Bau eines Opernhauses müssen von der Stadt (wohl auch unter Beihülfe der königlichen Casse) beschafft werden. Der Bau ist auf einer Oertlichkeit und in einer Weise auszuführen, daß er in Verbindung mit einem eleganten Bazar und Aehnlichem wenigstens den größeren Theil der Zinsen des darauf verwendeten Capitals deckt. 5) Als Baustelle empfiehlt sich vor allen anderen hierwegen bereits gemachten Vorschlägen einzig und allein das weite Areal des Rahmhofes mit einer solchen Combination eines Straßen-Alignements, daß a) das Opernhaus von allen Seiten frei an einen Platz zu stehen kommen und b) das dermalige Theater für gewöhnliche Vorstellungen erhalten bleiben würde. 6) Opernhaus und Theater würden von einer einzigen (wohl der erweiterten jetzigen) Theater-Actien-Gesellschaft auf Grund eines Vertrages mit der Stadt in Verwaltung und Betrieb zu nehmen sein. Es steht nun abzuwarten, ob diese sechs Sätze sich des wünschenswerthen Grades allgemeiner Zustimmung zu erfreuen haben werden. Hoffen wir es wenigstens; denn wäre es der Fall und zeigte sich in der angebahnten Agitation für einen Theater-Neubau eine entschiedene principielle Uebereinstimmung der Ansichten, so wäre damit dem Zustandekommen des lange gehegten Projectes endlich die Bahn gebrochen.

Neuntes Museums-Concert

Freitag, den 31. Januar 1868, Abends 6½ Uhr

im großen Concertsaal.

Programm.

Erster Theil.

1) **Symphonie** in G moll von Jos. Haydn (zum ersten Male).
2) **Arie** aus der Oper „Euryanthe" von C. M. von Weber, gesungen von dem königlichen Hofopernsänger Herrn Dr. Gunz aus Hannover.
3) **Concert** für Violine in A-moll von Rode, vorgetragen von Frau Wilma Neruda-Norman aus Brünn.

Zweiter Theil.

4) **Liedervortrag** des Herrn Dr. Gunz:
   a) „Die stille Wasserrose" von Wilhelm Hill.
   b) „Fliege, Täubchen" von Ferdinand Hiller.
5) **Adagio** und **Finale** des Violinconcerts in E-dur von Henry Vieuxtemps, vorgetragen von Frau Wilma Neruda-Norman.
6) **Ouverture, Scherzo** und **Finale** von Robert Schumann.

Das Orchester, gebildet aus den Mitgliedern des Theater-Orchesters und einer Anzahl anderer hiesiger Künstler, steht unter der Leitung des Herrn Directors C. Müller.

Cassen- und Saal-Eröffnung um 5¾ Uhr.

Wegen nummerirter Sitze beliebe man sich an Herrn Hausmeister Mühlig zu wenden.

Plätz: zur ersten Gallerie zu 48 kr. und zur oberen Gallerie zu 30 kr. sind von 11—12 Uhr Vormittags und Abends an der Kasse im Saalbau zu haben.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 30. Jan.: **Er muß auf's Land**, Lustspiel in 3 Acten, nach Bayard und de Balli von W. Friedrich. Hierauf: **Bädeker**, Schwank mit Gesang in 1 Act (nach einer Idee der fliegenden Blätter) von G. Belly. Musik arrangirt von A. Conradi.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 79.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kix. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 31. Freitag, den 31. Januar 1868.

Rückerinnerungen aus dem Orient.

Von Dr. Ludwig Herrmann.

(Fortsetzung.)

Das Noviziat der Mewlewi ist sehr strenge. Es dauert 1001 Tag; die Adspiranten müssen während dieser Zeit nebst den vorgeschriebenen Gebeten die niedersten Küchen- und Garten-Arbeiten verrichten, was für sie um so drückender ist, als sie meist den besseren Ständen angehören.

Nachdem über die Aufnahme abgestimmt worden ist, erfolgt die Einweihung unter verschiedenen Ceremonien, von denen ich die wesentlichsten anführe.

Der Candidat wird von dem Bruder Küchenmeister vor den von allen Derwischen umgebenen Scheich geführt. Er küßt ihm die Hand und setzt sich vor ihm auf eine auf dem Boden ausgebreitete Matte nieder. Der Scheich nimmt ihm die Mütze ab, hält sie schwebend über dessen Haupte und recitirt persische, von Mewlana gedichtete Verse: „Es ist eine wahre Größe und wirkliche Glückseligkeit, sein Herz zu schließen den menschlichen Leidenschaften und zu entsagen den Eitelkeiten der Welt rc." Dann bedeckt er wieder das Haupt des Candidaten mit der Mütze. Dieser und der Küchenmeister setzen sich nun in demüthiger Stellung, die Hände über der Brust gekreuzt, in der Mitte des Saales auf den Boden nieder, und es spricht der Scheich: „Der Dienst des Derwisches N., unseres Bruders, möge angenehm sein vor dem Throne des Ewigen und vor den Augen unseres Stifters! Möge seine Glückseligkeit und seine Ruhe wachsen in diesem Sitze der Reinheit und Demuth, in diesen Zellen der Armuth. Sagen wir „hu" („Er" d. h. Gott) zu Ehren unseres Stifters Mewlana." Die ganze Versammlung antwortet mit „hu", worauf der Candidat das von dem Scheich ihm vorgesprochene Gelübde der Selbstentsagung, der Demuth und des Gehorsams ablegt. Der nun Aufgenommene steht auf und küßt wieder die Hand des Scheichs. Dieser gibt ihm einige väterliche Ermahnungen über die heiligen Pflichten seines Standes und fordert dann alle anwesenden Derwische auf, den neuen Mitbruder zu umarmen. Mit der allgemeinen Umarmung endet die Reception.

Den öffentlichen gottesdienstlichen Uebungen der Mewlewi wohnte ich öfters in ihren Klöstern zu Konstantinopel und einmal im Stammkloster zu Konia, wo der Ordensgeneral residirt, bei.

Im Jahre 1840 von der Pforte mit einer Mission zur Errichtung von Sanitäts-Anstalten in Kleinasien betraut, hielt ich mich mehrere Tage in Konia auf und besuchte bei dieser Gelegenheit das Stammkloster. Es ist ein umfangreiches Gebäude mit 500 Zellen und mit einem großen Garten. Etliche 80 Mönche waren anwesend, die anderen befanden sich auf Missionen. Die Mönche nahmen mich sehr freundlich auf, zeigten mir das ganze Kloster und das Grab ihres Stifters Mewlana*) (gest. 1273). Die Einrichtungen des Stammklosters waren dieselben, wie die der Mewlewiklöster in Konstantinopel, nur war der Tanz- und Betsaal größer. Auch die gottesdienstlichen Uebungen fanden auf dieselbe Weise statt, mit der einzigen Ausnahme, daß im Stammkloster der Tanz und der Gesang von mehreren musikalischen Instrumenten begleitet war.

Die öffentlichen gottesdienstlichen Uebungen finden jeden Dienstag und Freitag nach dem Mittagsgebete in dem Bet- und Tanzsaal des Klosters statt. Dieser Saal ist ein einfacher, schmuckloser, von acht Säulen getragener, mit Gallerien umgebener Pavillon. In der Mitte des Saales hängt eine große Tafel mit dem Namen des Stifters.

Den Tanz machen gewöhnlich 9, 11 oder 13 Derwische mit. Diese setzen sich in einem Halbkreise auf Schaffelle, welche auf dem Boden ausgebreitet sind, nieder. Sie bleiben etwa eine halbe Stunde in dieser Position, die Arme über die Brust gekreuzt, den Kopf zur Erde geneigt, die Augen geschlossen, und sammeln schweigend ihre Gedanken. Der Scheich und neben ihm der Neisen (Flötenspieler), sitzen in der Mitte auf einem Teppiche aufrecht. Der Scheich unterbricht zuerst die Stille durch Absingen einer zu Ehren Gottes von Mewlana gedichteten persischen Hymne, und fordert dann die Mönche auf, mit ihm die Fathia — das erste Capitel des Korans, das Hauptgebet der Moslemen, gleichsam ihr Vaterunser — zu Ehren Gottes, des Propheten und des Ordensstifters zu beten. Hierauf werden noch einige Gebete recitirt für den Sultan, für den Scheich Islam, für die Wohlthäter des Klosters, für alle rechtschaffenen Leute rc. Dann gibt der Scheich das Zeichen zum Beginne des Tanzes. Alle Mönche, mit Ausnahme des Scheiches und des Flötenspielers, stehen auf, bilden zur Linken des Scheiches eine Reihe und gehen langsamen Schrittes, die Arme gekreuzt, den Kopf gesenkt, auf den Scheich zu. So wie der erste dem Scheich gegenüber angekommen ist, macht er eine tiefe Verbeugung vor der Tafel mit dem Namen des Stifters, gewinnt in zwei Sprüngen die rechte Seite des Scheiches und beginnt zu tanzen. Der Tanz besteht darin, daß sich der Derwisch auf der rechten Ferse fünf bis sechs Minuten anhaltend, auf der-

*) Auf einer früheren Dienstreise sah ich auch in Sögüd am Ufer des Sakarja, des größten Flusses Kleinasiens, das von riesigen Cypressen und immergrünen Eichen beschattete Grab Ertoghruls, welcher der Vater Osmans, des Gründers des osmanischen Reiches war, und in Brussa die Mausoleen der sechs ersten osmanischen Sultane. Das Grab Urkhans, des zweiten Sultans (gest. 1360) befindet sich in einer zu einer Moschee umgewandelten griechischen Kirche. Dem Grabe gegenüber auf einer weißen Marmorsäule erhebt sich ein großes Kreuz von schwarzem Marmor. Urkhan hatte die Entfernung des Kreuzes aus der Kirche verboten.

selben Stelle im Kreise dreht und dann langsam vorrückend, den Scheich und den Saal fortwährend umkreist, die Augen geschlossen, anfänglich die Arme über der Brust gekreuzt, dann ausgespreizt über dem Kopfe erhoben, wobei der weite gelöste Rock einen Kreis um ihn bildet. Die anderen Mönche beginnen nach und nach auf dieselbe Weise den Tanz; jeder tanzt separat in einer gewissen Entfernung von dem anderen, erst sich, dann den Scheich und den Saal umkreisend. Der Tanz dauert zwei Stunden. Es finden gewöhnlich einige kleine Pausen statt, in welchen der Scheich Gebete recitirt. Einige ältere Mönche, meist hagere Gestalten mit bleichen, eingefallenen Gesichtern, tanzen so lange, bis sie bewußtlos niederfallen, worauf sie mit ihren Mänteln zugedeckt werden. Das Volk behauptet, daß sie in diesem Zustande Visionen haben und mit Gott verkehren. Gegen das Ende des Tanzes steht der Scheich auf und dreht sich einige Male auf derselben Stelle im Kreise, dann setzt er sich wieder und recitirt einige Gebete für das Wohl der Religion und des Staates. Die Ceremonie endet mit abermaligem Absingen von Hymnen Mewlana's.

(Fortsetzung folgt.)

Die Polen in Offenbach.

Der seltsamen Geschichte, deren Schauplatz zu Ende des vorigen und Anfangs dieses Jahrhunderts das nahe Offenbach gewesen, scheint es wie so manchen andern geschichtlichen Räthseln zu gehen: gehäufte Versuche, Lösungen und Erklärungen verscheuchen nicht sowohl das über ihnen schwebende Dunkel, als daß sie vielmehr wieder, absichtlich oder unabsichtlich, von dem nahe geglaubten Ziele ab und irre führen. Auch die kleine im vorigen Jahre erschienene Schrift von A. G. Schenk-Rinck „Die Polen in Offenbach am Main", wenn auch als Erzählung eines theilweisen Augen- und Ohrenzeugen (freilich aus allerfrühester Jugend!) von unbestreitbarem Interesse, dürfte unseres Erachtens zur eigentlichen Lösung wenig beigetragen haben.

Im Folgenden legt Schreiber dieses, selbst schon vor Jahren mit diesem neuerdings wieder mehr besprochenen Gegenstande beschäftigt, einige kritische Bemerkungen nieder.

Vielfach wird die Familie des als „Baron v. Frank" (Franck), „Polenfürst" in den 80er Jahren aufgetretenen Franck in nahe Beziehung zu der kaiserlichen Familie Romanow gebracht und gedacht, auch von Schenck-Rinck. Hält dieser auch „den alten Herrn" nicht ohne Weiteres für den im Jahre 1762 ermordeten Czaren Peter III., so könnte es einem andern Gewährsmann in seiner Schrift um so sicherer erscheinen, daß die „sogenannte unter dem Namen „polnische Gräfin" in Offenbach bekannte, aber nie gesehene (sie war keineswegs unsichtbar; auch Schenck-Rinck hat sie gesehen) Fräulein Eva v. Franck eine natürliche Tochter der Kaiserin Elisabeth von Rußland gewesen sei".

Etwas genauer angesehen werden diese Vermuthungen in Nichts zerfallen. Am positivsten wohl diejenige, welche in dem „Polackenfürsten" Peter III. erblicken will. Der verunstaltete Leichnam des am 17. Juli 1762 erwürgten Fürsten war drei Tage lang ausgestellt worden, was aber nicht verhinderte, daß 11 Jahre später bekanntlich Pugatschew sich für den ermordeten Kaiser ausgab, wie ein Rachegespenst bis Moskau vordrang und die stolze „Semiramis des Nordens" schreckte.

Die russische Hofgeschichte hat viele in Nacht gehüllte Thaten; aber ist es auch nur denkbar, daß Katharina II. ihren todtgeglaubten Gemahl in der Weise, wie Franck gelebt, habe in der Welt umherziehen lassen? Ferner: nach dem Tode Katharina's sammelte ihr Sohn Paul mit wahrhaft peinlicher Pietät alle Spuren und Erinnerungen seines unglücklichen Vaters; er suchte dessen vergessenes Grab auf und ließ für die traurigen Reste Todtengebete halten. Hätte es dem Kaiser völlig verborgen bleiben können, daß sein Vater im Jahre 1791 als der räthselhafte Herr v. Franck gestorben wäre?! Ferner: Franck als Peter III. wäre ein Cousin der natürlichen Tochter der Kaiserin Elisabeth gewesen; nur mit dem sehr wesentlichen Unterschiede, daß Er ein legitimer Sprosse, Sie ein illegitimer Zweig gewesen sein würde. Zu diesem Verhältnisse paßt das von Schenck Erzählte nicht.

Wird aber „Eva Romanowna" zur wichtigsten und Hauptperson in dem geheimnißvollen Drama, — wo bleibt man da mit der Erzählung von dem ganzen Auftreten des „alten Herrn", dessen fürstlichem Begräbniß u. dgl.? Man geräth dabei von Widersprüchen in Widersprüche, zu welchen auch noch folgende kommen: Woher die polnische Umgebung russischer Persönlichkeiten? Wie kämen ein Romanow und ein Romanowna dazu, „gläubige Katholiken" zu sein? Uebrigens hatte es ja auch mit diesem „gläubigen Katholikenthum" eine eigene Bewandtniß. Diese polnische Gesellschaft hat zwar katholische Kirchen besucht, aber der Ausübung ihres Gottesdienstes hat kein Fremder, kein nicht zu ihnen Gehöriger beiwohnen dürfen.

Beachtenswerth ist vielleicht die Existenz eines angeblichen „chemischen Laboratoriums" in den unteren Räumen des Schlosses in Offenbach.

Die Angabe: v. Franck habe aus eigenen Mitteln eine Capelle auf demselben Platze, wo jetzt die katholische Kirche steht, gebaut und der damaligen sehr kleinen mittellosen katholischen Gemeinde Offenbachs zum Geschenk gemacht, ist irrig. Erst zu Ende des Jahres 1798 (also 7 Jahre nach Francks Tode) hat der Fürst Wolfgang Ernst II. von Isenburg den Katholiken in Offenbach nicht allein die Ausübung ihrer Religion erlaubt, sondern ihnen auch einen Theil im unteren Stock seines Schlosses zur Einrichtung einer Capelle unentgeltlich hergegeben. Den Dienst eines Geistlichen der neuen katholischen Gemeinde versah einstweilen gegen eine mäßige Belohnung bis 1803 der Ex-Dominikaner Breitenbach von Frankfurt. Anderswo finden wir Fräulein Franck bis zu ihrem Tode als „holde Wohlthäterin" der katholischen Capelle durch verschiedene Geschenke bezeichnet, die man, „ohne zu übertreiben", auf 4—5000 fl. anschlagen könne.

Wenn aus derselben zeitgenössischen Quelle sich die pathetische Klage über „den gränzenlosen Luxus und die unerhörte Verschwendung des sogenannten polnischen Fürsten und seiner nachgelassenen Familie, und die Tausende von Thränen des Elendes und Verlustes unter Handwerkern, Handelsleuten und Capitalisten" anreiht, so erinnert dieß etwas stark an den h. Crispinus, welcher das Leder stahl, um den Armen Schuhe daraus zu machen!

Noch ein Umstand spricht entschieden gegen die Annahme, daß man es bei dieser polnischen Gesellschaft mit nahen Verwandten des russischen Kaiserhauses zu thun habe. Als die Geldverlegenheiten einen bedenklichen Grad, die Schulden angeblich die für damals enorme Höhe von einer Million Gulden erreicht hatten, erschien die merkwürdige, wenn man nicht sagen soll unverschämte Proclamation der drei Geschwister mit der Ankündigung naher Hilfe von „Seiner Russischen Kaiserlichen Majestät", und erfolgten die Reisen des „majestätisch schönen und bezaubernd anmuthigen" Fräuleins nach Venedig und des Roch v. Franck nach St. Petersburg, — angeblich.

Beide Reisen blieben ohne sichtbaren Erfolg und die Schuldenmasse erhöhte sich mehr und mehr. Und doch müßte, wenn die Francks mit der Kaiserin Elisabeth und Peter III. in irgend einer natürlichen Beziehung gestanden hätten, gerade jetzt ihr Waizen erst recht geblüht haben; denn auf dem Throne der Czaren saß im

Jahre 1800 Kaiser Paul I., der Sohn desselben Peter III., welchen Kaiserin Elisabeth einst zum Thronfolger erhoben hatte, und dieser Paul suchte, wie schon bemerkt, Alles hervor und überhäufte es mit Ehren und Auszeichnungen, was an seinen unglücklichen Vater erinnerte und unter dem vorausgegangenen Regimente Katharina's II. beseitigt oder verfolgt worden war. Bei den russischen Beziehungen aber an die Kaiserin Katharina II. selbst, diese „eben so große, wie in ihrem Lebenswandel berüchtigte" Frau, mit deren Ableben das Stocken der Geldquellen für die Familie Franck zusammengetroffen sein soll, zu denken, geht gleichfalls nicht. Wir finden auch nirgends eine derartige Vermuthung. Bei einem Charakter, wie derjenige der „Semiramis des Norden", ist es überdieß noch weniger wahrscheinlich, daß sie ihre „Natürlichkeiten" so in der Welt habe herumziehen und auftreten lassen, wie es mit Eva v. Franck der Fall gewesen. Und wäre diese Eva auch nur ein unschädlicher, aber dennoch irgend ein lästiger Sprosse gewesen, so zeigt die oben erwähnte Proclamation und die angebliche Usurpation des Namens einer Romanowna, wie wenig Discretion in einem solchen Falle beobachtet worden wäre.

Eva (und etwa gar noch die beiden Francks!) für ein Kind der 1762 in ihrem 53. Lebensjahre verstorbenen Kaiserin Elisabeth selbst zu halten, verbietet einfach die Chronologie.

Elisabeth hatte sich übrigens allerdings heimlich mit dem von ihr erhobenen Grafen Razumovsky vermählt; die Sprößlinge aus dieser Ehe (zufällig eine Tochter und zwei Söhne) starben alle im Kindesalter.

Was also etwa für einen Zusammenhang mit dem russischen Kaiserhofe zu sprechen scheint (der von einigen Seiten her mit auffallender Zähigkeit aufrecht zu erhalten gesucht wird) findet wohl in anderer Weise eine natürliche Erklärung. Weniger abzuweisen ist eine Mittheilung, wonach Franck auch in der politischen Geschichte Polens eine gewisse Rolle gespielt hat und dabei vielleicht um Rußland sich Verdienste erworben haben soll. Dieß würde sich mit unserer nachfolgend darzulegenden Auffassung von Franck wohl vereinigen lassen.

(Schluß folgt.)

Karl Hagen †.

Am 24. Januar verschied in Bern der Patriot und Geschichtsforscher Karl Hagen, dessen Tod Deutschland zu beklagen hat. Im kräftigsten Mannesalter wurde der Verblichene einem segensreichen Wirkungskreise entrissen. Karl Hagen war am 10. October 1810 geboren, stand somit bei seinem Tode erst im 58. Lebensjahre.

Schon in früher Jugend widmete er sich dem Studium der Philologie und Geschichte. Seinen literarischen Ruf begründete er durch sein dreibändiges Werk „Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformations-Zeitalter", welches von 1841 an in Erlangen erschien. Nicht minder glänzend war Hagens Universitäts-Carriere. Seine academische Thätigkeit in Heidelberg wird ewig unvergessen bleiben. In den Jahren, die der Revolution von 1848 vorausgingen, sammelten sich Schaaren deutscher Jünglinge, um den für Schönheit und Freiheit begeisterten jungen Mann zu hören. Seine philosophische Auffassung der Geschichte war der Magnet, welcher Studirende jeden Alters zu ihm hinzog. Die eifrige literarische Thätigkeit, welche Hagen neben seinen Universitätsvorträgen unablässig fortsetzte, hat das deutsche Volk mit Werken beschenkt, die stets eine Zierde des deutschen Namens sein werden. Hier sind zu nennen: „Zur politischen Geschichte Deutschlands" (1842), „Fragen der Zeit" (1843—1845), „Geschichte der neuesten Zeit", 2 Bände (1850—1851), „Deutsche Geschichte von Rudolph von Habsburg bis auf die neueste Zeit", 3 Bände 1855—1858).

Mit prophetischem Blicke sah Hagen die Bewegung von 1848 herankommen: als sie ausbrach, nahm er einen hervorragenden Antheil an derselben. Als Mitglied des Heidelberger Vorparlaments vom 12. März 1848, das später dem Frankfurter Platz machte, entwickelte er eine rastlose Thätigkeit. Später trat er in die National-Versammlung, wo er sich an der Abfassung der Grundrechte betheiligte. Ueberall begegnen wir dem unerschrockenen Vorkämpfer der Freiheit. Politischer Vergehen, wenn auch nicht angeklagt, so doch officiell verdächtig, wurde er in Heidelberg mehrere Jahre hindurch streng bewacht. Die Eigenschaft als lesender Professor wurde ihm entzogen.

Diese Uebergangszeit füllte Hagen mit den schon genannten Arbeiten aus, die er jetzt energischer als je zur Hand nahm. Endlich traf den treuen deutschen Mann der Ruf, den im Herbst 1855 die Regierung des Cantons Bern an ihn ergehen ließ. In Bern hat er mehr als zwölf Jahre gewirkt, als Professor der Geschichte am Gymnasium und als ordentlicher Professor desselben Faches an der Universität.

Trotz dieser anstrengenden Thätigkeit an zwei Anstalten (Hagen war zweimal Rector an der Universität) fand der Unermüdliche noch Zeit, auf dem Gebiete der Geschichtschreibung Hervorragendes zu leisten. Die herrliche Vielseitigkeit seiner Natur entwickelte sich hier auf das Allerschönste. Mit kraftvoller Energie arbeitete er sich in die Staatsarchive von Bern hinein, um unbekannte Zeitperioden meisterhaft zu beleuchten. Außerdem hatte Hagen von jeher die Kunstgeschichte in den Bereich seiner Studien gezogen. Von seiner gründlichen Kenntniß dieses Gebiets zeugt die im Jahre 1863 erschienene Arbeit, die einen deutschen Maler des 19. Jahrhunderts, Johann Michael Voitz, zum Gegenstande hatte. Viel Zeit und Geld hatte er auf eine Sammlung von Kupferstichen verwendet, die eine Zierde seines Hauses war. Nehmen wir dazu, daß Hagen ein Meister des Wortes war, daß er nicht bloß gelehrte Werke, sondern auch im edelsten Sinne des Worts populär zu schreiben verstand, so ist das Bild eines deutschen Gelehrtenlebens vor uns entrollt, wie es wohl schöner nicht gedacht werden kann.

(Heidelb. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

(Mühlhauser Arbeiter-Baugenossenschaft.) Nach dem Berichte, den der Vorsitzende des Verwaltungsrathes dieser schönen Einrichtung am 12. December v. J. erstattete, gedeiht dieselbe von Jahr zu Jahr immer erfreulicher. In den vierzehn Jahren ihres Bestehens hat die Gesellschaft 800 Häuser gebaut, wovon nur noch 70 unverkauft sind. Die Abschlagszahlungen, die im Dienstjahre 1866/67 auf die noch nicht bezahlten Häuser geleistet wurden, belaufen sich auf 186,500 Francs, und zieht man davon die als Zinsen, beziehungsweise Miethe zu berechnenden 50,000 Francs ab, so ergibt sich, daß die Häuser kaufenden Arbeiter in dem einen Jahre 136,000 Francs rein erspart haben. Die gut möblirten Wohnungen zu sechs Francs monatlich waren immer besetzt. Die Vereinsbäckerei lieferte täglich 600 Laib Brod von je $2^1/_2$ Pfund, und da dieß nicht mehr ausreicht, sollen neue Backöfen errichtet werden. Die Bibliothek wird stark benützt, der Asylsaal für kleine Kinder ist gefüllt. Und bei alledem steht die Gesellschaft sehr gut. Mit einem Actiencapital von 355,000 Francs hat sie 37 Hektaren Boden und für $2^1/_2$ Millionen Arbeiterwohnungen gekauft. Von allen Anlehen, die stets unter den günstigsten Bedingungen gemacht wurden, bleiben nur noch 922,000 Francs zu zahlen, die von den jährlich eingehenden Kaufpreisen leicht zurückerstattet werden können,

und außerdem wird man im Stande sein, ohne neue Anlehen so viele neue Häuser zu bauen, als das Bedürfniß erfordert. So schlug der Vorsitzende vor, im künftigen Frühjahre 40 neue Gebäude zu errichten, was die Versammlung ohne Weiteres angenommen hat.

(Von Wölfen verfolgt.) Zwei österreichische Officiere, erzählt die „Correspondenz Gall“, hatten Anfangs dieses Monats von Schlesien aus eine Reise in die Karpathen zu machen. Beide versahen sich mit Revolvern, bestiegen einen Schlitten, und das Gespann jagte mit Windeseile dem Gebirge zu. Ein Wald wurde glücklich passirt, und der Abend nahte heran. Plötzlich wurden die Pferde unruhig und suchten auszureißen. Der Kutscher sowohl als die beiden Officiere hatten vollauf zu thun, um die Pferde zu halten. Ein Geheul, das von rückwärts ertönte, ließ keinen Zweifel mehr übrig, daß die Reisenden von Wölfen verfolgt wurden. Die Bestien kamen bereits so nahe an den Schlitten heran, daß die Officiere vier derselben unterscheiden konnten. Voran sprengte ein riesiger Wolf. Die Revolver wurden hervorgeholt, und nach mehreren Schüssen stürzte der große Wolf getroffen zu Boden, die anderen drei sprangen dem Schlitten nach. Der von einer Todesangst geplagte Kutscher hieb auf die Pferde los. Plötzlich aber stolperte der Schlitten über einen Baumstrunk und die Reisenden lagen im Schnee. Aber auch die Wölfe hielten in der Verfolgung ein! Im nächsten Augenblicke stand das Gespann wieder aufrecht, und der Galopp und die Verfolgung gingen von Neuem los. Der eine von den Officieren feuerte, der andere lud die Revolver. Endlich brach die Nacht herein, das Gespann langte an einem Haltplatze an, wo die Officiere die Nacht über verweilten. Die Wölfe waren zurückgeblieben und jede Spur von ihnen verloren.

(Private Zeitungs-Confiscation.) Die Berliner „Gerichts-Ztg.“ schreibt: „Ende vorigen Jahres wurden die ganzen Auflagen einer Beilage zweier der gelesensten hiesigen Zeitungen auf eigenthümliche Art vernichtet: Einer unserer reichsten Mitbürger, ein Commerzienrath, hat eine eben so schöne als geistreiche Tochter. Dieselbe gab einem jungen Arzte, auf vieles Zureden ihrer Eltern, an einem Tage der Weihnachtswoche ihr „Jawort“, d. h. beide Leute verlobten sich. Diese freudige Nachricht beeilten sich die Eltern der Braut in dem üblichen Inserate durch die Zeitungen allen lieben Freunden und Verwandten mitzutheilen. Die Inserate wurden am Morgen nach der Verlobung in die Druckerei gebracht. Unglücklicher Weise fand aber an demselben Tage zwischen den beiden Verlobten eine Meinungsdifferenz statt, die nur mit der sofortigen Auflösung der Verlobung ausgeglichen wurde. Der hierüber erzürnte Commerzienrath wollte nun wenigstens nicht eine Verlobung anzeigen, die bereits wieder aufgehoben war, eilte spornstreichs in die beiden Zeitungs-Expeditionen, um das Inserat wieder zurückzunehmen; aber es war zu spät, sie waren schon abgedruckt. Es blieb ihm somit nichts weiter übrig, als die ganze Auflage der betreffenden Beilagen aufzukaufen und neue drucken zu lassen, in denen die Verlobungs-Anzeige fehlte. Der Spaß kostete ihm einige Hundert Thaler.“

Correspondenzen.

Leipzig, 29. Januar.

Einweihung des neuen Stadttheaters zu Leipzig.

Selten befand sich Leipzig in den letzten Jahrzehnten in Kunstangelegenheiten dermaßen in Aufregung, als gestern. Es galt das auf dem Augustusplatze von 1866 bis heuer fertiggebaute neue Stadttheater würdig und solenn zu eröffnen. Eine Woche sprach Jedermann in Gesellschaft kaum von etwas Anderem zum Anfang, als von dieser Kunstfrage. In früheren Jahrzehnten, wo die Kunst überhaupt eine größere Rolle im Leben spielte, kamen solche Aufregungen öfter vor, dergestalt, daß uns Jüngern eigentlich die Schilderungen jenes ausbündigen, jetzt überwundenen, Kunstenthusiasmus für einzelne Dichterwerke, Dichter oder Künstler und Künstlerinnen geradezu märchenhaft erscheint. Ein sehr großer Theil der disponiblen Plätze im Zuschauerraum war an Eingeladene des Raths vertheilt worden. Zahlreiche Einladungen waren auch nach auswärts ergangen und waren angenommen worden. Der König Johann von Sachsen, die Königin, das kronprinzliche Paar, Prinzessin Amalie, des Königs hochbejahrte Schwester, selber Dichterin, waren der Einladung gefolgt und wohnten in der Mitte des „Balcons“ der Vorstellung mit sichtbarer Befriedigung von Anfang (6 Uhr) bis zu Ende (9½ Uhr) bei, empfangen von einem Hoch des Publikums, dessen Sprecher leider stecken blieb. Links von der königlichen Loge, in der sich die Bürgermeister und der Rector der Universität befanden, waren die diplomatischen Corps, zumeist in Uniformen, (nur der bayerische, der italienische und noch ein dritter erschienen in Civil), rechts die hiesigen Beamten und Garnisonsgrößen in alterthümlicher und auffallender Hoftracht placirt. Der Damenflor, die herrliche Beleuchtung, die schöne Decoration in pompejanischem Geschmacke, roth mit Gold und weiß, gaben dem Hause ein überaus glänzendes, wahrhaft großstädtisches Ansehen und brachten eine gehobene Feststimmung hervor. Von dem Festspiel: „Die Heimath der Künste“ von Hofrath Dr. Rudolph Gottschall mit drei lebenden Bildern, von der Aufführung der „Iphigenie“ Goethe's mit vorausgehender Ouverture zu Glucks „Iphigenie“ bleibt mir nur zu sagen übrig, daß Alles in würdigster Weise in Scene ging, die Stücke durch die Darsteller in das beste Licht gesetzt wurden und den Eindruck des Weihevollen und Hochclassischen nicht verfehlten. Ich möchte nur Fräulein Clara Ziegler, die Darstellerin der Iphigenie, in erster Linie rühmend hervorheben, welche in Spiel, Erscheinung und Vortrag höchlich befriedigte. Auch in den Decorationen wurde gestern Abend einmal Leipzig wieder gezeigt, was die Kunst und die Farbentechnik selbst dem Gaslicht zum Trotz jetzt darin leisten können.

Literatur-Notizen.

„Gaea“ III. 9 enthält die Fortsetzung der reizenden Naturbilder Lallemants vom Amazonenstrome, insbesondere von seinen thierischen Bewohnern und Anwohnern, deren Wesen und Leben unter den merkwürdigsten, an Darwin's Theorieen erinnernden, Einflüssen jener mächtigen Stromnatur sich entwickelt. Kesseler schildert den Suez-Kanal und seine Umgebungen. Klein setzt seine Besprechungen der Planeten fort. Andere Aufsätze sind der Kunde der Witterung, der Meteore, der Gestirne ꝛc. gewidmet.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 31. Jan.: Die Anna-Lise, Schauspiel in 5 Acten von H. Hersch.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 80.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 32. Samstag, den 1. Februar 1868.

Rückerinnerungen aus dem Orient.

Von Dr. Ludwig Herrmann.

(Fortsetzung.)

Die Nei *) begleitet stets den Gesang und den Tanz. Sie folgt der Poesie Schritt für Schritt, gibt exact die Zahl, das Maß, die Cadenz der Verse und die Gefühle wieder, die diese ausdrücken.

Die Melodieen haben eine sanfte, pathetische Expression in langsamem Maße und in halben Tönen. Durch alle klingt die Sehnsucht nach der Vereinigung mit Gott.

Im Stammkloster zu Konia sah ich bei den öffentlichen Andachtsübungen außer der Nei noch vier andere Instrumente in Anwendung, nämlich die Castagnetten und das Tambourin, um die Tänzer anzufeuern und im Takte zu erhalten, und die Altviole und das Kanun (Davidsharfe) zur Begleitung des Gesanges.

Hammer sagt in seinem „Constantinopolis und der Bosporos", dieser mystische Tanz, in welchem sich Jeder um seinen eigenen Mittelpunkt dreht und Alle um den in der Mitte sitzenden Scheich sich bewegen, stelle den Reigen der Gestirne vor, die, sich um den Mittelpunkt der Welt bewegend, die Harmonie der Sphären bilden. Ein Mewlewi-Derwisch gab mir die Erklärung, daß der in der Mitte sitzende Scheich das ewige, unerschaffene Licht, die Quelle alles Lebens, die Urkraft, d. h. die Gottheit, bedeute, von der das Leben und die Bewegung aller Körper ausgehe und um die sich alle bewegen; nebst dem bedeute die andauernd kreisförmige Bewegung der Derwische um den Scheich, daß sie die Allgegenwart der Gottheit anerkennen und allenthalben ihre Nähe suchen; die Erhebung der Arme während des Tanzes bedeute die Bitte um die himmlische Wohlthat der Erleuchtung durch das ewige Licht. Der ganze Orden lebt eben in Symbolen, Bildern und Allegorien. Was der muham. Philosoph Mewlana nicht offen aussprechen durfte, das hüllte er als Dichter in mystische Bilder und Allegorien ein. Während die Derwische der andern Orden meist finstere, anmaßende, mit dem Glanze des Heiligenscheins prunkende Zeloten sind, die ihren Christen- und Frankenhaß bei jeder Gelegenheit kund geben, sind die Mewlewi bescheiden, leutselig, umgänglich, sehr tolerant gegen Christen und besonders zuvorkommend gegen gebildete Europäer, und üben die Tugend der Mildthätigkeit aus, ohne bei ihren Gaben einen Unterschied in der Religion der Bedürftigen zu machen. Sie heucheln keine ascetische Weltentsagung, glauben sich nicht durch Berührung mit der Welt zu besudeln, sondern mischen sich unter das Volk und besuchen die Kaffeehäuser, ohne jedoch hier Geschäfte in Politik zu machen.

Der Orden der Mewlewi trat den Reformen der drei letzten Sultane (Selim III., Mahmud II., Abdul-Medschids) nie feindselig entgegen, während die Derwische der andern Mönchsorden sich stets allen Neuerungen abhold zeigten und gegen sie beim Volke intriguirten.

Besonders fanatische Glaubenseiferer, aber dabei im Geheimen Lastern aller Art ergeben, waren die den Janitscharen verbrüderten Bektaschi, die geistliche Bruderschaft der Herren des Säbels *). Weil sie in die Janitscharen-Empörungen gegen Sultan Selim und gegen Sultan Mahmud verwickelt waren, löste der Letztere im Jahre 1826 nach der Vernichtung der Janitscharen den Orden der Bektaschi auf, ließ seine Klöster schleifen und den Scheich und mehrere Mönche in Konstantinopel öffentlich enthaupten. Auch in die große Verschwörung des Jahres 1831, welche die Ermordung Sultan Mahmuds und aller Franken und die Niederbrennung der christlichen Vorstädte Galata und Pera zum Ziele hatte, waren Derwische verschiedener Orden, aber keine Mewlewi verwickelt.

Die osmanischen Sultane hatten stets eine große Vorliebe für den Orden der Mewlewi. Abdul Medschid sah ich sehr oft sich in das Mewlewi-Kloster Pera's begeben und dort den gottesdienstlichen Uebungen vom Anfange bis zum Ende beiwohnen **). Mehrere Sultane haben Mewlewi-Klöster reichlich beschenkt. Der Ordensgeneral der Mewlewi hat die Ehre, die Umgürtung der Sultane mit dem Säbel Osmans, welche nach der Thronbesteigung in der Moschee Ejub stattfindet, und der abendländischen Krönung entspricht, vorzunehmen. Dieß beruht auf der Ueberlieferung, daß der Stifter des Ordens, Mewlana, einst in Konia den Gründer des Reiches, Osman, gesegnet und zu Gott gefleht habe, er möge ihm und seinen Nachkommen Gunst und Glück gewähren.

Während meines Aufenthaltes in Konstantinopel kam ich mit zwei Mönchen aus dem Mewlewi-Kloster Pera's in Berührung. Mit dem einen, dem Scheiche des Klosters, Kudret Ulaa Effendi, traf ich einige Male an dem Krankenbette eines hohen Offizieres der Marine, welcher aus der ägyptischen Gefangenschaft ein chronisches Leberleiden mitgebracht hatte, zusammen. Er munterte den wahrscheinlich der bürgerlichen Bruderschaft der Mewlewi angehö-

*) So heißt die Flöte der Mewlewi; sie ist von Rohr und ziemlich groß und klingt bald wie unsere Flöte, bald wie eine Menschenstimme. Mewlana beginnt sein berühmtes Gedicht Mesnewi mit Anrufung der Nei statt der Musen: „Singe mir, Flöte ꝛc."

*) Im Gegensatze zu diesen pflegte man die Mewlewi die geistliche Bruderschaft der Herren der Feder, d. h. der Gelehrten, zu nennen.

**) Mit Unrecht machten sich Correspondenten europäischer Zeitungen „über die kindischen Freuden des jungen Padischah an den Bocksprüngen der verrückten Derwische" lustig. Den sanften, gefühlvollen Abdul Medschid, der ein großer Verehrer der morgenländischen Poesie und Musik war, zogen nicht die Tänze der Mewlewi, sondern die bilderreichen schwungvollen Hymnen und ihre rührenden, Liebe und Sehnsucht hauchenden Melodieen an.

renden Kranken auf die freundlichste Weise zur gottergebenen Ertragung seines schweren Leidens auf.

„Schmerz und Gram" — meinte er — „habe Gott in die Welt gesandt zur Läuterung der Seele, zur Mahnung an das Jenseits ꝛc."

Kudret Effendi war ein siebzigjähriger leutseliger, stets heiterer Greis mit edlen Gesichtszügen und silberweißem Barte. In Konstantinopel stand er im Rufe großen Wissens als orientalischer Sprach- und Alterthumsforscher. Er sprach sich mir gegenüber, im Gegensatze zu den meisten türkischen Gelehrten, beifällig über die Einführung der französischen Sprache für die Vorträge in der medicinischen Schule von Galata Serai aus. Er war der Ansicht, hierdurch werde vielen jungen Leuten der Weg angebahnt, sich nebst der Medicin mit den abendländischen Wissenschaften überhaupt bekannt zu machen, und es werde so mit der Zeit wohl manches tiefeingewurzelte Vorurtheil beseitigt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Polen in Offenbach.

(Schluß.)

Ehe wir auf Grund Dessen, was über Frank wirklich geschichtlich bekannt ist, weiter gehen, möchten wir vor Allem warnen, daß man sich durch Einzelheiten von scheinbar noch so außerordentlicher Natur nicht ohne Weiteres irre führen lasse. Aus der Ferne der Zeit erscheint Vieles großartiger, romantischer (auch die Erinnerung an die „bezaubernde, herrliche Eva", das „Engelsbild"), als wenn es heute vor unseren nüchternen leiblichen und kritisch geübteren Augen vorübergehen würde. Es war auch damals nicht Alles Gold, was glänzte. Eine Menge, die sich schier schon glücklich fühlte, wenn sie nur beim Ausfahren der geheimnißvollen Herrschaften in streng verhüllten Wagen Angesichts einer selbst wieder sich sklavisch vor der Herrschaft niederwerfenden Dienerschaft „mit entblößtem Haupte stehen" bleiben konnte, läßt keine urtheilsfähige Beobachtung erwarten, namentlich zu einer Zeit, wo das durch geistlichen und weltlichen Despotismus geschreckte Bürgerthum vielfach an nervloser Zahmheit und Entwürdigung litt; ebensowenig übten wohl Diejenigen Kritik, welche etwa mit der verschwenderischen Familie Frank anscheinend oder wirklich gewinnreiche Geschäfte machen zu können glaubten oder auch machten. Den Geprellten aber mag Aerger über sich selbst oder Scham den Mund verschlossen haben; und die Presse lag damals, besonders für Derartiges, fast noch in den Windeln.

Was die Duldung „eines regierenden deutschen Fürsten" betrifft, so sind wir in dieser Beziehung am wenigsten zu Concessionen geneigt. Zu was Allem hat sich ein kleiner „regierender Fürst des h. römischen Reichs, namentlich in so kläglichen Finanzverhältnissen, wie der damalige Fürst von Isenburg gewesen, nicht verstehen können?! Und falls nicht Er, so dann irgend hochfürstliche Untergebene, die man wirksam zu gewinnen verstand. Uebrigens kann ja auch der Fürst von Isenburg zu den Getäuschten gehört haben. (Seltsam genug wäre es, wenn, wie ganz neuerdings versichert wird, die Isenburg-Birsteinischen Archive wirklich durchaus nichts auf Frank Bezügliches enthielten; der Gründe ließen sich jedoch mehrere denken.)

Das 18. Jahrhundert war ein äußerst fruchtbarer Boden für Abenteurer aller Art, durch welche gelegentlich noch ganz andere Potentaten betrogen und getäuscht worden sind, als ein kleiner deutscher Fürst. Weltlicher und geistlicher Charlatanismus standen in der Blüthe; durch gierige Goldkocherei, Diamantenschmelzerei und derlei Ausgeburten einer genuß- und geldsüchtigen Generation betrog man sich und Andere, und bei emancipirten Freidenkern fand sich gerade noch genug unsinnigster Aberglaube, um sie die spottwerthe Beute gaukelnder Geisterbanner und verschmitzter Magiker werden zu lassen. Es war das Zeitalter der Philadelphia, der Cagliostro, der Grafen von St. Germain und einer Menge anderer mehr politischer Abenteurer.

Ein St. Germain — dieß ist nur Einer seiner vielen Namen — stand in der Achtung eines Königs, Ludwig XV., dem er auch ein Laboratorium baute, und im Vertrauen der Marquise de Pompadour, schmolz Diamanten, warf mit fürstlicher Freigebigkeit Gold und Edelsteine um sich, wurde mit geheimen Aufträgen beehrt, spielte bei der russischen Revolution 1762 eine Rolle, und soll in Schleswig bei dem Prinzen Karl von Hessen-Kassel, dänischem Statthalter der Herzogthümer Schleswig und Holstein, gestorben sein, obgleich Voltaire über ihn an Friedrich den Großen geschrieben hatte: „Er ist ein Mann, der nicht stirbt und Alles weiß." Außerdem behauptete St. Germain selbst, daß „er nicht esse". Vielleicht gehörte der Offenbacher „Polackenfürst" auch zu den Auserlesenen, „die nicht sterben".

Zwei jüdische Gelehrte, P. Beer und J. M. Jost, haben sich in ihren Geschichtswerken ausführlicher mit Frank beschäftigt. Darnach hat sich Frank, eigentlich Dobruschki genannt, und seines Zeichens ein Branntweinbrenner, von der wahrscheinlich weniger gewinnreichen Erzeugung polnischen Fusels, später der Kabbala (jüdischen Geheimlehre) zugewendet, die ja ihrer Zeit zu Allem gut sein und auch ihm ersichtlich goldene Früchte tragen sollte. Ob nun Frank mit seinen Anhängern der Ausläufer der im 17. Jahrhundert von Schabbthi Zebi (Zabathai Tzevi) gebildeten jüdischen Secte der Sabbathianer gewesen, oder das Glaubenssystem dieser Secte nach Zeit und Umständen umgewandelt oder eine ganz neue Secte gegründet hat, mag, wenn nicht für die wissenschaftliche Forschung, doch für die hier in Betracht kommenden Gesichtspunkte ziemlich gleichgültig sein. In Franks Hause wurde ohne Zweifel ein kabbalistischer, auf Vermengung jüdisch-christlicher Ideen beruhender Cultus förmlich geübt.

Wir knüpfen hier eine Mittheilung an, wonach Frank, ein durch Juwelenhandel reich gewordener moldauischer Jude, in Warschau eine Secte getaufter Juden, die nichtsdestoweniger im Geheimen als Juden fortlebten, gestiftet und vielleicht der für Polen so verhängnißvoll gewordenen jesuitischen Partei gedient, daneben aber auch, wie der Verdacht ging, mit der russischen Partei in Verbindung gestanden habe. Als die Dinge sich in Polen zur letzten Katastrophe neigten, und damit der Boden für Frank zu gefährlich geworden, zog er sich nach Deutschland auf das Territorium eines souveränen Kleinfürsten des an Altersschwäche hinsiechenden deutschen Reiches zurück, um durch einen polnischen Pomp, so lange die verschiedenen Quellen flossen, — die Augen gutmüthiger Deutschen und selbst kleiner Landesherren zu blenden. Diese Andeutung spricht nur für die Vielseitigkeit des immerhin merkwürdigen Mannes, der in seinem abenteuerlichen Leben je nach Umständen die verschiedensten Rollen gespielt und Jedem das gerade Gewünschte geboten zu haben scheint. Der obengenannte Zabathai Tzevi hatte sich (wie uns vor Jahren schon ein der Kabbala nachgehender Gelehrter erzählte) für einen Messias und König der Juden ausgegeben und wurde schließlich enthauptet. In den Augen mancher Gläubigen lebte er jedoch fort. Möglich, daß Frank den Einen für den (doch wohl unsterblichen?) Messias gegolten, Andern nur der Apostel des Zabathai gewesen. Für die verirrte religiöse Phantasie gibt es keine bestimmte Gränze; das Wunderlichste ist ihr nicht wunderlich genug. Dazu paßt denn auch die Annahme des jüdisch-christianisirenden Charakters der Frankisten, welcher Manches erklärt, was außerdem, einseitig entweder nur mit dem

orthodoxen Judenthum, oder mit einem gleich intoleranten Christenthum in Verbindung gebracht, nur verwirren könnte. Zudem weiß man, daß eine Abzweigung der jüngeren Kabbala den Uebertritt zu andern Confessionen in Zeiten der Noth und deswillen gestattete, weil ihr Messias sämmtliche Confessionen zu einigen (freilich!) bestimmt sei.

Es müßte Wunder nehmen, wenn dem Offenbacher Drama ein Moment und Element fehlen würde, das bei keiner religiösen Schwärmerei, welche die Form einer Secte annimmt, vermißt wird. In der jüdischen Zeitschrift „Achawa für 1868“ findet sich die Mittheilung eines greisen jüdischen Industriellen aus Prag reproducirt, der anderthalb Jahre (angeblich von 1797 an; doch ist die Chronologie dieses Berichtes in Unordnung) in dem räthselhaften Kreise zugebracht hat. Aus dieser Erzählung erscheint uns eine Zeile die beachtenswertheste, in welcher die Rede ist von „Demjenigen, welcher dazu auserwählt ist, mit Tiphereth (der Schönheit) sich zu einigen; von ihm wird der Welterlöser geboren.“ In den hebräischen Vorträgen wurde immer von einem als Malchuth (das Reich) bezeichneten Allen gesprochen, den aber Niemand (von der weiteren Umgebung) zu sehen bekam. War die allgemein als so schön geschilderte Eva die Tiphereth? Sehr wahrscheinlich. Dann aber war Franck für seine Anhänger (wenigstens für Diejenigen, welche, wie eben erwähnt, sprachen) nicht der „König Messias“, wie es in einer Nachschrift der Redaction der „Achawa“ heißt, sondern „Malchuth“, oder der nothwendige Vermittler für die Auffindung des „Auserwählten“, von welchem der Welterlöser mit Tipheret gezeugt werden sollte. Warum dieß nicht geschehen, mag man sich einfach physiologisch erklären.

Franck, und was von eigentlichen Sectirern in Offenbach noch um ihn gewesen sein mag, machte keine Propaganda. Die Erklärung dürfte nahe liegen. Wir haben es in Offenbach im Grunde nicht mehr mit der Secte zu thun, sondern mit deren Haupte, das sich aus irgend einem Grunde (vergl. oben) aus der unmittelbaren Nähe der Gläubigen entfernt hatte. Wir haben ferner in Franck vielleicht nicht den Stifter, den ersten Propheten der Secte vor uns, sondern Denjenigen, der etwa die Rolle des ersten Propheten, und zwar dann in Folge eines Wunders, spielte, also — wohlbemerkt! — nicht den Fanatiker, sondern mit Einem scharfen Worte: den Betrüger. Der Fanatiker Franck hätte wahrscheinlich Offenbach und seine Umgebung durch seine Propaganda beunruhigt und geärgert; der Betrüger Franck hielt sich wohlweislich ruhig, suchte seiner Umgebung durch orientalischen Pomp zu imponiren, die hohe Obrigkeit und Polizei zu gewinnen oder zu lähmen (daher die sonst unbegreifliche Polizeilosigkeit des Polenhauses), — und brachte dieß Alles fertig durch die Mittel der Gläubigen, und als diese sparsamer oder gar nicht mehr flossen, durch die Mittel der gleich leichtgläubigen Gläubiger, durch colossale Schulden. Begreift man, was es heißen will, wenn man liest, daß die Schuldenmasse im Jahr 1799 — vor 68 Jahren — bereits 1 Million Gulden, achtzehn Jahre später sogar 3 Millionen betragen habe?! Darin, daß dies möglich gewesen, in dem damaligen Offenbach möglich gewesen, möchten wir schier ein größeres Wunder erblicken, als in der unserer Voraussetzung nach stattgefundenen Ausbeutung einer in ihren Anhängern damals wahrscheinlich zerstreuten oder sonst lahmgelegten Secte. Auch muß die Höhe dieser Schulden die Quote der Gläubigen bedeutend vermindern; und wahrscheinlich ist die letztere ungeschmälert nur bis zu dem Tode Francks (1791) geflossen. Der unerwartete Tod eines vermeintlich „Unsterblichen“, wenn auch Entfernteren noch eine Zeitlang verborgen geblieben, mag manche Täuschung zerstört haben. Für die Comödie einer neuen Auferstehung war die Zeit nicht mehr günstig.

Die Reisen der Geschwister hatten den eingestandenen Zweck der Eröffnung neuer Hülfsquellen; schwerlich in Petersburg; denn hätte „Fräulein Eva“ bis an ihr Ende angeblich „ängstlich und streng bewacht“ werden müssen, so hätten Diejenigen, welchen an dieser Bewachung liegen mußte, wohl auch das pecuniäre Ressort nicht so vernachlässigt. (Wer würde im Jahr 1813 bestimmender dynastischer Kerkermeister gewesen sein? Kaiser Alexander. Der angebliche Besuch des, übrigens noch den Frauen und der Mystik besonders holden, Kaisers brachte aber keine Veränderung in die bankerotte Polenwirthschaft.) Mit der Fruchtlosigkeit jener Reisen begann in Offenbach der theilweise Abfall und die Fahnenflucht. Immer mehr von dem Gefolge verließen den bisherigen Schauplatz und kehrten in ihr Vaterland zurück — wohin, weiß Gott. Zurückgebliebene Frauen fanden allerlei Verdienst; die Männer trieben Handel; auch von „Juwelenhandel“ ist die Rede. Juwelen, kostbarer Schmuck ꝛc. spielten auch in der Franck'schen Geschichte eine Rolle, wie in allen Abenteurergeschichten der vergangenen Jahrhunderte.

Unwillkürlich kam uns bei dem sich möglichst ungesehen haltenden „alten Herren“ jener „verschleierte Prophet von Khorasan“ in den Sinn, den manche Leser vielleicht eher aus Thomas Moore's phantasievollem Gedichte in Lalla Rookh, als aus der Geschichte kennen. Aber dem im philisterhaften Westen, im kleinbürgerlichen Offenbach weilenden Abenteurer Franck fehlt die schauerliche Romantik, die blutige Propaganda des fanatischen Betrügers Mokanna und als Hintergrund der weite, von den Völkerwogen noch überfluthete Orient.

Das Wesentlichste an dem Offenbacher Räthsel vermögen wir nur auf das Gebiet der religiösen Verirrungen und Abenteuerlichkeiten zu verweisen, nicht in die Chronique scandaleuse fürstlicher Familien.

Dr. L—n.

Mannichfaltigkeiten.

(„Oesterreich in der zwölften Stunde.“) So nennt sich ein neuer Sonnettenkranz von dem heimischen Dichter Karl Beck. Der Dichter schildert erst das Oesterreich in früherer reactionärer Zeit und fährt dann fort:

Als einst der Wälsche tückisch Dich verrathen,
Des Ungarlands Oceane Dich umwehten,
Sang herzenstief ein bester der Poeten
Ein bestes Lied dem besten der Soldaten.

Jetzt, — nicht wo Rosse wild die Flur zertreten,
Und greise Mütter, ach, des Sohns entrathen,
Dort, wo das Eisen schafft in Gartenbeeten,
Zum Ackerpflug sich hämmern läßt, zum Spaten

Zur Schiene wird, die nah das Fernste bringt,
Zum Drahte wird, der unser Wort beschwingt,
Dort, wo die Mühle geht, der Weber webt

Wo nun der kleinste Theil zum Ganzen strebt,
Wo Alles süß befriedigt, frei und gleich,
In diesem Lager bist Du, Oesterreich.

(Tödtung aus religiösem Fanatismus.) Vor dem Todtenschaugerichte zu Blackfriars, London, enthüllte sich neulich bei Gelegenheit einer Untersuchung über die Leiche eines 14 Monat alten Kindes ein trauriges Bild von religiösem Fanatismus. Das Kind war die Tochter eines Elternpaares, das einer Secte, genannt „Die Auserwählten“ (Peculiar People), angehörte. Obgleich ein Mädchen, wurde es nach einem Kirchenheiligen „Louis“ genannt. Es war am Keuchhusten erkrankt und statt die Hülfe eines Arztes in Anspruch zu nehmen, wurden die Vorsteher der Kirche zusammenberufen, um das Kind zu salben und Gott um die Heilung desselben zu bitten. Außerdem wurden dem Kinde schädliche Hausmittel, unter anderen Rum mit Wasser vermischt, verabreicht. Das

Kind wurde schlimmer und starb. Auf die Frage des Leichenbeschauers an die Mutter des Kindes, warum sie keinen Arzt gerufen, antwortete sie: „Ich handelte nach dem Wort Gottes, das da sagt: „Verflucht der Mann, der sein Vertrauen auf Menschen setzt“ und ferner „Verlaß dich nicht auf den Arm des Fleisches“. Ein Vorsteher der Kirche erschien vor Gericht und verlas die Glaubens-Artikel der Secte, woraus allerdings hervorging, daß in Krankheitsfällen von Mitgliedern nie die Hülfe eines Arztes in Anspruch genommen werden darf und Heilung nur von Gott erwartet wird. Auf die Frage eines Geschworenen, was gethan werde, wenn Jemand ein Bein bräche, antwortete der fromme Mann: „Gott sagt: Die Gebeine eines Rechtschaffenen werden nie gebrochen werden.“ Die Jury gab jedoch ein Verdict auf „fahrlässige Tödtung“ und verwies die Eltern des Kindes vor die Assisen.

Concert des Herrn S. Herzog

am 28. Januar.

Die Anforderungen, die gegenwärtig an den ausübenden Künstler, zumal an die Violin- und Klavierspieler, gestellt werden, sind durch die hervorragenden Erscheinungen der letzten Decennien wie Paganini, Liszt, Ernst, Bülow, Joachim, Rubinstein, Tausig, Wilhelmy, Frau Schumann u. A. dermaßen hinaufgeschraubt, daß unsere junge Kunstwelt fast schon in der Wiege zu studieren anfangen muß, um die Zeit aufzutreiben, die für das Ueberwinden aller technischen Schwierigkeiten, mit welchen so viele Concertpiecen angehäuft sind, nöthig erscheint. Das ist denn auch wohl die Ursache, daß uns nicht selten junge, kaum dem Knabenalter entwachsene, Kunstbeflissene in den Concertsälen entgegen treten, die es in ihre Technik auf eine schon recht beachtenswerthe Stufe gebracht haben.

Herr Herzog, ein Schüler Schlössers (in Darmstadt) und neuerdings unter der Leitung des Herrn Wallenstein, rangirt unter die Kategorie solcher früh reifer Talente. Sein Ton ist voll, mitunter nur zu kräftig, die verschiedenen Spielarten erscheinen schon recht ausgeprägt, auch im Nüanciren sind hübsche Momente vorhanden, sein piano-Spiel erinnert sehr lebhaft an jenes seines momentanen Lehrmeisters, was ihm gewiß nicht zum Nachtheil gereicht, kurzum, der jugendliche Pianist steht auf einer für dieses Alter nicht gewöhnlichen Stufe und verspricht bei fortgesetztem Fleiße über das Gros der Mittelmäßigkeit bald hinauszukommen. Was noch am geistigen Verständniß der Werke mangelt, wird durch die Fortschritte in der allgemeinen musikalischen Bildung, welche Herr Herzog gewiß nicht vernachlässigt, nach und nach ersetzt werden. Nöthiges Material bietet ja unsere Literatur in Hülle und Fülle. Der Vortrag des Schubert'schen Es-dur-Trios ging unter Mitwirkung der Herren Becker und Siedentopf ziemlich abgerundet von Statten. Schade, daß durch das häufige Uebertönen der Streichinstrumente viele Schönheiten dieses herrlichen Werkes verloren gingen. Der junge, strebsame Pianist wird, wir zweifeln nicht daran, diese Scharte auszuwetzen suchen. Eine Chopin'sche Nocturne und den Cis-moll-Walzer desselben Componisten ließ der Concertgeber im Verlaufe des Abends folgen, etwas übertriebene Manirirtheit that der sonst braven Ausführung einigen Abtrag. Noch haben wir gegründete Ursache, Herrn Herzog die classische Ruhe, die sich Fräulein Menter und Herr Tausig in so hohem Grade zu eigen gemacht haben, in empfehlende Erinnerung zu bringen. Das Tactnicken mit dem Kopfe, das permanente Wiegen des Oberkörpers gehören nicht zu den nachahmungswerthen Eigenthümlichkeiten einiger ganz bedeutender Pianisten. Als Schlußnummer trug Herr Herzog die Thalberg'sche Hugenotten-Phantasie vor und ließ erkennen, daß er das Zeug hat, ein tüchtiger Bravourspieler zu werden. Wir wünschen dem angehenden Künstler alles Glück auf dem jetzt betretenen Wege und hoffen, daß wir bei seinem späteren Auftreten die berührten Mängel möglichst beseitigt finden.

Fräulein Mathilde Kolb, eine Gesangsnovize, die in diesem Concerte debütirte, ist im Besitze eines Mezzosoprans von angenehmem Timbre, großem Volumen und von vielseitiger Modulationsfähigkeit; sie stand jedoch unter dem Einflusse einer sichtbaren und hörbaren Befangenheit, welche ihren Gesang wie den Vortrag so beeinträchtigte, daß wir es einer gerechten Kritik nicht würdig hielten, nach einmaligem Hören ein bestimmtes Urtheil zu fällen. Außer einer nicht sehr dankbaren Händel'schen Arie sang Fräulein Kolb zwei Gesänge des Concertgebers, die wohl Talent verrathen, aber einige unsangliche Stellen enthalten. In besserem Lichte erschien die Sängerin durch den Vortrag des Gottermann'schen Liedes „Das Herz am Rhein.“ Daß Fräulein Kolb überhaupt bei ihrem erstmaligen Auftreten nicht zu lauter bekannteren, durchgreifenderen Piecen, wie die zuletzt genannte, griff, können wir durchaus nicht gut heißen. Bei ihrem Wiederauftreten möge sie unseren Wink beachten. Animirende Gesänge geben dem Vortragenden bekanntlich immer mehr Sicherheit, als solche, die erst durch die künstlerische Behandlung gewinnen. Es ist dieß eine unläugbare Thatsache.

Herr Greger aus Darmstadt war uns als ein äußerst verwendbares, mit sehr glücklichen Stimmmitteln begabtes Mitglied der Darmstädter Hofbühne bereits bekannt; daß er auch ein trefflicher Liedersänger ist, hat er uns jetzt vollständig bewiesen. Die Schöpfungsarie sang er in der That mit einem ja achtungswerthen künstlerischen Verständniß, wie wir es fast nur bei unserem Karl Hill gewöhnt sind. Zwei Lieder von F. Büchler erfuhren ebenfalls eine charakteristische, durch sein hübsches, biegsames Organ gehobene Darstellung.

P.

Frankfurt, 30. Januar.

Der Verein zur Förderung baulicher Interessen hielt gestern Abend seine Jahresversammlung im Hotel Drexel. Der Jahresbericht wußte nur Erfreuliches zu melden. Ungeachtet der auf den Baugewerken und baulichen Unternehmungen lastenden Krisis hat gleichwohl die Zahl der Mitglieder zugenommen; sie stieg von 123 des Vorjahres auf 131. Aehnlich verhielt es sich mit der Frequenz der Vereinsversammlungen, im Durchschnitt wurde dieselbe von 24 Personen besucht. Die Cassenverhältnisse gestalteten sich gleichfalls befriedigend. Die Einnahme betrug 524 fl. 48 kr., die Ausgabe 507 fl. 43 kr. Das Capitalvermögen des Vereins beträgt jetzt 385 fl. Was die Thätigkeit der von dem Verein ernannten Commissionen betrifft, so befindet sich diejenige zum Schutze der öffentlichen Denkmäler noch im Zuwarten. Wie sehr dieselbe auch früher zur Reinigung unserer öffentlichen Denkmäler Schritte that, so blieben dieselben noch immer ohne Erfolg. Die Roxana am Eschernheimerthor, welche auf Vereinskosten eine neue Nase bekommen sollte, muß deßhalb vorerst noch, bis die Erlaubniß dazu ertheilt ist, diese Gesichtszierde entbehren. Die Commission zur Errichtung des v. Bethmann-Denkmals konnte äußerer Umstände wegen ihre Aufgabe noch nicht lösen und das Unternehmen, den Bau billiger Wohnungen zu bewerkstelligen, konnte der Zeitverhältnisse halber nicht realisirt werden. Da die Herren Director Zobel und Hammeran eine Wiederwahl in den Vorstand ablehnten, so wurden in denselben erwählt die Herren Architekt Peipers, Dr. Fester, A. Ravenstein, van Essen, Schmidt-Rumpf und Dr. Vinassa. Zum Schluß der Sitzung hielt Herr Lönhold jun. einen interessanten Vortrag über etwa hier am Platze zu errichtende Pensionshäuser für Fremde und zeigt deßfallsige vor. Die Versammlung ersuchte den Vortragenden einstimmig, diesen Gegenstand dem Verein zur Förderung des öffentlichen Verkehrslebens zu unterbreiten.

Literatur-Notizen.

„Bis zum Rubicon“, Roman aus J. Cäsars Jugendleben von L. Herbert. Vier Bände (Leipzig, Günther). Der vielschreibende, aber stets lebendig gestaltende Verfasser hat hier einen unserer Gegenwart fernen und fremden Schauplatz gewählt, der gleichwohl in mehreren Erscheinungen Berührungen mit ihr zeigt. Bekanntlich wird Cäsar selbst mit seinem hohen Lebensbeschreiber, Napoleon III., mehrfach verglichen. Dieß thut hier auch unser Verfasser, welcher Letzteren und Frankreichs neueste Geschichte angelegentlich beobachtet und bereits einige Male in romantischer Form schilderte. Ferner ist es das Unheil des die Völker materiell und geistig zerrüttenden Soldatenstaates, das in Roms Geschichte allen Zeiten einen warnenden Spiegel vorhält. Herbert hat die besten secundären Quellen von Roms Sittengeschichte fleißig studirt und führt uns in eine merkwürdige Bildergallerie ein, in welcher die entsetzlichste Selbstsucht, die je ein Staatswesen durchdrang und selbst den meisten Großthaten seiner Bürger zu Grunde lag, vielgestaltig auftritt. Der Roman wird viele Leser zu eigenem Studium des Alterthums anregen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 1. Febr.: Die Favorite, große Oper in 4 Acten von Scribe. Musik von Donizetti.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 81.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 33. Sonntag, den 2. Februar 1868.

Rückerinnerungen aus dem Orient.

Von Dr. Ludwig Herrmann.

(Fortsetzung.)

Die Bekanntschaft des andern Mönches machte ich in einer auf der großen Begräbnißstätte Pera's sich befindenden Kaffeebude. Im Mai 1842 von einer anstrengenden Inspectionstour zurückkehrend, ließ ich mich dort nieder unter schattigen, von Nachtigallen belebten Sykomoren und Cypressen, verlangte Pfeife und Kaffee und genoß die herrliche Aussicht auf den mit unzähligen, leicht dahinfliegenden Gondeln bedeckten Bosporus und auf die sanftgewundenen Höhenzüge der asiatischen Küste. Bald darauf nahm ein Mewlewi-Derwisch neben mir Platz, mich mit „Selam Aleikum" *) begrüßend.

Lächelnd erwiderte ich:

„Ihr seid im Irrthum, ich bin kein Muselmann".

Ohne über seinen Irrthum böse zu scheinen, sagte der Derwisch:

„Sarar jok (das macht nichts). Ihr seid also ein Franke, wohl dem Soldaten- oder dem Gelehrtenstande angehörend?"

„Sowohl dem einen wie dem andern, da ich Inspector der Militärhospitäler und Professor an der Schule von Galata-Serai bin", war meine Antwort.

„Pek eji, hekim baschi (sehr gut, Haupt der Aerzte **), da haben wir ja Anhaltspunkte genug zur Unterhaltung."

Und nun begann der Derwisch, mich über die neuen europäischen Einrichtungen in den Militärhospitälern, über die Sanitätsanstalten gegen die Pest, über die Unterrichtsmethode in der medicinischen Schule, über den Wirkungskreis des Collegiums des öffentlichen Nutzens ꝛc. zu befragen, wobei er sich als entschiedener Anhänger der Reformen zu erkennen gab.

Später lenkte ich das Gespräch auf die Mewlewi-Klöster, erzählte ihm, daß ich sein Stammkloster und Mewlanas Grab in Konia gesehen und ließ Einiges von dem, was ich über die Bedeutung der Mewlewi-Tänze und sonstiger gottesdienstlicher Uebungen derselben gelesen, miteinfließen.

Der gute Mann schien sehr erstaunt, daß man in „Frengisdan" so viel von seinem Orden wisse, und gab mir noch einige Aufklärungen, die ich bei der Besprechung der gottesdienstlichen Uebungen bereits mitgetheilt habe. Beim Abschiede bat er, vorkommenden Falles meinen ärztlichen Rath in Anspruch nehmen zu dürfen.

*) „Friede sei mit Euch!" Es ist dieß ein Gruß, den die Muselmänner nur Muselmännern geben. Die Erwiderung lautet: „Aleikum selam" (mit Euch sei Friede!)

**) Eine Höflichkeits-Phrase, mit welcher die Türken europäische Aerzte anzureden pflegen.

Einige Wochen darauf kam er in meine Wohnung und ersuchte mich, sein Kind in Behandlung zu nehmen.

Da ich wußte, daß die Mewlewi sich über das religiöse Verbot des Weintrinkens hinwegsetzen, bewirthete ich ihn nebst Kaffee und Pfeife mit Wein. Er trank dieses Mal und bei spätern Besuchen nie mehr als eins bis zwei Gläser.

„Nicht der Genuß des Weines", meinte er, „sei eine Sünde, sondern der Mißbrauch dieser Gottesgabe."

Ich begab mich mit ihm in seine Wohnung. Das kleine Haus war sehr rein gehalten. Im Selamlik (Empfangzimmer) befand sich außer einem mit Kattun überzogenen Divan kein Möbel. Der Boden war mit Matten bedeckt. An den Wänden hingen viele schöne Inschriften aus dem Koran und aus persischen, arabischen und türkischen Dichtern. Der Mönch war nämlich ein ausgezeichneter Kalligraph und gewann seinen Lebensunterhalt mit Verfertigung derartiger Inschriften. Die Türken schmücken hiemit statt der durch das religiöse Gesetz verbotenen Abbildungen von Menschen und Thieren ihre Wohnungen.

Das kranke Kind befand sich im Harem (dem Frauen- und Kindergemache); es war von einer Lungenentzündung befallen, einer für ein zartes Mädchen von zwei und ein halb Jahren nicht ungefährlichen Krankheit.

Die Mutter, die einzige Frau des Mönches, schien sehr besorgt um die Kleine und beschwichtigte ihr Erschrecken vor mir mit den zärtlichsten Liebkosungen.

Ich setzte meine Besuche einige Tage fort und hatte das Vergnügen, das Kind genesen zu sehen. Vater und Mutter zeigten sich mir stets dankbar.

Der Mönch hatte außer diesem Kinde noch einen Sohn von 11 und eine Tochter von 8 Jahren. Da ich bis zu meiner Abreise nach Deutschland während fünf Jahren Krankheiten halber oft in das Haus kam, hatte ich hinlänglich Gelegenheit, das Familienleben seiner Bewohner zu beobachten. Mann und Frau, Eltern und Kinder, Bruder und Schwester hingen mit inniger Liebe an einander. Vater und Mutter waren mild und zärtlich gegen die Kinder, die Kinder gehorsam und ehrerbietig gegen die Eltern. Der Mann lebte höchst einfach und arbeitete fleißig für den Unterhalt der Familie, während die Frau durch zarte Aufmerksamkeiten und liebevolles Benehmen die Neigung desselben zu fesseln bestrebt war und bei vorkommenden Krankheiten die größte Opferwilligkeit und Anhänglichkeit an die Familie an den Tag legte. Nie vernahm ich ein rauhes Wort oder bemerkte ich sonstige Anzeichen, woraus ich auf häuslichen Zwist hätte schließen können. Dieselben schönen häuslichen Tugenden fand ich bei den meisten Familien der mittleren Volksclasse *).

*) Die Vielweiberei, welche in den höheren Classen häufig eine Veranlassung zu häuslichem Unfrieden wird, kommt bei den mittleren und unteren Classen höchst selten vor.

Der türkische Charakter hat viele Widersprüche, Schatten- und Lichtseiten. Zu jenen gehören Indolenz, Sinnlichkeit, Hochmuth, Rachgierde und religiösen Fanatismus, der sich oft bis zu unmenschlicher Grausamkeit steigert. Zu diesen gehören nebst den eben angeführten häuslichen Tugenden patriarchalische Mildthätigkeit und Gastfreundschaft, Redlichkeit, Achtung vor fremdem Eigenthum, Wahrheitsliebe, unverbrüchliche Treue in Erfüllung eingegangener Versprechen und Dankbarkeit. In diesen moralischen Eigenschaften stehen die Türken *) hoch über den christlichen Unterthanen der Pforte.

(Fortsetzung folgt.)

Adalbert Stifter †.

Einer der besten Novellisten Deutschlands und entschieden der erste Oesterreichs, Adalbert Stifter, ist in Linz am 28. Januar Morgens 8 Uhr verschieden. Schon seit Jahren kränkelnd, erlag er einem Leberleiden, das in den letzten Wochen acut geworden.

Adalbert Stifter war als der Sohn eines Landmannes am 23. October 1806 zu Oberplan in Böhmen geboren. Das Gymnasium absolvirte er in Kremsmünster wo er auch den ersten Unterricht im Zeichnen erhielt. Nach zurückgelegtem Gymnasium bezog er die Universität zu Wien und betrieb mit besonderem Eifer philologische und naturwissenschaftliche Studien; er wendete sich dann dem Jus zu, setzte aber nach vollendetem dritten Jahre die juridischen Studien nicht fort, sondern betrieb von nun an mehrere Jahre hindurch mit großem Eifer und begeisterter Hingebung die Landschaftsmalerei und pflegte zugleich seine literarischen Studien. Als Maler hatte sich Stifter in kurzem bereits einen geachteten Namen erworben, besonders bethätigte er in seinen Gemälden einen feinen Farbensinn und eine seltene Begabung, sogenannte Stimmungsbilder auszuführen.

Stifter war außerdem vielfach als Privatlehrer beschäftigt, er gab Unterricht in den Gegenständen, welche die damaligen philosophischen Studien bildeten; die eingehende und liebevolle Weise, wie er dieser Aufgabe oblag, die treffliche Art, wie er auf Kopf und Herz seiner Schüler einwirkte, verschafften ihm Zutritt in den besten Familien Wiens, und er wurde nach wenigen Jahren wiederholt angegangen, fertigen Männern Vorträge über Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaften zu halten; zu seinen in dieser Weise gewonnenen Hörern zählte unter Anderen auch der gegenwärtige Director der Creditanstalt, Theodor v. Hornbostel.

Zu Anfang der Vierziger-Jahre wurde er von dem damaligen Staatskanzler Fürsten Metternich eingeladen, seinen Sohn, den nunmehrigen österreichischen Botschafter Fürsten Richard Metternich, in Psychologie und Physik zu unterweisen. Damals war es auch, daß Stifter in der Zeitschrift Witthauer's mit den ersten Blüthen seiner Muse: „Die Feldblumen", „Der Condor", „Das Haidedorf" u. s. w. hervortrat. Stifter war 27 Jahre alt geworden, bevor er es wagte, mit diesen trefflichen Novellen vor dem Publikum zu erscheinen, und er that dies erst, nachdem er wiederholt und dringend von seinen Freunden und Bekannten, denen er die Sachen zur Lectüre und Beurtheilung gegeben, aufgefordert worden war, sie zu veröffentlichen; er hatte eben den größtmöglichen Respect vor der poetischen Production.

Stifter war in stetem Verkehr mit den literarischen Capacitäten Wiens und ein fleißiger Besucher des „Café Neuner", wo sich die damalige Schriftstellerwelt Wiens allabendlich versammelte. Dort verkehrte er mit Nikolaus Lenau, Anastasius Grün, Franz Stelzhamer u. s. w. In dem Salon der Baronin Mink, welche unter dem Schriftstellernamen Sephine Novellen herausgab, war er ein gerne gesehener Gast. Dort wurde er mit Zedlitz bekannt, und — wenn wir nicht irren — durch die Vermittlung desselben mit Grillparzer, für den er eine an Schwärmerei gränzende Verehrung hegte.

Der Pesther Buchhändler Heckenast war es, welcher den begabten Schriftsteller dem deutschen Büchermarkte zuführte. „Die Studien", die „Bunten Steine" u. s. w. erschienen in dessen Verlagshandlung in prächtiger Ausstattung mit trefflichen, von J. N. Geiger gezeichneten Vignetten.

Zu Anfang der Fünfziger-Jahre wurde Stifter Schulrath und lebte seither in Linz; vor wenigen Jahren trat er wegen fortwährender Kränklichkeit mit dem Hofrathstitel in Pension.

Nächst den Studien, von denen wohl „Abdias", „Brigitte", „die Narrenburg", „das alte Siegel" und „der Hochwald" die gelungensten sind, finden sich seine poetischesten Productionen unzweifelhaft in den „Bunten Steinen"; „Turmalin" ist eine mustergiltige Novelle, „Bergkrystall" eine der trefflichsten Naturschilderungen im großen Styl. Noch wollen wir besonders auf einen speciell für Wiener interessanten Aufsatz aus seiner Feder aufmerksam machen, umsomehr, da derselbe unseres Wissens bisher in keines seiner Bücher aufgenommen wurde; derselbe ist in dem Sammelwerk „Wien und die Wiener" erschienen und gibt ein ergreifendes Gemälde der „Wiener Katakomben". Stifter's spätere und räumlich größer angelegte Productionen, die Romane „Nachsommer" und „Witiko", wurden bekanntlich von dem größeren Theile der berufenen Kritik als Rückschritte bezeichnet; die behäbige Art und Weise, wie er sich da in's Detail verlor und die Menschen mehr und mehr nur als Staffage in der Landschaft behandelte, scheint aus einem ästhetischen Grundirrthum hervorgegangen, den Stifter einst gegen den Schreiber dieser Zeilen aussprach; er meinte, „nur die Natur sei noch poetisch und gesund, und der Mensch wie ein sündhafter Fleck in der Schöpfung". Diese Worte wurden freilich mit einem Lächeln gesagt, das offenbar andeuten sollte, sie seien nicht buchstäblich zu nehmen, aber sie bezeugen doch wohl, daß Stifter nicht jene große Liebe zu dem Menschen in seinem Herzen trug, welche den Poeten ersten Ranges aller Zeiten den Menschen auch in seinen Verirrungen, ja in seinen Häßlichkeiten noch interessant und theilnehmender Vertiefung werth erscheinen ließ. Stifter hinterläßt eine Wittwe. (N. fr. Pr.)

Ueber das angebliche Complot zur Ermordung des Königs von Preußen

wird der „Elberf. Ztg" aus London vom 27. Januar berichtet:

Ein eigenthümlicher Betrugs-Prozeß wurde gestern hier verhandelt. Vor den Schranken des Polizeigerichts in Bowstreet standen Gustav Victor, seiner Angabe gemäß ein Franzose, aber sehr gut in der deutschen Sprache bewandert, und Maximilian Fordon, ein Deutscher, beide angeschuldigt, von dem Secretär der preußischen Gesandtschaft zu London unter Vorspiegelung falscher Thatsachen Geldbeträge erschwindelt zu haben. Victor war außerdem der böswilligen Verläumdung des Baron Otto v. Blome, des früheren hannoverischen Gesandten am Hofe von St. James, angeklagt.

Die Thatbestände der Hauptanklage sind folgende:

Der Angeklagte Victor erschien am 8. Januar d. J. in der Kanzlei der preußischen Gesandtschaft und wünschte einem der Secretäre ein wichtiges Geheimniß anzuvertrauen. Vor den Gesandtschaftssecretär, Baron v. Schmidthals geführt, erzählte er, er habe in einem Logirhause im Ostende Londons die Bekanntschaft eines

*) Ich spreche hier nur von den mittlern und niedern Volksclassen, nicht von den türkischen Großen. Sir James Porter, ehemaliger britischer Gesandter bei der Pforte, sagt in seinem Werke über die Türken: „Ich kann nicht umhin, zu wiederholen, daß sie, so schlimm sie auch sein mögen, das beste Volk im osmanischen Reiche sind."

gewissen Emerich gemacht, der früher in der hannoverischen Armee gedient und der sich hier in den dürftigsten Umständen befinde, so daß er sich öfters veranlaßt sah, ihm, obgleich er (Victor) selbst arm sei, von Zeit zu Zeit kleine Geldsummen zu leihen. Plötzlich aber habe er Emerich in feiner Kleidung und reich an Cassa gesehen, und auf die Frage, wie er zu diesem unerwarteten Glückswechsel gekommen, habe er ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut, daß er von gewissen hohen in London wohnenden Personen ausersehen worden sei, nach Berlin zu reisen, um den König von Preußen vermittelst sogenannter „Orsini-Bomben" zu ermorden, um auf diese Weise Rache an ihm für seinen König Georg von Hannover auszuüben. Er habe ihn auch öfters in einem Hause in Eaton-place ein- und ausgehen sehen, in welchem der hohe Herr, ein Baron v. Blome, wohnen solle. Der Gesandtschaftssecretär nahm die Aussage des Victor zu Protocoll und gab ihm 5 Shillinge.

Am 13. 14. 15., 17. und 18. Januar sandte Victor Briefe durch den Angeschuldigten Fordon in das Gesandtschaftsamt, worin er um Unterstützung, entweder in Geld oder in Kleidungsstücken, ersuchte, da er sonst nicht im Stande wäre, den Aufenthaltsort des Emerich ausfindig zu machen und weitere Informationen über das Complot zu erlangen.

Da die ganze Sache dem Gesandtschaftspersonal höchst verdächtig vorkam, wurde sie einem geschickten Geheimpolizei-Agenten übergeben, dessen Recherchen das Resultat erzielten, daß weder eine Person Namens Emerich noch ein Complot gegen das Leben des Königs von Preußen existire. Victor und Fordon wurden daher wegen Betrugs verhaftet.

Baron v. Blome, der als Zeuge vorgeladen war, erklärte, Victor zwar einmal in seinem Hause gesehen zu haben, wohin er gekommen sei, um eine Unterstützung von ihm zu erbitten, daß er aber weder Emerich kenne, noch von irgend einem Complot gegen den König von Preußen Kenntniß habe. Er sei im Gegentheil überzeugt, daß nie eine solche Verschwörung existirt habe.

Die weitere Untersuchung ergab, daß der Angeklagte Fordon nur der Ueberbringer der Briefe Victor's an die preußische Gesandtschaft gewesen ist, ohne deren Inhalt zu kennen oder sonst in irgend einer Weise mit den betrügerischen Absichten Victor's vertraut gewesen zu sein. Er wurde deshalb außer Anklage gestellt und der Haft entlassen.

Victor aber wurde vom Polizeirichter sowohl wegen Betrugs als auch wegen böswilliger Verleumdung des Barons v. Blome vor die nächsten Assisen des Central-Criminalhofes verwiesen.

Ein interessanter Zwischenfall ereignete sich während der Verhandlung des zweiten Anklagepunktes gegen Victor, bezüglich der Annexion des Königreichs Hannover an Preußen. Während Baron v. Schmidthals die Einverleibung Hannovers in das Königreich Preußen als eine vollendete Thatsache darstellte, antwortete Baron v. Blome auf die an ihn gerichtete Frage, ob der König von Hannover abgedankt habe, in entrüsteter Weise „Nein". — Der Advocat der Anklage: „Ich bin genöthigt, diese Fragen an Sie zu richten: Hat der König von Hannover aufgehört, Herrscher von Hannover zu sein?" — Baron v. Blome: „Nein, nicht de jure." Advocat der Anklage: „Aber de facto?" — Baron v. Blome: „Viele Leute behaupten dies." — Advocat der Anklage: „Er soll also angeblich nicht mehr König sein?" — Baron v. Blome: „Es wird angeblich behauptet."

Mannichfaltigkeiten.

(Der Ball des deutschen Hülfsvereins zu Paris), welcher am 26. Jan. im „Grand Hôtel" stattfand, ist, wie gewöhnlich, sehr glänzend ausgefallen. Das deutsche diplomatische Corps war fast vollständig vertreten. Selbstverständlich fehlte Graf v. d. Goltz, der noch immer leidend ist. Ihn vertrat Graf v. Solms. Auf den Hülfsverein in Paris scheint die Umwälzung in Deutschland übrigens keinen Einfluß ausgeübt zu haben, und wer auf dem Balle war und die Fürstin Metternich mit dem Grafen v. Solms den Ball eröffnen sah, daneben die ganze übrige österr. Botschaft und auch Herrn v. Seebach, noch immer sächsischer Gesandter und Präsident des Hülfsvereins, bemerkte, konnte wähnen, daß der Bundestag noch gegenwärtig in Frankfurt tage. In früheren Zeiten bot der Ball des Pariser deutschen Hülfsvereins das Bild eines einigen Deutschlands, denn so zerspalten, wie man „jenseits des Rheines" (französischer Styl) war, so einig fanden sich hier alle Deutschen zusammen. Der Ton auf dem Balle selbst war, wie auch früher, ein gemüthlicher, und was die Ausstattung der Säle anbelangt, so ließ dieselbe „nichts" zu wünschen übrig. Eine Neuerung hatte jedoch stattgefunden. Man hatte ein Buffet errichtet, wo man sich eine Kleinigkeit geben lassen konnte, so daß, wenn man etwas zu sich nehmen wollte, man nicht mehr genöthigt war, sich das Messer von den Zöglingen der Pereire (diese sind nämlich die Gründer des „Grand Hôtel") an die Gurgel setzen zu lassen. Eine Tombola wurde auch veranstaltet; der Kaiser hatte einige Gemälde, auf denen ein „Cadeau de S. M. l'Empereur" zu lesen war, zu derselben geliefert. Natürlich war die Gesellschaft wie immer eine gemischte, da alle Classen dort vertreten waren.

(Von Gottes Gnaden.) Bei einer der jüngst in Berlin stattgehabten Hoffestlichkeiten erregte die schöne und elegante Baronesse v. R**** durch ihr wunderbar blondes Haar mit Recht die allgemeinste Aufmerksamkeit. In modernster Weise coiffirt, schlängelte sich eine üppige Locke um den schönen Kopf, den Neid der anwesenden Damen und manche spöttische Bemerkung von angesetztem falschen Haar hervorrufend. Eine sehr hochgestellte Persönlichkeit, welche mit der Baronesse plauderte, berührte lächelnd mit der Hand die Locke und frug etwas ironisch: „Von wem haben Sie denn dies schöne Haar?" — „Von Gottes Gnaden, Hoheit!" antwortete sofort die geistvolle Baronesse mit tiefer Verbeugung.

(Meteor.) Vor einigen Tagen wurden einige Bewohner von Winklern in Kärnten durch eine meteorologische Lufterscheinung in nicht geringen Schrecken versetzt, indem man glaubte, es sei irgend in der Nähe Feuer ausgebrochen. Es verbreitete sich nämlich Abends um 7 Uhr eine solche intensive Helle, daß man wirklich der Meinung werden mußte, eine ungeheure Feuersbrunst sei in der nächsten Nähe entstanden. Ein Mann, der gerade auf dem Heimwege auf offenem Felde war, beschreibt diese Erscheinung wie folgt: Er sei ebenfalls durch ein plötzlich entstandenes Licht erschreckt worden, und als er in die Höhe blickte, flog eine feurige besenartige Flamme in der Richtung von Osten nach Westen durch die Luft und ließ sich auf einer Wiese nieder, wo sie verlosch. Die Flamme hatte einen bläulich-rothen Schein und die Erscheinung dauerte beiläufig 3 bis 5 Minuten. Die alten Weiber verkünden natürlich blutigen Krieg.

(Im Schnee verweht.) Wiener Blätter berichten: Am 8. Januar starb, auf der Rückreise von einer Urlaubsreise begriffen, in einem elenden Dorfe an der Straße zwischen Serajewo und Travnik, der österreichische Generalconsul von Bosnien, Ritter v. Haas, ein vielverdienter alter Herr. Durch massenhafte Schneewehen sammt Wagen und Pferde verschüttet, hatte er sich mit Mühe und Lebensgefahr herausgearbeitet und war stundenweit im tiefen Schnee gewatet, um Hülfe für seine ebenfalls im Schnee verwehte Familie herbeizuholen. Leider wurde er von einem Lungenschlag getroffen, als er eben das Dorf erreicht hatte. Es sind von Serajewo aus Transportmittel expedirt worden, um die Leiche herzuholen und der unglücklichen Familie zu Hülfe zu kommen.

Ein 14 Stunden weit hergerufener Arzt vermochte keine Hülfe mehr zu bringen.

Neuntes Museums-Concert
am 31. Januar.

„Ein ewiger Frühling mit grünenden Auen, lachenden Wiesen und sprossenden Zweigen und Blüthen, dazwischen der Gesang der Nachtigall, das frohe Gezwitscher der Drosseln, Finken, Sperlinge, das zuweilen durch den Ruf des Kuckus unterbrochen wird, zur Abwechselung ein freudiges Lied des gottergebenen Landmannes, das schäckernde Geplauder der muntern, schalkhaften Mädchen, das sind die Fiktionen, die unsere Phantasie beim Anhören einer Haydn'schen Symphonie gefangen nehmen. Kindlich-heiter, unschuldig-fromm erscheinen uns die musikalischen Gedanken und wiegen uns ein in selige Träumereien, in welchen wir nur kurze Zeit verharren, um dann der bezaubernden Einfachheit in Melodie und Harmonie, den abgerundeten Sätzen, der Mannichfaltigkeit in der instrumentalen Behandlung zu lauschen. Nur Wenige haben es verstanden, diese Grundbedingungen des „Musikalisch-Schönen“ — die Einfachheit und Mannichfaltigkeit — so zu vereinigen, wie der ewig junge Haydn. Es unterlaufen ihm keine schwülstigen und gesuchten Formen, den Zuhörer überraschen nie frappante Harmoniefortschreitungen, Alles ist klar und verständlich. Das macht die Haydn'sche Musik auch dem allgemeinen Publikum zugänglich.“ Wir schrieben diese Reflexion nach der Aufführung irgend einer Haydn'schen Symphonie vor einigen Jahren nieder und erinnerten uns derselben lebhaft, als wir nach Beendigung der dießmal gewählten G-moll-Symphonie unsere Eindrücke sammelten. Die Ausführung des Werkes durch das Museumsorchester verdiente alle Anerkennung. Das Adagio hauptsächlich befriedigte in seiner vollendeten Wiedergabe allgemein. Es ist allerdings auch ein wunderschöner Satz, mit ächten, liebenswürdigen Haydn'schen Themen, die ungemein ansprechen. Scherzo und Finale reihten sich in ähnlicher Weise hinsichtlich der Reproduction an jene der zwei vorhergehenden Sätze. Ehrender Dank folgte der vorzüglichen Darstellung.

Herr Dr. Gunz wird es uns wohl nicht verübeln, wenn wir gegen die Programmordnung, aber nach den Regeln der Curtoisie, zuerst von Frau Wilma Neruda-Normann reden. Daß viele Damen im socialen Leben gerne die erste Violine spielen wollen, werden die geehrten Leserinnen nicht in Abrede stellen können, daß aber Eine ihres Geschlechts in einer so geistvollen, virtuosen Weise Violino principale gespielt hat, das ist in der That ein Triumph, dem wir unsere volle Zustimmung nicht versagen dürfen. Es war wirklich überraschend, mit welcher Kraft, mit welchem Schwunge und mit welcher schulgerechten Bogenführung die ausgezeichnete Künstlerin ihre Concertpiecen vortrug. Das Rhode'sche A-moll-Concert gab ihr namentlich Veranlassung, ihre klare, künstlerische Auffassung darzuthun, während sie in dem Adagio und Finale aus dem E-dur-Concert von Vieuxtemps eine so vollendete Technik entfaltete, wie wir dieselbe bei unseren vorzüglichsten Geigern sonst nicht besser wahrnahmen. Tritt später an die Stelle der noch häufig hervortretenden jugendlichen Leidenschaftlichkeit ein rein geistiges Durchdringen, ähnlich der Auffassungsweise Joachims, so wird Frau Neruda-Normann in erster Linie zu nennen sein.

Eine Arie aus Weber's „Euryanthe“ hatte sich Herr Dr. Gunz, der hier gern gesehene Gast, für die erste Abtheilung gewählt. Der kunstverständige Vortrag des Sängers ist hier bekannt genug, weßwegen wir eine Zergliederung seiner künstlerischen Eigenschaften für überflüssig halten. Mit Auszeichnung wurde Herr Dr. Gunz empfangen und an Ovationen nach der Arie fehlte es ebenfalls nicht. In der zweiten Abtheilung sang der Künstler den schönen „Frühlingstraum“ von Schubert, „Die stille Wasserrose“ (Text von Geibel), eine Composition von Wilhelm Hill, die, obschon einige deutliche Anklänge an Schumann unzweideutig darin zu erkennen sind, recht sanglich und charakteristisch ausgeführt ist, und ein neues Lied (wie aus dem Programm zu ersehen war): „Fliege, Täubchen“ von F. Hiller. Wie die Arie, so kamen auch diese Lieder nebst einer Dacapo-Nummer zum Vortrag. Wir hörten Letztere jetzt zum zweiten Male von dem gefeierten Sänger. Es war ein „Spanisches Lied“ von Dessauer, das uns durch die eigenthümliche Behandlung einiger Sylben jetzt wie früher eher komisch, als lyrisch vorkam! Die Absicht des Componisten wird es doch wohl auch gewesen sein? Herr Dr. Gunz muß übrigens in letzter Zeit entweder unwohl, oder in seinem Berufe zu thätig gewesen sein: die Stimme klang weniger frisch, wie vor zwei Jahren. Wir sagen dieß, um den Künstler zu veranlassen, auf die Erhaltung seiner herrlichen Mittel, sowohl in seinem eigenen, als im Interesse des ganzen deutschen Concertpublikums recht ernstlich hinzuwirken. Dem Zahne der Zeit entgeht zwar nichts, was da lebet, aber durch sorgsame Pflege kann manches Existirende länger erhalten werden.

Mit einem Schumann'schen Orchesterwerk, bestehend aus Ouverture, Scherzo und Finale, wurde das Concert beschlossen. Die Composition gehört sicherlich der mittleren (besseren) Schaffensperiode des Tondichters an, es ist die Bizarrerie fast durchgängig vermieden, Originalität in der Motivanlage in der melodischen, harmonischen und modulatorischen Gestaltung, überraschend sinnige und wiederum groteske Verwerthung der Instrumentaleffecte deuten überall auf eine reiche Phantasie, geniale Combination, vollständige Sicherheit in der Form und geistvolle Ausarbeitung. Das Scherzo in Cis-moll mit einem Trio in Des-dur nebst dem Finale in E-dur stellen wir hinsichtlich der Instrumentirung, die im ersteren namentlich sehr pikant, über den ersten Satz. Das Orchester löste unter seinem Dirigenten, Herrn Müller, wie zu Anfang des Concertes seine Aufgabe gewohntermaßen recht gut. Besondere Reinheit auf den tiefen Streichinstrumenten vermissen wir noch immer.

4

Frankfurt, 29. Januar.

Schon für die Aufnahme der gemeinhin nicht so nahe liegenden „philosophischen Gedichte Schiller's“ in das Programm seiner literarischen Vorlesungen verdient Dr. M. Bernay's alle Anerkennung. Nach Anhörung des von ihm gehaltenen Vortrags haben wir mit voller Befriedigung zu constatiren, wie einsichtig, klar und anregend er sich der Aufgabe zu entledigen wußte, das Verständniß jener so bedeutsamen Richtung des Dichters und nebenbei des Menschen zu eröffnen. Das Jahr 1795 bekanntlich führte Schiller, nachdem er sich durch das Studium der Geschichte und der Philosophie abgeklärt, zur Poesie zurück und brachte in schneller Folge als glänzende Zeugen seine philosophische Lyrik, welche mit „Die Macht des Gesanges“ und „Der Tanz“ beginnt und sich in „Die Ideale“, „Das Ideal und das Leben“ und „Der Spaziergang“ potenzirt. Der Dichter behandelt in den Gedichten dieser Periode, ausgezeichnet durch die Art, Abstenctionen bildlich schön zu realisiren, seine Reflexionen über die höchsten Dinge, des Menschen Beziehung zu dem Sittengesetz, die Totalität seines Wesens in der Einheit des Verstandes und des Gefühls, seine Bestimmung, zur keuschen Reinheit der Natur auf dem Wege der Civilisation zurückzukehren, in sich selbst den Zwiespalt der Freiheit und der Nothwendigkeit zum Einklang zu bringen, die Stellung der Kunst zum letzten Endzweck &c. Bei der Exposition erwies sich dem Redner seine in der That eminente Gabe, mit den Belegstellen aus dem Dichter zu wortgetreuer und zudem ausdrucksvoller Wiedergabe bereit zu sein, besonders wirksam. Nach dem sich steigernden Werth der Bernays'schen Vorlesungen glauben wir auf die nächsten, welche Goethe's Dichtungen betreffen, aufmerksam machen zu müssen. ⊙

Ueberraschend reich flossen die Gaben für die Nothleidenden Ostpreußens und noch scheint die Quelle der Wohlthätigkeit der Frankfurter nicht erschöpft zu sein, deren ächte Humanität über der Noth des Augenblicks die Bedrängnisse der Vergangenheit willig vergißt. Aber ein gleicher Nothstand in unserer Nähe sollte nicht unbeachtet bleiben; der Westerwald verlangt unsere Hülfe und schon regen sich milde Herzen und Hände. Eine Vereinigung von Musikfreunden wird in den nächsten Tagen ein Concert zum Besten der Westerwälder Hungernden veranstalten. Zur Aufführung kommen: die Glocke von Romberg, der 95. Psalm von Mendelssohn und ein Chor von dem Leiter des Vereins Herrn Organisten Leibfried. Ihre Mitwirkung haben freundlichst zugesagt die namhaftesten Künstler Frankfurts und verspricht das gewählte Programm einen genußreichen Abend, der mit seinem silberklingenden Echo aus den Herzen vieler Armen die bange Sorge scheuchen möge!

Frankfurter Kunstverein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Gustav Gaul in Wien: Rose und Schmetterling. — C. Naumann in München: Der Pechvogel. — G. H. Hoffmann in Düsseldorf: Motiv von der Mosel. — M. Wagmüller in München: Ein Geschenk. — Peters in Stuttgart: Partie bei Nymwegen. — B. Hoffmann in Frankfurt: Motiv aus dem Schwarzwald. — C. Gugel in München: Junge Dame im Costüme des 16. Jahrhunderts. — G. Hoppe in Frankfurt: Vier italienische Landschaften.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 2. Febr.: **Marie, oder: Die Regimentstochter,** komische Oper in 2 Acten, nach dem Französischen von Karl Gollmick. Musik von Donizetti. (Abonnement-Vorstellung Nr. 82.)

Montag, 3. Febr.: **Aschenbrödel,** Schauspiel in 4 Acten von Roderich Benedix. (Abonnement-Vorstellung Nr. 83.)

Dienstag, 4. Febr.: (Zum ersten Male) **Der Schulz von Altenbüren,** Schauspiel in 4 Acten von Mosenthal. (Abonnement-Vorstellung Nr. 84.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 34 und 35. Dienstag, den 4. Februar 1868.

Rückerinnerungen aus dem Orient.

Von Dr. Ludwig Herrmann.

(Fortsetzung.)

Die Didaskalia enthielt in Nro. 232 einen „Die jungtürkische Partei“ betitelten Correspondenzartikel aus Konstantinopel vom August 1867, in dem mitgetheilt wurde, daß, nebst der Bildung einer muhammedanischen Secte, welche die Versöhnung des Korans mit dem Evangelium anstrebt, und der Bildung einer geheimen Gesellschaft von Freidenkern, die weder an Mahomed noch an Christus glauben, der Uebertritt vom Türken- zum Christenthume immer häufiger werde und daß besonders in den letzten zwei Jahren die Christianisirung der Anhänger des Propheten große Dimensionen angenommen habe. Da die Lehre des im osmanischen Reiche sehr verbreiteten Ordens der Mewlewi Annäherungspunkte an das Christenthum hat, ist es nicht unwahrscheinlich, daß durch ihren Einfluß, Bestrebungen, eine Versöhnung des Islam mit dem Christenthum herbeizuführen, ins Leben gerufen wurden. Religiöse Freidenker *) gab es von jeher unter den Türken. Zu ihnen gehören gewissermaßen auch die Mewlewi, da sie, wie wir gesehen, mehreren Vorschriften des religiösen Gesetzes nicht nachkommen. Was aber die große Neigung der Türken betrifft, zum Christenthum überzutreten, so kann ich nicht umhin, hierüber einige Zweifel zu äußern, und erlaube mir zum Schlusse des Aufsatzes meine über diesen Punkt gemachten Erfahrungen mitzutheilen.

Während meines Aufenthaltes in der Türkei lernte ich mehrere Türken näher kennen, denen der Koran nicht die religiöse Befriedigung gewährte, deren der Gebildete bedarf. Der Türke ist sehr mißtrauisch gegen Fremde und sehr vorsichtig in seinen Aeußerungen über Politik und Religion. Er prüft lange und urtheilt spät, hat er aber einmal Vertrauen gefaßt, so folgt er rückhaltlos dem Drange seines Herzens und erleichtert sich durch Mittheilung alles dessen, was er, in seinem Innern verschlossen, Jahre lang mit sich herumtrug. In solchen vertraulichen Unterredungen gibt er seine Sehnsucht nach einer besseren, durch die Mitwirkung der Nation in ihrer Willkür beschränkten Regierung kund. Aber noch viel lieber ergeht er sich da, wo er keinen Verrath befürchtet, in religiösen Discussionen.

Aus derartigen Discussionen mit intimen Bekannten ergab sich, daß bei ihnen der Glaube an die göttliche Sendung Mahomeds und an den Koran als unmittelbare Eingebung Gottes erschüttert war.

*) Der Eroberer Konstantinopels, der sehr gelehrte Sultan Mahomed II. (er sprach außer seiner Muttersprache arabisch, persisch, chaldäisch, lateinisch und griechisch) bezeichnete in vertrauten Unterredungen den Propheten Mahomed als Betrüger.

„Kann wohl“, schlossen diese Freidenker, „Gott, der unfehlbar ist, dem Propheten anbefohlen haben, einen Ausspruch, den er ihm früher mitgetheilt hatte, später zu widerrufen? *) Kann Gott, den wir uns als gerecht vorstellen müssen, dem Propheten mitgetheilt haben, daß Alle, welche nicht in unserm Glauben sterben, zu ewigen Höllenstrafen verdammt sind? Wäre dieß nicht die größte Ungerechtigkeit gegen Jene, zu welchen die Lehre des Islam nie dringen konnte? Wie kann Gott, der uns als die höchste Liebe und Barmherzigkeit geschildert wird, dem Propheten anbefohlen haben, den Islam durch Feuer und Schwert zu verbreiten, oder ihm mitgetheilt haben, daß es gestattet sei, sich für empfangene Beleidigungen an Ungläubigen zu rächen? Ist es denkbar, daß sich Gott mit der Erfindung vieler kleinlicher, nichtssagender Religionsgebräuche beschäftigt und deren Einführung dem Propheten anbefohlen habe?“

Eben so sprachen sie rückhaltlos ihren Unglauben an Mahomeds abenteuerliche Reise auf dem geflügelten Rosse el Borak durch die sieben Himmel bis zum Throne Gottes, an einer materiellen Schilderung des Paradieses und der Hölle rc. aus. Kurz, das ethische Bewußtsein war bei ihnen mit der Glaubens- und Sittenlehre des Islam in Conflict gerathen; sie hatten sich in Folge dessen von Mahomeds Lehre moralisch losgesagt und huldigten nur einem Deismus mit humanistischen Ideen, machten jedoch, um sich keinen Verfolgungen auszusetzen, die vorgeschriebenen Religionsgebräuche mit. Gleichgesinnte tauschten gegenseitig ihre Ansichten aus und schlossen sich einander an. Es waren dieß aber mehr vereinzelte Fälle; constituirte Gesellschaften oder Secten von Freidenkern gab es jenesmal noch nicht.

Eine Hinneigung zum Christenthum konnte ich bei keinem dieser Freidenker wahrnehmen. Die erhabene Sittenlehre der Religion des Geistes, der Wahrheit und Liebe war ihnen unbekannt geblieben. Einige derselben waren früher mit europäischen Missionären in Berührung gekommen, welche ihre Belehrungsversuche mit dem Dogma der Trinität und der Gottheit Jesu begonnen hatten. Dieß hatte die strengen Einheitsbekenner **) gleich anfangs abgeschreckt. Ebenso schreckte sie der prunkvolle Cultus der morgenländischen Kirche, welchen sie als Putperestlik (Götzendienerei) bezeichneten, ab. Auch die sittlichen Zustände der sie umgebenden Christen machten keinen guten Eindruck auf sie. Der arglistige, treulose byzantinische

*) Solche Widersprüche und Widerrufe finden sich im Koran häufig.

**) „Gott ist nur Einer, er hat nicht gezeugt und ward nicht gezeugt, und ihm gleich ist Keiner.“ Der Koran und die Sunna (Ueberlieferung) bekämpfen in mehreren Stellen die christliche Lehre von der Trinität und von der Gottheit Jesu aufs eifrigste. Die muhammedanischen Religionslehrer bezeichnen die Lehre von der Trinität als Vielgötterei und machen das Volk glauben, wir beteten drei in sich verschiedene Gottheiten an, weßhalb uns dies Dreiheitsbekenner zu nennen pflegt.

Grieche, bei dem im starren Glaubensformalismus und im äußeren Ceremoniendienste das sittliche Element des Christenthums, der barmherzige Sinn und das Gefühl für fremde Leiden untergegangen ist, der grobmaterielle, habgierige, einzig und allein auf Gelderwerb bedachte Armenier, der in den christlichen Vorstädten Pera und Galata nächtlicher Weile auf Diebstahl und Raubmord lauernden Kephaloniote, Korfiote und Malteser (während in ausschließlich von Türken bewohnten Stadttheilen Diebstahl und Raub unbekannte Dinge sind) und die höhere Geistlichkeit der griechischen und der schismatisch-armenischen Kirche, „die — wie der angezogene Correspondenzartikel aus Konstantinopel richtig bemerkt — im Ausplündern der ihr anvertrauten Schafe ein Ideal für jeden Pascha abgibt" und die im Bestrafen ihrer Untergebenen eben so willkürlich und oft noch grausamer als die türkischen Gewalthaber verfährt *), waren wohl nicht geeignet, ihnen (den Türken) eine günstige Meinung von den Bekennern des Christenthums beizubringen.

(Schluß folgt.)

Vergessen.

Einst wirst du heimgeh'n, von der Welt vergessen,
An deinem Grab wird keine Stimme klagen,
Kein Herz wird da in Weh, in Trauer schlagen,
Kein Herz, dieweil du keines je besessen.

Grashalmen lispeln friedlich, nicht Cipressen,
Von deinem Hügel, und dir Winde jagen
Darüber hin. — Vergeblich wird man fragen,
Wem wohl dieß Ruheplätzchen zugemessen?

Das Antlitz lächelnd, wie zur letzten Stunde,
Mit frischer Erd gekühlet jede Wunde,
So wirst du ruh'n im stillen, stillen Grunde;

Und drüber wird das Leben weiter toben,
Wird Diesem fluchen und den Anderen loben —
Vergeß'ner du, deß bist du doch enthoben!

Lahr. Friedr. Geßler.

Stammbaum des Königs Theodorus.

Der Stammbaum des Königs Theodorus von Abyssinien lautet nach seiner eigenen Aufstellung folgendermaßen:

„Proclamation.

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, des einzigen Gottes.

„Der König der Könige, Theodorus, geschaffen durch die heilige Dreifaltigkeit, installirt durch sie und zum Fürsten gemacht, thut hiermit allen seinen Kindern, die ihm durch Gott gegeben, und allen Franken (Europäern) kund:

„Bei Eurem Gott und dem Gott Eures Freundes Theodorus, welcher Moses auf dem Berge Sinai und im Rothen Meer erschien, der sich Josuah zu Jericho zeigte, der durch seinen Diener Samuel Saul salben ließ, als er die verlorenen Esel suchte, welcher, als Saul von seinem Schöpfer abberufen wurde, Samuel befahl, David zu salben.

„Salomon war König nach David, in Folge des Wortes des Propheten und seines Vaters, trotzdem daß Adonias (Adonjah) gegen den Willen Gottes vom Volke als König proclamirt wurde und Gnade in seinem Auge fand. Salomon erzeugte mit der Königin Azyeb, Menilek, welcher König von Aethiopien wurde. Von Menilek an bis zur Dynastie der Gallier waren alle Könige Schauspieler (azmari), die von Gott weder Weisheit noch Stärke verlangten, aber mit Seiner Hülfe wurden die Mittel zur Gründung des Reiches gefunden, als Gott mich, Seinen Diener, zum König außersah.

„Meine Landsleute sagten: Der Fluß ist ausgetrocknet, sein Bett ist leer, und sie beleidigten mich, weil meine Mutter arm war und nannten mich den Sohn eines Bettlers. Aber die Türken kannten die Größe meines Vaters, der sie bis zu den Gränzen Aegyptens und bis zu den Thoren ihrer Städte tributpflichtig machte. Mein Vater und meine Mutter stammen von David und Salomon ab, sie kommen vom Saamen Abraham's, dem Diener Gottes.

„Diejenigen, die mir den Namen eines Bettlers zugelegt, sind selbst Bettler und bitten für ihr tägliches Brod. Ohne Gottes Wille kann weder Weisheit, noch Macht vom Untergange retten. Da Gott aber zu Adam sagte: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen", darf man nicht in Trägheit verfallen. Aber es ist nutzlos, Euch diesen Rath zu ertheilen, denn das Sprichwort sagt: „Sprich zu dem Weisen nicht von Weisheit und theile dem Löwen seine Nahrung nicht zu."

„Nichts ist in der Welt mächtig. Manche hatten Mörser und Kanonen im Uebermaß und mußten dennoch unterliegen. Napoleon hatte davon Myriaden, doch starb er besiegt, nachdem er die Franken unterjocht hatte. Nicolaus, der Kaiser der Moscowiten, besaß deren ebenfalls im Ueberfluß und wurde von den Franzosen, Engländern und Türken besiegt. Er starb, ohne die Wünsche seines Herzens befriedigt zu sehen.

„Wenn Ihr in Euren Ländern mit irgend welchen Anhängern des Räubers Regiesche zusammentreffen solltet, welche in verrätherischer Weise behaupten, daß Aethiopien vom Sohne eines Bettlers beherrscht wird, wettet mit ihnen um ein mit Geld bedecktes Feld, daß Ich, der gegenwärtige Kaiser, auf dem Throne meiner Väter sitze, Abraham und David. Und bringt sie hierher zu mir vor meinen Richterstuhl.

„Gott ist es, der die Mächtigen erniedrigt und sie von ihren Sitzen schleudert."

Mannichfaltigkeiten.

(Ein Gruß über das Weltmeer.) Der „Nordamerikanische Sängerbund" veröffentlicht aus Chicago vom 5. Januar einen Aufruf an deutsche Sänger zur Theilnahme an dem im Juli dort stattfindenden Sängerfeste. Auch hat das General-Comite mit den Hamburger und Bremer Dampfschiffs-Linien ein Abkommen getroffen, daß Gesangvereine oder Sänger, welche von Deutschland herüberkommen wollen, bis nach Newyork kostenfrei den atlantischen Ocean passiren können. Der Aufruf an die Sänger von Bremen, Hamburg und Köln lautet: Aus dem großen fernen Westen, von den Ufern des Michigan-Sees, ertönt an Euch, Ihr deutschen Sängerbrüder, aus der großen Inland-Metropolis ein herzlicher Gruß fern hin über den Ocean in die alte, gute, deutsche und unvergeßliche Heimath. Fern ab vom Vaterlande hat der Sinn und der strebsame Geist der Deutschen längst schon Wurzel geschlagen

---

*) Die Patriarchen und Bischöfe haben den größten Theil der Civilgerichtsbarkeit und Polizei über ihre Nationalen. Hier nur ein Beispiel ihrer Bestrafungen. Die zur Kirchenbuße Verurtheilten werden an einer mittels eines eisernen Ringes um den Hals befestigten Kette von dem Patriarchatsdiener wie Hunde durch die Straßen geführt und vor der Kirchenthüre angefesselt.

und fängt an, herrliche Früchte zu tragen, und was wir als Jünglinge zu Haus geliebt und gepflegt, wie könnten wir es hier als Männer treulos vergessen? Das deutsche Lied, auch hier ertönt es fröhlich wieder, und soll es uns in diesem Jahre, besonders aus Nah und Fern, die Freunde zuführen, um mit uns im Juli dahier in Chicago das 16. Sängerfest des Nordamerikanischen Sängerbundes in fröhlicher Weise zu feiern. Bereits sind uns aus allen Staaten, selbst aus dem mit ewigem Schnee bedeckten Rocky Mountains und durch die fast endlosen Prairieen von uns getrennten Californien die freundschaftlichsten Zusagen zum Feste erfolgt. Gestern wurde mir nun, um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, von dem hiesigen Central-Comite der ehrenvolle Auftrag zu Theil, an Euch, Ihr lieben Sängerbrüder in der alten Heimath, eine feierliche und herzliche Einladung ergehen zu lassen, mit der zwar kühnen, jedoch wohlüberlegten Bitte, uns zu unserm nächsten Feste doch wenigstens eine Delegation Eures weltberühmten Vereines herüber zu schicken, auf daß auch sie, im Namen Eures Vereins, uns Hülfe leisten möchte bei dem hohen Weiheopfer, das dem deutschen Geiste hier im fremden Lande gebracht werden soll. Wir wissen wohl, unsere Einladung wird Euch überraschen, doch wer die Thatkraft der Amerikaner kennt und dieselben auf dem Schützenfest in Bremen sah, der wird dieselbe nicht belächeln und sie am Ende doch nicht so unausführbar finden. Sind doch deutsche Sänger nach London und sogar Lille gezogen, warum sollten sie nicht, wo es gilt, dem deutschen Geiste zu huldigen, einmal eine Spazierfahrt über den Ocean machen können? Drum auf, Ihr Sänger, zaget nicht! Gürtet Eure Lenden, entrollt Eure Fahnen und zieht gen Westen! Mit offenen Armen und alter deutscher Gastfreundschaft wollen wir Euch empfangen und Euch froh ins hiesige deutsche Geistesleben einführen, auf daß Ihr, in die Heimath zurückgekehrt, den Freunden sagen könnt: Auch über dem Ocean, fern vom Vaterlande, wohnen Männer, deren Herz noch schlägt für gute deutsche Sitten und das alte theure Vaterland. — Im Auftrage des Central-Comite's des Nordamerikanischen Sängerbundes mit herzlichem Sängergruße. **Emil Dietzsch**, Correspondirender Secretär.

(**In Berlin**) ist ein Schwindler Namens Davis entlarvt worden, der sich für einen Professor der Universität Petersburg ausgegeben und Vorlesungen über angeblich von ihm gemachte Reisen hielt. Die „Vossische Ztg." bringt darüber folgende interessante Einzelheiten: „Am Dienstag Abend 8 Uhr sollte der große Act der Vorlesung in Scene gehen. Etwa 14 Tage zuvor hatte der sogenannte Herr Professor eine literarische Abendunterhaltung veranstaltet, die zum Ergötzen der circa 40 Anwesenden ihren Höhepunkt in der Declamation des Uhland'schen Gedichtes „Des Sängers Fluch" erreichte, welches Gedicht der Declamator unter sorgsamer Beobachtung der Strophenabschnitte abscandirte und herleierte. Durch briefliche Anfrage in Petersburg war inzwischen festgestellt worden, daß an der Universität daselbst ein Professor Davis nie existirt hatte. Die Neugier war deßhalb groß, ob der pseudonyme Asienreisende dennoch auftreten oder es vorziehen werde, wie im Jahre 1866 in Nürnberg, mit den eingenommenen Tagesgeldern friedlich von dannen zu ziehen. Etwa hundert Personen der besten Stände hatten sich zu dem Zwecke in Arnim's Saal eingefunden, unter ihnen viele Professoren und Gelehrte Berlins, die seinerseits mit Billets bereist worden waren. Sie wollten für ihr Geld wenigstens das Ende der Komödie miterleben. Und Herr Davis kam. Sein Entree glich etwa dem einer Hyäne in den Käfig eines Thierbändigers, so scheue Blicke warf der schon etwas gedemüthigte Reisende auf die Versammlung. Nach einer längeren Kunstpause, während welcher er noch einmal verschwand, begann er seinen Vortrag, eine monotone Herlesung einförmiger Reisenotizen, wie sie sich jeder selbst aus Reisebeschreibungen extrahieren kann. Nichts von eigenthümlichen Erlebnissen, lebhaften Terrainschilderungen, wie sie eigene Anschauung mit sich bringt. Bald wurde es zur Evidenz klar, daß der kühne Reisende einen Auszug aus der 1862 von dem Ungar Vámbéry gemachten gleichnamigen Reise vorlas, der manchmal wörtlich gleich mit dem Original lautete. Noch bedenklicher wurde die Sache, als der Vortragende an türkische und arabische Wörter kam, die er harmlos las, wie sie geschrieben werden. Selbst solche Wörter, deren richtige Aussprache zur allgemeinen Bildung gehört, machten davon keine Ausnahme: Reïs-Efendi statt Reïs-Efendi, Kóran statt Korán, Aräber statt Araber, sogar Turanie statt Turanier. Eine arabische Grußformel entfloh vollständig verstümmelt dem Gehege seiner Zähne und Jemischteppe, wie er den Namen der Stadt Jemischteppé aussprach, war ebenso unsinnig nach Aussage der Sprachverständigen. Dazwischen erfreute die anwesenden Geographen auch ein kleiner geographischer Schnitzer, indem aus der russischen Insel Aschura eine Halbinsel und Landzunge wurde. Rechnet man die deutschen grammatikalischen Böcke hinzu: „Er ersuchte mir", „man achtete so wenig auf der Nachforschung", endlich die buchstäbliche Aussprache von Manchester, Birmingham, fashionable und — hörten wir bei dem undeutlichen Gemurmel des Vortragenden recht — Individium statt Individuum, so ergibt sich außer dem Resultat, daß der Herr Pseudonymus die Reise nicht gemacht, ein für einen Universitätsprofessor, ja sogar für einen Gymnasial-Secundaner bedenkliches Maß von Unwissenheit. Der Vortragende hatte aber so wenig zur Verdeckung seines Plagiats gethan, daß er nicht einmal sich die Mühe gegeben hatte, die Namen der Reisebegleiter Vámbéry's zu ändern, die seinigen hießen genau ebenso. Das Ende vom Liede war, daß Professor Kiepert den auf dem Rückzuge von seiner glänzenden Bataille Befindlichen um Mittheilung ersuchte, in welchem Jahre er seine angebliche Reise gemacht habe? „1864", lautete die kahle Antwort und er war verschwunden, so daß nur die ersten Worte des Kiepert'schen Zweifels sein Ohr trafen: „Ich glaube, 1862 ist die Reise gemacht worden und nicht von Ihnen, sondern von einem Andern." Das Auditorium gruppirte sich nun um den Interpellanten, wobei mannichfache neue Nachrichten über den Entschwundenen zu Tage kamen."

(**Der Ausbruch des Vesuvs.**) Professor Palmieri berichtet über den Ausbruch des Vesuvs vom 20. Jan.: „Die Phase der Abnahme, in welche das Feuer des Vesuvs seit einigen Tagen getreten ist, schreitet langsam vorwärts. In manchen Stunden läßt der Kegel dumpfe Schläge vernehmen, indem er eine geringe Menge der gewöhnlichen Projectile auswirft und einen neuen Strom Lava austreten läßt, aber danach kommt er zur Ruhe. Auch die Instrumente sind zu wiederholtenmalen erregt, aber mit geringerer Kraft als früher. Trotz der Beleuchtung zu Ehren des Herzogs von Aosta waren viele Neapolitaner am 19. d. hinausgegangen, um die Lava zu sehen, weil sie fürchteten, dieselbe möchte zu Ende gehen. Auf das Observatorium kommen viele Fremde, um den Kegel zu ersteigen, und einer derselben irrte gestern die ganze Nacht umher, ohne jedoch einen Zugang zum Gipfel finden zu können. Ich konnte gestern viele Sublimationen sammeln, welche jetzt großentheils durch Regenwasser zerstört sind; dieselben bestehen meist aus Kupferchlorür, Bleichlorür, Kupferoxyd und Seesalz. Die Fumarolen unter den Canteroni haben auch Salmiak. Vom Kegel des Berges sind auch in der letzten Nacht kleine Lavaströme herabgekommen. Man beobachtete eine gewisse Agitation an den Instrumenten des Observatoriums. . . . Die jüngst ausgeworfene Asche gleicht mehr der gewöhnlichen, welche schon mehrmals das Ende von Eruptionen bezeichnete."

(**Livingstone.**) Die letzte Versammlung der königl. geographischen Gesellschaft in London bot ein großes Interesse durch Mr. E. D. Youngs Bericht über die Ergebnisse der von ihm ge-

leiteten Expedition zur Aufsuchung Livingstone's. Derselbe enthielt im Wesentlichen die schon früher gegebenen Thatsachen, und war von der festen Ueberzeugung dictirt, daß der berühmte Afrikareisende weder von den Mazetus, noch von einem anderen Stamme ermordet, sondern von den Johannamännern im Stiche gelassen worden sei.

(Opernsänger Niemann) hat, wie die in Hannover erscheinende „Ztg. f. Nordd." schreibt, zum Zweck der Auseinandersetzung mit seiner Frau seine sämmtlichen Capitalien auf schleunigste Frist kündigen lassen. Aus Dresden, wo er zum Gastspiel war, ist er plötzlich nach Petersburg gereist.

Frankfurt, 1. Febr.

Die Zwecke des Vereinslebens zu fördern, läßt es sich der Vorstand der hiesigen Künstlergesellschaft angelegen sein, dasselbe durch mancherlei Anregung zu heben. Die dafür bestimmten Abende brachten Mittheilungen des Inspector Malß über den hiesigen Aufenthalt von Cornelius, die Vorlage einer reichen Sammlung von Skizzen, welche Maler Höff er auf Cuba aufgenommen, einen umfassenden Vortrag des Architekten E. Hallenstein über die homerischen Kunstwerke und zuletzt eine ethnographische Collection von Australien und den Südseeinseln, bestehend in Waffen, Schädeln, Geräthen und selbst aufgenommenen Photographieen, die ein Frankfurter, Herr Hötzer, nach beinahe zwanzigjähriger Abwesenheit als Ausbeute von dort heimgebracht hat. Er schloß der höchst interessanten Vorzeigung eine kurze Darstellung des schnellen und außerordentlichen Aufschwungs der dortigen Verhältnisse an, und wir entnehmen derselben — wohl ein Novum — die Notiz, daß der erste Gouverneur von Neu Südwales, A. Philipps, welcher 1788 die Exportirung einleitete, ein Frankfurter gewesen sei.

Es ist selten, daß ein Jubilar mit so vollständiger Rüstigkeit seinen Ehrentag begeht, wie heute bei dem Herrn Stiftsgärtner Ohler der Fall war. Hiesige und auswärtige Vereine wirkten zusammen, dem eben so bescheidenen als verdienten Manne die Beweise ihrer Anerkennung darzubringen, zuerst Namens der Administration der Dr. Senckenbergischen Stiftung der Physicus primarius und Vorsitzende der Administration Dr. med. G. Kloß, sodann im Namen des Physikalischen Vereins, für welchen Herr Ohler seit Jahren die meteorologischen Beobachtungen besorgt, Herr Münzwardein Rößler, für die Dr. Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft der erste Director Dr. phil. J. J. Rein, für die Wetterauische Gesellschaft zu Hanau deren auswärtiger Director Herr Prof. Dr. Luck. Von dem Gartenbauverein dahier, der botanischen Gesellschaft zu Regensburg und dem Verein für Naturkunde zu Offenbach waren Glückwünschungsschreiben und Diplome eingelaufen, und der Botaniker Herr Dr. Fuckel aus Oesterreich hat eine neue Pflanze Ohleria modesta genannt. Eben jetzt bereitet die Administration sich vor, durch den Bau eines Gewächshauses dem Jubilar eine neue Stätte der Wirksamkeit zu schaffen. Möge ihm ein langes Walten in Kraft und Gesundheit in den neuen Räumen vergönnt sein! W. S.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Aus **Wien** vom 30. Januar berichtet die „Presse": „In der heute abgehaltenen Generalversammlung des Wiener Zweigvereins der deutschen Schiller-Stiftung verlieſt Dr. Kompert den Bericht über den Stand und die Wirksamkeit des Zweigvereins im Jahre 1867. Der Bericht constatirt mit Genugthuung, daß das verflossene Vereinsjahr weit günstigere Resultate aufzuweisen hat, als das Jahr 1866. Die Zahl der beitragenden Mitglieder erreichte am Schlusse des verflossenen Jahres die Ziffer 129. Heimische Schriftsteller wurden mit 1400 fl. unterstützt. Die Wirksamkeit der gesammten deutschen Schillerstiftung war im verflossenen Jahre, was die materiellen Unterstützungen betrifft, eine gedeihliche. Bei einem Einkommen von 11,884 Thalern und 2767 fl. österr. Währ., wozu noch ein aus dem Jahre 1866 herrührender Saldo von 3908 Thalern und 323 fl. österr. Währ. kam, und woran Wien mit einer Quote von 2492 fl. 6 Kreuzer sich betheiligte, hat die deutsche Schillerstiftung im vergangenen Jahre an lebenslänglichen und transitirenden Pensionen, sowie zeitweiligen Unterstützungen die Summe von 11,889 Thalern und 212 fl. österr. Währ. verausgabt. Der Bericht erwähnt sodann, daß zu Ostern 1868 am Vororte Wien die Generalversammlung sämmtlicher Zweigstiftungen zusammentritt, um über die Annahme der vom Vororte ausgearbeiteten und vom Verwaltungsrath angenommenen neuen Statuten und Geschäftsordnung zu berathen. Mit der Annahme dieser Statuten würde das Princip der Oeffentlichkeit oder vielmehr der Veröffentlichung der Namen adoptirt werden und für das gesammte Stiftungswesen eine neue Aera anbrechen. Der Vermögensbestand des Zweigvereins beziffert sich mit 36,282 fl. in Obligationen. Auf Antrag des Dr. Arnold Hirsch wurde der aus dem Vorstande ausscheidende Freiherr von Münch-Bellinghausen wieder in den Vorstand gewählt."

Berlin, 1. Februar. Die diesjährige Preisbewerbung bei der Academie der Künste ist für Geschichtsmalerei bestimmt. Die concurrirenden Gemälde müssen bis zum 4. Juli d. J. der königlichen Academie übergeben werden. Der Preis besteht in einer Pension von jährlich 750 Thalern auf zwei Jahre zu einer Studienreise nach Italien. — Ferner werden zwei Michel Beer'sche Preise vergeben, einer für Maler und Bildhauer jüdischer Religion (750 Thaler zu einer Studienreise nach Italien) für Geschichtsmaler, ein anderer für Bildhauer aller Confessionen (750 Thaler zu einer Studienreise nach Italien). Das Nähere ist bei der königlichen Academie der Künste zu Berlin zu erfahren.

Koburg. Am 19. Januar veranstaltete das hiesige Conservatorium für Gesang ein Concert zum Besten der nothleidenden Bewohner Ostpreußens. Das reichhaltige Programm bot viel des Interessanten. Ueberraschend waren in der That manche Leistungen der Zöglinge, sowohl im Gesang, als auch im Klavierspiel und in der Declamation. Manche Schüler sind in kurzer Zeit (das Institut besteht nun zwei Jahre) so weit gebracht, daß man einem baldigen theatralischen Versuch wohl entgegensehen darf. Das Institut steht unter Leitung des Herrn Director Pratz, welcher auch speciell den Gesangunterricht ertheilt. Möge dasselbe sich immer größerer Theilnahme erfreuen.

Hoffmann von Fallersleben bringt in seiner „Selbstbiographie" manche Anecdote, deren Wahrheit nicht verbürgt scheint. So wird unter andern von dem verstorbenen Buchhändler Julius Campe in Hamburg erzählt, derselbe hätte, als Verleger der „Unpolitischen Lieder", Gutzkow angestachelt, gegen diesen seinen eigenen Verlagsartikel zu schreiben, nur damit Hoffmann gezwungen werden sollte, geringere Honoraransprüche zu machen! Wir erfahren aus bester Quelle, daß diese ganze Erzählung eine müßige Erfindung ist. (D. A. Z.)

Frankfurt, 2. Februar.

(Eingesandt.) Wir erhalten folgende Zuschrift von Herrn L. Lazar, Rabbiner zu Meisenheim:

„In der „Didaskalia" Nr. 30 dieses Jahrganges sagt Herr Dr. Ludwig Hermann in seinen „Rückerinnerungen aus dem Orient": „„Während das Judenthum und der Islam nur eine auf die Religionsgenossen beschränkte Liebe kennen, preist Mewlana die allgemeine Menschenliebe."" Gegen eine solche Behauptung müssen wir entschieden Verwahrung einlegen. Mit Verlaub, Herr Doctor! Zeigen Sie uns nur eine Stelle in der Bibel, in der Ihre Behauptung sich abspiegelt! Ist nicht unter den Worten: „„Du sollst lieben deinen Nächsten wie dich selbst"", im III. B. M. 19. 18., die allgemeine Menschenliebe zu verstehen? Daß unter dem Ausdrucke „Deinen Nächsten" jeder Mensch und nicht nur der Stammes- und Glaubensgenosse zu verstehen sei, sagt uns die Vernunft. Die heilige Schrift drückt sich ferner mit klaren Worten aus, indem sie gleich darauf anordnet: „Wenn sich bei Euch aufhält ein Fremdling — Nicht-Israelit — in Eurem Lande, so sollt Ihr ihn nicht drücken. Wie der Einheimische soll Euch der Fremdling sein, der unter Euch wohnt. Du sollst ihn lieben, wie dich selbst." III. B. M. 19. 33. 34. Und der Prophet Malachi, welcher von Israel mit der Mahnung schied, der Lehre Mosis stets eingedenk zu bleiben, sprach die Worte aus: „Haben wir nicht alle Einen Vater? Hat uns nicht Ein Gott erschaffen? Warum sollen wir treulos handeln, Einer gegen den Anderen, zu entweihen den Bund der Väter?" Malachi 2. 9. Wir könnten noch viele Stellen aus der Bibel anführen, die aufs Klarste zeigen, daß das Gebot der Nächstenliebe, sammt allen daraus fließenden Pflichten, keinen Unterschied kennt zwischen dem Glaubensgenossen und dem Andersdenkenden, allein wir glauben, diese wenigen Winke würden für Herrn Dr. L. Hermann genügen, von seiner Auffassung zurückzutreten."

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 4. Febr.: (Zum ersten Male) **Der Schulz von Altenbüren**, Schauspiel in 4 Acten von Rosenthal.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 34.)

Mittwoch, 5. Febr.: **Die Afrikanerin**, große Oper in 5 Acten von Scribe. Deutsch von F. Gumbert. Musik von G. Meyerbeer.
(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Ritz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 36. Mittwoch, den 5. Februar 1868.

Rückerinnerungen aus dem Orient.

Von Dr. Ludwig Herrmann.

(Schluß.)

Ich übergab einst einem intimen Bekannten die türkische Uebersetzung der Bibel von Kieffer, um ihm sein türkisches Vorurtheil gegen das Christenthum zu benehmen. Er behielt sie sehr lange. Als ich sie zurückverlangte, gestand er mir, daß er sie auch einigen Freunden mitgetheilt und daß sie auf diesen, wie auf ihn selbst einen tiefen Eindruck ausgeübt habe, und bat mich, ihm das Buch noch einige Wochen zu lassen, da er sich Auszüge daraus mache. Als er mir nach langer Zeit die Bibel wieder zurückgab und ich ihn um seine Ansicht über das neue Testament befragte, antwortete er mir:

„Euer Koran *) enthält herrliche, erhebende Lehren! Auch habe ich darin nichts von einer vorgeschriebenen Anbetung dreier Gottheiten gelesen. Aber an einigen Stellen ist deutlich ausgesprochen, daß Isa (Jesus) Gottes Sohn und wirklicher Gott war. So wenig mich unser Koran von der göttlichen Sendung Mahomeds überzeugen konnte, ebensowenig kann mich Euer Koran überzeugen, daß Gott einen Sohn erzeugt habe und daß dieser wirklicher Gott gewesen sei."

Wie gesagt, eine Hinneigung zur Annahme des Christenthums konnte ich weder bei den Gebildeten, noch bei dem Volke wahrnehmen, und es ist mir während meines 9jährigen Aufenthaltes in der Türkei (von 1838—1847) kein einziger Fall vom Uebertritte eines Türken zum Christenthume zu Ohren gekommen.

So waren die Verhältnisse damals gelegen. Nach dem angeführten Correspondenzartikel aus Konstantinopel hätten sie sich jetzt sehr zu Gunsten des Christenthums geändert, und es werden in diesem Artikel mehrere Türken mit Namen angeführt, welche öffentlich ihren Uebertritt zum Christenthum erklärt hätten und dafür Propaganda machten.

Sollte hier nicht ein Irrthum obwalten? Sollten dieß nicht etwa Kryptochristen gewesen sein, welche jetzt, da die Pforte von den Großmächten zur vollständigen Durchführung des Hat-i-humajum von 1856 — er spricht die völlige Gleichberechtigung mit den Muselmännern aus — gedrängt wird, die Zeit gekommen glaubten, ihre Religion offen bekennen zu dürfen, ohne materielle Nachtheile zu erleiden? Es gibt nämlich in der Türkei kryptochristliche Distrikte, deren Bewohner nach der türkischen Eroberung den Islam angenommen hatten, um die bevorzugte Stellung der Moslemen zu erlangen, aber im Geheimen Christen geblieben waren. Das Christenthum erhielt sich unter ihren Nachkommen durch mündliche Ueberlieferung. Diese Kryptochristen oder besser Schein-Moslemen haben muhammedanische Namen, besuchen die Moscheen und unterziehen sich äußerlich allen Vorschriften des Islam; sie versammeln sich aber im Geheimen zum christlichen Gottesdienste und führen unter sich christliche Namen.

Auf meinen Dienstreisen in den Paschalik Brussa und Trapezunt in Kleinasien lernte ich mehrere kryptochristliche Familien griechischer Abstammung kennen. Den Türken war ihr Kryptochristenthum wohl bekannt. So lange diese Kryptochristen aber nicht öffentlich ihren Abfall vom Islam erklärten, schritt die Regierung gegen sie nicht ein.

Im Jahre 1846 war ich in Konstantinopel Zeuge einer solchen Erklärung, die sehr schlimme Folgen hatte. Mehrere aus einem kryptokatholischen Districte ausgehobene Recruten Albaniens hatten sich zum Rapporte gemeldet und erklärten dann vor ihrem Obristen, sie seien von Herkunft und Religion Christen und deßhalb nicht conscriptionspflichtig *). Die hierüber eingeleitete Untersuchung ergab, daß alle Bewohner eines aus vier Dörfern bestehenden Gebirgsdistrictes katholische Kryptochristen waren, und daß sich unter ihnen ein in einem an der Gränze gelegenen österreichischen Kloster zum Priester geweihter Albanese befand, der ihnen Nachts in einer einsamen Waldcapelle Gottesdienst hielt. Die Pforte, welche durch die weitere Ausbreitung des Christenthums ihre Herrschaft in dem stets unruhigen Albanien bedroht glaubte, schritt nun rasch ein, und zwar auf die barbarischste Weise. Alle Bewohner dieses Districtes wurden nach Kleinasien verbannt und ihnen eine sumpfige, sehr ungesunde Gegend zum Aufenthalt angewiesen, und es wurden nach ihrem Abzuge aus der Heimath die vier Dörfer zerstört. Erst nach langer Zeit gelang es dem energischen, sich durch keine Ausflüchte der Pforte beschwichtigen lassenden Stratford Canning, dem Vertreter einer protestantischen Macht, die Rückkehr der unglücklichen Verbannten in ihre Heimath und die Erlaubniß zur freien Ausübung ihrer Religion zu erwirken.

Pädagogische Briefe aus Paris.

Von Dr. Alb. Wittstock.

4.

Jeder Fremde, der in Paris war, kennt wohl den „Jardin des plantes." Hier befindet sich das naturwissenschaftliche Museum. Man kann sagen, es ist das populärste Institut von Paris, aus dessen Mauern ein Buffon und Cuvier hervorgingen. Die

---

*) Wie Bibel vom griechischen Biblion, d. h. Buch, herkommt, so Koran vom arabischen al Koran, d. h. das Buch.

*) Die christlichen Unterthanen der Pforte waren damals vom Militärdienste frei.

erste Idee zur Gründung des Jardin des plantes hatten zwei Aerzte des Königs Ludwig XIII. Ursprünglich ein „jardin royal des herbes médicinales, welche gewissermaßen nur eine Schule für Apotheker war, wurde er unter Buffons Leitung eine große Niederlage aller Reichthümer der Schöpfung und erhielt jetzt seine wahre Bestimmung als Pflegerin der Naturwissenschaften. Der Graf v. Buffon, welcher in Gesellschaften der reizendste Cavalier sein konnte, war hier in seinem zoologischen und botanischen Garten nichts als ein schlichter Arbeiter. Er legte Sammlungen aus allen Naturreichen an, wozu ihm von allen Weltgegenden Beiträge zuflossen. Mit der Revolution kam ein neuer Aufschwung in diese Anstalt und der Convent gründete am Museum zwölf Lehrstühle: für die Anatomie des Menschen, der Thiere, Zoologie, Botanik, Mineralogie, Geologie, Chemie, Cultur und Iconographie.

Dieses Institut wird noch heute als ein heiliges Vermächtniß aus den großen Tagen der Revolution betrachtet, und noch hat keine Regierung gewagt, ihre zerstörende Hand daran zu legen.

Linnée, welcher seine Schüler über den ganzen Erdball zerstreute, verschaffte sich dadurch alle Producte. Auch wurden besondere wissenschaftliche Reisen zur Bereicherung des naturwissenschaftlichen Museums angestellt. Sogar die französische Armee, welche sich damals weit hin verbreitete, brachte ihren Tribut herbei für die nationale Anstalt. Wenn etwas daran getadelt werden kann, so ist es höchstens die Collection der vergleichenden Anatomie. Doch es sind Klagen laut geworden, daß das Budget des Museums, welches ungefähr eine halbe Million Francs jährlich beträgt, bei weitem nicht ausreiche, um in der fortschreitenden Wissenschaft immer voran zu sein.

Vielleicht ist es auch aus den unzureichenden Fonds zu erklären, daß die Bibliothek der Anstalt, die eine große Anzahl werthvoller Werke und seltene Sammlungen enthält, nicht nach dem liberalen Modus eingerichtet ist, der z. B. im „British Museum" existirt. Zu erwähnen sind hierbei die seit 1802 erscheinenden „Annales du Museum".

Mitten in dem Pflanzengarten befindet sich die bekannte Menagerie. Der Besuch aller Theile, sowie der Vorlesungen ist durchaus unentgeltlich und findet man alle Tage in dem Garten zahlreichen Besuch von Männern, Frauen und Kindern aus allen Volksclassen. Beim Eintritt in das große Amphitheater, wo so viele erleuchtete Stimmen gelehrt haben, gewahren wir rechts und links vor der Thüre zwei große Palmbäume. Dieselben hatte einst der Markgraf von Baden-Durlach Ludwig XIV. geschenkt.

Wie am Jardin des plantes die Naturwissenschaft, so ist an der Sternwarte die Astronomie vertreten. Doch sind die in diesem Semester angekündigten Vorlesungen aus mir unbekannten Gründen nicht zu Stande gekommen.

Im Jahre 1666, als die Akademie der Wissenschaften schon dreißig Jahre existirte, legte ein Mitglied derselben, Adrien Auzout, Ludwig XIV. einen Plan vor, zum Fortschritt der Astronomie ein Observatorium in Paris zu errichten. Der König hatte allerdings sonderbare Ansichten von den Gelehrten, er hielt dieselben für Leute, welche er bezahle, um seine Neugierde zu befriedigen und ihm anzugeben, ob am nächsten Tage gutes Wetter oder Regen sein würde. Indeß nahm doch Ludwig XIV. noch in demselben Jahre den Entwurf an und hat jedenfalls zur Gründung der Sternwarte viel beigetragen.

Die Arbeiten begannen im Jahre 1668 und im Jahre 1671 war das Gebäude fertig. Der erste Director war Cassini, ein Italiener. Die Anstalt wurde später vervollständigt durch Anbau von neuen Beobachtungssälen. Auf der äußersten Plateform befinden sich die meteorologischen Instrumente und die großen Teleskope.

Am bekanntesten von allen Gelehrten, welche die Sternwarte von Paris dirigirten, ist Franz Arago. Seine Dienste, welche er nicht nur der Astronomie, sondern auch der Physik geleistet, haben ihn unsterblich gemacht. Von deutschen Landsleuten sei an Römer aus Oranienburg erinnert, welcher zuerst die Schnelligkeit des Lichtes entdeckte und den Gebrauch der Meridian-Augengläser in die praktische Astronomie einführte.

(Schluß folgt.)

Heinrich Heine auf der Bühne.

In seinen jungen Jahren hielt sich Heinrich Heine auch für einen dramatischen Dichter und wünschte lebhaft, seine Trauerspiele „Ratcliff" und „Almansor", die er mit dem „lyrischen Intermezzo" zusammen drucken ließ, auf der Bühne zu sehen.

Wirklich hat August Klingemann, der an der Spitze des Nationaltheaters in Braunschweig für die dramatische Literatur und Kunst mit Begeisterung wirkte und auch Goethe's „Faust" in Scene setzte, einen Bühnenversuch mit dem Heine'schen „Almansor" gemacht, den er durch Kürzung der überwuchernden lyrischen Stellen des Dialogs und Entfernung des Chors geschickt einrichtete.

Adolph Strodtmann, dessen Biographie Heine's jetzt bei Franz Duncker in Berlin erscheint, erzählt folgende Geschichte, die wenig bekannt sein wird:

Nach sorgfältiger Einstudierung wurde das in zwei Aufzüge getheilte Stück — (der erste Act schloß mit der Aufforderung Hassans an die Liebenden, nach Amerika zu fliehen) — am 20. August 1823 aufgeführt. Der jetzige Director des herzoglichen Hoftheaters in Braunschweig, Herr Eduard Schütz, wußte der Titelrolle durch edle Repräsentation und leidenschaftliches Feuer der Rede eine fast unerwartete Geltung zu verschaffen, und Madame Meck unterstützte ihn als Zuleima durch gefühlsinnigen Vortrag ihrer vorwiegend lyrischen Partie. Der alte Glaubenseiferer Hassan fand durch Herrn Köster eine lebenswahre Verkörperung, und Herr Meck, ein tüchtiger Charakterdarsteller aus der Schröder'schen Schule, bestrebte sich, der vom Dichter etwas nachlässig behandelten Figur Aly's durch sein wohldurchdachtes Spiel eine kräftiger markirte Zeichnung zu geben. In dem beliebten Komiker Günther verfügte die Braunschweiger Bühne über einen Repräsentanten des Pedrillo, welcher der kleinen Rolle die erheiterndste Wirkung sicherte; eben so glücklich wurde der Gauner Don Diego durch den vielseitigen Gerber dargestellt, der sich als Schauspieler wie als Sänger eines gleich ausgezeichneten Rufs erfreute.

Bei so guter Besetzung der Haupt- und Nebenrollen war der Erfolg des Stückes bis gegen den Schluß hin ein keineswegs ungünstiger; die poesievollsten Stellen wurden von dem gebildeten Theile des Publikums sogar lebhaft applaudirt. Ein wunderlicher Zufall führte jedoch in der letzten Scene eine tumultuarische Störung herbei.

Während der Vorhang über der Schlußverwandlung aufrollte und Almansor sich mit der ohnmächtig auf seinem Schoße ruhenden Zuleima auf einen Felsen niederließ, trat ein roher Gesell, ein Stallmeister H., ins Parterre, machte spöttische Bemerkungen über die Situation und erkundigte sich, wer der Verfasser des Stückes sei.

„Der Jude Heine", flüsterte man ihm zu.

In der irrigen Meinung, ein am Orte lebender Geldwechsler dieses Namens habe die Tragödie geschrieben, rief er entrüstet aus:

„Was, den Unsinn des albernen Juden sollen wir anhören? Das wollen wir nicht länger dulden! Laßt uns das Stück auspochen!"

Und damit begann er zu trampeln und zu pfeifen, der große Haufen stimmte mit ein, und jeder Versuch der Gebildeten, die Ruhe herzustellen, wurde durch den rohen Lärm übertäubt. Die Darstellerin der Zuleima wähnte Anfangs, daß ihre Lage auf dem Felsen die Veranlassung des plötzlichen Mißfallens sei und gerieth dadurch außer Fassung; als das Pochen fortgesetzt wurde, machte Herr Schütz durch raschen Entschluß der unwürdigen Scene ein Ende, indem er sich mit Zuleima noch vor Beendigung des letzten Zwiegespräches vom Felsen herabstürzte und das Zeichen zum Niederlassen des Vorhangs gab. Klingemann, der seinen guten Willen in diesem wie in so manchem anderen Falle vom Publikum mit schnödem Undanke belohnt sah, war äußerst verstimmt über die brutale Unterbrechung des Stückes, und verzichtete nach solcher Erfahrung auf die ebenfalls von ihm beabsichtigte Aufführung des „William Ratcliff", der auch auf keiner andern Bühne jemals zur Aufführung gelangte, — sehr zum Aerger Heine's, welcher von großen Erfolgen seiner Gespenster-Tragödie träumte und stets mit Behagen an den „düstern, steinernen Ratcliff" dachte, während ihm der „helle, milde Almansor" im höchsten Grade unheimlich war.

Mannichfaltigkeiten.

(Dickens) hat am 14. Jan. seine Vorlesungen in Philadelphia begonnen und wurde dort wo möglich mit noch größerem Enthusiasmus als in Newyork und Boston empfangen. Am 16. und 17. sind Vorlesungen in Brooklyn angekündet und 5000 Karten zu denselben wurden an einem Tage zwischen 9 und 12 Uhr Morgens abgesetzt. Anfangs Februar wird der gefeierte Schriftsteller viermal in Washington lesen, dann die bedeutendsten Städte im Westen besuchen und am 22. April nach England zurückgehen. Der Schauplatz für die in Brooklyn anberaumten beiden Vorlesungen ist Plymouth Church, wo Henry Ward Becher, als Bruder der Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte" und als Dichter und Romanschriftsteller bekannt, als beliebter Prediger die eleganteste Heerde von Gläubigen in Newyork um sich sammelt. Die Rentabilität seiner Kirche als Einnahmequelle geht mit seiner Popularität als Prediger gleichen Schritt. Die Stühle werden alljährlich dem meistbietenden Miether zugeschlagen und die Stuhlmiethe figurirt auf den Einkommenslisten mit 12 800 Doll., beträgt aber in der That 48,738 Doll., da die besten Plätze unter der Hand für hohe Summen gesichert werden. 800 Doll. wurden bei der letzten Versteigerung für das Recht der ersten Auswahl geboten und einige vierzig Personen zahlten zwischen 800 und 200 Doll. für die nächstbesten Sitze.

(Politik und Theater.) Der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" schreibt man aus Genf vom 22. Jan.: „In einem hiesigen kleinen Vorstadttheater, dem sogenannten Casino an der Route de Carouge, wurde seit einiger Zeit ein Singspiel „La Déesse de la liberté", mit verschiedenen, dem französischen Geschmack nun einmal so zusagenden „Tableaux" aufgeführt und zog mehrere Abende hintereinander eine bis über 1000 Personen wachsende Zuschauermenge an. Das Stück enthielt, neben heftigen Declamationen gegen die gegenwärtigen politischen Zustände Europa's überhaupt, namentlich höchst anzügliche Ausfälle gegen das französische Kaiserreich und das Papstthum. Da erschien vor einigen Tagen ein Polizeibeamter bei der Direction und drang darauf, die bedenklichsten Stellen wegzulassen, wozu sich auch der Director und der anwesende Verfasser verstanden. Nun bemächtigte sich die radicale Presse der Sache und klagte die Polizei einer ungesetzlichen Handlung, des Versuchs der Wiedereinführung der Censur 2c. an. Die „Suisse radicale" gibt noch in ihrer heutigen Nummer zu verstehen, die polizeiliche Intervention habe unmöglich mit Einwilligung und Wissen des Staatsraths Camperio, des „Erwählten von 10,000", stattfinden können. Man drang auf ungeschmälerte Aufführung des Stücks, welche denn auch für gestern Abend wieder angekündigt wurde. Es heißt, die Polizei sei schwankend geworden und habe überhaupt nur einem Wink von französischer Seite nachgegeben. Unsere Bevölkerung nimmt lebhaft Partei für oder wider die „Déesse de la liberté", und die Angelegenheit dürfte noch zu manchen Erörterungen führen."

(Ueber das Auswandererschiff „Leibnitz") schreibt man der „K. Z." (s. Did. Nr. 29) aus Newyork vom 16. Jan.: Es sind kaum vier Wochen vergangen, seit das Auswandererschiff „Lord Brougham" von Hamburg hier ankam, nachdem es 75 Todte unterwegs verloren hatte, und schon haben wir von einem noch fürchterlicheren Falle zu berichten. Er betrifft das derselben — der R. M. Sloman'schen Linie — angehörige Schiff „Leibnitz", welches am 11. Nov. v. J. mit 544 deutschen Passagieren von Cuxhaven abfuhr und am 11. Jan. mit nur 439 hier ankam, also 105 Todte unterwegs verloren hat. Die Ursache dieses schrecklichen Verlustes ist schlechte Verpflegung, mangelhafte Nahrung, Ueberfüllung des gar nicht ventilirten Zwischendecks, Mangel an Wasser und heißes Wetter. Das Schiff nahm den südlichen Cours und fuhr über Madeira bis in die Tropen zum 20. Breitengrade. Die meisten Passagiere sind Mecklenburger. Auch dieses Schiff hatte keinen Arzt am Bord; die Krankheit war nicht Cholera, sondern Schiffsfieber. Die Einwanderungs-Commissäre Kapp und Bislinger fuhren gestern mit mehreren Aerzten in die untere Bay, wo der „Leibnitz" Quarantäne hält, und darf man nächstens einen ausführlicheren Bericht von ihnen erwarten.

(Ein witziger Pfarrer.) Aus Limbach wird der Grazer „Tagespost" nachstehende Geschichte geschrieben: „Neulich hat sich in unserer Gegend ein Schullehrer verehelicht. Er war 28 und seine Braut 50 Jahre alt. Der Priester, welcher das Aufgebot vornahm, sagte mit heller Stimme: „Es wollen sich verehelichen der Schullehrer N. N. mit der N. N.; der Bräutigam ist schon 28, dessen Braut aber erst 50 Jahre alt." Daß über diesen Witz in der Kirche gelacht wurde, läßt sich denken. Einige Zuhörer meinten jedoch, daß die Kirche doch nicht der geeignete Ort für solche Privatscherze sei."

(Auch ein Professor.) Die Berliner „Gerichts-Ztg." enthält folgendes Inserat: „Eisenplatten, Geldschränke u. s. w. auf amerikanische Art in einer bis zwei Stunden völlig geräuschlos durchlöchern und zerreißen zu können, wird gelehrt. Frankirte Anfragen, gezeichnet A. B., besorgt Herr Hermann Streiber in Magdeburg."

Concert des Herrn Anton Rubinstein
am 1. Februar.

Franz Brendel sagt in seinen Grundzügen der Geschichte der Musik, daß außer der neudeutschen Schule (durch Wagner und Liszt begründet und von ihm und Weitzmann literarisch vertreten) noch verschiedene Künstlerkreise namhaft zu machen wären. Zunächst nennt er Mendelssohn und Schumann, die in sehr umfassender Weise eingewirkt hätten, und dann verzeichnet er verschiedene Componisten der Gegenwart, die bald dem Einen, bald dem Anderen mehr zugeneigt, unter dem Einflusse Eines derselben, oft auch Beider zugleich, sich entwickelt hätten. Neben Joachim, Brahms, Bargiel, Volkmann und Anderen steht auch A. Rubinstein, dessen G-moll-Trio für Pianoforte, Violine und Cello als Einleitung seines hier gegebenen Concertes durch ihn selbst und die Herren Heermann und Lübeck zur Aufführung kam. Wenn wir es auch hier nicht mit einem Tonsetzer zu thun haben, der durch veränderte Form seiner Compositionen, durch gesuchte, frappirende Ausarbeitung oder gar durch neue Bezeichnung und was dergleichen mehr seine Originalität bezeugen möchte, so glauben wir doch gegründete Ursache zu haben, dieses Trio

als ein Werk zu bezeichnen, das nicht lange über die kurze Spanne der Gegenwart hinaustönen wird. Die Themen sind für eine Composition von solcher Form und Ausdehnung meist zu unbedeutend, die Modulation mitunter sehr dürftig — der verminderte Septimenaccord, jene sehr gangbare Brücke, über die man so bequem seine Uebergänge bewerkstelligen kann, ist vielfach angewendet — die meisten Ausarbeitungen gleichen mehr der claviermäßigen Etudenform, als einer Verwerthung contrapunktischer Studien, die unvermeidliche Rosalie (Wiederholung eines Sätzchens auf anderen Stufen) ist ohne wesentliche Veränderung ermüdend oft benützt; die Streichinstrumente gehen gar häufig in Octaven, Sexten und Decimen — bekanntlich die einfachste Art, diese Instrumente zu beschäftigen — so daß wir in diesem Trio das Gepräge einer zu flüchtig entworfenen und ebenso bearbeiteten Composition erblicken mußten. Hätten wir nicht schon Besseres, Gediegeneres, Geistvolleres von Rubinstein gesehen und gehört, so wären wir vollständig befugt gewesen, den Tondichter auf die Monotonie in seinen Themen und auf seine etwas nebelhafte, seichte Bearbeitung aufmerksam zu machen. Was nun, um auf die Einleitung zurückzukommen, die Richtung des Tonsetzers Rubinstein betrifft, so halten wir dafür, daß er nicht allein unter dem Einflusse Mendelssohns und Schumanns steht, sondern daß ihm auch die Transscriptionen des Abbé Liszt nicht selten als Muster vorschweben.

Ein weit angenehmeres Capitel für uns ist die Besprechung über den Pianisten Rubinstein. Es sind so viele künstlerische Vorzüge in ihm vereint, daß wir zu deren Auseinandersetzung einige Spalten füllen könnten; da uns aber in d. Bl. nur wenig Raum verstattet werden kann, so berühren wir hier lediglich die vorzüglicheren Puncte. Hierzu rechnen wir seine vollständige technische Beherrschung des Instrumentes, sein grandioses Gedächtniß (außer dem Trio spielte Herr Rubinstein alle folgenden Nummern auswendig), seine originelle, geistvolle, von der Auffassung anderer Künstler wesentlich abweichende Reproduction verschiedener Tonsätze, namentlich der Chopin'- und Schumann'schen, sein unvergleichliches Perpendosi-Spiel, das sich eher hören und fühlen, weniger aber beschreiben läßt. Das Mendelssohn'sche E-moll-Capriccio, eine Bearbeitung des Schubert'schen Erlkönig (von Liszt, wenn wir nicht irren), Beethovens Marsch aus den Ruinen von Athen, den das Auditorium zum zweiten Male verlangte, wurden in einer eben so vollendeten, künstlerischen Weise ausgeführt, wie die Beethoven'sche Sonate in C-moll (op. 111). Bemerkenswerth für unsere Leser finden wir, daß Mittel- und Schlußsatz dieser im Jahre 1822 componirten Sonate (beide in C-dur) theilweise im 9/16-, 6/16- und 12/32-Takte geschrieben sind. Schumanns Scènes mignonnes (op. 9), auch Carneval überschrieben, sind eine kunterbunte Zusammenstellung von 22 kleineren aufeinanderfolgenden Piecen, die einestheils originelle Gedanken, anderntheils aber auch treffende Imitationen anderer Componisten, wie Chopin, und Paganini, enthalten; diese Stücke von nicht gerade großem künstlerischem Werthe spielte Herr Rubinstein ganz unnachahmlich schön zum Schlusse des Concerts und erntete durch den Vortrag dieser kaleidoskopartigen Composition besonders den Beifall der Menge, die bekanntlich nicht immer im Stande ist, wesentliche Gränzen beim Beurtheilen von Kunstproducten zu ziehen. Deßhalb bleibt es die Aufgabe einer stets nur auf das Edelste gerichteten Kritik, zu sichten, zu klären, zu unterscheiden. Der hochgeschätzte Künstler hat sich hier sicherlich in allen musikalischen Kreisen aufrichtige Freunde erworben und wird diese Beziehung durch sein baldiges Wiederauftreten nur mehr befestigen.

Schließlich haben wir auch noch der Gesangsvorträge des Fräulein Thomae zu gedenken. Nebst einer Weber'schen Arie waren auf dem Programme ein Lied von Rubinstein: „Dein Bildniß wunderselig" und „Widmung" von Schumann, als Nummern für die Sängerin verzeichnet. Sie entledigte sich dieser Aufgabe mit der in diesen Blättern bereits gerühmten Kunstfertigkeit und hatte sich auch diesmal des ungetheilten Beifalles ihres Auditoriums zu erfreuen. Die Mittellage ihrer Stimme bedarf übrigens noch einiger Ausbildung hinsichtlich der Egalisation, auch wäre gerade in diesem Bereiche der Stimmlage ein mehr kräftig voller Ton noch zu erzielen. Planmäßiges, anhaltendes Ueben der noch etwas matten Mittelregister dürfte ein gewünschtes Resultat zur Folge haben.
ψ

Frankfurt, 3. Februar.

Herr Carl Scholl aus Mannheim hat seine acht geschichtlichen Vorlesungen über die Poesie des Todes und die Vorstellungen der Völker über Tod und Unsterblichkeit im großen Saale des kaufmännischen Vereins (ehemalige Loge Socrates), welche er am 6. October v. J. begann, am 15. Jan. d. J. beendigt. Es ist ihm gelungen, sich durch seine nach Inhalt und Form trefflichen Vorträge die Theilnahme seiner zahlreichen Zuhörer bis zum Ende ungeschwächt zu erhalten, ja sie zu erhöhen. Er hat aber auch die Aufgabe, welche er sich gesetzt hatte, „zur Lösung der Frage über den Tod, als einer der ersten und größten Lebensfragen, einen kleinen Beitrag zu geben", vortrefflich gelöst und sich den Dank recht Vieler erworben. Den so reichen, oft verwirrten Stoff zu beherrschen, war keine leichte Sache. Auch dieß ist ihm gelungen, und man kann ihm das Zeugniß nicht versagen, daß er stets Wahrheit und Gerechtigkeit geübt hat. Sehr richtig hob er gegen das Ende hervor, daß nichts Gemeineres und Erbärmlicheres gesagt werden könne, als die Behauptung, ohne den alten Glauben würde es heißen: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt!" Denn das hieße: „Du bist kein Mensch!" Er schloß mit den versöhnenden Worten des geistvollen Theologen und hohen Kirchenbeamten Schleiermacher (gestorben 1834): „Mitten in der Endlichkeit Eins werden mit dem Unendlichen und ewig zu sein in jedem Augenblick, das ist die Unsterblichkeit der Religion." Zwei weitere geschichtliche Vorlesungen hat Herr Scholl auf Wunsch des kaufmännischen Vereins für März in Aussicht gestellt, und man sieht denselben mit Spannung entgegen.
F.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Fanny Janauschek in Amerika. Mit Goethe's „Iphigenie" hat Fanny Janauschek die erste Reihe ihrer Newyorker Vorstellungen geschlossen, mit Widerstreben zwar den Bitten um diese Darstellung nachgebend, aber durch einen gewaltigen Erfolg für ihre Nachgiebigkeit belohnt. „Alle unsere Schauspieler und Redner", sagt der „Herald", sollten ihr Spiel studiren, um zu sehen, wie man zu reden und zu handeln habe." Die Newyorker „Times" behauptet, daß dieses Spiel jener Zeit, wo Euripides' Stücke den Athenern vorgeführt wurden, vollkommen würdig sei. Die Stadt Philadelphia hat den prachtvollen silbernen Fruchtkorb an die gefeierte Künstlerin mit folgenden Worten begleitet: „Gefeierte Künstlerin! Der Zweck der Tragödie, das Herz zu dem Idealen zu erheben, und den mächtigen Effect des Mitleids zu erregen, wird durch Ihr erhabenes Spiel in vollkommenster Weise erreicht, und die Begeisterung führt uns vor die Majestät Ihres Genius. Die Kunst ist Gemeingut der Menschen, sie spricht zu dem göttlichen Theile des menschlichen Wesens und kennt keinen Unterschied der Nationen. Als Amerikaner gewohnt, die Kunst, die uns Deutsche bringen, zu verehren, finden wir uns veranlaßt, den mächtigen Gefühlen Ausdruck zu geben, welche Sie in unserer Brust erregt haben, indem wir Ihnen unsere Huldigung mit einem Geschenke darbringen, dessen Werth Sie in der Liebe finden werden, mit der es gegeben wird, als ein Andenken an Ihre Triumphe in der Stadt Philadelphia. Wir grüßen Sie mit hoher Achtung und Verehrung. George W. Childs." Fräulein Janauschek antwortete in deutscher Sprache. In Pittsburg (Pennsylvanien) hat Fräulein Janauschek mehrere Vorstellungen gegeben und glänzenden Erfolg gefunden. Sie wird alle bedeutenderen Städte des Westens besuchen.

„**Zeitschrift** der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin", herausgegeben von **Koner**. II. 5. (Berlin, D. Reimer) enthält folgende Aufsätze: Ueber das Erdbeben auf Mytilene nach amtlichen Berichten, welche doch auch des Gerüchtes erwähnen: daß der türkische Pascha Anfangs die von einem griechischen Schiffe den unglücklichen Bewohnern gebrachten Lebensmittel zurückgewiesen habe, was freilich die türkenfreundlichen Politiker hier, wie in Kreta, ganz in der Ordnung finden werden. Schweinfurth gibt interessante Beobachtungen über den Einfluß der Nordwinde auf die Vegetation und das Niveau des Rothen Meeres. Von großer Wichtigkeit für Völker- und Menschenkunde ist ein Aufsatz von Bastian über die asiatisch-amerikanische Polargegend, der uns ausführlichere Untersuchungen des scharfblickenden und gelehrten Reisenden wünschen und hoffen läßt. Praktischen Werth hat ein kritischer Bericht über Katastervermessungen vom General von Prittwitz. Diesen größeren folgen viele kleinere Aufsätze von vielseitigem Inhalte. Eine große Karte des Meisters Kiepert stellt den Lauf des Amazonenstromes innerhalb Brasiliens dar.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 5. Febr.: **Die Afrikanerin**, große Oper in 5 Acten von Scribe. Deutsch von F. Gumbert. Musik von G. Meyerbeer.

(Außer Abonnement.)

Donnerstag, 6. Febr.: (Zum ersten Male wiederholt) **Der Schulz von Altenbüren**, Schauspiel in 4 Acten von Mosenthal.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 85.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Ritz — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 37. Donnerstag, den 6. Februar 1868.

Auf dem Thurme des artesischen Brunnens.*)

Novelle von Heinrich Sandbank.

I.

Die Junisonne, welche sich hell und heiter über die Landeshauptstadt erhob, — ihre mächtig warmen Strahlen nicht bloß in die breiten Straßen und weiten Paläste der Reichen ergießend, von wo sie durch Rouleaux und Marquisen ungastlich zurückgewiesen wurden, sondern auch in die engen Gäßchen und dunklen Wohnungen der Armen, — sie fand den Privatdocenten Doctor Edmund Friedrichsen vor dem Schreibepulte, an seiner Geschichte des Lehenwesens fleißig arbeitend.

Seit zwei Jahren, bald nachdem er den Doctortitel mit Auszeichnung erhalten, an der Universität als Docent habilitirt, hatte er mit Bienenfleiß und Ameisenemsigkeit aus Archiven und Bibliotheken das reiche Material zu seinem großen Werk gesammelt und zusammengetragen, und nun war er daran, es zu verarbeiten. Seit der Zeit wohnte er auch in diesem bescheiden eingerichteten Logis bei der Wittwe eines höhern Justizbeamten, die hier mit ihrer Tochter von der Pension lebte, und er genoß im Kreise der kleinen Familie der Ruhe, welche er zu seinen wissenschaftlichen Arbeiten nöthig hatte, und der Freuden, welche auf einen Mann von kaum siebenundzwanzig Jahren, mit einem tiefen Gemüth und offener Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne, so wohlthuend wirken und einem solchen fast unentbehrlich sind.

Mit dem ersten Morgengrauen den weichen fesselnden Armen des Schlafes sich entwindend und seitdem ununterbrochen über seiner Arbeit sitzend, fühlte er sich, als die Thurmuhren von allen Seiten die achte Stunde verkündigten, schon ein wenig ermüdet. Er erhob sich daher von dem hohlgedrückten Lehnstuhl und während er, den Faden seiner Forschung im Gedanken fortspinnend, im Zimmer auf- und abging, sprang die Thüre geräuschvoll auf, und mit dem Briefträger-Morgengruß: „ein Brief, sechs Pfennig!“ — stand der Postbote vor ihm, ihm einen Brief entgegenhaltend.

Mit freudiger Hast, da er die Schriftzüge der Adresse erkannte, ergriff der junge Gelehrte den Brief, fertigte den Ueberbringer ab und erbrach das Siegel.

Der tiefe Ernst des Forschers war von seiner Stirn verschwunden und hatte einer ruhigen Heiterkeit Platz gemacht, einer Heiterkeit, welche für den Kenner jede weitere Erklärung überflüssig machte.

Er las:

„Mein lieber Edmund!

Wir sind hier glücklich angekommen. Mama befindet sich wohl und Deine Hortensia noch wohler. Wir haben eine sehr angenehme Reise gehabt. Auf dem Wege trafen wir mit einer uns bekannten Familie zusammen, die gleichfalls in das Bad reiste; es ist das die Familie des Commerzienraths Lauchgruber, fünf Personen: Papa, Mama, zwei Töchter und ein Sohn. Alle liebenswürdige Leute, die uns auf das Freundlichste entgegenkamen. Wir mußten gleich in der ersten Classe an ihrer Seite Platz nehmen; der Commerzienrath und sein Sohn, zuweilen mit den Töchtern abwechselnd, fuhren dagegen auf unsere Billets in der zweiten Wagenclasse. Hier im Bade wohnen wir auch zusammen. Solltest Du, lieber Edmund, den jungen Lauchgruber nicht kennen? Er verkehrt, wie er sagt, viel mit den Gelehrten und Schöngeistern der Residenz, und er will Dich auch kennen, aber nur dem Namen nach. Er hat mich wahrhaft überrascht. Obwohl Kaufmann wie sein Vater, besitzt er eine Bildung, wie man sie in kaufmännischen Kreisen gewöhnlich weder findet noch sucht. Mama ist entzückt von ihm. Er hat große Reisen gemacht, weiß viel zu erzählen und erzählt reizend. Aber noch reizender declamirt er. Er hat überhaupt in seinem Kopfe eine kleine Bibliothek von allerhand Versen und Gedichten und weiß fast jedes Gespräch durch ein kleines Gedicht oder einen Vers auf angenehme Weise zu würzen und angenehm zu machen. Lieber Edmund! Sollte der dicke Staub der Archive und Bibliotheken, worin Du seit Jahren wühlst, den poetischen Quell in Deinem Busen nicht ganz verstopft haben, sollte ein klein wenig Sehnsucht nach Deiner abwesenden Schülerin Deine schlummernde Muse erwecken und zu einem Gedichte begeistern, so bitte ich Dich, schicke mir das Gedicht möglichst bald und ich will es von Julius Lauchgruber declamiren lassen, selbstverständlich erst nachdem ich es einige Mal gelesen und Wort für Wort in Seele und Gedächtniß aufgenommen habe. Andernfalls werde ich, wenn Du nichts dagegen hast, meine Mappe öffnen und ihm ein paar Deiner älteren Gedichte zu declamiren geben; er wird ihnen gewiß neue Reize abgewinnen. Mein guter Lehrer, Deine ungelehrsame Schülerin ist ganz untröstlich, daß sie Dir heute nur einen so inhaltleeren Brief schreiben kann. Da stehen sie um mich herum die geputzten Damen und die heiteren Herren unserer Bekanntschaft und warten nur, bis ich mit dem Schreiben fertig bin, um zu der unbußfertigen Wallfahrt nach einer merkwürdigen Klosterruine aufzubrechen. Ich wollte Dich aber nicht länger ohne Nachricht von uns lassen. Mama wird ungeduldig und so schließe ich mit der Bitte, daß Du wegen des Lobes, das Deine sonst immer so streng urtheilende Schülerin dem jungen Lauch-

*) Der Nachdruck wird geahndet. D. Red.

gruber ertheilte, ja nicht eifersüchtig werden mögest; denn es liebt einzig ihren guten Lehrer und grüßt ihn auf das Herzlichste

Seine dankbare Schülerin
Hortensia."

Die letzte Bitte war eine kleine Ziererei, wie sie einem jungen, liebenden Mädchen nicht ganz übel steht. Hortensia wußte recht gut, daß Friedrichsen sie liebte mit der ruhigen, friedseligen Liebe eines vertrauenden Herzens, in dem der Dämon der Eifersucht keine Stätte findet.

(Fortsetzung folgt.)

Pädagogische Briefe aus Paris.

Von Dr. Alb. Wittstock.

4.

(Schluß.)

Das Polytechnikum kann der Centralpunkt für die Mathematik genannt werden. Am 6. Brumaire des Jahres III. hatte das Comite für die öffentliche Wohlfahrt die Gründung einer „Centralschule für öffentliche Arbeiten" vorgeschlagen. Die Curse fanden im Palais Bourbon statt und fand sich die Jugend in großer Menge in der neuen Schule ein, welche am 15. Fructidor den Namen „Ecole polytechnique" erhielt. Ein Decret bestimmte, daß Artillerie- und Genie-Offiziere diese Anstalt besucht haben müßten. An der Expedition von Aegypten nahmen 39 Schüler Theil. Der erste Consul besuchte oft die Schule und wohnte den Sectionen bei. Bonaparte verfügte am 16. Juli 1804 eine neue Organisation, nach welcher die Schüler casernirt wurden. Auch hörte mit dem Kaiserreich die Unentgeltlichkeit des Unterrichts auf, die Schüler mußten eine Pension zahlen. Als Muster für die Disciplin rc. wurden die Einrichtungen an der Militärschule zu Fontainebleau genommen.

Die polytechnische Schule beherbergte stets eine für Freiheit glühende Jugend, und im Juli 1830 führten die Schüler der Anstalt das Volk an. Die jetzige Generation ist nicht minder bereit, Theil zu nehmen an den Kämpfen der Zeit, wie ihre Vorgänger.

Als Schüler, die aus dem Institut hervorgegangen, glänzen die Namen der Arago, Gay-Lussac, Briot, Poisson, Carnot u. A.

Noch viele andere Special-Institute sind zu erwähnen, so die Centralschule für Künste und Manufacturen, die Bergwerksschule, gegründet 1783, die Schulen für Brücken- und Straßenbau, die Thierarzneischule u. a. Am wichtigsten ist aber das Conservatorium der Künste und Gewerbe. Dasselbe hieß zuvor das Museum der Maschinen, dessen Gründer Vocanson war. Am 19. Vendimiaire III. verfügte der Convent, daß zu Paris unter dem Namen „Conservatoire des arts et métiers" Maschinen, Modelle, Handwerkszeug, Zeichnungen, Bücher und Beschreibungen von Künsten und Gewerben gesammelt werden sollten, wobei gleichzeitig ein explicirender Unterricht einzurichten sei. Für diesen Unterricht wurde als Princip aufgestellt: „Man muß sie (die Arbeiter) mehr sehen lassen, als zu ihnen sprechen." Unter der Restauration wurden neue Lehrstühle für Mechanik, Chemie und Industrielehre eingerichtet und durch die ersten Fachmänner besetzt. Im Jahr 1839 wurde die Zahl der Professoren schon auf zehn erhöht und heute gibt es deren vierzehn, darunter National-Oekonomie, vertreten durch Wolowsky. Die Vorträge finden jeden Abend von 8—10 Uhr statt und sind immer außerordentlich stark von Arbeitern und auch Arbeiterinnen besucht. Das Institut verdient gewissermaßen eine Industrie-Sorbonne genannt zu werden. Ueber die Theilnahme des Publikums läßt sich wahrlich nicht klagen. Auch hat die Anstalt mit der Zeit sich immer mehr und mehr entwickelt. Dennoch muß man sagen, daß der Fortschritt der Industrie seit den letzten vierzig Jahren ein so rapider ist, daß die gegenwärtigen Sammlungen noch vervollständigt, die Unterrichtszweige vermehrt werden müssen; die Welt-Ausstellung von 1867 hat dieß deutlich gelehrt.

Eine ganz eigenthümliche Institution ist die „Ecole des Chartes", welche im Jahre 1821 zu dem Zwecke gegründet wurde, Archivare und Bibliothekare zu bilden, welche namentlich in der Kenntniß alter Originaltexte und Monumente erfahren sind. Der Cursus ist dreijährig. Zunächst werden die Hörer im Entziffern und Lesen alter Handschriften und Texte des Mittelalters geübt. Fac-Simile von Karten, Manuscripten, Stein-Inschriften u. s. w. in verschiedenen Dialecten und Sprachen sind zugegen. Es wird dann immer weiter eingedrungen, Actenstücke und Documente entziffert und zusammengestellt, auch die Technologie eines Archivarius oder Bibliothekars gelehrt. Philologie, Geschichte, Geographie, politische Institutionen, Archäologie, alte Rechtsgeschichte sind die Gegenstände, welche das ganze Fach umfassen. Nach bestandenem Examen werden die Hörer für den Staatsdienst notirt. Diese Vorträge finden in demselben Gebäude statt, wo sich die Archive des Reiches befinden. Darin sind alle Staats-Documente von der ältesten Zeit bis jetzt gesammelt enthalten. Die gesetzgebende Versammlung hatte 1789 die Gründung eines National-Archivs beschlossen. Alle Documente wurden classificirt und die Manuscripte allmälig bereichert. Dazu wurde ein paläographisches und sigillographisches Museum geschaffen. Vorher königliches Archiv benannt, ist der jetzige Titel: „Archives de l'Empire".

Schließlich sei noch der Schule für die lebenden orientalischen Sprachen erwähnt, welche sich in der kaiserlichen Bibliothek befindet. Im Jahre 1795 wurde dieselbe gegründet. Ihr Zweck hieß, die Kenntniß der in den entlegensten Ländern gesprochenen Sprachen zu vermitteln, um Agenten für die Consulate und Dollmetscher zu bilden, sowie auch die Handelsverbindungen zu erleichtern. Gegenwärtig werden, ebenfalls öffentlich und unentgeltlich, gelehrt: Arabisch, persisch, türkisch, armenisch, neugriechisch, hindustanisch, chinesisch, japanesisch und malaisch, thibetanisch und algerisch.

Aus Neapel.

Neapel, 29. Januar.

Gestern Abend um 8 Uhr ist der belebte Quai von Santa Lucia, ein von den Fremden bevorzugtes Quartier, von einem entsetzlichen Unglück betroffen worden.

Man hatte schon am Morgen desselben Tages bemerkt, daß von der den Quai steil überragenden Höhe Pizzofalcone ein Erdsturz drohe, indem wahrscheinlich durch die in der letzten Zeit gefallene bedeutende Regenmenge ein Theil dieser Anhöhe unterwühlt und gelöst worden war. In der That hatten auch einige wenige Familien ihre bedrohten Häuser — zur rechten Zeit gewarnt — verlassen, bei weitem die Mehrzahl war aber geblieben.

Um die angegebene Stunde stürzte nun plötzlich mit rapider Schnelligkeit der genannte Theil der steilen Felshöhe herab und zerschmetterte und begrub drei große Häuser, deren obere Stockwerke ganz an jetzt hier in großer Anzahl weilende Fremde vermiethet waren. Im Erdgeschoß der verschütteten Häuser befanden sich: ein Photographieladen, ein Korallenmagazin und eine Gast-

wirthschaft. Dem Wirth wie seinen Gästen soll es gelungen sein, durch eine von den Trümmern freigelassene Oeffnung sich zu retten; die beiden Läden sollen schon geschlossen gewesen sein. Von den Bewohnern der oberen Stockwerke soll es nur einer einzigen Familie gelungen sein, zu entkommen. Die Zahl der unter den Trümmern Begrabenen wird auf 60 bis 70 nach der geringsten Angabe, von Vielen weit über Hundert angegeben. Die meisten von ihnen sind Engländer und Amerikaner. Auch zwei Wagen sollen mit verschüttet sein, von denen der eine, im Augenblick der Katastrophe, vor den eingestürzten Häusern vorbeizufahren im Begriffe war, der andere vor der Thüre eines derselben wartete, um eine amerikanische Familie in's Theater zu fahren.

Die Truppen des dem Einsturz gegenüber liegenden Castel dell' Ovo und der Caserne auf dem Pizzofalcone, die Militär- und Municipalbehörden, der Herzog von Aosta 2c., eilten sogleich auf den Schauplatz der Zerstörung. Es gelang sofort, noch einen am Kopfe schwer verwundeten Amerikaner und einen seinen Verletzungen leider gleich nachher erlegenen Neapolitaner aus den Trümmern zu ziehen. Aber man sah sehr bald, daß den weiteren Rettungsarbeiten sich bei der Tiefe der aufgeschütteten Trümmermassen und bei der jeden Augenblick drohenden Gefahr weiterer bedeutender Erdstürze die größten Schwierigkeiten entgegenstellen würden. Man mußte die umliegenden Häuser und die gleichfalls bedrohte Caserne auf Pizzofalcone räumen lassen und die unter steten Gefahren auf einigen Punkten in Angriff genommenen Arbeiten förderten nur drei Leichen an's Licht. Es bleibt wohl bei der Art, wie die Ausgrabungen betrieben werden — vielleicht nur betrieben werden müssen — wenig Hoffnung auf die Rettung anderer Opfer dieses schrecklichen Unglücks. Eine amerikanische Familie war erst Tags zuvor in eines dieser Häuser eingezogen.

Es scheint nach dem obenangedeuteten eine schwere Sorglosigkeit und Nachlässigkeit der städtischen Baubehörden vorzuliegen, doch ist die Untersuchung abzuwarten. Bei der sonst schon sehr ungünstigen Stimmung im Volke kann — in den hiesigen Zuständen — dieß Ereigniß nur sehr übel einwirken. Anzeichen davon sind vorhanden. Ein Straßenanschlag fordert die Bewohner zu ruhiger und maßvoller Haltung auf.

Der Vesuvausbruch dauert mit denselben Eruptions-Erscheinungen fort.

Die Bahnstrecke Caserta-Solopaca soll alsbald dem Verkehr übergeben werden.

Dieser Tage hat die Polizei neben anderen Banden eine Falschmünzerbande von 35 Mann aufgehoben, an deren Spitze ein Preuße stand und die mit einem Betriebscapital von 20,000 Frs. sich's zur Aufgabe gesetzt, die Billets der Nationalbank auf photographischem Wege nachzumachen.

Die Raubanfälle und Einbrüche mehren sich in erschreckender Weise. (Weser-Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

(Sturz eines Equilibristen.) In der „London Agricultural-Hall" producirt sich seit einiger Zeit allabendlich ein Mann, der auf einer langen, schmalen, in Holzrahmen eingefaßten Glasscheibe, 90 Fuß über dem Boden, mit dem Kopfe nach unten, wie eine Fliege an der Zimmerdecke umherspaziert. Wie der Mann es anstellt, dort oben den Gesetzen der Schwere zu spotten, bleibt dem Publikum ein Geheimniß und die Spuren allein, die von seinen Füßen auf der Glasfläche erscheinen, lassen auf eine klebrige Substanz schließen. Daß diese letztere aber auf Holz nicht wirksam ist, erfahen die Zuschauer am Abend des 29. Januar plötzlich zu ihrem Schrecken, als der Künstler auf einmal einen Fehltritt that, seinen Fuß auf den Holzrahmen statt auf den schmalen glatten Pfad setzte, dort keinen Halt fand, einen Augenblick athemlosen Entsetzens lang an einem Beine zappelte und dann in die Tiefe stürzte. Ein unter ihm ausgespanntes Netz rettete ihn vor dem jähen Verderben; er machte, auf festem Boden angelangt, mit schreckenbleicher Miene seine Verbeugung und zog sich zurück, ohne seine Vorstellung zu beenden.

(Das Schloß Miramar), in welchem einst Erzherzog Maximilian und seine Gattin Charlotte glückliche Tage verlebten, wird neu eingerichtet, da es in den Besitz des Kaisers übergegangen ist. Bis jetzt wurde es noch in dem Zustande gelassen, den es hatte, als das fürstliche Paar nach Mexico abreiste. Auf dem Schreibtische des Erzherzogs lag Alles am alten Orte, auch die Feder, mit der er am 10. April 1864 den unseligen Vertrag wegen des mexicanischen Kaiserthrones unterzeichnete. Sein Lieblingsaufenthalt war das nach Art einer Cajüte eingerichtete sogen. Schiffszimmer, in dem er arbeitete; dort hingen zwei Bilder: Maria Antoinette im Gefängniß und die Ermordung Cäsars. Noch von Mexico aus ist Manches nach Miramar zur weiteren Ausschmückung des Schlosses angeordnet und geschickt worden. Als man den Erzherzog einmal fragte, weßhalb er noch immer so viel für Miramar thue, antwortete er: „Sehen Sie, in Miramar errichte ich mir mein Monument, die Welt wird mir ohnehin keines setzen".

(Was Theater-Enthusiasten leisten können), davon berichtet die „Allg. Theater-Chronik" ein neues Beispiel aus Petersburg. Bei dem ersten Erscheinen der Tänzerin Granzow erscholl ein solcher Applaus, daß er volle zwölf Minuten in immer zunehmender Weise anhielt, und genannte Ballerina erhielt so viel Lorbeerkränze und Blumen, daß sie die ganze Bühne bedeckten und 20 Menschen beschäftigt waren, die Blumen in großen Körben fortzuschaffen.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Wien. Herr Gounod befindet sich hier, um die erste Aufführung seiner Oper „Romeo und Julie" zu leiten. Seinem kurzbemessenen Aufenthalt ist durch die Erkrankung des Fräulein v. Murska ein arger Streich gespielt. Eine andere Dame studirt die Rolle der Julie in aller Eile ein, indeß heißt es nun, daß die Patientin sich wieder auf der Genesung befindet. Sie soll, so bemerkt boshaft ein Theaterberichterstatter, am Wechselfieber leiden, dessen Heilung bei 8000 Gulden beanspruchen dürfte. Wenn es nun jetzt heißt, daß die Sängerin „ihrer Genesung entgegengeht", so bedeute das vielleicht, daß der Arzt bereits für die Behebung des Unwohlseins sich finden zu lassen bereits erklärt hat. Es cursiren die heitersten Anecdoten über die geniale Art, in welcher die geschätzte Künstlerin ihren Manichäern zu entgehen weiß. Die geschätzte Künstlerin nimmt sogar mitunter Anstand, Abends nach Hause zurückzukehren, um einigen zudringlichen Verehrern auszuweichen, welche die geschätzte Künstlerin à tout prix in Sicherheit bringen wollen. Die Künstlerin sieht sich daher, wird weiter erzählt, in letzter Zeit genöthigt, die Gastfreundschaft von Freundinnen in Anspruch zu nehmen.

Im neuen Opernhause zu Wien, das seiner Vollendung entgegengeht, werden an den Logenbrüstungen dreißig Medaillons mit den Bildern von berühmten Künstlern angebracht werden. Von jetzt noch lebenden Persönlichkeiten sind hierbei berücksichtigt: Jenny Lutzer (nun Frau von Dingelstedt), Frau Viardot-Garcia, Frau Jenny Goldschmidt-Lind und Herr Tichatscheck. — Die Berliner Capelle hat ihren ersten Violoncellisten verloren, den Concertmeister Moritz Ganz, der seit vierzig Jahren seine Stelle inne hatte und nun im Alter von 62 Jahren gestorben ist. Auch als Componist, z. B. von Ouvertüren und Liedern, war er thätig, ohne es jedoch zu hervorragenden Leistungen zu bringen.

Der Vorstand des „Vereins Düsseldorfer Künstler zu gegenseitiger Unterstützung und Hülfe" hat eine Bekanntmachung erlassen, worin das Publikum vor dem Mißbrauch gewarnt wird, welcher jetzt mit Copien von Oelgemälden getrieben wird, „durch die nicht nur die Existenz der Künstler beeinträchtigt, die Künstlerehre und das an den Namen geknüpfte

Renommé untergraben, die Thätigkeit der Kunstvereine und aller soliden Kunsthändler gelähmt, sondern auch das Publikum mit schlechten werthlosen Bildern betrogen wird." In welcher Ausdehnung von gewissen Händlern dieses verwerfliche Geschäft betrieben wird, zeigt eine gerichtliche Untersuchung, nach welcher der Angeklagte eingestand, er habe ein Bild eines Düsseldorfer Meisters 21 Mal copiren lassen. Dabei werden alle Kunstgriffe angewandt, um der Copie den Anschein des Originals zu geben. Indem der Düsseldorfer Verein auf diese unerfreuliche Thatsache aufmerksam macht, glaubt er das Publikum vor dieser Sorte von Kunsthändlern warnen zu müssen und bittet bei dem Ankauf von Bildern besonders vorsichtig zu sein.

Der Maler **W. Lindenschmitt** hat, wie früher die deutschen Dichter und Gelehrten, so nun die Musiker in zahlreichen Porträts auf einem großen Gesammtbilde vereinigt, das „Ruhmeshalle der deutschen Musik" (1740 bis 1867) betitelt und in schöner photographischer Nachbildung von der Firma Bruckmann in München ausgegeben ist. Das Bild vereinigt so ziemlich alle hervorragenden deutschen Künstler und Künstlerinnen auf dem musikalischen Gebiete, Componisten, Theoretiker, Sänger, sogar Kritiker. In der Mitte sieht man Händel, Bach, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, ihnen zur einen Seite Schubert, Schumann, Mendelssohn, zur entgegengesetzten Weber, Meyerbeer, Spohr; an einer anderen Stelle wieder Liszt, Wagner, Bülow, Strauß, Offenbach. Man sieht, die Gesellschaft ist ein wenig gemischt, aber doch im Ganzen anständig gehalten.

Unsere Zeit. Die Augsburger „Allgemeine Zeitung" (Beilage zu Nr. 363) enthält einen Artikel über dieß Unternehmen, den wir in Nachstehendem auszüglich wiedergeben: Der jüngst zum Abschluß gelangte Jahrgang 1867 der bekannten, im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift: „Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart", herausgegeben von Rudolph Gottschall, legt durchweg von dem rühmlichen Bestreben derselben Zeugniß ab, aus encyklopädischen Anfängen allmälig eine deutsche Revue herauszugestalten, welche sich den englischen und französischen Mustern, besonders der „Revue des Deux-Mondes" nähert, ohne die eigene Selbstständigkeit aufzuopfern. Die letztere bewährt sie namentlich durch die Vollständigkeit des politischen Rundgemäldes, welche von den französischen und englischen Revuen nicht in so systematischer Weise angestrebt wird. Nicht nur der künftigen Geschichtschreibung werden dadurch feste Grundlagen geboten, auch die Leser der Gegenwart gewinnen nach allen Seiten hin sichere Orientierungspunkte, indem jene zusammenfassenden Artikel die zersplitterten Notizen der Zeitungen erst zu vollem Verständniß bringen. In dieser Hinsicht erweist sich „Unsere Zeit" als ein fast unentbehrliches Handbuch für alle Zeitungsleser. Ueber den Werth ihrer publicistischen Artikel hat die öffentliche Meinung bereits entschieden. Das ethnographische Gebiet ist durch Namen von europäischem Ruf vertreten. „Unsere Zeit" zählt berühmte Reisende, wie Adolph Bastian und Hermann Vambéry, zu ihren Hauptmitarbeitern. Der Aufsatz des Letzteren: „Die Rivalität Englands und Rußlands in Centralasien", hat allgemeines Aufsehen erregt. Daß das Gebiet der Literatur und Kunst nicht brach liegen bleibt, dafür bürgt der Name des Herausgebers, der sich zugleich als Herausgeber der „Blätter für literarische Unterhaltung" im Mittelpunkte der literarischen Bewegung befindet. Die von ihm selbst verfaßten Artikel über das Theater und Drama des „Second Empire" geben zum ersten Male eine erschöpfende Uebersicht über die neufranzösische Dramatik, wie sie bisher weder von einem französischen noch von einem deutschen Autor geboten wurde, und vereinigen Gründlichkeit mit scharfer Kritik. Auch die Gebiete der Nationalökonomie, des Ackerbaues, der Industrie und des Marinewesens werden sorgsam berücksichtigt. Zur Ergänzung dienen die einzelnen „Revuen" der Zeitschrift, indem sie eine Uebersicht über die ganze Breite der betreffenden Gebiete gestattet. Die literarische, theatralische, technologische Revue, die Revue für bildende Kunst und für Erd- und Völkerkunde bekunden zugleich die Vielseitigkeit der Zeitschrift. Der Jahrgang 1868 stellt eine Reihe werthvoller Abhandlungen in Aussicht. Zunächst wird dabei Oesterreich in den Vordergrund treten und zwar in einer doppelten Reihe von Artikeln, von denen die eine die Geschichte der österreichischen Politik seit Schmerling, die andere die volkswirthschaftlichen Zustände des Reiches behandelt. „Unsere Zeit" erscheint in einzelnen Heften, die in vierzehntägigen Pausen ausgegeben werden, kann aber auch in Bänden (im Anschluß an das „Conversations-Lexicon", zu welchem sie eine fortlaufende Ergänzung bildet) bezogen werden.

„Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes" von **A. F. C. Vilmar.** Zu Marburg in Hessen gedruckt und verlegt von Joh. Aug. Koch. Ueber dieses Werk schreibt die „Novellenzeitung" Nr. 50 von 1867. Literarische Briefe von Otto Banck: „Wenn Sie Vilmar mit den übrigen Verfassern der deutschen Literaturgeschichte vergleichen, so stellt sich in ihm an historischem Wissen, Klarheit der Auseinandersetzung der fast allen Rivalen überlegene Kopf für die altdeutsche Epoche, für die Zeit der Minnesänger und der alten Volksliederdichtung in unserer Literatur heraus. — Zu dem Trefflichen, welches er so reichhaltig geboten, tritt hier eine höchst liebenswürdige Erweiterung über die Entwickelung des deutschen Volksliedes. Man kann den alle Literaturträume sogar hoch anmuthenden Gegenstand nicht conciser fassen. — Nichts Nachdrücklicheres kann zum Lobe obigen Werkes gesagt werden, als daß jeder Kenner ihm eine doppelte Ausdehnung wünschen möchte, ohne daß er dabei an dem abgerundeten Werk ein Ungenüge nachzuweisen vermag. Für den gebildeten Laien hingegen, für welchen dieses Büchlein bestimmt ist, bildet diese Zusammendrängung sicherlich einen erleichterten Ueberblick. Nicht nur für Den, welcher die Vilmar'sche Literaturgeschichte besitzt, sondern auch für Den, welcher sie leider ebensowenig wie die übrigen Literaturgeschichten angeschafft hat, ist diese historische und ästhetische Entwickelung des Volksliedes verständlich, und eine Quelle von Erkenntnissen auf einem Gebiete, welches der Dunkelheiten und Lücken mehr als ein anderes enthält und immer enthalten wird."

„Ausgewählte Novellen" von **Luise v. François.** Zwei Bände (Berlin, Franz Duncker). Wir lernen hier eine Dichterin kennen, welche, kräftig und bestimmt nach Lebensanschauung und Gesinnung, an rechter Stelle bündig oder ausführlich zu schildern weiß. Ihr Schauplatz ist Norddeutschland. Selbst das Militärwesen, ein unseren Empfindungen sonst fern liegender Kreis, gewinnt hier in seinen Beziehungen zu dem bürgerlichen Leben öfters unsere Theilnahme. So auch ein anderer wichtiger Factor der Zeit, zunächst in einem edlen und zugleich klugen Priester in der umfangreichsten dieser Novellen: „Judith, die Kluswirthin." Scheint auch dieser zu Gunsten des römischen Katholicismus zu zeugen, so steht doch die Verfasserin über dem dumpfem Schwadem der bloß kirchlichen Frömmigkeit. Ihr allgemeiner Spruch lautet: „Der Sclave jedweden Standes, jedweder Einrichtung verlangt nach Befreiung". Die genannte Novelle zeigt die eigenthümlichsten Persönlichkeiten und die stärksten Effecte. Am meisten spricht uns die Novelle „Die Sandel" an, in welcher die Gegensätze des Standes und der Bildung ohne gewaltsame Lösung sinnig und naturgemäß ausgeglichen werden.

Die Culturkrankheiten der Völker. Geschichtliche Untersuchungen über die Pesten und die Heilkunst der Vorzeit. Von Dr. Alexander **Rittmann** (Brünn, Carafiat). Eine der interessantesten Seiten der Hygienik, die historische Betrachtung der Seuchen, ist in diesem Werkchen geistvoll behandelt. Es ist allbekannt, welch enorme Wichtigkeit diese Frage in nationalökonomischer Richtung beansprucht und ferner, wie vollkommen passiv und ohnmächtig sich der Mensch bis auf die neueste Zeit ihr gegenüber zu verhalten genöthigt war. Erst in unseren Tagen ist sowohl in der Erkenntniß als der Bekämpfung dieses vielleicht größten Feindes der Menschheit ein Anfang gemacht. Der Verfasser gibt eine erschöpfende Darstellung sämmtlicher Culturkrankheiten, namentlich verweilt er lange bei Moses und dessen merkwürdiger hygienischer Gesetzgebung. Er bezeichnet ferner vier Pestperioden: die der Hirtenvölker (Nomadenpest), der Ackerbauer (Brand-Getreidepest), der Städtebewohner (Pest des Mittelalters), endlich des multiplen modernen Verkehrs (die Cholerapest).

Museums-Gesellschaft.

Freitag, den 7. Februar 1868, Abends 7 Uhr:

Siebenter wissenschaftlicher Vortrag
im kleinen Saale des Saalbaues.

Herr Geheimer Hofrath Prof. Fresenius aus Wiesbaden:
„Grundzüge der Mineralquellenlehre."

Einzelkarten für die Gallerie zu einem Gulden sind am Tage des Vortrages bei dem Hausmeister des Saalbaues zu haben.

Der Eingang zum Saal ist über die große Treppe, der Eingang zur Gallerie im nördlichen Bau.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 6. Febr.: (Zum ersten Male wiederholt) **Der Schulz von Altenbüren,** Schauspiel in 4 Acten von Mosenthal.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 35.)

Freitag, 7. Febr.: **Die Entführung aus dem Serail,** große Oper in 3 Acten von Bretzner. Musik von W. A. Mozart.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Ritz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 38. Freitag, den 7. Februar 1868.

Auf dem Thurme des artesischen Brunnens.

Novelle von Heinrich Sandbank.

(Fortsetzung.)

Nachdem Friedrichsen den Brief wiederholt gelesen, ging er wieder an den Schreibtisch und begann, ihn gleich zu beantworten. Aber kaum hatte er die erste Blattseite voll geschrieben, da klopfte es wiederholt an der Thüre und auf das verzögerte „Herein" des Privatdocenten schnellte ein kleines, lebhaftes Männchen, sauber geputzt mit weißem Cylinder, blauem Frack und hellen Handschuhen, in die Stube herein und rief:

„Guten Morgen, Herr Doctor! Wie, noch im Schlafrocke?"

Doctor Friedrichsen sprang von seinem Sitze auf, und dem Hereintretenden entgegeneilend, begrüßte er ihn so herzlich wie achtungsvoll:

„Seien Sie mir herzlich willkommen, verehrter Herr Professor!" Dann sich auf die Stirn schlagend, rief er aus: „Ich vergeßlicher Mensch! Da versprach ich, Sie um 9 Uhr abzuholen und habe es ganz und gar vergessen! Entschuldigen Sie, Herr Professor, ich —"

Der kleine Professor hatte sich bereits auf dem Sopha bequem niedergelassen, und er unterbrach nun die Entschuldigungsrede des Privatdocenten mit den Worten:

„Vor Allem setzen Sie sich her zu mir, dann wollen wir weiter sprechen."

Friedrichsen that wie ihm geheißen war.

„Da Sie nicht kamen, mich abzuholen", begann der Professor wieder, „so habe ich mir erlaubt, zu Ihnen zu kommen."

„Meinen besten Dank für die Ehre, Herr Professor!"

„Die Entschuldigung ist Ihnen darum keineswegs erlassen, lieber Freund! Wenn Sie etwas zu Ihrer Entschuldigung vorbringen können, bin ich nicht abgeneigt, mildernde Umstände gelten zu lassen."

„Gerade um die Zeit, als ich mich an mein Versprechen hätte erinnern können, bekam ich einen Brief von einer mir lieben Person, worüber ich Alles vergaß."

„Person ist ein Ausdruck für beide Geschlechter, und sollten Sie damit das schöne Geschlecht meinen, so werde ich diese Entschuldigung bestens acceptiren und Sie durchaus freisprechen", scherzte der Professor.

„Der Brief ist von meiner Braut", entgegnete Friedrichsen etwas befangen.

„Was, was, Sie, Doctor! Sie schlechter Mensch!" rief der Professor, halb ernst, halb scherzend, und schlenkerte dabei mit den kurzen Beinchen, „Sie sind verlobt und das erfahre ich erst jetzt und auch nur so gelegentlich!"

„Förmlich verlobt noch nicht", entschuldigte sich der Doctor.

„Also eine Braut in Petto!" commentirte der kleine Professor; „das ist das schönste Verhältniß. Kann man, noch bevor Sie die Verlobungskarten schicken, erfahren, wer die Braut ist?"

„Die Tochter meiner Wirthin."

„Und mit ihr wechseln Sie Briefe? Von einer Stube in die andere?" fragte der Professor leicht lachend; „das ist ja höchst romanhaft, Doctor!"

„Meine Braut befindet sich mit ihrer Mutter im Bade", erklärte Friedrichsen.

„Also eine reiche Partie?"

„Das ist nicht der Fall; die Mutter ist leidend."

„Aber schön ist Ihre Braut doch?" examinirte der Professor weiter.

„Da ist ihre Photographie."

Der junge Gelehrte nahm eine Photographie von der Wand oberhalb des Sophas, auf welchem er an der Seite des Professors saß, herunter und gab sie diesem.

Der Professor ergriff das Bild, und es mit einer Kennermiene musternd, rief er:

„Ei, ei, eine schöne Dame! Brünnet, schlank gewachsen, edle, feine Züge, — Rasse, Rasse in Gestalt und Ausdruck."

„Sie ist eine Adelige", erklärte der Privatdocent.

„Ja, das verläugnet sich niemals", sprach der Professor, das Bild betrachtend, wie für sich. „Das braune Auge sinnig tief, der feine Mund nicht ohne Anflug von Sinnlichkeit, die ganze Haltung geschmeidig, doch elegant."

Der kleine Professor war in der Wissenschaft der Physiognomik zu Hause. In der großen Welt, wo er sich seit seiner frühen Jugend bewegte, stand er wegen seiner physiognomischen Kenntnisse in großem Ansehen. Professor Farmin war ein sehr erfahrener Mann. Als Reisegesellschafter eines reiselustigen Prinzen hatte er sich viel in der Welt umgethan und da bedeutende Welt- und Menschenkenntniß erworben. Er war eigentlich mehr Titular-Professor; denn von den drei Jahren, da er an der Universität als Professor angestellt war, hatte er beinahe die Hälfte mit Urlaub auf Reisen zugebracht, dann aber die Professur niedergelegt. Doch besaß er umfassende Bildung und bewegte sich auch mit einer gewissen Vorliebe im Kreise der Universitätslehrer, wo er als vielerfahrener und auch einflußreicher Mann bald den Berather, bald den Mäcen spielte.

Den hochblonden Privatdocenten Doctor Edmund Friedrichsen hatte er ganz besonders in Affection genommen; und er half ihm auch sein Werk über das Lehenwesen bedeutend fördern, indem er ihm die Familienarchive großer Geschlechter zugänglich machte.

Auch heute wollte er ihn in die Privatbibliothek eines adeligen Herrn einführen; doch der junge Gelehrte vergaß über der Freude beim Empfang des Briefes von seiner Braut, wie er das Han-

Fräulein anticipirend nannte, den Professor besprochenermaßen abzuholen, und so kam dieser zu ihm.

Der kleine Professor saß da mit übereinander geschlagenen Beinchen und fuhr in seinen physiognomischen Studien des Licht- und Schattenbildes in seiner Hand fort. Er hob hier Züge und Eigenschaften hervor, welche der tiefsinnige Privatdocent an dem lebenden Modell so wenig bemerkt hatte, daß dieser nach einer Weile in den Ausruf ausbrach:

„Herr Professor, Sie kennen meine Braut besser als ich."

Das feine Lächeln um den Mund des eleganten Professors wurde noch feiner und er erwiderte:

„Das wundert mich gar nicht, Herr Doctor; Sie haben sich sicher die Zeit nicht genommen, Ihre Braut zu studiren." Und als bereute er die spitze Bemerkung, deren Stich der junge Gelehrte übrigens gar nicht fühlte, versetzte er ablenkend: „Aber, lieber Freund, warum haben Sie Ihre Braut meiner Familie nicht vorgestellt? Oder richtiger gefragt, weil es sich nur um eine zukünftige Braut handelt: warum haben Sie sich noch nicht förmlich verlobt, um Ihre Braut als solche meiner Familie vorstellen zu können.

„Es sind das eigene Verhältnisse", erwiderte Friedrichsen unbefangen, „Frau von Terslow, die Mutter meiner Braut, die einst in großem Glanz gelebt haben soll, wird nicht eher ihre Zustimmung geben, bis ich eine gut dotirte Anstellung erhalten habe."

„Frau von Terslow ist Ihre Wirthin?" fragte der Professor, dem bei Nennung dieses Namens das Lächeln von den Lippen verschwand.

„Ja. Sie scheinen die Frau zu kennen, Herr Professor?"

„Ich habe sie früher ein paar Mal flüchtig gesehen; doch ist es möglich, daß ich, als geübter Physiognomiker, sie besser kenne, als ihr in seine Studien vertiefter Miethsherr."

„Ich weiß, sie genießt nicht den besten Leumund; doch wir vertragen uns und ihre Tochter gleicht in nichts der Mutter."

„Das sehe ich", bestätigte der Professor mit einem Blick auf das Bild. „Unter diesen Umständen, lieber Freund, wäre es aber doch gut gewesen, wenn Sie die gut dotirte Professur an der zweiten Landesuniversität, die Ihnen angetragen wurde, angenommen hätten."

„Sie wissen, was mich abgehalten hatte."

„Ja, aber, aber — doch", unterbrach sich der Professor, „wenn man dem Aber das Wort läßt, kommt man nicht so leicht zu Ende." Und Friedrichsen das Bild zurückgebend, fuhr er fort: „Mit dem schönen Fräulein sind Sie doch schon weiter, als mit der Mutter?"

„Wir betrachten uns als miteinander verlobt", erwiderte der Gefragte.

„Mich plagt ein klein wenig die Neugierde, einmal zu erfahren, wie man es bei euch Stubengelehrten macht, um sich als verlobt betrachten zu können. Aber ehe Sie sich veranlaßt sehen, meine Neugierde zu befriedigen, will ich Ihnen zuvor mittheilen, wie ich es meinerzeit gemacht habe."

(Fortsetzung folgt.)

Lebensgewohnheiten englischer Schriftsteller.

Wie wir einem Aufsatz „Busy Brains" in dem „Atlantic Monthly" entnehmen, weichen die englischen Schriftsteller und Dichter in ihren Lebensgewohnheiten nicht weniger von einander ab, als dieß in Deutschland der Fall ist, wo z. B. Goethe und Schiller die Tag- und die Nachtseite der dichterischen Production repräsentiren. Ein solcher Humorist, wie Dickens, der die Dinge und die äußerliche Welt scharf anzuschauen pflegt, arbeitet des Morgens, ungefähr bis 1 oder 2 Uhr Mittags. Nur bisweilen gab er sich einer unablässigen, angestrengten Arbeit hin. So schrieb er einen ganzen Monat lang an seinem kleinen Weihnachtsbuche: „The Chimes" (die Glockenspiele), und zwar gänzlich abgeschlossen von der Außenwelt. Er ward, wie er selbst berichtet, noch ehe er das Wort „Ende" niedergeschrieben, „so mager wie ein Mörder". Als er fertig geworden, erging es ihm, wie dem Mann von Thessalien, „der, nachdem er in einer lebendigen Hecke seine Augen verloren, in einen Brombeerstrauch sich stürzte, um dieselben sich wieder einzusetzen"; er floh nach Venedig, um seine verlorne Fassung wieder zu gewinnen. Doch ist auch Dickens ein Nachtfalter; wenn seine Phantasie in den Geburtswehen einer neuen Novelle ringt, dann wandelt er zur Nachtzeit in den seltsamsten Gängen umher, sucht die Ruhe und findet sie nicht. Ein Tagpoet ist auch Bulwer, der täglich 3 Stunden, gewöhnlich von 10 — 1 Uhr zu arbeiten und Alles selbst niederzuschreiben pflegt. Anfangs soll ihm das Dichten schwer genug gefallen sein und er einige seiner kleinen Werke achtmal umgeschrieben haben, gegenwärtig ist seine Schreibfeder hinlänglich im Zug, um täglich zwanzig Octavseiten liefern zu können. Der Historiker Buckle schrieb in letzter Zeit auch bis gegen 8 Uhr, nachdem er seine frühere Sitte, des Nachts zu arbeiten, aufgegeben hatte. Ein echter Nachtdichter war dagegen Lord Byron, der seinen „Don Juan" des Nachts schrieb, indem er mit Wachholderbranntwein und Wasser seine Muse zu kühnerem Schwunge ermuthigte. Ueber die Einflüsse dieses Getränkes hat Moleschott bisher nichts mitgetheilt; jedenfalls entstiegen dem durch sie hervorgerufenen Phantasienebel Gestalten, wie die gespenstige Lady Fitzfulk, welche ihre üppigen Formen unter einer Mönchskutte verbirgt. Byron besaß in der dichterischen Production eine große Leichtigkeit. Einer der solidesten in Bezug auf äußere Lebenseintheilung war John Milton, der regelmäßig um 9 Uhr zu Bette ging, doch fing er häufig des Nachts zu dichten an, wenn der poetische Geist über ihn kam, seine Schelle rief die Tochter oder den Amanuensis herbei, damit sie die Verse niederschrieben.

Ein junger Gorilla.

Das „Athenäum" enthält folgendes an Dr. Gray in London gerichtetes Schreiben eines Herrn Walker aus dem Gorilla-Lande, d. d. Fernando Poo, 29. August 1867: „Es dürfte", sagt er darin, „Sie sowohl als die zoologische Gesellschaft interessiren, zu erfahren, daß ich einen schönen, gesunden, jungen, männlichen Gorilla habe, welcher, wie ich hoffe, einmal in die zoologischen Gärten kommen wird. Man sagte mir auch, daß sich in einiger Entfernung von hier ein junger Tschimpanse befinde, und ich traf Anstalten, um mir denselben als Kameraden für meinen kleinen Nschina (d. h. meinen Gorilla) zu verschaffen. Ich werde das Möglichste thun, um dieses Paar sicher nach England zu befördern; da jedoch der Winter herannaht, ehe ich sie einschiffen lassen kann, werde ich sie, obwohl es mir Mühe kosten dürfte, bis nächsten Frühling behalten. Der Gorilla wurde am 13. August gefangen, und mir von dem Fänger am nächsten Tage gebracht. Dieser Mann ist einer der Eingeborenen, mit denen ich in Geschäftsverbindung stehe; auf einem Spaziergang begriffen, sah er sich plötzlich, ohne andere Waffe als einen Speer, einer Gorilla-Familie gegenüber, bestehend aus Vater, Mutter und einem Jungen. Die Mutter verließ gegen alle Erwartung ihr „Bübchen" und lief davon; der Vater aber machte sich kampfbereit, stürzte mit offenem Rachen auf den Eingebornen los, und erhielt von dem Speer einen

Stich in die Seite, der ihn veranlaßte, sich ein wenig zurückzuziehen. Diesen Augenblick benützte der Mann, bemächtigte sich, ohne einen zweiten Angriff abzuwarten, des Jungen, eilte damit so schnell als möglich nach Hause und brachte mir am nächsten Tage den kleinen Gesellen, dem er einen gabelförmigen Stock um den Hals befestigt hatte, als ob er es mit einem der reißendsten Thiere zu thun gehabt. Ich machte es dem Affen bald bequemer, indem ich ihm einen Gürtel umlegte, und an diesen ein langes Seil befestigte. Obgleich der Gorilla nun einen oder zwei Tage lang etwas bissig und sehr scheu war, so ward er doch bald ganz zutraulich und zahm, und seine größte Freude ist jetzt, in meinen Armen zu sein, wo er stets bleiben würde, wenn ich es zugäbe und nichts zu thun hätte, als ihn zu pflegen. Er ist, glaube ich, ein bis zwei Jahre alt, munter, kräftig und gesund; er hat einen furchtbaren Appetit und genießt mehrere Pfund Beeren täglich, neben nahezu einer Pinte Ziegenmilch, in welche ich zwei rohe Eier mische, um Diarrhöe zu verhindern, der diese Thiere sehr unterworfen sind, und die den Tod von vier anderen veranlaßte, welche ich zu verschiedenen Zeiten gehabt hatte. Mit diesem dürfte ich, allen Umständen nach, mehr Glück haben als mit den früheren — jedenfalls wird er nicht Hungers sterben. Ich habe nie recht gewußt, was ich aus Herrn Du Chaillu's Erzählung von der unbezwinglichen Wildheit junger Gorillas machen sollte, da sie meiner eigenen Erfahrung schnurstracks widerspricht. Zwar sah ich nie einen von denjenigen, die er besaß, und von deren Unzähmbarkeit er spricht; wohl aber sah er einen vollkommen zahmen in meiner Factorei, wenn ich nicht irre, im Jahr 1860; auch war von den fünf, die ich gehabt, nur einer, ein ungefähr vier Jahre alter, überhaupt wild — die anderen wurden bald zahm, zutraulich und scherzlustig, und das gegenwärtige Exemplar ist keine Ausnahme von dieser Regel, da es in sehr kurzer Zeit große Fortschritte gemacht hat und sicherlich ganz ebenso ohne alle Bosheit ist, wie ein Tschimpansi desselben Alters, der eine gleich kurze Zeit dem „Busch" entrissen war. Der Gram des kleinen Gesellen nach seiner Gefangennehmung war rührend anzusehen; er konnte es kaum ertragen, daß man ihn ansah, und wenn ihn die Anwesenheit vieler Leute belästigte, legte er sich auf den Boden nieder, begrub das Gesicht in seine Hände, und schwenkte seinen Kopf hin und her, als ob er den tiefsten Schmerz fühle über den Verlust seiner Eltern, und selbst jetzt, wenn man ihn eine Zeitlang allein läßt, hat er noch derartige Rückfälle und scheint in großer Betrübniß zu sein."

Mannichfaltigkeiten.

(Der Drachenbaum auf Teneriffa.) Die Zeitungen haben gemeldet, daß am 2. Januar d. J. auf den canarischen Inseln, besonders auf Teneriffa, ein furchtbarer Orkan gewüthet und große Zerstörungen angerichtet hat. Diesem Sturm ist eine Berühmtheit zum Opfer gefallen, der riesige Drachenbaum im Garten des Marquis de Sanzal in der Villa de la Orotava auf Teneriffa. Dieser gewaltige Baum, der schon 1819 durch einen Orkan die eine Seite seiner Krone verloren hatte, war eine prachtvolle Ruine, deren Alter auf nicht weniger als sechstausend Jahre geschätzt wird. Die Ureinwohner der Insel sollen den Baum schon wegen seiner Größe und seines Alters verehrt haben; um die Zeit der Eroberung der Canaren durch die Spanier im 15. Jahrhundert wurde, nach einer Erzählung, in dem hohlen Stamme des Riesen an einem Altar Messe gelesen. Seit dem oben erwähnten Sturme von 1819 glaubte man, die Tage des Baumes seien gezählt, wie sich das denn nun auch bewährt hat. Sein hohler Stamm war in der letzten Zeit im unteren Theile durch Mauerwerk, welches Bignonien und andere Schlingpflanzen verdeckten, gestützt, der obere Theil aber schon sehr morsch. Eine Weltberühmtheit wurde der Baum durch Alexander v. Humboldt, der ihn 1790 sah und maß. Nach der Schilderung Humboldts in den „Ansichten der Natur" hatte der Riese, mehrere Fuß über dem Boden, 45 Fuß im Umfang und eine Höhe von etwa 65 Fuß; andere, französische Angaben, gehen viel weiter, sind aber unglaubwürdig. Der Drachenbaum, der dem nunmehr verstorbenen hinsichtlich der Größe am nächsten kommt, steht zu Icos de los Vinos auf Teneriffa, ist vollkommen gesund und hat eine unversehrte Krone; er hat etwa dieselbe Höhe, jedoch eine Breite von nur etwa 12 Metern unmittelbar über dem Erdboden. Viele andere, kleinere Drachenbäume findet man auf den Canaren und auf Madeira. Sie wachsen sehr langsam und blühen selten, im Spätherbst; geschieht es, so bedeutet das nach der Meinung der Landleute ein fruchtbares Jahr. Aus Einschnitten in den Stamm oder die Zweige des Baumes fließt ein dicker, an der Luft erhärtender Saft hervor, welcher vormals als Drachenblut in der Medicin Anwendung fand. Dieser Saft ist nicht ursprünglich in der Rinde enthalten, sondern bildet sich erst 8 bis 14 Tage nach erfolgtem Einschnitt bei der Vernarbung der Wunde. Das Drachenblut soll jetzt nicht mehr vom eigentlichen Drachenbaum (dracaena draco), sondern von calamus draco gewonnen werden; zum wenigsten wird dasselbe auf Teneriffa nicht mehr wie vormals gesammelt.

(Prozeß Debuck.) Wie bereits von uns gemeldet, hat der famose Prozeß Debuck, der seit vielen Jahren schon von Zeit zu Zeit immer wieder die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, endlich in Antwerpen ein Ende gefunden. Wie berichtet wurde Benoit Debuck im Mai 1864 in Anklage versetzt wegen eines angeblich von ihm geschriebenen Briefes mit Todesdrohungen gegen den Provinzial der Jesuiten, den Pater Boffaert. Dieser Drohbrief bezog sich auf die Erbschaft des in Antwerpen verstorbenen Deboey, der zum Nachtheile seines Neffen und nächsten Erben Debuck sein Vermögen einem Advocaten Valentyns vermacht hatte, von dem man annahm, daß er, da er zu Deboey gar keine näheren Beziehungen hatte, nur eine Mittelsperson sei, um die Erbschaft den Jesuiten zu überweisen, von denen Deboey in seinen letzten Lebensjahren umgeben war und durchaus beherrscht wurde, die auch des Verstorbenen Familie ganz von ihm getrennt gehalten und bei den Anklagen gegen den jungen Debuck eine Hauptrolle gespielt hatten. Debuck wurde vor den Assisen freigesprochen und erhob nun eine Civilklage auf Annullirung des Testaments, weil dasselbe mit Umgehung des Gesetzes, durch die Zwischenstellung Valentyns', die Gesellschaft Jesu zu Erben einsetze, was nach belgischem Rechte nicht zulässig ist. Der Gerichtshof zu Brüssel erklärte sich incompetent, deshalb ward die Klage vor dem Gerichtshofe zu Antwerpen erneuert, der sie aufnahm. In der Zwischenzeit starb der Advocat Valentyns, der Universalerbe durch Deboey's Instrument, und vermachte das Vermögen an seine Schwester; diese verzichtete darauf und die Erbschaft fiel an ihren Bruder, den früheren Notar Valentyns zu Laeken. Der Gerichtshof von Antwerpen erließ im vorigen Jahre ein Urtheil, welches Debuck zum Zeugenbeweis für seine Behauptung zuließ und den Richter von Cutsem-Molyn mit der Zeugenaufnahme beauftragte. Hundert und sechs Zeugen wurden gehört und die Zeugenaufnahme ward Ende December v. J. geschlossen. Das Ergebniß dieser Zeugenaufnahme hat nun den Notar Valentyns veranlaßt, auf die Erbschaft zu verzichten, weil, obschon sein Bruder bis an sein Ende erklärt habe, keinen Auftrag zu Gunsten der Jesuiten erhalten zu haben, dennoch Zweifel in seinem Gewissen über die Rechtmäßigkeit der Erbschaft entstanden seien. Zu gleicher Zeit hat der Jesuitenpater van Alsenoy, ein anderer Neffe Deboey's, dem von Rechts wegen ein Viertheil der Erbschaft zugesprochen war, auf dieses Viertheil gleichfalls ver-

zichtet, und so kommt die ganze Erbschaft jetzt an Debuck und die anderen natürlichen Erben des alten Deboeh. Die Erbschaft soll sich auf 800,000 Fr. belaufen. Man hatte sie gerüchtweise auf mehrere Millionen angegeben.

Concert des Rühl'schen Gesang-Vereins

am 3. Februar.

Der Name für unser heutiges Oratorium, dessen Anfänge in die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts fallen, wird in den meisten musikalischen Geschichtswerken von dem Lokale — dem Betsaale (Oratorium) —, in welchem Philipp von Neri zu Rom biblische Begebenheiten unter Begleitung von Musik während seiner Betstunde absingen ließ, hergeleitet. In wie weit unsere musikalischen Geschichtsforscher hierin Recht haben, läßt sich schwer feststellen. Das älteste (erste deutsche) „Lexikon oder musikalische Bibliothek“ von Joh. G. Walther, in dessen Besitz wir zufällig sind, erschien 1732 in Leipzig und wird wohl auch als das erste musikalische Geschichtswerk gelten müssen. Von Händel bringt das Werk gar Nichts, obschon derselbe 1684 geboren und 1732 schon sehr viele Opern geschrieben hatte. Nicht uninteressant mag unseren Lesern die Definition über das Oratorium von genanntem Organisten an der Haupt-Pfarr-Kirche zu St. Petri und Pauli und fürstlich sächsischem Hofmusiko und Lexikographen Walther sein: „Oratorio, eine geistliche Opera, oder musikalische Vorstellung einer geistlichen Historie in den Capellen oder Cammern großer Herren, aus Gesprächen, Soli, Duo und Trio, Ritornellen, starken Chören rc. bestehend. Die musikalische Composition muß reich an allem sein, was nur die Kunst sinnreiches und gesuchtes aufzubringen vermag. In Rom, sonderlich in der Fastenzeit, ist nichts gemeineres, als solche Oratoria.“ Händel hat mit Ausnahme des Gespräches, was er durch Recitative ersetzte, Alles aus den früheren Oratorien adoptirt, nur legte er den Schwerpunkt seiner Oratorien in die „starken Chöre“, was wir erfahrungsgemäß mit mächtig wirkend übersetzen können. Diese von ihm zuerst in der bezeichneten Weise eingeführte Form wird jetzt noch als mustergiltig anerkannt, weshalb er auch mit Recht der Begründer des jetzigen Oratoriums genannt wird. Wie alle Oratorien Händels, so ist auch der „Josua“ mit Begleitung der Orgel und Saiteninstrumente geschrieben, wie dieselben in der englischen Originalausgabe auch existiren. Die später beigesetzten Blasinstrumente, die im Concertsaale die Orgel vertreten sollen, rühren zum größten Theile von einem ehemaligen Wiener Musikgelehrten her, der gewiß sehr guten Willen zu dieser Arbeit mitbrachte, aber durch dieses Surrogat keinesfalls die Wirkung der von Händel gesetzten Begleitung erhöhte. Herr Rühl hat sich bereits an der Instrumentation Händel'scher Werke viel glücklicher versucht; für einen Mann von so tiefer musikalischer Bildung wäre es eigentlich ein sehr verdienstvolles Werk, alle bedeutenderen Händel'schen Oratorien zeitgemäß zu instrumentiren. Er würde sich gewiß ein bleibendes Denkmal setzen, da nur Wenige zu einer solchen Arbeit wahren Beruf haben.

Der Text zum „Josua“ enthält als epischen Theil: den Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan und die Erstürmung Jerichos unter Josua; als erotischen Theil: ein Herzensbündniß zwischen Achsa und Othniel, das, nachdem der junge Held als Sieger zurückkehrte, den Segen des Vaters Caleb erhielt.

In der Aufführung mußte uns die vorzügliche Durchführung auch der schwierigsten Chöre auffallen. Den Mitgliedern des Vereins und vorab ihrem Dirigenten, Herrn Friedrich, haben wir hierfür die vollste Anerkennung auszusprechen. Einige Unsicherheiten im Tenor und die einige Mal bemerkte undeutliche Aussprache der Textesworte abgerechnet, waren hauptsächlich der herrliche Chor aus der ersten Abtheilung: „Der Herr befiehlt“ in B-dur, sowie deren Schlußchor: „Das ganze Heer des Himmels“ mit Schwung und mächtig zündender Kraft zum Vortrage gebracht. Der Marsch für Orchester in der zweiten Abtheilung klang etwas mager; dagegen entfalteten Herr Baumann (Josua) und der Chor in der darauffolgenden Nummer: „Glorreich ist Gott“, ein sehr braves Ensemble. Im ersten Chore der dritten Abtheilung: „Heil mächt'ger Josua, Heil“ in B-dur erfuhr der fugirte Satz eine recht klare, verständige, präcise und richtig accentuirte Behandlung; auch den Chören der Jünglinge und Jungfrauen, sowie dem lebendigen, begeisternden Schlußchor: „Dem Gott Jehovah schalle Dankgesang“ in D-dur wurden sehr sorgsame und mit sehr lobenswerthem Eifer in Scene gesetzte Reproductionen zu Theil.

Außer Herrn Baumann, der die Partie des Josua sang, hatten sich Fräulein Labitzky, Fräulein Schreck (die wieder in der zwölften Stunde für Fräulein Aßmann den Othniel übernommen hatte) und Herr Director Behr aus Mainz in die Rollen vertheilt. Einer Dame des Vereins war die Partie des Engels zugetheilt, die sich derselben in ziemlich befriedigender Weise entledigte. Fräulein Labitzky, die übrigens das Sentimentale vom rein Lyrischen besser unterscheiden dürfte, und Fräulein Schreck sind in ihren vorzüglichen künstlerischen Leistungen, gerade wie Herr Baumann in seiner Specialität als Oratoriensänger, vortheilhaft bekannt. Was bedarf es da der detaillirten Besprechung? Herr Behr aus Mainz ist im Besitze eines sonoren Basses, dem etwas mehr Coloratur und Höhe zu wünschen wäre. Entschädigt wurden wir aber von dem Künstler für diese Mängel durch einen geistvollen, warmen, überzeugenden Vortrag, dem wir noch nachträglich unsere volle Anerkennung aussprechen.

Das Theater-Orchester unterstützte zumeist recht würdig diese im Allgemeinen gelungene Ausführung. Ist es aber, und wir fragen ganz ernstlich, keine Möglichkeit, daß Bässe und Celli ganz übereinstimmend rein intoniren? Wie lange sollen wir denn hierüber noch Klage führen? Ψ

Frankfurt, 5. Februar.

Unter den vielseitigen Lebensbezügen Goethe's, deren genauere Kenntniß für den Vollgenuß seiner Dichtungen nothwendige Voraussetzung ist, betrachten wir mit ganz besonderer Vorliebe die Freundschaft, welche ihm ein hochherziger Fürst, Karl August von Weimar, entgegentrug, und welche Beide zu ungestörter Treue für das Leben verband. Dieses seltene, von edler Menschlichkeit getragene Verhältniß, zu welchem den Fürsten freilich, weil er in den Anschauungen einer wesentlich französischen Erziehung aufgewachsen war, weniger die Schätzung des dichterischen Werthes, als die Sympathie für das Herz seines Freundes hinzog, nahm Dr. M. Bernays zum Vorwurf des vierten seiner Vorträge. Das Gedicht „Ilmenau“ zum Grund legend, vermittelte er seinen Zuhörern den vollen Einblick, welchen dasselbe in die innigen Beziehungen Beider gewährt. Die ersten stürmischen Jahre ihres Zusammenlebens, hinsichtlich deren Gefahr für ihn Goethe die Fernerstehenden durch die herrliche „Seefahrt“ beruhigt hatte, waren vorüber, und nach der Einkehr bei sich, der Sammlung, dem Wiederfinden — standen die Freunde inmitten ihres wetteifernden, thatkräftigen Strebens, als Goethe am 3. September 1783 den Geburtstag des Großherzogs, dem einige Zeit vorher ein Sohn geboren worden, mit jenem Gedicht begrüßte. Vom Standpunkt einer glücklichen Gegenwart zeigt der Dichter seinem Fürsten in einem Nacht- und Traumbild ihre Vergangenheit, mit offenem Freimuth die leidenschaftlichen Schwächen seiner Natur, die er überwunden, und im Hinblick auf die Zukunft seinen hohen Beruf. Karl August aber, der, was ihm das Geschick durch die Geburt geschenkt, bemüht war, in Mühen und Arbeiten erst zu erringen, hat wahr gehalten, was des Dichters Vision von ihm erhoffte. Die Geschichte bezeugt es. ⊙

Die „Ergänzungsblätter“ (Hildburghausen, Bibl. Institut). III. 1—5 geben wiederum eine Fülle von Beobachtungen und Nachrichten über die einzelnen Strömungen des Wissens und Lebens in der Gegenwart. Wir können hier nur einige wenige Beispiele herausgreifen. Bernhard schreibt über die Aufnahme der Réfugiés in Deutschland; die Demoralisation des Papstthums und seiner politischen Beschützer; politische Einrichtungen und Thatsachen in England; Deutschland rc. Er gibt eine Literaturübersicht für Geschichte, Bechstein eine solche für mehrere Zweige der deutschen Literatur und Sprachkunde. Dühring bespricht vorzugsweise das große und wichtige Gebiet der Volkswirthschaft, neuestens die Grund- und Gebäudesteuer in Preußen und andere Einrichtungen in diesem Staate, welche großentheils durch dessen äußeren und inneren Wachsthum den Charakter des Uebergangs — hoffentlich in gesündere Zustände — erhalten, freilich aber auch oft von Solchen beschrieen werden, die sie gar nicht kennen. In der Reihe der Kategorieen der „Ergänzungsblätter“ fehlt auch die leidige des Kriegswesens nicht, bescheidet sich jedoch ihres wahren Ranges unter den edleren Titeln. Die Redaction hat wirklich die Augen überall, und jedes Heft bereichert den Leser wesentlich an Zeitkenntniß und Bildung.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 7. Febr.: **Die Entführung aus dem Serail,** große Oper in 3 Acten von Bretzner. Musik von W. A. Mozart.

(Außer Abonnement.)

Samstag, 8. Febr.: **Die Fräulein von St. Cyr,** Lustspiel in 5 Acten nach dem Französischen: „Les demoiselles de St. Cyr“ des Alexander Dumas, von H. Börnstein.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 86.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Ritz. — Druck und Verlag: Keller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 39. Samstag, den 8. Februar 1868.

Auf dem Thurme des artesischen Brunnens.

Novelle von Heinrich Sandbank.

(Fortsetzung.)

Ehe der Professor seine Mittheilung begann, setzte er sich aufs Neue zurecht und schlug die Beinchen anders übereinander.

„Ich war“, erzählte er, „in meinen jüngern Jahren ein flinker Tänzer und die Damen tanzten gern mit mir. Als einst ein Fräulein, die Tochter eines reichen Rittergutsbesitzers, mir vor allen Andern gefiel, zeichnete ich sie vor allen andern Damen aus, indem ich fortan mit ihr am meisten tanzte. Mit jedem Tanze schlang ich meinen Arm fester um ihren Leib, immer fester, bis Brust und Brust so fest an einander ruhten, daß Jedes des Andern Herzschlag fühlte. Und eines Abends tanzte ich sie in eine Fensternische hin, führte ihre kleine Hand an meinen Mund, doch nur so leicht, daß meine Lippen nicht gehindert waren, ihr in artikulirten Lauten zu sagen, wie glücklich ich wäre, wenn sie ihre Geschicke an die meinigen für das ganze Leben knüpfen wollte. „Sprechen Sie mit meinen Eltern“, hauchte sie. Darauf hatte ich natürlich nichts zu erwidern. Darum küßte ich ihr jetzt die kleine Hand, die ich nicht wieder losgelassen, mit fester Lippe. Den nächsten Tag verwendete ich eine kleine Stunde mehr als sonst auf das Toilettemachen, fuhr in das Hotel, wo der Gegenstand meines Wunsches nebst Eltern wohnten, warb bei Vater und Mutter vorschriftsmäßig um die Hand ihrer Tochter und mußte zu Tisch bleiben. Seitdem betrachtete ich mich als verlobt, bis wir uns nach vier Wochen förmlich verlobten.“

Der Erzähler blickte, als er geendigt hatte, den Zuhörer mit einem erwartungsvollen Blicke an.

„Wir sprechen uns seit bald einem Jahr mit „Du“ an“, äußerte komisch schüchtern der Privatdocent.

„Ist auch gut, ist auch gut“, bemeisterte der weltlich gebildete Professor seine Lachmuskeln, „wiewohl nicht so romantisch. Nur noch eins, Doctor“, fuhr Professor Farmin fort, „Sie wohnen mit Ihrer Braut unter Einem Dache, sitzen wahrscheinlich mit ihr öfter stundenlang allein zusammen, da muß ich befürchten —“

Er hielt wie stockend inne.

„Herr Professor!“ stieß der junge Gelehrte erröthend aus.

Der lächelnde Professor lachte laut und vollendete den Redesatz:

„Daß Sie Ihre Braut, Ihre zukünftige Braut, zu einem Blaustrumpf heranbilden.“

Friedrich lachte herzlich mit.

„Blaustrumpf!“ rief der kleine Mann aus und schnellte auf die kurzen Beinchen, um gleich auf das Sopha zurückzufallen. „Mir wird angst und bange bei diesem Wort; ich kenne kein zweites, das mir so abominabel wäre, mich so mit Grausen erfüllte, nicht Teufel, nicht Hölle, nicht Fegefeuer thun es: Blaustrumpf enthält alle drei und noch mehr.“

Friedrichsen lachte kräftig über die komische Angst des Professors, der in diesem halb ernsten, halb scherzenden Tone fortfuhr:

„Mir ist bange um die deutsche schöne Literatur, seitdem die Blaustrümpfe, bald producirend, bald producirt, in ihr eine Hauptrolle spielen. Ich sehe sie täglich mehr und mehr verweiblichen; ich sehe schon die Zeit kommen, wo die Helden unserer Romane als Weiber, die Kleider nicht einmal ausgenommen, auftreten und die Heldinnen eine Art beseelter Inexpressibles bilden. Unnatur, dein Name ist Blaustrumpf!“ rief der Professor aus und lachte im Chorus mit dem Privatdocenten.

Dieser versetzte dann:

„Es ist sehr gut, daß meine Braut nicht zu Hause ist, sonst würde der angehende Blaustrumpf Sie aus meiner Wohnung treiben.“

„Mir aus dem Gesichte, Zerstörer reiner Weiblichkeit! Hinweg in die Kammer, um Toilette zu machen!“ schrie höchst komisch Farmin und schob Friedrichsen vom Sopha fort.

Dieser ging nun auf die Kammer zu, und als er die Thüre derselben öffnete, um hineinzugehen, rief ihm der Professor noch nach:

„Um mir die Zeit zu vertreiben, bis Sie fertig sind, Doctor, so lassen Sie mich sehen, was Sie heute geschrieben haben.“

Der Doctor nahm die Blätter vom Schreibtisch, gab sie dem Professor und verschwand gleich in der Kammer.

Professor Farmin las unterdessen in den Blättern. Sein stets heiteres Gesicht heiterte sich immer mehr auf, je weiter er las; er stieß einige Mal die Worte aus: „Schön! prächtig! wirklich schön! ausgezeichnet!“ rückte dabei in dem Sophawinkel munter hin und her und streckte die herabhangenden Beinchen straff von sich, als wollte er sie festen Boden fassen lassen. Dann rief er gegen die Kammer:

„Doctor, Doctor! Kommen Sie nur herein, so wie Sie sind, ganz ungenirt!“

Glücklicherweise war das Toilettemachen dem Doctor kein Gegenstand übertriebener Sorgfalt und heute eilte er noch überdieß, damit so schnell als möglich fertig zu werden. Daher hing, als er wieder eintrat, die Weste schon auf dem rechten Arm, und der Professor rief ihm entgegen:

„Sie stellen hier eine Ansicht auf, die geeignet ist, das ganze Gebäude der bisherigen Anschauungen über den Haufen zu werfen. Ausgezeichnet, lieber Freund! Ausgezeichnet!“

„Das ist es, was mich beunruhigt: die Idee ist so völlig neu, der bisherigen Annahme so schnurstracks zuwiderlaufend, daß, trotz der vielen Gründe, die ich anführe, ich befürchten muß, sie von den Gelehrten als Paradoxon behandelt zu sehen.“

„Lassen Sie sich nicht irre machen, Freund! Die Idee ist großartig; sie wird eine Revolution in den Ansichten hervorbringen! Ich bin auf die weitere Ausführung gespannt."

Friedrichsen hatte jetzt das linke Aermelloch der Weste gefunden, fuhr mit dem Arm da hinein, dann in die Aermel des bereit liegenden Rockes und führte dabei seine Idee weiter aus. Als er den Rock angezogen und den Hut ergriffen hatte, erhob sich der aufmerksam zuhörende Professor von seinem Sitze, und die beiden Gelehrten schritten nun im Gespräche zur Thüre hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Jettatura.

Es war ein großes, schönes Schiff, auf welchem ich die Fahrt von Genua nach Neapel gemacht hatte, und auch die Gesellschaft war, bis auf einige Engländer, welche die Herrschaft Großbritanniens zur See auch in ihren glattrasirten, nichtssagenden Individualitäten verkörpert glauben mochten, höchst angenehm gewesen. Indeß, der Mensch ist Egoist von Hause aus, und als nun der Golf von Neapel vor meinen trunkenen Blicken sich öffnete, als die herrliche Stadt, amphitheatralisch ansteigend, gekrönt vom Fort St. Elmo und überragt vom Kegel des Vesuvs, über dessen Gipfel eine leichte Rauchsäule zitterte, vor mir lag, da hatte ich Alles vergessen und alle meine Gedanken und Gefühle concentrirten sich im Sehnerv, in den Augen, welche ich nicht einen Moment abzuwenden vermochte von dem wunderbaren Schauspiel. Indeß — Neapel will ich nicht beschreiben, obgleich kein Aussichtspunkt mehr dazu einladen mag, als derjenige, den der Beschauer auf einem ankommenden Schiffe einnimmt, wo allmälig und doch plötzlich die Stadt aus dem Nebel tritt, aus dem Meere emporsteigt.

Ich wurde unangenehm aus der Betrachtung, in die ich versunken war, aufgestört durch ein plötzliches Aufspritzen der Wogen neben mir, verursacht durch einen Fall. Ich sah nach der Seite, und bemerkte einen Lazzarone, der, während das Schiff anzulegen im Begriffe war, das Verdeck erklettert hatte und durch irgend welchen Zufall, die Schwankung des Schiffes oder was immer sonst, wieder hinab und in das Meer gestürzt war. Er schwamm indeß nach der Landungsbrücke, und dabei fiel mir auf, wie er mit grimmigem Blicke nach einem jungen Franzosen sah, der gleichfalls auf dem Schiffe die Reise gemacht hatte. Dabei streckte er schwimmend den Zeigefinger der rechten Hand in eigenthümlicher Weise vor. Der zornige Blick, mit welchem er den Franzosen im Auge behielt, ließ mich zuerst glauben, daß dieser vielleicht durch eine plötzliche unversehene Bewegung den aufklimmenden braunen Jungen in das nasse Element geschleudert; aber in diesem Falle würde er gewiß einige Unruhe gezeigt haben, und davon war nicht die Rede. Er stand da, ruhig an die Brüstung des Schiffes gelehnt, und schien wie ich selber ganz und gar der Betrachtung hingegeben.

Indeß hatte das Schiff angelegt und unter den eindrängenden und sich anbietenden Trägern sah ich wieder den Lazzarone, der das unfreiwillige Bad genommen, welches ihn indeß bei der Geringfügigkeit seines Anzuges und einer Wärme von fast 30 Grad Reaumur nicht hinderte, seine Dienste anzubieten.

Im Gedränge kam er zufällig wieder in die Nähe des Franzosen und mit einem kaum unterdrückten „maledetto" sprang er zurück. „Jettatore", murmelte er zwischen den Zähnen und begann wieder jene eigenthümliche Stellung der Hände mit vorgestrecktem Zeigefinger anzunehmen, welche ich schon früher bemerkt hatte.

Jettatore! dies Wort erklärte mir des Mannes sonderbares Benehmen. Nun verstand ich die Bewegung seiner Hände, und als meine Blicke eben auch auf den jungen Franzosen, der während der Fahrt sich sehr zurückgezogen gehalten und mit dem ich darum gar keinen Verkehr gehabt hatte, fielen, wäre ich selbst beinahe erschrocken.

Unsere Blicke begegneten sich und der seinige ruhte, nein, er ruhte nicht, sondern bohrte sich mit eigenthümlicher Gewalt in mich. Wenig fehlte und ich wäre dem Aberglauben des Lazzarone erlegen, so gedrückt und zugleich gepeinigt und gereizt fühlte ich mich unter dem durchdringenden Blick des Franzosen. Indeß bezwang ich mich und begegnete ihm festen Auges. Das Auge des Franzosen war groß, etwas mehr als gewöhnlich gewölbt und von einer Farbe, die ich nicht bezeichnen konnte. Das Gesicht war von edlem Schnitt, die Gestalt und Haltung von untadeliger Eleganz, und gleichwohl, wenn man den Blick des Auges sah, hätte man meinen sollen, ein menschliches Scheusal zu erblicken. Das Auge vibrirte ordentlich in seinen Höhlen und die langen Seidenwimpern, von denen es überschattet war, wie schön sie an sich waren, erhöhten die gleichsam funkensprühende Oscillation der Pupille.

An dem augenblicklichen Schreck, den ich selbst unter dem Eindruck dieses Auges empfand, lernte ich die ängstliche Furcht des neapolitanischen Volks vor dem mal' occhio — dem „bösen Blick" — begreifen.

Ich rief den Lazzarone, der mich aufmerksam gemacht hatte, und übergab ihm mein Gepäck, um ihn zu entschädigen für die Angst, welche er weniger im Meere, als unter dem Blicke des Franzosen ausgestanden.

Des anderen Tages ging ich, mir eine Polich'nell-Vorstellung anzusehen. Kaum hatte ich mich auf meinen Platz begeben, als ein unruhiges Geräusch, das durch das ganze Theater ging, meine Aufmerksamkeit nach einem gewissen Punkte lenkte. Wieder hörte ich den leisen Ruf: „Jettatore", il fascino!" — und siehe da, nachlässig an eine Logenbrüstung gelehnt, stand dort der Franzose, der übrigens keine Ahnung zu haben schien, daß er die Ursache der mehr und mehr wachsenden Unruhe sei.

Ich hatte mein gestriges augenblickliches Erstaunen längstens überwunden; aber auch nun, da ich vollkommen ruhigen Gemüthes dem Blicke des Franzosen begegnete, konnte ich mich einer leisen Regung nicht verschließen. Er war ein schöner junger Mann und wenn sein Auge ruhig umblickte, hatte er ein höchst sympathisches Aussehen; aber wenn es dann plötzlich wie Feuer durch die Pupille sich ergoß und diese zitterte wie in stoßweise elektrischer Erregung — dann war er noch immer schön, aber seine Schönheit erregte zugleich Grauen, wie die eines gefallenen Engels.

„Der böse Blick!" — Wie oft hatte ich nicht über diese auch in der nordischen Heimath wohl da und dort vernommene und bemerkte Art des Aberglaubens gelacht — und nun, unter dem Himmel Neapels und unter dem Einflusse des Glaubens eines ganzen Volkes hatte ich selber nur mit Mühe mich gleicher Aufregung entschlagen können.

Die Sache scheint allerdings so abgeschmackt, daß man sie nur gleich von der Hand weisen möchte. Im Auge des Menschen soll eine Wirkung liegen, welche Den, welchen sie trifft, durch Krankheit oder Unglücksfälle schädigen kann. Wie lächerlich! wie abgeschmackt! In Italien indeß wird man leicht anderer Meinung. Man findet sich da dem allgemein verbreiteten Glauben eines ganzen Volkes gegenüber und überall, auf den Caminen, über den Hausthüren, als Amulets und in aller möglichen Weise sieht man spitzige Gegenstände angebracht und getragen — zur Abwehr der schädlichen Wirkung des Zaubers. Es muß also doch wohl irgend etwas daran sein. Und wirklich, man fühlt sich am Ende geneigt, zu vermitteln; man ergibt sich nicht geradezu dem Aberglauben des Volkes, aber

man kömmt dazu, ihn zu begreifen, ihn wissenschaftlich zu erklären. Man muß dabei zunächst berücksichtigen, daß das Auge insoferne als ein ganz eigenthümliches einziges und wunderbares Organ zu betrachten ist, als nur in ihm ein Theil der geheimsten Werkstätte des Geistes, das ist die unmittelbar vom Gehirn ausgehende Nervensubstanz-Verlängerung des Sehnerven, als Ausbreitung der Netzhaut, gleichsam offen oder doch nur von glasartig durchsichtigen Medien bedeckt, dem Lichte der Welt ausgesetzt ist. Es ist ja zumal eine gewisse vorspringende Thätigkeit des Auges, was wir den Blick nennen.

Es weiß wohl auch Jeder, was für ein Unterschied ist zwischen dem lebendigen vorquellenden Strahl eines lebenden Auges und jenem bloßen Lichtreflex, der auch an einem frisch aus der Leiche präparirten Auge ersichtlich ist. Man denke an van Aken und die Gewalt, welche er durch den Blick seines Auges auf die Thiere übte; man erinnere sich, wie oft der Blick, zumal des Irrenarztes, imponirend und beruhigend auf den Kranken wirkt; man denke der wahrhaft magischen Wirkung des Blickes großer Staatsmänner und Feldherren! Eine sehr geistvolle, aber höchst reizbare Dame theilte mir mit, ihre Kinder hätten sie stets, wenn sie ihnen zürnte oder sie strafte, gebeten, sie nicht in einer gewissen Weise anzusehen, sie empfänden davon einen eigenthümlich stechenden Schmerz.

Man wird nun wohl nicht zugeben dürfen, daß der Blick an sich schädige; wenn aber durch den Aberglauben an den mal' occhio Gemüth und Phantasie erregt und empfänglicher sind, wird man seine Wirkung nicht geradezu leugnen können — wie ich, ohne den Aberglauben zu theilen, an mir selbst empfand.

Der Franzose, der endlich doch bemerkte, wie Aller Blicke sich ihm zukehrten und auf ihn gerichtet blieben, musterte sich in offenbarer Verlegenheit vom Kopf bis zu den Füßen, indem er meinte, daß irgend Etwas an seiner Kleidung oder überhaupt an seiner äußeren Erscheinung auffallend sei.

Endlich verließ er das Theater und ich folgte ihm bald, nur wenig erbaut von den trivialen Späßen des neapolitanischen „Wurstl".

Schlendernd gelangte ich in einen Stadttheil, wo fliegende Antiquare und Trödler in Menge waren. Auch der Franzose war wieder da und wieder mußte er die Aufmerksamkeit der Menge bemerken; ein Antiquar, dem er ein Buch abkaufen wollte, entfernte sich mit allen Zeichen des Entsetzens.

Da bemerkte mich der Franzose. Vom Schiffe her mußte ihm mein Gesicht bekannt sein; er kam auf mich zu, mich fragend, ob irgend etwas Auffallendes an ihm sei, daß die Menschen vor ihm erbeben und furchtsam und entsetzt zurückweichen machte.

Unter den Büchern des Antiquars, bei dessen Kram ich stand, hatte ich eben das Buch des gelehrten Abbate Jorio von Neapel entdeckt, der sich sehr eingehend mit dem „bösen Blick" beschäftigt hat. Dieß Buch reichte ich ihm statt der Antwort.

Der Franzose verließ Neapel am anderen Tage. (Presse.)

Mannichfaltigkeiten.

(Meteor.) Ueber ein äußerst glänzendes Meteor, welches sich am 30. Januar Abends zeigte, schreibt Herr Kayser, der Astronom der naturforschenden Gesellschaft zu Danzig: „Die Erscheinung zeigte sich mir (um 6 Uhr 49 M. 56 S. mittl. Danziger Zeit) zuerst genau bei dem Stern β Orionis (Rigel), lief in gerader Linie mit großer gleichmäßiger Helligkeit bis zu dem 8° über dem Horizonte stehenden Stern α Canis maj. (Sirius) und zerplatzte unmittelbar an dieser Stelle mit noch intensiverem Glanze und bedeutender Lebhaftigkeit, nach allen Richtungen radial Funken sprühend, doch ohne Detonation. Die Farbe war durchweg ein schönes Grün, dem bei bengalischen Flammen ähnlich. Während des Verlaufes und mit dem Ende des Phänomens mögen kaum zwei Secunden vergangen sein. Sonst war dasselbe einer Sternschnuppe ähnlich und hinterließ einen schnell verschwindenden Schweif, der nach der Stelle des Zerspringens zu mir schraubenartig gewunden vorkam oder in einzelne Partikel sich aufzulösen schien. Auch bin ich der Ansicht, daß das Meteor keine größere Ausdehnung als vielleicht nur vier Minuten gehabt hat, und daß im Augenblicke der Zerstörung die Größe durch die abspringenden Stücke bis auf den halben Durchmesser des Mondes vermehrt worden ist. Der blendende Glanz überstrahlte Alles, was von himmlischen und irdischen Lichtern zu erblicken war." Zur näheren Bestimmung des Phänomens wünscht Herr Kayser von auswärtigen Mittheilungen zu erhalten. Unterdessen finden wir schon in der „Schles. Ztg." eine Nachricht aus Pleschen vom 1. Februar: „Von dem vorgestern beobachteten Meteor, dessen Licht das helle Petroleumlicht im Zimmer verdunkelte, ist ein Theil in Bielupice, ein anderer Theil in der Probstei Popielarnia bei Miloslaw zur Erde gefallen."

(Curiosum.) Zur Abfassung von Anzeigen dürfte Herr Sam. Dan. Bruch in Saarbrücken zu empfehlen sein, der in dortigen Blättern Folgendes bekannt macht: Feinstes, ächtes Eau de Cologne wird in $1/_1$ und $1/_2$ Flaschen, bei mir gekauft, gerade so als direct von Köln bezogen, sich calculiren. Ich bitte den geehrten Theil des Publikums diesem meinem depôt geneigt seine Erinnerung schenken und ihm gefällige Entbietungen wie beim Champagner der Firma Bruch-Foucher & Compie. gönnen zu wollen. Auch gute Thee's, worunter der so beliebte Pekoe-Congo, halte ich, ohne die Waare auszustellen, feil, nun mit kölnisch-Wasser in einem ganz von der Wagenschmiere abgesonderten Raume, von welcher ich hinfüro zur Bequemlichkeit der kleinen Fuhrleute ein halbes Pfund à 3 Sgr. ablasse und bei Gefäßhinzugabe das Pfund auf 6 Sgr. erhöhe. Wer wegen der Ungewißheit des Lebens durch mich eine Inscription bei der „Concordia" nehmen will, kann bei gesundem Körper und nüchterner Lebensweise, um auf Todesfall den Seinigen ein Capital zu garantiren, zu einer sehr billigen Prämie bei dieser Gesellschaft ankommen, auf welche Lebens-Versicherungs-Anstalt ich solide junge Handwerksmeister sowohl wie Beamte und Lehrer besonders aufmerksam mache, da sie mit Wenigem schon sich betheiligen können und die Familie für den möglichen Tod des Ernährers dann Etwas habe, ganz abgesehen von den epidemischen Krankheiten, die nächstes Frühjahr nach dem in den östlichen Provinzen existirenden Typhus anderwärts nicht ausbleiben und leichter da sich einstellen könnten, wo nie flüssige odeurs zur Mischung der Zimmerluft angewendet werden. Prämie der Feuer-Assecuranz wird ebenfalls ordentlichen Leuten ungemein nieder bei mir gestellt. Diese und hauptsächlich jene Versicherung empfehle ich angelegentlichst. Saml. Dl. Bruch.

(Todt getanzt.) Der „Nürnb. Corresp." erzählt von Coburg, 26. Jan., folgende betrübende Geschichte, die aber gleichzeitig eine ernste Warnung enthält: „Das 18jährige Fräulein G., eine talentvolle Schülerin des hiesigen Conservatoriums, welche in unseren Concerten sich viel Beifall erwarb, liegt heute auf der Bahre. Auf dem letzten Gymnasiastenball, vergangenen Freitag, wollte sie Morgens um 4 Uhr eben den letzten Tanz fertig tanzen, als sie plötzlich ihrem erschrockenen Tänzer in die Arme fiel. Fräulein G. hatte Samstag vorher in der „fliegenden Colonne" gesungen und getanzt. Sonntag darauf sang sie die schwere Titus-Arie im Concert für die Ostpreußen, Montag hatte sie in der Harmonie gesungen und getanzt, Donnerstag im Sängerkranz gesun-

gen und getanzt, da unsern Concerten hier immer ein unabweislicher Theeball folgen muß, Freitags tanzte sie zum letzten Mal auf dem Gymnasiastenball. Ein Mehr verbat sich der zwar langmüthige, dafür aber unerbittliche Tod. Als der Vater vier Stunden vor deren Tod von der geliebten, in jugendlicher Fülle, Frische und Schönheit prangenden Tochter um Mitternacht Abschied nahm, um sich zur Ruhe zu begeben, meinte die Tochter noch: „Grüße die liebe Mutter und sage ihr, ich würde mit dem Bruder und der Schwester bald nachkommen.“ Die arme Mutter sollte das geliebte Kind nur als Leiche wiedersehen!“

(Ein heroischer Entschluß.) Die „Wiener Abendpost“ meldet folgendes schreckliche Ende eines Diebes: Im böhmischen Dorfe Rostal wurde kürzlich Abends einem Wirthschaftsbesitzer gemeldet, daß dessen Scheunenthor offen stehe. Da er eben gedroschenes Getreide auf der Tenne hatte, so vermuthete er nicht ohne Grund Diebe in der Scheune. Er nahm daher schnell sein Gewehr, bewaffnete auch einige von seinen Dienstboten und eilte mit denselben schnell zur Scheune, die sich mehrere hundert Schritte hinter dem Ort befindet und feuerfest gebaut ist. Bei der Ankunft daselbst wurde vor Allem das Thor schnell zugesperrt, dann die Scheune umstellt und hierauf der darin befindliche Dieb aufgefordert, sich zu erkennen zu geben. Derselbe gab jedoch keine Antwort, man hörte nur, wie er in der Scheune herumkroch und endlich unter das Dach gelangte, um durch dieses zu entspringen. Da ihm dieß nach mehrfachen Versuchen wegen der engen Einlattung nicht gelang, so zündete er endlich das noch in bedeutenden Stößen vorhandene Getreide an und suchte den Tod in den Flammen, den er auch fand — ohne einen Klagelaut von sich gegeben zu haben.

(Ein schöner Zug von Train.) Ueber den Helden so vieler Artikel und Depeschen erzählt die „Engl. Corresp.“ u. A. folgende charakteristische Anekdote: Im vergangenen Jahre war Train mit seiner Gattin in Australien, als ihm Letztere die Anzeige machte, sie sei in interessanten Umständen. Auf irgend eine Weise verbiß sich der glückliche Vater in spe sofort in die Idee, er werde mit einem Sohne beglückt werden, und bestimmte denselben alsogleich dazu, später den Präsidentenstuhl der Union einzunehmen. Noch zu rechter Zeit aber erinnerte er sich, daß nur ein auf dem Boden der Union Geborener zu dieser Stellung emporklimmen könne. Schleunigst reiste er ab und erreichte mit Mühe und Noth den Boden Californiens, ehe seine Familie den gehofften Zuwachs erhielt, der aber zu seiner großen Enttäuschung sich nicht als Bürger, sondern als Bürgerin der Union auswies.

(Kean's Tod.) Aus der letzten Vorstellung, die der eben verstorbene Tragöde Edmund Kean auf der Bühne des Coventgarden-Theaters in London gab, berichtet ein Augenzeuge, der den auf der Scene zusammenbrechenden Schauspieler hinter die Coulissen und auf einen Stuhl brachte, der Garderobediener habe dem noch halb Ohnmächtigen etwas Cognac und Wasser kalt gereicht. Kean habe es mit der Hand zurückgewiesen und mit einem unvergeßlichen Ausdrucke in seinen Zügen gesagt: „Es ist Alles vorüber.“ „Wenn er das (den Cognac) nicht mehr nimmt“, habe der Garderobediener dann bemerkt, „dann ist in der That Alles vorüber.“

Frankfurt, 7. Februar.

Concert des Herrn Musikdirector P. Doetsch.

Daß der so selten gebotene Genuß eines Orgelconcertes nur wenig Theilnahme unter dem hiesigen Kunstpublikum fand, nahm uns Wunder. Die deutsch-reformirte Kirche hätte am Abend des 29. Januar, an welchem Herr Musikdirector P. Doetsch sein Concert gab, noch einige hundert Zuhörer mehr gefaßt. Es war wirklich bedauerlich leer und der Concertgeber wird nicht die beste Meinung von den sonst kunstsinnigen Frankfurtern mit in die Welt nehmen. Das Spiel des Herrn Doetsch ist ein virtuoses und seine Gewandtheit im Registriren eine mit Recht sehr gerühmte; der Künstler thut sich auch auf diese Gewandtheit etwas zu gut und bringt nur zu viel des äußerlichen Effectes durch die Abwechselung der Klangfarben: eben zieht er Gedackt, nach 16 Takten das Gemshorn, nach 8 Takten eine Flöte im Vierfußton, dann das ganze Werk u. s. w. Präludium von Markul, Phantasie von Berens, eine [illegible] Fuge und zum Schlusse einen frei fugirten Satz spielte der Künstler sehr fertig und namentlich erregte seine Sicherheit im Pedalspiele unser Interesse sehr lebhaft. Der Concertgeber trat auch in einer Tenor-Arie aus dem „Paulus“ als Sänger auf und gefiel uns, was Vortrag und geistiges Eindringen in die Composition betrifft, etwas besser, wie Frau Alexandrine Doetsch, die wohl über einen hübschen Stimmfonds verfügt, aber eingehendes Verständniß und gerade die, für den kirchlichen Gesang erforderlichen, gedehnten und getragenen Töne nicht vollständig besitzt. Es liegt Ausdruck und Wärme in ihrer Art und Weise, diese seriösen Lieder zum Vortrag zu bringen, von ihrem tiefern Erfassen des eigenthümlichen Geistes der verschiedenartigen Tonschöpfungen alter und neuer Meister waren wir aber nach Beendigung ihrer letzten Nummer nicht überzeugt. Eine Composition von Doetsch: Die Allmacht Gottes, Recitativ und Arie für Sopran und Orgelbegleitung, als vorletzte Nummer gewählt, hat einige hübsche Sätzchen, entbehrt aber aller polyphonen Factur. Was das chaotische Gemurmel, das Herr Doetsch zuweilen in dieser Composition hören ließ, zu bedeuten hatte, das konnten wir bis heute noch nicht dechiffriren. In der Transscription der Tenorarie für die Posaune, in welcher der königlich sächsische Stadttrompeter und Musikdirigent Böhme in einem Concerte, das er am 9. Nov. 1865 in der Katharinenkirche gab, so sehr excellirte, vermißten wir heuer hauptsächlich übereinstimmende Intonation der beiden Instrumente. Ansatz, Ton und Ausdruck des Posaunisten (der ein Hauboist der Barkow'schen Capelle gewesen sein soll) sind sonst zu rühmen.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Paris. Der Verkauf der Gemäldegallerie des Herrn Paul Demidoff hat 311,740 Francs eingetragen. Meissonniers Meisterwerk: „Eine Vorlesung bei Diderot“ wurde mit 35,100 Francs, ein Wouvermann wurde mit 26,100 Francs bezahlt und zwei Landschaften von Ruysdael erreichten ähnliche Preise. Dagegen trugen die Werke der jüngsten Meister durchgängig weniger ein, als sie Herrn Demidoff gekostet hatten.

Berlin. Bekanntlich hat August Böckh seine bedeutende Bibliothek, in der sich manche Unica befinden, testamentarisch der hiesigen Universität vermacht. Statt nun von dieser Munificenz des unsterblichen Gebers für die Aufbesserung der bisher äußerst kümmerlichen Universitätsbibliothek den größtmöglichsten Nutzen zu ziehen: ein Verfahren, das bei der großen Anzahl des lesenden Publikums und den derzeitigen Verhältnissen der königlichen Bibliothek um so mehr geboten wäre, steht Böckh's Bibliothek — säuberlich in übereinander gestapelten Kisten verpackt, eine Speise für Motten und Würmer, angeblich weil es an Raum fehlt, um auch nur das Unentbehrlichste aufzustellen, in den Räumen der Universitätsbibliothek. Eine Verwendung, die den Wünschen des Testators sicher nicht entsprechen würde! Seitdem freilich im Lande der Schulen und Kasernen der Ictus mehr auf letztere gelegt wird, darf uns das nicht Wunder nehmen. Für sie sehen wir einen Prachtbau nach dem anderen aus der Erde erstehen; — die Universität Berlin hat nicht das elendste Räumchen, um die geistigen Freunde eines ihrer größten Lehrer auch Anderen zugänglich zu machen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 8. Febr.: **Die Fräulein von St. Cyr**, Lustspiel in 5 Acten nach dem Französischen: „Les demoiselles de St. Cyr“ des Alexander Dumas, von H. Börnstein.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 86.)

Sonntag, 9. Febr.: **Die Hugenotten**, große Oper in 5 Acten. Text nach dem Französischen des Scribe von Castelli. Musik von Meyerbeer.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 87.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Fitz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 40. Sonntag, den 9. Februar 1868.

Auf dem Thurme des artesischen Brunnens.

Novelle von Heinrich Sandbank.

(Fortsetzung.)

2.

Frau von Terslow, die Wirthin des Privatdocenten Doctor Edmund Friedrichsen, Hortensiens Mutter, verdankte das Licht der Welt einem Edelmanne, der seine erste Lebenshälfte bei der Garde damit verbrachte, das ererbte Familiengut zu verschwenden und Schulden zu machen. Dafür war seine zweite Lebenshälfte ein ununterbrochener Kampf mit seinen betrogenen Gläubigern und mit den Gerichten, welche letztere, nach seiner Aeußerung, so demokratisch-revolutionär angefressen waren, daß sie sich nicht scheuten, das Erbgut eines v. Grabenwitz wie jedes andere mit Schulden belastete Gut unter den Auctionshammer bringen und die geheiligte Person eines Edelmannes von so altem Geschlechte in plebejische Schuldhaft nehmen zu wollen.

Als trotz hartnäckigen Kampfes durch drei Instanzen das Eine wie das Andere dennoch geschah, da legte er kampfesmüde und gebrochenen Herzens das Haupt nieder und schied aus der argverdorbenen Welt mit einem Fluch auf den Fortschritt, welcher dem besten Theil des Menschengeschlechts, dem Adel, allmälig die schwellenden Polster und weichen Teppiche der Privilegien unter Haupt und Füßen hinweggezogen und den verhätschelten, verwöhnten Stand auf den harten Boden demokratischer Gleichmacherei habe fallen lassen.

Lag nun die Schuld in den zerrütteten Vermögensverhältnissen des Vaters und den vielen damit verbundenen Verlegenheiten, oder in den nicht sehr liebenswürdigen Eigenschaften der Tochter, oder waren es andere Ursachen: genug, diese Tochter stand lange vor dem heiligen Tempel der Ehe, mit Zittern Einlaß begehrend, ehe sich der Mann fand, welcher sie heimführen und sein Geschick an das ihrige knüpfen wollte. Dieser Mann war ein höherer Justizbeamter, der wegen großer Verdienste unlängst in den Adelsstand erhoben worden, und als er die altadelige alte Jungfrau heirathete, von Terslow hieß.

Frau von Terslow hatte von ihrem Vater alle seine Tugenden geerbt. Auch sie war im höchsten Grade adelsstolz, auch sie war leichtsinnig und verschwenderisch. Und die natürliche Folge dieser Erbtugenden war, daß sie, kaum verheirathet, ohne Rücksicht auf das beschränkte Einkommen eines Justizbeamten, ein großes Haus machte, Gardeoffiziere, ruinirte Edelleute mit leeren Taschen und hungernden Magen, aber mit schwerbeladenen Stammbäumen, zu Soupers und Spielpartieen einlud, und so ihren früher sehr ökonomischen, wohleingerichteten Mann zwang, nach dem Beispiele ihres seligen Vaters unbezahlbare Schulden zu machen.

Der trotz seines Adelstitels bürgerlich ehrliche Mann besaß aber so wenig von den modern-chevaleresken Anlagen eines Adeligen von dem schuldenmachenden Schlage weiland seines Schwiegervaters, er verstand so wenig die Kunst, cavaliermäßig mit seinen Gläubigern umzugehen, ihre Zahlungsforderungen als unverschämte Prätensionen zu behandeln und sich mit ihnen als mit einem gemeinen „Räubervolk“ herumzuschlagen, daß nach einigen Jahren des Ehelebens die Last der Schulden ihn schon zu Boden drückte und er vor Scham und Gram ein frühzeitiges Grab fand.

Nun wiederholte sich die alte Geschichte: Seine Wittwe, die hochgeborene, adelsstolze Frau, glaubte — da sie so viel von der Solidarität der Stände gehört —, daß der ganze Adel, vom niedrigsten Gardefähndrich an bis hinauf zur Königsfamilie, verpflichtet sei, die arme, verlassene, nur eine geringe Pension genießende Wittwe zu unterstützen und ihr möglich zu machen, nach Lust und Laune ein Leben des Ueberflusses und der Verschwendung zu führen, um „die Ehre ihres Hauses“ aufrecht zu erhalten. Jeden, der ein „Von“ vor seinem Namen führte, betrachtete sie als ihr tributpflichtig. Jeden, der sich zu der großen Familie des Adels zählte — und sie machte in dieser Hinsicht keinen Unterschied zwischen dem alten und dem neuen Adel — ging sie um Unterstützung an.

Anfangs floß diese Quelle reichlich, und sie war im Stande, noch ferner ein großes Haus zu führen und auch Schulden zu machen. Auch standen ihr nach wie vor die Thüren aller großen Familien offen; sie wurde zu allen Festlichkeiten bei Hof und der hohen Aristokratie neben den größten Adelsfamilien geladen und konnte die Kosten dieser Festlichkeiten auch bestreiten. Allein als die Bettelbriefe öfter wiederkamen, da folgten einander die stillschweigenden Ablehnungen Schlag auf Schlag. Der Hof ging mit dem Beispiel voran, die großen Familien folgten bald nach und die kleinen Adeligen, zumal die ungeadelten Bankiers und Commerzienräthe, welche am längsten sie neuterstützten, weil es für sie schmeichelhaft war, sich von dem Abkömmling einer sehr alten Adelsfamilie angebettelt und als Seinesgleichen behandelt zu sehen, hörten zuletzt auch auf, zu geben.

Nach und nach fand Frau von Terslow alle Thüren des hohen und niedern Adels sich verschlossen; vergebens klopfte sie da und dort an: die Herrschaft war niemals zu Hause, wann sie zum Besuch kam. Festlichkeiten fanden statt, ohne daß die Aermste eine Einladung erhielt. Der Credit in den Handlungen und in den Verkaufsgewölben von Lebensmitteln hörte auch auf, die wenigen Gläubiger drängten, und bald kam es dahin, daß, um diese zu befriedigen, die verwittwete Adelige sich ratenweise Abzüge von ihrer Pension gefallen lassen mußte.

Nun wohnte sie seit vier Jahren in einer bürgerlich engen Straße, wohin nur die demokratische Sommersonne ihre senkrechten Strahlen ergoß; sie wohnte hier drei Stock hoch in einem kleinen

Logis, von dem sie noch Stube und Kammer abgeben mußte, um nur den hohen Miethzins erschwingen zu können. Sie lebte hier, grollend mit der, nach ihrer Meinung, ausgearteten Adelswelt, fast außer Verkehr mit der übrigen Welt — denn die wenigen Familien vom Bürgerstand, mit denen sie bekannt war, darunter auch die Familie Lauchgruber, sah sie nur selten — einsam mit ihrer inzwischen zu einer blühenden Jungfrau herangewachsenen Tochter Hortensia.

(Fortsetzung folgt.)

Sechs Monate in mexicanischer Gefangenschaft*).

Nach mehr als dreijähriger Abwesenheit in die Heimath zurückgekehrt, drängt es mich, einen Rückblick auf die Ereignisse dieser Zeit zu werfen, welche sich wie ein schauerliches Märchen aus einem wunderlichen, dem Fremden unholden Lande in meiner Erinnerung aufrollen.

Sie werden es mir wohl Dank wissen, wenn ich es unterlasse, Ihnen von den Hoffnungen, mit denen ich auszog, und den Enttäuschungen, welche ich als einziges schweres Reisegepäck mit zurückbringe, zu sprechen. Es ist immer die alte Geschichte von den Heimathmüden, die ein besseres Glück in der Fremde suchen, und es nur in den seltensten Fällen finden. Es genügt wohl die Bemerkung, daß es kaum jemals einer abenteuerlustigen Schaar so schlecht erging, wie uns „Mexicanern", wie wir in Oesterreich genannt werden, während man uns in Mexico „Oesterreicher" mit Beisätzen hieß, die für mein Vaterland zu wenig schmeichelhaft sind, als daß ich sie wiederholen sollte. Es können sich von uns wohl nur Wenige rühmen, über dem atlantischen Ocean auch nur ein paar frohe, oder gar glückliche Stunden genossen zu haben. So heiter der mexicanische Himmel ist: über uns Fremden hing er schwer und bleiern, stets mit dem Gewitter drohend, welches sich schließlich zum Verderben unserer Sache entlud.

Doch, ich habe mir bereits die Ueberzeugung verschafft, daß man in Europa über des mexicanischen Kaiserreichs Glück und Ende hinlänglich unterrichtet ist. Was jedoch bisher nicht erzählt wurde, sind die Schicksale jener österreichischen Offiziere in der kaiserlich mexicanischen Armee, welche bei dem Kaiser bis zur Katastrophe von Queretaro aushielten, gefangen wurden, und erst mit der Leiche des Kaisers wieder ausgeliefert worden sind. Sie werden sich überzeugen, daß deren Erlebnisse einen würdigen Pendant bilden zu dem schrecklichen Ende, welches dem Kaiser Maximilian bereitet wurde.

Ich stand knapp hinter dem Kaiser, als derselbe am 15. Mai 1867 in die Hände seiner Feinde fiel. Es war um 6 Uhr Früh am Cerro von Queretaro.

Ein Oberst der „Liberalen" mit zwei anderen Offizieren kam, nachdem wir die weißen Fahnen bereits ausgesteckt hatten, auf uns zu und fragte, welcher der Kaiser sei. Nachdem ihm Maximilian gezeigt worden, sprang er auf denselben los, faßte ihn mit der linken Hand im Rücken, hielt ihm mit der Rechten einen Revolver an die Brust und richtete an ihn die Frage:

„Sind Sie Maximilian?"

Der Kaiser antwortete nach einer kurzen Pause:

„Ich bin Ihr Kriegsgefangener."

Nun ließ der Abgesandte Escobedo's seinen Gefangenen los und gebot ihm, mitzureiten, was auch geschah. Er ritt an des Kaisers rechter Seite, doch stets eine halbe Pferdelänge voran, und hielt seinen Revolver, dessen Hahn gespannt war, dem hohen Gefangenen an die Brust. Wir Uebrigen, die wir um den Kaiser gewesen waren, mußten folgen.

Am nördlichen Abhange des Cerro fanden wir den General Escobedo, welcher den Kaiser ziemlich manierlich empfing und ihm seinen Säbel abnahm.

Von da an sah ich unseren unglücklichen Kriegsherrn nicht wieder, denn Maximilian wurde abgeführt und die Reihe kam nunmehr an uns. Mit dieser Stunde begann für uns eine Leidensgeschichte, welche ich mit nichts, als mit den Schilderungen der Dante'schen „Hölle" vergleichen könnte.

Ich wurde mit vielen anderen gefangenen Offizieren in die Kirche zu Cruz gesperrt. Fortwährend kamen neue Zuzüge, so daß am anderen Tage bei fünfhundert Stabs- und Ober-Offiziere der kaiserlichen Armee in der Kirche zusammengepfercht waren. Das Gedränge in dem engen Raume war so groß, daß Kanzel und Altäre uns als Lager dienen mußten. Am Abend dieses Tages, des 16. Mai, kam der Befehl, sämmtliche Subaltern-Offiziere in eine angränzende Kapelle zu schaffen.

Was wir im ersten Augenblicke als eine Erleichterung unseres Looses mit Freuden begrüßten, sollte zu einer schrecklichen Katastrophe führen. Die Kapelle war vollständig finster und wir lagerten uns, so gut es eben ging. Die Mexicaner griffen zur unvermeidlichen Cigarre und begannen zu rauchen, als plötzlich eine Explosion erfolgte, welche sich mit furchtbarem Krachen ankündigte, die Kapelle im Augenblicke in einen Feuerherd verwandelte und deren Mauern theilweise einriß. Wie wir später erfuhren, war von einer Abtheilung unserer Artillerie eine bedeutende Masse Pulver in der Kapelle aufgespeichert worden. Wir sahen davon nichts, da es Abend und vollkommen finster war, und so hätten wir uns durch das Feuer unserer Cigarren bald selbst ein furchtbares Grab bereitet.

Als wir uns voll Entsetzen aufrafften, öffneten sich auch bereits die Thüren unseres Gefängnisses, doch nicht zu unserer Erlösung. Die Wache, welche glaubte, daß wir sie mit uns in die Luft sprengen gewollt, gab, ohne ein Commando abzuwarten, Feuer mitten in unsere dichtgedrängte Menge; der wachhabende Offizier stürzte auf uns zu, uns mit seinem Säbel auf Gesicht, Brust und Arme, wo er eben hintraf, Wunden schlagend. Die Wache hatte inzwischen zwei Geschütze vor der Kapellenthür aufgefahren, um uns mit Kartätschenschüssen zu bedienen.

Bevor jedoch diese neue Art von Lösch-Requisiten in Anwendung gebracht werden konnte, erschien der feindliche General Rocha, erkundigte sich nach dem Vorgefallenen und gab, nachdem er von uns über den Sachverhalt aufgeklärt worden war, den Befehl, mit dem Feuern einzuhalten. Beim Fortgehen gab er uns jedoch die tröstliche Versicherung, daß es nach seiner Meinung nichts schaden könnte, uns zu decimiren.

Während wir noch darüber nachdachten, daß diese Anschauung des Generals denn doch eine einseitige sei und das Feuer in der Kapelle zu löschen suchten, erhielten wir den Befehl, anzutreten, der auch unter reichlichen Faust- und Kolbenschlägen von Seite unserer Wache ausgeführt wurde. Wir dachten nicht anders, als, nunmehr werde es kommen, jetzt werde die Decimirung erfolgen, und obschon wir Alle, besonders in der letzten Zeit während der Belagerung Queretaros unzählige Male dem Tode in's Antlitz geschaut hatten und des Lebens müde waren, so graute uns doch vor dem scheußlichen Glücksspiel, welches nunmehr um unser Leben eröffnet werden sollte, und die Blicke liefen zagend unsere Reihen entlang, um zu erforschen, auf welche die unglückliche Zahl zehn

*) Diese Mittheilungen fließen aus der Feder eines Oesterreichers, der mit dem Freiwilligencorps nach Mexico ging, daselbst Oberlieutenant wurde, bis zum Sturze des Kaiserreichs in Queretaro an der Seite des Kaisers aushielt, gefangen und zu mehreren Jahren Kerkers verurtheilt wurde, und in Folge der Mission Tegetthoff's am 20. Januar nach Wien zurückgekehrt ist.

fallen werde. Gleich darauf wurde jedoch wieder zum Abtreten commandirt, und diese häßliche Comödie wiederholte sich im Laufe der Nacht mehrmals. Offenbar wurde sie absichtlich in Scene gesetzt, um uns die Todesqualen mehrmals empfinden zu lassen. Decimirt wurden wir jedoch nicht.

Durch zwei Tage, den 15. und 16. Mai, erhielten wir weder Speise noch Trank, nicht einmal Brod und Wasser. Erst am 17. Mai wurden uns einige Gerichte gereicht, welche nicht unsere Sieger, sondern mitleidige Bewohner Queretaros gespendet hatten. Unter namenlosen Entbehrungen und Leiden ging es so fort bis zum 8. Juni, an welchem Tage wir in vier Partien getheilt und nach den Bestimmungsorten Guanajuato, Morelia, Zakatecas und San Luis Potosi abgeführt wurden.

Ich gehörte zu jener Abtheilung, welche für die Festung San Louis Potosi bestimmt war. Obschon wir in Folge der unglaublichen Strapazen der Belagerung und der Entbehrungen und Qualen der Gefangenschaft vor Entkräftung uns kaum auf den Füßen erhalten konnten, mußten wir dennoch täglich zehn bis vierzehn Stunden zu Fuß zurücklegen. Die sinkenden Kräfte wurden durch Faustschläge und Kolbenstöße aufgefrischt. In allen Orten, welche wir passirten, bewarfen uns die Bewohner mit Steinen, spuckten uns in das Gesicht und überhäuften uns mit Schimpfwörtern, wie sie nur in der Sprache der spanischen Creolen Mexicos vorkommen. Die Weiber wendeten uns den Rücken, um mit rückgewendetem Antlitz Einladungen der nicht eben appetitlichsten Art an uns zu richten.

Als wir in San Luis Potosi ankamen, fühlten wir uns verhältnißmäßig glücklich, trotzdem unser neues Gefängniß noch viel schrecklicher war, als das von Queretaro. Unser Behagen mag dem eines Unglücklichen geglichen haben, der todesmüde an der Gränze eines elenden Daseins angelangt ist.

Wir wurden für die ersten sechs Wochen in einem Gefängnisse untergebracht, in welches noch nie ein Strahl der Sonne gedrungen war, in einem feuchten Loch, welches von allerhand ekelhaftem Gethier wimmelte. Unter anderm machten wir die intimste Bekanntschaft einer Gattung von Ratten, welche an Größe unseren Katzen wenig nachgeben. Unsere Lagerstätte war der feuchte Boden; Speise erhielten wir nur, wenn mitleidige Seelen der Bewohnerschaft uns welche sendeten; wenn nicht — nicht. Zwei unserer Mitgefangenen sind buchstäblich verhungert, mehrere andere wahnsinnig geworden. Wir litten Qualen, wie sie von der fruchtbarsten Phantasie nicht furchtbarer ersonnen werden könnten. Von Hunger, Krankheiten und Verzweiflung gepeinigt, lagen wir da auf nasser Erde, in verpesteter Luft, um uns nichts, als finstere Nacht, das Gestöhne der Sterbenden und das Toben der Wahnsinnigen, die wir noch beneiden mußten, weil ihnen das Bewußtsein unserer entsetzlichen Lage entschwunden war.

Als es uns gelungen war, eine Bitte um Erlösung von unseren unerträglichen Leiden an den Festungs-Gouverneur Bustamente gelangen zu lassen, ertheilte dieser uns die Antwort, er habe wohl die Befugniß, uns Alle erschießen zu lassen, nicht aber das Recht, Gutes an uns zu thun.

Nach sechs Wochen begann man etwas menschlicher mit uns umzugehen. Man gestattete mindestens den Bewohnern der Stadt, zu denen die Kunde von unserem Elend gedrungen war, uns mit Wäsche und den Mitteln zu unserer Reinigung zu versehen und uns regelmäßig Speise zu bringen.

Von da an dauerte die Gefangenschaft noch über vier Monate, bis in Folge der Ankunft Tegetthoffs am 12. November die Thore unseres Gefängnisses sich öffneten und den Fremden unter uns, Franzosen und Oesterreichern, die Mittel zur Heimreise gewährt wurden. Am Tage der Abreise von San Luis Potosi erhielten wir Oesterreicher von einem der dort accreditirten Consuln, Herrn Bahnsen, welcher an dem Zustandekommen des Testaments des Kaisers Maximilian betheiligt sein will, die trostreiche Versicherung, daß in der Heimath für uns gesorgt sein werde.

Dieß unsere Schicksale nach der Katastrophe von Queretaro. Ich habe dieselben schmucklos und ohne alle Uebertreibung geschildert. Wie es den Anschein hat, ist man gegenwärtig geneigt, die Haltung der Mexikaner ihren besiegten Feinden gegenüber etwas milder zu beurtheilen. Ob man nach den entsetzlichen Leiden, welche wehrlosen Gefangenen bereitet wurden, dazu berechtigt ist, kann ich getrost dem Urtheile der Leser anheimstellen. (W. Pr.)

Mannichfaltigkeiten.

(Blinder Eifer.) In einem deutschen Garnisonsstädtchen hat sich vor einigen Tagen ein Vorfall zugetragen, welcher die Wahrheit des alten Sprüchwortes: „Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein", wieder einmal, und zwar in höchst ergötzlicher Weise, bestätigt. Einem erst kürzlich in das betreffende Städtchen, dessen Name nichts zur Sache thut, versetzten Offizier fiel es bei Inspicirung des Festungsrayons höchst mißliebig auf, daß die in demselben belegenen Rasenplätze vom Publikum zum Bleichen der Wäsche benutzt wurden. Er gab daher gemessene Ordre, daß hinfüro alle zu diesem Behufe ausgetheilten Erlaubnißscheine zurückzuziehen seien. Nichtsdestoweniger fand der besagte Offizier, als er einige Tage später mit seinen Mannschaften zum Exerzieren ausrückte, den betreffenden Platz vollständig mit Wäsche aller Art bedeckt. Aufgebracht über diese der Disciplin Hohn sprechenden species facti ließ er seine Truppen über die unschuldigen Missethäter, die sich in Gestalt friedlich ruhender Leintücher, Windeln, Hemden u. s. w. seinem Auge darboten, Parademarsch, links- und rechtsum, Kehrtübungen, kurz alle möglichen Evolutionen des Exerzier-Reglements ausführen, bis plötzlich todtenbleich und fliegenden Haares die eigene Magd des Commandirenden herbeistürzt und händeringend in die Worte ausbricht: „Ach Gott, Herr, was wird die Madame sagen!" Was die Madame zu dem an seiner eigenen Wäsche zum Tyrann gewordenen Offizier später gesagt hat, ist leider nicht bekannt geworden.

Frankfurter Theater.

Der Schulz von Altenbüren,
Schauspiel von Mosenthal.

Man hat Mosenthal die männliche Birch-Pfeiffer genannt und ihn damit wohl hart treffen wollen. Im Grunde aber könnte unsere deutsche Bühne nichts nöthiger brauchen, als wirklich eine männliche Birch-Pfeiffer. Diese von dem kritischen Areopag fast einstimmig gerichtete, von dem Publikum aber nichtsdestoweniger auf Händen getragene Frau hat von allen jetzt lebenden deutschen Bühnenschriftstellern vielleicht am Meisten dramatische Fühlung, am Meisten Sinn für lebensvolle, warme Bühnengestalten, — Eigenschaften, die vielen ihrer Collegen abgehen, weil diese nur zu oft nicht allein Welt und Menschen, sondern vor Allem auch das Theater nicht genug kennen. Woher kommt es, daß die französischen Autoren im Durchschnitt mehr dramatische Anstelligkeit bei oft ganz untergeordneter Productionskraft haben, als die deutschen? Weil sie sich nicht allein mehr in der Gesellschaft bewegen, als der deutsche Autor, sondern weil sie vor Allem auch mit der Bühne, ihrer eigentlichen Domäne, in vertrauterem Verhältniß stehen. Wenn also zu dem dramatischen Instinkt der Genannten noch die logische Kraft und die Fülle der Phantasie eines männlichen Geistes, sowie dessen Herrschaft über die Sprache kämen, so müßte die Combination einer „männlichen Birch-Pfeiffer" in diesem Sinne gar nicht so übel sein.

Mosenthal ist aber keine solche. Ihm fehlt die weise Selbstbeschränkung der ächten Männlichkeit, die Sicherheit und Ruhe des Griffels, die geläuterte Vertiefung des Schaffens. Dagegen steht ihm eine ausdrucksvolle, schwung-

[illegible] und charakteristische Sprache und ein ausgeprägtes Gefühl für bühnenwirksame Rollen und Situationen zu Gebote. In seinem neuesten Stück aber kommt er vor lauter Effecten nicht zum Effect. Dasselbe erstickt in seinem eigenen Fett. Es leidet an einer solchen Häufung von dramatischen Momenten, daß sich die Kritik füglich in die Worte: „Weniger wäre mehr!“ zusammenfassen ließe. Ein Blick auf den Gang der Handlung soll dieß begründen.

Die Exposition führt uns gleich mitten in den Wirkungs- und Gedankenkreis des Helden des Stückes, des alten Schulzen Rohlopper, der als Typus eines alten und altfränkischen westphälischen Bauers aus den dreißiger Jahren gezeichnet wird. Ebenso treu wie an der Scholle rother Erde, hängt er an seinen heimathlichen, von den Voreltern ererbten Sitten und Gebräuchen, so sehr auch die hereinbrechende neue Zeit bereits ihr Fundament unterwühlt hat. Mit gewaltigem Bauerndünkel führt er die Dynastie der Rohlopper so gut auf Karl den Großen zurück, wie das uralte Geschlecht der adeligen Spiegel, die neben ihm angesessen. Der Schulze ist eine Art von bäuerlichem Junker. Mit ächtem Junkerhochmuth kann er seiner Schwester, die keinen Bauern geheirathet und nach Amerika ausgewandert ist, die Mesalliance in seinen Augen und die Verläugnung der Heimath nicht vergeben. Dieser alte Groll wird von verschiedenen Seiten schon im ersten Acte so betont, daß Jedermann erwartet, er werde den Mittelpunkt der dramatischen Motive bilden. In der That erscheint bald als Deus ex machina der aus Amerika zurückgekehrte Sohn der verstoßenen Schwester, deren Namen „Margarethe“ man seit 25 Jahren nicht vor dem Schulzen nennen durfte. Der junge Farmer, der sich natürlich in sein liebliches Bäschen, des Schulzen Töchterlein Martina, verliebt, wird mit den härtesten Worten von dem störrigen Alten vor die Thüre gewiesen. Wie soll das enden? Wider Erwarten rasch. Der Sohn des freien Amerikas, dem die Welt gehört, entwickelt in beweglichen Worten die ihm von der verstorbenen Mutter eingepflanzte Liebe zur rothen Erde, welche ihn jetzt der Heimath wieder zuführt, und Das rührt den alten Schulzen dermaßen, daß er dem eben noch Verstoßenen Haus und Hof, Hand und Herz eröffnet. Damit ist der Conflict, der in der Exposition liegt, eigentlich erschöpft und das Stück ist aus. Was soll nun noch kommen? fragt sich der Zuschauer.

Der zweite Act führt ganz neue Conflicte ins Treffen und es beginnt mit ihm eigentlich ein neues Stück, denn für eine bloße Exposition ist der erste Act zu gedehnt und der Schluß desselben schon in allzu dramatischer Steigerung angelegt. Der Kampfplatz des Schauspiels wird fortan auf das sociale und nationalökonomische Gebiet verlegt. Die Vertreter zweier Welten und zweier Zeiten begegnen sich in Oheim und Neffen und werfen sich bald den Fehdehandschuh vor die Füße. Wo sollte auch der feurige, von dem stolzen Selbstbewußtsein der amerikanischen Bürgerfreiheit getragene Jüngling, der aller Vorurtheile und Rücksichten spottet, und der abergläubische alte Bauernschulz, dessen höchstes Ideal das „Freigeding“ ist, Berührungspunkte haben?

Das „Freigeding“, eine Art Bauernvehmgericht, das bei Nacht und Nebel unter einer hundertjährigen Eiche nach „altem heiligem römischem Königsbrauch“ von den 24 Freischulzen der Gegend abgehalten wird, und das öffentliche und mündliche Schwurgerichtsverfahren, das der Sohn der großen Republik unter dem freien Himmel seines Adoptivvaterlandes gewohnt ist, — welche Gegensätze! Sie können sich kaum versöhnen. Sie müssen sich zermalmen. Schon erwägt Heinrich, ob er nicht der dumpfen und engen Atmosphäre der rothen Erde entfliehen und die Brücke hinter sich abbrechen soll, doch hält ihn das der sterbenden Mutter gegebene Versprechen und die Rücksicht auf die geliebte Braut zurück. Er bleibt, fügt sich den harten Bedingungen des Oheims und hält sich dagegen nur aus, daß seine Meinung und sein Wille von dem Tage an gelten sollen, wo der alte Schulz selbst die Worte „So sei es“ spricht. Er will den Alten zu seinen politischen und landwirthschaftlichen Grundsätzen dadurch bekehren, daß er ihn von der Güte derselben überzeugt. Zu diesem Zwecke bebaut er ein Versuchsfeld nach amerikanischer Art mit Gerste, die vorzüglich gedeiht. Das Gerstenfeld liegt dicht neben der altbistorischen Stätte des „Freigedings“. Diese Berührung der Extreme beschwört den Conflict, der nur vertüncht war, wieder herauf. Wie der Oheim den Neffen ins „Freigeding“ einführen will, unterbricht derselbe die feierliche nächtliche Handlung durch eine Jagd auf ein Wildschwein, das aus dem freiherrlichen Saupark ausgebrochen ist und ihm sein Gerstenfeld verwüstet. Wir hören das Rascheln des Wildschweins in der Gerste und erwarten jeden Augenblick, den Kopf des Ebers auftauchen zu sehen. Dieser zoologische Effect ist etwas gewagt und gehört mehr ins Gebiet der Oper.

Ob dieses unerhörten doppelten Frevels einer Unterbrechung des „Freigedings“ und eines Eingriffs in die freiherrlichen Jagdrechte ist der alte conservative Schulze um so entrüsteter, als sich in Folge dieses Ereignisses die Zucht in seiner eigenen Umgebung und unter seinen Bauern lockert. Eine kleine Revolte, die den nun fast vogelfreien Heinrich der Rache des eifersüchtigen, freiherrlichen Oberförsters entziehen will, schlägt Rohlopper noch einmal mit der Wucht seiner Autorität nieder und verstößt nun den Sohn der Schwester, wie er einst diese selbst in die Welt hinaus gejagt.

Da aber empört sich die sonst so gehorsame und sanfte Tochter und nach dem Bibelspruch „Du sollst Vater und Mutter verlassen und Deinem Manne folgen“ steht sie entschieden zu dem Geliebten trotz des Fluches, der den Lippen des Vaters schon halb entflohen. Ja selbst die Mutter, die treue und ergebene Gefährtin des ganzen Lebens, sagt sich vom Schulzen los und tritt auf die Seite der Kinder. Einsam steht er nun im Alter da. Die Mutter will mit den Kindern über den Ocean ziehen. Aber noch immer beugt er den harten Nacken nicht. Sein Gutsnachbar, der alte Baron Spiegel, muß ihm erst, von der Stadt zurückgekehrt, die Mähr von der neuen Zeit bringen, die von Paris aus (das Stück spielt 1830) in die Welt hereinzubrechen drohe. Angewidert von diesem Treiben der Jungen und apathisch geworden durch die Stürme, die so plötzlich über sein ruhiges Alter gekommen, zieht sich der Schulz verdrossen und im Gefühle, daß seine Zeit vorüber ist, vom Schauplatz und übergibt den Jungen Hab und Gut in Bausch und Bogen, damit sie wirthschaften, so toll, wie es ihnen beliebt. Ueberzeugt ist der Alte nicht, nur gleichgültig und gebrochen. Er weicht um des lieben Friedens willen. Die Gegensätze stehen sich so schroff und und unvermittelt gegenüber, wie zu Anfang des Stückes. Und darin liegt seine Hauptschwäche.

Die Aufführung an unserer Bühne war eine ganz vorzüglich gelungene. Herr Jademack gestaltete seinen Schulzen mit meisterhafter Klarheit und Schärfe. Aus Einem Holz geschnitzt, fest und entschieden stand die Figur des halsstarrigen Mannes vor unseren Augen. Selbst den schroffen Uebergang am Schlusse wußte er — soweit dieß in der Hand des Darstellers liegt — abzuschwächen. Ihm ist es zu danken, wenn der Charakter, der im Ganzen wenig unsere Sympathieen hat, seine Würde, die an manchen Stellen ernstlich gefährdet ist, zu bewahren wußte. Frau Louber-Berring stand ihm getreulich und ebenbürtig zur Seite. Sie flocht einen Ton derben Humors in ihre Rolle, der von den oft etwas düstern Farben des Stücks sich sehr vortheilhaft abhob. Fräulein Lehnbuch war als Martina eine sehr milde und liebliche Erscheinung, in der Stelle, wo sie sich zu dem heroischen Entschluß aufschwingt, Elternhaus und Heimath zu verlassen, wohl etwas zu milde. Hier, wo die Schüchternheit des Mädchens vor der Energie des liebenden Weibes zurücktritt, dürfte sie schon etwas energischer und imponirender auftreten. Im Uebrigen traf sie den Grundton des Charakters sehr gut. Herr Schneider ward allen Seiten seiner Rolle vollständig gerecht, nur trug er hie und da in etwas zu pathetischer Weise auf. Ein künstlerisch abgerundetes Genrebild eines Landedelmanns gab Herr Degen in seinem Freiherrn v. Spiegel. Auch die Nebenrollen waren in guten Händen. Herr Roll gab den Justus in origineller, rustikaler Auffassung. Dieser Justus nimmt am Anfang einen Anlauf, als wolle er entscheidend in die Handlung des Stücks eingreifen, verläuft sich aber bald im Sande. Der Oberförster des Herrn Elmenreich überspitzbubte in seiner Erscheinung den Spitzbuben. Das Stück, besonders aber die Darstellung, fand von Seiten des Publikums eine freundliche Aufnahme. ♂

Frankfurter Kunstverein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

C. Döring in Frankfurt: Früchte. — Wilhelmine Wendelstädt in Frankfurt: Aquarellgemälde. — C. Trost in München: Die Piazetta in Venedig. — C. Fink in Kassel: Eine ruhende Katze. — A. Studemann in München: Ein Wintertag. — Adrianne Haanen in Arnheim: Blumen. — L. v. Küßler in Düsseldorf: Fliehende Edelleute, Episode aus dem Bauernkriege. — J. Mayburger in Salzburg: Landschaft. — P. Burnitz in Frankfurt: Landschaft. — A. Schelfhout in Haag: Sommerbild.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 9. Febr.: Die Hugenotten, große Oper in 5 Acten. Text nach dem Französischen des Scribe von Castelli. Musik von Meyerbeer. (Abonnement-Vorstellung Nr. 87.)

Montag, 10 Febr.: Ein deutsches Dichterleben, oder: Bürger und Molly, Schauspiel in 5 Acten, nach Otto Müller's gleichnamigem Roman von S. H. Mosenthal. (Abonnement-Vorstellung Nr. 88.)

Dienstag, 11. Febr.: So machen's Alle (Cosi fan tutte), komische Oper in 2 Acten. Musik von W. A. Mozart. Neue Bearbeitung von Eduard Devrient. Die Recitative arrangirt von Wilhelm Kalliwoda. (Abonnement-Vorstellung Nr. 89.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Ritz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

// Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 41 und 42. Dienstag, den 11. Februar 1868.

Auf dem Thurme des artesischen Brunnens.

Novelle von Heinrich Sandbank.

(Fortsetzung.)

Hortensia war zehn Jahre alt gewesen, als ihr Vater gestorben war. Da dieser, als von bürgerlicher Abstammung, keine Meinung über die Erziehung eines adeligen Fräuleins gehabt hatte, so war die Erziehung, welche seine Tochter, nach der Anweisung ihrer Mutter, vor und nach seinem Tode erhielt, eine „standesgemäße“ im traurigsten Sinne des Wortes. Als daher vor zwei Jahren der Privatdocent Doctor Edmund Friedrichsen das Logis bei Frau von Terslow bezog, fand er, daß ihre schöne Tochter ziemlich gut Clavier spielte, geläufig Französisch parlirte, hübsch zeichnete, hübsch tanzte und insonderheit den tiefsinnigen Codex guter Lebensart und gesellschaftlichen Umganges von Grund aus kannte; dagegen aber die deutsche Sprache nur unvollkommen sprach, sie gründlich fehlerhaft schrieb und von der Existenz einer deutschen Literatur nur traumähnliche Begriffe hatte. Sie wußte zwar, daß die deutsche Nation zwei Dichter besitzt, auf welche sie ausnehmend stolz ist; sie hatte von Goethe und Schiller oft sprechen hören, aber ihre Werke, obwohl sie sich in der kleinen Bibliothek ihres Vaters befanden, kannte sie nur vom Hörensagen. Mit diesen beiden Namen und mit den Namen der adeligen Dichter aus der Schule der Romantiker und deren Nachtreter, welche Namen sie in den adeligen Kreisen früher zuweilen gehört, war ihre Kenntniß der deutschen Literatur zu Ende. Ihre einzige Lectüre war die französische Romanliteratur, welche gerade damals in höchster Blüthe stand und mit ihren bändereichen Erzeugnissen auch Deutschland überschwemmte.

Diese Unwissenheit des fünfzehnjährigen adeligen Fräuleins überraschte den jungen Gelehrten auf das Unangenehmste. In seiner bürgerlichen Beschränktheit begriff er gar nicht, wie man es adeligerseits zu Stande bringen könne, seinem Kinde mit schwerem Geld, durch Lehrer, Gouvernanten und Erzieher eine solche Unwissenheit beizubringen.

Der Wunsch entstand gleich in dem Privatdocenten, dem mit vielen äußeren Reizen ausgestatteten Edelfräulein auch die inneren Reize zu erschließen; er wünschte, Hortensien aufs Neue zu erziehen. Dieß war aber nicht so leicht als man denken sollte: Von alle den Herrlichkeiten aus früherer Zeit waren es einzig die Standesvorurtheile, was Frau von Terslow in ihre jetzige Armuth hinüber gerettet hatte; diese aber auch vollständig und unversehrt. Außerdem, daß sie der Meinung war, ihre Tochter hätte die beste Erziehung von der Welt genossen, mochte sie auch dem bürgerlichen Gelehrten weder einen intimen Verkehr in ihrem Hause gestatten, noch, daß er derselben Kenntnisse beibrächte, welche, nach ihrer Meinung, höchstens für eine „bürgerliche Existenz“ passend und von Nutzen wären.

Diese der Erfüllung seines Wunsches entgegenstehenden Hindernisse wegzuräumen, gelang Friedrichsen erst, nachdem er die Schwächen seiner Wirthin genauer hatte kennen lernen. Gerade ihr Standesstolz sollte die Brücke zum Verkehr mit ihrer Tochter werden. Bei seiner Beschäftigung mit dem Lehenswesen wußte Privatdocent Doctor Friedrichsen von dem Adel als Stand etwas zu erzählen, wovon Frau von Terslow auch nicht die dunkelste Vorstellung hatte. Er wußte nicht nur, daß es im Reiche deutscher Nationen einen Adel gab, der, „von Gott begnadet“, im Besitze großer Privilegien, großer Güter und großer Herrlichkeiten war, er wußte auch, wie er erstanden, wie und warum er von Gott ausnehmend begnadet worden war. Er kannte nicht nur alle großen, berühmten Familien des bevorzugten Standes bei Namen, Rang, Wappen und Alter, er kannte auch die ersten Gründer und die lange Reihe von Nachkommen derselben und ihre ganze Geschichte; er wußte genau anzugeben, wann eine jede Familie in den Stand aufgenommen und durch welche Verdienste ihr diese Auszeichnung zu Theil geworden war. Die interessanten Geschichten, welche er der Frau v. Terslow von den Vorfahren ihr bekannter Familien erzählte, nahmen sie für den bürgerlichen Gelehrten so ein, daß sie Vertrauen zu ihm faßte, ihn öfter des Abends zu sich einlud und auch nichts dagegen hatte, wenn er den Geisteshorizont ihrer Tochter zu erweitern suchte. Sie dachte sich, daß er, der sich so viel mit dem Stand der Privilegirten beschäftigte, ihr keine standeswidrigen Kenntnisse beibringen würde.

Sobald Friedrichsen mit der Mutter so weit war, nahm er die Erziehung der Tochter in seine Hand mit dem ganzen Ernste eines sich bewußten humanen Zieles. Der Zauber der Schöpfungen unserer großen Dichter, unwiderstehlich wie er auf unverdorbene Gemüther ist, that auch hier seine Wirkung; Hortensiens gute geistige Anlagen erschlossen sich in kurzer Zeit: Geist, Seele und Gemüth eröffneten rasch ihre reichen Blüthen. Sie lernte die großen Schätze des deutschen Geistes schätzen und lieben.

Der Verkehr zwischen Lehrer und Schülerin war ein ununterbrochener. Heute saßen sie neben einander, er theilte mit, sie hörte aufmerksam zu und empfing begierig; sie las vor und er commentirte, er fragte sie aus und sie beantwortete, sie fragte und er erklärte. Morgens, wann er keine Zeit hatte, saß sie auf ihrer Stube und arbeitete eine Aufgabe aus, die sie nachher ihrem Lehrer vorlegte, damit er sie prüfe, corrigire und seine Belehrungen daran knüpfe. Ein andermal wieder, wo sie abgehalten ward, saß er allein auf seiner Stube, ließ seine Phantasie mit dem Zauberreiz seiner Schülerin spielen und dieses Spiel entfaltete sich gewöhnlich zu der Blüthe eines Gedichtes, die er pflückte und Hortensien frisch reichte.

Ein reines, frisches Frauengemüth, selbst ein Gedicht, ist für ein Gedicht stets offen, zumal wenn die Frau selbst der Gegenstand desselben ist. Hortensia war von den Gedichten ihres Lehrers höchst entzückt, obgleich er von der Mutter Natur eine sehr geringe poetische Mitgift erhalten, obgleich unter der großen Zahl seiner Gedichte, die er aber wohlweislich in seinem Pulte verschlossen hielt, die besten selbst sich auch nur durch gedanklichen, zuweilen sogar nur durch gelehrten Inhalt auszeichneten, in der Form aber bedeutende Härten zeigten, einen schwerfälligen Gang hatten und des leichten, spielenden Flügelschlages ächter Poesie gänzlich ermangelten. Es freute sie, sich von dem hochgeschätzten Lehrer besungen zu sehen, es schien ihr hohe Poesie zu sein, wenn, wie er versificirte, ihr klares, heiteres Auge ihn an den klassischen Himmel Griechenlands und Italiens erinnerte, wenn er ihr braunes Haar mit der süßen, saftigen Frucht der schattigen Kastanie verglich, in ihrem schlanken, geschmeidigen Wuchse die mit leichtem Flügelschlage zum Ideal hinanstrebende Poesie sah, wenn er von ihrer Grazie sang, daß ein „Tropfen" davon der Juno bessere Dienste geleistet hätte, als der ganze Venusgürtel.

Aus diesem stetigen geistigen Verkehr erblühte nach und nach ein inniges Verhältniß. Ohne noch ihre gegenseitigen Gefühle aus dem wohlverwahrten heiligen Herzenstempel auf den offenen Markt des Wortes hinausgeführt und sie der oft entweihten Lippe anvertraut zu haben, wußten Beide schon, daß sie sich liebten. Das vertrauliche, süße „Du" blieb nicht lange an den leblosen Gedichten haften; wie ein Duftstäubchen von der aufgebrochenen Blüthe, löste es sich davon ab und ließ sich auf der lebendigen Lippe nieder, von wo es hin- und herflog. Beide betrachteten sich seitdem als miteinander verlobt, ohne daran zu denken, sich das Versprechen zu geben oder abzunehmen. Nicht minder galten sie dafür bei Bekannten und Nachbarn.

Frau v. Terskow ließ wider ihre Gewohnheit die beiden jungen Leute gewähren. Sie mochte den hochblonden jungen Mann mit dem sanftmüthigsten Charakter von der Welt, aus dessen Zügen kindliche Unschuld sprach, recht leiden. Nur einmal äußerte sie beiläufig gegen ihn, daß, wer ihre Tochter zur Frau haben wollte, in einer Stellung sich befinden müßte, wo er im Stande wäre, sie und ihre Mutter standesmäßig zu erhalten; und sollte der Mann ein Bürgerlicher sein, so müßte er sich noch zuvor verpflichten, das Möglichste zu thun, um den Adelstitel zu verdienen.

Diese Aeußerung in ihrer Gesammtheit überzeugte den jungen Gelehrten, daß auch Frau v. Terskow in ihm den Verlobten ihrer Tochter sah. Und so unangenehm die Bedingung, welche sie stellte, ihn auch berührte, weil sie dem Gefühl und der Neigung nicht das mindeste Recht einräumen zu wollen schien, so sah er darin kein ernstes Hinderniß, indem ihm, wie wir bereits wissen, vom Cultusministerium eine gut dotirte Professur an der zweiten Landesuniversität angeboten worden war, die er aber vorläufig ablehnte, weil er die Staatsarchive und Bibliotheken der Hauptstadt zur Vollendung seines Geschichtswerks nöthig hatte.

Um Mitte Juni, als der Arzt, welcher Frau v. Terskow seither behandelte, in mehreren Adelshäusern das Reise- und Kurgeld für sie gesammelt, fuhren Mutter und Tochter in das vielbesuchte Bad, wo Jene eine Kur durchmachen sollte — und der erste Brief, den Fredrichsen von Hortensien erhalten hatte, zeigte ihm ihre glückliche Ankunft dort an.

(Fortsetzung folgt.)

Rath eines Nicht-Politikers.

Hübsch zahm, das ist die Parole jetzt,
Fein sachte geredet, zu scharf nicht gewetzt
Den Stahl und zu straff den Bogen gespannt,
Vor Allem das Kind nicht beim Namen genannt.

Sub rosa darfst du schon Etwas wagen,
Verblümt auch ein wahrhaftes Wörtchen sagen;
So hört denn, was der Naturforscher spricht
Und belächelt den Sinn seiner Rede nicht:

Die Drohne den köstlichen Honig verzehrt,
Die Arbeitsbiene den Staat ernährt,
Den Staat, ja und auch die Königin,
Ohn' Jener Fleiß wär ihr Leben dahin.

Das weiß sie, die Königin ist gar klug,
Sie achtet die Arbeit, sorgt zeitig genug,
Daß die Thätigen niemals gerathen in Noth,
Im Winter auch haben ihr tägliches Brod.

Fügt's Ungunst des Schicksals, daß Mangel einreißt,
Der Arbeiterin gilt ihr Sorgen zumeist,
Ihr läßt sie den Vorrath, damit ihre Kraft,
Die neu schaffen soll, vor der Zeit nicht erschlafft

Und sie nicht, verzweifelnd, auf Selbsthülfe bringt,
Die Allen Verlust und Verderben bringt. —
Du Staat, dessen Intelligenz so gerühmt,
Thu, wie der Instinkt der Biene dich lehrt.

E. Grahn.

Nordamerika's Indianer.

Der romantische Nimbus, mit dem Cooper's Romane die Indianer umgeben, ist durch die nähere Bekanntschaft mit ihnen einigermaßen geschwunden. War es aber der Wunsch jenes Schriftstellers, durch seine Schilderungen der Welt ein lebhaftes Interesse und Mitgefühl für eine Race einzuflößen, welche, durch ein tragisches Geschick verfolgt, dem Untergang geweiht ist, wenn nicht die Civilisation, gegen die sie sich sträubt, ihre schützenden Flügel über sie ausbreitet, so muß man wünschen, daß diese wohlwollende Absicht nicht verfehlt werde. Könnte ein indianischer Ossian alle die Kämpfe und Leiden seiner Brüder singen, die Klagelieder würden die Herzen mehr rühren, als die des schottischen Barden. Es fehlt dem Amerikaner nicht an Pietät für die Urbewohner dieses Landes, und befand er sich von der Zeit der ersten Ansiedlung her bis auf den heutigen Tag eigentlich stets im Kriege mit ihnen, so offenbart sich namentlich in den letzten Decennien immer deutlicher und aufrichtiger der Wunsch, das, was von ihnen übrig geblieben, gerecht zu behandeln. Die Indianer werden vom Gesetz als unabhängige Nationen betrachtet, mit denen man, wie mit fremden Mächten, Verträge abschließt. Zugleich stehen sie unter dem Schutze der Republik, welche sie durch Subsidien für Das zu entschädigen sucht, was sie ihnen genommen. Aber nur zu häufig kommt die Theorie mit der Praxis in Conflict, und war die Gesetzgebung und Verwaltung nur von den wohlwollendsten Intentionen beseelt, so wurde durch die Corruption ihrer Beamten und den grausamen Egoismus der Gränzler, dieser unliebenswürdigen, barbarischen Pioniere der Civilisation, der beabsichtigte Segen fast immer in Fluch verwandelt.

Im Sommer vorigen Jahres gestalteten sich die Verhältnisse auf den großen Ebenen des fernen Westens so drohend, daß der Congreß es nothwendig fand, sich ernstlich mit dem Gegenstande zu beschäftigen.

Das Gesetz vom 20. Juli ordnete die Bildung einer aus Militärs und Civilisten bestehenden Commission an, welche sich mit den Häuptlingen und Führern der feindlichen Stämme in Verbindung setzen, womöglich die Ursachen des Krieges beseitigen, so viel wie thunlich für den Schutz der Ansiedlungen an den Gränzen des Indianergebietes und der im Bau begriffenen Eisenbahn nach dem Stillen Meere sorgen und einen Plan für die Civilisirung dieser Indianer entwerfen sollte.

Mit großem Eifer unterzog sich die Commission ihrer Aufgabe, und der Bericht, welchen sie jetzt dem Congreß über ihre Thätigkeit erstattet hat, zeigt, daß man sich an die rechten Männer gewendet, denn er athmet von Anfang bis zu Ende eine Humanität und Gerechtigkeitsliebe, welche im Verhältniß des Angelsachsen zu Angehörigen einer schwächeren Race selten gefunden wird.

Bei der Ankunft auf dem Schauplatz ihrer Wirksamkeit sah sich die Commission einer sehr schwierigen Aufgabe gegenüber. Die feindlichen Indianer waren über ein unermeßliches Gebiet zerstreut, erschienen da, wo man sie am wenigsten erwartete, machten jede Sicherheit illusorisch, und waren ebenso schnell, wie sie erschienen, wieder spurlos verschwunden.

„Betritt der Indianer — so heißt es in dem Bericht — den Kriegspfad, so ergibt er sich dem schrecklichen Werk mit finsterer Entschlossenheit; es ist für ihn ein Werk der Rache, und kein Blut kann seinen Durst stillen. Unsere Schuld ist es wohl zum größten Theil, daß er im Kriege die einzige Möglichkeit erblickt, sich für erlittenes Unrecht zu entschädigen; denn oft ließen wir es im Verkehr mit ihm an friedlichen Mitteln zur Abhülfe fehlen. Für ihn gilt nur das Gesetz der Wiedervergeltung. Den Krieg führt er mit derselben Hartnäckigkeit und in demselben Geiste, wie bei uns ein von seinem Recht überzeugter Kläger seine Sache vor dem Gerichtshofe verficht. Einen Vergleich kennt er nicht. Er fordert sein Recht, sei es nun eingebildet oder wirklich. Mit Gewalt kann man ihn zu nichts bringen. Nie ergibt er sich in der Schlacht, und nie gestattet er seinem Gegner eine Capitulation. Er will und erwartet keinen Pardon, und gewährt ihn deßhalb auch Anderen nicht. Und ist er so wenig an Freundlichkeiten von Seiten Anderer gewöhnt, so darf man sich nicht darüber wundern, wenn es nicht leicht ist, sein Vertrauen zu gewinnen. Er ist stolz und weiß, daß der Weiße ihn verachtet. Sind wir leicht geneigt, hart mit ihm ins Gericht zu gehen, so dürfen wir nicht vergessen, daß wir selbst ihn seit anderthalb Jahrhunderten von der Civilisation und ihrem mildernden Einfluß fortgetrieben haben."

Es galt also vor allen Dingen, das Mißtrauen der Indianer zu besiegen und ihnen beizukommen.

Es erging eine Einladung an die Stämme des westlichen Dacotah, am 13. October an einem bestimmten Punkte mit der Commission zusammenzutreffen; es gelang, sie von den friedlichen Absichten, welche man mit ihnen vorhatte, zu überzeugen, und die Unterredung kam zu Stande. Es wäre aber nicht gelungen, wenn man nicht von vornherein versprochen hätte, den Stämmen nach dem Friedensschluß Pulver und Blei zu geben, und findet man dies riskant, so sagt darüber der Bericht Folgendes:

„Diese Indianer sind sehr arm, und leiden bittere Noth. Das Wild wird immer seltener, und mit Pfeil und Bogen allein können sie sich nicht die nöthige Nahrung schaffen. Gibt man ihnen Pulver und Blei, so versorgt man sie faktisch mit Fleisch. Verweigert man es ihnen, so verurtheilt man sie nach ihrer Auffassung zum Hungertode, und zugleich erblicken sie in dieser Weigerung ein Zeichen des Mißtrauens gegen ihre Treue und Glaubwürdigkeit, nachdem man sich ihnen eben erst mit Freundschaftsversicherungen genähert. Will man sich überhaupt mit dem Indianer einlassen, so muß man ihm streng, auf's Wort, glauben. Jedes Zeichen des Mißtrauens empfindet er sofort, und sein eigener Glaube wird dadurch vernichtet. Was auch unser Volk über den verrätherischen Charakter der Indianer denken mag, wir stehen bei ihnen in noch schlechterem Rufe. Sie haben an den Weißen so bittere Erfahrungen gemacht, daß man sich ihnen gegenüber der allerstrengsten Gewissenhaftigkeit befleißigen und auch den leisesten Anschein von Selbstsucht oder Zweideutigkeit fern halten muß, wenn man etwas von ihnen erlangen will. Man hat uns bittere Vorwürfe darüber gemacht, daß wir uns entschlossen, ihnen Munition zu verabfolgen; hätten wir's aber nicht gethan, so wäre von ihrer Seite der Krieg fortgesetzt worden und hätte großen Verlust an Leben und Eigenthum zur Folge gehabt. Weil wir's gethan, zogen sie auf die Jagd, tödteten so viel Wild, wie sie für den Wintervorrath gebrauchten, und seitdem ist weder ein Act der Feindseligkeit, noch ein Exceß von ihnen berichtet worden. Es erhellt hieraus wenigstens, daß der Indianer, obgleich ein Barbar, immerhin ein Mensch und den Gefühlen zugänglich ist, welche durch Großmuth und Freundlichkeit erzeugt zu werden pflegen, und nehmen die Söhne der Civilisation sich dieß zu Herzen, so kann es ihnen nicht schaden."

Es wurden noch mehrere Zusammenkünfte gehalten und mit verschiedenen Stämmen Verträge abgeschlossen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Eine interessante Heirath.) Der ehemalige k. ungarische Hofkanzler Graf Anton Forgach hat sich dieser Tage mit der von ihrem Gatten geschiedenen Frau Ederer aus Prag vermählt. Graf Forgach hat seine nunmehrige Gattin in Prag kennen gelernt, zur Zeit, da er daselbst als Statthalter residirte, und als er später nach Wien in die Hofkanzlei übersiedelte, unterhielt er einen regen Briefwechsel mit der interessanten Dame. Das Verhängniß trat in Gestalt der Kalab'schen Brief-Defraudationen dazwischen. Nach Jahr und Tag war, wie das „N. W. T." meldet, ein von Kalab zurückgehaltener Brief mit der Devise „unterschlagen gewesen und nun zu Stande gebracht" unerwartet nach Prag und dem Manne der Frau in die Hände gekommen. Herr E., ein angesehener Kaufmann, ließ sich von seiner Frau scheiden, die seither ein völlig zurückgezogenes Leben führte. Erst in späterer Zeit näherte sich ihr Graf Forgach wieder und bewog sie zum Glaubenswechsel. Frau E. trat vom Judenthum zum Katholicismus über und ist nun — Dank der Kalab'schen Defraudationen — Gräfin Forgach.

(Ein Polarland entdeckt.) Der amerikanische Wallfischfänger Capitän Long hat im arktischen Eismeer im Jahre 1867 eine wichtige Entdeckung gemacht und die Existenz eines ausgedehnten hohen Polarlandes nördlich der Beringstraße nachgewiesen. Long ist nämlich im Sommer 1867 nördlich der Beringstraße bis zur Breite von 70.30 N. vorgedrungen und hat daselbst unter dem 180. Längengrade von Greenwich ein ausgedehntes Land entdeckt, welches sich mit staffelförmig hinter einander liegenden Bergketten weit nach Norden erstreckt. Einer der Berge hatte das Ansehen eines verloschenen Vulkans mit einer Höhe von 3000 Fuß; das Land war von Schnee frei und mit einem schönen Pflanzenwuchs bedeckt. Das von Long entdeckte Land in der von ihm angegebenen Position fällt merkwürdiger Weise ganz genau, haar-

scharf, wie mit dem feinsten Zirkel abgemessen, mit dem Lande zusammen, wie Dr. Petermann solches schon vor einer im Jahre 1865 erschienenen Karte der arktischen und antarktischen Regionen deutlich verzeichnet hat. Das neueste demnächst erscheinende Heft der Petermann'schen geographischen Mittheilungen (1868, Heft I.) wird das Nähere über diese interessante Entdeckung eines neuen Polarlandes enthalten. Die Entdeckung Long's bestätigt jedenfalls die Richtigkeit der Ansicht Dr. Petermanns über die topische Gestalt des arktischen Centralgebietes.

(Der letzte galizische Leibgardist.) In dem höchst seltenen Alter von 109 Jahren starb vor Kurzem in Wolitzi (Schlesien) der dortige Grundbesitzer Johann v. Lembiski — der letzte Gardist der im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts errichteten, bald darauf jedoch wieder aufgelösten adeligen galizischen Leibgarde. Der Verstorbene, ein Sprößling eines berühmten polnischen Adelsgeschlechtes, war bis zu seinem Lebensende im vollständigen Besitze seiner Sinne; sein Auge war noch so kräftig, daß er täglich eine polnische Zeitschrift vom Anfang bis Ende durchlas. Er machte die österreichischen Feldzüge in den Jahren 1788 bis 1789 mit und zeichnete sich bei der Eroberung Belgrads besonders aus. Im Jahre 1759 geboren, lebte er unter sechs österreichischen Regenten, und zwar: Maria Theresia, Joseph II., Leopold II., Franz I., Ferdinand I. und Franz Joseph I. Der Verstorbene hinterläßt aus zwei Ehen nicht weniger als 117 lebende Nachkommen, von welchen der größte Theil bei dem Leichenbegängnisse anwesend war.

(Unter den Mysterien von London), deren Zahl nicht gerade eine geringe ist, nimmt augenblicklich das Verschwinden Herrn Speke's, eines Geistlichen, das Interesse des Publikums hauptsächlich in Anspruch, nicht etwa, weil es einzig in seiner Art wäre, denn ähnliche Vorfälle finden sich in den Berichten der Polizeibehörden fast täglich, sondern wegen seiner gesellschaftlichen Stellung als Geistlicher und als Bruder des berühmten Afrika-Reisenden gleichen Namens. Um der Trauung eines Freundes hierselbst beizuwohnen, verließ der Verschwundene am 8. Januar seine Wohnung in Somersetshire, mit der Absicht, folgenden Tages zurückzukehren. In London angekommen, begab er sich nach der in Ecclestonsquare gelegenen Wohnung seines Schwagers. Später ging er aus, um einen Hut zu kaufen und Geschäfte in Westminster zu besorgen. Einem Hutmacher, bei dem er den Hut kaufte, gab er den Auftrag, denselben vor ¼ bis 7 Uhr abzuliefern, da er um 7 Uhr zu einem Diner gehe. Von diesem Punkte aus, den er gegen 5 Uhr 20 Minuten verließ, verliert sich jede Spur; nur sein Hut wurde in der Nähe von St. James Park von einem Arbeiter aufgefunden, der denselben, um ihn zu tragen, mit sich nahm, aber auf die Anzeige vom Verschwinden Speke's (dessen Karte inwendig im Hut befestigt war) bei der Polizeibehörde ablieferte. Ob Speke überhaupt ermordet worden, kann daher noch gar nicht behauptet werden.

(Eine Heiraths-Candidatin.) Vor einigen Wochen hat sich eine reiche, schöne und liebenswürdige junge Dame, die Inhaberin einer Million, aus der Nähe von Leeds nach London begeben, um dort ungekannt als Geschäftsführerin in einem der großen Londoner Kaufläden auf einen Liebhaber zu harren, der ihre Hand um ihrer Person und nicht um ihres Vermögens willen begehren möchte. Als dieß bekannt wurde, waren die Londoner Läden sofort von Schaaren heirathslustiger Glücksritter überlaufen, die allein binnen Einer Woche 22 junge Damen vom Ladentisch weg an den Traualtar geführt haben sollen. Ob auch die richtige Millionärin darunter war, wissen wir nicht.

Frankfurt, 10. Februar.

Der in der neulichen Generalversammlung der hiesigen Künstler-Gesellschaft (welcher der Architektenverein angeschlossen ist) von dem Vorstand erstattete Bericht ergab einen erfreulichen Bestand. Die Gesellschaft, welche bereits Capitalvermögen und nicht unerhebliche Sammlungen ihr Eigen nennt, zählt bei 100 Mitglieder, der Localverein der deutschen Kunstgenossenschaft, worin auch Hanau einbegriffen, 82 Theilnehmer. Zur Unterstützung des Dombaues sind bis jetzt 79 Künstlergaben, darunter auch von auswärtigen Zugehörigen, zugesichert, so daß die beabsichtigte Schaustellung für April in Aussicht steht. Die große Ausstellung der deutschen Kunstgenossenschaft findet zugleich mit der Künstlerversammlung im Herbst zu Wien statt. An Stelle der ausgetretenen Vorstandsmitglieder, von denen der Vorsitzende Herr O. Cornill für seine Thätigkeit den ganz besonderen Dank der Versammlung erhielt, wurden die Herren v. Nordheim, Kaiser, Frank v. Lichtenstein und Mylius gewählt.

London, 5. Februar. Die „Lustigen Weiber von Windsor", Oper von Nicolai, bildeten die Veranlassung zu einer erwähnenswerthen Entscheidung des Gerichtshofes der Schatzkammer über musikalisches Verlags- und Eigenthumsrecht. Kläger in der Angelegenheit war der Besitzer der genannten Oper, der durch das Erscheinen einer Bearbeitung derselben für das Klavier in seinem Eigenthumsrechte geschädigt zu sein glaubte. Genannter Klavierauszug von Breßler trug den Namen Nicolai's an der Stirne, ohne den Namen des Bearbeiters zu erwähnen. Darauf basirte sich denn auch die Anklage, durch welche die Klavierbearbeitung als ein frecher literarischer Raub, als Nachdruck, bezeichnet wurde. Der Gerichtshof der Queen's Bench hatte bereits vor einiger Zeit die Entscheidung gefällt, die Breßler'sche Arbeit sei ein Werk für sich, und habe als solches die Berechtigung, unabhängig von der Oper zu erscheinen, ohne daß den Eigenthümern der letzteren daraus ein Anspruch erwachse. Die neuerliche Appellation gegen diesen Ausspruch an die Schatzkammer führte zu einer Bestätigung des von der Queen's Bench aufgestellten Princips und zur Abweisung der Klage. Der Lord Oberrichter stellte dabei auf, es handle sich hier nicht darum, in wie weit bei der Klavier-Bearbeitung Breßler Nicolai's Oper benutzt habe, sondern: ob die Arbeit Breßlers etwas in sich Selbstständiges, von der Oper Verschiedenes darstelle, was man bejahen müsse. Wenn Nicolai noch am Leben oder durch den Eigenthümer der Oper vertreten sei, so könne er allerdings wegen der Benutzung seines Originals gegen Breßler gerichtliche Klage erheben, das betreffe indessen die Berechtigung zum besonderen Verlagsrecht in diesem Falle durchaus nicht.

„Die schwarze Käthe" von Ernst v. Waldow. 3 Bände (Wittenberg, Herrosé). Ein Roman, der die physischen und geistigen Zehrkrankheiten der Völker verhandelt, die Erbübel des Proletariats wie die des hohen Adels, selten die Mittelstände berührend. Der uns bis dahin unbekannte Verfasser verbindet mit ruhiger und durchdachter Redeweise die Kunst, das Gefühl der Leser zu bewegen, oft zu erschüttern. Mit sicherer Hand zeichnet er dabei die Entstehung der Vorgänge aus dem äußeren und inneren Leben der Handelnden und Leidenden, und hält in den meisten Fällen besonnenes Maß in Inhalt und Form. Wo in der That Ansichten, Charaktere und Zustände in allzu grellen Gegensätzen stehen, suchte er diese immer kritisch zu beleuchten, Recht und Unrecht zu vertheilen und den Extremen Spruch oder That der Vermittlung gegenüber zu stellen. Der edelste Träger dieser Vermittlung ist der Maler Steiner, vertraut mit den Mängeln und Leiden des Volkes, deren Heilung er in natur- und vernunftgemäßer Erziehung und in der Propaganda jener christlichen Liebe sucht, welcher wir allzuoft nur in ihren officiellen Zerrbildern begegnen. Steiners Folie bilden nicht sowohl die dämonischen Gestalten des Stückes, als die ihm in mehreren Beziehungen wahlverwandten Männer: Friedmann und Guido, Beide ihre Lebensziele verfehlend, Jener durch verirrte Kraft, Dieser durch Mangel an Kraft. Die Heldin des Romans kämpft sich durch Verirrungen und Leiden durch und wird vollends gerettet durch Steiners unvergängliche Klarheit und Liebe.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 11. Febr.: So machen's Alle (Cosi fan tutte), komische Oper in 2 Acten. Musik von W. A. Mozart. Neue Bearbeitung von Eduard Devrient. Die Recitative arrangirt von Wilhelm Kalliwoda. (Abonnement-Vorstellung Nr. 89.)

Mittwoch, 12. Febr.: Margarethe, große Oper in 5 Acten und 6 Bildern. Nach Goethe von J. Barbier und M. Carré. Musik von Gounod. (Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kiß. — Druck und Verlag: Helter & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 43. Mittwoch, den 12. Februar 1868.

Auf dem Thurme des artesischen Brunnens.

Novelle von Heinrich Sandbank.

(Fortsetzung.)

3.

Das Bad, in welchem Frau v. Terskow und Hortensia sich befanden, war sowohl wegen seiner Heilquellen, als auch wegen seiner landschaftlichen Schönheit weit berühmt und darum sehr besucht. Am Fuße eines sanft ansteigenden Berges gelegen, nach allen Seiten, jedoch in einem weiten Horizont, von Bergen umgeben, besaß es schöne Punkte und sehenswürdige Partieen in großer Zahl. Hier eine reizende Aussicht in das länglich geformte Thal, das ein mit Städten, Dörfern, alleinstehenden Villen und Schlössern garnirter Fluß in Schlangenkrümmungen durchschnitt; dort eine weitsichtige Bergruine mit geköpften Thürmen und zerbröckelten Wällen, einst das Raubnest eines weitgefürchteten Raubritters; weiterhin eine schwer zugängliche Schlucht, welche aber den muthigen Besucher durch den Anblick einer reizenden Grotte mit schönen Stalaktit-Gebilden für die ausgestandenen Beschwerden reichlich belohnte. Ein Forellenbach, ein Wasserfall, ein Gradirwerk und noch andere Sehenswürdigkeiten luden zu Ausflügen und Partieen ein und sorgten dafür, daß das Bad nicht bloß von Heilsuchenden, sondern auch von Vergnügungssüchtigen besucht wurde.

Die Badesaison stand in ihrer höchsten Blüthe. Die Kranken tranken Brunnen und badeten fleißig, die Halbkranken und ganz Gesunden in überwiegender Anzahl waren auf Amüsements bedacht, thaten sich in Gesellschaften zusammen, machten Ausflüge, veranstalteten Bälle und Spiele und suchten das Badeleben bis auf den letzten Tropfen auszukosten.

Hortensia, die beiden hübschen Töchter und der geistreiche Sohn des Commerzienraths Lauchgruber waren der Mittelpunkt einer großen Gesellschaft, aus jungen schönen Damen und lebenslustigen Cavalieren zusammengesetzt.

Hortensia wohnte mit ihrer Mutter bei der Familie Lauchgruber, sie aßen Beide an ihrem Tisch und wurden völlig frei gehalten. Noch auf der Reise hatte der kleine Commerzienrath der Frau v. Terskow angekündigt, daß sie nebst ihrer Tochter im Bade seine „Gäste" sein werden und daß er alle ihre Ausgaben bestreiten werde.

Frau v. Terskow hatte die verbindliche Einladung des Commerzienrathes mit jener herablassenden Verbeugung beantwortet, womit ein ächter Adeliger einem Bürgerlichen die hohe Ehre auszudrücken weiß, die er ihm anthut, indem er sich eine Wohlthat von ihm gefallen läßt.

Commerzienrath Lauchgruber, Kaufmann von der Zehe bis zum Scheitel, der kein anderes Gespräch kannte, kein anderes liebte, als von Valuta, Rimessen, Baumwolle und Börse, und dessen Gehirn Tag und Nacht so ausschließlich im „Geschäft" arbeitete, daß er zuweilen, ohne Rücksicht auf die an den „Gesellschaftsabenden" im Winter in seinem Hause versammelten Gelehrten, Schriftsteller und Künstler, das interessanteste Gespräch, eine Declamation, einen Vortrag urplötzlich unterbrechen konnte, um seinem Sohne oder einem anwesenden Geschäftsfreund laut eine geschäftliche Mittheilung zu machen, die entweder durchaus unrichtig war oder ganz gut aufgeschoben werden konnte und damit seine Familie und die fremden Gäste in die größte Verlegenheit zu setzen.

Commerzienrath Lauchgruber hatte eine Schwäche, welche in gleichem Grade wie das Geschäft seinen ganzen Menschen, alle seine Neigungen, alle seine Schritte und Ziele beherrschte. Concurrenzschwäche wollen wir die kleine Untugend nennen, womit unser Commerzienrath behaftet war. Er wollte seine Firma nicht hinter der nebenbuhlerischen Firma Baldasius Erben u. Comp. zurückbleiben lassen, er suchte dem Chef derselben in Allem und Jedem gleichzuthun und nachzukommen.

Mit v. Bergwald, dem vor Kurzem geadelten Chef jenes Hauses, in demselben Londoner Geschäft die Handlung erlernt habend, in denselben Artikeln und nach denselben Handelsemporien wie er arbeitend, hatte Lauchgruber sich in den Kopf gesetzt, daß er es der „Ehre" seiner Firma schuldig sei, dem concurrirenden Hause weder einen geschäftlichen noch einen gesellschaftlichen Vorzug zu lassen. Seine Concurrenz-Eifersucht blieb nicht beim Geschäfte stehen, sie erstreckte sich auf den ganzen Inhalt des Lebens.

Sein Sinnen und Trachten war darauf gerichtet, seinem Concurrenten jeden Schritt nachzuthun, jeden Vorsprung, den er genommen, nachzuholen.

v. Bergwald, obwohl sein Concurrent und mit ihm in Concurrenzfeindschaft lebend, war ihm in Allem Muster und Vorbild; er verehrte ihn höchlich und sah zu ihm hinauf wie zu einem höheren Wesen. Freilich mochte er das nicht merken lassen; er that im Gegentheil Alles, was in seinen Kräften stand, um die Welt zu überzeugen, daß sein Concurrent gar keinen Vorzug vor ihm besitze. Er sagte es Jedem, der es hören wollte, daß die Firma Lauchgruber und Sohn über ein weit größeres eigenes Vermögen disponire, größeren Credit und größeres Ansehen in der Handelswelt genieße, als die Firma Baldasius Erben und Compagnie. Er wußte ganz gut, daß von hundert Leuten, denen er das sagte, neunundneunzig ihm nicht glaubten, und er selbst wäre sicher der Letzte gewesen, der mit dem Einen, welcher es glaubte, in Geschäftsverbindung getreten wäre, weil er annehmen mußte, daß derselbe in der Handelswelt nicht sehr zu Hause sei. Der Gram darüber nagte tief an seinem Herzen; man konnte ihn nicht tiefer kränken, als ihm in diesem Punkt widersprechen, man konnte ihm keine größere Freude machen, als ihm beistimmen. Seine Schuld war es daher wahrlich nicht, wenn die Welt, trotz seines Protestes,

die concurrirende Firma über die seinige stellte, und zwar mit Recht; denn jene hatte erstens den Vorzug eines älteren Bestehens, dann war der Chef derselben ein sehr intelligenter Mann, der nicht bloß in kaufmännischen Kreisen, sondern auch im Provinzial-landtag großes Ansehen und großen Einfluß besaß. Außerdem hatte er eine reiche Frau geheirathet und von einem Onkel eine große Erbschaft gemacht.

Trotz dieses gewaltigen Vorsprunges schrack Lauchgruber nicht davor zurück, in Allem, es ihm gleich zu thun, angestrengt hinter ihm einherzulaufen, um ihn einzuholen.

Sonst sehr sparsam, beinahe geizig, achtete er des Geldes nicht, und ging damit um, wie ein geborener Verschwender, sobald es galt, es seinem Concurrenten nachzumachen. Als dieser den Winter über einmal die Woche eine gewählte Gesellschaft in seinem Hause versammelte, gleich öffnete auch Lauchgruber sein Haus, gab auch Abendgesellschaften und scheute keine Mühe, um möglichst dieselben Personen heranzuziehen, welche die Abendgesellschaften seines Concurrenten besuchten.

v. Bergwald ging in den Sommermonaten mit seiner Familie in ein Bad oder auf Reisen, gleich that Lauchgruber ihm nach, besuchte mit seiner Familie dasselbe Bad, machte dieselbe Vergnügungsreise.

v. Bergwald wurde in den Provinzial-Landtag gewählt, da ruhte Lauchgruber nicht, bis er auch hineinkam.

(Fortsetzung folgt.)

Nordamerika's Indianer.

(Schluß.)

Die Commission hielt es für ihre Pflicht, den Ursachen nachzuforschen, welche die feindlichen oder feindlich gewesenen Stämme zum Kriege veranlaßt, und da ergab es sich denn, daß in allen Fällen, oft aus Unkenntniß, die Verträge, welche mit ihnen abgeschlossen, verletzt waren. Es bestätigte diese Ermittlung vollkommen die Wahrheit des Ausspruches, welcher kürzlich vom Häuptlinge Santanta gethan wurde: „Ihr Weißen versprecht so viel, daß Ihr selbst nicht mehr wißt, wozu Ihr Euch verpflichtet habt. Wir schließen nur wenige Verträge ab, aber was wir versprechen, das halten wir." Hatte man ihnen die Integrität ihres Gebietes garantirt, so war davon schon nach kurzer Zeit nicht mehr die Rede.

„Wird dem Weißen sein Land genommen — sagt der Bericht — so gibt ihm die Civilisation das Recht zum Widerstand; ja noch mehr, sie brandmarkt ihn als einen Feigling und Sclaven, wenn er sich dieß Unrecht ruhig gefallen läßt. Hier hatte die Civilisation einen Vertrag abgeschlossen und dem schwächeren Theile seine Rechte garantirt. Die Garantie wurde nicht gehalten, der Vertrag gebrochen, und nicht vom Wilden. Widersetzt sich der Wilde, so fordert die Civilisation, mit den zehn Geboten in der einen und dem Schwert in der andern Hand, seine Ausrottung. Wir wollen nicht mit dem stets bereiten Argumente rechten, daß der Fortschritt der Civilisation nicht durch eine Handvoll Wilder aufgehalten werden dürfe, und Niemand kann lebhafter als wir die schleunige Entwicklung der reichen Ressourcen jener Gegenden wünschen. Aber zugleich müssen wir uns erlauben, an der Reinheit und Aechtheit der Civilisation zu zweifeln, welche ihren Zweck durch Falschheit und Gewaltthätigkeit erreicht und durch Rechtsverletzungen Segen verbreiten zu können wähnt."

Ueber eines der empörendsten Verbrechen, welche die Geschichte der Indianerkriege aufweist, berichtet die Commission Folgendes:

Major Wyncoop (vom 3. Colorado-Cavallerie-Regiment, welches, der Erklärung des Gouverneurs zufolge, angeworben war, um Indianer zu tödten, und diese Bestimmung, koste es was es wolle, erfüllen wollte) befahl den Indianern (Cheyennes), ihre Dörfer näher an das Fort Lyon zu verlegen und ihre Frauen und Kinder mitzubringen, unter dem Vorwande, daß er sie alsdann besser schützen könne. Sie folgten dem Geheiß. Im November wurde dieser Offizier im Commando des Forts durch den Major Anthony ersetzt, und auch dieser versicherte die Indianer seines Schutzes. Sie zählten ungefähr 500 Männer, Weiber und Kinder. Und hier, unter der Aegide des heilig versprochenen Schutzes, wurden sie durch das 3. Colorado- und ein Bataillon des 1. Colorado-Cavallerie-Regiments unter dem Oberst Chivington abgeschlachtet. Man marschirte von Denver nach Fort Lyon; bei Tagesanbruch am 29. November umzingelte man das Lager der Indianer und es begann ein wildes Massacre, dessen Einzelheiten noch zu sehr in allgemeiner Erinnerung sind, als daß sie hier wiederholt zu werden brauchten. Es genügt zu sagen, daß die Geschichte indianischer Barbarei hierfür kaum ein Seitenstück liefert. Fliehende Weiber, welche flehend die Hände emporstreckten, wurden niedergeschossen, Kinder getödtet und zum Hohne scalpirt, Männer auf eine Weise gemartert und verstümmelt, welche die wilde Raffinirtheit der Bewohner des inneren Afrika beschämen würde. Niemanden wird es befremden, daß hieraus ein Krieg entstand, welcher der Regierung 30 Millionen kostete und Tod und Verheerung in die Gränz-Ansiedelungen trug. Während des Frühlings und Sommers von 1865 wurden nicht weniger als 8000 Mann Truppen der Armee, welche zur Bekämpfung der Rebellen im Felde stand, entzogen, um im Indianerkrieg verwendet zu werden. Das Resultat des Feldzuges war, daß fünfzehn bis zwanzig Indianer, mit einem Kostenaufwand von je einer Million, getödtet waren, während Hunderte unserer Soldaten das Leben verloren, viele Ansiedler niedergemetzelt, viele Ansiedlungen zerstört wurden. Der Kampf war nicht nur kostspielig und unnütz, sondern entehrend für die Nation und eine Schande für Die, welche ihn verschuldet. Man entschloß sich, Frieden zu schließen. Durch Unvorsichtigkeit des Senats wurde der Vertrag so abgeändert, daß er den Indianern jede gesicherte Heimath raubte. Dennoch hörte bei seiner Unterzeichnung der Kampf sofort auf. Was 8000 Soldaten nicht vermocht hatten, das bewirkte ein illusorischer Tractat und das einfache Versprechen der Freundschaft, und der General Sherman konnte in völliger Sicherheit ohne Escorte das ganze Gebiet nach allen Richtungen durchreisen.

Im Berichte wird ferner nachgewiesen, daß der letzte Krieg wider die Sioux lediglich den, zum Theil auf Unkenntniß, zum Theil auf sträfliche Willkür begründeten Rechtsverletzungen zuzuschreiben war, unter denen jener Stamm zu leiden hatte. Das ihm reservirte Terrain wurde, ohne daß man sich mit den Eigenthümern verständigte, von den Abenteurern überfluthet und in Beschlag genommen, welche den Goldschätzen von Montana nachjagten. Sie wichen endlich und baten, daß man ihnen ein beschränktes, abgelegenes, von Bergen umschlossenes Gebiet lasse, wo sie sich ansiedeln und das dort noch reichliche Wild jagen wollten. Aber auch dieß wurde ihnen nicht bewilligt, denn durch jenes Gebiet führte der Weg zu den Quarzbrüchen. Einer Ordre des Generals Pope zufolge wurden Forts mitten im Lande der Sioux angelegt, ohne daß man ihnen ein Wort darüber gegönnt, trotz des Tractats, wonach das Land ihnen ausschließlich gehören sollte. Sie erklärten, sich dem widersetzen zu müssen, aber davon wurde keine Notiz genommen. Bald loderte, wie es nicht anders sein konnte, die Flamme des Krieges überall empor. Am 21. December 1866 wurde eine Streifpartie angegriffen, welche vom Fort Philipp Kearney abgesandt war, um Holz zu schlagen. Es entstand ein Gefecht, welches damit endete, daß die Unseren Mann für Mann fielen. Dieß wird das Massacre von Fort Philipp Kearney genannt.

Die Commission leugnet nicht, daß es unter den Indianern eben so gut schlechte Subjecte gibt, wie unter den Weißen; aber sie fragt, ob dieß einen hinreichenden Grund zu ihrer Ausrottung abgebe, und meint, eben so gut könnte man die Zerstörung New-Yorks verlangen, weil dort, trotz aller hohen Civilisation, an jeder Straßenecke ein Polizist nothwendig sei. Sie versichert, die Wilden seien nicht nur grausame Feinde, sondern auch zuverlässige Freunde, welche keinen Anstand nähmen, sich für den Bundesgenossen aufzuopfern. Sie nimmt sich der Unterdrückten an und bittet, nicht zu vergessen, daß unter der rothen Haut auch ein menschliches Herz schlägt. Sie verlangt, daß man die Wilden gerecht behandle, und verbürgt sich dafür, daß es alsdann nicht schwierig sein wird, sie zu civilisiren. Die Vorschläge gehen hauptsächlich darauf hinaus, ein eigenes Ministerium für die Indianer-Angelegenheiten, unter competenter Leitung, zu gründen und sämmtliche Indianerstämme des fernen Westens auf zwei großen Reservationen unterzubringen, alsdann aber auch streng allen Verpflichtungen zu genügen, die man ihnen gegenüber eingeht; denn jedes Mitglied eines Stammes weiß bis zum Kleinsten, was ihm und seinen Brüdern versprochen ist.

„Wollt Ihr sie ausrotten, weil sie Wilde sind, so geben wir Euch zu bedenken, daß dieß, abgesehen vom Punkte der Humanität, eine schwierige und kostspielige Sache sein würde. Es ist leichter und billiger, zu civilisiren, als zu morden."

Der Bericht mit den ihn begleitenden Vorschlägen — sagt die „Newyorker Handels-Ztg.", der wir Vorstehendes entnehmen — verdient die ernsteste Beachtung. Hoffen wir, daß er die Nation zur Gerechtigkeit gegen die Unglücklichen stimmen wird, deren Leben, seit der Fuß eines Weißen den Boden Amerika's betrat, eine ununterbrochene Kette von Leiden war. Wie in allen Fällen, liegt auch hier die Gerechtigkeit im eigenen Interesse. Kein Frevel wurde gegen die Indianer begangen, der sich nicht unmittelbar an den Weißen rächte.

Mannichfaltigkeiten.

(Im Circus Renz zu Berlin) macht eben eine Mohrin, Miß Sara, als verwegene Reiterin und geschickte Rossebändigerin großes Aufsehen. Das Interesse, welches ihre fremdartige Erscheinung bietet, wird durch ihr romantisches Schicksal erhöht. Die Berliner „National-Ztg." schreibt: Miß Sara ist eine Mohrenfürstin dunkelster Race, vom reinsten blauen Blut der centralafrikanischen Grandezza; sie repräsentirt jene Schönheit, die Demokrit den Damen Abderas vergeblich unter dem Titel der schwarzen Venus zu definiren suchte. Ihr Schicksal ist seltsam genug. Als die Einzige ihrer im Kampfe erschlagenen, resp. als Sühneopfer geschlachteten Familie übrig geblieben, wurde sie für den Harem des Königs von Dahomey bestimmt. Sie entfloh, um einem Trupp amerikanischer Sclavenhändler in die Hände zu fallen und den König von Dahomey mit einem nicht minder netten Menschen zu vertauschen, mit dem Secessionisten-Präsidenten Jefferson Davis, dessen Pferde sie hütete, bis sie, zu gemeiner Plantagen-Arbeit degradirt, von Neuem entfloh, dießmal mit besserem Glück, denn sie gelangte zu den Sioux-Indianern, mit denen sie jagte und bei dieser Gelegenheit eine bewunderungswürdige Fertigkeit im Pistolenschießen sich aneignete. Später nahm sie Dienste in der Unions-Armee mit der Hoffnung, ihrem alten Freunde Jefferson Davis vielleicht persönlich einige Peitschenhiebe quittiren zu können, doch wurde ihr Geschlecht bald entdeckt und ihre Entlassung verfügt, worauf sie ein speculativer Amerikaner für den Circus in New-Orleans engagirte. Ob sie dort schon „Gazelle der Wüste" genannt wurde, ist nicht bekannt; jedenfalls hat sie mehr von der Leopardin, als von der Gazelle. Nach alledem kann man nicht erwarten, daß Miß Sara „im Sattel hockt" wie die kleine Gräfin von Octave Feuillet, eine firme Schulreiterin, oder geschätzte Dilettantin, die mit Garde-Offizieren Quadrille reitet. Sie zieht es vor, zu Roß zu sitzen, wie Katharina die Zweite es liebte, als sie noch Großfürstin war und wenn sie wußte, daß Schwiegermama Elisabeth es nicht sah, nämlich das Pferd zwischen den Schenkeln, nach Mannesart, um mit mehr als männlicher Waghalsigkeit zu manövriren. Elastisch wie eine Sprungfeder und geschmeidig wie ein Aal, ist sie zu Reiterstücken fähig, die selbst den Indianern Bewunderung abgenöthigt haben. Ihr Renner ist ein langmähniges Steppenroß von unbändiger Wildheit, schließlich aber weiß man nicht, wer wilder und unzähmbarer ist, Roß oder Reiterin.

(Die Szasz-Regener Wolfhetze.) Die „Hermannstädter Zeitung" schreibt aus genanntem Orte vom 23. Januar: Was man vielleicht als unerhört ansehen wollte, allarmirte gestern Vormittags unsere sonst so friedliche Stadt. „Der Wolf, der Wolf!" tönt es plötzlich durch mehrere Gassen; die Leute stürzen heraus aus ihren Häusern, und in der That, ein Wolf setzt die Gasse herunter, von einer Masse Menschen verfolgt, die, zum Theil mit Gewehren bewaffnet, nur den günstigen Moment abwarten, um den glücklichen Schuß zu thun, auf den eine Prämie gesetzt ist. — Aber vergebens — zwar fallen etliche Schüsse — doch noch immer setzt die Bestie ihre Flucht fort. Immer größer wird die Masse der Verfolger, immer mehr sieht sich das arme Thier in die Enge getrieben. Jetzt erreicht es das Ende einer Gasse — das freie Feld — jetzt wird es umzingelt — jetzt — noch einmal rafft es seine letzte Kraft zusammen, flieht wieder zurück in eine andere Gasse — jetzt ist ihm kein Ausweg mehr übrig — die Gasse ist abgesperrt — da — noch eine Hoffnung leuchtet dem gehetzten Thier — eine offene Thür in einen Hof — hinein stürzt es und fällt hier beinahe zu Tode ermattet nieder — doch schon sind seine Verfolger auch da — einige Läufe richten sich schon auf das arme Thier — da tritt mit gewichtiger Miene aus dem Hause der Hausherr und zornig ruft er die Worte: „Was wollt ihr? Es ist ja mein Kettenhund, der mir heute Nacht von der Kette durchgegangen." Wie durch einen Zauber war im nächsten Augenblicke keine Seele mehr zu sehen.

(Riemanns Verschwinden.) Die „Prager Z." berichtet: Das plötzliche Verschwinden Herrn Riemann's von Dresden hat Beziehungen zu Grunde, welche der berühmte Tenorist zu einer am deutschen Theater in Petersburg engagirten Schauspielerin unterhalten. Dieselbe gehörte im letzten Directions-Jahre Thome's als naive Liebhaberin dem Verbande der Prager deutschen Bühne an. Auch im Wiener Burgtheater gastirte sie einige Zeit hindurch. Uebrigens ist sie als hübsche Blondine und treffliche Nachahmerin der Goßmann bekannt und — sie heißt Hedwig Raabe. Die Gattin des Herrn Riemann, die berühmte Künstlerin Frau Seebach, hat sich bekanntlich durch diese Verhältnisse veranlaßt gesehen, bei dem Gerichte die Ehescheidungs-Klage zu überreichen.

(Für Homöopathen) und Solche, die es werden wollen, wird es nicht uninteressant sein, zu vernehmen, daß die Legislatur des Staates Newyork jüngst die Genehmigung zur Constituirung einer Lebensversicherungs-Gesellschaft ertheilt hat, welche unter dem bezeichnenden Namen „Homoeopathic Mutual Life Insurance Company" sich erbietet, Leute, die sich homöopathisch behandeln lassen, zu ermäßigten Sätzen zu versichern. Das Anlage-Capital beträgt 200,000 Dollars und den Actien-Inhabern werden 7 pCt. in Gold garantirt.

(Aus dem Passeierthale) wird folgender Unglücksfall berichtet: Von drei Bauern, die von der Hasenjagd zurückkehrten

und deren Flinten noch mit Kapseln versehen waren, fiel einer derselben an einer mit Eis überzogenen abschüssigen Stelle. Im Falle entlud sich sein Gewehr und der Schuß traf den zweiten Bauer. Der erstere sprang schnell auf, um zu sehen, ob der Schuß wohl nicht ein Unglück verursacht hätte, im selben Augenblicke aber fiel der Verwundete zu Boden, auch sein Gewehr entlud sich in Folge des Falles und der Schuß traf den ersten Bauer und zwar ebenfalls tödtlich. Der eine Bauer starb nach einer halben Stunde in Folge Verblutung, der andere nach zwei qualvollen Tagen. Das Unglück ereignete sich am 20. Jan. in Rabenstein.

(Robert Brown, der Polar-Reisende,) arbeitet an einem Werke über die physische Geographie Grönlands, welches er zu wissenschaftlichen Zwecken dreimal, zuletzt im Jahre 1867, bereist hat. Mehrere Fachgelehrte haben ihm ihre Unterstützung bei dieser Arbeit zugesagt.

Museum.

Allsommerlich die Brennpunkte für das hastige Treiben der modernen Welt, deren Kranksein und Wohlsein sie gleichmäßig in ihre Kreise ziehen, sind die Bäder ein so erheblicher Factor der Gesellschaft unserer Zeit geworden, daß es sich schon für sie der Mühe lohnt, zu der Wirkung die Ursache, so weit sie im Schooß der Erde ruht, kennen zu lernen. Eine Aufklärung, wenigstens in allgemeinen Umrissen, zu geben, nahm sich der Vortrag zur Aufgabe, welchen am jüngsten der wissenschaftlichen Abende Geheimer Hofrath Fresenius aus Wiesbaden über die Grundzüge der Mineralquellenlehre gehalten hat und dessen Inhalt, entsprechend durch seine Klarheit, wir hier zu skizziren versuchen.

Das Element, das in seiner Beweglichkeit den ewigen Wechsel der Stoffe in der Natur am Meisten vermittelt, das Wasser, entsteht, so weit es nicht Meteor-Erzeugniß ist, theils aus den Gebirgs-, theils aus den aufsteigenden Quellen und bringt durch das Auslaugen der von ihm berührten Lagerungsschichten die verschiedenartigsten Bestandtheile zu Tage. Während sich nach ihrer verhältnißmäßigen Reinheit die Gletscher-, die Fluß-, die Brunnenwasser, letztere bisweilen bis zur Schädlichkeit abstufen, werden die Mineralquellen, welche meist aus früher vulkanischem Boden, wie in der Eifel, in der Taunus- und Maingegend, entspringen, durch weitere chemische Beimischungen und vornehmlich durch die Salze in Folge deren leichterer Löslichkeit gesättigt. Die Verschiedenheit des Salzlagers und der salinischen Verbindungen ergibt die Kochsalz-, die Glaubersalzquellen und die Bitterwasser, hier und da auch einigen Jod- und Bromgehalt, und als andere Arten die Eisen- (nur euphemistisch Stahlquellen) und die Schwefelwässer. Der Hinzutritt von Gasen, oft in colossalen Mengen, veranlaßt eine weitere Gruppe, und die Kohlensäure namentlich erzeugt die Säuerlinge, deren brillantester Repräsentant in dem weltbekannten Selterser Brunnen auftaucht. Wenn trockene Sommer, also gute Weinjahre, die Quellen schwächen, ist es andererseits auffällig, daß je höher der Wasserreichthum, auch ihr innerer Gehalt desto stärker wird. Neben den stofflichen Zuthaten aber qualificirt eine höhere Temperatur (in einer Zunahme von einem Grad auf je 115 Fuß Tiefe, womit sich zugleich die Entstehung des Erdkörpers aus feuerflüssigem Zustand, der im Innern noch fortdauert, erweist) die Wasser als Mineralwasser und zwar als die Thermen, so zwar, daß selbst indifferente Quellen, denen eine hervorstechende chemische Eigenschaft ganz abgeht, wie Gastein, Pfäfers, wenigstens als Heilquellen gezählt werden. Zum Schluß besprach der Redner außer den Sinterbildungen die Herstellung der künstlichen Mineralwasser, welche er, wenn sie anders mit der erforderlichen Sorgfalt geschieht, den natürlichen vollkommen zur Seite setzt. ⊙

Correspondenzen.

Mainz, 8. Februar.

Die urwüchsige Carnevalslaune der Aurea moguntia hat gestern Abend wie ein glänzender Meteor aus dem grauen Himmel klug angelegter Hemmungen „ad majorem Joci gloriam“ und angethan mit aller Majestät der in den heitersten Formen vergeltenden Wahrheit festen Grund gefunden. Die Herstellung des dem „Narrenvolk abhanden gekommenen Jocusglaubens“ und seiner „wahren Toleranz für Leute im Frack und Kittel mit oder ohne Mittel“ hat dießmal einen bedeutsamen lokalhistorischen Charakter. Unter hohen Gewölben, tief unter dem Schlußstein mit der Taube, in der ehemaligen Kirche „Zum heiligen Geist“ wogten in der gestrigen ersten Versammlung des Carneval-Vereins einige hundert Köpfe in den vierfarbigen Insignien der „Narrheit und Einigkeit“. Unter zahlreichen gelungenen Decorationen ist das vor achthundert Jahren gefügte Mauerwerk fast verschwunden. Neben der „Kirche“ ist der kleine Saal, ein Viereck von neun in drei Reihen geordneten Kuppelgewölben, ehemals halb in die Erde gebaut. In früherer Zeit bildeten diese, damals nur durch kleine Mauerspälten der äußeren Luft zugängliche, ebensoviele Gefängnißzellen für die Opfer des geistlichen Gerichtes, welches auf der anderen Seite der Kirche in einem eigenen Gebäude sein finsteres Amt mit Strick, Feuer und Bannflüchen übte. Aus der schauerlichen Zelle gelangte der Delinquent durch eine schmale Treppe an die „Armsünderschwelle“ vom Leben zum demnächstigen Tode. Nachdem ihm, auf jener knieend, durch einen schmalen, nur einen Blick auf den Altar der Kirche gestatteten Mauerspalt von dem Ministranten die Absolution oder der „letzte“ Segen zugesandt worden war, gings hinauf auf die Stadtmauer und fort auf den „Sand“ zum Galgen, Rad oder Scheiterhaufen. „Vergangene Zeiten!“ schallte es nun gestern an diesen Stätten im hochgehendsten Humor, daß die hohen gothischen Fenster von den Luftwellen erbebten. Von der Stätte des Altars entsandten die Minister des freude- und launestrahlenden Prinzen Carneval Blitzstrahlen der Ironie, statt des „letzten“ Segens sprühten unzählige Witze im Raume. Wo einst der Fanatismus seine frevlerische Gewalt mit einer geheiligten Ceremonie beschönigte, ward die Geißel gegen die Thorheiten unserer Tage mit großem Erfolge geübt. Alles, die innere Stimmung und die äußeren Thatsachen und Verhältnisse, die General- und Lokal-Chronik lieferte reichen Stoff zu schwung-, geist- und witzvollen Vorträgen, wie sie je eine Narrhalla-Sitzung bot. Es dauerte lange, bis der anwesende Verfasser des „Gute Nacht, Hänschen!“ diese Parole des Tages verklingen hörte. Dieser ersten wird noch eine zweite Sitzung — und eine Damenversammlung mit Extra-Eisenbahnzug nach Weisenau folgen. Der Funke ist angefacht und wird wohl erst am Aschermittwoch verglimmen.

„Jahrbuch der Volkswirthschaft“ unter Mitwirkung der namhaftesten Nationalökonomen, herausgegeben von Dr. W. Eras (Leipzig, Wiegand). Daß die Volkswirthschaftslehre noch eine junge Wissenschaft ist, läßt sich schon daraus erkennen, daß die Ergebnisse dieser Wissenschaft noch so wenig in das Verständniß der Massen eingedrungen sind, daß noch so viel volkswirthschaftlicher Aberglaube herrschend ist. Die populär gewordenen Naturwissenschaften haben das Verdienst, den religiösen und physikalischen Aberglauben zurückgedrängt zu haben, in der Volkswirthschaft ist dieß noch nicht so weit gelungen. Wie aber der Naturaberglaube, die Unkunde der Naturgesetze den Völkern verderblich geworden ist, so ist auch verderblich die Unwissenheit der Völker über die Gesetze und Bedingungen ihres wirthschaftlichen Lebens. Die Rolle, welche einst ein Theophrastus Bombastus und ähnliche Adepten auf dem Gebiete der Natur spielten, wurde auf volkswirthschaftlichem Gebiete in neuerer Zeit von Lassalle und anderen Volksagitatoren gespielt. Wie jene alten Adepten dem Volke die Träume deuteten, so erregen die neueren dem Volke Träume von Glück und Lebensgenuß ohne Anstrengung durch bloße Geschwindigkeit, durch Staatshülfe rc. Diesen volkswirthschaftlichen Träumereien entgegenzutreten und gesunde volkswirthschaftliche Grundsätze zu verbreiten, ist eine nothwendige Aufgabe unserer Zeit. Dieser Aufgabe dient auch das oben genannte volkswirthschaftliche Jahrbuch, in welchem die wichtigsten volkswirthschaftlichen Fragen von kundigen Männern verständlich erläutert werden.

Städel'sches Kunstinstitut.

Neu ausgestellt.

Oelgemälde: Die Leiche Kaiser Otto's III. wird über die Alpen nach Deutschland gebracht, von A. Bauer in Düsseldorf; Eigenthum der Verbindung für historische Kunst (bleibt 14 Tage ausgestellt).

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 12. Febr.: Margarethe, große Oper in 5 Acten und 6 Bildern. Nach Goethe von J. Barbier und M. Carré. Musik von Gounod.
(Außer Abonnement.)

Donnerstag, 6. Febr.: Der Schulz von Altenbüren, Schauspiel in 4 Acten von Mosenthal.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 90.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Ritz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 44. Donnerstag, den 13. Februar 1868.

Auf dem Thurme des artesischen Brunnens.

Novelle von Heinrich Sandbank.

(Fortsetzung.)

Im Provinzial-Landtag konnte Lauchgruber es seinem Concurrenten nicht nachthun; denn v. Bergwald war ein vorzüglicher Redner und besaß gründliche Geschäftskenntnisse, was bei Lauchgruber nicht der Fall war. Dieser beschränkte hier seine Thätigkeit darauf, Jenem entgegengesetzt zu votiren; wenn der Chef der Firma Baldastus Erben und Compagnie mit Ja stimmte, sagte der Chef der Firma Lauchgruber und Sohn Nein, dagegen Ja, wenn Jener mit Nein stimmte.

Dieß sollte ihm aber schlecht bekommen; denn als Jener einige Zeit darauf von der Regierung, zu deren Partei er zählte, den Commerzienrathstitel erhielt und Lauchgruber natürlich nicht zurückbleiben wollte, so standen ihm zur Erlangung derselben Würde seine Landtagsvoten im Wege. Er mochte sich aber bei den sichtbaren Hindernissen nicht beruhigen; er setzte vielmehr Himmel und Hölle in Bewegung, er scheute keine Kosten, er trieb von allen Ecken und Enden Fürsprecher zusammen, er antichambrirte Tage lang bei den Ministern, bot alle möglichen Garantieen des Wohlverhaltens an und ruhte nicht eher, als bis er auch Commerzienrath hieß.

Allein kaum im Besitze des so schwer erlangten Titels, kaum hatte er auf die weichen Polster der neuen Würde sich behaglich hingestreckt, schreckte ihn die Nachricht wieder auf, daß sein Concurrent geadelt und decorirt worden sei.

Ihm auch darin nachzukommen, war eine Aufgabe, vor der jedes andere Menschenkind zurückgeschreckt wäre, nur nicht ein Kaufmann, welcher die Ehre seiner Firma darin sah, seinem Concurrenten in keiner Lebensbeziehung nachzustehen. Mit übermenschlicher Anstrengung, mit raffinirter Schlauheit warf er seitdem nach allen Seiten seine Netze aus, um den Orden und Adel für sich einzufangen.

Diesem Umstand, der Sucht Lauchgrubers nach Adel und Orden, hatte Frau von Terslow die freundliche Aufnahme in dessen Familie und das großmüthige Anerbieten, das er ihr machte, zu verdanken, mit ihrer Tochter seine „Gäste" zu sein und sich von ihm frei halten zu lassen.

Er sah in den beiden adeligen Frauen eine Masche zu dem Netze, worin er den Adelstitel und die Decoration einfangen wollte. Kaum hatte er sie erblickt, kaum gehört, daß ihr Reiseziel das nämliche Bad sei, so beschloß er, sie möglichst an sich zu fesseln, um sich ihrer Protection zu versichern.

Völlig unbekannt mit den gegenwärtigen Verhältnissen der Frau von Terslow, gedachte er ihre Verbindung zu benutzen, um die von ihm ersehnten Auszeichnungen zu erlangen, da er vor Jahren oft gehört hatte, daß sie bei Hof und in den Häusern der Minister und des hohen Adels viel verkehrte.

Vorläufig wollte er mit dieser seiner vornehmen Bekanntschaft seinen Concurrenten ärgern, welcher — was nach dem Ausgeführten noch ausdrücklich zu sagen kaum nöthig ist — sich mit seiner Familie gleichfalls in dem Bade befand.

Es war sehr ergötzlich zu sehen, wie der kleine Mann jeden Morgen am Brunnen und jeden Abend beim Concert mit Frau von Terslow oder ihrer Tochter am Arme herumstolzirte, ungeduldig die Familie seines Concurrenten aufsuchte, und welche triumphirende Blicke er ihr zuwarf, so oft er ihr begegnete.

Frau von Terslow verstand aber auch wie Keine die Kunst, die Schwäche des reichen Kaufmannes für sich auszubeuten. Sie log ihm Verbindungen vor, die sie seit Jahren nicht mehr besaß, sie log ihm einen Einfluß bei Hofe vor, den sie niemals besessen, und sie ließ sich von dem, ob einer solchen ehrenvollen und zugleich nützlichen Bekanntschaft entzückten, Ordens- und Adelscandidaten nicht nur die Bestreitung sämmtlicher Badekosten, sondern auch manches werthvolle Geschenk recht gern gefallen.

Aber nicht minder als die Mutter gefiel sich auch die Tochter in der Gesellschaft der bürgerlichen Kaufmannsfamilie, wiewohl aus ganz anderen Gründen. Hortensia, welche seit Jahren einsam gelebt, fast mit niemand Anderem als mit ihrer Mutter und später noch mit dem wenig weltlich gebildeten Privatdocenten verkehrt hatte, Hortensia sah sich hier in ein neues Leben versetzt, von ihr unbekannten Reizen und Genüssen umgeben. Sie gewann im Umgang mit den Töchtern und dem Sohne des Commerzienraths, denen ihr Vater, nach dem Beispiel seines Concurrenten, eine gute Erziehung hatte geben lassen, sehr viel an geselliger Bildung. Die Kinder theilten die Schwäche ihres Vaters nur in sehr geringem Grade, doch zeichneten sie das schöne adelige Fräulein, das im Buchwissen den Töchtern weit voraus war, auf alle Weise aus. Sie räumten ihr überall den ersten Platz ein, umgaben sie mit allem Comfort und suchten ihr das Badeleben so angenehm als möglich zu machen. Insonderheit erwies Julius Lauchgruber Hortensien diejenigen Aufmerksamkeiten, welche ein junger gebildeter Mann einer jungen gebildeten Dame erweisen darf, ohne zu verletzen. Er brachte ihr täglich mehrmals frische Blumen, besorgte ihr die gewünschten Bücher und unterzog sich allen Aufträgen, mit denen sie ihn, nach der üblichen Ausdrucksweise, beehren wollte.

Unter diesen Umständen öffnete Commerzienrath Lauchgruber seinen Beutel viel weiter, als er bei seiner Abreise von zu Hause gedacht; er ließ die jungen Leute, welche Alle mit der Kur nichts zu thun hatten, weite Ausflüge in die schöne Gebirgsgegend machen, ließ sie mit den gleichfalls dem Vergnügen zugethanen Badegästen Bekanntschaften anknüpfen und der geselligen Amüsements in ausgedehntestem Maßstabe pflegen — und er hatte in kurzer

Zeit die Freude, seine Familie in einem weit größeren Kreis von Bekannten zu sehen, als die Familie seines Concurrenten. Die jüngern Familienglieder der übrigen Kurgäste, die auch nicht der Kur wegen im Bade weilten, schlossen sich der heiteren Gesellschaft gern an, der Kreis vermehrte sich täglich und man kam aus dem Rausche des Tanzens, des Spielens, der Ausflüge und der Partieen zu Fuß, zu Wagen und zu Wasser und des Vergnügens in jeder Gestalt kaum heraus.

(Fortsetzung folgt.)

Das Elend auf Auswandererschiffen.

Die Ankunft von zwei deutschen Auswandererschiffen, die kurz nach einander mit Cholera an Bord in Newyork einliefen, veranlaßten neuerdings eine Berathung der Auswanderungs-Commission in Newyork. Ein Vortrag über Einschleppung der Cholera durch fremde Schiffe überhaupt leitete die Verhandlung ein und dann erstatteten die Herren Kapp und Bissinger Berichte über das Ergebniß des Besuches am Bord des „Leibnitz".

Bekanntlich lief das genannte Schiff am 2. November 1867 mit 544 deutschen Passagieren an Bord von Hamburg aus; 108 Personen davon starben, ehe der „Leibnitz" Newyork erreichte.

Herr Friedrich Kaßner, der Inspectionsbeamte, gab zu Protocoll, als er an Bord gegangen, habe er das Fahrzeug in einem solchen Zustande der Unreinlichkeit vorgefunden, daß er an der Leiter und den Seilen kaum einen Fleck getroffen, den man mit der Hand berühren konnte. Seit fünf Jahren sei ihm etwas Derartiges auf einem Schiffe noch nicht vorgekommen. Mit Ausnahme der Deckluken und zwei sehr kleiner Ventilatoren gab es keine Vorrichtungen, um dem Schiffsraume frische Luft zuzuführen, und während der ganzen Ueberfahrt war weder Fenster noch Luke geöffnet worden. Im Uebrigen sei es nicht schlimmer, als andere Auswandererschiffe gewesen. Nur das untere Zwischendeck sei eine fürchterliche Pesthöhle, wo der gesundeste Mann habe zu Grunde gehen müssen. Das einzige Licht, was in diesen Raum drang, kam vom oberen Deck durch eine Luke, und obwohl letztere bei der Visitation des Schiffes offen war und trotz der freien Lage desselben in offener See war es unmöglich, dort unten weiter als zwei oder drei Fuß etwas zu sehen.

Auf angestellte Nachfragen über diesen Punkt wurde erklärt, man habe den Raum während der Passage mit Laternen erleuchtet, so lange dieselben nämlich brannten.

Wegen der verdorbenen Luft indessen war schon bald davon nicht mehr die Rede.

Und dort waren siebenzig Tage lang 150 Passagiere für den größten Theil der Zeit bei tropischer Hitze eingepfercht bei spärlichen Rationen, vollkommen unzureichendem Wasser und Ausdünstungen von allen Seiten, die für sich allein Fieber und Epidemie im Gefolge haben mußten. Da vom Zwischendeck der Zugang auf das Verdeck einigermaßen schwierig war, so versäumten die Passagiere des oberen Zwischendecks es vielfach aus Bequemlichkeit, dort oben ihre Bedürfnisse zu verrichten, wodurch die Luft besonders für die Unglücklichen im unteren Zwischendeck auf eine schreckliche Weise verpestet wurde.

Ein Arzt war nicht an Bord. Die Provisionen waren ausnehmend schlecht. Zweimal wöchentlich wurden Häringe statt Fleisch gegeben, die Butter war ranzig und Bohnen und Sauerkraut oft so schlecht, daß die Hungrigen sie über Bord warfen. Die Behandlung war herzlos und die Kranken erhielten dieselbe Nahrung, wie die Gesunden. Ausnahmen mußten schwer bezahlt werden.

Die Auswanderungs-Commission schlägt vor, für alle Schiffe mit mehr als fünfzig Passagieren einen Arzt obligatorisch zu machen, das untere Zwischendeck abzuschaffen und Contraventionen mit 5000 Dollars oder doppeltem Betrag des Passage-Preises als Schadenersatz für den einzelnen Passagier zu bestrafen.

Unsere lieben Frauen

wollen wir nicht vergessen, wenn auch der bärbeißige Eheherr zehnmal durch die Thür ruft: „Bist Du denn noch nicht fertig!" Und wenn sie auch das Füßchen auf ellenhohe Socken setzen, Perrücken oder Chignons mit Millionen Locken tragen und Halskragen und Manchetten, als wenn es zu einem Turnier ginge, so haben sie doch die Crinoline abgelegt, und schon um deßwillen, Weib, seien dir deine Sünden vergeben!

Ich war jüngst in einem Concerte, weniger um Musik zu hören als die neuesten Toiletten zu studiren; und wahrlich, beim Anblick mancher gingen mir die Augen über. Einem Manne z. B., der während der Herrschaft der Crinoline verreist wäre und jetzt erst wiederkäme, würde es einige Anstrengung kosten, wollte er prima vista seine Frau wieder erkennen. Verwechslungen wären wenigstens sehr verzeihlich. Da schweben sie einher, die lieben Dämchen, als schienen sie mit geschlossenen Füßen zu gehen, da sehen sie sich so züchtig und augensenkend, als ob sie nicht bis drei zählen könnten, da thront der Chignon auf dem Wirbel, und die Groß- und Schwiegermutter sieht aus wie die älteste Tochter, so kindlich, so unerfahren, so heirathsbedürftig. Und wenn auch Centerpunkt im Saale ist, spielt der Fächer in allen Nuancen, der zugleich als Album dient, wenn ein halb oder ganz berühmter Schriftsteller oder Malerjüngling in der Nähe sitzt, von dessen Hand man ein Erinnerungszeichen wünscht. Weniger jedoch als der Fächer ist für die Männerwelt die Schleppe gefährlich, die oft halbe Stunden lang die Passage stört, zuweilen aber auch rohen Männerstiefeln als Fußteppich dient. Alten und kurzsichtigen Herren soll dieß vorzugsweise passiren; sie werden deßhalb vom schönen Geschlecht jetzt mehr als je gemieden.

Das sind ohngefähr die Consequenzen, welche die jetzige Frauenmode nach sich zieht. Sonst ist so ziemlich Alles im alten Geleise geblieben, d. h. wir glauben die Herren der Schöpfung zu sein und sind es nicht.

Der liebende Jüngling spielt so gläubig mit den Locken der Geliebten, als wären sie ächt, der Dichter vergleicht den Teint seiner „Laura" mit Milch und Blut und hat keine Ahnung von dem neusilbernen Büchschen mit dem Puderquast, der Freier der erfahrenen Wittwe dient vor wie nach nur als Garnwinde, wenn er eben einen Anlauf zum künftigen Gebieter nehmen wollte, und der Eheherr hält still wie ein Opferlamm mit exorbitanter Schafsmiene, wenn ihm die Gattin regelmäßig den Morgenkaffee verdirbt durch Vorlesungen, die man im Eheialein Gardinenpredigten zu nennen pflegt. Die übelste Rolle spielen zweifelsohne Jene, die sich lieber ruiniren, ehe sie der Dame ihres Herzens einen Wunsch versagen, die die ärgste Modethorheit zulassen, um der lieben Hausruhe willen, oder die noch am Christabend im tiefsten Schnee zum Juwelier rennen, um durch einen nachträglichen Schmuckgegenstand das Gesicht der schmollenden Gattin wieder zu glätten.

So ist es zumeist unsere Schuld, daß diese lieblichsten Rosen im Garten der Schöpfung auch Dornen tragen, die sonst nur gewohnt sind, den kostbarsten Wohlgeruch, den Duft ächtester Weiblichkeit zu verbreiten.

Bessern wir uns daher, meine Herren — und zwar im alleinigen Interesse „unserer lieben Frauen!" (M. A.)

Mannichfaltigkeiten.

(Ein Opfer des Leichtsinns.) Großes Aufsehen — schreibt man aus Pest vom 6. Febr. — erregt in hiesigen Kreisen die über Requisition des Pesther städtischen Criminalgerichts in Wien durch die dortige k. k. Polizei-Direction erfolgte Verhaftung des Pester Dandys Ernst Tenner, welcher heute von Wien nach Pest escortirt und an das Criminalgericht eingeliefert wurde. Der Vater des Ernst Tenner, eine in Pest allgemein bekannt gewesene Persönlichkeit, hatte seinem Sohne — dem einzigen Kinde — ein Vermögen von etwa 80.000 fl. hinterlassen. Nach dem Testamente bezieht jedoch Ernst Tenner von den Interessen des Capitals bis zur erlangten Großjährigkeit blos 1200 fl. jährlich; vom vierundzwanzigsten Jahre angefangen, tritt er in den Genuß der gesammten Capitals-Interessen, und mit vierzig Altersjahren ist ihm das Dispositionsrecht über das Capital selbst eingeräumt. Ernst Tenner war Cavallerie-Offizier, mußte jedoch seine Charge quittiren und domicilirt seither in Pest, wo er im Hotel „zur Stadt Paris“ eine elegante Wohnung inne hat. Tenner besuchte täglich das deutsche Theater in einer Loge, hielt früher eine eigene Equipage, welche er mit einem permanenten Fiaker vertauschte. Ernst Tenner lebte, wie man zu sagen pflegt, auf noblem Fuß, wozu die durch das strenge Testament seines Vaters karg zugemessenen Revenuen allerdings nicht hinreichten. Um die Mittel zur Bestreitung der luxuriösen Bedürfnisse zu beschaffen, begann er Schulden zu machen und gerieth immer mehr in die Hände herzloser Wucherer, von welchen er in den meisten Fällen statt Geld allerlei Waaren empfing, diese dann natürlich tief unter dem Werthe an Trödler überließ und seinen Gläubigern über oft unglaubliche Summen Wechsel einhändigte. So besitzt ein bekannter Pester Negociant und Bandwaaren-Händler Joseph D. einen Wechsel des Tenner über 15,000 fl., wofür Letzterer von Joseph D. nicht mehr als 1000 fl. in Baarem und für 5000 fl. diverse abgelegene Seidenstoffe erhielt. Ernst Tenner hatte in der Dachsengasse Nr. 1 ein Monatzimmer gemiethet, wohin die ihm „angehängten“ Waaren geschafft und dort wieder „umgesetzt“ wurden. Unter solchen Umständen gerieth Ernst T. bald auf den Weg des Verbrechens und fälschte zum Schaden des Gutsbesitzers Nicolaus v. Jankovics Wechsel im Belaufe von 35,000 fl., welcher Umstand seine criminalgerichtliche Verfolgung und Verhaftung nach sich zog. Auch die Hotelwohnung des Ernst T. wurde gerichtlich untersucht und dessen Papiere mit Beschlag belegt. Die Papiere, größtentheils Correspondenzen in Liebesdingen, fanden sich in reicher Zahl vor und waren in verschiedenen eleganten Schatullen, sorgfältig geordnet, aufbewahrt. Billets doux in allen Farben und Parfüms, zumeist von Schauspielerinnen und anderen galanten Damen, hatten ihre besonderen Fächer und die geschriebenen zärtlichen Herzensergießungen und der niedliche Schatz einer vielgenannten Soubrette des Pester Stadt-Theaters genossen gar die Ehre, in einer kostbaren Schatulle mit kunstreichem Vexirschloß aufbewahrt zu werden.

(Pater Fischer.) Der „Schw. Merkur“ bringt mit der Unterschrift H—r. und mit der Ortsangabe Est. folgende nicht uninteressante Mittheilung: Es ist beim Bericht über die Katastrophe in Mexico viel die Rede von dem Privatsecretär des Kaisers Maximilian gewesen, und von vielen Seiten wird behauptet, dieser Abbé Fischer habe einen entscheidenden Einfluß auf die Entschlüsse des Kaisers ausgeübt. Wer ist dieser Abbé Fischer? Im Jahr 1837 ward aus Ludwigsburg von achtbaren Eltern in die erst gegründete Rettungsanstalt in Lichtenstern ein Knabe eingeliefert, mit dem seine Eltern nicht mehr fertig werden konnten. Nach kurzem Aufenthalt an einem Orte, wo doch mancherlei Unarten nichts Seltenes waren, zeigte Fischer aber bald so verderbte Angewöhnungen, solche Verhärtung gegen alle Einwirkungen und eine solche Ueberlegenheit über die übrigen Kinder, die er zu Unarten mit fortriß, daß wir nach langer Geduld diesen Knaben im September desselben Jahres zu entlassen veranlaßt waren. Als der Unterzeichnete im Jahr 1840 über Holland nach Paris ging, näherte sich ihm im Schiff unterhalb Köln ein junger Mensch, der mit einiger Scheu sich als den „Fischer“ zu erkennen gab. Seine Eltern wußten je länger je weniger mit ihm anzufangen und „so hätten sie ihn nach Amerika geschickt“. Der junge Mensch schien etwas zutraulicher zu sein, und so gab ich ihm in Havre des guten Raths so viel mit, daß ich doch einige Frucht davon hoffte. Er ließ noch besonders die Mutter grüßen. Drüben soll er nach einer Zeit schwerer Drangsal, und wie er denn sehr begabt war, später in zwei Countys als angesehener Advocat gelebt haben. Von da scheint er nach Mexico übergetreten zu sein; er wurde Katholik, Jesuit und kam als solcher einmal in einer Mission nach Rom in der ganzen Haltung eines Priesterdiplomaten auf der Durchreise nach Ludwigsburg. Er ward in Mexico gleichfalls zum Tode verurtheilt, gefangen gehalten und ist eben auf der Reise nach Europa.

(Aus Moskau.) Die Kirche der Moskauer reformirten Gemeinde, welche erst seit Kurzem, und zwar mit nicht geringen Opfern der Gemeinde-Mitglieder, erbaut worden war, ist im Laufe des 28. Januar Vormittags ein Raub der Flammen geworden. Die Kälte hatte eine wahrhaft erschreckende Höhe erreicht. Das Quecksilber sank in den Nächten im Reaumurschen Thermometer bis auf —38, und an Orten, wo der scharfe Nordwind, der den Frost begleitete, recht durchfegen konnte, überschritt die Kälte 40 Grad. Natürlich mußten die Oefen unter diesen Umständen Außergewöhnliches leisten und man will behaupten, daß das eben erwähnte Unglück nur diesem Umstande seine Entstehung verdanke. Das Feuer kam aber nicht in der Kirche, sondern in einem Nebengebäude aus. Die enormen Temperaturwechsel, denen wir in den letzten Tagen unterworfen waren, haben aber noch andere Uebelstände mit sich geführt. In vier Tagen von 12 Grad Wärme auf 38—41 Grad Kälte zu gerathen, das ist selbst für eine russische Natur zu viel, und so liegt denn die halbe Stadt darnieder an Krankheiten, die nicht eben zu den gefahrlosen gehören. Leider findet dieses Gemälde materieller Mißstände seine Ergänzung in socialen Schäden, die eben kein erfreuliches Zeichen für die moralische Culturstufe unserer besseren Gesellschaft ablegen. Ein neuer Bankrott unter den russischen Kaufleuten unseres Platzes setzt die ganze Geschäftswelt in Allarm. Es handelt sich dabei um die Insolvenz des Hauses Kaulin mit 3 Mill., bei welcher Summe ein anderer Kaufmann allein mit 1 Million Silber-Rubel in Verlust kommt. Die Banquerotte in unserer russischen Kaufmannswelt fangen an, beängstigende Dimensionen anzunehmen. Den Reigen eröffneten vor nicht zu langer Zeit die Alexejews mit 7 Mill., dann kamen verschiedene Andere und neuerdings Woronin mit 2½ und Kaulin mit 3 Mill. Silber-Rubel.

(Affaire Ebergenyi.) Aus Wien wird berichtet: Das Gutachten des Gerichts-Chemikers aus München, in welchem eine Analyse der bei der Obduction der Leiche der vergifteten Gräfin Chorinski vorgefundenen Giftstoffe abgegeben wird, ist dieser Tage hier eingetroffen. Darauf waren die hiesigen Gerichts-Chemiker Professor Kletzinsky und Dr. Heller vorgeladen, um dieses aus München eingetroffene Gutachten in Empfang zu nehmen und zu berichten, inwieferne ihr Gutachten über die im Besitze der Ebergenyi vorgefundenen, mit Giftstoffen versetzten Gefäße mit dem aus München eingetroffenen Gutachten vereinbar sei oder nicht. Die Gerichts-Chemiker, denen im Beisein des Staatsanwalts und zweier Gerichtszeugen das Gutachten aus München vorgelesen

wurde; sprachen sich dahin aus, daß zwischen diesem Gutachten und dem von ihnen abgegebenen kein Unterschied obwalte. Damit ist das einzige Hinderniß für den Abschluß der Untersuchung gegen die des Giftmordes beschuldigte Julie v. Ebergenyi beseitigt; es dürfte in den nächsten Tagen das Schlußverhör mit derselben vorgenommen, sodann die Untersuchung abgeschlossen, die Anklage erhoben und die Schlußverhandlung für Anfang März anberaumt werden.

(Tact einer Volkssängerin.) In der Wiener „Presse" lesen wir: Zu den gefeiertsten Actricen Mexico's zählt Sennora Mendez, die namentlich als Sängerin spanischer Volkslieder berühmt ist. Bei einer Vorstellung im „Theatro nacional" im Sept. hatte so eben Sennora Mendez unter stürmischem Beifall eines ihrer schönsten Lieder vorgetragen und war hinter die Coulissen getreten, als ein Theil des Publikums die „Mama Carlotta", ein Spottlied auf die Kaiserin Charlotte, das der republikanische General Riva Palacio, der Sohn eines der Vertheidiger des Kaisers, nach einer beliebten Volksweise gedichtet, verlangte. Die Sängerin verweigerte jedoch, auf die Bühne hinauszugehen und dem Wunsche des Publikums Folge zu leisten. Der Sturm im Hause wird immer größer und ein Offizier, der sich gerade hinter den Coulissen befindet, droht der Mendez mit der Reitgerte, wenn sie nicht augenblicklich hinaustrete und die „Mama Carlotta" singe. Doch die Sennora bleibt standhaft und erklärt mit fester und lauter Stimme, daß sie nie und nimmer ein Spottlied auf eine Frau singen werde, die einst ihre Wohlthäterin gewesen und die sie zeitlebens verehren werde, und daß sie überhaupt vor diesem Publikum und in diesem Theater gar nicht mehr auftreten wolle. Tags darauf erhielt Sennora Mendez als Beweis der Sympathie von den angesehensten Damen Mexico's einen riesigen Lorbeerkranz, dessen Blätter mit je einer Unze (eine Goldmünze im Werthe von 20 D.) belegt waren.

Frankfurt, 10. Februar.

Die „Badische Landeszeitung" vom 22. November in Karlsruhe schreibt über die „Allgemeine Frauenzeitung" und „Zeitschrift für Volkserziehung", herausgegeben von Hauptmann a. D. Korn in Stuttgart: „Diese beiden Blätter sind den wichtigsten Culturfragen unserer Zeit, der Volkserziehung und der Verbesserung des Frauenlooses gewidmet und verdienen daher die vollste Beachtung in den gebildeten Frauenkreisen." Herr Hauptmann Korn und dessen unermüdliche Gattin haben es sich seit Jahren zur Lebensaufgabe gemacht, für die sittliche, geistige und sociale Hebung des Frauengeschlechtes zu wirken. Wir haben von den Nummern der „Frauenzeitung" und „Zeitschrift für Volkserziehung" Einsicht genommen und können obiges Urtheil im vollsten Maße bestätigen. Frau Hauptmann Korn aus Stuttgart weilt jetzt in unserer Stadt, um Einzeichnungen für die beiden genannten Blätter entgegen zu nehmen. Es wäre zu wünschen, daß die Frauen- und Männerwelt in Anbetracht der edlen und humanen Ziele, welche die genannten Blätter verfolgen, sich recht lebhaft beim Abonnement betheiligen möge." Bei ihrer kürzlichen Anwesenheit in Karlsruhe wurde Frau Mathilde Korn von der Großherzogin empfangen und nahm dieselbe einen ausführlichen Bericht über die Frauenfrage mit großem Interesse entgegen.

Emil Devrient. Das „Dresdener Journal" schreibt: Der Rücktritt Emil Devrient's von seiner Wirksamkeit an der hiesigen königlichen Bühne, zu deren größten Zierden er während eines Zeitraums von 37 Jahren gehörte, und somit sein Rücktritt von einer überhaupt 46jährigen glänzenden Bühnenlaufbahn, ist nunmehr zur leider bald bevorstehenden Gewißheit geworden. Es hatte derselbe in einer zu Anfang dieses Jahres unmittelbar an Se. Majestät den König gerichteten Eingabe unter den Gründen, welche ihn zum Aufgeben seiner künstlerischen Thätigkeit bewogen, insbesondere geltend gemacht, daß das Ueberleben eines Künstlers, dem das Glück eine glänzende Laufbahn zugewiesen, ihm stets so traurig für die Kunst selbst erschienen sei, daß er um Alles nicht in den Fehler so mancher Vorgänger verfallen und lieber noch begehrt, als geduldet vom Schauplatze abtreten möchte. Den Entschluß zum Rücktritt von der deutschen Bühne erleichtere allerdings die schmerzliche Betrachtung, welche unheilvolle Richtung die gesammten deutschen Theater jetzt einschlügen, — das edlere Genre des Schauspiels scheine dem Untergange geweiht, und wer die Bestrebungen seines ganzen Lebens an ideale Wahrheit auf der Bühne gesetzt, fühle, daß seine Zeit vorbei, die wohlthuende Harmonie zerstört sei und der Einzelne nichts mehr aufzuhalten vermöge. Durch Erlaß des Ministeriums des königlichen Hauses vom 27. v. M. ist dem Künstler hierauf eröffnet worden, daß er auch nach seinem Abgange von dem Hoftheater, zur Ehre des Instituts, dem er so lange Jahre mit größter Auszeichnung gedient, in den Listen der Mitglieder des Hoftheaters als außerordentliches Ehrenmitglied fortgeführt werde. Am 3. d. M. wurde Herr Devrient vom König in einer Privataudienz empfangen und ihm das Ritterkreuz des Verdienstordens überreicht, nachdem ihm das Ritterkreuz des Albrechtordens bereits im Jahre 1865 verliehen worden war.

Wir haben bereits Ausgangs des Jahres 1866 Veranlassung genommen, auf ein naturwissenschaftliches Werk empfehlend aufmerksam zu machen, das unter dem Titel „**Wohnungen, Leben und Eigenthümlichkeiten der Thierwelt**" von A. und K. Müller bei Spamer in Berlin erscheint. Es sind inzwischen sechs Hefte erschienen, die nach Text und Bilderschmuck das Versprochene in reichem Maße erfüllten. Die in dem naturbeschreibenden Gebiete wohlbekannten Verfasser haben in dem schön ausgestatteten Werke (dasselbe wird über 100 Abbildungen mit acht Tonbildern bringen) die Ergebnisse eigener langjähriger Beobachtungen, sowie diejenigen der hervorragendsten Forscher in anziehender Weise niedergelegt. Insbesondere ist es der Kunsttrieb in Rücksicht auf den Wohnungsbau, der die Grundzüge zu einem lebensvollen Gesammtbilde darbietet. Als besonders empfehlenswerth dürfen wir hervorheben, daß die Verfasser nie die wissenschaftliche Grundlage außer Acht ließen und ihre reichen Erfahrungen gleichwohl in einer gemeinfaßlichen und anregenden Form wiederzugeben wußten.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 13. Febr.: **Der Schulz von Altenbüren**, Schauspiel in 4 Acten von Mosenthal.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 90.)

Freitag, 14. Febr.: **Die Schule des Lebens**, Schauspiel in 5 Acten, nach einem Märchen von Dr. E. Raupach.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 91.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 45. Freitag, den 14. Februar 1868.

Auf dem Thurme des artesischen Brunnens.

Novelle von Heinrich Sandhaal.

(Fortsetzung.)

4.

Von einem Ausfluge in großer Gesellschaft in später Abendstunde zurückgekehrt, fand Hortensia den Brief von Fedrichsen vor, womit er den ihrigen beantwortete.

Sie zog sich gleich auf ihre Stube zurück, um dort in aller Ruhe die lieben Zeilen ihres Lehrers und Bräutigams zu lesen.

Jede andere Freude tritt zurück vor der Freude, in weiter Ferne den Geisteshauch einer theueren, geliebten Person in ihren Schriftzügen, Gedanken und Mittheilungen zu fühlen und einzuathmen.

Dem Brief war beigeschlossen ein Gedicht: „An die Abwesende".

Es war ein langer, sehr langer Brief, den ihr Lehrer ihr geschrieben, schier zu lang, und Fredrichsen zeigte sich hier auch mehr als Lehrer denn als Bräutigam. Wohl war Liebe der Inhalt desselben, allein der Brief war kein Liebesbrief, wie der Schreiber einen zu schreiben beabsichtigt und auch zu schreiben geglaubt, es war mehr eine Abhandlung über die Liebe.

Privatdocent Doctor Edmund Friedrichsen war ein Mann, der, wissenschaftlich geschult, an gründliches Denken gewöhnt und ununterbrochen denkend, auch über den geringsten Gegenstand nichts Unbedeutendes, nichts Alltägliches sagen konnte. Die leiseste Anregung wirbelte in seiner Hirnschale gleich einen Goldstaub von Gesichtspunkten und tiefsinnigen Combinationen, von Gedanken und Gelehrsamkeit auf. Die Kinder seines Wissens, Denkens und Forschens hängten sich jeder Regung seines Gefühls wie Bleigewichte an, hielten es nieder und ließen es zu keiner natürlichen Aeußerung kommen. Sein Gefühl, durch die Last tiefer Gedanken am Schwung gehindert, brachte es zu keiner Erhebung.

Die Epistel, welche er an seine geliebte Braut richtete, war beschwert mit lateinischen Citaten, die er verdeutschen mußte, da Hortensia kein Latein verstand, war beschwert mit wissenschaftlichen Fachausdrücken und Bezeichnungen, deren Bedeutung man nur mit Hülfe von Wörterbüchern und Lexicis erfahren konnte. Sein Gefühl, die Neigung, welche er ihr ausdrücken wollte, verbarg sich in einer harten Messe von gedankenschweren Aperçus und tiefer Gelehrsamkeit, wie der Diamant in dem Trümmergestein Cascalho sich versteckt; den seelenvollen, gemüthstiefen Kern konnte man, wie jenen Edelstein, nur durch mühevolle Reinigungen und Waschungen herausfinden. Der Brief eignete sich ganz dazu, durch den Druck veröffentlicht zu werden; aber ihn zu lesen und zu verstehen, war nicht Jedermanns Sache. Seinem ganzen Inhalte nach konnte er recht passend an einen Professor gerichtet sein, aber nicht an eine Dame, der man etwas recht Liebevolles, recht Herziges sagen möchte.

Und doch gefiel er Hortensien ausnehmend. Sie erkannte in ihm ihren Lehrer wieder, wie er ihr vom ersten Tag ihrer Bekanntschaft an erschienen war; sie fand in ihm das wieder, wodurch sie ihn schätzen gelernt und lieb gewonnen hatte. Wiederholt las sie ihn durch, und noch verstand sie nicht Alles. Sie las dann das nicht minder lange Gedicht, das ihr natürlich noch besser gefiel, weil es sich in ihrem Lob beredt erging und weil die zügelnde Hand der metrischen Form die üppigen Gedankentriebe niederhielt und nicht zuließ, daß sie das Gefühl zu sehr überwucherten.

Friedrichsen hatte über den gelehrten Inhalt seines Briefes aber auch ganz vergessen, auf den Inhalt des Briefes, den er beantwortete, einzugehen; außer im Eingang erwähnte er ihn im Laufe der langen Epistel nicht wieder. Er sagte kein Wort darüber, ob Hortensia dem jungen Lauchgruber das Gedicht zum Deklamiren geben solle.

Dieses Schweigen als Einwilligung betrachtend, zeigte sie den dritten Abend darauf, wo sie sich im engen Kreis der Familie befand, ihrem liebenswürdigen Bekannten Brief und Gedicht, ihn ersuchend, den Brief zu lesen und das Gedicht laut vorzutragen.

Die Wirkung, welche sie erwartete, blieb aber bei Beiden aus. Sie bemerkte zu ihrem Erstaunen, daß sich während des Lesens die Mundwinkel des jungen Kaufmanns einigemal zu einem schwer zurückhaltenden Lächeln verzogen.

Stillschweigend gab er ihr den Brief zurück und begann das Gedicht zu declamiren.

Aber ihr Erstaunen wuchs, als trotz der sichtbaren Mühe, die sich der Vortragende gab, das Gedicht ohne alle Wirkung, nicht allein auf den kleinen Kreis der Zuhörer, sondern auch auf sie selbst blieb.

Ein Räthsel that sich hier vor ihrer Seele auf und störte für einige Zeit ihre Ruhe. Die Nacht fanden ihre Augen lange den Schlaf nicht, den sie suchten. Vergebens forschte sie nach der Bedeutung des wiederholten Lächelns dort, wo ihr der weihevolle Ernst der Bewunderung am Platze zu sein schien, nach der Bedeutung des Schweigens, wo sie begeistertes Lob erwartete. Sie konnte sich's nicht erklären, warum das Gedicht, das ihr beim wiederholten Lesen so sehr gefallen, im lauten Vortrag sie selbst eisig kalt ließ und keine Spur von jener Wirkung zeigte, welche Julius Lauchgrubers kunstvolle Declamation auch dem leichtfüßigsten Heine'schen Gedichte und dem schwerschrittigsten Platens noch abzuzaubern wußte. In der einseitigen Richtung, welche ihre Bildung bisher eingehalten, schien es ihr durchaus unbegreiflich, wie der gedankentiefe Inhalt

des Briefes einen gebildeten, Bildung und Gelehrsamkeit hochschätzenden Mann, wie Julius Landgruber, zu einem Lächeln reizen könnte. So wie sie ihn zu kennen glaubte, hielt sie ihn nicht für frivol.

Sie vermuthete hier ein Geheimniß, dessen Wesen zu erkennen sie sich aber ganz vergebens anstrengte. Und wie es im Leben zuweilen geschieht, daß geringfügige Umstände plötzlich den Zauber von Menschen und Sachen abstreifen, so gewahrte Hortensia auch bald etwas wie einen Riß in dem Zauber, in welchem sie bis dahin ihren Lehrer und Bräutigam stets gesehen. Je länger sie der Sache nachdachte, um so mehr erweiterte sich der Riß. Was mochte es nur sein? Sollte die Entfernung den Zauber geschwächt haben? oder hätte sich ein Anderer an dessen Stelle gedrängt? Und wer war der neue Zauber?

Während ihre wachensmüden Gedanken sich derart beschäftigten, fing sie an, Vergleichungen anzustellen zwischen dem Manne, der jenen Brief geschrieben, und dem Manne, dem er ein Lächeln abzwang, Vergleichungen, welche heute kein Ergebniß lieferten, sie aber die nächsten Tage nur um so mehr beschäftigen sollten.

Wenn eine liebende Frau in ihren einsamen Gedanken Vergleichungen zwischen dem Manne ihrer Liebe und einem andern Manne anstellt, so ist das ein Symptom, daß ihre Liebe nicht von dem reinen Goldgehalt ächter Liebe, oder daß sie im Abnehmen begriffen ist. Wahrhafte Liebe kennt keine Vergleichungen; eine Frau, die wahrhaft liebt, sieht in dem Gegenstand ihrer Liebe das vollkommenste Wesen von der Welt, ein Ideal, einen Engel, eine Gottheit, dem gegenüber der bloße Gedanke der Vergleichung eine Entweihung, ein Sacrilegium wäre. Ja, ein solcher Gedanke wagt sich da gar nicht hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Auswanderung.

Die deutsche Auswanderung hat im verflossenen Jahre eine so hohe Ziffer erreicht, wie sie dieselbe seit 1854 nicht hatte. Vor der Hand scheint es kaum, daß der Umschwung von 1866 den Strom der Auswanderung zum Stillstande bringt und Viele veranlaßt, im Lande zu bleiben und sich redlich zu nähren. Die beiden großen Triebfedern der Auswanderung, Unzufriedenheit mit den heimischen Zuständen und Hoffnung auf Erwerbung von Reichthümern drüben, sind noch im Gange; man muß den Leuten Zeit lassen, sich zu besinnen und über das Diesseits und Jenseits des großen Wassers nachzudenken. Wäre Denen, die das Vaterland verlassen, immer mit Vernunftgründen beizukommen, die im Gange der Geschichte oder in der Beweisführung eines guten Buches zu Tage liegen, so würde das Heil der Auswandernden besser gewahrt sein. Noch immer drängt eine Masse von Menschen blindlings über den Ocean, einem ungewissen Schicksal entgegen, der Verhältnisse völlig unkundig; manche tüchtige Kraft geht so mit verbundenen Augen zu Grunde. Aber im Allgemeinen allerdings ist es besser geworden. Deutschland ist nicht mehr, wie im vorigen Jahrhundert, in den Vereinigten Staaten lediglich durch die niedrigen, ungebildeten Classen seiner Bevölkerung vertreten. Bildung und Selbstbewußtsein, damals nur in vereinzelten Gestalten repräsentirt, machen sich jetzt in allen Schichten der Bevölkerung geltend und befördern Gewicht und Bedeutung des deutschen Elementes.

Man findet das trefflich auseinandergesetzt in Friedrich Kapp's Buch über die „deutsche Einwanderung in Amerika". Wir entnehmen derselben folgende Mittheilungen.

Leider gibt es gar keinen zuverlässigen Anhalt in Betreff der Zahl der deutschen Auswanderung nach Amerika im vorigen Jahrhundert. Erst zum Schlusse desselben beginnen mit der Gründung der deutschen Gesellschaften in Philadelphia und Newyork gründliche Aufzeichnungen und statistische Berichte. Bis dahin sind nur die großen Massen-Einwanderungen, besonders die der Jahre 1708, 1710 und 1722 genau verzeichnet, sogar mit Angabe von Namen der angekommenen Pfälzer, Badenser und Schwaben; später fehlte alle Controle.

Newyork, anfänglich fast allein das Ziel der Europamüden, kam durch die Härte und Unklugheit seiner Gouverneure in Verruf; der Zuwachs, den die Hauptstadt der Provinz und die deutschen Colonien am Hudson, Schoharie und Mohawk, erhielten, ward immer geringer. Dagegen wurde nun Pennsylvanien der Mittelpunkt der deutschen Einwanderung. Die Regierung des Staates gab sich Mühe darum, es herrschte dort mehr Freiheit der Bewegung, und Philadelphia war damals der bedeutendste Hafen für den Verkehr mit Europa. Unsere deutschen Landsleute waren darum aber doch nicht viel glänzender gebettet; denn kaum hatte Philadelphia den Strom der Einwanderung an sich gezogen, so entwickelte sich auch hier die ruchloseste, nichtswürdigste Speculation. Man legte auf die Deutschen, wie auf die Neger, eine Steuer und behandelte sie wie Verbrecher; eine Behandlung, zu der man sich durch den niedrigen Bildungsstand, die Mittellosigkeit und das Aussehen der Mehrzahl der Deutschen berechtigt hielt. Die Aermeren mußten die Reisekosten abdienen und wurden einfach weiße Sclaven; die etwas besaßen, konnten nur unter den größten Schwierigkeiten ihre Selbständigkeit wahren und einen Besitzstand gründen. Es folgte auf die Leiden der Auswanderung und der Ueberfahrt eine neue Leidenszeit.

Begleiten wir die Auswandernden an und über das Meer.

Im vorigen Jahrhundert galt die Fahrt nach Amerika als ein höchst gefährliches Wagniß; man malte sich ihre Schrecken so schlimm aus, daß man vorher sein Haus bestellte und sein Testament machte. Die Schiffe waren höchst unbequem, die Cajüten meist so niedrig, daß man kaum aufrecht stehen konnte; namentlich aber wurden die Auswanderer im Zwischendeck wie die Häringe auf einander gepackt, so daß sie wegen Mangels an gesunder Luft, Bewegung und frischer Nahrung massenweise unterwegs starben. Damals brauchte man zur Reise im günstigsten Falle ebenso viele, meistens aber mehr Wochen als gegenwärtig Tage. Eine vier- bis sechsmonatliche Reise war gar nichts Seltenes, und zehn Procent Todte unter den Passagieren durchaus nichts Ungewöhnliches. Für den Auswanderer fing aber das Elend schon auf dem Rhein an, die Fahrt auf ihm bildete das würdige Vorspiel zu dem Stück, welches auf dem Meere ausgeführt wurde.

Der Rhein war damals der wohlfeilste und bequemste Weg, der nach Holland führte, und in den Häfen dieses Landes schifften sich die Auswanderer aus dem südwestlichen Deutschland nach Amerika ein. Die Fahrt auf dem Fluß dauerte vier, fünf bis sechs Wochen. Die Ursache dieser Verzögerung lag in den zahlreichen Zollstätten, an welchen die Rheinschiffe anhalten und sich durchsuchen lassen mußten. Von Heilbronn bis Holland gab es deren 36, bei denen die Schiffe visitirt wurden; als Preußen einige aufhob, galt das als eine preiswürdige Einrichtung. Jede Zollstätte hatte durchschnittlich vier Beamte, die in Betreff der Bestechung übrigens ein weites Gewissen hatten.

(Schluß folgt.)

Aus Abyssinien.

Ein Schreiben des in Magdala in Gefangenschaft gehaltenen Missionärs Stern an seine Frau, welches von der „Times“ veröffentlicht wird, schildert in schwungvollen Worten die Empfindungen der Gefangenen, als sie die Ankunft der Engländer in Abyssinien vernahmen, und straft alle Gerüchte, die über das ungesunde Klima dieses Landes circuliren, Lügen. Die Luft sei heiter und mild, die Vegetation reich, die Gegend pittoresk und das Wasser gut. Der Guineawurm sei da eben so unbekannt als in England, häufiger komme der Bandwurm vor, der jedoch von jedem Fremden vermieden werden könne, wenn er sich des Genusses von geräuchertem und rohem Fleische enthalte. In biblischem Style, wie es einem Märtyrer geziemt, drückt er die Sehnsucht aus, bald „den Schall des britischen Horns und den Schlag der britischen Trommeln“ zu hören.

„Unsere Garnison“, fährt er fort, „wird, wenn der Tyrann nicht hier ist, den britischen Legionen nicht viel Widerstand entgegensetzen, wenn sie deren glänzende Waffen sieht und ihre edle kriegerische Haltung gewahrt. Ich hoffe und bete, auf daß der britische Löwe dem abyssinischen Tiger zuvorkomme, denn sollte dieser Wilde vor jenem hier sein, so würden wir ein stürmisches Begräbniß des alten Jahres und einen unglücklichen Eintritt in's neue haben. Der König ist jetzt nur drei Tagereisen weit von hier, aber mit seinem riesigen Spielzeug, das er Kanonen benennt, wird er wenigstens einen Monat brauchen, bis er Magdala erreicht. Erreicht er dieses Ziel, so wird er eine seiner berühmtesten Thaten vollbracht haben; denn er ist von Myriaden Insurgenten umgeben, die alle den weiten Schlund seiner unschädlichen Artillerie fürchten. (Menelek soll ja dieser Geschütze auch drei besitzen?). Ich wünschte, daß Abyssinien nie von der Erfindung der Kanonen gehört hätte! Die Stimmung unseres Zwingherrn hat sich noch nicht gebessert. Er hat endlich eine neue und sehr grausame Art der Hinrichtung erfunden. Ehedem pflegte er seine zahlreichen Opfer in ihren eigenen Hütten zu verbrennen; aber diese gnadenreiche Art schneller Tödtung hat er, als eines Theodor unwürdig, verlassen, nun werden schwere Verbrecher mit eisernen Zeltnägeln angeheftet, bis sie so verschmachten; Diejenigen, deren Verbrechen geringer ist, werden auf die Erde gelegt und die plumpen Munitionswagen über ihre blutigen, zuckenden Leichname so lange hin- und hergefahren, bis sie verstümmelt, eine unerkennbare Fleischmasse, daliegen.“

Der Missionär klagt über den ungeschickten Menelek und hofft, die Engländer bald „von den alpinischen Höhen herab die Emancipation dieser geknechteten Gegend verkünden zu sehen“.

Merewether, der diesen Brief der Frau Stern einsendet, bemerkt, daß die Armee nicht minder begierig sei, vorzudringen, aber die schlechte Ernte, die Heuschrecken, der Mangel an Regen und der Zustand des Landes machen es nöthig, vorher eine ausreichende Proviant-Niederlage anzulegen. Einstweilen hoffe er, Gobaza werde den König Theodor im Schach halten und hindern, die Gefangenen zu erreichen, ehe die Engländer zu ihrer Befreiung herbeieilen können.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein Dampfmensch.) Die Welt schreitet mit Siebenmeilenstiefeln fort. Nachdem die Alchymisten sich Jahrhunderte lang vergebens abgemüht, auf chemischem Wege einen Homunkulus herzustellen, ist es jetzt einem einfachen Mechaniker in Newark, N. J. Zaddock Deddrick, gelungen, einen Dampfmenschen zu erfinden, der abermals eine „Revolution“ in dem Verkehrs- und Transportationswesen hervorbringen wird, sofern er so construirt ist, daß er nicht nur in jeder gewünschten Richtung und mit beliebiger Schnelligkeit läuft, sondern auch noch als Locomotive für eine Last dient, zu deren Fortbewegung sonst drei starke Zugpferde erforderlich wären. Der „Newark Advertiser“ gibt uns über dieses jüngste Erzeugniß des nimmer rastenden Menschengeistes folgende Einzelnheiten: Der Dampfmensch steht sieben Fuß und neun Zoll „in seinen Schuhen“ und sämmtliche Dimensionen seines Körpers sind vollkommen proportionirt, so daß er an den bekannten Riesen Daniel Lambert erinnert, wie denn auch Deddricks Arbeiter die Figur bloß den langen Daniel nennen. Der Rumpf ist nichts Anderes, als eine Dampfmaschine von drei Pferdekraft, nach Art der bei den Dampfspritzen gebräuchlichen, mit einem Gewicht von 500 Pfund. Die Beine, auf denen der Rumpf ruht, sind wunderbar complicirt; mittelst ihrer macht die Figur Schritte mit der größten Natürlichkeit und überraschender Leichtigkeit; sobald der Körper aus dem vorgesetzten Fuße weiter rückt, hebt sich der andere mittelst einer Feder vom Boden und wird durch den Dampf vorwärts bewegt. Bei jedem Schritt rückt die Figur zwei Fuß vor und jede Umdrehung der Maschine gibt vier Schritte; da nun die Maschine in einer Minute mehr als 1000 Umdrehungen machen kann, so würde der Dampfmensch nach diesem Verhältniß in einer Minute etwas über eine Meile zurücklegen; um aber ganz sicher zu gehen, namentlich auf unebenem Boden, will Herr Deddrick die Maschine bloß 500 Umdrehungen in der Minute machen lassen, so daß sein „Mann“ eine halbe Meile in der Minute macht — immer noch eine ganz anständige Geschwindigkeit. Sofort wird der Bursche vor eine gewöhnliche Kutsche gespannt, deren Lanne dazu dient, ihn in seiner verticalen Stellung zu unterstützen; diese Lanne besteht aus zwei eisernen Stangen, die in der gewöhnlichen Weise an der Kutsche befestigt und in einen eisernen Reif eingehängt sind, der die Figur wie ein Gürtel umschließt. Die nöthigen Kohlen werden unter dem Rücksitze der Kutsche, das erforderliche Wasser in einem Kessel unter dem Vorsitz untergebracht; der Vorrath von beiden ist auf einen halben bis ganzen Tag berechnet. Natürlich würde das Dahersausen eines solchen Riesen eine „Stampede“ unter dem Vieh, namentlich den Pferden, verursachen, allein Herr Deddrick hilft diesem Uebelstande dadurch möglichst ab, daß er der Figur ein ganz menschliches Aussehen gibt, und sie wird stets Rock, Hose und Weste nach der neuesten Façon tragen. So oft das Feuer geschürt werden muß, hält der Kutscher, steigt ab, knöpft dem „Daniel“ die Weste auf, öffnet eine an der Stelle des Herzens befindliche Thür, schaufelt die nöthige Quantität Kohlen hinein, knöpft die Weste wieder zu und fährt weiter. Für alle Vorkommnisse, plötzliches Anhalten, Sperren, Bergauffahren ꝛc. ist vollkommen gesorgt; alle diese Manöver werden durch einen einfachen Druck an einer Feder regulirt. Zur Verdeckung der verschiedenen Schrauben trägt die Figur einen Tornister mit gerolltem Mantel; das schwarze Haar und der schwarze Schnurrbart contrastiren anmuthig mit dem Gesicht „wie Milch und Blut“; der aus Blechplatten zusammengesetzte „Kalabreser“ dient zugleich — wie ja bei vielen anderen Menschen auch — als Rauchfang. Der Dampfmensch kostet bis 2000 Dollars. — Herr Deddrick hofft aber in nicht ferner Zeit ein brauchbares Exemplar, für das auf ein Jahr garantirt wird, für 300 Doll. herstellen zu können. Fällt dieser erste Versuch befriedigend aus, so wird der erfindungsreiche Meister sich an die Construction eines wirklichen, nicht bloß figürlichen „Dampfrosses“ machen, das die Arbeiten von 12 gewöhnlichen Pferden verrichten wird.

(Eine journalistische Curiosität) ist die „Jüdische Zeitung“ in Lemberg. Bekanntlich sind alle polnischen Juden vor 4- bis 500 Jahren aus Franken gekommen, und haben seitdem

das Deutsche als ihre eigentliche Muttersprache beibehalten. Doch ist es in Grammatik und Wortvorrath so corrumpirt, daß literarisches Deutsch zu lesen dem polnischen Juden heutzutage, wenn nicht geradezu schwer, so doch fremdartig und unbequem ist. Theilweise mit der Absicht, ihm eine Zeitung in seinem üblichen Dialect zu bieten, theilweise auch, um ihn allmälig an besseres Deutsch zu gewöhnen, und dadurch zur Benutzung deutscher Bücher geneigt zu machen, ist in Lemberg ein Blatt in diesem Jargon gestiftet worden, das nach seinem raschen Aufschwung ein wirkliches Bedürfniß zu befriedigen scheint. Gedruckt wird es, um desto traulicher anzumuthen, in rabbinischen Typen. Von seinem Styl wird die folgende Probe einen Begriff geben: „Der polische Prediger, was hat ihn angestellt die jüdische Gemeinde in Krakau, hat bereits gesehen, wie beliebt er daraus sein wird. Wie er is Abends nach Hause gegangen, hat man ihm nachgelaufen mit Beleidigungen. Man hat ihn geflucht und beworfen mit Schneeballen. Dieser polische Prediger is aber wirklich ganz überflüssig und seine Anstellung is nur geschehen von einige Halbwisser, den Polen zu schmeicheln." Das Blatt macht den Polen, welche die Juden gern zu ihrer Sprache und Nationalität hinüberziehen möchten, Opposition, und erfreut sich dabei des Schutzes der Wiener Central-Regierung. In Russisch-Polen will die Regierung die Juden bekannt ich auch denationalisiren; dort sollen sie aber Russen werden und sind deßhalb mit einer besonderen, russisch geschriebenen Zeitung beschenkt worden.

Literatur.

Shakespeare's Historien. Deutsche Bühnen-Ausgabe von **Franz Dingelstedt** (Reimer, 1867).

Dingelstedt hat die „Historien" Shakespeare's für die deutsche Bühne bearbeitet. „Die Historien?" wird mancher unserer Leser fragen, dem diese Bezeichnung fremd ist. Die Shakespeare-Literatur verzeichnet von der ersten Gesammt-Ausgabe an jene zehn Stücke, welche ihre Titel den Namen englischer Könige entlehnt haben, als eigene Gattung unter der Kategorie „Histories"; eine in jeder Hinsicht zutreffende Benennung! Das unterscheidende Merkmal dieser Gattung besteht darin, daß sie den Nachdruck auf den geschichtlichen Inhalt, nicht auf die dramatische Form legt. Diese Stücke sind darum nicht weniger dramatisch: sie zeigen die gewaltige Signatur des britischen Dichterhelden. „Der Mühe wäre es wahrhaftig werth", schrieb Schiller 1797 an Goethe, „diese Suite von acht Stücken mit aller Besonnenheit, deren man jetzt fähig ist, für die Bühne zu bearbeiten. Eine Epoche könnte dadurch eingeleitet werden." Vielleicht geht Schiller mit dieser Behauptung zu weit; jedenfalls ist es aber rühmenswerth, daß Dingelstedt diese Werke für das Theater zu gewinnen sucht, da der Schauspieler der eigentliche Commentar des Dichters ist. In der That, wir danken es Dingelstedt in hohem Grade, daß er die historischen Dramen Shakespeare's, die der große Dichter in seinen Jugendjahren von 1590—1600 geschaffen hat, unserer Bühne zu gewinnen sucht. Dieß war keine leichte Aufgabe, aber Dingelstedt, auf eigenes Urtheil und fremde Leistungen gestützt, hat dieselbe in rühmenswerther Weise zu lösen gewußt. Mit vollem Rechte legt er seiner Bearbeitung die Schlegel'sche Uebersetzung zu Grunde. Unser Ohr ist an dieselbe gewöhnt und wir wollen nach einer treffenden Bemerkung eines Referenten der Augsburger „Allgem. Zeitung" den großen Briten ebenso nur in dieser Uebertragung vernehmen, wie wir die Bibel nur in der Luther's, Homer nur in der unseres Voß zu lesen wünschen, Uebertragungen, von welchen man wohl in mancher Hinsicht abweichen, die man aber nie bei Seite lassen darf. Wie wir bereits gesagt haben, war die eigentliche theatralische Bearbeitung von größter Schwierigkeit, obschon Shakespeare, wie jeder große Dramatiker, für die Bühne gedichtet hat. Aber seine Bühne war von der unserigen durchaus verschieden: der Dichter konnte sich den häufigsten Scenenwechsel erlauben, weil seine Schauspieler vermittelst des Spiels den Zuschauer bald hierhin, bald dorthin versetzten, ohne daß die Decorationen verändert wurden. Ein großer englischer Kritiker ist der Ansicht, daß diese einfache Einrichtung der dramatischen Kunst vortheilhafter gewesen sei, als unsere Bühnenkünste, welche an die Stelle schauspielerischer Leistungen die des Decorateurs gesetzt hätten. Wie dem auch sei, man mußte Shakespeare in dieser Hinsicht umgestalten, da er zu unserer Zeit die technischen Hülfsmittel gewiß nicht verschmäht haben würde. Dingelstedt hat dieß mit richtigem Tacte gethan: man bemerkt es allerdings, daß der große Dramatiker verändert worden ist, man fühlt es, daß Dingelstedt nicht gelingen konnte, was einem Schiller und Goethe nicht gelungen ist. Aber wo er umdichtet, war er seinem Zwecke nach dazu gezwungen, und es würde schwer sein, die Umdichtungen besser oder auch nur eben so gut vorzunehmen. Die Werke sind vielleicht weniger dramatisch, aber sie sind bühnengemäßer geworden, ein Verdienst, das wir in hohem Grade anerkennen. Erschließt doch der Bearbeiter der Historien, im Falle seine Bemühungen von Erfolg gekrönt werden und andere Bühnen dem Vorgange Weimars und Mannheims folgen, dem großen Publikum gewaltige Schöpfungen, die ihm sonst fremd geblieben wären; veranlaßt er doch auch den Bewunderer des Dichters zu neuem und genauem Studium der Historien, die man in England nicht spielt und bei uns nicht genug, wenigstens nicht aufmerksam genug zu lesen scheint. Der Erfolg, den Dingelstedt in Weimar erzielte, läßt uns hoffen, daß die Bühnen-Directionen sich dieses Buches bedienen werden, welches ein vollkommenes „Souffliebuch" genannt werden darf. Der Regisseur, der Schauspieler finden vortreffliche Winke: der Charakter, der zur Darstellung gebracht werden soll, wird erläutert, die Art und Weise, wie dieß geschehen soll, wird treffend vorgeschrieben. Auch der Geist der Zeit, die sie bewegenden Ideen und Ereignisse, bleiben nicht unberücksichtigt: Dingelstedt gibt bei jedem Drama eine gedrängte Uebersicht der Ereignisse, die der große Dichter mit wunderbarer Kraft und Kunst in seinen historischen Dramen an uns vorüberführt. Wir können allerdings die Hoffnungen Dingelstedt's, der von Shakespeare's Dramen eine Regeneration unseres Theaters erwartet, durchaus nicht theilen. Das Interesse des Publikums ist stofflich, wie Goethe dieß erkannt und ausgesprochen hat: der Kampf der rothen und weißen Rose, wenn er auch der menschlichen Empfindung durch den gewaltigen Dichter unmittelbar nahe gerückt wird, läßt unser Publikum kalt und gleichgültig. Zwei streitende Königshäuser können es nimmermehr ergreifen, selbst wenn diese keine englischen Königshäuser sein würden. Andere Gegensätze erfüllen jetzt die Gemüther der Menschheit und des deutschen Volkes, Gegensätze, die Jeder fühlt, ohne daß man sie auszusprechen braucht. „Wo um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft wird gerungen und um Freiheit", wird auch der gewaltigste Poet die gespannte, athemlose Theilnahme des Publikums für die an ihm vorüberziehenden tragischen Gestalten der rothen und weißen Rose niemals wecken können. Und doch wäre diese, der tiefsten Seele, nicht bloßem Kunstinteresse entflammende Hingebung und Spannung des Publikums zur Regeneration unserer Bühne nothwendig. Aber nicht allein aus diesem Grunde können wir Dingelstedt's Hoffnungen nicht theilen. Mit Ausnahme Richards II., Heinrichs IV. und Richards III., die schon zu dem Repertoire unserer Bühnen gehören, weil sie, wie Dingelstedt bemerkt, unseren Virtuosen als Paradepferde dienen mußten, verlangen alle Shakespeare'schen Historien nicht sowohl einen genialen Schauspieler, der das ganze Stück tragen würde, als eine Menge höchst bedeutender Künstler, die in ihrer Gesammtheit durch vollendetes Zusammenspiel den höchsten Effect erzielen könnten. Diese Schauspieler sind aber nicht in der großen Zahl vorhanden, wie sie ein solches Shakespeare'sches Drama nothwendig verlangt. Das Interesse zersplittert sich auf zu Viele, um die für den Bühnenerfolg nothwendige Theilnahme für die einzelne, hervorragende Gestalt in vollem Maße zu wecken. Als jene Werke die Theilnahme des englischen Publikums auf den überfüllten Theatern fanden, interessirten die Ereignisse, die Personen, das Große, das Kleine, ja selbst das völlig Unbedeutende, wie in Frankreich eine geniale dramatische Darstellung der Kämpfe der Revolution in jeder Hinsicht interessiren würde. Aber was vor 200 Jahren in England die Gemüther bewegt hat, liegt uns jetzt sehr ferne: es wird den Einzelnen gewaltig erschüttern, niemals aber das Publikum, das ganze Volk ergreifen können, was doch zur Regeneration der Bühne nothwendig wäre.

Wie dem auch sein mag, wir begrüßen Dingelstedt's Arbeit mit Freude. Sie entspringt der Liebe für einen großen Dichter und sollte mit Liebe aufgenommen werden. Einsicht und Verständniß waren bei der Uebertragung der „Historien" überall in hohem Maße thätig, mögen sie ihnen nun auch überall entgegengebracht werden.

F. L. N.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 14. Febr.: **Die Schule des Lebens**, Schauspiel in 5 Acten, nach einem Märchen von Dr. E. Raupach.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 91.)

Samstag, 15. Febr.: **Die Entführung aus dem Serail**, große Oper in 3 Acten von Bretzner. Musik von W. A. Mozart.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 92.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kiz — Druck und Verlag: Keller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 46. Samstag, den 15. Februar 1868.

Auf dem Thurme des artesischen Brunnens.

Novelle von Heinrich Sandbank.

(Fortsetzung.)

Hortensia verlebte die nächsten Tage nicht in der angenehmsten Stimmung; sie war nur mit halber Seele bei den Unterhaltungen, welche die jungen Herren der Gesellschaft, nach dem Princip des Wechsels, in großer Zahl veranstalten; sie suchte des Abends zeitig nach Hause zu kommen, wo sie sich gleich auf ihre Stube begab, um dort ungestört ihren Gedanken nachhängen zu können. Fragen, Zweifel bestürmten ihre Seele, für die sie keine Antwort, keine Lösung fand. Auch vermochte sie nicht einmal die Fragen sich klar zu stellen, nicht ihren Zweifeln einen präcisen Ausdruck zu geben. Unbestimmt, nebelhaft traten sie vor ihre Seele hin und in dieser Atmosphäre löste sich Alles, was ihr früher klar, bestimmt und zweifellos erschienen, in die nebelhaften Umrisse des Zweifels auf.

Einigemal öffnete sie ihre Mappe und suchte sich Klarheit und Beruhigung in den ältern Gedichten ihres Verlobten zu verschaffen. Allein auch auf sie fiel die Farbe ihrer Stimmung, auch sie erschienen ihr jetzt in einem ganz anderen Lichte als sonst. Die Schönheiten, welche sie ehemals entzückt, waren verblaßt, was sie früher als tiefe Poesie empfunden, muthete sie jetzt nur noch wie etwas höhere Prosa an. Das metrische Kleid wollte in ihren Augen jetzt dem Inhalt schier so passen, wie der Königsmantel einem nicht edel aussehenden Schauspieler.

Bei dieser Stimmung mochte sie lange nicht an Friedrichsen schreiben. Sie hatte den Muth nicht, ihm die Veränderung, welche in ihrer Seele vorgegangen, zu verrathen, sie hatte die Kraft nicht, ihm einen kalten, bloß höflichen Brief zu schreiben, sie hatte aber auch das Herz nicht, ihn, dem sie so viel verdankte, der ihr so theuer war, ganz ohne Nachricht von sich zu lassen.

Sechs Tage vergingen unter diesem Kampf, am siebenten erst entschloß sie sich, Friedrichsen zu schreiben. Ihr Gemüthszustand sollte ihr die Feder führen; die Wahrheit, dachte sie, müßte jede andere Rücksicht verdrängen. Der Brief begann nicht mehr, wie der oben mitgetheilte erste, mit der Aufschrift: „Mein lieber Edmund!“ sondern etwas kühler mit „Mein lieber Lehrer!“ Und die ersten Sätze schon trugen so sehr den Stempel der in der Seele der Schreiberin in letzter Zeit vorgegangenen tiefen Veränderung, daß, um ihre Tragweite ganz übersehen zu lassen, wir sie wörtlich hersetzen wollen.

Sie schrieb:

„Wenn es eine Entschuldigung für mein langes Schweigen gibt, so wird der ganze Inhalt dieses Briefes sie geben. Ich weiß nicht, ob es Jedermann bei Ortsveränderungen so ergeht, wie mir. Sind wir denn wirklich von so unendlich schwachem Geistesbestand, daß es genüge, ein paar Grade südlicher zu gehen, um das ganze Gebäude unserer Vorstellungen umgeworfen zu sehen? Sollte die Localität von so durchgreifendem Einflusse auf unsere Intellectualität sein? Ist die Seele anders an der Spree, anders am Rhein, anders am Main und wieder anders an der Donau? Wechselt sie ihre Beschaffenheit, wechselt sie ihre Fähigkeit, die Eindrücke zu empfangen, sobald die Gegenstände vor unseren Augen wechseln? Erscheint alsdann Das schwarz, was früher weiß, unschön, was schön, unbedeutend, was bedeutend war? Ach, sollten Die Recht haben, welche den sicht-, meß- und fühlbaren Gegenständen allein Eigenschaft, Werth und Bedeutung der Existenz vindiciren? Sollte die Seele der willenlose Sklave der physischen Natur sein, nicht ihr Herr, auch nicht einmal ihr gleichgestellt? Wenn ich diese Fragen beantworten könnte, so würde ich Dir sagen können, warum ich viele, viele Dinge, worunter das Beste, Theuerste, was meine Seele gekannt, jetzt mit ganz andern Augen ansehe, als vor wenigen Wochen noch, warum der Zauber von manchen Gegenständen geschwunden, wovon ich sie früher gar nicht zu trennen vermochte, warum Vieles, was mir Vergnügen machte, mich jetzt gleichgültig, was mich begeisterte, kalt läßt . . .“

In diesem Tone, nur hier und da durch thatsächliche Ausführungen erläutert, ging es den ganzen langen Brief hindurch fort.

5.

Der wolkenlose Himmel, die Ruhe der Luft bei Sonnenaufgang und noch andere Wetterzeichen verkündeten einen sehr heißen Sommertag. Die Sänger in Wald und Gebüsch waren heute früher als gewöhnlich erwacht und mit ihrem schmetternden Gesange weckten sie auch die Badegäste zeitiger als sonst aus ihrem Schlafe und trieben sie nach dem Brunnen hin. Da wandeln sie vor dem Kurhause auf und nieder, in großen und in kleinen Gruppen, sich gegenseitig musternd, grüßend, anredend, scherzend und lachend: ein Bild ruhiger Heiterkeit, sorgenlosen Daseins, ungestörten Lebensgenusses.

Die Familie des Commerzienraths Lauchgruber und ihre hochadeligen „Gäste“ fehlten selbstverständlich in dem Kurgarten nicht. Der Commerzienrath selbst führte bald die Frau von Terslow, bald ihre Tochter am Arm, und in der gehobenen Stimmung, worin er sich dadurch befand, wollte es ihn fast bedünken, als wäre er schon im Besitze des Ordens und des Adelstitels, wonach seine Seele so sehr lechzte. Schon hatte er im Vorübergehen eine große Zahl triumphirender Blicke auf seinen mit dem Orden im Knopfloche inmitten seiner Angehörigen einhergehenden Concurrenten,

scharfen Pfeilen gleich, abgeschossen und sie Alle, wie er glaubte, „kolossal" geärgert. Auch würde er, malitiös, wie er heute war, der Familie v. Bergwald, die ihn gar nicht beachtete, vielleicht doch noch lästig geworden sein, wenn er nicht einen Geschäftsfreund erblickt hätte, der erst Tags zuvor angekommen war. Augenblicklich entzog er der Frau von Terslow seinen Arm, eilte auf den Neuangekommenen zu und vertiefte sich mit ihm so völlig in ein Geschäftsgespräch, daß er darüber Familie, Gäste und Concurrenten vergaß.

Frau von Terslow befand sich glücklicherweise, als der Commerzienrath sie ohne weitere Ceremonien stehen ließ, an der Seite der Commerzienräthin, und die beiden Frauen, von ihren Kindern getrennt, welche Letztere in einiger Entfernung inmitten einer großen Gruppe von Bekannten einherschritten, gingen nun im Gespräch neben einander her.

An Gesprächsstoff gebrach es den beiden Müttern niemals, obgleich sie fast den ganzen Tag beisammen waren und ihre Zungen da keinen Augenblick stille standen.

Die Zungenkraft ist diejenige glückliche Naturgabe des schönen Geschlechts, welche das Alter nicht, wie alle andern Kräfte, schwächt, sondern verstärkt.

Ihr Gespräch hatte gewöhnlich zum Gegenstand Freunde und Bekannte von nahe und fern. Da ward Niemanden ein gutes Haar gelassen; Fehler und Schwächen wurden mit unendlichem Behagen bloßgelegt, geringfügige Untugenden bauschten unter dem Hauche ihres Athems zu ungeheuern Lastern auf, das reine Gold der Tugend wurde mit giftiger Rede geschwärzt und die höchste Reinheit mit dem Auswurf der Zunge besudelt. Der Klatsch, der Neid und die Tadelsucht feierten in diesen beiden Frauen wahre Orgien. Jene Frau dort, welche mit Tochter und Begleiter sich gerade dem heitern Kreise ihrer Familie anschließt, was wäre sie anders als ein altes Klatschweib, die vor Neid über den Vorzug, den andere Damen finden, schier berste; sie sei nur deßwegen ins Bad gekommen, um hier mit ihrem alten Freund zusammenzutreffen und ihre Tochter an den ersten besten Mann wegzuwerfen. Dort wieder die trauernde Wittwe, jung, schön und reich, was wird nicht Alles an der getadelt! Sie spricht mit Julius Lauchgruber, da heißt es gleich, sie dränge sich den Männern unverschämt auf; sie lacht über einen gelungenen Witz: da wäre sie froh, ihren Mann, der sie etwas kurz gehalten, los zu sein; sie trägt einen neuen Traueranzug: da coquettire und paradire sie mit der Trauer. Jenes erst heranblühende schwarzäugige Fräulein, das zwischen den beiden Schwestern Lauchgruber geht, sei eine gemeine Coquette, sie habe schon Verhältnisse und „Sehen Sie nur, liebe Freundin, welchen unverschämten Blick sie dem Laffen zuwirft, der grüßend vorübergeht!"

So Alles anschwärzend schritten die beiden Mütter hinter dem Kreis ihrer Bekannten einher.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Auswanderung.

(Schluß.)

In Holland wurden die Schiffe auch gewöhnlich fünf bis sechs Wochen lang aufgehalten; in dem theuren Lande ein neuer Uebelstand für die armen Auswanderer. Diese wurden in Rotterdam und Amsterdam wieder in unerhörter Zahl in die Schiffe geladen, die oft bis zu sechshundert Passagieren führten. Gelangte man dann in acht Tagen hinüber nach Cowes, so war das eine besonders glückliche Reise. Alle Schiffe mußten, so lange die Colonien drüben unter britischer Herrschaft standen, einen englischen Hafen anlaufen, visitirt werden und Zoll entrichten, was oft vierzehn Tage lang aufhielt. Und nun begann erst der schlimmste Abschnitt der Leidenszeit, die große Seereise mit Seekrankheit. Eine Fahrt von sieben Wochen von Cowes nach Philadelphia war eine glückliche Reise; sehr oft dauerte die Fahrt zehn bis zwölf Wochen. Und nun vereinigten sich auf dem vollgepackten Schiffe Krankheiten, schlechte Luft, schlechte Verpflegung, Elend und Noth aller Art zu einer Summe von Jammer und Qual, die jeder Beschreibung spottet. Wehklagen, Seufzen und Schreien, Flüche und Verwünschungen erfüllten die Räume des Schiffes. Auf einem Fahrzeug starben einmal unterwegs 32 Kinder, Entbindungen endeten fast immer mit dem Tode, ansteckende Krankheiten rafften zahlreiche Opfer hin.

Was die Passagepreise betrifft, so zahlte jede Person über zehn Jahre für die Fahrt von Rotterdam nach Philadelphia 10 Pfund Sterl., Kinder von fünf bis zehn Jahren 5 Pfd., Kinder unter fünf Jahren waren frei. Bis Rotterdam rechnete man für die Person etwa 40 Gulden.

Heutzutage kostet die Reise im Zwischendeck eines Hamburger oder Bremer Dampfers, welches viel besser eingerichtet ist, als im vorigen Jahrhundert die Cajüte, 60 Thaler, dazu die Landreise höchstens 10 Thaler, also im Ganzen etwa 70 bis 80 Thaler, mithin die Hälfte weniger, selbst wenn man den inzwischen verringerten Geldwerth nicht in Anschlag bringt.

Die Dauer der Fahrt übersteigt aber selten 20 bis 25 Tage, von der dem Auswanderer zunächst gelegenen Eisenbahnstation an gerechnet. Wenn ein Procent der Reisenden unterwegs stirbt, so ist das schon ein außerordentlicher, Aufsehen erregender Verlust. Die Leiden der Auswanderer wurden aber noch durch Betrügereien, Mißhandlungen und Grausamkeiten erhöht. Sie galten eben als eine Waare, die, je wohlfeiler sie sich beschaffen läßt, desto besser verkauft wird. Die Neger, die man heutzutage noch in Afrika stiehlt und nach Amerika schafft, werden, wenn nicht besser, so doch keinenfalls schlechter behandelt, als die deutschen Auswanderer des vorigen Jahrhunderts. Es gibt keine Bosheit, keine Niederträchtigkeit, die nicht an ihnen verübt worden wäre. Die Chronik ihrer Leiden, die in den Büchern der deutschen Gesellschaft von Philadelphia aufbewahrt wird, ist eine wahre Martyrologie. Nirgends aber findet sich nur eine Andeutung darüber, daß die mißhandelten Deutschen der Gewalt wieder Gewalt entgegengesetzt, daß sie die Capitäne zur Strafe für ihre Verbrechen über Bord geworfen oder die Steuerleute wie die tollen Hunde todtgeschlagen hätten; nein, sie ließen sich treten und knechten, als wären sie zum Dulden vorherbestimmt. Es war nichts Seltenes, daß Schiffe, die kaum für 300 bis 500 Passagiere Raum hatten, doppelt und dreifach überladen wurden.

Der Pfarrer Kunze sagt in einer vor der deutschen Gesellschaft in Philadelphia 1788 gehaltenen Rede, daß von 900 Personen, die in Holland eingeschifft wurden, 400 unterwegs gestorben seien. Es kam häufig vor, daß im Hafen schon die Auswanderer wegen schlechter Verpflegung zu Hunderten starben; so wurden u. a. im Jahre 1784 in Amsterdam, ehe das Schiff nur reisefertig war, 315 Passagiere von 1230 begraben. Es war etwas ganz Gewöhnliches, daß der Capitän, um einer Hungersnoth vorzubeugen, vom Tage der Abfahrt an nur halbe und später sogar nur Viertel-Rationen verabreichen ließ. Ein armer Mann, der aus der Vorrathskammer ein Stück Brod für sein hungerndes Kind nahm, wurde zu Tode gepeitscht und in's Meer geworfen. Ein anderer Capitän lief in England ein und verkaufte vierzig kräftige Passagiere als Recruten an englische Werbe-Offiziere. Das Schiffsfieber richtete natürlich die gräßlichsten Verheerungen unter den ausgehungerten Passagieren an. Die Ueberlebenden glichen mehr wan-

delnden Skeletten und Gespenstern, als Menschen. Als im Jahre 1749 das gelbe Fieber in Philadelphia ausbrach, wurden die neuen deutschen Ankömmlinge in solchen Massen davon hinweggerafft, daß die schreckliche Krankheit dort fortan „the german distemper“ hieß. Der Unfug hörte erst auf, als sich die Vereinigten Staaten der Einwanderer wenigstens einigermaßen annahmen und vor allem deren Verkauf in zeitweise Knechtschaft verboten. Dieß geschah erst im Jahre 1819!

Der große Haufe war im vorigen Jahrhundert verhältnißmäßig noch auswanderungslustiger als heutzutage. Einmal war die Lage des Volkes noch schlechter, und dann war der romantische Nimbus, welcher die amerikanischen Verhältnisse umgab, bei der großen Entfernung viel stärker als gegenwärtig, wo Deutschland den Vereinigten Staaten näher gerückt ist, und Lügen, grobe Täuschung und frecher Betrug sich deßhalb dem Auswanderer gegenüber nicht mehr ganz so breit machen kann als damals.

Holland bildete die natürliche Vermittlung zwischen Deutschland und Amerika; von Holland gingen damals alle Anschläge auf Ausbeutung der Auswanderer aus. Namentlich waren es die sog. Neuländer, die amerikanischen Zielverkoopers, welche gegen ein gutes Trinkgeld von einem Ducaten für den Kopf die Auswanderer für die Amsterdamer und Rotterdamer Rheder anwarben. Im Interesse dieser Seelenverkäufer durchstreiften sie Jahr ein und aus die zur Auswanderung geneigten Landschaften und stahlen dort gleichsam die Leute unter den schönsten Vorspiegelungen. In vornehmem Anzuge, mit Uhren, Ketten und Ringen behangen, schilderten sie mit malerischen Zügen und großen Uebertreibungen das Paradies, in welches sie die armen Deutschen führen wollten, versprachen den Unbemittelten freie Ueberfahrt und sogar noch Geld und Kleider auf die Reise und verleiteten auch sehr oft wohlhabende Personen zur Auswanderung. Je ärmer aber der Auswanderer war, desto mehr wurde in der Regel an ihm verdient, denn der colossale Nutzen des Geschäfts bestand darin, daß der Passagier seine Fahrt nicht im Voraus bezahlte und sich in Amerika einen unverhältnißmäßig hohen Preis dafür anrechnen lassen mußte, zu dessen Deckung er dann auf Zeit verkauft wurde. Kräftigen und gesunden Armen leistete man auch bis zu einer gewissen Höhe bereitwilligst Vorschüsse, die natürlich bei der Ankunft in Amerika verzehnfacht berechnet wurden. Im Laufe des ganzen vorigen Jahrhunderts war das Vorausbezahlen der Passage die Ausnahme und das Nachbezahlen die Regel.

Der Anfang einer besseren Zeit für die deutschen Einwanderer wird bezeichnet durch die Gründung der deutschen Gesellschaft in Philadelphia am Weihnachtstage 1764. Die angesehensten Deutschen im Staate Pennsylvanien gehörten ihr an. Sie wollte die Einwanderer vor Gefahr der Uebervortheilung durch Kaufleute oder andere Personen schützen und gewährte diesen Schutz durch ihren Anwalt; sie nahm sich ferner Derjenigen besonders an, die wegen gänzlichen Mangels an Mitteln in Dienste treten mußten. Endlich sorgte sie für Kirche, Schule und Hebung der Bildung. Diese Gesellschaft, die seitdem durch das Emporblühen Newyorks und die völlig veränderten Verhältnisse an Glanz und Bedeutung verloren hat, zählt noch gegen 300 Mitglieder.

Die deutsche Gesellschaft in Newyork wurde am 23. August 1784, also gleich nach dem Kriege, gegründet, besonders von alten deutschen Revolutions-Offizieren; Steuben war von 1785 bis 1794 ihr Präsident. Sie gedieh langsam, denn Newyork war zu jener Zeit ein unbedeutender Ort; Boston und Philadelphia ihm in jeder Beziehung überlegen. Erst seit 1820 übertraf Newyork an Einwohnerzahl Philadelphia, und nun entwickelte sich mit fabelhafter Schnelligkeit die Bedeutung der Stadt und mit ihr und dem Zuge der Einwanderung auch die Bedeutung der deutschen Gesellschaft.

Mannichfaltigkeiten.

(Rettungsversuche der Ebergenyi.) Man schreibt aus Wien vom 10. Febr.: Während Julie v. Ebergenyi, die muthmaßliche Mörderin der Gräfin Chorinsky, in ihrer Kerkerzelle der Schlußverhandlung harrt, und ungeachtet der schwerwiegendsten Belastungsmomente beim Leugnen bleibt, scheinen von Verwandten und Bekannten derselben die verschiedensten Pläne ausgesonnen zu werden, um der Angeklagten in ihren Vertheidigungsversuchen beizustehen. Der erste Plan war dahin gerichtet, ein Alibi für die Angeklagte zu beschaffen; allein eine Zuschrift aus Pest, welche hierauf Bezug hatte, fiel, allerdings in verstümmeltem Zustande, in die Hände der Polizei, und es war dem Vorhaben damit die Spitze abgebrochen. In den letzten Tagen bemerkte der Kerkermeister, daß sich ein Polizeisoldat in der Nähe der Zelle der Ebergenyi auffallend viel zu thun mache. Er theilt dieß dem Polizeihauptmann mit, und der Soldat wird sofort verhaftet und eindringlich requirirt. Dieser gesteht, daß ihm eine Frau Zechmeister einen Zettel an die Ebergenyi übergeben habe, und schafft diesen Zettel aus seinem Verstecke herbei. In demselben wird der Ebergenyi folgender Rath ertheilt: Sie möge doch nicht weiter in Abrede stellen, daß sie in München war, wohl aber behaupten, daß sich die Gräfin Chorinsky selbst und freiwillig vergiftet habe, und zwar in Folge eines zwischen ihr (Ebergenyi) und der Gräfin verabredeten amerikanischen Duells. Dieser Zettel ward am Samstag eruirt, und Sonntag, noch bevor die Polizei die Wohnung und Identität der Zechmeister ermittelt hatte, fand sich bereits in einem Wiener Blatte die Nachricht, daß eine gewisse Zechmeister, als der Mitschuld am Morde der Gräfin Chorinsky verdächtig, verhaftet worden sei. Die Folge dieser Nachricht war, daß die Zechmeister sich freiwillig beim Untersuchungsrichter stellte und ein Bekenntniß ablegte.

(Aus Abyssinien.) Der „Times“-Correspondent berichtet aus Annesley-Bay vom 18. Januar: Die Ansicht, daß man mit einer kleinen Truppenzahl nach Magdala vorrücken solle, gewinnt immer mehr die Oberhand; geschieht dieß nicht, so bleibt keine Zeit, vor der Regenperiode den Zweck des Feldzugs zu erreichen, während eine kleine Abtheilung genügenden Proviant im Lande selbst findet und die Anlegung von Magazinen unterbleiben könnte. Es sind nun 19 Elephanten angekommen, welche das Erstaunen der Bevölkerung in hohem Grade erregen; sie findet es unbegreiflich, daß dieselben so fügsam wie Maulthiere sich zeigen. Diesen Morgen lief die erste Locomotive über die Eisenbahn; die Verwunderung der Einwohner läßt sich nicht beschreiben; sie liefen hinten her und erwarteten, sie werde Alles, was vor ihr liegt, zermalmen. An die Eisenbahn zu rühren, wagt nun Niemand mehr; um so schlimmer ergeht es dem Telegraphen, vor dem das Volk keine Furcht zeigt, von dem daher jede Nacht Drähte gestohlen werden; man paßt nun auf, um die Gelegenheit zu erfassen, den Dieben einen elektrischen Schlag zu geben, damit sie Respekt davor bekommen. Fortwährend kommen Abgesandte der Häuptlinge, meist als Spione, hier an; sie schütteln bedenklich den Kopf und wollen nicht glauben, daß so große Vorbereitungen allein wegen der Gefangenen gemacht werden.

(Graf Goltz) hat in Folge der glücklich vollzogenen Operation, die sein Zungenübel erheischte, seine diplomatischen Functionen wieder aufgenommen. Es circulirte über ihn eine nicht übel erfundene Anecdote. Doctor Nelaton erzählt anläßlich seiner Heilung eine kleine Geschichte, die der Aufmerksamkeit der Gelehrten des „Kladderadatsch“ auf das Dringendste zu empfehlen sein möchte. Es war dem Diplomaten strengstes Stillschweigen anbefohlen; gleichwohl wollte er seine Kräfte erproben, indem er in deutscher

Sprach seiner Dienerschaft einen Befehl gab. Unmöglich einen articulirten Laut hervorzubringen — er versucht es dann in französischer Sprache, und, o Wunder! sofort vermag er es, sich mit Leichtigkeit auszudrücken.

(**Verdienter Lohn.**) Man berichtet aus Sovar nächst Eperies in Ungarn folgenden Unglücksfall: „Der 22jährige Gutsbesitzerssohn Ludwig v. Sz., als einer der besten und unermüdlichsten Tänzer im ganzen Comitate bekannt, wettete verflossene Woche mit einem Collegen, daß er eher die Musikanten ermüden könnte, als selbst vom Tanze ermüdet zu werden. Die thörichte Wette galt hundert Ducaten, und der Jüngling tanzte nun unter den Klängen der Musik abwechselnd mit verschiedenen Mädchen elf Stunden ununterbrochen nach einander. Endlich stürzte er mit einem leisen Aufschrei zu Boden und war augenblicklich eine Leiche. Ein Schlaganfall hatte ihn getödtet; er bezahlte die Wette mit seinem Leben."

Correspondenzen.

Offenbach, 9. Februar.

Mit Anfang dieses Jahres ist hier ein längst projectirtes Unternehmen ins Leben getreten, das, wenn es sich als lebensfähig bewährt, von bedeutender Tragweite für die Entwicklung unserer Industrie zu werden verspricht: nämlich eine **Kunstindustrieschule für Musterzeichnen und Modelliren**. Seit der ersten Weltindustrie-Ausstellung im Jahre 1851 zu London ist es den Deutschen klar geworden — und jede folgende Ausstellung hat sie noch mehr darin bestärkt — daß dem deutschen Arbeiter in den höheren Industriezweigen noch viel zu sehr die **künstlerische** Grundlage, das schöne **Formgefühl** abgehe, die man sich seit Jahren in Frankreich und England bestrebt, den jungen Arbeitern in besonderen Schulen beizubringen, wo ihnen nach den besten Mustern aller Zeiten zu zeichnen, zu formen, und durch Beides Geschmack und Fertigkeit zu heben Gelegenheit geboten ist. Diese gewonnene Einsicht von der Nothwendigkeit einer innigeren Durchdringung von Kunst und Handwerk darf geradezu als eine der Hauptterrungenschaften bezeichnet werden, welche sich für Deutschland aus den großen Weltausstellungen zu London und Paris ergaben. Wie wichtig nach Alledem eine solche Anstalt, wenn richtig geleitet und benutzt, für das ganze Land, im höchsten Grade aber für unsere Stadt und die Hebung und Ausbildung des künstlerischen Geschmackes ihrer Arbeitgeber und Arbeitnehmer werden könnte, bedarf keiner weiteren Begründung. Der erste Paragraph des Lehrplanes unserer Kunst-Industrie-Schule bestimmt den Zweck der neuerrichteten Anstalt dahin: „sowohl eigentliche Musterzeichner auszubilden, als wie auch Industriellen Gelegenheit zu geben, sich im Zeichnen und Modelliren in besonderer Berücksichtigung der Anwendung für ihre speciellen Berufszwecke auszubilden." Hoffen wir, daß das junge Institut, zu dem sich bereits ein kleiner Schülerkreis eingefunden, und dem in der Person des Architecten Herrn Hermann Müller aus Darmstadt ein Leiter gewonnen ist, welchem ein guter Ruf vorausgeht, eine segensreiche Entwickelung nehme. Verstehen sich die Offenbacher recht auf ihren Vortheil, so thun sie das Beste selbst dazu! Der Vorstand ist aus einer Anzahl hiesiger Industriellen, Sachverständigen und Beamten passend zusammengesetzt. — Eine andere junge gemeinnützige Anstalt unserer Stadt, freilich von einer der ersteren sehr verschiedenen Art, die **Suppenanstalt**, nimmt fröhliches Gedeihen. Es werden täglich an 700 Portionen verabreicht.

Frankfurt, 12. Februar.

Zwar hat der Dichter selbst seinem **west-östlichen Divan** „Noten und Abhandlungen zum besserem Verständniß" mit auf den Weg gegeben, immerhin aber wird jedem Leser, welcher die spät gezeitigte, köstliche Frucht dieser Liedersammlung — das ist die Bedeutung des persischen Wortes — voll genießen will, ein kundiger Interpret nöthig und willkommen sein. Indem Dr. **Bernays** in der vorletzten seiner Vorlesungen das Führeramt über sich nahm, legte er das Wesen des Orients und seiner in Ergebung und beschaulichem Lebensgenuß wurzelnden Dichtung, sowie die äußeren Veranlassungen dar, welche Goethe bestimmten, jedes seiner Lebensalter ganz erfüllend, zu dem eben neu erschlossenen Osten zu flüchten und als zweiter Hafis über Liebe, Poesie und Wein in morgenländischer Art und Form, aber in deutschem Sinn zu singen. In der Betrachtung und Erklärung der einzelnen Partieen der Sammlung wurde die schönste derselben, das Buch Suleika, welches eine im Herbst 1815 in dieser Stadt gefundene Liebe leidenschaftlich feiert, und insbesondere das in seiner kosmischen Mystik großartige „Wiederfinden" zumeist besprochen. ⊙

Laube und Halm. Laube's Schauspiel „Böse Zungen" war von der Censurbehörde für zulässig erklärt, sobald darin eine kleine Aenderung vorgenommen würde. Dazu erklärte sich Laube bereit. Halm aber schickte das Manuscript mit einem Schreiben zurück, in welchem die früher zugesagte Annahme wieder zurückgezogen wurde. Halm begründet diese Ablehnung damit, daß es der Würde des Hofburgtheaters nicht angemessen sei, „seine Bretter einem offenkundigen und übelwollenden Gegner als Feld für dessen Wirksamkeit, vielleicht gar als Arena für Partei-Umtriebe einzuräumen." Auch müsse er annehmen, daß Laube selbst keinen Werth darauf lege, sein Stück auf einem Theater dargestellt zu sehen, auf dem er die Kunst zum Handwerk herabgesunken finde, und dessen Zustände er verwirrt und dem Verfalle sich zuneigend zu nennen oder nennen zu lassen beliebe. — Vor einigen Tagen hatte es geheißen, Halm werde durch Laube wieder von der General-Intendanz verdrängt werden.

„Am warmen Ofen" heißen drei Erzählungen des trefflichen **E. Souvestre**, von **R. Müldener** in das Deutsche übertragen (Langensalza, Verlagscomptoir). In der ersten schildert der (katholische) Verfasser ein Idyll in einem protestantischen Pfarrhause, in der zweiten ein Arbeiterleben, in der dritten Scenen aus seiner britonischen Heimath in der Revolutionszeit. Ihre Einfachheit und sittliche Tendenz empfiehlt sie auch den deutschen Volksbibliotheken.

Philharmonischer Verein.

Sonntag, den 16. Februar, Abends 7 Uhr,

Zweites Concert

im großen Concert-Saale,

unter gefälliger Mitwirkung der Fräulein **Mina Medal**, Hofopernsängerin in Mannheim, und des Herrn **Louis Lübeck**.

Programm.

1) **Symphonie** in B-dur von J. Haydn.
2) **Arie** aus „Der Prophet" von Meyerbeer, gesungen von Frl. Medal.
3) **Concert für Violoncello** Nr. 9 von Romberg, vorgetragen von Herrn L. Lübeck
4) **Lieder**, gesungen von Fräulein Medal:
   a) Schottische Ballade: „Tom der Reimer" von Löwe
   b) „Widmung" von R. Schumann.
5) **Solostücke für Violoncello**, vorgetragen von Herrn L. Lübeck:
   a) „Phantasiestück"
   b) „Canzonetta" } von L. Lübeck.
   c) „Nocturne"
6) **Ouverture** zur Oper „Der Freischütz" von C. M. v. Weber.

Das Orchester steht unter der Leitung des Herrn Director **Friedrich**.

Saal-Eröffnung um halb 7 Uhr.

Eintrittskarten

ein Logenplatz	fl.	1. 45	kr.
ein nummerirter Saalplatz	„	1. —	„
erste Gallerie	„	— 30	„
zweite Gallerie	„	— 18	„

sind in den Musikalienhandlungen der Herren **André**, **Henkel**, **Schott** und **Wolff**, bei dem Hausmeister des Saalbaues und Abends an der Casse zu haben.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 15. Febr.: **Die Entführung aus dem Serail**, große Oper in 3 Acten von Bretzner. Musik von W. A. Mozart.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 92.)

Für die Redaction verantwortlich: J. S. Litz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 47. Sonntag, den 16. Februar 1868.

Auf dem Thurme des artesischen Brunnens.

Novelle von Heinrich Sandbank.

(Fortsetzung.)

Die Gruppe befand sich jetzt an der Kreuzung mehrerer Alleen. Einen Augenblick steht sie still, knäuelt sich zusammen, um gleich darauf weit auseinander zu fahren. Ein Theil schwenkt rechts, ein anderer Theil links ab, Diese schreiten weiter vorwärts, Jene kehren um und gehen wieder dem Ausgangspunkt zu. Nach solchermaßen erfolgter Auflösung der Gruppe befand sich Julius Lauchgruber allein an der Seite Hortensiens; Beide gingen nun nebeneinander im Gespräche vertieft.

Wie Frau von Terskow des Paars so in inniger Unterhaltung mit einander ansichtig wurde, riß sie den Faden ihres Klatschgesprächs plötzlich ab und sagte zu ihrer Begleiterin:

„Sehen Sie doch nur, liebe Freundin, unsere Kinder! Wie vortrefflich sie zu einander passen!"

„In der That, Frau von Terskow, sie sehen einander so ähnlich, als wären sie Schwester und Bruder."

Die Aehnlichkeit war wirklich schlagend: Julius Lauchgruber hatte ein rundes, volles Gesicht, Hortensia ein längliches, zartes mit einem etwas schwärmerischen Zuge; sein Haar von Kopf und Vollbart war tief schwarz, ihre Locken kastanienbraun; er war stark breitschulterig, fast robust, sie schlank, edel gebaut.

„Und wie gut sie sich mit einander unterhalten!" fuhr Frau von Terskow fort. „Sie scheinen Gefallen aneinander zu finden."

„Wem sollte ein Fräulein wie Ihre Tochter', Frau von Terskow, nicht gefallen! Sie ist das wahrhafte Muster einer Dame vom Adel."

„Ihrem Sohne, liebe Frau Commerzienräthin, fehlt auch nur der Adel, um ein vollkommener Mensch zu sein", gab Frau von Terskow das Compliment zurück.

„Ach", seufzte die bürgerliche Frau, „mein Mann gibt sich alle nur erdenkliche Mühe, unserer Familie diese Auszeichnung zu verschaffen."

„Nun, liebe Freundin, sie wird Ihrer Familie unfehlbar zu Theil werden! Ein günstiger Zufall hat uns zusammengeführt. Sobald ich wieder zu Hause bin, will ich um eine Audienz bei Seiner Majestät dem Könige nachsuchen, und seien Sie überzeugt, ich werde erwirken, daß der Herr Commerzienrath in den Adelsstand erhoben werde."

„Sie werden uns Alle für das Leben verbinden, Frau von Terskow!"

„Außer dem Adel soll Ihr Mann auch noch eine Decoration und einen Geschlechtsnamen von mehr adeligem Klang erhalten. Sehen Sie, liebe Freundin, Lauchgruber klingt gar zu bürgerlich. Für eine Adelsfamilie paßt ein Name am besten, der sich auf „itz" oder „plitz" endigt. Wie heißt denn nur das Rittergut, wegen dessen Ankaufs der Herr Commerzienrath in Unterhandlung steht?"

„Tschetschaun."

„Charmant! prächtig! unübertrefflich wohlklingend, Frau Lauchgruber! von Tschetschauwitz oder von Tschetschaunplitz! das wäre ein Name, um den Sie manch altadelige Familie beneiden würde; von Tschetschaunplitz soll Ihre Familie heißen!"

„von Tschetschaunplitz, o wie schön!" rief die Bürgerliche im Tone tiefer Sehnsucht aus.

Unter diesem eifrigen Gespräch über die schönen Aussichten in die Zukunft hatten sich die beiden Frauen in eine Seitenallee entfernt, und indem sie sich hier auf einer leerstehenden Bank niederließen, fuhr Frau von Terskow fort, der Bürgerlichen die adelige Zukunft ihrer Familie mit glänzenden Farben auszumalen:

„Sehen Sie, liebe Freundin", sagte sie, „als von Tschetschaunplitz stände Ihrer Familie nichts im Wege —"

„Nein, es wäre das höchste Glück, das wir erreichen könnten!"

Frau Lauchgruber, in der Idee schwelgend, einst den schönen Namen von Tschetschaunplitz zu führen, war außer Stande, den Nachsatz zu errathen, welchen Frau von Terskow nicht aussprach. Diese versetzte darum:

„Nichts wäre dann Ihrer Familie unerreichbar. Ihre Töchter könnten ihre Wünsche geradezu auf Gardeoffiziere richten, Ihr Sohn könnte um die Hand eines Fräuleins von altadeligem Geschlechte anhalten; ich selbst würde ihm die Hand meiner Tochter nicht abschlagen."

„Gute Frau von Terskow, ich bitte, lassen Sie ab!" wehrte die Bürgerliche mit vor Freude erstickter Stimme ab. „Das Glück wäre gar zu groß — Gardeoffiziere für meine Töchter, mein Sohn —"

Die betäubte Frau konnte nicht ausreden.

„Zweifeln Sie nicht, Frau Commerzienräthin; ich würde Ihrem Sohne meine Tochter zur Gemahlin geben."

„Wenn sie nicht verlobt wäre, wollen Sie sagen, Frau von Terskow."

„Verlobt! Wer ist verlobt? Meine Hortensia wäre verlobt? Wer hat Das gesagt?" rief Frau von Terskow höchst unwillig aus.

„Nicht? Ich glaubte es von Ihnen selbst gehört zu haben."

„Von mir? Da haben Sie mich wohl mißverstanden, liebe Freundin! Mit wem sollte sie verlobt sein?"

„Mit — er wohnt bei Ihnen, ein Professor, glaube ich, — ist es —"

„Mit Dem? ha, ha, ha! mit einem Schulfuchs, einem Bürgerlichen? ha, ha, ha! Wo denken Sie denn hin, Frau Lauchgruber?"

„Wechselt Ihre Tochter nicht mit ihm Briefe? Sie hat, glaube ich, vor Kurzem erst an ihn geschrieben."

„Das soll sie nicht mehr thun! Das soll sie nicht, wenn es zu solchen scandalösen Vermuthungen Anlaß gibt; ich werde es ihr strengstens untersagen."

(Fortsetzung folgt.)

Die deutschen Haare. *)

Unvermischtes deutsches Volk hatte vor Zeiten, wie heute noch, blaue Augen und blondes Haar. Zahlreiche Stellen römischer Schriftsteller beurkunden, daß die dunkelhaarigen Südländer beides bewunderten und fürchteten; denn das Feuer des hellen Auges, wie die Fülle des goldfarbenen Haupthaares der streitbaren Germanen setzte Cäsars Legionen eingestandenermaßen in Schrecken. Nicht lange währte es, und Roms überfeine, üppige, vorne me Welt trug röthliche, blonde, deutsche Haare, theils ächt, theils nachgeahmt durch ätzende Haarfärbemittel. Auch das moderne Rom an der Seine glaubte den altcäsarischen Schwindel dieser Tage nachäffen zu sollen. Es wiederholt nachgerade das altrömische Leben der Kaiserzeit in's Einzelnste hinein mit wahrhaft erschreckender Treue. Das wissen französische Wirthschaftslehrer und Wächter der öffentlichen Sittlichkeit grell genug zu erzählen. Doch davon wollten wir nicht reden.

Man ist im Allgemeinen gewohnt, sich unter den alten Deutschen „rothborstige Barbaren" vorzustellen, Bärenhäuter, welche weder Sinn noch Zeit für die Pflege des Körpers und seines natürlichen Schmuckes, des Haares, gehabt hätten. Dem ist jedoch nicht so.

Denn Tacitus erzählt uns (Germ. 38) von den Swewen, „daß sie die Haare künstlich aufgeringelt und in einen Knoten geschürzt hätten." „Bei anderen Völkern", fährt er fort, „geschieht dieß entweder wegen einiger Verwandtschaft mit den Swewen, oder noch öfter aus Nachahmung; selten jedoch, und nur so lange sie jung sind. Die Swewen binden ihr grauses Haupthaar, bis es grau ist, nach hinten, oft auch blos über dem Scheitel zusammen. Die Vornehmen sind hierin prunkvoller. Dieß ist ihr Putz, gewiß ein unschuldiger."

Martial 8,65 belegt die Behauptung von der Werthschätzung deutscher Haare im alten Rom, indem er sagt:

„Haupthaar schickt' ich dir, Lesbia, zu von dem nödlicher Volke,
daß du durch dieses erfährst, um wie viel blonder dein Haar."

Oder 5,37:

„Mit ihrem Haar übertraf sie das Bließ selbst bätischer Heerden,
selbst noch den goldenen Glanz jener Geflechte des Rheins."

Aus Ovids Buch der Liebe 14,45 erfahren wir, daß sich die Römerinnen mit deutschen Haaren schmückten, welches man gefangenen Mädchen aus Deutschland abgeschnitten.

„— Jetzt schickt dir Deutschland Geflechte mit seinen Gefangenen,
schmückt dich nun dieser Tribut des überwundenen Volks.
O wie erröthest du nun; wenn einer bewundert dein Haupthaar,
sagst du selber: anjetzt räth er, wie hoch es mich kam,
ach, und ich weiß nicht, welche Sykambrin statt meiner gelobt wird."

Die römischen Frauen suchten nicht selten künstlich zu erzielen, was ihnen die Natur versagt hatte, und bedienten sich allerhand Haarbeizmittel, die sie aus Deutschland bezogen, namentlich der Seife, welche aus Mattach (vielleicht im Hessischen) in Kugel- oder Ballform nach Rom geliefert wurde. Dahin zielt Martials Spott 14,27:

„Willst du, Graue, vielleicht deine alten Haare noch ändern?
Nimm nur mattachischen Ball. Freilich wozu? da du kahl!"

*) Aus der „Beilage zur Schwäb. Volks-Ztg.".

Und Ovid art. amat. 3,163 sagt:

„Mit germanischen Kräutern behandelt die Frau ihren Graukopf,
trachtet zu bessern durch Kunst seine natürliche Farb."

Derselbe 14,26:

„Beizt nicht ein ätzender Seifenschaum die teutonischen Locken?
drum der Gefangenen Haar stünde dir besser wohl an."

Plinius erzählt in seiner Naturgeschichte 28,51:

„Auch ist Seife gut, eine Erfindung Galliens zum Röthen der Haare. Man macht sie aus Fett und Asche(nlauge). Am besten von Buchen oder Ahorn, in zweierlei Gestalt, fest und flüssig; beide Arten sind bei den Deutschen in Gebrauch, doch mehr bei den Männern als bei den Frauen."

Es erhellt hieraus, wie die Seifenbereitung den Römern etwas Neues und wie sie eine Erfindung der alten Deutschen war. Sonder Zweifel stammt das lateinische sapo von dem niederdeutschen sepe und ist dieses Wort durch Handelsleute nach Rom gekommen, wie das deutsche Wort Gans „gaesus" durch deutsche Federnhändler in Rom bekannt ward. Ein Volk, das mit dem Seifengebrauch am Kopfe anfing, konnte unmöglich schmutzig sein. Die Geflechte, Zöpfe oder Hörner scheinen mit vielem Fleiß und nicht ohne Geschmack aufgeringelt worden zu sein. Immerhin kamen sie den Römern fremd und abenteuerlich vor.

Daher Martial bei Gelegenheit der Schilderung eines Triumphzuges sagt:

„Gingen Sykambrer daher, die Haare in Knoten gebunden,
Mohren darnach, ihr Haar wieder von anderm Geflecht."

Und Juvenal 13, 164:

„Wer bewunderte nicht das Blau des germanischen Auges
und das in feuchte Locken gedrehte Gehörne des Haupthaars?"

Aus einem Spottgedichte Martials geht hervor, daß das Roth der deutschen Haare kein brennendes sein konnte, weil er im Gegensatze zu diesem das brandrothe Haar eines Römers durch seine Hechel zieht. Es wird wohl roth wie Gold und blond wie Flachs und Seide gewesen sein. Noch in der Kudrun ist Haar gleichbedeutend mit Flachs:

1006. „Sumliche muosten spinnen und bürsten ir den har."

Die alten mittelhochdeutschen Gedichte wissen nur von einem gelben Haare.

„Nene junkfrow was mi nu so lef
Darbörch ich min gele krus har affschned."
(Uhld. Volksl. I. S. 250.)

„Sie rauf ir weiße hende
raust auß ir gelweiß har." (Ebendaselbst 1, 286.)

„Die junkfraw in ir kamer trat,
ir gelbes har in seiden flacht." (1, 147.)

„Da stund dasselbig Junkfrewlein
in seinem garten allein,
sie pflanzt ir gelbes hare,
von gold hat es ein farb" — (1, 105.)

„Hett ich ein buolen als mancher hat,
ich wolt im aufbinden sein gelbes har
mit eitel brauner seiden." (1, 89.)

„Er bat sie solt im 1—
sein gelbes hürlein im erzansen." (1, 148.)

und noch viele andere Stellen.

Dagegen fand man damals an braunen Augen Gefallen, daher das Lied:

„Er fuor in einer fraw wirtin haus,
die wirtin sah zum fenster rauß
mit ire braunauglein — hederle,
zum fitz und federle —
mit ihre braunäuglein klare." (2, 734.)

Darum sagt der „Danhuser" (2, 770):

„Die jüngste tochter die wil ich nid,
sie treit den teufel in ire,
ich giehs an ire brun augen an,
wie er in ire tuot brinnen."

Oder:

„Gott grüß euch frau maleein hübsch und fein,
wo habt ir eur schwarzbrauns töchterlein?" (2, 711:)

und noch an vielen Stellen, z. B. 1, 64. 1, 68. 1, 222 ꝛc.

Dieses „schwarzbraune Mädigen" lebt noch heute im Volkslied, wie wir je auf den ersten März sattsam zu hören bekommen. Allmälig findet das Volkslied aber auch kästenbraune und nußbraune Haare schön, nachdem es neben den „gelweißen" Haaren lange schon die braunen Augen besungen hatte. Alle alten Kräuterbücher, z. B. ortus sanitatis, Adam Lonicerus, Verzascha ꝛc. haben Anweisungen, die Haare gelb zu färben. Man nahm meistens Ringelblumen- oder Tausendguldenkaut-Absud dazu. Und als wir kürzlich wieder alte Ebenbilder aus der and Michael Wohlgemuths, Albrecht Dürers und anderer alter Meister gesehen, drang sich uns die Ueberzeugung auf, daß die „Pfeffersäcke" ihren gülde-nen Haaren durch Beize nachgeholfen haben müssen, denn so hübsch gleichmäßig roth trifft man doch Kunz und Heinz nicht in alleweg nebeneinander.

Die Mißgunst gegen die rothen Haare scheint erst im Mittelalter aufgekommen zu sein, möglicherweise durch die Volksgestalt des „Erzschelmen Judas", der beharrlich mit rothen Haaren gemalt wurde. Wir erinnerten uns des alten Gesellen wieder, als wir im Salzgries zu Wien gewisse Aschkenazim von brennendem Haupthaare (aber auch mit blauen Augen) einherwandeln sahen. Diese finden sich nur unter den polnischen und deutschen Juden. Die dickschädeligen Sephardim, die spanischen und marokkanischen Juden scheinen sie nicht unter sich zu haben. Das Roth der gälischen Race ist uns noch nicht zu eigener Anschauung gekommen. Aber so viel wir auch unter anderen Menschenracen Rothe sahen, so hatte doch weder ihr Haar das Weiche, wir möchten sagen Sanfte, Anziehende der germanischen Locken, noch spiegelte sich die Aufrichtigkeit, Geradheit und Treue des deutschen, blauen Auges in dem fremden Azur der Nichtgermanen.

Ein Kästenbrauner.

Frankfurter Theater.

„Die Entführung aus dem Serail". — „Margarethe".

Mit der Wiederaufnahme der „Entführung" in das Repertoire der hiesigen Oper erfüllte man nicht nur eine unzweifelhafte Verpflichtung gegen deren unsterblichen Componisten, sondern tilgte vielmehr einen Theil der nationalen Schuld an ihm. Es wird ja wohl Niemand bezweifeln, daß es allen Opernbühnen Deutschlands obliege, sämmtliche Opern Mozart's, von „Idomeneo" angefangen, vorzuführen und dauernd auf den Brettern zu erhalten. Dieß gebietet nicht nur der hohe musikalische Werth derselben, sondern noch mehr der Umstand, daß ihr Schöpfer zugleich der eigentliche Begründer unserer heutigen vaterländischen Oper, und zwar eben mit der in Rede stehenden, gewesen ist.

Kaiser Joseph II., der, obwohl ein großer Schätzer und Verehrer von Mozart's außerordentlichem Genie, leider so wenig für genügende Sicherung von dessen materieller Existenz that, haben wir eigentlich das Vorhandensein der „Entführung" zu danken. Gleichwie er den erst zwölfjährigen Knaben 1768 schon veranlaßte, eine Opera buffa: „La finta semplice" zu schreiben, so beauftragte er 1781 den fünfundzwanzig Jahre zählenden jungen Mann zur Composition der genannten Oper. Hiebei soll ihn die Absicht geleitet haben, seinen Wienern die Vorliebe für die italienische Musik abzugewöhnen und der deutschen zuzuwenden.

Als Wolfgang Amadeus diese Oper schrieb, war er glücklicher Bräutigam; Konstanze, die er bald darauf heimführte, hieß die Braut. War es da wohl zu verwundern, daß er das ihm gebotene Opernbuch, in dem eben auch eine Konstanze eine Hauptrolle spielte und als Musterbild wahrer, innigster und treuester Liebe prangte, mit Begeisterung ergriff, mit Begeisterung componirte! Und mußte da nicht aus der Tiefe seines Genius, getrieben von so heiligem Feuer und geläutert durch vollendetes Wissen und Können, eine der herrlichsten und duftigsten Blüthen emporsteigen! Der glänzende Erfolg des am 12. Juli 1782 in Wien zum ersten Male aufgeführten Werkes, das Urtheil aller Kenner, ja der gesammten deutschen Nation bestätigt die Wahrheit dieser Thatsache. Heut zu Tage noch dringen die von süßem Wohllaut erfüllten, tief-seelischen Töne mit unwiderstehlicher Macht in die Herzen der Hörer und athmen, unbedeutende Ausnahmen abgerechnet, eine Jugendfrische, welche die Enkel in nicht minderem Maße entzückt, als einst deren Großväter. Daß man auch hier in Frankfurt sich willig dem wunderbaren Eindrucke des Werkes hingibt, bewieß der zahlreiche Zuspruch des Publikums bei den beiden bis jetzt stattgefundenen Aufführungen.

Obigen allgemeinen Ausspruch durch näheres Eingehen auf Einzelnheiten des Werkes zu erhärten, läge eigentlich im Bereiche unserer Pflicht und wäre eine ebenso würdige, als lohnende Aufgabe. Wir glauben aber dem freundlichen Leser einen Dienst zu erweisen, wenn wir, bescheiden zurücktretend, einem Größeren Platz machen, — den Meister selbst reden lassen.

Nicht häufig ist man in der glücklichen Lage, einen großen Künstler in der geheimen Werkstätte seines Schaffens belauschen und beobachten zu können, wie er dabei vorgegangen. Noch seltener wird man aus seinem eigenen Munde erfahren, welche Absichten ihn dabei geleitet, wie er selbst über sein Werk urtheile. Die hinterlassenen Briefe des Sohnes Mozart an seinen Vater setzen uns glücklicher Weise in Stand, dieß im gegebenen Falle thun zu können. Wir wollen das Wichtigste daraus mittheilen.

Gegen das Textbuch und darin gebrauchte Versarten mochte der Vater wohl manchen Tadel ausgesprochen haben. Diesen theils bestätigend, theils entkräftend, thut der Sohn folgenden Ausspruch: „Ich weiß bey einer Opera muß schlechterdings die Poesie der Musik gehorsam Tochter seyn. — Warum gefallen denn die wälschen komischen Opern überall, sammt alle dem Elend, was das Buch hat? — sogar in Paris, wovon ich selbst Zeuge war?" — (Heute gerade noch, wie damals!) — „Weil da ganz die Musik herrscht und man darüber Alles vergißt; um so mehr muß ja eine Opera gefallen, wo der Plan des Stückes gut ausgearbeitet, die Wörter aber nur bloß für die Musik geschrieben sind, und nicht hier und dort, einem elenden Reime zu gefallen (die doch, bey Gott, zum Werthe einer theatralischen Vorstellung, es mag seyn, was es wolle, gar nichts beitragen, wohl aber eher Schaden bringen), Worte stehen, oder ganze Strophen, die des Componisten ganze Idee verderben. — Verse sind wohl für die Musik das Unentbehrlichste — aber Reime — des Reimens wegen das Schädlichste; die Herren, die so pedantisch zu Werke gehen, werden immerhin sammt der Musik zu Grunde gehen. Da ist es am besten, wenn ein guter Componist, der das Theater versteht und selbst Etwas anzugeben im Stande ist, und ein gescheidter Poet, als ein wahrer Phönix, zusammen kommen — dann darf Einem vor dem Beifalle des Unwissenden auch nicht bange sein." (Hiezu müßten Randglossen von Richard Wagner sehr interessant sein.)

Wie scharf und treffend Mozart Charaktere und Individuen in Tönen zu zeichnen versteht, wissen wir Alle. Aber wie bewußt er dabei zu Werke ging, konnte nur er selbst uns mittheilen. Er sagt darüber unter Anderem: „Der Zorn des Osmin wird dadurch in das Komische gebracht, weil die türkische Musik dabey angebracht ist. — Das: Drum beym Barte des Propheten ꝛc. — ist zwar im nämlichen Tempo, aber mit geschwinden Noten — und da sein Zorn immer wächst, so muß, da man glaubt, die Aria sey schon zu Ende — das Allegro assai — ganz in einem anderen Zeitmaße und anderem Tone eben den besten Effect machen; denn ein Mensch, der sich in einem so heftigen Zorne befindet, überschreitet ja alle Ordnung, Maß und Ziel, er kennt sich nicht — und so muß sich auch die Musik nicht mehr kennen. Weil aber die Leidenschaften, heftig oder nicht, niemals bis zum Ekel ausgedrückt seyn müssen, und die Musik, auch in der schaudervollsten Lage, das Ohr niemals beleidigen, sondern doch dabey vergnügen, folglich allezeit Musik bleiben muß, so habe ich keinen fremden Ton zum F (zum Tone der Aria) sondern einen befreundeten, aber nicht den nächsten, D minore, sondern den weiteren, A minore, dazu gewählt." (Was würde da ein Componist heutiger neuester Schule angestellt haben? — „Nun die Aria von Belmonte in A-dur: „O wie ängstlich, o wie feurig ꝛc.", wissen Sie, wie es ausgedrückt ist — auch ist das klopfende Herz schon angezeigt — die Violinen in Octaven. — Man sieht das Zittern, Wanken, man sieht, wie sich die schwellende Brust hebt, welches durch ein Crescendo exprimirt ist; man hört das Lispeln und Seufzen, welches durch die ersten Violinen mit Sordinen und einer Flauto mit im Unisono ausgedrückt ist. — Der Janitscharen-Chor ist als solcher Alles, was man verlangen kann, kurz und lustig und ganz für die Wiener geschrieben. Die Aria von der Constanze habe ich ein wenig der geläufigen Gurgel der Mlle. Cavalieri aufgeopfert." (Da Mozart sich hier selbst anklagt, dürfen wir wohl hinzufügen, daß wir diese Concession, sowie die spätere in der Partie der Königin der Nacht, als dem Geiste der Composition fremd, stets bedauern.) — „Die Ouvertüre ist ganz kurz, wechselt immer mit Forte und Piano ab, wo beym Forte allezeit die türkische Musik einfällt, modulirt so durch die Töne fort, und ich glaube, man wird dabei nicht schlafen können, und sollte man eine ganze Nacht hindurch nicht geschlafen haben."

Ueber den Erfolg schreibt er nach der zweiten Vorstellung: „Im zweiten Akte wurden die beiden Duetts, wie das erste Mal, und dann das Rondo von Belmonte: „Wenn der Freude Thränen fließen ꝛc." wiederholt. Das Theater war noch fast voller als das erste Mal; den Tag vorher konnte man schon keine gesperrten Sitze mehr haben, weder auf dem noble parterre, noch im dritten Stocke, und auch keine Loge mehr. Die Oper hat in den zwei Tagen 1200 fl. getragen." Und er mußte in kurzer Frist sein Werk für Harmoniemusik arrangiren, damit ihm nicht ein Anderer zuvorkomme und statt seiner „den Profit" habe!!

Wieder auf die in Besprechung stehende Aufführung zurückkommend, können wir die Bemerkung nicht unterdrücken: Hätte sich die Ueberlieferung, wie Mozarts Werke vorgeführt, vor Allem gesungen werden müssen, mit diesen in gleicher Unwandelbarkeit erhalten, welch erhöhten Genuß würden sie uns bieten! Leider ist aber seit zwei Jahrzehnten bereits die Klage allgemein, daß die guten Mozart-Sänger eigentlich ausgestorben seien. Selbst Wien und Berlin leiden Mangel daran! Kann es uns da wundern, wenn wir hier in Frankfurt auch nicht besser damit bestellt sind? Wäre es da nicht ungerecht, wenn wir von unsern Sängern mehr verlangen würden, als man an jenen Orten zu leisten vermag? Es bleibt uns daher nichts übrig, als unsere Forderungen auf ein ziemlich bescheidenes Maß herabzustimmen. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, kann man dem Fleiße und der Hingebung sämmtlicher Darsteller, sowie der Leistung des Orchesters lobende Anerkennung im Allgemeinen nicht versagen. Fräulein Sessi (Konstanze) war sichtlich bemüht, der schwierigen Aufgabe möglichst gerecht zu werden. Sie wußte ihre schönen Stimmmittel zur gebührenden Geltung zu bringen und auch dem colorirten Theile ihrer Partie Rechnung zu tragen. Auf tiefen Gefühlsausdruck schien sie jedoch weniger Werth zu legen Warum die Dame ihre zweite, so herrliche Arie: „Traurigkeit ward mir zum Loose" ausließ, ist uns unbekannt. Der Belmonte des Herrn Cassio war, wenn man die Jugend des Sängers, die Kürze seiner Bühnen-Laufbahn und die Schwierigkeit seiner Rolle berücksichtigt, anerkennenswerth. Am besten gelang ihm die erste Arie. Seine noch unverdorbene, des Wohlklangs nicht entbehrende Stimme dürfte bei entsprechendem Fleiße und richtiger Anleitung zu schöner Entwicklung gelangen. Mit Fräulein Labitzky als Blondchen vollkommen zufrieden zu sein, hatte man alle Ursache. Sie war in der That allerliebst, voll Muntrekeit und Laune und sang ihre Partie untadelhaft. Der Osmin des Herrn Dettmer gehörte einst zu seinen besten und beliebtesten Rollen; jetzt hält die Leistungsfähigkeit zwar nicht mehr gleichen Schritt mit dem guten Willen, läßt aber noch immer an manchen Stellen die frühere Tüchtigkeit erkennen. Herr Baumann, der seine Arie wegließ, wirkte als Pedrillo in gewohnter Sicherheit. Ueber die Leistung des Chores ist bei der geringen Ausdehnung derselben nichts zu sagen. Der Beifall von Seite des Publikums war ein im Ganzen mäßiger.

Man hat seiner Zeit Mozart den Sänger der Liebe par excellence genannt. Dasselbe Prädikat legen heutzutage die Franzosen ihrem Charles Gounod bei, seit er seine „Margarethe" geschrieben. In der That liegt in dieser Bezeichnung etwas Wahres. Aber welcher Unterschied! Während sie bei Ersterem einen unendlichen Reichthum umschließt und doch nur einen Theil seiner großartigen Wirksamkeit bezeichnet, so verengert sie sich bei Letzterem zu bescheidener Umgränzung, in welcher beinahe ausschließlich der Boden seiner verdienstlichsten künstlerischen Thätigkeit eingeschlossen ist. Wir Deutsche müssen zu diesem Schlusse kommen, weil wir von allen seinen Opern, als: Sapho, la Nonne sanglante, le Medecin malgré lui, Philemon et Baucis, Mireille etc. und der auf Darmstadt beschränkt gebliebenen „Königin von Saba", nur die obengenannte und seine neueste, „Romeo und Julie" genau kennen. Dorin nehmen die Leiden und Freuden zweier Liebenden unser Interesse ausschließlich in Anspruch; deren Schilderung in Tönen allein hat den Componisten so berühmt und beliebt gemacht und nur in ihm ist er wirklich originell, geistreich, sinnig und ergreifend. Alle anderen Personen, die sich um Jene herumbewegen, stehen stark im Schatten, darunter auch Mephistopheles. Wir begreifen zwar, daß der „Geist, der stets verneint", kein besonders günstiges Object zu musikalischer Betonung sein kann, nicht aber, daß er deßhalb in einen zahmen Intriguanten verwandelt, ja sogar zur „lustigen Person" verunstaltet werden mußte. Und Siebel, Marthe! Valentin allein macht in seiner Sterbescene eine ehrenvolle Ausnahme.

Mehr Worte über eine Oper zu machen, deren Weisen bereits zum Gemeingut aller Welt geworden sind, halten wir für überflüssig. Aber interessant ist es, der Wege sich zu erinnern, auf welchen Gounod zu seiner neuesten Richtung gelangte. Wer ihn, wie der Verfasser dieser Zeilen, schon im Anfang seiner Laufbahn kannte, wird wissen, daß er, aus Italien kommend, sich in der Schreibart Palästrina's und der altitalienischen Schule überhaupt mit Glück versuchte, hier in Deutschland sich mit Eifer dem Studium Bachs und anderer großer Meister hingab, später einen Salto mortale in Berlioz's Gebiet machte, um endlich zu der geläuterten Art zu gelangen, die seine neuesten Erzeugnisse kennzeichnet. Dieser Bildungsgang verschaffte ihm einen weitumfassenderen Blick als sonst seine Landsleute besitzen, und verleiht seinen Werken eine höhere Weihe, die den neueren französischen Operncomponisten beinahe gänzlich fehlt.

Die dermalige Aufführung der „Margarethe" schien unter keinem günstigen Sterne zu stehen. Das plötzliche Unwohlwerden des Herrn Coloman-Schmidt hätte sie beinahe ganz unmöglich gemacht, hätte Herr Cassio sich nicht bereitwillig herbeigelassen, die Rolle des Faust ohne vorausgegangene Orchesterprobe zu übernehmen. Die sehr zahlreichen Besucher des Theaters waren ihm hierdurch zu großem Danke verpflichtet, und auch wir strecken, in Anbetracht dieses anerkennenswerthen Muthes und der ungestörten Durchführung einer so schwierigen Aufgabe, unsere kritischen Waffen. Die Rolle der Margarethe gehört zu den gelungensten der Fräulein Sessi. Schon bei ihrem ersten Auftreten in derselben, als hier noch ganz unbekannter Gast, eroberte sie die Herzen aller Hörer im Sturme. Sie besitzt aber auch Alles, was sie gerade zu dieser besonders befähigt: Jugend, Anmuth der Erscheinung, Reiz der Stimme, Innigkeit und Belebtheit. Nächst ihr wirkte besonders Herr Köhler durch die Schönheit seiner Stimme, minder durch die Darstellung seines Mephistopheles. Fräulein Labitzky's „Siebel" trug den Stempel frischer Jugendlichkeit und musikalischer Sicherheit. Für Herrn Rietz war der Valentin wohl eine zu schwere Aufgabe. Chor und Orchester sind in dieser Oper sonst immer besonders rühmenswerth, heute schien uns ihre Leistung etwas abgeblaßt. Auch der Beifall des Publikums erreichte dießmal nicht den Höhenpunkt früherer Vorstellungen derselben Oper. △

Frankfurt, 15. Februar.

Das große Concert von Herrn Julius Sachs am 18. d. M. hat zwar alljährlich ganz besondere Magnete aufzuweisen. Dieses Jahr aber zeichnet es sich durch eine wahre Ueberfülle von zum Theil ersten Namen aus. Wir brauchen nur wiederzugeben, was das Programm von Mitwielenden nennt: die Damen Peschka-Leutner — Perl, die Herren Nachbaur — Singer — Lübeck — Friedr. Haase — M. Wolff — Rhode und Backhaus. Bei solcher Vereinigung von ausgezeichneten Kräften, die man sonst in Privat-Concerten gar nicht findet, kann eine Massenbetheiligung des Publikums nicht ausbleiben.

Herr Professor Hofert eröffnet heute im „Hôtel l'Union" die Vorstellungen mit seinem Hydro-Oxygen-Mikroskop, das schon von früher her sehr vortheilhaft bekannt ist. Wir machen das Publikum auf diese außerordentlich interessanten Darstellungen hiermit besonders aufmerksam.

Frankfurter Kunstverein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

J. L. Buhl in Frankfurt: Partie bei Innsbruck — Schloß Brannenberg im Innthal. — Hugo Kauffmann in Cronberg: „Jägerlatein." — Friedrich Schierholz in Frankfurt: Eine Portraitbüste. — F. Türk in München: Eine kleine Schulmeisterin. — Richard Fresenius in Karlsruhe: Kühhornshof bei Frankfurt a. M. — Bauernhof bei Karlsruhe. — Math. Esch in Wien: Toilette eines kleinen Mädchens — Landschaft aus Mähren, Kühe in der Au — Audienzsaal in Nikolsburg. — Steinberger u. Bauer in Frankfurt: Porträt.

Städel'sches Kunstinstitut.

Neu ausgestellt.

Oelgemälde: Gretchen (Faust) von W. Friedenberg, Genrebild von C. Schierholz. — Aus den Sammlungen des Instituts: Kupferstiche nach französischen Meistern des 18. Jahrhunderts.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 16. Febr.: **Die Jüdin**, große romantische Oper in 5 Acten, nach dem Französischen des Scribe von Fr. Ellmenreich. Musik von Halevy. (Abonnement-Vorstellung Nr. 93.)

Montag, 17. Febr.: Zum ersten Male: **Der Statthalter von Bengalen**, Schauspiel in 4 Acten von H. Laube.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 94.)

Dienstag, 18. Febr.: **Der Freischütz**, große romantische Oper in 4 Acten von Friedrich Kind. Musik von C. M. v. Weber.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 95.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 48 und 49. Dienstag, den 18. Februar 1868.

Auf dem Thurme des artesischen Brunnens.

Novelle von Heinrich Sandbank.

(Fortsetzung.)

„Merkwürdig, meine ganze Familie glaubt, daß Fräulein von Terskow mit dem Professor verlobt sei."

„Ich bin ganz außer mir, Frau Lauchgruber, — es ist im höchsten Grade unangenehm, ich weiß gar nicht — ich bin außer mir. — Herzliebste Freundin, ich bitte Sie sehr, klären Sie Ihre Familie auf, helfen Sie mir verhindern, daß das falsche Gerücht sich weiter verbreite", schauspielerte das verlogene Weib. „Sehen Sie, die Sache verhält sich folgendermaßen: Vor zwei Jahren — Sie werden sich dessen wohl noch erinnern — fielen in der Residenz mehrere freche Raubmorde hintereinander vor. Unter Andern wurden zwei allein wohnende Schwestern am hellen Tage ermordet und beraubt. Ich hatte große Angst, da ich mit Hortensia und dem Dienstmädchen allein wohnte. Daher rieth mir mein Freund, der Fürst Oberst-Hofmeister, mir ein größeres Logis zu nehmen und davon ein paar Stuben an einen soliden Herrn abzugeben. Das that ich auch; und da ich den beschränkten Raum keinem adeligen Cavalier anbieten konnte, so mußte ich mich entschließen, den Privatdocent Doctor Friedrichsen, der sich gerade meldete, als Abmiether anzunehmen. Derselbe ist ein solider, stiller Gelehrter, aber als Bürgerlicher natürlich etwas zudringlich. Anfangs wies ich seine Zudringlichkeit streng zurück; da er aber nicht ablassen wollte und ich einsah, daß er Kenntnisse besaß, die meiner Tochter nützlich sein könnten, so ließ ich ihn ihr Unterricht gegen ehrliche Bezahlung geben. So entstand eine Art Verhältniß, aber nur wie zwischen Lehrer und Schüler. Mir schien es völlig harmlos. Nun aber, wo ich sehe, zu welchem verdrießlichen Gerede es Anlaß gibt, so muß es gänzlich aufhören. Ich werde ihm sogar das Logis kündigen."

Die Erzählung der Frau von Terskow, wie unsere Leser wissen, ein Gemisch von halben und ganzen Lügen, fand bei Frau Lauchgruber vollen Glauben und sie versetzte daher:

„Es wäre wirklich schade, wenn eine Tochter aus einem so hohen Hause das Loos eines armen Teufels von Gelehrten theilen müßte."

„In der That, liebe Freundin, muß ich staunen, wie Jemand, der unser Geschlecht kennt, der mich kennt, nur einen Augenblick glauben konnte, daß ich einem armen Bürgerlichen meine Tochter zur Frau geben würde."

„Es ist mir wirklich nun selbst unbegreiflich, Frau von Terskow, wie wir so was glauben konnten", versicherte die Commerzienräthin.

„Ich kann Ihnen, liebe Freundin, gar nicht mit Worten ausdrücken, wie fatal ein solches Gerücht mir ist!" rief die Adelige wieder aus. „Wenn ich nur ein Mittel wüßte, wie das Gerücht von Grund aus zu zerstören —"

„Nun, ich will meiner Familie und allen unsern Bekannten mittheilen, daß Fräulein von Terskow nicht verlobt ist."

„Ich danke Ihnen, liebe Frau Commerzienräthin, für Ihre Freundlichkeit. Allein das ist nicht genug. Sie wissen, wie sehr die böse Welt es liebt, den großen und ausgezeichneten Familien etwas anzuhängen, um sie in den Koth zu ziehen. Sie wird es sich durch keinen Widerspruch nehmen lassen, weit und breit zu verkünden, daß ein Nachkommen Derer von Grabenwitz die Frau eines armen Schluckers von Privatdocenten werden sollte. Wenn ich nur ein Mittel wüßte, der bösen Welt die Geschichte gründlich zu verleiden!"

Die schauspielernde Frau schien auf ein Mittel zu sinnen. Nach einigen Augenblicken Nachdenkens rief sie, wie von ihrem Einfall selbst überrascht:

„Prächtig! ausgezeichnet! Ich habe einen göttlichen Einfall, liebe Freundin, um der bösen Welt den Mund gründlich zu verstopfen: verloben wir unsere Kinder miteinander!"

„Was, verehrte Frau von Terskow, was — ist es auch Ihr voller Ernst?" fragte zweifelnd die aufs Höchste überraschte Bürgerliche.

„Mein voller Ernst, liebe Freundin! Dadurch werden wir alle unsere Wünsche am schnellsten erfüllt sehen. Seine Majestät werden keinen Augenblick anstehen, den Vater meines Schwiegersohnes in den Adelsstand zu erheben."

„Es ist eine herrliche Idee, die Sie da haben, verehrte Frau von Terskow!"

„Unsere Kinder werden ein prächtiges Paar machen!"

„Ihre Hortensia und mein Julius — es gibt kaum Schöneres! Wenn nur mein Mann da wäre!"

„Kommen Sie, liebe Freundin, wir wollen den Herrn Commerzienrath aufsuchen —"

„Lassen Sie uns noch eine kleine Weile hier sitzen bleiben. — Sie ist zu schön, die Ehre, welche Sie uns erweisen; ich muß mich erst von der freudigen Ueberraschung erholen. Mein Mann wird entzückt sein. Theilen wir es ihm schonend mit, sonst könnte die Freude ihm noch schaden —"

„Sehen Sie nur, da kommt der Herr Commerzienrath schon!" zeigte Frau von Terskow auf den aus der Hauptallee in kugelndem Gang herbeieilenden kleinen, stets aufgeregten Lauchgruber, der schon aus der Ferne den Damen entgegenrief:

„Wo sind Sie nur, verehrte Frau von Terskow? wo sind Sie nur? So abseits mit meiner Alten! Da wird wohl etwas Zuckersüßes gebraut — nicht wahr, Frau von Terskow? nicht wahr, Frau von Terskow?"

„Setzen Sie sich nur zu uns, Herr Commerzienrath! — Hierher, lieber Freund, in unsere Mitte, an meine rechte Seite —"

„Viel Ehre, Frau von Terslow! viel Ehre!"

„Ja, viel Ehre für uns, lieber Mann! Höre nur, was die gute Frau von Terslow für eine herrliche Idee hat —"

Und nun theilten die beiden Frauen, durcheinander redend, in einem Schwall von Worten dem Anfangs dumm dreinschauenden Lauchgruber das Verlobungsproject mit. Sowie der kleine Commerzienrath nur erst begriff, um was es sich handelte, sprang er von der Bank auf, arbeitete in freudiger Aufregung mit Armen und Händen und unterbrach den Vortrag der Damen nur mit dem wiederholten Ausruf: „Viel Ehre für uns, Frau von Terslow! viel Ehre!" und rieb sich dabei die Hände immer stärker. Zuletzt hatte er sich von seiner Ueberraschung so weit erholt, daß er seiner Freude einen etwas deutlicheren Ausdruck geben konnte:

„Was sind Sie aber für eine herrliche Frau, verehrte Frau von Terslow!" rief er mit dem Ausdruck höchster Freude aus. „Ihre Idee ist göttlich schön, göttlich schön! Der Orden und der Adelstitel sind wir nun gesichert, ja, ja wohl gesichert; der Bergwald wird sich colossal ärgern, colossal —"

„Auf den Tod, lieber Karl!" bestätigte die Frau Commerzienräthin.

„Wollen wir unsern Kindern unsern Beschluß gleich mittheilen? fragte nun Frau von Terslow, begierig, den Erfolg ihrer Comödie für alle Fälle sicher zu stellen.

„Noch nicht, verehrte Freundin, noch nicht, warten wir noch einige Zeit damit; vielleicht, vielleicht kommen sie mit ihrer Neigung unseren Wünschen entgegen", combinirte der kluge Kaufmann.

„Ja, mein Mann hat Recht, Frau von Terslow. Ich glaube bereits bemerkt zu haben —"

„Was, liebe Freundin, wollen Sie bemerkt haben?" forschte die Adelige.

„Daß unsere Kinder einander gut sind", antwortete die Bürgerliche bürgerlich.

„Haben Sie das auch bemerkt, liebe Freundin?" fragte Jene wieder. „Sehen Sie, dieß wird mich auf die Idee der ehelichen Verbindung Beider gebracht haben."

„Um so besser, meine Liebe, um so besser! Da werden wir nicht lange zu warten haben." Und der Frau von Terslow den Arm reichend, sagte Lauchgruber weiter: „Gehen wir jetzt zu den Kindern zurück und ergötzen wir uns an dem Anblick des verlobten Paares."

Die drei Projectmacher gingen nun in die Hauptallee zurück und die Ersten, welchen sie begegneten, waren von Bergwald und seine Familie.

Der Chef der Firma „Lauchgruber und Sohn" warf nun dem Chef der Firma „Baldasius Erben und Compagnie" einen Blick zu, in dem deutlich zu lesen war: „Du hast nun nichts voraus! Ich bin so gut wie Du decorirter Edelmann!"

Leider schien es nicht verstanden worden zu sein; denn ein verächtliches Lächeln war die einzige Antwort, welche der närrische Adelscandidat auf seinen herausfordernden Blick erhielt.

Dieser schloß sich mit den beiden Frauen an seiner Seite bald der Gesellschaft ihrer Kinder wieder an und die Drei gingen flüsternd und zischelnd hinter den beiden jungen Leuten her, für welche sie soeben das Eheband gewirkt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Teufelsstaub.

Manche Tuche, namentlich Wollenzeuge, haben ein sehr schönes verlockendes Aeußere; der aus ihnen verfertigte Rock aber, welcher heute noch so auffallend glänzend und elegant war, ist nach dem ersten Wetter, nach der ersten Strapatze verzogen, verschoben, unansehnlich und geht bald ganz und gar auseinander. Mancher Stutzer ist anzunehmen geneigt, daß sein neuer, eleganter Frack frisch von dem Rücken eines Schafes auf ihn verpflanzt sei, während derselbe schon auf dem Rücken eines Bettelmannes oder theilweise auf dem seines eigenen Bedienten sich die Welt besehen haben mag.

Wie Das nun zusammenhängt, klärt die Geschichte über den Teufelsstaub auf.

Teufelsstaub ist nämlich einem größeren Bezirk Yorkshire's in England eigenthümlich, und sein Name bedingt schon, daß er seiner Natur nach weder den Sinnen, noch der Gesundheit besonders zuträglich sei, wie in der That dieser Bezirk, umfassend fünf größere Städte: Leeds, Bradford, Halifax, Huddersfield und das durch seinen würdigen Vicar so berühmte Wakefield, vielleicht eben so verrufen ist, als die Guano liefernden Inseln des atlantischen Ocean. Teufelsstaub leitet seinen Ursprung zurück auf Schneiderhöllen. Doch Das ist nicht so eng zu fassen! Man denke sich einen europäischen Bettler-Congreß. Rußland, Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien — kurz, jede Race schickt ihre Abgeordneten, nicht etwa spärlich, nein, in ungeheuren Schiffsladungen; es ist ein erschreckendes Bild! Hier aber in Yorkshire etwas noch Erschrecklicheres. Ein Congreß aller im wahrsten Sinne des Wortes abgelegtesten Lumpen, begleitet von jeder denkbaren Art von Schmutz, Geruch und vor Allem Teufelsstaub. Hierher nämlich, nach Yorkshire, pilgern die verachteten und verschmähten Lumpen Europas, um wieder jung zu werden und als neue Röcke und Hosen die Pfade des Lebens zu betreten. Ihre Krankheit und Zerrissenheit lassen sie in Yorkshire zurück, daher erscheint denn auch dieser ganze Distrikt wie ein Speicher von bräunlich-düsterm, ungesundem Elend. Die Kleiderverjüngungs-Idee gehört zu den größten Errungenschaften des 19. Jahrhunderts. Wir Deutschen haben darauf ein nicht geringeres Elternrecht, als auf die Schießpulver- und Buchdruck-Erfindung. Es gibt gegenwärtig auch in Deutschland dergleichen Lumpen-Heil-Institute; aber wir haben es nicht verstanden, sie so auszubeuten, wie die Engländer. Viele Schiffsladungen vaterländischer Kleiderwerke gehen alljährlich nach Yorkshire, um dort zerfasert, umgesponnen und gewebt zu werden. Verfolgen wir einmal die Processe, welche dieselben dort durchmachen. In Hull, dem General-Depot für dergleichen Artikel, steigen sie an's Land und finden ihren Weg in die Gegend der großen Wäsche, des „Devilling up", i. e. des Aufteufelns. Der Hauptort, wo die Lumpen auf dem Wege der Auktion ohne viele Umstände und unter mehr Schmutz und Ungemach, als man auf gewöhnlichen Wollmärkten zu ertragen im Stande wäre, verhandelt werden, ist Bately. Bately hat sich in der That von seinen Geschäften noch nicht erholen können. Wenn der ewige Jude Ahasver seit seinem ersten Entstehen bis jetzt, seine Haut nicht einmal mit reinigendem Wasser genetzt hätte, könnte er nicht abscheulicher aussehen, als Bately, wo die Wollenreste verhandelt werden. Die Lumpen werden nach der Auktion auseinandergerissen, eine Armee von Megären stürzt über dieselben her und sortirt mit hastigen, hatigen Fingern die Farben und Qualitäten bis zu dreißig verschiedenen Arten, jede bestimmten Zwecken entsprechend. Die Nähte und andere mehr oder weniger unbrauchbare Stellen werden ganz abgetrennt und dienen später als wohlbegehrter Dünger in den Hopfengärten von Essex. Die sortirten Lumpen werden dann von den Unterhändlern in Ballen an die verschiedenen Mühlen abgesetzt, die sich als

Schoddy- und Mungo-Mühlen unterscheiden. Die Bearbeitung des Rohmaterials gleicht in vieler Hinsicht derjenigen, welche die Papierlumpen erfahren. Ein großes Räderwerk, mit Walzen und zehn- bis zwölftausend höchst bösartig aussehenden Zähnen versehen, das sich in der Minute 600 Mal umdreht, bildet den hervortretenden Bestandtheil der Mühlen. Hier werden die Lumpen zerfasert, daß kein Faden beim andern bleibt. Wasser, das stets durch die Zähne des Ungethüms fließt, wäscht alle fremden Bestandtheile aus der Wolle, die dann auf die Trockenböden kommt, und endlich in großen Klapperkasten — welche den Namen „Teufel" führen — ausgestäubt wird. Diese Kasten mögen nun so dicht sein, wie sie wollen, der Staub wird durchdringen, wird die Luft verfinstern und wird übel riechen; wer ihn einmal genossen hat, gönnt ihm mit Vergnügen den Namen, den er führt, nämlich „Teufelsstaub."

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Der Welt Untergang steht bevor.) Am 30. Januar empfing der Papst zweihundert Damen, Römerinnen und Fremde (einzelne Damen erhalten niemals Audienz), welche ihre Unterwerfung unter das päpstliche Breve vom 12. October v. J. (gegen die anstößigen Toiletten, falschen Locken u. s. w.) anzeigen wollten. An der Spitze dieser Damen stand die junge Fürstin Lancelotti, Tochter des Fürsten Aldobrandini, welche auch die Anrede hielt. Der Papst antwortete mit einer Allocution, in welcher er die Bescheidenheit der Frauen auch in äußerlichen Dingen betonte. Dann nahm er dankend eine Menge von Altardecken rc. entgegen, welche die Damen für die von den Garibaldianern verwüsteten Kirchen gearbeitet hatten, und entließ sie mit dem Segen. (Man sieht in Rom, wie der „Kreuz-Zeitung" geschrieben wird, keine Chignons mehr, keine chinesischen Moden, und die Damen-Toiletten sind ganz entschieden bescheidener und ansprechender geworden.) — Der „Kreuz-Zeitung", welche überhaupt für Mode-Nachrichten eine nicht unergiebige Quelle ist, wird aus Paris geschrieben: Die Kaiserin Eugenie soll beschlossen haben, sich ganz den Anordnungen des päpstlichen Breves über die Toilette zu unterwerfen; bei Hofe sollen künftighin keine Chignons, keine anstößig ausgeschnittenen Kleider, keine chinesischen Zöpfe, Keile und übermäßigen Schleppen zugelassen werden. Das würde gewiß ein harter Schlag für viele Modedamen und die Putzmacherinnen sein; aber man würde sich fügen, die Ehemänner würden erleichtert aufathmen, der Anstand würde viel, die Sitte immerhin Etwas gewinnen. Es wird überhaupt immer stärker betont, daß die dießjährige Wintersaison viel weniger Uebertreibung und mehr Ernst zeige, als jemals seit Wiederaufrichtung des Kaiserreiches.

(Explosion.) Die „M. Ztg." meldet aus Suhl, 13. Febr.: Gestern, 5 Minuten nach 1 Uhr Mittags, flog die Zündspiegel- und Patronenfabrik von Schleicher u. Comp. hier in die Luft; das ganze Haus wurde demolirt, drei Menschen sofort getödtet, von den acht bis neun mehr oder weniger schwer Verwundeten sind heute Morgen noch zwei gestorben. Man nimmt an, daß nur eine Explosion der Zündmasse stattgefunden, weil es nicht gezündet hat, was bei Pulver jedenfalls geschehen wäre; das Unglück würde dann noch viel größer geworden sein, weil das ganze Haus voll Pulver und Patronen steckte. In der Bevölkerung herrscht Erbitterung darüber, daß von der Regierung in Erfurt die Concession ertheilt ist, die Fabrik mitten in der Stadt anzulegen. Von den Nachbarn der Fabrik waren wiederholt dringende Protestationen bei der Polizeibehörde eingereicht und die Bitte ausgesprochen worden, die Fabrik nach außerhalb zu verlegen. Die Behörden nahmen auf diese Gesuche weiter keine Rücksicht, und die Petenten wurden stets mit dem Bedeuten abgewiesen, daß bei den getroffenen Vorsichtsmaßregeln ein Unglück gar nicht denkbar sei.

(Deutsches Bundesschießen in Wien.) Neunzehn Bauplan-Projecte sind beim Central-Comite eingelaufen. Die meisten dieser Projecte sind mit großem Fleiße und besonderer Sorgfalt, namentlich in den Details, ausgeführt und machen auch auf den Laien einen günstigen Eindruck. Das Central-Comite in Verbindung mit dem Communications-Comite ist im Begriffe, sich mittelst geeigneter Ersuchschreiben an die Directionen von achtundsiebenzig verschiedenen Eisenbahn- und Dampfschifffahrt-Unternehmungen in Oesterreich, der Schweiz, Frankreich und Belgien rc. wegen Gewährung der größtmöglichen Fahrpreis-Ermäßigung für die Festtheilnehmer zu verwenden. Auf dem Festplatze selbst wird ein eigenes Postbureau eröffnet, welches die Ausgabe der Briefe und Zeitungen fünfmal im Tage besorgt. Die k. k. niederösterreichische Postdirection ist den Wünschen des Comites dießfalls bereitwilligst entgegengekommen, und vom Handelsministerium ist die Genehmigung bereits herabgelangt. In gleicher Weise wird das Communications-Comite auch für die Errichtung eines eigenen Telegraphen-Bureaus auf dem Festplatze Fürsorge tragen.

(Die Bestimmungen des neuen französischen Preßgesetzes) sind von einem Mitgliede der Majorität in Vers und Reim gebracht. Die „France" theilt das Gedicht mit und ein Mitarbeiter der „Köln. Ztg." hat sich die Kurzweil gemacht, folgende wortgetreue Verdeutschung anzufertigen.

Die Gebote der Presse.

1. Noch kaum geboren, mußt du schon
Erlegen schwere Caution.
2. Stempelgebühren Tag für Tag
Nimmt gleich der Fiscus in Beschlag.
3. Niemals besprich mit dreistem Muth,
Was weislich die Regierung thut!
4. Die Kammern respectire sehr,
Die Herrn Minister noch weit mehr!
5. Von einem Bürger überhaupt
Sprich nur, wenn er es dir erlaubt!
6. Den parallelen Kammerbericht,
Auch andre, publicire nicht!
7. Denn, wenn du fehlst, so tritt in Kraft
Geldstrafe und Gefängnißhaft.
8. Geldstrafen jedesmal bedroh'n
Ein Drittel deiner Caution.
9. Der Wählerrechte obendrein
Wirst du depossedirt sein.
10. Der Richter suspendirt dich gar
Vorläufig auf ein halbes Jahr.
11. Er unterdrückt dich, wenn er will,
Und macht dich dann für immer still.
12. Und stimmst du diesen Regeln bei,
So kannst du Alles drucken frei.

(Eine amerikanische Antwort.) Der neue britische Gesandte bei der Union, Herr Thornton, machte kurz vor seiner Abreise in London einen diplomatischen Mißgriff, der viel belacht wird. In einer Gesellschaft gerieth er mit einem Amerikaner zusammen, der, in Wirklichkeit ein Ultra-Radicaler, irrthümlich von dem neuen Gesandten für einen Democraten gehalten wurde; demgemäß hielt es Herr Thornton für angemessen, einige passende Worte warmen Lobes für die administrative Geschicklichkeit und Energie Johnsons fallen zu lassen. An der kalten Aufnahme indessen, welche die kleine Lobrede fand, merkte der Gesandte alsbald, daß er eine unrichtige Saite angeschlagen, und trat seinen Rückzug

an, bemerkte aber als Uebergang und Entgegnung auf die stillschweigende Opposition, die er gefunden: „Auf alle Fälle muß man gelten lassen, daß der Präsident für einen ganz und gar selbstgemachten Mann wirklich Wunderbares leistet.“ — „Es mag das richtig sein“, war die Antwort; „wenn er sich aber selbst gemacht hat, so kann ich nur sagen, es befreit das unsern Herrgott von einer gewaltigen Verantwortlichkeit.“

Zehntes Museums-Concert
am 14. Februar.

Wie Händel der Begründer des Oratoriums genannt zu werden verdient, so muß Gluck als der Reformator unserer Oper gelten. Letzterer hatte in seinen jüngeren Jahren eine Unmasse Opern in dem zu damaliger Zeit so allgemein beliebten italienischen Style geschrieben, der textlich, wie musikalisch jeder geistigen Tiefe entbehrte. Gluck soll innerhalb 18 Jahren 48 solcher ephemeren Producte verfertigt haben. Da kam er selbst auf den Gedanken, diesem eitelen Treiben, das nur einzig auf den momentanen Effekt hinausging, Valet zu sagen; die offenbare Gehaltlosigkeit der Machwerke, in welchen lediglich nur den Aeußerlichkeiten Rechnung getragen war, ekelten ihn an, er wollte nicht mehr in seiner Musik nur zur allgemein üblichen Glorificirung der Sänger und Sängerinnen beitragen, indem er speciell für diese oder jene Persönlichkeit pikante Cantilenen und dankbare Rouladen zusammensetzte. Ihm verdanken wir die erste Oper mit engverbundenem Inhalte, d. h. mit Motivirung der aufeinander folgenden Scenen. Den ersten Versuch machte er (1764), schon 60 Jahre alt, mit der Oper „Orpheus“. 1774 kam die „Armide“ zur Aufführung und 1779 die „Iphigenie in Tauris“, die inhaltlich eine Fortsetzung der ersteren ist. Ob einige Musikgelehrte für ihre Behauptung, daß die letztere Oper über die „Iphigenie in Aulis“ zu stellen sei, vollständige Begründung nachweisen können, darüber können wir selbst kein genau vergleichendes Urtheil abgeben, weil wir die beiden noch zu selten gehört haben. Was wir in dem dießmaligen Concerte bruchstückweise aus der „Iphigenie in Tauris“ zu hören bekamen, war dem ersten und zweiten Acte entnommen und davon nur Recitative, Arien und zweistimmige Frauenchöre. Wenn wir unsererseits den Genuß, welcher uns durch den vorzüglichen Vortrag dieser Chöre geboten wurde, die in der Art des Choralsatzes geschrieben sind, den übrigen Leistungen vorziehen, so gestehen wir hierdurch eine in uns sehr fest gewurzelte Vorliebe für diese einfachen, ergreifenden Sätze. Ein hübsches Volkslied aus der Kehle eines Naturkindes, das so recht lebenswarm der Brust entquillt, hat es nicht einen bezaubernden Reiz? Wer wird dieß zu bezweifeln wagen? Und was sind die Choräle anders? Sie sind auch eine Art Volksweise, ernster, tiefer, übersinnlicher in einem gewissen Grade. Die in der That meisterhaft gesungenen, einfachen Chorsätzchen haben uns mächtig ergriffen. Wir haben ferner noch zu gedenken der trefflichen Leistung des Fräulein Wagner und der anerkennenswerthen Durchführung der Partie der zweiten Priesterin, die Fräulein Lutz übertragen war. Fräulein Wagner wird in der künstlerischen Behandlung der Recitative nicht oft übertroffen werden. Die Stimme der Fräulein Lutz erschien uns gegen früher etwas voluminöser. Das Orchester begleitete recht brav, bei den Solostellen hätten wir öfteres mehr Discretion für passender gehalten.

Die zweite Nummer des Concertes, eine Composition von J. S. Bach für Streichinstrumente, wurde in seinen drei Sätzen zumeist hübsch ausgeführt. Durch den Mittelsatz in D-dur wurde denn auch einmal Jenen, die Bach aus Unkenntniß gar gern für melodiearm ausgeben wollen, bewiesen, daß er sogar zwei ganz leichtfaßliche Melodieen zu gleicher Zeit konnte erscheinen lassen. An Sanglichkeit steht dieser Satz einem Mozart'schen Adagio nicht viel nach. Der erste Satz, durch seine Vielstimmigkeit frappirend, und der fugirte Schlußsatz gaben besonders den Fugenmachern Gelegenheit, die Art und Weise kennen zu lernen, wie Bach auch im polyphonen Style diese Instrumente zu beschäftigen verstand. Auszustellen hätten wir in der Ausführung, daß ein hübsches Decrescendo und überhaupt mehr hervortretende Schattirung nicht immer an der rechten Stelle zu finden war. Die Violinspieler möchten wir bitten, wenn möglich, kräftigere, volltönendere Instrumente zum Concerte mitzubringen.

Recitativ und Finale aus Mozart's „Titus“ bildeten die dritte Nummer. In der Ausführung dieses Theiles der Oper durch Fräulein Wagner, den Cäcilienverein und das Orchester haben wir als gelungen hervorzuheben: das Recitativ, einzelne hübsche Solostellen, diese von Fräulein Lutz, jenes von Fräulein Wagner gesungen, sowie die Begleitung, die in dieser Nummer ausgezeichnet zu nennen war. Der Chor hat hierin nur ganz kurze Sätzchen von wenig Takten zu singen und traf nach unserer Meinung die in dieser Composition enthaltene Schreckwirkung nicht überall, obschon der Ton, den die vorher nicht beschäftigten Herren anschlugen, ein recht lauter, voller war. Zwischen stark singen und charakteristisch singen ist denn doch ein kleiner Unterschied.

Weit besser, ja vorzüglich gelangen die Chöre in der Schlußnummer: Musik und Chöre aus „Präciosa“ von C. M. von Weber mit verbindendem Gedicht von Gisbert Freiherrn Vincke. Auch die blasirteste Natur muß bei dieser prachtvollen Musik den belebenden Einfluß derselben auf das Gemüth zugestehen. Der Romantiker wird förmlich in eine höhere Gefühlswelt hinübergetragen werden und auch der Stoiker wird etwas von der Herrschaft Polyhymnens gewahr. Kurzum, sie ist Jedem zu Nutz und Frommen, der sie mit Kopf und Herz erfassen kann. Herr Director Müller hat in der Wahl dieses Tonstückes einen recht glücklichen Griff gethan, Alles war animirt, Sängerinnen, Sänger, Instrumentalisten und Hörer. Das Concert gehört sicherlich mit zu den gelungensten der dießjährigen Saison. 4.

Frankfurt, 17. Februar.

Bei der unendlichen Erweiterung des Gebiets der technischen Künste und gegenüber dem Reichthume der Formen, in welchen ihre Erzeugnisse, fast täglich neu, dem Bedürfniß und noch bei Weitem mehr dem Luxus dienen, erscheint es förderlich, dann und wann auf die Gesetze zurückzukommen und der fast überwuchernden Mannichfaltigkeit einheitliche Gesichtspunkte, feste Grundlinien zu finden. In dieser Beziehung die Theorie zum Wort zu lassen, hat der Vorstand des hiesigen Polytechnikums Herrn E. von der Launitz, als Künstler ebenso bewährt wie als Kunstkenner, veranlaßt, einige Vorträge über den Styl der Ornamentik zu halten. Es haben dieselben die Aufgabe, die Fundamentalsätze nachzuweisen, welche eine geläuterte Kunstanschauung für derartige Schöpfungen in Bezug auf deren Zweck und Stoff und zwar nach den Hauptarten des letzteren in Geweben, Thongebilden, Steinarbeiten und Holzerzeugnissen als normgebend vorschreibt, und im Einzelnen zu zeigen, daß das, was uns oft nur Belieben, Laune, oder unbewußt und unberechtigt erscheint, seinen guten, inneren Grund hat.

Fräulein Bertha Fried, eine talentvolle junge Pianistin (Schülerin des Herrn Lutz), wird nächsten Donnerstag, den 20. d., ein Concert veranstalten, welches wir hiermit der Gunst unserer Musikfreunde aufs Wärmste empfehlen. Das Programm ist ein recht gut gewähltes, und durch die Mitwirkung unserer beliebten Künstler Hugo Heermann und Siedentopf, sowie der noch im besten Andenken stehenden Sängerin Fräulein Mina Medal steht uns ein schöner Abend in Aussicht. Ist es auch heutzutage bei der großen Zahl bedeutender Pianisten und Pianistinnen sehr schwer, etwas Außerordentliches zu leisten, so halten wir es doch für unsere Pflicht, junge strebsame Talente, wie Fräulein Fried, durch zahlreichen Besuch bei ihrem ersten öffentlichen Auftreten nach besten Kräften zu unterstützen.

Herr Professor Hasert hat im „Hôtel l'Union“ die Darstellungen mit seinem Hydro-Oxygen-Mikroskop, das schon von früher her hier sehr vortheilhaft bekannt ist, eröffnet und die Anerkennung seiner Besucher geerntet. Professor Ehrenberg in Berlin urtheilt darüber in einem Schreiben an Herrn Professor Hasert: „Die Leistungen Ihres großen Mikroskops von ganz ungewöhnlichen Dimensionen haben mich sehr erfreut, befriedigt und mit mancher begeisternden Hoffnung frisch erfüllt. Möge es Ihnen gelingen, dieses Werk zu der beabsichtigten Vollendung fortzuführen; ich wünsche recht sehr, daß Ihnen das Gasmikroskop, welches Sie ebenfalls ungewöhnlich ausgestattet haben, zur Vollendung jener verdienstlichen Hauptaufgabe, einigen Ersatz und reiche Mittel bieten möge, da Sie die Beschauer der wunderbaren Größe der Natur im Kleinen, so belehrend und spannend zu unterhalten wissen.“

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 18. Febr.: **Der Freischütz**, große romantische Oper in 4 Acten von Friedrich Kind. Musik von C. M. v. Weber.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 95.)

Mittwoch, 19. Febr.: Zum ersten Male wiederholt: **Der Statthalter von Bengalen**, Schauspiel in 4 Acten von H. Laube.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Fitz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 50. Mittwoch, den 19. Februar 1868.

Auf dem Thurme des artesischen Brunnens.

Novelle von Heinrich Sandbaul.

(Fortsetzung.)

6.

Friedrichsen hatte mittlerweile Hortensiens zweiten Brief erhalten. Der unbefangene Gelehrte, die Dinge stets in ihrer tiefsten Tiefe erfassend und betrachtend, daher das Nahellegende gewöhnlich übersehend, erkannte die eigentliche Bedeutung des Briefes nicht. Er hatte seine Schülerin gelehrt, die Gegenstände, ihr Werden, Wachsen, Dasein und Verändern von einem höhern Standpunkt aus zu betrachten, und er sah in dem Inhalt des Briefes weiter nichts, als den Wunsch seiner Schülerin, über ihre Zweifel und Beobachtungen sich von ihm belehren zu lassen.

Und er rüstete sich dazu, sie gründlich zu belehren. Durch dringende Arbeiten behindert, kam er aber erst nach mehreren Tagen dazu, ihr zu schreiben.

Ein nebliger Morgen eröffnete den neuen Tag. Die Nacht hindurch hatte es stark geregnet; zahllose kleine Gewässer standen in den Vertiefungen der Straßen und Plätze und dampften, von dem warmen Kuß des Tageslichtes berührt, mächtig. Dämpfe quollen aus den Gossen und den vergitterten Oeffnungen der Schleußen und vermischten sich, träge hinankräuselnd, mit den Dämpfen auf den Dächern, Gesimsen und Giebeln der Häuser. Ein schmutzig grauer Schleier, wob und wogte der Nebel träge um Häuser und Paläste der Residenz; er hinderte das Auge, sich ins Weite zu ergehen, hinderte die Sonnenstrahlen, ihren Morgenspaziergang durch die Stadt zu machen, von Straße zu Straße, von Haus zu Haus.

Hartnäckig war der Kampf zwischen dem Nebel- und dem Sonnenheer. So oft ein Sonnenstrahl die grauen Nebelreihen durchbrach und auf dem hell erstrahlenden Pflaster festen Fuß fassen wollte, flugs warfen sich von rechts und links, von vorn und hinten leichte und schwere Dunstgestalten auf ihn, schnellten ihn in die Höhe zurück und erdrückten ihn mit ihren tausendarmigen Leibern. Dampfwelle schlug über Dampfwelle, Nebelgestalten krochen auf Nebelgestalten hoch hinan, als wollten sie den Himmel stürmen, um ihren Feind, die Sonne, auf seinem eignen Grund und Boden zu bekämpfen.

In die enge Straße, wo Privatdocent Doctor Edmund Friedrichsen wohnte, drang heute das Tageslicht nur dichtverschleiert ein. Dennoch saß der junge Gelehrte seit dem Morgengrauen hinter dem Schreibpult und schrieb den Brief an Hortensien. Ein gelber Sonnenstrahl, rechts und links vom Nebel gedrängt und verfolgt, flüchtete sich auf das Pult und streckte sich leckend auf die bald vollgeschriebene achte Blattseite des Briefes.

Bald mochte er mit dem langen Brief fertig sein, als die Thür geräuschvoll aufging und der rasch eintretende Briefträger ihm einen Brief überreichte.

Nicht mit der freudigen Hast wie das Erstemal erfaßte er heute den Brief, nicht mit bebender Ungeduld erbrach er das Siegel. Von Hortensia erwartete er keinen Brief, so lange er den ihrigen nicht beantwortet hatte.

Die Schriftzüge der Adresse beachtete er kaum, auf den Abgangsort wurde er erst aufmerksam, als er die wenigen Zeilen mit flüchtigem Blick überflogen.

Der junge Gelehrte entfärbte sich. Er starrte das Papier an, schien dessen Inhalt nicht recht zu fassen, und doch traf es ihn wie ein Dolchstoß. Wiederholt versuchte er zu lesen, doch es flimmerte und flunkerte ihm vor den Augen. Mit der rechten Hand sich nach den Augen greifend, die linke mit dem Briefe fallen lassend, blieb er eine Weile wie starr auf der Stelle stehen. Als er darauf den Brief wieder erhob und einen weitern Blick hineinthat, mochte er dessen Inhalt schon verstehen, denn ein dumpfer Seufzer entrang sich jetzt seiner Brust, und er begann, die Stube auf- und abzuschreiten.

Der kurze Brief kam aus dem Bade, war von der Hand der Frau von Terslow und lautete:

„Herr Doctor!

Anfangs August kommen wir nach Hause, wo wir dann die ganze Wohnung für uns brauchen werden. Ich kündige Ihnen also hiermit das Logis, und wollen Sie sich gefälligst so einrichten, daß es bis dahin geräumt sei.

Julienne v. Terslow, geb. v. Grabenwitz."

Friedrichsen kannte die Vorgänge nicht, welche den Brief veranlaßt hatten; ihm war er darum ein Räthsel, trotz seines klaren Inhaltes. Frau von Terslow, wußte er, war arm, sie vermiethete nur darum einen Theil ihrer Wohnung, weil sie den ganzen Miethzins nicht erschwingen konnte; das Geld zu ihrer Badereise mußte sie sich erst erbetteln: „Was — fragte er sich — ist also vorgefallen, daß sie jetzt auf einmal ein größeres Logis braucht, ein solches bezahlen will? Was bedeutet der harte Ton, in dem die Kündigung abgefaßt ist? Will sie vielleicht nur ihn nicht im Logis behalten? Und warum das? warum fügt Hortensia nicht einige Zeilen bei, um ihm die eigenthümliche Handlungsweise ihrer Mutter zu erklären.

Nach einigem Hin- und Hersinnen war sein Entschluß gefaßt. Den langen Brief, an dem er den ganzen Morgen geschrieben, konnte er an Hortensia nicht abschicken, das war ihm klar. Dagegen schrieb er ihr einen andern kurzen Brief, in dem er sich darauf beschränkte, sie dringend zu bitten, daß sie ihm umgehend mittheile, was die Kündigung des Logis bedeute und wie er sich dagegen zu verhalten habe.

Diesen Brief sollte Hortensia aber nicht zu Gesicht bekommen.

Das Heirathsproject zwischen der Tochter der adelsstolzen Frau von Terslow und dem Sohne des adelssüchtigen Commerzienraths Lauchgruber nahm bald die Gestalt einer Verschwörung an. Nicht drei Tage lang blieb es das Geheimniß der drei Personen, die es auf der Bank in der Seitenallee entworfen: die beiden Töchter Lauchgrubers wurden bald darein eingeweiht und nahmen Theil an der Conspiration. Da galt es, vor Allem Gelegenheit zu machen, daß Julius und Hortensia öfter allein zusammen blieben, daß sie sich ungestört sehen, sprechen und miteinander unterhalten konnten; da galt es weiter, Hortensien jeden Verkehr mit Friedrichsen abzuschneiden.

Tagelang steckten die beiden Mütter die Köpfe zusammen, und indem sie sich von der Gegenwart und der Zukunft ihrer Kinder des Langen und Breiten unterhielten, vergaßen sie zuweilen darüber sogar, ihren sonstigen Vergnügungen nachzugehen und die Angehörigen bekannter und befreundeter Familien durch ihre zerreibende Zungenhechel zu ziehen. Dann und wann gesellte sich auch Lauchgruber zu den beiden Müttern und nahm mit dem ihm eigenen aufgeregten Eifer Theil an ihrer Unterhaltung. Die beiden Töchter bekamen den Auftrag, den gegenseitigen Verkehr der hinter ihrem Rücken Verlobten zu beobachten und darüber zu referiren. Da wurde nach jedem Spaziergang, jedem Ausflug, jeder Partie Rapport erstattet, und die Verschworenen erfuhren zu ihrer großen Befriedigung, daß der Verkehr zwischen dem Paare sich von Tag zu Tag inniger gestaltete, ihre gegenseitige Neigung sichtbare Fortschritte machte.

Der Kreis der Verschworenen wuchs mit jedem Tage; in kurzer Zeit wußten schon nähere und entferntere Bekannte, was die Eltern mit ihren Kindern vorhatten, und Alle vermehrten die Zahl der Gelegenheitsmacher sehr gern. Auf Spaziergängen und Ausflügen wurden Hortensia und Julius planmäßig zusammengeführt und allein gelassen, auf Fahrten zu Wagen wurden sie neben einander gesetzt, auf Landpartien möglichst isolirt und sich selbst überlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Schieden Ströme je die Lande?

An dem Kaiser-Standbild lag ich
Angelehnet, das die Brücke
Frankfurts schmückt, und leise sprach ich:
Weithin schweifen meine Blicke

Ueber deine sanften Wogen,
Schöner Main, der du durch keine
Andre Lande kommst gezogen,
Als durch deutsche, bis zum Rheine.

Aber mit des Volkes Besten
Muß ich's immer noch beklagen,
Daß du uns von Ost nach Westen,
In zwei Lager hast geschlagen!

Und ich hatte kaum geendet,
Als der Main wie Wellenrauschen
Ernste Worte zu mir sendet,
Und mein Ohr beginnt zu lauschen:

„Schieden Ströme je die Lande,
Oder thaten's selbst die Meere?
Immer waren's enge Bande,
Breite Straßen dem Verkehre.

Wie die Schiffe, wie die Nachen
Ueber meine Wogen gleiten,
Wie mich Brücken überdachen!
Und ich sollte Deutschland scheiden?

Schweigt, und sucht and're Gründe
Dafür, daß ihr nicht geeinigt;
Denn ihr seid von dieser Sünde
Nicht durch meine Fluth gereinigt!

Macht mich nicht zum finst'ren Lethe,
Der in Nord und Süd euch trennet:
Euch trennt nur die alte Fehde,
Die noch in der Asche brennet!

Wollt ihr aber ohn' Bedenken
Aus der Brust den Hader reißen
Und in meine Fluth versenken,
Will ich gern ein Lethe heißen.

Fort zum Meer will ich ihn tragen,
Den unsel'gen Hader mein' ich,
Und im Westen will ich sagen:
Hütet euch, denn wir sind einig!

Frankfurt, Anfangs Februar 1868. G. Lg.

Teufelsstaub.

(Schluß.)

Weiche Lumpen von Strümpfen und Decken werden in größerer Menge verbraucht, aber ihrer geringen Feinheit wegen wenig geschätzt; sie bilden im Handel den sogenannten „Schoddy“, der mit frischer Wolle zu den gewöhnlicheren Waaren verarbeitet wird. Die Lappen und Abfälle von guten neuen Tuchen aber stehen auf dem Markte oben an, da sie wieder zu feinen Stoffen verarbeitet werden können. Sie bilden den „Mungo“.

Ehe man auf die Idee der Kleider-Seelenwanderung gekommen war, benutzte man diese Mühlenprodukte nur zum Polstern oder als Dünger.

Wie alle großen Erfindungen an anfänglicher Verhöhnung zu leiden haben, so traf auch diese Neuerung der Stoffveredlung auf großen Widerstand in der Handelswelt. Auf jede Einwendung erwiderte aber der Unternehmer den zweifelnden Fabrikherren: „Mungo! Mungo!“ i. e., aus seinem yorkischen Dialect übersetzt: „Muß gehen, muß gehen!“ Dieser Stoicismus des Lumpenmüllers ist in dem Namen des jetzt sehr geschätzten Artikels in würdiger Weise verewigt worden.

Es gibt noch einen Dritten im Bunde, unter dem Titel „Extract“ bekannt, wirklicher Lumpen-Extract. Er besteht aus den wollenen Bestandtheilen gezwirnter Tuche, die bedeutende Procente von Baumwolle enthalten. Diese letztere wird mittelst chemischer Agentien, namentlich von Schwefelsäure, aufgelöst und die Rückstände mit frischer Wolle zu gewissen untergeordneten Artikeln verarbeitet.

Mungo bahnte den Weg, Schoddy folgte ihm und Extract in doppelter Potenz der Stoffveredlung schließt die Reihe.

Die Spinnereien befinden sich in unmittelbarer Nähe der Mühlen und liefern die Lumpen umgewandelt in Tuche, Decken, Binden, Flannel wieder auf den Weltmarkt. Es ist wohl kaum zu leugnen, daß diese wiedergeborene Wolle an Haltbarkeit der frischen bedeutend nachsteht; aber an Aussehen nimmt sie es mit derselben auf. Die Zahl der Gewebe gränzt an Legionen.

Die unterste Classe bilden die sog. Kommißtuche und die grellgefärbten Decken, welche darauf berechnet sind, sich bei Negern, Indianern u. s. w. einzuschmeicheln, die Asyl- und Gefängnißtücher, sogenannte Flushings, die Seemanns- und Lootsenzeuge, die, trotz ihrer Billigkeit, vermittels der Dicke und Festigkeit ihrer Gewebe tapfer gegen Wind und Wetter Stand halten. Ihre Farbe ist meistens blau oder braun, und sie sehen zu dem Preise von 1 Thaler pro Elle überraschend nett und warm aus. Noch billiger, aber auch bedeutend schlechter, ist eine Art, für die Türkei bestimmt, die bei einer Breite von anderthalb Ellen zu 15 Groschen verkauft wird. Wenn Sultan Abd-ul-Medjid's Soldaten darin herumlaufen müssen, so sind sie allerdings zu bedauern. Eine ähnliche Sorte in stechender Farbe geht nach Island, sogenannte Friezes. Sehr viele gezwirnte Waaren, „Tweeds", für welche Schottland einen Ruf hat, sind aus der Batleygegend gebürtig und eignen sich zu billigen Touristen-Anzügen. Paddings ist eine ungeschorne Zeugart, empfehlenswerth für Kragen an Uniformen, aber auch für billige Tischdecken. Dann folgen, was Feinheit der Wolle anbetrifft, die Düffelarten, gut geschorene, weiche Tuche, und die Witneys, in höchst phantasievoller Weise gefärbt, bald gefleckt, bald carrirt, streifig, wolkig und marmorartig, die sich mit Rattinés und Flockinés, Petershams und Reverfiables zu Ueberziehern und Winter-Anzügen empfehlen. Die letztere Art zeichnet sich durch die Eigenthümlichkeit aus, daß sie zur selben Zeit auf beiden Seiten tragbar ist. Es sind zwei verschiedene Gewebe höchst künstlich zusammengewirkt, wodurch das Zeug einen steifen, festen, futteralartigen Charakter bekommt. Die Cheviots, eigentlich in Schottland zu Hause, und die beliebten beiden Abarten, Presidents und Nuscows, sind großcarrirt und geben sehr hervorleuchtende Anzüge, sich eignend für Lehrlinge als Sonntagsstaat und für Engländer auf dem Continent. Mohairs und Alpaca schließen sich diesen an Eleganz an, sie stehen hoch im Preise, werden gern gekauft, und eine gute Schoddy- und Mungotruhe sichert ihnen zu niederm Ausverkaufspreise „wegen besonderer Rücksichten" einen reichlichen Absatz. „Bearskins" und „Deerskins" (Bären- und Hirschfelle) haben ein pelzartiges, höchst einschmeichelndes Aeußere, zumal in kalten Wintern.

Alle diese Arten werden zu den verschiedensten Preisen hergestellt, in deren billigste Sorten allerdings nur ein Bächlein frischer Wolle zu einem Ocean wiedergeborener geflossen sein mag.

Verlassen wir diesen Gegenstand nicht mit der Ansicht, daß irgend welche Unredlichkeit damit verbunden sei, Lumpen in neue Kleider zu verwandeln, obgleich freilich den Betrügereien ein weiterer Spielraum dadurch gegeben wird. Den äußersten Nutzen aus jeglicher Sache zu ziehen, ist die Aufgabe, neben anderweitigen höherstehenden natürlich, der fortschreitenden Civilisation.

Nicht allein Schoddy und Mungo erheben sich als Zeuge zu neuer Nützlichkeit, vom Hopfendünger ganz abzusehen; nein, unzählige andere ehrenwerthe Artikel. So wandert z. B. ein großer Theil von Lumpen in chemische Fabriken, um dort zusammen mit Knochen, Häuten, Horn und Haaren zu Blutlaugensalz und schließlich zu Berlinerblau umgewandelt zu werden, das dann eine glänzende Carrière auf Offiziers-Uniformen antritt. Sogar der eigentliche „Teufelsstaub", soweit er nicht die Luft von Yorkshire belästigt, wird gefärbt und dient den Tapetenmachern als wohlerwünschtes Mittel zum Bereiten von Sammt-Tapeten, bestimmt, den Zimmern und Salons vornehmer Häuser einen besonders ansprechenden Anblick zu verleihen.

So gelingt es auf den verschiedensten Wegen den Lumpen, sich aus den tiefsten Schichten wieder in die höchsten Kreise einzuschmeicheln. (Miniatur-Almanach.)

Mannichfaltigkeiten.

(Hungersnoth in Finnland.) Wie groß noch immer die Noth in Finnland ist, zeigt folgender Auszug aus einem Briefe vom 7. Februar: „Seit 1864 leben wir im Nothstande, doch waren die beiden ersten Mißernten (64 und 65) nicht so groß und allgemein wie die letzte, und uns wurde damals große Hülfe zu Theil. Die sämmtlichen Beamten verzichteten auf einen Theil ihres Gehaltes und die Kaufleute und andere Besitzende thaten auch das Ihrige. Hier im Süden wird auch jetzt noch dem großen Nothstande durch außerordentliche, seit Jahren schon fortgesetzte Anstrengungen irgendwie abgeholfen; aber noch ganz anders ist es im Norden unseres Landes. Schon hier werden Viele vom Typhus hinweggerafft, aber dort hält der Tod entsetzliche Ernten. Ein Landphysikus berichtet von einem Kirchspiel: Im November 1867 lagen 900 am Typhus darnieder, davon 139 starben, also einige weniger, als im Monat zuvor, mithin starben daselbst in 2 Monaten gegen 300 Menschen in Folge mangelnder Nahrung, und solches geschah in Einem Kirchspiel. Bei diesem Jammer — fährt er fort — weichen alle menschlichen Gefühle. Ohne eine Thräne, ohne einen Seufzer sieht der Eine den Andern zu seinen Füßen todt hinsinken und denkt, das ist auch bald mein Loos. Trete ich in eine Hütte, wo der Vater oder die Mutter oder beide erkrankt sind, und biete ihnen Arznei an, so ist immer das erste Wort: schaffen Sie unsern verhungerten Kindern einen Tropfen Milch, einen Bissen Brod, uns aber lassen Sie liegen und sterben, denn stehen wir auch von der Krankheit wieder auf, so müssen wir doch vor Hunger sterben. Und so geschieht's auch meistens, denn den Reconvalescenten fehlt jede Pflege, um wieder zu Kräften zu kommen. Der Gouverneur von Wasa fand auf seiner Inspectionsreise einen Greis bei seinem letzten Mahle, aus Strohmehl und Wasser bestehend, und ihn fragend: was nun werden solle, erhielt er zur Antwort: sterben. Und die Antwort erhielt er fast überall von Ort zu Ort. Sterben ist dort die allgemeine Losung geworden. Und doch theilen die Armen den letzten Bissen mit einander und finden es ganz befremdlich, daß man sich darüber wundert, als ob sich das nicht ganz von selbst verstände. — Alle unsere Gedanken und Gespräche sind nur von Noth und Brod."

(Salzschnee.) Aus Szinyög (Beregher Comitat in Ungarn) schreibt man dem „M. Ujsag": In der Nacht vom 30. v. M. fiel ein 5 Zoll hoher Schnee. Als am Morgen die Dorfleute das Vieh zur Tränke trieben, lief es auf die herrschaftliche Weide und leckte unter Brüllen begierig den Schnee. Alles staunte, bis es endlich einem einfiel, den Schnee zu kosten, und da stellte es sich heraus, daß derselbe einen stark salzigen Geschmack hatte. Die Leute rafften nun von dem Schnee in allerlei Gefäßen so viel als möglich zusammen, und verkocht und verdampft gab jede Halbe Wasser davon ¼ Pfund Salz. Die Herrschaft machte aber dem Zusammenraffen des Schnees bald ein Ende, ließ den ganzen schneebedeckten Raum (1600 Quadrat-Klafter) in 10 Quadrate abtheilen und verkaufte den Schnee um einen geringen Preis. Viele Leute sind nun dort mit Salz auf mehrere Jahre versehen.

(Meteorologisches und Sanitäres aus Wien.) Man schreibt aus Wien: Der Winter ist hier so reich an abnormen Erscheinungen, wie dieß wohl seit undenklich vielen Jahren nicht der Fall war. Nach einer eisig kalten mondhellen Nacht tritt gegen Morgen Regenwetter ein, das plötzlich in heftigen Schneesturm umschlägt. Hierauf folgt das angenehmste Frühlingswetter, das uns vom warmen Ofen auf die Ringstraße, in den Stadtpark oder in den Prater lockt, um uns in hämisch boshafter Weise in raschem Launenwechsel mit gefrorner Nase und gefrornen Ohren heimzujagen. Aber unmöglich können wir uns so beeilen, um nicht von

dem Sturmwind erfaßt zu werden, der sich plötzlich erhebt und uns bald von rückwärts, bald von der Seite faßt, an die Barrierestäcke schleudert, scharfe Eiskörnchen (Graupen) in's Gesicht treibt, daß wir laut dem Himmel danken, wenn wir endlich unter Dach gekommen. Aber sieh' da — die Luft ist schon wieder so milde und die Sonne lächelt so freundlich, daß wir wohl nur von einem bösen neckischen Spuck heimgesucht wurden. So geht es Tag für Tag in den verschiedensten Variationen fort. Zur größeren Abwechslung tritt plötzlich im Februar ein heftiges Donnerwetter ein, und damit man ja nicht versucht werde, an eine optische oder acustische Täuschung zu glauben, zündet der Blitz an mehreren Stellen. Daß so häufiger und plötzlicher Witterungswechsel sehr nachtheilig auf die Gesundheitsverhältnisse der Bevölkerung wirken muß, ist selbstverständlich und haben auch die Erkrankungsfälle in den letzten Monaten zugenommen, namentlich werden die Brust- und Athmungsorgane in empfindlicher Weise afficirt.

(Verbrannt.) In diesen Tagen hat eine der geachtetsten Familien Berlins ein entsetzliches Unglück betroffen, das die allgemeinste Theilnahme hervorruft. Fräulein J., die schöne siebenzehnjährige Tochter eines Fabrikbesitzers vor dem Oranienburger Thore, bereitete für ihre Eltern während des Nachmittags Kaffee auf einer Maschine mit Spiritus. Durch das Oeffnen der Stubenthüre entstand ein Luftzug, wodurch die Spiritusflamme in die Höhe schlug, die leichten Kleider der jungen Dame entzündete und so rasch um sich griff, daß dieselbe bald über und über in hellen Flammen stand. Statt sich niederzuwerfen, lief die Brennende in der Todesangst von Zimmer zu Zimmer, gefolgt von den entsetzten Eltern, welche bemüht waren, die geliebte Tochter durch Herunterreißen der Kleider zu retten. Dieß gelang jedoch nur theilweise. Vater und Mutter verbrannten sich selbst dabei sehr stark die Hände, und der Vater hatte noch das Unglück, sich an einer Entreethüre, deren Glasscheiben er durchstieß, die verbrannten Hände auf's Empfindlichste durch Schnittwunden zu verletzen. Nach dem Ausspruche der sofort herbeigerufenen Aerzte muß das arme Mädchen den Brandwunden erliegen.

(Der englische Alpenclubb) will demnächst die Resultate seiner perpendiculären Wanderungen vom letzten Sommer und Herbste veröffentlichen. Aus dieser Schrift werden Bergsteiger anderer Nationen erfahren, daß wieder manche bisher für unerreichbar gehaltene Alpenspitze erklettert worden ist und ein verhältnißmäßig kurzer und unbeschwerlicher Weg nach der Spitze des Matterhorns entdeckt worden ist.

(Aus der Stadt der Intelligenz.) Berlin hat manches Schild, das aller Rechtschreibung spottet; das Stärkste jedoch dürfte das Schild eines Colporteurs in der Bernauerstraße zeigen, das wörtlich lautet: „Haupt-Journal-Expedition empfiehlt Sich Semtliche in und Ausländischen-Erscheinende-Monaths Schriften.“

Kunst- und Literatur-Notizen.

Frankfurt. Der „Rheinische Kurier“ schreibt aus Wiesbaden: Herr **Grobecker**, unser unvergleichlicher Komiker, ist von der Direction des Frankfurter Stadttheaters zu einem Gastspiel eingeladen, welches derselbe dem Vernehmen nach im April absolviren wird.

Wiesbaden, 16. Febr. Als Intendant der königl. Schauspiele in Wiesbaden soll, wie das „Wiener Fremdenblatt“ meldet, der bekannte Schriftsteller **Otto Banck** aus Dresden (Kunstreferent des „Dresdener Journals) in Vorschlag sein. — Am 13. Februar wurde im königlichen Schauspielhause der „Geizige“ von Moliere nach der Dingelstedt'schen Bearbeitung gegeben. Die „Mittelrheinische Zeitung“ schreibt darüber: Franz Dingelstedt ist einer von den wenigen lyrischen Dichtern der Gegenwart, die der Versuchung, Dramen zu schreiben, bis jetzt zu widerstehen vermocht haben. Er wendet seine vielseitigen Kenntnisse und seinen feinen Geschmack an, um anerkannte dramatische Meisterwerke der ausländischen Literatur dem Zeitgeschmack und den Bühnenverhältnissen anzupassen. Das ist ein großes Verdienst und es wäre zu wünschen, daß andere Dichter von der Bedeutung wie Dingelstedt, diesem löblichen Streben nacheiferten, damit dem handwerksmäßigen „Bearbeiten“ französischer und englischer Stücke Einhalt gethan würde.

Tenorist **Niemann** ist vom Präsidium des Kartell-Vereins für contractbrüchig erklärt. Er wird daher auf keiner Vereinsbühne gastiren können. Die Conventionalstrafe, welche der eigenwillige Sänger zu zahlen haben wird, dürfte sich auf 3000 Thaler belaufen.

Ein von **Georg Römer** nach dem Französischen des J. Barbier frei bearbeitetes Drama von fünf Acten und einem Vorspiele, „**Maxwell, der Richter von München**“, betitelt, wurde wiederholt mit gutem Erfolge im Volks-Actien-Theater in München und vor einigen Tagen, mit vielem Beifall, im Stadttheater zu Preßburg aufgeführt. Das genannte Drama befindet sich bei mehreren größeren Bühnen zur Aufführung in Vorbereitung.

Nach der in der „Allgemeinen Theaterchronik“ mitgetheilten Todtenliste sind im verflossenen Jahre 140 Bühnenmitglieder, Dramatiker, Componisten *x.* mit Tode abgegangen.

Paris, 16. Februar. Das Ereigniß des Tages ist der immense Erfolg, welchen der greise **Auber** gestern in der komischen Oper mit einem neuen Werke „Le premier jour de bonheur“ (Text von Dennery und Cormon) davongetragen hat. Die Kritik stellt die dem Meister gestern dargebrachten Huldigungen der denkwürdigen ersten Aufführung der „Irène“ von Voltaire an die Seite und versichert, daß die neue Oper an Frische, Melodienreichthum und feinem Humor dem „Fra Diavolo“, dem „Schwarzen Domino“ u. s. w. nichts nachgebe. Von den ausübenden Künstlern theilten Capoul, Sainte-Foy und Madame Cabel mit dem Componisten und den Dichtern den Erfolg des Abends.

Paris. Der bekannte Historiker **Jules Michelet**, der Verfasser der „Histoire de France“ und „Histoire romaine“, hat sich bekanntlich, ohne Naturforscher von Fach zu sein, mit der populären Schriftstellerei auf dem Felde der Zoologie und physikalischen Geographie beschäftigt. An die mit großem Beifall aufgenommenen, in früheren Jahren erschienenen Werke („L'oiseau“, „L'insecte“, „La Mer“) soll jetzt sich „La Montagne“ schließen, die in wenigen Tagen die Presse verläßt.

Newyork, 31. Januar. Der amerikanische Congreß hat die Bibliothek des vor einiger Zeit verstorbenen Schriftstellers **Peter Force** um 100,000 Dollars für die Nation erworben. Die Bibliothek zählt einige 60,000 Bände und enthält eine Anzahl Manuscripte, die besonders für die frühe Geschichte der Vereinigten Staaten von Wichtigkeit sind. Peter Force schrieb selbst eine Geschichte der Staaten, die indessen aus Mangel an Mitteln unvollendet geblieben ist und in neun Foliobänden nur bis zum Jahre 1779 reicht. Unter anderen antiquarischen Schätzen befindet sich in der Bibliothek eine Nummer der „Philadelphia Gazette“ vom Jahre 1734 (damals von Franklin gedruckt). Sie enthält die Anzeige: „Sehr guter Lampenlack angefertigt und zu haben bei dem Drucker dieses Blattes“. Unter den Autographen und Manuscripten sind erwähnenswerth: das Tagebuch des General Greene (1781—1782), ein Tagebuch Arthur Lee's, während seiner gesandtschaftlichen Thätigkeit in Frankreich (1776—1777), 12 Tagebücher englischer Officiere aus derselben Periode, 2 Tagebücher Washington's, eines von 1785 während Braddock's Expedition und 1787 in Mount Vernon, sämmtlich von der Verfasser eigener Hand, und ein Manuscript von Las Casas.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 19. Febr.: Zum ersten Male wiederholt: **Der Statthalter von Bengalen**, Schauspiel in 4 Acten von H. Laube.
(Außer Abonnement.)

Donnerstag, 20. Febr.: **Der Actienbudiker, oder: Wie gewonnen, so zerronnen**, Bilder aus dem Volksleben in drei Abtheilungen von D. Kalisch. Musik von A. Conradi.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 96.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kiz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 51. Donnerstag, den 20. Februar 1868.

Auf dem Thurme des artesischen Brunnens.

Novelle von Heinrich Sandbaul.

(Fortsetzung.)

Die beiden jungen Leute ließen sich die betreffenden Veranstaltungen ihrer Umgebung gern gefallen, ohne dahinter eine Absicht zu ahnen. Der Proceß entstehender Liebe zeigt überall das Eigenthümliche, daß unter allen Menschen gerade die zunächst betheiligten zwei Personen Alles auf die Liebe Bezügliche am spätesten gewahren. Für sie schmiegt sich Alles so natürlich an, wie ein Sonnenstrahl an den andern, greift Alles so glatt hinein, wie die Hand des Freundes in die Deinige zum Willkommengruß. Beide gingen, sprachen und unterhielten sich gern ungestört miteinander. Hortensien that es wohl, wenn Julius bei jeder Gelegenheit sie vor allen andern Damen auszeichnete, beim Tanze sie bevorzugte, beim Spiel sie zu seiner Partnerin erkor, seine geistreichen Aeußerungen, seine treffenden Bonmots an sie zu richten schien; Julius wieder empfand es wohlthuend, wenn ihr Auge zuweilen mit Interesse auf ihm zu ruhen schien, wenn sie seiner Declamation Beifall spendete, über seine witzigen Bemerkungen lachte, seinen Ansichten zustimmte. Sie befand sich im Kreise seiner Familie sichtbar wohl und zufrieden, und er war bemüht, ihr die Gastfreundschaft, welche sie in seiner Familie genoß, so angenehm als möglich zu machen. Aber dieses Behagen an einander, diese kleinen und großen Aufmerksamkeiten fielen ihnen gar nicht als solche auf, weil sie sich, wie natürliche Vorgänge, von selbst zu machen schienen. Beide gaben sich von dem Gefühl, das sie dabei leitete, keine Rechenschaft, sie nahmen das Verhältniß hin, ohne klares Bewußtsein seiner Bedeutung, ohne sich dabei etwas zu denken. Der instinctive Zug noch nicht völlig ausgebildeter Neigungen zog sie zu einander hin wie Magnet und Eisen, ohne daß sie sich dessen bewußt waren; in tausend kleinen Zügen verrieth sich ihre Liebe den Eltern, Geschwistern, Freunden und Bekannten, nur sie allein wußten nichts davon, ahnten nicht, daß ein Band unauflöslicher Sympathie sich täglich fest und fester um ihre Herzen schlang. So natürlich machte sich Alles in ihren Augen, daß es Hortensien gar nicht einfiel, etwas dahinter zu suchen, daß, so oft sie allein war, ihre Gedanken, wie naschhafte Bienen auf einem blühender Rosenstock, zwischen dem Bilde ihres verehrten Lehrers und dem ihres liebenswürdigen Cavaliers hin- und herflogen. Am Tage, wenn sie allein war, des Nachts im Wachen und im Traume ergingen sich ihre Gedanken, sich selbst unbewußt, in Vergleichungen zwischen den beiden jungen Männern, welche sie von allen Menschen am meisten interessirten. Sie kam zu keinem Ergebniß, weil unbewußt, wie der Proceß war, sie kein Ergebniß suchte. Jeder von ihnen hatte ihm eigenthümliche Vorzüge, Jeder besaß andere liebenswürdige Eigenschaften, Jeder war der Liebe eines guten Weibes werth. Hätte der Verstand über den Werth der beiden Männer zu entscheiden gehabt, die Entscheidung wäre wahrscheinlich unterblieben. Allein hier, wo das Herz zu bestimmen hatte, wo das Gefühl die Gewichte auf die Wagschalen vertheilte, mußte eine Wahl, eine Entscheidung bald getroffen werden. Und es war leicht vorauszusehen, zu wessen Gunsten sie ausfallen würde. Schon der Umstand, daß eine Wahl nöthig wurde, neigte die Schale auf die Seite Desjenigen, welcher zuletzt gekommen und gegenwärtig war. Das war auch der Grund, warum Hortensia sich über das Ausbleiben einer Antwort und jedes andern Briefes Seitens Friedrichsens nicht beunruhigte, sich dadurch in ihren Vergnügungen nicht stören ließ. Frau von Terklow unterschlug nämlich den Brief, welchen er an ihre Tochter geschrieben, und sie selbst beantwortete ihn durch ein recommandirtes Schreiben, worin sie ihn peremptorisch aufforderte, das Logis zu räumen und ihm zugleich verbot, ferner an ihre Tochter zu schreiben.

Dieser zweite Brief öffnete Friedrichsen endlich die Augen über das ganze Verhältniß, und unerfahren, wie er in weltlichen Dingen war, stand er ganz rathlos da. Er sah jetzt ein, daß man ihm seine Braut entfremden, ihren Besitz, in dem er sich so sicher glaubte, streitig machen möchte. Doch glaubte er aus dem gänzlichen Stillschweigen von Seiten Hortensia's entnehmen zu können, daß es hinter ihrem Rücken geschähe, daß ein Zwang stattfände, um sie von einander zu trennen. Wie ein Geisterschatten huschte einmal die Ahnung durch seine Seele, daß der Zwang ein innerer sein möchte, daß Hortensia vielleicht einen Andern liebe, doch sie nahm keine festere Gestalt an. Er mochte von Hortensien erwartet haben, daß sie in diesem Falle ihn nicht in Ungewißheit lassen würde; sie sollte es wissen, mochte er denken, daß er keinen Augenblick zögern würde, sie auf ihren ausdrücklichen Wunsch freizugeben. Aber gegen äußern Zwang, gegen etwaige Pläne und Intriguen ihrer gewissenlosen Mutter wollte und mußte er sie schützen. Nur wußte er nicht, welche Schritte er zu thun habe, um der Frau von Terklow entgegenzuarbeiten.

Deßwegen eilte er zu dem kleinen Professor Farmin, der in allen weltlichen Dingen der Berather und Beschützer seiner unerfahrenen Collegen war. Er fand den eleganten Mann in seiner Arbeitsstube.

Auf dem Sopha, wo Beide nach geschehener Begrüßung Platz genommen, theilte Friedrichsen dem Professor die Veranlassung seines Besuches mit, setzte ihm das ihm nicht mehr unbekannte Verhältniß mit wenigen Worten auseinander und legte ihm die vier Briefe vor, welche er aus dem Bade erhalten: die beiden von der Tochter und die beiden von der Mutter.

Der Professor durchlief die Briefe rasch, las den zweiten Brief von Hortensia wiederholt und aufmerksam und sagte dann zu dem

in gespannter Erwartung neben ihm sitzenden Privatdocenten in der ihm eigenthümlichen Manier:

„Nun, lieber Freund, wenn Sie von mir Rath verlangen, wo Sie eine Wohnung nehmen sollten, so rathe ich Ihnen, in einem Localblatt unter der Rubrik Wohnungsvermiethungen zu suchen, wo Sie sicher ein passendes Logis finden werden, wenn nicht heute, so morgen oder einen Tag später."

„Sie meinen also, Professor, daß ich ausziehen soll?"

„Nur in dem Falle, wenn Sie glauben, kein Recht zum Bleiben zu haben, oder wenn Sie in einer Wohnung nicht bleiben wollen, wo man Sie nicht behalten will, oder wenn Sie keine Lust haben, in Gottes freier Luft Ihr Quartier aufzuschlagen."

„Ein gewisses Recht zum Bleiben glaube ich schon zu haben, Herr Professor", versetzte Friedrichsen mit einem Anflug von Trotz.

„Ein gewisses Recht ist noch kein sicheres Recht, lieber Doctor", sprach der kleine Professor mit komisch docirendem Ausdruck. „Und wie ich Ihre Wirthin zu kennen glaube, wird sie Ihr gewisses Recht schwerlich anerkennen, aber, was schlimmer ist, die Justiz auch nicht."

„Daran ist mir übrigens wenig gelegen; ich bestehe gar nicht darauf, ferner bei der Frau von Terslow wohnen zu wollen."

„Das ist vernünftig, und ich freue mich wahrhaft, daß, wie es scheint, der Entschluß Ihnen keine besonders große Ueberwindung kostet."

„Wenn ich die Wahl hätte, so würde ich natürlich vorziehen, in der Nähe Horten — des Fräulein von Terslow zu bleiben."

„Ihrer Braut", — warf spöttisch der Professor ein und führte den Satz weiter aus: „So aber werden Sie auch zufrieden sein, wenn Sie Ihre Braut etwa Einmal die Woche oder sogar nur Einmal den Monat besuchen dürfen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Vulcane.

Süd-Europa bildet in den letzten Jahren den Schauplatz mehrfacher vulcanischer Eruptionen. Die Ausbrüche des Aetna, Vesuv, der Insel Santorin folgten sich in rascher Reihenfolge, und die glühenden Lavamassen, welche in den letzten Wochen dem Krater des Vesuvs entströmten, bilden ein den Laien und Gelehrten gleichmäßig fesselndes Schauspiel.

Zwei Erscheinungen sind es namentlich, welche alle vulcanische Thätigkeit unserer Erde bedingen. Erstens steht es fest, daß die Wärme des Erdkörpers, je tiefer man in denselben eindringt, um desto mehr zunimmt. Sorgfältige Beobachtungen, die in tiefen Bergwerken angestellt worden sind, sowie in Bohrlöchern, welche man zur Auffindung von artesischen Quellen oder von Steinsalz schon auf 2000 Fuß und darüber niedergebracht hat, haben dieß ohne Ausnahme bestätigt. Für je 100 Fuß Tiefe in der Erdrinde muß man wenigstens 1 Grad R. Wärmezunahme annehmen, und so zeigt sich, daß schon in einer für den Durchmesser unserer Erde geringen Tiefe eine hohe Temperatur herrschen muß. Zweitens sieht man, daß, obgleich Quellen und Flüsse in Gebirgen und Ebenen einen großen Theil des Gewässers in steter Bewegung an der Oberfläche erhalten, dennoch beständig eine nicht unbedeutende Menge auf kleinen Klüften und Spalten in die Tiefe sinkt. In allen Bergwerken, tiefen Brunnen und Bohrlöchern finden sich Quellen, und es ist daher eine unbestrittene Thatsache, daß fortwährend von der Erdoberfläche Wasser in das Erdinnere gelangt.

In diesen beiden Erscheinungen: der zunehmenden Wärme gegen das Erdinnere und dem Eindringen des Wassers zu demselben, liegen die Grundbedingungen jedweder vulcanischen Thätigkeit. Das in die Tiefe gedrungene Wasser auf eine erhöhte Temperatur gebracht, übt eine intensive Verwitterungskraft auf die umgebenden Gebirgsmassen aus. Es laugt nicht nur die tiefliegenden Schichten in Beziehung auf die löslichen Substanzen aus, sondern im überhitzten Zustande wird es selbst die festesten Felsarten verwittern und zerstören. Es bilden sich unterirdische, weitverzweigte Reservoirs von überhitztem Wasser, mit dem Schlamme und Schutte der zerstörten Gesteine gemischt. Die Verwitterungs-Prozesse schreiten immer weiter fort, die früher festen Felsen im Erdinnern verlieren ihre Widerstandskraft gegen den auf ihnen lastenden Druck der Erdoberfläche, und endlich nimmt die von oben nach unten auf die Schlammschichten ausgeübte Pressung so überhand, daß letztere sich aus dem Raume, den sie erfüllt haben, Bahn brechen in neue, leere Schichten.

Findet die gefesselte Masse im Erdinnern keine Wege mehr, auf denen sie sich verbreiten könnte, so drängt sie nach oben, bewegt und hebt die Oberfläche und dringt endlich hervor. Gelingt es ihr sogar, einen dauernden Schlot zu erhalten, auf dem sie zur Oberfläche gelangen kann, so reißt sie auf ihrem Wege dahin auch ganze unzerstörte Felsblöcke mit sich und schiebt sie vor sich her bis in den Berg hinein, der ihren Ausweg enthält. War schon die gesammte Masse anfänglich in überhitztem Zustande, so wird diese letztgeschilderte Thätigkeit dazu beitragen, deren Temperatur durch die Reibung unter hohem Drucke bis zur Glühhitze zu steigern. Kann endlich der Berg einem solchen unterirdischen Drucke nicht mehr widerstehen, so birstet er und läßt das geschmolzene Gestein, die Lava, in Strömen über das Land sich verbreiten. Sobald dieß geschehen, sobald der lastende Druck auf die untere Masse etwas nachgelassen, so verwandelt sich auch das überhitzte Wasser in Dämpfe. Auch diese streben nach Erlösung aus ihrem engen Gefängnisse, finden die Mündung des Kraters, dringen aus ihr hervor und führen fein vertheiltes Gestein — den früheren Schlamm — als Asche und Staub mit sich fort. Während der Aschenregen fällt, kühlen die Dämpfe sich ab und folgen als Wolkenbrüche nach. Rings um den Berg wird die ganze Gegend verwüstet; was die Lava verschont, bedeckt die Asche, und die Regenströme fallen überall.

Die thätigen Vulcane sind über die verschiedensten Gegenden in allen Klimaten der Erde verbreitet. Island verbirgt sie unter einer Decke von Schnee und Eis, während Java im tropischen Klima ihre spitzen, meist noch dampfenden Kegel in aller Schroffheit erblicken läßt; die Inselgruppen im Atlantischen und im Stillen Ocean, Süd-Europa, wie Kamtschatka und die Kette der Anden enthalten sie. Sie scheinen regellos vertheilt, und doch sind sie geordnet, denn entweder liegen sie mitten im offenen Ocean oder sie folgen dem Abfall der Küsten großer Continente gegen das Meer. Im Innern der Continente, mitten im Festlande, kennen wir keine thätigen Vulcane.

(Schluß folgt.)

Ueber Tunis

entnehmen wir einem Briefe eines seit Kurzem dort niedergelassenen Schweizers folgende interessante Schilderung:

Die Stadt Tunis hat noch ganz den arabischen Typus. Es gibt nicht viele Europäer hier, außer den fremden politischen Consuln. Mein Chef und ich sind die einzigen Schweizer. — Die Straßen sind eng und schmutzig. Die Häuser niedrig mit flachen

Dächern und nach den Straßen keine Fenster, so daß man glaubt, zwischen zwei Mauern zu gehen.

Unbewaffnet gehen die Europäer nicht aus der Stadt und es hat hier Stadttheile, die man am hellen Tag nicht zu betreten wagt. In den Straßen ein furchtbares Gewimmel und Geschrei von Arabern, Beduinen, Negern, Türken rc., die ihre Producte feilbieten oder betteln und — stehlen.

Da wir Mißernte hatten, so ist hier schreckliche Hungersnoth, von der man sich in Europa keinen Begriff machen kann. Tausende liegen umher und schreien laut, oder wimmern nur noch, nicht mehr fähig, ein Stück Geld, das man ihnen zuwirft, aufzunehmen. In den letzten vier Wochen zählte man alle Tage fünfzig bis hundert Todte, die verhungert sind, keine Menschen mehr, nur noch Gerippe. Es gab Tage, wo die Zahl der Todesfälle dreihundert überstieg.

Der Bey, um dem Uebel einigermaßen zu steuern, richtete ein Hospital ein, wo die armen Kerle alle Tage Brod und Oel erhielten. Es drängten sich Tausende dazu, und da der Bey selbst kein Geld hatte, so griff er zu einem Mittel, das dann half.

Man erzählte sich nämlich allgemein, er habe alle Tage in eine Anzahl Brode Arsenik backen lassen, um so auf leichte Art dieser Elenden los zu werden. Wenigstens ist es Thatsache, daß man mehrere Nächte hintereinander Hunderte von Leichen aus dem Hospital fortschaffte.

Für unser civilisirtes Europa ist das freilich unglaublich. Die fremden Consuln haben jedoch für gut gefunden, ein Memorandum an ihre Mächte zu richten, um dieser Lage ein Ende zu machen.

Der Araber, dem es an Nahrung gebricht, sucht sich solche nicht zu verschaffen, sondern liegt mitten auf der Straße, schreit den ganzen Tag nach Allah und in zwei oder drei Tagen trägt man ihn weg, ohne daß er versucht hätte, seinen Tod durch irgend eine Anstrengung zu verzögern.

Sehr sehenswerth ist das Militär des Bey. Die Soldaten, mit Lumpen bekleidet, zerfetzt, baarfuß, auf der Straße bettelnd, strickend, bewaffnet mit Gewehren, wovon jedes ein anderes Kaliber hat; die Offiziere fast durchgehends ebenfalls baarfuß und miserabel gekleidet. Ich sehe Viele, die außer der Exerzierzeit auf dem Markte Gemüse, Citronen rc. verkaufen und mit einem beladenen Esel durch die Straßen ziehen.

Eine Colonne von 5000 Franzosen würde Tunis, eine Stadt von 180,000 Einwohnern, ohne Mühe einnehmen, obschon solche vielleicht von 2000 Feuerschlünden vertheidigt ist, die jedoch ohne Bedienung nutzlos auf den Wällen liegen, und von denen nicht zwei das gleiche Kaliber haben. (Bund.)

Mannichfaltigkeiten.

(Ein mysteriöser Vorfall.) Der „N. Z." schreibt man aus Paris vom 17. Febr.: Vorgestern ereignete sich in den Tuilerien ein höchst eigenthümlicher, noch in tiefes Geheimniß gehüllter Vorfall. Gegen 1 Uhr Nachmittags kletterte plötzlich ein ganz fein gekleideter Herr mit wahrer Affenbehendigkeit (so erzählen die Leute aus dem Schlosse) an der Stelle, wo gewöhnlich die Hofwagen für den Kaiser aufgestellt sind, über das hohe Gegitter, das den Tuilerienhof vom Place du Carroussel trennt. Von dort lief er mit Windeseile auf den Pavillon de l'Horloge zu, warf Die, welche sich ihm entgegenstellten, zur Seite und gewann die Appartements des Kaisers. Er drang bis zum Vorzimmer, das unmittelbar vor dessen Arbeitszimmer liegt. Den dort anwesenden Adjutanten und Dienern gelang es aber, ihn festzunehmen. Als man ihn dann nach den Bureaus des Polizei-Commissärs der Tuilerien, die nach dem Quai hin liegen, brachte, stieß er nur die Worte aus: „J'en veux à ces dames". In dem Bureau des Polizei-Commissärs angekommen, verhielt sich der noch ziemlich junge Mann zuerst ganz ruhig, sprang aber, als er sich einen Augenblick unbeobachtet sah, zum Fenster hin und stürzte sich zu demselben hinaus. Ob er die Absicht hatte, sich aus dem Staube zu machen, oder aber sich das Leben nehmen wollte, weiß man nicht. Er wurde jedoch alsbald wieder festgenommen, da er in den Graben gefallen war, der die Tuilerieen von den Quais trennt, und sich stark beschädigt hatte. Er hatte nämlich den linken Arm am Handgelenke gebrochen, eine starke Verletzung am Kopfe erhalten und sich die Nase zerschmettert. Er wurde sofort nach der Charité gebracht. Sein Zustand ist nicht lebensgefährlich, aber verhindert doch, daß man ihn bis jetzt verhören konnte, und man weiß daher noch nicht, ob man es mit einem Wahnsinnigen oder mit einem Verbrecher zu thun hat. Nach den Worten, die er bei seiner Verhaftung ausstieß, könnte man beinahe annehmen, daß er es auf die Kaiserin abgesehen hatte. Der Kaiser soll durch diesen Vorfall sehr unangenehm berührt worden sein. Derselbe ist überhaupt wieder sehr düster gestimmt, da sein erster und ältester Kammerdiener am Tode liegt. Dieser Mann, der unter dem Namen Léon bekannt ist, war seit Jahren der treue Begleiter Louis Napoleons, lebte mit ihm in der Verbannung, war bei ihm in Ham und verließ ihn natürlich auch nicht, seit ihn das Glück so sehr begünstigte. Dieser Léon ist übrigens eine etwas räthselhafte Person. Er ist von ganz feinen Manieren und nicht ohne Bildung und Kenntnisse, doch Niemand weiß seinen Familiennamen. Beim Kaiser selbst, der ihm letztes Jahr noch eine Villa im Werthe von 100,000 Franken zum Geschenke machte, stand er von jeher in höchster Gunst, und seine Rathschläge blieben, so versichert man, häufig nicht ohne Einfluß auf selbst wichtige Angelegenheiten.

(Ein nettes Früchtchen.) Die „N. Pr. Z." erzählt aus Berlin vom 16. Februar: In Berlin war vorige Woche das Gerücht verbreitet, daß die Criminal-Polizei endlich sichere Spuren der noch unentdeckten Mörder des Bäckerlehrlings Corny aufgefunden habe. Nach der „Gerichts-Ztg." hat es damit folgende Bewandtniß: Ein neunjähriger Knabe aus Berlin war von den Passagieren des nach Kremmen fahrenden Omnibus unterwegs aufgenommen und, da er vieles von dem verbrecherischen Treiben seiner Eltern erzählte, dem Bürgermeister von Kremmen zugeführt worden. Hier sagt das Kind aus, daß sein Vater in Gemeinschaft mit einer großen Diebesbande: 1) den Kremmener Omnibus vor vier Wochen beraubt; 2) vor etwa einem Jahr einen Förster erschossen; 3) mehrere Scheunen in der Umgegend Berlins in Brand gesteckt und endlich 4) den Bäckerlehrling Corny ermordet habe. Der Knabe wurde sofort nach Berlin gebracht und der hiesigen Polizei übergeben. Er wiederholte hier seine Angaben und stattete sie mit genauen Einzelnheiten aus, welche auffallenderweise hinsichtlich der ersten drei Punkte mit den bisherigen Ermittelungen der Polizei übereinstimmten. Die Angaben jedoch, die der Knabe über die Ermordung Cornys, die er selbst mit angesehen haben wollte, machte, waren entschieden falsch, und man beschloß daher, den Knaben scharf ins Verhör zu nehmen. Da stellte es sich bald heraus, daß der Knabe Alles erlogen hatte, um sich wegen harter Behandlung an seinem Vater zu rächen. Er hat unzweifelhaft Umgang mit Diebesgesindel gehabt und von diesem mancherlei über die ersten drei Verbrechen erfahren. Die Eltern des verlogenen Knaben sind unbescholtene Leute und werden, wenn es ihnen auch leid thut, gewiß darein willigen, daß ihr Kind einem Rettungshause zur sittlichen Besserung übergeben wird.

(David Brewster †.) Sir David Brewster, einer der hervorragendsten englischen Gelehrten auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und erster Professor (Principal) an der Universität

Edinburgh, ist auf seinem Landsitze Allerley House bei Melrose gestorben. Geboren in Jedburgh (Roxburyshire) im Jahre 1781, war Sir David ursprünglich, wie seine Brüder, für die Kirche bestimmt, wendete sich aber bald wissenschaftlichen Untersuchungen zu und beschäftigte sich vornehmlich zuerst mit der Brechung des Lichtes. Von dem Jahre 1807 an, wo ihm die Universität Aberdeen das Ehrendiplom der Rechte ertheilte, folgten Ehren und Auszeichnungen in rascher Folge. Diplome von Oxford und Cambridge, Preise und Medaillen von den in- und ausländischen Instituten der Wissenschaft, Ernennungen zur Mitgliedschaft der französischen, preußischen, russischen, österreichischen und vieler anderer Akademien, Ordensverleihungen, darunter die Ehrenlegion und der preußische Orden pour le mérite, wurden dem Gelehrten ungezählt zu Theil, wie seine Werke über „Licht und Optik" mit vielen neuen Entdeckungen, seine „Biographie Newton's", „Natürliche Magie" und seine vielen anderen Schriften nach und nach erschienen. Seit dem Jahre 1832 bekleidete Sir David Brewster seinen Lehrstuhl in Edinburgh, und Schottland war mit Recht stolz darauf, den Gelehrten seinen Sohn zu nennen.

Zweites Concert des Philharmonischen Vereins
am 16. Februar.

Beethoven hätte den Höhepunkt im Symphoniesatze nicht erreicht, wenn ihm nicht Mozart und Haydn vorausgegangen wären. Letzterer, dem wir die heutige Symphonie zu verdanken haben, verewigte sich in mehr als hundert derartigen Werken und jetzt wie ehedem bilden dieselben immer noch einen Glanzpunkt in der musikalischen Geschichte sowohl, wie im Concertsaale. Eine Haydn'sche Symphonie spricht bei leidlich guter Aufführung immer an; wegen ihrer leichten Ausführbarkeit wird sie vorerst der Mittelpunkt aller Dilettantenorchester bleiben. Von dieser Ansicht scheint auch der Leiter des Philharmonischen Vereins, Herr Director Friedrich, auszugehen, der die Concerte dieser musikalischen Gesellschaft häufig mit Haydn'schen Werken beginnen läßt. Wir hatten schon mehrere Male in diesem Blatte Gelegenheit genommen, uns über das rührige Streben und die im Allgemeinen hübschen Leistungen der Mitglieder dieses Vereins auszusprechen; auch dießmal können wir uns nach der Darstellung der Haydn'schen B-dur-Symphonie meist nur belobend aussprechen. Schwung, Präcision, Kraft, Nuance und Reinheit der Streich-Instrumente, die wir namentlich bei der Ausführung des ersten und letzten Satzes in bester Harmonie antrafen, ließen einen recht günstigen Eindruck zurück. Adagio und Menuett entsprachen in Einzelheiten nicht so ganz unserer Erwartung. In ersterem vermißten wir zuweilen die feinere Schattirung und die der Composition in hohem Grade innewohnende Wärme, die zum Gemüth sprechen soll. Es lag wohl an der momentanen Indisposition der Geiger. Das Menuett hätte duftiger, abgerundeter gespielt werden dürfen; die ohnehin nur zu prunklosen, einfachen Sätzchen gewinnen ungemein durch eine recht durchsichtige, wir möchten beinahe sagen: krystallisirte, genau phrasirte oder interpunktirte Ausführung. Daß der Flötist mit der anfänglich etwas zu hohen Stimmung seines Instrumentes selbst unzufrieden war, zeigte er in einer Stimmungs-Improvisation, die sich unglücklicher Weise in eine Pause verlief. Die Anfertigung solcher Holzinstrumente, auf die die Witterungsverhältnisse ohne nachtheiligen Einfluß sind, bleibt leider noch der Zukunft überlassen. Andere kleine, nicht allzu auffallend störende Unebenheiten, wie z. B. ein etwas magerer Ton in der zweiten Violine, wird Herr Director Friedrich selbst zu verbessern suchen.

Fräulein Mina Medal, eine sehr begabte Sängerin, die dem hiesigen Publikum aus ihrer früheren Bühnenthätigkeit noch in sehr gutem Andenken steht, sang zuvörderst eine Arie aus dem „Propheten" mit Orchesterbegleitung. Fräulein Medal litt durch übermäßige Anstrengung ihrer Stimme längere Zeit an Erschlaffung der Stimmbänder. Das Uebel scheint jetzt ziemlich gehoben. Es sind nur noch einige Töne und namentlich in den Mittelregistern, die noch nicht ihre vollständige Consistenz wieder bekommen haben. Die Sängerin, die in der That auf einer sehr bedeutenden künstlerischen Stufe steht, weiß sich aber durch ihre intellectuell richtige Auffassung, ihren seelischen Vortrag, die Anerkennung der Künstler und den ungetheilten Beifall des Publikums in hohem Grade zu sichern. Eine schottische Ballade: „Tom der Reimer" von Löwe und Schumann's allbekannte „Widmung" waren die übrigen Programmnummern der Sängerin. Durch den Vortrag letzteren Liedes electrisirte sie das Publikum dergestalt, daß sie auf das lebhafte Verlangen desselben noch das Trinklied aus der „Lucretia" folgen ließ, was denn auch in sehr vollendeter Weise zu Gehör kam. Fräulein Medal wird uns immer ein sehr willkommener Gast sein.

Wenn wir bei der Besprechung der Cellovorträge unseres beliebten Künstlers Herrn Lübeck mit der letzten Nummer beginnen, so beabsichtigen wir das minder Gute zuerst abzuthun. Wir sind kein großer Verehrer von Variationen, Phantasieen und dergleichen, die die ausübenden Künstler zunächst für sich selbst und das beifallslustige Publikum zurecht machen, um jene schwierigen Figuren, Läufe und Cadenzen, die ihnen am geläufigsten sind, darin niederzulegen. Es schweben uns zu sehr die Variationen Beethovens und Mozarts vor, die durchweg den musikalischen Anforderungen entsprechen, also Das sind, was sie sein sollen, und diese geben uns auch den Maßstab für unseren kunstwissenschaftlichen Standpunkt. Die von Herrn Lübeck, mit Ausnahme der nicht vollständig gelungenen Passage in gebrochenen kleinen Decimen, meisterhaft ausgeführte Phantasie von Servais über Themen aus der Regimentstochter (in der wir wenig Phantasie herausspüren konnten) erinnerte uns gar lebhaft an Nachahmungen Walter Scott'scher Romane, die in ihrer langweiligen, gehaltlosen Breite viel Aehnlichkeit mit solchen Stücken haben. Von den kleinen Piecen, die Herr Lübeck vorher spielte und in welchen er durch seinen seelenvollen Ton alle Zuhörer entzückte, heben wir eine hübsche, einfache, nur aus wenig Perioden bestehende Composition in Liedform, von dem Künstler gearbeitet, und „Litania" von Schubert als die werthvolleren hervor. Beide Werkchen entsprechen Dem, was sie sein sollen, es sind kleine, melodiöse Sätze, die vollständige künstlerische Berechtigung haben und von dem Künstler sowohl, wie von dem Publikum stets gerne gehört werden.

Einen würdigen Abschluß des Concertes bildete die Aufführung von Webers herrlicher Freischütz-Ouvertüre.

P

Frankfurt, 19. Februar.

Im Saale des „Hôtel de l'Union" findet nächsten Samstag, den 22. Febr., das von uns schon angezeigte und der warmen Theilnahme des Publikums empfohlene Concert zum Besten der Nothleidenden des Westerwaldes statt. Dasselbe ist veranstaltet von einer Vereinigung von Musikfreunden, unter gefälliger Mitwirkung der Fräul. Therese Lahnstein, Dora Narz, sowie der Herren Karl Baumann, Martin Wallenstein und einer Anzahl anderer Künstler und Kunstfreunde, unter Leitung des Herrn G. Leibfried. Das Programm enthält: den 95sten Psalm von F. Mendelssohn-Bartholdy, ein Grand Duo für zwei Flügel von Chopin (vorgetragen von Fräul. Lahnstein und Hrn. Wallenstein), das „Halleluja", Chor mit Orchester von G. Leibfried und die Schiller'sche „Glocke", componirt von A. Romberg.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kiz. — Druck und Verlag: Helfer & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 52. Freitag, den 21. Februar 1868.

Auf dem Thurme des artesischen Brunnens.

Novelle von Heinrich Sandbaul.

(Fortsetzung.)

Friedrichsen mochte den Sarkasmus in den Worten des spottsüchtigen Professors herausgefühlt haben, denn er versetzte nun, gleichsam erläuternd und sich entschuldigend:

„Sie müssen sich, Herr Professor, das Verhältniß zwischen mir und der Tochter des Hauses nicht unter den Vorstellungen denken, unter denen man gewöhnlich das Verhältniß betrachtet, wenn zwei junge Leute, die sich für Braut und Bräutigam halten, unter Einem Dache wohnen.“

„Sie müßten nicht der Privatdocent Doctor Edmund Friedrichsen sein, der mit siebenundzwanzig Jahren schon einen bedeutenden Namen in der Gelehrtenwelt besitzt, wenn ich die gewöhnlichen Vorstellungen auf Sie anwenden sollte“, ironisirte der Professor weiter.

„Obwohl wir unter Einem Dache wohnten, uns täglich sahen und oft stundenlang allein mit einander verbrachten, so haben wir uns keinerlei Vertraulichkeiten, keinerlei Tändeleien mit einander erlaubt. Das Wörtchen Du, womit wir uns seit einem Jahre anreden, und zuweilen ein stärkerer Händedruck zum Gruße sind die einzigen Vertraulichkeiten, die wir uns erlaubten —“

Der kleine Professor machte bei dieser Auseinandersetzung seines unpraktischen Collegen ein Gesicht, in dem ironische Spannung, Mitleid und Schalkhaftigkeit ein höchst komisches Concert bildeten.

Friedrichsen, der eine Weile innehielt und es betrachtete, setzte dann unbefangen hinzu:

„Diese Vertraulichkeiten erlaubten wir uns auch nur, weil wir uns als mit einander verlobt betrachteten.“

„Das entschuldigt Sie in meinen Augen völlig“, sagte der Professor rasch, seine zuckenden Lachmuskeln kaum beherrschend.

„Sie begreifen also“, führte der junge Gelehrte seinen Schluß durch den Folgesatz zu Ende, „Sie begreifen also, Herr Professor, daß wir nicht viel verlieren, wenn wir in einiger Entfernung von einander wohnen.“

„Ganz Recht!“ bestätigte der Professor mit komischem Nachdruck. Und nur der Hochschätzung, welche er für Friedrichsen als Gelehrten empfand, hatte dieser es zu danken, wenn der weltlich gebildete Mann seinem Naturell Zwang anthat und ernster fortfuhr: „Unter diesen Umständen, lieber Freund, werden Sie mich kaum begreifen, wenn ich Ihnen sage, daß Ihr Benehmen gegen das Fräulein von Terskow ein Fehler war.“

„Ein Fehler? — wieso?“ fragte Friedrichsen hastig und sehr verlegen.

„Wie Sie wissen“, erwiderte der Professor docirend, „nennt man Fehler solche Handlungen oder Unterlassungen, welche der Absicht nicht angemessen sind, sie nicht fördern oder gar noch benachtheiligen —“

„Das weiß ich; aber habe ich denn so was gethan?“

„Glauben Sie ja nicht, lieber Doctor, daß ich Sie tadeln wolle, weil Sie das Fräulein, das Sie bekanntlich als Ihre Braut betrachteten, mit Du anredeten und zuweilen ihr die Hand zum Gruße etwas stärker drückten!“

„Mehr habe ich aber auch nicht gethan, auf mein Wort, Herr Professor!“ betheuerte der Doctor mit feierlicher Miene.

„O, ich glaube Ihnen, ich glaube Ihnen, Herr Doctor!“ lachte der Professor leicht, „das eben ist es, was ich tadle: warum haben Sie nicht mehr gethan?“

„Aber, Herr Professor, Sie scherzen —“

„Nicht im Mindesten. Mein Tadel hat übrigens nur bedingte Beziehung. Von einem Manne wie Sie, der in seinem siebenundzwanzigsten Jahre im Begriffe ist, ein bändereiches Geschichtswerk über einen so verwickelten Gegenstand wie das Lehnswesen zu veröffentlichen, kann man nicht erwarten, daß er wisse, was dem Herzen eines jungen Mädchens Bedürfniß ist, wonach es sich sehnt.“

„Sie werfen mir also einen Unterlassungsfehler vor, Herr Professor?“

„Sünde möchte ich es beinahe nennen, wenn ich alle möglichen Folgen erwäge.“

„So machen Sie mich mit dem Wesen dieses Fehlers oder dieser Sünde näher bekannt.“

„Das ist nicht so leicht, wie Sie denken, da ich weder Physiologe noch Psychologe bin“, sprach der Professor nicht ohne Ironie und fuhr fort: „Doch will ich Ihnen die Sache so geben, wie ich als Laie sie mir denke. Ich stelle mir das Wesen der Liebe als eine Art photograhischen Proceß vor. Ein Mädchen macht auf Sie Eindruck, das heißt: es entsteht in Ihrem Herzen oder in Ihrer Seele — die Begriffe sind hier identisch — der Abdruck ihres Bildes. Später kommt ein anderes Mädchen und macht auf Sie mehr Eindruck, dadurch verwischt sich das erste Bild und ein anderes entsteht an dessen Stelle. In der Liebe gilt es also, das photographische Bild zu fixiren, und zwar so scharf zu fixiren, daß es durch kein zweites so leicht verwischt werden könnte. Ein zärtlicher Blick vertieft das Bild, das Wörtchen Du verschärft dessen Umrisse, ein starker Händedruck, in nicht gar zu langen Zwischenräumen, hebt Licht und Schatten schärfer hervor, ein Kuß, ein Kuß, lieber Freund, auf die heiße Lippe fixirt es vollends, zuweilen durchaus unverwischbar.“

Friedrichsen lachte herzlich über die Liebeshypothese des weltlichen Professors. Dieser fuhr fort:

„Daß Sie lachen, beweist, daß entweder meine Hypothese richtig

ist, oder daß Sie nicht wissen, wo ich hinaus will. Die Herren Moralprediger wissen gar nicht, was sie machen, wenn sie Brautleute oder Solche, die es werden wollen, hindern möchten, zärtlich mit einander zu thun und sich gegenseitig in ihrer Seele derart photographisch festzusetzen, daß nicht der erste beste Tagedieb das Bild stehlen und das seinige dahin setzen könnte. Sie, lieber Freund, haben es unterlassen, Ihr Bild in der Seele Ihrer Braut, wie Sie das Fräulein von Terslow, vielleicht mit Unrecht, nennen, auf die angegebene Weise zu fixiren, und so dürfen Sie sich gar nicht wundern, wenn das Bild eines andern Mannes das Ihrige verwischt und sich an dessen Stelle gesetzt hat."

„Unmöglich!" rief Friedrichsen schmerzlich überrascht. „Unmöglich!" wiederholte er, sich erhebend.

„Sie kennen, lieber Freund, das Ding, das man Frauenherz nennt, gar zu wenig, um beurtheilen zu können, was hier möglich und was unmöglich sei. Ich sage Ihnen, daß es nicht nur möglich, sondern sehr wahrscheinlich ist, daß Fräulein von Terslow einen Andern liebe."

Friedrichsen schritt ein paarmal scharf durch die Stube. Der Ausspruch des erfahrenen Mannes machte auf ihn den Eindruck einer überraschenden Entdeckung der unangenehmsten Art. Professor Farmin schaute auf seinem Sitze dem innern Kampf des jungen Mannes ruhig zu; nur einmal schüttelte er mit dem Kopfe, als wollte er sagen: wie unerfahren und unbeholfen doch diese Gattung deutscher Gelehrter selbst in Dingen, die sie unmittelbar angehen, sind, wenn es nicht gerade ihr gelehrtes Fach betrifft.

Nachdem Friedrichsen die Stube aufgeregt durchschritten, fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und blieb vor dem Professor stehen:

„So sind Sie wirklich der Meinung, Herr Professor", fragte er mit gedrückter Stimme, „daß ich Gefahr laufe, das Mädchen, das ich als meine Braut betrachtete, zu verlieren?"

„Halten Sie mich denn, lieber Freund, für so frivol, daß Sie glauben, ich könnte mit so ernsten Dingen Scherz treiben?" fragte der Professor zurück.

„Es will mir nicht in den Kopf; ich glaubte Hortensia so gut zu kennen —"

„Sie haben darum noch nicht nöthig, an Ihrer Menschenkenntniß zu zweifeln", sprach der Professor wieder mit Ironie. „Sie haben, meiner Meinung nach, höchstens das Recht, sich enttäuscht, aber keineswegs sich betrogen zu fühlen. Wenn Jemand hier eine Schuld trifft, so sind Sie der erste und der letzte Schuldige. Sie haben es unterlassen, das Fräulein an sich zu fesseln, Sie mutheten ihr zu, auf das geringste Zeichen Eurer Zusammengehörigkeit zu warten, bis der Priester am Altare den Segen über Euch gesprochen, Euch vereinigt hat; Sie ließen sie an Ihrer Seite zappeln wie ein Fisch, der auf dem trockenen Sand des Ufers das nahe Wasser zu erreichen sich abmüht. — Da war der Herr — wie heißt er nur? — er suchte in den Briefen — der Herr Lauchgruber weniger scrupulös oder weniger unerfahren, er brachte das zappelnde Fischlein in das belebende Element —"

„Wer, Herr Professor?" rief frisch überrascht Friedrichsen. „Wer, der Lauchgruber?"

„Der reizend erzählt, noch reizender declamirt und so weiter", erwiderte der Professor mit einem Blick in die Briefe.

Friedrichsen seufzte und begann wieder die Stube auf- und abzuschreiten.

Jetzt erhob sich auch Professor Farmin, warf einen Blick auf die belebte Straße und fing dann an auf der Fensterscheibe einen Walzer zu trommeln.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vulcane.

(Schluß.)

Von allen den feuerspeienden Riesen, deren Haupt oft weit über die Gränzen des ewigen Schnees in die Lüfte hinausreicht, liegt uns der Vesuv am nächsten. Er ist am besten bekannt und wegen der ungestümen Wuth seiner Ausbrüche am meisten gefürchtet.

Wohl Niemand hat Neapel und seine Umgebung betreten oder selbst nur im Bilde gesehen, ohne aufs lebhafteste von dem Anblick des anmuthigen und doch majestätischen Berges getroffen zu werden, der sich mitten aus der weiten Ebene erhebt. Die Kalkgebirge, die zum Cap von Sorrento ziehen, und die erloschenen Vulcane und Tuffhügel westlich von Neapel stehen ihm zunächst, aber unmittelbar berühren sie ihn nicht. Mit keinem anderen Bergzug, mit keiner Hügelreihe verbunden, steigt der Vesuv unmittelbar aus der Ebene zu 3500 Fuß empor. In schön geschwungenen Linien erhebt er sich vom Uferrande des Meeres und aus bebauten Feldern zu einer doppelten Spitze. Keine Klippen, keine vorspringenden Felsen stören das Ebenmaß seiner Gestalt. In einer anfänglich sanften Steigung, die aber mehr und mehr sich erhebt, erreicht sein Abhang den zweifachen Gipfel, den Berg der Somma und den eigentlichen Kegel des Vesuvs.

Aus der Ferne und besonders von Neapel aus scheinen beide Berge gleich gestaltet und vereint; näher betrachtet, sieht man aber, daß der Monte Somma den Kegel des Vesuvs fast mantelförmig in einem weiten Halbkreis umgibt. Seinen eigentlichen Schmuck bildet die Rauchsäule, die sich aus seinem Krater erhebt und entweder in stiller Luft eine einzige große gerundete Wolke über seinem Haupte bildet, oder, weithin vom Winde getrieben, ferner und ferner im blauen Himmel verschwimmt.

Wie wir den Vesuv jetzt sehen, so war er jedoch nicht immer. Strabo beschreibt ihn vor seinem ersten Ausbruche als einen Berg, rings von trefflich bebauten Feldern umgeben, doch kahl auf dem Gipfel. Dieser war größtentheils eben, aber durchaus unfruchtbar, und bestand aus einem Gestein, das wie vom Feuer zerfressen schien.

Strabo weiß noch nichts von Ausbrüchen des Berges, er erwähnt keiner Dämpfe und beschreibt keine doppelte Spitze. Der Berg muß damals eine ganz andere Gestalt besessen haben, als wir jetzt sehen. Wir werden uns den Vesuv der damaligen Zeit als Einen hohen kegelförmigen Berg vorstellen müssen, dessen Gipfel gleichsam trichterförmig eingesunken war. Die Trennung des Berges in zwei Gipfel erfolgte bei der Eruption im Jahre 79 nach Christi Geburt, während die Katastrophe von 1794 dem Vesuv vollends seine heutige Gestalt verlieh.

Vor dem Jahre 79 kannte man keine vulcanische Thätigkeit des Vesuvs und sorglos siedelten sich die Römer in zahlreichen Villen und den unglücklichen Städten Herculanum und Pompeji am Fuße des Berges an. Da erwachte der schlummernde Riese. Ein furchtbares Erdbeben zerriß den Berg, es folgte ein mächtiger Ausbruch von Asche und Steinen, ein Theil des Berges stürzte ein und es blieb nur der jetzt Monte Somma genannte Theil unverändert. Statt des eingestürzten Kraterrandes baute sich ein steiler Kegel vulcanischer Natur aus Steinen und Aschen auf und erhob sich, durch die schmelzenden Lavamassen verkittet, zu beträchtlicher Höhe. So entstand der jetzt Vesuv genannte zweite Gipfel des Berges. Doch dessen steile, kegelförmige Gestalt ist auch jetzt nicht mehr vorhanden.

Der große Ausbruch vom Jahre 1794 hat den Einsturz dieses Gipfels veranlaßt und dem Vesuv seine jetzige Gestalt gegeben. Damals war der Vesuv am Fuße seines oberen Kegels geborsten und aus zahlreichen Schlünden ergoß sich unter dumpfem, aber

heftigem Lärm, ähnlich dem Tosen eines Kraters, die rothglühende Lava. Immer neue Oeffnungen sprangen auf und mit gleichem Lärm und gleicher Gewalt brachen immer neue Lavaströme hervor. Sie stürzten mächtig und schnell am Abhange herab. Jede Explosion aus den vielen Kratern drängte neue Massen herauf, die dem Strome neue Kraft und Stärke gaben. In 2000 Fuß Breite erreicht der Lavastrom die blühende Stadt Torre del Greco und vernichtet sie. Ja selbst das Meer vermochte dem Lavastrom kaum Einhalt zu gebieten. Mächtig schob sich der obere Theil, während der untere im Wasser erkaltete, über den erstarrten weg. Weit umher siedete das Wasser und gekochte Fische in großer Menge bedeckten den See. Endlich nach drei Tagen hatten die unaufhörlichen Aschenausbrüche das Innere des Berges erschöpft, so daß er den hohen Gipfel nicht mehr zu tragen vermochte. Mit einem die Erde weithin erschütternden Stoß sank der Erhebungskrater des Vesuvs ein, und statt der hohen, steilen, kegelförmigen Spitze, die er früher hatte, sah man ihn schief abgestumpft gegen das Meer zu. Und diese Gestalt des Kraters ist auch, trotz mehrfacher Eruptionen, bis zur Jetztzeit erhalten geblieben.

So arbeitet ein Vulcan. (N. fr. Pr.)

Fremden-Pensionshäuser.

Frankfurt a. M. Seitdem der Touristenzug, begünstigt durch sociale Verhältnisse und eine großartige Entwicklung der Verkehrsmittel, sonst nicht geahnte Dimensionen angenommen hat, nachdem das längere Stationiren unabhängiger Familien an bevorzugten Oertlichkeiten des europäischen Continentes immer mehr in Mode kommt — haben sich die früheren Einrichtungen zu gastlicher Aufnahme Fremder theilweise als unzureichend gezeigt. Wenn auch den flüchtiger reisenden Touristen die Gasthöfe älteren Styles entsprachen, ja wenn sie, gesteigerten Bedürfnissen Rechnung tragend und mit diesen Schritt haltend, auf jenen Höhepunkt der Vollkommenheit gelangten, auf welchem wir ihnen jetzt beinahe überall begegnen, so mußten doch für den behaglicher reisenden Touristen, für die reisende Familie Anstalten geschaffen werden, welche, unberührt von dem unvermeidlichen Lärm eigentlicher Gasthöfe, jenem Publikum den gewohnten Comfort der Heimath zu bieten vermochten; Anstalten, darauf eingerichtet und bewirthschaftet, Einzelne wie ganze Familien jederzeit gegen feste Preise pro Tag, Woche oder Monat vollständig in Kost und Wohnung zu nehmen und sie so jeder Sorge für Logis, Meubel, Verköstigung u. s. w. im Einzelnen zu überheben. Solche Anstalten, Pensionen genannt, entstanden zuerst an besonders reizenden Naturpunkten, welche zu längerem Verweilen einluden. Wer gedächte hier nicht unter vielen anderen der reizenden Ufer des Genfer, Vierwaldstädter-, Züricher- und Brienzer Sees, der weltberühmten Pensionen Hôtel Bauer au lac in Zürich, Jungfrauenblick in Interlaken und Schweizerhaus (neues) in Luzern? Doch wenn hier mehr die Natur fesselte, so übten anderwärts wiederum großstädtisches Leben, Wissenschaft und Kunst ihre Anziehungskraft; und so sah man allmälig auch in Städten zuerst als Uebergang sogen. Maisons meublées, dann aber eigentliche Pensionen entstehen. Ja, es ist nachgerade zu einer gerechten Anforderung für jede, nur anders durch ihre Lage und Stellung als ein Verkehrsmittelpunkt bezeichnete Stadt geworden, daß sie, so wenig wie guter Gasthöfe aller Classen, Maisons meublées und genügender Privat-Logis, so auch eigentlicher Pensionen zur Aufnahme Fremder nicht entbehre, um nach allen Seiten hin bestehenden Ansprüchen gerecht zu werden und von rühriger Nachbarn in diesem Punkte nicht überflügelt zu werden. — Darf man aber Frankfurt füglich als eine solche Stadt erkennen, so ist sich billig zu wundern, daß daselbst bis jetzt an dergleichen kaum gedacht, viel weniger Hand an das Werk zur Ausführung gelegt worden ist. Und doch werden gerade hier Pensionen nicht allein für die Unternehmer sich rentiren, sondern in der Reihe der Einrichtungen zur Förderung des Fremdenverkehrs eine beachtenswerthe Stellung einnehmen. Allerdings dürfen die drei Grundbedingungen für die lucrative Existenz solcher Etablissements nicht fehlen. Wir fassen sie zusammen in die Sätze: Lage, Einrichtung und Bewirthschaftung.

1. Lage. Während Gasthöfe an die Hauptstraßen, in das Centrum des Verkehrs gehören, bedürfen Pensionen einer ruhigen Lage mit heiterer Aussicht in frischer Luft, dabei jedoch gleichwohl von dem Inneren der Stadt nicht allzuweit entfernt. Dieser Forderung entspräche hierorts ohne Zweifel am besten eine Baustelle unmittelbar an der Promenade. Der Blick in das Grüne und in das bunte Treiben der vorüber wandelnden eleganten Welt, der eben durch die Anlagen selbst gebotene reizende Spaziergang sind gewichtige, Frankfurt eigenthümliche beneidenswerthe Vorzüge.

2. Einrichtung. Man findet Pensionen der einfachsten Einrichtung für die bescheidensten Anforderungen, sowie dergleichen von höchster Eleganz für die weitgehendsten Ansprüche des Luxus. Weder die einen noch die anderen würden für hiesigen Platz zu einem Anfange geeignet sein. Man wird hier an eine Anstalt von mittlerer Stellung zu denken haben, mit comfortabler Einrichtung zwar, doch ohne eigentlichen Luxus. Ein Speise- und ein Gesellschaftssaal zu gemeinschaftlicher Benützung der Insassen, für diese selbst eine entsprechende Zahl wohnlicher Räume, nach Lage der Stockwerke mehr oder minder elegant ausgestattet, wo möglich auch ein Hausgarten, Balkon und offene Terrassen dürften nebst den selbstverständlichen Wirthschafts-Localitäten die wesentlichsten Bestandtheile einer solchen Pensions-Einrichtung sein. Ein solches Mittel-Pensionshaus denken wir uns seiner Natur nach an den mittleren, nördlichen Theil der Promenade verpflanzt; der östliche dürfte dem Centrum der Stadt zu entfernt liegen, der westliche mehr für ein Luxus-Pensionshaus geeignet erscheinen.

3. Bewirthschaftung. Von der Gediegenheit einer solchen hängt wesentlich der Erfolg einer Pensions-Unternehmung ab; insbesondere kommt hier in Betracht, daß der Wirthschafter und die Wirthschafterin weit mehr als es bei dem Gasthalter seinen Gästen gegenüber der Fall ist, mit ihren Pensionären in persönliche Berührung zu treten haben. Aber nicht die geselligen Tugenden freundlichen, gefälligen Umgangs allein sind es, welche vorhanden sein müssen, sondern auch Geschick in Küche und Keller, verbunden mit musterhafter Reinlichkeit.

Wäre nun mit Obigem der Versuch gemacht, für die Herstellung eines Fremden-Pensionshauses von mustergültiger Art auf hiesigem Platze einiges Interesse zu wecken, so muß es der nunmehr etwa hierüber erwachenden Unternehmungslust überlassen bleiben, sich für gegebene oder gedachte Fälle der Ausführung eine Rentabilitäts-Rechnung aufzustellen. Daß diese an und für sich nicht ungünstig ausfallen werde, ist oben schon angedeutet; daß dieß in noch erhöhtem Grade der Sicherheit der Fall sein würde, wenn der neue Verein zur Förderung des öffentlichen Verkehrslebens in der Art fördernd mit an die Hand ginge, daß er, unter der Bedingung einer preiswürdigen Tarifirung, die Anstalt in Protection nähme, ist von selbst einleuchtend. Die Bedingungen für die Einbürgerung von Pensionshäusern auf hiesigem Platze sind vorhanden, ihr Nutzen für den Verkehr, ihre Annehmlichkeit für Fremde, namentlich für Familien, ist außer Zweifel. Sehen wir nun zu, ob es die Privat-Industrie an der Zeit und lohnend finden werde, Hand an das Werk zu legen. S*S

Mannichfaltigkeiten.

(Eine Kriegslist.) Die Berliner „Ger.-Ztg." erzählt folgende Anecdote: Die Gattin eines wohlhabenden Kaufmannes verlor vor einigen Wochen ihren werthvollen Pelzkragen. Im Intelligenzblatt wurden dem ehrlichen Finder für das Zurückbringen des Pelzkragens 5 Thaler Belohnung versprochen; es meldete sich aber Niemand, so daß der Kaufmann auf den Gedanken kam, der Kragen müsse in die Hände eines nicht sehr gewissenhaften Menschen gekommen sein, weßhalb er zu einer List seine Zuflucht zu nehmen beschloß. Er ersuchte einen von ihm sehr entfernt wohnenden Freund, gleichfalls den Verlust eines Pelzkragens im Intelligenzblatt anzukündigen und dafür eine Belohnung von 25 Thaler — dieß war etwa der Werth des Kragens — anzubieten. So geschah es auch und mit dem besten Erfolg, denn schon Tags darauf fand sich Jemand bei dem Freunde des Kaufmanns ein, zeigte dessen Kragen, der nach der Beschreibung ganz unverkennbar, vor und bat sich 25 Thaler aus. Zunächst nahm nun der Freund den Fund an sich und bemerkte darauf dem Finder, dieß sei zwar nicht sein Kragen, für den er 25 Thlr. geboten habe, wohl aber der des Kaufmanns M., für den bereits vor einer Woche vergeblich 5 Thaler Belohnung geboten seien. Um den ehrlichen Finder von der Wahrheit seiner Angabe zu überzeugen, begleitete er ihn selbst zu M., der auch nicht einen Augenblick zögerte, seinen Kragen, freilich unter einigen eigenthümlichen Bemerkungen über ehrliche Finder, durch Zahlung von 5 Thaler einzulösen.

(Geiz.) Paganini starb am 27. Mai 1840 an der Halsschwindsucht. Noch am Tage vorher befahl er seiner Haushälterin, indem er ihr des Wochengeld einhändigte, ihm Tauben zu kaufen, welche er gebraten außerordentlich liebte. „Sehr gern", versetzte die Frau, „haben Sie nur die Güte, mir noch zwölf Sous mehr zu geben, so sollen Sie die schönsten Tauben haben." „Zwölf Sous!" schrie Paganini mit einer schrecklichen Grimasse, „Du willst mich ruiniren! Versuche, ob nicht acht Sous hinreichen, mein Herzchen, denn siehst Du, mein Engel, in den Tauben sind so viele kleine Knochen, die man nicht mit verzehren kann...!"

(Charakteristisches Zeichen für Abschuß eines Vertrages. Der König der Feedjee-Inseln hat dem Präsidenten der Vereinigten Staaten durch eine Gesandtschaft einen ungeheueren Wallfischzahn, an dessen Enden sich eine als Handhabe dienende Grasschnur befindet, gesandt. Berührt der Präsident die Schnur und nimmt somit das Geschenk an, so ist der Vertrag, nach welchem sich der König der Feedjee-Inseln zur Zahlung der Entschädigungssumme für drei von seinen Unterthanen verspeiste amerikanische Seeleute verpflichtet, bindend.

(Confessionelles Lesebuch.) Zum Lobe eines specifisch „confessionellen" Lesebuchs wird in einem ultramontanen Blatt bemerkt, es empfehle als kleine heilsame geistliche Uebung für christliche Kinder Nr. 33: „Bete jede Nacht im Bett ein Vaterunser zu Ehren der unbefleckten Empfängniß Mariä." Eine sehr heilsame und sehr verständliche Empfehlung für „Kinder".

Frankfurt, 19. Februar.

Dr. M. Bernays hat seine mit so vielem Beifall aufgenommenen Vorträge mit einem solchen über den zweiten Theil des Goethe'schen Faust geschlossen. Wie vorauszusehen, konnte es nur eine fragmentarische Besprechung, nicht eine erschöpfende Auslegung des vieldeutigen und vielgedeuteten Werkes sein; denn, wenn auch der Plan des Ganzen als klar und verständlich erkennbar ist, die Einzelpartieen sind es nicht und bedürfen an vielen Stellen fast zeilenweise des nicht einmal sicheren Commentars. Der „Faust" ist die Lebensdichtung Goethe's, und daher war das Bedürfniß schon frühe bei ihm rege, in einem zweiten Theile einen Gegensatz und zugleich die versöhnende Ausgleichung zu dem ersten und zu der schrillen Dissonanz seines Schlusses zu geben. Bernays erklärte nach einer genauen Vorführung der Genesis beider Theile als den Inhalt des einen das Scheitern Faust's durch den Genuß, als den des andern seine Läuterung durch die That. Weiter wies er nach, daß darin Goethe mit der Durchentwickelung des Faust nicht bloß seine eigene, sondern auch die des Menschen überhaupt und die Nothwendigkeit unablässigen Strebens nach Vollendung als letzten Zweck schildere, dessen Zielpunkt in künstlerischer Beziehung die Wiedergewinnung des reichen Erbes des classischen Alterthums für unsere moderne Bildungsrichtung sein müsse. Zu der vielbeschrieenen Allegorisirung in der Dichtung findet er den Grund in Goethe's Wesen, indem ihm neben dem klaren, plastischen Erfassen der Lebenserscheinungen zugleich das Erschauen der tieferen Bezüge derselben eigen, dafür aber das Symbol (er erinnerte an Prometheus, Ahasver, Faust selbst) nothwendig gewesen, diese Formgebung dann mit seinem reiferen Alter immer mehr hervorgetreten und schließlich, daß ihm seine letzte Dichtung gleichsam ein Behältniß geworden sei, darin noch alles Das hinauszugeben, was er als Ausbeute eines reichen Lebens dichterisch noch bis dahin nicht verwerthet gehabt habe. ⊙

Die mikroskopischen Vorzeigungen von Professor **Haferl** (Vorträge mit Experimenten, wie er sie nennt) verdienen sich mit bestem Recht das Lob, welches ihnen von anderen Orten aus voranging, sowohl durch den trefflichen Apparat und die sorgfältigen Präparate, als durch die sie begleitenden, ganz entsprechenden Erläuterungen. Die schon vor mehr als dreißig Jahren gefundene Construction, welche das nur für den Einzelnen dienliche Mikroskop zunächst mittelst des Sonnenlichtes, dann durch Anwendung von Sauer- und Wasserstoffgas auf Kalk für Viele zugleich nutzbar machte, hat es hier bis zu einer (linearen) fünftausendfachen Vergrößerung gebracht, die uns einen Einblick in die geheimen Tiefen der Werkstätten der Natur erlaubt. In übersichtlicher Reihenfolge führt Herr Haferl, nachdem er zunächst das Verhältniß der Vergrößerung an einigen vulgären Objecten, z. B. einer Nähnadel, gezeigt, die einzelnen Erscheinungen — gestern in Bezug auf den Bau des Menschen — vor das Auge. Zu besserem Verständniß dienen dazwischen gefügte Mikrophotographieen, welche mehr systematische Zusammenstellungen auf einen Blick geben. Ihrer immer wieder aufs Neue überraschenden Wirkung sicher sind die zum Schluß vorgezeigten lebenden Bilder, die Wassertropfen ꝛc. und vor Allem die Crystallbildungen. Auf die Erscheinungen der Lichtpolarisation sind wir am Meisten begierig und wollen dann auf eine zweite Serie der Vorträge hoffen.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Frankfurt. Der „Rh. Kurier" schreibt aus Wiesbaden: Frl. Louise **Wolff**, unsere tragische Schauspielerin, beginnt in den nächsten Tagen ein Gastspiel auf der Bühne des Frankfurter Stadttheaters. Es ist dieß das erste Gastspiel, welches die rühmlichst bekannte Künstlerin seit ihrem Abgange von dort eröffnet. Fräulein Wolff tritt zuerst in „Donna Diana" auf.

Darmstadt. Der Großherzog von Hessen hat dem Musikdirector und Componisten **Dr. Muck** in Würzburg den Philippsorden verliehen. Von Herrn Muck wurde im vorigen Jahre die Oper „Die Nazarener in Pompeji" auf dem Hoftheater zu Darmstadt mit Erfolg aufgeführt.

Von **„Brehm's Illustrirtem Thierleben"** hat die Verlagshandlung (Hildburghausen, Bibliographisches Institut) eine wohlfeile Volks- und Schulausgabe veranstalten lassen, die Friedrich **Schödler** herausgibt und von der jetzt vier Hefte vorliegen. Der Werth dieses von wissenschaftlichen Fachgenossen und Vertretern der allgemeinen Volksbildung warm empfohlenen Werkes besteht hauptsächlich darin, daß in demselben von der speciellen Thierbetrachtung in anatomischer, physiologischer und systematischer Richtung hinübergeschritten worden ist zur Betrachtung des Thieres als eines Geschöpfes voll Leben, Lust und Leid, und daß der Leser herangezogen wird, an diesem den regsten Antheil zu nehmen. Wie berühmte Vorgänger, wie Lenz, Tschudi u. A., für einzelne Thiergruppen Vortreffliches geleistet, so hat Brehm die ganze Thierwelt in gründlichster und unterhaltendster Weise geschildert. Die vortrefflichen Illustrationen sind zumeist nach dem Leben aufgenommen, theils auf Reisen in den Tropen, theils in den zoologischen Gärten Europas.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 21. Februar: Neu einstudirt: **Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg**, große romantische Oper in 3 Acten von Richard Wagner. (Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 53. Samstag, den 22. Februar 1868.

Auf dem Thurme des artesischen Brunnens.

Novelle von Heinrich Sandbank.

(Fortsetzung.)

Der Professor trommelte so lange, bis Friedrichsen sich zu ihm wieder mit den Worten wandte:

„Nun, Herr Professor, was ist zu thun?“

„Diese Frage kann ich erst beantworten, wenn Sie mir zuvor eine Frage beantwortet haben.“

„Fragen Sie nur, ich bitte, verehrter Herr Professor!“

„Fühlen Sie, daß es Ihnen möglich sein wird, das Fräulein von Terslow aufzugeben?“

„O, ich weiß nicht, Herr Professor, ich weiß in der That nicht — die Lage ist für mich so neu; ich habe mich noch nicht geprüft. Was ich jetzt fühle, ist einzig eine bedeutende Störung in meinem Innern, die, fürchte ich, mich längere Zeit zu keiner Sammlung kommen lassen wird. Meine Arbeiten werden sich eine Pause gefallen lassen müssen —“

„Schon gut, schon gut, lieber Freund!“ unterbrach der erfahrene Professor die Klagen seines unerfahrenen Collegen; „ich werde mir schon selbst die Frage beantworten. Das Bild des Fräulein von Terslow findet sich in Ihrer Seele auch nicht schärfer fixirt, als das kleine Wörtchen Du und ein etwas stärkerer Händedruck in langen Zwischenräumen ein Bild überhaupt fixiren können. Meine Hypothese über die Liebe ist doch richtig.“

„So rathen Sie mir, daß ich Hortensien aufgebe?“

„Noch nicht, lieber Doctor. Wir müssen uns erst noch überzeugen, ob meine Vermuthungen etwas mehr sind, als die Combination eines nach Analogien verfahrenden Hirns, welches den Denkprozeß für einen sogenannten zerfahrenen Weltmann besorgt.“

„Wie wollen wir uns davon überzeugen? Soll ich an Hortensien schreiben und von ihr ein unumwundenes Bekenntniß fordern?“

„Nein, nein, das fehlte noch! Dieß wäre gerade der Weg, um das möglicherweise noch schlummernde Gefühl zum hellen Leben zu erwecken.“

„Sie sehen, Herr Professor, ich bin in diesen Sachen unerfahren —“

„Wie ein Kind“, ergänzte Professor Farmin.

„Ja, wie ein Kind“, bestätigte Privatdocent Friedrichsen.

„Darum thun Sie keine directen Schritte, die gerade Das herbeiführen könnten, was Sie nicht wünschen. Auch würde Ihr Brief schwerlich an seine Adresse kommen. Wir müssen uns auf anderm Wege Gewißheit zu verschaffen suchen.“

„Ich kenne im Bade keinen Menschen“, sagte Friedrichsen.

„Dafür kenne ich Jemand dort, der uns recht gern Auskunft geben wird.“

„Und Sie wollen —“

„An den Commerzienrath von Bergwald schreiben und ihn ersuchen, daß er nachforschen lasse, wie die Dinge dort stehen.“

„O, Sie handeln an mir wie ein Vater!“ rief Friedrichsen, die Hand des Professors ergreifend.

„Wie ein Freund!“ berichtigte dieser und gab den Händedruck seines jungen Collegen herzlich zurück. Darauf zog er die Uhr und fuhr fort: „Ich habe noch zwanzig Minuten Zeit, ich will also den Brief an Bergwald sogleich schreiben und wir geben ihn im Vorübergehen auf die Post.“

Friedrichsen nickte beistimmend und blieb in Gedanken am Fenster stehen.

Professor Farmin ließ sich am Secretär nieder und bald hörte man in der hübsch eingerichteten Arbeitsstube des Professors nur noch das Rauschen der Stahlfeder über das Papier. Als der Brief geschrieben war, gab ihn der Professor dem Privatdocenten mit den Worten:

„Da lesen Sie ihn, dann stecken Sie ihn in das Couvert und siegeln ihn. Dort finden Sie Alles, Siegellack, Petschaft, Zündholz und Wachsstock. Mittlerweile werde ich mich besuchsfähig machen und Sie begleiten mich eine Strecke.“

Der Professor entfernte sich.

Friedrichsen las den Brief, versiegelt ihn, und wie er damit fertig war, kam der kleine Mann wieder herein, den glattgebürsteten Hut auf dem Kopfe, in Frack und hellen Handschuhen und steckte den Brief mit der leicht hingeworfenen Bemerkung: „Sie sind mit dem Siegellack etwas verschwenderisch umgegangen“, zu sich und beide Gelehrten verließen das Zimmer.

Nachdem sie den Brief in den Postschalter gethan, nahmen sie von einander Abschied: der Eine, um einen Besuch zu machen, der Andere, um nach Hause zu gehen, wo er den ganzen Tag einsam blieb und sich mit seiner im Bade weilenden ehemaligen Braut in Gedanken beschäftigte.

7.

In dem schönen, vielbesuchten Bade, wohin der freundliche Leser uns wiederholt gefolgt ist, war heute ein ungewöhnliches Leben und Treiben. In vorgerückter Nachmittagsstunde zog Alles, was gehen konnte, die schattige Lindenallee entlang einem nahen Dorfe zu, hinter welchem ein hoher, sechseckiger Thurm in das Land hineinragte.

Dieser Thurm war heute das Wanderziel sämmtlicher Badegäste und Badebewohner.

Ueber einem Bohrloch, das nach einem mächtigen Salzlager getrieben ward, in einer Höhe von über hundert Fuß erbaut, zeigte

er in seinem Aeußern, neben einer massiven Bauart, nichts weiter als zwei thorartige Eingänge, einen größern und einen kleinern, und die ganze Höhe hinauf zahlreiche Fenster. Im Innern war er ringsherum mit übereinander errichteten Gallerieen versehen, welche durch Wendeltreppen verbunden waren. Wenn von Zeit zu Zeit der noch unvollendete artesische Brunnen springen durfte, so schleuderte er seinen armsdicken Wasserstrahl in einer Höhe von achtzig Fuß und bot dem Auge ein Schauspiel dar, das, jeder Zeit höchst interessant, unter günstigen Bedingungen aber, die in der Beschaffenheit der atmosphärischen Luft und in dem Stand der Sonne kurz vor ihrem Untergange lagen, einen märchenhaften Zauber entfaltete.

Eine Ankündigung der Bade-Direction, wonach heute punkt 8 Uhr Abends der artesische Brunnen springen sollte, setzte Groß und Klein in Bewegung. Der ganze halbstündige Weg zu dem Thurm war bedeckt von geputzten Damen und Herren, Alle in der fröhlichsten Laune von der Welt, lachend, scherzend oder sich von dem Genuß unterhaltend, der ihnen bevorstand.

In der Mitte einer großen Gruppe von Personen beiderlei Geschlechts schritt die Familie Lauchgruber durch die Lindenallee dem gemeinsamen Ziele zu. Commerzienrath Lauchgruber führte Frau von Terslow am Arme, sein Sohn Julius deren Tochter Hortensia. Hinter ihnen in geringer Entfernung schritt in derselben Richtung die hohe, imponirende Gestalt des Commerzienraths von Bergwald in Mitten seiner Familie und einiger Bekannten, und Alle, heiter gelaunt, ergötzten sich an den siegestrunkenen Blicken, welche der kleine Commerzienrath an dem Arme seiner hochadeligen Gastin, sich auf den Zehen erhebend, über die Schulter seiner größeren Begleiterin hinweg, seinem Concurrenten von Zeit zu Zeit zuwarf.

Sonst mied die stolze Familie des geadelten Commerzienraths die Nähe des adelgierigen Lauchgruber, wenn er am Arm der Frau von Terslow hing, um seinen närrischen Blicken nicht zu begegnen; heute aber war sie nebst ihrer Umgebung sichtlich bestrebt, in der Nähe seiner Familie zu bleiben, und diese war ungewöhnlicher Weise auch der Gegenstand ihres Gesprächs.

Commerzienrath v. Bergwald hatte nämlich am vorhergegangenen Tag den Brief vom Professor Farmin erhalten, und er wünschte, die erbetene Auskunft ihm womöglich aus eigener Beobachtung geben zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Fest der Welfen in Wien.

Das Bankett im Cursalon zur Feier der silbernen Hochzeit des hannover'schen Königspaares beschreibt die „Presse" wie folgt:

Wien, 19. Februar.

Seltsam, höchst seltsam! Gestern Mittags fand im preußischen Herrenhause die Verhandlung über die Abfindungssumme statt, die der König von Hannover für den freiwilligen Verzicht auf seinen unfreiwillig verlornen Thron erhalten sollte, und am Abend desselben Tages hebt derselbe König seinen Becher auf die „Wiederherstellung des Welfenreichs"!

Der Schauplatz des Festes war der Cursalon des Stadtparks, der in solcher Weise eigentlich erst gestern feierlich eröffnet wurde. Der Saal ist an und für sich so schön, daß er der Ausschmückung durch den Welfenschatz nicht einmal bedurft hätte. Doch „am Golde hängt, nach dem Golde drängt ja Alles", und so darf es nicht auffallen, daß die Schätze der hannover'schen Silberkammer, welche die Vorderseite des Saales ausfüllten, mehr Bewunderer fanden, als die Architectur des Saales.

Aus dem Schatze, der in uns die Ueberzeugung wachrief, daß das Leben eines Königs denn doch schön sein müsse, fiel uns ganz besonders ein Prachtstück auf, das vielleicht an Werth manches der noch bestehenden deutschen Duodezländchen übertrifft. Es ist der sogenannte „Uppstallsbaum", drei Eichen ganz aus Silber mit 92,000 Blättern — Silberblättern selbstverständlich — und unter denselben ein Ritter mit dem Schwerte, das Sinnbild der ausübenden Gerechtigkeit. Die Arbeit ist technisch und künstlerisch vollendet, der Werth enorm; das Ganze ein Geschenk, das die Ritterschaft von Ostfriesland vor fünfundzwanzig Jahren dem König Georg gewidmet hatte. Ein Tafelaufsatz mit dem heiligen Georg, der den Drachen erschlägt, ein anderer Tafelaufsatz mit den allegorischen Figuren der Landwirthschaft, Schifffahrt, Fischerei und Bienenzucht; viele kostbare Schilder, Pocale, das Taufbecken des gegenwärtigen Kronprinzen aus massivem Golde ꝛc., riefen unter Hannoveranern und Nicht-Hannoveranern gleiche Bewunderung hervor.

Der Hauptwand gegenüber, innerhalb jener Kuppel, die eigentlich für das Orchester errichtet worden, war eine hohe Estrade, auf der die zur silbernen Hochzeitsfeier eingelaufenen und überbrachten Geschenke im vollen Festesschmucke prangten. Dem eben citirten Goethe'schen Spruche zufolge war hier die Bewunderung allerdings auf ein geringeres Maß beschränkt, aber es gab auch da sehr viel zu sehen, von dem Pracht-Album an, das der Hietzinger Hofstaat anfertigen ließ, bis zu den Blumenbouquets, die alle im demonstrativen Gelb-Weiß die Estrade einsäumten und zu den „vielen Grüßen", die ein vielsehender loyaler Berichterstatter hier auf dem Tische ruhend gesehen haben will.

Im Salon hielten sich anfänglich meist die Honoratioren auf, Herren und Damen aus Hannover, die wohl von früher her für den Hof großes Interesse bewahren. Das eigentliche Volk von Hannover — ungefähr 700 Mann — saß in den Nebensälen auf kleinen Stühlen und schlürfte Thee aus den Tassen, die ihnen von rothgalonnirten Lakaien mit gefälliger Miene und gepudertem Haar gereicht wurden. Es müssen gute Leute sein, diese Hannoveraner, die da ohne alles Ceremoniel bei der Soirée des Königs ruhig und behaglich saßen und in gemüthlicher Weise politisirten.

Endlich, es war inzwischen halb 10 Uhr geworden, wurde die königliche Familie angekündigt. Alles drängte sich in den großen Saal, in dessen Mitte von den Damen mit den weiß-gelben Roben eine Ronde gebildet wurde, und der König, die Königin, der Kronprinz, Prinzessin Maria und Prinzessin Friederike traten ein. Tiefe Stille herrschte im Saale, bis von der Musikcapelle auf der Gallerie die hannover'sche Volkshymne angestimmt wurde, die heute ebensogut als die preußische Hymne gelten kann. Der König, am Arme der Königin, durchschritt mehrmals den Saal, nach allen Seiten grüßend und nickend, nahm endlich von einem Kammerdiener eine Schale Bouillon und gab damit das Zeichen zu dem von gar Manchem ersehnten Anfang des Banketts.

Das Bankett war in der That eigentlich blos ein Buffet. Die reichen Speisen — durchwegs kalte Küche — standen an hohen Tischen in sehr begehrenswerther Gruppirung geordnet und Jeder griff zu, nach dem, was ihm am nächsten stand. Die guten Hannoveraner lobten die Wiener Küche ganz außerordentlich und fanden, daß es nach der Heimath in Wien am allerbesten sein müsse.

Endlich trat der König in die Mitte des Saales, die Mitglieder des Hofes rings um ihn herum, und nachdem es gelungen war, die Ruhe einigermaßen herzustellen, hob der König seinen Becher und brachte einen Toast aus, den wir der Vollständigkeit wegen hier nochmals wiederholen.

Die Rede des Königs, von der in den nächsten Tagen gewiß jeder Satz der schärfsten politischen Analyse unterworfen werden

wird, lautet in ziemlich getreuer Wiedergabe ungefähr folgendermaßen:

„Empfanget, meine geliebten Hannoveraner, meinen heißesten Dank, daß ihr zu diesem häuslichen Feste hiehergekommen seid. Ihr habt mir damit die Fremde zur Heimath gemacht.

Ein inniges Familienband verknüpft seit tausend Jahren das Herrscherhaus von Hannover mit seinem Volke. Das Band verbindet uns noch immer. Eure Ankunft gibt mir Zeugniß davon; sie ist ein Spiegel der Gesinnung eines ganzen Volkes, ein Spiegel, der nur Treue und Anhänglichkeit reflectirt. Ich kann euch nicht genug danken für diese Treue; Worte reichen dafür nicht aus, ich sage nur Dank! Dank! Dank!

Solche Treue belohnt die Gerechtigkeit Gottes und sie wird sie auch hier belohnen. In der Geschichte meines Hauses finden sich Beispiele von exilirten Fürsten, die wieder in die Heimath zurückgekehrt sind; der Ahnherr meines Hauses mußte sein Land verlassen und kehrte wieder; Ihr Alle wisset, daß Großvater zehn Jahre in der Fremde leben mußte und dann doch wiederkehrte.

So gibt mir die Vorsehung die Berechtigung zu dem Glauben, daß ich als freier und unabhängiger König wieder nach Hannover zurückkehren werde.

Ich fordere euch auf, zu trinken auf die Wiederherstellung des Welfenreiches, des Welfenthrones, auf meine Rückkehr in eure Mitte. Gott gebe eine baldige Auferstehung des Thrones von Hannover, meine Rückkehr zu einem Volke, dessen Treue und Anhänglichkeit ein leuchtendes Vorbild sein könnte für alle Völker der Erde. Ein Hoch auf unser baldiges Wiedersehen im Welfenreiche!"

Die Anwesenden schwenkten die Hüte und die Tücher und schrieen Hurrah und Hoch aus vollen Kehlen und mit solcher Kraft, wie man es selten hört. Der König selbst, als könnte er mit dem Schall seiner Stimme die Mauern niederreißen, die ihn von seinem Reiche trennen, wirkte aus voller Kehle mit und wurde nicht müde, immer von Neuem die Hand zu erheben, und ein eigenthümliches „Hei-Hei" zu rufen, das unter hannover'schen Landeskindern wahrscheinlich die Stelle unseres „Hoch" vertritt. Endlich setzte er den Pocal an die Lippen und trank. Die hellen Thränen flossen ihm dabei von den Wangen; der König weinte, und es dauerte lange, bis er sich fassen konnte.

Der Pocal, aus dem der König getrunken, wurde hierauf herumgereicht und alle anwesenden Hannoveraner schlürften daraus und ließen den König hoch leben.

Eigenthümlich war der Eindruck, den diese Loyalitäts-Scene auf die übrigen Mitglieder des königlichen Hauses hervorbrachte. Die Königin schien, wie der König, tief gerührt; die jungen Prinzessinnen schienen erfreut, weil sie die freudige Rührung ihrer königlichen Eltern sahen; nur der Kronprinz bewahrte seine Ruhe. In einem vornehm resignirten Lächeln, das manchmal seine Lippen umspielte, schien sogar das Geständniß zu liegen, daß er trotz der loyalen Scenen des heutigen Abends von der Wiederherstellung des Welfenreiches nicht viel mehr hoffe.

Den anwesenden Gästen soll vom König selbst die Reserve auferlegt worden sein, nichts zu thun, was über den Rahmen eines häuslichen Familienfestes hinausginge und — die Gäste hielten Wort. Der ganze vorbereitete Redefluß wurde in ein einziges „der König lebe hoch" zurückgestaut. Die königliche Familie hielt Cour den ganzen Abend.

Der König ließ sich ununterbrochen von 10 bis halb 2 Uhr die anwesenden Hannoveraner vorstellen, ging von Einem zum Andern, sprach mit Jedermann und war liebenswürdig mit Allen. Während der Conversation umarmte der König viele seiner Gäste, legte die Hand auf ihre Schultern, und im Vorübergehen konnte man es mehrmals hören, wie der König zu Einem oder dem Andern sagte: „Wie freut es mich, Sie hier zu sehen!"

Noch leutseliger fast und zutraulicher schien die Königin, die für Jeden ein freundliches Wort hatte. Sie wurde hierin nur noch von den Prinzessinnen übertroffen, die heiter und ungezwungen, wie unter Ihresgleichen, sich bewegten. Die jüngere und anmuthigere Prinzessin Friederike drückte manchem Arbeiter die schwieligen Hände, bemühte sich, mit ihnen zu scherzen und zu plaudern und ihnen viele Grüße an die Heimath aufzutragen.

Nach Mitternacht floß der Champagner immer reicher und die Soirée verlor immer mehr von ihrem Charakter als Hoffest. Um halb 2 Uhr Morgens endlich zog sich die königliche Familie zurück, begleitet von den donnernden Hochs, die erst in der Ringstraße allmälig verhallten.

Auf dem Ballplatze, in unserem Ministerium des Aeußeren, war um diese Zeit Alles ruhig. Kein Hoch, kein Hurrah drang bis dahin, dort will, dort kann man diese Rufe nicht hören. Und nun gar in Berlin. An dem unerbittlichen Sinne der preußischen Politik brechen sich diese Zurufe und wären sie auch von Zehntausenden und nicht bloß von tausend Hannoveranern ausgegangen. Mit Hurrahrufen ist allerdings noch kein todtes Königthum aus dem Schlafe geweckt worden.

Doppelter Brudermord.

Paris, 10. Februar.

Die Schwurgerichts-Annalen von Lille sind um einen entsetzlichen Fall reicher. Der Zudrang des Publikums in den Justizpalast ist ein immenser; eine Rotte von Weibern hat sich den Eingang in den Saal lärmend erstürmt, so daß der Präsident vom Platz-Commando fünfzig Mann requiriren mußte, um die Ruhestörerinnen aus dem Saale zu entfernen.

Der Justizpalast bleibt gleichwohl den ganzen Tag über bis zum Schluß der Verhandlung förmlich belagert; von Zeit zu Zeit muß der Menge der Gang der Verhandlung durch hiefür bezahlte Personen berichtet werden. Und was gab es denn gar so Entsetzliches zu sehen, zu hören?

Die Verhandlung eines Brudermordes, den der Maschinenfabriks-Arbeiter Jean Lacquement, ein Mann mit den ruhigsten, gutmüthigsten Zügen, an seinen beiden zehn und elf Jahre alten Brüdern begangen hatte; auf dem Gerichtstische liegt das Mord-Instrument, die schwere, mit dem Blut und den Kopfhaaren der Ermordeten beklebte Holzhacke.

Der Mörder folgt der Verhandlung sehr traurig und mit vieler Spannung; von Zeit zu Zeit verhüllt er das Gesicht mit einem Sacktuche. Seine greise, verwittwete Mutter wohnt der ganzen Verhandlung bei, sie ist aufgelöst in Schmerz. Von ihren drei Kindern sind zwei vom ältesten Sohne erschlagen worden, und dieser dritte erwartet heute das Todesurtheil, denn er ist angeklagt, seine beiden jüngeren Brüder, die ihn stets sehr geliebt und ihm alle Zärtlichkeit bewiesen hatten, nach reiflichem Vorbedachte, mit jener schweren Hacke ermordet zu haben, welche er zwei Tage zuvor sich von einem Hufschmied in Orchies ausgeborgt, und die er zum Brudermorde eigens scharf geschliffen hatte.

Am 11. Januar d. J. gegen 7 Uhr Früh verließen die beiden Kinder das väterliche Haus in Landas, um, wie gewöhnlich um diese Zeit, in die Schule nach Orchies zu gehen. Der ältere Bruder Jean, welcher seit zwei Jahren in der dortigen Maschinenfabrik arbeitet, folgt ihnen mit der Hacke unter der Blouse in

fünf Minuten nach und trifft sie auf dem ihm wohlbekannten Fußsteige, der den Weg zwischen Landas und Orchies abkürzt. Wie die Knaben, auf einige Schritte von einander entfernt, der elfjährige Desiré voran, der jüngere Henri ihm folgend, sorglos dahin schlenkern, die mit Büchern und Brod gefüllten Schultaschen lustig in der Luft kreisend, um sich an der Kreisung zu ergötzen, hebt Jean Lacquement die schwere Hacke zu einem wuchtigen Schlage von rückwärts gegen den Kopf des kleineren Bruders aus, Henri sinkt mit einem gräßlichen Aufschrei nieder, Desiré, der ältere der Knaben, dreht sich über diesen Schrei um, will Henri helfen, aber Bruder Jean stürzt auf ihn zu, versetzt ihm mit der Hacke einen Schlag, zwei Schläge auf den Kopf; das Kind stürzt zu Boden; der Brudermörder geht hierauf ruhig an seine Arbeit und trifft um 7¼ Uhr in der Werkstätte zu Orchies ein, arbeitet wie gewöhnlich sehr fleißig. Desiré wird inzwischen neben der Leiche Henri's aufgefunden; er athmet noch. Tribolet, der Arzt von Landas, fragt ihn, was denn da geschehen; das Kind stammelt nur noch: „Mein — Bruder — den — Bruder — gemor — —"; die Worte ersticken, der Knabe kann nicht mehr reden, wird in das nächste Haus bei Landas getragen; er erwacht nicht mehr aus der Bewußtlosigkeit; in einer halben Stunde ist er todt.

Die Justiz kommt bald auf die Spur des Mörders und findet ihn emsig bei der Arbeit. Er leugnet hartnäckig. Man führt ihn zu den Leichen der erschlagenen Brüder. — — Er küßt, umarmt die Leichname und benetzt sie mit seinen Thränen. Kaum kommt er aus dem Schluchzen wieder zu Worten, so leugnet er.

Einige Tage darauf, als man seine mit Blut befleckten Kleider und Stiefeln und bald darauf unter einem Stege nächst dem Orte der schauerlichen That die blutbefleckte Hacke, welche erwiesen die vom Hufschmiede entlehnte, in der Werkstätte scharf zugeschliffene war, entdeckt hatte, schritt er endlich zu dem Geständnisse der doppelten Kainsthat, behauptete jedoch, nach Henri nur einen, nach Desiré nur zwei Hiebe geführt zu haben.

Der ärztliche Befund weist im Gegensatze hiezu nach, daß dem Henri die Hirnschale mit zwei Schlägen — die Wunden waren 10 und 15 Centimetres breit — entzwei gespalten wurde; Desiré aber zeigte vier absolut tödtliche Wunden am Hinterhaupte; die zerschmetterte Hirnschale ließ die ganze Gehirnsubstanz bloßgelegt sehen. Das Kind muß, um den Kopf zu schützen, die Hände vorgehalten haben, denn die Hände zeigten an der inneren Fläche tiefe Wunden.

Bei Henri muß der Tod durch Zertrümmerung des Kopfes nach der Meinung der Aerzte schon bei dem ersten Schlage erfolgt sein.

Die Verhandlung zeigte, daß der Verbrecher eine Hacke schon im August vorigen Jahres sich bei dem Hufschmiede bestellt hatte; dieser sagte ihm, daß er sie ihm nicht sofort liefern könne, er könne sie erst in einiger Zeit bekommen. Jean Laquement entfernte sich mit der Unwillens-Äußerung: „Ah, das dauert mir zu lange." Am Neujahrstage kam er wieder zum Schmiede und bestellte abermals die Hacke. Der Schmied vertröstete ihn wieder auf einige Zeit, und da sich Jean Lacquement damit nicht beruhigen wollte, lieh er ihm die seinige, worauf Lacquement sich zufriedengestellt mit derselben unter der Aeußerung entfernte: „Also kann ich mich Ihrer Hacke bedienen — —." Am 9. Januar trug er die Hacke nach Orchies in die Fabrik, schärfte sie dort mit großem Fleiße und trug sie dann in seine Wohnung. Zwei Tage darauf hatte er mit dieser Hacke die Köpfe seiner Brüder zerschmettert.

Als sie ihm bei der Verhandlung vom Präsidenten vorgewiesen wurde und er das Blut, die Haare seiner erschlagenen Brüderchen daran kleben sah, packte ihn ein unbeschreibliches Entsetzen, er senkte die Augen und antwortete nichts mehr.

Und welches war das Motiv der so lange vorbedachten schauerlichen That?

Er hat es nicht gestanden, aber es wurde durch die Verhandlung zweifellos, daß er das Doppel-Verbrechen nur — aus Habsucht begangen habe. Die Habsucht beherrschte ihn sein ganzes Leben lang. Er wollte durch den Tod seiner beiden Brüder der Alleinerbe des winzigen elterlichen Vermögens werden, sie sollten nichts bekommen von dem kleinen Häuschen, dem ärmlichen Hausgeräthe, den wenigen Kleidern der armen Wittwe. Das sollte ihm allein zufallen; die Auslagen für die zwei kleinen Brüder sollten endlich aufhören und die Mutter hätte dann doch noch etwas zurücklassen können, was die Kleinen an Kost, Kleidung und Schulgeld brauchten.

Durch die unglückliche Mutter und durch die Aussagen der Aerzte Caille und Tribolet war erwiesen, daß Jean Lacquement vor Jahresfrist von einem schweren Typhus genesen war. Hat ihm die Krankheit die Sinne zeitweilig getrübt? Die Aerzte gaben das zu, der Arbeitsgeber Cordonnier, bei welchem er zwei Jahre lang als einer der fleißigsten, stillsten, friedlichsten Arbeiter beschäftigt war, wußte nicht Lobes genug über ihn.

Die Berathung der Jury dauerte nur eine halbe Stunde; die Geschwornen nahmen den Doppelmord als mit Vorbedacht ausgeführt an, ließen aber dennoch mildernde Umstände zu; das Urtheil konnte daher nicht mehr auf Hinrichtung lauten, sondern fiel auf lebenslängliche schwerste Zwangsarbeit aus.

Das arme Mutterherz! — — Zwei Kinder erschlagen, und das Dritte, Letzte — — zeitlebens im Bagno!

Correspondenzen.

Heidelberg, 17. Februar.

Unsere Stadt, deren größere Hälfte aus Protestanten besteht, gehört ohne Zweifel mit zu den thätigsten in Sachen des Gustav-Adolph-Vereins. Nicht weniger als drei Zweigvereine zur evangelischen Gustav-Adolph-Stiftung bestehen hier, nämlich neben dem der evangelischen Gesammtgemeinde noch der Frauenverein und der studentische Gustav-Adolph-Verein. Es war ein erhebendes Fest, als sich dieselben gestern in der großen Hauptkirche zum heiligen Geist zur gemeinsamen öffentlichen Begehung ihres Jahresfestes vereinigten. Kirchenrath Schenkel, der die Hauptfestrede übernommen hatte, sprach ergreifend und begeisternd über die Worte: „Ihr aber seid der Leib Christi und Glieder ein Jeglicher nach seinem Theil". Er zeigte, wie uns der Gustav-Adolph-Verein Anregung und Mahnung sein müsse zu dreierlei Gemeinschaft, wodurch die evangelische Kirche gekräftigt und gehoben werde, nämlich zunächst zu der äußeren kirchlichen, sodann zu der Gemeinschaft im Glauben (nicht zu der fälschlich angestrebten Einheit in der Glaubenslehre, woraus nur Trennung erwachse), und endlich und hauptsächlich zur Gemeinschaft in der Liebe. Nach ihm gab Candidat Pfeiffer erfreuliche Nachricht über den Bestand, die Bestrebungen und Leistungen des studentischen Zweigvereins im vergangenen Jahre, und zum Schluß Stadtpfarrer Schellenberg über den erst in diesem Jahre entstandenen Frauenverein, dessen Opferwilligkeit und Aehnlichkeit mit der unermüdlich in Liebe thätigen liebenswürdigen Jüngerin Tabea er nach Ap. Gesch. 9 mit Recht rühmen konnte, da der Frauenverein, theils durch Geldbeiträge, theils durch den Verkauf weiblicher Arbeiten, bereits über 700 fl. zusammengebracht hat, wodurch schon mehrere arme evangelische Gemeinden unterstützt wurden. Eine reichlich bedachte Sammlung für die Evangelischen in der Diaspora schloß würdig die schöne Feier.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 22. Februar: **Der Statthalter von Bengalen,** Schauspiel in 4 Acten von H. Laube.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 97.)

Sonntag, 23. Febr.: **Die Entführung aus dem Serail,** große Oper in 3 Acten von Bretzner. Musik von W. A. Mozart.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 98.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 54. Sonntag, den 23. Februar 1868.

Auf dem Thurme des artesischen Brunnens.

Novelle von Heinrich Sandbank.

(Fortsetzung.)

Etwa in der Mitte des Weges, dort, wo die Lindenallee die gerade Linie verließ, um in sanfter Krümmung das mehr rechts liegende Dorf zu erreichen, beobachtete die Umgebung des Commerzienraths v. Bergwald, wie der Bekanntenkreis der Familie Lauchgruber sich plötzlich, gleichsam Einem Wink gehorchend, theilte, rechts und links abschwenkte und, an dem alten und dem jungen Lauchgruber mit ihren Begleiterinnen vorbei, vorwärts zu kommen strebte, diese weit hinter sich zurücklassend. Gleich darauf zog auch Frau von Terskow ihren widerstrebenden Begleiter, der so gern in der Nähe seines Concurrenten geblieben wäre, vorwärts ihren Bekannten nach, und Julius blieb allein mit Hortensien zurück. Beide schritten, Auge in Auge tief getaucht, weiter, ohne um sich zu blicken. Sie bemerkten nicht, daß ihre Umgebung weit voraus war, nicht, daß ein junger Mann, mit von Bergwalds Tochter am Arme, dicht hinter ihnen einherging; sie hörten nicht, wie er seiner Begleiterin zuflüsterte: „Richtig, er declamirt ihr was vor" — und wie diese antwortete: „Ich kenne das schöne Gedicht, es ist von Hoffmann von Fallersleben."

Schon in der Ferne hatten die Horchenden an dem scandirenden Spiele seiner Lippen und Gesichtsmuskeln und an der es begleitenden Bewegung seiner freien Hand erkannt, daß Julius zu Hortensien in gebundener Sprache redete, und jetzt hörten sie, wie er mit innigem Ton die Verse sprach:

Könnt' ich meine Seele tauchen
Tief in jede Blum' hinein,
Wie die Blume einzuhauchen
Deiner Augen milden Schein!
Könnt' ich Zauberkraft gebrauchen —
Eine Blume würd' ich sein!

Auf dem Anger würd' ich stehen
In der Blumen schöner Schaar,
Wie die Blume würd' ich flehen,
Die des Blickes würdig war;
Mehr als Blume sollte sehen,
Ach, Dein liebend Augenpaar.

Und als wollte sie ihm den erflehten Genuß verschaffen, den das Gedicht der Blume zuschreibt, ließ Hortensia ihr dunkles Auge mit unendlichem Entzücken auf ihm ruhen. Das elastische Lied mit der langen fransenartigen Wimper zog sich schirmend über das Auge, als wollte es dem Blick des geliebten Mannes, der den ihrigen in mächtigen Zügen zu schlürfen schien, wehren, daß er ihr die Seele durch das Auge austränke.

Der massive Thurm über dem artesischen Brunnen schien den beiden Glücklichen entgegen zu tanzen. Die mächtige, wellige Bewegung der wandelnden Menge an seinem Fuße schien ihn selbst in Bewegung gesetzt zu haben. Er neigte und beugte sich wie grüßend nach allen Seiten. Auf den engen, spiralisch aufsteigenden Treppen in seinem Innern quoll und schwoll und wogte und bauschte und rauschte es von den leichten Sommer-Roben der Damen fluthartig. Bald hing in seinen Fenstern von oben bis unten eine lebendige Garnitur reizender Frauenköpfe, die auf Alabasterbüsten ruhten. Die kleinen Aeuglein zwinkerten, die kleinen Hände schwenkten die Taschentücher den unten anlangenden Bekannten entgegen. Grüße und Zurufe bildeten eine Jacobsleiter vom Fuße des Thurmes bis hinauf zu seinem obersten Fenster. Die Gallerieen waren dicht besetzt.

Ein Säuseln, Summen, Murmeln, Flüstern, Durcheinandersprechen schwoll und quoll zu einer Redewelle zusammen, welche in ihrer Tonfarbe wie in der betäubenden Wirkung dem Rauschen eines Wasserfalles oder einer leichten Windhose, wenn sie einen Wald passirt, glich. Jetzt wurden die Uhren auf allen Seiten gezogen und die zahlreichen Blicke, welche sich unmittelbar darauf gleichzeitig nach der Bodenmitte des Thurmes richteten, ließen vermuthen, daß der Zeitpunkt da war, wo der Brunnen sein Spiel beginnen sollte.

Bald sah man eine Welle in die Höhe lecken, ein kurzer, abspringender Wasserstrahl schoß herauf und zerstäubte in Millionen Tropfen, die, von den Sonnenstrahlen beleuchtet, als bunte Perlen und glitzernde Juwelen zu Boden fielen. Ein zweiter längerer Wasserstrahl schoß hinterher noch höher herauf, dem ein dritter unmittelbar folgte, und nun rückte ein gewaltiger Wasserarm heraus, verlängerte und verdickte sich zu einer achtzig Fuß hohen schlanken Säule, am höchsten Ende sich palmblätterartig auswärts ergießend und ein Cristallgehäuse wunderbarster Art um den kräftig stoßenden Wasserstrahl bildend, welches die sich daran brechenden Strahlen der Abendsonne augenblicklich in eine Laterna magica verwandelten. Ein tausendstimmiges „Ah" entfuhr den überraschten Zuschauern ringsum.

In der Thurmesmitte rauscht und gurgelt und zischt und leckt und plätschert es, wie wenn Millionen Geister hier ihre unsichtbaren Leiber badeten. Die Sonne sinkt tiefer und ihre hereinspielenden horizontalen Strahlen verwandeln die Laterna magica in eine Fata Morgana, in welcher die Zuschauer auf den Gallerieen sich zwei- und dreimal, von wunderbarster Farbenpracht umspielt, erblicken, die Gegend in einem weiten Gesichtskreis auftaucht, Zauberpaläste, Häusermassen, ganze Städte herumschwimmen, Reiter feurige Rosse tummeln, Waffen schimmern, Blitze auf Blitze zucken und Feuer und Flammen herausschlagen.

Athemlose Stille herrscht in dem weiten Raum, der Herzschlag scheint zu ruhen, keine Lippe bewegt sich. Nur die Gewässer des Springbrunnens plaudern und schwatzen ununterbrochen und in ihrer Mitte flüstern Geisterstimmen. Ein fernes Abendhoraglöckchen tönte mit Silberklang herüber, die zarten Hände der Frauen falten sich unwillkürlich, aber nicht die Lippe, sondern die Seele betet. So mögen Engel im Himmel beten!

(Fortsetzung folgt.)

Der Trousseau der Erzherzogin Maria Theresia.

In den Appartements der Frau Erzherzogin Maria Theresia, deren Vermählung mit dem Prinzen Ludwig von Bayern am 20. Februar in Wien gefeiert wurde, fand Samstag, wie die „Morgenpost“ mittheilt, die öffentliche Ausstellung des Trousseaus der Braut statt.

Die Appartements der Frau Erzherzogin befinden sich im Palais des Erzherzogs Albrecht auf der Augustiner-Bastei und der Trousseau war in dem sog. rothen Saale zwischen dem Bilder- und dem Empfangssaale ausgelegt. Es war ein Reichthum von einigen Millionen, der hier auf kurzen, runden und eckigen Tischen, auf Hängestöcken und Sarren längs den Wänden, unter den Fenstern und in den Saalecken in geschmackvoller und trotz der Fülle in leicht übersichtlicher Ordnung ausgebreitet war, und dem Sinn für Schönes und Kostbares bot sich eine Augenweide, wie das Jahrhundert nur wenige bietet. Gleich im Eingange links hing ein kostbarer Theaterburnus, ein Prachtstück in Arbeit und Stoff, aus weißem Terno, mit goldgestickten Borduren; rechts ein vollständiger Reiseanzug von schwarzem Sammt mit kostbarer Verbrämung. Links neben dem großen Spiegel das Brautkleid, selbstverständlich das werthvollste Robestück der Ausstattung. Der Stoff wurde aus Paris, die Spitzen aus Brüssel bezogen. Es besteht aus einem Manteau von weißem Faye, an den Säumen große Rosenbouquets von Silber eingestickt, das Unterkleid vom selben Stoffe, mit Silbertüll überzogen und gleichfalls mit eingestickten Silber-Rosen reich geziert. Dazu der Brautschleier aus Brüsseler Tüll und Silber-Rosen. Neben dem Brautkleide rechts hängt ein Schleppkleid aus schwerer Rosaseide mit Applikation und Rosen-Guirlanden, das die Bestimmung hat, in Wien beim Akte der Verzichtleistung (Renunciation) und in München als Ballkleid auf dem zu Ehren der Neuvermählten in Aussicht genommenen Balle angelegt zu werden. Nun zieht sich längs der Wand, an welcher die Porträts des Erzherzogs Albrecht und der weiland Erzherzogin Hildegarde hängen, eine herrliche Reihe von Prachtkleidern hin, von denen jedes werth wäre, auf einer Weltausstellung um den höchsten Preis zu eifern. Wir übergehen die Wäsche, das Schuhwerk, die Handschuhe, unter welchen einige Dutzend Jagdhandschuhe durch ihre kunstvolle und zierliche Arbeit besonders auffallen. Reise-Necessaires und Toilette-Gegenstände, die vier reizend gezeichneten Fächer aus Elfenbein und Schildkröte, den Kopfputz, die Häubchen und Hauben, Hütchen und Hüte, die kostbaren Umhängtücher, die indischen Shawls von wundervollem Dessin, wir übergehen all Das und noch mehr und begeben uns an jenen kostbarsten aller Tische unterhalb dem mittleren Fenster, dessen blendende Last die Beschauer und Beschauerinnen — Letztere waren in der überwiegenden Mehrzahl — am längsten und nachhaltigsten fesselte: an den Tisch, auf welchem der Schmuck ausgebreitet ist. Es sind hier ein paar Million in die verschiedensten und reizendsten Façons gefaßt. Den Kohinoor dieser kleinen Schatzkammer bildet ein Diadem aus großen Brillanten, in imposanter Zeichnung ausgeführt. Zwei andere Diademe von vielleicht geringerem Baarwerthe, aber nicht minder werthvoller Arbeit, scheinen es überbieten zu wollen. Ein Collier aus Brillanten und Smaragden scheint das nächst Werthvollste zu sein. Nicht zu vergessen Diadem und Corsage zum Hochzeitsanzuge, dann das Cadeau der Kaiserin: zwei Bracelets aus in Silber gefaßten Brillanten, dann eine Broche aus taubeneigroßen Perlen, dann noch ein Collier von Brillanten und Ohrgehänge, und wieder ein Collier und Ringe, und noch einige Broches, und noch einige Bracelets, dann noch einige Ohrgehänge und noch einige Ringe, meistens Familienschmuck in neuer Façon, gefaßt zum großen Theile in dem Etablissement des Hof-Juweliers Emil Biedermann.

Alles was den Trousseau der Braut bildet, war übrigens nicht zu sehen, denn ein Theil war bereits in zwölf Koffern verpackt, um die Reise nach München anzutreten, und ein Theil war noch nicht fertig.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein versinkendes Haus) erregt gegenwärtig die Neugierde der Bevölkerung und der Fremden am Garda-See. Der Gasthof zur „Porta-Vecchia“ in Desenzano in Italien, der auf Pfählen am Ufer des See's erbaut ist, hat damit begonnen, innerhalb 24 Stunden um 25 Centimeter auf den Grund zu sinken. Bei Abgang des Berichtes war der erste Stock bereits im Wasser verschwunden. Das Sinken geht ganz ruhig und ohne irgend merkliche Stöße vor sich; alle Mittel, demselben Einhalt zu thun, waren vergeblich. Der Hauseigenthümer ist nach der ersten Bestürzung auf den klugen Einfall gerathen, sich von den aus der Nähe und Ferne herbeieilenden Neugierigen den Eintritt in sein sinkendes Haus bezahlen zu lassen, und soll damit ein Geschäft machen, das ihn über den zu erleidenden Verlust reichlich trösten werde.

(Ländlich, sittlich!) Die in Neunkirchen erscheinende „Saar- und Blies-Zeitung, zugleich amtliches Kreisblatt für die Kreise Ottweiler und Saarbrücken“, enthält in einer ihrer letzten Nummern folgendes Inserat: „Wiebelskirchen. Wir machen hiermit bekannt, daß unser Casino bei Herrn Peter Thome wieder eröffnet ist, und ersuchen alle Mädchen aus Wiebelskirchen, welche heirathen wollen, sich am nächsten Mittwoch und Donnerstag Abends von 7 bis 9 Uhr in dem Casino sehen zu lassen, wo auch mehrere Herren, welche gern heirathen wollen, zugegen sein werden. Wir machen aber auch bekannt, daß die Mädchen, welche die schönsten sein wollen, den Branntwein aber aus Biergläsern trinken und wo möglich jeden Abend betrunken sind, nicht zu erscheinen brauchen, denn solche Mädchen haben bei Keinem aus unserer Gesellschaft Anspruch zu machen. Der Vorstand.“

(Gestohlen und doch bezahlt!) Wie der als Kunstkenner und Antiquitäten-Sammler bekannte reiche Russe Jussupoff erzählt, befindet sich die Geige Tartini's, auf welcher er seine berühmte Teufels-Sonate gespielt hat, gegenwärtig im Besitze des Herrn Alessandro Poß, eines Dilettanten und Kunstfreundes in Mailand, welcher sie durch Zufall von einem Seidenzüchter in Regoledo acquirirt hat. Einer anderen, von bewährter Seite uns zugehenden Version zufolge kam die Favoritgeige Tartini's (eine Joseph Guarnerius) nach dem Ableben des Künstlers in den Besitz eines Engländers. Die betreffende Legende darüber lautet: Nach dem Hinscheiden Tartini's, welcher bekanntlich längere Zeit in Triest lebte und auch dort starb, unternahm der Engländer eigens eine Reise dahin, um aus dem Nachlasse des Künstlers seine Violine an sich zu bringen. Um möglichst sicher zu gehen, erkundigte er sich vorläufig um die näheren Umstände des Nachlasses, erfuhr aber zu seinem Leidwesen, daß der betreffende Erbe, ein in Muggia nächst Triest lebender armer Anverwandter Tartini's, sich von dem Instrumente, als einer theuren Reliquie, nicht trennen wolle. Der

Enthusiast griff nun zum äußersten Mittel: er suchte sich bei dem Erben incognito einzuführen, entwendete ihm in einem unbewachten Augenblicke die Geige und verschwand — nachdem er in dem leeren Futterale eine ansehnliche Geldsumme zurückgelassen.

(Ein Nestor unter den europäischen Commis.) In Iglau starb kürzlich ein 92jähriger Greis, der als 10jähriger Knabe im Jahre 1785 in ein dortiges Handlungshaus eintrat und in demselben bis zu seinem Tode ununterbrochen als Commis verblieben war.

Frankfurter Theater.

Der Statthalter von Bengalen.

Schauspiel von Laube.

Fast sind es hundert Jahre, daß der famose Junius jene politischen Briefe in London schrieb, welche Herrn Heinrich Laube heute den Stoff zu seinem neuen Drama geben sollten. Wir wollen hoffen, daß dieser Junius redivivus nicht selbst einen Junius finde, sonst dürften seine Chancen auf ein gleiches hundertjähriges Jubiläum, wie es das Original erlebt, sehr winzig ausfallen.

Die kritischen Blitze, die der geistreiche und scharfe Politiker und Satyriker des achtzehnten Jahrhunderts in die damalige englische Gesellschaft warf, schlugen gewaltig ein. Man setzte Himmel und Hölle in Bewegung, um den gefährlichen Anonymus kennen zu lernen, der es wagte, auf so unerhört beißende und vernichtende Art das Ministerium Grafton und die ganze hochtoryistische Partei anzugreifen, die Corruption der einheimischen Verwaltung und der Colonialregierung unbarmherzig zu geißeln. Ein vornehmer und dem Ministerium sogar ganz nahestehender Mann mußte der Autor sein, da derselbe die Personalien der Minister genau kannte und nicht nur selbst viel hinter die Coulissen gesehen hatte, sondern auch seinen Lesern diesen Blick eröffnete. Der Drucker Woodfall, der Herausgeber des „Public Advertiser“, in dem die Juniusbriefe zuerst erschienen, und dem man sogar einen Prozeß machte, der später niedergeschlagen wurde, wollte das Mannscript stets auf geheimnißvolle Art zugesteckt erhalten haben und den Verfasser selbst nicht kennen. In dem Laube'schen Stücke wird von den verschiedenen der Verfasserschaft verdächtigen Persönlichkeiten, unter denen man am Häufigsten Lord Sackville und Sir Philipp Francis, den späteren Gouverneur in Ostindien nennt, der Letztere als Autor angenommen.

Die Jagd auf dieses im Dickicht der Anonymität gut verborgene publizistische Hochwild bildet den Vorwurf des Stückes. Ist derselbe für ein historisches Schauspiel oder für ein Lustspiel angethan? Das wird ganz von der Behandlung abhängen. Hat der Autor die Kraft, wirklich aus dem Geiste der vergangenen Zeit heraus seine Figuren und deren Denk- und Redeweise zu gestalten, läßt er die beiden Principien „in ihrer historisch berechtigten Eigenthümlichkeit“ sich begegnen, sich bekämpfen und schließlich sich ausgleichen oder eines unterliegen, so wird er ein historisches Drama gestalten und dann wird auch die sogenannte „Tendenz“ als ein wesentlich integrirender und aus dem Ganzen organisch herausgewachsener Bestandtheil an ihrem Platze sein. Oder aber der Verfasser legt den Schwerpunkt mehr auf das Aeußerliche seines Stoffes, dann wird er Gelegenheit haben, ein recht pikantes Lustspiel zu schreiben.

Laube's neues Stück nun aber laborirt offenbar an der modernen Krankheit der Zweiseelentheorie. Für ein historisches Stück ist es zu unhistorisch und zu äußerlich und für ein Lustspiel ist es zu gedehnt und zu wenig pikant. Diese Juniusbriefe wären ein vorzügliches Material für Scribe geworden Er hätte ein brillantes Lustspiel à la „Glas Wasser“ daraus gemacht.

Laube aber hat seinem Feuerstein nur wenig Funken zu entlocken verstanden. Es fehlt dem Ganzen durchweg an einem treibenden, die Künstler und das Publikum animirenden Motiv. Das Stück bietet kleine Effecte, aber keinen Effect. Weder die Handlung, deren Hauptmomente hinter die Scene verlegt sind, noch die Charaktere vermögen ein tieferes Interesse einzuflößen. Letztere entbehren der individuellen Ausprägung, besonders die Damenrollen sind farblos, verblaßt und uninteressant. Auffallend genug, daß der erfahrene Bühnenpracticus, der so viele Jahre in vertrautem Umgange mit Frau Thalie gelebt, nicht einmal durchschlagende und dankbare Rollen geschaffen

Sir Philipp Francis declamirt und liebt. Aber es fehlt ihm ganz und gar das attische Salz, ohne dessen Besitz sich der Junius nicht denken läßt. Einige Körnlein dieses Salzes hätten die Rolle auf ein ganz anderes Niveau erhoben — Der Herzog von Grafton, der inmitten seines gefügigen Ministeriums allerdings zu einigen naheliegenden Parallelen herausfordert, ist als der allein ins Gewicht fallender Vertreter der Vollblut-Tory-Partei nicht bedeutend und scharf genug gezeichnet. — Lady Sarah überrascht uns im vierten Acte plötzlich, nachdem sie sich drei Acte lang der gesundesten Dispositionen und der schönsten Toiletten erfreut, mit einer vulkanartigen Gefühlseruption, für die uns ganz der Schlüssel fehlt. — Am Dankbarsten ist noch der alte Pitt gezeichnet in seiner wahrhaft aristokratischen Rechts- und Ehrliebe, in dem Widerstreit seines gebrochenen Körpers mit seinem elastischen und noch jugendfrischen Geiste. — Wie kann aber ein Mann, wie Laube, der lange bei Hofe gelebt hat, den Schriftsteller Adam Swinney einen so lümmelhaften Ton gegen den hocharistokratischen Premier eines Landes mit so starrer Ständegliederung wie England anschlagen lassen!

Die Hauptschwäche der Handlung liegt unseres Erachtens darin, daß das Publikum gleich von vornherein positiv erfährt, wer Junius ist und dadurch die Spannung nur noch auf die Art und Weise der Entdeckung und die Folgen derselben, für die man übrigens keine besondere Seelenangst hegt, reducirt werden. Eine starke Zumuthung ist es auch, daß der Herzog von Grafton auch nur einen Augenblick den Idioten Lord Adolphus Waterford für Junius hält! Das ist doch die Unwahrscheinlichkeit auf den Gipfel getrieben!

Erwähnen wir noch, daß das Colloquium doctum im zweiten Acte eine recht gelungene Lustspielscene und daß der Dialog des Stückes mitunter recht geistvoll und pointirt ist, so glauben wir die Bilanz abschließen zu können. Der Leser mag die Posten vergleichen und sich das Facit selbst ziehen. Sollte sich diesmal ein Deficit herausstellen, so möge man nicht vergessen, daß Heinrich Laube, der die deutsche Bühne mit so manchem Repertoirstücke bereichert hat, trotzdem in Summa ein namhaftes Plus zu gut hat.

So sehr wir der jetzigen Leitung unserer Bühne dankbar sein müssen, daß sie diese Novität, die im vorigen Jahre die Runde über fast alle deutschen Bühnen gemacht, auch bei uns eingeführt hat, so wenig können wir ihr über die Aufführung unser Compliment machen. Dieselbe war mit wenigen Ausnahmen höchst mittelmäßig. Die Palme des Abends gebührte unstreitig Herrn Jademack, der seinen Lord William Chatam mit ächt aristokratischer Sicherheit, mit geistiger Ueberlegenheit in Ton und Mimik, mit treffender Schärfe der Dialektik und zugleich voller Wärme des Gemüths auszustatten wußte. Die Scene im dritten Acte mit Grafton, wo Pitt in sittlicher Entrüstung mannhaft für die politischen Rechte des Engländers, die der Premier mit kecker Hand anzutasten wagt, eintritt, stellte Herr Jademack eines großen Schauspielers würdig dar. Vorzüglich charakteristisch war hier besonders auch das Spiel, als mit dem geistigen Aufschwung das Leben in die alten, gichtbrüchigen Glieder zurückkehrt. Dabei outrirte Herr Jademack in keiner Weise, sondern erreichte mit den kleinsten Mitteln großen Erfolg. Herrn Roll wäre für die Rolle des Herzogs etwas von der stählernen Energie des Tones zu wünschen, über die Herr Jademack verfügt. Sein Ton war bei sonst richtiger Anlage für den starren, rücksichtslosen Charakter des hochfahrenden Führers der Torie zu weich, zu unbestimmt. Herrn Schneider wollen wir es nicht allzuhoch anrechnen, wenn sein Junius nicht vollwichtig genug in den Vordergrund trat. Der Dichter hat, wie gesagt, nicht genug für die Rolle gethan. Herr Schneider suchte sie nach Kräften zu heben. Vorzüglich sprach er seine Candidatenrede beim Colloquium doctum im zweiten Act. Herr Vollmer war als Lord Adolphus ganz in seinem Elemente. Er lieferte eine köstliche Satyre auf den Nepotismus. Herr Degen wußte seine Episode zu schöner Geltung zu bringen. Gegen die Besetzung der Rolle des Swinney durch Herrn Ellmenreich müssen wir entschieden protestiren Wie konnte die Regie einen solchen Mißgriff begehen! Das sollte ein renommirter englischer Schriftsteller sein? Er stand in seiner ungentlemanmäßigen Manier womöglich noch unter den Notizensammlern Sweep und Sholing. Herr Ellmenreich kokettirte mit einer saloppen Haltung in Ton und Spiel, die auf Auge und Ohr wahrhaft beleidigend wirkten. Das beständige Schütteln des Körpers und Herumwerfen des Kopfes sollte wohl leicht hingeworfene Manier bedeuten, wirkte aber eher wie dramatisch dargestelltes Nervenzucken. Daß sich die zweiten Partieen im Augenblick an unserer Bühne nicht in den richtigen Händen befinden, dafür liefreten u. A. auch die Herren Schwartz, Winand und Gitz redende Beispiele. Wir bedauern, gegen das Trifolium der Damen Brandt, Rehbach und Hoppe nicht galanter sein zu können, aber sie vermochten alle Drei ihren Rollen, deren Mitgift vom Dichter allerdings spärlich ausgefallen, keine interessanten Seiten abzugewinnen. Fräulein Brandt, die sonst so talentvolle Darstellerin, vergaß ganz und gar, ihre Neigung für Francis schon in den ersten Acten in Spiel und Haltung durchblicken zu lassen, wodurch uns der dämonische Ausbruch der Eifersucht im vierten Act ganz unverständlich wird. Fräulein Hoppe hat leider ein äußerst unglückliches Organ, das sie auf einen ganz eng begränzten Kreis von Rollen, die des sympathischen Ausdrucks entbehren können, hinweist. Die hiesige Aufführung wird nicht dazu beitragen, das Stück, das auf so schwachen Füßen steht, auf dem Repertoire zu erhalten.

δ

Concert des Herrn Julius Sachs
am 18. Februar.

Nebst dem Concerte, das Herr Professor Mulder zum Besten des Dombaufonds gab, und jenem der Herren Hill und Wallenstein, sowie der beiden Concerte, die von dem Orchesterverrine in Verbindung mit Herrn Mulder gegeben wueden, gehört das des Herrn Sachs, was die Anzahl der Nummern und der ausübenden Kräfte anbelangt, zu den umfangreichsten der Saison. Wir gestehen offen, daß wir uns auch mit etwas weniger zu bescheiden gewußt hätten. Unser hiesiges Publikum, das den Winter über gar viele Concerte zu hören bekommt, mußte folgerichtig auch etwas anspruchsvoller werden; das konnte Herrn Sachs nicht fremd bleiben, darum darf man es ihm auch nicht verdenken, wenn er durch verschiedene Magnete ein volles Haus zu erzielen suchte.

In dem einleitenden Hummel'schen Quintette excellirte Herr Sachs durch seinen schönen Anschlag und die klare, geistige Ausführung dieses, fast ganz in Mozart'schem Style gehaltenen Werkes. Von Seiten der mitwirkenden Künstler, den Herren Concertmeister Wolff, Rhode, Lübeck und Backhaus, hätten wir bei einigen Stellen der ersten Sätze ein kräftigeres Hervortreten den Intentionen des Componisten für entsprechender gehalten. Der Schlußsatz dagegen war eine vollendete, künstlerische Leistung. Unsere Vermuthung, daß die Künstler durch das Einrücken der verschiedenen Karavanen während der ersten Sätze fortwährend gestört wurden, scheint nicht grundlos zu sein. Es ist dieß ein Unfug, eine Rücksichtslosigkeit, die mit den schärfsten Ausdrücken gerügt zu werden verdient. In den Museumsconcerten wartet man doch wenigstens bis zur Beendigung einer Nummer, und das ist eine sehr lobenswerthe Einrichtung, die wir dem energischen Vorgehen des Herrn Director Müller zu verdanken haben. Wer sich für dieß oder jenes Tonstück nicht interessirt, hat doch nicht das Recht, Anderen den Genuß zu schmälern, zu verderben.

Frau Peschka-Leutner, die sehr beliebte Künstlerin, sang hierauf eine Arie aus Webers hier selten gehörter Oper „Silvana" und erntete durch die künstlerische Behandlung derselben, die durch ihr prachtvolles Organ noch gehoben wurde, wohlverdienten Beifall. Bei der Begabung dieser bedeutenden Sängerin wird sie den wohlgemeinten Wink, sich auf einige Zeit in den Tönen ihrer oberen Stimmlage, die mitunter etwas schneidend hervortreten, zu mäßigen, auch in intelligenter Weise aufnehmen.

An Stelle der leider erkrankten Sängerin Fräulein Clara Perl trat Frau Charlotte Reger ein und trug eine Arie aus Rossini's „L'Italiana in Algeri" mit anerkennenswerthem Streben vor.

Von einer Schülerin des Concertgebers, Fräulein Dora Herrmann-Czillag, hörten wir im Verlaufe des Abends das G-moll-Concert für Pianoforte von Mendelssohn. Bei dem jugendlichen Alter der Pianistin müssen wir von einer individuellen, geistigen Durchführung absehen, wir hörten natürlich nur eine zweite, wenn auch nicht verbesserte Auflage, der spirituellen Behandlung ihres Lehrers. Die Technik dieser talentvollen Klavierspielerin ist schon recht hübsch und einzelne Momente ihres Spieles deuten auf eine spätere Originalität. Möge Fräulein Czillag den betretenen Weg unter der Leitung ihres bewährten Lehrers fortsetzen und möglichst unbehelligt von allen nutzlosen Belobungen bleiben. Einige Uncorrectheiten, die wohl der Befangenheit beim erstmaligen Auftreten anzurechnen sind, können wir nicht hoch anschlagen. Mit Herrn Sachs spielte die Pianistin später ein Impromtu über Schumann's „Manfred" von Reinecke zu vier Händen bearbeitet, sowie die Heller'sche Tarantella, die neulich Fräulein Lahnstein gewählt hatte, ebenfalls in der Bearbeitung zu vier Händen, und hatte sich eines allgemeinen, aufmunternden Beifalls von Seiten des Auditoriums zu erfreuen.

Ueber die Declamationen des rühmlichst bekannten Mimen Herrn Haase können wir uns nur kurz aussprechen und meinen, daß unter seinen Vorträgen „Erlkönig" besser, wie des „Sängers Fluch" und dieser wieder besser, als die Saphir'sche Humoreske gelang, welche übrigens sehr unglücklich gewählt war. Der hier immer gern gesehene Gast, der seinen Urlaub aus Coburg mitten in der Wintersaison nur als Zeichen besonderen Wohlwollens des Herzogs erhielt, ward mit einem Kranze begrüßt und sprach man allgemein den Wunsch aus, Herrn Haase wieder einmal auf der Bühne, seiner eigentlichen Sphäre, zu sehen.

Herr Nachbaur wird hier immer äußerst freundlich empfangen, ein Beweis, daß er das Publikum für sich gewonnen hat. Die Romanze aus den „Hugenotten", die neben dem Pianoaccompagnement Herr Concertmeister M. Wolff mit der Viola begleitete, wurde stürmisch wieder verlangt, welchem Wunsche der Sänger auch in freundlicher Weise entsprach. Eine zweite Nummer war ein Abt'sches Lied: „Schlaf wohl, du süßer Engel!" die ihm ebenfalls sehr applaudirt wurde. Auf die Abt'sche Composition werden wir später zurückkommen.

Eine weitere vocale Erscheinung war Herr Philippi aus Wiesbaden. Eine sonore, schöne, gebildete Stimme, musikalisch künstlerisches Eindringen in die Composition, klarer Vortrag und ästhetisch motivirte Declamation machen ihn zu einem vorzüglichen Baritonisten, als welcher er sich in dem Vortrag dreier Lieder bewährte.

Von Ensemble-Gesängen wurden zwei ausgeführt: ein Duett in F-dur aus Gounod's neuester Oper „Romeo" von Frau Peschka-Leutner und Herrn Nachbaur gesungen, und das Quartett aus Verdi's „Rigoletto" in der Vertretung durch Frau Peschka-Leutner, Frau Reger und die Herren Nachbaur und Philippi. Beide Nummern kamen recht hübsch zur Geltung. *P*

Frankfurt, 21. Februar.

Das gestern stattgehabte Concert von Fräul. Bertha Frird war eines der besuchtesten der diesjährigen Saison. Die junge Pianistin, welche zum erstenmale vor die Oeffentlichkeit trat, steht bereits auf einer ziemlich weit vorgeschrittenen Kunststufe. Ihre Technik ist tüchtig ausgebildet, ihr Anschlag weich und elastisch, ihre Auffassung sowohl der classischen, wie der modernen Componisten zeugt von Geschmack und Verständniß. Das zur Eröffnung vorgetragene G-dur-Trio von Beethoven gehört wohl zu den schönsten Compositionen des großen Meisters und wurde von Fräul. Fried, den Herren Heermann und Siedentopf in trefflicher Abrundung zur Ausführung gebracht. Die herrlichen Gesangsstellen des Adagio gaben besonders unserem beliebten Herrn Hugo Heermann Gelegenheit, von Neuem seinen weichen, zum Herzen sprechenden Ton zu entfalten und so konnte es nicht fehlen, daß das Trio die beifälligste Aufnahme fand. — In Bezug auf die Gesangsvorträge der Fräul. Mina Medal verweisen wir das Publikum auf das Referat über das Philharmonische Concert in Nr. 51 d. Bl., da wir heute nur das ihr gespendete, verdiente Lob wiederholen könnten, und genüge uns zu constatiren, daß sämmtliche Vorträge (von Verdi, Donizetti und Schumann) den ungetheiltesten Beifall des Publikums fanden. — Die Solopiecen für Piano von Field und Chopin wurden von Frl. Fried sehr correct und mit schönem Ausdruck gespielt. Eine äußerst schwungvolle, interessante Sonate für Piano und Violine von Hauptmann (opus 23) wurde von der Concertgeberin und Herrn Heermann in jener, künstlerischer Abrundung vorgetragen und bildete einen würdigen Abschluß des schönen Concertabends. Möge die junge Pianistin in ihren Studien eifrig und unermüdet fortfahren und wir glauben ihr bei dem unverkennbaren Talente und ihrer tüchtigen Schule ein günstiges Prognostikon stellen zu können.

Herr Professor Haseet wird von Sonntag an noch einen zweiten Cyclus von vier Vorträgen mit seinem Hydro-Oxygen-Gas-Mikroskop im „Hôtel de l'Union" geben und machen wir auf diese interessanten Vorzeigungen hiermit nochmals aufmerksam.

Städel'sches Kunstinstitut.

Neu ausgestellt.

Aus Shakespeare's „Was ihr wollt", colorirter Carton von Eduard Steinle.

Frankfurter Kunstverein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

C. Häberlin in Stuttgart: Der Dichter Paul Gerhard. — M. Blankarts in Düsseldorf: Preußische Husaren-Planqueurs 1815. — C. Weyßer in Karlsruhe: Partie aus Oberstein im Nahethal. — K. v. Enhuber † München: Politisirende Bauern.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 23. Febr.: **Die Entführung aus dem Serail**, große Oper in 3 Acten von Bretzner. Musik von W. A. Mozart.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 98.)

Montag, 24. Febr.: **Pech-Schulze**, Original-Posse mit Gesang und Tanz in 3 Acten von H. Salingeé. Musik von A. Lang.
(Außer Abonnement.)

Dienstag, 25. Febr.: **Der böse Geist Lumpacivagabundus**, oder: **Das liederliche Kleeblatt**, Zauber-Posse mit Gesang in 3 Acten von Nestroy. Musik von A. Müller.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 99.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 55 und 56. Dienstag, den 25. Februar 1868.

Auf dem Thurme des artesischen Brunnens.

Novelle von Heinrich Sandbank.

(Fortsetzung.)

Auf einer der obersten Gallerieen steht Hortensia am Arm von Julius. Sie drückt seinen Arm fester an ihre Brust, läßt ihr Haupt auf seine Schulter sinken; er ergreift ihre Hand, sie schmiegt sie in die seinige, und, trunken, aufgelöst, halten sich Beide fest, als fürchteten sie, wie ein hingehauchter Liebeskuß zu zerfließen und fortgeweht zu werden. Es ist eine Wonne aus einer andern Welt, und sie fühlen sich dahin gelockt und gezogen, woher sie kam. Wie ein Hauch von der warmen Lippe eines geliebten Wesens, fühlen sie einander nur, aber sehen einander kaum. Es ist ihnen, als sollten sie hinaufgeweht und erhoben werden über die Sterne, um im reinsten Himmelsäther unter ewig Liebenden zu schweben: zwei Aethertropfen.

Tiefer sinkt die Sonne; die Höhen rings herum recken und strecken ihre Schattenglieder immer weiter ins Thal. Die Fata Morgana verschwindet plötzlich und der mächtige Wasserstrahl rückt gurgelnd und platschend in seinem hellen Cristallgehäuse gleichmäßig aufwärts. Bald erhebt sich das Gesumme und Gemurmel wieder, schwillt zu einem mächtigen Rauschen an, das Gurgeln und Platschen des Springbrunnens verschlingend. Leichte und schwere Tritte, vermischt mit dem Scharren und Knistern der weiten, gestärkten Röcke an Wänden und Geländer, poltern donnerähnlich die Treppen herab, tief und tiefer: bald ist der Thurm in seiner ganzen Höhe menschenleer.

Nur die beiden Liebenden stehen noch auf demselben Fleck, fest an einander gepreßt, in einem Zustand des Rausches, der Verzückung, Sie sehen nicht, sie hören nicht, was um sie her vorgeht, sie gewahren nicht, daß sie sich allein in dem dunkelnden Raum befinden; ihre Sinne sind im heiligsten Entzücken aufgelöst. Da fährt der letzte Sonnenstrahl zwischen den Höhen wie grüßend herüber, die Fata Morgana ist prächtiger wieder da: die Liebenden sinken einander in die Arme!

Fest halten sie sich umschlungen, Lippe ruht auf Lippe, Brust pocht an Brust; der Herzschlag ist noch mitten durch das Rauschen des Wassers hörbar. Alles in ihnen spricht und singt holde Liebeslieder, das geschlossene Auge, die hochgeröthete Wange, die hauchende Lippe, die zuckenden Fibern: nur der ewige Schwätzer, die Zunge, findet keine Worte. Stumm halten sie sich umfaßt, stumm sagen sie einander, wie es keine laute Sprache vermag, daß sie sich lieben und wie sie sich lieben!

O, lasset die Seele sprechen, ihr Liebenden! Nur sie allein redet noch die unentweihte Sprache ächter Liebe, sie allein vermag noch die himmlischen Töne hervorzubringen, die wie Sphärenmusik klingen, sie allein dichtet und singt noch das Hohelied ewiger Liebe. Die entweihte Zunge kann nur noch von irdischer, nicht von himmlischer Liebe sprechen; sie zieht das heilige Gefühl von der Höhe der Seelengemeinschaft herab auf den unreinen Pfühl der Leibesvereinigung.

In seligstem Entzücken spricht die Seele: Ich liebe Dich, meine Hortensia! — Ich liebe Dich, mein Julius! und wieder und wieder: Ich liebe Dich! ich liebe Dich! und wie zwei gleichklingende Töne sind sie ineinander aufgegangen, wie einen langen Kuß fühlen sie sich. Da flüstert die leibliche Zunge: „Hortensia, willst Du mein sein? Wie eine angerufene Nachtwandlerin fährt sie auf und mit dem Seufzer-Ausruf: „O, Edmund!“ entwindet sie sich seinen Armen. Einen Blick noch durch den dämmerigen Raum und sie stürzt die gewundenen Treppen herunter, schwer athmend wie ein gejagtes Reh, und zum Thor hinaus ins Freie.

Langsam folgt Julius ihr, traumbefangen schleift sein Fuß von Stufe zu Stufe und durch den Thurm dem Ausgang zu. Draußen vereinigt er sich mit der erschreckten Geliebten, stillschweigend gehen sie zusammen die Lindenallee entlang, mit abgewandtem Gesicht schreitet Hortensia neben ihrem Geliebten heimwärts.

Die lauen Abendwinde flüstern lauschig mit dem Laub der Linden und spielen kosend mit Hortensia's Locken. Es ist ihr so weich und wiederum so schwer ums Herz und Thränen perlen aus ihren Augen. Eine Hirtenpfeife klagt vom nahen Berge in wehmüthig ergreifenden Tönen durch die sternhelle Sommernacht, stärker fließen ihre Thränen: sie gedenkt ihres guten Lehrers in der Ferne und wieder des geliebten Mannes an ihrer Seite. Ihr thränend Auge wagt nicht, zu ihm hinaufzublicken, Er wagt nicht, zu ihr zu sprechen — und immer wärmer wehen die Abendlüfte, lauschiger flüstern sie mit den Blättern der Linden am Wege, wehmüthiger und ergreifender klagt die Hirtenpfeife vom Berge her: das Herz will schier zerspringen! Stumm und krank wandeln die Geliebten neben einander, — stumm und krank kommen sie nach Hause.

Die Nacht verbrachten die Liebenden, welche sich in Einem Augenblick gefunden und verloren, in großer Unruhe. Unendliche Wollust und unendlicher Schmerz rangen um das Dasein in Hortensiens Seele. Die Sinne wollten ihr vor Entzücken vergehen, da sie der letzten Tagesstunden gedachte, mit dem Bewußtsein sich erfüllte, daß sie von dem Manne geliebt werde, den sie, wie sie jetzt fühlte, über alle Maßen liebte; aber gleich griff der Gedanke wie mit kalter Faust in ihr warm wogendes Herz hinein, daß sie einem Manne untreu sei, den sie hochverehre, dem sie ihr bestes Theil verdanke, daß sie ihn vielleicht unglücklich mache — und es schien ihr erstarren zu wollen. Sie fühlte sich in demselben Augenblick überglücklich und tief unglücklich.

Der Blick, den sie in die Zukunft warf, traf auf keine heitere Aussicht. Sie konnte ihrem Lehrer nicht angehören, da sie einen

andern Mann liebte, unendlich liebte; und diesem mochte sie nicht angehören, da sie sich so lange als die Braut ihres Lehrers betrachtet, in dessen Augen sie es, wie sie glaubte, noch war. Aber mehr als die Zukunft ängstigte sie die süßpeinliche Gegenwart. Sie weilte in der Familie des von ihr geliebten Mannes, in dessen Nähe und Gesellschaft sie fast die ganzen Tagesstunden zubringen mußte: wie, sollte sie ihm kalt, fremd begegnen oder ihre Untreue gegen ihren Lehrer fortsetzen?

Abreisen, so schnell als möglich, wollte ihr erst als der beste Ausweg aus der qualvollen Lage erscheinen. Allein noch hatte ihre Mutter nicht die Kur beendigt: würde dieselbe zugeben, daß sie allein abreise? Und zu Hause erst, würde sie dort nicht Friedrichsen treffen? müßte sie nicht dort mit ihm allein unter Einem Dache wohnen? Und dann, welches Aufsehen würde ihre plötzliche Abreise in dem Badeorte machen! Zu welcher üblen Nachrede würde es Anlaß geben! Ihr Herz wurde immer schwerer und die Aufregung verscheuchte die Geister des Schlafes von ihren Augen.

Auch in Julius' Seele wogten freudige und schmerzliche Gefühle auf und nieder. Er wußte sich von dem Weibe geliebt, das die Liebe der Besten werth war, und sowie die Freude darüber ihm das Herz im Busen weiterte, das Blut in seinen Adern wärmer pulsiren machte, so fuhr jener Seufzer Hortensiens: „O, Edmund!" kalt und erstarrend dazwischen und sagte ihm, daß sie einem Andern gehöre, daß sie niemals die Seinige werden würde. Zwar erinnerte er sich, von seinen Schwestern gehört zu haben, daß Hortensia nicht verlobt sei. Allein zeigte nicht der Schrecken und der Ausruf, als sie sich in seinen Armen gewahrte, daß sie sich nicht frei glaube, daß sie einem andern Manne Ansprüche auf sich zuerkenne? Und dann, wie sollte er ihr die nächsten Tage begegnen? Die bisherige Unbefangenheit war nun einmal aus ihrem gegenseitigen Verkehr geschwunden: sollte er sich ihr wieder freundlich nähern? Aber würde sie es dulden? würde sie darin nicht eine Zudringlichkeit oder gar noch etwas Schlimmeres erblicken? Oder sollte er gegen sie fremd thun? Aber würde er es auf die Länge vermögen? Und welches peinliche Aufsehen würde ein solches Benehmen erregen! Zu welchem boshaften Klatsch würde es Anlaß geben! Auch ihn ließ die Aufregung nicht zum Schlafe kommen.

— — — — —

Einige Tage darauf ließ Professor Farmin den Privatdocenten Doctor Edmund Friedrichsen zu sich rufen und zeigte ihm den Brief, den er von dem Commerzienrath v. Bergwald erhalten hatte.

Der junge Gelehrte seufzte einigemal, während er den Brief las. Darauf sagte er zu dem Professor, daß er nunmehr die ihm früher angebotene Professur an der zweiten Universität des Landes gern annehmen würde, da er sich unfähig fühle, in der nächsten Zeit an seinem Geschichtswerke weiter zu arbeiten.

Der Professor war einverstanden und versprach ihm, nächster Tage beim Cultusminister Schritte zu thun.

(Fortsetzung folgt.)

Pädagogische Briefe aus Paris.

Von Dr. Alb. Wittstock.

5.

Wir dürfen das Gelehrten-Schulwesen Frankreichs nicht verlassen, ohne noch einen Blick auf die Akademie der Wissenschaften zu werfen.

Das „Institut" ist eine der großartigsten Schöpfungen der Revolution. Das betreffende Gesetz erschien am 25. Oct. 1795. Die Aufgabe des Instituts ist der Fortschritt aller Wissenschaften, das Gemeinwohl und der Ruhm der Republik. Verschiedene Reglements bestimmten im Laufe der Zeit die nähere Organisation. Der erste Consul schon nahm Modificationen des Werkes des Convents vor. Er verfügte, daß die Wahlen der Mitglieder seiner Genehmigung bedürften. Eine Ordonnanz des Königs Ludwig XVIII. vom 21. März 1816 versetzte dem Institut einen harten Schlag: zweiundzwanzig Mitglieder wurden ausgeschlossen. Ueberhaupt stand diese revolutionäre Schöpfung zu jener Zeit keineswegs in Gnade. Die große Einheit des Instituts, als eines Centralpunkts für alle Wissenschaften, ward auch unter Karl X. nicht wieder hergestellt. Erst die Revolution von 1830 führte bessere Tage herbei. Die seit 1803 unterdrückte Abtheilung für Moral und Politik wurde wieder hergestellt. Die Philosophie, die Moral, Legislation, Nationalökonomie, Statistik hatten unter dem Kaiserreich und der Restauration keinen officiellen Platz im Institut. Dieß wurde auf einen betreffenden Vorschlag Guizots im Jahre 1832 geändert. Bis 1848 machte das Institut große Fortschritte. Die Regierung von 1848 wandte sich an das Institut, an der Lösung der großen socialen Probleme der Zeit Theil zu nehmen.

In seiner gegenwärtigen Organisation besteht das Institut aus folgenden fünf Akademien:

Académie française, gegründet 1635 durch Richelieu. Sie hat vierzig Mitglieder, welche wöchentlich eine Sitzung halten. Alle Jahre findet eine öffentliche Sitzung statt, in der die ausgeschriebenen Preise vertheilt werden. Die französische Akademie von heute ist nicht mehr die alte, sie stürzte mit dem Throne Ludwigs XVI. Der Convent, in seiner eifrigen Sorge für die Künste des Friedens, hatte ein ganz neues nationales Institut daraus gemacht. Bei der gegenwärtigen Zusammensetzung dieses gelehrten Körpers ist es auffallend, daß kein einziger Anhänger des zweiten Kaiserreiches, welches Talent in Wort und Feder er auch gezeigt habe, zum Mitglied ernannt wurde. Vielleicht kommt dieses daher, daß eben noch so viele Mitglieder aus den früheren Regimen darin sitzen. Es muß hierbei bemerkt werden, daß die Akademie häufig direct in das Gebiet der Politik eingegriffen hat. So protestirte sie einst in ihrer Sitzung vom 11. Januar 1827 gegen das damalige Preßgesetz und beschloß eine directe Adresse an den König. Die Akademie ist reich; sie verfügt über beträchtliche Fonds und noch täglich kommen Schenkungen hinzu. Dazu gibt der Staat jährlich 85,500 Frcs. Ein Preis von 4000 Frcs. wird jährlich ausgesetzt für Eloquenz und für Poesie. Die Preise der Stiftung Montyon sind eben so sehr für gute Thaten wie für gute Schriften bestimmt. Noch viele andere Preise bestehen für Werke aus dem Gebiete der Literatur und französischen Geschichte. Ein anderes Legat unterstützt arme Literaten, sowie deren Wittwen und Kinder. Auch der Kaiser Napoleon hat einen Preis von 20,000 Frcs. gestiftet. Das erste Mal wurde Thiers für seine „Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs" vorgeschlagen, Thiers schenkte jedoch den Betrag der Akademie zu neuen Preisen für Geschichtswerke. Die Akademie hat unter anderem auch die Aufgabe, an der Reinigung und Bereicherung der französischen Sprache zu arbeiten.

Zweitens folgt die Académie des Inscriptions et Belles Lettres, im Jahr 1663 von Colbert gegründet, mit vierzig wirklichen Mitgliedern, zehn außerordentlichen, acht auswärtigen und fünfzig Correspondenten. Die Sitzungen finden jeden Freitag statt, jährlich im Juli ist öffentliche Sitzung mit Preisvertheilung.

Die dritte Abtheilung des Instituts ist die Académie des sciences, im Jahr 1666 gegründet, ebenfalls durch Colbert. Die Akademie der Wissenschaften zählt 65 ordentliche Mitglieder,

zehn außerordentliche, acht auswärtige und 82 correspondirende. Sie vertheilt ebenfalls zahlreiche Preise. Ihre Sitzungen sind jeden Montag öffentlich.

Die Akademie besteht gegenwärtig aus folgenden elf Sectionen: Geometrie, Mechanik, Astronomie, Geographie und Navigation, Physik, Chemie, Mineralogie, Botanik, Landwirthschaft, Anatomie und Zoologie, Medicin und Chirurgie.

In den öffentlichen Montags-Sitzungen, wozu Jedermann zugelassen wird, werden die Arbeiten der Mitglieder der Akademie dargelegt, sowie die Berichte über die Arbeiten fremder Gelehrten, ferner die Correspondenzen und Mittheilungen verlesen. Eigentlich wissenschaftliche Discussionen finden aber in den öffentlichen Sitzungen nicht statt, sondern dieselben sind rein geschäftlicher Natur.

Durch diese Oeffentlichkeit kommt das Wichtigste aus den Sitzungen sofort in die Tagesblätter, wodurch die Sitzungsberichte der Akademie verloren haben, indem sie weniger gelesen werden. Arago war Derjenige, welcher die Offentlichkeit der Sitzungen einführte, und trotz aller Stimmen dagegen, ist es doch nicht leicht, eine solche Autorität umzustürzen.

Das Ansehen der Akademie der Wissenschaften war ehedem ein größeres, da z. B. wissenschaftliche Missionen vor das Forum derselben gehörten. Heute wird sie zwar noch von Zeit zu Zeit darüber consultirt, aber auf der anderen Seite hängen derartige Unternehmungen auch häufig ohne Weiteres von den verschiedenen Ministern ab. Dennoch aber hat sie doch immer noch einen großen Einfluß auf die Entwicklung der Wissenschaft durch die Preise, welche sie zuerkennt, und durch die Wahl der Mitglieder. Auch bei Besetzung der Lehrstühle im höheren Unterrichtswesen hat die Akademie manch gewichtiges Wort mitzusprechen.

Eine bemerkenswerthe Erscheinung ist es, daß heute viel weniger jüngere Mitglieder aufgenommen werden, als früher. Im 18. Jahrhundert gab es eine Menge Akademiker, die noch nicht dreißig Jahre zählten. Buffon wurde mit 27 Jahren ernannt, Laplace mit 24, Blairaut war noch nicht 20 Jahre alt, Lavoisier 25 Jahre u. s. w. Seit 1850 hat man nicht einen einzigen Akademiker unter 30 Jahren ernannt. 1815 zählte die Akademie acht Mitglieder unter 40 Jahren, 1835 deren sieben, 1850 war diese Ziffer auf vier gefallen und heute gibt es keinen einzigen Akademiker, welcher unter 45 Jahren alt wäre.

Die Wirksamkeit aller gelehrten Gesellschaften wird immer größer werden, denn es sind theils neue Wissenschaften entstanden, theils haben die alten sich ungeheuer entwickelt und erweitert.

Es folgt nun die Académie des beaux-arts, von 1648 bis 1671 gebildet durch die Vereinigung der drei Akademien der Sculptur und Malerei, der Musik und der Architektur. Dieselbe ist in fünf Sectionen getheilt und hat vierzig ordentliche Mitglieder, zehn außerordentliche, zehn auswärtige und vierzig correspondirende. Sie veröffentlicht ein Dictionnaire des beaux-arts und vertheilt verschiedene Preise.

Endlich die Académie des sciences morales et politiques; ebenfalls mit Wochensitzungen und jährlichen Preisvertheilungen.

Jedes Jahr, am 14. August, hält das Institut eine öffentliche Sitzung sämmtlicher vereinigter Akademien.

Vor dem Jahre 1806 hielt das Institut seine Sitzungen im Louvre in diesem Jahre wurde das jetzige Gebäude dazu bestimmt; mit der Bibliothek Mazarin, so benannt, weil der Cardinal Mazarin seine Bibliothek diesem Gebäude geschenkt hatte.

Mannichfaltigkeiten.

(Die vielfach besprochene Riemann-Affaire), schreibt die „Constit. Ztg." aus Dresden vom 22. Febr., hat ihren Abschluß nunmehr durch die gesetzliche Strafzahlung von 4000 Thlrn. seitens des Sängers gefunden. Das Geld traf heute von Berlin ein und gleichzeitig ist Herr Riemann von jeder Wirksamkeit auf der Dresdner Hofbühne für alle Zeiten entbunden worden, d. h. man wünscht allerhöchsten Ortes, nichts mehr mit ihm zu thun zu haben. Der Entscheid dünkt uns vollkommen gerecht; auch ist man, da Herr R. eigentlich auch die am 28. Januar verursachte Störung der „Hugenotten" mit 900 Thlrn. zu ersetzen gehabt hätte, gegen ihn glimpflich genug verfahren. Um so auffallender scheint ein Erlaß des Herrn v. Hülsen — „daß die Cartellgesetze keine rückwirkende Kraft auf bereits eingegangene Verpflichtungen hätten". Das heißt ungefähr: „Herr Riemann kann nach dem Contraktbruch zwar in anderen Städten nicht singen; aber das ist uns egal; in Berlin brauchen wir ihn, und hier binden ihn ältere Verpflichtungen." — Wie gesagt: nunmehr ist Alles oplanirt und er hier in Dresden „entlassen". Sonst jedoch möchten wir fragen: wer ferner gehindert wäre, in X ein Gastspiel abzuschließen und dann in Z. davonzugehen. Die Cartellgesetze haben „keine rückwirkende Kraft" mehr, nach der v. Hülsen'schen Auslegung, sind also überflüssig.

(Schützenfest in Wien.) Das Preisgericht über die Bauten-Entwürfe für das dritte deutsche Bundesschießen hat sein Urtheil bereits gefällt, und einstimmig das Gutachten abgegeben, daß keins der eingelangten 19 Projecte den gestellten Anforderungen vollkommen entspricht, wobei jedoch hervorgehoben worden ist, daß die Sorgfalt und Mühe, welche auf einen Theil dieser Arbeiten verwendet wurde, alle Anerkennung verdient. Nach dieser Sachlage könnten daher nur jene Projecte prämiirt werden, welche durch gelungene Anlage einzelner Objecte in Bezug auf Grundform, zweckmäßige Revierverthellung, Construction und künstlerische Durchbildung die Fähigkeit des Projectanten nachgewiesen haben, die gestellte Aufgabe durch entsprechende Abänderung seiner Zeit lösen zu können. Es wird sich nunmehr nur darum handeln, für die Ausführung des preisgekrönten Bau-Projectes solche Abänderungen und Modificationen endgültig festzustellen, welche erforderlich sind, um auch rücksichtlich des Kostenpunktes dem Interesse des patriotisches Festes keinen Abbruch zu thun. Die Comite's sind dieserwegen in vollster Thätigkeit.

(Alles ist eitel!) Man liest im „Moniteur" folgenden Bericht über den gegenwärtigen Stand der Demolitionsarbeiten auf dem Marsfelde: „Das Marsfeld bietet im Augenblick den seltsamsten Anblick dar: aufgewühlte Erdmassen, Trümmer der Parkgebäulichkeiten, umgehackte Bäume, niedergerissene Paläste und zwischen alledem Tausende von Arbeitern in der regsten Thätigkeit. Der große Leuchtthurm ist bereits seines Kopfes beraubt; jede Platte wird vorsichtig abgeschraubt, eingepackt und an Bord eines Dampfkahnes gebracht. In der französischen Parkabtheilung sind bereits beinahe alle großen und kleinen Gebäulichkeiten abgetragen; in der österreichischen ist durchaus noch nichts geschehen. In Spanien wird der große Pavillon gegenwärtig niedergerissen; er sieht wie eine halbwegs geschleifte Festung aus. Die Schweiz, Schweden und Rußland haben beinahe noch keine Hand an ihre schönen Holzbauten gelegt. Im nordwestlichen Theile des Parks stehen noch die zahlreichen ottomanischen und ägyptischen Gebäude, doch fängt man an, die äußeren Verzierungen wegzunehmen. Die Sphynxe sind bereits entfernt (bekanntlich hat sie Victorien Sardou, der Bühnendichter, zur Ausschmückung seines Landsitzes angekauft) und an dem Pavillon des Vicekönigs haben die Demolitionsarbeiten be-

gonnen. Das chinesische Haus und der Palast des Bey's von Tunis stehen noch unversehrt da. — Der reservirte Garten bietet den kläglichsten Anblick dar. Das Gerippe des großen Treibhauses starrt empor; die oberen Glasreservoirs des Meer-Aquariums sind entfernt; das Fluß-Aquarium ist nach allen Seiten hin zerrissen und zerklüftet, alle Pavillons, Kioske, Spaliere, Lauben, Blumenbeete sind zerstört und zerwühlt. — Der Ausstellungspalast selber sieht von Außen noch vollkommen wohlerhalten aus. Im Innern ist er vollkommen leer; kein Gegenstand, kein Colli mehr in der öden, 14 Hektare umfassenden Fläche. Der Boden hat den Asphalt, den Sand, die Parquets, die Schienen, die Drehscheiben, mit denen er bedeckt war, beinahe sämmtlich verloren. Die Keller und unterirdischen Gänge, die ihn nach allen Seiten hin durchkreuzten, sind zugeschüttet und geebnet. Der Centralgarten ist völlig leer, nur der Pavillon in der Mitte steht noch. An der großen Maschinengallerie ist noch nichts verändert. Nur der Boden ist geebnet und die ausgestellten Maschinen, wie die Transmissionswellen fehlen. Die riesigen Rauchfänge, neun an der Zahl, welche im Parke emporragten, sind ebenfalls verschwunden. Der Cercle International steht noch; er dient während mehrerer Tage in der Woche als Versteigerungshalle für das abgängige Material. In sehr kurzer Zeit wird Alles verkauft, abgetragen und verschwunden und die letzte Spur der Weltausstellung von 1867 vertilgt sein. — Das Material des Ausstellungspalastes selbst wurde am 18. Februar einem Herrn Menot, der das höchste Angebot gethan, auf dem Submissionswege zugeschlagen."

(Ein abscheuliches Faschingsvergnügen.) In einem der idyllischen Thäler des oberen Murbodens hatten, — wie die Grazer „Tagespost" erzählt, — hoffnungsvolle Bauernjünglinge für die heurige Faschingssaison eine neue Unterhaltung „für gesellige Kreise" erfunden, die in einem Zusammenstoßen der Köpfe nach Ziegenbockart ihren Culminationspunkt bildet. Bei einer solchen „Schädel- und Knochenprobe" ging es unlängst nicht besonders gut ab. Einer der „Kopfgladiatoren" scheint des Guten zu viel erhalten zu haben, legte sich auf eine Bank nieder und wurde von den Spielenden nicht weiter beachtet, welche diese Unterhaltung fortsetzten. Nach längerer Zeit stießen sie jedoch auf die Bank, worauf der müde Kämpfer lag, und durch die Erschütterung derselben fiel der Ruhende zu Boden. Aber wie erschrak die Gesellschaft, als derselbe, wahrscheinlich in Folge einer Gehirnerschütterung, schon eine Leiche war! Dieser Anblick war das Signal zur schleunigsten Flucht, und in einer Minute war Zimmer und Haus von den Gästen verlassen.

Frankfurt, 20. Februar.

Wir haben in der „Didaskalia" vom 4. December vorigen Jahres die Urtheile der deutschen medicinischen Presse über die 42. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte gewürdigt. Wenn wir nochmals auf diesen Gegenstand zurückkommen, so geschieht es, weil uns jetzt erst das Heft eines der gediegensten medicinischen Journale von Paris zugeht, worin eine interessante Charakteristik der gedachten Versammlung enthalten ist. Das Novemberheft der „Archives générales de médecine" kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit des vorhergegangenen, ziemlich verunglückten internationalen ärztlichen Congresses in Paris zu gedenken, und wenn die Redaction auch die Unmöglichkeit hervorhebt, in einer so ungeheueren Stadt, wie Paris, und bei der Fülle nicht wissenschaftlicher Sehenswürdigkeiten (curiosités extra-scientifiques) einen Mittelpunkt zu schaffen, so gesteht sie doch zu, daß Vieles besser hätte gemacht werden können, was nur wegen der Unerfahrenheit der Franzosen in Anordnung derartiger Congresse unterblieben ist. Deßhalb gibt die Redaction eine Uebersicht der durch die Erfahrung bewährten Organisation, der Vergnügungen, welche geboten sind, und bezeichnet den Saalbau als un édifice immense, dont on chercherait en vain l'équivalent à Paris (!) Schließlich empfiehlt der Artikel den Franzosen: wenn diese Versammlungen auch bei ihnen Eingang finden sollten, so möchten sie ein durch 45jährige Erfahrung bewährtes Programm annehmen.

Frankfurt, 24. Februar.

Das dießjährige Concert des „Liederkranzes" zum Besten der Mozart-Stiftung wird am 5. März im großen Saale des Saalbaues stattfinden. Wie bereits früher mitgetheilt, wird die Hauptnummer die Vorführung des „Fritjof" von Max Bruch bilden, eine Composition, die allerwärts mit größtem Beifall aufgenommen wurde und die gerade hier um so mehr interessiren dürfte, als der Componist bekanntlich seiner Zeit Stipendiat der Mozart-Stiftung gewesen ist. Die Solopartieen haben Fräulein Seßi und Herr Carl Hill übernommen, während die Orchesterbegleitung dem Theater-Orchester übertragen wurde. Wir dürfen somit eine genußreiche Ausführung des Werkes erwarten und wollen hoffen, daß auch der materielle Ertrag sich für die Stiftung, deren sorgsamste Pflege sich der „Liederkranz" so angelegen sein läßt, als ein recht ergiebiger herausstellen möge. Außer dem „Fritjof" und Gesangsvorträgen der Fräulein Seßi und des Herrn Hill wird auch die hier noch nicht gehörte sogenannte Trompeten-Ouverture von Mendelssohn durch das Orchester und der Schubert'sche „Nachtgesang im Walde" durch den „Liederkranz" zum Vortrag kommen.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Bromberg, 20. Februar. Julie Burow, die verwittwete Frau Pfannenschmidt, wurde gestern im Theater vom Schlage gerührt und starb nach wenigen Stunden. Der Name der Verewigten steht in der literarischen Welt in gutem Rufe, und mehrere ihrer Werke werden ihr Andenken dauernd erhalten.

Ein Beweis des regen Interesses, das die kirchlichen Fragen, wenn sie liberal aufgefaßt werden, gegenwärtig erwecken, liegt in der schnellen Verbreitung des „**Handbuchs der neuesten Kirchengeschichte seit der Restauration von 1814**", von dem Heidelberger Privatdocenten (jetzt Professor) Friedrich Nippold, wovon bereits nach wenigen Monaten eine zweite Auflage nöthig geworden ist. Dieselbe liegt uns heute vor. Ihr Inhalt entspricht wesentlich dem der ersten. Das erste Buch handelt von den Resultaten der bisherigen Entwickelung und dem Wesen der neuen Epoche. Das zweite gibt die neueste Kirchengeschichte des Katholicismus (Geschichte des Papstthums — der außerdeutschen Landeskirchen — des deutschen Katholicismus); das dritte die neueste Kirchengeschichte des Protestantismus (der deutschen Theologie — der deutschen Kirche — des außerdeutschen Protestantismus und der griechischen Kirche). Aber wenn auch der Text mit Rücksicht auf die Aufgabe eines Handbuchs nur revidirt und wenig verändert ist, so bringt dafür die zweite Vorrede nicht nur eine prägnante Uebersicht der Ereignisse des Jahres 1867 und eine eingehende Charakteristik R. Rothe's, wozu Professor Nippold, als dessen Schüler und Freund, vor Anderen befähigt war, und welche bei den vielen Verehrern dieses bedeutenden Mannes großes Interesse erwecken wird; sondern gleichzeitig in der Auseinandersetzung mit den Gegnern von rechts und links wichtige Belege für die geistige Uebereinstimmung und den inneren Zusammenhang der protestantischen und katholischen Jesuiten. Die Polemik des Verfassers, so mild und gerecht er auch den verschiedensten religiösen Richtungen gegenüber ist, wirkt durch diese Enthüllungen geradezu vernichtend. Das Buch ist jedenfalls, wie wenige, geeignet, über die kirchlichen Verhältnisse der Gegenwart zu orientiren und allen gebildeten Protestanten die klare Einsicht zu verschaffen, in welchem Sinne sie an den bevorstehenden kirchlichen Reformen mitzuwirken haben. Lebendige Auffassung, scharfe Durchdringung, anschauliche und geistvolle Darstellung sind Eigenschaften, die Niemand Nippolds schriftstellerischen Producten absprechen wird und die auch diesem in vorzüglichem Maße eigen, während es zugleich als Handbuch zum Nachschlagen über die kirchlichen Vorgänge dieses Jahrhunderts sehr bequem zu gebrauchen ist.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 25. Febr.: **Der böse Geist Lumpacivagabundus, oder: Das liederliche Kleeblatt,** Zauber-Posse mit Gesang in 3 Acten von Nestroy. Musik von A. Müller.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 99.)

Mittwoch, 26. Febr.: **Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg,** große romantische Oper in 3 Acten von R. Wagner.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Lehrer & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 57. Mittwoch, den 26. Februar 1868.

Auf dem Thurme des artesischen Brunnens.

Novelle von Heinrich Sandbank.

(Fortsetzung.)

Am Morgen des nächsten Tages nach dem von uns geschilderten Vorgang auf dem Thurm des artesischen Brunnens ging weder Julius noch Hortensia in den Kurgarten. Kopf und Herz von Aufregung und Schlaflosigkeit schwer, Beide in Furcht, einander dort zu treffen, blieben sie zu Hause und ließen, Jeder einsam in seiner Stube, ihre wirren Gedanken das nächtliche Spiel fortsetzen.

Es war ein schöner, angenehm warmer Sommertag. Die Kurgäste blieben darum länger als gewöhnlich auf der Wandelbahn im Kurgarten. Als Keiner von der Familie zur bestimmten Zeit nach Hause kam, ging Julius Lauchgruber hinaus, und wie er auf der Straße zu den Fenstern des Hauses hinaufsah, erblickte er in einem der Fenster des Empfangzimmers Hortensien, die dort, den Kopf auf den rechten Arm gestützt, stand. War es der zärtliche Blick, womit sich ihr Auge auf ihn senkte, oder eine jener innern Eingebungen, die, sowie sie plötzlich kommen, uns auch keine Zeit zum Ueberlegen geben: er eilte hinauf und trat in das Zimmer mit den Worten ein:

„Ihre bekannte Güte und Nachsicht, Fräulein von Terskow, gibt mir die Kühnheit, mich Ihnen zu nähern, um die Entschuldigung vorzubringen, die mein überströmend Herz gestern nicht über meine Lippen kommen ließ —"

„O Gott!" preßte Hortensia aus ihrer vollen Brust schwer heraus.

„Zugleich will ich Abschied nehmen, da ich heute von hier abreise."

„Sie wollen abreisen?" fragte sie hastig und mit Angst erstickter Stimme, in der sich die ganze Tiefe ihrer Neigung ausdrückte.

„Ich habe mich dazu entschlossen, um Ihnen peinliche Stunden zu ersparen —"

Hortensia seufzte dumpf. Eine Pause trat ein. Beide standen sich gegenüber, sie zitternd im Fenster, auf die Brüstung sich stützend, er in einiger Entfernung den Tisch festhaltend.

„Der Entschluß fällt mir schwer wie der Tod", hob er mit bebender Stimme wieder an. „Ich verlasse Sie, um Sie vielleicht niemals wiederzusehen. Ein halbes Leben gäbe ich darum, es nicht thun zu müssen!"

„Reisen Sie nicht ab, bleiben Sie!" hauchte Hortensia kaum hörbar.

„Wenn Sie befehlen, Fräulein, bleibe ich."

„Ich befehle nicht, ich bitte nur —"

Sie streckte ihm ihre freie Hand entgegen, er stürzte hinzu, erfaßte sie und führte sie an seinen Mund. Sie alsdann sanft loslassend und einen Schritt zurückweichend, sagte er:

„Höllenqualen würde ich fern von Ihnen ausstehen. Doch Ihre Seelenruhe geht mir über Alles."

„Ich würde keine geringeren Qualen leiden", hauchte sie wiederum.

„O," rief Julius begeistert aus, „es war ein Augenblick, in dem die Wonne einer Ewigkeit lag! Unmöglich kann es nur ein Augenblick bleiben, unmöglich! Nein, Du bist nicht die Braut eines andern Mannes!"

Er trat wieder vor und suchte ihre Hand.

„O, mein Gott, wäre ich es nicht!" rief sie schmerzlich, ihn sanft abwehrend.

„Sie sind's also doch? sind's doch?" fragte er mit ersterbender Stimme und schritt zurück.

„Ich halte mich dafür, auch Friedrichsen betrachtet mich als seine Braut. Wir haben uns zwar kein Versprechen gegeben; doch das ist gleichgültig: im Geiste haben wir uns längst verlobt —"

Hortensia sprach diese Worte mit dumpfer, zitternder Stimme.

„Wird er Sie nicht freigeben? wird er Sie zwingen wollen —" er stockte.

„O, er ist gut, er ist engelgut! Das Herz will mir brechen, daß ich diesem guten Manne, meinem Lehrer, dem ich so viel verdanke, solche Schmerzen verursachen soll —"

Sie vermochte die Thränen nicht länger zurückzuhalten.

„Wenn er gut ist", bemerkte Julius nach einer kurzen Pause, „so wird er wünschen, Sie glücklich zu wissen."

„Nein, er wird mich nicht unglücklich machen wollen!" rief sie mit Feuer aus, „das wird er nicht wollen! Er wird mich gewiß freigeben. Ich kann sein Weib nicht werden, niemals, niemals!"

„Eine ganze Seligkeit birgt dieses Wort, meine Hortensia!" Er streckte ihr die Hände entgegen.

„Die Deinige will ich sein, die Deinige, mein Julius!" rief sie mit steigendem Feuer und flog an seine Brust.

„Die Meinige, Vielgeliebte! die Meinige übers Grab!"

Er preßte die Lautweinende an seine Brust und fuhr ihr mit dem Finger durch das Haar.

Eine Weile lag sie so in seinen Armen, Julius schaute sie mit seelenvollen Blicken an, doch wagte seine Lippe nicht, sich auf ihre Stirn zu senken.

Nach einigen Augenblicken wandte sie ein wenig das Haupt; und ihr schwimmendes Auge auf ihn richtend und ihn eine Weile anblickend, hauchte sie:

„Nicht wahr, Du liebst mich, mein Julius?"

„Ob ich Dich liebe, meine Hortensia! ob ich Dich liebe!"

„Und wie ich Dich liebe, Herzensgeliebter! Wie ich Dich liebe, theurer Mann!“ fuhr sie auf und ergriff seinen Kopf mit beiden Händen.

Doch ehe noch ihre Lippen die seinigen berührten, ließ sie ihn los und taumelte zurück:

„Nein, nein“, ächzte sie dumpf, „noch bin ich nicht frei, noch darf ich mich nicht die Deinige nennen —“

„Doch Du wirst es, wirst frei, wirst die Meinige werden!“ tröstete er zärtlich und liebevoll.

„Ja, das werde ich! Ich werde an Friedrichsen schreiben und ihn bitten, daß er mich freigebe. Er wird es gewiß thun, denn er ist gut. Aber bis dahin, Julius, bis dahin — Du bist ein Mann, Du besitzest gewiß mehr Kraft zur Selbstbeherrschung als ich, die ich ein schwaches, schwaches Weib bin — bis dahin halte mich zurück, daß ich keine Untreue auf mein Gewissen lade.“

„Wenn es meine Kräfte nicht übersteigt, so will ich mich möglichst entfernt von Dir zu halten suchen.“

„Es soll nicht lange währen“, tröstete sie ihn und sich selbst; „noch heute, nein, morgen, morgen will ich ihm schreiben, heute bin ich meiner Gedanken nicht mächtig — ich will Dir den Brief zu lesen geben.“

„Wäre es nicht besser, wenn ich an ihn schriebe?“

„Nein, nein, ich selbst will ihm schreiben! Er ist mein Lehrer, er hat um mich verdient, daß ich Vertrauen zu ihm habe. Ich will ihm so schonend als möglich schreiben, Du sollst den Brief lesen.“

„Die Liebe und die hohe Verehrung für Dich, Herzensgeliebte, sie werden mir die Kraft geben, meine Gefühle in Deiner beglückenden Nähe zu beherrschen, bis Du frei geworden bist und ich Dich Eltern, Geschwistern, Freunden und Bekannten als meine vielgeliebte Braut vorstellen kann.“

„Du bist ein Mann, ich bin ein schwaches Weib —“

„Und als Mann will ich handeln! Losreißen will ich mich gleich von Dir, so sehr es mich auch hier zurückhalten, mich nicht loslassen will. Lebe wohl, geliebte Seele!“

Er ergriff ihre Hand, küßte sie innig und riß sich los.

„Lebe wohl, lieber Mann!“ hauchte sie und blieb wie eingewurzelt auf ihrem Platze stehen.

Julius stürzte hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Kunst und Kunstindustrie.

Die „Beiblätter zur Hanauer Zeitung“ Nr. 28 und 29 enthalten einen vortrefflichen Artikel über Kunst und Kunstindustrie. Es ist dieser ein offizieller Bericht des Malers **Karl Hausmann**, Inspector an der königl. Zeichnen-Akademie in Hanau, für die Regierung. Wir geben den Aufsatz in Folgendem mit Weglassung des Schlusses, der specielle Vorschläge für Hanau enthält, wieder, denn er verdient eine weitere Verbreitung.

Bei dem Besuche der Pariser Weltausstellung fesselten besonders zwei, den Bereich meiner Thätigkeit berührenden Dinge, meine Aufmerksamkeit. Die **Oelmalerei** und die **Kunstindustrie**. Ich sagte speciell die Oelmalerei, weil das Ausbilden der Technik derselben im weitesten Sinne jetzt im ganzen Kunstgebiete die bedeutendste Erscheinung ist.

Die Franzosen und Deutschen sind die beiden Nationalitäten, welche in den Grundanschauungen der Kunst sich am entschiedensten gegenüber stehen; alle Anderen stehen dazwischen, mehr oder weniger nach der einen oder anderen Seite neigend. Bei den Italienern und besonders bei den Spaniern wirkt, trotz ihrer langen Verschollenheit, doch ihre große Vergangenheit noch nach. Belgien und Holland sind ganz anders geworden, als zur Zeit der niederdeutschen Kunstblüthen im 14. und 17. Jahrhundert, aber auch ganz anders als beim letzten Aufblühen ihrer Kunst in den 30er Jahren. Die damalige prunkende Erscheinung hat einem sehr ernsthaften Streben Platz gemacht, welches eine merkwürdige deutsch-französische Mischung ist. Die nordischen Staaten, Schweden, Norwegen und Dänemark zählen vermittelst ihrer besten Vertreter zu den deutschen Schulen. Rußland steht in einer ziemlich unklaren Mitte zwischen französischer und deutscher Weise. Es ist schwer zu sagen, wo es eigentlich hinaus will. Die wie es scheint, in Rußland gemalten Bilder aus dem Volksleben, welche bedeutenden Anspruch auf Originalität machen, neigen vollständig nach der deutschen Seite. Die Engländer sind am eigenthümlichsten, in zwei Hälften getheilt. Der eine Theil, welcher durch höchst originelle Auffassung und Schärfe der Charakteristik sich auszeichnet, hat keinen Begriff von der Technik der Oelmalerei, sondern malt in Oel wie mit Wasserfarbe, (wie man in Holz schneidet oder radirt). Der andere, welcher die Technik der Oelmalerei auswärts gelernt hat, ist mit wenigen Ausnahmen durchaus verschwommen, süßlich und die Caricatur seines Lehrmeisters. Die Amerikaner haben als Körperschaft noch keine Eigenthümlichkeit.

Die Spitzen zweier Hauptrichtungen der neueren Kunst bilden die Franzosen und Deutschen, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts an der gemeinschaftlichen Quelle der alten Kunst zu schöpfen begannen. Die Deutschen errangen die innerliche, hohe, ideale Richtung, die mit Cornelius gipfelte, während die Franzosen die mehr äußerliche, akademische, deren letzter Vertreter Ingres war, sich aneigneten.

Die eigentliche Oelmalerei blieb jedoch damals beiden Schulen fremd; nur dem Namen nach wurde sie ausgeübt. Die den Franzosen eigenthümliche Neigung, ihren Ideen eine möglichst wahre Darstellung zu geben, brachte sie früher als die Deutschen dahin, das Wesen der Oelmalerei ernstlich zu studiren. Ihnen bleibt das große Verdienst, die auf das Studium der Natur gegründete Oelmalerei aus ihrer Versunkenheit wieder hervorgehoben zu haben. Dieß erkennend, gingen alle Nationen, geleitet von dem gleichmäßigen Bestreben, eine bessere, lebensvollere Technik in der Malerei zu erlangen, bei ihnen in die Lehre.

Die Resultate dieses gewaltigen Kunstumschwungs bilden den Hauptbestandtheil der gegenwärtigen Ausstellung. Aus der deutschen Kunst-Epoche unseres Cornelius ist nur das letzte großartige Denkmal, ein Carton zum Campo Santo und der Reformations-Carton Kaulbachs, ausgestellt. Des Ersteren, schon vom Alter zitternde Hand, hat noch ein Werk geliefert, welches durch seine künstlerische Größe und Weihe mächtig ergreift und rührt. Kaulbach bleibt hinter dieser idealen Größe schon zurück, obwohl er mit Kraft und Schärfe zeigt, welch bedeutender Künstler er ist.

Das Streben nach Realismus, das Abweichen von dem rein geistigen Elemente und Einlenken in neue erweiterte Bahnen, hat man als den Anfang des Verfalls der so rasch empor geblühten deutschen Kunst verkündigt und verschrieen; genau und unbefangen betrachtet, erscheint es mir jedoch nur der naturgemäße und nothwendige Schritt zur Erhaltung und Fortbildung derselben.

Cornelius hoher idealer Geist steht einsam und unerreicht. Aber daß das Streben nach Schönheit, Wahrheit der Darstellung, Charakteristik und Gedankentiefe das gemeinsam angestrebte Ziel der deutschen Künstler ist, liegt wohl klar vor dem Auge jedes Unbefangenen. Mögen ihre Wege, wie ihre Fähigkeiten auch noch so weit auseinander gehen: vergleicht man sie mit anderen Nationalitäten und besonders den Franzosen, so spricht sich dies Bestreben als ihr Ziel deutlich aus.

Selbst die so sehr lückenhafte Vertretung der deutschen Kunst auf der Pariser Ausstellung gibt uns dieses trotz alledem befriedigende, überaus lehrreiche und zugleich hoffnungsvolle Bild. Wir stehen auf dem Punkte, Das, was uns beim letzten Wiederaufblühen der Kunst nicht geworden, unser altes Eigenthum; die Oelmalerei, wieder zu erringen, und in ihr die Eigenschaften der frühesten Zeit mit den ausgebildeten der späteren Epochen zu vereinigen.

(Auf dem Gebiete der Plastik nehmen die deutschen Arbeiten, die großen monumentalen sowohl, als auch alle anderen, unstreitig den ersten Rang ein. Dieselben verbinden in glücklicher Weise eine große styhlvolle Auffassung mit vortrefflicher Durchbildung. Die bewunderten italienischen Marmor-Arbeiten dagegen wirken, meines Erachtens, hauptsächlich durch den Schein einer handwerksmäßigen Ausführung; selbst bei der gepriesensten derselben, dem „sterbenden Napoleon", ist der künstlerische Theil lange nicht so bedeutend als der technische. An den großen Reiterstatuen König von Preußen, König von Belgien und Karl dem Großen ꝛc. läßt sich deutlich eine bedeutend abfallende Scala wahrnehmen.)

Wie ganz anders noch wäre die Wirkung der deutschen Ausstellung ausgefallen, wenn alle unsere besten Künstler veranlaßt worden wären, wenigstens mit einer vorzüglichen Arbeit sich dort zu vertreten? — Die Besitzer solcher Werke hätten dem Verlangen der Regierung, dieselben zur Ausstellung zu geben, gewiß keine verweigernde Antwort bieten können. —

(Fortsetzung folgt.)

Nekrolog.

Frankfurt. Am 21. Febr. starb dahier nach kurzem Krankenlager an einer Lungenentzündung, die ihn wiederholt befallen, Dr. med. Simon Moritz Ponfick. Er ward in einem Augenblicke hinweggenommen, wo die reinste Freude seinem Hause bereitet war und er die Früchte seiner unermüdlichen Vatersorge mit inniger Befriedigung reifen sah. Doppelt schmerzlich traf daher die ganz unerwartete Todeskunde seine zahlreichen Freunde. Aber gerade darin liegt auch wieder ein reicher Trost für die Seinigen und für Alle, die ihn liebten. Denn so schwer ihm auch der Abschied von dem mit Gottes Hülfe selbst bereiteten Glücke werden mußte, dessen volle Entfaltung er gerne noch mitgenossen hätte, so konnte sein mit dem Tod vertrauter Geist doch ohne Sorge um die Seinigen mit ruhiger Zuversicht von der Erde scheiden.

Wenn nun einer seiner frühesten Jugendfreunde, der durchs ganze Leben durch mit ihm in herzlichem Verkehr und mannichfach gemeinsamer Thätigkeit gestanden hat, sich aufgefordert fühlt, ihm in schlicht-aufrichtiger Schilderung seines Wesens und Wirkens ein Denkmal treuer Anhänglichkeit zu setzen, so kann er als Laie in der ärztlichen Kunst weniger den Fachmann ins Auge fassen, als den reich gebildeten Mann, der genießend und mitwirkend alle Interessen der Menschheit mit Geist und Herz zu ergreifen sich bestrebte. Er war, — das werden alle seine Collegen, mit denen, den ältesten wie den jüngsten, er in bestem Einvernehmen stand, gern bezeugen — stets mit Aufopferung aller Kraft in seinem schweren Beruf thätig, in dem Maße, daß er sich nicht nur der Pflege Derer, die ihm ihr Vertrauen schenkten, mit vollster, gewissenhaftester Hingabe und zugleich mit wohlthuender Theilnahme widmete, sondern auch, für das Allgemeine wirkend, eine mit mehreren seiner gleichaltrigen Genossen gegründete, jetzt blühende Klinik durch schwierige Zeiten glücklich durchführte und sich an den verschiedenen mit seinem Beruf verwandten Instituten eifrig betheiligte, namentlich an der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft, die er für einige Zeit selbst als Präsident leitete.

Jene herzliche Theilnahme, die sein Erscheinen am Krankenbett so wohlthuend machte, war aber der Ausfluß seiner wahrhaft frommen Gesinnung. Seiner Kirche war er treu-aufrichtig zugethan, und wie er, so oft es ihm möglich war, mit den Seinigen in Gemeinschaft den kirchlichen Versammlungen beiwohnte, so erachtete er es für eine ehrende Pflicht, an der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen und verfolgte die Entwicklungen und Schöpfungen des Protestantismus mit lebhaftem Interesse.

Auch für das Wohl seiner Vaterstadt und seines Vaterlandes hatte er ein warmes Herz und stets war er bereit, für dasselbe mit Gesinnung und That einzutreten, wenn er sich auch nicht berufen fühlte, eine politische Rolle zu spielen.

Was ihm aber die köstlichsten Stunden bereitete, was ihm frische Kraft und vollen Ersatz bot für die Mühen und Sorgen des Lebens und ihm zuletzt auch im Hause eine immer reichere Quelle der Freude wurde: das war die Kunst, vor Allem die Musik. Sie eröffnete ihm ein weites Feld, Genuß und Nutzen bringende Thätigkeit. Als langjähriges Mitglied des Cäcilien-Vereines und des Liederkranzes, zu verschiedenen Malen in den Vorstand dieser Vereine gewählt, wußte er nicht nur durch seine eifrige musikalische Mitwirkung, sondern auch durch gewandte, äußerst pünktliche Besorgung der mannichfaltigen Directorialgeschäfte das Gedeihen der Gesellschaften wesentlich zu fördern; denn er besaß neben einer, für Manchen wohl hie und da zu reichlich fließenden Redegabe einen praktischen Sinn, der ihn bei seiner unerschöpflichen Arbeitslust vor keinen Verwicklungen zurückscheuen ließ. Das hat er besonders bei der vieljährigen Leitung der Mozartstiftung bewiesen. In den Verhandlungen mit hochgestellten Componisten, die zum Preisrichteramte zu gewinnen waren; in der Pflege des Umgangs mit Künstlern, deren Talent für die Stiftung ausbringend werden konnte; in dem diesseitigen Verkehr mit dem Publikum, dessen thätiges Interesse auf die Stiftung gelenkt werden sollte, wie in der Anordnung und oft sehr schwierigen und mühsamen Ausrüstung der Concerte zum Besten derselben und in der Verwaltung ihres Vermögens hat er mit großer Aufopferung so wesentliche Dienste geleistet, daß sein Name bei Allen, die irgend mit der Mozartstiftung in Berührung gekommen sind, in dankbar achtungsvollem Andenken bleiben wird.

Wir aber, seine näheren und nächsten Freunde, werden des treuen Freundes, des für alles Edle und Schöne frohbegeisterten Menschen stets mit herzlicher Liebe gedenken. Sei dieses schlichte Bekenntniß Trost und Erhebung für die Seinigen. Dr. H. W.

Museum.

Wenn der Nationalstolz der Russen, der auf andere Völker, je mehr er denselben zu verdanken hat, verächtlich herabsieht, Rußland diesseits des Ural nicht zu Europa rechnet, so begegnet er damit dem gleichen Urtheil manches Westeuropäers, dem die Anschauung von dem überfirnißten Tartaren noch immer geläufig ist. In Wahrheit aber will die Länder- und Völkererscheinung des Colosses, der noch nicht europäisch wurde, seitdem er nicht mehr asiatisch ist, in dieser seiner Mittelstellung als ein in sich Bestehendes betrachtet sein. Die hochherzigen Reformen des jetzigen Kaisers, durch die er sein Reich, die compacte Masse des siebenten Theils der festen Erdoberfläche, von der bisherigen, hauptsächlich militärischen, auf die civilisatorische Bahn gelenkt hat, heischen wenigstens, mit dem nothwendigen Absehen von dem politischen Gebiet, unsere Sympathie, und allmälig wandelt sich die scheue Kälte, mit der man gewöhnt war, die russischen Zustände als halb barbarisch zu betrachten, in ein theilnahmvolles Interesse, das bei uns um so lebhafter sein muß, als wir dort, abgesehen von den baltischen Provinzen, das deutsche Element so stark vertreten wissen. In nationalökonomischer Beziehung zudem legt ein berechtigter Egoismus es jedem Volke nahe, sich mit Rußland und seiner Zukunft zu beschäftigen, sowohl wegen seiner unendlich wichtigen Zwischenstellung

zu Asien, als wegen seiner reichen Hülfsquellen, welche die europäische Civilisation erschließen soll.

Dem daraufhin nahe liegenden Bedürfniß entgegenkommend, gab uns Dr. Aurelio Buddeus von hier, ein gediegener Kenner von Land und Leuten der schwarzen Erde, dessen schriftstellerischer Thätigkeit man schon manchen werthvollen Aufschluß über das Czarenreich verdankt, in seinem letzthin gehaltenen Vortrag Gelegenheit, Gewerbe, Handel und Verkehr in Rußland kennen zu lernen.

Nach seiner durch ein reichhaltiges Material gestützten Schilderung hat das russische Volk schon in den frühesten Zeiten, da es von seinen Jagd- und Weidegründen zum Ackerbau und später zum Handwerk sich wandte, in seiner auf volle Gemeinschaft des Bodens gestellten, freien Gemeinde-Organisation, zumal bei der Anstelligkeit, dem überaus starken Nachahmungstrieb und dem durchgängigen Associationssinn der slavischen Race, die günstigsten äußeren Vorbedingungen zum Gewerbebetrieb gefunden, — sein leicht bewegliches Naturell aber, mit dem es nur vom einen zum anderen Tage sorglos fortlebt, die leidige Trunksucht, das Diebsgelüste nehmen ihm die Ausdauer, den Arbeitstrieb und vor Allem den Arbeiterstolz. Da die Gewerbe hauptsächlich auf dem Land — von 95 Millionen zählen nur 5 Millionen auf die Städte — und fast nur aushülfsweise neben der Landwirthschaft getrieben werden und der Arbeiter bei seinem vielseitigen Geschick je nach seiner Laune oder seinem Vortheil von dem Einen zum Anderen überläuft, begreift sich das Zurückbleiben einer Industrie, in der, umgekehrt wie bei uns, der Arbeiter den Arbeitgeber beherrscht. Auch von dem Handel, so großartig auch die Weltmessen von Nischnij-Nowgorod und Kiachta erscheinen mögen, konnte der Redner kein erfreulicheres Bild vorführen; denn zum Handel treiben den Russen seine gefährlichsten Eigenschaften mit ganz besonderer Vorliebe, seine List und Geriebenheit, sein Blenden und Trügen, sein kleinlicher Schacher- und Krämergeist, dem schon Peter der Große das derbe Wort entnahm, sein ganzes Volk bestehe aus Schacherjuden. Dazu thun die waghalsigste Speculation, blindes Creditgeben, die unumgänglichen Agenten das Ihre, kaufmännische Ehre und Rechtlichkeit zu absolut unbekannten Begriffen zu machen. Mehr wie anderwärts werden auch hier die unwiderstehlichen Pioniere der Zeit, die Eisenbahnen, die Verdichtung der Bevölkerung, der heilsame Kampf um die Existenz helfen, im „Land der Façaden“, wie es Custine nannte, solide und wohnliche Bauten herzurichten. ⊙

Correspondenzen.

Köln, 24. Februar.

Der Carneval zu Köln.

Große Lust zur Feier herrschte wegen der Noth und des Ernstes der Zeit nicht vor; die Stadtverordneten versagten den städtischen Zuschuß; unter den Führern schien eine Spaltung im Anzuge, — aber es fand sich doch ein Häuflein, welches glaubte, das Fest nicht suspendiren zu dürfen, und in der That bildete sich innerhalb acht Tagen die große Carnevals-Gesellschaft und stieg auf circa 800 Mitglieder, wogegen sie indeß in früheren Jahren 1500 Mitglieder zählte. Trotzdem 700 Mitglieder schon an Eintrittsgeld 2100 Thaler repräsentiren, so strengten die 800 ihre Kräfte doch so sehr an, daß ein so langer und glänzender Umzug gesichert war, wie er nicht jedes Jahr erzielt worden ist. Die Gesellschaft hat indeß großes Pech gehabt, denn seit circa 25 Jahren war in den Carnevalstagen das Wetter nicht so ungünstig, wie seit Samstag: der Geisterzug von vorgestern, die gestrige Kappenfahrt und der Rosenmontagszug sind förmlich im Wasser untergegangen. Obschon es ununterbrochen heute regnete, versammelten sich die meisten Wagen, Reiter und 7 Musikchöre zum Zuge; mehrere der schönsten Wagen, z. B. der des Hanswurst, der 1000 Thlr. kostete, wurden nicht vorgefahren, um die geschaffene Pracht dem Regen nicht auszusetzen. Der Vorstand beschloß, die versammelten Wagen ausziehen zu lassen, aber — was noch nicht dagewesen ist — Morgen den Zug noch einmal zu veranstalten. Als die schönsten Partieen des Zuges, der im Allgemeinen eine internationale Ausstellung repräsentirte, haben wir Folgendes hervorzuheben: Auf den riesigen Leuchtthurm, von Engländern ausgestellt, und die sogenannten heiligen Knechte und Mädchen mit dem Reichs-Narrenbanner folgten die Nachkommen der stadt-kölnischen Soldaten, die Funken, welche eine Kanone aus der Zeit des F. Raveaux mit sich führten; die Bewohner des himmlischen Reiches hatten auch die Ausstellung beschickt und Zöpfe mitgebracht, deren wir in Deutschland indeß genug besitzen. Prachtvoll war der Sultan mit seiner Umgebung, in welcher die Odalisken und andere Vertreter des Harem in humoristischer Form nicht fehlten. Herr K. Vogt mußte auch herhalten, denn unsere Narren halten sich für viel zu klug, als daß sie von Affen abstammen könnten. Die Erschaffung der Affen und die Metamorphose zum Menschen war höchst humoristisch. Der Hof von Valentia aus der spanischen Abtheilung war ein Lebensbild mit vielen Vätern. Der Wagen des kölnischen Bauern übertraf alle an Geschmack und Eleganz. Auf einem hohen Wagen erblickte man einen riesigen Delphin, welcher den Vater Rhein und hinter diesem in der Form eines Füllhornes den Sitz für den kölnischen Bauern und die Jungfrau trug. Dann folgten die Präsidenten und Mitglieder der internationalen Jury, denen sich der Hanswurstwagen, der schönste Aufzug, anschließen sollte, es aber, wie gesagt, wegen des Regens nicht that.

Offenbach, 22. Februar.

Gestern ist hier unter der allgemeinsten Theilnahme der Bevölkerung der nach nahezu fünfzigjähriger Praxis im 71. Lebensjahre an einem Herzleiden verstorbene Dr. med. Leopold Fulda, der Nestor unserer hiesigen Aerzte, zur letzten Ruhestätte gebettet worden. Diesen als Mensch wie als Diener seiner Wissenschaft gleich ausgezeichneten Mann, dessen Name in letzterer Hinsicht auch über unsere Stadt hinausgedrungen war, hat man hier mit dem allseitigsten Bedauern erst aus seiner ärztlichen Wirksamkeit, sodann, nach mehrjährigem Leiden, aus dem Leben selber scheiden sehen. Eines besonderen Rufes genoß er dort vor Allem als Geburtshelfer, und gar Manchen von Denen, welche gestern seine Gruft umstanden, hat er ins Leben eingeführt. Ueber einige Specialitäten der Entbindungskunst, so namentlich die Sectio caesarea, die er einmal mit großem Erfolge ausgeführt, hat er die Fachliteratur mit beachtenswerthen Abhandlungen bereichert. Aber Fulda war nicht nur ein ausgezeichneter Arzt, er war auch der liebenswürdigste, feinstfühlende, humanste Mensch, und mit Recht durfte der Geistliche an seinem Grabe an das Wort erinnern, welches er von sich selber gesprochen: daß er eigentlich keinen Feind gehabt. Damit ist zugleich auch schon angedeutet, daß seine fast weiblich zarte und receptive Natur niemals in jene rauhe Arena herabgestiegen, in welcher die Kämpfe des Tages ausgefochten werden. Mit Moses und Abraham Maimonides hatte er die jüdische Abstammung, den Beruf als Arzt und eine ausgesprochene Neigung für die Theologie gemein; denn in der That war ihm jener gleichsam die angetraute Gattin, so diese die Geliebte, und gern erging er sich stundenlang in theologisch-philosophischen Gesprächen. Im reiferen Mannesalter mit vollem Bewußtsein zum Christenthum übergetreten, das er mit der ganzen innerlichen Gemüthstiefe seines Wesens erfaßte, bewahrte er sich doch stets eine warme Sympathie für die Religion seiner Väter. In der Philosophie, worin er in Folge seiner umfassenden Berufsthätigkeit nicht über einen gebildeten Dilettantismus hinauskam, war er ein großer Verehrer des Spinoza, doch waren ihm auch Kant und Hegel Leitsterne, und ein zartsinniger Spiritualismus im Geiste Moses Mendelssohn's ließ ihn sich nie, nach Art der großen Mehrzahl seiner heutigen Berufsgenossen, in den großen Fragen des Lebens ausschließlich auf den rein empirisch-materialistischen Boden begeben. So blieb ihm auch bis zuletzt die Unsterblichkeitsidee mehr als ein bloßer schöner Irrthum der Menschenseele. Auch die Maurerei hat er eine Zeit lang eifrig getrieben. Und so hat sich denn mit ihm ein reiches und edles Menschenleben geschlossen, das uns noch oft fehlen wird, wo sich zu gutem Wort ein Kreis strebender Menschen zusammenfindet. Sein Andenken aber wird uns im Segen bleiben.

Goethe's Werke, herausgegeben von H. Kurz (Hildburghausen, Bibliographisches Institut). Bereits liegt von dieser trefflichen Ausgabe (vergl. Nr. 1 d. Bl.) der zweite Band vor, welcher die Gedichte abschließt, und das erste Heft des dritten, mit welchem die Dramen beginnen. Viele junge Leser werden durch diese Ausgabe Goethe zum ersten Male kennen lernen, viele ältere aber durch sie zum erneuten Genusse seiner Reichthümer veranlaßt werden, während dieser Genuß selbst auf reiferer Lebensstufe den Zauber der Erinnerungen mit der Klarheit der geläuterten und gereiften Anschauungen verbindet.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 26. Febr.: Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg, große romantische Oper in 3 Acten von R. Wagner.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 100.)

Donnerstag, 27. Febr.: Donna Diana, Lustspiel in 5 Acten, nach dem Spanischen des Moreto, von C. A. West. — Diana: Fräulein Wolff vom Hoftheater in Wiesbaden als Gast.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 101.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Riz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 38. Donnerstag, den 27. Februar 1868.

Auf dem Thurme des artesischen Brunnens.

Novelle von Heinrich Sandbank.

(Fortsetzung.)

8.

Die nächsten Tage erschienen die beiden Geliebten Allen, die sie kannten, wie ein Räthsel. Eine Verwandlung war mit ihnen vorgegangen, die man kaum für möglich gehalten. Sie mieden sich auf alle Weise; alle Versuche, sie einander näher zu bringen, scheiterten.

Peinlich war es Beiden, wahrnehmen zu müssen, was ihnen bisher entgangen, daß sie das Object einer eigenthümlichen Aufmerksamkeit von Seiten ihrer Umgebung waren; peinlich war es ihnen, auf Schritt und Tritt der Absicht zu begegnen, sie zusammenzuführen und sich selbst zu überlassen; peinlich vor Allem waren die Anstrengungen, die sie machen mußten, um diese Absicht ihrer Umgebung zu vereiteln. Während das Herz in flammender Liebesgluth loderte, mußten sie Kälte gegen einander affectiren, sie mußten fremd thun, während der Geist in dem Bewußtsein schwelgte, daß sie einander für immer angehören, und die Lippe zuckte, es einander wieder und wieder zu sagen.

Die gefühlsinnige Hortensia hätte gegenüber den Regungen der Liebe und der Sehnsucht in ihrem eigenen Busen, gegenüber den verführerischen Plänen ihrer verschworenen Umgebung, unmöglich lange Stand halten können. Aber der stärkere Geliebte wollte der Geliebten zeigen, daß er ein Mann sei, im Stande, seinem Herzen das Gesetz seiner starken Willenskraft aufzulegen, um von dem geliebten Weibe auch die leiseste Gewissensqual fern zu halten. Julius verstand es, sich selbst zu beherrschen und die verführerischen Absichten seiner Umgebung zu vereiteln. Sobald ein Ausflug zu Wagen auf der Tagesordnung der Vergnügungen stand, wußte er es so einzurichten, daß er nicht, wie es früher immer der Fall gewesen, in einen und denselben Wagen mit Hortensien zu sitzen kam; beim Tanze überging er sie in auffälliger Weise; auf Spaziergängen hielt er sich in der dichtesten Gruppe auf, um sich nicht mit Hortensien isoliren zu lassen. Ja, er ging in seiner Vorsicht so weit, daß der Zwang, den er sich auflegte, um der Geliebten nicht näher zu kommen, bis sie von der moralischen Verpflichtung gegen ihren Lehrer befreit sei, in den Augen ihrer Bekannten bald die Gestalt einer Abneigung gegen Hortensien annahm.

Dieß gab zu allerlei Vermuthungen und Gerede Anlaß. Die älteren Frauen, die Mütter heirathsfähiger Töchter, suchten einander schon eifrig auf, steckten die Köpfe mehr als gewöhnlich zusammen und woben bei dem dampfenden Theekessel auf dem Webestuhl des Neides und der Mißgunst manch interessante Klatschgeschichte, um die Verwandlung, welche mit den beiden Geliebten vorgegangen, in ihrer boshaften Weise zu erklären.

Frau von Terslow war ganz unglücklich; ihre Speculation auf eine Familienverbindung mit dem reichen, adelsdurstigen Commerzienrath schien gänzlich fehlschlagen zu wollen; ihr schöner Traum von dem Wiederaufleben ihrer früheren Herrlichkeit, wo sie Soupers mit gutbesetzter Tafel gab und wo ihr von naschhaften Gardelieutenants und hungerigen Adeligen geschmeichelt und gehuldigt wurde, schien Traum bleiben zu wollen, und sie sollte es vielleicht noch als Glück betrachten müssen, wenn der Privatdocent Doctor Edmund Friedrichsen, dem sie auf so unzarte Weise das Logis gekündigt, jetzt nicht die Hand ihrer Tochter ausschlüge. Einigemal versuchte sie, auf indirectem Wege von ihrer Tochter zu erfahren, was zwischen ihr und dem Sohne ihrer gastfreundlichen Wirthe vorgegangen sei; allein Hortensia wich ihren verfänglichen Fragen aus und ließ sie weiter in der qualvollsten Ungewißheit. Zu Hause aber, nahm sie sich vor, wollte sie schon Hortensien zum Reden bringen; dort wollte sie auch Alles anwenden, um eine Versöhnung und die gewünschte Verbindung zu Stande zu bringen. Es wollte ihr jetzt unerträglich scheinen, ferner noch von ihrer kärglichen Pension leben zu müssen, da ihr das Glück aus fast greifbarer Nähe entgegen gelächelt hatte.

Kaum weniger schmerzlich als Hortensiens Mutter empfand die Mutter von Julius die plötzliche Entfremdung ihrer Kinder. Die bürgerliche Commerzienräthin hatte das adelige Fräulein in ihr Herz geschlossen, sie hatte ihre Seele zu lange in den Herrlichkeiten gewiegt, welche Frau von Terslow ihr als Folge einer Familienverbindung mit einem Sprößling Derer v. Grabenwitz vorgezaubert, um Angesichts der drohenden Vereitelung dieser Verbindung sich nicht der Kümmerniß hinzugeben. Vergebens wollten ihre Töchter bemerkt haben, daß Julius in unbewachten Augenblicken sein Auge mit innig liebevollem Blick auf Hortensien ruhen ließ, vergebens bemerkte sie selbst, wie Hortensia zusammenzuckte, so oft Julius ihr auch nur das Kleid streifte: die Abneigung, die Entfremdung war zu sichtbar, zu augenfällig, als daß man in solch geringfügigen Aeußerungen des Gegentheils Trost hätte schöpfen können. In den letzten Tagen fiel sie sogar dem vom „Geschäft“ ganz absorbirten, aufgeregten, keinerlei Beobachtung fähigen Commerzienrath auf, und er mischte seinen Kummer in den der beiden Mütter.

Wie in der letzten Zeit immer, so war auch heute, als die beiden Mütter vom Kurgarten heimkehrten, der ausschließliche Gegenstand ihres Zwiegesprächs das Grab ihrer beiderseitigen Hoffnungen. Zu Hause fand Frau von Terslow einen Brief, an ihre Tochter gerichtet, vor. Die Handschrift erkennend, erbrach sie ihn, verdrießlich thuend, in Gegenwart der Frau Lauchgruber, wobei sie jedoch den gewöhnlichen Ausruf: „Der zudringliche Mensch!“ in einem Tone ausstieß, der deutlich genug zeigte, wie lieb es ihr war, daß der Privatdocent, trotz ihres Verbotes, nicht allen Verkehr mit ihrer Tochter abgebrochen hatte. Während sie las, heiterten

sich ihre verdrießliche Gesichtszüge allmälig auf, sie stieß leichte und lautere Freudenschreie aus und fiel dann der aufmerksam gewordenen Commerzienräthin mit den Worten um den Hals:

„Liebe Freundin, unsere Wünsche, unsere Hoffnungen gehen in Erfüllung; da lesen Sie!"

Frau Lauchgruber ergriff den Brief und nachdem sie ihn rasch überflogen, fiel sie nun ihrerseits der freudig aufgeregten Frau von Terskow um den Hals: die beiden Mütter küßten sich und weinten Freudenthränen.

Höchst überrascht vernahm der gerade eintretende Commerzienrath den Inhalt des Briefes: daß Friedrichsen Hortensien auf ihre Bitte von aller Verpflichtung gegen ihn lossprach. Er küßte der Frau von Terskow die Hand und gab der Freude in seiner Manier aufregenden Ausdruck.

Den nächstfolgenden Tag überraschte Julius Lauchgruber alle seine Bekannten, indem er ihnen das Fräulein von Terskow als seine Braut vorstellte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Kunst und Kunstindustrie.

(Fortsetzung.)

Die französische Kunst hiergegen betrachtet, scheint ihren Höhepunkt erreicht zu haben, sowohl in ihrer akademischen als freieren naturalistischen Richtung. Ihre heutigen Träger erreichen nicht ihre großen Vorgänger, die jetzt theils sehr alt, oder in der letzten Zeit gestorben sind.

Ihre Malerei kennzeichnet eine vollständige Beherrschung der Technik, eingehendes Studium der plastischen Form, starken Sinn für Farbe und Ton, dadurch die blendende, bestechende Erscheinung ihrer Kunstwerke, bei denen jedoch größtentheils der poetische Gedanke lediglich in der Farbe oder Stimmung liegt, aber durch diesen Zauber mächtig auf das Gemüth wirkt.

Die Ursachen der Entstehung ihrer Kunstwerke liegen fast immer in der äußeren Erscheinung, deren Geltendmachung oft nur der glänzendsten Technik möglich ist. Eine ideale Grundlage fehlt vielfach ganz, oder ist sehr unbedeutend.

Die Vorzüge der deutschen Ausstellung sind im Allgemeinen auf dem geistigen Gebiete zu suchen, obgleich Arbeiten da sind, welche sowohl in technischer Behandlung, als auch andere, welche der Farbegebung nach vorzüglich sind und der deutschen Kunst zur Ehre gereichen. Sonst sind in dem, was sich von der Kunst erlernen läßt, und dem eingehenden Studium der Natur, die Franzosen uns noch voraus. Aber so weit sind wir eben doch, daß wir nicht mehr, wie seither, bei den Franzosen in die Lehre zu gehen brauchen, ja es nicht mehr dürfen. Der Nachwuchs kann und muß im Lande selbst lernen, damit es demselben nicht geht, wie es manchem Einzelnen gegangen, der durch den französischen Einfluß das Beste seiner Eigenthümlichkeiten eingebüßt, und eigentlich nur ein Mischling geworden, oder ganz zu Grunde gegangen ist.

An unsere Kunstschule tritt vor Allem die Forderung, diesem Verlangen, dem Fortschritte der Zeit genügende Rechnung zu tragen, damit nicht die begabten Schüler genöthigt werden, früher oder später, wenn sie zum selbständigen Bewußtsein gekommen, mit schweren Anstrengungen sich vollständig von dem auf der Akademie Gelernten loszusagen, um die ihnen eigenthümlichen Neigungen und Talente zum Ausdrucke zu bringen. Dieß Aendern der Kunstanschauung und Ausübung ist ein höchst gefährlicher Prozeß: — ein großer Theil unserer heutigen Künstler gibt davon Zeugniß. Wer gibt denselben ihre verlorene Zeit und Jugendfrische zurück?

Ueberall stehen die Vertreter der neueren Kunst noch kämpfend den akademischen Anschauungen gegenüber, ohne daß eine eigentliche Wendung eingetreten wäre. In München zwar hat eine neue Richtung an der Akademie Platz gegriffen, welche aber leider in ihrem Grundzuge auf Nachahmung beruht, so daß eigentlich, wie es mir scheint, nur eine ernste Warnung für uns daraus erwachsen ist. Pilotys junge Schule ist rasch emporgewachsen und hat Auffallendes geleistet, verfällt aber sicher eben so rasch wieder, wenn sie nicht andere Wege einschlägt.

Begabte junge Leute sitzen da dicht beisammen, lernen nach Recepten und Einer von dem Andern Bilder malen, welche allerdings ganz anders aussehen als die seitherigen und bewundert werden. Mit ihren Erfolgen wuchs jedoch auch zugleich der Keim des Verfalls; Zügellosigkeit und Hohlheit. — Sie arbeiten mit großer Geschicklichkeit, brillant und elegant. Sie malen auch nach der Natur, aber ihre Empfindung, ihr Sehen ist nicht natürlich, ist kokett, süßlich, ohne eigentliches Studium, ohne Ernst und Kraft, ohne eigentliche Achtung vor der Natur. Diese Ausartungen haben, wie gesagt, ihren Grund darin, daß die Künstler nicht auf die Erscheinungen der Natur zurückgingen, worauf doch die Meisterwerke aller Schulen hinweisen, jenes offene Geheimniß, womit die guten Meister der französischen Schule die Kunst von der akademischen Fessel befreit haben und zugleich das alleinige Mittel, womit es den Deutschen gelingen wird, ihren Schatz, das ideale Element, zu erhalten und mit Farbe und lebensvoller Darstellung zu vereinigen. Und daß dieselben die Fähigkeiten besitzen und berufen sind, diese hohe Aufgabe zu lösen, beweisen selbst diese Ausartungen, beweißt das allgemeine Streben nach Umgestaltung, aber vor Allem die errungenen Erfolge in ihrer Gesammtheit auf der Ausstellung, welche zerstreut die einzelnen Schulen zieren.

Bei Leuten der verschiedensten Anschauung und in allen Orten begegnet uns derselbe Drang nach Ausbildung der malerischen Technik, das Suchen nach Kolorit, und individueller, wahrer, charaktervoller Darstellung.

Diesem Streben gerecht zu werden und es in die rechten Bahnen zu lenken, muß die Aufgabe der Kunstschulen werden. Die jungen Leute müssen dort eine solche Ausrüstung erhalten, daß sie im Gefühl ihrer Fähigkeit selbständig auffassen und darstellen und alle Nachahmung, namentlich auch die der Franzosen, gründlich verabscheuen; und daß sie auch nicht Bilder malen lernen nach Formeln, nach breitgetretenen, verflachten Spuren der Väter. Man pflegt dieß gewöhnlich schlechthin Styl zu nennen; genau betrachtet, ist es aber nur Bequemlichkeit und oft Geistesarmuth. Das Studium der alten, hohen Kunst kann nur nützen, wenn die Anschauung der Natur uns zur Basis dient. Diese allein gibt das richtige Verständniß der großen Meister aller Zeiten. Dann erst werden dieselben wieder lebendig, alles andere ist eitel Formelwesen.

Nach beweisenden Beispielen hierfür braucht man nicht weit zu suchen, die Nachfolger, die Schule der großen Meister des letzten Kunstaufschwungs, sie sitzen überall in großen und kleinen Städten, verehren das Hergebrachte, und merken nicht, daß ihnen der eigentliche Geist mehr und mehr entweicht.

Daß dieses Wesen und Gebahren eine Gegenströmung hervorrufen mußte, ist ganz naturgemäß. Die ersten Anfänge derselben reichen noch in die 30er Jahre nach Düsseldorf zurück. Die Düsseldorfer Schule errang die ersten Erfolge, die jedoch heute schon aller Orten weit überholt sind. Jene Gegenströmung ging damals von den in einer Akademie zusammenstehenden Künstlern aus, heute wird sie von einzelnen den Akademien gegenüberstehenden Künstlern getragen. Ein flüchtiger Umblick zeigt uns die besten Namen, welche nach einer gesunden, wahren Form der Kunstdarstellung streben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(**Hungrig und satt.**) „Durch einen seltenen Zufall in den gleichzeitigen Besitz zweier preußischer Einthalerstücke gelangt“ — heißt es in Glaßbrenners „Montags-Zeitung“ — „veranlaßte mich der trübe Gedanke an eine verfrühte Trennung, einen recht innigen und langen Blick auf diese beiden Stücke „kristallisirter Allmacht“ zu werfen und bei dieser Gelegenheit fiel mir ein Curiosum auf, das als Beitrag zur „Weltgeschichte in der Numismatik“ oder „der Numismatik in der Weltgeschichte“ nicht ganz uninteressant sein dürfte. Einer der erwähnten Thaler nämlich (aus der vorannexionellen Periode, von 1862 oder 1863, stammend), zeigte auf der Wappenseite einen herzlich mageren Adler mit weitgeöffnetem Schnabel und einer wahrhaften Hunger-Physiognomie. — Wie anders dagegen das Bild des Vogelkönigs auf dem Geldstücke des 1867er Jahrgangs. Ganze Provinzen mit Haut und Haar schienen in diesem Vogelbauch Platz gefunden zu haben; aber auch die ganze übrige Erscheinung deutet auf einen Zustand angenehmer Sättigung und auf den Beginn eines contemplativen Verdauungs-Prozesses. Der gierig aufgesperrte Schnabel ist nur noch leicht geöffnet, gleichsam wie zur gemüthlichen Conversation über geschehene Dinge, und die Krone, welche auf dem ersten Revers ein wenig locker und geknöpft erscheint — sitzt im zweiten fest und sicher, ja man könnte sagen, etwas burschikos auf dem rechten Ohre!“

(**Selbstmord.**) Der „K. Z.“ wird aus **Thorn** geschrieben: Am 14. Februar machte der hier seit Kurzem ansässige Regierungsrath K. seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende. Ueber die Motive dieser unseligen That hört man Folgendes: K. lebte früher lange Jahre — verheirathet mit einer Dame aus Thorn — in Posen, wo er eine hohe Stellung bei der dortigen Regierung einnahm, später aber, veranlaßt durch körperliches Leiden, das nicht ohne unheilvollen Einfluß auf seinen Gemüthszustand geblieben sein mag, seinen Abschied nahm. Noch während der Zeit seiner amtlichen Thätigkeit ließ sich K. von seiner Gattin scheiden, und diese zog nun mit ihren beiden Kindern von Posen hierher nach ihrer Vaterstadt. Den geschiedenen Gatten scheint aber sehr bald heiße Sehnsucht nach seiner Familie, namentlich nach seinen Kindern, überfallen zu haben, denn mehrere Male versuchte er von Posen aus eine Aussöhnung mit seiner Gattin herbeizuführen, und als diese erfolglos geblieben, entschloß sich K. endlich, selbst nach Thorn zu kommen, um die ersehnte Einigung um jeden Preis zu erringen. Woran alle seine Bemühungen gescheitert sind, ist zur Zeit noch ein Geheimniß. Thatsache ist, daß K. während der Zeit seines hiesigen Aufenthaltes seiner Gattin vergeblich sich zu nähern versuchte, dagegen seine Kinder oftmals gesehen und von ihnen auch Besuche empfangen hatte. Die Zuneigung des Vaters zu den Kindern, zwei Mädchen von 10 und 12 Jahren, ist auch gewiß mit Herzlichkeit erwidert worden, und in ihrem Anblick fand der unglückliche Mann die einzige Freude eines von physischen und seelischen Leiden heimgesuchten Daseins. An dem Vormittag jenes Freitags trat K. in eine hiesige Eisenhandlung und forderte ein Terzerol, das größer sein sollte als das, welches er gerade bei sich führte. Der Besitzer des Geschäftes, dem der Zustand des K. bekannt war, ahnte nichts Gutes und antwortete ausweichend: „Die Terzerole werden erst Nachmittags ausgepackt“. „Dann wird es wohl zu spät sein!“ meinte K. und entfernte sich. Einige Stunden später empfing K. seine beiden Kinder in seiner Wohnung, unterhielt sich lange zärtlich und liebevoll mit ihnen und als diese eben wieder Abschied von ihrem Vater nehmen wollten, sprang K. — als packte ihn plötzlich eine jener dunkeln Gewalten, die des Menschen Geist oft grauenvoll umnachten — auf, zog ein Pistol aus der Tasche und vor den Augen der entsetzten Kinder zerschmetterte eine Kugel das Hirn des unglücklichen Selbstmörders.

(**Vom grünen Tisch.**) Im „Nain Jaune“ finden sich erbauliche Nachrichten über die ungeheure Ausdehnung, welche das Hazardspiel in gewissen Pariser „Cercles“ annimmt. Von einer dieser Gesellschaften, die kurzweg Cercle Trois-Etoiles bezeichnet wird, erzählt der Berichterstatter, daß selten eine Nacht vergeht, in der sich nicht die gegenseitigen Differenzen auf 500,000 Francs belaufen. Man spielt mit Marken, die einen Werth von 100 bis zu 10,000 Frs. haben. Beim Beginn des Spieles stellt jeder der Theilnehmer der Gesellschaftscasse Bons von 100, 200 bis 1000 Louisd'or ꝛc. aus, für welche er Marken erhält. Je nach Bedürfniß kauft er sich im Laufe der Partie gegen neue Bons Marken nach. Der Gewinnende tauscht am Ende der Partie seine Marken gegen baares Geld bei der Gesellschaftscasse um, an die auch der Verlierende binnen vierzehn Tagen seine Schulden zu bezahlen hat. Man sieht, das Geschäft ist höchst praktisch eingerichtet. — Am Spiegel des in Rede stehenden Cercle ist jetzt ein Bon von fünfzig Louisd'or angeklebt, dessen Unterschrift völlig unleserlich ist. Von den neun Herren, welche an dem auf dem Bon bemerkten Datum spielten, erinnert sich Keiner, ihn ausgestellt zu haben. — Gewöhnlich wird Baccarat gespielt; Whist bleibt den kleinen Spielern überlassen, die nicht über 20,000 Frs. am Abend verlieren wollen.

(**Instinkt oder Verstand?**) Einer meiner Freunde, erzählt Karl Vogt in seinen zoologischen Briefen, machte folgende Beobachtung: Die Ameisen fraßen ihm die Früchte seines Kirschbaumes weg. Um sie abzuhalten, beschmierte er den Stamm ringsum in der Breite eines Zolles mit dickem Tabaksschmirgel, den er zu diesem Behufe gesammelt hatte. Die Ameisen, welche in Schaaren den Baum hinaufzogen, kehrten an dem übelriechenden, klebrigen Dinge um; die, welche von dem Baume zurückkehren wollten, wagten nicht, den Ring zu überschreiten, sondern kletterten wieder hinauf und ließen sich von den Aesten zur Erde fallen. Der Baum war bald von den zudringlichen Gästen befreit. Nach kurzer Zeit aber marschirten die Ameisen in Schaaren an dem Stamm hinauf. Jede trug in ihren Kiefern ein Stückchen Erde, und mit äußerster Vorsicht wurde ein Bällchen neben das andere auf den Tabacksschmirgel gelegt und so nach und nach eine wahrhaft gepflasterte Straße hergestellt, welche die Thierchen mit großer Emsigkeit befestigten und verbreiterten, bis ihr Durchmesser etwa einen halben Zoll betrug. Nun konnte ihre Colonne aufs Neue mit Sicherheit den Baum besteigen, der bald mit Näschern bevölkert war. Wo ist nun, fragt Karl Vogt, gegenüber solchen Beobachtungen, die Gränze zwischen Instinkt und Verstand?

(**Württemberg in Amerika.**) Bei einem in Stuttgart zu Ehren des Geburtstages Washington's stattgefundenen Bankett machte ein Amerikaner darauf aufmerksam, daß die Zahl der nach Amerika ausgewanderten Württemberger und ihrer Nachkommen wohl 1,800,000 betrage, also eben so groß sei, wie die ganze Bevölkerung des Königreichs Württemberg.

Correspondenzen.

Mannheim, 25 Februar.

Wie in den letzten Jahren überhaupt, ging auch der heurige **Fasching**, mit Ausnahme zusammenhangloser Kundgebungen durch einzelne der hier bestehenden kleinen Narrengesellschaften, ruhig vorüber und hat derselbe wie alljährig mit der großen Redoute in den vereinigten Sälen des Hof- und Nationaltheaters geschlossen. Die überhandnehmende Verdienstlosigkeit und hohen Lebensmittelpreise sind keineswegs dazu geeignet, die rechte Stimmung aufkommen zu lassen, und die Zeiten überhaupt kritisch genug, die Blicke ernsteren Dingen zuzuwenden.

Literatur.

Die Geschichte des mexicanischen Kaiserreichs ist noch immer Gegenstand einer zahlreichen Literatur. Drei Schriften sind in letzter Zeit erschienen, auf die wir besonders aufmerksam machen wollen. Nachdem das Buch des Herrn v. Kératry durch eine Anzahl neu publicirter Documente etwas hinter die Coulissen blicken ließ, leider aber durch eine einseitige Parteinahme für den Marschall Bazaine sich als unlautere Quelle für die Genauigkeit der Thatsachen ergab, ist in den letzten Tagen in Stuttgart in dem Werk eines früheren Cabinetsofficiers des Kaisers Maximilian, Herrn v. Montlong, ein sehr willkommenes Gegenstück dazu erschienen. „Authentische Enthüllungen über die letzten Ereignisse in Mexico, auf Befehl weiland Seiner Majestät des Kaisers Maximilian nach Documenten bearbeitet" — so kündigt sich uns das Buch auf dem Titel an. Es ist eine Zusammenreihung einer ziemlichen Anzahl von Actenstücken, meist untergeordneter Natur, ohne großes Interesse für die innere Geschichte des Kaiserreichs; Truppenbewegungen, Correspondenzen der einzelnen Ministerien und Präfecturen, dazwischen Abschnitte, die der chronologischen Erzählung gewidmet sind und als solche hie und da Neues bringen, wobei freilich immer das Bestreben einer Vertheidigung des unglücklichen Regenten nebenhergeht. Einzelne dieser Abschnitte sind, wegen ihrer offenbaren objectiven Wahrheit, von hervorragender Wichtigkeit, insofern sie über dunkle Punkte aufklären, z. B. die Darstellung der überaus komischen gewaltsamen Volksabstimmung für das mexikanische Kaiserreich durch den Präfecten von Mexico, sodann die der letzten Katastrophe und namentlich Alles, was den Marschall Bazaine betrifft, dem hier erst recht die Maske abgerissen wird. Im großen Ganzen ist die Arbeit vertrauenerweckend, freilich ohne einen anderen kritischen Charakter, als den der Apologie. — Eine zweite Sammlung, die soeben in Hamburg bei Otto Meißner herausgekommen ist, erscheint nicht weniger willkommen für die Acten des Kaiserreichs. Es ist die Uebersetzung der spanischen „Denkschrift über den Prozeß des Erzherzogs Ferdinand Maximilian von Oesterreich, von Mariano Riva Palacio und Lieutenant Rafael Martinez de la Torre", von dem mecklenburgischen Consul in Mexico, C. G. Paschen. Obwohl dieselbe schon durch die europäischen Zeitungen gegangen ist, ist es doch sehr dankenswerth, eine vollständig autorisirte Uebersetzung davon in Buchform veranstaltet zu haben. Der Uebersetzer ergreift in der kurzen Vorrede sehr warm Partei im Prozeß; wir brauchen kaum zu sagen, daß er auf derselben Seite steht, wo alle deutschen Vertreter in Mexico standen. — Für die größere Zahl von Lesern, die sich nicht entschließen mögen, die trockene Lectüre der obengenannten documentarischen Publicationen vorzunehmen, empfiehlt sich in hohem Grade eine Schrift von Adolph Stern, betitelt „Die Kaiser-Tragödie in Mexico, ein zeitgeschichtlicher Versuch" (Dresden, Heinsius). Hier bekommen wir in compacter Darstellung das ganze Bild des mexicanischen Interregnums mit seinen historischen Prämissen und Ausgängen. Warm geschrieben, nicht ohne Theilnahme für die große und ergreifende Tragik der Ereignisse und die Schicksale der Handelnden, ist das Werkchen zugleich von ausgesprochener Nüchternheit in der Kritik und Befolgung der Quellen. Es ist uns nicht möglich, so leichthin zu urtheilen, wie es in einigen deutschen Journalen geschehen ist, daß es ein gewissenloses Unterfangen sei, ohne Kératry und ohne Montlong die Geschichte des mexicanischen Dramas schreiben zu wollen. Zunächst hat Stern nicht ohne Kératry gearbeitet, er hat ihn ausdrücklich noch vor Ausgabe des Werkchens benutzt und für Den, der ihn lesen will, tritt dieß auf jeder Seite zu Tage. Von Montlong konnte er noch nichts wissen, dieser würde außerdem wenig in Stern's Darstellung modificiren, wie wir aus eigener Vergleichung wahrnehmen, und es wäre auch thöricht, verlangen zu wollen, daß ein Historiker, der der Gegenwart eine Darstellung dieser Vorgänge geben will, warten sollte, bis alles hübsch geordnet vorliegt, was gesammelt werden kann. Er könnte bis ans Ende der Tage warten. Andererseits ist gar nicht zu verkennen, daß diese Materie bei ihrem tiefen psychologischen Interesse, bei ihrer immensen dramatischen Wirkung, mit der sie sich als die größte Tragödie des Jahrhunderts seit des ersten Napoleon Sturz darstellt, eine Unmasse unreifer Speculationsschriften hervorrufen muß, wie es in der That schon geschehen ist (als die verhältnißmäßig Beste einer Reihe solcher, die uns vorliegen, nennen wir, um einen Maßstab zu geben: „Kaiser Maximilian I. von Mexico", von F. A. Lieget, Hamburg, Oaken), und daß es galt, diesen und der unzusammenhängenden und unkritischen Darstellung der Tagesblätter eine etwas genauere Prüfung und möglichst quellenmäßige Sichtung des vorliegenden Materials gegenüberzustellen. Das hat Adolph Stern in erschöpfender Weise gethan, und statt ihm Voreiligkeit vorzuwerfen, müssen wir ihm Dank wissen, daß er den Muth dazu gehabt hat. Sein Buch ist außerdem sehr gut und mit gründlicher historischer Anlage geschrieben, es ist das einzige bis jetzt, das Vertrauen verdient, und deßhalb empfehlen wir es dem größten Leserkreise.

Frankfurt, 26. Februar.

„Sie kommen spät, aber sie kommen!" Wie alle größeren Vereine und Gesellschaften unseres Weichbilds, so haben es auch die Verbündeten Frankfurter Männer-Gesangvereine als Pflicht erachtet, dem Dombaufonds nach Kräften nützlich zu sein. Schon zu Ende vorigen Jahres waren die Vorbereitungen zu einem auf den ersten Sonntag im Januar projectirten Concerte im Circus getroffen. Hindernisse verschiedener Art ließen es aber nicht zu Stande kommen. Sie sind nun alle beseitigt und das Concert wird jetzt nächsten Sonntag im Saalbau stattfinden. Die Damen Lehnbach und Rutland, sowie Herr Hill und eine bedeutende Anzahl hiesiger Künstler und Kunstfreunde haben bereitwilligst ihre Mitwirkung zugesagt. Nebst einer neuen Ouverture von Ludwig Geller, dem Director des „Liederkranzes", wird eine größere Vocal- und Instrumental-Composition von Ebendemselben zu Gehör kommen. Die anderen aufzuführenden Chorgesangs-Compositionen sind mit Ausnahme des Kreutzer'schen „Tag des Herrn" von Dirigenten der verbündeten Vereine und zwar eine von Herrn G. Schaub: „Mein Lieben", eine andere: Trinkchor aus der Oper „Cid" von Heinrich Neeb und ferner: zwei Scenen aus dem Tonbilde „Ebba" (mit Benutzung der Heine'schen Dichtung „Der Sturm" aus dessen Nordseebilder) von Gotthold Kunkel. Der Sänger-(Massen-)Chor, aus nahezu 600 Mitgliedern bestehend, der von einem aus ungefähr 60 Instrumentalisten bestehenden Orchester unterstützt wird, hat sich sehr fleißig vorbereitet und sehen wir deßhalb einer imposanten Wirkung dieses ungewöhnlichen Toncomplexes entgegen. An der regen Theilnahme des Publikums zweifeln wir keineswegs, zumal derartige Productionen allhier nicht allzu häufig in Scene gesetzt werden.

Elftes Museums-Concert

Freitag, den 28. Februar 1868, Abends 6½ Uhr

im großen Concertsaal.

Programm.

Erster Theil.

1) Pastoral-Symphonie von L. van Beethoven.
2) Arie aus der Oper: „Das unterbrochene Opferfest" von Winter, gesungen von Fräulein Mathilde Sessi.
3) Concert für Pianoforte, componirt und vorgetragen von Herrn Martin Wallenstein (zum ersten Male).

Zweiter Theil.

4) Liedervortrag von Fräulein Sessi:
   a) „Gute Nacht" von Kücken.
   b) „Liebchen, wo bist Du?" von Marschner.
5) Zwei Sätze aus der Sonate in As-dur für Pianoforte von C. M. v. Weber, vorgetragen von Herrn M. Wallenstein.
6) Ouverture zu der Oper „Die Zauberflöte" von W. A. Mozart.

Das Orchester, gebildet aus den Mitgliedern des Theater-Orchesters und einer Anzahl anderer hiesiger Künstler, steht unter der Leitung des Herrn Directors C. Müller.

Cassen- und Saal-Eröffnung um 5¾ Uhr.

Der Concert-Flügel (von Steinway & Sons) ist aus dem Pianoforte-Lager der Herren L. Lichtenstein & Co., Neuekräme 28, dahier.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 27. Febr.: Donna Diana, Lustspiel in 5 Acten, nach dem Spanischen des Moreto, von C. A. West. — Diana: Fräulein Wolff vom Hoftheater in Wiesbaden als Gast.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 101.)

Freitag, 28. Febr.: Aschenbrödel, Schauspiel in 4 Acten von Roderich Benedix.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 102.)

Für die Redaction verantwortlich: J. B. Kitz. — Druck und Verlag: Keller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 59. Freitag, den 28. Februar 1862.

Auf dem Thurme des artesischen Brunnens.

Novelle von Heinrich Sandbaul.

(Fortsetzung.)

Mehr als zwei Jahre waren seit den von uns geschilderten Ereignissen verflossen. Alle Personen, für welche wir unsere Leser hoffentlich zu interessiren gewußt, befanden sich wohlauf, zufrieden und glücklich: jede in ihrer Weise. Um mit dem Privatdocenten, jetzt Professor, Doctor Edmund Friedrichsen zu beginnen, der Person, für welche die Geschickswendung mit dem Verlust eines liebgewordenen Besitzes verbunden war, so hatte er sich von dem Schicksalsschlag in kurzer Zeit erholt. Die Störung, welche der Verlust seiner vermeintlichen Braut in seinem Gemüth und seiner Beschäftigung hervorgebracht, war nur von kurzer Dauer gewesen. In der stillen Provinzstadt, dem Sitze der zweitgrößten Landesuniversität, gewann er seine Gemüthsruhe bald wieder und konnte neben der Erfüllung seiner Berufspflichten auch an seinem großen Geschichtswerke weiter arbeiten. Hortensiens Bild umschwebte ihn von Zeit zu Zeit mit dem sanften Flügelschlag einer angenehmen Erinnerung; die Liebe zu ihr hatte in seiner Seele nicht jene festen Wurzeln geschlagen, welche nur auf Kosten der Ruhe, zuweilen auch nur mit Lebensgefahr auszureißen sind, oder mit Professor Farmin zu reden: ihr Bild stand in seiner Seele nicht scharf genug fixirt. Die Ferienzeit brachte er in der Residenz zu, wo er Tage lang in den Staats- und Privatarchiven herumwühlte. Vor Kurzem hatte er sein bändereiches Geschichtswerk zu veröffentlichen angefangen und schon die ersten zwei Bände machten gewaltiges Aufsehen in der Gelehrtenwelt und, in Folge der wegen einiger darin aufgestellten völlig neuen Ansichten hier entbrannten heftigen Polemik, auch in der Laienwelt. Er war ein berühmter Mann geworden, von dem man in allen gebildeten Kreisen sprach.

Julius und Hortensia liebten sich auch als Mann und Frau mit der aufmerksamen und hingebungsvollen Liebe eines ungetrübten Brautstandes. Hortensia gedachte ihres nunmehr berühmten Lehrers mit dankbarem und stolzem Gefühl, aber ihre Liebe gehörte ausschließlich ihrem Gatten.

An dem Glücke ihrer Kinder nahm die Frau Commerzienräthin Lauchgruber in durchaus bürgerlicher Weise mütterlichen Antheil.

In seiner Weise glücklich war auch der kleine Commerzienrath. Das Rittergut Tschetschaum hatte er bereits erworben, und in Folge der ununterbrochenen Bemühungen der Frau von Terslow schien der Zeitpunkt nicht mehr fern zu sein, wo er als Herr v. Tschetschaunplitz seinen Concurrenten „colossal ärgern“ sollte.

Frau von Terslow sah den Traum, den sie im Bade geträumt, in einer Weise verwirklicht, wie sie gar nicht gehofft. Der Vater ihres Schwiegersohnes, der bürgerliche Kaufmann, konnte der hochadeligen Frau, die bemüht war, die „Ehre“ seiner Firma hochzuhalten und ihm den Zugang zu der bevorzugten Menschheit zu verschaffen, nichts versagen. Er sah ihr vielmehr Alles von den Augen ab; ihre Wünsche, ja, ihre Launen, insoweit sie mit Geld, selbst nur mit schwerem Geld zu befriedigen waren, wurden gern erfüllt. Die vor Kurzem noch arme Wittwe sah sich mit einem fürstlichen Luxus und Comfort umgeben; sie sah sich auf den Platz wieder erhoben, von dem sie in den letzten Jahren hatte herabsteigen müssen. In der Lage, Soupers zu geben, Spielpartieen zu veranstalten und ihre Gäste mit guten Bissen zu tractiren, sammelten sich in kurzer Zeit um sie alle jene Abkömmlinge alter Geschlechter, welche einen guten Bissen zu schätzen wußten, aber durch eigenen Leichtsinn oder durch die Verschwendung eines ihrer Vorfahren außer Stande gesetzt waren, einen solchen aus eigener Tasche zu bestreiten, und daher auf Gastfreundschaft angewiesen waren.

In der Hauptstadt eines Landes, wo der bevorzugte Stand des Adels ehemals den weitaus dominirendsten Einfluß besessen, in der Rsidenz, wo das Leibgardecorps mit den vielen adeligen Offizieren lag, war die Zahl derjenigen Adeligen, welche keine Einladung zu einer gutbesetzten Tafel ausschlugen, nicht gering.

Nach und nach öffneten sich der wieder auferstandenen Frau von Terslow aufs Neue die Thüren der großen Häuser; sie fand wieder Zutritt zu den Familien der hohen Aristokratie, und es gelang ihr auch, eine Audienz bei Seiner Majestät dem König zu erhalten, wo sie persönlich für ihren Schützling, den Rittergutsbesitzer von Tschetschaum, den Adelstitel mit dem Prädicat v. Tschetschaunplitz solliciitiren konnte und nicht ungnädig beschieden wurde.

— — — — —

Für den Erzähler ist es stets kein geringes Wohlgefühl, seine Zuhörer mit der Versicherung entlassen zu können, daß sämmtliche Personen, für welche er sie zu interessiren gewußt, sich schließlich wohl und glücklich befanden, wobei als selbstverständlich angenommen wird, daß sie es bis ans Ende der Tage blieben. Diesem Wohlgefühl uns hinzugeben, wie wir's zuletzt scheinbar auch thaten, hindert uns der wahrhafte Verlauf dieser wahren Geschichte, welche nicht für alle Personen so glücklich endigte, als sie sich bis zu dem Zeitpunct entwickelt hatte, wo wir augenblicklich stehen.

Schon die Alten haben Fortuna als eine launenhafte Gottheit geschildert. Die Launen dieser olympischen Halbgöttin unterscheiden sich aber von denen der ganzen Engel auf Erden nur durch einen etwas schärferen Zug von Boshaftigkeit. Zuweilen schüttet sie nur darum ihr reiches Füllhorn über ein Menschenkind aus, um, wenn das Gold in seiner Hand, wie ein Märchen, zu Asche wird, ihn dreimal elender zu machen. Das Glück ist dann nur eine Stufe zu einem höhern Unglück; der Genuß hat die Aufgabe,

die spätere Entbehrung nur um so fühlbarer, unerträglicher zu machen.

(Schluß folgt.)

Ueber Kunst und Kunstindustrie.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Leistungen der Kunstindustrie geben ein ganz anderes Bild, als die der höheren Kunst.

Da stehen die Deutschen in Erfindung, Geschmack und Ausführung der Arbeiten sowohl in der plastischen Form, als auch der Farbenbehandlung entschieden zurück. Der geistige Gehalt, der vorwiegend und durchschlagend in der bildenden Kunst sich geltend macht, ist hier weniger zu finden. Die Franzosen und Engländer gehen uns voran. Die nicht europäischen Völker glänzen zwar durch herrliche Arbeiten, können hier aber nicht in Vergleich kommen, weil dieselben das Product einer Jahrhunderte lang stillstehenden Kunstfertigkeit sind, und haben nur deßhalb für uns Bedeutung, weil das Schöne ihrer Formen und Ornamentirung in die europäischen Stylarten Eingang gefunden hat.

Die französische Ausstellung entfaltet vor allen anderen einen solch staunenswerthen Reichthum von Luxus- und Nützlichkeits-Gegenständen, wie wohl keine Zeit und kein Land ihn vorher aufzuweisen hatte. Die ausgestellten Arbeiten früherer Jahrhunderte lassen dieses deutlich hervortreten. Unmittelbarer, origineller sind wohl die älteren Arbeiten, aber die Vollendung der Technik, die Vielseitigkeit und den Geschmack der heutigen erreichen sie nicht. (Die eigentlichen antiken Zeiten, in denen die Kunst Alles leistete, und nicht wie später und heute, von dem Kunsthandwerk geschieden war, stehen hier außer Vergleich.)

Wieder sind es also die französischen Leistungen, welche hauptsächlich das Augenmerk auf sich ziehen, um den Maßstab für unsere Leistungen zu finden.

In allen Zweigen der französischen Industrie ist der künstlerische Einfluß ein auffallender, höchst bedeutender, die Benutzung des Schönen, welches uns die älteren Kunst-Epochen in so reichem Maße bieten, eine äußerst glückliche. In allen Stylarten bewegt sich Erfindung und Ausführung mit vollkommener Freiheit. Allerdings vermischen sich, in dem Bestreben, immer Neues zu erfinden, die Formen oft in etwas bizarrer Weise, aber immer muß man den gebildeten Geschmack, und die Fähigkeit, das Schöne zu erfassen und in anders angewandter Form wieder zu geben, bewundern. Die Luxusmöbel, Teppiche, Porzelane, Krystalle ꝛc., sind fast unerreicht in geschmackvoller schöner Form und Farbengebung. Die Lyoner Kirchengeräthe sind die stylvollsten und schönsten der Ausstellung. Die Juwelier-, Gold- und Silberschmied-Arbeiten entfalten einen so feinen Geschmack, Farbensinn und Gediegenheit der Ausführung, wie keine anderen. Ebenso die Bronce- und Eisen-Arbeiten, die große Mannichfaltigkeit, Reichthum der Erfindungen, und das Streben bekunden, für das geringste Bedürfniß eine kunstgerechte Form zu finden, dabei jedes Material, welches nur eine künstlerische Bearbeitung zuläßt, zur Verwendung bringen. Die Plastik und die farbige Behandlung der angewandten Stoffe werden in höchst künstlerischer Weise vereinigt, so daß das Auge und der Sinn in wunderbarer Weise erfreut wird.

In weitere Einzelheiten einzugehen, würde zu weit führen, der angedeutete Charakter prägt sich stärker oder schwächer in allen Dingen aus. Zu fragen ist vielmehr: Warum stehen wir hier so zurück? — während wir im Gebiete der Kunst in geistiger Beziehung voran gehen!

Warum drückt die deutschen Arbeiten größtentheils eine gewisse Unbeholfenheit, Dürftigkeit der Erfindung, bunte, ja oft geschmacklose Farbenzusammenstellung, und leere geistlose Nachahmung, der man es ansieht, daß sie von den Brosamen lebt, die von des Reichen Tische fallen. Und dabei darf die Thatsache nicht unerwähnt bleiben, daß die Franzosen sehr gerne deutsche Arbeiter nehmen, deren eine Menge in Paris lebt, weil dieselben die gediegensten Fähigkeiten besitzen, welche sie mit leichter Mühe bald zur höchsten Ausbildung bringen. Auch hier fehlen also die Fähigkeiten nicht, aber die Gelegenheit, dieselben in reicherem Maße auszubilden — fehlen? erweiterte, verbesserte Zeichenschulen, Sammlungen, um durch Sehen zu lernen, und für die Erfindung: Musterschutz. Wir haben zwar diese Dinge alle auch schon, aber nicht vollkommen, nicht ausgebreitet, nicht zugänglich genug.

Nur dadurch werden wir uns zu der Schönheit und dem Geschmacke, welche unsere Nachbarn auszeichnet, erheben können, und der Massenfabrikation, welche in manchen Gegenden so bedeutend ist, den nothwendigen künstlerischen Halt geben, ohne welchen sie so leicht gerade durch die Masse herunter kommt oder ganz zu Grunde geht.

Da Frankreichs Kunstindustrie fast ganz in Paris vereinigt ist, so ist das Zusammenbringen der Bildungsmittel dort weit leichter, einfacher, als bei uns, wo sich dieselbe über das ganze Land in großen und kleinen Städten verbreitet. In verschiedenen größeren Städten hat man ja auch angefangen, Kunst- und Modell-Sammlungen in diesem Sinne anzulegen, und die Lehranstalten erweitert. Die wohlthätigen Folgen davon sind auf der Pariser Ausstellung bereits sichtbar. Aber das genügt noch nicht. Gerade die kleineren Orte, wo Industriezweige bestehen, müssen aus ihrer Abgeschiedenheit, Versunkenheit herausgehoben werden. Der Fabrikant, welcher es kann, fügt sich leicht der Nothwendigkeit, von Zeit zu Zeit nach Paris zu gehen, um die neue Mode, Muster und Zeichnungen zu holen, und erfrischt dabei, da er technisch gebildet, zugleich durch Sehen seine Anschauung, so daß das Letztere fast der wichtigste Theil seiner Reise wird; dieß ist jedoch nicht ausreichend, auch der Arbeiter muß Gelegenheit haben, sich ausbilden zu können, um die Ideen und künstlerischen Formen, welche er ausführen soll, zu verstehen, oder er arbeitet nur wie ein todter Maschinentheil, die Ausführung wird mangelhaft und bleibt hinter der Erfindung zurück. Darum sollten an solchen Orten Zeichenschulen immer mit Sammlungen verbunden sein, oder wo es nicht möglich ist, Zeichenschulen zu gründen, wenigstens die Sammlung für den betreffenden Gewerbszweig angelegt und Jedem zugänglich gemacht werden, damit der Gesichtskreis der Leute sich erweitere und dieselben durch das, was an anderen Orten Gutes geschaffen wird — angeregt werden.

Gute Nachbildungen und Abgüsse sind ja mit verhältnißmäßig geringen Kosten zu beschaffen, besonders wenn der Staat oder die Stadt die Sache in die Hand nimmt und die Dinge, welche größere Museen besitzen, direct von denselben geliefert werden.

Es ist dieß nichts Neues, was ich hier ausspreche, ich brauche auch die an den verschiedenen Orten gegründeten Museen nicht aufzuzählen, dieselben sind bekannt genug. Aber als Muster und Beweis möchte ich doch das zu Kensington aufführen, welches von der englischen Regierung nach der ersten großen Londoner Ausstellung, 1850, gegründet wurde, als man dort damals im ähnlichen Falle war, wie es heute Deutschland ist. Man hat damit gründliche Abhülfe geschafft und glänzende Erfolge errungen.

Dieses Museum hat in Paris einen Theil seiner, auf Veranlassung der Regierung, aller Orten gemachten Abgüsse und Nachbildungen, Lehrmitteln und Schülerarbeiten ausgestellt, um seine Auffassung der Lehr- und Bildungsart zu zeigen. Es kommen durch dieses Verfahren Dinge in den Verkehr und Jedermann zu

Gesicht, welche in den Museen oder unzugänglichen Orten vergraben waren. Nur Einzelne konnten ... sehen, so aber werden ihre Schönheiten gewürdigt und ... fröhnt in reichem Maße davon aus.

Auch Rußland zeigt in der Ausstel... ein Vorgehen in ähnlicher Weise. Die Ausstellungen der ...- und Gewerbeschulen der anderen Länder verrathen ein ...iches Bestreben, aber manche sind doch noch sehr im Argen. ... fühlen, daß die Lehrer oft nicht den ausreichenden Grad richtig...schauung, Ausbildung und Selbstverleugnung besitzen, wel...wenig ist, um besonders die Elementarclassen nutzenbringend zu ... Es wird ja fast in allen Schulen gezeichnet, aber nicht immer ... eigentlichen Nutzen. Anstatt gewisse Gränzen einzuhalten, be... sich der Lehrer, zu zeigen, wie weit er seine Schüler zu br... fähig sei. Bei Ausstellung der betreffenden Arbeiten stellt d... genau betrachtet, der Lehrer und nicht der Schüler aus. Die ...n und Schulvorsteher sind von den sauberen Bildchen befriedigt ...mmen dann später die Schüler in eine eigentliche Zeichnenschule ... kommen die Täuschungen und der Schaden zu Tage.

Die Kunstschulen in den größeren St... haben oft die Zeichnenschule als untere Classe, so daß D...gen, welche sich im Zeichnen weiter bringen wollen, nachher ...er eigentlichen Kunstschule fortarbeiten. Daraus entspringt ...oße Uebelstand, daß viele junge Leute zum Kunststudium ge... werden, welche die Befähigung dazu nicht besitzen, aber wen... sie richtig ausgebildet worden wären, die vortrefflichsten Kräfte ... Förderung der Kunstindustrie gegeben hätten. Als Künstler, ... sie sich nennen, vermehren sie nur die Reihen jener dünkelha... Mittelmäßigkeit, die diese Dinge unter ihrer Würde hält.

Die Zeichnenschule soll von der Ku...hule getrennt, selbstständig für sich abgeschlossen sein. In ... erste soll man so viel als möglich, in die letzte so wenig als mö... Schüler aufnehmen.

Die Zeichnenschule, eine Bildungsanst... für Jedermann, soll den ausgedehntesten Lehrplan haben und ... das Reichste ausgestattet sein. Die technisch-mathematischen W...schaften müssen darin gelehrt werden, Architektur, Modelliren ... Coloriren, Freihandzeichnen nach jeder Richtung, das Zeichnen ... nach dem lebenden Modell inbegriffen. Einem Jeden, wenn er ...Befähigung und Fleiß mitbringt, muß die ausreichende Gelegen... geboten werden, sich nach jeder Richtung in den Studienfäch... der bildenden Künste auszubilden, ohne daß er auf den Geda...n zu kommen braucht, Architekt, Maler oder Bildhauer werden zu ...ollen. — Ist es aber denn doch der Fall, beweist er seine Bef...igung, dann mag ihn die Kunstschule aufnehmen und weiter führ...

Diese fängt damit wieder an, womit d... andere schloß, mit dem Zeichnen nach dem lebenden Modell. Diese... Modell-Zeichnen, welches in unseren Kunstschulen oft sehr vernachlässigt wird, muß die unterste Stufe derselben sein. Das Oelma... die letzte. Alle dahin gehörende wissenschaftliche und technis... Bildung darf selbstverständlich nicht vernachlässigt werden.

Nur das Bildermalen soll von der A...demie verbannt sein, Studienmachen im weitesten Sinne dagegen be...dert werden.

Alle Arten der Malerei-Technik sollen gele...t und es soll dafür gesorgt und darauf gesehen werden, daß der Schüler durch Uebung vollständig Herr des Materials wird. Hat er darin einen befriedigenden Grad erreicht, so ist er selbständig, ge...ört dann nicht mehr auf die Schule, muß nothwendig seinen Weg nach der ihm eigenthümlichen Weise einschlagen, um zum Künstler zu werden. Die Akademie wird dann eine Hochschule der Kunst und keine Schule der Bilderfabrikation sein.

Mannichfaltigkeiten.

(**Mord oder Selbstmord.**) Selbstmord oder Mord war die Frage in einem am 14. Februar in Melun eröffneten Assisenfall. Alexandrine Roussel..., die blühende Tochter eines bemittelten Landwirthes, erst 17 Jahre alt, war im F...lde mit gänzlich zerschmettertem Schädel gefunden worden. Ihr Geliebter, der erst 19jährige Eduard Dele...ain, auf welchen man zunächst Verdacht hatte, wurde mit verbundenem Kopf in seinem Bett gefunden. Es ergab sich, daß er nur eine leichte Schußwunde an der Stirne hatte, bloß von Pulver und Pfropf bewirkt, ohne Blei. Der junge Mensch, der in intimem Verhältniß zu Alexandrinen gestanden, gab nun folgende Erzählung zum Besten: Er habe das Mädchen heirathen wollen, sei aber bei dessen Vater auf Widerstand gestoßen; am Abende habe er noch bei einer Hochzeit mit ihr getanzt, worauf sie Beide sich heimlich fortgeschlichen hätten, um sich den Tod zu geben. Sie hätten sich mit dem rechten Handgelenk aneinander gebunden und Alexandrine habe nun von ihm verlangt, er solle sie zuerst erschießen. Da er sich aber nicht dazu habe entschließen können, habe sie sich die geladene Pistole, die er sich vom Pfarrer geliehen, geben lassen und den Schuß auf ihn abgefeuert. Er sei zu Boden gefallen und der sie verbindende Knoten dadurch gelöst worden. Was weiter geschehen, wisse er nicht, da er lange besinnungslos gelegen haben müsse. Erst als er wieder zum Bewußtsein gekommen, habe er Alexandrinens Leiche gesehen. Diese Erzählung ist durch die verschiedensten Thatsachen vollständig Lügen gestraft. Erstens war Alexandrine sehr lebenslustig, und wenn auch ihrer Heirath Hindernisse im Wege standen, so hätten Natur und Jugend ihr Ziel auch ohne den Segen der Kirche erreicht; ein Anlaß zum Selbstmord lag also nicht vor. Ferner war die Pistole, als Deletain sie vom Pfarrer, angeblich zum Spatzenschießen, erhielt, in beiden Läufen mit grobem Schrot geladen. Deletain versichert, sie so gelassen zu haben, wie sie war. Endlich konnte seine leichte Wunde nicht durch einen Schuß mit der linken Hand hervorgebracht sein. Vielmehr scheint es nach Allem, daß der Angeklagte, welcher inzwischen ein reicheres Mädchen in Aussicht genommen, seine arglose Geliebte zu einem Rendezvous im Felde beredet, sie dann ermordet und sich den leichten Streifschuß selbst beigebracht hat. Diesen Thatbestand nahmen auch die Geschworenen unter mildernden Umständen an und wurde Delatin zu zwanzigjähriger Zwangsarbeit verurtheilt.

(**Gegen die Wunder der Chassepots.**) Seit dem letzten Kriege waren die Anstrengungen der militärischen Fachleute auf Erfindung von Gewehren gerichtet, die so tödtlich als möglich wirken. Einer suchte den Anderen in der Vernichtungsfähigkeit der Schießwaffen zu übertreffen. Jetzt endlich soll ein Mann italienischer Abkunft darauf verfallen sein, ein Gegengewicht der Vertilgungswerkzeuge zu schaffen. Er soll die Fertigung von Harnischen zu Stande gebracht und selbe mit dem Namen „Paraballe“ (Kugelschützer) belegt haben, welche den Kugeln der Chassepots eine unbesiegbare Undurchdringlichkeit entgegensetzen, so daß bei ferneren Kriegen das Kleingewehrfeuer zur Unwichtigkeit einer unnützen Spielerei herabgedrückt wäre. (??)

Frankfurter Theater.

Tannhäuser und der Sängerkrieg auf der Wartburg.

Im Straßenkampfe zu Dresden im Mai des Jahres 1849 erhielt Richard Wagner's Kunststreben die Bluttaufe. Die hoch auf der Barrikade thronende erste Darstellerin der Venus (Frau Schröder-Devrient), die rothe Fahne schwingend, war dessen Symbol. Die drei Schriften „Kunst und Revo-

lution" (1849), „Das Kunstwerk der Zukunft" (1850) und „Oper und Drama" (1852) schleuderte er als ebenso viele Brandfackeln in die Welt, damit sie den Tempel der musikalischen Kunst, der, wie er aussprach, von Zöllnern und Götzendienern entweiht sei, niederbrennten und in Asche legten. Er werde ihn, mit Hülfe der von ihm geschaffenen „Allkunst", in ungeahnter Herrlichkeit von Grunde aus neu erbauen. Germaniens trotzigste und wildeste Söhne, die hünenhaften Nibelungen sollen ihm des Grundbaues riesige Quadern legen helfen, Walkyren den Segen dazu sprechen.

Neunzehn Jahre sind verflossen und noch sehen wir den Wunderbau nicht aus dem Boden steigen, ja sogar die Stätte, auf der er thronen soll, ist uns noch unbekannt. Noch immer pilgern die Gläubigen zu dem alten Göttersitze, Ruhmeslieder singend, Weihrauch spendend. Fleißige Hände haben die Brandmale des neuen Herostrat wieder übertüncht und die klaffenden Fugen mit frischem Mörtel ausgefüllt, damit das ehrwürdige Gemäuer noch ferner den kühnen Angriffen Trotz bieten möge.

Unwillkürlich nahmen unsere Gedanken, hervorgerufen durch die Ankündigung der Aufführung des neueinstudirten „Tannhäuser", diese etwas hochtrabende Form an, ein Widerhall Wagner'scher Schriftsprache. Allgemachtig trat die Erinnerung an jene Tage, da wir das Werk zum ersten Male hörten, hervor und forderte zum Vergleichen von Damals und Jetzt gebieterisch auf.

Von Weimar, eine jener kleinen, neuerer Zeit in Mißcredit gekommenen Residenzen, die einst Goethe und Schiller zu ihren Mitbürgern rechnen durfte, ging die anfänglich kleine, später so mächtige Wagner-Propaganda aus, Liszt an der Spitze, zu dem der zum Tode verurtheilte Componist sich geflüchtet hatte. Die Richtung der immer wachsenden Bewegung wendete sich zunächst nach dem Westen Deutschlands. Die rheinischen Städte und unser Frankfurt waren diejenigen, welche durch die Begeisterung, mit der sie zuerst „Tannhäuser", dann „Lohengrin" aufnahmen, durch die heißen kritischen Kämpfe, welche sie in ihren Zeitungen mit den Gegnern der Richtung auskämpften, wohl das Meiste für die Verbreitung des Namens des Componisten und seiner Werke gethan haben. Lange darnach erst folgten München und Berlin, später Wien, am letzten, wenn wir nicht irren, Stuttgart. Der Zweck der Bewegung war, bewußt und unbewußt, ein größtentheils politischer. Vor der Alles niederschmetternden Reaction, die jede einigermaßen freisinnige Meinungsäußerung im staatlichen und bürgerlichen Leben unmöglich gemacht hatte, flüchtete man sich in das Reich der musikalisch-dramatischen Kunst. Dort allein war es möglich, ohne Gefahr zur Verantwortung gezogen zu werden, öffentlich, allerdings unter anderer Firma, gegen den schwer auf der Nation lastenden Druck Demonstration zu machen. Der größte Theil des Beifalls, den man den Werken des Hochverräthers spendete, war eine solche. Gehörte es doch an vielen Orten zu den Losungsworten der freisinnigen Partei, die Aufführungen der Wagner'schen Opern möglichst zahlreich und oft zu besuchen und ihnen den lärmendsten Beifall zu zollen! Allmälig aber beruhigten sich die aufgeregten Gemüther. Es konnten endlich auch Jene zu Worte kommen, welche die genannten Werke nur um deren selbst willen aufsuchten und anhörten. Und schließlich heut zu Tage ist es so weit gekommen, daß man mit derselben Gemüthsruhe das Theater besucht, ob Wagner oder Verdi vorgeführt wird.

Wunderbarer und zugleich bedauerlicher Weise wurde und wird auch jetzt noch, trotz Allem was schon über Wagner und seine Werke geschrieben und gesprochen worden ist, meistentheils bei Beurtheilung derselben eine Hauptsache übersehen: Ein Musikdrama, wie Wagner es in seinen Schriften theoretisch hinstellt, ist von ihm noch nicht veröffentlicht worden, es können daher weder „Tannhäuser" noch „Lohengrin" als solche beurtheilt werden, ohne ungerecht zu sein. Höchstens mag man sie als Vorläufer gelten lassen, wie der Componist selbst andeutet, in welchen er sich allmälig in den neuen Styl hineinzuarbeiten sucht.

Im „Tannhäuser" wird der erste bedeutsame Schritt hierzu gethan, obwohl der Componist mit der herrschenden Tradition und hergebrachten Form auf einmal gänzlich zu brechen nicht vermochte oder es ihm noch nicht räthlich schien. So sind: die brillante Ouverture, Tannhäuser's Lied zum Preise der Frau Venus, der Pilgergesang, beinahe das ganze Finale des ersten Actes, die Arie und das Gebet Elisabeth's, ihr Duett mit Tannhäuser, Wolfram's Lied an den Abendstern und der pompöse Einzug der Gäste auf der Wartburg, Musikstücke, wie sie, manche neue Nuance in Modulation und Instrumentation abgerechnet, in ähnlicher und nicht selten gelungenerer Weise schon von Componisten vor Wagner geschrieben worden sind. In der Venusberg-Scene jedoch, im Liede des Hirtenknaben, im Sängerwettkampfe, dem zweiten Finale, dem Instrumentalsatze zwischen dem zweiten und dritten Acte, der Schilderung der Römerfahrt, da zeigt er uns die Wege, die er künftig zu wandeln gedenkt.

Die Wirkung des Werkes ist, mit Ausnahme der Scene im Venusberge, auch heute noch auf vorurtheilslose Hörer eine mächtig ergreifende, heftig aufregende, was derselbe Antheil des Publikums bei der diesmaligen Aufführung abermals bewies.

Die Ursache, warum Werk so viele Jahre aus dem Repertoire verschwunden war, mag in dem Mangel eines entsprechenden Repräsentanten des Tannhäuser zu haben. Man glaubte diesen in Herrn Coloman-Schmidt zu und wagte den Versuch. Er gelang über Erwartung. Der Sänger löste seine schwierige und anstrengende Aufgabe, die größtentheils einen Richtung zusteuert, welche ihm bisher gänzlich fremd zu sein schien, in überraschend gelungener Weise, mit Sicherheit, Energie und Ausdauer und stieg dadurch bedeutend in der Gunst des Publikums, das ihn oft und lebhaft durch Beifall auszeichnete. Um unser kritisches Gewissen zu beruhigen, müssen wir allerdings hinzufügen, daß der Leistung noch so Manches zur vollständigen Durchdringung und Abrundung, besonders in der Darstellung fehlte. — Frau Fabbri sang, wie wir hörten, zum ersten Male die Partie der Elisabeth und bewährte auch darin wieder die bedeutenden Vorzüge wie schon so oft an der gewiegten Künstlerin bewunderten. Daß sie Liebling des Publikums sei, bewiesen ihr dessen warme Huldigungen wieder an diesem Abende. — Herr Pichler war als Wolfram im ersten Acte und im Sängerstreite sehr lobenswerth, weniger in seiner sentimentalen Zwiesprache mit dem Abendsterne. Mit wohlthuender Wärme und angemessener Würde stattete Herr Köhler seinen Landgrafen aus. — Fräulein Bizzi trug ihr Mailied sehr charakteristisch vor und erntete, wie die bereits früher genannten Herren, vielen Beifall. — Fräulein Rutland jedoch die Rolle der Venus, eine allerdings eben so undankbare als anstrengende Aufgabe, nicht zu den gelungenen rechnen. — Die Herren Cassio, Ossoch, Baumann und Lesser, sowie Chor und Orchester vervollständigten mit aller Hingebung unter Kapellmeister Lachner's Leitung ein Ganzes, wie wir es in solcher Abrundung es lange schon nicht mehr hörten. Ausstattung war entsprechend mit Ausnahme der Tänze im Venusberge. Warum Frau Venus im letzten Acte nicht mehr erschien und der Instrumentalsatz vor diesem Acte wegblieb, wissen wir nicht.

△

München, 25. Febr. Die einst hochberühmte Tragödin Frau Sophie Schröder ist heute Vormittags 8 Uhr mit Tode abgegangen. Sophie Schröder, am 29. Juni 1781 in Paderborn geboren, würde nächsten Sonnabend ihr 87. Lebensjahr vollendet haben, und werden ihre sterblichen Ueberreste zwei Tage: ihrem Geburtstage, Donnerstag, 27. d. M. Nachmittags, dem Schoße der Erde zurückgegeben werden. Sophie Schröder war bekanntlich die Mutter der zu früh verstorbenen großen dramatischen Sängerin Wilhelmine Schröder-Devrient, welche 1805 während des Engagements Sophiens an der Hamburger Bühne geboren wurde. Wie man sich erinnern wird, verließ Sophie Schröder im Jahre 1813 Hamburg, weil Marschall Davoust sie wegen einer auf der Bühne geäußerten patriotischen Improvisation in das Innere von Frankreich bringen lassen wollte. Ihr künstlerisches Wirken an den Theatern in Wien und München ist bekannt. 1840 wurde Sophie Schröder in Wien pensionirt, im Mai 1854 trat sie jedoch noch einmal bei den Vermählungsfeierlichkeiten des Kaisers Franz Joseph am Wiener Hoftheater auf. Ihre hervorragendsten Partien waren: Phädra, Medea, Sappho, Merope, Lady Macbeth, Königin Elisabeth.

Im dem Februarhefte in Westermann's „Illustrirten deutschen Monatsheften" nimmt die Novelle „Rumpelstilzchen" von Otto Roquette zum Schluß. Ihr folgen mehrere größere Arbeiten, darunter namentlich „Die Herrschaft des Menschen über den Tod" von H. Schwabe, und „Das Museum zu Alexandria" von J. H. Mädler. Der berühmte Reichstagsabgeordnete für Wiesbaden, Dr. Karl Braun, gibt eine Abhandlung über „Gemeindeabgabewesen in Stadt und Land". Das schöne Porträt der Frau von Pompadour gehört zu ihrem Lebensabrisse von A. Witzstock. Die Aufsätze von Soraner über „Die Algen" und F. Adolphi „Prinzeß Marianne Czartoriska" sind ebenfalls nennenswerth.

Meyer's Handatlas der neuesten Erdbeschreibung (Hildburghausen, Bibliographisches Institut), 4–6. Supplementlieferung umfaßt eine erwünschte Eisenbahnkarte von Deutschland und weiten Gränzgebieten, mit erläuterndem Texte; die preußische Provinz Sachsen, die thüringischen Staaten und Anhalt; Vorder- und Hinter-Indien und die ostindischen Inseln.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 28. Febr.: Aschenbrödel, Schauspiel in 4 Acten von Roderich Benedix.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 102.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. F… — Druck und Verlag: Reiter & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 60. Samstag, den 29. Februar 1868.

Auf dem Thurme des artesischen Brunnens.

Novelle von Heinrich Sandbank.

(Schluß.)

In dem Geschäftslocal des Commerzienraths Lauchgruber war seit einigen Tagen ein außergewöhnliches Treiben und eine aufgeregte Geschäftigkeit sichtbar. Die Comptoiristen liefen in den Gängen und Räumen der Waarenlager unruhig hin und her, das niedere Personal steckte die Köpfe zusammen und flüsterte viel heimlicher Weise. Ungewöhnlich viele Besucher stiegen die Treppe zu dem Comptoir hinauf; die nämlichen Personen kamen sogar zwei- bis dreimal an Einem Tage zum Besuche hierher. Mit gedämpfter Stimme, wie bei einem im Sterben liegenden Kranken, wurde im Comptoir gesprochen. Verstörte Gesichter empfingen den Eintretenden, leise wurde gefragt, leiser noch wurde geantwortet; die Fragen waren kurz, kürzer noch die Antworten: den Besucher, kaum eingetreten, sah man wieder herauskommen. Dabei ein unheimliches Nachschlagen und Blättern in den Geschäftsbüchern, ein unaufhörliches Rechnen, Zählen und Zusammenstellen von langen Ziffernreihen. Kurz, eine fieberhafte Geschäftigkeit und wieder ein leises Auftreten, gerade wie in einem Sterbehause.

Der aufgeregte Commerzienrath zuckte fortwährend in der stummen Aufregung einer Agonie. Wie geistesabwesend lief er von Stube zu Stube, von Pult zu Pult hin, riß die Geschäftsbücher auf und stöberte Minuten lang in den noch unbeschriebenen Blättern herum. Dabei spielte jeder Nerv, jede Muskel seines Körpers fieberhaft, nur das Auge schien erstorben zu sein und der Mund wollte sich nicht zum Sprechen aufthun.

Traurig aber gefaßt bewegte sich sein Sohn. Flüsternd gab er den Comptoiristen Aufträge, leise beantwortete er die Fragen der zahlreichen Besucher, aber fest und wohlüberlegt ordnete er die Bücher und Papiere, sprach dem verzweifelnden Vater warm Trost zu, warm tröstete er auch Frau und Mutter, welche Beide dem Comptoir ungewöhnliche Besuche machten. Die Verzweiflung seines Vaters schien Julius Lauchgruber nicht zu theilen, oder er hatte die Kraft, sich zu beherrschen.

Auf die außergewöhnliche Geschäftigkeit der letzten Tage folgte dann eine unheimliche Ruhe. Man sah nicht mehr wie sonst Agenten mit Waarenmustern, Handlungsboten mit Ledertaschen und Portefeuilles die breiten Treppen auf- und absteigen; in dem Vorhof wurde nicht mehr von hemdärmeligen, schurzfellgepanzerten Männer Kisten herbeigekarrt, Ballen herangewälzt, Fässer hin- und hergerollt und über einander geschichtet. Halbe Tage lang ließ sich Niemand hier sehen, und wenn in der ersten Zeit manchmal ein Hausgeist, der ehemals hier über Kisten, Ballen und Fässer gewaltet, in den ihm lieb gewordenen Räumen erschien, so hatte er das Schurzfell nicht mehr vorgebunden, seine kräftigen Fäuste waren von der grauen Schmutzkruste bis auf eine dünne, aller Seife trotzbietende Schicht befreit, und der Sonntagsrock, den er anhatte, gab ihm etwas gentlemanartiges, aber keineswegs zufriedenes Aussehen. Man sah es ihm an, daß die Unthätigkeit schwer auf sein Gemüth drückte, und ein Seufzer, den er nach längerem Umherschauen beim Fortgehen zurückließ, war hier so lange der letzte Hauch aus lebender Brust, bis ein zweiter Hausgenosse von ehemals, gleichfalls im Sonntagsrock und mit gewaschenen Händen, zum Besuche kam, sich ebenfalls rechts und links umschaute und, gleich Jenem, mit einem Seufzer fortging. Sonst aber öde Stille in den früher so belebten Räumen Wochen lang.

Als Frau von Terklow neben ihrem Morgenthee ein vielgelesenes Localblatt erhielt, fand sie darin zwei Nachrichten dicht hintereinander abgedruckt, welche in ihrem gleichzeitigen Zusammentreffen wie eine Mahnung an ihr Gewissen aussahen. Die erste Nachricht war eine Anzeige, daß der Concurs gegen die Firma Lauchgruber und Sohn eröffnet wurde, die zweite enthielt die Mittheilung, daß der Professor der Geschichte Doctor Edmund Friedrichsen, der berühmte Verfasser der „Geschichte des Lehnwesens“, den Verdienstorden nebst einem Ruf an die Universität der Landeshauptstadt erhalten habe.

Das weltbekannte Exporthaus Lauchgruber und Sohn existirte nicht mehr. Wiederholte Unglücksfälle, die es in Folge von Aufständen und Revolutionen in den Freistaaten von Südamerika betroffen, hatten dessen Sturz herbeigeführt. Ganze Waarenlager waren in Rauch aufgegangen, andere ausgeplündert worden. Eine Schiffsladung fand in den Wellen des Meeres einen jener Abnehmer, welche von Haus aus nicht an Zahlung denken, und die Versicherungsgesellschaft, welche die Bürgschaft übernommen, war fallit geworden, und dergleichen Unglücksfälle mehr.

Auch das Concurrenzgeschäft unter der Firma Baldasius Erben und Compagnie hatte aus denselben Ursachen große Verluste erlitten, aber es blieb fortbestehen, theils weil dieses Geschäft ein größeres eigenes Vermögen besaß, als das andere, theils weil die Regierung, welche dem Chef desselben, Commerzienrath v. Bergwald, geneigt war, dem Geschäfte zu Hülfe kam.

Der kleine Commerzienrath Lauchgruber hatte den Fall seines Hauses nicht lange überlebt. Ungeadelt und vermögenslos starb er, nachdem sein hitziges, aufgeregtes Temperament früher schon seinen Geist gelähmt hatte.

Frau von Terklow sah sich von einem feindlichen Geschick zum zweiten Mal auf ihre kleine Pension beschränkt; denn ihr Schwiegersohn konnte seine Fähigkeiten nur als Angestellter bei einer Actiengesellschaft verwerthen, wo sein Einkommen nicht so bedeutend war, daß er, neben der Versorgung seiner Mutter und Ge-

schwister, noch etwas für seine verwöhnte Schwiegermutter, die adelsstolze Frau von Terslow, hätte thun können.

Mit meinem Kinde.

I.

Dein erstes Lächeln — wie wunderbar
Mir's in die Seele drang!
Nun jubelte erst durch's Vaterherz
Der Freude Hochgesang!

Dein erstes Lächeln sagte mir,
Daß schon in Dir allein,
Du lieblich, Du anmuthig Kind
Ein ganzer Himmel mein!

II.

Meines Kindes Aug' ist ein Sonnenschein —
Der findet den Weg in's Herz hinein,
Und lauern auch Sorg' und Gram davor —
Sein Lächeln öffnet des Herzens Thor!

Ein Blick in Dein Auge, Du süßes Kind —
Wie flieht, was die Seele quält, geschwind.
Wie richtet gestärkt sich auf mein Geist,
Dem Dein Lächeln der Mühe Preis verheißt.

Dein Auge verkündet mir eine Welt,
In die kein Schatten des Truges fällt,
Die in selbstloser Liebe mir zugethan
Und mit Rosen schmückt des Vaters Bahn!

So bin ich getrost in des Lebens Streit
Und gegen der Schwermuth Dämonen gefeit.
Was ich Schönes erringe — es ist ja Dein!
Und mir lohnt Deines Auges Sonnenschein!

Pforzheim. Ludwig Auerbach.

Zur abyssinischen Expedition

schreibt man der „Coburger Ztg." aus Gotha vom 10. Februar:

Bei der Zweifelsfrage: ob es der mit großen Opfern unternommenen englischen Expedition nach Abyssinien gelingen wird, den Hauptzweck des Krieges, die Befreiung der Gefangenen, zu erreichen, dürfte nicht uninteressant sein, was Herr Cameron selbst (der in Magdala von Kaiser Theodor gefangen gehaltene englische Consul) in einem kürzlich eingetroffenen Brief an Fürst Hermann zu Hohenlohe-Langenburg vom November v. J. schreibt. Der Fürst war seiner Zeit ein Reisegefährte des Herzogs von Coburg bei dessen Ausflug nach Mittel-Afrika gewesen, auf welchem sie in Begleitung des Herrn Cameron auch die abyssinische Gränze überschritten hatten. In Folge dessen hatte damals der Herzog durch Herrn Cameron dem Kaiser den herzoglichen Hausorden überreichen lassen, wofür sich Letzterer in einem seiner Zeit veröffentlichten originellen Schreiben bedankte. Als nun der Herzog später die Gefangenhaltung Camerons erfuhr, wollte auch er eine Intervention zu Gunsten desselben durch ein Privatschreiben an den Kaiser nicht unversucht lassen, und merkwürdig ist es immerhin, daß dieses Schreiben, von Aegypten aus, auf Kreuz- und Querwegen durch Inner-Afrika richtig an seine Adresse gelangt ist.

Der Brief des Herrn Cameron an Fürst Hohenlohe lautet in Uebersetzung:

Magdala, Abyssinien, im Gefängniß, 6. Nov. 1867.

Lieber Fürst Hohenlohe!

Sie werden von meiner schnellen Beförderung in der diplomatischen Laufbahn gehört haben, und wie ich, nachdem ich zwei Jahre attaché (par les jambes) war, mich nun als chargé des fers betrachten kann, wenn zwanzig Pfund Eisen an meinen Füßen mich zu dieser Auszeichnung berechtigen. Ernstlich, ich habe eigenthümliche Dinge erlebt seit wir uns zuletzt gesehen; aber ich denke, Sie kennen die schlimmsten Details aus einer oder der anderen Quelle. England hat gewiß alles gethan, um unseren königlichen Freund zu versöhnen. Wir warten jetzt ruhig, bis Truppen kommen, um uns zu befreien. Ich zweifle nicht an dem Erfolg, so lange die Bewegungen rasch sind. Weder der König noch sein Volk haben je wirkliche Gefahren zu bestehen gehabt, und ich bezweifle nicht, daß eine kleine Zahl unserer Leute hinreichen wird, ihnen die Einbildung von ihrer Macht zu benehmen, wenn sie rasch in das Herz des Landes vorrückt. Noch manches andere ist uns günstig, z. B. die Lage Magdala's. Allerdings könnten wir in Gefahr sein, von den hiesigen Soldaten in einer Panik getödtet zu werden; sie haben aber keinen Zufluchtsort, weil sie von Feinden umgeben sind, die ihnen nie erlauben würden, weder sich mit dem König zu vereinigen, noch um unsertwegen Rebellen zu werden. Wir zählen darauf, daß Mitte Januar die Sache zum Guten oder Schlimmen entschieden sein wird, und am Ende sind zwei Monate nicht lange nach vier Jahren in Ketten. Ich höre, daß die abyssinische Angelegenheit in England viel tadelnd besprochen wurde, und so viel ich urtheilen kann, haben böswillige Leute entweder im Land oder in Aegypten zu beweisen gesucht, daß ich an Allem schuld sei. Nichts kann unwahrer sein! Ich kam mit König Theodors Erlaubniß zum zweitenmal nach Abyssinien, und obgleich ich mit größter Vorsicht einem Streit mit ihm aus dem Wege ging, da er schon drei Monate zuvor durch die Bastonnade des Rev. Dr. Sterne mit Europa gebrochen hatte, so wurde ich doch am Ende vom Krankenbett aus in Ketten gelegt, weil ich ihm einen sehr respectvollen Brief schrieb, mit der Bitte, mir zu erlauben, auf meinen Posten zurückzukehren, wie mir befohlen worden sei. Ich denke übrigens, die Wahrheit wird unterdessen an den Tag gekommen sein, obgleich ich selbst nicht viel geschrieben habe. Haben Sie den gütigen Brief des Herzogs von Sachsen-Coburg gelesen, den er an König Theodor meinetwegen schrieb? Es ist unmöglich, ihm genug dafür zu danken. Er wird sich freuen, zu hören, daß der arme Schiller und seine Gefährten von ihren Handeisen befreit sind. Der König läßt sie für ihn arbeiten, jedoch in Fußeisen.

Mit meinen herzlichsten respectvollsten Empfehlungen an den Herzog, die Herzogin und Prinz Leiningen bin ich rc.

C. Duncan Cameron.

Die Einnahmen und Ausgaben der Meere.

Wie jeder geregelte Haushalt hat auch jedes Meer ein Einnahme und ein Ausgabe-Conto. In das erstere müssen die Wassermengen eingetragen werden, die ihm durch den niederfallenden Regen und von den einmündenden Flüssen zugeführt werden. Seine Ausgaben hingegen bestehen in der Verdunstung, die fortwährend an seiner Oberfläche stattfindet.

Ueber das Verhältniß, in dem die Einnahmen und Ausgaben zu einander stehen, hatte der Amerikaner Maury die Ansicht aufgestellt, daß sich beide gerade decken, daß also jedem Meere durch Regen und von den Flüssen jährlich so viel Wasser zugeführt wird, als es in jedem Jahre durch die Verdunstung verliert.

In einer sehr interessanten Arbeit hat nun Nowak am Kaspischen Meere die Probe auf dieß Exempel gemacht. Er berechnete zuerst als erste Einnahmequelle die Regenmenge, die diesem Meere jährlich zugeführt wird, und fand dieselbe so groß, daß sie die ganze Oberfläche des 8400 deutsche Quadrat-Meilen großen Meeres mit einer Wasserschicht von 27 Zoll Dicke bedecken würde. Dazu addirte Nowak die Wassermenge, die die Flüsse zuführen; und zwar bringt die Wolga allein jährlich 273,000 Millionen Cubik-Meter Wasser und alle übrigen Flüsse zusammen mindestens ebensoviel. Vertheilt man diese in Cubik-Metern gefundene Wassermenge wieder über die ganze Meeresoberfläche, so gibt sie eine Schicht von 42½ Zoll Dicke. Im Ganzen also erhält das Kaspische Meer jährlich eine Wassermenge, die, über seine ganze Oberfläche vertheilt, den Wasserspiegel um 69½ Zoll erhöhen müßte. Den Wasserverlust durch Verdunstung bestimmte er nach den für das Mittelländische Meer beobachteten Zahlen. Dort beträgt die jährliche Verdunstung eine Wasserschicht von 36½ Zoll. Nahm nun Nowak für die Verdunstung des Kaspischen Meeres dieselben Werthe an, und dieß durfte er, weil beide Meere ungefähr unter denselben Breitegraden liegen, so kam er nach Abzug der Ausgaben von den Einnahmen zu dem Resultat, daß der Wasserspiegel jährlich um 33 Zoll steigen müßte.

Es folgte demnach aus dieser Berechnung, daß die Ansicht von Maury über die Gleichheit der Einnahmen und Ausgaben für das Kaspische Meer wenigstens eine falsche sei.

Aber auch das Resultat, das Nowak erhielt, daß nämlich das Meer jährlich um 33 Zoll steige, stimmte mit der Wirklichkeit nicht überein. Vielmehr hatte er selbst in Uebereinstimmung mit anderen Forschern gefunden, daß das Niveau des Kaspischen Meeres jährlich, wenn auch um eine kleine Größe, sinkt.

Es drängte sich also die Frage auf, wo die so bedeutenden überschüssigen Wassermengen hingerathen?

Nowak gibt darauf in seiner Arbeit folgende Antwort: Das überschüssige Wasser fließt durch Spalten des Meeresgrundes nach einem großen unterirdischen Hohlraum. In diesem Hohlraum, den wir uns in sehr großer Tiefe denken müssen, wird das Wasser durch die ungeheure Hitze des Erdinnern theils chemisch zersetzt, theils in einer großen Circulation nach den fernsten Gegenden getrieben, um die vielen Quellen der Erdoberfläche zu speisen. Da nun die Quellen ihr Wasser den Flüssen anvertrauen, die es wieder dem Meere zuführen, so sehen wir hier ein gutes Muster eines praktischen Wirthschaftssystems verwirklicht, denn es werden hier die Ueberschüsse der Haushaltung dazu verwendet, die Einnahmequellen anderweitig zu vermehren.

Mannichfaltigkeiten.

(**Eine halbe Stunde schrecklicher Angst**) hat ein zehnjähriges Kind in der vergangenen Woche zu Berlin ausgestanden. Dasselbe ist die Tochter eines Butterhändlers in der Oranienstraße, der in früher Morgenstunde mit seiner Frau seine Wohnung zu verlassen pflegt, um die Märkte zu beziehen. Das Kind bleibt dann allein in der Wohnung zurück, welche der Sicherheit wegen in der Regel von den Eltern verschlossen wird. Dieß war auch an einem Tage der vorigen Woche geschehen: der Butterhändler war mit seiner Frau gegen 5 Uhr des Morgens aufgebrochen und hatten ihr Töchterchen im Bette liegend zurückgelassen. Gegen 8 Uhr Morgens, als es im Hause lebendig geworden war, bemerkt einer der Hausbewohner, der an des Butterhändlers Wohnung vorübergeht, daß dieselbe gewaltsam erbrochen ist; verwundert hierüber, tritt er ein und findet drinnen ein Bild vollständiger Verwüstung. Kasten und Kisten waren aufgerissen und alles nur einigermaßen Transportable von den Einbrechern, die hier einen Besuch abgestattet hatten, fortgeschleppt worden. Niemand war in der Wohnung zu erblicken als das Kind, welches, noch alle Zeichen der Angst und des Entsetzens an sich tragend, im Bette lag. Dasselbe erzählte, welche schreckliche Augenblicke es verlebt hatte, und die ganze Sachlage läßt keinen Zweifel an der Wahrheit der Mittheilung des Kindes aufkommen. Kurze Zeit, nachdem die Eltern die Wohnung verlassen, wurde die Kleine durch ein Geräusch an der Thür erweckt; bald darauf wird letztere gesprengt und herein treten zwei dem Kinde unbekannte Kerle. Diese machen sich sofort daran, Kisten und Kasten zu erbrechen und was sie finden, zusammenzuraffen. Als sie in die zweite Stube treten, erblicken sie das bis zum Tode erschreckte, im Bette liegende Kind, und der eine der Strolche äußerte zu dem anderen: „Du, die könnte uns verrathen; wär's nicht besser, wenn wir sie kalt machten?" Der Andere erwidert: „Meinst Du?" ohne sich jedoch bei dem Aufräumen des Zimmers stören zu lassen. Während Beide bei der Diebsarbeit beschäftigt sind, sprechen sie mit entsetzlicher Ruhe darüber, ob es besser sei, die im Bette liegende Kleine zu tödten, bis endlich die Ansicht des Einen siegt, daß der Mord nicht nöthig sei. Man kann sich denken, welch fürchterliche Pein das arme Kind ausstand, welches eine solche Berathung mit anhören und das Plündern der elterlichen Wohnung mit ansehen mußte. Nach vollbrachtem Diebstahl entfernten sich beide Kerle, und es ist bis jetzt nicht gelungen, ihrer habhaft zu werden.

(**Eine gewichtige Frau.**) Der „Ztg. f. Norddtschld." schreibt man aus Altenau in Hannover: Vor einigen Tagen wurde hier eine Frau begraben, die weit und breit ihres Gleichen nicht hatte, denn sie wog 420 Pfund. Ohne vorher im mindesten krank gewesen zu sein, starb sie eines plötzlichen Todes, vermuthlich am Schlagfluß. Sie stand hoch in den Vierzigen, war aber trotz ihrer Schwere keineswegs unbeholfen und galt sogar für eine gute Tänzerin. Ihre Größe war dem Umfange entsprechend und deßhalb die colossale Erscheinung durchaus nicht unschön. Obwohl der Sarg im Innern eine Breite von 3 Fuß gehabt, hat man doch die Leiche auf die Seite legen müssen und die zwölf Träger des Sarges haben die größte Mühe gehabt, den Sarg auf den schlechten Wegen, welche bergan zu unserm Kirchhofe führen an die Ruhestätte zu bringen.

(**An die rechte Adresse.**) In dem Begleitschreiben, mit welchem die Königin Isabella eine geweihte Rose vom Papst erhalten, heißt es u. A.: „Wir wünschen Dir, geliebte Tochter, durch ein ewiges Zeichen unsere Liebe zu bezeigen für Deine dem heiligen Stuhle geleisteten Dienste und Deine großen Tugenden; die Rose ist mit Balsam und Muscat begossen, als Symbol des guten Geruches Christi, den Alle, welche an der Spitze der Gesellschaft stehen, durch ihre Handlungen und Sitten ausströmen sollten ꝛc.!"

(**Die Seestadt Leipzig.**) Wenn das alte Bänkelsängerlied von der „großen Seestadt Leipzig" singt, so läßt man sich das gefallen; dagegen mußte man unwillkürlich lächeln, als in der neulichen Sitzung der Leipziger Handelskammer eine Zuschrift aus Havre verlesen wurde, in welcher die Stadt Leipzig, die man unverkennbar dort für eine große Seestadt hält, zur Betheiligung an der daselbst abzuhaltenden maritimen Ausstellung allen Ernstes eingeladen wird.

„Die Frankfurter Lokalstücke.“

Jemehr das alte Frankfurt in den Staub sinkt, desto dankenswerther ist jeder Beitrag, der geeignet ist, die Traditionen der goldenen Tage von Aranjuez, die nun dahin sind, frisch und lebendig zu erhalten. Als einen solchen Beitrag dürfen wir das vor Kurzem erschienene Buch „Die Frankfurter Lokalstücke auf dem Theater der freien Stadt 1821—1866“ bezeichnen. Das Buch stammt aus der Feder des weit renommirten Kunstveteranen C. F. Hassel, in dessen Person das alte, nunmehr untergegangene Frankfurt gleichsam verkörpert ist. Es ist in der That ein merkwürdiger Zufall, daß Hassel fast zu derselben Zeit aus seiner langjährigen Wirksamkeit ausschied, zu der Frankfurt seine freistädtische Selbstständigkeit, deren kleinbürgerlichen Typus Hassel in seinen Hampelmännern darstellte, verlor. Es ist fast, als ob Hassel, der nicht bloß auf der Bühne, sondern auch im Leben ein guter Frankfurter war, ein Vorgefühl gehabt habe, daß die Zeit der alten Frankfurter Herrlichkeit und des alten Frankfurter Bürgerselbstgefühls vorüber und somit auch ihm der Boden unter den Füßen weggezogen sei.

Durch den Rückblick auf seine lange und erfolgreiche Lebens- und Künstler-Laufbahn hat sich der Autor der „Frankfurter Lokalstücke“ ein großes Verdienst um die Geschichte nicht bloß des Frankfurter, sondern des Theaters seit Anfang dieses Jahrhunderts überhaupt erworben. Denn er gibt mehr, als er auf dem Titel verspricht. Die Geschichte der Frankfurter Bühne ist natürlich innig verknüpft mit den verschiedenen Zeitströmungen und Kunstanschauungen und Hassel versteht es, als feiner Beobacht r von Welt und Menschen und als Mann, welcher der Feder wie des Wortes gleich mächtig ist, diese allgemeinen Bezüge in vorzüglicher Klarheit und Anschaulichkeit ins rechte Licht zu setzen. Ganz besonders aber wird das Buch die älteren Frankfurter Theaterfreunde interessiren, denen in diesen Blättern nicht nur die Kunstgeschichte der letzten Decennien entgegentritt, sondern die auf jeder Seite des Buches auch alten und lieben Bekannten in photographischer Treue und Aehnlichkeit begegnen werden.

Literarhistorisch höchst interessant ist der Nachweis, daß fast alle Frankfurter Lokalstücke ursprünglich dem Französischen entlehnt sind und daß Malß selbst, der Schöpfer dieser Gattung, gar keine eigentliche dramatische Productionskraft, sondern nur die seltene Gabe geistvoller Lokalisirung gegebener dramatischer Vorwürfe hatte.

Indem wir den Memoiren des Herrn C. F. Hassel die allseitige Beachtung, die sie verdienen, von Herzen wünschen, können wir nicht umhin, dem allseitig laut gewordenen Wunsche, den rüstigen Kunstveteranen wieder einmal auf der Bühne zu sehen, Worte zu leihen.

Zum Schlusse theilen wir in Nachstehendem das am Ende der Hassel'schen Schrift befindliche Verzeichniß sämmtlicher Frankfurter Lokalstücke mit, das umsomehr Interesse für Frankfurt hat, als deren Anzahl größer ist, wie man gewöhnlich annimmt. Viele davon sind freilich Eintagsfliegen geblieben.

Benennung der Stücke.	Verfasser.	Aufführungen.
1. Der alte Bürgercapitain	Malß	105
2. Das Fest der Handwerker	Demselben	33
3. Ein Stündchen im Tivoli	Demselben	10
4. Die Landpartie nach Königstein	Demselben	146
5. Hampelmann im Eilwagen	Demselben	89
6 Hampelmann sucht ein Logis	Demselben	71
7. Die Jungfern Köchinnen	Demselben	20
8. Die Brunnenfahrt	Ungenannt	2
9. Die Quartierschule	Idem	2
10. Die Erbin von Bockenheim	Idem	1
11. Hampelmann als Schauspieler	Hassel	1
12. Ein Glas Eppelwein	Hallenstein	30
13. Hampelmann's galante Abentheuer	Demselben	4
14. Die Kartenschlägerin	Demselben	2
15. Peter in der Fremde	Demselben	1
16. Mitten in der Nacht	Hassel	2
17. Das Duell in der Haasengasse	Demselben	1
[illegible] Familienzwist und Frieden	Demselben	20
18 Ein Abentheuer des Herrn Hampelmann	Hallenstein	36
19. Hampelmann im Wäldchen	Demselben	3
20. Hampelmann auf Freiersfüßen	Hassel	30
21. Die Berliner in Sachsenhausen	Ungenannt	1
22. Der falsche und ächte Hampelmann	Hallenstein	4
23. Herrn Hampelmann's industrielles Unternehmen	Demselben	6

Frankfurt, 28. Februar

Der Verein zur Förderung baulicher Interessen hielt gestern Abend seine Monatssitzung. In derselben kam die Angelegenheit des F. von Bethmann-Denkmals zur Sprache. Der Verein hatte nämlich im Jahre 1863 die Initiative zur Errichtung eines Denkmals für diesen ächten Frankfurter Bürger ergriffen. Sammlungen fanden statt, welche in reichlicher Weise ausfielen, und wurde schließlich Herr van der Launitz mit der Ausführung des Denkmals beauftragt. Bis Dato hat der Verein noch nicht erfahren können, woran es liegt, daß das Denkmal noch nicht abgeliefert ist. Man glaubte deßhalb diesen Gegenstand aufs Neue um so mehr anregen zu sollen, als es am 31. October dieses Jahres hundert Jahre sind, daß Simon Moritz v. Bethmann geboren wurde. Man gab sich der Hoffnung hin, daß wenigstens bis zu Ende October das Denkmal enthüllt werden möge. — Schließlich wurde eine Commission mit dem Rechte der Cooptation ernannt, welche sich mit der eventuellen Wiederaufnahme der städtischen Bauprojecte befassen und womöglich in der nächsten Monatssitzung über diesen wichtigen Gegenstand Bericht erstatten soll.

Ein Künstlerpaar, das aufs Wärmste empfohlen wird, beabsichtigt dahier ein Concert zu veranstalten. Zur Einführung desselben theilen wir mit, was die „Badische Landeszeitung“ aus Karlsruhe über Herrn und Frau Rossel sagt: Das am 15 Februar stattgefundene dritte Concert des Cäcilienvereins gewährte durch das Auftreten fremder musikalischer Gäste besonderes Interesse. Herr Rossel, welcher Präludium und Fuge, sowie Gavotte von Johann Sebastian Bach, und später den Teufelstriller von Tartini nebst Paganini's Hexentanz spielte, bewährte sich als einen hervorragenden Violinspieler, gleich gewandt in den Künsten der Virtuosität, wie des classischen Vortrages, Vorzüge, welche durch einen innigen, durchaus edlen Ton wesentlich gehoben werden. Frau Rossel besitzt eine zwar nicht starke, aber gleichmäßig in ihren Registern ausgebildete Sopranstimme von enormer Höhe und Ausdehnung (a bis dreigestrichenes f), welche es ihr möglich machte, sogar die Arie der Königin der Nacht aus Mozart's „Zauberflöte“ ohne das bei anderen Sängerinnen so häufige Transponiren zu singen.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Die Enthüllung des Lutherdenkmals wird am 24., 25. und 26. Juni d. J. in Worms stattfinden. Schon trifft das zahlreicher gewordene Comite mit anerkennenswerther Umsicht Anstalt zur Aufnahme der jedenfalls zahlreich erscheinenden Gäste, ebenso für das abzuhaltende Concert. Wahrscheinlich tragen hiesige Vereine in Verbindung mit auswärtigen das Oratorium „Paulus“ vor. Die gesammte Bürgerschaft zeigt sich in schöner Eintracht zu Opfern aller Art bereit, so daß dem herrlichen Feste das günstigste Prognosticon bis jetzt gestellt werden kann.

„**Deutsche Dichter** des sechzehnten Jahrhunderts“, herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann (Leipzig, Brockhaus). Der zweite Band (vergl. d. Bl. Nr. 16 v. J.) führt in ein interessantes Gebiet ein, das dramatische nämlich, welchem auch die ausführliche Einleitung gewidmet ist. In dem ersten Jahrhundert der Reformation wirkte diese begreiflicherweise auch auf dieses Gebiet des Volkslebens ein und steht in geschichtlicher Wechselwirkung mit ihm. Manches mahnt in eigenthümlicher Weise an die jüngste Gegenwart, so z. B. der klagende Hohn eines Schweizers, daß die Pfaffen das ihnen für den Ablaß gegebene Geld des beschwindelten Volkes zum Solde für „Reisknaben“, d. h. päpstliche Zuaven, verwenden. Die künstlerische Form dieser Stücke liegt unserem Geschmacke freilich ferne; aber auch in ihr, wie noch mehr in dem Inhalte, spiegelt sich deutlich die äußere und innere Geschichte jener Zeit.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 29. Febr.: Die Schwätzerin von Saragossa, komische Operette in 2 Acten, nach dem Französischen des Charles Nuitter von Carl Treumann. Musik von J. Offenbach. Vorher: **Sperling und Sperber**, Schwank in 1 Act von C. A. Görner.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 103.)

Sonntag, 1. März: Der Prophet, große Oper in 5 Acten nach dem Französischen des Scribe. Musik von Meyerbeer.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 104.)

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Ritz. — Druck und Verlag: Helfer & Rahm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 61. Sonntag, den 1. März 1868.

Die Zithernschläger. *)

Eine Dorfgeschichte aus Oesterreich von August Silberstein.

1.
Bei Haus und Hof.

Die Glocke der Dorfkirche läutete hell und feierlich den Mittag über das Dorf dahin. Vom Kirchthurme klang es über die sonnig beschienenen Dächer, in die geöffneten Fenster, deren Scheiben glitzerten, und zu dem grünen Wald mit den bunten Wiesen und Feldern ringsum.

In einem Hause, beim Obermaier, stand eine zahlreiche Familie um den gedeckten Tisch, welcher seine starken Füße stramm nach auswärts stemmte. Teller und Schüssel, vom spiegelblankesten Zinn, reiheten sich in langen Zeilen auf der Tischplatte schnurgerade dahin, und neben jedem Teller kreuzte sich ein glänzendes Eßbesteck, an dem die schwarzen Griffe noch mit Zinnplättchen geziert waren. Das Tischtuch hing von allen Seiten um den langen Tisch noch reichlich hinab, seine blendende Weiße durch den eingewebten, rothen Streif um so besser zeigend. Dieß deutete auch auf Wohlstand und sorgliches Hauswesen.

Rings um den Tisch standen, wartend, Söhne und Töchter, vom Jünglings- und Mädchen- bis zum Kindesalter. Neben ihnen, mehr dem unteren Ende zu, waren Knechte und Hausmägde da. Die männlichen Haus- und Tischgenossen hatten die Köpfe entblößt; die weiblichen versuchten bereits die Hände zu falten. Niemand sprach mehr ein Wörtlein. Alle harrten sie, wie auf einen feierlichen Augenblick.

Da öffnete sich die Nebenthüre, und herein trat der Hausherr. Eine hohe, kräftige Bauerngestalt, mit bereits grau gemengten Haaren.

Er nahm seine grünsammtene Hausmütze schon vom Kopfe, als er in die Thüre trat, und ließ diese offen. Die Hausleute in der Küche sollten auch hören und mitsprechen.

Die Glocke hallte noch immer feierlich vom Thurme.

„Nun, Herr Schulgehilf', wo sind Sie?“ frug der aufrechte Mann, um sich sehend.

Und bei dieser Anrede trat ein junger Mann bescheiden an der Seite der Knechte hervor.

„Belei'!“ sagte der Bauer, artig verweisend, „der Lehrer gehört obenan, wenigstens an die Seite vom Hausherrn. Da, da ist Euer Platz, Herr Schulgehilf'. Hab's immer so gehalten. Bei Eurem Vorgänger war's ebenso. Und Euch gebühret auch die Ehre des Vorbetens. In Gottes Namen wollen wir anfangen!“

Der Schulgehilfe ging nicht sofort von seinem Platze, sondern faltete die Hände ineinander und begann mit lauter Stimme:

„Vater unser, der Du bist ....“

Er sprach das Tischgebet so ganz durch.

Alle falteten die Hände, Alle sprachen laut den Segen und Dank vor der Mahlzeit. Auch von der Küche tönte es mit herein, und die Glocke von dem Kirchthurme gab, in der sommerlich klaren, weithintragenden Luft, den rechten Klang dazu.

Nach dem kräftigen „Amen!“ begann ein Stühlerücken, und im Nu saßen Alle rings um den langen Tisch.

In demselben Augenblicke erschien aber auch die Hausmutter mit einer blanken zinnernen Schüssel, aus welcher der Dampf wirbelte, und eine Tochter setzte eine zweite ähnliche Schüssel mehr an das untere Ende des Tisches.

„So, Schullehrer!“ sagte der Bauer, welcher oberan am Tische saß. Er rückte dem Genannten dabei höflich den ersten Stuhl an der Längsseite rechts. Zur linken Seite setzte sich die Bäuerin nieder, neben ihr die Tochter und alle weiblichen Hausgenossen, so wie rechts alle männlichen nach der Reihe folgten.

Kaum saßen Alle um den Tisch und begannen ihr Mittagsbrod zu verzehren, da flog eine Schwalbe durch das Fenster herein. Sie setzte sich auf ein Brettlein, das an einem Balken der Stubendecke angenagelt war und bereits zu ihrem häuslichen Rechte gehörte. Die zweite Schwalbe kam bald nach, setzte sich neben die Gefährtin, und Niemand verwunderte sich über ihr Dasein, oder ihr rastloses Schwätzen und Zwitschern.

Sie hatten im Frühling versucht, sich da traulich anzusiedeln, und der Hausmann hatte Allen eingeschärft, die lieben Thierlein ja nicht zu stören, denn sie bringen Segen in's Haus und schützen vor Feuersgefahr. Ja, so lange sich Schwalben in einem Hause und Zimmer niederlassen, bedeute das, es seien gute Leute da; wenn es einmal schlimm hergehe und unfriedlich bestellt sei, so zögen sie ohnehin fort.

Eine Fensterscheibe, welche Tag und Nacht offen blieb, sicherte den lieben Hausthierchen den freien Ein- und Ausflug.

Auch der Schullehrer wendete sich nimmer nach den Schwälblein, die freudig fortzwitscherten, als wünschten sie gesegnete Mahlzeit. Er kannte sie bereits.

„Seht“, sagte der Bauer, zwischen Essen und Sprechen seine Zeit theilend, „wenn's mir nachginge, müßte das längst anders mit der Schul' und den Lehrern bestellt sein! Das Kostgeben von Woche zu Woche bei dem Ein' und Andern, heißt nix! Mich g'freuts, wenn Ihr da seid. Wo so Viele sind, hat auch noch Einer immer genug. Und mir ist's eine Ehr'. Aber es gibt Hausleut', die nit so denken. Und einmal ist man nit zu Haus, sondern auf dem Feld, und ein andersmal gibt's mürrische Leut'. Ich schätz' die Schulmeisterei, wie die Seelsorg', und es sollt' den Schulmeistern auch so geh', wie den Pfarrern. Der Himmel und die Erd'

---

*) Vor Nachdruck wird gewarnt. D. Red.

brauchen hold jed's Leul', und da gehört dem Schulmeister sein recht's Theil. Von Woche zu Woche bald da, bald dort seinen Tisch und sein Brod suchen mussen; das ist für die Lehrer, und ob sie jetzt Unter- oder Oberlehrer heißen, nix! Die Kinder lernen nit unten und nit oben. Was Eins zu wissen hat, muß es lernen!"

Der junge Schulgehilfe nickte sehr bescheiden und richtete sein etwas erröthetes Gesicht nach dem sprechenden Hausherrn. Es schien, als ob er nun auch reden wollte. Aber der im Sprechen Begriffene nahm nun gleich wieder das Wort.

„Aber ich bin nit allein in der Gemeinde, und wenn ich Alle hätt' meines Sinn's machen können, hätt' ich's schon gethan. Aber, das hängt am Schlendrian, ja glaubt, es würd', da der Schulmeister schon im Schulhause versorgt sei, dem zweiten Lehrer eine Ehr' erwiesen. Dann erweis' ich meinem Garten auch eine Ehr', wenn ich ihn begieß'. Er lohnts ja, er trägts ja!"

„Recht schön bedankt", sagte der junge Schulgehilfe, „für die gute und schöne Meinung!"

„Ja", warf die Bäuerin ein, „wenn's nur immer so gerathen thät mit den Kindern, und wenn sie's so gut aufnehmen thäten, wie das, was in den Beeteln wächst. — — Nicht wahr, Florl", wendete sie sich zu dem jüngsten Knaben, „Du gehst lieber in's Feld und in Wald, als in die Schul'?"

Der Knabe lachte verschämt und griff verlegen zu einem neuen Bissen.

„Er ist brav", sagte der Schullehrer, „ich muß ihm das Zeugniß geben, daß er aufmerksam zuhört und schon was weiß!"

Der Knabe richtete sich auf seinem Sessel etwas strammer zurecht und ergriff den Löffel fester.

(Fortsetzung folgt.)

Englands zukünftiger Premier. *)

London, 23. Februar.

Von dem Großvater des jetzigen Earl v. Derby erzählt man, daß, als er auf dem Todtenbette lag, er sich kurz vor seinem Hintritte noch an einem Hahnenkampfe vergnügte, den er im Sterbezimmer hatte veranstalten lassen. Weidlich hackten sich die Verkünder des Morgens mit ihren angeschnallten Sporen, bis sie zerzaust und leblos dalagen. Dann verschied auch der würdige Edelmann: er hatte sein Leben lang den „Sport" gar sehr geliebt und wollte ihn bis an sein seliges Ende nicht missen. Ein menschlicher — oder sollen wir lieber sagen, ein unmenschlicher? — Hahnenkampf hat in diesen letzten Tagen um das Schmerzenslager des auf den Tod erkrankten Premiers gespielt. Es handelte sich darum, ob Lord Stanley, der Sohn des Tory-Führers und gegenwärtig Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten, oder Benjamin Disraeli, Ihrer Majestät Schatzkanzler, mit dem Amtsmantel des dahinsiechenden Ministers bekleidet werden solle. Wer weiß, ob der edle Earl, trotz schwer plagender Gicht und drohender Todesnähe, sich des Schauspiels nicht gar erfreute? Die Stanleys haben seit alten Zeiten stets als große Raufbolde gegolten. Dem Wahlspruche ihres Geschlechtes: „Sans changer" sind sie darin immer treu geblieben — freilich auch nur darin; denn im Uebrigen haben sie sich bald auf dieser, bald auf jener Parteiseite getummelt und sind oft gegen ihre bisherige Genossen mit einer Plötzlichkeit angestürmt, wie wenn ein strammer Bulle in einen Porcelanladen fährt.

Auch Eduard Geoffry, der vierzehnte Earl of Derby, hat diesen Familienzug der Kampflust, und er ist bei ihm, noch bis in die neueste Zeit herein, mit einer Freude am Unfug verquickt gewesen, die zu der Vorstellung von der ehrbaren britischen Erbweisheit gar nicht paßt. Die Geschichte war ihm, als er seiner Zunge noch ganz freien Lauf ließ, ein bloßer „Jux". Die Politik betrachtete er als einen „hübschen Skandal". Seine Unwissenheit bekannte er in jenen leichtfertigen Tagen mit cavaliermäßigem Gusto. Die Erdkunde beschränkte sich bei ihm auf den Rasen, wo die Wettrennen stattfinden. Von den Sprachen, in welchen die gewöhnlichen Menschenkinder nicht genau bewandert sind, war ihm die Pferdesprache am geläufigsten. Daß er nichts gelernt habe, nichts lernen wolle, nichts zu lernen brauche, sagte er Jedem, der es hören wollte; auch Solchen, die es gar nicht gern hörten. Nachdem er jedoch die Zügel der Regierung einmal in die Hand genommen — und das war ihm gerade so viel, als ob er die Zügel eines Roßgespannes ergriffe — da machte er sich den Spaß, seine Cabinets-Mitglieder schaarenweise zu Oxforder Doctoren schlagen zu lassen. Neuerdings hat er sogar den Homer übersetzt! So sagt man wenigstens, denn das Buch ist wirklich erschienen; es hat also Niemand ein Recht, daran zu zweifeln — ausgenommen er selbst und vielleicht noch Jemand.

Seines Vaters unähnlicher Sohn ist Lord Stanley. „Ein junger Mann ohne Jugend" trat er mit zweiundzwanzig Jahren ins Unterhaus ein; denn in diesem sonderbaren Lande, wo man als starker Sechziger im besten Alter steht und wo das Wort „Greis" gar nicht in der Sprache zu finden ist, fangen die Aristokraten-Söhne ihre staatsmännische Laufbahn zu einer Zeit an, wo man in einigen anderen Ländern noch nicht einmal das Wählerrecht hat. Gesetztheit des Benehmens zeichnete den Sohn Derby's schon früh aus. Auch galt er bald als ein Meerwunder von Gelehrsamkeit, woran vielleicht der Gegensatz zu seinem Vater theilweise schuld war, theilweise auch ein wirkliches Bestreben, sich einen selbstständigen Einblick in Staatsangelegenheiten zu erwerben. Ungleich seinem der Geographie feindlichen Vater, machte der Sohn Reisen in Amerika, Asien und Afrika und suchte — wie Whitty, der Verfasser der „Politischen Brustbilder" (Political Portraits) schelmisch bemerkt — der geistigen Stockung, die er sich auf der Hochschule angesessen hatte, durch eine regelmäßige Blaubücher-Diät loszuwerden: allerdings ein verzweifeltes Mittel!

An intellectuellen Größen ist der hohe englische Adel nicht überreich. Das Erscheinen eines solchen Gelehrten, wie Stanley, wurde daher mit Verwunderung begrüßt, und man konnte unschwer prophezeihen, daß dieser Mann dereinst eine Rolle spielen werde; denn von Hochedelgeborenen lassen sich die Engländer stets vorzugsweise gerne regieren und leiten. Für den Bürgerlichen steht die Chance weit, weit im Hintergrunde, und kann man sich ihm nicht länger vorenthalten, so umhüllt man ihn gleich mit einem Adelstitel, um ihn mit den Interessen der regierenden Kaste zu verflechten.

Eine achtbare Mittelmäßigkeit ist Lord Stanley, nichts mehr und nichts weniger; eine Mittelmäßigkeit, die nur durch den Glanz der Geburt über den Schwarm der Gleichstrebenden emporgehoben wird. Eine gewisse Volksthümlichkeit hat er sich zu erwerben gewußt, indem er an der Beförderung allgemein humanitärer Zwecke Interesse nahm und für mancherlei Verbesserungen in der Lage der arbeitenden Classen das Wort ergriff. Seitdem der Mittelstand dem Grundadel etwas mehr auf den Leib gerückt ist, hat sich der letztere bemüht, Bundesgenossen bei Denen zu suchen, die „da unten wimmeln ohne Brod und Recht". Die Allianz zwingt gelegentlich die Selbsucht des beweglichen Capitals zu größerer Billigkeit; manchmal jedoch ist dieß ungleiche Bündniß nichts weniger als der Freiheit förderlich. Nun ist zwar Lord Stanley kein großer Machiavell, indessen solche Classenkniffe lernen sich beinahe unbewußt, und so hat denn auch er in dieser Richtung bald nützlich, bald schädigend gearbeitet. Man braucht ihm deßhalb keine großen

*) Aus der „N. Fr. Pr."

Pläne zuzuschreiben oder besonders schlimme Beweggründe unterzuschieben.

Geistig bedeutender, aber von unzweifelhaft diabolischem Zug, ist der Mann, der seit Jahren das eigentliche geistige Haupt der Tory partei vorstellt — Benjamin Disraeli, dieser unenglischste aller Engländer. Er hat in Abkunft, in Denkweise, in Gefühlen nichts, unbedingt nichts mit der Classe gemein, zu deren Führung er sich mit akrobatischer Gelenkigkeit aufgeschwungen hat. Im Grunde erhält sich dieser homo novus satyrisch zu aller Welt. Er ist der verkörperte Hohn. Es steht ihm an der Stirn geschrieben, daß er an nichts einen Antheil nimmt. Er hat sich einen Platz am Bankette des Lebens sichern, er hat eine Rolle spielen wollen — und das ist ihm, der gegen die heftigsten aristokratischen Vorurtheile anzukämpfen gehabt hat, vollkommen gelungen. Ein „geistreicher Mensch" ohne Zweifel, ist er heute der anerkannte, unentbehrliche Führer der „stupiden Partei", wie John Stuart Mill die Stock-Conservativen nicht unglücklich getauft hat.

Disraeli begann als Radikaler. Vielleicht wollte er sich nur furchtbar machen, um sich später desto besser verkaufen zu können. Damals schrieb er in seinem „Revolutionären Epos", indem er dem Dolche des Römers und dem Pfeile des Schweizer Landmannes ein Loblied sang, die denkwürdigen Worte: „Gesegnet sei die Hand, die muthig schwingt den königmörderischen Stahl, der rächen soll eines Volkes Leiden mit Tyrannenblut!"

Rasch erfolgte jedoch die Umwandlung. Der Abtrünnling hatte sich vorgenommen, in den Generalstab der britischen Aristokratie sich den Weg zu bahnen, und nicht die schnödeste Behandlung, die ihm anfänglich von Denen zu Theil wurde, deren Interesse er verfechten wollte, konnte ihn von diesem Vorhaben abbringen. Keine mächtige Protection stand ihm zur Seite; er hatte lediglich sein Mundstück und war nur Gehirnbesitzer. „Auf welchem Standpuncte stehen Sie?" rief ihm einst ein Wähler in Schrewsbury zu. „Auf meinem Kopfe!" war die Antwort des politischen Jongleurs. Der Jongleurs-Charakter, die Cagliostro-Manier ist Disraeli lange geblieben. Das war es aber gerade, was die „stupide Partei" — bei allem Widerwillen, den sie gegen diesen fremden Zauberer, gegen dieß ägyptisch-räthselhafte Wesen empfand — in der Zeit der Krise und der Gefahr immer wieder zwang, seine Hülfe anzunehmen. Man schrieb dem Wundermanne eben gar große Künste der politischen Medicin zu.

Wer ihn einmal hat sprechen hören, der wird gewiß die Ueberzeugung mit sich nehmen, daß Benjamin Disraeli, der Vertheidiger von „Krone, Kirche und Staat", nur eine Maske ist. Maskerade ist es auch, wenn er als Squire in Buckinghamshire — der Grafschaft, die einst John Hampden vertrat — als britischer Tityrus unter dem Buchenschatten liegt und auf einer Rohrpfeife bläst. Kein tieferer Zug verknüpft ihn mit diesem englischen Localleben. Er ist Weltbürger, aber im schlimmsten Sinne des Wortes; er hat seine Sache innerlich auf nichts gestellt, um äußerlich desto mehr zu werden. Er vertheidigte die volksbedrückerischen Korngesetze zur Zeit, als es ihm persönlich von keinem andern Vortheile sein konnte, als daß er sich dadurch eine Staffel zu errichten glaubte, auf der er zur Gunst der hohen Aristokratie aufsteigen könne. Um Volkswohl im Kleinen hat er sich überhaupt nie gekümmert; und im Großen treibt er's eben nur so, wie es gerade seinen eigenen politischen Prospecten günstig ist. Die Handumkehr, die er in der Stimmrechtsfrage im vorigen Jahre so geschickt ausgeführt hat, war ein ächtes Döbler- und Bosco-Stück, ins Politische übertragen. Man kann dergleichen noch mehr von ihm sehen. Es wird sich dabei nicht selten erweisen, daß er beide Parteien betrügt, zwischen die er sich gestellt hat.

Seiner Candidatur für den Premierposten reden gleichwohl selbst die Gegner das Wort. „Stellt euren besten Mann an die Spitze", rufen die Anhänger von Gladstone und Russell aus, „dann wollen wir den Kampf scharf mit ihm ausfechten!" Es mischt sich indessen in diesen von gegnerischer Seite ausgesprochenen Wunsch auch die Absicht, durch einen Bürgerlichen in das geschlossene Kastensystem der Adels-Oligarchie Bresche legen zu lassen.

Für die Nichtbetheiligten ist dieser Streit über die Premierschaft ein ziemlich widriger. Ob eine unter adeligen Knownothings hervorragende Mittelmäßigkeit oder ein ränkevoller Rotarier an die Spitze kommt: das ist die ganze unerquickliche Frage!

Die Eisenbahn-Verbindung mit dem Stillen Meere, hergestellt durch die Central-Pacific-Eisenbahn.

Die „Newyorker Handels-Zeitung" gab unlängst in einem längeren Artikel eine Charakteristik des größten Unternehmens unserer Zeit, der Pacific-Eisenbahn, welche eine Verbindung zwischen dem Atlantischen und Stillen Ocean herstellen wird, eines Schienenweges, dessen Vollendung im Welthandel eine vollständige Revolution hervorbringen und für die Interessen beider Hemisphären von unberechenbar großer Tragweite sein muß.

Wir geben nachstehend den erwähnten Aufsatz der „Newyorker Handelszeitung" im Auszuge mit Auslassung des Eingangs, in welchem der günstige finanzielle Stand des Unternehmens entwickelt wird, um zu beweisen, daß sich die sechsprocentigen Bonds dieser Eisenbahn den Goldobligationen der Bundesregierung an die Seite stellen.

Die große nationale Pacific-Eisenbahn, mit Beihülfe und unter Aufsicht der Vereinigten Staaten-Regierung über die ganze Breite des Nordamerikanischen Continents gebaut, wird einen der wichtigsten Factoren des Welthandels und Weltverkehrs bilden. Ihr westlicher Endpunkt ist San Francisco, der geräumigste Hafen an den nördlichen Küsten des Stillen Oceans und ihre östlichen Zweige schließen sich in Chicago und St. Louis an das Eisenbahn-Netz der atlantischen Staaten an. Die gemäßigte Zone durchschneidend, verfolgt sie gleichen Weg mit dem Strom der Auswanderung nach dem Westen und muß den ungeheueren Verkehr, der zwischen dem Westen Europas und Asien stattfindet, vermitteln. Eine dichte und productive Bevölkerung befindet sich an dem einen Endpunkte in dem Thale des Mississippi, eine wunderbar energische Küsten-Bevölkerung an dem anderen Endpunkte, und dazwischen liegen des Landes reiche Minen-Distrikte. Die Zahl der Ansiedler westlich vom Mississippi hat seit dem Jahre 1800, ohne die Beihülfe einer Eisenbahn, um jährlich 25 Procent zugenommen, und ist zu erwarten, daß von jetzt ab die Zunahme bei Weitem größere Proportionen annehmen werde. Das westliche Missouri hat über eine halbe Million Quadratmeilen werthvoller Mineral- und Ackerländereien, bei einer Bevölkerung von weniger als einer Million, Californien allein hat hunderttausend Quadratmeilen, vorzüglich geeignet für Ansiedelung, und kann bei höchst gesundem Klima und dem fruchtbarsten Boden mit Leichtigkeit eine zehn Millionen starke Bevölkerung ernähren. Zwei Drittel dieser Bevölkerung westlich von Missouri genießen jetzt der Segnungen dieser Eisenbahnlinie und es ist wahrscheinlich, daß von Weltmeer zu Weltmeer eine Kette großer Städte entstehen wird.

Die Nothwendigkeit einer Eisenbahn-Verbindung mit dem Stillen Meer hatte sich fühlbar gemacht, sobald als die Gold-Entdeckungen Schaaren thätiger Männer nach dem Westen zogen. Die Ausbeute von Edelmetall hat von Jahr zu Jahr zugenommen; die besten Aussichten für noch weitere Ausdehnung derselben sind vorhanden, sobald Verkehrs-Erleichterungen der Minen-Industrie einen festeren Halt gewähren und dieselbe nutzbringender machen. Bis jetzt konnten nur die reichsten Adern mit Nutzen bearbeitet werden, da der

Transport von Lebensmitteln und der Maschinen, die zur Ausscheidung der Erze nothwendig, höchst kostspielig war. Von nun an aber werden viele Minen mit Nutzen bearbeitet werden können, während der Bedarf asiatischer Märkte für Edelmetall ein nicht zu sättigender ist.

Der Vereinigten Staaten-Commissär für Minen-Statistiken veröffentlicht folgende Schätzung über den in den westlichen Staaten und Territorien gewonnenen Ertrag von Edelmetallen:

1861	43,391,000 Dollars,	1864	63,450,000 Dollars,
1862	49,370,000 „	1865	70 000,000 „
1863	52,500,000 „	1866	100,000,000 „

Während des vergangenen Jahres vertheilte sich die Production annähernd wie folgt:

Californa	25,000,000 Dollars,	Idaho	17,000,000 Dollars,
Oregon	8,000,000 „	Nevada	16,000,000 „
Montana	18,000,000 „	Colorado	17,000,000 „

Doch sind dieß nicht die einzigen Producte des fernen Westens; die ausgedehnten Felder, zahlreichen Heerden, Weinberge und Gärten Californiens liefern reiche Erträge. Außer werthvollen Ladungen Wein, Wolle, Häute &c. wurden nach Newyork und Großbritannien, als der Ueberschuß letztjähriger Ernte, von San Francisco Brodstoffe verschifft und zwar: 4,336,386 Pfund Waizen, 225,220 F. Waizenmehl im Werthe von 8,000,000 Dollars Gold.

Diese schon jetzt sich herausstellenden befriedigenden Resultate, verbunden mit der Aussicht auf einen beträchtlichen Handelsverkehr zwischen San Francisco, China, Japan, dem ostindischen Archipel, Brittisch Columbia, den Sandwichs-Inseln und den Häfen von Central- und Südamerika, sowie des neu acquirirten Russisch-Amerika haben den bereits bestehenden Wunsch nach einer sicheren, schnellen und kurzen Verkehrslinie nach dem Stillen Ocean noch verschärft. Die beste Route zwischen London und Hongkong wird dann über den Continent Amerikas gehen, wodurch die Gefahren des rothen Meeres oder die langwierige Reise über die südlichen Meere vermieden wird. Die amerikanische Nation ist offenbar nicht fähig, ihre Reisenden, Posten, Frachtgüter und Truppen über einen in der Tropenregion liegenden, unter fremder Autorität stehenden Isthmus oder auf einem Umwege von 15,000 Meilen um das Cap Horn herum ihren Weg nehmen zu lassen, wenn ein guter, kurzer und bequemer Weg durch ihr eigenes Land führt. Die große materielle Entwickelung, welche der Bau einer Bahn des Stillen Meeres hervorrufen muß, daher gar nicht in Betracht ziehend, forderte die Nation deren Bau, da durch denselben das Band der Union zwischen den weit von einander entfernten Häfen noch mehr befestigt, das Einheitsgefühl der Nation gekräftigt und die Regierung in den Stand gesetzt wird, Ruhe und Frieden im ganzen Gebiete des Westens aufrecht zu erhalten. Die Beihülfe der Regierung wurde daher mit vollem Rechte nachgesucht, um ein so gigantisches Unternehmen den zu diesem Zweck zu bildenden Privat-Compagnien möglich zu machen.

Mannichfaltigkeiten.

(Sonnabend gegen einen Wahnsinnigen.) Man schreibt aus Paris vom 24. Febr.: Mancherlei komische und tragische Scenen haben sich schon im Sitzungssaale des Palais Bourbon abgespielt, aber die Schauerscene, einen Narren auf der Tribüne gesticuliren zu sehen, war der gestrigen Sitzung vorbehalten. Herr Didier, Abgeordneter des Departements Ariège, kam gestern kurz vor zwei Uhr in einem arabischen Costüm mit Turban und Burnus in das Staatsministerium und verlangte dringend Herrn Rouher zu sprechen, der ihn auch auf der Stelle empfing und den Geisteszustand seines Besuchers ohne Mühe erkannte. Dieser verlas ihm ein sinnloses Manuscript zu einer Rede, die er im gesetzgebenden Körper halten wolle, um die staatsgefährliche Opposition gründlich zu vernichten, worauf Herr Rouher nicht den Muth hatte, ihn durch seine Leute festnehmen zu lassen. Er stellte sich an, als billige er sein Vorhaben, redete Herrn Didier zu, nach der Kammer zu gehen, und eilte ihm dann dahin voraus, um den Präsidenten und die Abgeordneten von dem Bevorstehenden in Kenntniß zu setzen, von denen Einzelne die Meinung aussprachen, man solle sich des armen wahnsinnig Gewordenen sofort bemächtigen. Ihre Meinung wurde jedoch nicht gehört und kurz nach Beginn der Sitzung sprang Herr Didier mit dem Zeichen des Kreuzes auf die Rednerbühne. Er redete eine Menge verworrenes Zeug, aus dem sich nur so viel erkennen ließ, daß er sich für den Kaiser hielt und die Abgeordneten der Linken mit dem Tode bedrohte, wenn sie sich nicht besserten, und erst nachdem das Haus mit Grausen dieser Scene beigewohnt, nahmen ihn seine Freunde in ihre Mitte, um ihn nach seiner Wohnung zu bringen. Am späten Abend erschien er jedoch zu nicht geringem Schrecken des Herrn Dalloz in der Druckerei des Moniteur und verlangte eine Correctur seiner Rede zu lesen, die natürlich von den Stenographen gar nicht aufgezeichnet worden war. Man schrieb unter seinem Dictat einige Sätze nieder, welche in die Setzerei gesendet und dann von ihm durchgesehen wurden. — Inzwischen hatte man aber auch einen Boten nach dem Staatsministerium gesendet, der mit einem von Rouher's Secretären zurückkehrte, und Letzterer redigirte darauf das Zerrbild der Rede eines Wahnsinnigen, wie es heute im Moniteur steht. Im analytischen Sitzungsberichte ist der ganzen Scene nicht erwähnt.

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Kiz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 62 und 63. Dienstag, den 3. März 1868.

Die Zithernschläger.

Eine Dorfgeschichte aus Oesterreich von August Silberstein.

(Fortsetzung.)

„Wie geht es mit der Musik?“ frug der Vater den Schulgehilfen. „Ich will, daß die Kinder Alles lernen und wissen, was nur bei uns zu erlangen ist. Man kann nit wissen, wozu es gut ist bei jetziger Zeit. Etwas können, hat noch Keinem geschadet. Wer weiß, wie man sein Brod schaffen muß in der Welt und unter welche Leute man kommt, landaus und landein! Ich kann nit jedem Kind eine Wirthschaft geben. Sie müssen einmal sehen, wie sie's miteinander halten. Oder will's Gott, setz' ich das in alten Tagen noch auseinander! Aber mit der Musik ist's noch eine andere Sach', die macht auch schon Freud' daheim, die kann man auch in der Kirche brauchen. Und der Mensch, der schwimmt wie ein Fisch, mit seinen Maschinen lauft über alle Thiere hinaus, soll auch vom Vogel was haben, das Singen und Musiciren; Freilich, das Musiciren auf Geigen und Trompeten und Zither, das kann kein Vogel; aber darum . . . ist der Mensch . . . ja, grad ein Mensch! So mein' ich!“ sagte der Hausmann, und es lag einiger Stolz darin, daß er sich trotz des Stockens so kurz und doch so verständlich ausdrücken konnte.

„Ganz recht, Herr Obermeier“, sagte der Schullehrer. „Und ich bring' auch fleißig den Kindern das Singen und, wenn eines zu Besonderem Lust hat, das Spielen bei. Euer Florl kann schon etwas nach Noten, und er hat keine üble Stimme nit. Nächste Ostern kann er schon auf das Chor in die Kirche gehen!“

„Und meine Stanzl (Constanze)“, sagte der Hausmann, „die hat gar solche Lust zu der Zither! Sie hat was gelernt darauf. Wir haben im Winter mehrmals schon eine Spinnerin im Haus gehabt, die hat's können und hat ihrs beigebracht.“

„O sehr gut!“ sagte der Schulgehilfe mit großem Nachdruck, und es schien, als wüßte er bereits mehr davon.

„Aber, das Herumklimpern nach dem Gehör ist auch nichts Rechts! Und wenn sie auch die Tänz und so ein leichl's Liedl dahinspielt, das ist noch immer nur das Stroh von der Aechern (Aehre).“

„Und da ist sie auch mir in den Ohren gelegen“, sagte die Bäuerin, welche wieder mit einer Schüssel eingetreten war und das Letzte gehört hatte, „da hat sie auch mir so lange zugeredet, bis . . . bis . . .“

„Nun, Du brauchst nit hinterm Ofen zu halten, ich weiß es und hab's schon wohl gehört, wenn Ihr auch gemeint habt, ich sei ganz vom Haus weg! Nun, die Stanzl lernt beim Herrn Schulgehilf die Zither nach Noten spielen. Und kann sie was? Geht die Geschichte fein vorwärts?“

Der Schulgehilfe erröthete bei dieser Frage ein wenig, und Stanzls hübsches Gesicht, voll kräftiger und rein schöner Züge, ward auch von Röthe übergossen.

Der Schulgehilfe machte mit seinem Teller und seinem Eßbestecke sich sehr stark zu schaffen. Indem er auf diese sah, sagte er mit nicht ganz fester Stimme:

„O ja! Es wird immer besser. Wir versuchen es schon mit dem Schwereren . . . die Noten . . .“

„Daß die Stanzl gut singen kann, das hab' ich oft gehört und still meine Freud' daran gehabt. Es ist freilich Naturgesang und nit kunsthaft. Nun, wenn Ihr mit der Zither so etwas Rechtes schon aus den Noten heraus habt, so laßt's mich auch hören! Und es braucht nit viel zu sein, und ich verlange nichts Schweres. Nur für den Hausbrauch. Ich will ja keine Schullehrerin aus ihr machen! Und zu viel ist auch nit gut, es geht dabei die Hauswirthschaft hinter sich. Wenn sie einmal heirathen soll, dann fragt der Mann sicher nit um die Zither, aber der Bauer gewiß um das Kochen und Hausen. Wenn die Vögel Nester bauen, singen sie auch nit, und erst nachher wieder, wenn die Jungen mitzwitschern und mitsingen. Ich bin freilich ein Vogel“, sagte der Bauer heiter, „der Junge genug hätt', aber ich sing' nit!“

„Du brummst!“ sagte die Alte.

„Ja, ich brumm' und hab' zu brummen. Aber gar so arg ist's doch nit! Wohl, einmal hab' ich g'sungen, da war ich ein frischer Bursch. Da bin ich sogar Fensterln gegangen mit einem Liedl'. Und . . . sollten Sie's glauben, die Alte hat auch mit mir gesungen!“

Die Frau lächelte.

„Wild, wie der wilde Vogel!“ sagte sie.

„Wie uns der Schnabel gewachsen war“, sagte er, „ohne Noten; damals hat man bei uns davon noch nit viel gekünnt. — Aber da waren auch bessere Zeiten! Jetzt könnt' man mehr jammern als singen, und das geht auch ohne Lehrer! — Nun, Herr Lehrer, wenn Sie schon in's Haus kommen, sehen Sie mir auch ein Bisl auf die Ziffern und Buchstaben, denn das braucht man die ganze Woche und den ganzen Tag, die Zitherspielerei höchstens für Abends und ein paar Sonntagsstunden!“

„Ganz wohl, ganz wohl!“ sagte der Lehrer bereitwillig.

„Ja, Lehrer, zu jetziger Zeit heißt's rechnen vor Allem! Ihr glaubt nit, was es jetzt heißen will, mit Markt, Steuer und Löhnen und Allem was d'rum und d'ran ist! Die Kinder gucken immer mehr in die Welt, und jedes will man zu rechtschaffenem Hausen bringen. Ihr Schulmeister kennt wohl die Ziffern und das Rechnen vom gedruckten Büchl'; aber was in den ungedruckten d'rin steht, die man selbst bei Haus zusammen bringt, davon habt Ihr nicht das Rechte los! Mir hat in meinem Leben die Schultafel und die Rechenkreide nit so viel Schmerzen und Kopfbrechen gemacht, als wenn ich nur einmal, nach einem Kornschnitt oder

Dreschen, mein schwarzes Taferl mir ankreide. — Man will bestehen!"

„Ja!" seufzte die Hausfrau tief, um doch auch etwas zu sagen; und Stanzl war heute keineswegs so munter, flink und frischäugig, wie sonst.

Der Schulgehilfe meinte, die Zeiten könnten wohl besser sein.

„Ihr, bei der Schulmeisterei", fuhr der Bauer fort, „habt Euer Bestimmtes, das geht glatt fort und hat kein Hin und Her. Freilich, zum Mundabwischen, auf's Knappste ist's. Noth und Elend hängen sich noch ganz d'ran, wenn Eins erst verheirathet ist und zu Kindern kommt! Mich dauert immer im Herzen so ein arm's Weib, und sie ist doch immer auf die Gutthätigkeit angewiesen. Das ist' ein harter Stand, und ich wünsch' für keiner guten Leut' Kind dasselbige Loos!"

Der Schulgehilfe sah eifrig auf seinen Teller, ohne eine Antwort zu finden, oder geben zu wollen.

„Na, wir werdens zu unserer Zeit noch nit ändern. Kann sein, daß es Andere erleben! Aber, Lehrer, sagt, ist's nit so? Hab' ich Recht, es ist zu nöthig! Und — könnt Ihr Euch besinnen, daß Einer Schulmeister geworden, der aus Haus und Hof gewesen, oder etwan auch, daß in der ganzen Gegend ein schon angestellter Schulmeister aus einem Bauernhaus geheirathet?"

Der Schulgehilfe that, als müßte er wirklich nachdenken, und er begann, statt aller Antwort, langsam den Kopf zu schütteln.

„Und, leider Gottes, erst die Unterlehrer! — Es ist ein rechter Jammer! Die werden alt, ehe sie nur zur Schulmeisterstell' gelangen. Ich sag' und mein' g'radaus, es gehört viel Herz und Standhaftigkeit dazu! Derenthalben kriegt auch Jeder von mir gebührliche Ehr'. Und mich soll's gefreuen, wenn Ihr Euch in meinem Haus ein Bisl ein Extra verdient. Bleibt nur recht dabei und versteht Eure Sach'! — — — Ihr seid satt? Nichts mehr?" frug der Hausmann bald wieder den Schullehrer, welcher, da die Speisen nacheinander aufgetragen waren, zu essen aufhörte.

„Vergelt's Gott!" tönte es vom unteren Ende des Tisches mit mehreren Stimmen gleichzeitig herauf.

Die Löffel und Eßbestecke waren überall auf den Teller gelegt, und fast unmerkbar war das Klappern und Geräusch immer stiller geworden, bei der letzten Rede des Hausmannes.

Die Kinder riefen auch noch alle: „Vergelt's Gott!"

„Gesegen's Gott!" rief der Bauer über den Tisch dahin, für Alle, und einen Augenblick nachher rückten sich Stühle und Bänkchen lärmend.

Die Schwalben, die auf dem Brettchen oben während der Tischzeit immerfort gezwitschert, schienen erschreckt, sie flogen von demselben ab, im Kreise immer in der Stube herum und dann zum Fenster hinaus.

Der Schulgehilfe reichte dem Obermeier die Hand.

Wenige Minuten nachher waren Alle, die hier beisammen gewesen, in den verschiedenen Räumlichkeiten des Hauses vertheilt, oder davon hinweg.

(Fortsetzung folgt.)

König Ludwig von Bayern †.

Fern von dem Lande, dessen Krone er fast 23 Jahre lang getragen und die er dann während noch zwanzig übriger Lebensjahre selbst auf das Haupt des unmündigen Enkels übergehen sehen sollte, starb am 29. Februar in Nizza König Ludwig I. von Bayern, einst der „Teutscheste der Teutschen" genannt. Kaum ein Jahr ging ihm im Tode voran ein Sohn, der gleichfalls fern von dem Lande, das ihm eine 30 Jahre lang getragene dornenvolle Krone übertragen hatte, doch auf heimischem Boden sein Leben geendet, — König Otto von Griechenland.

König Ludwig wurde geboren am 25. August 1786 als ältester Sohn des Herzogs Maximilian von Pfalz-Zweibrücken und dessen erster Gemahlin, Prinzessin Marie Wilhelmine Auguste von Hessen-Darmstadt in Straßburg, wo der Vater als Oberst in französischen Diensten stand. Die Linie Pfalz-Zweibrücken hatte nach dem Absterben des im Jahre 1777 zur Regierung in Bayern gelangten Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, der keine legitimen Kinder hatte, die Kurpfalz wie Bayern zu erben, zunächst Herzog Karl von Zweibrücken, Maximilians Bruder. Kurz vor der Geburt Ludwigs waren Kaiser Josephs Absichten auf Bayern ein zweitesmal durch Friedrich II. von Preußen vereitelt worden und damit für Jenen die Aussicht auf einen größern Thron wieder gewonnen. Der Vater, Maximilian Joseph, bestieg ihn nach Karl Theodors Tod 1799; sein Anschluß an Frankreich brachte reichen Länder-Erwerb, der Preßburger Friede 1805 den Königstitel. Der auf den Universitäten Landshut und Göttingen ausgebildete Erstgeborene, jetzt Kronprinz, nahm mit Auszeichnung Theil an dem Kriege gegen Oesterreich 1809; doch behagte ihm die Abhängigkeit Bayerns von Frankreich nicht. Er vermählte sich 1810 mit der Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen und führte von da an sein eigenes Leben, fern von den Regierungsgeschäften, wie auch meist fern von der Residenz, im Umgange mit deutschgesinnten Männern, im Studium der Geschichte, dichtend und als talentvoller Verehrer der schönen Künste und Sammler.

Mit dem Tode des gutmüthigen, darum herzlich betrauerten, aber auch viel mißbrauchten Königs Max am 13. October 1825 gelangte der 39jährige Kronprinz als Ludwig I. zur Regierung. Sofort trat auch äußerlich eine gewaltige Veränderung ein, zunächst am Hofe, dessen Haushalt unter dem nachsichtigen „Vater Max" ein höchst verschwenderischer gewesen war. Der Sohn war eine vielfach anders geartete Natur: für sich selbst höchst genügsam, allem lukullischen Prassen abgeneigt, genau fast bis zum Geize, wo nicht die Leidenschaft für die Kunst ins Spiel kam. So mußte denn mancher schmarotzende Höfling und Beamte weichen; am Hofe des Monarchen ward strenge Ordnung und Sparsamkeit eingeführt. Auch für die staatlichen Verhältnisse erwartete man Reformen; und in der That trugen die Regierungsmaßregeln der ersten Jahre den Stempel der Freisinnigkeit. Die von König Max gegebene Verfassung, wenn auch nicht ohne manche kleinliche Beschränkung, gewährte doch die Grundlagen für die Entfaltung und Fortbildung eines politischen Lebens. Von dem hochgebildeten, geistreichen Könige mochte man erwarten dürfen, daß er selbst Sinn für eine verfassungsmäßige Entwicklung haben und dazu auch die geeigneten Männer finden werde. Der Presse war Anfangs die freieste Bewegung gestattet worden. Man verlegte die Landshuter Hochschule nach München, berief mehrere ausgezeichnete Lehrer. Bald sollte auch die erstaunte Residenz die großartigen Wirkungen des Kunstsinnes seines Herrschers erblicken. Das bis dahin sehr bürgerliche München bedeckte sich allmälig mit Prachtbauten: der neue Königsbau ward begonnen, die Glyptothek vollendet, später die Pinakothek, das Odeon, der Festsaalbau, die Bibliothek, die Ludwigskirche und alle jene Bauten ausgeführt, die München so hohen Ruf gebracht haben. Dem Volksleben gab der König seine von einer pedantischen Bureaukratie verbannten Belustigungen zurück, deren großartigste das Octoberfest auf der nach der königlichen Gemahlin benannten Theresienwiese wurde.

So schien für Bayern eine neue Aera angebrochen zu sein, ein Zeitalter des Augustus, der Mediceer, oder, wenn man will, des Perikles; denn classische, attische Bildung wehte aus den meisten Bauten; und um diese Seite zu vervollständigen, so war König Ludwig selbst der erste Philhellene, der begeisterte Unterstützer des

griechischen Befreiungskampfes. Die Kunst ist übrigens auch diejenige Geliebte gewesen, welcher König Ludwig unverändert bis zum Ende treu geblieben.

(Schluß folgt.)

Sophie Schröder †.

Längst schon fast völlig vergessen, nur vor Jahren noch einmal vorübergehend genannt (bei Gelegenheit des hundertjährigen Schillerjubiläums im November 1859), starb am 25. Februar in München im ungewöhnlich hohen Alter von 87 Jahren eine der größten dramatischen Künstlerinnen, die Deutschland je hervorgebracht, — Sophie Schröder.

Wer das Glück hatte, die Schröder noch gesehen und gehört zu haben, dem vermögen wir es zu verzeihen, wenn er wehmüthig den Ausspruch thut: die deutsche Kunst sei gestorben. Wir können in Erinnerung an Eßlair und die Schröder nur beistimmen, sei nun jene Ansicht bis zu einem gewissen Grade leider richtig, oder täuscht uns nur der verschönernde Eindruck der fernen Zeit. Wie immer auch, an der Achtung der künstlerischen Größe einer Schröder hat auch die spätere Zeit nicht gerüttelt. Das Geschick ließ ihre theatralischen Anfänge noch in die Lebenszeit unseres großen Schiller fallen, und gerade seine Frauengestalten mögen wohl nie eine Darstellerin gefunden haben, welche ein innigeres Verständniß des Dichters, eine mehr vollendete Harmonie aller Rollen gezeigt hätte, als Sophie Schröder. Sie war eine der Ersten, die mit glücklichem Takte sich von dem etwas hausbackenen Realismus der Iffland'schen Schule frei zu machen gewußt hatte, die in ihrem Extrem pedantische und flache Natürlichkeit vermied, und in großartiger Auffassung ihren Gestalten tragische Leidenschaft, höheren Schwung und poetisches Leben wiederzugeben verstand. Die Gefahr der Uebertreibung lag nahe, namentlich wo der Charakter der Rolle selbst nur einfache Wahrheit und Natürlichkeit verlangte, und Sophie Schröder hat sie nicht ganz vermieden; aber hierbei trifft sie mehr nur der Vorwurf, auch solche Rollen übernommen zu haben, die eigentlich nicht zu ihrem ganzen Wesen paßten. Wo sie aber die Gestalten des Dichters ideal und groß angelegt vorfand, da riß ihre Darstellung die Zuhörer mit jener unwiderstehlichen Gewalt hin, wie sie nur der ächten Kunst zu Gebote steht. Namentlich der Schiller'sche Frauenkreis, sowie die tragischen Gestalten einer Medea, Phädra, Merope, Lady Macbeth u. a. waren das Element, in welchem Sophie Schröder lebte und Unvergessenes leistete.

In Kürze geben wir den Lebensgang der Künstlerin. Als Tochter des Schauspielerpaares Bürger geboren, ward sie für die Bühne erzogen, auf welcher sie auch bereits 1796 in Petersburg und Reval mit Beifall auftrat, und zwar als jugendliche Sängerin und Soubrette.

Sehr früh verheirathete sie sich mit dem Director der Bühne in Reval, Stollmers, der eigentlich Smets hieß. Ein Sohn aus dieser bald wieder gelösten Ehe — in diesem Punkte war Sophie Schröder nicht glücklich — ist der vor Jahren schon am Rhein verstorbene katholische Geistliche und gute Liederdichter Smets gewesen.

Im Jahre 1801 kam Sophie Schröder nach Hamburg zu dem noch lange nicht genug gewürdigten vortrefflichen Friedrich Ludwig Schröder, der ihren Beruf erkannte und sie bewog, zum tragischen Fache überzugehen, was übrigens auch schon vorher Kotzebue als ihren eigentlichen Wirkungskreis erkannt hatte.

In Hamburg heirathete sie 1804 den Tenoristen Schröder. Diese Ehe gab der Welt unter drei Schwestern, die sich gleichfalls dem Theater widmeten, eine der Mutter würdige geniale Tochter, die berühmte und vielleicht größte dramatische Sängerin Deutschlands, Wilhelmine Schröder-Devrient (gestorben am 26. Januar 1860 in Coburg bei ihrer Schwester, jetzt der Wittwe des Dichters Arnold Schlönbach).

Zur Zeit der Davoust'schen Schreckensherrschaft in Hamburg brachten patriotische Aeußerungen auf der Bühne die Künstlerin in Gefahr der Verhaftung; sie entfloh heimlich, ging nach Prag und kurz darauf nach Wien, wo sie 1815 eine Anstellung am Hofburgtheater erhielt.

Von hier aus erfolgten ihre mehrmaligen Kunstreisen, wahre Triumphzüge durch ganz Deutschland, mit Gastvorstellungen an allen größeren Bühnen, die Ruhm und Ehre in Fülle brachten.

Im Jahre 1829 schloß die Künstlerin eine dritte unbesonnene Heirath mit dem bekannten Heldenspieler und großen Naturalisten Wilhelm Kunst (geb. 1798 in Hamburg), dessen bewegtes, abenteuerliches, oft glänzendes Leben unscheinbar und im Elende 1859 zu Ende ging. Factisch löste sich diese Ehe schon nach wenigen Wochen durch die Entfernung ihres Gatten; genannt hat sich Sophie Schröder nie nach ihm.

Vom Hoftheater in München ging sie wieder nach Wien in ihren früheren Wirkungskreis zurück.

1840 pensionirt, lebte sie in Zurückgezogenheit in Augsburg, später in München. Schillers hundertjähriger Geburtstag zog die greise 78jährige Künstlerin, höherem Wunsche folgend, noch einmal an die Oeffentlichkeit: im Theater zu München recitirte sie „das Lied von der Glocke". Gewiß ein seltenes Zusammentreffen und ein gleich seltener würdiger Schluß gerade für eine Sophie Schröder!

†.

Elftes Museums-Concert

am 28. Februar

Einige Haydn'sche Symphonieen tragen bestimmte Bezeichnungen, wie Bärentanz, Abschieds-, Militärsymphonie u. a. m. Mit dieser Bezeichnung deutete Papa Haydn an, welches Bild ihm beim Ausarbeiten dieser instrumentalen Werke zum Vorwurf diente. Er dürfte deßhalb auch gewissermaßen als Urheber der sogenannten Programm- oder Stimmungsmusik betrachtet werden. Dittersdorf, der Componist der Oper „Doctor und Apotheker", der einige Jahre jünger als Haydn, hatte sich dieser Art zu componiren in einer nur zu ausgedehnten Form bemächtigt, und dieß seinem Publikum gegenüber mit außerordentlichem Erfolge. In einer Symphonie stellte er z. B. die vier Weltalter vor, die übrigens in der Spohr'schen Symphonie „Irdisches und Göttliches im Menschenleben" theilweise einen Pendant gefunden hat; in einer anderen nahm er sogar den poetischen Untergrund aus Ovid's Metamorphosen und zwar „Die Historia von Aktäon und Diana." Da er sich bei seinen etwas weitgehenden Imitationen der Haydn'schen Werke nicht nach den Principien der Aesthetik richtete, so kann man die Nachwelt, die all seine Tongemälde in diesem Genre längst über Bord geworfen, nicht des Undanks zeihen, denn nur Das kann auf Classicität gerechten Anspruch machen, was auf allgemein sanctionirten, logischen und kunstwissenschaftlichen Gesetzen basirt. Auch Mozart hat in seiner Jupiter-Symphonie Tonmalerei erstrebt und in ihr einen glänzend majestätischen Ton, der Bezeichnung entsprechend, festgehalten. Und wie verstand es erst Beethoven in der Eroica, der Pastoral-Symphonie und in der Neunten, einen Grundgedanken in allen möglichen Phasen zu schildern? Bei der dießmal gewählten Pastorale (der sechsten) braucht es keine Erklärung, Beethoven hat uns dieß durch eigene Bezeichnung erspart. Der erste Satz hat die Ueberschrift: „Erwachen heiterer Empfindung bei der Ankunft auf dem Lande". Er wird mit leeren Quinten von Streichinstrumenten eingeleitet, in den Themen und in der Ausarbeitung verschmäht der große Meister die lärmenden Instrumente ganz; kein Paukenschlag und kein Trompetenstoß stört das ungezwungene, ruhig-heitere Tongemälde, das in der kunstvollen Verwebung einzelner Tonphrasen uns eine herrliche Landschaft vor das geistige Auge stellt. Ueber den zweiten Satz: „Scene am Bach" wollen wir Hector Berlioz reden lassen: „Ohne Zweifel hat Beethoven dieses wundervolle Adagio geschaffen, als er in beschaulicher Betrachtung auf

dem Rasen lag, die Augen dem Himmel, das Ohr dem Winde zugewendet, durch tausend und abertausend wonnige Ton- und Lichtreflexe bezaubert; die kleinen Silberwellen des Baches zugleich sehend und hörend, wie sie glitzern und plätschern, und mit leichtem Rauschen an den Kieseln des Ufers sich brechen — ein entzückendes Bild."

Wenn wir hinsichtlich der Ausführung bei einzelnen Einsätzen im ersten Satze die mangelnde Präcision zu beanstanden haben, so müssen wir andererseits auch die subtile, gefällige und durchgeistigte Reproduction des zweiten Satzes vollständig anerkennen. Es war ein gelungenes Bild mit überall passendem Colorit. Zur Vervollständigung der Berlioz'schen Erläuterung haben wir nur noch hinzuzufügen, daß auch Nachtigall, Wachtel und Kukuk durch den Flöt-, den Hoboe- und den Klarinetbläser recht brav imitirt wurden. Der dritte Satz mit abwechselnden Tempi versinnlicht das „Lustige Beisammensein der Landleute", „Gewitter und Sturm", sowie den „Hirtengesang und dankbare Gefühle nach dem Sturm". Beim ersten Theile dieses Satzes hat Beethoven die Dorfmusikanten nachgeahmt; die häufig wiederkehrende Stelle, in welcher das Fagott nur f, c, f zu blasen hat, soll wohl einem Dorf-Virtuosen unterschoben werden, der es auf seinem Instrumente nach langem Studiren zu drei brauchbaren Tönen gebracht hat. Der Satz ist von drastischer Wirkung. Der Tanz hört jetzt auf. Das Gewitter naht heran. Bässe, Pauken und Trompeten arbeiten tüchtig darauf los, chromatische Gänge der Violinen und Holzblasinstrumente drücken das Geheul des Sturmwindes aus, dazwischen vernimmt man das Zucken des Blitzes durch Flöten und Klarinetten. Das naturgetreue Tongemälde ist zum Abschluß gekommen und wir vernehmen den Schalmeiton des Hirten und bald darauf ländliche Weisen, der die Gottheit die „dankbaren Gefühle der Landleute" aussprechen sollen, in die Alt und Jung, der wohlthätigen Folgen eines Gewitters eingedenk, fröhlich und laut mit einstimmen. Auch dieser Satz und hauptsächlich das „Gewitter" wurde von dem Museums-Orchester zumal vorzüglich ausgeführt, so daß wir uns und gewiß im Namen des ganzen Auditoriums der angenehmen Pflicht entledigen, allen Mitwirkenden und speciell Herrn Director Müller den wohlverdienten Dank zu votiren.

In der darauf folgenden Arie aus Winters „Unterbrochenem Opferfest" und in einigen Liedern, hörten wir Fräulein Mathilde Sessi zum ersten Male im Concertsaal. Im Theater hatten wir die Sängerin erst ein Mal und zwar bei ihrem ersten Auftreten gesehen und ihren Gesang vernommen. Das Timbre ihrer Stimme zählen wir mit zu den angenehmsten, die uns je vorgekommen, die Höhe ist sehr brav ausgebildet (das dreigestrichene cis tam glockenrein im Pianissimo zum Vorschein), die Coloratur muß, obschon wir nicht überall auf richtiges Oekonomisiren des Athems stießen, ebenfalls als nicht unbedeutend bezeichnet werden. Auch über Aussprache und ausdrucksvolles Singen können wir, soviel wir bis jetzt zu urtheilen im Stande sind, nur Günstiges referiren. Jedenfalls aber wird Fräulein Sessi, deren Stimme nach und nach noch ausgiebiger zu werden verspricht, nach allen Seiten hin nur gewinnen können, wenn sie öfter Gelegenheit sucht, in Concerten aufzutreten. Wir haben noch zu constatiren, daß ehrende Anerkennung von Seiten des Publikums nach allen ihren Nummern erfolgte.

Beim Anhören einer neuen Composition eines jüngeren Tonkünstlers sofort auf jede mögliche Aehnlichkeit mit etwa Dagewesenem zu vigiliren, beweist einen sehr engen Gesichtskreis und wir verweisen dieß Gebahren geradezu unter die Dilettanten-Schwächen, von welchen sich nicht selten auch Künstler überrumpeln lassen. Daß Herr Martin Wallenstein mit seinem ersten Clavierconcerte in D noch nicht den Gipfelpunkt seines tonkünstlerischen Schaffens erreicht hat, dafür bürgt uns sein stets bewiesenes Streben in der Kunst. Nach der brillanten Ausführung des ebenfalls brillanten Werkes kann dessen Talent und Geschick im Satze keinenfalls angezweifelt werden. Wir wollen hoffen, daß sich Herr Wallenstein in seinen späteren Werken ganz der Anlehnung an die Compositionsmanier älterer Meister entäußert und seine Schöpfungen sich ganz original gestalten. Großen Ueberfluß guter Clavierconcerte, die nicht einzig und allein für die Virtuosen geschrieben sind, geben die Musikalien-Cataloge nicht an, drum wäre dieß ein Feld, auf dem sich noch viel Ersprießliches erzielen ließe. Wir rufen dem talentvollen Manne deßhalb zu: „Glück auf!" Zwei Sätze aus einer Weber'schen Sonate, die der Künstler, wenn wir nicht irren, in der dritten Quartett-Soiree bereits ganz gespielt hatte, brachte er in der von ihm gewohnten künstlerischen Behandlung vollständig zur Geltung.

Mozarts Ouverture zur „Zauberflöte" mußte ihre bezaubernde Wirkung auf die Gemüther bei so vorzüglicher Durchführung ausüben und was wir früher schon bekannt, haben wir nur wieder bestätigt gefunden, daß unser Museums-Orchester beim Reproduciren Mozart'scher Musik stets, von weihevollem Ernst gehoben, ganz Ausgezeichnetes leistet. +

Frankfurt, 29. Februar.

Concert zum Besten der Nothleidenden des Westerwaldes.

Dieses Concert, welches am 22. d. M. abgehalten wurde, erfreute sich seines humanen Zweckes wegen, einer sehr regen Theilnahme, und die freilich etwas beschränkten Räume des Hotel de l'Union waren wahrhaft überfüllt. Dem Unternehmer und Leiter des Concertes, Herrn Organist G. Leibfried, gebührt für seine aufopfernde Mühe, sowie für seine angestrengte und uneigennützige Thätigkeit unser wärmster Dank, denn er verstand es, mit einem aus verschiedenen Elementen zusammengesetzten Chor und Orchester ein im Ganzen recht befriedigendes Resultat zu erzielen. Von den Solis erwähnen wir mit Auszeichnung Fräulein Dora Narz und Herrn Karl Baumann vom hiesigen Stadttheater. Von den zur Aufführung gelangten Nummern setzen wir die Glocke von Andr. Romberg und den 95. Psalm von Mendelssohn als hinlänglich bekannt voraus, und verweilen um so lieber bei dem Halleluja des Concertgebers, als dasselbe von wirklich ergreifender Wirkung war und eine reiche Erfindungsgabe, sowie zweckmäßige Verwendung der gebotenen Kunstmittel bekundete. Mögen Herr Leibfried und sämmtliche Mitwirkende in dem reichlich gespendeten Beifall und dem hoffentlich recht günstigen finanziellen Resultat den schönsten Lohn für ihre einem so edlen Zwecke gewidmete Thätigkeit und Mühe finden. Noch dürfen wir des von Fräulein Therese Lahnstein und Herrn Martin Wallenstein mit Feuer und Schwung vorgetragenen Duos C-dur für zwei Flügel von Chopin nicht unerwähnt lassen, welches ebenfalls eine sehr beifällige Aufnahme fand und ein sehr dankbares Thema, sowie brillante Passagen in reicher Fülle besitzt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 3. März: **Deborah**, Volksschauspiel in 4 Acten von Mosenthal. (Abonnement-Vorstellung Nr. 106.)

Mittwoch, 4. März: Gastdarstellung der Frau Riemann-Seebach vom königl. Hoftheater in Hannover. **Faust**, Tragödie in 6 Acten von Goethe. Margarethe: Frau Riemann-Seebach.
(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 64. Mittwoch, den 4. März 1868.

Die Zithernschläger.

Eine Dorfgeschichte aus Oesterreich von August Silberstein.

(Fortsetzung.)

2.
Die Saiten klingen.

Das Korn war geschnitten, das Obst von den Bäumen. Das Laub färbte sich gelb und blickte so zwischen dem noch tief-grünen Nadelholze heraus. Die Wiesen waren dagegen nicht mehr bunt, das kurze Gras, welches der letzte Schnitt übrig gelassen, brachte es zu wenigen zarten, aber starken Halmen. Das einförmige Grün war vielfach überragt von ein und derselben blaßrothen Blume mit langem Kelche, der Zeitlose oder „Hemedblume", wohl Heumahdblume, die Blume bei dem letzten Heumähen.

Hie und da flatterten Lerchen in Schaaren auf, sie wahrten nicht mehr die Nester und lernten gemeinsam das Reisen. Vereinzelte Singvögel ließen nur kurzen Aufschrei vernehmen, während Elstern keck an den Rainen schritten und die Meisen überall zirpten, schrillerten und gollerten. Hoch oben zog, im Schimmer, ein Reiher oder Storch dahin.

Der gelbe Abendhimmel, mit scharfem rothem Streif hinter dem Berge, beleuchtete die herbstliche Landschaft.

Weit im Walde draußen hatte der Obermeier einen Weideplatz, auch ein Holzrecht und eine Hütte dazu, welche zur Hütung diente. Dort war jeweilig ein Knecht oder eine Magd, wie es das Wachsende oder Grasende zur Zeit gerade bedurfte.

Aus dieser einsamen Hütte tönte Zitherklang heraus. So schön, so schön war der Klang, wie ihn nur eine geübte, eine sichere Hand hervorzubringen vermag.

War's eine Magd, die da spielte, war es ein Knecht, der das Spiel so verstand?

Bald ließ sich eine Frauenstimme vernehmen:

Aus'n Thal bin ih 'gangen
Auf d' Alm bin ih g'rennt,
Und da hat mih mein Büb'l
Am Singen gleich kennt!

Je höher der Thurm,
Wie schöner das G'läut',
Wie weiter zu der Lieb',
Wie größer is' d' Freud'!

Und gleich darauf klang eine zweite Zither darein, recht kunstgeübt das Spiel begleitend oder selbst aufnehmend, und eine Männerstimme entgegnete wohllautig:

Ih weiß a schöni Glocken,
Die hat ein' schön' Klang,
Und ih weiß a schön's Dirnl',
Das hat an schön' G'sang!

Ih weiß a schöne Hütten,
Die hat an klein' Platz,
Da is' a schön's Dirnl,
Wie lieb is' der Schatz!

Dann stimmten beide Sängerleute zusammen, sie jauchzten, sie zogen die Töne aus, sie senkten und hoben die Stimmen.

„Und Dirnl, was denk'st Dir denn,
Wenn wir von einander geh'n?"

frug er im Gesange.

„Ih denk' mir allezeit
Du bist mein' Freud'!"

schloß der Gesang mit dem vorigen Jauchzen und Tonerheben.

Dann spielten die Zithern wieder zusammen, und in die Stille der Einsamkeit hinaus konnte sogar der Takt, welchen die Füße auf dem Boden schlugen, gehört werden.

Das waren Stanzl und der junge Schullehrer, welche da so schön Musik übten.

Stanzl hatte sich von daheim fortgeschlichen, mit dem Vorgeben, sie gehe zu einer Freundin, und der Schulgehilf' war Herr seiner Zeit genug, um solche Musik zu treiben, wenn ein hübsches Mädl dazu den Schlüssel gab.

Seitdem er der schönen Stanzl Unterricht ertheilte und ihr das Spielen so recht lehrte, war wohl in seinem Herzen ein reicher Garten aufgegangen! Aber durfte er hoffen, aus diesen Baumblüthen seines jungen Lebens jemals die Frucht reifen zu sehen, das Mädl, welches er liebte, jemals sein zu nennen?

Er war sonst ein schüchterner Mensch; und wer das blasse, zarte Gesicht des jungen Schulgehilfen gesehen hätte, würde es nie geglaubt haben, daß er auch so frische Lieder und „G'stanzeln" (Stanzen) singen, ja jodeln und so recht alle Zierlichkeit im Singen und Spielen herausbringen könne.

Vor den Leuten that er Solches auch nicht im Allgemeinen. Aber war er so recht in der Musik d'rin und glaubte sich unbelauscht, dann erscholl und klang es, daß Einem das Herz jauchzen, oder die Seele tief weinen konnte.

Er war ein Musikant mit Leidenschaft. Sein einsam und wenig hoffnungsvolles Leben ging in der Musik reich auf; da hatte

er eine Welt, da war er Meister, ganz und voll, da lebte er mit den freudigsten, begütertsten und erlesensten Geistern.

(Fortsetzung folgt.)

König Ludwig von Bayern †.

(Schluß.)

Neben den Bauten im griechischen Style aber erhoben sich mittelalterlich italienische Kirchen und Basiliken nach den Vorbildern des 5. und 6. Jahrhunderts, und später auch — Klöster, fast nur für Nonnen und Bettelorden, und mehr als selbst das wenig heilvolle Concordat verlangte, das nur zur Herstellung „einiger“ Klöster verpflichtete. Und hiermit kommen wir auf die grellen Widersprüche und Gegensätze, die sich fast auf allen Gebieten während der Regierung eines ohne Zweifel hochgebildeten und freisinnigen Regenten bemerklich machten.

Die Anwandlungen von Constitutionalismus, die in Bayern überhaupt nur unter dem Einflusse äußerer Ereignisse und Anlässe mehr ruck- und stoßweise vorkamen, waren vorübergehend, ohne Dauer. Das einst von dem Könige in der Kammer ausgerufene Wort: „Ich möchte nicht absoluter König sein“, hielt so wenig vor, wie die Phrase eines Abel, der die Censur „eine morsche Krücke lahmer Regierungen“ nannte.

Die kurzen liberalen Anläufe abgerechnet, kann man in der That in der Regierung König Ludwigs im Großen nur zwei Perioden unterscheiden: ein mehr absolutistisch-bureaukratische, die nach Umständen mit einem gewissen Schein-Liberalismus cequettirte, bis zum Jahr 1837, und eine ultramontan-absolutistische unter Abel. Noch unter die erstere fielen schon die politischen Verfolgungen, die Abbitten vor dem Bildnisse des Königs, die Blutsenate mit ihren Todesurtheilen und schließlichen Verurtheilungen auf unbestimmte Zeit.

Man hat König Ludwig einen Romantiker auf dem Throne genannt, und bis zu einem gewissen Grade ist dieß richtig; aber wir können doch nicht einmal seine Kunstrichtung eine bloß romantische nennen. Vielleicht trifft man es richtiger, wenn man sagt: auf die ursprünglich mehr rein classische Bildung des begabten Mannes haben die Verhältnisse ein romantisches Reis gepfropft, das bei der ungemeinen Beweglichkeit seiner Natur und dem rastlosen Thätigkeitstriebe unter bestimmten Verhältnissen höchst wunderliche Zweige trieb. Nur so erklärt es sich, daß ein von Haus aus gewiß freier, ästhetisch gebildeter Geist, ein Geist, der sich in künstlerischen Schöpfungen jeder Art wie in seinem ureigenen Elemente bewegte, dem Einflusse der katholischen Geistlichkeit in einer Weise verfiel, daß dessen Wirkungen sogar den Frieden des Landes ernstlich zu stören drohten. Dabei beengte den nicht wenig eigenwilligen und autokratischen Monarchen die aus der Verfassung hervorgehende Beschränkung seines Verfügungsrechtes über die Geldmittel des Staates.

Unter dem überwiegenden Einfluß der Geistlichkeit durch ein Ministerium Abel sehen wir Jahre lang Bayern in Zustände versetzt, die bei einem Könige wie Ludwig fast unbegreiflich erscheinen konnten. Die Geschichte der sogenannten „Erübrigungen“, für Griechenland und ungewöhnliche Prachtbauten (Walhalla, Befreiungshalle, Feldherrnhalle) verwendet; die Bedrückung und Kränkung der Protestanten, des gebildetsten Theiles des Landes (Kniebeugungsfrage, Verfahren bei gemischten Ehen 2c.) sind dunkle Flecken in der Geschichte jener Tage. Dachte der lebslüchtige und doch zu Zeiten nicht mehr so genußfähige Monarch im Ernste daran, Bayern, wie zur Zeit der Liga und des 30jährigen Krieges, zur specifisch katholischen Macht in Deutschland zu machen? Möglich. Waren ihm doch zu einer anderen Zeit auch romantische Kaiserträume nicht ganz ferne gelegen. Gewiß aber ist, daß Abel, oder wenigstens die ihn eigentlich treibenden Maschinenmeister, jene kühnen Gedanken hatten, Bayern zum Mittelpunkte einer katholischen Propaganda von universalem Umfang zu machen, eine gewaltige, unwiderstehliche Macht zu organisiren, welche den Katholicismus zum unbedingt herrschenden Princip in Europa erheben, den Protestantismus vernichten, die Reformation ungeschehen machen sollte. Die bekannten Kölner Vorgänge hatten sehr ermuthigt. Die Proselytenmacherei wurde zu einem Geschäfte; Klöster wuchsen fortwährend aus dem Boden hervor; die schamloseste Reaction ward gegen den Geist des Volkes selbst geübt; der maßlosen Vertretung der Interessen der katholischen Kirche stand die Bedrückung und Beeinträchtigung der protestantischen Kirche und ihrer verfassungsmäßigen Rechte gegenüber. Wichtige staatliche Interessen wurden dagegen vernachlässigt oder befanden sich im schlechtesten Zustande.

So widerwärtig dieses Treiben war, so seltsam sollte dessen Unterbrechung sein. Eine schöne Abenteurerin gab den Anlaß zu einem wohl auch in der Natur der Dinge begründeten Bruche mit einer Partei, die so lange die Krone beherrscht hatte. Die Welt bekam ein sonderbares Schauspiel zu sehen. Das „jugendliche Herz“ des alternden Monarchen, der „jetzt erst erfahren haben wollte, was Liebe heiße“, schien den eben noch fromm-christlich mittelalterlichen, Kirche und Klöster erbauenden König völlig umgewandelt zu haben. Die Weigerung des Ministeriums, die Verleihung des bayerischen Indigenats an Lola Montez, welche ihrer beabsichtigten Erhebung in den Grafenstand vorhergehen mußte, brachte das Regiment Abel zum Fall. Aber die reactionären Minister erschienen nun als die Kämpfer für die gute alte Ordnung und Sitte gegen den Einbruch der Sittenlosigkeit und wußten so für einige Zeit die öffentliche Meinung auf ihre Seite zu ziehen. Das ganze Jahr 1847 hindurch war München in einer fortwährenden Gährung und seltsamsten Situationen, unter dem Einflusse des durch die Erhebung der übermüthigen Günstlingin zur Gräfin von Landsfeld beleidigten stolzen Adels und der aufs Höchste erbitterten Ultramontanen. Wunderlicher Zwiespalt! wer gegen der Lola Regiment kämpfte, stritt in Wahrheit für das Pfaffenthum, mochte er kirchlich oder politisch noch so frei denken. Die Parteinahme der Studenten führte zur Schließung der Universität, diese zu tumultuarischen Bewegungen der an ihrem Geldbeutel bedrohten Bürger. Der Sturm richtete sich gegen die Gräfin Landsfeld. König Ludwig sah sich plötzlich und unerwartet dem Absolutismus einer geordneten und einmüthigen revolutionären Bevölkerung gegenüber. Dieß war am 11. Februar 1848. Die fremde Favorite mußte entfernt werden. Beschimpft, selbst thätlich mißhandelt, verließ sie in fliegender Eile München.

Den Schlag, welchen das Königthum wenigstens in seiner Person erhalten hatte, konnte König Ludwig nicht verwinden. Vermehrt wurde er durch die auf der Ferse folgende überwältigende Revolution in Paris und ihre Folgen. Neue unruhige Bewegungen anderer Art führten jetzt zur Gewährung der gestellten politischen Forderungen durch die königliche Proclamation vom 6. März. Neue Lola-Unruhen entstanden: und unter dem Gewichte aller dieser Ereignisse entschloß sich König Ludwig zur Abdankung — am 20. März 1348 — und übergab die Krone seinem Sohne Maximilian II.

Nach seiner Thronentsagung scheint König Ludwig der Politik in der That völlig fern geblieben zu sein: als Freund und Förderer der Künste aber setzte er manche bedeutende Unternehmung fort, deren Vollendung erst in die Zeit seiner königlichen Muße fiel, wie seine eigene Wohnung in München, der Wittelsbacher Palast, das Siegesthor, die neue Pinakothek (1853), die Propy-

lden, die Bavaria mit der Ruhmeshalle bei Kelheim. Dabei behielt er immer noch übrig zu Beiträgen aller Art. Uebrigens schien der bewegliche Mann erst jetzt recht eigentlich aufzuleben in vielfach wechselndem Aufenthalte, in dem altgewohnten seit Jahren regelmäßig besuchten Rom, auf seiner Villa bei Edenkoben, im Pompejanischen Hause bei Aschaffenburg, am Hofe seines Schwiegersohnes in Darmstadt. Ja selbst von einer beabsichtigten neuen Neigungsheirath des 1854 Witwer gewordenen Königs ging einmal ein lebhaftes Gerücht.

Von seiner Familie sah der greise Fürst der Kinder mehrere vor sich ins Grab steigen: eine Tochter als Großherzogin von Hessen, eine zweite Tochter, die Erzherzogin Albrecht, den königlichen Sohn und Nachfolger Maximilian II. und den zweitgeborenen Sohn, König Otto von Griechenland.

König Ludwig war auch literarisch schöpferisch. Seine poetischen Versuche (in 2 Bänden) halten eine strengere Kritik nicht aus; als Erzeugnisse eines gekrönten Hauptes und Commentar zu manchen Eigenthümlichkeiten und inneren Erlebnissen des Monarchen werden sie immerhin ein gewisses Interesse beanspruchen dürfen. Die Prosa des Königs zeichnete sich durch die bekannten Participial-Constructionen aus.

Schon die vorstehende Skizze zeigt, wie schwierig es ist, sich aus der bunten Mosaik ein einheitliches Bild von dem Wesen und Charakter König Ludwigs zusammenzustellen. Zu den bedeutenderen Persönlichkeiten der Geschichte wird er immer gehören, in ihrem culturhistorischen Theile ohne Zweifel zu den Epoche machenden. Denn wenn auch die eigentliche wissenschaftliche Thätigkeit während der Regierungsperiode des Königs fast unbeachtet blieb oder sich nur in einseitigster Richtung geltend machen konnte, so ward dagegen den Künsten eine eben so reichliche wie einsichtige Förderung und Unterstützung zu Theil. Was König Ludwig auf diesem Gebiete in mannichfach ungünstiger Umgebung, auf einem in vieler Beziehung sterilen, für ein richtiges Verständniß unempfänglichen Boden ins Leben gerufen, ist nicht hoch genug zu achten, hat unbestreitbaren civilisatorischen Werth und wird in seinen Fort- und Nachwirkungen seine ungemeine Wichtigkeit nicht verläugnen. Hierin wird sein Name fortleben, und hat er nicht zu befürchten, was er selbst in einem Nachrufe an Theodor Körner singt:

Gleich der frühe todten Ephemere
Schwindet dessen Name in die Leere,
Der bloß lebet seiner kurzen Zeit.

Dr. L.

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

Wien, 29. Februar.

Vom Central-Comite ist in Verbindung mit dem Preß-Comite soeben der nachfolgende Aufruf versendet worden:

Deutsche Schützen!

Zweimal waret Ihr versammelt zum friedlichen Waffenspiele, an dem Strome, welcher keine Gränze, sondern ein Band mehr ist zwischen den deutschen Stämmen des Nordens und Südens und an dem Meere, welchem eben damals das Recht auf seinen alten schönen Namen „Deutsches Meer" wiedererkämpft worden war.

Zum dritten Male ergeht an Euch der Ruf von dem Fuße der Alpen — oder besser: an uns ist der Ruf ergangen, Euch eine Stätte zu bereiten, und mit Freuden entsprachen wir dem Beschlusse, der ein erhebender Widerhall ist des Glaubens, der in uns lebt, daß keine Schickung das die Herzen aller Söhne deutscher Erde umschlingende Band zerreißen kann und keine Neugestaltung auslöschen kann die Erinnerung an tausendjährige Gemeinschaft in guten und bösen Tagen. Dieser Gedanke ist es, welcher die ganze Bevölkerung Wiens, der allezeit gastlichen Stadt, dem herrlichen Feste mit doppelter Freude entgegensehen läßt, überall die Herzen für dasselbe erwärmt und rührige Hände in Bewegung setzt.

Und überall, wo deutscher Sinn und deutsche Sprache sich erhalten haben in diesem weiten Reiche, rüsten sich die Schützen, um Euch zu begrüßen. Von dem Hochgebirge, wo immer die Kugel im Laufe — für das flüchtige Wild, wie für den Feind des Landes — werden sie zu Tausenden herabsteigen, um in den Auen unseres Praters das Bündniß vom Main und von der Nordsee zu erneuern, und auch die Brüder werden nicht fehlen, welche im äußersten Osten und Süden als Vorposten des Deutschthums stehen.

Und so laden wir Euch denn und heißen Euch voraus von Herzen willkommen in der alten Ostmark, willkommen in dem Reiche, das unter dem Banner der Freiheit einer neuen schönen Zukunft entgegengeht, willkommen in der Kaiserstadt, die in verjüngter Schönheit erblüht. Kommt zahlreich und helft durch Euer Erscheinen die Würde und den Glanz des Festes erhöhen, daß kein Bruderstamm in der Reihe der Schützen fehle und der Gabentempel des dritten deutschen Bundesschießens mit Ehrenpreisen geziert sei aus allen Gauen der gemeinsamen Heimath.

Der Beginn des Festschießens ist auf den 26. Juli d. J. angesetzt. Zu diesem Tage erwarten wir Euch und entbieten bis dahin brüderlichen Gruß.

Wien, im Februar 1868.

Für das Central-Comite:

Dr. Eduard Kopp, Präsident.
Heinrich Ritter v. Maurer, erster Vice-Präsident.
Friedrich Schmidt, zweiter Vice-Präsident.

Für das Preß-Comite:

Dr. Leopold Wittelshöfer, Obmann.
Wilhelm Wiener, Obmann-Stellvertreter.

Mannichfaltigkeiten.

(Nordische Justiz.) Man schreibt der „Presse" aus Moskau: „Eine Corporation, die sich in allen Schauspielhäusern der civilisirten Welt am vorlautesten äußert, ohne daß man noch derselben jemals wo mit dem Gesetze (?) auf den Leib zu rücken versucht hätte wurde kürzlich hier zur Raison zu bringen versucht. Es ist dieß die Claque, gegen die der General-Gouverneur von Moskau die Polizei einschreiten ließ, wie Einige behaupteten aus Nervosität, wie Andere meinen, aus persönlicher Rancune gegen die junge, spröde Artistin Fräulein Honoré, der der meiste Beifall galt. Thatsache ist, daß die Polizei vor einigen Tagen während der Vorstellung der Oper „Das Leben für den Czar" acht Personen, zumeist Beamten und Studenten, im Saale selbst verhaftete, weil dieselben der genannten Artistin in der Rolle als Wania zu enthusiastisch Beifall gespendet, und daß der General-Gouverneur von seiner Loge aus die „Ruhestörer" den Polizei-Agenten selber signalisirte. Damit aber die zarten Nerven oder die Rancune des Gouverneurs auch den Schein der Gesetzlichkeit für sich haben, wurden die Angeklagten auf Grund des § 262 st. T. XIV, dem zufolge Niemand eine öffentliche Volksbelustigung unterbrechen oder vor dem Ende derselben stören darf, zu je drei Tagen Gefängniß oder 15 Rubel Geldstrafe verurtheilt. Der Applaus ist seitdem in dem Theater bereits demonstrativ geworden, bloß hat die Polizei ihr wahres Kreuz, die „Schuldigen" zu eruiren. Unter den Sitzen und

hinter den Pfeilern klatscht das Publikum sich ungesehen die Hände wund und auf sinnreichere Weise ist wohl bisher noch keine — Reclame gemacht worden."

(**Wie das Wetter gemacht wird.**) Vor einigen Jahren gab ein Komorner Buchdrucker einen Kalender heraus, in welchem, wie dieß bei Volkskalendern üblich, für jeden Tag des Jahres die Witterung angegeben war. Beim 13. Februar war jedoch im Manuscript die Angabe vergessen worden, und der Setzer schickte daher den Setzerjungen zum Herrn hinauf, der eben Tarock spielte, um ihn zu fragen, was er hinsetzen solle. Der Herr, welcher Pagat Ultimo angesagt hatte, überhört im Eifer des Spieles die Frage und stößt, da ihm der Pagat abgestochen wird, ein grimmiges „Donnerwetter!" heraus, das vom Setzerjungen als die vermeintliche Antwort in die Druckerei und von dem Setzer pflichtschuldigst in den Satz befördert wird. Der Kalender erscheint mit dieser Witterungs-Prophezeihung und der Herausgeber wird weidlich aufgezogen. Aber siehe da, der Zufall will, daß gerade an diesem 13. Februar das seltene Phänomen eines Wintergewitters sich ereignet, und seit jener Zeit schwört der Schüttler Bauer nicht höher, als auf den Komorner Kalender, von dem jedesmal die ganze Auflage vergriffen wird.

Frankfurt, 2. März.

In dem farbigen Carton nach Shakespeare's heiterem Lustspiele: „Dreikönigsabend" oder „Was ihr wollt", welchen als eine Faschingsgabe Ed. Steinle im Städel'schen Kunstinstitut aufgestellt hat, finden seine zahlreichen Verehrer den Künstler auf einem Gebiet, auf dem ihm öfter zu begegnen man nur auf das Lebhafteste wünschen möchte. Das Bild bietet nicht eine bestimmte Scene des Stückes, sondern weit mehr, eine glücklich gruppirte Zusammenstellung der verschiedenen Situationen, in denen sich die Hauptfiguren als die Träger der Idee desselben — der Irrliebe, nämlich der Liebe ohne Gegenliebe — am Meisten charakterisiren. So haben wir zunächst Olivia und Cesario — Viola im Gespräch, da er ihr die Liebesbotschaft des Herzogs ausrichtet, seitwärts im Versteck die ihre Schalksstreiche zettelnde Zofe, im Mittelgrund Arm in Arm den knieschwankenden Junker Tobias und Junker Christoph mit dem Haar „wie Flachs auf dem Spinnrocken", hinten eine meisterliche Figur, den Haushofmeister Malvolio, und neben ihm duckend, auf seiner Laute klimpernd, den Narren, der klüger ist als sie Alle. Wollen wir die vom Künstler gedachten Momente wissen, so mögen wohl gelten für Olivia und Viola die Worte: Was könnt Ihr bitten, das ich weigern würde, wenn unverletzt es Ehre geben darf? — Nur dieses: Euer Herz für meinen Herrn! — für die Junker: Wenn ich Olivia nicht kriege, so bin ich kein ehrlicher Kerl. Nehmt's, wie Ihr wollt! — und: Komm ich will gebrannten Wein bereiten. Es ist jetzt zu spät, zu Bett zu gehen; — für Malvolio aber: Ich gehöre nicht in Eure Sphäre, — und für den Narren sein Lied: Heisa, Hänschen, liebes Hänschen, sag' mir, was Dein Mädchen macht! Das Bild ist eine köstlich feine Illustration Shakespeare'schen Humors.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Sondershausen, 22. Februar. Die Prinzessin Elisabeth ließ zu Anfang des gestrigen Hofconcertes dem fürstlichen Hof-Capellmeister Max Bruch einen silbernen Tactirstock überreichen. Unter der meisterhaften Direction dieses Componisten wurde neben Anderem auch eines seiner neuesten Werke, die der Fürstin gewidmete Ballade für Solo und Chor „Schön Ellen", zur Aufführung gebracht und mit allgemeinem Beifall aufgenommen.

Fanny Janauschek gastirt jetzt mit großen Erfolgen im Westen Amerikas. Ueber ihr Auftreten in St. Louis schreibt der „Neue Anzeiger aus Westen" vom 13. Februar unter Anderem: „Nicht allein das Geheimniß, welches im Anfang den Autor des „Fechters von Ravenna" umhüllte, zog dem Stück von seinem ersten Erscheinen an das allgemeine Interesse in so hohem Grade zu, — nein, bei vielfachen Mängeln besitzt die Dichtung auch wirkliche Vorzüge, welche ihr unter allen Umständen den Beifall der deutschen Nation gesichert hätten. Es sind dieß die dramatische Composition und die großartige Erscheinung der Thusnelda. Unter allen Gestalten, die Halms Muse dem deutschen Theater gegeben, ist sie die weitaus mächtigste, die einzige wirklich tragische. Da er sie schuf, ging der Dichter so weit über sich selbst hinaus, als die Cheruskerfürstin über die Geiselten und Parthenien seiner ersten Periode emporragt. Dazu kam noch, daß man (und nicht ohne Grund) in der gefangenen Thusnelda eine Personificirung Deutschlands erblickte, und daß man die großartigen Prophezeiungen, welche ihr der Dichter zum Schluß in den Mund legt, für solche nahm, deren Erfüllung unseren Tagen vorbehalten sei. Wunderbarer Weise sollte man hierin nicht Unrecht haben, — schwerlich aber hat der österreichische Dichter, Geheime Rath und Peer geahnt, daß man diese Erfüllung oder doch wenigstens ihr Beginn schon so bald herbeigeführt werden sollte. — Wie die Thusnelda des Stückes die übrigen Personen desselben (den verkommenen Thumelikus, den ekelhaften Narren Caligula rc.) gleich einer Riesin überragt, so erfordert auch ihre Darstellung eine Künstlerin, die sich über die große Menge gewöhnlicher Schauspielerinnen ebenfalls wie eine Riesin erhebt. Halm besaß in Julie Rettich, für welche er die Rolle schrieb, eine solche Kraft. Unter allen jüngeren Darstellerinnen ist es nur eine, die sich zu der Höhe jener unvergeßlichen Meisterin emporgeschwungen, Fräulein Janauschek, welche gestern dem St. Louiser Publikum die Thusnelda vorführte. Kaum von heftigem Unwohlsein wieder hergestellt, entwickelte die große Künstlerin eine Kraft und Gluth der Darstellung, die zu entfalten eben nur ihr gegeben ist. Namentlich gestaltete sich der vierte Aufzug zu einem künstlerischen Triumph für Fräulein Janauschek, wie selbst sie ihn noch an keinem ihrer anderen Abende davongetragen hat. Nur mit Mühe konnte sich das überfüllte Haus enthalten, ihr großartiges Spiel an den verschiedensten Stellen durch seinen Beifall zu unterbrechen — desto stürmischer machte sich der Enthusiasmus am Aktschluß Luft. Außer der Gewalt der Rede, die man fast lapidar nennen könnte, war es namentlich die Plastik der Künstlerin, welche, gehoben von der antiken Gewandung, aufs Herrlichste zur Geltung kam und die Bewunderung der Zuschauer an jede ihrer Bewegungen fesselte.

„Aus Armands Frontierleben" von **Armand**. Drei Bände (Leipzig, J. Werner). Das Werk besteht aus drei Erzählungen, welche nur durch die Person Armands zusammenhängen. Letzterer scheint sogar das prädestinirte treulose Schicksal seiner Geliebten aus der ersten Erzählung späterhin vergessen zu haben. Sehr anziehend sind die Bilder aus der Natur und dem Menschenleben in den Gränzgebieten zwischen den noch von amerikanischen Eingeborenen bewohnten Urwäldern und den europäischen Ansiedelungen. In manchen Einzelheiten sind die Farben zu stark aufgetragen, der Haß zu grell, die Liebe zu sentimental. Daß der Held selbst „ein alle deutschen Haushälterinnen tausendfach ersetzendes Quadronenmädchen" ohne Weiteres kauft, ist eben ländlich sittlich! Unbegreiflich aber bleibt uns seine Bestimmung, öfters Buchstaben verkehrt zu drucken, ohne daß der Inhalt des Textes diese Eigenschaft theile.

„Geschichte der evangelischen Kirche von Cleve-Mark und der Provinz Westphalen" von **H. Heppe** (Iserlohn, Bädeker). Mit besonderem Interesse lasen wir die einleitenden Abschnitte dieses fleißig, aber nicht parteilos abgefaßten Geschichtswerkes. Sie besprechen unter anderem die Vorboten der Reformation, die schon frühe auftreten: die schon 1401 durch den Papst Bonifacius IX. selbst den bergischen Landen verliehene Befreiung von der geistlichen Gerichtsbarkeit in weltlichen Dingen, das Auftreten der Waldenser, Begharden und Mystiker und einer Reihe verdienstvoller Prediger des Evangeliums. Selbst die Stadt Münster, aus welcher neuerdings dem Jesuitenthum in Rom eine Huldigung geliefert wurde, war einst protestantisch! Der größere Theil des Werkes verhandelt die Geschichte des gegenwärtigen Jahrhunderts, dessen geistigste Strömungen jedoch über das Niveau des Verfassers hinausfluthen und ihm mehr nur als Sündfluthen erscheinen. Ein scharfer Bekämpfer des Papismus und des Neukatholicismus, hat er doch nicht die Kraft, folgerecht zu sein und das Gold der Zeitbewegungen von den unverläßlichen Schlacken zu scheiden. Lehrreich aber bleibt sein Buch durch seine urkundlichen Mittheilungen für alle Leser.

Gedichte von **Stephan Milow**. Zweite vermehrte Auflage (Heidelberg, Weiß) legen ein ganzes Leben, wenngleich nur in wenigen Richtungen, mit warmer Empfindung und in einer Wahrhaftigkeit offen dar, welche neueren Dichtern und Componisten vielfach abhanden gekommen ist.

Die Gesammtproduction des deutschen Buchhandels im Jahre 1867 betrug nach dem Leipziger „Tagblatt" 9855 Werke, worunter 1865 theologische.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 4. März: Gastdarstellung der Frau **Niemann-Seebach** vom königl. Hoftheater in Hannover. **Faust**, Tragödie in 6 Acten von Goethe. Margarethe: Frau Niemann-Seebach.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Ritz — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 63. Donnerstag, den 5. März 1868.

Die Zitherschläger.

Eine Dorfgeschichte aus Oesterreich von August Silberstein.

(Fortsetzung.)

Stanzl hatte die Gelegenheit, Singen und Spielen zu erlernen, mit vollen Freuden ergriffen. Sie gab sich dem Spiel und Lied mit aller Vorliebe hin, als hätte sie auf der Welt nichts mehr zu thun, als zu singen und Zither zu schlagen, als wäre der ganze Hausbrauch damit zufrieden zu stellen.

Und wenn die etwas bebenden heißen Finger des Schullehrers an die ihren griffen und diese auf den Saiten zurechtstellten; wenn er mit Gefühl den Ton so sanft klingen und dahinsterben ließ, sich dabei, wie unwillkürlich, an sie leßnend und stützend; wer will, wenn die gerötheten, glühenden Wangen nahe aneinander kamen, wenn die Augen unstät irrten, wenn der Hauch der stimmbewegten Lippen ineinander floß; wer will da gar so verargen, wenn die zwei Ungesehenen, allein Verbliebenen, sich mit den Lippen endlich berührten und mit den Armen umschlangen und wenn ein heißer Kuß den jungen Leuten sagte: das Leben ist zum Sterben schön! und die Musik und diese Welt sind so zusammen ein Himmelreich!

Was sich der arme Schulgehilfe und die Tochter eines Bauerngutsbesitzers dachten?

Als ob junge Leute bei derlei überhaupt denken würden, oder jemals denken könnten oder gedacht hätten!

Das kommt wie der Duft von der Blume, wenn der Wind darüberstreicht, und wie die Wärme des Sonnenscheines, wenn er zu Thal fällt!

Verhängt die Gegenden und verdeckt die Felder und Berge! Man kann's bei einer Scheibe und einer Pflanze verhüten .... aber ..., da gibt's so viele Aber, als Stunden, die jeder Tag zählt! —

Manchesmal war's wohl über den armen Lehrergehilfen gekommen und er fragte sich, was daraus werden solle?

Und wenn er so recht in Trübherzigkeit versank und in sich meinte, er müsse aus der Gegend scheiden und dahinziehen, wo es nur ein Stücklein Brod, aber keine Liebe gebe, — da, ehe sein Herz ganz gestählt und gehärtet war, kam sicherlich eine Anfrage von Stanzl, oder ein Blick von ihr, ein Zeichen!

Und wenn er das einemal zur heimlichen Stelle im verschwiegenen Walde ging, weil er mußte, wie die Welle im Strom, ein andermal wieder, weil er sich vorgenommen, jetzt zu reden und vom Scheiden zu reden, und zu fragen, was da werden solle, — dann war durch das Mädchen selbst jeder Vorsatz gebrochen, dann scherzte ihm Stanzl alle Trübsal weg und ließ ihn nicht reden.

Sie griff in die Saiten und spielte und sang Lieder. Die Augen warfen den Funken, welchen der Zug der Lieder hell anfachte und zum Lodern brachte. Herz und Seele und Vorhaben und Fragen und Nachdenken gingen in hellen Flammen auf und zerfielen zu Zunder!

Im Hause konnte man die Schelmenlieder nicht so singen, die Tänze und Lustigkeit nicht so loslassen, die Künstlichkeit des Gesanges nicht so pflegen, und so hatte das findige Mädchen die Hütte im Walde draußen auserwählt; hierher führte selten einen Menschen der Weg, jetzt war nichts zu hüten, und die Hütte stand leer.

Und Alois Firnkranz, der Schulgehilfe, hatte seine schönsten Stunden, sein glücklichstes Leben, seine beseligendsten Klänge in seinem freudearmen Leben!

Und wie die Beiden so glücklich saßen und spielten und sangen, — da steckte sich plötzlich durch das Fenster der Hütte ein Kopf herein! —

Die Beiden erschracken heftig, die Stimmen stockten, die Saiten klangen aus mit den halbangeschlagenen Tönen, welche unterbrochen wurden.

3.

Dreierlei Leute und Herzen.

„Der Jörgl!" rief Stanzl aus, als sie den Kopf recht besah, welcher sich plötzlich durch das Fenster der Hütte gesteckt hatte.

Der Schulgehilfe dankte im Augenblicke dem Herrgott, daß es der Vater, der alte Obermaier, nicht war.

Sie waren Beide von ihren Plätzen aufgesprungen. Das Mädl war es, welches zuerst die Fassung wieder gewann.

„Juchhe!" schrie der Jörgl zum Fenster herein und grinste lachend: „Da geht's ja lustig zu und das klingt ganz fein! Laßt mich auch dabei sein. Davon versteh' ich was!"

Der Jörgl war ein gar wohlgekannter Mann im Orte.

Im Orte selbst lebte er wohl nicht immer, aber er kam von Zeit zu Zeit daher, weil er von einem kleinen väterlichen Erbtheil noch allerlei Restchen einzuholen hatte und allerlei Strettereien, die er mit Ueberlehnern (Pächtern) hatte, schlichten mochte.

Sonst war er einer von den „fahrenden Leuten", von den im Lande Herumziehenden. Von dem Einen und dem Andern im Orte wurde er der „Komödianten-Jörgl" geheißen, denn man hatte ihn mit einem Wagen und Bildern und Guckgläsern herumreisen gesehen; dann kam er wieder mit einem Pferdchen, mehreren Hunden und einem Leierkasten zur Winterszeit heim und zog im Frühjahre wieder fort. Diese Art hielt auch nicht lange vor, und er war einer der Führer in einer Musikantenbande, welche in Uniformen weit und breit herumreiste. Dann war er Musikant auf eigene Faust geworden; da hatte er höchstens einen oder zwei Spielleute mit sich, dabei eine Tyrolerin. Und er konnte Geige

und allerlei Instrumente zur Genüge spielen und auch Zither schlagen.

Er war ein lustiger Kunde! Aber Kartenspielen, Geldgeschäfte mit ihm machen, ihm etwas borgen und anvertrauen, mochte kein Mensch.

So ein Herumziehender hat immer etwas Unheimliches in einem Orte. Sein Mehrkönnen und Wissen von allerlei Sonderlichem läßt kein Behagen aufkommen. Wer von den Leuten weggeht, wie von den Holzpflöcken, heute da, morgen dort ist, dem wird nicht viel Herz und Gemüth zugetraut. Wie sollte er das auch haben, da es der Einzelne im Dorfe so schwer findet, sich von jeder lieben Heimathsstelle und gewohnten Person, wenn auch nur auf kurze Zeit, zu trennen?

Dann braucht man so einen Menschen eigentlich in der Welt nirgends und kennt ihn nirgends, und doch weiß er von den Leuten sein Brod und sein Geld zu kriegen.

Die Alten mögen nicht viel von ihm wissen, und wenn sie ihm zuhören, thun sie es fast mit Gnädigkeit und lassen ihm spüren, daß sie seiner Weisheit nicht trauen, derselben auch gar nicht bedürfen. Da thun sie feste Züge aus den Pfeifen, und die Rauchwolken sagen es fast von den stillen Lippen hinweg: „Unser Sach' verstehst Du nit und hast Du nit — wir haben Dein Zeugs nit nöthig!"

Aber die Jungen hören ihm und seinen Herrlichkeiten zuweilen zu, als trüge er die ganze Welt im Sack und wäre er ein Doctor Faustus, der auf seinem Mantel durch die Welt fliegt, und könne sich alle Herzen und alle Schlösser mit seiner „Springwurzel" öffnen.

(Fortsetzung folgt.)

Stuart Mill über Irland.

Im politischen Theil unseres Blattes ist erwähnt worden, daß eine neue Schrift Mill's über die irische Misère erschienen ist, die wegen ihrer durchaus radicalen Tendenz in dieser Frage verdientes Aufsehen machte. „**England und Irland**" ist der Titel dieser Flugschrift, aus der das „Athenäum" folgende Auszüge bringt, die besser als jede Analyse die Ansichten des Verfassers verdeutlichen und die Offenheit und Energie seiner Sprache zeigen werden.

Wirkung einschränkender Gesetze.

England hat Menschenalter hindurch und aus in verschiedenem Grade unwürdigen Beweggründen sein Joch schwer auf Irland lasten lassen. Nach wohlbekannter Berechnung ist der Grund und Boden der Insel dreimal confiscirt worden. Ein Theil wurde weggenommen, um mächtige Engländer und ihre irische Anhänger zu bereichern, ein anderer Theil, um damit eine feindselige Hierarchie auszustatten, das Uebrige ward schottischen und englischen Ansiedlern gegeben, welche gegen die Irländer eine Art Garnison bildeten und bilden sollten.

Die Fabrikthätigkeit Irlands, ausgenommen die Leinenmanufaktur, die hauptsächlich von jenen Ansiedlern betrieben wurde, ward vorsätzlich und mit der erklärten Absicht unterdrückt, den englischen Fabrikerzeugnissen mehr Absatz zu verschaffen. Die große Mehrheit der eingeborenen Irländer, Alle, die sich zur römisch-katholischen Religion bekannten, wurden mit Verletzung des der katholischen Armee in Limerick feierlich gegebenen Versprechens, aller ihrer politischen und der meisten ihrer bürgerlichen Rechte beraubt, und wurden nur am Leben gelassen, um den Boden zu pflügen und umzugraben und ihren Arbeitgebern Pacht zu zahlen. Eine Nation, welche ihre Unterthanen in solcher Weise behandelt, kann nicht wohl erwarten, von ihnen geliebt zu werden. Es ist nicht nöthig, die mildernden Umstände zu erörtern, die ein Advocat mit mehr oder weniger Recht geltend machen könnte, um diese Unbilligkeiten vor englischen Gewissen zu entschuldigen. Welches immer in unseren Augen der Werth derselben sein mag, in den Augen der Irländer hatten sie keine abschwächende Wirkung, noch können sie eine solche haben. Außer wirklicher Entvölkerung und Verwüstung oder directer persönlicher Sclaverei (enslaving) der Einwohner, unterblieb wenig, was ein Volk veranlassen kann, seine Eroberer zu verwünschen.

Plötzliches Auftreten der Fenier.

Ueber ein Volk, oder wenigstens über dessen höhere und mittlere Classen, die sich in einem eingebildeten Paradiese gefielen, ist das Fenierthum wie ein Schlag aus heiterem Himmel hereingebrochen, und hat sie vollständig unvorbereitet gefunden, ihm zu begegnen und mit ihm fertig zu werden. Die Abneigung, welche man sich schmeichelte geheilt zu haben, zeigt sich plötzlich intensiver, gewaltthätiger, rücksichtsloser und verbreiteter, als je. Die Bevölkerung ist getheilt in Solche, welche dem Fenierthum Erfolg wünschen, und in Solche, welche zwar seine Mittel und vielleicht auch seine Ziele mißbilligen, aber im Gefühl der Erbitterung mit ihm sympathisiren. In Irland gewaltsam unterdrückt, sucht uns der Aufruhr heim an unserm eigenen Herde und schleudert Tod und Verderben unter Diejenigen, die mit nichts anderem dazu aufreizen, als damit, daß sie geborene Engländer sind. So tödtlich ist der Haß, daß er jede Gefahr bestehen will, sobald er uns nur Schaden zufügen kann, mit wenig oder keiner Aussicht auf eigenen Gewinn.

Unsere Staatslenker sind diesem neuen Ausbruch der Feindseligkeiten gegenüber hülflos, weil sie nicht einzusehen vermögen, was irgend von ihrer Seite Veranlassung dazu gegeben haben könnte. Sie stehen vor einem Volksgeiste, der ebensowenig unsere, wie wir glauben, gute, als unsere schlechte Regierung dulden will, und sie sind nicht geschult, mit Problemen von solcher Schwierigkeit umzuspringen. Aber obgleich es mit ihrer Staatskunst übel bestellt ist, sind sie doch in Frieden mit ihrem Gewissen, weil sie glauben, die Rebellion sei nicht entsprungen aus Leiden und gegründeten Beschwerden. Es ist eine Rebellion für eine Idee — eine Idee der Nationalität. O der selbstgefälligen Unwissenheit unverantwortlicher Herrscher, seien es nun Monarchen, Classen oder Nationen! Wenn irgend etwas trauriger ist, als das Unheil selbst, so ist es die unverfängliche Offenheit und Aufrichtigkeit, womit so viele Engländer sich selbst unfähig bekennen, es zu begreifen. Sie wissen nicht, daß die Abneigung, welche keinen anderen Beweggrund hat, noch braucht, als den Abscheu vor den Beherrschern, der Höhepunkt einer lange gewachsenen Abneigung ist, deren Ursachen beseitigt werden konnten. Was ihnen die Ursachlosigkeit des irischen Widerwillens gegen unsere Herrschaft zu sein scheint, ist der Beweis, daß man die letzte Gelegenheit, die man wahrscheinlich noch haben wird, die Sachen in Ordnung zu bringen, beinahe versäumt hat. Man hat die Entrüstung, die sich vormals gegen vereinzeltes Unrecht kehrte, sich verhärten lassen in den leidenschaftlichen Entschluß, unter keiner Bedingung sich länger von Denen beherrschen zu lassen, welchen sie all ihr Unglück schuld geben. Empörungen sind niemals unbesiegbar, bis es Empörungen für eine Idee geworden sind. Eine Auflehnung gegen thatsächliche Mißbräuche mag durch Zugeständnisse beschwichtigt werden, aber wenn man wartet, bis alle einzelnen Beschwerden in dem Verlangen nach Unabhängigkeit verschmelzen, so ist keine Aussicht, daß irgend ein Zugeständniß außer der Unabhängigkeit den Zwist beschwichtigen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Zur Affaire Chorinsky.) Das soeben ausgegebene vierte Heft des zweiten Bandes der Sitzungsberichte der bayerischen Akademie der Wissenschaften bringt einen interessanten Vortrag des Professors und Akademikers Dr. L. A. Buchner über die an dem Blute der ermordeten Gräfin Chorinsky-Ledske vorgenommene chemische Untersuchung, welche außer Zweifel stellte, daß die Ermordung mittels Blausäure erfolgte. Die Frage, ob Gräfin Chorinsky mit freier Blausäure oder mit Cyankali vergiftet worden sei, konnte allerdings durch die chemische Untersuchung nicht bestimmt beantwortet werden, wohl aber ist mit Gewißheit zu behaupten, daß vier Tage nach dem Tode das Cyan im Magen-Inhalt und auch im Blute nur als freie Blausäure vorhanden war, und daß folglich, wenn auch Gräfin Chorinsky Cyankali bekommen hätte, dieses durch chemische Zersetzung vollkommen in Cyanwasserstoff (Blausäure) verwandelt worden wäre. Ueber die Art und Weise, wie der Gräfin das Gift beigebracht wurde, scheint man zur Zeit jenes Vortrags (16. December) noch vollkommen unaufgeklärt gewesen zu sein. „Der Rest des Thee's, den die Unglückliche unmittelbar vor ihrem Tode in Gesellschaft ihrer angeblichen Mörderin getrunken, sowie die übrigen auf dem Tische vorgefundenen Flüssigkeiten, nämlich Milch, Rum und Trinkwasser, dann der Inhalt des Nachttopfes, enthielten weder Blausäure noch Cyankali, auch die anderen zur Untersuchung gebrachten Gegenstände aus der Wohnung der Gräfin waren, mit Ausnahme eines Gläschens mit Kirschlorbeerwasser, welches aber noch ganz voll war und dessen Inhalt der Aufschrift zufolge als ein Mittel gegen Leibschneiden benützt werden sollte, vollkommen frei von diesen Giften."

(Theuer bezahlt!) Man schreibt aus Paris, 1. März: In einer der letzten Sitzungen des hiesigen Appellhofes wurde ein Rechtsfall entschieden, der in weiteren Kreisen Interesse erregte. Der in Paris nicht weniger als in Deutschland wegen seiner Excentricitäten bekannte Herzog Karl von Braunschweig vertraute dem hiesigen Advocaten Dr. Jules Levita die Vertretung seiner Interessen in einer sehr beträchtlichen amerikanischen Angelegenheit an. Es handelte sich um eine Summe von ungefähr 5 Millionen Franken, welche eine amerikanische Eisenbahngesellschaft dem Herzog schuldet und für deren Eintreibung bereits verschiedene Advocaten in Bewegung gesetzt wurden. Die Vollmacht, welche der Herzog dem Herrn Levita ertheilte, war eine unbeschränkte bezüglich der Angelegenheit selbst; nur wurde ausdrücklich der Vorbehalt gemacht, daß der Herzog persönlich die den früheren Vertretern geschuldeten Beträge zu regeln hätte. Gerade an dieser Clausel scheiterten die Bemühungen Levita's, denn die amerikanischen Advocaten verweigerten die Herausgabe der zur Betreibung des Prozesses nöthigen Actenstücke, so lange sie nicht ihrerseits honorirt wären. Obgleich ihre Forderung eine nichts weniger als übertriebene war, weigerte sich der Herzog in seiner launenhaften Weise, diese Anwälte zu bezahlen und strengte dafür gegen Levita einen Prozeß auf Zahlung einer Entschädigungssumme von 50,000 Fr. an. Der Appellhof wies nicht nur diese Klage ab, sondern verurtheilte im Gegentheil den Herzog zur Zahlung eines Honorars von 5000 Fr. an Levita, indem er gleichzeitig in den Entscheidungsgründen dem Herzog in einer nicht eben schmeichelhaften Weise zu verstehen gab, daß er durch seinen Eigensinn höchst wahrscheinlich um 5 Mill. Fr. ärmer geworden sei.

(Türkisch.) Am 16. Februar brach im Konok (Winterpalais der türkischen Großen) des Großveziers in Stambul Feuer aus. Mit Ausnahme eines kleinen Theiles der reichen Bibliothek wurde Alles ein Raub der Flammen. Er selbst, von Kreta noch nicht zurückgekehrt, soll, wie allgemein behauptet wird, anbefohlen haben, das Feuer anzulegen. Es wird dieß Jedermann in Staunen versetzen, und Niemand wird begreifen können, überhaupt, da das Palais nicht assecurirt war, was diese Frevelthat am eigenen Hab und Gut bezwecken soll; wer aber die Art und Weise kennt, wie man hierzulande in Gnade oder Ungnade gelangt, der wird sich bald orientiren. Die Konaks der Minister sind gewöhnlich Geschenke des Sultans als Beweise seiner großen Gunst und Gnade; häufig aber werden dieselben in Augenblicken des Zornes oder der Unzufriedenheit zurückgenommen, wie dieß erst bei Fuad Pascha vor einigen Wochen geschah. Aali Pascha, der unverrichteter Dinge von Kreta zurückkehren soll, wird, so glaubt man, in Ungnade fallen, weil er eben den Aufstand trotz der großen Hoffnungen, die der Sultan und das Volk in ihn setzten, nicht hat unterdrücken können. Um nun das Herz seines Souveräns durch persönliches Unglück, welches ihn heimsuchte, während er in Ausübung seiner Berufspflichten vom Hause abwesend war, zu erweichen, soll er anbefohlen haben, sein herrliches Palais in Brand zu stecken. Die werthvollsten Gegenstände nahm er mit sich. Si non è vero, è ben trovato.

(Straßenkehrer in Paris.) Die Gesammtzahl der von verschiedenen Gesellschaften in Paris beschäftigten Straßenkehrer und Straßenkehrerinnen beläuft sich auf etwa 6000. Sie arbeiten täglich, Sommer wie Winter, 10 Stunden und werden nach der Stunde bezahlt. Ein Straßenkehrer erster Classe, der den Rang eines Aufsehers bekleidet, erhält 38 Cent. für die Stunde, ein Straßenkehrer zweiter Classe 29. Die gewöhnlichen Straßenkehrer erhalten der Mann 25, die Frau 20 Cent. für die Stunde, oder einen Taglohn von 2 Fr. 50 C., resp. 2 Fr. Die meisten dieser Leute kommen aus dem Elsaß, aus Rheinpreußen, Hessen, Baden und namentlich aus Luxemburg.

(Die Ueberschienung der Mont-Cenis-Straße) nach dem Fell'schen Betriebssysteme, schreibt der „Bund", scheint sich als eine sehr unglückliche Spekulation zu erweisen. Die Eröffnung dieser provisorischen Eisenbahn, welche schon vor einem Jahr stattfinden sollte, mußte auf's Neue verschoben werden, während der große Tunnel, auf dessen langer Bauzeit der einzige Werth der Ueberschienung beruht, nun schon zur Hälfte durchbohrt ist. Das System der Mittelschiene, zu wiederholten Malen patentirt und ausgearbeitet von verschiedenen Ingenieuren und in verschiedenen Ländern, hat sich stets als unpraktisch, complicirt und kostspielig gezeigt: am Mont-Cenis aber machen sich diese Uebelstände auf ganz auffallende Weise geltend. Um der „Mont-Cenis-Company" aus der Klemme zu helfen, sind nun die berühmten Ingenieure R. F. Fairlie und W. B. Adams in London consultirt worden, welche ihrerseits aber auch wenig Zutrauen zu dem fungirenden Betriebssystem haben.

Frankfurt, 4. März.

Stadttheater.

Fräulein Wolff vom Hoftheater zu Wiesbaden trat zu Ende voriger Woche als Gast in dem Moreto'schen Lustspiele „Donna Diana" auf. Wir wollten bei unserer Besprechung dieses Gastspiels mehrere Rollen der geschätzten Gastin zusammenfassen; da aber das auf zwei Tage später angesetzte Auftreten wegen Verhinderung der genannten Dame nicht stattfinden konnte und deren Gastspiel durch das inzwischen eingetretene der Frau Niemann-Seebach unterbrochen scheint, so kommen wir hier auf die Vorstellung der „Donna Diana" zurück. Fräulein Wolff, als begabte und mit trefflichen Mitteln ausgerüstete Darstellerin noch von ihrem früheren Engagement daher in gutem Andenken bei unserem Publikum stehend, fand auch dießmal eine freundliche Aufnahme. Ein Urtheil über den jetzigen Grad ihrer Künstlerschaft glauben wir nach einer Rolle nicht abgeben zu sollen. Das Eine scheint uns festzustehen, daß Fräulein Wolff an klarer, verständiger, nuancirter Exposition des Dialogs bedeutend gewonnen hat, während sie in dem Bestreben, sich künstlerisch zu beherrschen, wohl etwas zu weit ging, wodurch

die Leidenschaftlichkeit, die wie Wetterleuchten aus der Darstellung der Donna Diana hervorblitzen muß, zu sehr in den Hintergrund trat. Auch sprach Fräulein Wolff, wohl in Folge der Gewöhnung an die kleineren Dimensionen des Wiesbadener Hauses, in den ersten Acten mit etwas zu gedämpfter Stimme. Die zu dieser Rolle vorzüglich geeignete Erscheinung von Fräulein Wolff, sowie die blendenden und geschmackvollen Toiletten, die sie entfaltete und die bei der Fürstin, die sich in ihrem verführerischsten Glanze zeigen will, wenn irgendwo am Platze sind, tragen das Ihrige zu dem günstigen Totaleindruck der Leistung bei. Ein weiteres Auftreten von Fräulein Wolff wird uns Gelegenheit zu eingehenderer Besprechung bieten.

Das Concert der verbündeten Männer-Gesangvereine zum Besten des Dombaues war äußerst zahlreich besucht, was bei dem edlen Zweck desselben nicht anders zu erwarten stand. Die zur Eröffnung vorgetragene Ouverture in C-moll von L. Gellert ist eine recht melodiöse, wenn auch nicht durch Originalität überraschende Composition, welche in guter Ausführung an uns vorüberging. — Der Chor mit Begleitung von Blechinstrumenten von G. Schand ist zwar sehr effectvoll, aber zu stark instrumentirt, um eine wohlthuende Wirkung auf das Ohr des Hörers auszuüben. — Fräulein Rulland hätte wohl eine bessere Wahl der Gesangsvorträge treffen dürfen, denn Lieder, wie das auf den Dacapo-Ruf zugegebene, eignen sich besser in ein Café chantant, als vor ein Frankfurter Concertpublikum. Uebrigens fanden ihre Vorträge den stürmischen Beifall des dankbaren Publikums. — Der Chor mit Orchester-Begleitung aus „Edda“ von G. Konkel, von dem Componisten selbst dirigirt, bekundet den tüchtigen, gewandten Tonsetzer, erinnert aber an manchen Stellen zu sehr an Mendelssohn. — Die zweite Abtheilung des Concertes war weit gelungener, als die erste und müssen wir unbedingt den Preis des Abends unserem trefflichen Carl Hill zutheilen, der das Publikum mit seinen herrlichen Gesangsvorträgen wahrhaft electrisirte und den ungetheiltesten Beifall und Hervorruf fand. — Ein Werk voll Feuer, Leidenschaft und Frische ist der Chor „Willkomm zum Feste“ von L. Gellert, der sich wohl getrost den besten der neueren musikalischen Productionen zur Seite stellen darf und verdientermaßen die lebhafteste Anerkennung fand. — Der bekannte, wundervolle Chor von Kreutzer „Der Tag des Herrn“ konnte nicht zu vollkommener Geltung kommen, da das Solo-Quartett nicht ganz sicher schien. — H. Reed's bekannter, schwungvoller Chor mit Orchesterbegleitung aus der Oper „Der Cid“ bildete einen würdigen Abschluß des im Ganzen recht gelungenen Concertabends, in dessen zweiter Hälfte wir übrigens, der Abwechselung halber, noch eine Declamation der Fräulein Marie Lehnbach gewünscht hätten, da die fortwährenden Gesangsvorträge zu ermüdend wirkten und genannte Dame zumal in ihrem Gedichtvortrag im ersten Theile des Concertes Gelegenheit fand, ein schönes Talent zur Declamation an den Tag zu legen, so unbedeutend und herzlich geschmacklos das Poem selber auch war.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Mannheim, 28. Febr. Der Rechtsstreit zwischen dem hiesigen Hoftheater-Comite und dem Hof-Opernsänger Becker kam heute zur Entscheidung. Heute Vormittag hatte Herr Becker vor den erwählten Sachverständigen (Capellmeister Neswadba von Darmstadt, Theaterdirector Behr aus Mainz und dem an Stelle des ausgebliebenen Capellmeisters Jahn von Wiesbaden mit Zustimmung beider Parteien substituirten Kaufmann Lehr von hier) den Beweis zu liefern, daß er noch im Stande sei, erste Baßpartieen durchzuführen. Zu diesem Ende wurden im Theater bei vollbesetztem Orchester die Scenen aus der „Zauberflöte“ executirt, an welchen Sarastro betheiligt ist, welche Partie Herr Becker zu singen hatte. Außer den Richtern und Sachverständigen waren von beiden Parteien je zehn weitere Personen zugezogen. Das Gutachten der Sachverständigen und demgemäß das richterliche Urtheil fielen zu Gunsten des Herrn Becker aus, welcher in Folge dessen bis zum April dieses Jahres Mitglied des hiesigen Hoftheaters bleibt und alsdann mit Pensionsberechtigung ausscheidet.

London. Die Errichtung eines Collegs für Frauen wird von einer Gesellschaft von Damen, an deren Spitze Miß Davies steht, angestrebt. Dasselbe soll zwischen London und Cambridge (die letztere Hochschule läßt auch Frauen zur Prüfung zu) errichtet werden. Gegenstände des Unterrichts werden alle jene sein, die gewöhnlich an Universitäten gelehrt werden, überdies aber noch diejenigen, welche besonders vom weiblichen Geschlechte erlernt zu werden pflegen. Das Lehrerpersonal soll sowohl aus Männern, als aus Frauen bestehen, die Leitung und Aufsicht aber einzig und allein weiblichen Händen anvertraut sein. Das Gebäude soll für 30,000 Pfund Sterling errichtet werden und an hundert Zöglinge darin Aufnahme finden.

Paris. Die Buchhandlung von Michel Levy kündigt als nahe bevorstehend das Erscheinen eines neuen Werkes von Ernst Renan an, welches den Titel führt: „Questions contemporaines.“

Von Friedrich Rückert's gesammelten „Poetischen Werken“ (Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer) liegen Heft zwei bis fünf vor, und somit ist der erste Band nun vollständig erschienen; er enthält die beiden ersten Bücher der lyrischen Abtheilung: Vaterland und Liebesfrühling. Das erste Buch Vaterland beginnt mit den geharnischten Sonetten. In den seitherigen Sammlungen von Rückert's Gedichten waren diese Sonette nur unvollständig enthalten, auch auseinander gerissen und mit Sonetten anderen Inhalts vermengt; hier erscheinen sie zum ersten Male vollständig und systematisch geordnet. Neu ist die Zusammenstellung in dem Schlußcapitel des Buches „Vaterland“, welches die Ueberschrift „Nach den Freiheitsjahren“ führt. Es ist das eine gut geordnete Zusammenstellung von politischen Gedichten, die bis in die Verhältnisse der neuesten Zeit hineinragen und ein sprechendes Zeugniß dafür ablegen, wie irrig der eine Zeit lang verbreitete Glaube war, als ob das Herz dieses Denkers jemals den politischen Drangsalen seines Volkes entfremdet gewesen sei. Der „Liebesfrühling“ ist als abgeschlossenes Ganzes in seiner wesentlichen Totalität dem Publikum längst bekannt. Gleichwohl hat die neue Sammlung, sowohl was die Reichhaltigkeit des Inhalts, als auch was die planmäßige Ordnung betrifft, große Vorzüge vor allen Separat-Ausgaben und noch mehr vor den Abdrücken in den früheren Gedichtsammlungen. So sei denn das literarische Unternehmen, das sich durch gefällige äußere Ausstattung, wie durch mäßigen Preis auszeichnet, den Verehrern des verewigten Dichters bestens empfohlen, denn so viel läßt sich schon an dem ersten Bande erkennen, daß die Anordnung des ganzen Werkes kundigen Händen anvertraut und für das Verständniß des hochbegabten Sängers durch die sorgfältige Edition viel gewonnen ist.

„Schloß Bärenberg“, Roman von E. Feltze. Drei Bände (Leipzig, Günther). Die besonnene und gemüthliche Weise des Verfassers, die wir vorlängst kennen und achten lernten, finden wir auch in diesem Romane wieder, in welchem indessen Manches bündiger und dadurch lebhafter abgefaßt sein könnte. Die verschiedenartigen Charactere sind gut durchgeführt. Minder deutlich aber treten die Ansichten des Verfassers über die allgemeinen Zeitinteressen hervor. Er fürchtet die Uebergangskrankheiten, ohne ihre Nothwendigkeit hinlänglich zu würdigen. Unter den auftretenden drei Liebespaaren gewinnt gerade das die erste Rolle spielende unsere Theilnahme weniger. Sehr gut zeichnet der Liebhaber Nr. 2 seine Ansichten über die Ehe (III. 236 ff.), welche sich folgerecht aus seiner ganzen Lebensanschauung und Sinnesweise entwickelt haben.

Gustav Freytag soll ein fünfactiges Schauspiel, „Mammon“ betitelt, dem Hofburgtheater überreicht haben.

Für die Redaction verantwortlich: J. B. Ritz — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 66. Freitag, den 6. März 1868.

Die Zithernschläger.

Eine Dorfgeschichte aus Oesterreich von August Silberstein.

(Fortsetzung.)

Als Jörgl zum Fenster der Hütte hereingeguckt hatte und erkannt war, fand er auch bald die Thüre zum Eintreten.

O, er war da nicht herzugekommen, wie das Vöglein, das in der Luft fliegt, plötzlich zum Würmlein oder Wässerchen, das es zufällig erblickt. Er hatte Stanzl singen und spielen gehört, schon von ihrem Hause und ihrer Stube aus. Er wußte, daß der Schulgehilfe ihr Sing- und Spielmeister war. Er, der so viele Welt und Leute gesehen, der so viele Erfahrungen gemacht, war weitsichtiger und schlauer, als Mancher, der nach den Sperlingen im Felde suchte, während die Tauben daheim indessen verloren gingen.

Er konnte sich's nicht wohl reimen, daß ein junger Schullehrer und ein junges Mädl von einem Bauernhof so mir nichts, Dir nichts, mitsammen Musik trieben. Und wäre der eine auch nur ein armer Lehrergehilfe und die andere eine Tochter bei Haus und Hof.

Da öffnete der Jörgl seine Augen, da spitzte er seine Ohren, da hatte der vielgehetzte Hase seine „Merks!" Da hatte er auch so seine ganz eigenen, allen anderen Leuten fern liegenden Gedanken, wenn er die schöne, frische Singerin und Spielerin sah!

Die beiden Leutchen kamen ihm zurecht, und er fahndete auf sie. Er schlich ihnen nach.

Er hatte sie lange gesucht und belauscht, auch hatte er sie schon absichtlich nicht gestört und wieder heimziehen lassen.

Heute aber schlich er vorsichtig herbei und zog das Netz ein, ehe die Fischlein fortschwimmen konnten, klappte den Schlag zu, ehe die Vöglein ausgeflogen waren. Er wollte, als feiner Spielmann, auch die Geige zu seinem Bogen, den Schlagring zu seiner Zither haben. — —

„So, so! Genirt's Euch nit, Ihr kennt mich ja! Brauchts einen Dritten, ich bin dersel'!"

„Du bist's, Jörgl!" sagte Stanzl erschreckt. „Ich bin völlig derkemma (verkommen, vernichtet vor Schrecken). Wie bist Du da an? Ich bin froh und dank' mein' Gott, daß es nur nit der Vater ist!"

„Denk's wohl! Ich bin nit Dein Vater, aber ein lustiger Bruder! Ich bin zu Allem zu brauchen, auch zum Schweigen, wie ein Mäuserl, wie ein kleinwunziges Mäuserl im Speck! — Und Sie, Herr Gehilf', was ducken Sie sich, wie der Has' im Kraut? Frisch d'rauf los! wir sind unter uns und auf unserm rechten Feld! — — Stimm' an, Stanzl, mit mir!" sagte der Jörgl, als er bemerkte, das Reden stocke und wolle nicht so recht vorwärts.

Er griff dabei nach einer Zither und begann sie klingen zu lassen, so recht lustig und seelenvergnügt.

Wohl, er für seinen Theil war froh innerlich. Und indem er Stanzl so recht in die Augen sah, zunickte, und indem er den Kopf nach der Musik und dem Liede ihr entgegen wiegte — begann auch sie, als eifrige Liedersängerin, einzustimmen und dazu zu singen — und es schallte und klang und jauchzte fröhlich dahin.

Stanzl meinte im Innern, sie müsse, schon der Bestechung wegen, mit dem Jörgl singen, um ihn zur Verschwiegenheit auf diese Weise zu bewegen.

Das Lied war zu Ende gespielt und ausgejauchzt.

Der Jörgl forderte zu einem neuen auf, nannte es und spielte es vor.

Der Gehilf' sang sogar die dritte Stimme, den Tenor zum tiefen Ton . . . denn auch er wollte unter solchen Umständen Freundschaft halten und beigeben; und so sangen sie alle Drei, daß es eine Freude war und die Heimlichkeit selbst dem d'reinrauschenden Walde Freude zu machen schien.

„Bravo! Sakrisch schön! Potz Elementen!" sagte Jörgl und schnalzte dabei mit den Fingern. „Wenn ich das könnt', ich blieb nit im Dorf und thät mein Licht nit hintern Ofen stellen! Wenn Euch Beid' Grafen und Fürsten in der Stadt hören, so schütten sie die Dukatensäck' vor Euch aus!"

„Hahaha!" lachte Firnkranz auf.

„Lachen? Was, lachen? Das ist leicht! Aber wissen und sehen! Hab's selbst oft genug gesehen! Die Tyrolerin, die bei mir war und mit mir gesungen hat, ist jetzt Baronin im Steyerischen d'rin. Der Zithern-Franz, der mit mir gereist ist, ist Hofmusikus im Bayerland! Häuser gibt's zu verdienen und Schlösser, seidene Gewänder und Brillanten, ja die schönsten Titel noch dazu!"

„Es wird spät!" sagte Stanzl, „wir sollten schon fort, denn es fällt bald Nacht ein, und ich könnt' daheim abgehen (fehlen). Wir wollen fort."

„Wir können ja mitsamm' den Weg gehen", sagte Jörgl. „Nehmt Ihr Eure Zithern mit, oder laßt Ihr sie da?"

Die Beiden verdeckten und verbargen ihre Zithern, welche sie wieder fortnahmen; in den Kleidern, und so gingen sie von der Hütte, welche Stanzl wieder sogleich absperrte, hinweg, den Weg durch den rauschenden Wald und die Fluren, heimwärts zum Dorfe.

„Ich mein'", sagte der Schulgehilfe, „diese Art, wie wir hier spielen und singen, das gehört gar nirgends hin, als in die Berg' und in den Wald! Da ist's die Stimm', die der Geist aus Allem heraussingt. In der Stadt d'rin, scheint's mir den rechten Klang und das Richtige zu verlieren. Dort haben sie hohe, feine Musik zu machen und mögen damit ihre richtige, rechte Freud' haben! Und wenn ich so Landsleut' seh', die in der Stadt im Zimmer jauchezen, als ob sie auf dem Berg oder im Steinwald wären, so ist's mir grad', als ob Einer ein Stück Tannenreisig im Zimmer aufstellen wollt' und sagen: „Seht, da ist der Tann und so sieht

der Hochwald aus!“ — Orgel zu spielen in den größten und weitesten Kirchen, thät ich mich nicht schämen, wenn Alles nach mir schaut; aber sollt' ich zithern und g'stanzeln, so könnt's mich überlaufen schier wie eine Sünd', daß ich roth werden thät, wie ein indischer Hahn, und der Ton möcht' mir in der Kehle stecken bleiben! So was muß fein züchti' sein und muß seine Schämigkeit (Schamhaftigkeit) haben, grad' wie ein jung's Dirnl, das vom Wald fürkommt und noch nit in der Welt war!“

„Schaut's den Schulmeister an!“ sagte der Jörgl. „Zug'hört hab' ich Euch und geschwiegen, wie Einer, der Beicht' abgelegt. Aber Ihr redet, wie der Blinde von der Farb'. Ich wollt' Euch nur hören! Was wißt Ihr, mit ABC-Kreiden und Schultafelschwamm, von der Welt? Mich müßt Ihr fragen!“ Und dabei wies er mit den Fingern nach seiner Brust, auf welcher ein schwerknopfiger, vergoldeter Ring das fein seidene, gedisch geschlungene Halstuch zusammenhielt. „Ihr steht vor dem Dorf, als wär's Paris, und seht das Pfefferbüchs'l von Kirchthurm für den Wiener Stephansthurm an!“ Dabei drehte er wieder seinen starken, rauhen, aber zierlich gedrillten Schnurrbart auf. „Die Stadtleut' sind gescheidter als Ihr. Und so wie man im Sommer auf's Land geht, wenn man Naturschönheiten sehen will, so laßt man vom Land auch den schönen Naturgesang in die Stadt hineinkommen. Möchtet Ihr nit etwan auch die Berg und den Wald verstecken, weil's geschamig is', wenn sie grün sind, oder im Freien dastehen?“ so wendete er sich zu Alois.

Stanzl lachte.

(Fortsetzung folgt.)

Stuart Mill über Irland.

(Fortsetzung.)

Der Boden und seine Besitzer.

Nur in Einem Punkte sind sich England und Irland gleich. Der behaute Flächenraum beider Länder zerfällt in große Güter, die im Besitz einer kleinen Anzahl großer Grundbesitzer sind. Nach der Meinung der großen Grundbesitzer und der Bewunderer des gesellschaftlichen Zustandes, welcher sie hervorbringt, ist dieß genug. Man kann sich blindlings auf das Interesse und die Weisheit der Gutsbesitzer verlassen, daß sie Alles behaglich einrichten werden. Große Grundbesitzer können diesseits des Georgskanals mit ihren Gütern wirthschaften, wie sie wollen. Englische Grundbesitzer sind absolute Herren der Bedingungen, unter welchen sie ihr Land verpachten wollen, und warum sollten irische Grundbesitzer es nicht ebenso sein? Aber erstens verpachten englische Hausbesitzer ihr Land nicht an einen Ackersmann, sondern an einen Farmer, der zugleich Capitalist ist und im Stande, sein eigenes Interesse wahrzunehmen. Der Capitalist hat nicht zu wählen zwischen dem Besitz eines Pachtguts und Besitzlosigkeit, wohl aber der Ackersmann. Dieß Element zerstört die Grundlage, worauf die Güterverpachtung als kaufmännisches Geschäft und die Gründung eines Nationalhaushaltes beruhen soll. Der Capitalist wird sich ferner hüten, einen Pachtzins zu bieten, der ihm keinen Vortheil übrig läßt, der Ackersmann wird als Pächter jeden Zinsbetrag versprechen, ob er ihn bezahlen kann oder nicht. Weil ferner England nicht ein bloß ackerbauendes, sondern ein handeltreibendes Land ist, so lernen auch große Grundbesitzer in etwas kaufmännischer Weise auf die Verwaltung ihrer Güter achten, und vermögen, wo Verlangen nach politischem Einfluß es nicht hindert, ihren eigenen Vortheil einzusehen, wenn sie die Verbesserung des Landes zu einem Interesse des Pächters machen, oder, sobald sie die Mittel dazu haben, diese Verbesserung selbst für ihn ausführen. Ein irischer Grundbesitzer, wie man sie durchschnittlich findet, stellt nicht einmal die Einzäunungen und Baulichkeiten her, welche überall anderswo die Gutsbesitzer zu unterhalten verpflichtet sind. Es bleibt dem Pächter überlassen, sie herzustellen. Wenn hier und da ein Pächter im Stande und Willens ist, sie ein wenig besser als gewöhnlich herzustellen, oder in anderer Weise die Ergiebigkeit und den Werth des Pachtgutes zu erhöhen, so kann den Gutsbesitzer nichts davon abhalten, wenn er abwartet, bis es geschehen ist, und sich dann in den Besitz des Ergebnisses setzt, oder von dem Pächter für die Nutznießung der Früchte seiner eigenen Arbeit noch einen besondern Zins verlangt, und so viele Gutsbesitzer selbst von hohem Range schämen sich nicht, dieß zu thun, daß es augenscheinlich ist, daß ihre Standesgenossen es durchaus nicht für unehrenhaft halten. Man pflegt die schlimmsten Mißbräuche irischer Güterwirthschaft den Mittelleuten (middlemen) Schuld zu geben. Die Mittelleute sind in raschem Aussterben begriffen, aber kürzlich gab es einen Mittelmann in der Grafschaft Clare, unter dessen Verwaltung irische Bauern durch ihren Fleiß und mit geringen Mitteln einen beträchtlichen Landstrich an der Küste an sich brachten und dort den blühenden Badeort Kilkee gründeten. Der Mittelmann starb, sein Pachtvertrag verfiel, und die Pächter bildeten sich ein, nun noch besser zu fahren. Doch der eigentliche Besitzer (Mad-landlord), der Marquis Conyngham, erhöhte sogleich den Pachtzins entsprechend dem vollen Werth der gemachten Verbesserungen, in manchen Fällen um 700 Procent, und damit nicht zufrieden, riß er einen beträchtlichen Theil der Stadt nieder, brachte die Bevölkerungszahl von 1879 auf 950 zurück, trieb die Ueberzahl fort und zwang sie, in Irland umherzuziehen oder nach England und Amerika auszuwandern und die Reihen der bittern Feinde Großbritanniens zu verstärken. Hielt das Interesse oder die Menschlichkeit diesen Gutsherrn etwa zurück, jene denkwürdige Schöpfung des Fleißes zu zerstören und ihren Schöpfern Ursache zu geben, bitter zu bereuen, was sie gethan hatten? Was konnte man nicht von einem Volke hoffen, das die Energie und den Unternehmungsgeist hatte, eine blühende Stadt zu gründen auf die Gefahr hin, um alle ihre Mühe betrogen zu werden (to be robbed.)

Eine Revolution im Grundbesitz.

In einem denkwürdigen Zeitpunkt des Revolutionskrieges wurde eine französische Flottenabtheilung unter Anführung des berühmten Hoche nur durch schlimmes Wetter daran verhindert, in Irland eine Landung zu bewerkstelligen. In jenem Zeitpunkt hing es an einem Zufall, ob Irland zu Frankreich gehören sollte oder nicht, oder ob es wenigstens organisirt werden solle als ein unabhängiges Land unter französischem Schutze. Glaubt irgend Jemand, der irländische Bauer würde, wenn dieß geschehen wäre, nicht dem französischen gleich geworden sein? Nachdem die großen Grundbesitzer, wie sie sicherlich gethan hätten, sich nach England geflüchtet, wäre jeder Pachthof auf ihren Gütern Eigenthum des Inhabers geworden mit Verpflichtung einer bestimmten Grundsteuer an den Staat. Irland würde dann in derjenigen Lage gewesen sein, in welcher Kleinfelderwirthschaft und Verpachtung an Handarbeiter mit guter Agricultur und allgemeinem Wohlstand vereinbar ist. Der Kleinbauer (small holder) würde für sich selbst, nur nicht für Andere gearbeitet haben und sein Interesse wäre zusammengetroffen mit dem Landesinteresse, jeden Fleck Landes aufs Aeußerste nutzbar zu machen.

Was Hoche so für den irländischen Bauer gethan haben würde oder etwas dem Gleichwerthiges bleibt noch zu thun, und jede Regierung, die es nicht thut, vergißt ihre vernünftigen und sittlichen Existenzbedingungen. Es ist nicht nöthig, es so zu thun, wie es Hoche wahrscheinlich gethan hätte, nämlich ohne Entschädigung für

die Verlierenden. Vor wenig Jahren hätte man nicht so viel, wie er, zu thun brauchen. Die Vertheilung des unbebauten Landes zu Bauernhöfen dürfte damals hingereicht haben. Vielleicht hätten sogar so geringfügige Maßregeln, wie Zusicherung einer mäßigen Ausgleichung in Geld, oder durch Pachtverlängerung für Verbesserungen an die Pächter, und Abschaffung des ungerechten Privilegiums, wegen schlechter Zinszahlung den Pächter verjagen zu dürfen, die Abneigung beschwichtigt oder doch vertagt und der Großgüterwirthschaft eine neue Lebensfrist verschafft. Aber wenn Reformen erst im letzten Augenblick zugestanden werden, so dürften sie den Ausbruch gewaltthätiger Feindseligkeit kaum für eine Woche hinausschieben.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Prinzessin Agnes Salm-Salm.) Die „Presse" schreibt: Prinzessin Salm-Salm, der Einladung ihres Schwagers, eines in Westphalen begüterten Kavaliers folgend, ist vor einigen Tagen dahin abgereist. Tags zuvor besuchte sie, begleitet von einem Herrn der belgischen Gesandtschaft, die Kaisergruft bei den Kapuzinern. Sie nahm daselbst den letzten Abschied von dem todten Kaiser, dem das Leben zu erhalten sie sich umsonst bemüht hatte. Zu den zahlreichen Blumen und Kränzen, mit denen sie den Sarg (der, nebenbei bemerkt, sich bereits in dem kupfernen Umhüllungssarge befindet) geschmückt fand, legte sie gleichfalls Lieblingsblumen des Kaisers, die er in Mexico mit Vorliebe gepflegt hatte. Am Abend desselben Tages wurde sie von der Mutter des verstorbenen Kaisers, der Erzherzogin Sophie, empfangen. Die Erzherzogin konnte sich bei ihrem Anblick der Thränen nicht erwehren und entließ sie mit Worten des Dankes und Zeichen größten Wohlwollens. Die Prinzessin trägt noch immer Trauer um den todten Kaiser. Ueberraschend ist der Eindruck ihres Auftretens. Statt der kräftigen, amazonenhaften Erscheinung, die man nach ihrer entschlossenen und kühnen Handlungsweise erwartet hätte, findet man eine zarte Gestalt, die den Eindruck großer Sanftmuth macht. Das dunkelglühende Auge aber und der selbstbewußt aufgerichtete Kopf verrathen eine starke Seele. Wie es heißt, beabsichtigen Prinz und Prinzessin Salm-Salm ihren definitiven Aufenthalt in Wien zu nehmen. Ersterer, der vor einigen Tagen von Sr. Majestät gleichfalls in Audienz empfangen wurde, weilt gegenwärtig in Brüssel in Aufträgen des Kaisers Max an dessen Gemahlin Charlotte.

(Lebensverlängerungs-Recept.) Der berühmte Wiener Anatom Hyrtl, ein hoher Fünfziger, gab dieser Tage seinen Zuhörern folgende nicht uninteressante Notiz über seine Lebensweise: „Trotzdem die Experimente, welche mehrere hochgestellte Aerzte über die künstliche Verdauung anstellten, zum Resultate ergaben, daß rohes Fleisch die am leichtesten verdauliche Speise sei, so lehrt uns dennoch die Erfahrung, daß jene Völker, die sich hauptsächlich mit vegetabilischen Stoffen nähren (die Bewohner der Normandie, Bretagne, von Rußland, die Kelten u. s. w.), in der Regel ein sehr hohes Alter erreichen, während jene Nationalitäten, die sich ausschließlich mit Fleisch nähren (die Eskimos, Tataren), selten ein Alter über 50 Jahre erreichen. Ich selbst", sagte der Anatom, „genieße von animalischen Nutrimenten seit einer langen Reihe von Jahren nichts als Suppe, hiezu Reis und Maccaroni — und ich versichere Sie, meine Herren, daß ich jetzt viel ruhiger und klarer denke, daß ich froheren Muthes und arbeitskräftiger bin, als in meiner Jugend; ich versuchte sogar in letzterer Zeit, auch die Suppe auszusetzen und mich bloß von Zwetschken zu nähren; ich nahm deren täglich dreißig zu mir, doch die Abnahme meiner Kräfte bestimmte mich, von diesem etwas gewagten Experimente abzulassen."

(Aus London) schreibt man: Den Luxus gründlich zu besteuern versteht man in England, und aus manchen Kleinigkeiten fließen der Staatskasse bedeutende Summen zu. Daß der Herr für den Puder besteuert wird, den sein Bedienter im Haar trägt, ist eine bekannte Sache, wie auch die Unterschiede für die Besteuerung, so daß ein Diener unter 18 Jahren auch im Steuerpunkte billiger zu stehen kommt, als ein ganz ausgewachsener. Wer sich ein Wappen auf seinen Kutschenschlag malen läßt, muß nicht weniger seinen Tribut entrichten, und für die Staatseinkünfte ist es befriedigend, daß in den letzten zehn Jahren die Einnahmen aus dieser Quelle von 53,769 Pfd. Sterl. auf 65,034 Pfd. Sterl. angewachsen sind; 15.077 Personen davon halten zweispännige, vierräderige Wagen und zahlen 2 Pfd. Sterl. 10 Sh., die Besitzer von Einspännern tragen 18 Sh. Auflage. Aus dem Zuwachs der letzten zehn Jahre muß man entweder auf eine ungewöhnliche Vermehrung der Personen adeliger Herkunft oder auf eine Zunahme ihrer irdischen Güter schließen, wenn man nicht an ein mächtiges Wachsen der Eitelkeit glauben will. — In dem Besprengen der Straßen mit Wasser, soll dem Vernehmen nach eine Veränderung und Verbesserung bevorstehen. Es handelt sich um eine neue Erfindung. Eine Verbindung corrosiver Salze soll, in der jetzt gebräuchlichen Weise gesprengt, die Straßen feucht halten und zugleich die Ansammlung des Schmutzes verhindern. Zugleich soll die neue Methode eine Ersparniß von 20 Procent herbeiführen. In zwei Districten der Hauptstadt wird das neue System demnächst versucht.

(Gutes Gesicht eines Blinden.) Aus Berlin erzählt die „Post" vom 3. März: „Am Sonntag Nachmittag trug sich auf dem Wege nach dem Gesundbrunnen in der Brunnenstraße folgender komische Vorfall zu: Ein Blinder, der als Leiter einen Hund an einem Stricke neben sich hatte, stand an einem Baume und bettelte, als plötzlich ein Knabe vorbeieilte, rasch den Strick mit einem Messer durchschnitt und den Hund, einen wunderschönen Pudel, an dem abgeschnittenen Stricke fortzog. Kaum war dies jedoch geschehen, als unser Blinder, die Augen sich ein wenig reibend, aufsprang, dem Diebe nachlief, ihn mit seinem Stocke tüchtig durchprügelte, dann mit seinem Pudel zurückkehrte, den Strick zusammenknüpfte und in aller Ruhe wieder seine Rolle als Blinder aufnahm."

(Tod aus Freude). Der in Wellersdorf (Wien) wohnende Kleinhäusler August Gimpas gewann in der letzten Wiener Ziehung mit den gezogenen Nummern 24, 42, 41 eine Terne im Betrage von 252 fl. öst. W. Als G. den Gewinnst behoben hatte, begab er sich rasch nach Hause. Um seine Frau und Familie zu überraschen, eilte er, beim Hause angelangt, die zum ersten Stockwerke führende Schneckenstiege jubelnd hinauf, aber als der Glückliche in das Zimmer eintrat, stürzte er, zum unbeschreiblichen Schrecken und Jammer seiner Familie, vom Schlage gerührt zu Boden und war eine Leiche. Die Aufregung der Freude hatte den Mann getödtet.

(Ungeheurer Durst.) Ueber den ungeheuren Bierverbrauch in Bayern, schreiben die „Deutschen Blätter", ist immer Fabelhaftes berichtet, aber Sicheres bisher noch nicht festgestellt worden. Jetzt hat man wenigstens in Bezug auf München ermittelt, daß auf jeden Kopf der dortigen Bevölkerung doch jährlich 1281, sage und schreibe eintausend zweihundert und einundachtzig Quart Bier kommen, also täglich nicht weniger als zehn Seidel. Da man nicht annehmen kann, daß Frauen, Kinder und schwache Greise ein solches Quantum genießen, so läßt sich hieraus der Schluß ziehen,

daß die tägliche Ration der einzelnen Biertrinker eine noch weit beträchtlichere als zehn Seidel ist. (Es fragt sich nur, ob bei dieser Berechnung das ansehnliche Contingent der Fremden, von welchen doch auch Manche in der Biervertilgung Erkleckliches leisten, berücksichtigt ist.)

Concert des Cäcilien-Vereins
am 3. März.

Mit dem Oratorium „Paulus“, das 1835 erschien, hatte Mendelssohn die höchste Stufe seiner Künstlerschaft erreicht. Von den Zeitgenossen angestaunt, wird dieses Werk auch für alle Zukunft die Bewunderung der Freunde einer edleren Geschmacksrichtung herausfordern. Wenn auch der scharfe Beobachter im Paulus einen leitenden Grundgedanken, von dem bekanntlich in einem Oratorium ausgegangen werden sollte, vermißt und in jeder Abtheilung einen anderen findet, so thut das dem großartigsten Werke der neueren Zeit keinen Abtrag und Mendelssohn, der klare, tiefe Denker, dem gewiß die allgemeinen Gesetze der musikalischen Form bewußt waren, hat vielleicht gerade durch den „Paulus“, indem er zwei gegenüber stehende Gedanken ausführte, dem Oratorium ein weiteres, größeres Feld einräumen wollen.

Das in musikalischer Beziehung in der That höchst mustergültige Werk bewegt sich nur in bedeutsamen Kunstformen, eine herrliche contrapunktische Figuration verdrängt die andere, um dann einem fugirten Satze wieder Platz zu machen, und dieß geschieht fort und fort, so daß auch dem aufmerksamsten Zuhörer die Fülle der musikalischen Schönheiten, zumal wenn er noch die prachtvolle Instrumentation verfolgt, nur nach oftmaligem Hören faßlich und verständlich wird.

Die Ausführung des „Paulus“ von Seiten des Cäcilienvereins, der Damen Thomae und Oppenheimer, der Herren Denner und Hill sowie des verstärkten Theaterorchesters war im Ganzen eine recht befriedigende. Hätten wir auch hie und da vom Chor eine deutlichere Textesaussprache zu wünschen gehabt, so wurden wir wieder auf der anderen Seite durch die hübsche Intonation hinlänglich entschädigt. Namentlich heben wir die schöne Ausführung aller Choralsätze hervor. Nicht minder gut wurde der Chor: „Dieser Mensch hört nicht auf zu reden Lästerworte“ (in D-moll) gesungen; auch der Chor der Israeliten „Steiniget ihn“ und der größere, vierstimmige Satz „Mache Dich auf, werde Licht!“ — sämmtlich der ersten Abtheilung angehörend — wurden mit Verständniß und meistens auch mit passender Nüancirung zu Gehör gebracht. Aus der zweiten Abtheilung bezeichnen wir zuvörderst den ersten fünfstimmigen Chor: „Der Erdkreis ist nun des Herrn“ mit der darauffolgenden Fuge in B-dur als recht brav durchgeführt; hier erwies sich übrigens der Tenor als tonisch etwas zu schwach. Den Chor „Ist das nicht“, ein außerordentlich lebendiger, ächt Mendelssohn'scher fugirter Satz, rechnen wir zu den besten Leistungen an diesem Abend. Die übrigen Chöre waren zum größeren Theil gründlich studirt und correct ausgeführt, nur noch etwas mehr Nüancirung hätte manche Production noch in besserem Lichte erscheinen lassen. Es sticht zuweilen sehr ab, wenn ein guter Solist, wie etwa Herr Hill, zuerst die wundervolle H-moll-Arie „Gott sei mir gnädig“ und kurz darauf die Arie „Ich danke dir Herr“ in sehr künstlerischer Weise zum Vortrage bringt und hintennach der Alt ein Imitationsthema wohl ganz rein und sicher, aber ziemlich monoton einsetzt. Es wird zwar an anderen Orten gerade so gesungen. Das darf und kann aber keine Entschuldigung sein, aus dieser Manier nicht herauszutreten. Das möglichst Vollkommene zu erstreben, muß stets die Aufgabe des Vereins bleiben, und die sonst so tüchtigen Leistungen des Cäcilienvereins tragen die Schuld, daß wir unsere Ansprüche steigern.

Das Orchester, dem ein sehr wesentlicher Theil dieses Oratoriums zugetheilt ist, traf meistentheils die rechten Farben, nur in den Begleitungen zu den Solis traten einzelne Instrumente in nicht zu rechtfertigender Weise etwas zu stark hervor.

Nebst Herrn Hill, dessen Leistungen im seriösen Gesange in diesen Blättern längst gewürdigt wurden, haben wir der übrigen Solisten ebenfalls lobend zu gedenken. Fräulein Oppenheimer, die zur Oratoriensängerin sehr befähigt ist, sang die hübsche Arie „Doch der Herr“ recht rein und mit Verständniß, Fräulein Thomae und Herr Denner sangen namentlich die Recitative mit sehr richtiger Declamation und trugen alle in künstlerischer Weise ihr gut Theil zum Gelingen des Ganzen bei.

Herrn Director Müller gebührt schließlich volle Anerkennung für die umsichtige Leitung. P

Correspondenzen.

München, im März.

Die Hofrath Dr. Steinbacher'sche Naturheilanstalt Brunnthal war im verflossenen Jahre von nahezu 500 Kurgästen besucht, wozu das Ausland wieder über die Hälfte sandte, und durch Gäste aus weitester Ferne (Rußland, Amerika, Italien, England) vertreten war. Auch im Laufe dieses Winters war die Frequenz eine ansehnliche, und zeugte für den weitverbreiteten Ruf der hiesigen Anstalt, wie andererseits die günstige Aufnahme der bereits in zweiter Auflage erschienenen Steinbacher'schen Schriften die erfreuliche Thatsache constatirt, daß der von dem Verfasser erstrebte Ausbau der Schroth- und Priesnitz'schen Heilmethode immer mehr Würdigung findet.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Leipzig, 3. März. Zur Errichtung eines Denkmals für Felix Mendelssohn-Bartholdy hat sich soeben ein Comite gebildet, an dem unter anderen namhaften Mitgliedern die Herren Kreisdirector v. Burgsdorff und Bürgermeister Dr. Koch sich betheiligen. Es wird bei solchen Kräften die zunächst von der hiesigen Gesellschaft der Zwanglosen ausgegangene und gepflegte Idee zur würdigsten Durchführung gebracht werden.

Die Zahl der Bände, welche die Haupt-Bibliotheken der verschiedenen europäischen Staaten enthalten, ist jetzt genau bekannt. Die Staats-Bibliothek von Paris besitzt 1,100,000 Bände und 80,000 Handschriften; die St. Genevièven-Bibliothek 155,000 Bände und 2000 Handschriften; die Mazarin-Bibliothek 150,000 Bände und 4000 Handschriften; die Sorbonne 80,000 Bände und 900 Handschriften; die Bibliothek des Rathhauses (Hôtel de ville) 65,000 Bände. Die Zahl aller Bände in den öffentlichen Bibliotheken in Frankreich beträgt 6,233,000; in England 1,772,000; in Italien (wo sehr wenige Bücher der neuen Literatur, sondern meistens Werke und Handschriften des Alterthums, oder der Kirchenväter und der katholischen Theologie sich finden): 4,150,000 Bände; in Oesterreich: 2,488,000 Bände; in Preußen: 2,040,000 Bände; in Rußland (wo die im Vergleiche zu der Größe und Sprachenfülle des Reiches unbedeutende Zahl der Bibliotheken ein Beweis ist, wie wenig sich die moskowitische Verwaltung um den Unterricht und den geistigen Fortschritt der Bevölkerung kümmert): 852,000 Bände; in Bayern 1,268,500 Bände; in Belgien: 510,000 Bände. Im Ganzen besitzen die sämmtlichen öffentlichen Bibliotheken Europas über zwanzig Millionen Bände.

Die Buchhandlung von Meinhold und Söhne in Dresden versandte soeben die zwei ersten Hefte des neuen Jahrgangs der „Kinderlaube“. Es ist dieß bekanntlich eine beliebte Monatsschrift mit vielen Bildern, welche für Auflösung von Preisaufgaben werthvolle Weihnachtsprämien gibt. Ueber diese Einrichtung spricht sich ein Erzieher, Herr Dr. Klein in Pest, äußerst rühmend aus. Von den Mitarbeitern des verdienstvollen Unternehmens, welches die Jugendzeit bis zum 18. Lebensjahre ins Auge faßt, nennen wir Berlepsch, Ebeling, Gorock, Gerstäcker, Nieritz, Reichenbach, Schanz etc. Hauptaufgabe der Kinderlaube ist: Anregung und Aufmunterung, Bildung für Geist und Herz, Unterhaltung, Belehrung etc.

„Streifzüge durch das Concilium von Trient“ von W. Marr (Hamburg, Meißner), sind zu Gunsten der Nothleidenden in Ostpreußen herausgegeben.

Berichtigungen.

In dem Artikel „König Ludwig von Bayern“ in Nr. 64 der „Did.“ wolle man lesen: Im Anfang Z. 9: statt: freisinnigen — feinsinnigen; Sp. 4, Z. 25 v. o. statt Kirche — Kirchen. Sp. 4, Z. 28 ist nach den Worten: „vorhergehen mußte“, einzuschalten: „zu contrasigniren“, und Sp. 5, Z. 1 v. o. nach dem Worte „Ruhmeshalle“ einzuschalten: „und die Befreiungshalle“.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 6. März: Pech-Schulze, Original-Posse mit Gesang und Tanz in 3 Acten von H. Salingré. Musik von A. Lang.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 108.)

Samstag, 7. März: Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg, große romantische Oper in 3 Acten von R. Wagner.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 109.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Ritz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 67. Samstag, den 7. März 1868.

Die Zithernschläger.

Eine Dorfgeschichte aus Oesterreich von August Silberstein.

(Fortsetzung.)

„Ein Dirnl, wie die Stanzl", fuhr Jörgl, vom Lachen des Mädchens besonders befriedigt, wieder fort, „braucht nit zu warten, bis ihr der Vater was vom Hof herauszahlt oder verspricht zur Ausstteuer. Mit der Stanzl trau' ich mich in ein paar Jahrl das ganze Dorf auszukaufen. Ein jedes Gesätzl, das sie singt oder spielt, is' ein Ducaten! Was thäten die reichen Herrenleut' in der Stadt mit dem vielen Geld? Für solche Pracht geben sie's. So eine Sängerin und Zitherspielerin kann's sackweis stehen haben, in Körben heimtragen. Und Liebesseufzer hört sie mehr, als eine hundertjährige Föhren den Wind im Wald sausen hört. Und Millionäre, Fürsten und Barone reißen sich um sie. An jedem Finger kann sie Solche hängen haben und abschütteln, wie die Maikäfer vom Baum in Langzing (Frühling). Habt Ihr die Geschicht' nit gehört von . . ." Und nun erzählte er, wie der Graf So-und-So eine Sängerin geheirathet und mit sich auf's Erbschloß heimgeführt.

„Will's glauben", sagte der Schulgehilfe, „es hat schon Leut' gegeben, welche einen Schatz gegraben haben; aber findet Ihr einen gleich, wo Ihr mit dem Fuß hinstampft? Das Eine ist Ausnahme; und Fürsten und Brillanten . . ."

„Sein (sind) etwa bei den Schulmeistern und gar erst bei den Schulgehilf'n zu Haus? — — Laßt's gut sein; von der reichen Welt müßt Ihr mich reden lassen!" Und dabei klopfte er hochmüthig dem Alois auf die Schulter.

„Wir sind beim Dorf!" sagte Stanzl, „wir müssen fein vorsichtig sein!"

„Wollt Ihr mit mir zum Wirth, Schullehrer? Mir kommt's auf einige Maaß und auf Eimer auch nit an! In der Stadt hätt' ich Euch jetzt Champagnerflaschen vorgesetzt mit silbernem Kopf und Hals! Da, im Dorf, muß man freilich mit schlechtem Branntwein vorlieb nehmen! Der allgemeine Kirchtag ist vorbei und meine Brieftasche kann das Dorf unter Wein und Bier setzen. Kommt mit!"

Der Schullehrer weigerte sich.

„Die Stern' sind heraus, ich muß heim!" sagte Stanzl.

„Na, Stanzl, Nachtigallerl! wann seh' ich Dich wieder? Wird wohl heut' nit zum letztenmale gewesen sein! Ich gib Dir die neuchsten und seltensten Noten. — — Gält ja, mit Deine Goldfingerl und Dein' Glockenhalserl, laß'st mir wieder was hören? Mich verlangt's!" Und dabei ergriff er sie an der Hand. „Ich bin kein Mann zum heirathen", redete er weiter, „und schon drüber hinaus, sonst könntest Du mich ganz aus der Weis' bringen! — Aber, ich will nur noch nit scheiden von Dir. Gält ja, wir finden uns noch? Sag' ja!"

Stanzl zögerte ein klein Weilchen.

„Wohl! Ja!" sagte Stanzl, indem sie ihre Hand aus der seinen loswand.

Der Jörgl ließ einen Juchschrei los, daß er fast rings Alles erschütterte.

Die beiden Andern fuhren auseinander wegen dieser Unvorsichtigkeit, die sie Alle verrathen konnte — und Jedes suchte seinen Weg.

Alois Firnkranz, der Schulgehilfe, sah sich um und wollte Stanzl noch einmal grüßen. Sie aber lief dahin und sah nicht mehr nach ihm um.

Der Jörgl jauchzte noch und sang ein Lied nach, bis der Schulgehilfe gar betrübt in seinem kahlen Stübchen, und bis Stanzl aus dem Sternenlichte, unter ihres Vaters Dach und in's Haus gelangt war.

4.
Beim Sonnensinken.

Ein Herbsttag war es wieder, an dem die Sonne aufleuchtete, als wäre ihr Auge geröthet von dem Abschiede, welchen sie so bald von Berg und Thal zu nehmen hatte. Warm, fast wie in lieber Sommer-Erinnerung, wehte es durch die Luft, und der buntgewordene Wald spielte in seinen schönsten, sanften und das Herz bewegenden Farben.

Stanzl hatte den Schlüssel zu der Hütte wieder an sich genommen, heimlich in die Schürzentasche gesteckt, und sie wußte auch die Zither vorsorglich so geschickt in das reiche, dichtverschlungene Laub eines Erdbeerenbeetes nächst dem Zaun im Gartengrunde zu verbergen, daß sie zu rechter Stunde desto unbemerkter von dort, vom ganzen Hause, und dann durch Flur und Wald hinweggelangen konnte.

Sie ging den Weg zur einsamen Hütte, das war ihr liebster Ort. Darin kamen ihr die kahlen Bretterwände wie die Mauern eines stolzen Zimmers vor, und die nothdürftigsten Einrichtungen schienen ihr gleich den prächtigst gezierten.

Ihre Neigung zum Singen und Spielen wuchs mit jedem Tage. Und wenn dem schönen Dirnl die Leute, welche sie hörten, so viel Lobes sagten, so war es ihr manchesmal, als müßte sie doch Leid darüber fühlen, daß sie nicht in der Stadt geboren und zu etwas recht Sonderbarem, Hohem in der Musik bestimmt sei.

Keiner redete ihr das so viel ein und machte sich so viel in ihrer Nähe zu schaffen, als der „Komödianten-Jörg".

Flugs, wenn sie sich dessen gar nicht versehen hatten, tauchte er in ihrer Nähe auf. Und er wußte immer zu fragen, ob sie dieß und jenes Stücklein kenne, diesen und jenen Vortheil im Saiten-

griffe? Er brachte ihr die bisher und hierorts nicht gekannten Noten und seltsamst feinen Stücklein. Worte der Lieder, wie Noten derselben, reizten das junge Dirnlein, machten den Kopf derselben fast musikberauscht, wie den der Nachtigall und des Fink, welche im nahen Gehölz des Waldes gleiche Herzlieder schlagen und singen hören.

(Fortsetzung folgt.)

Stuart Mill über Irland.

(Schluß.)

Die Irländer beschränken sich nicht mehr darauf, Alles anzunehmen, was sie gerade bekommen können. Sie haben das Bewußtsein, von wohlhabenden Schaaren ihrer Landsleute jenseits des Oceans unterstützt zu werden. Diese werden in jeder künftigen Rebellion Irlands die Führer, die Geldmittel, die Umsicht, die militärische Disciplin und einen großen Theil der Streitkräfte liefern, und es ist das Interesse dieser Hülfstruppen, keine Art von Compromiß einzugehen, weil sie keinen Antheil an den daraus entspringenden Vortheilen haben, hingegen die Einbildung einbüßen würden, vor den Augen der Welt als Häupter einer unabhängigen Republik dazustehen. Mit solchen Anführern und mit einem Volke, wie das irische, das Jedem blindlings traut, den es seiner Sache von Herzen ergeben glaubt, ist künftig kein Abkommen möglich, welches dem irischen Bauer nicht all Das gibt, was er durch eine Revolution gewinnen kann — bleibenden, nur einer Grundsteuer unterworfenen Besitz des Landes. Eine solche Aenderung mag revolutionär sein, aber revolutionäre Maßregeln sind eben nöthig geworden. Diese Revolution braucht nicht gewaltsam und braucht noch weniger ungerecht zu sein. Sie kann und soll vorhandenes, gesetzlich sanctionirtes Einkommen respectiren. Man soll ein Aequivalent geben für den Ertragswerth aller schädlichen Rechte, worauf die Gutsbesitzer oder andere Leute verzichten müssen. Aber den schädlichen Rechten selbst soll man keine Gnade gewähren, keine unserem englischen Wesen entsprungene Bedenken sollten unsere Hände zurückhalten, nun es einmal so weit gekommen, eine wirkliche Revolution in der ökonomischen und socialen Verfassung Irlands durchzuführen. In der Vollständigkeit dieser Revolution wird ihre Ungefährlichkeit und sichere Wirkung liegen. Alles, was hinter dieser Vollständigkeit zurückbleibt, oder nicht ein Schritt dazu ist, wird nichts helfen.

Es hat eine Zeit gegeben für Entwürfe, um diese Aenderung allmälig, durch Ermuthigung freiwilliger Uebereinkünfte, herbeizuführen, aber der Band der sibyllinischen Bücher, welcher sie enthielt, ist verbrannt.

Wenn jemals in unserer Zeit Irland zu seiner Vereinigung mit England zustimmen soll, so müssen solche Aenderungen getroffen werden, daß alsbald die gegenwärtige Generation irischer Pächter Nutzen daraus zieht. Die Herrschaft über Irland gehört jetzt von Rechts wegen Denen, welche mit gerechten Mitteln die Bebauer des Bodens zu dessen Eigenthümern machen, und die englische Nation hat sich darüber zu entscheiden, ob sie dieser gerechte Herrscher sein will oder nicht.

Der alte Plan.

Es ist keine Anmaßung, zu sagen, daß es einfach unmöglich ist, Irland auf die Dauer mit den bisherigen Mitteln zu behaupten. Weder Europa noch Amerika würden jetzt den Anblick eines zweiten Polen jenseits des Georgscanals ertragen. Wollten wir es versuchen, und eine dadurch hervorgerufene Rebellion könnte nur wenige Wochen lang das Feld halten, so würde es in der ganzen civilisirten Welt einen Ausbruch des Unwillens geben. Bei dieser einzigen Gelegenheit würden Liberale und Katholiken einstimmig sein. Päpstliche Freiwillige und Garibaldianer würden nebeneinander gegen uns für die Unabhängigkeit Irlands fechten, bis die vielen Feinde britischen Wohlstandes die Lage durch einen ausländischen Krieg verwickelter gemacht. Wären wir selbst im Stande, einer Rebellion zuvorzukommen oder sie im Augenblick des Ausbruchs zu unterdrücken, so ist die Niederhaltung eines verzweifelten Volkes durch Waffengewalt ein Schauspiel, welches Rußland noch der Menschheit bieten mag, weil Rußland einem auswärtigen Feinde fast unzugänglich ist, aber der Versuch könnte nicht lange Erfolg haben bei einem Lande, welches, so verletzbar wie England, in jedem Erdtheil Gebiete zu vertheidigen hat und dessen Bewohner zur Hälfte vom Handel mit dem Ausland abhängig sind. Auch glaube ich nicht, daß die große Masse des britischen Volkes, Diejenigen, welche nicht dem verderblichen Einfluß der Macht ausgesetzt sind, den Versuch gestatten würden... Vor etwa sechs Monaten wurde einer der zahlreichsten und begeistertsten öffentlichen Versammlungen, wie sie jemals in London unter einem Dache stattgefunden haben, die Frage vorgelegt: „Meint ihr, daß England ein Recht hat, über Irland zu herrschen, wenn es nicht machen kann, daß das irische Volk mit seiner Herrschaft zufrieden ist?" und die lauten Rufe „Nein!", welche überall aus der großen Versammlung hervorbrachen, werden nicht sobald von Denen, welche sie hörten, vergessen werden. Ein Zeitalter, wo Arbeiter-Deputirte in europäischen Congressen zusammenkommen, um über ein einheitliches Handeln für die Interessen der Arbeit zu berathen, ist kein Zeitalter, in welchem Arbeiter auf anderer Leute Geheiß einander niedersäbeln werden. Die Zeit ist gekommen, wo die Demokratie eines Landes der Demokratie eines andern die Hand reichen wird, statt ihre eigene Regierung dabei zu unterstützen, sie niederzuwerfen. Ich werde es nicht glauben, bis ich es erwiesen sehe, daß das englische und schottische Volk der Thorheit und Gottlosigkeit fähig sind, Irland mit Feuer und Schwert zu überziehen, damit ihre Herrscher Irland gegen den Willen des irischen Volkes regieren mögen.

So weit J. St. Mill. Welches der Erfolg seiner beredten Vorstellungen sein wird, mag die Zukunft lehren. An Widerspruch wird es nicht fehlen. Ob die Fenier selbst ein solches Programm annehmen würden, falls das Parlament darauf einginge, mag zweifelhaft scheinen. Was sie, wie sie glauben, nur durch eine unglückliche Schlacht verloren haben, möchten sie durch einen glücklichen Schwertstreich wiedergewinnen. Aber der augenblickliche Erfolg ist es nicht, welcher den Werth solcher Vorschläge bedingt. Manches weisen Mannes Wort hat erst bei den Nachkommen die rechte Anerkennung gefunden. Vor etwa hundert Jahren saß im Rathe Indiens ein Mann, der Pläne für die Verwaltung des Landes entwarf, die erst nach dem Aufstand Indiens im Jahre 1857 großentheils zur Ausführung gekommen sind. Der Mann war Sir Philipp Francis. Seine Zeitgenossen kannten ihn nur als den hartnäckigen, aber erfolglosen Gegner des kühnen Warren Hastings, dessen gewissenlos gewaltthätige Politik freilich zunächst glänzende Erfolge aufzuweisen hatte; aber diese Erfolge reichten dennoch nicht aus, die von Francis empfohlenen Maßregeln auf die Dauer überflüssig zu machen.

Hoffen wir, daß die Irländer ungleich kürzere Zeit zu warten brauchen, bis die Engländer den besten Verbesserungsplan irischer Zustände erkannt und ausgeführt haben. H. N.

Aus Abyssinien.

Der „Times"-Correspondent berichtet aus Senafeh vom 28. Januar:

Hier auf diesem Punkte sind jetzt für 2000 Mann auf zwei bis drei Monate Vorräthe angehäuft, was allerdings weniger ist, als der Obercommandant beabsichtigte, der bekanntlich mit dem Vormarsch nicht eher beginnen wollte, bis Vorräthe für die gesammte Armee auf ein halbes Jahr aufgespeichert seien. Von solchen Ansprüchen scheint er jetzt zurückgekommen zu sein, denn in ein oder zwei Tagen soll eine kleine Colonne von ungefähr 1300 Mann, darunter 550 britische Soldaten, nach dem 37 englische Meilen entfernten Attegehrat vorrücken. (Sie haben es, wie der Telegraph gemeldet hat, erreicht.) Der Troß dieser Colonne ist, die Maulthiertreiber nicht mitgerechnet, auf 400 Leute beschränkt worden; Infanterie-Offiziere dürfen in der Regel kein Pferd und drei zusammen nur Einen Diener mitführen. Das ist in der That kein Spaß, wenn man bedenkt, daß einer alle seine Habseligkeiten auf einem einzigen Maulthiere mit sich schleppen muß, und daß das Commissariat Jedem, wie es heißt, nur Rum und Biskuit und nicht einmal Thee verabreicht. Hoffentlich bekommen wir beim Vormarsch im Lande selbst Fleisch genug, und haben die Heuschrecken nicht alle Felder kahl gefressen. Werden uns doch selbst hier in Senafeh an manchem Tage 50 bis 60 Centner Gerste zugeführt. Das Landvolk fängt an, unsere nagelneuen Thaler zu schätzen und schleppt oft vierzig Meilen weit Korn, Gras und Schlachtvieh herbei.

Endlich schreibt derselbe Correspondent aus Senafeh vom 30. Januar:

Sir Robert Napier, der gestern hier eingetroffen ist, soll mit den Straßen-Arbeiten hier sehr zufrieden sein. Er ist bekanntlich Ingenieur und versteht die Sache. Die früher erwähnte Zusammenkunft zwischen ihm und Kassa wird in Attegehrat stattfinden, und dann soll es nach Antalo weiter gehen.

Vom tapferen Gobazye ist übrigens Nachricht eingetroffen, daß er den König Theodor fortwährend tüchtig — beobachtete und daß wir uns vor dem falschen Kassa in Acht nehmen sollen.

Sophie Schröder.

In Bezug auf die jüngst verstorbene Sophie Schröder geht dem „Dresdener Journal" nachstehende nicht uninteressante Mittheilung zu:

„Es war im Winterhalbjahr 1808 bis 1809, wo in Leipzig die allgemeinste Theilnahme durch die Nachricht geweckt wurde, daß die damals schon berühmte Frau Sophie Schröder im dasigen Gewandhaussaale „mimisch-plastische Darstellungen" geben werde. Der Eintrittspreis war zu der für damalige Zeit enormen Höhe von 1 Speciesthaler festgestellt. Aber die Billets waren so schnell vergriffen, daß ich, in Leipzig studierend, es nur meinem Jugendfreunde Quandt, dem späteren hochverdienten Kunstkenner und Förderer, verdankte, ein Billet zu erhalten. An der Seite eines Professor Dr. Schütze erschien die schöne Frau, eine imposante Gestalt; Alt und Jung war umsomehr in höchster Spannung, da man von Dem, was „mimisch plastische Darstellung" sei, damals eine klare Vorstellung überhaupt nicht hatte, dabei aber nicht wenig getäuscht, daß die Tragödin in keinem irgend frappanten theatralischen Costüm auftrat, sondern in einfachen, wenn auch schweren schwarzen Sammetkleide, nur ohne Kopfbedeckung, ihrem vollen schwarzen Haare die vollste Freiheit gestattend. Sie trat auf dem einfachen Podium vor, verbeugte sich anmuthsvoll und nahm einen Shawl, der über einem Arm hing, hob ihn jetzt mit beiden Armen mit unnachahmlicher Anmuth über sich empor in Regenbogenform, und da stand nun plötzlich vor uns die Statue der Iris, wie sie je durch Meisterhand gemeißelt wurde und dabei nur in hohem Grade belebt durch die lebensvolle Mimik. So stand sie kurze Minuten, dann war sie sofort wieder die freundlich lächelnde Sophie Schröder, und nun ordnete sie vor den tausend Augen der Frauen und Männer, die bewundernd auf sie schauten, ohne Spiegel und Gehülfin das Haar, und wieder diente der Shawl zur Vollendung des äußeren Bildes, deren einzelne weiter aufzuführen mir das Gedächtniß versagt. In treuer Erinnerung ist mir aber die Schlußscene geblieben. Die Schröder stand vor einem Sessel. Sie heftete den Shawl auf den Wirbel des Kopfes, daß er zu beiden Seiten herabfiel. Was wird nun? fragten wir uns. Denn kein Programm kündete die vorliegenden Erscheinungen an. Da kniete die Tragödin nieder und streckte langsam beide Arme auf den Sessel hin — und es war eine Sphinx, das Antlitz einer Sphinx, und mit dieser wunderbaren Macht ihrer Mimik erschien sie selbst als eine Sphinx, welche große Räthsel der dramatischen Welt aufgab.

Dresden, 1. März 1868.

Dr. Hering, Consistorialrath a. D."

Mannichfaltigkeiten.

(Amerikanisches Bundesschießen.) Aus Newyork liegt uns die Probe-Nummer einer „Fest-Zeitung für das dritte Festschießen des nordamerikanischen Schützenbundes" vor. In einem an die Schützen Deutschlands und der Schweiz gerichteten Aufrufe heißt es: „Wir erwarten nicht nur, daß uns die Schützen Amerikas durch zahlreiche Betheiligung und reiche Gabenspenden unterstützen werden, nein, auch den Muttervereinen in Deutschland und in der Schweiz gilt unser Ruf. Auch sie sollen uns behülflich sein oder vielmehr dem Deutschthum Amerikas die hilfreiche Hand reichen, um dasselbe bei seinem Streben, sich diejenige Stellung im hiesigen socialen und politischen Leben zu erringen, die ihm gebührt, zu unterstützen. Es ist eine Culturmission, die wir hier zu erfüllen haben. Die deutsch-amerikanischen Sänger und Turner haben durch ihre großen Gesangs- und Turnfeste bereits die Bahn gebrochen; sollen wir Schützen zögern, ihnen zu folgen? Wir machen unsere Schützenbrüder in den Gauen Deutschlands und in den freien Thälern der Schweiz darauf aufmerksam, daß eine Reise nach Newyork durch die täglichen Dampfer-Verbindungen mit Hamburg, Bremen und Havre fast zu einer Spazierfahrt geworden ist. Sollte sich eine Anzahl Schützen in Deutschland und der Schweiz vereinigen, um das dritte nordamerikanische Bundesschießen (dauernd vom 27. Juni bis 6. Juli) zu besuchen, so wird es das eifrigste Bestreben der Newyorker Schützen sein, ihnen nicht nur in Newyork den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen, sondern auch die Reisekosten durch passendes Arrangement mit den einzelnen Dampfer-Linien soviel wie möglich zu erleichtern. Eine frühzeitige Meldung ist jedoch für den unterzeichneten Ausschuß von besonderer Wichtigkeit. Alle Anmeldungen, Anfragen und Briefe in Bezug auf das dritte nordamerikanische Bundesschießen, beliebe man an das Central-Comité N. A. S. B., Germania Assembly Rooms, Nr. 291 und 293, Bowery, Newyork, zu adressiren. — Mit Schützengruß und Handschlag zeichnet das Central-Comité des amerikanischen Schützenbundes: P. F. Steffen, Präsident; A. Willmann, Vice-Präsident; J. C. Steffen, Cassier; Wm. Nübely und A. Hungerbühler, Secretäre. — Die Fest-Zeitung verspricht, in ihrer nächsten Nummer auch Nachrichten vom Wiener Schützenfeste zu bringen.

Frankfurter Theater.

Der Prophet.

Meyerbeer machte mit dieser Oper, nachdem er in den „Hugenotten" den Höhepunkt erreicht hatte, den ersten Schritt auf dem verhängnißvollen Pfade, der abwärts führt. Nicht, als ob das Werk nicht auch Neues, Charakteristisches, Ergreifendes, ja Großartiges böte. Aber dieses ist von zu vielem Unberechtigt-Fremdem, Raffinirtem, Ausgeklügeltem umgeben, als daß es eine einheitliche Wirkung, gleich der früheren Oper, erzielen könnte. Geistreiche Erklärer fanden zwar darin tiefen Sinn und behaupteten, der Componist habe gerade damit die Hohlheit und Verwerflichkeit der als dramatische Unterlage dienenden Religionssekte schildern wollen. Wir können jedoch dieser Ansicht nicht beitreten, da wir nur in den drei Wiedertäufern die Heuchelei und Unwahrheit zu Tage kommen sehen, bei Johann nur theilweisen, bei den übrigen Anhängern aber unbedingten Glauben an die neue Religion vorfinden, in Fides und Bertha sogar entschiedene Gegner antreffen, und gerade in diesen drei Hauptrollen des oben Gerügten sich am meisten vorfindet. Welche Aufgaben stellt ihnen darin der Componist, besonders den beiden Frauen. An Fides wenigstens werden Anforderungen gemacht, die wohl kaum je vollkommen zu befriedigen sein möchten. Nicht nur, daß sie dramatische Sängerin ersten Ranges sein soll, hat sie auch Erhebliches im Coloratur-Fache zu leisten und muß überdieß mit einer Stimme begabt sein, die nicht nur über zwei und eine halbe Octave zu gebieten hat, sondern deren tiefe Töne mit derselben Schönheit und Klangkraft wirken sollen, wie Mittellage und Höhe.

Bei der in Rede stehenden Aufführung der Oper war Fräulein **Oppenheimer** mit dieser so äußerst schwierigen Rolle betraut. Wir wollen es gestehen, daß, nach den Proben der Leistungsfähigkeit der Dame, die uns bis jetzt geworden sind, wir mit einigem Mißtrauen und Befürchten das Theater betraten. Aber im Verlaufe des Abends überzeugten wir uns, was wir mit Vergnügen aussprechen, daß unsere Besorgniß sich glücklicher Weise nicht in vollem Umfange bewahrheitete. Die theilnahmslose Ruhe, welche sonst ihren Leistungen anklebte, hatte einer dramatischen Auffassung Platz gemacht, der Umfang ihrer Stimme, die bisher sich nur in engeren Gränzen bewegt, gewann an Ausdehnung. In Berücksichtigung des Umstandes, daß Fräulein Oppenheimer zum ersten Male in der so überaus schwierigen Partie auftrat, wollen wir auch für heute nicht in Einzelnheiten eingehen, sondern nur der Hoffnung Raum geben, sie werde bei der nächsten Wiederholung so Manches, was in Gesang und Spiel noch zu wünschen übrig blieb, zu verbesseren suchen. Ob ihr dieß auch in Betreff der Klangstärke der tieferen Töne, vom C abwärts, gelingen werde, steht dahin. Am meisten befriedigte sie in den ersten drei Acten, besonders in den beiden Duetten mit Bertha, wo sie durch ihre Partnerin offenbar mit fortgerissen wurde. Im vierten Acte vermochte sie nicht (weil vielleicht ermüdet, was nicht zu verwundern wäre) bedeutend genug hervorzutreten. Das Publikum zeichnete Fräulein Oppenheimer mit einem Beifall aus, der so weit über das richtige Maß hinausging, daß es Pflicht der Kritik ist, demselben bei allem Wohlwollen für die achtbare Künstlerin ein Correctiv entgegen zu setzen. Der Theil des Publikums, der diese übertriebenen Ovationen in Scene setzte, würde sich gemäßigt haben, wenn er zu erwägen fähig wäre, einen wie schlechten Dienst er der Protegirten erweise. Die Künstlerin sieht nur die Resultate und nicht die Motive. Muß sie nicht in Selbstüberschätzung verfallen und sich für eine Kunstgröße halten, wenn sie gefeiert wird, wie andere Größen? Und was für einen Werth hat dann für einen Künstler ersten Ranges die Anerkennung desselben Publikums, das sich bei mittleren Leistungen der Möglichkeit einer Steigerung seines Beifalls begeben hat?

Die Ausführung der Bertha durch Frau **Fabbri** war eine der brillantesten, die wir von ihr gehört haben. Sie wußte nicht nur dem technischen Theile ihrer Rolle in ausgezeichneter Weise gerecht zu werden, sondern ihn auch, was wir viel höher anschlagen, in einer Weise zu durchgeistigen, daß er zu einem möglichst treuen Charakterbilde und das Heranwachsen des einfach-schlichten Mädchens zur tragischen Heroin zur Wahrheit wurde. Bei der bekannten Gewissenhaftigkeit, mit der diese Dame jede ihrer Rollen behandelt, haben wir uns verwundert, daß sie im fünften Acte bei der wiederholten Stelle: „Prophet! Du!" die beiden ganzen Noten, die auf die zweite Sylbe des ersten Wortes kommen, so willkürlich verlängerte, obwohl der Componist, was der Situation auch vollkommen entspricht, ein a tempo vorgeschrieben hat.

Dem von Scribe aus so widersprechenden Elementen zusammengebrauten Charakter des Johann von Leyden wirkliches und wahres dramatisches Leben zu verleihen, ist eine sehr schwierige Aufgabe. „Von dem trefflichsten Herzen und stark wie ein Löwe, leicht in Eisen, tapfer und fromm" (hat er ja doch „die ganze Bibel im Kopfe"), beherrscht ihn dennoch eine Art Somnambulismus, eine gewisse Traumseligkeit, die ihn schließlich zum Verbrecher macht. Von den beiden bis jetzt uns bekannten besten Darstellern des Propheten, Ander und Niemann, vermochte nur der Erstere dieses träumerische Wesen vollständig zur Geltung zu bringen und dankte dieser Gabe wohl den größten Theil des außerordentlichen Erfolges, der ihm in dieser Rolle an allen Orten wurde. Herr **Colomon-Schmidt** steht in seiner Kunstanschauung wohl auf zu realistischem Boden, als daß er sich hätte versucht fühlen können, Experimente nach jener Seite hin machen zu wollen. Wenn wir auch diesen Mangel bedauern müssen, so wollen wir, in der Beschränkung auf den gesanglichen Theil, uns damit trösten, daß er darin Anerkennenswerthes zu leisten vermochte. Das Pastorale und Quartett im zweiten, der Triumphgesang (Hymne) im dritten und mehrere Einzelnheiten der späteren Acte gelangen ihm sehr gut. Er bewies darin, daß er zu singen verstehe und auch die nöthigen Stimmmittel, sowie hinlängliche Ausdauer für diese Rolle besitze.

Die drei Wiedertäufer, die Herren **Köhler**, **Offenbach** und **Baumann**, wirkten entsprechend, konnten jedoch, was aber in der Art ihrer Rollen liegt, nicht verhindern, dem Grafen Oberthal beizustimmen, wenn er von ihnen sagt, daß sie „durch das ganze Land langweilig predigend zieh'n". Die kleine Rolle des soeben Genannten war Herrn **Pichler** anvertraut, mithin in besten Händen. Chor und Orchester waren tüchtig. Nur müßte ersterer stärker, d. h. zahlreicher sein, um gehörig wirken zu können, letzteres aber schwächer — begleiten, damit den Solosängern die Möglichkeit nicht genommen werde, feine Nüancirung zu entwickeln. Die Inscenesetzung und Ausstattung ließ sehr viel zu wünschen übrig; Aenderungen und Verbesserungen scheinen uns da sehr nöthig. △

Am 2. März starb in Wien nach schmerzvollem Krankenlager der bekannte Schriftsteller **Andreas Schumacher** im Alter von 67 Jahren. Schumacher, welcher zu den begabtesten Schriftstellern Wiens der vormärzlichen Periode zählte, zog die Aufmerksamkeit der literarischen Welt zuerst durch die von ihm zu Anfang der dreißiger Jahre herausgegebene religiöse Preisschrift „Der ewige Dom" auf sich. Seine nicht gewöhnliche philologische und historische Bildung verdankte er Privatstudien, da er schon nach absolvirtem Gymnasium, als Practikant bei dem Ministerium des Innern eintrat; schon nach wenigen Jahren verließ er den Staatsdienst und wendete sich nun mit vollem Eifer literarischen Studien und Arbeiten zu. Er betheiligte sich mit Bauernfeld und Anderen an einer Uebersetzung Shakspeare's und übertrug namentlich dessen Sonette in trefflicher Weise, arbeitete unter der Redaction J. N. Vogel's an der Zeitschrift: „Das Morgenblatt" mit und schrieb Novellen und Gedichte für die meisten der damals erschienenen Taschenbücher &c. Nachdem er mehrere Jahre in dieser Weise thätig gewesen, nahm er, ohne übrigens seine literarische Thätigkeit aufzugeben, eine Stelle bei der Donaudampfschifffahrt-Gesellschaft an. Doch auch diese Stelle gab er wieder auf und gründete nun selbst in der Mitte der vierziger Jahre eine Zeitschrift: „Die Gegenwart", von welcher einige Jahrgänge erschienen. Im Jahre 1848 viel genannt und vielfach thätig, wurde er nach Einnahme der Stadt Wien in Untersuchung gezogen und im Jahre 1849 zu zehn Jahren Festungsstrafe verurtheilt. Im Jahre 1851 vom Kaiser begnadigt, kehrte er nach Wien zurück und wendete sich wieder literarischen Arbeiten zu; er schrieb mehrere Original-Romane (unter anderen auch einen größeren Roman für die „Presse", bei welcher er bis in den letzten Tagen auch als Uebersetzer thätig war), lieferte Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen für Zeitschriften und war vom Jahre 1854 bis vor wenigen Jahren bei der Redaction der „Austria" thätig. In einem der letzten Jahre erhielt er eine Stelle bei der Bibliothek des Finanzministeriums.

„**Rastbüchlein**, Dichtungen aus allen Zeiten zur Einkehr und Selbstschau" (Berlin, Guttentag). Eine bunte Blumenlese, die zwar großentheils den vermenschlichten Gott feiert, aber auch viele von gesundem Geiste beseelte Gedichte enthält.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 7. März: **Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg**, große romantische Oper in 3 Acten von R. Wagner.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 109.)

Sonntag, 8. März: **Marie, oder: Die Regimentstochter**, komische Oper in 2 Acten, nach dem Französischen von Karl Gollmick. Musik von Donizetti.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 110.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 68. Sonntag, den 8. März 1868.

Die Zitherschläger.

Eine Dorfgeschichte aus Oesterreich von August Silberstein.

(Fortsetzung.)

Zur Hütte ging Stanzl wieder einmal nach mehreren Tagen, in denen sie sich nach dieser Freude gesehnt.

Und Alois war verständigt.

Er hatte zugestimmt, heute wieder an den heimlichen und traulichen Ort zu kommen. Er mochte umsomehr zusagen, weil er sich vorgenommen, fest vorgenommen, heute mit Stanz ein ernstes Wort zu reden.

Seit jenem Abende, als der Jörgl sie Beide überrascht und als derselbe unterm Sternenlichte, im Heimgehen, so eigenthümlich mit ihm und seiner Schülerin gesprochen hatte, betrachtete er den Komödianten nicht ohne Mißtrauen und sogar mit heimlichem Grauen.

Nannte er, der Alois, in seinem Innern die Stanzl eine Schülerin? Ja, sagte er sich, sie war es, sie war es noch mehr als in der Musik allein, — sie war es in seinem ganzen Herzenleben! — Oder war er der von ihr Belehrte, Gewonnene und Ueberzeugte?

Er erschrack nun vollends über das, was vorgefallen, und in der ahnenden Voraussicht desjenigen, was kommen könne. Nächte rang er schlaflos. Er, der im Orte lehren, Beispiele der Sittlichkeit und Aufrichtigkeit geben sollte, war hineingerathen in ein Netz von Trug und Unaufrichtigkeit und Fehlern, die sein ganzes Leben und das Lebensgeschick eines unschuldigen Mädchens bedrohten.

Der „Komödianten-Jörgl“ war hinter Beiden her.

Allerdings ihm, dem Alois, das erkannte derselbe, setzte der Jörgl mehr zum Scheine nach, um den Weg zur Stanzl offen zu haben. Aber dem Mädchen galten dessen Künste und Wendungen sicherlichst. Die bunten, goldenen, traumhaft schönen Bilder eines ihr Allen, und ihr besonders, fremden Lebens, konnten ihr Auge verwirren, ja sollten ihren Sinn verwirren, ihr Herz umstricken, wollten es geradezu.

Heute war der Tag zum Sprechen.

Alois fuhr mit der unsicheren Hand wiederholt an die heiße Stirn, dann drückte er diese Hand an's pochende Herz, um sich fest zu machen, um den Schlag der wogenden Brust niederzuhalten.

Stanzl traf ihn bei der Hütte.

Er reichte ihr die Hand. Er sah blaß aus; aber Blässe und Röthe wechselten bald in seinem Gesichte.

„Nun, was ist's heute? Was machst für ein trüb' Gesicht?“ fragte die rasche, lebhafte Stanzl. „Wird der Schulmeister heut' das Kind vielleicht nit brav finden? Oder hast Du Furcht? — Der Vater ist mit dem Hans in den Klee gefahren, zum weitesten Acker auf der abigen (entgegengesetzter) Seiten. Keine Seel' weiß, daß wir da sein!“

Dabei hatte sie schon die Thüre aufgeschlossen, den schweren Holzriegel bei Seite geschoben, und die Zither lag rasch auf dem Tische.

Stanzl klang die Saiten an, um selbe zu stimmen.

Die Zither des Lehrers lag auf dem Tische, er hatte sie das letzte Mal nicht mitgenommen, er war Herr seiner Zeit, seines Thun und Lassens, er bedurfte das Saitenspiel nur hier und nirgends anderswo.

Dem Schullehrer ward weh' bei den Klängen, — er wollte reden, — aber er kämpfte noch immer hart mit sich.

„Stanzl!“ sagte er endlich mit wehmüthigem Tone.

Das Mädl wendete sich um, sah ihm mit ihren hellen Augen in die seinen, trüben, und begann rasch zu lächeln. Ihre Reihe weißperliger Zähnchen wurde dabei unter den rothen Lippen sichtbar.

„Schau' der Herr!“ sagte sie im scherzenden und schmollhaften Tone. „Will der Herr epper (vielleicht) heut' das trübe Liedl' singen, das ich eh' schon öfters g'hört? Nix da, Loisl! ih weiß schon, was Du mir sagen willst, und ih weiß schon, was Du mir zu sagen hätt'st. Aber das ist so gar nix mehr Neues, und heut' is' vielleicht der letzte Tag, wo wir da beisammen sein können, denn die Holzknecht' kommen da heraus und sollen ein paar Bäum' kloben. — Nix da, erst hörst Du den schön' G'sang ab, den mir der Jörgl 'geben hat, nachher kannst und darfst reden, so viel Du nur magst!“

Und sie schlug die Saiten an und spielte wunderzart und lieb, daß ihm das Herz in Lust und Weh' aufgehen mochte. Dann fiel sie ein mit dem Gesang: — —

Drei Berg und drei Thal,
Und mein' Hütten is' so schmal
Und die Welt is' so weit,
Da draußt is' a Freud'!

Drei Berg und drei Thal
Und drei Buben auf einmal!
Ein' lieb ich, ein' fopp' ich,
Ein' heirath' ih einmal!

„Was sagst zu dem Liedl?“

„Ein Liedl ist's, mit dem Dir der Jörgl das Herz vergiftet! Siehst denn nicht, auf was es der Komödiant abgesehen hat? — Verführen will er Dich, aus dem Thal hinausbringen und zu der Welt, in der Du verloren bist! Sein Nutzen allein ist's. — Und Du brauchst ja eigentlich nix, bist die Tochter von ein' aufrechten Bauern, in Ehren; Du sollst in Ehren bleiben und nit von uns geh'n! — Von uns? Nein, Stanzl, Du därfst nit geh'n. Aber ich will geh'n, ich muß geh'n, — mein Gott! ich kann, ich darf nit bleiben, was hab' ich gethan!?“

„Ja, was hast Du denn so Böses gethan?“ sagte Stanzl gerührt, als sie sah, wie der junge Mensch sich mit der Hand nach der heißen Stirn fuhr.

„Du bist eine reiche Bauerntochter und ich bin ein armer Schulgehilf'. Du sollst in Deines Vaters Haus sein und Du bist da heimlich mit mir. Du spottest über den Lehrer und meinen Unterricht, die mir heilig sein sollten. Ich soll Dir Ziffern und Buchstaben vorschreiben, daß Du sie lernst, um — ein . . .“, die Stimme versagte ihm fast, „einem Andern Haus zu halten, und ich halt' Dich . . . ich halt' Dich .

„Bei der Hand!“ sagte sie gerührt und doch scherzend, indem sie ihm dieselbe reichte und die seine drückte.

„Stanzl, red' nimmer mit dem Komödianten-Jörgl! Laß Dich von ihm nit bereden, denk' an die Deinigen 'z' Haus! Ich will in die Welt, fort von . . .“

„Und sonst weißt nix?“ sagte Stanzl wieder in scherzendem Ton. „Weißt, das Liedl hab' ih schon g'hört! — Ach, geh', sei doch kein so trauriger Bursch!“ rief sie leichtsinnig. und dabei griff sie in die Saiten, gleich wieder spielend und singend:

Ha, Bur', was fallt Dir ein,
Daß Du nit mein willst sein,
Daß Du nit mein willst wer'n,
Hab' Dich so gern!

Alois drängte es im Herzen, ihm standen die Thränen in den Augen. Er hatte so viel zu sagen, doch er fand keine Worte. Er konnte mit dem sonderbar launigen Mädchen jetzt nicht so weiter sprechen; sein Herz wollte sich aber austönen; der Musikus griff mit der einen Hand in die Saiten, und indem er sie anschlug, sang er so halblaut, mit traurig bewegter Stimme, um ihrem Gesange zu antworten:

Mein Herz is' so schwer,
Mich siehst bald nimmermehr!
Ih muß von Dir scheiden,
Wann's nur nit so traurig wär'!

Beim Ausklingen ließ er sich auf die Kniee vor ihr nieder, faßte ihre Hand, und, indem ein Thränlein darauf rollte, preßte er das Gesicht fest an dieselbe.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Wiener Leben *).

Wien, im Februar.

Seit Schmerlings Zeiten sind hier die Empfangabende der Minister Mode geworden. Diese „Empfangsabende“ haben einen sehr demokratischen Anstrich. Der Minister schickt 6—800 Einladungen aus, und zwar an Leute aus allen Gesellschaftskreisen. Kaiserliche Prinzen, Kirchenfürsten, Bankiers, Künstler und Journalisten erscheinen um die festgesetzte Stunden in tadellosen Toiletten in den Salons des Ministers. Dieser empfängt seine Gäste, von denen er nur die wenigsten persönlich kennt, mit einem stereotypen Lächeln und überläßt sie dann ihrem Schicksale. In das Menschenknäuel hineingepreßt, versucht man es anfangs vergebens, sich zu orientiren und die Persönlichkeiten seiner Coterie herauszufinden. Das gelingt denn endlich, wenn auch mit schwerer Mühe, und man bemüht sich, irgendeinen bequemen Winkel zu gewinnen. Mittlerweile taucht irgend eine hervorragende Persönlichkeit, ein Erzherzog oder ein Gesandter, aus dem Gedränge auf. Alle Welt drängt sich heran, um einen Blick von derselben zu erhaschen. Die erwähnte Größe erscheint in der Regel nur als Staffage und verschwindet auch eben so rasch als sie aufgetaucht, wogegen die Bureaukratie, die Finanzwelt, die Militärs und die Vertreter der Presse in der Regel länger ausharren und auch die herumgereichten Erfrischungen einer näheren Prüfung unterziehen. Was besagte Erfrischungen betrifft, so beschränken sich dieselben nur auf Gefrorenes von tadelloser Güte und auf Thee oder Limonade, wahrscheinlich, weil man annimmt, daß ein Besucher, der nach 10 Uhr Abends einem Minister seine Aufwartung macht, seinen Leib früher mit Speise und Trank erfrischt haben wird. Bürgerliche Menschenkinder, welche in der Erwartung auf einen guten Bissen die solide Fürsorglichkeit außer Acht ließen, finden bald Ursache, diese Unterlassungssünde zu bereuen, und ergreifen in der Regel auch bald die Flucht, um in einer bescheidenen Bierkneipe nachzuholen, was die ministerielle Munificenz ihnen zu bieten außer Acht gelassen. Die äußere Physiognomie dieser Empfangsabende ist eine etwas steife und gespannte. Die Uniformen, die vielen Orden und selbst der bescheidene bürgerliche Frack, wie die unvermeidliche weiße Kravatte prägen derselben scheinbar eine gewisse Steife auf; doch ist das nur scheinbar der Fall. Gerade deßhalb, weil sich der Minister um die Gäste nicht kümmert, die sozusagen in Schaaren hereingeschneit kommen, bewegen sich dieselben auch sehr zwanglos. Jeder amusirt oder langweilt sich, wie er es gerade versteht, und wird in dieser Verrichtung weder von dem Gastgeber, noch von sonst Jemand gestört. Der Minister unterhält sich mit einigen bevorzugten Gästen, während der übrige Plebs geradezu ignorirt wird und sich darüber auch nicht zu Tode grämt. In einer oder zwei Stunden ist die Geschichte zu Ende und am nächsten Tage bildet die glänzende Soiree den Gegenstand des Gesprächs der verschiedensten Coterien.

Ein solcher Empfangsabend fand vor einiger Zeit auch beim Reichsfinanzminister v. Becke statt. Die Ungarn haben einen solchen horreur vor dem Worte „Reich“, daß sie bekanntlich sogar gegen den Titel „Reichsminister“ Verwahrung eingelegt haben sollen. Baron v. Becke thut ihnen den Gefallen und nennt sich ihnen zu Liebe „gemeinsamer Finanzminister“, was ihn schließlich doch nicht hindert, der Seckelmeister der Monarchie zu sein. Als solcher hatte er die Verpflichtung gefühlt, die Mitglieder der beiden Delegationen in den wahrhaft fürstlichen Prachtsalons des Finanzministeriums zu empfangen. Eine wahre Fluth von Einladungen wurde in die Welt geschleudert. Als Finanzminister mußte Baron v. Becke natürlich auch die Vertreter der Millionen und der Creditinstitute um sich versammeln. In der That fehlte auch keine unserer Finanzgrößen. Mit Orden reich geschmückt, umgaben sie den Minister mit einer Art von Ostentation, gleichsam als ob sie dem cisleithanischen Finanzminister Dr. Brestel durch die Huldigungen, die sie dem Reichsfinanzminister erwiesen, andeuten wollten, daß sie dem Reiche denn doch lieber Credit gewähren würden als dem cisleithanischen oder gar dem bei ihnen ganz in Ungnade gefallenen transleithanischen Finanzminister.

Baron v. Becke erfreut sich übrigens nicht bloß der Gunst der Millionäre, sondern ist auch bei Hofe wohlgelitten, weßhalb denn auch vier Erzherzoge seinen Empfangsabend mit ihrem Besuch beehrten. Auch Erzbischof Rauscher und Erzbischof Haynald hatten sich eingefunden und waren Gegenstand vielfacher Aufmerksamkeiten.

Die Löwen des Abends waren die Mitglieder der ungarischen Delegation. Die ungarische Nationaltracht verleiht den herrlichen Männergestalten Ungarns etwas so Imponirendes, daß wir recht wohl begreifen, warum sie sich so sehr mit aller Macht gegen den schwarzen Frack und den Cylinder sträuben. Die Ungarn sprachen ungarisch, die Polen polnisch und die Deutschen deutsch: kurz jede

*) Nach der „D. A. Z.“

der drei in hervorragender Weise vertretenen Nationalitäten bediente sich ihrer eigenen Sprache und verkehrte so ziemlich auch nur miteinander. Trotzdem war der Empfangsabend des Herrn v. Becke ein sehr glänzender, und wenn man aus der Menge, die sich um den Finanzminister gedrängt, einen Schluß auf dessen Beliebtheit ziehen wollte, so müßte man zugeben, daß man in gewissen Kreisen die große Befähigung des Herrn v. Becke besser zu würdigen versteht, als in den Reihen unserer parlamentarischen Größen, die, weil sie seine orthodoxe constitutionelle Gesinnung bezweifeln, auch seine finanzielle Begabung nicht anerkennen mögen. Herr v. Beust, dessen Urtheil sich durch solche Rücksichten nicht bestechen läßt, war und ist bis zum heutigen Tage eine der kräftigsten Stützen des Finanzministers v. Becke gewesen.

Außer den Ministern „empfangen" noch unsere Finanzkrone die exquisite Gesellschaft in ihren Salons. Von der Pracht der Einrichtungen dieser wahrhaft fürstlichen Wohnungen kann man sich nicht leicht einen Begriff machen. In den Prachtsalons der Wiener Finanzgrößen herrscht solider Reichthum und dabei die raffinirteste Eleganz. Die Hotels Schey, Todesco, Wiener, Springer und Königswarter erregen durch ihre Eleganz die Bewunderung der Kenner und das Staunen der Masse. Die hervorragende sociale Position dieser Finanzgrößen bringt es mit sich, daß sie die feine Gesellschaft oft bewirthen, und sie thun dieß um so lieber, als es auch ihrer geschäftlichen Stellung keinen Eintrag thut, mit Leuten aus den ersten Kreisen der Monarchie zusammen zu speisen.

Das bürgerliche Wien amüsirt sich auf den eleganten Maskenbällen im Theater an der Wien, sowie auf den etwas weniger feinen Maskenbällen bei Schwender, im Dianasaale und im Sophiensaale. Außerdem waren auch die hier eigenthümlichen Elitenbälle, sowie die sogenannten „Damenabende" von dem wohlhabendern und gebildeten Mittelstande sehr besucht. Die „Elitebälle" nehmen von Jahr zu Jahr an Bedeutung ab, mit Ausnahme des von den Journalisten arrangirten Concordiaballes, der alle seine Nebenbuhler überflügelt hat und in der Regel den Glanzpunkt des bürgerlichen Carnevals bildet. Dagegen erfreuen sich die Damenabende in den Kreisen des intelligenten Bürgerstandes einer großen Beliebtheit. Die Damenabende sind hier zuerst von den Künstlervereinen eingebürgert worden, die ihren Frauen die Annehmlichkeiten des Vereinslebens zeitweilig zugänglich machen wollten. Die Damenabende vereinigten bald die gewählteste Gesellschaft Wiens, insbesondere galt dieß von den Damenabenden der Concordia, welche zugleich hervorragenden fremden Künstlern Veranlassung boten, sich der Wiener Kunstkritik in vortheilhaftester Weise zu präsentiren. Doch hatten diese Abende keinen Bestand und hörten allmälig ganz auf. Seit dem vorigen Jahre sind die Damenabende der Künstlergesellschaft Hesperus an deren Stelle getreten und vereinigen in der Regel die beste Gesellschaft des bürgerlichen Wien.

Außer den Damenabenden gibt dieser Verein seinen Mitgliedern seit dem vorigen Jahre auch noch einen costümirten Narrenabend. Der dießjährige ist großartig ausgefallen. Ein gewisser derbkomischer und dabei doch gemüthlicher Humor, sowie die Leichtlebigkeit der Wiener, verbunden mit einem Reichthume der Costüme, wie er sich nicht leicht anderswo findet, verleihen einem derartigen Narrenabende einen Reiz, der sich schwer beschreiben läßt. Denken Sie sich einen großen Saal, in welchem mindestens 2000 Menschen bequem circuliren können. Dieser Saal war nun in einen grotesken Ausstellungspalast umgewandelt worden. Nichts war verabsäumt, um die Täuschung möglichst zu erhöhen. Die Abtheilungen des Saales waren den verschiedenen Gruppen, die in reichen Costümen aufmarschirt kamen, eingeräumt. Die Ordnung wurde von französischen Pompiers und Sergeants-de-Ville aufrecht gehalten: kurz, es fehlten eben nur die Ausstellungsgegenstände, um sich nach dem Ausstellungspalast versetzt zu glauben. Da gab es Chinesen, die mit ihrer abscheulichen Musik einen Höllenlärm machten. Auch die Araber machten mit ihren musikalischen Instrumenten einen ähnlichen Lärm. Wilde, ächte Wilde, Cooper'sche Rothhäute, campirten in ihrem Wigwam und flößten den Beschauern nicht minderes Grausen ein, als die wilden Räubergestalten, die in ihren Höhlen lauerten. Jeden Augenblick begannen die Trommeln und Pfeifen mit ohrenzerreißender Dissonanz zu spielen, um den Aufzug irgend einer neuen Gruppe zu signalisiren. Dabei gab es, ganz nach dem Muster des Pariser Ausstellungspalastes, Boutiken, in welchen Erfrischungen und Speisen aller Art feilgeboten wurden. Eine Dreher'sche Bierhalle war eben so zahlreich besucht, als ein ächt türkisches Café, in welchem ein schauerlicher Mokka, nach türkischer Art zubereitet, servirt wurde. Dabei wechselten Tanz und ein wahrer Höllenlärm miteinander recht harmonisch ab.

Frankfurter Theater.

Gastspiel von Marie Seebach.

Marie Seebach und das Grethchen im Faust! Diese beiden Wesenheiten sind in der neueren Kunstgeschichte so eng mit einander verwoben, daß kaum der Name der einen genannt wird, ohne daß das Bild der anderen in der Phantasie auftaucht. Marie Seebach hat für die jüngere Generation das Grethchen gleichsam neu creirt. Diese eine That würde der Seebach einen dauernden Platz in der Geschichte des Theaters auf alle Zeiten sichern, hätte sie auch sonst Nichts für die deutsche Bühne gethan. Sie hat das liebliche Kind, den trautesten Gegenstand unserer ersten Jugendschwärmereien, auf eine geistige Höhe gehoben und in einer Weise seelisch vertieft, sie hat das schlichte Bürgermädchen mit einem Adel der Erscheinung umgeben, wie wohl kaum eine ihrer Vorgängerinnen. Fast so viel Ströme von Thränen, als dieß Seebach-Grethchen, seit es in die Erscheinung getreten, schönen Augen entlockt hat, fast so viele Ströme von Tinte hat die Kritik darüber vergossen. Seine Schöpfung fiel in eine interessante Zeit. Zwei Schlagwörter, „realistisch" und „idealistisch", welche zwei Schulen bedeuten sollen, die in diesem schroffen Gegensatz eigentlich nie in der Praxis bestanden, waren eben auf den Plan getreten. Dawison hatte das Panier der realistischen Schule entfaltet und eine tapfere Schaar folgte ihm kampfesmuthig, plus royal que le roi. Strenge Wiedergabe der Wirklichkeit selbst auf Kosten der ästhetischen Schönheit und Wahrheit einerseits, feinste Detailmalerei selbst auf Kosten der Unmittelbarkeit des Ausdrucks sollten die Kennzeichen dieser sogenannten realistischen Richtung sein. Inzwischen haben sich diese Gegensätze genähert und ergänzt, die Schlagwörter sind antiquirt, — aber das Grethchen, das damals von beiden Partien als Eigenthum reclamirt wurde, ist mustergültiges Bild, ist fast Tradition geworden.

Von hohem Interesse mußte es daher sein, nach einer Reihe von Jahren das Urbild des modernen Grethchens wieder einmal von der Schöpferin dargestellt zu sehen und zu beobachten, was die Zeit, die gewaltige Bildnerin, ab- oder zugethan hat.

Man wirft den Franzosen vor, daß sie in künstlerischer Hinsicht materieller und illusionsloser seien, als wir Deutsche. In einem Punkte aber ist ihre Illusion gewiß nachhaltiger und dem Wesen der Bühne angemessener, als bei uns. Sie lassen ihre großen Künstler nicht altern. Sie gestehen im Princip zu, daß die beständige Berührung mit der Kunst jugendlich erhält und lassen sich willig von der weißhaarigen Matrone Dejazet Knabenrollen vorspielen. Das wäre in Deutschland kaum möglich. Hier ist man nur zu sehr geneigt, bei einer Kunstleistung nach dem Taufschein zu fragen und so konnte man denn vor der Vorstellung des Faust überall die Frage ventiliren hören, ob die Seebach wohl noch jung genug für die Rolle des Grethchens sei.

Wir mögen unbewußt selbst mit unter dem Einflusse dieser Gespräche gestanden haben, als die Künstlerin die Scene betrat. Wir gestehen, daß uns der erste Eindruck dießmal nicht wie früher ein überwältigender war. Es schien der holde Schimmer der ersten Jungfräulichkeit, der früher die Gestalt gleich beim Erscheinen so reizend umflossen, geschwunden. Zudem war die Darstellerin auffallender Weise sehr unvortheilhaft geschminkt: ein grelles Roth, das fast bis in die Augen ging, stach von dem unteren Theile der Wangen zu sehr ab und wirkte ungünstig. Auch hat uns Marie Seebach früher schon die Worte „Bin weder Fräulein, noch schön" nie ganz unserem Gefühl gemäß gesprochen. Sie gibt hier nicht den spontanen Ausdruck des

Augenblicks. Sie ist zu bedächtig, zu überlegt und zu überlegen, wo sie halb verwirrt, halb schnippisch und „kurz angebunden“ sein sollte.

Aber schon in dem ersten Monologe „Wenn ich nur wüßt'“ war der Eindruck des etwas manierirten Accents, mit dem sie sich in das Drama einführte, völlig verwischt und mit unwiderstehlicher Gewalt rührte sie die innersten Saiten des Herzens. Welch reizende Naivität, welche hinreißende Anmuth lag in der unschuldigen Neugier des lieben Geschöpfes! Wie bald umstrickte uns der Zauber des unvergleichlich süßen Organs, das in ungebrochener Frische ausklingt, wie Musik! Wie bald standen wir unter dem Zauber des seelenvollen Auges mit dem kindlichen Aufblick! Welche tiefe Entsagung und zugleich welches versteckte Verlangen lag in der Betonung der Worte: „Am Golde hängt, nach Golde drängt ja Alles!“ Und merkwürdig, — es wollte uns bedünken, daß der Vorwurf, den man der Marie Seebach früher wohl mit Recht gemacht, daß sie nämlich mitunter fehlende Unmittelbarkeit des Ausdrucks durch überfeine Detailmalerei zu ersetzen pflege, nicht mehr zutreffend sei. Wir lassen es dahingestellt, ob die Künstlerin wirklich in andere Bahnen eingelenkt oder ob vielleicht wir selber inzwischen, seit wir die Künstlerin zum ersten Male vor einer Reihe von Jahren sahen, soviel an Sinn für die Unmittelbarkeit eingebüßt haben, daß uns jetzt die absolute Darstellungskunst den tieferen Eindruck macht.

Den Höhepunkt der Darstellung bildete wie ehedem das Liebesgespräch im Garten. Wie wunderbar wußte die Schauspielerin hier die ersten leise vibrirenden Schwingungen der keimenden Liebe allmälig zu vollen Accorden anschwellen zu lassen. Es war ein Schauspiel, wie bei jener magischen Rose des Zauberers, die vor unseren Augen knospt, grünt und dann in voller Schöne sich entfaltet. Sollen wir nun das Spiel der Künstlerin schildern in den späteren Scenen, wo die Liebe in Gretchen bereits allmächtig geworden, wo ihre Neigung sich zu unruhvoller, verlangender Sehnsucht steigert, dann wo sie endlich energische Accente für die vollste Hingebung findet, als sie dem Drängen des geliebten Mannes folgt und das Fläschchen für die Mutter annimmt? Und dann, welch tiefes, tiefes Weh durchzittert die Seele des Hörers, als die zertrümmerte Jungfräulichkeit die gnadenvolle Mutter Gottes anfleht: „Ach neige, Du Schmerzensreiche —“. Von jetzt an wächst die tragische Kraft der Seebach von Scene zu Scene, bis sie im Kerker uns zuletzt mit markerschütternder Gewalt packt, uns höchstes Mitleid, Schauer und Entsetzen einflößt. Welchen Triumph aber feiert ihre erhabene Kunst, als sie mitten durch der Hölle Grausen und Hohn den lieben, den süßen Ton erkennt, der auf Augenblicke die Nacht ihres Wahnsinns erhellt! Wie ergreifen uns da die Anklänge in Ton und Gesichtsausdruck an das verlorene Paradies. — Das Publikum war hingerissen und brachte Huldigungen, so enthusiastisch, wie jemals.

Die Rolle des Faust lag in den Händen des Herrn Roll. Bei aller Anerkennung der Vorzüge des genannten Herrn, halten wir ihn doch dieser Aufgabe nicht völlig gewachsen. Die „Zweiseelentheorie“, unter deren Bann Faust steht, trat nicht genug in die Erscheinung. Der Wechsel erschütternder Seelenstimmungen kam ebensowenig zum vollwichtigen Ausdruck, wie die Skepsis des Denkers und Forschers. Die Monotonie, mit welcher Herr Roll sprach und spielte, ließ nicht die Ahnung aufkommen, daß es sich hier um eine Verkörperung des strebenden und fehlenden Menschengeistes handelte.

Herr Zademack entsprach als Mephisto den auf ihn gesetzten Erwartungen. Vor Allem declamirte er mit logischer Schärfe und Dialektik und was die menschliche Gestalt betrifft, in die er seine „Spottgeburt von Dreck und Feuer“ hüllte, so schien er uns mit Absicht vermieden zu haben, eine streng consequente Durchführung der Rolle nach irgend einer prävalirenden Richtung hin festzuhalten. Er war Teufel voll diabolischer Ironie, Schalk und „Cavalier wie andere Cavaliere“, — kurzum er suchte der Proteusnatur des Luftgebildes mit Erfolg gerecht zu werden. Ein Mephisto, der Allen zu Dank spielt, muß noch geboren werden.

Die „bezähmte Widerspenstige“ war die zweite Gastrolle von Marie Seebach. Wir waren sehr gespannt darauf, wie sie dieses enfant terrible, das seine Schwester tyrannisirt, seinen Vater peinigt und die Dienerschaft nicht mit Fächerschlägen, sondern mit der Reitgerte zurechtweist, zur Darstellung bringen werde. Es will uns bedünken, daß sie mehr und besser die gezähmte Widerspenstige, als die Widerspenstige selbst hervorgehoben habe, wie dieß bei dem ganzen Wesen der Künstlerin, das sich mehr der harmonischen Weichheit, als den Härten und Schroffheiten zuneigt, natürlich erscheint. So war besonders der Moment, wo das ausgescholtene Kätzchen im vierten Act wie ein trotziges, schmollendes Kind zu ihrem Manne kommt, um ihm schließlich mit der innigsten Liebe um den Hals zu fallen, von größter, wahrhaft poetischer Wirkung. Man erkannte, daß die große Künstlerin über diese schwierige Rolle tief gedacht und bedeutende Studien zu derselben gemacht habe. Sie wußte zwischen dem ersten und dem fünften Acte vortrefflich zu vermitteln. Man begriff es, daß das wilde Mädchen die mildeste Frau werden konnte. Die wunderbare Wirkung, welche die Aufforderung zur vollendeten Frauentugend in dem schönen Vortrage Marie Seebach's ausübte, wurde nicht durch den Gedanken gestört, daß dieß doch ein fast unglaublicher Salto mortale des Herzens sei.

Der Petruchio des Herrn Schneider war eine ganz vorzügliche Leistung. Er charakterisirte äußerst scharf, klar und wahr, was wie besonders anerkennen. Ebenso war Herr Zademack als Gremio sehr zu loben. Er gab einen gediegenen Alten, der durch die Naturwahrheit seines Spiels von sehr komischer Wirkung wurde.

S.

London. Die von dem Prinzen Albert begonnene und von der Königin Victoria fortgesetzte, reichhaltige Sammlung von Kupferstichen, Holzschnitten und Photographieen der Werke Raphaels, hat nunmehr von der Hand Herrn Ruland's, weiland Bibliothekars des Letzteren, einen Katalog erhalten. Das Werk ist zunächst zur Vertheilung unter specielle Freunde der Königin, fremde Souveräne und Solche, die sich um die Sammlung verdient gemacht haben, bestimmt, wird indessen späterhin in einer Sonderausgabe den Freunden Raphaelischer Kunst allgemein zugänglich gemacht werden.

Berichtigung. In der gestrigen Nummer der Didaskalia wird von mimisch-plastischen Darstellungen erzählt, welche die berühmte Sophie Schröder zu Leipzig im Jahre 1808 in Begleitung eines Professor Dr. Schütze gegeben habe. Dieß ist, was die Person der Künstlerin anlangt, ein Irrthum. Nicht Sophie Schröder war es, sondern Frau Henriette Händel-Schütz (geb. 1972 zu Döbeln in Sachsen, gest. zu Köslin im Jahr 1849), welche in Begleitung ihres vierten Ehegatten, des Professors Dr. Frdr. Karl Jul. Schütz aus Halle, des Sohnes des ausgezeichneten Philologen Chr. Gottfr. Schütz, damals auf ihrer Kunstreise durch Deutschland &c. begriffen war und überall durch ihre meist nach berühmten Gemälden gegebenen mimisch-plastischen Darstellungen, namentlich aber durch ihre der bekannten Lady Hamilton nachgeahmten Attituden und Shawldrapirungen allgemeine Bewunderung erregte.

Frankfurter Kunstverein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Schauman in München: Erste Liebe. — Professor Thon in Weimar: Musikanten im Schneegestöber. — F. C. Klimsch in Frankfurt: Zwei Zeichnungen zu Faust. — C. Cornicelius in Hanau: Zwei Portraits. — Scholtz in Düsseldorf: Marine. — Louis Meyer im Haag: Marine. — de Cock in Paris: Die Schäferin. — Lenfant de Metz in Paris: Der Unterricht. — E. Schleich in München: Dämmerung. — Hugo Kauffmann in Cronberg: Jagdbelustigung. — J. Hoff in Frankfurt: Am Brunnen. — Porträt. — Horst in Frankfurt: Porträts. — Steinberger und Bauer in Frankfurt: Porträt.

Städel'sches Kunstinstitut.

Neu ausgestellt.

Oelgemälde: Porträt von W. Friedenberg; deßgleichen von W. Kümpler. — Carton nach Veit's Moses, gezeichnet von Nicolaus Hoff. — Statue: Loreley, modellirt von Gustav Herold in Wien. — Ferner aus den Sammlungen des Instituts: Porträt von Abr. Lincoln, gestochen von W. Marschall, Geschenk des Herrn General-Consul W. Murphy. — Kupferstiche nach Greuze, Boucher u. A.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 8. März: **Marie, oder: Die Regimentstochter,** komische Oper in 2 Acten, nach dem Französischen von Karl Gollmick. Musik von Donizetti.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 110.)

Montag, 9. März: Gastdarstellung der Frau Niemann-Seebach vom königl. Hoftheater in Hannover. **Adrienne Lecouvreur,** Drama in 5 Acten nach dem Französischen von Herrmann. Adrienne: Frau Niemann-Seebach. (Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Ritz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 69 und 70. Dienstag, den 10. März 1868.

Die Zithernschläger.

Eine Dorfgeschichte aus Oesterreich von August Silberstein.

(Fortsetzung.)

5.

Worte und kein Gesang.

Die Beiden waren nicht unbelauscht, während sie in der Hütte spielten und sich so ganz einsam und allein wähnten.

Nachdem Stanzl die Zither von dem Gartenbeet an sich genommen hatte und sie den Feldweg dahinging, eilte ein Mann in eines der Häuser auf der entgegengesetzten Seite des Dorfes.

Das war der Komödianten-Jörgl!

Dort holte er den Vater Stanzls, dort sagte er ihm, jetzt sei der rechte Augenblick.

Und so gingen dann Beide miteinander denselben Weg, welchen Stanzl früher heimlich und in scheinbarer Sicherheit, zum trauten Stelldichein dahingegangen war.

Der Komödianten-Jörgl war ein schlauer Fuchs, ein mit vorsichtigster Berechnung und mit leisen Tritten um sein Opfer herumschleichender.

Der Obermaier war ein wichtiger Mann in der Gemeinde und hatte immer ein Wörtlein d'rein zu reden, wenn es sich um Streitschlichten und über Hab' und Gut und Recht im Orte handelte.

Den Mann zu gewinnen, lag in des Komödianten Eigennutz, der immer zu trödeln, zu mäkeln und zu zanken hatte. Den Schulgehilfen, den zimperlichen, der die herumziehenden Musikanten und das, was sie eigentlich Kunst nannten, verachtete, den mußte er beseitigen. Erwies er dem Obermaier dadurch allein einen Dienst, so war's eben gut und zufällig ein Gutes gethan, das dann angekreidet blieb für alle zukünftigen Fälle. War aber einmal — so raisonnirte nämlich der Speculant in sich — der Schulgehilfe verdrängt, kam das Mädchen mit ihrem Vater in Streit und Zank, war der heftige Mann gegen das Dirndl im Zorne hart; dann war Gelegenheit für die weich schmeichelnde Hand und Rede des Komödianten, dann konnte er Stanzl für sich, sein Herumziehen, seine Zwecke gewinnen.

Mit dem Dienste für den Obermaier war's dann in jedem Falle auf der einen Seite ein offenkundig Gethanes. Der jungen Singerin und Zitherspielerin aber ward dann auch eine Wunde geschlagen. Und für diese Wunde hatte Jörgl den Balsam heimlich. In so berechnetem Falle bedurfte Stanzl, oder griff leicht zum Balsam, — dieser sollte nicht vorenthalten bleiben!

Wo Jörgl an das Mädchen während der Zeit nun hinanschleichen konnte, wo er ihm seine Bilder wieder aufrollen, das stille Herz mit zu erlangenden „Wundern“ füllen konnte, that er es.

Der Schulgehilfe hatte ihm auch Folgendes gesagt: „Kunst und Kunst sei zweierlei. Der Halder (Viehhüter), welcher sein Stücklein des Morgens und Abends auf der Trompete blase, nenne das auch eine Kunst. Und der Mozart und der Haydn, von denen man die Messen in der Kirche spiele und singe, haben das auch nur so geradhin „Kunst“ genannt. So sei es auch mit den Bildern am Wege, welche die Holzknechte manchmal selbst schnitzen, und den herrlichen Gebilden, welchen Kaiser und Könige Paläste gebaut haben.“

Solche Rede wurmte den Komödianten und „Natursänger“. Der „Schulfuchser“ mußte im schlechtesten Lichte erscheinen und fort; — ein wohl ausgesonnener Plan mußte nun zur Reife kommen.

Jörgl unterrichtete daher den Obermaier von dem, was vorging. Er erschien also als der Ehrenmann, er trat als der feine Kunde hervor, dem nichts entging und der schlau war. Ihm mußte daher auch der Rathschlag gebühren, er mußte wohl gehört und sein bedachtes Inswerksetzenwollen mußte auch ausgeführt werden. Daß es so das Beste sei, wie er sage, das konnte er mit unzähligen Worten beibringen, beweisen und endlich zur gültigen Zustimmung behaupten!

So war der Plan, daß der Alte das Fortfahren in den Kleeacker um diese Zeit vorgebe, ausgeheckt. So waren Ort und Zeit und Vorgang bestimmt.

Und so standen die beiden Männer bald am Rande des Waldes, welcher auf den freien Grund zur verhängnißvollen Hütte führte.

Dem Vater pochte das Herz im Leibe mit starken Schlägen.

So war's also richtig! So war's sein Kind, sein Kind, das er so heilig gehalten hatte und so schuldlos meinte! So war ein Verführer, unter schönstem, ehrbarstem Titel, in sein Haus geschlichen; so sollte ihm Schande bereitet werden, und das, was eines Vaters-, was das Eltern-Herz zerreißt!

Er hörte die lauten Gesänge und Klänge — kein Zweifel blieb mehr.

Was die Beiden sprachen, konnte er nicht hören; und als das letzte Liedlein leise gesungen war — im Augenblicke, als Alois vor Stanzl hinsank und sie hielt, seinen Kopf an ihr barg, trat der Obermaier hinzu, stand der hocherzürnte Vater in der Thüre der Hütte.

Das rothe Sonnenlicht des neigenden Abends ließ seine Gestalt wie eine flammende erscheinen — aber blitzender noch war sein Auge.

Alois sprang auf, Stanzl that einen Schrei.

„Da find' ich Euch! So? Du nichtsnutzige Dirn'!“ Mit solchem Ausrufe eilte der Alte auf seine Tochter zu. „Und Ihr, Erzschelm! verrätherischer Mensch! . . .“

Alois war aufgesprungen.

„Obermaier!“ rief er. Die weiteren Worte versagten ihm.

Stanzl, in Angst, daß es hier zwischen den Männern zu Furchtbarem kommen könne, das Feuer ahnend, welches aufloderte, wenn der Zorn in ihrem Vater angefacht war, und selbst in Reue und Demuth, stürzte zu ihrem Vater, an seine Brust und wollte sich an seinen Hals hängen.

„Fort!“ sagte er zornig. „Schlangen winden sich alle!“

„Vater!“ rief Stanzl und klammerte sich nur noch fester um seinen Hals.

„Fort! sag' ich; laß mich los, Sünderin! Ich will nichts von Dir wissen!“

„Vater!“ schrie Stanzl noch einmal, und ihre Kräfte begannen zu sinken; sie legte sich ganz an seine Brust.

„Fort! Du sollst mich nicht anrühren, ehe, ehe . . .“

Im selben Augenblicke erschien Jörgl, als wäre er bloß ein Neugieriger, der zufällig herbeigelangt.

Das Erste, was er that, war, daß er flüsterte:

„Macht daß Ihr fortkommt, Schullehrer, sonst geht's an Euch!“

Stanzl kämpfte fast mit dem Vater um ihr Liebes- und Kindesrecht.

Jörgl trat hinzu und wollte beschwichtigen, indem er dem Obermaier an den Arm griff.

„Fort, laßt mich los!“ rief der widerstrebende harte Mann, der noch vor fremder Hülfe sein Recht behaupten wollte. Und dabei gab er dem Madl einen Schlag und Stoß, daß sie forttaumelte an einen Holzstock und zu Boden stürzte!

(Fortsetzung folgt.)

Italien.

Die Zeitungsberichte sind in letzter Zeit beharrlich voll gewesen von den fatalen Zuständen Italiens, so daß man sich nach denselben kaum der Besorgniß erwehren konnte, das junge Königreich gehe bereits wieder unaufhaltsam seinem Verfall entgegen. Um so mehr freut es uns, diesen nachtheiligen Berichten günstigere, tröstlichere an die Seite zu stellen, welche die Schilderungen von der Stagnation auf der Appenninen-Halbinsel als einseitig und übertrieben, die Lage und die staatswirthschaftliche Thätigkeit derselben in besserem Lichte erscheinen lassen.

So habe ich es denn wiedergesehen, das schöne Italien, das Italien, welches wir leider beständig zu beklagen verurtheilt sind, das selbst nach seiner neuesten Wiedergeburt nicht gehalten, was es versprochen. Und doch bin ich Keiner von Denen, die gleich verzweifeln. So viel steht fest, daß Italien nicht zurückgeblieben ist hinter den Bestrebungen unseres Jahrhunderts, denn wenn man heute von Susa nach Pompeji mit der Eisenbahn reist ohne jede Unterbrechung, so ist dieß unläugbar ein Fortschritt; Italiens Anstrengungen zum Zweck der Vereinigung seiner Provinzen verdienen Bewunderung, und ich behalte mir vor, auf diesen Punkt zurückzukommen: heute nur soviel, daß gegen Ende des Jahres 1859 auf der ganzen Halbinsel sich nicht mehr als 1603 Kilometer gelegter Schienen, und diese fast sämmtlich in den nördlichen Provinzen, befanden. Heute sind es deren 5020, welche sich bis zum Absatz des Stiefels hinabziehen, und bis Ende des Jahres 1870 rechne ich, daß mindestens 8500 dem Verkehr übergeben sind. Dieß ist entschieden von Bedeutung. Als ich letzten Montag um halb elf Uhr von Neapel abreiste, hätte ich mit Leichtigkeit Dienstag Abends in Turin, Mittwoch Morgens in Frankreich und Mittwoch Abends in der Schweiz sein können. Ohne Scherz hätte ich dem Montblanc die allerneuesten Nachrichten vom Vesuv bringen und im Genfer Alpenclubb mit gutem Gewissen den Herren sagen können: Vorgestern Morgens habe ich mir am Vulkan meine Stiefel verbrannt.

Ferner haben sich die Hauptstädte Italiens verschönert und vergrößert. In Turin, Genua, Mailand, in Bologna, Ancona und Florenz fielen mir nicht nur neue Häuser auf, sondern ganze Straßen, neue Quartiere, die ich nie gesehen. Ebenso seien weiter unten in Apulien Bari und Brindisi z. B. zu ganz neuen Städten geworden. Neapel sogar hatte sich, den nutzlosen Bemühungen seiner Gemeinderäthe zum Trotz, einen neuen Hafen gebaut und Promenaden in der Stadt selbst angelegt; da waren ferner Bauten erstanden, von denen ich keine Ahnung gehabt, u. A. ein dritter protestantischer Tempel für die Schotten (die Anglikaner wie die Reformirten hatten schon ihre Kirche). Diese im romanischen Styl erbaute Kirche ist übrigens den Pfaffen ein großes Aergerniß. So habe ich keine Stadt gesehen (und Italien leidet bekanntlich nicht Mangel an Städten), in welcher ich nicht auf irgend ein neues Gebäude oder wenigstens auf eine eben errichtete Statue gestoßen wäre.

Es wird viel für die Kunst gethan: man gibt den italienischen Künstlern in Ermangelung von Kathedralen Bahnhöfe auszumalen; der enorme Speisesaal im Bahnhof zu Mailand ist reich mit Wandgemälden geschmückt. Die Museen sind trefflich unterhalten und fast sämmtlich reich verziert. Einigen, wie der Gemäldegallerie in Turin, hat man ganz neue Säle gebaut.

Die Gasthöfe haben sich verbessert; auch in kleineren Städten wie Arezzo oder Perugia bekommt man ein reinliches Nachtlager und ein gutes Stück Fleisch. Mit Einem Wort, Italien gehört zu Europa.

Sie glauben nicht, wie diese einfache Wahrnehmung, welche Solche, die Italien zum ersten Mal sehen, gar nicht beachten, Demjenigen auffallen muß, welcher dieses Land früher besucht und dasselbe nun nach einem Zeitraum von zehn Jahren moralisch vollkommen umgestaltet wiederfindet. Gestern las ich zwischen Ancona und Rimini die vergangenen Monat zur Feier der Wiedereröffnung der philosophischen Facultät an der Universität Neapel gehaltene Rede des Herrn Ligna. Der berühmte Professor hatte sich als Thema „die Philologie des 19. Jahrhunderts“ gewählt. Die neuesten Ergebnisse der Alterthumsforschungen in Frankreich und Deutschland bildeten, kurz zusammengefaßt, den Inhalt des gehaltvollen Vortrags, der von mehreren Tausenden von Studenten angehört und, wir wollen hoffen, auch verstanden wurde. Dieser Umstand mag Ihnen einen Begriff geben von der Größe der Umwandlung, deren es bedurfte, um eine solche Eröffnungsrede an diesem Ort überhaupt möglich zu machen. Das Thema an und für sich ist schon gefährlich, allein man muß die Art und Weise sehen, wie der kitzliche Gegenstand behandelt ist: die vielseitigen Erfahrungen des gelehrten Professors (er war von Cavour nach Deutschland geschickt und da ausgebildet worden) befähigen ihn in jeder Hinsicht zum beredten Apostel der neuen Ideen. Die kühnsten Systeme kommen zur Sprache in seinem Vortrag; er spricht das Lob eines Erasmus, Luther, Scaliger, er sagt, man müsse Schelling und Hegel laufen lassen und zu Kant zurückkehren. Und Solches vorgetragen an der Stelle, wo man vor Kurzem noch kaum die Philosophie des heiligen Thomas von Aquino zu lehren wagte, des einstigen Lehrers der Universität selbst. Ist dieß nicht ein Sprung, wie man in Paris noch keinen gemacht? Und ich las ungenirt diese Tollkühnheiten in einem Eisenbahnwaggon zwischen Ancona und Rimini, dem weiland päpstlichen Boden. Man mag sagen, was man will, der Tag von Castelfidardo war doch ein bedeutungsvolles Ereigniß.

Dazu kommt, daß im Süden die Bildungsbestrebungen fast noch ernstlicher betrieben werden, als im Norden. Die achttausend

Studenten in Neapel sind gewiß schon ein erfreuliches Zeichen der Zeit, allein von ungleich größerer Bedeutung ist die Thatsache, daß man die hunderttausend armen Unwissenden lesen lehrt: Morgen- und Abendschulen, die Kleinkinderschulen, die Arbeitshäuser, Alles ist überfüllt von armen Kindern, die sich früher auf der Straße herumwälzten. Daß dem Uebel von einem Tag auf den andern abgeholfen wird, ist allerdings kaum anzunehmen, aber gewiß ist, daß, die Fälscher ausgenommen, von der Bevölkerung der Gefängnisse die Mehrzahl noch total unwissend ist.

Es sind Schulen in Massen errichtet worden, und überall, wo Civilisation und Humanität gründliche Reformen für geboten erachteten, sei es in Wohlthätigkeitsanstalten, sei es in den Gefängnissen, wurden solche Reformen mit anerkennungswerther Geschäftigkeit ins Werk gesetzt.

So augenscheinlich indessen der Fortschritt ist, so läßt sich nicht läugnen, daß es der Unzufriedenen noch Unzählige gibt. Ich habe deren Klagen angehört, dieselben bei mir erwogen und glaube, die Ursache dazu gefunden zu haben.

Es versteht sich von selbst, daß ich hier nicht von dem Geschrei der Bourbonisten oder gar der clerikalen Partei rede; ebensowenig meine ich Jene, welche vorurtheilsvoll Alles verdammen, welche stets das Schlimmste, z. B. den Bankerott, prophezeihen und sich im Voraus daran erfreuen, oder die Hitzköpfe, denen die revolutionären Blätter den Verstand verrückt, oder auch die Fremden, welche nichts von den eigentlichen Zuständen verstehen. Ich rede vielmehr nur von den ernstlich Unzufriedenen, welche für ihre Klagen einen wirklichen Grund vorbringen, und ich glaube, denselben zu kennen.

Vor Allem ist es die Revolution selbst. Eine Umwälzung, welche es auch sei, wird sich nie vollziehen, ohne daß sie Unordnungen und Aergernisse im Gefolge hätte; da werden sich stets bedeutende Interessen vernachlässigt finden. Italien ist, wie gesagt, Europa einverleibt worden. Das neue Königreich sollte nunmehr mit den übrigen Schritt halten; vielleicht hat es mehr guten Willen als Kraft dazu gehabt, daher die plötzliche Athemlosigkeit, die momentane Erschöpfung. Italien konnte das Zollwesen nicht aufheben ohne Nachtheile für die Local-Industrie, welche nur von jenem lebte; es konnte weder ein Heer noch eine Seemacht herstellen, konnte keine Diplomatie unterhalten, sich nicht bei den Congressen vertreten lassen, keinen Handel abschließen und vor Allem keinen Krieg führen ohne viel, sehr viel Geld. Es sollte eine große Nation improvisirt, d. h. in möglichst kurzer Zeit sollten die Bedürfnisse von Jahrhunderten herbeigeschafft werden; da wurden denn freilich in der Eile viele Fehler gemacht und viele Kraft und Zeit vergeudet. Daher die Steuern, die Anleihen, die Deficite. Die Staatscasse ward zum Faß der Danaiden. Rechne man hiezu zwei Kriege, zwei Epidemien, zwei Jahre Mißwachs, Alles Schlag auf Schlag, und, um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, das Papiergeld.

Dieses Papiergeld, welches die Reisenden verlocken sollte (es kommt die Reise auf diese Weise um 18 Procent billiger), liegt schwerer auf Italien, als alles Andere. Der Staat verliert daran jährlich seine 33 Millionen; das Geld geht fast alles ins Ausland, ohne zurückzukehren. Nun ist aber die Importation der Waaren bedeutend größer, als die Exportation. Sehen Sie jetzt den offenen Abgrund. Das italienische Papiergeld geht nicht über die Gränze; der Marseiller Kaufmann schickt seinem Kunden in Florenz nicht etwa eine Rechnung von 1000 Fr., sondern von 50 Napoleons. So heißt es auf allen Wechseln. Was bleibt dem Florentiner zu thun übrig? Er muß zum Bankier und 50 Napoleons kaufen; dabei verliert er am Stück 2—3 Fr., im Ganzen also 100—150 Fr. Die Bankiers allein werden reich.

Das Geld, sogar das Kupfer, ist also eine Waare; liegt darin nicht eine große Widerrechtlichkeit? Für einen Frankenschein gibt man Ihnen 80 Centimes; da es keine Centimesscheine gibt, so haben die Armen ihren reinen Verlust dabei. Und sogar das Kupfer wird rar, Gott weiß, wohin es geht.

Ich muß Sie um Entschuldigung bitten, daß ich so ausführlich geworden, allein man stößt in Italien bei jedem Schritt auf diese Misère. Ich würde nicht fertig werden, wollte ich alle Nachtheile dieses Papiergeldes aufzählen, besonders die Nachtheile, die den Leuten erwachsen, welche von einer Provinz in die andere reisen, welche bei irgend einer Verwaltung, sei es auf der Post, im Telegraphenbüreau oder bei Lösung des Eisenbahnbillets Zahlungen zu machen haben. Da kommen Betrügereien vor, denen Niemand entgeht. Und in diesem Punkte muß man den Unzufriedenen vollkommen Recht geben. (Genfer Journal.)

Mannichfaltigkeiten.

(Das erste Ruhekissen des verstorbenen Königs Ludwig I.) war sonderbarer Natur. Der sel. König wurde bekanntlich am 25. August 1786 in Straßburg im Zweibrücker Hof geboren. Sein Vater war der Prinz Maximilian v. Zweibrücken und der König Ludwig XVI. von Frankreich wollte selbst einer der Pathen des Sohnes des Prinzen Maximilian sein. Die überlebenden Zeitgenossen dieser Taufe erzählten in dieser Beziehung eine originelle Anekdote, welche Hr. Piton in seinem Werke „Strasbourg illustré“ erwähnt. Als Prinz Max einige Tage nach der Geburt seines Sohnes sein Regiment musterte, war er sehr erstaunt, die Grenadiere des Infanterieregiments Elsaß ohne Backen- und Schnurrbärte zu sehen, welche die Zierde ihrer Gesichter gewesen waren. Wer hatte denn, ohne Einwilligung des Prinzen-Obristen, eine solche Licenz zu erlauben gewagt? Der Prinz gerieth in Aufregung wegen dieser Insubordination, als zwei Unteroffiziere des Regiments vortraten und ihrem Obristen ein kleines Kissen überreichten, welches, anstatt mit Federn oder Roßhaar, mit den Schnurr- und Backenbärten der Grenadiere des Corps gepolstert war. Der Prinz lachte sehr über diese Huldigung, sicherlich einzig in ihrer Art. So schlief denn Ludwig I. in seiner Kindheit auf einem mit militärischen Schnurr- und Backenbärten gefüllten Kopfkissen. Trotzdem hat er nie eine rechte Neigung für das Militär bekommen.

(Eine kopflose Kopfgeschichte.) Der „D. Allg. Ztg.“ schreibt man aus Petersburg vom 29. Febr.: Eine eigenthümlich düstere Geschichte bildet hier das Tagesgespräch. Ich gebe sie mit aller Reserve eines gewissenhaften Correspondenten. Vor mehreren Tagen stieg ein elegant gekleideter Herr, ein ziemlich großes Bündel in der Hand, auf einer Zwischenstation der Moskau-Petersburger Eisenbahn in einen Waggon eines nach Petersburg weiter fahrenden Zuges. Er setzte sich neben eine ihm unbekannte Dame. Auf der nächsten Station bittet er diese Letztere, sein Bündel, das er zwischen sich und die Dame gelegt hat, zu überwachen, da er einen Augenblick aussteigen müsse. Arglos thut dies die Dame, aber der Herr verschwindet gänzlich und der Zug fährt ohne ihn nach Petersburg. Hier angekommen, übergibt die Dame das Gepäck des Reisenden einem an der Eisenbahn Bediensteten, indem sie den Sachverhalt erzählt. Im Beisein der Polizei wird das Bündel geöffnet und Entsetzen malt sich auf den Gesichtern aller Anwesenden: es enthält den Kopf einer jungen, schönen Frau, mit einem goldenen Diadem geschmückt. Ein dabei liegender Zettel enthält die Worte: „Der Kopf in Petersburg, der Rumpf in Moskau!“ Die Polizei soll selbstverständlich ernstlich damit beschäftigt sein, der Sache auf die Spur zu kommen, doch soll sie bis jetzt keine Anhaltspunkte gewonnen haben. Was an der Ge-

schichte wahr, was falsch ist, weiß ich nicht zu entscheiden, aber factisch ist, daß man sie hier allgemein erzählt.

(Die Register der Bastille) sind veröffentlicht worden und enthalten genaue Angaben über Das, was bisher nur vermuthet worden. Jeder Gefangene hatte seinen Namen in ein Buch zu schreiben, welches enthielt seinen Stand, den Tag seiner Verhaftung, den Namen des Ministers, der den Haftbefehl unterschrieben, den Tag, an dem er die Freiheit wieder erhielt, und den Namen des Ministers, der die Ordre dazu gegeben; die Ursache der Verhaftung und den Eid der Treue und ewigen Dankbarkeit, den er bei der Freilassung leisten mußte und das Versprechen, daß er nie etwas von dem, was er in der Bastille gehört oder gesehen, sprechen wolle. Die Register sind nun nach der kaiserlichen Bibliothek gebracht worden und füllten eine ganze Seite in der Bastille aus.

(Ultramontane Offenherzigkeit.) In der Frage des Volksunterrichts tritt das „Univers" mit einer äußerst praktischen Theorie hervor. „Der Unterricht", meint das ultramontane Hauptorgan, „ist für die Arbeiter ungefähr wie der Apfel im Paradies; sobald sie davon genossen haben, bemerken sie, daß sie nackt sind. Diejenigen, welche sich am meisten vor dem materiellen Communismus fürchten, sollen demnach nicht mit dem intellectuellen Communismus liebäugeln."

(Corporations-Logik.) Ein Newyorker Alderman entledigte sich einem Bekannten gegenüber, der über die scheußliche Corruption klagte, folgender Sentenz, die er als „Corporations-Logik" bezeichnete: „Alle menschlichen Dinge sind hohl; ich bin ein menschliches Ding, also hohl; Hohlheit ist ein verächtlicher Zustand, deßwegen hat Jedermann die Pflicht, so viel in sich hineinzustopfen als geht." Quod erat demonstrandum.

Correspondenzen.

Darmstadt, 8. März.

Das am 10. März im großen Saale des Saalbaues stattfindende, von den großherzoglichen Hofopernsängern Becz und Vögel veranstaltete große Concert dürfte den Musikliebhabern Ihrer Stadt ein besonderes Interesse darbieten, indem nicht nur die vorzutragenden Musikstücke vortrefflich ausgewählt sind, sondern auch die hervorragendsten Kräfte unserer Oper daran Theil nehmen. Außerdem wollen wir darauf hinweisen, daß zwei der Vortragenden binnen Kurzem Ihrer Nähe entrückt werden, indem Herr Nachbaur, wie Frau Peschka-Leutner die Darmstädter Bühne verlassen; der Erstere — dem auch vor wenigen Tagen erst ehrende Gastspielanträge von Berlin aus gemacht worden sind — um einem Rufe nach München, die Letztere, um einem solchen nach Leipzig zu folgen. Außer diesen beiden anerkannten Bühnengrößen sind noch Fräulein Mahlknecht und Herr Greger mitwirkend, deren Leistungen wohl Ihren Erwartungen vollständig entsprechen werden. Auch verdient die zuvorkommende Bereitwilligkeit des großh. Hofcapellmeisters Herrn Reswadba, die Vocalpiecen zu begleiten, rühmend hervorgehoben zu werden. Jedenfalls dürfen Sie auf einen sehr genußreichen Abend rechnen.

Literatur-Notizen.

„Die zwei Krüglein", Erzählung von O. Müller (Braunschweig, Westermann). Das Publikum unterscheidet durch die Beinamen Oel- und Blumen-Krüglein zwei adelige Brüder dieses Namens, welche in einem Landstädtchen zusammenwohnen, der eine Junggeselle, der andere Wittwer. Höchst ungleichartig, lieben sie einander doch herzlich; nur sind sie bei gemeinsamen Neigungen sehr eifersüchtig auf einander. Dieß gilt namentlich bei der Tochter des Einen, welche von Vater und Oheim um die Wette verzogen wird. Beide opfern den Gelüsten des reizenden, aber unbedachten und im Grunde undankbaren Mädchens ihre einzige Einkommensquelle, einen großen Obstgarten, den sie einem Wucherer verpfänden, und zwar Jeder seinen Antheil ohne Wissen des Anderen. Zu Grunde gerichtet, sterben sie, leider kurz bevor ihr Liebling von ihrem gleich leichtsinnigen Geliebten als lachendem Erben eines reichen Oheims heimgeführt wird. Die Kleinstädterei früherer Zeit ist, wenn auch nicht ohne Charge, doch mit vieler Wahrheit und Laune geschildert. Mancherlei komische Gestalten treten herein, wie der korpulente Anbeter der Heldin, der sich von einem Fußfalle vor ihr nicht ohne fremde Hülfe erheben kann. Aus vorstehender Skizze ergibt sich indessen, daß keine Person voller Achtung und Zuneigung werth erscheint.

„Das Buch berühmter Kaufleute", herausgegeben von Franz Otto. Mit vielen Abbildungen (Leipzig, Spamer). Die Helden des Friedens, die Feldherren des Gewerbfleißes und des Handels, deren Dotationen von blühenden Völkern freiwillig gespendet zu werden pflegen, bilden die Hauptgegenstände dieses werthvollen Geschichtswerkes. Es ist nur insofern ein biographisches, als es die allgemeinen Entwickelungen an die Gestalten der thätigsten und bedeutendsten Menschen anlehnt. Obschon das ganze Werk, schon nach der Natur des Handels und der Industrie, weltbürgerliche Interessen verfolgt, so wendet es sich doch häufig mit besonderer Vorliebe der vaterländischen Geschichte und der Betheiligung Deutschlands an dem Welthandel seit früheren Zeiträumen zu. Auszeichnung verdient hier eine von selbstständigen Anschauungen ausgehende Lebensgeschichte Jürgen Wullenwebers. Eine sehr ausführliche Abhandlung ist dem Judenthume gewidmet, in welcher die große Betheiligung der Juden an dem Handel nicht bloß nach ihrer oberflächlichen Erscheinung und Wirksamkeit, sondern auch in ihren geschichtlichen und psychologischen Gründen geschildert wird. An dem heimathlos gewordenen Volke wurden die Götter der Andersgläubigen zu Teufeln, vermochten es aber nicht auszurotten. Begreiflicherweise sind in der Reihe der Culturbilder dieses Werkes alle Völker und Welttheile vertreten. Wir empfehlen es den weitesten Leserkreisen als ein Volksbuch in höherem Sinne.

„Prinzessin Wilhelmine von Preußen", historischer Roman von Amely Bölte (Jena, Hermsdorf). Die Heldin ist die nachmalige Markgräfin von Bayreuth, Friedrichs des Großen Schwester, doch nur bis zu ihrer Vermählung. Somit bleibt ihre Entwickelung unabgeschlossen, indem sie nur in haltlosem Schwanken zwischen den hochmüthigen Einbildungen „einer von geschaffenen Parasitin" und zwischen rein menschlichen Empfindungen auftritt. Zuerst wird sie von einer bald Italienerin, bald Französin genannten Erzieherin gequält, dann von ihren thörichten Eltern. Die gesammten Zustände jenes Hofes werden treu geschildert, ein im Ganzen widerlicher, wiewohl kulturgeschichtlich interessanter Anblick.

„Neues System zur Erlernung der deutschen Aussprache" rc. von F. Schmitt (München, Gummi). Richtigkeit der Aussprache in Reden und Singen, sodann die Gesundheitspflege der Sprachwerkzeuge sind die Hauptzwecke der sehr eigenthümlichen, zunächst für Süddeutsche bestimmten Schrift. Einige Zeichnungen der Mundhaltung sind beigefügt.

„Leben und Kunst", Gedichte von M. M. Kalisch (Leipzig, Fritsch). Sie enthalten viel Anmuthiges und Sinniges in sehr mannichfacher Form. Einen großen Leserkreis wird namentlich die letzte Abtheilung ansprechen, welche nach Art der Xenien, doch ausführlicher, die bedeutendsten Ritter des Geistes charakterisirt. Die Ausstattung ist splendid.

Frankfurt, 9. März.

Das Concert des Violonisten C. Rossel und der Sängerin Frau L. Rossel findet am 17. März unter gefälliger Mitwirkung des Herrn Wallenstein Abends im kleinen Concertsaale des Saalbaues statt. Wir fanden schon früher Gelegenheit, auf die Leistungen dieses Künstlerpaares nach auswärtigen Zeitungen empfehlend zu berichten.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 10. März. So machen's Alle (Cosi fan tutte), komische Oper in 2 Acten. Musik von W. A. Mozart. Neue Bearbeitung von Eduard Devrient. Die Recitative arrangirt von Wilhelm Kalliwoda.

(Abonnement-Vorstellung Nr 111.)

Mittwoch, 11. März: Gastdarstellung der Frau Niemann-Seebach vom königl. Hoftheater in Hannover. Othello, Trauerspiel in 5 Acten von Shakespeare, übersetzt von A. W. Schlegel und L. Tieck. Desdemona: Frau Niemann-Seebach.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kiz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 71. Mittwoch, den 11. März 1868.

Die Zitherschläger.

Eine Dorfgeschichte aus Oesterreich von August Silberstein.

(Fortsetzung.)

6.

Der gute Freund.

Der starke Mann, der Obermaier, schrie, rasete! Der Jörgl war zu rechter Zeit ihm in den Arm gefallen; er hätte wahrhaftig im Aufwallen des ersten Zornes ein großes Uebel anstiften und gegen alles vernünftige Einreden der einen oder anderen Person an den Leib gehen können.

„Geht hinweg, Firakranz", sagte Jörgl seitwärts zu Alois, während er den Obermaier hielt. „Geht hinweg, es ist das Beste, was Ihr thun könnt. Was Ihr zu sprechen habt, das wird sich finden. Jetzt ist Ort und Zeit nicht dazu. Ihr seht's ja. Und seid g'scheid, geht, geht!"

Alois war von Natur aus ein schüchterner Mensch. Hier war er nicht schuldlos, wenn auch noch immer nicht ehrlos. Im Gemenge von Schuldbewußtsein und dem Gefühl erfüllter Pflicht, zagte er nur ein kurzes Weilchen. Er wollte im Augenblick das Vatergefühl achten und schonen. Er erkannte, wie schlecht in diesem Augenblicke seine Sache stehe — er folgte den Einflüsterungen Jörgls und seiner eigenen Pein — er ging, er stotterte zaghaft und verwirrt hervor:

„Es wird noch Alles klar werden!"

Der Schulgehilfe ging.

Nun war aber auch seines Bleibens im Orte nicht mehr. Im Heimwege und auf Umwegen überlegte er, was nun zu thun sei. — Ei, wäre seine Vertheidigung so ein Musikstück gewesen, er hätte sie rührend und überzeugend in jede Seele hineingespielt. Hier aber hieß es reden, sich überzeugend vertheidigen, und das vermochte er nicht. Er war kein Mann des Wortes, ihm mangelte die Gabe der Rede. Stanzl war ihm immer da voraus, und er hatte ihr oft fast nur zuzuhören und mehr Ja und Nein zu sagen, als Rede zu führen.

Vor dem Alten mußten ihm Herz und Lippen nur noch mehr stocken. Ein zorniges Aufwallen, ein voreiliges, erbostes Herumtragen der Angelegenheit im Orte, konnte ihn ganz waffenlos hinstellen und ihm Aller Achtung verderben.

Er beschloß, noch heute zu gehen. Die Herbsttage waren da, die Schulen gerade vor dem Ende. Da war seines Bleibens nicht mehr. Wovon sein Herz und sein Gewissen voll waren, das wollte er schreiben. In dem geschriebenen Worte war er daheim, das war beredet für ihn und sollte für ihn sprechen!

Stanzl kniete auf dem Boden, auf dem Grunde, wohin sie gefallen, sie hielt beide Hände über dem Gesichte und weinte und preßte den ächzenden Kopf.

Der Jörgl drängte sich an ihren Vater mit den Worten:

„Laßt, laßt, Obermaier, so arg wird's nit sein, als Ihr meint!" Und er beschwichtigte: alles Andere werde sich finden.

Er hatte Worte und Schmeicheleien und Einreden, wie ein rechter Komödiant, um den Alten wirklich von der Hütte weg und auf den Heimweg zu bringen.

Es war spät geworden, bis Stanzl später allein durch den Wald heim kam. Die rothen, verweinten Augen mochte sie nicht zeigen, es mußte finster sein rings um sie.

Der Jörgl beschwor den Alten, heute Ruhe zu halten im Hause; er sagte, es sei das Gescheideste; das Mädl könne sich ein Leids anthun und in's Wasser geh'n. Den Schullehrer wolle er, Jörgl, noch heute aufsuchen und den reinen Wein von ihm erhalten. Darüber solle der Obermaier nimmer sorgen. Auch der eigenen Gesundheit des Obermaiers könne ein Weiteres schaden. Noch eine solche Aufregung wie heute und es könne den Vollblütigen ein Schlag treffen.

Darin lag Wahrheit.

Und so war der Bauer in die Stube, zu seinem Weibe gebracht, und so legte er in die Brust dieser, seinen Schmerz nieder.

Die Mütter sind ruhiger, sie verstehen mehr von der Liebe, ihr Herz ist an Liebe und Nachsichtigkeit reicher.

Die Mutter wollte mit Stanzl allein und zu anderer Zeit, nicht heute, reden.

Als der Bauer in seinem Hause, in seiner Stube war, da eilte Jörgl wieder hinweg — er eilte zum Walde, dem Mädchen entgegen.

Er durfte nicht weit eilen, er traf Stanzl nicht mehr entfernt vom Hause.

„Stanzl, arm's Stanzl!" rief er. „So ist's über Dich gekommen! Es ist ein wahres Glück, daß ich gerad' aus Zufall dahergekommen bin. Der böse Alte hätte Dich erschlagen! Und es is' ein hart's Stück, so einen Schimpf als Tochter ertragen zu müssen. Laß geh'n, alle Gewalt hat er doch nicht über Dein' Leib und Leben! Und es ist ein Glück, daß ich dazu gekommen. — Wenn Du einen Freund brauchst, der bin ich! Aber schweig', und in der Noth ist oft Hilf' am nächsten!"

Er faßte wohlwollend nach ihren beiden Wangen.

Das Mädl hatte keine andere Antwort, als einen tiefen, gepreßten Seufzer.

Zitternd berührte sie die Hausthüre, betrat ihr Fuß den Boden im elterlichen Heimathhause.

Der Jörgl wollte noch den Alois sprechen und ihm den Kopf nach seiner Weise und seinen Plänen zurechtsetzen.

Er ging zu dem Hause, wo der Lehrergehilfe wohnte. Die Scheiben waren finster. Er preßte das Gesicht an, um hinein-

zusehen, — es blieb stockfinster. Er pochte endlich mit dem Finger und flüsterte:

„Pst! ein guter Freund ist da! Hilfe in der Noth!"

Nichts rührte sich.

Sollte der Lehrer fort sein?

Jörgl ging noch zu diesem und jenem Hause, wo er ihn vermuthen konnte. Ueberall waren die Scheiben finster, überall im Dorfe lag das Haus in Ruhe.

Alois hatte eiligst sein nothdürftiges Bündel geschnürt und war fort, — wanderte in der Nacht die weite Straße.

Jörgl ging noch in's Wirthshaus. Auf dieses hatte er, wegen des Gesuchten, die letzte und doch kaum eine schwache Vermuthung gesetzt.

Der Schulgehilfe war auch hier nicht.

Aber Jörgl blieb da. Er wischte sich den Schweiß von der Stirne, er seufzte wie erlöset und freudig auf, indem er rief:

„Wirth! eine Maaß, aber von Deinem Allerbesten, den Du im Keller hast!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Russe vor den Wiener Gerichtsschranken.

Wien, 6. März.

Die Kerker Oesterreichs haben gewiß nicht minder, wie die anderer Staaten, ihre Schrecknisse für Jedermann, in dem die Empfindung für persönliche Freiheit und Ehre nicht gänzlich erloschen ist; zu den Zwangsarbeits-Anstalten Sibiriens mögen sie sich jedoch immerhin verhalten, wie das Klima Wiens zu der Temperatur der Eisberge.

Darum mag wohl der junge Liefländer Wilhelm Christian Dietrich, welcher vor zwei Monaten wegen eines in Moskau begangenen Verbrechens hier verhaftet wurde, leichter aufgeathmet haben, als er vernahm, daß die russische Justizgewalt seine Auslieferung nicht verlange, und er somit vor einem österreichen Gerichtshofe sich zu verantworten haben werde, statt vor der Jury seines Vaterlandes.

Die Umstände, unter denen der Angeklagte zum Verbrecher wurde, sind übrigens derart, daß er der Theilnahme nicht gänzlich unwürdig erscheint.

Wilhelm Christian Dietrich, aus Riga gebürtig, 35 Jahre alt, deutscher Nationalität, verheirathet und Vater zweier Kinder, war in den letzten Jahren Disponent des Großhandlungshauses Bonficli in Moskau. Er hatte Bestellungen in der Baumwollbranche entgegenzunehmen, die Waaren den Bestellern auszuliefern und die dafür empfangenen Solawechsel oder Baarbeträge seinem Chef einzuhändigen, wofür er sechs Procent Provision unter Garantirung eines jährlichen Einkommens von 3000 Silberrubel erhielt.

Da wollte es das Unglück, daß in dem durch ihn geführten Geschäftsverkehr mit dem Moskauer Spinn-Fabrikanten M. J. Kaulik sein Haus einen Verlust von 20,000 Rubel erlitt. Dietrich war durch dieses Ereigniß aufs Höchste erschreckt, denn er fürchtete, daß das Haus den Verlust seiner Unvorsichtigkeit zuschreiben werde und seine Stellung gefährdet werden könnte. In dieser Bestürzung faßte er einen Rettungsplan, und eben dieser Plan war es, der ihn, statt zu retten, in das tiefste Unglück stürzte. Er beschloß, den erlittenen Verlust seinem Chef zu verschweigen und die einzuliefernde Summe einstweilen durch andere von ihm verwaltete Gelder zu ersetzen, zugleich aber auf eigene Rechnung Geschäfte mit Baumwollenwaaren zu beginnen, um auf diese Weise durch den erzielten Gewinn allmälig das Deficit zu decken.

Er wähnte das Geschäft unter den günstigsten Chancen und ohne jede Gefahr zu unternehmen.

Da sein Chef natürlich von dieser privaten Unternehmung nichts wissen durfte, so entnahm Dietrich von ihm die Waare, die er brauchte, nicht auf eigenen Namen, sondern auf angebliche Bestellung von Geschäftsfreunden, und übergab dafür gefälschte Wechsel auf die Namen der Besteller.

Wäre nun Alles glatt abgelaufen, wie er sich es berechnet hatte, dann würde er in der Lage gewesen sein, die Accepte zur rechten Zeit einzulösen und einen Gewinn zu erübrigen. Allein die Fäden im gesellschaftlichen Verkehr lassen sich nicht mit jener Sicherheit verschlingen und verweben, wie die Fäden an einem Webstuhle; das hätte er an dem Falle Kaulik sehen können, und daß er es nicht sah, war sein Verderben.

Ein Elementar-Ereigniß brach herein — die Baumwollkrise. Die Preise der Baumwolle sanken und die Entwerthung nahm immer größere Dimensionen an und der Disponent gerieth von Tag zu Tag in größere Calamität.

Wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, weiß man. Je größer das Deficit wird und je geringer die Hoffnung auf Rettung, desto geringer wird auch die Besonnenheit. Die Angst vor der immer näher heranrückenden Gefahr raubt den letzten Rest der Besinnung, und indem der Verbrecher sich an die abenteuerlichsten Hoffnungspläne anklammert, beschleunigt er nur die Katastrophe. Die Verluste werden immer größer, die Fälschungen immer ausgedehnter, und eines Tages hatte das Deficit die Höhe von 150,000 Rubel erreicht.

Der Disponent ergriff unter Mitnahme eines Baarbetrages von 45,000 Rubel die Flucht. Er reiste nach Jassy, verschaffte sich dort für ein Honorar von 12 Ducaten einen türkischen Paß auf den Namen Wilhelm Daniel und begab sich sodann nach Wien, wo er im Hotel „zur Stadt Frankfurt" ein Zimmer nahm. In Folge eines Telegrammes seines Chefs, welcher seinen Aufenthalt erforscht hatte, wurde er am 7. Januar hier verhaftet.

Im ersten Augenblicke hatte Dietrich den Entschluß gefaßt, sich zu tödten. Er richtete an Herrn Prasacki, welcher sich eben in Preußen befand, folgenden Brief:

.... „Der Würfel ist gefallen. Den Menschen gegenüber scheide ich als Verbrecher aus der Welt, Gott gegenüber als ein leichtsinniger und gutmüthiger Mensch. Diese beiden Eigenschaften sind Schuld, daß ich so tief gefallen. Ich konnte nicht mehr zurück, und zwar umsoweniger, da Sie etwas merkten und mich scharf controlirten. Mein Verbrechen ist groß, das Gesetz setzt Sibirien darauf — es bleibt mir nichts übrig, als aus der Welt zu gehen.

Mögen Sie sich in Barmherzigkeit meiner Frau und meiner Kinder mit Zuspruch und Hülfe annehmen — sie sind unschuldig.

Gott sei meiner Seele gnädig! Vor Menschen kann ich kein Erbarmen finden, meine Verbrechen sind zu groß.

Ich kann nicht mehr schreiben. Thränen rinnen mir aus den Augen, mein Herz ist unsäglich schwer. Was soll aus meiner Familie werden! Gott! Gott! Ich kann nicht daran denken. Ich werde wahnsinnig, wenn ich daran denke.

Leben Sie wohl und weihen Sie einem armen Unglücklichen eine mitleidige Erinnerung. Trösten Sie meine arme Frau, sie ist ein Engel."

Ein anderer Brief, welchen der Angeklagte aus Jassy an seine Frau geschrieben und der auf den Wunsch des Vertheidigers verlesen wird, lautet folgendermaßen:

„Ich bin in Sicherheit. Ich habe mich in den Besitz eines

türkischen Passes gesetzt, und nun muß mich jede türkische Gesandtschaft schützen. Ohne Besorgniß kann ich jedoch nicht sein, bis ich nicht in Amerika bin.

Ich bin ermattet, mein Körper und meine Seele leidet.

Wie viele Qualen und Martern ich erlitten, kann ich nicht beschreiben. Wie viele schlaflose Nächte ich zugebracht, ich kann sie nicht zählen.

Heute ist Weihnachten. Ich bin einsam und verlassen; Frau und Kinder, die einzigen Menschen, die mich lieben, sind Hunderte Meilen von mir entfernt. Mein Herz ist von tiefem Jammer erfüllt. Schwere Thränen rollen von meinen Augen. Wann habe ich je früher geweint? Ich erhebe die Hände und flehe zu Gott, er möge über mich die härtesten Strafen schicken, wenn es so sein Wille ist, aber Dich, gutes, treues Weib, Euch, meine geliebten Kinder, wenn ich Euch jetzt nur einen Augenblick umarmen und küssen könnte, ich würde vor Freude laut weinen — Euch Alle möge er glücklich sein lassen.

Schreibe mir bald nach Wien, „Hotel Frankfurt", unter Adresse Herrn Wilhelm Daniel aus Jassy; schreibe mir, daß Ihr oft an mich denkt und mich liebt. Es ist das mein einziger Trost, mein einziges Glück in meiner Verlassenheit, in meinem Gewissensleiden. Schreibe mir Alles, was Euch betrifft, schreibe mir Alles haarklein, hörst Du — Alles, Alles."

Der Vertheidiger, Dr. Neuda, hebt in seinem Plaidoyer hervor, daß dieser Brief, welchen der Angeklagte schrieb, als er sich der Gefahr entronnen glaubte, von dem er nicht ahnen konnte, daß richterliche Augen ihn durchlesen werden, einen Einblick in die Seelenkämpfe des Angeklagten gestatte. Er zeige, daß der Angeklagte sich nicht, wie Andere es wohl thaten, seines Vermögens gefreut, nachdem er der Verfolgung entronnen, sondern von der Schwere des Verbrechens niedergedrückt war. Nicht Genußsucht oder Erwerbsbegierde, sondern die Absicht, das Vermögen seines Chefs vor Schaden zu bewahren, sei das Motiv seines Verbrechens. Die Briefe zeigen, daß der Angeklagte von tiefem Gemüthe und an und für sich von edler Gesinnung erfüllt sei. Selbst der Beschädigte hat dieß anerkannt, indem er auf jeden Ersatz verzichtete. Der Gerichtshof mag endlich bedenken, daß der Angeklagte für immer aus seinem Vaterlande verbannt ist und die Strafe milde bemessen.

Der Gerichtshof (Vorsitzender Vice-Präsident Ritter v. Schwarz) verurtheilt den Angeklagten zu der geringsten gesetzlichen Strafe, zu zwei Jahren schweren Kerkers. (Presse.)

Mannichfaltigkeiten.

(„In Bereitschaft sein ist Alles!") Schon vor acht Tagen machte ein offiziöses Berliner Blatt darauf aufmerksam, daß es im Grunde dem französischen Gouvernement keineswegs ganz angelegen komme, wenn es wieder einmal in Paris selbst losgehe. Eine indirecte Rechtfertigung dieser Ansicht könnte aus dem Briefe eines Sergent de ville an seine Frau entnommen werden, aus dessen Zeilen die Situation in naiver Weise reflectirt. Das Schreiben, welches ein Pariser Correspondent der „Neuen freien Presse" mittheilt, datirt vom Vorabende des 24. Februar und lautet wie folgt: „Meine liebe Caroline! Diese Nacht kann ich nicht nach Hause kommen, denn obgleich die Reihe nicht an mir ist und ich sehr ermüdet bin, habe ich dennoch Dienst. Es ist uns Allen befohlen, zu bleiben, denn morgen ist der 24. Februar, und an dem Tage vor zwanzig Jahren haben alle Pariser: „Es lebe die Republik!" geschrieen. Wie es scheint, haben sie dieses Jahr wieder Lust bekommen, so zu schreien, und wir sollen es verhindern, wir sollen ihnen, wenn es nöthig ist, den M[illegible] verstopfen. Die Sache kann sehr ernst werden, denn man [illegible]wartet, daß die Herren aus den Faubourgs sich auf dem Bastillenplatz einfinden werden, um Geschrei zu machen. Wenn dieses geschieht, werden wir aus unserem Versteck hervorbrechen, über sie herfallen, sie nöthigenfalls mit Waffengewalt zerstreuen und die Schlimmsten unter ihnen nach dem Carcer bringen. Im Falle, als diese Unruhstifter gar zu zahlreich sich einstellen, werden wir uns von den Truppen helfen lassen. Sollte mir ein Unglück begegnen, so wirst du dich an den Polizei-Präfecten mit der Bitte wenden, daß er für dich und unsere kleine Nini etwas thue. Er wird euch gewiß unterstützen; wenigstens geben die Polizei-Commissäre uns die Versicherung, daß für unsere Familien gesorgt werden soll, wenn den Einen oder den Anderen von uns bei Vertheidigung des Kaisers ein Unfall treffen sollte. Gar zu sehr brauchst du dich nicht zu ängstigen, Caroline; denn es werden unserer sehr Viele sein, und es wäre der Teufel, wenn wir mit dem Gesindel nicht fertig werden möchten. Gestern hat man uns angekündigt, daß Jeder von uns, der bei einem Auflauf sich durch ein tapferes Einschreiten hervorthun wird, eine angemessene Belohnung erhält, ein Avancement oder einen Orden. Du siehst, daß wir nicht zu bedauern sind. Eigentlich wäre ich gar nicht böse, wenn das Getümmel recht losginge, dann hätte ich doch Gelegenheit, zu etwas zu kommen; dann hättest du nicht nöthig, vom Morgen bis zum Abend Handschuhe zu nähen, um 30 Sous des Tages zu gewinnen und deine Brust zu Grunde zu richten. Das Leben ist sehr hart, und ich möchte, daß es zur Entscheidung kommt, so oder so, und wenn ich in's Gras beiße — mag's drum sein! Küsse die kleine Nini für mich. Sag' ihr, wenn sie sich gut aufführt, wird ihr kleiner Papa ihr ein kleines Spielzeug bringen. Sei nur ganz ruhig, Alles wird sich aufs beste fügen. Das Unglück hat auch sein Gutes. Wenn ich morgen Abend noch nicht nach Hause kommen kann, werde ich jedenfalls Zeit finden, dir ein Wort zu schreiben, damit du nicht unnütz erschrickst. Gehab' dich wohl; ich küsse dich und meine kleine Tochter. Erwarte mich morgen Abends, aber sehr spät. — Dein Martin."

(Aus Abyssinien.) Der preußische „Staats-Anzeiger" veröffentlicht folgenden Auszug aus einem Bericht des afrikanischen Reisenden Gerhard Rohlfs: „Seit meinem letzten Schreiben ist es schnell vorwärts gegangen, sowohl mit der englischen Expedition als auch mit mir. In Senafe angekommen, wo sich die englische Avantgarde unter General Malcholm befand, wurde ich gefragt, ob ich den Chef des Generalstabes Oberst Phayre nach Ati-Graat und weiter begleiten wolle als Dolmetscher. Da für mich dieser Dienst eine bloße Ehrensache war, so zauderte ich nicht, mich zur Disposition der Engländer zu stellen. Nach zwei starken Märschen kamen wir, von einigen Reitern des Suid-horses-Regiments begleitet, hier an, und gleich am folgenden Tag beschäftigten wir uns mit der Aufnahme des Weges nach Antalo zu. Morgen werden wir wahrscheinlich nach diesem Orte, der circa 90 englische Meilen südlich von hier liegt, vorrücken, während die Division von Senafe unter General Malcholm Besitz von Ati-Graat nehmen wird. Schon heute erwarten wir ein Regiment leichter Cavallerie hier. Ende Februar hoffen wir, vor Magdala zu stehen, und wenn Theodor den Engländern nicht zuvorkommt, dürfte die Expedition vor der kommenden Regenzeit zu Ende sein.

(Unangenehme Position.) Vor einigen Tagen zog eine Dame in Berlin, welche in einer Droschke durch die Friedrichsstraße fuhr, durch ihr Geschrei die Aufmerksamkeit auf sich. Es zeigte sich, daß sie unvorsichtiger Weise, um sich rasch umzusehen, mit dem Kopfe durch die Scheibe des Droschkenschlages hinaus gefahren war und diese zerbrochen hatte, so daß der Kopf wie in

einem Rahmen fiel, in Gefahr, beim Zurückziehen von den Glasscherben verletzt zu werden. Erst als auf ihr Hülfegeschrei noch einige Splitter herausgenommen waren, konnte sie den Kopf wieder zurückziehen.'

(Wunder-Camera.) Durch die neuerfundene Krüß'sche Wunder-Camera (deren Verkauf Herr Wehnde in Hannover übernommen) werden nämlich undurchsichtige Gegenstände, z. B. Visitenkarten-Porträts vergrößert und (besonders Köpfe und Brustbilder bis weit über Lebensgröße) auf eine weiße oder transparente Fläche reflectirt; ebenso geben Münzen, Gemmen, Theile des menschlichen Körpers, wie unzählige andere Gegenstände frappante Erfolge, da jeder Gegenstand körperlich und in den natürlichen Farben erscheint. Es dürfte nicht leicht eine fesselndere Unterhaltung für Familien- und Gesellschaftskreise geben, als diese interessante neue Erfindung.

Concert des Frankfurter Liederkranzes
am 5. März.

Wie jedes Jahr, so veranstaltete genannter Verein auch heuer ein Concert zum Besten der Mozartstiftung, deren Protectorat und Verwaltung bekanntlich demselben seit dreißig Jahren obliegt. Mendelssohn's schwungvolle Trompeten-Ouverture wurde von dem hinzugezogenen Theaterorchester in gewohnter Präcision, reinster Intonation und wie die hierher gehörigen Epitheta alle heißen mögen, womit die gute Ausführung eines Tonstückes bezeichnet werden kann, einleitend wiedergegeben.

Fräulein Sessi sang hierauf die Arie der Königin der Nacht aus der „Zauberflöte" und bekundete, was wir neulich schon andeuteten, nebst anderen künstlerischen Eigenschaften eine ungewöhnliche Höhe. Offen gestanden, wäre uns irgend eine durchaus sangliche Arie willkommener gewesen. Im Concertsaale hinterläßt die genannte Arie nie den Eindruck, der mit derselben auf der Bühne erzielt werden kann, wo die scenische Beigabe, überhaupt der geistige Zusammenhang der Oper uns eher die Künstlichkeit der Arie vergessen läßt. In dieser Verwendung erblicken wir die Stimme mehr als Instrument benützt und dagegen müssen wir unsere Stimme erheben, indem wir das Gesangs-Organ, dem eine so edle Ausdrucksfähigkeit eigen ist, nicht wie ein Piccolo behandelt wissen wollen, selbst wenn die betreffende Composition von einem Mozart, Rossini oder Meyerbeer herrühren sollte. Diese unsere Ansicht mag auch wohl unser Urtheil etwas beeinträchtigt haben, wenn wir in der Leistung der hier so sehr beliebten Sängerin keine vollständige Befriedigung finden konnten. Auf das derselben begegnete Ueberspringen einiger Tongruppen — welcher Künstler wird sich einer permanenten Infallibilität rühmen können? übrigens Respect vor dem begleitenden Orchester, das sich sofort in der Situation zurecht fand — ein besonders tadelndes Gewicht zu legen, wäre kleinlich. Wir haben jedoch im Auge, daß Fräulein Sessi, der, bei so hübschen Mitteln und bei einer so beachtenswerthen Kunststufe, andere als die hier erzielten Erfolge gewiß sind, in der Wahl eines anderen Gesangstückes sich mehr als Künstlerin und nicht als Gesangsvirtuosin hätte geriren sollen.

Der Schubert'sche Chor „Nachtgesang im Walde" gab dem Liederkranz Gelegenheit, einen recht hübschen Stimmfonds zu entfalten.

Nach dem Vortrag eines Schumann'schen Liedes von Herrn Hill haben wir nur zu constatiren, daß der beliebte Sänger an diesem Abend besonders gut disponirt schien, und vielen Beifall erntete.

Die zweite Abtheilung des Concertes wurde durch die Aufführung des Frithjof von Max Bruch (gewesenen Stipendiaten der Mozartstiftung) ausgefüllt. In Fachblättern wurde dieses Opus bereits den bedeutendsten Erscheinungen im Männergesange beigerechnet. Alle Musikkenner stimmen hierin überein, daß die Composition der reichen poetischen Grundlage fast überall entspricht. Wir unsererseits hätten an manchen Stellen kräftigere, durchschlagendere Motive und Thematas gewünscht, namentlich dieß in einigen Chören. Unwillkürlich fielen uns da einige Worte Beethovens ein, die er an Bettina von Arnim schrieb: „Rührung (verzeih mirs) paßt für Frauenzimmer, dem Manne muß Musikfeuer aus dem Geiste schlagen". Die Frithjof-Sage von Esaias Tegner hat übrigens schon eine sehr hübsche musikalische Bearbeitung durch C. A. Mangold in Darmstadt erfahren. Das Werk wurde vor einigen Jahren vom Rühl'schen Vereine mit dem günstigsten Erfolge aufgeführt und es ist zu bedauern, daß sich seither keiner unserer beiden Oratorienvereine zur Wiederholung desselben verstanden hat. Der Mangold'sche Frithjof ist für gemischten Chor geschrieben und viel umfangreicher als der Bruch'sche. Beide sind verschieden in ihrer Form und ihren schätzenswerthen Eigenthümlichkeiten im Satz, in der poetischen Anlage und Auffassung fanden wir dagegen viel Analoges. Max Bruch, ein Schüler Ferdinand Hillers, hat sich in dieser Composition unbeschadet ihres Kunstwerthes etwas nach den Weimaranern gerichtet. Die Chöre und hauptsächlich die zum größeren Theil trefflich gesetzte Instrumentation schmecken etwas darnach. In den Arien trat uns eher der schwer zu entfesselnde göttliche Prometheusfunke — die Melodie in ihrer specifischen Eigenart entgegen, und das müssen wir in unserer melodiearmen musikalischen Zeitperiode aufs Freudigste begrüßen. Die erste Arie des Frithjof wurde von Herrn Hill meisterhaft gesungen; ebenso brachte er die Racheärie der dritten Scene (der Frithjof besteht aus sechs Scenen) und die beiden kleineren melodischen Sätze der vierten Scene zur Geltung. Fräulein Sessi sang als Ingeborg die Arie der zweiten Scene mit recht verständlicher Declamation; von besonderem künstlerischem Werthe war aber die Durchführung der fünften Scene, die durch den Gesang der Ingeborg (Ingeborg's Klage) vollständig ausgefüllt wird. Der allgemeine Beifall nach dieser Nummer mußte ihr die Zustimmung des Auditoriums mit ihrer Auffassung und Durchführung darthun. Gegen Einzelnes hätten wir wohl Ausstellungen zu machen, für heute gebricht es uns jedoch dazu an Raum und Zeit. Die Chöre waren gründlich einstudirt und die einzelnen Stimmen verhältnißmäßig stark genug besetzt; bei dem „allgemeinen Chor" der dritten Scene deckte zuweilen das Blech den Gesang, ebenso erging es dem Schlußchor; sonst können wir uns nur befriedigend über die Ausführungen der übrigen Gesangsnummern von Seiten des Liederkranzes aussprechen. Die kurzen Orchestersätze und die Begleitung sprachen allgemein an. Ueber der ganzen Aufführung waltete der Dirigent des Liederkranzes, Herr L. Gellert, der sich durch die brave Aufführung die Zuhörer zu großem Dank verpflichtete. Noch haben wir anerkennend zu vermelden, daß uns in diesem Concert ein specificirtes Programm in die Hände gegeben wurde, in dem letzten Cäcilienvereins-Concert und in dem Concerte der verbündeten Männergesangvereine kamen wir nicht in den Besitz eines Verzeichnisses der aufzuführenden Nummern und des Textes. In ersterem waren, wie uns beim Eintritt in das Vestibül bemerkt wurde, bei durchaus nicht überfüllten Seitengallerien, keine Texte mehr vorhanden und in letzterem — hatte man wohl den Druck von Programmen dem Publikum gegenüber für höchst überflüssig gehalten.

F.

Literatur-Notizen.

„Wiedergefunden", Roman von Serret, aus dem Französischen. Zwei Theile (Berlin, Lesser). Ein eigenthümliches Thema: ein musterhafter junger Mann heirathet zwar aus Liebe, aber noch mehr aus kindlicher Zuneigung zu seinen Schwiegereltern, bei welchen er auch nach dem allzufrühen Tode seiner Gattin als Sohn im Hause bleibt. Nach wenigen Jahren erfaßt ihn leidenschaftliche Liebe zu einem jungen Mädchen, dessen Mutter die Bedingung stellt, daß das junge Paar bei ihr wohnen soll. Dieß geschieht, aber sie ist eine gutmüthige Närrin, mit welcher nicht zu leben ist. Auf kurzem Umwege gelangt das Ehepaar zu jenen Adoptiveltern des Mannes, der wieder seine Heimath bei ihnen findet, während seine Gattin ihnen die verlorene Tochter ersetzt. Diese einfache Geschichte ist sehr ausführlich, aber in ergötzlicher, oft auch rührender Weise erzählt, die Charaktere gut gezeichnet.

„Liebesgeschichten", Neues aus den alten vier Wänden von R. Reichenau (Leipzig, Grunow). Auch diese neue Lebensbilder, welche über den bisher vom dem Verfasser geschilderten Kreis der Kindheit hinausgehen, zeigen die Innigkeit und Sinnigkeit und jene schöne Mischung von weichem Gefühl und der muntersten Laune, welche seine Anschauung und Darstellung der enger geschlossenen Leserkreise bisher beseelte.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 11. März: Gastdarstellung der Frau Niemann-Seebach vom königl. Hoftheater in Hannover. Othello, Trauerspiel in 5 Acten von Shakespeare, übersetzt von A. W. Schlegel und L. Tieck. Desdemona: Frau Niemann-Seebach.

(Außer Abonnement.)

Donnerstag, 12. März: Der Prophet, große Oper in 5 Acten nach dem Französischen des Scribe. Musik von Meyerbeer.

(Abonnement-Vorstellung Nr 112.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Keller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 72. Donnerstag, den 12. März 1868.

Die Zitherschläger.

Eine Dorfgeschichte aus Oesterreich von August Silberstein.

(Fortsetzung.)

7.

Singvögelchen und Geier.

In jener Stube beim Obermaier, worin Stanzl's Lager stand, war es finster und stille. Der leise Athemzug der jüngeren Geschwister hauchte ruhig und regelmäßig dahin. Die Schuldlosen schliefen und träumten glückliche Träume. Aber ein Mund preßte die Lippen übereinander, daß sein lebender, stockender, fiebernden Athemzug nicht gehört werde.

Es war Stanzl, welche da lag, ohne Schlaf, ohne Traum, ohne Glück und Frieden!

Ob es ringsum auch schwarz und finster war, so schien es ihr doch, als wäre es helle und sähe sie in einem klaren Spiegel sich bald blutroth im Gesichte färben, bald wieder weiß, wie die Wand, werden.

Sie hielt beide heiße Hände über das Gesicht und drückte es hinein, als müßte sie selbst der finstern Nacht, oder einem Sternlein, welches durch's Fenster sichtbar ward, ihre Scham und Schande verbergen. Manchmal rann eine Thräne auf die Finger und zwischen diese hindurch noch auf den Rücken der Hand, wo sie es kalt fühlte.

Den Streich, den schweren Streich, den sie vom Vater erhielt, sie glaubte ihn überall, bald auf der Schulter, bald auf der Wange zu spüren; sie hätte ächzen mögen, als wäre ihr ganzer Körper arg gebrochen und mißhandelt.

Und was hatte sie gethan? War das Zusammentreffen, der Zeitvertreib in der Hütte, eine gar so arge Sünde?

O, sie fühlte es jetzt, wie sie das „Nichts“ und der „Niemand“ war. So kam sie sich vor.

Es stellte sich ihr dar, wie sie nur das Aschenbrödl im Hause sei, die Dienstmagd, welche man zur Arbeit benützen wolle, die eingeborene Hausdirne, welche man nicht einmal so mit Rücksicht zu behandeln nöthig hätte, wie eine Fremde.

Sie war geschlagen, von der Vaterhand getroffen und von dem Vater erniedrigt. Ein erwachsenes Mädchen — beschimpft! Was könnte Alles nachkommen! . . .

„Ja, der Jörgl hatte es gesagt und sie gewarnt! Der Jörgl war ein Freund, der ihr gezeigt, wie man zur Werthschätzung, zu Lieb' und frohem Leben und in die weite schöne Welt kommen könnte.

Sollte sie sich verderben lassen, da, im engen, harten Hause?

Das Haus, das Dorf, Alles, was damit zusammenhing, erschien ihr so klein, so eng, so schlecht und verkommen! Dagegen drängte sich ihr die Welt, welche ihr der Jörg sehen gelassen, im hellen Lichte auf.

Da gaukelten Bilder, wie die mit goldenen Engelein, welche sie auf dem Jahrmarkte verkaufen, oder am Kirchtage.

Doch sie verfiel wieder in Schmerz. Es schien ihr im Schmerze, als müsse sie tiefe Reue empfinden und zu Vater und Mutter auf den Knieen sich hinschleppen und ihre Hände küssen, sie mit Thränen bedecken. . . .

Sie schlief nicht ein, sie schloß kaum die Augen, welche sie brannten und schmerzten.

Am andern Tage des Morgens begannen die Schwalben bei Sonnenaufgang leise zu zwitschern.

Stanzl sah nach den Schwalben.

Sah sie recht? Es war nur die eine da. Ist jener dunkle Streif dort nicht die zweite?

Der Vater hatte gesagt, wo die Schwalben bleiben, da seien gute Leute, — wo es aber schlimm zugehe und unfriedlich bestellt sei . . . Ist die eine fortgezogen? . . . . Ist Stanzl der Störenfried und das Böse im Hause?

Ihr Herz pochte! Das Schwälblein mahnte sie gewaltiger, als es alle Leute und herzhaftesten Reden vermocht hätten.

Sie sah nach dem Trittbrettlein unter dem Neste, mit zitternder und zagender Neugier; sie maß die Minuten und sah nach der Scheibe, welche zum Ein- und Ausfluge offen war.

Da schoß mit einem Male die eine Schwalbe hinaus, setzte sich auf einen Dachfirst gegenüber dem Fenster und rief und zwitscherte und zirpte . . . es war kein gewöhnliches Schreien, — hier war etwas Außerordentliches geschehen, eine Schwalbe war fort und das eine Thierchen des Paares schrie und klagte seinen Schmerz hinaus.

Stanzl beobachtete das, wie nie. Ihr Herz ward reiner und klarer und besser.

Der Vater war absichtlich mit den Knechten in ein entferntes Feld gegangen, in aller Frühe, und die Mutter, welche ihn dazu bewogen, sagte der Tochter am Kochherde nur leise, vorwurfsvolle Worte, welche die Anderen nicht hören sollten und auf eine spätere Zwiesprache deuteten.

Der Jörgl mußte dem Alten versprochen haben, seine guten und klugen Reden bei der Stanzl zu gebrauchen und auf sie einzuwirken, denn in der Frühe war er wieder da. Und er that vertraut mit der Mutter.

Der Stanzl winkte er heimlich zu, er werde sie erwarten; er hob die Finger in die Höhe, um die Zahl der Stunden anzudeuten.

Das Schwälblein kam wieder, und es gab zwischen dem Paare ein Schwingen und Kreisen im Hofe, ein Putzen und Schwatzen am Brettchen. Aber das arme Thier zog immer einen Fuß in die Federn, drängte zuweilen das Köpfchen unter das zerrüttete

Leibchen und ließ auch einen Flügel halb herabhängen. Dort knabberte es mit dem Schnabel an der Schulter, zitterte und rüttelte daran. Der Schmerz wollte wohl nicht vergehen und ein Raubvogel mochte das Thier halb erwischt, seine Krallen schon an dasselbe gelegt haben. Das schuldlose Geschöpf hatte sich aus Gefahr errettet. — Wie zärtlich waren die Genossen!

Stanzl sah dieß, und sie hätte die Thiere küssen mögen. Sie war an nichts von den Uebeln schuld, sie kannte kein schlechtes Zeichen und es war kein verkündendes Hausvögelchen weggezogen, — es war also auch Niemand da, der Schlechtes gethan!

Der Jörgl sprach auch wieder mit ihr, und der Vater hatte manch' Strafendes gesagt, eine noch bitterbösere Miene.

Am Abende sprach der Jörgl mit ihr am Zaune und im Dunkeln.

Des Nachts lag sie, wie in der vorigen, fast schlaflos.

Der Flori wußte nicht, warum ihn die Schwester heute gar so küsse, mit Küssen früh Morgens weckte und ihm beim Ankleiden so behilflich sei.

Sie streichelte ihm die Haare und Wangen, dem Jüngsten, und küßte nochmals den Knaben, — sie sah auf die Schwalben, welche ein- und ausflogen; — — sie nahm Sichel und Gras-Bindtuch — vielleicht auch etwas darein, — um in's Grasen zu gehen.

Es ward Mittag und es ward Abend — Stanzl kam aber nicht heim!

(Fortsetzung folgt.)

König Ludwig nach der „Times“.

Einem Nekrologe der „Times“ glauben wir das Folgende entnehmen zu sollen, um auch ein außerdeutsches Urtheil zu vernehmen:

Eine wechselvolle und etwas stürmische Existenz ging zu Ende. Ludwig von Bayern war eines der gekrönten Häupter unserer Zeit, von dem man füglich sagen konnte, daß er ein König gewesen und etwas außerdem. Dem Anscheine nach in seiner Jugend von jeder Aussicht auf den Thron ausgeschlossen, der Sohn eines jüngeren Sohnes eines jüngeren Zweiges des Hauses Wittelsbach, wurde Ludwig Erbprinz von Bayern in seinem 19. Jahre (d. h. Kronprinz; Erbprinz war er schon 1799 geworden). Bestimmt, wie er es war, später einer der hervorragendsten deutschen Souveräne zu werden, war er der Geburt nach ein Franzose. Sein Geburtsort war Straßburg und sein Vater Maximilian Joseph commandirte das elsässische Regiment.

Den dreijährigen Knaben trieben die Bewegungen des Jahres 1789 mit seinem Vater als Flüchtling nach Deutschland. 1795 starb Herzog Karl von Zweibrücken ohne directe Nachkommen, 1799 Kurfürst Karl Theodor. . : :

1825 zum Thron gelangt, zeigte sich Ludwig in jeder Beziehung als erleuchteter Souverän (folgen nun die verschiedenen Reform-Anläufe der ersten Jahre). . . . Im Jahre 1830 jedoch änderte er, beunruhigt durch revolutionäre Symptome, plötzlich seine ganze Politik, warf sich selbst in die Arme der ultramontanen und reactionären Partei und errichtete eine kleine (kleinliche, petty) Herrschaft von Finsterniß und Schrecken bis zu der Zeit, in welcher Lola Montez kam, um für eine kurze Weile über ihn und seine Unterthanen zu herrschen, und den König und — sehr wenig hätte gefehlt — auch den Thron in ihren Sturz verwickelte. Laut wie die revolutionären Stürme, welche in den ersten Monaten des Jahres 1848 über Europa rasten, hörte man über all dem Lärmen die wunderliche Romanze von dem alten König und der Tänzerin; wie die Abenteuererin am Hofe eingeführt wurde als des Königs „beste Freundin“; wie das bayerische Bürgerrecht, die Baronie von Rosenthal, die Grafschaft von Landsfeld, ein neugebauter Palast und eine Rente von 20,000 Gulden an sie verschwendet wurden; wie die Königin gezwungen war, mit ihrer eigenen Hand der Tänzerin das große Band einer Kanonissin des von Ihrer Majestät selbst gegründeten und ihren Namen führenden Theresienordens zu verleihen; wie Ministerien entstanden und fielen auf einen Wink der arroganten Favorite, und wie sie endlich, nachdem sie bald mit dieser, bald mit jener Partei coquettirt und eine um die andere verrathen, sich Allen verhaßt machte und einen solchen Ausbruch von Indignation erregte, daß es dem König nur auf Kosten seiner Würde und fast seines Lebens gelang, sie über die Gränze zu schmuggeln, wohin er ihr bald folgte.

Durch die verhängnißvolle Zauberin aus seinem Hofe und Königreiche hinausgetanzt, gewann König Ludwig in seinem Ruhestande jene öffentliche Gunst wieder, welche er auf dem Throne eingebüßt hatte. Er war Künstler, bevor er König war, und war Künstler als gekrönter König, wie als König ohne Krone. Stets ist er der Kunst ergeben gewesen. Er wanderte nach Italien wie in seine eigentliche Heimath; er brachte italische Heimath in sein eigenes deutsches Land. Seine Talente waren anerkennender, nicht schaffender Natur. Er versuchte nicht, die Werke italienischer Kunst zu übertreffen, oder auch nur mit ihnen zu wetteifern; er reproducirte sie nur. Der Palast Pitti, die Loggia de Lanci, Obelisken, Kirchen, Basiliken, ganz Florenz, Rom und Ravenna, erstanden zu neuem Leben in München. . . . Der König war ein guter Kenner und Sammler. München hatte seine Gallerien für Gemälde und Sculpturen; es hatte seine Maler- und Bildhauerschulen; seine Klenze, Oelmüller (heißt Ohlmüller) und Gärtner, seine Cornelius und Schwanthaler. Des Königs Ehrgeiz wuchs mit dem Bewußtsein Dessen, was er ausgeführt. Er versuchte das Gigantische in der Bavaria und in der Walhalla. . . .

Die Summe seiner Werke ist erstaunlich groß; über ihre Resultate wird die Zeit uns allein ein Urtheil fällen lassen. Der wirkliche Genius wird nicht auf eines Königs Befehl erstehen; Deutschland besaß seinen eigenen Typus von Schönheit; es hätte nicht erst den Typus Griechenlands oder Italiens zu borgen brauchen. Das zierliche Nürnberg und das düstere Augsburg sind hundertmal interessanter als das classische München. Aber König Ludwig war ein Mann nach seiner eigenen Façon, ein Mann seiner eigenen Zeit. Fern von Italien war er aus seinem Elemente.

†.

Das Londoner General-Postamt.

Der „Hermann“ enthält eine kurze Geschichte des Londoner General-Postamts, welche einen interessanten Einblick in das Getriebe der riesigen Anstalt gibt und der wir Folgendes entnehmen:

Im Jahre 1865 belief sich die Zahl der Briefe auf 624,460,000, die der Zeitungen und Bücher auf 97,250,000, der Muster und Proben auf 180,990,000, oder ein Total von 902,700,000 Gegenständen, welche innerhalb eines Jahres durch das Postamt befördert worden sind, eine Zahl, welche wahrscheinlich am Schluße des nächsten Jahres (dessen Statistik noch nicht veröffentlicht worden ist) auf 100 Millionen gestiegen ist. Daß die Einrichtung, wodurch es ermöglicht wird, diese Myriaden von Briefen pünktlich zu besorgen, eine sehr vollkommene sein muß, läßt sich leicht denken, da sonst die ganze Correspondenz des Landes in die unentwirrbarste Confusion gestürzt werden würde.

Einen höchst merkwürdigen Anblick bietet das Sortir-Zimmer des General-Postamts zur Abendzeit, ehe die Abendpost abgeschickt ist. Um 5 Uhr sind die Brief-Sortirer an ihrem Platze und beginnen die Vertheilung nach den verschiedenen Straßen und Districten. Mit erstaunenswerther Schnelligkeit werden diese in die verschiedenen dafür bestimmten Fächer gelegt und abgestempelt. Die gestempelten Briefe sowohl wie die Packete werden in Säcke gethan, versiegelt und um 8 Uhr nach den verschiedenen Eisenbahn-Stationen gesendet. Die Sortirer wissen aber nie, wie viele Arbeit sie im Durchschnitt zu thun haben, da zuweilen Massen von Circulären und kleinen Packeten zur Beförderung gelangen. So z. B. versendete 1859 die Sacred-Harmonic-Society und die Krystall-Palast-Compagnie in einem einzigen Tage 400,000 Circuläre! Die gefürchtetsten Tage sind jedoch der 13. und 14. Februar — St.-Valentins-Tag. Im Jahre 1868 passirten durch die Generalpost an diesen beiden Tagen allein 897,900 Valentines und im letzten Jahre erreichten dieselben die enorme Höhe von 1,199,142, was der Post eine Revenue von 11,242 Pf. St. einbrachte. Für alle diejenigen Briefe, welche nicht zeitig genug sortirt werden können, sowie für diejenigen, welche auf der Route zur Weiterbeförderung mitgenommen werden, sind eigene Waggons eingerichtet, in denen das Sortiren geschieht. Dieses „fahrende Postamt" hält zwar nur in längeren Zwischenräumen an, empfängt jedoch und liefert Briefbeutel an alle Stationen, die es passirt, und zwar vermittels eines eigens von einem Postbeamten dafür erfundenen sinnreichen Apparats. Registrirte Briefe werden immer in einem besonderen grünen Briefsack versendet, und jede Person, welche denselben zur Weiterbeförderung erhält, muß einen Schein dafür ausstellen, wodurch die Controle derselben sehr erleichtert wird. Im Jahre 1866 wurden 2,233,000 registrirte Briefe befördert. Die Arbeit der Londoner Briefträger wird durch die absurde Wiederholung der Straßen-Namen sehr erschwert; als Beispiel diene nur, daß es 50 King-Streets, eben so viele Queen-Streets, 60 John-Streets, 60 Williams-Streets, mehr als 40 New-Streets u. s. w. gibt. Die unbestellbaren Briefe vom ganzen Königreiche werden in ein eigens dafür eingerichtetes Departement (der Generalpost gegenüber) abgeliefert; dieselben beliefen sich im Jahre 1865 auf 3,518,090. Der Ursachen hievon gibt es viele, und es erscheint kaum glaublich, daß z. B. im Jahre 1865 12,000 Briefe ohne Adresse zur Post gebracht wurden und daß diese Briefe Werthgegenstände, wie Cheques, Cassenscheine und Geld, zum Belaufe von 3700 Pf. St. enthielten. Ja einmal wurde die Summe von 5000 Pf. St. in Cassenanweisung in einem an den beiden Enden offenen Packeten gesendet, obendrein unrichtig adressirt! Die Naivetät einzelner Adressaten setzt zuweilen selbst die sogenannten „blinden Leute" (blind men, eigens dafür angestellte Leute, Adressen zu entziffern) in Verlegenheit, denn wie konnten sie wohl den Adressaten ausfindig machen, an den ein Brief, mit einer Brille darin, gerichtet war, der die Aufschrift trug: „Meinem theuren Vater in Yorkshire, in dem weißen Häuschen mit dem grünen Geländer." Schlechte Kalligraphie und Orthographie verhindern sehr oft das richtige Bestellen der Briefe. Personen ohne Erziehung machen die Adresse auf einem Briefe oft in einer Zeile, ohne irgend eine Interpunction, oder sie lassen die Hälfte der Adresse aus, oder kritzeln etwas darauf, was mehr Hieroglyphen als Schrift ähnlich sieht. Viele unwissende und abergläubische Personen haben eine sonderbare Idee von demjenigen Departement der Generalpost, in welchem die unbestellbaren Briefe abgeliefert werden und das den Namen „Dead Letter Office" (todte Briefe-Bureau). Sehr häufig kommen Briefe an den Secretär dieses Departements mit der bescheidenen Bitte, man möge den Schreibern doch keine Briefe aus dem „Dead Letter Office" wieder zurücksenden, da dieselben den Tod in das Haus brächten. Eine Person, die sich beklagt hatte, daß 24 Personen in der Nachbarschaft gestorben seien, seitdem ein solcher Brief ihr zurückerstattet worden, bittet den Secretär, daß er in Zukunft alle derartigen Briefe verbrennen lassen möge, anstatt sie ihr zurückzusenden. Wie es scheint, glauben diese Leute, daß der Chef dieses Departements mit Gevatter Tod in unmittelbarer Verbindung steht und Briefe von und für ihn versendet. Alle unbestellbaren Briefe werden, nachdem sie eine Zeitlang in dem Postamte behalten worden sind, um den Adressaten Zeit zu geben, dieselben zu reclamiren, von den Behörden geöffnet und, wenn dieß möglich, den Absendern wieder zugeschickt. Von den 600,000,000 Briefen, welche jährlich durch die Generalpost befördert werden, gelangen nur 3,000,000 nicht an ihre Adresse, oder in andern Worten, nicht mehr als 1 Brief in 200, oder ein halbes Procent. Unbestellbare Briefe, welche Werthgegenstände enthalten, sowie Bücher, werden zwei Jahre lang aufbewahrt, und, wenn nicht reclamirt, in öffentlicher Auction versteigert. Der Erlös fällt der Lebensversicherungs-Anstalt für Postbeamte anheim.

Die Revenuen der Post sind jährlich im Steigen begriffen. Nach dem letzten amtlichen Bericht, welcher vom Jahre 1867 datirt, belief sich die Netto-Einnahme auf 1,482,522 L. St. Der Reingewinn kann jetzt, nach der bisherigen Ratio der Einnahmen zu urtheilen, nicht weniger als 200,000 L. St. sein, und der ehemalige General-Postmeister, Lord Stanley of Alderley, ist der Meinung, daß in wenigen Jahren die Post eben so viel einbringen wird, als die Einkommensteuer.

Museum.

Da sich im Programme der wissenschaftlichen Vorlesungen zu deren Thema: Ueber das Zweckmäßige in der Natur Professor Schaaffhausen von Bonn als Redner angezeigt fand, glaubten wir nach der Stellung, welche er in seinem besonderen Fach, der Physiologie, als rühriger Anhänger Darwins einnimmt, uns versehen zu dürfen, daß wir über die Darwin'sche Lehre ein kräftiges Wort hören würden. Der Vortrag hielt sich jedoch in der Beschränkung des Wortlauts seiner Ankündigung, dabei das Ziel verfolgend, mit der Zweckmäßigkeit zugleich Gott in der Natur nachzuweisen. In der dazu nöthigen exemplification liegt die Gefahr gar nahe, aus dem Beispiel die Hauptsache zu machen, wie der weiland Hamburger Rathsherr Brockes zeigt, welcher neun Bände brauchte, um sein „irdisches Vergnügen in Gott" auszusingen. Zudem fürchten wir vielleicht nicht ohne Grund, daß mancher der Zuhörer der Worte Margaretha's in „Faust" in der Gartenscene gedachte: „Das ist Alles recht schön und gut" ꝛc. Im Uebrigen dürfen und wollen wir sowohl für die Naturforschung, als für das religiöse Bedürfniß des Laien die Verdienstlichkeit der Aufgabe nicht mißkennen, die Folgerungen, welche die Philosophie und insbesondere Kant mit seinem Postulat des moralisch-praktischen Grundes, von der Gesetzmäßigkeit der Schöpfung auf das Dasein des Schöpfers gezogen, im Licht der unendlich erweiterten Wissenschaft der Neuzeit und unter dem Einflusse ihrer Ergebnisse übersichtlich zu betrachten und zu würdigen. Eine solche Umschau voll tröstlich beruhigender Resultate — im Gegensatz zu der von Laplace auf Napoleon's Frage, weßhalb er in seinen astronomischen Werken niemals Gottes erwähne, gegebenen, stolzbewußten Antwort — er habe dieser Hypothese nicht bedurft — vermittelte uns der Redner. Nach einer kurzen Beleuchtung der Inductionstheorie Bacon's und seines einseitigen Nützlichkeitsprincips, der haltlosen Anschauungen der Encyclopädisten ꝛc. erhob er gründlich seinen Beweis auf allen Gebieten der Schöpfung, wie in der Gravitation der Himmelskörper, den Elementen, den Erscheinungen des Lichts und der Wärme, so in den verschiedenen Reichen der organischen Existenzen und insbesondere an dem Menschen selbst und seiner Gliederung, wie in der unerschöpflichen Fülle, so in der weisen Oekonomie des Haushaltes der Natur, wie in den flüchtigen Keimsporen der Kryptogamen, so in den Parallaxen des Sonnensystems, deren Zeit nach Tausenden zählt. In die Lehre vom Optimismus aber drängt sich als Widerspruch der Gegensatz, die Lehre vom Uebel, und es durfte also dem Vortrag die Abwehr der daraus entnommenen Einwürfe und der Versuch nicht fehlen, dem gemeinsamen Feind, der unter dem Namen: Krankheit und Tod den Vernichtungskampf gegen alles Dasein kämpft, die richtige Stellung im großen Ganzen anzuweisen. Vielleicht weil der Schluß drängte, kam diese Partie etwas zu kurz. Uns wenigstens mochten die Er-

klärungsgründe — Selbstverschulden, die Rücksicht auf das Wohl der Uebrigbleibenden und die Nothwendigkeit einer drohenden Auflösung als förderliches Zuchtmittel für ein höheres Streben nicht recht zureichend erscheinen. ☉

Correspondenzen.

München, 9. März.

Heute Morgen wurde dem Publikum, dem der Eingang in die Residenz auf einer Seite eröffnet war, gestattet, den in der kleinen Hofcapelle ausgestellten erschlossenen Sarg König Ludwig I. zu sehen. Der Sarg stand auf einer reich verzierten Estrade; an den Wänden verkündigen Schilde den Namen- und Sterbetag des Verlebten, dessen Ueberreste von Hartschieren bewacht wurden. Am Altare lasen jede halbe Stunde Geistliche eine stille Messe. Um 2 Uhr Nachmittags verkündigten Kanonenschüsse den Abgang des Zuges von der Residenz, der durch seine Länge mehr die Zuschauer ermüdete als durch seine Mannichfaltigkeit anzog. Was vor dem von acht Pferden gezogenen Paradetrauerwagen und unmittelbar hinter diesem schritt, vermochte die Aufmerksamkeit zu fesseln, weniger alle die vielen Baccauherren der verschiedenen Dicasterien in ihren gestickten Fräcken jeglicher Färbung und die ganze ausmarschirende Garnison, zu der man von Freising noch ein Reiterregiment gezogen hatte. Vor dem Leichenwagen ging die Hofgeistlichkeit, mit dieser vier Bischöfe und der hiesige Erzbischof, und der Benedictinerabt Hamberg, deren reiche Mützen und golddurchwirkte Kleider gegen die biblische Armuth grell abstießen und in seltsamem Contrast standen zu den folgenden 25 „Kugelmännern“, die ganz vermummt in schwarze Gewänder dadurch, daß es aussah, als hätten sie Larven vor dem Gesichte, an jene Gestalten erinnerten, mit deren Erscheinen man kleine Kinder fürchten zu machen pflegt. Diese Kugelmänner (es sollen untergeordnete Hofbedienstete dazu genommen worden sein, wie man sich erzählt) trugen Todtenschilde mit dem bayerischen Wappen und den Todestag des Königs als Inschrift, es will aber solche aus Italien herübergenommene Institution bei uns in Bayern nicht so recht volksthümlich werden, denn auch der Witz versuchte daran seine derbe Ausstellung. Hinter dem Trauerwagen, den auf den Seiten Kammerherren, die ersten Hofchargen des verewigten Königs, Edelknaben und Hartschieren mit Partisanen begleiteten, wurde ein Trauerpferd geführt und dann folgten die beiden noch lebenden Söhne Königs Ludwigs, einige Enkel, Erzherzog Albrecht, der Sieger in Italien, und die näheren Verwandten aus deutschen Fürstenhäusern. Während bei der Bestattung des Königs Max ein tiefer Ernst sich zeigte, konnte man bei der seines greisen Vaters nichts davon bemerken, vor vier Jahren hörte man nur Worte des Bedauerns über den Verlust, den das Land durch den schnellen Heimgang seines Herrschers erlitten, heute sprach man eben nur von dem alten König, der seinem Lande und der Residenz fast entfremdet geworden war. In der Bonifaciuskirche, einem Bauwerke Ludwigs, das seinesgleichen auf Erden nicht hat, war auf dessen Anordnung unmittelbar über der Gruft, in der die Königin Therese ruht, dicht neben dem Eingange rechts ein Sarkophag zur Aufnahme der königlichen Leiche auf einer gemauerten Erhöhung bestimmt. In Mitte der Kirche steht ein reich mit Sammtdecken, Wappen und Kroninsignien gezierter Katafalk, umgeben von vielleicht hundert großen silbernen Leuchtern. Vor diesen wurde der Sarg des Königs gestellt, die gesammte Geistlichkeit betete die Vesper, dann segnete der Erzbischof die Leiche ein, während Alles kniete. Hofdienerschaft mit einigen Geistlichen voran, brachten den Sarg zu dem Sarkophag, in den er gesenkt wurde. Nach angelegten Siegeln durch den Obersthofmeister hob man den schweren Deckel darauf und verkitteten Arbeiter denselben. Damit war die Feierlichkeit beendigt und die Trauerversammlung ging auseinander. Morgen beginnen die Todtenämter, denen offiziell der Hof und die höheren Militärs und Beamten beizuwohnen haben. — Gewiß eine erhebendere Feier veranstalten die Münchener Künstler nächsten Mittwoch Abend an dem Monumente Ludwigs und vor der Glyptothek, um den Manen eines bayerischen Königs zu huldigen, der der Kunst in Deutschland einen neuen Odem eingeflößt hat.

Heinrich Laube's „Böse Zungen“. Die „Weser-Ztg.“ schreibt aus Leipzig über diese Novität: Wenn wir unlängst, als der vielbesprochene Conflict zwischen dem früheren und dem jetzigen Leiter des kaiserlichen Hofburgtheaters die Tagespresse beschäftigte, in ziemlich entschiedener Weise geneigt waren, den Dichter gegen Das, was uns aristokratisch-bureaukratische Anmaßlichkeit des freiherrlichen Intendanten zu sein schien, in Schutz zu nehmen, so müssen wir jetzt offen und ehrlich bekennen, daß wir an Halms Stelle jedenfalls eben so gehandelt haben würden, wenn wir auch vielleicht einen andern Brief an Laube geschrieben hätten. Jeder Unbefangene, der mit uns gestern die „Bösen Zungen“ auf unserer Bühne gesehen, wird gerne zugestehen, daß das Theater an der Burg zu Wien der letzte Platz ist, auf welchem ein Schauspiel aufgeführt werden kann, dessen Handlung sich im Wesentlichen allbekannter trauriger Vorgänge aus dem Anfange des laufenden Jahrzehnts wiederspiegelt und dessen Hauptperson ohne allen Zweifel der geniale Finanzminister v. Bruck ist, mit dessen tragischem Ende auch das Stück, vollständig historisch treu, zum Abschluß kommt. Mutato nomine natürlich werden Bruck, Graf Rechberg, der Gründer einer großen Wiener Zeitung, und vielleicht noch manche andere Persönlichkeit, die uns Fernstehenden nicht bekannt ist, vorgeführt, tiefe Abgründe eines zerrütteten staatlichen Lebens werden aufgedeckt, die Pfaffenwirthschaft, das Denunciantenthum, die Käuflichkeit einer gewissen Sorte der Tagespresse erbarmungslos gegeißelt, und das Alles mit einer Rückhaltslosigkeit, daß dem Publikum des Burgtheaters die Haare sich vor Entsetzen hätten sträuben müssen. Gewiß war es ein gewagtes Unternehmen, einen solchen Stoff schon jetzt auf die Bühne zu bringen; indessen Laube läßt auch wieder seine sichere Hand und sein gereiftes Urtheil überall erkennen und fühlen, und die scenische Wirksamkeit des Stückes ist eine bedeutende. Neben der Keckheit und kühnen Rücksichtslosigkeit der Conception hat das Stück noch den Vorzug einer ausgezeichnet effectvollen, ächt dramatischen, packenden und ergreifenden Bearbeitung und scenischen Ausgestaltung des geschichtlich vorliegenden Materials von Begebenheiten und Personen. Selbst wenn, wie nur zu wahrscheinlich, einem außerwienerischen und nichtösterreichischen Auditorium manche pikante Anspielung und Hindeutung entgehen muß, so wird das Stück in Folge seiner trefflichen Dramatisirung dennoch überall eine großartige Wirkung machen, zumal da in Bezug auf die in ihm so scharf gegeißelten Auswüchse des politischen und socialen Lebens noch immer weit und breit der alte Spruch gilt, daß innerhalb und außerhalb der Mauern von Ilion gar viel gesündigt wird!

Zwölftes Museums-Concert

Freitag, den 13. März 1868, Abends 6½ Uhr

im großen Concertsaal.

Programm.

Erster Theil.

1) **Duo** (op. 140 in C-dur) von Franz Schubert, für Orchester eingerichtet von Joseph Joachim. (Zum ersten Male.)
2) **Lieder** für gemischten Chor:
   a. Morgengebet von F. Mendelssohn.
   b. Volkslied, } von Julius Otto Grimm. (Zum ersten Male.)
   c. Frühlingslied }
3) **Concert** für Violoncell in H-moll, componirt und vorgetragen von Herrn Carl Davidoff aus Petersburg.

Zweiter Theil.

4) **Lieder** für gemischten Chor:
   a. Sängerfahrt von M. Hauptmann.
   b. Im Herbst von Niels W. Gade.
   c. Auf dem See von F. Mendelssohn.
5) **Souvenir de Spa**, Phantasie für Violoncell von H. Servais, vorgetragen von Herrn Davidoff.
6) **Ouverture** zu „Leonore“ Nr. 3, von L. van Beethoven.

Das Orchester, gebildet aus den Mitgliedern des Theater-Orchesters und einer Anzahl anderer hiesiger Künstler, steht unter der Leitung des Herrn Directors C. Müller.

Cassen- und Saal-Eröffnung um 5¾ Uhr.

Wegen nummerirter Sitze beliebe man sich an Herrn Hausmeister Mühlig zu wenden.

Plätze zur ersten Gallerie zu 48 kr. und zur oberen Gallerie zu 30 kr. sind von 11—12 Uhr Vormittags und Abends an der Kasse im Saalbau zu haben.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 12. März: **Der Prophet**, große Oper in 5 Acten nach dem Französischen des Scribe. Musik von Meyerbeer.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 112.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kiz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 73. Freitag, den 13. März 1868.

Die Zitherschläger.

Eine Dorfgeschichte aus Oesterreich von August Silberstein.

(Fortsetzung.)

8.

Kundschaft kommt.

Ein alter Bettler schlich um das Haus. Er hatte schon im Hause und in der Küche vorsprechen gewollt, aber ein großer freigelassener Hofhund ließ keinen armen Schnallendrücker in die Thüre und wies drohend die mächtigen Zähne.

Der alte, arme Teufel griff zuweilen nach seiner Brust, als bewahre er da Etwas, und um sich zu überzeugen, daß es sicher und noch wohl bewahrt am Orte sei.

Er lugte und spähte nach dem Innern des Hauses. Das konnte ihm freilich nicht verändert vorkommen, aber es war doch ganz und gar verändert.

Der einst ruhige und bedächtige Vater schimpfte und rumorte. Sein Gesicht röthete sich und bei jeder Frage riskirte Einer, angetobt und ausgezankt zu werden. Die Stühle und Dinge, die er in die Hand nahm und berührte, warf er herum, die Pfeife preßte er voll Tabak, dann schleuderte er sie wieder auf den Tisch hin, denn sie wollte weder munden, noch recht brennen.

Die Mutter schwamm in Thränen.

Die jüngeren und gar die kleineren Geschwister hatten rothverweinte Augen und gingen immer um Haus und Garten herum, als könnten sie Stanzl da dennoch entdecken.

Zuerst meinte man, sie müsse von selbst wiederkommen. Dann, nach einem Tage, war man der Ansicht, sie werde bei einer Verwandten, einige Stunden weit vom Orte, sein.

Als aber zwei Tage vorüber und alle Nachsuchungen vergeblich waren, da wurde das Unglück erst recht groß, da begann der Vater über den Verlust seiner Tochter sich erst recht bewußt zu werden. Da fluchte und schimpfirte er über seine eigene Güte und Nachlässigkeit, über das hätschelnde Gethun der Weiber (womit er seine Alte meinte) und über das lumpige Bettelvolk, das man in's Haus lasse. Man sollte Keinem einen rothen Heller, einen Bissen Brod geben — es seien lauter Wölfe im Schafspelze, reißende Thiere, die sich einschleichen, Räuber mit demüthigen Mienen, schlechte Kerle mit frömmstem Augenverdrehen. Damit meinte er natürlich den Schulgehilfen, welchem er die Verführung, den Raub seiner Tochter zuschrieb und für den er Galgen und Rad im Augenblicke noch für eine zu schwache Bestrafung gehalten hätte.

Selbst der Haushund, welcher mürrische Mienen und trübe Gesichter sah, Fußtritte erhielt, wenn er zärtlich sein wollte, und wenig Schmeicheleien im allgemeinen Unmuthe bekam, wurde grimmiger und bitterböser als sonst.

Der arme Teufel, der draußen vor der Planke stand, wäre unter solchen Umständen Allen gerade zurecht gekommen! Der Verstand des Mühseligen war auch nicht weit her, und nur die Noth konnte ihn irgendwo zum Boten genommen haben.

Eine Hausdirne ging gerade über den Hof mit einer großen Milchschüssel, welche sie aus der Kammer zur Küche trug.

Der alte Bettler ersah sie von draußen und winkte ihr.

Sie stellte die Schüssel ab und ging hinaus, denn Mädchen haben immer geheime Nachrichten zu erwarten, oder sind neugierig.

Der Alte winkte wieder.

Das Mädl trat zu ihm.

„Bist Du die Tochter vom Obermaier? Du siehst so aus.“

„Welche meint Ihr?“

„Ja, wenn Du die Stanzl wärst . . .“

„Was ist's mit der Stanzl?“

Diese zweideutige Rede schien den Alten halb zu befriedigen, er winkte bedeutungsvoll und griff nach einer Seitentasche.

Der Obermaier war in die Küchenthüre getreten.

„Was gibt's da draußen? Was habt Ihr zu standeln da?“ rief er barsch hinaus.

Er fürchtete jetzt Alles, er schöpfte überall Argwohn.

„Hast Du auch Heimlichkeiten?!“ rief er die Dirne an — und gleich wieder zu dem Alten: „Oder bist Du ein Zwischenträger, ein geheimer Bot'? Wo kommst Du her? Was hast Du? Ich laß den Hund auf Dich los! Ich laß Dich als Vagabund in Gemeindekotter sperren! Was willst Du?“

Dieß Alles polterte er hervor, zornroth und bald wieder blaß im Gesichte, als hätte der arme Teufel ihm sein ganzes Brod gestohlen.

„Husar!“ rief er den Hund an sich und nahm diesen an dem Halsbandringe.

„Nur nit einsperren! nur nit den Hund hetzen!“ rief der alte, schon vielmals gepeinigte Mensch, da er noch das Knurren und Zähnefletschen des rasch ergrimmten Hundes sah. „Es kann ja nix Schlecht's sein! — — Da ist der Brief! Er ist ja vom Schulgehilfen. — Da, habt Ihr ihn!“ Mit diesen Worten reichte er dem Obermaier das sorgfältig bewahrte Papier.

„Von dem Lump! Von Dem?“ rief der Obermaier. „Habt Ihr die Dirn' bei ihm gesehen, wo sind sie — wo?“

Und der Obermaier that noch viele Fragen, welche der arme Teufel nicht beantworten konnte.

Der Vater wollte zuerst gar nicht lesen und warf das Papier weg.

Jetzt trat auch die Mutter hinzu und es sammelten sich bald die Hausleute.

(Fortsetzung folgt.)

Züge aus dem Leben und der Zeit Ludwigs I., weiland König von Bayern.

Zwanzig Jahre sind verflossen, seit Ludwig I., König von Bayern, freiwillig vom Throne herabgestiegen ist und die Krone, deren Rechte er mit aller Festigkeit gegen den sie mehr und mehr einkreisenden Constitutionalismus der Neuzeit vertheidigte, seinem Sohne Max übergeben hat. Seitdem lebte er als reicher Privatmann, wenn man so sagen will, meist fern von München; er konnte dieser Stadt, die ihm ihren Weltruf, ihre europäische Bedeutung durch seine Bauwerke und Kunstschöpfungen verdankt, den ihm im verhängnißvollen Jahre 1848 erwiesenen Undank nicht so ganz vergessen, wenn er gleich dafür unablässige Sorge trug, daß der von ihm projectirte monumentale Schmuck derselben vollendet wurde.

König Ludwig war ein sparsamer Haushalter und glaubenstreuer Katholik, aber jener Partei abhold, der er in dem berühmten Sonette, als sie ihm ihre Macht auf die öffentliche Meinung im Januar 1847 beweisen wollte, zurief: „Ihr, die ihr knechten mich gewollt, erzittert!"

Ludwigs Großvater, der zweitgeborne Sohn des Herzogs von Pfalz-Zweibrücken, Friedrich Michael, zeichnete sich, wie noch sein Sarg in der Theatiner Hofkirche in München erkennen läßt, durch eine athletische Gestalt aus; Generallieutenant in französischen Diensten, ernannte Kaiserin Maria Theresia ihn, der an der Spitze eines ihm verliehenen Dragoner-Regimentes um eine Kopfslänge alle Männer bei einer Revue zu Wien überragte, zum österreichischen Generalfeldmarschall 1746, nachdem er vorher zum katholischen Glauben übergetreten war.

Max Joseph, der Vater Königs Ludwig, war dessen dritter Sohn und hatte als Oberst eines französischen Regiments zu Straßburg (es war dieß ein königliches Pathengeschenk) wenig Aussicht, je regierender Herr zu werden, bis seine Brüder und der pfälzische Kurfürst Karl Theodor ohne männliche Erben starben.

Der Kronprinz Ludwig scheint schon in jungen Jahren Liebe zur Kunst gewonnen zu haben; im Schlosse zu Nymphenburg hängen in den von dem königlichen Vater bewohnten Gemächern mehrere Kreidezeichnungen, sogenannte Studienköpfe, mit denen der Kronprinz als Knabe, wie die Unterschrift bezeugt, ein Geburtstagsgeschenk demselben machte.

Dem frivolen Treiben am Hofe scheint er in späteren Jahren ganz abgeneigt geworden sein; er sprach sich gelegentlich nicht nur scharf über die ganze Wirthschaft der Höflinge und ihres weiblichen, der Cabinetscasse kostspielig gewordenen Anhanges aus, sondern vermied es ganz, mit diesem in unmittelbare Berührung zu kommen, als man einmal nach der Hoftafel zum Zeitvertreib mit Brodkügelchen sich zu werfen begann und zuletzt dieß so arg getrieben hatte in seiner Gegenwart, daß aller Vorrath im Schlosse nicht mehr hinreichte, um als Wurfgeschoß zwischen den Herren und Damen zu dienen.

Kaiser Napoleon mochte den Kronprinzen nicht leiden; er hatte mit Bayern andere Pläne vor, daher er seinen Stiefsohn Eugen mit einer Tochter des Königs Max verheirathete (daher die Verwandtschaft mit Napoleon III.); Ludwig, kein besonderer Soldatenfreund, mußte den Feldzug gegen Oesterreich 1809 mitmachen. In dem Bericht über die Schlacht bei Abensberg wird seiner rühmlichst erwähnt.

Daß der Kronprinz dem „Tugendbund" während seines Aufenthaltes zu Göttingen nahe stand, ist ziemlich gewiß. Napoleon deutet auch in einem Briefe an den General Wrede darauf hin; unter allen deutschen Fürstensöhnen hat keiner lebhafter den Sturz der Napoleoniden begrüßt, als er, der damals den Plan für eine Walhalla gefaßt und mehrere Künstler mit Entwürfen dafür beauftragt hatte. Erst 13 Jahre später konnte er den Grundstein zu diesem Prachtgebäude legen und 1822 solches einweihen. Es charakterisirt die politische und religiöse Anschauung des Königs Ludwig, daß er die Büste des Reformators Luther nicht aufnahm*) in den allen großen Männern Deutschlands geweihten Tempel und ihn in den von ihm herausgegebenen „Walhallagenossen" gleichfalls ignorirte. Erst als König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen bestimmt erklärte, die Walhalla nicht zu besuchen, so lange Luthers Bild daraus entfernt bliebe, erhielt die von Rietschel schon mehrere Jahre vorher gefertigte Marmorbüste ihr Recht, das Männern ohne anderes Verdienst als der Geburtsstätte in Deutschland zu Theil geworden ist, wie dem berüchtigten Moritz von Sachsen, französischer Marschall, der gegen Deutschland gefochten hat.

Als Kronprinz residirte Ludwig mit Familie meistens in dem schönen Schlosse der Würzburger Fürstbischöfe und knüpfte auf Reisen Bekanntschaften mit Künstlern und Gelehrten an. Es gab keinen eifrigeren Sammler als ihn und man wollte wissen, daß er bei manchen Käufen die Bedingung des Stillschweigens über die Summe gemacht hat. Bei ziemlich knapper Einnahme wußte er doch sich die Mittel zum Erwerbe jener die Säle der Glyptothek und beider Pinakotheken schmückenden Kunstkleinodien des antiken und neuen Zeitalters zu verschaffen.

König Ludwig war nicht nur selbst ein großer Kenner der Kunst (wie ein Händler denn auch einmal äußerte, er könnte, wenn er nicht König wäre, sich ganz gut als Kunstkenner und Taxator ernähren), sondern er wußte auch Andern die Liebe dafür einzuflößen. Allen den Künstlern, welche vom Beginne der Kunstzeit bis in den 40er Jahren in München lebten, ist wohl noch jener königliche Cabinetsrath bekannt, der Copien von allen ihren Gemälden auf Blech gemalt in einer bestimmten Größe, die in eine große Tabaksdose paßte, kaufte, bloß um täglich etwas Neues seinen Genossen beim Abendtrunke zeigen zu können. Unter diesen Gemälden sind gar manche von jetzigen Größen, die damals, wenn einiger Louisdor benöthigt, mit schnellem Pinsel ihre Idee verkörpert und des allezeit bereiten Käufers sicher waren.

Als König Ludwig die Regierung antrat, war sein Erstes, den Hofstaat einzuschränken und die überflüssige Dienerschaft zu entlassen, den Gehalt der Hofschranzen zu reguliren. Er mußte eine Million Gulden Schulden der Cabinetscasse, die ihm der väterliche Träger der Krone, vielfach mißbraucht in seiner Herzensgüte von seiner engeren und weiteren Umgebung, hinterlassen, bezahlen, und befahl, die ganze Hinterlassenschaft, darunter viele jedem Betteln bei Hofe als Folie dienende Spielereien, Garderobe; theure Vögel, Affen rc., zu verkaufen. Bei der Revision der Rechnungen der Hofapotheke, deren unentgeltliche Benutzung nicht nur dem ganzen Hofe bis zum untersten Bediensteten, sondern allen Beamten bis zum Collegialrath herab eingeräumt worden war, fand er arge Uebergriffe in den Aufzeichnungen dessen, was Einzelne als Arznei zur Erlangung und Erhaltung ihrer Gesundheit hatten sich holen lassen. Darunter nahmen die Magenweine und Chocolade eine hervorragende Stelle ein. Der König strich Alles zum größten Verdruß der dabei benachtheiligten Herren, besonders der vom Hoftheater, und einer Sängerin, die gewohnt war, vor der Probe ihre Tasse zur

---

*) Münchener Hof-Scribenten entschuldigten dieß damit, „daß, da die Walhalla aus Privatmitteln des Königs erbaut worden sei, dieser auch bestimmen könne, wem die Ehre eines Platzes in ihr gebühre".

Stärkung in der Hofapotheke zu sich zu nehmen, sagte er, als er sie dort mit ihrem Labsal in der Hand bei einem unvermutheten Besuche überraschte, „sie möchte künftig zu Hause Chocolade trinken, und zwar von dem ihrigen“.

Bekannt ist, daß er, wie er einmal auf der Polizei-Direction um 2 Uhr erschien und dort eine Anzahl vergeblich auf das Visiren ihrer Wanderbücher harrender Handwerksbursche vorfand, die Unterschriften selbst machte, bis der mit diesem Geschäfte betraute Commissär erschien, der dann, weil dieß viel später geschah, als die Bureaustunde vorschrieb, seine Lection erhielt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(**Brückeneinsturz bei Luzany.**) Man schreibt der „Neuen fr. Presse“ aus Czernowitz vom 4. März: Der heutige Morgentrain, welcher von Czernowitz ausfuhr und Abends hätte in Lemberg anlangen sollen, liegt im Pruth begraben. Nur wenige Secunden dauerte die Fahrt. Als die Locomotive den vorletzten Steinpfeiler der nach Schifkorn'schem System construirten eisernen Brücke passirte, brach das Eisenwerk unweit des jenseitigen Brückenkopfes, und Locomotive und Waggons donnerten hinab in die eisigen, hochangeschwollenen Fluthen des Pruth. Nachdem der wildbrausende Strom Maschine und Brückenabtheilung, und über und neben einander sich aufthürmende Transportwaggons verschlungen hatte, blieb — wie durch Fügung der Vorsehung — der Personentrain vor dem verhängnißvollen Pfeiler, auf dem rückwärtigen Theil der Brücke stehen. Keine Locomotive dampfte mehr; keiner der vorderen Waggons zog mehr — der Strom war gesättigt. Locomotiv-Personal und Conducteur sind verschwunden; ein Bedienungsmann wurde, fürchterlich zugerichtet, aus den Fluthen gezogen; die verfrachteten Thiere (Rinder und Borstenvieh) wurden theils zwischen den Waggons zu Brei zermalmt, theils von den reißenden Wogen fortgetrieben und schwammen — lebendig oder todt — zwischen Eisschollen und Wasserwirbeln dahin. Die Reisenden im Personentrain kamen — mit Ausnahme eines heftigen Stoßes und des furchtbaren Anblicks einer so entsetzlichen Todesgefahr — unverletzt davon. Als die Nachricht von dem Unglück in die Stadt drang, bemächtigte sich der ganzen Bevölkerung ein panischer Schrecken, und zu Wagen, zu Pferde, zu Fuß, in ganzen Schaaren eilten die Bewohner an den Schauplatz der Katastrophe. — Etwa zwei Stunden nach dem Ereigniß gelang es mir, einen rückkehrenden Fiaker aufzufinden, mit welchem ich zu der an der Gränze des Vorstadt-Rayons Klokuczka befindlichen Eisenbahnbrücke fuhr. Grauenvoller Anblick! Die Locomotive und einige Waggons ganz im Wasser des Stroms, der an dieser Stelle 1 bis 1½ Klafter Tiefe hat, über den Waggons andere Waggons, zerbrochen, zersplittert und zerfetzt, und darüber wieder andere, bis zur Höhe des zweiten Brückenpfeilers aufgethürmt, dazwischen Köpfe und Füße und Leiber und blutiger Brei von Ochsen und Schweinen ꝛc., und darüber und darunter die starrenden und hängenden Lappen der stolzen eisernen Brücke.

(**Hinrichtung eines dreizehnjährigen Mädchens.**) Der „Courier der Vereinigten Staaten“ erzählt in einer seiner letzten Nummern, daß ein farbiges Mädchen, Namens Suzan, das im Alter von 13 Jahren stand, zu Newcastle in Kentucky am 7. Februar d. J. mit dem Strang hingerichtet wurde. Dieses Kind hatte im vergangenen August ein weißes Kind mit kaltem Blute getödtet und wurde wegen dieses Mordes zum Tode verurtheilt. Suzan zeigte in der Zeit, von ihrer Verurtheilung bis zur Hinrichtung, eine unbegreifliche Resignation. Bis zum letzten Augenblick antwortete sie ohne Erregung auf die Fragen der vielen Besucher, die man zu ihr ließ. Sie verlangte nach einem weißen Priester, der für sie bete, weil sie kein Wort von dem verstanden habe, was ihr vor einem oder zwei Tagen ein alter schwarzer Mann, den man zu ihr geschickt, vorgesagt habe. Sie zeigte Reue über ihre That und hoffte auf die Verzeihung Gottes. Am verhängnißvollen Tage hatte man das Schaffot hinter dem Justizpalast errichtet. Hunderte von Personen waren aus nah und fern herbeigekommen, um dem entsetzlichen Schauspiel der Hinrichtung eines Kindes beizuwohnen, und alle Fenster, welche den Platz beherrschten, waren von Frauen und Kindern besetzt. Um 2 Uhr Nachmittags erschien die Verurtheilte, schwarz gekleidet und einen schwarzen Capuchon auf dem Kopf. Als sie zum Schaffot emporstieg, zitterte sie sichtbar; sie sagte jedoch zu ihrer Umgebung, daß dieses nicht ein Zittern der Furcht sei, sondern daß sie stark friere. Sie stellte sich folgsam auf die Falltreppe, man zog ihr den Capuchon über die Augen, band ihr die Arme an den Leib und gab ihr die Schlinge um den Hals. In diesem feierlichen Moment stockte jeder Athemzug. Kein Geräusch, kein Laut wurde gehört. Viele Personen wendeten ihre Blicke ab. Endlich schloß die Schnur, das Fallbrett sank, und der Körper der Delinquentin schwebte zwischen Himmel und Erde, lange Zeit sich bewegend und krümmend. Der Tod schien die magere Beute zu verschmähen und den Menschen ihre Grausamkeit vorzuwerfen. Als man den kleinen Leichnam vom Galgen abnahm, näherte sich ein Deutscher und bat, vom Stricke sich ein Stückchen abschneiden zu dürfen. Sogleich stürzte sich ein Menschenschwarm auf's Schaffot und eine Minute später war der Strick in tausend Stückchen zerschnitten. Wir bringen diesen Bericht unseren Lesern ohne Commentar.

(**Sechszehn Menschen verunglückt.**) Man schreibt aus Brünn unterm 7. März: Heute Nacht hat sich in Brünn ein entsetzlicher Unglücksfall ereignet. In dem Einkehrwirthshause „zur Rose“, am äußersten Ende der Wienergasse, ist nämlich die Wölbung zwischen dem ersten Stockwerke und dem Erdgeschosse eingestürzt, und dadurch wurden wenigstens vierzehn Menschen — soviel ist bis jetzt constatirt — begraben. Dieses Wirthshaus wird gewöhnlich als Schlafstätte von jenen Handwerksburschen benützt, welche von Wien nach Brünn zugereist kommen, und auch andere arme Leute suchen für billiges Geld dort ein Nachtquartier. So viel man an den aufgefundenen Pässen sehen konnte, haben in der unteren Wirthsstube wenigstens vierzehn Menschen Nachtlager gesucht. Der Wirth schlief mit einer Magd im ersten Stockwerke und Beide stürzten herab; die Magd ist todt, der Wirth sehr stark beschädigt. Ein Kind wurde merkwürdig gerettet, es schlief im ersten Stockwerke auf einem Divan. Während eine Magd, die im selben Zimmer schlief, erschlagen wurde, lag das Kind bei der Ausgrabung unter dem Divan, ein Fuß des letzteren war gebrochen und die übrigen drei Füße trugen den Divan, so daß sich eine Höhlung bildete, wo das Kind unversehrt lag. Ein junger Mensch kam zwischen mehrere Balken so zu liegen, daß sein Leib ganz unberührt blieb. In dem Locale schliefen gegen dreißig Personen, zwölf von denselben, die rechts an der Wand des Gebäudes lagen, konnten sich in die Fensternischen retten.

(**Lebensretter aus Lust am Durchprügeln.**) Auf dem Hafen-Kai von La Rochelle geriethen vor einigen Tagen zwei Fischer in eine wüthende Schlägerei. Während des Kampfes stürzte einer derselben ins Wasser und versank. Der andere sprang sofort nach, tauchte, und es gelang ihm, seinen Feind über Wasser zu heben und zu retten. Alle Zuschauer applaudirten dieser großmüthigen That, aber kaum waren Beide wieder auf dem Trockenen, so begannen sie die Prügelei wüthender als zuvor, bis die Polizei einschritt.

(Eisenbahn-Unglück nächst Passau.) Aus Passau wird unterm 8. März berichtet: Heute Abends hat sich bei Sandbach ein fürchterliches Eisenbahnunglück auf der bayerischen Ostbahn zugetragen. In Folge einer Berstung des hohen Sandbacher Dammes, welcher in einer Länge von 25 Klaftern sammt der Fußmauer gegen die Donau zu abgerutscht ist, stürzte der gemischte, stark beladene bayerische Zug Nr. 29 bei 40 Fuß in die Tiefe. Die Locomotive, der Tender und fünf Lastwägen sind total zerschmettert; die übrigen Wagen haben sich glücklicherweise rasch losgekuppelt und sind auf dem Geleise stehen geblieben. Ein Heizer, welcher unter der Maschine zu liegen kam und in wahrhaft entsetzlicher Weise verstümmelt wurde, blieb augenblicklich todt. Ein anderer Eisenbahnbediensteter (Bremser) ist schwer beschädigt und sieht seinem Ende stündlich entgegen. Auch sonst kamen noch leichte Verletzungen und Contusionen mehrfach vor.

Correspondenzen.

Hamburg, Anfang März.

Bei Ihnen an den sonnigen Geländen des Maines wird es wohl im Allgemeinen seit Jahren ebenso traurig bestellt gewesen sein mit den Erzeugnissen dramatischer Literatur, als bei uns an den stürmischen Ufern der Elbe. Wenn das Lustspiel auch hin und wieder neues Leben zu bekommen schien — das Schauspiel verharrte dafür desto hartnäckiger in seinem todesähnlichen Schlummer und selbst der Berliner Tausendthaler-Preis brachte uns nichts, als im „Brutus und Collatinus" ein Werk, das trotz seiner mannichfachen Schönheiten doch nun und nimmer festen Fuß fassen wird auf den deutschen Bühnen, am allerwenigsten aber im Herzen des deutschen Volkes. Was Wunder, daß wir bei so vielen Enttäuschungen, die uns die dramatische Literatur gebracht, auch dießmal wieder nur mit geringen Erwartungen dem Theaterzettel folgten, der uns ein neues Schauspiel ankündigte: „Gustav Wasa, oder: Maske für Maske" von B. Scholz. Ein jedenfalls noch junger Dichter — hier im Norden wenigstens kaum bekannt und genannt — tritt mit einem Stoffe, der sowohl der vaterländischen Geschichte, als auch den tendenziösen Ideen der Gegenwart gänzlich fern liegt, vor das Publikum des Thalia-Theaters und siehe da — ohne jegliche Reclame und Claque, denn beide kennt das Thalia-Theater nicht — erobert er im Sturme den donnernden Beifall eines Publikums, das bekanntlich zu den strengsten und verwöhntesten Deutschlands gehört! Einen weitschweifigen Aufbau verschmähend, hat der Autor seinem Stücke eine in Personen und Scenerie die einfachste Gefügung gegeben. Dieß dürftig scheinende Gerippe aber ist von einer Poesie, einer Gluth belebt, die auch den Kältesten unwillkürlich mit sich fort reißt. Von Act zu Act steigert sich diese Wirkung und wer da glaubt, nach dem prachtvollen Märchen des dritten Actes den Culminationspunkt der Handlung vor sich zu sehen, wird sich nach dem fünften Acte gestehen müssen, daß der Dichter, wenn auch wieder in anderer Art — gegen den Schluß hin eine Scene zu schaffen gewußt, die der Wirkung des dritten Actes in Nichts nachsteht. Bernhard Scholz ist ja in Ihrer Nähe zu Hause und somit muß „Maske für Maske", das am Wiener Hofburgtheater und am Berliner Hoftheater vorbereitet wird, ja auch wohl bei Ihnen bald in Scene gehen. Undankbar würde es erscheinen, wollten wir nicht der trefflichen Darstellung an unserem Thalia-Theater erwähnen. Fräul. Zitt und Herr Hübner waren die Vertreter der beiden Hauptrollen und somit konnte der Dichter von vornherein versichert sein, sein Werk den besten Händen anvertraut zu haben. Der Director Maurice hat in seinem Thaliatheater bekanntlich ein Institut geschaffen, das durch sein Ensemble zu den ersten Bühnen Deutschlands gehört. Nie wird man hier eine Rolle, sei sie auch noch so klein, anders, als nur von einem guten Schauspieler dargestellt sehen und durch dieses ächt kunstgerechte Princip hat der umsichtige Director nicht nur einen Kreis vorzüglicher Schauspieler um sich geschaffen, auch seine Casse steht sich vortrefflich dabei, denn trotz der sehr hohen Gagen, trotz der glänzenden Ausstattung der Bühne ist Maurice ein reicher Mann geworden. Sein Theater war und ist die Bildungsstätte fast aller namhaften Talente. Frau Niemann-Seebach, Frau Goßmann, Fräulein Wolter, Fräulein Schneeberger, Fräulein Satran, Dawison und viele Andere begannen vor dem strengen Thalia-Publikum ihre Carriere. Gegenwärtig sind es Fräulein Zitt, Frau Köpfer, Frau Betzold; die Herren Hübner, Hunger, Baum, Schmidt, Bachmann, Doppel und von jüngeren Talenten Hegel, Lanius Glözemann, Becker Ueberhorst, Würzburg und an der Spitze dieses Kunstkörpers Heinrich Marr, der famose Regisseur und Darsteller, welche das Schauspiel vertreten; in der Posse und Burleske wirken die Herren Thomas, Reichenbach, Baum, Guthery und Minna Wagner — mit „göttlichem" Humor. Was Wunder, daß ein Theater unter solcher Leitung prosperirt und gedeiht.

— ß.

Frankfurt, 11. März.

Im Städel'schen Kunstinstitut bietet sich der Beschauung ein Sculpturwerk derjenigen Gattung, welche man aus dem Atelier des Künstlers hervorgehen zu sehen nachgerade verlernt, seit sich das Bedürfniß danach, selbst, wenn es vom Kunstsinn geleitet wird, nur an die Werkstätte der Kunstindustrie wendet. Es ist das Prachtstück einer großen Vase von Ed. van der Launitz, ganz besonders interessant durch die Anwendung des orientalischen Styls und dessen bei fast ganz mangelnden Prototypen in freier Originalität glänzenden Durchführung. Die Theile, durch Henkel gehoben und von flachgehaltenen Ornamenten nach Alhambra-Motiven geschmückt, bauen sich in phantasievollem Schwung leicht auf, und den Mittelkörper füllen zwei plastisch lebendige Gruppen in Hochrelief, welche in „Hatem und Suleika" und in der Wehklage aus „Der Gott und die Bajadere" Freud und Leid im Liebesleben versinnbildlichen. In Zink ausgeführt und auf einem sehr glücklichen Ton broncirt, ist das Werk für die benachbarte Villa eines kunstsinnigen Privatmannes bestimmt.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Paris, 10. März. In der großen Oper ging gestern ein neues Werk von Ambroise Thomas: „Hamlet", Oper in fünf Acten, mit einem sehr ehrenvollen Erfolg in Scene, an welchem jedoch die eminenten Vertreter der Hauptrollen, Faure (Hamlet) und die von dem Theatre Lyrique zur Großen Oper übergegangene Nilsson (Ophelia) einen nicht unbedeutenden Antheil hatten. Das Sujet ist von den in diesem Geschäfte sehr gewandten Herren Michel Carré und Barbier, so gut es eben ging, für einen Operntext hergerichtet. Einen sonderbaren Eindruck macht es immerhin, Hamlet in einem Duett mit Ophelia: „Doute de la lumière" oder gar in einer Arie: „Allez dans un cloître, allez, Ophélie" singen zu hören. Ist doch sogar der Monolog: Sein oder Nichtsein — nicht vergessen und das Schauspiel im Schauspiel für ein Ballet verwerthet!

„Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde" herausgegeben von Koner (Berlin, D. Reimer). Das Schlußheft des zweiten Bandes umfaßt: v. Eaß über die Salzgehalte des Ostseewassers; Blau, Ausflüge in Bosnien, diesem mit so vielen Genossen der Erlösung aus dem Banne der unseligen Türkenherrschaft harrenden Lande (nebst Karte). Aus einer Reihe kleinerer Aufsätze nennen wir die interessanten Mittheilungen über die Kei-Inseln in der Südsee. Nach einigen Kritiken und Sitzungsberichten gibt Koner eine reiche Literaturübersicht des verwichenen Jahres.

„Gaea" IV. 1. (Köln, E. H. Mayer) enthält mehrere besonders anziehende und wissenschaftlich wichtige Aufsätze unter den folgenden: Wie viele Jahre besteht unser Erdball? von J. Klein; die Wärme von Ph. Müller (mit Illustrationen); das Meer; die großen Expanrien der Gegenwart; L. v. Buch; das Erdbeben von St. Thomas und Tortola von Mohr; Kalender, Miscellen und Literatur.

„Essays" by H. Th. Buckle (Leipzig, Brockhaus). Der größere Aufsatz ist „Mill on Liberty"; ein zweiter bespricht „the influence of Women on the Progress of Knowledge." Ein Lebensabriß des berühmten Verfassers geht voran.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 13. März: Gastdarstellung der Frau Niemann-Seebach vom königl. Hoftheater in Hannover. Mathilde, Schauspiel in 4 Acten von Roderich Benedix. Mathilde: Frau Niemann-Seebach. — Hierauf: Eine Tasse Thee, Lustspiel in 1 Act nach dem Französischen von Marie Niemann-Seebach. Hermance: Frau Niemann-Seebach.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 113.)

Samstag, 14. März: Gastdarstellung der Frau Niemann-Seebach vom königl. Hoftheater in Hannover. Egmont, Trauerspiel in 5 Acten von Goethe. Die zur Handlung gehörige Musik ist von L. van Beethoven. Clärchen: Frau Niemann-Seebach.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 114.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Ritz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 74. Samstag, den 14. März 1868.

Die Zitherschläger.

Eine Dorfgeschichte aus Oesterreich von August Silberstein.

(Fortsetzung.)

Der Bote wurde nach einer Weile in das Haus gezogen, und in der Stube lasen nun die Eltern den Brief:

„An die ehrsame Jungfrau Konstanzia Obermaier!

So wie die Aufschrift ist, so muß ich Dich fortan nennen, das schöne, trauliche Wort „liebe Stanzl!“ darf nicht mehr über meine Lippen kommen. Daß ich den Ort verlassen, wo ich Dich kennen gelernt, der mein Glück war, doch mein Unglück ist, weißt Du bereits. Daß ich aber nimmer, nimmer wieder komme, das mußt Du erst wissen und erfahren! Ich beklage, daß Dein Vater zwischen unsere Heimlichkeiten getreten. Es war ja ohnehin die letzte Abschiedsstunde zwischen uns; und mit dem Liedl, das ich sang, mit meiner letzten Red', als ich bittend vor Dir gekniet, hab' ich mein letztes Wort gesprochen! Ich wäre fort von Dir und dem Dorfe, das mir lieb war. Daß Dein Vater dazwischen getreten, hat nur Stunden beeilt. Daß er mich für schlecht halten mag, ist bitter und wehe. Aber mein Leben, nun in Kümmerniß, war von jeher voll Leid und Bitterkeit. — Stanzl! noch einmal, heimlich, wend' ich mich zu Dir, ehe Dein Vater das Weitere erfährt, noch einmal will ich Dich bitten und beschwören, laß von Deiner thörichten, jungschwärmerischen Neigung. Horch' nit auf die Reden, die Dir so schön vorgesagt werden. O verlaß Deine Eltern nit! Bleibe bei Deinem Hause und Deinem Vater- und Mutterherzen. Du weißt nicht, wie viel Gottesglück da drinnen steckt. Es kommt kein zweites wieder. Um dieses willen opfere ich mich und zieh' hinweg. Was liegt an meinem Leben, das geknickt ist, wie ein Zweig im Walde, an meinem gebrochenen armen Herzen! Wenn nur Du glücklich wirst! Geh' nit etwa mit dem Jörg, geh' nit in die Stadt und laß Dein armes Herz bethören! — Singen, Spielen, ein Kunstleben willst Du führen? Ist das Kunst? Das ist Lallen von einem Kind in der Kunst! Der ächte Künstler braucht ein groß' Theil seines Lebens, um zu werden. Er muß das ganze Menschenleben in Lust und Leid umfassen; er muß im Geiste durch alle Himmel, die Erde und die Hölle gegangen sein. Dein Zitherschlagen ist nur das Anklopfen an einer Pforte, die sich noch gar nicht vor Dir aufgethan, nicht mit einem kleinen Spalt, daß Du in das göttliche Licht und in die Finsterniß hättest sehen können! Du bist in Unschuld, wie Eva vor dem Falle. Du kannst nur mit unsern Naturlauten kommen; und diese in ihrer schlichten Einfalt und reinen Herzigkeit immer und immer wieder zugeben, verdirbt alle Einfalt, Reinheit und herzige Schlichtigkeit, aus welcher sie ja immer neu erschaffen werden sollen. Das Herz wird geschminkt, die Seele zieht ein Komödiantenleibchen an, Du bist die Stanzl nimmer und gar nimmermehr! Was die höchste Lust zwischem grünem Wald, felsigen Berg und blauem Himmel gibt, das kann man nit immer und immer zu Befehl der fremden Leute geben, ohne innerlich recht betrübt und mühselig beladen zu sein! Und welchen Leuten gibst Du das? Bist Du mit der Farbenwelt der Malerei, der ganzen, fast Zauber zu nennenden Kunst der Theater umgeben? Im Wirthshause stehst Du auf ein paar Brettern. Der gemeinen Lust dienst Du zur Schau, und man trinkt und ißt und klappert mit den Gläsern und Tellern, derweil man Dich hört; Du bist die Zugab' zu Speis' und Trank und Tabakqualm! Heut' bist Du da, morgen dort. Hast das verlaufene Waisenkind vor einem Jahr im Ort gesehen? das keine Heimath nit gehabt hat und die Seinen gesucht und nit gewußt hat, wo aus noch ein, an eine betreuende Menschenseel'? Stanzl! kehr' um, ich bitt' Dich und beschwör' Dich! Vergeß' auch mich! Denk' nie, daß ich mit Dir Liebeslieder g'sungen, ich will mir die Lieb' aus dem Herzen reißen . . . Nein, aus dem Herzen nit, aber ich will sie in Stein einschließen, so wie man oft Steine findet, in denen Gräser und Gezweig eingeschlossen, wie auch bei Euch am Bache. Mein Herz soll dieser Stein sein, und wenn die Menschen d'ran mit ihrer harten Bosheit Funken schlagen, in Gottes Namen, ich will's ertragen! Ich hab's ja auch ein Bisl verdient, denn ich hab' Dich in Leid geführt, wenn auch ohne Absicht und sündiges Verschulden. Ich war das Feuerlein am Herd; aber wenn man's zum Dache trägt, wird ein Brand daraus, daß alle Engel behüten mögen! Bleibe Du nur fein sittig um Herd und Lichtschein, im trauten Heimstübl. Bleib' das unschuldsvolle Dirnl' im Dorf, wirb um den Kranz der Ehren, der Dir werden muß und den Du zum Stolz vor dem Altar tragen wirst. Vielleicht leb' ich dann nimmer und lieg' still im Grab, und das wäre so gut, so gut, das wär' das Beste! In der Stadt werden sie Dich sehen, in halbtrunkener Lust, hören, beschmeicheln, vergessen, verderben. — — Das ist kein Liedl auf der Zither, das ich Dir singen kann, aber sagen! Und ich werd' kaum mehr an die Saiten rühren können. Aber schreiben und reden will ich Dir noch: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß Du . . . .“

Die Alten konnten nicht weiter lesen. Sie überdeckten mit Thränen das Schreiben.

„Wo ist der Alois? Gebt dem Alten zu essen und zu trinken!“ rief der Vater. „Wo habt Ihr den Schulgehilfen gesehen? Wann?!“

Der arme Vei' wußte gar nichts.

In einem Einkehrhause an der Landstraße traf er den Schulgehilfen, welchen er kannte; dieser gab ihm vor zwei Tagen den Brief und ein Botengeld, und so versprach er, hierher zu gehen, — und der Schulgehilfe wandelte mit seinem Bündlein am Stocke über dem Rücken weiter auf der großen Landstraße.

Und wenn Alois Firnkranz nur ein Schlauer wär' und den Alten mit dem Briefe täuschen, vielleicht gar höhnen wollte?

Dieß stieg in dem wieder zornigen Vater auf, und er nannte ihn einen Schelm. Er meinte auch: so möge die Dirn' mit ihm zu Grunde gehen!

„Doch, nein! nein!" sagte die Mutter wieder, „so meinst Du es nit, und so schlecht kann er auch nit sein, so boshaftiger Art war der Schulgehilf' doch niemals. — Er hat so treue Augen gehabt!"

Und wieder erinnerte sich der Alte, wie derselbe wirklich sittig und rechtschaffen bei dieser und jener Sache war, und er mochte es auch jetzt wieder glauben auf eine Weile. Er nahm das Schreiben wie ein Kostbares an sich.

„Hast Du den Schullehrer gern gehabt?" frug die Mutter den Florl, welcher recht weinte und doch nicht recht verstand.

„Ja!" flennte der Kleine heraus.

Die Mutter sah den Vater an, als wollte sie sagen, die Kinder haben nur gute Leute gern, und wirklich hat die Natur sie da mehr mit rechter Lieb und rechtem Widerwillen gesegnet, als zuweilen den besten Verstand.

„Und mögst", sagte die Alte, „daß er epper (vielleicht) wieder kommt?"

„Ja!" sagte oder weinte Florl wieder beherzt.

„Wohl", sagte die Obermaierin, „die Kinder haben's von Gott in sich!"

„Lasset die Kleinen zu mir kommen, hat der Herr gesagt!" tröstete der Ober- oder Altknecht.

„Wenn nur meine Tochter Stanzl wieder käm'!" so rief der Baier.

(Fortsetzung folgt.)

Züge aus dem Leben und der Zeit Ludwigs I., weiland König von Bayern.

(Fortsetzung.)

König Ludwig, der, wo es Mißbräuchen galt, keine Rücksichten kannte und in manche Privatverhältnisse eingegriffen haben mag, erhielt damals in München einen Beinamen, der Vielen geläufig geworden sein mag und dem Könige auch nicht unbekannt war. Es war an einem ziemlich kalten Wintermorgen zwischen 10—11 Uhr, als ein Student in den hinteren Arkaden mit einem Buche in der Hand rasch auf- und abging. Dieß mochte einem sehr einfach gekleideten Herrn auffallen, denn er trat auf ihn zu und fragte, „was er denn da treibe?" Die Antwort lautete: „er studire." Wie nun der Herr meinte, es wäre doch besser, wenn der Herr Studiosus solches Studiren zu Hause betreibe, als da im Freien bei der Kälte, bemerkte der Student: „In seinem Zimmer sei es noch kälter, denn das sei so klein, daß zum Bewegen kein Raum wäre, und zum Holz hätte er kein Geld." Da lächelte der Herr und sagte etwas sarkastisch: „Dazu lange es wohl nicht, weil eben Bier, Tabak ꝛc. zu theuer seien." Dem widersprach aber der Student und zeigte seine Legitimationskarte vor, die ihn als „Stadttheologen" Namens (Aloys Sch...) bekundete. Er setzte hinzu, er sei der Sohn armer Taglöhnersleute aus dem bayerischen Walde und habe sich, auf Unterrichtertheilen („Stunden geben", wie die Münchener sagen) angewiesen, bis jetzt vergeblich um Schüler umgesehen.

Der Herr äußerte im Verlaufe des Gespräches, wobei er manche Nebenfrage stellte zur Ergründung des Wissens des Musensohnes, warum er sich mit einem Bittgesuche nicht an den König gewandt habe?

Als nun darauf der angehende Theologe rasch erwiderte: „Er habe gehört, von dem Knicker sei nichts zu bekommen!" gab ihm der Herr die Zusicherung, er solle sich nur mit einem Bittgesuche an das königliche Cabinet wenden, das werde schon Erfolg haben, er sei etwas bei Hofe und wolle dann schon mit Jemand für ihn reden.

Der „Waldler" folgte dem Rathe, wiewohl er sich nicht viel davon versprochen haben mochte; es wurde nach einiger Zeit durch Anschlag zu dem Universitätssecretär Müller citirt, der ihm eine Rolle mit 100 fl. pro erstes Semester als Unterstützung aus der Cabinetscasse gegen Quittung behändigte.

Aloys war nicht wenig erfreut über solchen Fundes und bemerkte gegen den Secretär: „Also hat der Hoflakai oder was er war doch Wort gehalten"; erzählte auch auf Befragen dem Secretär den ganzen Hergang. Der horchte nicht wenig auf und kamen ihm etliche Zweifel; schließlich zählte der der katholischen Gottesgelahrtheit Beflissenen das Geld aus der versiegelten Rolle und siehe, oben fanden sich auf einem Zettelein die zwei Worte geschrieben: „Vom Knicker".

Die Geschichte kam unter die gesammte Studentenschaft, Aloys erhielt seinen Spitznamen davon, alljährlich aber pro Semester 100 fl. Unterstützung aus der Cabinetscasse bis zu seiner Ausweihung. Bei den letzten Zollparlamentswahlen lasen wir seinen Namen unter einem ultramontanen Wahlprogramm; die Geschichte mit ihm passirte Anfangs der Dreißiger Jahre, wo die Bildnisse der großen Herren durch die Photographie noch nicht so Gemeingut waren wie jetzt und es einem schon einfallen durfte, den Unbekannten zu spielen.

In den Dreißiger Jahren herrschte in München das regste Leben, nicht nur in der Kunstwelt, welche König Ludwig durch großartige Aufträge und Bauten zu heben verstand, sondern auch in wissenschaftlichen Kreisen. Die einige Jahre vorher aus Landshut nach Isar-Athen versetzte Universität stand gerade in ihrer Blüthe, jede Facultät hatte ausgezeichnete Lehrkräfte, die auch aus dem deutschen Auslande Studirende an sich zogen; die Zahl derselben von 1835 ist seither nicht mehr erreicht worden.

Frau v. Chezy („mit ihren Versen, da geh' sie", witzelte Saphir, der den „Bazar" herausgab) lud zu ästhetischen Thees auch altbayerische Studenten ein und setzte diesen zum Graus anstatt dem gewohnten Bier Thee mit Butterbrod vor, in dessen Innern sich kalte Fleisch- und Schinkenschnitten ꝛc. nach norddeutscher Sitte befanden. Wir erinnern uns noch mit Vergnügen, wie ein Jurist (er ist jetzt Staatsanwalt), der eine Dichterin kennen lernen wollte, bei der Verse vorlesenden Dame zum ästhetischen Thee eingeführt wurde, fast in Verzweiflung gerieth über die Zumuthung, das „Gsplempel" Abends zu trinken, da er doch nicht krank sei. Und im Heimwege äußerte er: die liebeduftenden Verse wolle er der „Alten" vergeben, aber nimmermehr das „Gfraß", das sie Einem zumuthe zu essen. Für einen Altbayer ist Butterbrod mit Wurst ꝛc. ein Gräuel. Da verstand der alte Heinrich Gottlieb Schubert es schon besser, bei dem gab es jeden Mittwoch Bier und Brod, bei Schelling mitunter Schwabenwein, der aber dasselbe Gefühl hinterließ, wie seine „Philosophie der Offenbarung".

Wohin man in München auch kam, überall wurde gehämmert, gepinselt, gebaut; jener Franzose hatte so Unrecht nicht mit der Aeußerung: „München habe zweierlei Einwohner, solche, die bauen und solche, die zusehen."

König Ludwig war früh und spät auf den Bauplätzen, um sich von dem Fortgange der Arbeiten zu überzeugen; er trug mit Vorliebe einen schwarzen Sammetrock. Die Maurer, deren es Tausende in der Hauptstadt gab, nannten ihn unter sich nur den „sammtenen Oberpalier“.

Die Pläne von allen Neubauten in München, auch die von Privaten, mußten ihm vorgelegt werden; mitunter corrigirte er auch hinein, wie er denn einmal eine so schöne Zeichnung von Gärtner, die Façade des Staatsbibliothekgebäudes, mit Bleistiftstrichen total ruinirte und dem Architecten, als der König ihm seine Ausstellungen daran andeutete, bei dem Anblick seiner Arbeit Thränen in die Augen kamen. Der König, der keinen Widerspruch duldete und seines Oberbauraths Aerger gar wohl bemerkte, schnitt diesem, als er seine Motive vertreten wollte, gleich das Wort ab: „Lieber Gärtner, Sie haben den Katarrh, da ist das viele Reden beschwerlich.“

Was der König angab, mußte nach seinen Intentionen ausgeführt werden, selbst als Professor Wiedemann die Reiterstatue, welche auf dem Odeonsplatze steht, modellirte, nahm er dessen Geduld durch Aenderungen nicht wenig in Anspruch. König Ludwig war ein schlechter Reiter, daher der Volkswitz sagte: die beiden Pagen vorn am Pferde seien gemacht worden, damit der König sicher sei vor dem Fallen.

Mit Klenze kam der König am besten aus, der billigte alle architektonischen Ideen desselben, that aber doch, was ihm gut dünkte bei der Ausführung, und wenn der König finden wollte, daß seine Anordnungen nicht ausgeführt seien, so wußte der geschmeidige Hofarchitect, der sich ein bedeutendes Vermögen erworben hat, es so zu drehen, daß der König zuletzt selbst die Meinung bekam, er habe es so befohlen. Im Nothfalle standen Herrn v. Klenze, der den König und seine Schwächen kannte, wie kein Anderer, Thränen zu Gebote, die sein langjähriger Mäcenas nicht für Katarrh halten konnte.

Der König war ein Dichter; einzelne Gedichte, besonders an „Schönheiten“ hatte man schon früher zu Gesicht bekommen; als 1829 die Sammlung zuerst bei Cotta erschien, hielt die Kritik aus Respect an sich. Der König kümmerte sich nicht gerade sehr um die glatte Form, ihm war der Gedanke Alles. Als Graf Platen, der manchmal in München sich sehen ließ und dem man den ehemaligen Lieutenant nicht anmerkte, in einer Privatgesellschaft dieß scharf getadelt hatte, sagte der König, als man ihm dieß hinterbrachte: „Dem Platen geht die Schale über den Kern, der wird nie populär werden!“ Der König wollte originell sein, darum wählte er auch für seine Prosa jene sattsam bekannte Participal-Construction nach Müllers Vorbilde, dem er zum Danke eine Grabstätte zu Kassel gekauft hat.

Wie zur Erholung machte Ludwig fast alle zwei Jahre eine Reise nach dem von ihm mit Vorliebe besuchten Italien, daher er denn auch italienische Landschaftsbilder von Rottman à la Fresco unter den Arkaden ausführen ließ, die für Bayern, speciell München, gar keine Interessen haben können.

Von Rom aus machte König Ludwig 1836 einen Abstecher nach Athen zu seinem Sohne Otto, dem Opfer der väterlichen Vorliebe für die Classicität. Die Akropolis besuchte er fast täglich, und selten verließ er diesen Gipfelpunkt des Hellenenthums, ohne einen Stein, das Bruchstück eines der ehemaligen Zierden derselben, mitzunehmen. Die ganze Sammlung warf bei der Abreise der Kammerdiener weg.

König Ludwig unterhielt sich in seiner Weise gerne mit den deutschen Soldaten, die in Bayern für Griechenland angeworben worden waren, aber er wollte keine Klagen hören. Einem dickbäuchigen Feldwebel, der in Athen auf die Frage: „Wie es gehe?“ antwortete: „Schlecht, Ihro Majestät!“ sagte der König: „Fehlt halt das Münchener Bier. Mir geht es auch nicht zum Besten; hab' wenig Dank vom Landtag daheim.“ Als etliche Soldaten über das Essen klagten, bemerkte der König und dieß ist sehr charakteristisch: „Ich kann nicht begreifen, warum Ihr klagt; auf meine Tafel in München kommen Oliven als Seltenheit und hier ißt sie der gemeine Soldat!“

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Herr Bampfl.) Wien ist wieder um eine Volksfigur ärmer, der sogenannte „Herr Bampfl“ ist dieser Tage im allgemeinen Krankenhause daselbst gestorben. Derselbe hieß eigentlich Joseph Bollerner und ward nach dem Tode seines Vaters Besitzer von nicht weniger als vier Häusern in Wien. Er verschlemmte aber sein ganzes Vermögen, welches man über eine halbe Million schätzte; sein Körperzustand nahm dem entsprechend zu und bald war er als der dickste und schwerste Mann von Wien bekannt. Seitdem trug er auch den Spitznamen: Herr Bampfl, den erst seine Freunde gebrauchten, und der sodann in das Volk überging. Als sich seine Vermögensumstände verschlechterten, war ihm jedes Erwerbsfeld abgeschnitten, er speculirte nun mit seiner Person und seinem Humor und bald war er ein gesuchter Gast in den Vorstadtgasthäusern, ja selbst bei Privattafeln. Er ist eigentlich der letzte Tischnarr Wiens. In den letzten Jahren versiegte aber sein Humor, sein Ruf sank, und im Jahre 1866 ließ er sich in einer Praterhütte für 5 Kreuzer sehen, er wog damals 462 Pfund. Seitdem war er verschollen, bis er vor wenigen Monaten, an Wassersucht leidend, in das allgemeine Krankenhaus kam und daselbst starb.

(Ein Krüppel als Mörder.) Unlängst ist in der Umgegend von Wilna eine unerhörte Schandthat verübt worden. Ein Bettler ohne Beine, der sich viele Jahre auf seinen Holzbeinen in der Stadt herumgeschleppt hatte, ging aufs Land, um daselbst Almosen zu sammeln. Ungefähr 10 Werst von der Stadt erhielt er auf der Meierei eines wohlhabenden Szlachcicen Speisen und Nachtquartier. Er erfuhr bei dieser Gelegenheit aus einem Gespräche des Wirthes mit seiner Frau, daß ersterer am folgenden Tage mit einer Summe von 70 Rubel nach Wilna zu fahren gedenke. Am folgenden Morgen bedankte sich der Bettler bestens für die ihm gewährte Gastfreundschaft und ging dann fort. Bald darauf machte sich auch der Szlachcic auf den Weg. Da er den Bettler bald einholte, fragte er diesen, ob er nicht mit ihm fahren wollte. Natürlich wurde das Anerbieten mit Dank angenommen; es war dem Stelzfuß jedoch unmöglich, allein in den Schlitten zu steigen. Um ihm zu helfen, stand der Szlachcic auf und umfaßte ihn mit beiden Armen. In demselben Augenblick blitzte aber auch das Messer, und der Unglückliche sank mit durchschnittener Kehle zur Erde. Nachdem der Bettler ihn beraubt, humpelte er ruhig seines Weges weiter. Das Pferd kehrte mit dem Schlitten nach Hause zurück. Die erschrockene Frau schickte sofort den Knecht dem Manne nach. An der Stelle angekommen, wo der Leichnam lag, fand der Bote Blutspuren, und diese führten ihn direct zu dem Bettler, der sich nicht einmal die Mühe gegeben hatte, sich von dem Blute zu reinigen, welches von seinen Kleidern triefte und sein Verräther wurde. Da er sich dem Knechte mit dem Messer in der Hand zur Wehre setzte, fing dieser ihn mit einer Schlinge ein und brachte ihn so nach Wilna.

(v. d. Decken.) In der letzten Sitzung der geographischen Gesellschaft in Berlin am 7. März theilte Dr. Kersten die letzten und wie es scheint, authentischen Nachrichten über den Tod des

Barons v. d. Decken mit, in ihren Details eine grauenhafte Tragödie enthüllend, wie der Reisende von seiner Umgebung heimlich aller Widerstandsmittel beraubt worden sei, um ihn dadurch zu friedlichen Vorschlägen zu zwingen, wie sie ihn entwaffnet und gebunden hätten, vermeintlich seiner eigenen Sicherheit wegen, wie sie ihn nachher aber nicht vor den Händen seiner blutgierigen Feinde hätten schützen können. Diese hätten ihn dann, völlig wehrlos und und knirschend in ohnmächtiger Wuth, nach dem Ufer des Flusses fortgeführt, wo man ihn einige Stunden später fand, mit einem Schuß in den Unterleib und einem Messerstich in der Brust.

Correspondenzen.

Wiesbaden, 12. März.

Das Jahr 1868 hat mit erneuter **Baulust** in unserer Stadt begonnen. An der oberen Rheinstraße sind drei Bauquartiere zugleich eröffnet worden und für das vierte, vor der Adelheidstraße, macht sich bereits eine lebhafte Agitation geltend. Sodann betreibt eine Gesellschaft für Capitalisten und Bauunternehmern die Eröffnung neuer Linien von Landhäuser entlang der unteren Wilhelmstraße und der Taunusbahn. Endlich hat die Stadtgemeinde eine fünf Morgen große Fläche (die Dern'sche Besitzung) in der Marktstraße erworben, um dort ein den Verhältnissen der Stadt entsprechendes Rathhaus und eine Markthalle zu errichten, in welcher unsere Marktweiber „zu Damen der Halle" modernisirt werden sollen. Der reale Hintergrund für diese außerordentliche Entfaltung aller Kräfte des Capitals und der Arbeit besteht in dem ebenso außerordentlichen Zuzuge in unsere Stadt, welcher 1867 über 2000 Seelen betrug. Der lebhafte und dabei gesunde Sinn unserer Bevölkerung hat die Stadt sich durch die veränderten Verhältnisse nicht entmuthigen lassen. So sehen wir denn vor allen anderen ganze Schaaren unserer neuen Landsleute und norddeutsche Bundesgenossen einwandern, so daß die Stadt anscheinend nochmals erobert wird, dießmal freilich in anderer Form: mit klingender Münze. Von öffentlichen Gebäuden kommen in diesem Jahre die neue Synagoge und die höhere Bürgerschule in Vollendung, beide Gebäude neue Zierden der Stadt. — Die **Bälle** und sonstigen Vergnügungen, unter denen sich die carnevalistische Abendunterhaltung im Kurhause durch Witz und Humor auszeichnete, wollen fast kein Ende nehmen. Die Musik der 80. Füsiliere spielt von nun an jeden Dienstag und Freitag [nicht hinter, sondern] vor dem Kurhause zwischen zwölf und ein Uhr. Man treibt hier also, wie Sie sehen, sehr gemüthlich dem Frühjahre und Sommer zu. Der grüne Tisch im Kurhause wird dießmal noch für Diejenigen, „welche Einen Gulden zu setzen haben", gedeckt sein, nur nicht an Sonn- und Feiertagen, für welche uns das Abgeordnetenhaus „Stille" decretirt hat. — Mit großen industriellen Unternehmungen hat Wiesbaden kein Glück. Das Actienbier ist „ausgelaufen" und die Brauerei eingestellt. Dasselbe ist von der Jagd zu melden, die in ihrer „Freiheit zweiter Auflage" manchen schönen Braten lieferte. Die Zehn-, Zwölf- und Achtzehnender unter der Platte sind stark decimirt worden. Dagegen erfreuen sich „die herzoglichen Sauen im Park" der gewohnten Ruhe. Mit der äußeren Physiognomie der Stadt hat sich in gleichem Grade diejenige aller Kreise geändert, die „nordischen Barbaren" sind überall eingedrungen, ausgenommen in die stillen Räume des Casinos, in welchem „die schwarze Katze" vor wie nach „nur die alten Herren" sieht. Der neu gegründete „Grand Circle" hat sehr bald mit „Grand Scandal" geendigt. Die Einleitungen zur Kur warten nur auf besseres Wetter; die Eröffnung des Kursaals findet indessen, wie üblich, am 1. April statt.

Frankfurt, 13. März.

Concert der Herren Perz und Vögel, großh. hess. Hofopernsänger, am 10. März.

Bei zwölf Concertnummern zehn Mal Gesangsstücke mit Pianobegleitung! Wahrlich, das ist auch für den willigsten, dankbarsten Zuhörer ermüdend. Zudem sieben Mal Piecen aus Opern und hierzu nur als mageren Ersatz der Orchesterbegleitung: das Klavier. Warum denn auch nicht Lieder singen, Lieder mit dazu componirter Begleitung, die für den Concertsaal bestimmt sind? Frau **Peschka-Leutner**, wie Fräulein Clara **Perl** machten hierin die Ausnahmen. Erstere sang das bekannte Lachner'sche „Waldvöglein", wie wir uns die Ausführung desselben fast nicht schöner vorstellen konnten. Daß sich aber Herr **Neumann** nicht vorher genau mit den Stimmungsverhältnissen zwischen Piano und Horn vertraut machte, fanden wir nachgerade unverzeihlich. Eine so ausgezeichnete Sängerin einer solchen Tortur auszusetzen! Nein, das war nicht collegialisch! Was nützt dann auch ein schöner Ton, ein guter Ansatz, ein durchaus künstlerisches Behandeln des Instrumentes, wenn es beinahe einen Viertelston zu tief klingt! Von Fräulein Perl hörten wir die Arie des Tancred „Di tanti palpiti", bekanntlich ein Probirstein für Altistinnen, ein Kirchenlied von R. Mulder und eine Ballade von Proch. Die talentvolle Sängerin excellirte wieder durch ihre sonore Tiefe; dagegen läßt die Ausgleichung der Register noch zu wünschen übrig. Das Frankfurter Publikum, das so gerne bereit ist, aufstrebenden, jüngeren Kräften aufmunternden Beifall zu zollen, ließ ihn auch hier nicht fehlen. Die künstlerischen Leistungen der Herren **Nachbauer** und **Greger** sind hier hinlänglich bekannt. Deßhalb referiren wir nur, daß von Herrn Nachbauer eine Arie aus „Romeo und Julie" von Gounod und von Herrn Greger eine Arie aus dem „Nordstern" gesungen wurde. Eine gute Ausführung wiederfuhr dem schönen Duett aus „Hans Heiling" von Marschner durch Frau Peschka-Leutner und Herrn Nachbauer. Auch durch das Sextett aus „Lucia", das nicht nach dem Programm zuletzt, sondern als Schluß der ersten Abtheilung kam, wurde uns in der hier beliebten Stimmenzusammenstellung ein recht mächtiges Ensemble geboten, dessen Mitglieder sich gegen das Ende hin in zu kräftiger Weise überboten. In dieser Nummer vermißten wir übrigens am meisten das Orchester, das Herr Capellmeister **Neswadba** am Klavier zu ersetzen bestrebt war. Die Stimme des Fräulein **Mahlknecht** scheint sich hinsichtlich des Timbre und Ansatzes mehr zum dramatischen Gesang zu eignen, weniger Erfolg erzielte sie durch die Arie aus „Don Juan" als in der herrlichen Reproduction des großen Duetts aus den „Hugenotten", in welchem sie mit Herrn Greger zusammenwirkte. Ein Duett von Gabussi „Die Seemänner" wurde von den Concertgebern anerkennenswerth ausgeführt.

Es erübrigt noch zu constatiren, daß Herr M. **Wallenstein** einige Solostücke auf dem Piano in gewohnter Meisterschaft spielte und uns durch die Wahl einer sehr interessanten, leicht faßlichen Composition Andante und Variationen für zwei Flügel von Robert Schumann einen sehr befähigten Schüler vorführte: es war dieß Herr Anton **Urspruch**. F.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Leipzig, 11. März. Vorgestern constituirte sich das **Mendelssohn-Bartholdy-Comite** definitiv. Stadtrath Dr. Lippert-Dähne erhielt den Vorsitz. Man beabsichtigt, Mendelssohn zum Danke, für die Hebung Leipzigs in musikalischer Hinsicht durch seine Leitung der großen Concerte ein Denkmal zu setzen, welches allerdings erst zwanzig Jahre nach seinem Tode kommt. Leipzig zehrt noch fort und fort an dem ihm von jener Glanzperiode der Gewandhausconcerte überkommenen Ruhme.

Kupferstich. Der in letzter Zeit vernachlässigte Zweig der bildenden Kunst, der Kupferstich, erfreut sich neuerdings wieder größerer Aufmerksamkeit und Pflege. So hat die österreichische Regierung gegenwärtig den Entschluß gefaßt, jährliche Subventionen von 500 bis 1000 Gulden für österreichische Kupferstecher zu stiften. Die „W. Z." veröffentlicht bereits das Programm. Wer sich um eine derartige Subvention bewerben will, hat Proben seiner Befähigung und Ausbildung vorzulegen und das Original eines österreichischen Künstlers — Gegenstand der österreichischen Geschichte oder Bildnisse ausgezeichneter österreichischer Staatsmänner, Feldherren, Gelehrten rc. — zu bezeichnen, welches er zu stechen beabsichtigt; denn auf Grabstichel und Radirnadel ist die Vergünstigung ausdrücklich beschränkt. Die Subvention wird vom Oberstkämmereramt zuerkannt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 14. März: Gastdarstellung der Frau **Niemann-Seebach** vom königl. Hoftheater in Hannover. **Egmont**, Trauerspiel in 5 Acten von Goethe. Die zur Handlung gehörige Musik ist von L. van Beethoven. Clärchen: Frau **Niemann-Seebach**.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 114.)

Sonntag, 15. März: Die Zauberflöte, große Oper in 2 Acten von Schikaneder. Musik von W. A. Mozart.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 115.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Fis. — Druck und Verlag. Keller & Rost in Frankfurt a. M.

// Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 75. Sonntag, den 15. März 1868.

Die Zitherschläger.

Eine Dorfgeschichte aus Österreich von August Silberstein.

(Fortsetzung.)

9.
Juchhe und Auweh.

In der Stadt tauchte bald ein Anschlagzettel an den Straßenecken auf. Die berühmten „Natursänger" waren da angekündigt. Diese sollten sich in einem Wirthshause hören lassen. Und dabei war auch auf die „Waldnachtigall" besonders aufmerksam gemacht, eine Sängerin und Zitherschlägerin.

Die arme Stanzl stand in einem Leibchen, wie sie es nie zu Hause getragen, in einem Rock mit Schnickschnack verbrämt, wie es im ganzen Thale weit und breit kein Mädl und kein Weib jemals besessen, oder gemacht hat, vor den Leuten.

Der Jörgl hatte das Alles so geordnet, so mußte es sein, er verstand das!

Die Stanzl hing nun von ihm mit Leib und Seele ab. Sie hatte keinen rothen Heller, den er nicht herlegte, oder in der Hand behielt. Sie war ihm verkauft, ja mit einem Contract an ihn gebunden, den er ihr wie eine Teufelsverschreibung vorhalten konnte.

Daheim hatte er sich prächtig aus der Schlinge gezogen!

Auf die Andeutung des Schulgehilfen, in dessen Brief nämlich, welchen ihm der Obermaier vorhielt, nannte er den Schreiber solcher Worte einen „rechten Lumpen", der nur ihn, den Ehrenmann, in die Schlinge ziehen wolle, die er von dem eigenen Haupte wende!

Er erbot sich noch zum Suchen der Stanzl, — er reiste rasch ab, um dieß zu thun — — der liebe Freund!

Er war wohl rasch verschwunden. Aber auch dort war er rasch, wo er, nach Verabredung, erwartet wurde.

Der Stanzl schlug Anfangs das Herz, sie zitterte, als sie vor die Leute kommen sollte. Aber der Jörg hatte für Zusprecher, für Lustbarkeit und lärmendes Beifallgeben gesorgt.

Und so kam sich Stanzl nach den ersten Tagen des Flitters, trotz alles Beifalls, doch immer elender in ihrem bunten Flitterzeug vor. Es biß ihr doch der Tabaksrauch in die hellen Augen. Und endlich ward ihr auch, bei dem Verwandeln der Nacht in Tag, doch immer öder und leerer im Herzen.

Wenn sie des Morgens nach einer, zwischen Lärm, Trinkgeschirr- und Essengeklapper, Jauchzen und Johlen, Tabak- und Stubendampf zugebrachten Nacht, in ihr Stübchen und auf das fremde Lager ging, da dachte sie, wie sie daheim jetzt die Lerchen singen hören und mit der Sichel im thauigen, goldgrünen Grase sein könnte! Sie stellte sich die Leute vor, die jetzt gesund erwachen und frisch in Feld, Wald und Berg gehen.

Sie aber mußte erst schlafen gehen!

Sie hörte, in der Erinnerung, die Wasser rauschen, das Lüftlein im Laub ziehen, sah die Halme nicken, die Tropfen glitzern und hörte die Vögel singen.

Die Augen gingen ihr über. Die waren ohnehin roth. Und sie mußte bei Tage die müden, brennenden Augen im Schlafe heilen. Im Schlafen und im Träumen! Ob auch solch ein Schlaf erquickt? Und sie wurde immer blässer, ihr Herz wurde trüber. Es war — — wie der Schulgehilfe gesagt.

Ein einziger Trost blieb.

Ein Kaufmannssohn liebte sie. Er war täglich bei ihr. Er lauschte ihrem Sang und Klang. Er schwor ihr Liebe. Das leere Herz füllte sich mit seinem Bilde, mit seinen Versprechungen. Er ließ es daran nicht fehlen.

Er hatte ihr das Heirathen versprochen und sie ihm ihr Herz ganz hingegeben. So hoffte sie Erlösung und Glück.

Eines Tages kam ein Brief. Dieser Brief enthielt, es ginge doch nicht, daß sich der angesehene Kaufmannssohn aus der Stadt mit einer Zitherschlägerin und öffentlichen Sängerin verheirathe, er sei anderwärts verlobt, es sei zu Ende.

Da brach ihr das Herz, da begann sie ganz kopfhängerisch zu werden und zu kränkeln.

Der Jörgl konnte das nicht brauchen. War sie unwohl, zwang er sie zum Singen. Sie mußte aus dem Bette auf das Brettergerüst. Sie war ja auf dem gedruckten Zettel den Leuten versprochen!

Ihre Hände zitterten und konnten die Saiten kaum greifen, ihre Stimme glitt aus und konnte nicht zu Klang und Kraft kommen. — Ihr Herz und Sinn waren gar nicht bei Lust und Zeitvertreib.

Das Publikum hatte aber Bier und Wein, und gezahlt, und war lustig!

Weil's also nicht so ging, wie die Leute in der Wirthsstube wollten, fingen sie zu lärmen, zu zischen und zu pfeifen an.

Einer, ein ausgelassener, wohl auch trunkener Kerl, nahm einen Speiserest und schleuderte diesen nach der „Fledermaus", wie er die „Nachtigall" umtaufte, dahin.

Sie war getroffen, sie sank auf den Stuhl hinter ihr zurück, und brach in Thränen aus.

Sie konnte kaum mehr nach Hause, in ihr Stübchen gehen.

Sie wurde krank, sehr krank!

Früher hatte sie Kreuzer zu Kreuzer gespart, um doch vielleicht heimgehen zu können und dem Jörgl seinen Flittertand zu bezahlen, mit dem er sie behängt und den er gar hoch anrechnete. Jetzt hätte sie gerne noch das Letzte gehabt, um dieß zu können, und sie stellte sich es oftmals vor, wie sie doch daheim um Verzeihung bitten und selbst auf den Knieen wiederkehren wolle, so lange sie rein geblieben und nicht unter der Last erlegen!

Sie ward aber immer kränker und elender. Sie lag und fieberte. Das junge, heißblütige Leben war im Fieber noch heftiger.

Der Tod sah sich im Zimmer um und schien an's Bett treten zu wollen.

Jörgl gewahrte dieß erst mit Entsetzen. Dann aber dachte er, das Schlimmste wäre in jedem Falle, bei dieser Geschichte auszuhalten. Werde das Mädl allmälig gesund, so habe er Krankenwärter zu bleiben und eine unnütze, kostspielige Person zu pflegen, hinterher auch noch etwa die Familie des Mädchens auf dem Halse. Sterbe sie, so habe er unnütze Kosten und das Leid, das ihm auch noch sein Geschäft verderbe. Es sei daher in jedem Falle das Beste, gar nicht da zu sein!

Er packte seine sieben Sachen, noch mehr, die ihren dazu, nahm ihr den letzten Heller, damit ihn kein Anderer etwa bekomme, verließ sie und ging davon, in Nacht und Nebel.

Stanzl lag im Fieber zum Sterben, — die Nachbarsleute holten den Pfarrer!

(Schluß folgt.)

Züge aus dem Leben und der Zeit Ludwigs I., weiland König von Bayern.

(Schluß.)

In Athen legte König Ludwig den Grundstein zu dem schönen Palais für seinen Sohn Otto, dessen Andenken für Bayern die Propyläen in München fast wie eine Satyre erhalten, wenn schon längst jene Millionen verschmerzt sein werden, die im Geheimen nach Griechenland aus dem Staatssäckel geflossen sind. Nur eine Million konnten die Finanzkünstler jener Zeit nicht unterbringen, sie figurirte mehrere Jahre in den geheimen Sitzungen der bayerischen Ständekammer und wurde als schwebende Schuld bis 1849 mitgeschleppt in den Rechnungen, wo dann Lärm geschlagen wurde und König Ludwig zuletzt, gedrängt durch Androhungen landständischer Erörterungen über diese Privatschuld, über die eine von ihm unterzeichnete Urkunde existirte, die Million in Staatspapieren in die Staatscasse schickte.

„Ich möchte nicht unumschränkter Herrscher sein!" Diese Phrase figurirte in einer seiner ersten Thronreden und erweckte damals große Hoffnungen auf das Entfalten des bayerischen Constitutionalismus, aber bald kam die Enttäuschung. Mit dem Landtag 1831 erschien der geänderte Sinn der Regierung, die Preßfreiheit wurde eingeschränkt, die Kammer der Abgeordneten genehmigte nicht verlangte Summen für Gemälde, den Odeonbau, die Arkaden u. s. w., die Reichsrathskammer stand dem Könige zur Seite. Immer herber trat die Regierung auf nach dem Hambacher Fest; Verhaftungen und Processe wegen Majestätsbeleidigung, Abbitte vor dem Bildnisse des Königs trafen die Wortführer, Beschwerden fanden kein Gehör bei der Krone. Gebildete Männer wurden, zur Gefangenschaft in Strafanstalten begnadigt, wie gemeine Verbrecher behandelt; es trat eine lächerlich werdende Ueberwachung der Studirenden an den Universitäten ein, die so weit ging, daß bei einer Stunde Wegs Entfernung von der Stadt Gendarmen die vorgeschriebenen Pässe verlangten. Unter Abel begann die Herrschaft der Hofpartei drückend zu werden: den protestantischen Soldaten und Landwehrmännern wurde die Kniebeugung vor dem Venerabile zugemuthet, der Bischof von Passau ordnete eine Trauerfeier für die 1841 verstorbene Stiefmutter des Königs, die Königin Karoline, als für eine Ketzerin; in Altötting etablirten sich die Redemptoristen, den Advocaten, als zur Kategorie der königlichen Beamten gehörend, wurde der Eintritt in die Ständekammer verweigert.

Der heftigste Streit erhob sich über die Verwendung der baaren Steuerüberschüsse, welche die Regierungspartei für den König in Anspruch nahm. Minister v. Abel ließ sich zu Aeußerungen hinreißen, die ihm die heftigsten Entgegnungen zuzogen, besonders als er die Theorie aufstellte, sie, die Minister, seien königliche Diener und als solche nur dem Könige verantwortlich, nicht dem Landtage. „Vergessen Sie nicht, Herr Minister", rief ihm der Bürgermeister von Regensburg, Thon-Dittmer, in öffentlicher Sitzung zu, „wer wir sind! Wir sind Repräsentanten des Volkes und verlangen die Achtung, die uns als solche gebührt, und wir haben Mittel, uns diese zu erzwingen!"

Diese „Erübrigungen" spielen im vormärzlichen Constitutionalismus eine große Rolle. Sie waren bedeutend; man berechnete sie auf jährlich etliche Millionen. Erst 1846 endete der Streit durch Vermittlung des Grafen Giech, die Kammern erhielten das Recht, die Verwendung derselben fortan zu bestimmen. Erwägt man nun, daß 1834 die Civilliste des Königs auf 2,350,580 fl. für immer festgesetzt worden ist von den Ständen des Reiches, daß die Pfälzer Linie kein Hausvermögen hatte, König Ludwig aber, trotz seiner Millionen verschlingenden Bauten (man schlägt sie allein auf 30 Millionen an) während seiner Regierung, einer der reichsten Privatfürsten in Europa gewesen sein soll, so läßt sich in Hinweisung auf diese „Erübrigungen" das finanzielle Räthsel vielleicht lösen.

Minister Abel, der 1847 einer spanischen Ballerino (die Regierungsnummer mit der Ernennung derselben zur Gräfin Landsfeld ist eine begehrte Seltenheit geworden) weichen mußte, klagte später über Undank, denn seine treuen Dienste wurden mit einem Mannslehen in der steinigen Oberpfalz belohnt, das, abgesehen von seiner geringen Ertragsfähigkeit seiner Familie keinen Nutzen bringen konnte, weil er nur eine Tochter hinterlassen hat.

Die Ereignisse des Jahres 1848 in München und Bayern gehören der Geschichte an. König Ludwig I. entsagte freiwillig am 20. März der Regierung, ein Schritt, von dem ihn der oben erwähnte Reichsrath Graf Giech, den er zuerst in das Vertrauen gezogen, vergebens hatte abhalten wollen. Die Feder, mit der er die Abdicationsurkunde unterschrieben, gab er zur Aufbewahrung an die „vereinigten Sammlungen".

Fortan verschwand König Ludwig am politischen Horizont und enthielt sich streng aller Einmischung in Staatsangelegenheiten. Ihm wurde der Schmerz, vier Kinder — in einem Jahre zwei — zu verlieren; er äußerte darüber am 31. December 1864 gegen einen Vertrauten nichts als: „Das war ein hartes Jahr." Seit einem Decennium bedachte er vorzugsweise Klöster und katholische Wohlthätigkeitsanstalten mit Spenden, hat aber das Herz für alles Große nicht verloren, wie seine Stiftung für das Germanische Museum zu Nürnberg bezeugt.

Mögen Ludwigs Schwächen bei ihm stärker hervorgetreten sein als bei anderen Fürsten, die Geschichte wird ihm stets den Ehrenkranz bewahren: es war ein Deutscher durch und durch, als bayerischer Herrscher hatte er immer des großen Vaterlandes Glanz und Größe dem Auslande gegenüber im Auge und das schöne Märchen vom Dornenröschen findet an ihm, dem Erwecker der Kunst, seine schönste Allegorie.

Fr. Sehs.

Trauerfeierlichkeiten der Münchener Kunstgenossenschaft.

München, 13. März.

Die Münchener Kunstgenossenschaft schloß gestern Abend die Trauerfeierlichkeiten für König Ludwig I. von Bayern mit einer Huldigung, wie sie wohl noch keinem Fürsten von solcher Seite dargebracht worden sein mag, und wählte dazu einen Platz,

der, von Prachtgebäuden gebildet, dieser einen ganz eigenthümlichen Charakter verlieh. Man darf sagen einen antiken, denn als sich der lange Zug der Künstler auf dem Königsplatz in Doppelreihen an den Propyläen sammelte und die Trauermärsche herüberklangen, diesen aber ein feierlicher Choral aus den Hallen des Prachtgebäudes folgte, da konnte man glauben, es finde eine antikgriechische Todtenfeier statt.

Nach 7 Uhr ging der Zug, eröffnet von Reitern in Trauerkleidung, von dem Sammelplatze an der Akademie der Künste ab. Jeder Gruppe voraus wurde ihre Fahne, umwunden mit Kränzen und Trauerflor, getragen. Die Trauerfahne der Künstler begleiteten vier junge Künstler mit Palmenzweigen. Ihr folgten die Deputationen der Kunststädte Düsseldorf, Nürnberg, Dresden, Wien, Darmstadt, Weimar, Stuttgart, Hamburg, begleitet von den Vorständen der Münchener Künstlergesellschaft. In Mitte des Zuges wurde das Künstlerwappen getragen, begleitet von zwei Pagen mit Immortellenkränzen; ein Dritter trug auf einem Kissen den Lorbeerkranz. Zur Seite gingen vier junge Künstler mit Palmzweigen, umgeben von sechs Kranzstangen. Nachdem sich der große Zug zwischen dem Ausstellungsgebäude und der Glyptothek aufgestellt hatte, was für die weit entfernten Zuschauer mit dem architektonisch-antiken Hintergrund einen pompösen Anblick darbot, erscholl aus den Propyläen der schöne Choral „Mitten im Leben“. Von den Stufen des Ausstellungsgebäudes, ein Dorischer Tempel, warf ein elektrisches Licht seine Strahlen hinüber auf die Glyptothek, auf deren Stufen eine Menge Zierpflanzen standen. Maler Stieler, als Schriftführer der Münchener Künstlergenossenschaft, hielt nun folgende Rede:

„Ihr Künstler, die Ihr unter Trauerklängen mit umflorten Fahnen zu diesem stillen Tempel gezogen seid, klagt nicht, daß Euch der Tod den edlen Hort und Schutzherrn, daß er den liebevollen Vater Euch geraubt. Des entschlafenen Fürsten Erdenwallen war ein langer, klarer, heiterer Tag, geschmückt mit Allem, was das Leben beut; vom Sonnenstrahl der Kunst beleuchtet und erwärmt. Wehklaget nicht, der Tod, er ist der Freund des Menschen, er ist beglückend; ein schöner Jüngling, der den Erdenkindern befreiend ihre Schwingen löst, die Fackel löschend ihrer Lebenstage. So stellten ihn vergangene Zeiten dar; solch tröstend heiteres Bild mag unseren Schmerz verklären auf dieser kunstgeweihten Stätte, die Ihr gewählt zur Königs-Todtenfeier. Ihr stillen Marmor-Tempel hier, durch deren stolze Säulenpracht des alten Hellas Geist neu auferstanden weht, ihr bleibt im Sturm der Zeiten die schönen und beredten Zeugen seines Ruhmes! Der Künstlerfürst, deß' mächtig Wort in glühender Begeisterung euch schuf; der euch erstehen ließ in Marmorschönheit; der König zog jetzt ein in andern Tempeln, als Bürger der Unsterblichkeit! Nimm hin, entschlafener Fürst, den Lorbeerkranz, den Deine treue Künstlerschaft Dir weiht, als Lieb- und Dankeszeichen. In dieser säulengetragenen Halle, Deiner ersten Schöpfung, verbleibe nun für alle Zeiten Dein Haupt mit ihm bekränzt! Von dem edlen Schlußstein Deiner Künstlerthaten aber, von jenem in die stille Sternennacht aufragenden Säulenthor ertöne feierlich der Trauersang! Verklärt sieh milde lächelnd auf unsre Huldigung herab; Dein Geist, er schwebe zu uns nieder und walte für immerdar auch unter unsern Enkeln, ewige Begeisterung zu wecken und zu schirmen „Die hohe Würde und den hohen Ernst der Kunst!“

Das große Thor der Glyptothek war geöffnet. Wie vom magischen Lichte beleuchtet, sah man die Colossalbüste Ludwigs in der herrlichen Vorhalle. Es gewährte dieß einen Anblick, der Jedem unvergeßlich sein wird. Bildhauer Knoll, als Vorstand der Münchener Künstlergenossenschaft, begab sich mit der Deputation in diese und wurde die königliche Büste bekränzt. Es war dieß eine Krönung, wie sie die Kunst nur ihren Begnadigten bietet; es senkten sich die Fahnen, während Knoll die Huldigungsrede sprach:

„Sein edler Genius weilt nun in Walhalla! Von diesen lichten Höhen der Unsterblichen, erhabener König, blicke freundlich nieder und segne das stille Walten Deiner Künstler, auf daß Münchens Ruhm nimmermehr erblasse. Ihr aber, werthe Kunstgenossen, habet Dank, die ihr aus nahen und fernen Gauen Deutschlands hieher gewallt, um trauernd mitzuschmücken das theure, vielgeliebte Fürstenbild. Der Kranz dankbarer Huldigung und Liebe, durch euch ist er zum deutschen Ehrenkranze auf dem verklärten, schönen Königshaupte geworden. Von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert, bis in die fernsten Zeiten — ewig bleibe ein leuchtend Vorbild Bayerns Künstler König Ludwig der Erste.“

Von den Propyläen herüber erklang nun feierlich der alte classische Chor: „Integer vitae“, dann begab sich der ganze Zug mit seinen drei Musikcorps zum nahen Karolinenplatz, sich reihend im engeren Kreise um den Obelisken, und nach Absingen des dem König zu Ehren von Stunz componirten Walhalla-Liedes wurden die Fackeln erlöscht.

So feierten die Künstler Münchens das Hinscheiden eines deutschen Fürsten, dessen Lieblinge sie waren, mit deren Hülfe er so Großes schaffte und seinen Namen verewigte! — An dieser erhebenden Feier nahmen auch die Professoren der Akademie Theil. Die Leitung hatten die Maler Lichtenfeld, Hartmann, Barthelman ꝛc. übernommen, und machte die Durchführung ihnen alle Ehre.

Frankfurter Theater.

Gastspiel von Marie Seebach.

Die abgelaufene Woche brachte uns im weiteren Verlauf des Gastspiels von Marie Seebach die Aufführungen von „Adrienne Lecouvreur“, „Othello“, „Mathilde“ und „Egmont“. Ueber die letzte dieser Vorstellungen, die erst heute (Samstag) Abend stattfindet, können wir noch nicht berichten, über die erste möchten wir lieber nicht berichten, da uns dieses widerwärtige Product französischer Effecthascherei und verdorbenen Gefühlsraffinements so unsympathisch ist, daß uns jedes Wort reut, das wir über diese pathologisch-dramatische Nervenkitzelei verlieren müssen. Ueber der Aufführung waltete ein Unstern, der seine Schatten auf das Ganze und auf alle Einzelnheiten warf. Der Abend war ein recht gründlich verunglückter. Marie Seebach selbst war nicht an ihrem Platze. Es wird der großen Künstlerin, die über so viel geistige Kraft und vollendete Technik verfügt, eine Rolle nicht mißglücken. Sie wird dieselbe in dem Grundton nie vergreifen. Aber wir fordern von einer Seebach das Höchste. Sie soll uns ergreifen und erschüttern, ein Funken des heiligen Feuers, das in der Brust der wahren Dichter und Künstler glüht, soll electrisch auf uns überspringen. Das war nicht der Fall. Die Adrienne ist ein durch und durch französischer Charakter und Marie Seebach sucht und findet ihre Größe in der Wiedergabe ächt deutschen Wesens. Es fehlen ihr für diese Rolle jene primitiven, schrillen Accente der Leidenschaft, wie sie einer Rachel, einer Janauschek zur Verfügung stehen. Ihr ganzes Wesen, schon der Klang ihrer Stimme ist zu milde, zu weich. Wir glauben an ihre unendliche Liebe, aber nicht an ihren tödlichen Haß, nicht an die versengende Gluth ihres Rachedurstes. Den letzten Act spielte sie bei Alledem wunderbar schön. Ueber die übrigen Darsteller ist Gutes nur zu berichten von Herrn Schneider, der als Moritz jedoch nicht chevaleresk und liebenswürdig genug war und von Herrn Zademack, der den Michonnet richtig erfaßte und durchführte, ohne der Rolle jedoch gerade die Bedeutung zu verleihen, die sie erlangen kann. Der übrige Rest der Aufführung ist — Schweigen!

Die Vorstellung des „Othello“ dagegen bot reineren Genuß. War sie auch im Ensemble keineswegs das Ideal der Vollendung, so war doch andererseits Nichts vorhanden, was geradezu störend oder belästigend wirkte. Die Desdemona von Marie Seebach ist eine lichte, von dem verklärenden Schimmer edelster und reinster Weiblichkeit umflossene, ächt poetische Erscheinung. Schon das erste Auftreten bringt einen wunderbaren und entscheidenden Eindruck hervor. Wer könnte sich wohl in der Phantasie ein schöneres Bild der lieblichsten und beklagenswerthesten Dulderin ausmalen, als es Marie Seebach gibt? Die feine Gestalt, das ideale Profil, die langen röthlichblonden Locken, das tiefe, seelenvolle Auge, in dem ein ganzer Himmel von Liebe und Hingebung liegt, — wer malte dieß Alles schöner und wahrer, als es hier verkörpert vor uns steht. Schon in der ersten Scene ließ uns Marie Seebach einen Blick in Desdemonens Kindesseele, die wie ein offenes Buch vor uns liegt, thun. Wie reizend schmiegte sich das feinfühlige, zarte Wesen an den rauhen Kriegsmann, in dem sie die kühne, thatenreiche und gereifte Männlichkeit verehrt und liebt. Welch eine Athmosphäre von Wohlwollen und Herzensgüte verbreitet sie in den späteren Scenen um sich. Dann aber, als sich über den heiteren Sonnentag des kurzen Glückes drohend die Wetter ballen, welch einer engelsgleichen Sanftmuth und Geduld, welch einer himmlischen Resignation leiht sie die tiefbewegenden Töne. Wahrlich, Jeden, außer den durch wahnsinnige Leidenschaft Verblendeten, mußten diese Zeichen der Unschuld rühren und überzeugen. Aber Shakespeare wollte eben die

innige Verblendung der furchtbarsten Leidenschaft zeichnen. Quem deus perdere vult, obcaecat: Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit.

Wer aber vermöchte in Blick, Geberde und Ausdruck das tiefste Seelenleid, den Schmerz über erlittene Kränkung und Demüthigung so erschütternd darzustellen, als die Seebach dieß in den Scenen thut, wo Desdemona unter der Riesenlast ihres unerhörten Geschickes zusammenbricht? Marie Seebach wob als Desdemona einen göttlichen Glorienschein um das Martyrium der um Liebe duldenden und in Liebe untergehenden ächten Weiblichkeit. In den Schlußscenen entfaltete sie die höchste Tragik, deren die Schauspielkunst fähig ist.

Der Othello des Herren **Roll** war eine wohldurchdachte und respectable Leistung, allein uns im Innersten zu bewegen und zu rühren vermochte er nicht. Wir glauben zwar, daß die Intentionen des Darstellers bei seiner Composition der Rolle die entsprechenden waren. Aber das Instrument des Schauspielers, die Stimme, gehorchte nicht genügend dem Willen des Herrn. Das Organ des Herrn Roll, obzwar weich, besitzt zur Wiedergabe seiner geistigen und seelischen Nuancen nicht genug Modulationsfähigkeit und verweilt im Affecte mit Vorliebe auf einem in der Höhe singenden Tone, der auf die Dauer ermüdend wirkt. Auch hat Herr Roll die Gewohnheit, auf untergeordnete Sylben zu viel Nachdruck zu legen, wodurch sich zwar die Deutlichkeit des Ausdrucks erhöht, derselbe aber zugleich auch etwas Pedantisches erhält. Vorzüglich brachte der Darsteller zu Anfang die Großmuth und das schlichte, gerade Wesen des Mohren zum Ausdruck. Später aber, als es sich darum handelt, uns einen Blick in die innerste Seelenwerkstätte des Gefolterten werfen zu lassen, wo Schmerz, Zorn, Angst, Liebe und Haß im verzweifeltem Kampfe ringen, ließ Herr Roll den Blick für die psychologische Vertiefung des Charakters vermissen.

Herr **Zademack** gab den Jago. Er versprach in den beiden ersten Acten mehr, als er später hielt. Die berühmte und schwierige Scene mit Rodrigo „Thu' Geld in Deinen Beutel" sprach er mit all der sarkastischen Ueberlegenheit und dem feinen Hohn, die hier, wo Jago den dummen Jungen pinselt, geboten sind. Auch den Monolog am Schluß des ersten Actes, der uns die Fäden des schwarzen Netzes in die Hand gibt, das Jago um seine Opfer spinnt, exponirte er vorzüglich klar und scharf. In den späteren Acten jedoch hinterließ das Spiel des Herrn Zademack einen schwankenden, unruhigen, getheilten Eindruck. Er war oft zu conversationell, zu modern nachlässig im Tone und dann wieder zu hastig, zu leidenschaftlich, oft da humoristisch, wo er hätte dämonisch sein sollen. Es ist freilich schwer, liebenswürdig und zugleich teuflisch zu sein, die Maske der Ehrlichkeit, die der falsche Biedermann trägt, so zu tragen, daß die Umgebung nur den Biedermann, das Publikum aber den Teufel sieht. Dieß jedoch durch feine Uebergänge zu vermitteln und glaublich zu machen, darin beruht der Schwerpunkt der Darstellung des Jago. Herr Zademack ist aber mit der Rolle offenbar noch nicht fertig.

Der Cassio lag bei Herren **Schneider** in guten Händen. Auch müssen wir noch des löblichen Aufschwunges erwähnen, den Fräulein Bartelmann als Emilie in der Schlußscene des Stückes nahm.

Daß eine Künstlerin wie Marie Seebach der Benedix'schen **Mathilde** in allen Stücken gewachsen war und sie in vollendeter Weise wiedergab, bedarf kaum einer Erwähnung. Die Perle dieses Abends war jedoch das Dessert zur „Mathilde": „Eine Tasse Thee". Hier bewährte sich Frau Seebach als Meisterin des feinsten Conversationstons, der elegantesten Tournüre im Salon. Entzückend trug sie das kleine Liedchen vor und unnachahmlich sprach sie die drei Worte: „Joseph, den Thee!" Das sind solche Einzelnheiten, die für immer im Gedächtnisse haften und die Erinnerung an eine große Schauspielerin unauslöschlich machen. Der verehrte Gast fand von Seiten der Herren Roll und Stolz gute Unterstützung.

Das Seebach'sche Gastspiel macht anhaltend volle Häuser und soll — wie wir hören — verlängert werden. ♂

Marie oder die Regimentstochter.

Der neuen Bühnenleitung gelang es bis jetzt nur, im Schauspiel die Spuren des Druckes, der so lange unser Theater belastete und in der Entwickelung hemmte, zu verwischen. Dort ist neues Leben erwacht, Novitäten und Gäste werden uns vorgeführt. In Bezug auf die Oper aber herrscht, mit Ausnahme des neueinstudirten „Tannhäuser", noch immer das alte Repertoire. So mußten wir uns am vergangenen Sonntag wieder mit Donizetti's „Regimentstochter" begnügen. Wir sind der Meinung, daß diese Oper denn doch hinlänglich abgespielt sei und zu wenig musikalischen Werth besitze, um uns so oft aufgetischt zu werden. Wir unsererseits würden ihr einen zeitweiligen Schlaf im Staube des Archives gönnen. Aber leider zählt die Titelrolle zu den besonderen Lieblingen aller Primadonnen beider Hemisphären. Können sie doch darin schalten und walten, verändern, beschneiden, transponiren, einlegen, wie sie wollen. Sie stehen so recht als Alleinherrscherinnen, als Brennpunkt des Ganzen da; die Umgebung dient ihnen nur zur Folie und selbst der noch am meisten beschäftigte Tonio hat nur den Zweck, Duette mit ihnen zu singen. Und dann die Tracht einer Marketenderin, das soldatische Wesen, vor Allem das Trommeln. Letzteres allein sichert, wenn es nur einigermaßen gelingt, Hervorruf.

Aus den angeführten Gründen müssen wir denn auch begreiflich finden, daß Fräulein **Seiß** so gerne in dieser Rolle vor das Publikum tritt. Als sie dieß zum ersten Male that, wurde sie schon durch großen Beifall ausgezeichnet, und auch jetzt ist er kaum minder lebhaft. In der That ist die junge Künstlerin auch allerliebst, besonders im ersten Acte. Ihre Leistung trägt im Ganzen das Gepräge kindlicher Unbefangenheit und ist frei von jeder Koketterie. Sie läßt jedoch den Einfluß der soldatischen Erziehung auf Haltung und Sprache manchmal zu wenig hervortreten. Vielleicht war eben auch diese Zurückhaltung Veranlassung, daß der Schmerz der Trennung von den fünfzehnhundert Vätern nicht so recht zum Durchbruch kommen konnte. Die Einlage im zweiten Acte, ein unbedeutender Walzer von H. Proch, dessen gerundeter Vortrag vielen Beifall hervorrief, zeigte eine ungewöhnliche Entwickelungsfähigkeit der Stimme nach der Höhe zu. So rein und nett aber auch Alles gebracht wurde, so können wir doch nicht umhin, zu gestehen, daß wir an den häufigen Ausflügen in das Gebiet der dreigestrichenen Octave eben kein sonderliches Vergnügen finden. Verwundern kann man sich darüber nicht mehr, wenn man Carlotta Patti gehört hat, und künstlerisch zu wirken vermag in so hoher Lage keine Sängerin, mag sie heißen, wie sie will. Es würde uns leid thun, wenn die Stimme des Fräuleins, sonst so klar und gleichmäßig ansprechend, darunter litte. Bei dieser Gelegenheit wollen wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß bei einem Laufe, einer Coloratur, der Selbstlaut, auf welchen sie auszuführen sind, nicht verändert, aus einem A z. B. nicht im Verlaufe ein U und schließlich wieder ein A werden dürfe, welche unschöne Angewöhnung sich auch dießmal wieder bemerkbar machte.

Herr **Cassio**, der als Tonio Manches ganz hübsch gelang, thäte besser daran, zu punktiren, als durch einen etwa mißlungenen Falsett-Ton die Lachlust der Zuhörer herauszufordern. Seine Aussprache mehr zu überwachen, ernste Studien in der Kunst, insbesondere in der Darstellung zu machen, können wir dem jungen Manne nicht genug ans Herz legen.

Herr **Dettmer** war ein wackerer Sulpice, er wußte soldatische Derbheit und angeborene Herzensgüte zu wohlthuender Wirkung zu vereinen.

Herrn **Stolz** jedoch möchten wir ersuchen, seinen Hortensio den ihm angewiesenen, bescheidenen Wirkungskreis nicht so ungebührlich überschreiten zu lassen.

Die übrigen an diesem Abend noch Beschäftigten, sowie Chor und Orchester veranlassen uns zu keiner weiteren Bemerkung. △

Frankfurter Kunstverein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Oelgemälde: Capelle im Walde von H. Philips. — Metallguß: Vase mit Darstellungen aus Goethe's Hafis und Suleika und der Gott und die Bajadere von Eduard v. d. Launitz. — Ferner aus den Sammlungen des Instituts: Kupferstiche nach Greuze und Boucher.

Städel'sches Kunstinstitut.

Neu ausgestellt.

P. Burnitz in Frankfurt: Landschaft. — C. Troß in München: Riva degli Shiavoni. — P. F. Peters in Stuttgart: St. Desant und Nizza. — O. v. Faber du Faur in Stuttgart: Araber mit Pferd. — Lina v. Perband in Düsseldorf: Ostpreußische Winterlandschaft. — P. F. Peters in Stuttgart: Monaco. — Steinberger und Bauer in Frankfurt: Porträt. — Fräulein Schierholz in Frankfurt: Genrebild.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 15. März: **Die Zauberflöte**, große Oper in 2 Acten von Schikaneder. Musik von W. A. Mozart.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 115.)

Montag, 16. März: Gastdarstellung der Frau **Niemann-Seebach** vom königl. Hoftheater in Hannover. **Faust**, Tragödie in 6 Acten von Goethe. Margarethe: Frau Niemann-Seebach.
(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kiz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 76 und 77. Dienstag, den 17. März 1868.

Die Zitherschläger.

Eine Dorfgeschichte aus Oesterreich von August Silberstein.

(Schluß.)

10.

Noch einmal die alten und die besten Saiten.

Der kleine Florl war immer in Feld und Wald umhergestrichen, ob er seine Schwester nicht finde, welche ihn gar so lieb hatte und pflegte, und für welche er es auch so recht tief im Herzen verspürte. Er meinte immer, er müsse sie entdecken. Und wenn seine Augen auch im Wasser schwammen, er meinte doch, die Eltern weinen vergebens, und über ein Weilchen werde die Stanzl da sein und er sie an der Hand heimführen.

Aber es ward Abend und Tag, es kamen viele Abende, der kindische Wunsch erfüllte sich nicht. Das Haus blieb ohne Stanzl.

Es ward Pfingsten, das schöne, liebliche Fest, wo Alles in Blüthe steht und die ersten, jungen Früchte reifen, wo die Vöglein zwischen Kirschen singen und die Menschen, blumengeschmückt, auch fröhlich singen und tanzen.

Die alten Leute daheim gedachten, wo ihre Tochter das Fest feiern möge und ob sie der Liebe und des Schmerzes von daheim nicht gedenke?

Der Florl pflückte die Waldblumen und trug selbst eine große Pfingstrose an seinem kleinen Hute.

Er ging hinaus vor das Dorf. Es war am dritten Pfingst-Nachfeiertage.

Da kam Florl bald vor das Haus des Vaters angefahren in einem Wagen.

Zu Aller Erstaunen stieg mit ihm noch eine zweite Person aus dem Gefährte, und das war der ehemalige Schulgehilfe, welchem er eben beim Einfahren in's Dorf begegnete.

Alois Firnkranz trat in's Haus.

Er ward nicht sehr freundlich von dem alten Obermaier aufgenommen.

Alois bat aber gleich herzlich um Verzeihung für alles Vergangene und sagte, er möchte gar zu gerne das letzte bischen Uebel, so viel an ihm sei, tilgen helfen. Er komme geradezu wegen der Stanzl, er komme, um ihr Herz und Hand anzubieten! Er habe es in der Musik weiter und zu etwas Rechtem gebracht, er habe reichlich Brod und Stellung, sei Dom-Organist im Stifte geworden, und wenn es den Eltern und dem Mädl recht sei, so sei er und Stanzl in kürzester Zeit ein Pärchen!

Da erst hörte Alois, daß Stanzl gar nicht daheim und fort sei — und das ganze Unglück.

Florl sagte ihm wohl im Wagen, auf der kurzen Strecke, Stanzl sei nicht daheim. Aber er verstand das ganz anders.

Es traf ihn nun wie ein harter Hammerschlag auf die Herzglocke, daß sie förmlich zersprang.

Er konnte nun seine Thränen, seine Leiden mit denen der Eltern vereinen.

Der letzte Zweifel an seiner Redlichkeit war gewichen, und der Schulgehilfe stand im schönsten Lichte, als Ehrenmann in dem Hause, das er entweiht haben sollte!

Der Schulgehilfe ging mit Florl in den Wald und zu der Hütte, wo das Elend begonnen hatte, in dem Scheine so vielen Glückes.

Ach, der Kleine wußte nicht, was in dem Herzen des Mannes vorging, als dieser die Bretter und Balken des kleinen Baues sah.

Florl nannte den Mann immer noch Schulgehilfe, und dem Dom-Organisten ward die Erinnerung des Leid's nur noch stärker dabei.

Er setzte sich auf einen Block, welcher dort als Bank angebracht war, und träumte von vergangenen Zeiten.

Die Abendsonne vergoldete Laub und jungen Rasen und die bunten Blumen.

Und als er so saß, kam Florl näher an ihn heran, denn dieser hörte Schritte im Walde.

Die Schritte kamen näher, und aus dem Waldesdickicht trat, in den vergoldeten Saum des Waldes heraus, eine Gestalt, eine Mädchengestalt, jung, aber blaß und kränklich.

Sie blieb stehen.

Sie traute ihren Augen nicht. War's ein Traum, was sie sah? Will ihr die Seele auf diesem Wege, welchen sie absichtlich genommen, Bilder vorspiegeln, welche nur Luftgebilde sind?

Wollte aber auch ein Gleiches dem Auge des Alois sich vorspiegeln?

Auch er stand, er hatte sich erhoben, er sah starren Blickes — und seinen Sinnen nicht trauend, die Erscheinung . . .

Der kleine Florl war der Erste, welcher der Gestalt zueilte, und im selben Augenblicke erscholl es von beiden Seiten:

„Alois! — Stanzl!“

Sie lagen sich in den Armen.

Stanzl wollte vor Erregtheit und Schwäche zu Boden sinken.

Alois hielt sie umschlungen.

Sie sagte ihm in wenigen Worten ihre Geschichte, ihre Reue und ihr Unglück; dann von ihrem Willen, heimzukehren, aber wie sehr sie Angst gefühlt. An diesem Orte wollte sie zuerst vorbei, aus vielen Gründen, auch in der Meinung, da Jemanden vom Hause und so einen Fürsprecher zu finden.

Alois erbot sich, dieser Fürsprecher zu sein.

Daheim bedurfte es nicht viel der Fürsprache.

Die Beiden traten in die Thüre, und Florl führte sich förmlich, zog sie hinein.

Dem Vater und der Mutter gingen die Augen über. — Sie

sahen nur eine unglückliche Tochter, und keine, die zu strafen wäre. Durch Thränen sieht sich die Welt wie in einem milden Schleier an.

Stanzl erzählte ihre Geschichte, bekannte Alles und verschwieg auch gar nichts.

Der Vater hielt, nach dem Vorgegangenen, den Alois von seinem guten Willen und Versprechen enthoben. Die Umstände wären ganz anders geworden!

Alois aber sagte, ihm sei Stanzl dieselbe geblieben; und wenn sie mit gutem Herzen ihm als Reine und Unverdorbene die Hand reichen vor dem Altar, den heiligen Bund besiegeln wolle, so sei sie die Frau des Dom-Organisten bei dem großen, nahen Stifte.

Die Ernten wurden nicht geschnitten, ehe die volle Blumenkrone für die Jungfrau und die bunten Blumengewinde für das hochzeitliche Haus daraus genommen waren.

Der Jörg war nicht dabei und auch nimmer zu sehen. Er trieb sich im Lande herum, bis er als Falschspieler und Vagabund eines Tages mit Polizeibegleitung in's Dorf heim kam.

Er war versoffen und verkommen und mußte, da er als landesgefährlicher Mensch sich nicht von der Ortschaft entfernen durfte, erbärmlich sein Brod verdienen, denn er war nicht so kräftig und geschickt wie die Andern, und man gab ihm nur hin und wieder eine kleine Arbeit, wenn man eben nicht anders konnte. Er war fortan auch gemieden.

— — — — —

Im lieben Hausgarten, in der Nähe des großen, steinernen Domes, dort, wo Pfarrer und Lehrer und Organist nahe aneinander wohnen, tönt oft die Zither, herzig und seelenerweckend heraus. Es sind zwei Stimmen, zwei Zitherschläge, welche sich hörbar machen.

Es wird nicht nöthig sein, sie zu nennen.

Ein Dritter aber, der auch einen Namen bekommen, greift dann ebenfalls nach der Zither, die man vor ihm verbergen muß, wogegen er seine Stimme erhebt — kein Sänger, sondern — ein Schreier! Vielleicht wird er noch ersteres, und gehört dann auch ganz zu den Zitherschlägern!

Siemens' neue magnetelectrische Maschine.

Nicht leicht hat eine Entdeckung ein so lebhaftes Interesse in der gelehrten und industriellen Welt erregt, als die, welche W. Siemens jüngst auf dem elecrischen Gebiete gemacht hat, nämlich electrische Ströme ohne permanente Magnete, gleichsam durch mechanische Kraft, hervorzubringen.

Die „Ostsee-Ztg." berichtet darüber:

Der sehr einfache Apparat besteht aus einer eisernen, längshin mit Kupferdraht überzogenen, etwas magnetisirten Stange, die mit zwei in ihrer Mitte befindlichen Zapfen in einem Bogen ruht, der ebenfalls aus zwei Barren weichen Eisens besteht. Je rascher dieser Apparat in Rotation versetzt wird, um so stärkere electrische Ströme treten auf. Die Schwächung des electrischen Stromes durch die unvermeidlich entstehenden Gegenströme ist der Grund, warum electromagnetische Kraftmaschinen nicht mit Erfolg bis jetzt in der Praxis verwendet werden konnten. Bei der Siemens'schen Maschine wird dagegen der electrische Strom durch die Gegenströme verstärkt, und da diese Verstärkung des Stromes auch eine Verstärkung des Electromagnets und mithin auch eine Verstärkung des folgenden inducirten Stromes hervorbringt, so kann man binnen kurzer Zeit so starke Ströme erzeugen, daß die Umwindungsdrähte der Electromagnete bis zu einer Temperatur erwärmt werden, bei welcher die Umspannung der Drähte verkohlt. Daß auf diese Weise Wirkungen hervorgebracht werden können, wie man sie bis dahin noch nie gesehen, hat die Maschine, welche der Mechanikus Wild in Birmingham construirt hat, bewiesen. Er hat nämlich das Princip von Siemens bei den electrischen Maschinen zur Anwendung gebracht und dadurch eine wesentliche Besserung erzielt. Diese Maschine wiegt, einschließlich 20 Centner Kupferdraht, 90 Centner und erfordert zur Inganghaltung eine Dampfmaschine von 8 Pferdekräften. Eine solche Maschine muß natürlich auch Ungewöhnliches leisten. Sie soll ganze Ströme von electrischem Feuer entwickeln und dieses an Itensität und chemischer Wirkung dem Sonnenlicht völlig gleichkommen.

Die Experimente, welche mit dieser riesigen Maschine im Burlington-House aufgestellt wurden, hatten eine große Menschenmenge herbeigezogen. Wenn selbst Männer, wie Stokes, Miller von Cambridge, Sabine, Präsident der Royal-Society, Tyndall und Wheatstone durch die Leistungen der Maschine in Begeisterung versetzt wurden, so kann man sich die Wirkung auf das gewöhnliche Publikum, das sich so leicht dem Wunderbaren hingibt, denken. Die Dampfmaschine macht 1500 Umdrehungen in der Minute. Jede Drehung des Rades sandte frische Electricität in die Inductionsrollen, bis plötzlich die intensive Strömung an einem Ende des Zimmers in eine an einem Reflector angebrachte Lampe geleitet wurde, und ein stark glänzendes electrisches Licht in die Augen der Zuschauer flammte, das sie eben so sehr blendete wie die Mittagssonne, alle Ecken und Winkel des geräumigen Gemaches mit einem Glanze erleuchtete, welcher den des Sonnenscheins übertraf, und die lebhafte Flamme der Gasbrenner in der Mitte der Zimmerdecke abschwächte, bis sie als mattbraun erschien. Neben diesem intensiven electrischen Licht spielt das Gas eine erbärmliche Rolle. Als man auf einmal mit diesem Lichte in Wild's Werkstatt einen Versuch anstellte, drängte es die Flammen der Straßenlaternen auf eine englische Viertelmeile weit in den Schatten. So blendend es war, so machte es doch den freudigsten Eindruck auf alle Anwesenden, und Diejenigen, die sich mit gefärbten Gläsern versehen hatten, betrachteten es mit Staunen und Bewunderung. Ein in der Richtung gehaltenes Brennglas brannte Löcher in das Papier, und wer mit ausgestreckten Händen die Wärme auffing, konnte diese in einer Entfernung von 150 Fuß noch deutlich spüren. Als man die Lampe abwandte, flammte das Licht eine Zeit lang in der Mitte des Versuchs-Apparates blendender als zuvor; dann schraubte man eine lange Drahtschlinge, die ein Gehülfe an einem Haken emporhielt, an die Endspitzen. Nach einigen Sekunden rauchte der Draht, nahm eine mattrothe Farbe an, wurde endlich weißglühend, schmolz und fiel in glitzernden Stücken auf den Boden herab. Auf ähnliche Weise wurden kurze Stücke dicken Stabeisens geschmolzen. Allen diesen Experimenten aber setzte das Schmelzen eines Platinstabes die Krone auf. Wer da weiß, was unter dem Schmelzen dieses so widerspenstigen Metalls zu verstehen ist, dem wird dieses Experiment vor allen andern den überzeugendsten Beweis liefern von der gewaltigen Kraft der Maschine. Bei alledem sollen die Kosten des Lichts per Stunde nicht mehr als 6 bis 8d (5 bis $6^2/_3$ Sgr.) betragen, mit Einschluß der Unterhaltung der Maschine und des Zinses für den Preis derselben.

Aus Abyssinien.

Die uns vorliegenden neuesten Correspondenzen aus Abyssinien, von denen nur Eine bis zum 17. Februar reicht, geben viele interessante Einzelheiten. Trotz der vielen Hindernisse, deren Hauptsächlichstes der Mangel an geeigneten Stangen ist, ist der Feldtelegraph von Zula bis Senafe nunmehr vollendet. Durch ihn

wird eine bedeutend schnellere Communication zwischen der Operationsbasis und der Fronte hergestellt, und es ist alle Aussicht vorhanden, daß sich die Fortführung des Werkes rascher bewerkstelligen läßt, da sich in Attegerat schon ein artiger Vorrath von Telegraphenstangen angesammelt hat. Nachdem man nämlich den Eingebornen für ein halbes Dutzend derselben einen Thaler angeboten, werden große Massen von Balken, die aus dem Mauerwerke der Häuser herstammen, zugeführt. Auch die anderen, den Fortgang der Expedition hemmenden Hindernisse, werden bald beseitigt werden. So trägt Sir R. Napier eifrigst Sorge, die dem Klima erlegenen Thiere durch Succurs aus Arabien und Aegypten zu ersetzen; da das Eintreffen derselben aber nur höchst langsam bewerkstelligt werden kann und die vorhandenen Transportthiere kaum für die Fourage ausreichen (die Armee hatte sich alles überflüssigen Gepäcks schon früher entledigt und darf wegen der stark wechselnden Temperatur diese Reduction nicht noch mehr ausdehnen), steht es zu befürchten, daß ein längerer Halt in Antalo nicht wohl zu umgehen sein wird. Auch die Elephanten haben von Indien her einen bedeutenden Zuwachs erhalten; im Transporte der schweren Geschütze leisten sie ausgezeichnete Dienste und erhöhen außerdem bedeutend unser Ansehen bei den Eingeborenen, welche sich nicht genug wundern können, wie wir es zu Stande bringen, diese Thiere zu zähmen und als Arbeitskraft zu benutzen. Es wäre zu wünschen, daß ihre Füße nicht zu sehr von dem rauhen Boden litten, und es ist daher um so mehr zu beklagen, daß bei den in Sula verwandten nicht einmal die gewöhnlichste Vorsichtsmaßregel, die Füße der Thiere mit einer Pechhülle zu versehen, ergriffen worden war. Beschädigt nämlich ein Elephant seine Füße (oder findet er das ihm gereichte Futter nicht zusagend), so macht er ganz einfach — Strike.

Senafe ist das erste Hauptglied in der Kette der Communication in den Hochlanden und, 37 Meilen weiter südlich, Attegerat das zweite. Letzteres vor Allem ist ein sehr wichtiger Punkt, da sich hier die Wege nach Adowa und nach Antalo abzweigen. Daher wird denn hier auch ein kleines verschanztes Lager zur dauernden Sicherheit der Linie errichtet. Ein anderer befestigter Punkt wird in Dongolo, halbwegs zwischen Attegerat und Antalo, und ein vierter in Antalo selbst erstehen. Von dort aus wird der Weg durch die Provinz Lasta, die am meisten bergigte und daher am meisten hindernißreiche Gegend Abyssiniens, führen. Doch gibt es zwei Wege, welche indessen, wegen der mangelhaften Kenntniß, die man bisheran über Geographie und Topographie Abyssiniens hat, beide, trotz der ziemlich guten Karten des Kriegsministeriums, fast gleich unbekannt sind. Der westliche Weg von Antalo nach Magdala führt über Socota und gilt bis zu diesem Orte für den besseren. Von dort aus aber ist er fast gänzlich unbekannt, man weiß nur, daß er den Hauptstock der abyssinischen Gebirge bildet. Dieserhalb und weil er außerdem ein Umweg sein soll, wird wohl die östliche Route vorgezogen werden, welche am See Aschangi vorbeiführt, und in dieser Gegend allerdings auch vielfach von Gebirgen durchbrochen wird.

Ueber die Gefangenen in Magdala sind seit den Briefen vom 17. Januar keine weiteren Nachrichten eingetroffen, und auch Theodor ist, was seine Pläne angeht, noch in ein mysteriöses Dunkel gehüllt. Das Volk ist der Ansicht, er werde es zum Kampfe kommen lassen. Es ist dieß wohl das Beste, was er in seinem Interesse thun kann. Unterdessen steht die Unterredung Napiers mit Kassai, dem Fürsten von Tigre, immer noch in Aussicht. Zum Gebrauche des Oberbefehlshabers und seines Stabes bei dieser Gelegenheit sind zwei Elephanten nach Attegerat befördert worden, welche nicht verfehlen werden, den gepflogenen Verhandlungen den nöthigen Ein- und Nachdruck zu verleihen.

Mannichfaltigkeiten.

(Zum Prozeß Chorinsky.) Nachrichten, die aus gerichtlichen Kreisen der bayerischen Hauptstadt kommen, stellen vor Allem sicher, daß beide Beschuldigte mit aller Entschiedenheit die verbrecherische That leugnen und es ist daher von ihren Aussagen, selbst wenn Beide sich von Angesicht zu Angesicht gegenübertreten sollten, nichts wesentlich Bestimmtes auf die Entscheidung des Prozesses zu erwarten. Wie diese ausfallen wird, ist für Jene, welche die Details der Untersuchung kennen, nicht zweifelhaft. Die von vielen Seiten aufgestellte Behauptung, der Graf Chorinsky sei aus verblendeter Liebe zur Stiftsdame Julie v. Ebergenyi zum Verbrecher geworden, hat die Untersuchung durch mancherlei Umstände vollkommen entkräftet. So liegen beispielsweise eine ganze Reihe von Liebesbriefen vor, die Graf Chorinsky in der letzten Zeit und zwar während seiner Bekanntschaft mit der Stiftsdame an ganz andere Damen geschrieben hat, und aus denen hervorgeht, daß die Letztgenannte keineswegs die einzige „Flamme" des Grafen gewesen ist. Es geht ferner aus der Untersuchung hervor, daß die in Wien verhaftete Julie v. Ebergenyi bei der That von dem eitlen Motiv geleitet wurde, „Frau Gräfin" zu werden, und daß auch sie nicht mit leidenschaftlicher Liebe dem Grafen zugethan war. Es sind Zeugen vernommen worden, welche eidlich bestätigen, Julie v. Ebergenyi habe ausdrücklich erklärt, sie sei mit dem Grafen ein Verhältniß eingegangen, weil sie gewiß darauf rechnete, er werde sie heirathen, ja daß sie sich sogar als „Frau Gräfin" Vielen gegenüber gerirte, welche eben nicht wußten, daß die Gattin des Grafen Chorinsky noch am Leben sei. Die Absicht, die Gräfin Chorinsky zu ermorden, war, nach den erhobenen Umständen, bei beiden Beschuldigten lange vor der That vorhanden. Schon als sie durch einen gewissen Oberlieutenant Rombacher von Brünn aus verzuckertes Obst hieher nach München schickten, war dies bloß geschehen, um die Gräfin für künftige Fälle gefügig zu machen, das heißt ihr jeden Verdacht, als seien die ihr zugeschickten Eßwaaren schädlich, ein- für allemal zu benehmen. Offenbar lag ursprünglich die Absicht vor, durch ähnliches verzuckertes Obst die Gräfin zu vergiften. Doch schien man später davon abgegangen zu sein, weil man sicherer gehen wollte und deßhalb den Entschluß faßte, „eigenhändig" den Mord zu verüben.

(Erzherzog Heinrich.) Der Augsb. „Allg. Ztg." schreibt man aus Tyrol vom 13. März: Die romantische Trauungsgeschichte des Erzherzogs Heinrich beschäftigt unser Volk mehr, als man vielleicht vermuthen möchte. Wer mit den Bauern bei Bozen und in Ueberetsch verkehrt, wird gestehen müssen, daß der Erzherzog eine sehr volksthümliche Persönlichkeit ist, und sich der Sympathien der Bevölkerung in einer ungewöhnlichen Weise erfreut. Der Bauer blickte mit Vertrauen und Pietät zu ihm auf, und setzte einen schönen Theil seiner Hoffnungen auf den Prinzen, der ein „so edler Herr ist" und „uns Bauern gern hat". Durch die neuesten Ereignisse hat seine Popularität nur zugenommen, und die Aehnlichkeit seiner Verhältnisse mit denen des Erzherzogs Ferdinand, der die schöne Philippine zum Altar führte, umgibt ihn in den Augen des Volks mit neuem Nimbus. Wir glauben: es läge nur im Interesse des kaiserlichen Hauses und der hohen Regierung, wenn dem Erzherzog recht bald der ersehnte Einzug auf seine Besitzungen an der Etsch gestattet würde.

(Charles Dickens), der, wie bekannt, in Amerika sehr lucrative Vorlesungen hält, hat ganz neuerdings in Newyork seinen 56. Geburtstag gefeiert. Die Sympathieen des Publikums sprachen sich in unzählbaren Blumensträußen aus, die dem gefeierten Schriftsteller zugesandt wurden. Die Reineinnahme für vier Vorlesungen, die er in Washington gehalten, wird auf etwas über 10,000 Dol-

lars angegeben, und für acht Vorlesungen in Philadelphia kamen gegen 19,000 Dollars ein.

(Südamerikanische Patriarchen.) Am 1. Januar starb Damisio Alves de Moraes im Alter von 110 Jahren. Er hatte sich bei Lebzeiten einer reichlichen Nachkommenschaft zu erfreuen, welche aus 8 Söhnen, 82 Enkeln, 65 Urenkeln und 6 Ur-Urenkeln bestand. Von diesen leben noch 6 Söhne, 47 Enkel, 48 Urenkel und 5 Ur-Urenkel, welche sämmtlich Farmer in der Umgebung von Carno da Christina sind. Gaspar Jao de Moraes, ein Bruder des Verschiedenen, zählt bereits 113 Lebensjahre, wohnt auf derselben Fazenda und erfreut sich einer rüstigen Gesundheit. Auch er besitzt eine zahlreiche directe Nachkommenschaft, welche ursprünglich aus 11 Söhnen, 95 Enkeln und 24 Urenkeln bestand, von denen aber nur noch 7 Söhne, 48 Enkel und 20 Urenkel am Leben sind. Er rühmt sich mit einem gewissen Stolze, niemals während seines ganzen Lebens zu Pferde gesessen zu haben, niemals Schläge ausgetheilt oder empfangen zu haben oder verklagt worden zu sein und nie Zeugniß vor einem Gerichtshofe abgelegt zu haben.

Zwölftes Museums-Concert

am 13. März.

„Ende gut, Alles gut!" Das letzte Museumsconcert schloß in Programm und Ausführung die Saison sehr würdig ab. Mit Befriedigung können wir auf den Gesammtverlauf derselben zurückblicken und unserer Stadt Glück wünschen, daß sie ein so schönes, den musikalischen Sinn der Einwohnerschaft anregendes und veredelndes Institut, wie das Museum, besitzt, und daß ihm die Bürgerschaft seine dauernden Sympathieen bewahrt. Fanden wir auch da und dort zu tadeln und zu berichtigen, so war es doch immer unser Bestreben, vermittelnd, versöhnend, aufrichtend zu wirken, und wir haben die Genugthuung, daß uns dieß in vielen Fällen gelungen.

Indem wir uns jetzt der Ausführung der einzelnen Nummern zuwenden, erwähnen wir, daß jenes einleitende Duo (op. 140) von Schubert zu vier Händen gesetzt und von dem mit allem Rechte weit gerühmten Künstler, Joseph Joachim, für Orchester eingerichtet, in recht gelungener Weise zum Vortrage kam. Das Adagio hätte vielleicht noch etwas mehr Wärme von Seiten des Streichchors erfahren dürfen, doch tritt diese Ausstellung gegen die sonst fein nüancirte Vorführung bedeutend in den Hintergrund. Im ersten Satze, den wir für die kunstvollste orchestrale Bearbeitung dieses Werkes begrüßen möchten, waren die beiden Themata durch Celli und Violinen mit tiefem Verständniß gegenüber gestellt. Solche Arrangements lassen wir uns schon gefallen! Herr Director Müller hatte wirklich eine Perle gefunden und wir wünschen, daß er uns dieselbe auch im nächsten Jahre nicht vorenthalte.

Von Mendelssohn, J. O. Grimm, Hauptmann und Gade sang eine Anzahl von etwa 24 Mitgliedern des Cäcilienvereins sechs Chöre in zwei Abtheilungen und ernteten durch die hübsche Vortragsweise sämmtlicher Gesangsstücke verdienten Beifall. Der Tenor hätte zuweilen noch etwas mehr klingen dürfen, sonst waren die Stimmen recht gut besetzt. Als die besten Leistungen erkannten wir die Wiedergabe der Gade'schen Composition, in welcher Fräulein Lutz ein Solosätzchen zugefallen war und die Goethe-Mendelssohn'sche Dichtung „Auf dem See", welche letztere sogar wiederholt werden mußte.

Das Davidoff'sche Celloconcert, von dem Componisten in vollendeter Meisterschaft vorgetragen, ist eine originelle Composition, gehört theilweise zwar den sogenannten Virtuosenconcerten an, enthält aber in Form und Ausarbeitung viel Gediegenes, so daß wir nicht anstehen, dasselbe zu den besseren Werken in diesem Genre zu rechnen.

Souvenir de Spa, eine Phantasie für Cello von Servais, ist recht geschickt und dankbar gearbeitet, entbehrt aber aller künstlerischen Tiefe. Von Herrn Carl Davidoff, der an diesem Abend sehr ehrenvoll ausgezeichnet wurde, erfuhr diese Composition eine äußerst glänzende Reproduction.

Durch die wirkungsvolle Darstellung der Ouverture zu „Leonore" (Nr. 3 in C) erwies sich das Museumsorchester zum Schlusse noch einmal als ausgezeichnet. In der Composition selbst fanden wir wieder bewahrheitet, daß sich gerade das wahre Genie in der Beschränkung äußerer Kunstmittel offenbart.

P

Correspondenzen.

Köln, 14. März.

Der „Rheinische Sängerbund", welcher circa 40 Vereine am Niederrheine umfaßt, wird am 24. Mai sein fünftes Bundesgesangfest in Düren abhalten. Der festgebende Verein, die „Concordia" in Düren, hat zu diesem Zwecke die Gesammtchöre an die Vereine versandt, darunter: Thürmerlied von van Eyken, Liebesfreiheit von Marschner, Walkyrengesang von C. Fabel, Wächterlied von Gernsheim, zum Wald von Herbeck und Te Deum Laudamus von Jul. Rietz.

Wiesbaden, 13. März.

Das vor einiger Zeit von dem Organisten Herrn G. Leibfried in Frankfurt veranstaltete und ausgeführte Concert zum Besten der Bedrängten des Westerwaldes war derart besucht, daß sich ein Reinertrag von 340 fl. ergab, welchen der Concertgeber dieser Tage dem Comite zur Unterstützung der nothleidenden Westerwälder in Wiesbaden für genannten Zweck zur Verfügung gestellt hat, und wofür ihm dasselbe um so dankbarer ist, als es zur Anschaffung von Saatkartoffeln für jene nothleidende Gegend bedeutend in Anspruch genommen wird.

Biebrich, 13. März.

Die herzoglichen Wintergärten hatten sich an dem heutigen ersten schönen Märztag eines massenhaften Besuches zu erfreuen. Diese wundervolle Schöpfung steht nun nahe am Höhepunkte ihres Glanzes und bewährt sich auch in diesem Jahre als die ausgezeichnetste von Allen nah und fern.

Frankfurt, 16. März.

Das am 26. d. M. im kleinen Saale des Saalbaues stattfindende Concert des jungen Violinspielers J. Poppelsdorf, Schüler des Herrn Hachenburger hier, unter gefälliger Mitwirkung der Fräulein Hucke, Concertsängerin aus Cassel, sowie der als vortrefflichen Pianistin bekannten Fräulein Lilly Oswald und der Herren Weimar und L...... verspricht dem kunstliebenden Publikum einen genußreichen Abend.

Aus Paris wird gemeldet: Der Kaiser Napoleon hat angeordnet, daß die Kosten der Veröffentlichung der von dem Physiker Léon Foucault hinterlassenen Schriften aus seiner Schatulle bestritten werden sollen. Eine Summe von jährlich 10,000 Francs ist hierfür und besonders für die Fortsetzung der von Foucault beabsichtigten Experimente ausgeworfen worden.

„Geschichte der Jahre 1860—1867" von E. Arnd. Erster Band (Leipzig, Duncker und Humblot). Der rühmlich bekannte Geschichtschreiber beginnt seine Darstellung der jüngsten Vergangenheit mit dem Jahre 1859, in welchem mit der Gründung des Nationalvereins und der ihm folgenden freundlichen und feindlichen Vereine die eingeschlafene Betheiligung des deutschen Volkes an der Gestaltung seines eigenen Lebens und Heiles wieder erwachte. Eine lange Reihe wichtiger Ereignisse geht an den Lesern vorüber, welche mehr und minder alle persönlich von jenen berührt werden und wenigstens Theile derselben mit eigenen Augen sahen, so daß diese Geschichte ihr Leben mit umschließt, somit den lebendigsten Eindruck auf sie machen muß. Tritt auch die Geschichte Deutschlands in den Vordergrund, nächst ihr die mit jener so nah verbundenen Oesterreichs, so ist doch auch den Entwickelungen und Schicksalen der übrigen europäischen Staaten das gebührende Maß der Aufmerksamkeit gewidmet. Die Schilderung ist überall leidenschaftlos, würdig gehalten und überaus deutlich, so daß der Leser sich leicht in der Menge der Erscheinungen zurechtfindet und auch ihre Gründe durchblickt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 17. März: Gastdarstellung der Frau Niemann-Seebach vom königl. Hoftheater in Hannover. Die Anna-Lise, Schauspiel in 5 Acten von Hermann Hersch. Anna-Lise: Frau Niemann-Seebach.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 116.)

Mittwoch, 18. März: Die Entführung aus dem Serail, große Oper in 3 Acten von Bretzner. Musik von W. A. Mozart.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 117.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Ritz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 78. Mittwoch, den 18. März 1868.

Steinmetz und Bildhauer.

Novellette von Ludwig Mohr.

Wie der Schnee in den nackten Aesten und Zweigen der Bäume, Sträucher und Hecken raschelte und der schneidige Nordwest über die gefrorenen Fluthen des Rheines wehte! Das war ein kalter Decembermorgen zu Ende der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Drinnen aber in dem warmen Stübchen des gesegneten Straßburg saß Meister Gütig, der ehrenwerthen Gilde der Steinmetzen angesehener Meister, nahe dem Kamin, dessen Mauerwerk er in jüngeren Tagen mit kunstvoller Hand als Meisterstück gefügt, ehe er selbst der Gilde, die auf den Namen Erwin von Steinbachs, des Gründers ihres herrlichen Münsters, nicht wenig stolz war, als tüchtig erfundenes Mitglied eingereiht wurde, und schürte die herabgebrannten Flammen.

Beiseits vom Meister aber saß Therese, des Alten holdseliges Kind, am Spinnrocken und trällerte munter das schnurrende Rädchen. Sechzehn Lenze hatten bereits den prangenden Rosenflor einer ungetrübten Jugend auf dem schönen Oval ihres Gesichtchens erblühen lassen und blau, wie der heimische Himmel, schauten ihre frommen Taubenaugen in ihre Umgebung und verriethen ein Gemüth, das Herzensgüte und Sittigkeit unter seine bergenden Fittige genommen, mit einem Wort, ein ächtes, deutsches Rheinlandskind.

Lauter aber raschelte draußen das vom Nordwest an die runden bleigefaßten Scheiben des Schiebfensters getriebenen Eisgeriesel, und dem Meister fing es an zu frösteln und er sagte zu seinem Töchterchen:

„Gehe, Kind, und laß uns Holz bringen. Die Gluth ist gefräßig, aber noch gefräßiger der wärmeverschlingende Hauch des grimmigen Nordwests."

Und hinaus schwebte die wunderholde Erscheinung und als sie wiederkehrte, trat sie an das Fenster und sah dem wirren Spiele der Schneeflocken in dem tobenden Wetter zu und ihren Lippen entfuhr der Stoßseufzer:

„Herr Gott, sei mit Denen, so auf der Landstraße obdachlos wandern, und nimm sie in Deine Huth!"

Und als ob der Himmel ihren Worten gelauscht hätte, langsamer und dünner flogen die Schneeflocken und durch den wettergrauen Schleier des Himmels stahl sich ein freundlicher Sonnenblick und brach sich tausendfalt in den Gebilden des Winters.

Draußen aber auf der Landstraße, zwischen den Weingeländen, schritt der Stadt ein rüstiger Gesell zu, der mitten in das Wetter hinein den Sang einer harmlosen Jugend erschallen ließ.

Es mochte ein hoher Zwanziger sein. Ernste Männlichkeit lagerte auf seinem Gesichte und doch gesellte ihr wiederum das dunkele Barett, welches etwas schräg auf dem schlichten Haare saß, eine starke Dosis jugendlicher Keckheit zu. Auf seinem Rücken trug er ein schwerbepacktes Felleisen und in seiner Rechten einen derben wuchtigen Ziegenhainer, mit dem er sich bei dem Klange seines Liedes in Hieb und Stoß gegen die fallenden Schneeflocken übte. Es war eine mittelmäßige Figur, offen schauten die Augen um sich und verriethen einen Geist, der mehr in seiner Umgebung suchte, als der anderer profaner Menschenkinder.

Ihn kümmerte der Schnee vor seinen Augen wenig, rüstig watete er in den Wehen fürder und durch das Thor in die ehemalige Reichsstadt ein.

Vor dem Münster blieb er stehen, indem er sich auf den derben Ziegenhainer lehnte und schaute hinauf in die Sculpturen und die Ornamentik des erhabenen Baues.

Es hatte aufgehört zu schneen, und in demselben Augenblick schlug der Himmel seinen grauen Wintermantel auseinander und ein Lächeln der Himmelskönigin glitt über das schneedecorirte Kunstwerk.

Da huben die Hämmer der Uhr auf dem Münster aus, und in der wohlbekannten Melodie eines Kirchenliedes:

„Wenn Gott der Herr nicht bei uns hält,
Wenn uns're Feinde toben . . ."

tönte das vielgerühmte Uhrwerk des Künstlers von Schaffhausen, Isaak Habrechts, über die schneebedeckten Giebel der Stadt und stimmte den jungen Mann noch andächtiger.

Noch zitternden die letzten Accorde durch die winterliche Luft und tiefer sank er in Betrachtung des Domes verloren und seiner Brust entwandten sich die Worte:

„O Erwin, Erwin! Wer vermag Deine Riesengedanken zu fassen!"

„Nimmer die Jetztzeit!" klopfte ihm ein junger Mann auf die Schulter, dessen Habitus den Gelehrten damaliger Zeit verrieth, und welcher ihn schon lange betrachtet hatte. „Grüß Gott, Gesell! Kann mir es denken, daß Dir unser Münster so gefällt!"

„Ja, ich staune und komme aus dem Staunen nicht heraus!"

„Und wie würdest Du erst staunen, wenn Du jeden Tag hier stehen könntest; jeder neue Anblick bringt neue Schönheiten!"

„Nun, ich werde, so Gott will, einige Zeit hier bleiben, rein dieses Werkes wegen, vorausgeschickt, daß ich Arbeit hier bekomme."

„Was bist Du für ein Landsmann, Gesell, wenn ich fragen darf?"

„Ich bin ein Berliner Kind!"

„Und welches Geschäft treibst Du?"

„Ich bin Bildhauer, — ein Schüler Schütters, des großen Meisters."

„Bildhauer? Ein Jünger Schütters?" gegenfragte der Ge-

lehrte. „Dein Name, junger Mann? Wir müssen miteinander bekannt werden!"

„Mein Name ist Johann August Na..l."

„Und ich bin Doctor Hechler, und mein Ahne war Einer der Werkmeister des Doms. Wir müssen bekannt werden, und Du bist mein Gast, vorausgesetzt, wenn Dir meine Junggesellenwirthschaft genügt!"

„Sehr freundlich", sagte der Fremde, „aber ich muß danken! Ich bin jung und will Niemand lästig werden. Kann ich mich auch auf meine Kunst hin jetzt hier nicht durchschlagen, so ist mein Plan gemacht, ich suche Arbeit bei einem Steinmetzen und bitte Dich nur, meine eigentliche Beschäftigung nicht zu verrathen; wenn Du mir aber einen Dienst erzeigen willst, so nenne mir die Herberge der Steinmetzen; denn Du mußt wissen, daß der schneidige Nord, die Bewegung und die kräftige Jugend meinem Magen zugesetzt haben."

„Ich werde Dir dieselbe selbst zeigen — komm'!"

Und der junge Mann führte ihn durch Straßen, Gassen und Gäßchen in ein entlegeneres Viertel.

„Schau' Dir ein Mal das Haus mit der prächtigen Façade an, das ist des Mauermeisters Gütig Haus. Wenn Du Arbeit nehmen willst, blüht Dir vielleicht ein Plätzchen in demselben. — Aber einen Rath will ich Dir geben, schaue mir nicht dem Töchterchen des Hauses zu tief in die Augen, es ist eine wunderliebliche Erscheinung. — Sieh'! siehe, da ist sie, die das Tischgedeck an dem Fenster für die armen Vögel ausschüttelt."

Nahl's scharfer Blick hatte längst die Reinheit der Formen in dem Mädchenantlitze bewundert, und noch, als sie um die Ecke in eine Nebenstraße einbogen, wandte er das Haupt, um sich noch einmal ihres Anblicks zu erfreuen, aber sie war verschwunden.

„Hier ist die Wirthschaft zu den drei Rosen, lieber Freund; Du siehst, wir sind am Ziele."

Der junge Mann hatte bereits die ausgehängten Embleme, als Setzwaage, Kelle ꝛc., bemerkt und dankend mit einem „Behüt' Dich Gott!" erwiderte er die Abschiedsworte des Doctors, der ihm seine Wohnung noch genannt und das Versprechen abgenommen hatte, daß er ihn bald besuchen wolle.

(Fortsetzung folgt.)

Die Dornburg.

Ueber den in diesen Blättern schon öfters erwähnten Eisberg der Dornburg bei Hadamar in Nassau berichtet neuerdings der „Rheinische Kurier" vom 1. März:

Am 25. Februar besuchte Herr Professor Dr. Otto Volger die Dornburg, fand, daß die von Trost gemachten Berichte über die Erscheinungen an der Dornburg der Wahrheit und Wirklichkeit gemäß dargestellt sind und erklärte sich mit seinen Vermuthungen und Erklärungen, sowie beabsichtigten jetzigen Versuchs- und späteren Hauptanlagen ganz einverstanden und fand eine bis jetzt unbeachtet gebliebene, bisher nur den eigentlichen Gletschern eigenthümliche Erscheinung vor.

Letztere besteht in der Bildung und dem Wachsthum des sog. „Gletscherkorns".

Als Herr Dr. Volger die Dornburg besuchte, regnete es sehr stark (ununterbrochen den ganzen Tag) und war die Temperatur der äußeren Luft + 12° R. Die zu den beiden Stollen schräg abführende Böschung war mit fußdickem Eis überzogen. Vor den Stollen und in dieselben hineinreichend, hatten sich der hierher gewehte Schnee und die darauf gefallenen und in ihn eingedrungenen Regentropfen in Eis verwandelt. Letzteres nimmt nun stets zu, wie aus nachgenannter, von Volger hier entdeckten Erscheinung hervorgeht.

Auf der in Eis sich verwandelten inneren Schneeschicht (im Innern des Stollens, wohin auch Schnee vom Winde getrieben ist), so wie auch „vor Ort" (wohin kein Schnee gelangte), standen bei dem Besuch des Herrn Volger stalagmitenähnliche Eisgebilde auf der Sohle, auf welche beständig Tropfen um Tropfen von außen durch die Stollendecke eingedrungenen Wassers fiel, nachdem es über die, an der Decke des Stollens hängenden Eiszapfen langsam geronnen war. Dabei verdicken und verlängern sich die an der Decke hängenden Eiszapfen allmälig durch den auf ihnen gefrierenden Theil des Wassers, — der übrige Theil des Wassers fällt in Gestalt von größeren und kleineren Tropfen abwärts und verwandelt sich auf den stalagmitenähnlichen Eisgebilden des Bodens in Eis und bildet dann als solches auf diesem das sogenannte „Gletscherkorn".

Von diesen „Gletscherkörnern" waren viele von Hirsenkorn-, manche jedoch sogar bis zu $1\frac{1}{2}$ Quadratzoll im Durchschnitt haltender Größe.

Ein von Herrn Volger vom Boden abgebrochener Eiszapfen, von der Dicke und Größe einer halben Champagnerflasche, hatte längs den unteren Seitenwänden Hunderte sehr scharf von einander abgegränzter Gletscherkörner, deren einzelne Größe nur der eines Hirsenkornes gleich kommt, nach aufwärts (der Spitze) zu, nahm die Größe der Körner mehr und mehr zu, und an, sowie auf der stumpfen Spitze des Zapfens befanden sich sehr scharf abgegränzte flache Eisgebilde von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Quadratzoll Oberfläche.

Hiermit ist nun nicht nur bewiesen, daß auch anderwärts als auf den eigentlichen Gletschern die sogenannten „Gletscherkörner" sich bilden können, sondern auch der evidente Nachweis geliefert, daß das Eis der Dornburg auch zu anderen Zeiten als im Winter gebildet wird.

Zur Zeit der Beobachtung strömte eine kalte Luft zu den Stollen, jedoch auch eine warme an den oberen Theilen des Geröllabhanges („Wildweiberhäuschen" u. s. w.) aus. Die Erklärung dieser gleichzeitigen Ausströmung von kalter und warmer Luft am Fuße und auf halber Höhe des Berges würde hier zu weit führen.

Späterhin, im Sommer, wo die oben einströmende warme Luft das Eisfeld durch- und umströmend einen Theil des Eises zum Schmelzen und Wasser zum Verdunsten bringt, wird Letzteres zum Theil mit nach außen geführt, jedoch auch zum Theil wieder an den vorderen Partien des Eisfeldes auf das Eis und kalte Gestein niedergeschlagen und in Eis verwandelt, gerade so, wie es gegenwärtig an und auf den Eiszapfen des Stollens geschieht. Dasselbe wird der Fall sein mit dem im Sommer in das Gerölle eindringenden Regenwasser und im Winter mit dem Schneeschmelzwasser.

Durch letzteres nimmt im Winter an den inneren und äußeren Partien des Eisfeldes die Mächtigkeit des Eises zu Zeiten zu. Im Sommer wird ein Theil des hinteren Randes des Eisfeldes durch die von oben kommende warme Luft abgeschmolzen, wobei Letztere erkaltet, und zwar immer mehr, je weiter sie unter, über und durch das Eisfeld wagerecht von hinten nach vornen zieht, auf welchem Wege sie immerfort wieder Feuchtigkeit niederschlägt, welche dann auf oben geschilderte Weise gefriert und wird sie dann, an dem vorderen Rande des Eisfeldes angekommen, durch plötzliche Erwärmung und Ausdehnung (durch die Sonnenwärme) eine starke Verdunstung, und hiermit Kälte, hervorrufen und somit hier auch wieder die Eismassen vermehren.

Im Winter wird zu Zeiten von der in den Berg unten ein-

ziehenden Luft (wenn sie über 0° zeigt) am vorderen Rande Eis geschmolzen, dann diese Luft mit Feuchtigkeit geschwängert und auf ihrem Wege nach dem hinteren Rande des Eisfeldes zu erkaltet und hier dann neues Eis erzeugt.

Auf diese Weise findet zwischen Eis, Luft und Wasser eine beständige Wechselwirkung statt. Sowohl im Winter, wie im Sommer, kann also an verschiedenen Stellen der Dornburg Eis wegschmelzen, zugleich aber auch an anderen Stellen neues Eis sich erzeugen. Jeder Regen oder Nebel, jeder auf das Gerölle fallende und schmelzende Schnee tränkt das Eisfeld mit neuer Masse, welche durch die Klüfte des Gerölles und die des Eisfeldes filtert und so das Wachsthum der Körner und folglich der Gesammtmasse veranlaßt, indem auf die Tränkung die zum Gefrieren nöthige Kälte erzeugt wird (durch starken Luftzug u. s. w. hervorgerufene Verdunstung, dann Wärmestrahlung u. s. w.), um diesen Rythmus der Entwicklung zu bedingen.

Herr Professor Dr. O. Volger ist gekommen, die von Troost beabsichtigten Versuchsarbeiten in jeder Beziehung zu unterstützen und stellt den projectirten Unternehmungen ein überaus günstiges Prognosticon.

Mannichfaltigkeiten.

(Wiedertäufer.) Vor etwa sechs Wochen wurden durch den Prediger der in Köln etwa 50 Mitglieder starken Baptistengemeinde vier Mannspersonen und vier Frauenzimmer an einem Abende, wo ein abscheuliches Schnee- und Hagelwetter herrschte, unterhalb Deutz im hoch angeschwollenen Rheine getauft. Von diesen Neugetauften ist ein erwachsenes Mädchen am 28. Februar begraben worden. Eine Erkältung, welche sie sich bei ihrem Taufacte zugezogen hatte, soll Schuld an ihrem Tode sein. Die Annahme der Baptisten, daß eine solche Taufhandlung keine Nachtheile für die Gesundheit herbeiführen könne, ist hiernach wohl nicht ganz stichhaltig. Wir entnehmen der „Köln. Ztg." nachfolgende Darstellung des Vorgangs am 25. Januar: „Die vier weiblichen Täuflinge traten zum Zwecke der Umkleidung in eine Kammer des Zeltes (zwischen Deutz und Mülheim liegt das „Fischerzelt" der Gebr. Wattler), die vier männlichen, der Täufer (Prediger der Gemeinde) und ein Diakon in den abgeschlossenen Netzschuppen. Bald darauf erschienen der Täufer, in schwarzem Talare und rundem Hute, und die Täuflinge, bekleidet mit einem Hemd aus sogenanntem Biberstoffe, über welches sie einen weißen wollenen, mit leinenem Gürtel versehenen Mantel geworfen hatten, in dessen Saum unten kleine Bleikugeln eingenäht sind. Die Fußbekleidung bestand aus Ueberschuhen. Die Täuflinge, sämmtlich im Alter von 15—28 Jahren, traten alsdann in einen Kreis um den Täufer, um sie herum die Gemeindemitglieder. Mit entblößtem Haupte sprach der Täufer ein auf die bevorstehende Handlung sich beziehendes, die Anwesenden sichtbar ergreifendes Gebet, welchem ein einstimmiges „Amen" der Gemeinde folgte. Der Täufer nahm dann den ersten Täufling bei der Hand, stieg mit ihm das Ufer hinab und muthig ins Wasser hinein, etwa zehn Schritte weit, so daß ihnen das Wasser bis an die Hüften ging. Nun sprach der Täufer die in allen christlichen Confessionen bekannte Tauf formel und tauchte den Täufling vollständig unter Wasser. Inzwischen war der Diakon mit dem folgenden Täuflinge ins Wasser gefolgt, diesen dem Täufer zuführend. Hierauf geleitete er den zuerst Getauften bis ans Ufer, wo derselbe von einem andern Diakonen zur Ankleidekammer geführt wurde. Die weiblichen Täuflinge geleitete eine Diakonissin. In lautloser Stille verharrte die zuschauende Menge am Ufer. Nach Beendigung des Taufactes zog die Schaar, nachdem die Neugetauften von einem jeden einzelnen Mitgliede herzlich bewillkommt worden waren, fröhlich von dannen und gelangte, Psalmen singend, gegen 10 Uhr in Köln wieder an.

(Wie der Kaiser von Frankreich ausfährt.) Im „Journal de Paris" finden sich einzelne Nachrichten über die Spazierfahrten, welche der Kaiser zu unternehmen pflegt. Zwei zu der Tuilerienpolizei gehörige Agenten begleiten jedesmal den Kaiser. Gewöhnlich sind es dieselben Leute; sie gehen ziemlich weit dem Kaiser voran oder folgen ihm nach, halten sich bei dessen Aus- und Einsteigen in der Nähe, und sind nicht, wie man glauben sollte, mit Pistolen, sondern mit einfachen Todtschlägern bewaffnet. Cerf, der Leibkutscher des Kaisers, dient ihm seit 20 Jahren. Er war ehedem in Diensten Louis Philipps und der Kaiser schenkt ihm ein ungemeines Vertrauen. Dafür ist Cerf ein fanatischer Anhänger seines Herrn. Er ist Erfinder eines eigenthümlichen Gebisses, mit dem er, wenn es nöthig werden sollte, einem durchgehenden Pferde mit Einem Ruck die Kinnlade zerbrechen könnte. Außerdem kann er, im äußersten Nothfall, durch einen einfachen Federdruck die Scheeren von dem Wagen völlig ablösen, so daß letzterer unbeweglich stehen bleibt.

(Ueber den Schloßgarten von Schleißheim) schreibt die A. „A. Z." von München, 13. März: In Folge des Ablebens des Königs Ludwig I. sind die Arbeiten am Schlosse von Schleißheim suspendirt worden; aber man hofft, daß der König, wie in allen Dingen, so auch hier, testamentarisch vollkommen ausreichende Bestimmung getroffen habe, damit die mit so großem Aufwand begonnenen Arbeiten vollendet werden können. Was den Garten betrifft, so dauern daselbst die Gärtnerarbeiten fort, und was hier geleistet wird, ist großartig und überraschend. Ueber 150,000 Blumenpflanzen, von sehr wenigen Arten und mit kaum 29 Varietäten, werden den Blumengarten schmücken. Man muß aber wissen, daß diese ganze ungeheure Menge von Blumen aus sehr wenigen Pflanzen mittelst des Systems der künstlichen Vermehrung gewonnen ist, wobei nur ein einziger Gärtner thätig war, der allerdings seinen Lieblingen eine hingebende Sorgfalt gewidmet hat. Alle Freunde der Blumencultur werden durch Besichtigung dieser Leistungen im höchsten Grad überrascht und befriedigt sein. Sehr interessant ist es auch, zu sehen, mit welcher Sorgfalt und Anstrengung colossale Bäume von einem Ort an den anderen verpflanzt worden sind, um die Symmetrie herzustellen, mit welcher Meisterschaft die Figuren und Abtheilungen des Gartens dem Styl des Ganzen entsprechen, und dieß Alles an einem Platze, der noch vor einem Jahre nahezu eine Wüste war. Im Juni wird der Garten in Blüthe stehen, und es wird dann ein Ausflug nach Schleißheim, abgesehen von der Bildergallerie, gewiß von großem Interesse sein.

(Jesse Grant), der Vater General Grant's, tritt in den Spalten des „Newyork Ledger" als Biograph seines Sohnes Ulysses auf, ist aber bis jetzt nur bis zum zehnten Lebensjahre seines Helden gekommen. Schon damals zeichnete sich der spätere Heerführer als Rossebändiger aus. Mit $7\frac{1}{2}$ Jahren schon fuhr er einspännig und ein Jahr später sogar zweispännig wie der beste Kutscher. In einem Circus ritt er ein türkisches Ponny, welches keinen Menschen auf sich duldete, obgleich ihm selbst noch ein Affe auf den Rücken sprang, und ritt die Pferde in die Schwemme auf einem Beine auf ihrem Rücken sich haltend.

(Eine Mesalliance.) In Berliner vornehmen Kreisen macht die Verheirathung des Majoratsherrn Fürsten Sayn-Wittgenstein mit Fräulein Paula Lilienthal, einer der Töchter des mit mehreren schönen Töchtern gesegneten Negozianten Herrn Lilienthal, großes Aufsehen. Wie wir hören, befindet sich das glückliche Ehepaar bereits auf dem fürstlichen Schlosse zu Sayn bei Coblenz. Die Liebe des Fräul. Paula L. zu ihrem nunmehrigen Gatten

war so groß, daß man sie oft versichern hörte: „Sayn oder Nichtsein!"

Correspondenzen.

Heidelberg, 10. März.

Die hiesige Stadt hat für gut befunden, einen eigenen Chronisten für sich anzustellen. Herr Pfarrer Wirth zu Haßmersheim hat diese Stelle übernommen. Seine Aufgabe ist, die Geschichte Heidelbergs (vom zwölften bis achtzehnten Jahrhundert bekanntlich Haupt- und Residenzstadt der Kurfürsten von der Pfalz) von der ältesten bis auf die jetzige Zeit in allen Richtungen möglichst genau und gründlich zu erforschen und allmälig zur Darstellung zu bringen. Derselbe gibt nun ein „Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg" in Vierteljahrsheften heraus, wovon das erste erschienen ist (in Commission bei C. Mohr hier). Er theilt darin zwar auch anderwärts schon Veröffentlichtes, aber noch weniger Bekanntes aus verschiedenen Zeiten mit, was namentlich für die Bewohner Heidelbergs bei ihrem regen Geschichtssinn vom Interesse sein muß; theils aber auch von ihm erst aufgefundene Urkunden, welche mitunter neue geschichtliche Aufschlüsse enthalten. So lernen wir aus einer die Zeit kennen, wann die Peterskirche erbaut wurde, die man sich bisher gegen hundert Jahre früher dachte (am 16. März 1485 wurde vom Pfalzgrafen Philipp dem Aufrichtigen der erste Stein gelegt); aus einer anderen, wer der bisher unbekannte Verfertiger der schönen Statuen war, welche die Hauptzierde des Otto-Heinrichs-Baues bilden. Es war der Bildhauer Alexander Colins aus Mecheln, mit welchem der von Herrn Pfarrer Wirth aufgefundene Vertrag darüber abgeschlossen wurde. Zwar bekam er sie nur genau nach gegebener „Visirung" (Vorzeichnung) zu fertigen, aber die meisterhafte Ausführung ist sein Verdienst, und bleibt auch deren Erfinder, sowie der Baumeister des herrlichen Baudenkmals selbst, noch unbekannt, so gelingt es vielleicht dem unermüdlichen Forschungseifer unseres Herrn Chronisten, uns auch darüber noch urkundliche Nachrichten zu verschaffen. — Ein hiesiger Bäcker hat angefangen, nach Liebig'scher Vorschrift Kleienbrod aus geschrotenem Roggen (zwei Drittel) und Waizen (ein Drittel) zu backen. Bekanntlich wird in unseren Mühlen mit der Kleie zugleich ein großer Theil gerade der nahrhaftesten Bestandtheile der Getreidekörner abgeschält, und gehen dieselben bei unserem Brodmehl für die Ernährung verloren. Dieß wird bei solchem Kleienbrod vermieden, dagegen können die gröberen Schrotkörner, wenigstens von nicht ganz starken Magen, nicht wohl ganz verdaut werden, und es fragt sich daher, ob der Gewinn oder der Verlust bei dem Genuß größer ist. Das etwas rauhe Brod wurde hier Anfangs aus Neugierde stark gekauft, die eingetretene Herabsetzung des Preises scheint aber darauf zu deuten, daß es nicht vielen Beifall gefunden hat. In der That ist der süßliche, unkräftige Geschmack nicht einladend zum Fortgenuß. Man sollte, wie es in England geschieht, die ganzen ungeschälten Getreidekörner nicht nach alterthümlicher unbehülflicher Art bloß schroten, sondern fein zu Mehl zermahlen, um gewiß zu sein, daß man dann im Kleienbrot nicht bloß alle Nahrungsstoffe des Getreides unvermindert, sondern auch leicht verdaulich und vollständig assimilirbar erhielte und daneben nicht unterlassen, auch auf kräftigen Geschmack des Brodes zu sehen. Das wäre ein namhafter Fortschritt. Der hiesige Versuch mag als Anfang dazu immerhin seinen Werth haben.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Statistik der deutschen Bühnen. Werden die Angaben in den beiden in Berlin erscheinenden Theateralmanachen für das Jahr 1868 von Ferd. Röder und A. Entsch zusammengestellt, so ergibt sich, daß es in Europa und Amerika im Ganzen 304 Städte gibt, welche deutsche Bühnen besitzen. In Amerika haben nach Entsch (dessen „Deutscher Bühnenalmanach" wie im Allgemeinen, so auch in dieser Beziehung vollständiger ist als Röder's „Theaterkalender") deutsche Theater die Städte Baltimore, Cincinati und Newyork, letztere Stadt sogar zwei deutsche Bühnen. Von jenen 304 Städten besitzen 22 mehr als ein Theater, nämlich 18 Städte haben je 2, eine Stadt 8, eine andere 7, und 2 je 9 Theater, so daß es also im Ganzen 346 deutsche Bühnen gibt. Selbstverständlich finden nicht auf allen diesen Theatern regelmäßig Vorstellungen statt, sondern manche davon sind nur Sommerbühnen, auf anderen wird nur zeitweise gespielt, wenn z. B. gerade eine Schauspielergesellschaft dorthin kommt und dergleichen mehr. Wien und Berlin hat je 9, Hamburg 7 und Lübeck 3 Theater. In 2 Theatern — entweder neben einander selbstständig bestehend, oder getrennte Sommer- und Winterbühnen mit demselben oder mit verschiedenem Personal 2c. finden sich in den Städten: Amsterdam, Breslau, Bromberg, Chemnitz, Köln, Danzig, Dresden, Erfurt, Flensburg, Hannover, München, Newyork, Oldenburg, Posen, Rostock, Schwerin, Stettin, Würzburg. Röder's „Theaterkalender" führt 10 ambulante Theatergesellschaften auf, darunter auch eine, die für Bayern concessionirt ist, nämlich die Gesellschaft J. C. Schubert, welche den Städten Rothenburg a. d. T., Gunzenhausen, Kitzingen und Neustadt a. d. Aisch die Winterabende zu verkürzen sucht. An sämmtlichen 346 deutschen Bühnen waren im verflossenen Jahre ungefähr 6730 Personen als Intendanten, Directoren oder als Capellmeister, Musikdirectoren, Schauspieler oder Schauspielerinnen, Sänger oder Sängerinnen, Tänzer oder Tänzerinnen oder endlich als Souffleure thätig.

Franz Dingelstedt hat nach langem Schweigen auf diesem Gebiete die Salonwelt mit einer reizenden Novelle erfreut, die unter dem Titel „Die Amazone" in zwei mäßigen Bänden bei Hallberger in Stuttgart erschienen ist. Graziös geschrieben, voll piquanter Einfälle und munteren Humors, hat die Novelle jedenfalls den Vorzug, daß sie, wenn nicht die Situationen, so doch gewiß die Helden und Heldinnen nach der Natur zeichnet, wie sie Dingelstedt in seinem Theaterleben vorgekommen sein mögen. Und da für uns gewöhnliche Leute, die wir nicht so glücklich sind, als Generalintendanten und Directoren das Treiben vor und hinter der Bühne in unmittelbarer Nähe beobachten zu können, das Theater mit seinen Herrlichkeiten immer den Zauber des Geheimnißvollen übt, so liegt eben in jenen Enthüllungen der Hauptreiz des Buches. Auf das Literatenthum, oder sagen wir lieber auf eine gewisse Haltung desselben, scheint Dingelstedt böse Laune zu haben, sonst hätte er wohl den ziemlich widerwärtigen Typen, die er uns vorführt, eine noblere Gestalt aus der eigenen Schule gegenübergestellt. Des Dialoges ist Dingelstedt Meister, wie kaum Einer, er versteht, künstlerisches Maß zu halten, wie Wenige, so daß sich der lebhafte Wunsch aufdrängt, er möge seine Feder einmal zu einem Lustspiel ansetzen, das in den höheren Kreisen der Gesellschaft spielt. An liebenswürdigem Humor, Menschenkenntniß, psychologischen Treffern und boshaftem Witz fehlt es ihm nicht.

Die Märznummer von Westermann's **„Illustrirten deutschen Monatsheften"** beginnt mit einer Novelle von Edmund Hoefer, dem beliebten Erzähler. Eine sehr hübsche culturhistorische Skizze über „Altdeutsche Liebesbriefe" reiht sich daran (S. 586 ist „gualin" zu lesen „convalin", aus lilium convallium). Unter den naturwissenschaftlichen Beiträgen ist namentlich der Aufsatz von Schleiden: „Goethe als Naturforscher", sehr anziehend, doch dürfen die Arbeiten von J. Nöggerath über „Die Basalte" und der Schluß der Schlagintweit'schen Mittheilungen über „Centralasien" ebenfalls rühmend genannt werden. Eine nacherzählte Novelle: „Stille Welt" von Adolph Glaser, eine Biographie des Märchenerzählers Musäus, nebst dessen wohlgelungenem Porträt, vervollständigen den Hauptinhalt, neben welchem kleinere Mittheilungen hergehen.

„Die Tochter des Eierkönigs", historischer Roman von **Lubojatzki** (Jena, Hermsdorf). Eierkönig heißt in dem jütischen Dorfe List der zur Ueberwachung und Vertheilung der zahlreichen Vogeleier, eines Erwerbszweiges der Gemeinde, Erwählte. Die Tochter eines solchen, von seinem Schwager, einem Pfarrer auf Sylt erzogen, ist die Heldin des Stückes. Ihr Schicksal verwebt sich enge mit dem der unglücklichen Gemahlin Christians VII. von Dänemark und Struensees. Geschichte und Roman ziehen uns gleichermaßen an; die ganze Erzählung ist sinnig entworfen und ausgeführt.

„Absonderliche Menschenkinder", Porträts von **G. Hesekiel** (Berlin, Lesser). Die eiserne Maske (deren Geheimniß auch hier nicht entschieden enthüllt, aber von allen Seiten beleuchtet wird), Th. v. Neuhoff (der liederliche, aber nicht kraftlose König von Korsica), Anach. Cloots (dessen allerdings widerlich auftretenden Atheismus der Verfasser mit einseitigem Glaubenseifer auf die Wagschale legt) und andere Abenteurer und dergleichen werden uns hier in einer Reihe belehrender Skizzen vor Augen geführt.

Petermann's Mittheilungen II. enthalten: Physikalisch-geographische Skizzen argentinischer Provinzen, von Burmeister; weitere Reiseberichte aus dem Kaukasus, von Radde; die Flechtenarten in Spitzbergen, von Fries; die Dampfschifffahrt in Sibirien; Aufnahmen in Abyssinien durch die englische Armee; geographische Notizen; Karten jener argentinischen Provinzen und abyssinischer Bereiche.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 18. März: **Die Entführung aus dem Serail**, große Oper in 3 Acten von Bretzner. Musik von W. A. Mozart.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 117.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Ritz. — Druck und Verlag: Heller & Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 79. Donnerstag, den 19. März 1868.

Steinmetz und Bildhauer.

Novellette von Ludwig Mohr.

(Fortsetzung.)

Es geht im Winter ein für alle Mal nichts über ein gehörig durchwärmtes Stübchen, und der Ansicht scheint das Jüngferchen Therese auch gewesen zu sein, als sie dem Papa den weichen Polsterfessel an die knisternden Flammen des Kamins rückte und ihn freundlich erinnerte, nun nach stattgefundenem Mittagsmahl das Stündchen gewohnter Ruhe zu pflegen.

„So, Väterchen", klang ihre weiche Stimme, „so, nun mach' es Dir bequem; wenn es Zeit ist, wecke ich Dich."

Da klopfte es laut an.

Unwillig über die unwillkommene Störung, legte sich des Töchterleins Stirn in Falten, und sie stand im Begriff den Störenfried abzuweisen; aber des Vaters strenger Blick lehrte sie anders.

„Herein!" rief er mit lauter Stimme, und über die Schwelle trat der junge Wanderer vom Morgen.

Schnell stand der rüstige Alte auf und ging in das Nebenzimmer, um nach kurzer Zeit im Schurzfell wieder zu erscheinen.

Der junge Mann trat bis auf einige Schritte näher, dann aber hob er mit wohlklingender Stimme seinen Spruch an:

„Mit Gunst, Meister! Ein reisender Gesell spricht Euch um Arbeit an!"

Der Alte rückte sein Sammtkäppchen höher und sein Blick haftete fest am Auge des jungen Mannes; dann aber glitt derselbe über die wohlgestalteten Formen und maß prüfend den sauber gehaltenen Anzug und sprach:

„Es thut mir leid, liebwerther Gesell, ich möchte Dich schon behalten, aber Du weißt, es ist Winter, und da liegen die Weizenäcker des Steinmetzen brach."

„Weiß mich zu bescheiden, Meister; aber ich habe schon das Feld recognoscirt. Umsonst liegen die Steine nicht in Euerem Haf'n, sie warten der bearbeitenden Hand."

„Also schon herumgeschnüffelt? — Du scheinst mir ein loser Vogel!"

„Meister, mit Gunst! Nicht überall würde ich ansprechen; aber zu bekannt ist Meister Gütigs Name in den Genossenschaften des Reichs. Unter ihm zu arbeiten, trieb es mich hierher, darum sah ich mich um; denn obgleich ich ein tüchtiger Gesell zu sein glaube, gibt es bei Euch noch viel zu lernen und die Ehre des Meisters geht auf seinen Gesellen über."

„Hör' Einer den Burschen, er spricht wie ein Buch. — Wie lange bist Du hier, Gesell?"

„Vor einer Stunde betrat ich das Thor; mein erster Gang galt dem Münster, der zweite Euch, Meister!"

„Der erste dem Münster? Nun, das macht Dir alle Ehre. Ja, Du hast vorhin ein wahres Wort gesprochen: der Ruhm des Meisters geht auf den Gesellen über. Auch Erwins Name setzt' unsere Gilde in Hochachtung bei Mit- und Nachwelt. Ich möchte Dich schon behalten, aber die schlechten Zeiten! Keine Arbeit vor der Thür und Ausgaben in Hülle und Fülle. Die meisten Arbeiter habe ich schon entlassen, denn man muß wirklich froh sein, wenn man den eigenen Mund redlich durch's Leben bringt. — — Therese", und damit wandte er sich an das Töchterchen, „gehe und besorge dem Gesellen einen Teller warmer Suppe! Etwas Gekochtes thut wohl bei dieser Kälte und der Bursch scheint mir auch nicht zum „Klopfen" gemacht zu sein."

Jetzt erst gewahrte der junge Mann das Mägdlein im Alkoven, und erröthend beugte er das Haupt zu einem Gruße; flüchtig aber wie eine Gazelle, eilte sie hinaus.

„Meister", hob jetzt der junge Mann etwas kühner an, „behaltet mich nur ein paar Wochen, ich will Euch ohne jedweden Lohn arbeiten, gebt mir nur Mittagsbrod und Obdach, Ihr sollt mit mir zufrieden sein und mir ist das mehr werth, sagen zu können, ich habe bei Meister Gütig gearbeitet, als der hohe Lohn eines anderen Arbeitgebers."

Wieder rückte der Meister sein schwarzes Sammtkäppchen auf dem Kopfe hin und her; offenbar calculirte er, und erwog in seinem Sinn den Vortheil, der ihm aus der Annahme dieses Anerbietens erwachsen würde.

Ehe er aber noch damit fertig geworden, unterbrach ihn der junge Mann.

„Aber, Meister, an eine Bedingung knüpfe ich mein Anerbieten: Ihr dürft mich nicht mit Eueren anderen Gesellen zusammen arbeiten lassen. Unbenutzt liegt der Schoppen rechts, gebt mir die Erlaubniß, ihn benutzen zu dürfen, ich werde mich darin einrichten; ich habe meine Gründe dabei."

„Nun auch noch gleich Bedingungen. — Du scheinst mir ein sonderbarer Kauz zu sein, und es juckt mich wirklich, es mit Dir ein Mal probiren zu wollen. Ja, es sei darum. — Mir fällt soeben ein, mein Nachbar hat einen Trog für seinen Schweinestall bestellt. Wenn Du gegessen hast, kannst Du Dir den Schoppen einrichten, den Block hineinschaffen und dann rüstig an die Arbeit gehen."

Inzwischen trug Therese einen Teller warmer Suppe auf, und der Alte befahl:

„Trage Sorge, daß dem neuen Gesell ein Lager bereitet wird, er bleibt bei uns."

„Wie heißest Du, Gesell?" frug er darauf den Neu-Engagirten, „und was für ein Landsmann bist Du?"

„Ich heiße Johann August Rahl, gebürtig von Berlin. — Nennt mich nur Johann“, sagte derselbe und aß mit großem Appetit seine Suppe, — doch konnte er nicht unterlassen, dann und wann einen Blick nach dem holdseligen Antlitz des jungen Mädchens hinüber zu werfen und eigenthümlich! Warum mußte sie so viele Mal tief herunter zur Spule blicken, um das verlorene Ende wieder zu suchen?

(Fortsetzung folgt.)

Militärische Briefe aus Abyssinien *).

Dolo (bei Antalo), 12. Februar.

Mein letztes Schreiben aus Zulla, oder dem Lager von Mukutto, wie es die Engländer nennen, ist wohl in Ihren Händen. Seitdem hat sich Vieles hier geändert und wir sind ein gutes Stück ins Land hinein gekommen. Man hat wirklich die Absicht, die Campagne noch vor dem Beginne der Regenzeit, also bis Anfang des Monats Juni, zu Ende zu bringen, und wenn Theodorus nicht einen Strich durch die Rechnung macht, indem er sich mit seinen kostbaren Gefangenen immer weiter zurückzieht, so halte ich dieß für leicht möglich. Nachdem man sich nämlich vor Kurzem überzeugt hat, daß ein großer Theil des Bedarfs an Lebensmitteln für die Armee dem Lande selbst entnommen werden kann, daß zur eigentlichen Action gegen den so zu sagen schon entthronten König eine verhältnißmäßig nur geringe Truppenzahl nothwendig ist, daß ferner die Bewohner der Provinz Tigre und voraussichtlich ebenfalls die der Provinz Lasta sich passiv oder gar freundlich zur Invasions-Armee verhalten, hat der Vormarsch nach Magdala keine großen Schwierigkeiten mehr. Der Fürst von Tigre ist im Begriffe, ein förmliches Bündniß mit den Engländern einzugehen, und es wurden vor etwa vierzehn Tagen Consul Munzinger und der Major Grant (der bekannte Afrika-Reisende) nach Adua, der Hauptstadt der Provinz, abgesandt, um dem Fürsten Geschenke zu überbringen und ihn im Namen Sir Robert Napiers zu einer Zusammenkunft in Addigraht einzuladen. Zugleich wurde nochmals feierlich die Versicherung wiederholt, daß die englische Armee sofort nach Erreichung ihres Zweckes das Land verlassen werde. Man hatte dem Ober-Commandanten vielfach abgerathen, auf dieser Zusammenkunft zu bestehen, die einerseits den Tigrefürsten dem ganzen Lande gegenüber compromittiren muß und andererseits nur Verzögerungen und keine besonderen Vortheile bringen kann. Die Antwort des Fürsten auf die Einladung rechtfertigte diese Ansicht, indem sich derselbe durch seine königliche Thronbesteigung und Ueberhäufung an Geschäften entschuldigt und seine Ankunft erst nach vierzehn Tagen in Aussicht stellt. Wie ich höre, soll das Hauptquartier bis zu dieser Zeit in Addigraht verbleiben.

Wie aus Obigem erhellt, sind die oft kaum zu passirenden Wege die einzigen wirklichen Schwierigkeiten, die sich einem raschen Vorgehen entgegenstellen. Alle Karawanenwege des Landes, und diese müssen von uns der Wasserstationen halber innegehalten werden, führen nämlich, anstatt Schluchten und steile Felshöhen zu umgehen, stets durch und über diese, und kaum mühsam auf einer Paßhöhe angelangt, heißt es eben so mühsam auf der anderen Seite hinabzuklettern. Denken Sie sich dabei die abyssinischen Hochlande unter der Form eines endlosen, plötzlich erstarrten Meeres von Felsen, Schluchten, scharfen Bergrücken und Abgründen, und Sie werden verstehen, wie hart die Aufgabe der Truppen ist, die entweder, wie wir bei der Avantgarde, diese Wege passiren müssen, oder die dieselben für die nachkommenden Transporte practicabel zu machen haben. Von Zulla bis Senafeh ist letztere Aufgabe bis zu dem Grade erfüllt worden, daß schon zweiräderige Karren und die mit zwei Mörserbatterieen von 18 Geschützen beladenen Elephanten den Kumaylo-Paß heraufkommen; von Senafeh bis Addigraht ist der Weg ebenfalls geebnet, und eine der Avantgarde beigegebene Abtheilung von Sappeurs und Wegearbeitern hat die Strecke von Addigraht bis Antalo ebenfalls bis zum 18. d. M. gangbar zu machen.

Wir sind mit der äußersten Avantgarde, die aus 155 Mann Cavallerie, zwei Compagnieen Infanterie und drei Compagnieen Sappeurs und Arbeitern besteht, bis auf zehn Meilen von Antalo vorgedrungen, und man erwartet nur das Nachrücken weiterer Truppenabtheilungen, um mit einer imposanten Macht in der Nähe dieses wichtigen Punktes anzukommen. Halten doch die Eingeborenen unser kleines Häuflein für das ganze Expeditionscorps, und im Stillen mögen sie wohl Zweifel über die englischen Erfolge hegen.

Mit Zurücklassung von Truppenabtheilungen an verschiedenen günstig gelegenen Plätzen, wo zugleich Depots und Märkte für die Waaren der Eingeborenen errichtet werden, soll ein Corps von 2900 Mann, darunter etwa 900 Pferde, 13 Mörser und drei 6pfündige Bergbatterieen, von Antalo aus selbstständig nach Magdala vorgehen. Die Division wird unter Oberleitung Sir R. Napiers von Sir Charles Staveley, einem renommirten General der indischen Armee, commandirt werden. Der zweite Divisions-Commandeur, General Malcolm, bleibt in Antalo mit einer größeren Truppenzahl zurück, die Vorgehenden im Nothfalle zu unterstützen oder aufzunehmen.

Man hofft, daß Theodorus, der zur Zeit ohne Zweifel im Besitze der Festung Magdala und der Gefangenen ist, sich festsetzen und den Angriff der Engländer abwarten werde: mit Rücksicht auf den bekannten Hochmuth und Dünkel des abyssinischen Reformators eine nicht unbegründete Erwartung. Andere, darunter Leute aus dem Volke, glauben, daß der König einen heimlichen Gewaltmarsch auszuführen und seine Feinde plötzlich zu überfallen und zu vernichten beabsichtige. Mir will es immer am wahrscheinlichsten scheinen, daß Theodor sich mit den Gefangenen nach Süden oder Westen zurückzieht und dann unter Androhung der Tödtung derselben mit den Engländern zu unterhandeln trachten wird. Da in der letzten Zeit alle Nachrichten aus dem Süden fehlen und ein Spionirsystem von englischer Seite bisher noch gar nicht organisirt worden, so ist selbst über die nächste Zukunft der Expedition nichts Bestimmtes zu berichten.

Nun noch Einiges über das Land und seine Bewohner. In Zulla macht die Civilisation, wie Sie sich denken können, rasche Fortschritte. Die Gesichter der Eingeborenen sollen einen gar merkwürdigen Ausdruck gehabt haben, als die erste Locomotive vom Hafendamme aus in das Land hineinbrauste, und wie es nicht an pfeifenden Locomotiven, so fehlt es auch nicht an Telegraphen, Wasserleitungen, Bazars u. dgl. In Sanafeh fand ich ein weitläufiges, gut eingerichtetes Lager, wo unser Landsmann Dr. Krapf durch seine Sprachkenntniß und die unvergleichliche Art, mit den argwöhnischen und verschlagenen Einwohnern zu verkehren, den Engländern von großem Nutzen war. Die schwache Gesundheit des würdigen Herrn zwingt ihn jedoch, heimzukehren, und bald gedenkt er wohl hinter dem warmen Ofen in Stuttgart des unruhigen Soldatenlebens im fernen Abyssinien.

Die Bevölkerung verhält sich, wie gesagt, freundlich zu uns, und die blitzenden Maria-Theresia-Thaler locken ihr täglich immer

---

*) Wie aus diesem Berichte des Correspondenten der „Köln. Ztg.“ hervorgeht, befindet sich derselbe bei der äußersten Vorhut des Expeditionscorps; seine Mittheilungen reichen um mehrere Stationen weiter, als die in diesem Augenblicke von englischen Blättern (Times und Daily News) veröffentlichten Berichte aus Abyssinien.

mehr die verborgenen Vorräthe an Korn, Butter, Mehl und Milch ab. Man geht von dem weisen Grundsatze aus, Alles sofort und reichlich zu bezahlen, keine Requisitionen zu gestatten, und schützt durch aufgestellte Posten das Eigenthum der Dorfbewohner vor den etwaigen Gelüsten der eigenen Soldaten. Der Ruf der geldstreuenden Armee verbreitet sich vor uns her im Lande, und immer reichlicher wird die Zufuhr ankommen. Dabei hat im Allgemeinen der Abyssinier, soweit ich ihn bisher kennen gelernt, keinen eigentlichen Sinn für den Handel und durchaus keinen Begriff für den Werth des Geldes. Alles kostet einen Real oder Thaler, sei es nun ein Holzbündel, eine Schale Milch oder ein fetter Hammel. Kleines Geld existirt gar nicht, und ersetzt man dasselbe im Nothfalle durch Reiß oder Mehl. Wird der geforderte Preis einer Waare nicht bezahlt, so geht der Eigenthümer einfach von dannen, ohne sich auf Handeln weiter einzulassen. Bessere Handelsleute finden sich unter den Priestern und Mönchen, an denen das Land einen besonderen Ueberfluß hat. Einige Dollars überwinden ihre Gewissensscrupel, und sie verkaufen schließlich das gesammte, allerdings meist sehr einfache Inventar ihrer Kirchen, ja, auf Verlangen wohl die Kirche selbst. Ich fand einzelne sehr gut gearbeitete Kreuze in Eisen mit bemerkenswerther Zeichnung, Holzkapseln mit Malereien, illustrirte Kirchenbücher, Fahnen u. dgl. m. Die Kirchen selbst machen meist einen sehr kläglichen Eindruck. Zwei flache Steine, am Eingange aufgehängt, versehen den Dienst der Glocken; man tritt in einen dunklen Raum, der nur durch die schmale Thüre ein spärliches Licht erhält; Strohmatten theilen denselben in zwei Theile, von welchen der hintere für den Dienst der Priester bestimmt ist und den besonders heilig gehaltenen Altar enthält. Manchmal verlangte man von uns, die Schuhe beim Eintritte in den mehr einem Stalle als einem Tempel Gottes gleichenden Raum auszuziehen. Selten verweigert man den Einblick ins Innere, und dann wohl nur in dem Glauben, daß wir keine Christen seien: tragen wir doch nicht die blauen Seidenschnüre um den Hals, die hier allein das Abzeichen der Rechtgläubigen sind!

In der Nähe des kleinen Dorfes Ai-Abaga (oder Ad Abagin) etwa 40 Meilen südlich von Addigraht, hatten wir das Glück, einer abyssinischen Heeres-Abtheilung zu begegnen, und empfingen später den Besuch der beiden Anführer und einer zahlreichen, möglichst herausgeputzten Escorte. Ein rebellischer Häuptling hatte sich nämlich mit seinen Anhängern auf „seinen Berg", wie man das hier nennt, zurückgezogen und verweigerte, seine Steuern an Prinz Kassa von Tigré zu zahlen. Er wird nun belagert, und die erste Schlacht war den Tag vorher geschlagen worden. Innerhalb zwölf Stunden fielen drei ganze Schüsse, und als wir den General befragten, wann er wohl seines Feindes habhaft zu werden gedenke, antwortete er ruhig: „Wenn derselbe kein Wasser zu trinken und kein Korn zum Brode mehr haben wird." In dem etwa 1000 Mann starken Heere befanden sich vielleicht 15 Mann mit Gewehren, meist französisches Fabrikat, bewaffnet. Man verlangte von uns Reparaturen an den rostigen Dingern, die mit rund gehämmerten Eisenstücken oder Steinen geladen werden. Einer meinte sehr schlau, als er unsere Revolver und Jagdgewehre erblickte: „Die guten Dinge behaltet ihr für euch und das Schlechte schickt ihr uns!" Die übrigen Soldaten waren mit krummen Schwertern, Speeren mit breiter und langer Eisenspitze und runden Schilden bewaffnet; oft tragen kleine Knaben dem Krieger Schild und Speer nach, und man wird unwillkürlich an das Mittelalter mit seinen Pagen und Schildknappen erinnert.

Eine Bote meldet sich soeben bei mir, um Briefe nach Adigraht zurückzunehmen, und ich bin daher gezwungen, für heute zu schließen.

Mannichfaltigkeiten.

(Noch einmal die deutschen Haare.) Der anziehende, in Nr. 47 der „Didaskalia" mitgetheilte Aufsatz „über die deutschen Haare" bespricht die Seife aus „Mattach" als Haarbeizmittel. Es sind darunter die bekannten, in dem erwähnten Epigramm von Martial vorkommenden pillae matticae zu verstehen, als deren Fabrikationsort die Alterthumswissenschaft schon lange die blühende römische Bäderstadt Mattiacum, das heutige Wiesbaden erkannt hat. In einer früheren Nummer d. Bl. (wenn wir nicht irren, Ende vergangenen Jahres) wurde derselbe Gegenstand behandelt in einer auszugsweisen Besprechung von Mascher's deutschem Gewerbewesen von der frühesten Zeit bis auf die Gegenwart, Potsdam 1866, welches Buch eben auch für Wiesbaden die ersten Seifensieder in Anspruch nahm. Uebrigens ist Wiesbaden, urk. 882 Wisibad fast genau dasselbe wie Mattiacum, matt = Wiese und ach = Bach. In den sog. allemanischen bezw. fränkischen Todtenfeldern, wie man solche in Süddeutschland, in Rheinhessen und in Wiesbaden aufgedeckt hat, fehlt unter den Beigaben des Bestatteten außer den Waffen, den originell geformten Glasbechern und sonstigem Haus- und Ziergeräthe fast nie der beinerne, oft in nicht unschöner Weise ornamentirte Haarkamm. Man sieht also auch hieraus, in wie hohem Grade unsere Vorfahren auf die Pflege ihres schönen langen Haarschmucks Werth legten. — Zu dem letzten Theil des Artikels noch die Bemerkung, daß bei Frauengestalten der älteren deutschen und italienischen Malerschule rothblonde Haare keine seltene Erscheinung sind.

(Geistiger Nothstand.) Der „Volks-Ztg." geht folgende Mittheilung zu: In einer kleinen Kreisstadt Ostpreußens hielt der Schulinspector seine monatliche Revision in der dortigen Stadtschule ab. In der einen Classe gab er dem Ordinarius derselben auf, über das fünfte, sechste und siebente Gebot zu sprechen. Nachdem er den Lehrer eine Zeitlang angehört hatte, nahm er, wie er das in der Regel zu thun pflegt, das Wort und verweilte besonders beim sechsten Gebot, indem er den Kindern die Ausdrücke: „keusch" und „züchtig" recht klar machen wollte. Hierbei ereignete es sich, daß der Revisor u. A. auch sagte: Wer z. B. auf der Straße Cigarren raucht, der begeht eine Sünde gegen das sechste Gebot, weil er dadurch weder ein Zeugniß für Keuschheit, noch für Züchtigkeit ablegt und, fügte er hinzu, wenn ihr, lieben Kinder, seht, daß selbst hochgestellte Personen auf der Straße bisweilen Cigarren rauchen, so müßt ihr darüber erhaben sein und es ihnen nicht nachmachen. — Noch eine kleine, ähnliche Probe von demselben Geistlichen. Bei einer früher von ihm abgehaltenen monatlichen Revision in derselben Classe gedachter Schule wurde dem Lehrer die Aufgabe, über das erste Gebot zu sprechen. Als hierbei der Herr Revisor das Wort ergriff, versuchte er die Kinder zu einem klaren (?) Begriff der Worte: „Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten" zu führen. Mancher, fuhr der Revisor fort, fürchtet sich zum Beispiel vor einem starken Gewitter. Recht schön! und alle Achtung vor einem solchen Menschen; aber er darf vor einem Gewitter nicht mehr Furcht haben, als vor Gott. Ein Anderer hat große Furcht vor einem tollen Hunde. Auch gut; aber vor einem tollen Hunde muß man sich nicht mehr fürchten, als vor Gott. — Solche Beispiele, meinte der Herr Revisor, wären sehr praktisch und eröffneten den Kindern ein tieferes Verständniß des Katechismus. Das sind zwar nicht Beispiele leiblichen, wohl aber geistigen Nothstandes.

(Der Austrocknung des gefällten Brennholzes im Walde) wendet sich in neuester Zeit die Aufmerksamkeit der Forstwirthe zu. Da erstere bis auf 30 pCt. gebracht werden kann, so ist dieses von höchster national-ökonomischer Bedeutung. Es können

hierdurch für ungeheuere Gewichtsmassen die Transportkosten erspart werden, und gewinnt dabei das Holz noch sehr viel an Qualität. Große Massen von Wasser werden künftig aus dem an die Wege gebrachten Holze verdünsten, welches bisher unnöthiger Weise transportirt und in die Gebäude verbracht werden mußte. Dieser Nutzen wird auf sehr einfache Weise erreicht, indem man das Holz auf den Waldwegen **nur länger als bisher** sitzen, solches theilweise nochmals aufspalten und austrocknen läßt. Dazu sind aber immerhin 4 bis 6 Monate erforderlich und werden unsere Forstleute künftig nur etwas nachsichtiger in Bezug auf die Holzabfuhr sein müssen. Dieses Holzaustrocknungssystem hat noch den Vortheil, daß man keine so großen Vorräthe mehr in den Gebäuden zu halten braucht, diese dadurch weniger leiden und auch die Feuersgefahr sich bedeutend vermindert. Ein Forstmann.

(**Eine Heirath auf Wechsel.**) Zu Kilkenny in den Vereinigten Staaten von Nordamerika versprach ein Schneider Namens Sullivan einem jungen Mädchen, dasselbe 14 Tage nach dem Tode seiner Frau zu heirathen. Als Bürgschaft stellte er einen Wechsel folgenden Inhalts aus: „Vierzehn Tage nach dem Tode meiner Frau verpflichte ich mich, Fräulein Elise Morand, oder auf ihre Ordre diejenige Dame zu heirathen, die mir diesen Wechsel im Werth einer Summe von 60 Pf. St. präsentiren wird.“ Die Inhaberin des Wechsels verstarb aber bald nach Ausstellung desselben und vermachte ihn einer Freundin, die ebenfalls noch vor dem Tode der Schneidersfrau das Zeitliche segnete. Das Papier gerieth in den Besitz einer Cousine der Ersteren, welche die Einlösung forderte. Die Heirath fand wirklich statt, und die beiden Gatten sollen ganz glücklich miteinander leben.

Frankfurt, 18. März.

Für Eltern, zur Orientirung in der Schulfrage.

Frankfurt besitzt nebst vielen anderen trefflichen Anstalten auch „gute“ öffentliche und Privatschulen. Dieß ist allgemein anerkannt; denn nicht nur aus fast allen fremden Ländern der Erde, sondern auch aus dem übrigen Deutschland kommt jährlich eine große Anzahl von Zöglingen, um dahier ihre Bildung zu erhalten, oder zu vollenden. Die gewaltigen Umgestaltungen nun, welche das ereignißvolle Jahr 1866 über unsere Stadt verhängt hat, haben auch dem Schulwesen eine ganz veränderte Richtung und den Knabenschulen eine veränderte Stellung gegeben. Ein bis dahin fremdartiges Moment, „die allgemeine Wehrpflicht“ erstreckt mit nicht geringer Wucht ihren Einfluß auch auf unsere Schulen und verwirrt die Pläne und Absichten der ängstlichen Eltern. „Welche Anstalt“, so fragen sie jetzt, „hat das Privilegium, ihre Schüler **ohne Examen** zum einjährigen Freiwilligendienst zu berechtigen? Dahin muß unser Knabe geschickt werden.“ Denn vor dem Departementsexamen herrscht eine große „Panique“, wenn auch ganz mit Unrecht; denn dasselbe verlangt in der That nicht mehr, als jeder Junge gebildeter Eltern, der eine einigermaßen gebildete Schule besucht hat, sehr gut leisten kann. Die meisten Eltern aber bedenken oder wissen nicht, daß ihre Kinder an den hiesigen mit jener Berechtigung versehenen Schulen — das Gymnasium ausgenommen — nachdem sie alle Classen durchgemacht und 17 bis 18 Jahre und darüber alt geworden sind, auch eine Prüfung, und zwar keine so leichte zu bestehen haben. Sie bedenken ferner nicht, daß in Preußen selbst verhältnißmäßig nur wenige Anstalten jenes Vorrecht besitzen, und daß weitaus die größte Anzahl der Söhne gebildeter und wohlhabender Kaufleute mit dem 15. oder 16. Jahre die Schulen verlassen und dann später jenes Departementsexamen machen. Und dieß Verfahren würde sich auch für unsere Verhältnisse am besten empfehlen: unsere Söhne besuchen, wie bisher, irgend welche gute öffentliche oder Privatanstalt, worin Tüchtiges geleistet wird, bis zum zurückgelegten 15. Jahre und treten dann ihre Lehre an (wann sie 17 oder 18 Jahre alt geworden sind, ist es doch etwas zu spät). In den freien Stunden repetiren sie ihre Schulwissenschaften und bilden sich darin mit besonderer Rücksicht auf jene Prüfung weiter, und haben nicht bisher fast alle Lehrlinge noch in dem einen oder anderen Gegenstand Privatstunden? — Dann können sie getrost sich zum Freiwilligenexamen melden. — Die hiesigen Eltern sind aber noch nicht in die neuen Einrichtungen und Anschauungen eingewöhnt und glauben „**Nummero sicher**“ zu gehen, wenn sie ihre Söhne in die „privilegirten“ Schulen schicken. Zu diesen ist denn auch der Zudrang ein ganz gewaltiger, so daß sie bereits **überfüllt**, ja **mehr als überfüllt** sind. Was ist nun zu thun?! — Abgesehen von Berechtigung und Nichtberechtigung und zugegeben, daß die Angst der Eltern begründet wäre, — so könnten sie ihre Knaben doch ganz getrost die ersten 6 bis 8 Jahre in all' beliebigen anderen Schulen und in die Institute schicken, die Gediegenes bieten — aber es herrscht noch zu wenig Klarheit und Verständniß in dieser Sache und daher die „Panique“. Wenn nun vorerst unser hiesiges kaufmännische Publikum den ersten Vorschlag, betreffend die Departementsprüfung, zu riskirt erachtet, so wäre vielleicht noch folgendes Auskunftsmittel der Erwägung desselben zu unterbreiten: **es trage Sorge, daß die Handelsschule erwähnte Concession** erhalte. Alsdann könnten, da diese Anstalt nur solche Schüler aufnimmt, welche bereits eine andere Schule durchgemacht haben, unsere Söhne jede andere nicht „berechtigte“ Anstalt besuchen und absolviren. Damit wäre dann der weitere Vortheil verbunden, daß dieselben, außer der nothwendigen allgemeinen Bildung, eine speciellere Vorbereitung zu ihrem künftigen kaufmännischen Berufe finden und nicht gezwungen würden, ihr Gedächtniß mit unnöthigem Ballaste, wie z. B. das Lateinische für sie ist, anzufüllen. Durch diese Einrichtung würden außerdem dem Gemeinwesen keinerlei neue Lasten erwachsen und keine Interessen geschädigt werden.

Berlin. Im königlichen Schauspielhause wird Samstag, den 21. März, Lessing's „Minna von Barnhelm“ mit einem Prolog vom Director Düringer aufgeführt werden, zur Erinnerung daran, daß jenes classische Werk der deutschen Lustspiel-Literatur an diesem Tage vor hundert Jahren zum ersten Male hier in Berlin zur Darstellung gelangte. Ein hiesiger Theaterfreund, der sich im Besitze reichen statistischen Materials für die Geschichte des Berliner Theaters befindet, hat eine Besetzungs-Tabelle aller Aufführungen des Lustspiels seit dem 21. März 1768 zusammengestellt und es soll diese Samstag an die Zuschauer der Säcular-Darstellung im Schauspielhause gratis vertheilt werden. Es ist bekannt, daß Goethe in „Minna von Barnhelm, oder das Soldatenglück“, wie Lessing sein Lustspiel betitelte, „die wahrste Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, von vollkommen norddeutschem Nationalgehalt“ erkannte. „Es ist“, schreibt Goethe, „die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction, von specifisch temporärem Gehalt, die deßwegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that. Diese Production war es, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete.“

Berichtigung.

In der Literaturnotiz über Dingelstedt's „Amazonen“ in der gestrigen „Didaskalia“ muß es Z. 13 von oben „**Gattung**“ heißen statt „Haltung.“

Museums-Gesellschaft.

Freitag, den 20. März 1868, Abends 7 Uhr:

Neunter wissenschaftlicher Vortrag

im kleinen Saale des Saalbaues.

Herr Professor Holtzmann aus Heidelberg:

„Erziehungs-Experimente im siebzehnten Jahrhundert, besonders Johann Amos Comenius.“

Einzelkarten für die Gallerie zu einem Gulden sind am Tage des Vortrages bei dem Hausmeister des Saalbaues zu haben.

Der Eingang zum **Saal** ist über die große Treppe, der Eingang zur **Gallerie** im nördlichen Bau.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 19. März: Gastdarstellung der Frau **Niemann-Seebach** vom königl. Hoftheater in Hannover. **Clavigo**, Trauerspiel in 5 Acten von Goethe. Marie Beaumarchais: Anna-Lise: Frau **Niemann-Seebach**.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 118.)

Freitag, 20. März: Gastdarstellung der Frau **Niemann-Seebach** vom königl. Hoftheater in Hannover. **Faust**, Tragödie in 6 Acten von Goethe. Margarethe: Frau **Niemann-Seebach**.
(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: **Heller und Rohm** in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 80. Freitag, den 20. März 1868.

Steinmetz und Bildhauer.

Novellette von Ludwig Mohr.

(Fortsetzung.)

Vierzehn Tage waren vorübergegangen. Ernst saß der Meister wieder in seinem Polstersessel am Kamin und schaute, den Kopf schütteln, hinüber zu seinem Kinde.

Sinnend sah das Mädchen durch das Fenster die Straße hinab, als erwarteten oder verfolgten seine treuen blauen Augen irgend Jemand.

Da klopfte es an, und auf das „Herein!“ des Meisters trat der älteste seiner Gesellen herein, der die Stelle eines Werkführers begleitete.

„Nun, was bringst Du mir, Anton?“ frug der alte Herr.

„Ich komme, dem Meister Namens sämmtlicher Mitgesellen Beschwerde zu führen wegen des Johann. Es ist mit dem Menschen nicht auszukommen. Er behandelt uns wie seine Schuhputzer und gerirt sich wie ein Graf.“

„Ich weiß schon, Anton.“

„Wir quälen uns für Euch den ganzen Tag und bei ihm hört man ungefähr ein paar Stunden Meisel und Schlägel. Dann huscht er in das Kollet, setzt das Barett schräg auf's Ohr und geht seinen Scharwenzelgängen um und in dem Münster nach, oder pflegt Bekanntschaft mit dem Todtengräber zwischen den beschneiten Hügeln des Friedhofs. Bei Tische aber ist er immer der Erste und der Letzte, das muß Euch und der Jungfer Tochter auch schon längst aufgefallen sein.“

„Weiß schon, Anton.“

„In der Zeit, daß er den Trog in Arbeit hat, macht Jeder von uns mehrere fertig. Es fragt sich überhaupt sehr, ob er einen fertig zu bringen im Stande ist. Hätte er reine Sachen, so schlösse er sich nicht ein und verwahrte die Schlüssel bei seinen Ausflügen nicht immer sorgfältig bei sich. Wir haben sogar schon Löcher zu bohren versucht, aber er ist schlau wie ein Thorschreiber, und alle unsere Kniffe wußte er zu vereiteln.“

„Weiß Alles, Anton.“

„Nun“, fuhr der Werkführer endlich ärgerlich über das beständige: Weiß schon, Anton, laut heraus, „nun, so wißt auch das, ich soll Euch sagen, Meister, Namens Euerer ganzen Gesellen, wenn Ihr den Johann nicht fortschickt, so fordern sie hiermit sämmtlich ihre Fremdzettel.“

„Anton“, sagte der Meister streng, „keine Drohung! Wem es bei mir nicht gefällt, kann gehen; ich werde Sorge tragen, daß die Fremdzettel bereit liegen. Was den Johann angeht, sind meine Sachen, er bleibt! Hörst Du? Das sage den Gesellen und den Johann schicke mir her.“

Der Werkführer verabschiedete sich.

Der Alte aber sprach zu sich selbst:

„Ich muß mit ihm sprechen. — Gut thut das so nicht mehr. Anton hat recht, in der Zeit macht Einer vier Tröge, wenn nicht mehr. Aber den Gesellen nachgeben, pfui! der Gedanke ist mir schon anstößig. Johann bleibt vor der Hand, — aber seine Arbeit muß ich sehen. Sein Benehmen gegen seine Kameraden ist übrigens mehr als schroff, ich kann mir die Ursache ihres Aergers leicht erklären.“

„Väterchen“, sagte Therese, die bis jetzt schweigend zugehört hatte, „Väterchen, Johann hat eine gute Erziehung genossen, das leuchtet aus seinem ganzen Benehmen hervor. Er ist ein gebildeter junger Mann. Wie fein sind seine Manieren und wie sehr stechen sie ab von denen seiner Kameraden. Ich finde es leicht erklärlich, daß ihn die rohen Redensarten und Späße derselben anwidern, und daß er all und jeden Umgang mit ihnen meidet.“

„Aber“, warf der Alte ein, „wo treibt er sich herum? An einem der beiden Sonntage — so habe ich mir erzählen lassen — ist er mit dem Schweinehirten auf dem Wege zu der nahen Mühle gesehen worden. Ist der Mann irgend feiner, wie Meister Gütigs Gesellen?“

„O Väterchen, wer weiß, wie dieses zusammenhängt; aber das weiß ich, daß er öfters mit dem Doctor Hechler zusammen kommt, und ich dächte, der Umgang macht ihm keine Unehre.“

„Mit Doctor Hechler, dem Poeten? Strafe mich Gott, wenn mir nicht bald ein Licht aufgeht. Sollte mir leid thun um den Johann! — Verse? Hu, wo bleibt der Geldbeutel? Das wäre der Stöpsel zur Essigkruke! — — Hat es nicht geklopft? — Herein!“

Johann trat freundlich grüßend ein:

„Ihr habt mich her bescheiden lassen, Meister! Hier bin ich. Was ist Euer Begehr?“

„Johann“, sagte der Steinmetz, „Du bist nun vierzehn Tage an dem Troge beschäftigt, den ein tüchtiger Gesell in ein paar Tagen zu Werke bringt; ich will den Stand Deiner Arbeit einmal sehen.“

„Meister, das geht ein für alle Mal nicht“, sagte der Gesell bestimmt.

„Das geht nicht, sagst Du? Aber es soll gehen, so will ich's, und das auf der Stelle! Gib mir den Schlüssel zum Schoppen!“

„Fordert Alles von mir, Meister, nur nicht den Schlüssel, ich gebe ihn Euch nicht.“

„Nun, so wird der Schlosser öffnen können; aber Du, Johann, kannst den Bündel schnüren.“

„Herzbester Meister“, so legte sich jetzt der Gesell auf's Bitten, „herzbester Meister, es geht nicht! Faßt meine Worte nicht von der schlimmen Seite auf und weist mir Eure Thür nicht auf solche Art. Gönnt mir noch acht Tage und seid ihr mit meiner

Arbeit dann nicht zufrieden, nennt mich immerhin einen Stümper und zeigt mir Euren Rücken." Und zu der holdseligen Jungfrau sich wendend, sagte er: „Wolle die ehrsame Jungfer ein Wort für mich verlieren, es wäre an keinen Unwürdigen verschwendet!"

Und „Väterchen", war das Töchterchen hinter ihren Vater getreten und streichelte mit ihrer kleinen weichen Hand die tiefgefurchte Stirn von Meister Gütig, „gib ihm die kleine Frist, ich bitte darum!"

„Therese?" wandte sich der Steinmetz zu seiner Tochter um, und der Ton seiner Stimme war halb staunend, halb vorwurfsvoll. Aber ein ganzes Leben dankte der Jungfrau in dem beseligten Blick des Jünglings.

„Es sei!" sagte der Alte und reichte dem Gesellen die Rechte, und der junge Mann schlug selbstbewußt in dieselbe ein. Dann faßte er die Hand des tieferrötheten Mädchens und drückte einen heißen Kuß darauf und verschwand rasch durch die geöffnete Thür.

„Therese?" sagte der Steinmetz, als der Gesell hinaus war.

„Vater!" schluchzte die Tochter und sank an die Brust des liebevollen Greises.

„Kind, gebe der Himmel, daß uns keine Enttäuschung wird."

(Fortsetzung folgt.)

Der Ocean als Electricitätsquelle.

Von Emil Sommer.

In nichts spricht sich wohl das gewaltige Ringen nach Fortschritt, Macht und Größe, das unsere Zeit beherrscht, in so bestimmter und charakteristischer Weise aus, als in dem vorwiegenden Streben, die Summe der vorhandenen, mechanisch verwendbaren Kräfte mit jedem Tage zu vermehren und zu diesem Ende stets neue und reichere Kraftquellen zu erschließen, welche dem rastlosen Erfindungs- und Unternehmungsgeiste die Mittel bieten sollen, ihre sich immer steigerndem gigantischen Entwurfe zu vollführen.

Vor Allem ist in dieser Hinsicht die großartige Thätigkeit hervorzuheben, welche sich in den letzten Jahren auf dem Gebiete der Electricität in den wissenschaftlichen wie industriellen Kreisen aller Länder durch eine glänzende Reihe neuer Entdeckungen und Erfindungen kundgibt, und wenn es auch bis jetzt noch nicht gelungen ist, das große vielversprechende Problem der wohlfeilen Electricitätserzeugung, sowie der hierdurch angestrebten Entthronung der Dampfkraft zu realisiren, so sind die Quellen der Electricität doch immerhin heute schon in solchem Grade vervielfältigt, vervollkommnet und in Folge dessen verwohlfeilert, daß dieses wunderbare Agens bereits in sehr vielen Fällen als mechanische Kraft zur Bewegung kleinerer Apparate, wie Näh- und Bohrmaschinen, Webstühlen, Maschinen-Regulatoren &c., namentlich aber auf artistischem Gebiete in der so rasch groß gewordenen Galvanoplastik zur Hervorbringung meisterhafter Kunstgegenstände Anwendung findet und man daher mit Recht den Moment voraussehen darf, wo die Electricität in der Mechanik und Industrie einen der ersten, wenn nicht der bedeutendsten Plätze unter den bewegenden und schaffenden Kräften einnehmen wird.

Während noch vor verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit Reibung und chemische Action die einzigen Electricitätserreger bildeten und man daher für die Erzeugung dieser geheimnißvollen Naturkraft lediglich auf Electrisirmaschinen und galvanische Säulen oder Ketten angewiesen war, sind wir nun heute dahin gelangt, durch geeignete Vorrichtungen nicht nur die Wärme und den Magnetismus, sondern sogar die bloße mechanische Kraft in Electricität zu verwandeln und so, mit Hülfe von mitunter colossalen Apparaten, electrische Kraftwirkungen und Lichterscheinungen hervorzurufen, welche durch ihre Intensität und ihren Glanz unser Interesse in um so höheren Grade in Anspruch nehmen, als hierdurch zugleich der große Gedanke von der Einheit, Erhaltung und Verwandlung der Kraft sich praktisch realisirt findet. Unter dem Einflusse mächtiger rotirender Magnete sehen wir so dem leicht übersponnenen Kupferdrahte der Inductions- oder Verstärkungsrolle eine reiche Fülle electrischen Fluidums entströmen, während bei den von Siemens erst jüngst erfundenen Apparaten der um eine einfache Eisenstange gewundene und mit dieser in kraftvolle Umdrehung versetzte Kupferdraht wahre Blitze aus seinen Polen schleudert.

Eine der interessantesten und neuesten Erscheinungen auf diesem Gebiete ist aber unstreitig der sinnreiche und originelle Gedanke, das weite, unermeßliche Meeresbecken mit seiner ewig bewegten grünen Salzfluth als Zelle oder Trog einer oceanisch-galvanischen Batterie zu benützen und zu diesem Ende die hierfür gewöhnlich angewendeten Metalle direct in den Schoß des Meeres zu tauchen, so daß sie hierbei jede Anwendung der sonst unentbehrlichen Säure oder künstlichen Salzlösung überflüssig gemacht und in Folge dessen der Preis der auf diese Weise erzeugten Electricität natürlich bedeutend reducirt wird.

Der erste Versuch einer derartigen Verwendung des Seewassers als Electricitätsquelle fällt in das Jahr 1859, wo der Erfinder dieser neuen Batterie, der durch die Enthüllung des Davenport'schen Spiritistenschwindels auch in weiteren Kreisen bekannte französische Gelehrte Emil Duchemin, zum ersten Male ein galvanisches Element, bestehend aus einem Kupfer- und Zinkcylinder, in Meerwasser senkte, ohne jedoch den gewünschten günstigen Erfolg zu erzielen. Duchemin stellte damals nach wiederholten mißlungenen Anstrengungen seine Arbeiten in dieser Richtung ein, um dieselben erst im Jahre 1865 wieder aufzunehmen. Statt jedoch, wie früher, ein Kupfer-Zinkelement anzuwenden, ersetzt er nun das Kupfer durch die für diesen Gebrauch häufig angewendete, bei der Leuchtgasfabrikation in den Retorden zurückbleibende, äußerst harte und gutleitende Kohle und construirte sonach eine Art Bunsen'scher Kette, indem er eine Zinkplatte in einem Kohlencylinder der bezeichneten Art aufhing und das Ganze unter geeigneten Vorrichtungen an einem aus Korkholz bestehenden Schwimmer befestigte, so daß der auf diese Weise erhaltene einfache Apparat, in das Wasser gebracht, darin zwar vollkommen eintauchte, aber nicht untersinken konnte. Sodann wurde derselbe, nachdem man zuvor die Zinkplatte und den Kohlencylinder mit den nöthigen Pol- oder Schließungsdrähten versehen hatte, in dem Hafen von Fécamp ins Meer ausgeworfen und an einer passenden Stelle mittelst eines an einem Seile befestigten schweren Steines verankert.

Der Erfolg war dießmal ein überraschender. Trotz der kleinen Dimensionen des Apparates besaß der durch denselben entwickelte electrische Strom eine solche Stärke und Constanz, daß derselbe bei der Unterbrechung des Schließungsdrahtes nicht nur Funken von ziemlicher Intensität lieferte, sondern auch ein sogenanntes electrisches Glockenspiel (ein Timbre mit einem daraufschlagenden Hämmerchen) während 68 Tagen und Nächten durch denselben in ununterbrochener Bewegung erhalten wurde, und wahrscheinlich hätte der Apparat seine Thätigkeit noch weit länger fortgesetzt, wenn nicht ein norwegisches Schiff, das durch einen unglücklichen Zufall gerade diese Stelle des Hafens passirte, diese erste elektrische Boje, wie man die schwimmenden galvanischen Batterieen seitdem genannt hat, zertrümmert und hierdurch der interessanten Probe ein Ende gemacht haben würde.

Der erste Schritt war nun gethan und es folgten jetzt verschiedene ähnliche Versuche in größerem Maßstabe, welche alle dieselben günstigen Resultate ergaben, wobei namentlich auch die bemerkens-

werthe Thatsache constatirt wurde, daß die Stromstärke hierbei im gleichen Verhältnisse mit der Zahl der angewendeten Elemente zunimmt, was man nach den bisherigen Laboratoriumsversuchen keineswegs zu erwarten berechtigt war. So reichten z. B. bei einem dieser Experimente schon zwei Elemente ungefähr von der Größe eines Hutes, welche jedoch nicht in das Meer selbst, sondern bloß in ein mit Seewasser gefülltes Gefäß getaucht wurden, hin, um eine Rhumkorff'sche Inductionsrolle von 40 Centimetern Länge in Gang zu setzen und Funken von einem Centimeter zu liefern, obwohl hier die Bewegung und der hierdurch bedingte stete Wechsel der Flüssigkeit, wie derselbe im offenen Meere ununterbrochen stattfindet unmöglich gemacht und natürlich die Wirkung in Folge dessen wesentlich reducirt war. Das eben so interessante als wichtige Factum der Existenz eines so zu sagen unerschöpflichen elektrischen Kraftmagazins in dem Ocean war somit unzweifelhaft dargethan, und es muß bei den sonstigen Fortschritten auf diesem Gebiete nur Wunder nehmen, daß man nicht schon früher auf den so naheliegenden Gedanken kam, die an den verschiedensten chemischen Bestandtheilen ungemein reiche Salzlösung des Seewassers als natürliches Bad oceanisch-galvanischer Batterieen zu benützen.

Werden zwei durch einen Draht untereinander verbundene Platten von verschiedenen Metallen, beispielsweise eine Kupfer- und Zinkplatte, in eine saure oder salzige Flüssigkeit eingetaucht, so entsteht bekanntlich in Folge der chemischen Einwirkung der Flüssigkeit auf das eine der beiden Metalle ein electrischer Strom, welcher so lange andauert, bis entweder das angegriffene (nämlich das positive) Metall, hier das Zink, zerstört, d. h. oxydirt oder die Flüssigkeit zersetzt ist. Wendet man hierbei, statt bloß eines solchen Plattenpaares, deren eine größere Anzahl an und verbindet die verschiedenen Elemente, wie man die einzelnen Plattenpaare nennt, metallisch untereinander, so wächst natürlich auch, entsprechend der Anzahl der Elemente, die Menge der entwickelten Electricität und man erhält auf diese Weise Das, was man als galvanische Säulen oder Batterieen bezeichnet, wie dieselben unter Anderm auf allen Telegraphenstationen als Electricitätsquelle für die telegraphische Zeichengebung sich aufgestellt finden. Die dabei angewendeten Flüssigkeiten sind von sehr verschiedener Art und bestehen bald aus Schwefelsäure, bald aus Salpetersäure, bald aus Kupfervitriol oder andern Salzlösungen, während das Zink bei allen bisherigen galvanischen Säulen als positives Metall dient. Säuren oder Salze und Zink bilden daher das Material, welches die in Rede stehende Electricitätsquelle speist, indem für ein gewisses Maß von Electricität stets eine entsprechende Menge des Zinks und der Flüssigkeit verbraucht wird, wodurch eben der noch ziemlich hohe Preis der electrischen Kraft bedingt wird.

Es ist nun klar, daß, wenn die Natur die Lieferung der electromotorischen Flüssigkeit gratis übernimmt, hiermit zugleich ein wesentlicher Theil der Herstellungskosten galvanischer Säme in Wegfall kommt, und dieses Desideratum erfüllen nun eben in vollkommenster Weise die beschriebenen schwimmenden electrischen Bojen, bei welchen, wie erwähnt, das Seewasser die Stelle der künstlichen electromotorischen Flüssigkeit vertritt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Napoleon und Eugenie.) Ein Brüsseler Correspondent gibt in der Berliner „Zukunft“ das folgende Bild vom französischen Kaiserpaar: „Ich war kürzlich in Paris und besuchte Abends das Theatre Français. Man gab „Paul Forestier“, das Cassenstück Emil Augier's. Ehe noch die drei sacramentalen Schläge erfolgten, erschienen in der kaiserlichen Loge der Kaiser und die Kaiserin mit Gefolge. Eine wohlgenährte Salve von Händeklatschen begrüßte sie, so wohlgenährt, so regelmäßig, daß sie ihren Ursprung nur zu sehr verrieth; das Publikum verhielt sich passiv. Das Stück begann. Fragen Sie mich nicht, wie Fräulein Favart die kitzliche, sinnliche und gefährliche Rolle der Lea spielte. Ich hatte nur Augen für die kaiserliche Loge. Man hat nicht alle Tage Gelegenheit, Cäsar von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Da saß der Imperator, unbeweglich, starr, sein Gesicht gleicht der Maske einer von Wind und Wetter gebräunten, halb verwitterten Marmorbüste. Kaum hatte er zur Rechten Eugeniens, die äußerst einfach, fast schmucklos gekleidet, Platz genommen, als einer seiner Adjutanten mit einer großen Decke sich näherte und ihm den ganzen unteren Körper fast bis zur Brust förmlich darin einwickelte. Im Laufe des Abends verschob sich die Decke — gleich war der dienstthuende und dienstbeflissene Adjutant zur Hand und hüllte den fröstelnden Kaiser, der wohl an Fieberschütteln leiden mochte — im Hause herrschte eine tropische Hitze — wieder ein. Der Kaiser ließ es geschehen, ohne selbst eine Bewegung zu machen. Scheinbar gedankenlos stierte sein Blick ins Leere; zuweilen sagte ihm die Kaiserin einige Worte mit jenem liebreizenden Lächeln, welches die Zeit noch nicht verwischt und das ehemals Fräulein v. Montijo so unwiderstehlich machte. Der Kaiser antwortete kurz, einsylbig. Keine Miene regte sich, keine Muskel zuckte. Einigemal gab er das Signal zum Beifall — doch berührten sich seine Hände kaum; es war fast, als koste ihm jede Bewegung eine Ueberwindung. Dann verfiel er wieder in seine steinerne Ruhe. Während der ganzen Vorstellung hielt ich mit meiner Lorgnette die kaiserliche Loge im Auge. Es waren bereits mehrere Jahre vergangen, seitdem ich Napoleon III. nicht mehr gesehen. Er ist feister geworden. Die Wangen, namentlich wie er so da saß, hängen förmlich herunter; selbst die à la hongroise gedrehten und gewichsten Spitzen des Schnurrbarts standen nicht mehr so keck herausfordernd wie früher: auch sie senkten sich abwärts, wie die ganze Gestalt — von Zeit zu Zeit thut es gut, sich einen Cäsaren anzusehen. Wie ich von einem Deputirten der Majorität des Corps Legislatif denselben Abend noch hörte, beobachtet der Kaiser in den Ministerconseils dieselbe Haltung, welche mich bei der Vorstellung so sehr frappirte. Die Kaiserin dagegen, lebhaft, voll südlicher Gluth und Leidenschaft, spricht viel und gern; jeder Widerspruch reizt sie. Der Kaiser hingegen schaut darein, als wenn seine Gedanken anderswo wären. Ergreift er aber das Wort, dann belebt sich plötzlich seine Maske — sein Auge funkelt — und wohin es seine Strahlen versendet, findet es nur niedergeschlagene Augenlider. Die Minister und Mitglieder des Geheimrathes sehen sich erschrocken und verstohlen an; Niemand wagt eine Einrede — sie würde ein Ungewitter und irgend einen coup de tête herbeiführen. Ist der aufflackernde Wille in die gewöhnliche Apathie zurückgefallen, so finden schon Rouher und seine Collegen Mittel und Wege, um wieder ins alte Geleise einzulenken.

(Ein Sargdieb.) Vor dem ostpreußischen Tribunal in Königsberg wurde vor einigen Tagen eine Anklagesache grausiger Art verhandelt. Der Todtengräber Drobrizinski in Bischofsburg hat, um sich Sargbretter zu eigen zu machen, Gräber und Särge zerstört und die nackten Leichen in die Erde getreten, und das noch dazu im Jahre 1866, zur Zeit der auch in Bischofsburg arg grassirenden Cholera. Mit welcher Gewissenlosigkeit D. mit den Leichen verfuhr, geht aus der Bekundung eines in diesem Criminal-Prozesse vernommenen Zeugen hervor, der z. B. gesehen hat, wie D. einen noch mit Haaren bewachsenen Menschenschädel, den er aus einem Grabe gehoben hatte, mit einem Spaten zertheilte und die Stücke umherwarf. Die Sargbretter, gab D. an, habe er sich angeeignet, um sie zu verbrennen; man fand bei ihm aber auch einen Entenstall aus Sargbrettern erbaut, sowie einen

anschnlichen Vorrath von solchen in einem Schuppen, die aus demselben plötzlich verschwanden, als D. bemerkte, daß man ihm solche Aneignung als eine widerrechtliche auslegte. D. entschuldigte seine That durch einen Usus, welcher insofern geherrscht, als er sich für berechtigt hielt, beim Oeffnen alter Gräber die in der Erde lose vorgefundenen Sargbretter sich anzueignen, und allerdings wurde durch diesen Criminal-Prozeß auch eine so üble Gewohnheit dem Vorgänger des D. nachgewiesen. D. erhielt vom ersten Richter eine dreimonatliche Gefängnißhaft und einjährige Interdiction zuerkannt. Auf seine Appellation, der noch eine neue Beweisaufnahme folgte, bestätigte das ostpreußische Tribunal das erste Urtheil, welches auch die zuerkannte Strafe schon deßhalb für angemessen erachtete, weil D. als Todtengräber in der Kategorie eines Beamten stehe.

(Millionenbier.) Herr Bierbrauer G. Bücher in Wiesbaden hat kürzlich in seiner Brauerei sehr kostbar geheizt. Von Staatswegen erhielt er an 3 Millionen Nassauische eingelöste Coupons, welche in Gegenwart einiger Revisionsräthe unter dem Maischkessel verbrannt wurden. Drei Stunden lang heizte die Bücher'sche Brauerei mit dem kostbaren Material, und drei Pfannen wurden ohne jede Zuthat von Kohle vollständig mit nassauischem Papiergeld abgesotten.

(Was ist Gott für ein Herr?) Die „Presse“ erzählt aus Wien: In der Augustinerkirche hielt kürzlich Cooperator Steiner eine Fastenpredigt, in der er, nachdem er das Verhältniß des Menschen zu Gott dem Herrn besprochen, die Frage aufwarf: Was ist Gott für ein Herr? „Wenn ein Dienstbote“, sagt Redner, „irgendwo in Dienst einstehen soll und hört, die Herrschaft ist gut, Er ist ein guter Herr, Sie eine gute Frau, so macht ihm dieß gewiß Lust zum Dienen. Auch wir fragen uns: Sollen wir bei Gott in Dienste einstehen, ihm dienen? O ja, denn er ist ein guter Herr. Worin besteht aber die Güte der Herrschaft? Wenn sie gegen die Dienstboten herablassend und leutselig ist, für das Wohl derselben eifrig sorgt, ohne zu geizen. Und ist dieß nicht Alles bei Gott der Fall? O ja. Gott setzt sich nicht auf's hohe Roß und blickt nicht achselzuckend auf die Menschen, obwohl er in seiner Erhabenheit am meisten Grund hätte, mit Verachtung auf sie herabzusehen. Ist der Herr nicht herablassend? O ja, denn er verkehrt mit dem Menschen, sogar mit Sündern, und wenn der Herr unter uns weilt in der Gestalt des Brodes, ist dieß nicht ein glänzendes Beispiel seiner Herablassung? Daß der Herr kein Geizhals ist, davon sind Sie Alle überzeugt, und ich will nicht weiter von der Güte des Herrn sprechen, denn wahrhaftig, ich könnte mehr darüber sagen, als Sie vielleicht geneigt wären, anzuhören. Jetzt will ich Ihnen Gott von einer anderen Seite zeigen. Gott ist nicht blos ein guter Herr, sondern auch ein strenger Herr; er hat eine Hölle geschaffen! Und so unangenehm auch der Gedanke sein mag, daß ein Mensch in die Hölle kommen soll — meine Aufgabe ist es nicht, Ihnen nur Angenehmes zu sagen. . . . Ja, es gibt eine Hölle . . .“

(Arsenik im Löschpapier.) Die Zeitschrift für gerichtliche Medicin schreibt: Bei der von Manchen beliebten Durchseihung des Kaffees durch Löschpapier dürfte eine gewisse Vorsicht geboten sein, da gegenwärtig eine Sorte graues Löschpapier von außerhalb in den Handel kommt, welches nicht frei von Arsenikgehalt ist. Dieß Papier soll nämlich von Papierschnitzeln und alten Tapeten angefertigt sein, welche letztere selten einer Beimischung arsenikhaltiger Kupferfarben, wie Schweinfurter- und Neuwieder-Grün, entbehren und auch zuweilen noch bleihaltige Pigmente haben. Eine chemische Untersuchung dieses Papieres hat durchschnittlich einen Gehalt von 1 Gran weißem Arsenik, $^{5}/_{6}$ Gran Kupferoxyd und $^{1}/_{4}$ Gran Bleioxyd gegeben, wonach der Arsenikgehalt in einem Buche Löschpapier 25 Gran beträgt. Insbesondere dürften Conditoren vor diesem jedenfalls sich durch Billigkeit auszeichnenden Papiere gewarnt werden, da Löschpapier zuweilen als Unterlage zu verschiedenen Canditen hin und wieder benutzt werden soll, wodurch leicht große Unglücksfälle entstehen können.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Der Londoner Schriftsteller-Unterstützungsverein (Royal literary Fund), wohl zu unterscheiden vom Journalisten-Unterstützungsverein, hat eben seine Jahressitzung gehalten. Sein permanenter Fonds beträgt gegenwärtig 26,800 Pfund Sterling und wirft 789 Pfund Sterling jährliche Zinsen ab. Im abgelaufenen Jahre wurden an 27 Schriftsteller und 16 Schriftstellerinnen Unterstützungen im Gesammtbetrage von 1270 Pfund Sterling verabfolgt, darunter beschäftigen sich sechs mit geschichtlichen Arbeiten, einer mit biblischer Literatur, sechs mit Arbeiten in exacten Wissenschaften, fünf mit Reisebeschreibungen, vier mit classischer Literatur und Erziehung, sieben mit Romanen und Essays, je einer mit Medicin und Jurisprudenz, sechs mit Poesie und je zwei mit dramatischen, journalistischen und vermischten Arbeiten. Die Empfänger von Unterstützungen dieses Vereins bleiben den Statuten gemäß ungenannt. Disraeli hat zugesagt, bei dem am 6. Mai stattfindenden Jahresfeste den Vorsitz zu übernehmen.

„Der Gekreuzigte oder das Passionsspiel von Wildisbuch“ von J. Scherr. Zweite wohlf. A. (St. Gallen, Scheitlin). Nach einer pikanten, nicht ultraconservativen Einleitung schildert der Verfasser die grausigen Entartungen fanatischer Kirchenfrömmigkeit, welche in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts allgemeines Aufsehen machten. Darum besteht aber doch anno 1868 der Unfug der Ultramontanen und Co., sogar crescendo. Warum duldet ihn das dumme Volk? Daß es viele hohen Herrschaften thun, wundert uns nicht.

„Die freie Advocatur und ihre legislative Organisation“. Eine Abhandlung zur Reform der deutschen und österreichischen Gesetzgebung von H. Jaques (Wien, Braumüller). Der vorzüglich auf politisch-juristischem Gebiete sehr thätige Verfasser bespricht in diesem Werke einen Gegenstand von bekannter Wichtigkeit, namentlich für die neue Entwicklung Oesterreichs wie des Nordbundes. Er will den Advocatenstand in jeder Beziehung gehoben wissen; die Kritik der vorgeschlagenen Mittel überlassen wir Kundigeren. Gewiß beruhen die Vorschläge des Verfassers auf Erfahrungen und Beobachtungen, wie denn ein großer Theil des Buches der Lage der Advocatur in den einzelnen deutschen Staaten gewidmet ist.

„Ein stilles Plätzchen“ von J. Ruffini. Aus dem Englischen (Berlin, Lesser). Der Verfasser dieser Skizzen aus einem kleinen Schweizerbade ist, nach seiner eigenen Angabe, Italiener, seine Auffassung und Darstellung aber ganz germanisch. Er schildert die zartesten und geheimsten Vorgänge in dem Seelenleben der Menschen und der Thiere, aber auch die Widersprüche und die Schwächen desselben. Letztere lassen ihn nie ganz seine gute Laune verlieren. Obschon bruchstückartig, sind diese kleinen Erzählungen Mehr werth, als gar manche große berühmter Schriftsteller.

„Anson“ von R. Avé-Lallemant (Altona, Mentzel). Ein Epos von gemischten Tonfarben, großentheils schwungvoll, bisweilen derb oder prosaisch. Eine Biographie des Helden geht voran, dessen edle Natur mit der seiner Mission contrastirt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 20. März: Gastdarstellung der Frau Niemann-Seebach vom königl. Hoftheater in Hannover. **Faust**, Tragödie in 6 Acten von Goethe. Margarethe: Frau Niemann-Seebach.
(Außer Abonnement.)

Samstag, 21. März: Vorletzte Gastdarstellung der Frau Niemann-Seebach vom königl. Hoftheater in Hannover. **Die bezähmte Widerspenstige**, Lustspiel in 4 Acten von Shakespeare. Für die deutsche Bühne bearbeitet und eingerichtet von Deinhardstein. Catharina: Frau Niemann-Seebach. — Hierauf: **Eine Tasse Thee**, Lustspiel in 1 Act nach dem Französischen von Marie Niemann-Seebach. Hermance: Frau Niemann-Seebach. (Abonnement-Vorstellung Nr. 119.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 81. Samstag, den 21. März 1868.

Steinmetz und Bildhauer.

Novellette von Ludwig Mohr.

(Fortsetzung.)

Was sind acht Tage? — Der Sehnsucht der Liebe eine Ewigkeit, dem schimmernden Glück ein Augenblick.

In das Familienzimmer des Meister Gütig trat der junge Steinmetz im Festtagshabit.

Freundlich lud er Vater und Tochter ein, Notiz von seiner Hände Arbeit zu nehmen.

„Nun", meinte der Alte scherzend, und der Ton seiner Stimme benahm den Worten jeden Stachel, „in der Zeit vermag ein Schweinetrog schon ein Kunstwerk zu werden."

„Kann schon sein", entgegnete der Gesell wegwerfend und erfaßte mit einem Compllmente die Hand des Meister-Töchterchens und geleitete die züchtig Erröthende die Stufen hinunter über den Hof zum Schoppen.

Die Gesellen auf dem Hofe aber machten große Augen und steckten die Köpfe zusammen.

Auf Anton, den Altgesellen, schritt Johann zu und bat ihn freundlichst um gütige Berücksichtigung bei Beurtheilung seiner flüchtigen Arbeit.

Jetzt schloß er die Thüre auf und hieß einen der Gesellen vorsichtig die Breiter von dem Troge entfernen und — — —

Staunend fuhr der Meister zurück, — erschrocken blickte das Mädchen auf zu Johann, — gaffend drängten sich die Gesellen herbei.

Prachtvoll war der Trog gearbeitet und dem Meister entfuhren die Worte:

„Aber was soll ich mit Denen da?

„Die gebe ich Euch als Zugabe in den Handel", sagte der junge Mann lächelnd.

In dem Troge lag nämlich ein altes Mutterschwein mit seinem reichen Familiensegen und wieß dräuend die scharfen Zähne, als wolle es jeden Störer seiner Mutterfreuden Respect einflößen. Ein Kleines, rund und feit wie eine Schnecke, genoß das erste Labsal seines Daseins, während drei bis vier andere in den natürlichsten Verschlingungen sich wälzten und wieder ein anderes mit seinen kleinen Pfötchen an den Rand des Troges emporkletterte, und weiter ab das Kleine in süßer Behaglichkeit auf den Hinterbeinen kauerte.

Die Worte Johanns aber vergrößerten erst noch das Staunen des Meisters — er war im ersten Augenblick getäuscht gewesen, hatte das Gebilde für Natur gehalten und nun griff er mechanisch nach seinem Käppchen.

Der Greis entblößte sich vor dem jungen Genie — und hatte bloß das eine Wort:

„Respect!"

Und Anton drängte sich herzu.

„Kamerad", sagte er, „ich beuge mich vor Deiner Kunst, aber sei freundlich mit uns."

„Seid es zuerst gegen jeden Fremden, wer es auch sein mag, so will es sich ziemen, und Ihr ehrt Euch selbst, und ich will Euch ein lieber Kamerad sein. Damit Ihr aber seht, wie ich es mit Euch meine, so lade ich Euch Alle diesen Abend in die drei Rosen zu einem Schoppen Rheinwein!"

„Aber meine Gäste seid Ihr; denn dem Hause Gütig ist heute eine große Ehre wiederfahren", ergänzte der Meister.

Johann aber ergriff des Mädchens Hand wieder und sich vor dem alten Meister verbeugend, sagte er:

„Meister Gütig, oben ein Wort!"

Theresens ganzes Wesen zitterte, aber der Meister eilte flugs voraus, und bald waren die drei Leute wieder allein in dem Familienzimmer.

„Meister", fing Johann hier zu reden an, „ich bin Euch Aufklärung schuldig. Ihr wähntet bis heute einen Steinmetzen in mir und habt einen Jünger der edelen Bildhauerkunst in mir gefunden. Der große Schlütter in Berlin ist der Meister, unter dessen Künstlerauge ich meine ersten Sporen verdiente. — Die Meisterwerke der Alten zu studiren, trieb es mich nach Rom. Vor Straßburg überraschte mich die eisige Kälte. Mein Reisegeld war aber genau abgezählt. Weiter kommen konnte ich so leicht nicht und Bleiben hätte meine Casse decimirt; ich beschloß also, einen Ausweg zu suchen und ging Euch um Arbeit an. Das Weitere wißt Ihr, aber das wißt ihr nicht: ich sah Euer Kind, Meister Gütig; ich lernte es schätzen; ich werde nach Rom gehen, und kehre ich nach Jahresfrist wieder, darf ich die Hoffnung hegen, Meister, Euch Vater nennen zu dürfen?"

„Frage mein Kind, Johann!" sagte der Meister gerührt, denn er hatte seinen Mann erkannt.

„Therese, darf ich?" klang noch ein Mal Kahl's Stimme.

Verwirrt frug das Mädchen:

„Wie weit ist es bis Rom?" und ihr Köpfchen senkte sich tief in holder Beschämung.

„So weit", sagte der junge Künstler, „daß es nicht hindern wird, daß Du bald mein liebes, herziges, glückliches Frauchen sein wirst.

Mit diesen Worten schloß der Jüngling das tieferröthende Mädchen in seine Arme und ein langer Kuß besiegelte das Band zweier edlen Seelen.

„Amen!" sagte der tiefgerührte Meister.

Wer aber an demselben Abend an den drei Rosen vorüber ging, den frohen Jubel vernahm und nach dessen Ursache fragte, wurde einfach beschieden:

„Meister Gütig's Gesellen feiern die Verlobung des Meister-Töchterleins Therese mit dem jungen Bildhauer Kahl."

Die Kunde aber von dem künstlichen Kruge war noch desselben Tages Gemeingut der guten Stadt Straßburg geworden.

(Schluß folgt.)

Der Ocean als Electricitätsquelle.

Von Emil Sommer.

(Fortsetzung.)

Auf den schweizerischen Telegraphenlinien befinden sich zwar auch schon seit längerer Zeit galvanische Säulen im Gebrauche, bei welchen gleichfalls eine salzhaltige Flüssigkeit, ähnlich derjenigen des Seewassers mit dem besten Erfolge zur Anwendung kömmt. Was aber die electromotorische Action der natürlichen Salzlösung des Seewassers, im freien, weiten Meeresbecken vor Allem so besonders begünstigt und erhöht, ist die fortwährende Erneuerung der die Bojen umspülenden Flüssigkeit, sowie aller Wahrscheinlichkeit nach auch eine mehr mechanisch-electrische Wirkung, welche sich fast zweifellos aus der unaufhörlichen Reibung und dem Stoße des nimmer ruhenden, rastlos wogenden Gewässers ergibt.

Die Versuchs-Ergebnisse von Fécamp verfehlten denn auch nicht, in wissenschaftlichen und maritimen Kreisen dem neuen Electricitätsgenerator die aufmerksame Beachtung zuzuwenden, und namentlich erwog man in der höheren Marine-Administration sofort die praktischen Vortheile, welche eine Anwendung der neuen Erfindung auf der Flotte, wie an den Küsten für die verschiedenen Zwecke darbieten müßte.

Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, im Gegensatze zu der in diesem Punkte so häufig hervortretenden deutschen Misère, auf die Art und Weise aufmerksam zu machen, wie man in Frankreich neue Errungenschaften und Erfindungen zu würdigen und zu unterstützen versteht. Während Wilhelm Bauer, der begabte Erfinder der submarinen Fahrzeuge, seit einer Reihe von Jahren fast hülf- und mittellos für die Verwirklichung seiner Idee ringt, aber stets noch vergeblich der Gewährung der gehofften Staatsunterstützung entgegensieht, gab das französische Marine-Ministerium, auf den Bericht einer zu diesem Ende niedergesetzten Commission, sofort die nöthigen Weisungen, um auf Kosten des Staates in dem Kriegshafen von Cherbourg über den praktischen Werth der electrischen Bojen für die Marine Versuche im Großen anstellen zu lassen, zu deren Leitung sodann auch der Erfinder selbst von dem Minister an Ort und Stelle berufen wurde.

Die erste und bedeutendste Anwendung, welche man hierbei zunächst ins Auge faßte, war der Schutz der eisernen Schiffe gegen die zerstörende Einwirkung des Seewassers. Unter allen Metallen sind nämlich Eisen und Stahl diejenigen, welche am meisten und raschesten von der Salzfluth des Meeres angegriffen und corrodirt werden, indem z. B. bei einem vergleichenden Versuche eine Eisenplatte von einem Quadratmeter Oberfläche, welche man während eines Monats ins Meer versenkte, nach dieser Zeit 27½ Gramm von ihrem Gewichte verloren hatte, während zwei andere gleich große und gleich schwere Platten von Kupfer und Zink unter ganz denselben Umständen und bei gleich langem Verweilen im Seewasser, erstere nur 12 und letztere sogar nur 5 Gramm von ihrem Gewichte einbüßten. Man kann hiernach entschieden aussprechen, daß alle die stolzen, aus Eisen und Stahl gezimmerten und Tausende von Millionen kostenden Kauffahrthei-, Post- und Panzerschiffe, welche gegenwärtig den Ocean nach allen Richtungen hin durchfurchen, einem verhältnißmäßig raschen Untergang entgegengehen, wenn es nicht gelingt, durch irgend ein Mittel jenem langsamen, aber unaufhörlich nagenden Zahne Halt zu gebieten, und dieses Mittel dürfte nun eben in der neuen einfachen und wohlfeilen Electricitätsquelle gefunden sein.

Die Zerstörung der Metalle im Meerwasser beruht nämlich nicht bloß auf einer rein chemischen Action des letztern, sondern ist zum größten Theile, namentlich in Hinsicht auf ihre Raschheit, das Ergebniß einer electrischen Wirkung, welche dadurch entsteht, daß das durch die Einwirkung des Seewassers oxydirte Metall auf den noch unveränderten Theil des letztern in derselben Weise einwirkt, wie Kupfer und Zink in den beschriebenen galvanischen Säulen. Sobald sich daher an dem Eisen einmal Eisenoxyd gebildet hat, so entsteht hierdurch sofort ein förmliches galvanisches Element, in welchem ununterbrochen ein je nach Umständen mehr oder minder starker electrischer Strom circulirt. Nun haben wir aber oben gesehen, daß ein solcher electrischer Strom stets auf Kosten des einen der beiden verbundenen Körper sich erzeugt, indem das positive Metall dabei nach und nach chemisch angegriffen und verbraucht wird, und da in dem vorliegenden Falle das Eisen sich positiv zu dem daran entstandenen Eisenoxyd verhält, so wird hierdurch eben jene rasche Corrodirung des Eisens hervorgerufen, welche in so bedrohlicher Weise an den Böden, Planken und Panzern der Eisenschiffe nagt.

Auch die verhältnißmäßig rasche Zerstörung des Eisens auf dem Festlande, namentlich in feuchter Luft, beruht auf dieser electrischen Wirkung, welche besonders dann in verstärktem Maße hervortritt, wenn das Eisen noch mit einem andern Metalle verbunden ist, woher es denn auch kömmt, daß Eisenstangen, mittelst Blei in Steinen befestigt, weit rascher vom Rost zerfressen werden.

Um dieser Calamität einigermaßen zu steuern, versuchte man daher, das Eisen mit Metallen zu verbinden, welche sich positiv zu demselben verhalten, und brachte zu diesem Ende an dem Kiel und den Seitenwänden der eisernen Fahrzeuge von Strecke zu Strecke Zinkstreifen an, wodurch der eiserne Schiffskörper zwar allerdings zum negativen Bestandtheil, aber gleichzeitig auch zum positiven Pole der hierdurch gebildeten Eisen-Zinkkette wurde, worin der Grund liegt, warum dieses Mittel nur von einem sehr unzureichenden und unvollständigen Erfolge begleitet war. Circulirt nämlich der elektrische Strom, wie dieß hier im Meere stets der Fall ist, durch Wasser hindurch, so findet eine Zersetzung des letztern, und zwar in der Weise statt, daß der Wasserstoff sich am negativen, der Sauerstoff an dem positiven Pole, also hier am Eisen, abscheidet, wobei eben letzteres durch den unter diesen Umständen besonders energisch einwirkenden Sauerstoff oxydirt und allmälig zerstört wird.

Um so größer ist daher diesen Mißerfolgen gegenüber auch die Bedeutung und Hoffnung, welche die Nautik an die vielversprechenden Resultate knüpft, die bei den schon oben erwähnten und in dem Hafen von Cherbourg angestellten Versuchen hinsichtlich der Anwendung der electrischen Bojen zur Conservirung der Metalle im Seewasser erzielt wurden. Es ergibt sich aus denselben die wichtige Thatsache, daß Eisen, welches man unter Wasser an dem positiven Pole einer electrischen Boje anbringt, sich schon nach sehr kurzer Zeit vollständig oxydirt und zerfressen findet, während eine mehrere Quadratmeter große Eisenplatte, welche man, gleichfalls im Meer versenkt, mit dem negativen Pole einer nicht sehr starken oceanischen Batterie in Verbindung setzte, noch nach Ablauf eines ganzen Jahres vollkommen unverändert und von rein metallischer Oberfläche war, ohne daß die sieben Elemente, aus welchen die schwimmende

Batterie bestand, irgendwie erneuert worden wären. Nichtsdestoweniger befand sich der Apparat auch nach dieser Zeit noch in vollkommen leistungsfähigem Zustande und es liegt hierin zugleich der beste Beweis für die Dauer und Constanz, sowie für den geringen Kostenaufwand der schwimmenden Batterieen.

Was nun die Erklärung dieser conservirenden Wirkung der electrischen Bojen in diesem Falle anbetrifft, so ergibt sich dieselbe einfach aus obiger Betrachtung, nach welcher der durch das Seewasser hindurch circulirende galvanische Strom eine Wasserzersetzung bewirkt, wobei der Sauerstoff sich an den positiven, der Wasserstoff aber an den negativen Pol begibt. Bringt man daher eine Eisenplatte an den positiven Pol, so wird dieselbe nothwendiger Weise durch den daselbst sich abscheidenden, höchst activen Sauerstoff oxydirt und allmälig zerstört, während dagegen eine solche an dem negativen Pole durch den gerade umgekehrt wirkenden Wasserstoff conservirt, d. h. vor der Oxydation geschützt wird, indem derselbe dem etwa gebildeten Eisenoxyde (Rost) den Sauerstoff wieder entzieht und so das Eisen metallisch rein erhält.

Da eiserne Schiffe erfahrungsgemäß in der Ruhe vor Anker liegend, weit stärker und rascher von dem Seewasser angegriffen werden, als während der Fahrt, so werden die electrischen Bojen vor Allem zur Conservirung solcher Fahrzeuge anzuwenden sein, welche, wie namentlich Kriegsschiffe, nicht selten Monate und Jahre lang unbenützt und abgetakelt in Hafenbassins liegen. Das dabei anzuwendende Verfahren besteht einfach darin, das eiserne Fahrzeug durch eine gute Leitung in Verbindung mit dem negativen Pole (dem Zinkende) der in dem Bassin schwimmenden Bojenbatterie zu setzen und dagegen den positiven Strom durch das Wasser gehen zu lassen, so daß demnach der ganze Schiffskörper eigentlich den negativen Pol der Säule darstellt.

Um auch Schiffe auf der Fahrt mit dieser Schutzvorrichtung zu versehen, sind an einem oder mehreren Punkten derselben einfach kleine, schachtartige, unten offene Bassins anzubringen, in welchen daher das Seewasser, von unten eindringend, stets gleich hoch wie im Meere selbst steht und sich außerdem unausgesetzt erneuert. In diese Bassins bringt man nun die hierfür bestimmten electrischen Bojen, welche demnach, auf dem Meerwasser schwimmend, sich mit dem Schiffe fortbewegen, im Uebrigen aber ganz in derselben Weise, wie angegeben, zur Anwendung gebracht werden.

(Schluß folgt.)

Ueber die englischen Frauen von heutzutage

bringt die „Engl. Correspondenz" aus London Bemerkungen, die auch für unser gutes Deutschland nicht ganz unzeitgemäß sein dürften.

Die „Engl. Corresp." schreibt:

Klagen über den auf's Aeußerste getriebenen Luxus unserer Frauen in ihren Toiletten und über die Frivolität der Anschauungen, die sich zugleich mit der Frivolität des Costüms in die Reihen des zarten Geschlechts eingeschlichen zu haben scheint, werden in England immer lauter und dringender. Auch anderwärts ist viel von der alten Züchtigkeit verloren gegangen, die des Mädchens schönster Reiz war, an die Stelle der Sentimentalität ist das Begehren nach einem glanzvollen Leben getreten, und klug und praktisch heißt, was sonst als lieb- und herzlos verdammt worden wäre. In England, das sich von jeher in Extremen bewegte, und wiederholt die tollsten Sprünge von der strengsten Prüderie zur gemeinsten Ausgelassenheit, vom Puritanismus zum Cavalierthum und wieder zurückgemacht hat, tritt die traurige Metamorphose in der äußeren Erscheinung und in dem inneren Gefühlsleben unserer Frauen und Mädchen, die sich von Paris aus in concentrischen Wellenkreisen über den ganzen gebildeten Erdkreis ausgedehnt hat, auffälliger und unangenehmer hervor. Von der Frechheit der Toiletten, der Zweideutigkeit in der Conversation und dem ungeschminkten Cynismus, der in der englischen sogenannten feinen Gesellschaft Ton geworden ist, hat man auf dem Continente keinen annähernden Begriff. So weit ist es damit gekommen, daß darüber in den Journalen in einer Sprache geklagt wird, wie sie seit vielen Jahrzehnten in England nicht gehört worden ist, und öffentlich Vergleiche angestellt werden zwischen Mädchen aus der feinen Gesellschaft und den Geschöpfen der Demi-Monde, die sie sich als Vorbild genommen haben.

Zur Charakterisirung dieses Theiles unserer socialen Zustände diene ein „Unsere heutigen Mädchen" überschriebener Artikel der „Saturday Review", aus dem wir hier einige Stellen anführen wollen:

Es hat eine Zeit gegeben, wo wir Engländer stolz auf unsere Mädchen waren und sie als Ideal der Weiblichkeit betrachteten. Das war in der guten alten Zeit, wo sie zufrieden waren, so zu erscheinen, wie sie Gott und Natur gemacht hat. Diese Zeiten sind leider vorbei. Das englische Mädchen von heute ist ein Geschöpf, denen das Färben des Haares und Schminken des Gesichts als oberste Glaubensartikel gelten, und das auf seine Toilette so viel Verstand und Nachdenken verwendet, als ihm eben zu Gebote stehen. Statt das Gewand züchtig in die Höhe zu heben, zeigen sie die Hälfte des Beines. Statt des früheren, allerdings albernen riesigen Hutes heften sie jetzt ein Paar Strohhalme mit einer Rosenknospe, oder ein Paar Glasperlen auf den Kopf. Je wahnsinniger die Coiffüre, desto beliebter. Mit der Reinheit des Geschmackes ist unseren Mädchen auch die Reinheit und Zartheit des Gedankens abhanden gekommen. Sie ahmen nach, was die Demi-Monde toll zur Erregung der Aufmerksamkeit versucht, und wundern sich dann, wenn sie von Männern zuweilen mit ihrem Prototyp verwechselt werden. Unanständigkeit der Toilette führt allmälig zu einer herausfordernden Conversation, zu unangemessener Vergnügungssucht. Unsere Mädchen denken mehr an Geld, denn an Liebe und Glück, sie werden nutzlos in der Wirthschaft, unzufrieden mit der Monotonie des gewöhnlichen Lebens und abgestumpft gegen jedes zarte Gefühl. Die Romantik ist verschwunden, und wenn heute noch ein junger Ehemann sich etwas schmeicheln sollte, daß er ein Wesen geheirathet hat, das sein eigen sein will, so thäte er am besten, je eher je lieber begreifen zu lernen, daß besagtes Wesen blos sein Haus, seine Equipage, sein Geld und seinen Titel geheirathet, ihn selbst aber nur als unentbehrliches Anhängsel mit in den Kauf genommen hat. Freilich wird das Heirathen deßhalb immer seltener, und zwar mit Recht. Denn so lange unsere Mädchen sich die Geschöpfe der Demi-Monde zum Vorbild nehmen, ist es den Männern nicht zu verdenken, daß sie sich lieber an die Originale als an die Copien halten.

In diesem Sinne ist der ganze lange Artikel gehalten. Wir haben lange nicht die schärfsten Stellen alle hervorgehoben. Doch werden sie genügen, den Inhalt zu kennzeichnen.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein originelles Militärbefreiungsgesuch.) Dieser Tage wurde bei der betreffenden Behörde in Wien ein Bittgesuch um die Befreiung vom Militär eingereicht, das als höchst komisches Curiosum der Veröffentlichung werth ist. Das Gesuch lautet: 1) Ich Franz und sie Martha O....., Eheleute mit Tisch und Bett, kümmerliche Sorgen und 7 erzeugte Kinder in der Ehe belastet, wobei bemerkt wird 4 Buben und 3 Mädchen, 38 Jahre

als getreue Unterthanen bei den theuren Zeiten in einem fort eheliche Treue gepflogen. 2) Ich als väterlicher Ehemann 57 Jahre lang geboren, dabei immer mühselig und nicht mehr im Stande, meine Arbeitsamkeit zu erzwecken. 3) Und die weibliche Mutter Theresia detto, welche mit obigen 7 Kindern vor Altersschwachheiten zittert, wovon 4 Kinder am Leben sin, 2 Buben und 2 Mädchen. (Wonach bemerkt wird mit zwei liegenden Todtenscheine zur Gemäß der Wahrheit, wo erster Sohn Johann als Rentirungsdepartementsbediensteter mit 22jährig entkräfteten Unterleibsorganen bitterlichen Spitallod für das hohe Vaterland sich nothdürftig unterzogen hat.) 4) Im Jahre 1850 haben wir unsern zweiten Sohn Stephan gestorben, welcher als Gemeiner dieß irdene Jammerthal mit demokratischen Blessuren fluchwürdiger Weise verlassen hat, wogegen 5) ein fortlaufender Sohn Nr. 3, welcher auf den Namen Zacharias hört und taubstumm ist, wegen heilloser Magenschwäche und tobsüchtigem Athem bereits als tödtlicher Hausgenosse in miserablen Betracht zu ziehen kommt. 6) Nur ist unser bisher letzlicher Sohn Simon, obwohl von Jugend auf mit einem frommen, tugendhaften Lebenswandel angethan, zu berittener Kavallerie nummerirt, wo unterschiedliche Zügellosigkeiten losgehen. 7) Daher bitten wir täglich segensreich, daß unseres zwangsweise reitenden Simon nicht zu Schanden werden möge, weil selber als letztes mannbares Erzeugniß in der Wirthschaft unentbehrlich anzusehen ist, und verbleiben in ergebungsvoller Armseligkeit Eines wohlallerhöchsten Reskripts N. N.

Frankfurt, 19. März.

Am 18. d. hat der Taunusclub das Programm für seine ordentlichen Sommerausflüge in die umliegenden Gebirge aufgestellt. Dergleichen finden jeden Monat einmal statt. Nebenbei bleibt die Veranstaltung außerordentlicher Touren vorbehalten, wenn mindestens drei Mitglieder als Unternehmer derselben es beantragen. Mit dieser Einrichtung ist nicht allein Einheimischen, sondern namentlich auch hier lebenden Fremden, die auf Weg und Steg in unseren reizenden Umgebungen noch weniger bekannt sind, Gelegenheit gegeben, in geselligem Verkehre Landeskundiger die schönsten Punkte unserer Gebirge nach einander kennen zu lernen. Für Fremde namentlich werden zu diesem Ende in liberaler Weise Gastkarten ausgegeben. Neben der Aufstellung gedachten Programmes beschäftigte sich der Club mit dem längst für den Altkönig projectirten Obdach. Man beschloß, sich dieserhalb mit dem hierwegen in Oberursel bestehenden Comite in Verbindung zu setzen. Auch dem Feldberg ist in botanischer Beziehung eine neue Zierde zugedacht, worüber später Näheres. Die Zahl der Mitglieder beträgt jetzt über hundert. Die Leitung des Vereins liegt in den Händen dreier bewährter Taunusfreunde: August Ravenstein, A. Mahlau und Johann Streng.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Berlin. Die mannichfachen, gegenwärtig auf der Tagesordnung stehenden Bestrebungen, welche sich auf die Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts beziehen, bewegen sich nach zwei Richtungen hin und bezwecken erstens, den Kreis der weiblichen Beschäftigungsarten zu erweitern, zweitens aber die weibliche Arbeit in ihrem geistigen und künstlerischen Werthe und damit auch in ihrem ökonomischen zu erhöhen. Die bedeutendste That zu diesem letzteren Zwecke wird die am 1. October hier zu eröffnende Ausstellung weiblicher Arbeiten sein, als ein vorbereitender Schritt zu derselben und als eine Hand in Hand mit ihr gehende zu gleicher Zeit theoretisch und praktisch denselben Zweck verfolgende Bestrebung kann ein Werk angesehen werden, das in einigen Tagen in dem Verlage von Otto Loewenstein in Berlin, Zimmerstraße 43, erscheinen wird, sich „Die Schulen der weiblichen Handarbeit“ betitelt und das auf diesem Gebiet sowohl durch seine früheren Arbeiten als auch durch die mit großem Beifall aufgenommenen Lehrmittel-Ausstellung der Levana-Schulen rühmlichst bekannte Ehepaar Dr. Jan Daniel Georgens und Jeanne Marie von Gayette-Georgens zu Verfassern hat. „Die Schulen der weiblichen Handarbeit“ bezwecken die unselbstständige Nachahmung und Gedankenlosigkeit, die auf diesem Hauptgebiete der weiblichen Handarbeit wie des Unterrichts in der Töchterschule so sehr vorherrscht zu verbannen und in bewußtes Thun und Können nach den Regeln der Aesthetik und den Rücksichten der Zweckmäßigkeit umzuwandeln.

Dresden. Ueber die Tiedgestiftung hat das Verwaltungscomite den Jahresbericht pro 1867 veröffentlicht. Nach den Bestimmungen der Statuten kann von Zeit zu Zeit einem in den letztverflossenen Jahren erschienenen dichterischen Werke deutscher Sprache von allgemein anzuerkennendem Werthe ein Preis ertheilt werden. Auf Grund dieser Festsetzung hat das Comite im Jahre 1867 sich bewogen gefunden, der Dichtung: „Ut mine Stromtid“ von Fritz Reuter einen Preis von hundert Ducaten zuzuerkennen und an den Verfasser aushändigen zu lassen. Nächstdem sind als Ehrengaben 3260 Thaler in 21 Beträgen von 100—300 Thaler meistentheils an Künstler oder deren Hinterbliebene in vielen deutschen Städten verliehen worden. Das Capitalvermögen der Stiftung beläuft sich auf 174,869 Thaler. Von dessen Zinsen sind nach Abzug eines statutenmäßig zu capitalisirenden Drittheils und der Abgaben und Verwaltungskosten 4568 Thaler verfügbar geworden, wovon zu obigen Stiftungsgaben und für Unterhaltung der Grabstätte Tiedge's zusammen 3523 Thaler zur Verwendung gekommen, 1045 Thaler aber am Jahresschlusse im Bestande verblieben sind.

In Weimar ist **Karl Eberwein**, welcher mit Goethe in Beziehung gestanden und zu dessen „Faust“ eine Musik geschrieben hat, am 2. März in hohem Alter mit Tod abgegangen. Geboren 1784, war er zu seiner Zeit ein guter Geiger und zuverlässiger Director. Am populärsten ist er durch seine Musik zu Holtei's „Leonore“ geworden.

Die Londoner Opernverhältnisse. Das vielbesprochene und von der „Morning Post“ bereits so schön ausgemalte Project der Vereinigung der ehemaligen lyrischen Oper in Her Majestys Theater mit der Royal Italian Opera in Conventgarden ist Angesichts der herannahenden Saison gescheitert und zwar, wie vorauszusehen war, an dem Geldpunkte. Einerseits war die Forderung des Herrn Gye, des Besitzers und Impresarios des Conventgarden-Theaters, für das Gebäude der Oper und das damit verbundene Inventar, übertrieben hoch; sie belief sich auf 270,000 Pfund Sterling. Andererseits stellte es sich als eine unüberwindliche Schwierigkeit heraus, das nöthige Kaufgeld, selbst wenn die Forderung des Herrn Gye eine mäßigere gewesen wäre, und das Betriebs-Capital durch öffentliche Subscription zu beschaffen. John Bull ist gewöhnt, seine Capitalien in großartigen Eisenbahn-Unternehmungen, Tunnelbauten, transatlantischen Operationen u. s. w. anzulegen, für künstlerische und Theaterzwecke dagegen öffnet er nicht gerne seinen Beutel. Um nun das Opern-Dilemma zu lösen, haben einige hervorragende Mitglieder der Aristokratie beschlossen, den Impresario des früheren Her Majestys Theater, Herrn Mapleson, in den Stand zu setzen, eine brillante Opernsaison im Drurylan-Theater, wie bereits früher beschlossen war, sobald wie möglich eröffnen zu können. Gleichzeitig wird am nächsten Montag ein Meeting von Opern-Interessenten stattfinden, um über die Mittel und Wege zu berathen, den abgebrannten Kunsttempel im Haymarket in erneuertem Glanze wieder aufzubauen.

„Almanach des Allgemeinen deutschen Musikvereins.“ Erster Jahrgang (Leipzig, Kahnt). Obgleich dieser Verein immerhin eine Gattung moderner Kunstwerke begünstigt, welche wir lieber Kunststücke nennen, so bleibt uns doch zugleich seine Liebe und Thätigkeit für das Gediegene in der Tonkunst, zumal der ächt deutschen, hochachtbar. Für seine erstrebte Erhebung über die Parteien ist S. 131 ff. in dem vorliegenden Buche nachzulesen. Dieses empfehlen wir einem weiten Leserkreise; es spendet auch dichterische Gaben: eine Novelle von A. Stern und einen Prolog von Marbach. Ein anderes Hauptorgan des Vereins ist die „Neue Zeitschrift für Musik“. Im gleichen Verlage erschien eine sehr lesenswerthe Schrift: „**Die Organisation des Musikwesens durch den Staat**“ von Franz **Brendel**.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 21. März: Vorletzte Gastdarstellung der Frau **Riemann-Seebach** vom königl. Hoftheater in Hannover. **Die bezähmte Widerspenstige**, Lustspiel in 4 Acten von Shakespeare. Für die deutsche Bühne bearbeitet und eingerichtet von Deinhardstein. Catharina: Frau **Riemann-Seebach**. — Hierauf: **Eine Tasse Thee**, Lustspiel in 1 Act nach dem Französischen von Marie Riemann-Seebach. Hermance: Frau **Riemann-Seebach**. (Abonnement-Vorstellung Nr. 119.)

Sonntag, 22. März: Bei festlich beleuchtetem Hause, zur Feier des Geburtstags Sr. Majestät des Königs von Preußen: **Oberon, König der Elfen**, romantische Oper in 3 Acten. Nach dem Englischen des Planché von Theodor Hell. Musik von C. M. v. Weber.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rahm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 82. Sonntag, den 22. März 1868.

Steinmetz und Bildhauer.

Novellette von Ludwig Mohr.

(Schluß.)

„Mein Freund!“ sagte Therese zu dem neben ihr sitzenden Rahl.

„Was begehrt mein Herz?“ gegenfragte dieser und schlang seinen Arm um das eng anschließende Leibchen des Mädchens und sah ihr in die schönen blauen Augen.

„Geh' nicht nach Rom, Johann! Bleibe bei mir!“

„Und warum nicht, mein Kind? Ein Jahr Trennung ist keine Ewigkeit!“

„Keine Ewigkeit?“ fragte das Mädchen sinnend, und fuhr dann fort: „Lieber Johann, erzeige mir die Liebe, bleibe, geh' nicht nach Rom!“

„Kind“, sagte er, „ich muß, und das schon morgen. Schon beginnen die Tage zu langen und dort will es Frühjahr werden. Die Kunst ruft ihren Jünger. Bleibe mir treu, und wenn ich die Meisterwerke der Alten studirt habe, wenn sich meine Kunst veredelt und kühn um die ersten Lorbeeren ringen darf, dann kehre ich wieder, dann werde ich im Stande sein, unserer Liebe das Nestchen zu bauen, denn sorgenfrei soll meine Liebe in die Welt schauen.“

„Bleibe, Johann, ich bitte Dich noch einmal! Mein Vater stellt Dich als Werkführer ein, — er bedenkt Dich so, daß wir Beide genug haben und anständig leben können.“

„Kind“, sprach Rahl, „ich ein Steinmetz?“ und ein unheimliches Funkeln malte sich in seinen Augen. „Danke Deinem Vater in meinem Namen. Ich muß fort, es geht nicht anders. Komm', Herz, und hilf mir mein Ränzchen schnüren!“

Eine Thräne zerdrückte sich zwischen den Wimpern des Mädchens, und schluchzend barg es sein morgenfrisches Gesichtchen in beide Hände!

Der anbrechende folgende Morgen fand Alles auf den Beinen in Meister Gütig's Haus.

Der Alte mit seinen Gesellen gab dem jungen Bildhauer, der am Arme des Dr. Hechler dahinschritt, das Geleit über das Weichbild der Stadt hinaus und die Lehrlinge schleppten um die Wette das schwerbepackte Felleisen.

Weit von der Stadt erst schieden sie und drückten die schwieligen Rechten sich auf frohes Wiedersehen.

Rüstig schritt der wandernde Künstler vorwärts nach den sich allgemach thürmenden Alpen hinan.

Als der letzte beschneete Kamm erklommen, sank der staunende Jüngling in die Knie. Wie ein lieblicher Garten breiteten sich die lombardischen Gefilde zu seinen Füßen aus, begränzt durch die blauen, fernen Gipfel der Apeninen und überwölbt von einem Himmel, wie er ihn nie in der Heimath gesehen und unwillkürlich brach er in die Worte aus:

„Hier ist heiliges Land!“

Lassen wir den jungen Künstler in seiner Betrachtung, lassen wir ihn in seinen Studien und überspringen ein Jahr und eilen in das trauliche Familienzimmer des Meisters Gütig.

Es war ein schöner Sommer-Sonntag-Nachmittag. Die Rosen und Geldveigelein an Theresens Fenster standen in voller Blüthe und hinter ihnen lugte das schöne Mädchenantlitz die Straße hinauf, sobald das Rasseln eines Wagens hörbar wurde. Getäuscht zog sie sich immer wieder zurück.

Aber jetzt erscholl auf einmal das Horn des Postillons in der bekannten Weise: „O Straßburg, o Straßburg ꝛc.“ und zwischen den Blumen hindurch wehte ein weißes Tüchlein, als wie zum Gruße, und ein paar Minuten später flog ein seliges Paar zu inniger Umarmung sich entgegen.

O glückseliges Wiedersehen! —

Rahl kehrte, von Fürsten und Prälaten hochgeehrt, von seiner Studienreise als gewiegter Meister zurück, und Straßburg nahm sich die Muße, viel von der bevorstehenden Hochzeit der ehrsamen Jungfrau Therese Gütig mit dem berühmten Bildhauer Rahl, dem genialen Schöpfer des Schweinetrogs, den ein Kunstfreund für eine respectable Summe an sich gebracht hatte, zu träumen.

Rahl ist längst todt.

Noch aber legen Zeugniß von seinem Dasein seine Werke in Berlin, Sanssouci und Kassel ab.

Jeder Besucher der letzteren Stadt bewundert die trefflich ausgeführte Statue des Landgrafen Friedrich II. auf dem prächtigen Friedrichsplatze und die beiden Rossebändiger Eingangs der schönen Allee mit ihrer malerischen Perspective ihrer unübertrefflichen Karlsau.

Wo der Trog aber hingekommen — wer weiß es?

Der Ocean als Electricitätsquelle.

Von Emil Sommer.

(Schluß.)

Außer zur Conservirung des eisernen Schiffskörpers, könnte sodann die hierbei erzeugte Electricität unter Zuhülfenahme starker Rhumkorff'scher Inductionsspiralen mit Vortheil auch noch zu zahlreichen andern Schiffszwecken verwendet werden, unter welchen hauptsächlich die Zeichengebung und rasche Uebermittlung der Befehle des Capitäns, also eine Art kleiner Schiffs-Telegraphie, welche vor Allem auf großen Fahrzeugen, sowie bei Stürmen die ersprießlichsten Dienste leisten würde, sowie die Herstellung von electrischen Schellenzügen in den Kajüten, die Anwendung des electrischen Lichtes zur Schiffsbeleuchtung und namentlich zur

Hervorbringung nächtlicher electrischer **Lichtsignale** zum Zwecke des Correspondirens mit der Küste und andern Schiffen anzuführen sind.

Da Duchemins galvanische Kette, aus welcher die electrischen Bojen bestehen, nur dann in Wirksamkeit tritt, wenn sie in Seewasser getaucht ist, so bietet dieselbe zugleich ein vortreffliches Mittel dar, die Entstehung von Schiffslecken und das Eindringen von Seewasser in die untern Schiffsräume, welches in den meisten Fällen nur darum so verderbliche Folgen hat, weil es nicht zeitig genug bemerkt wird, dem Schiffscommando sofort auf automatischem Wege zu signalisiren. Es ist hierzu weiter nichts erforderlich, als unmittelbar auf dem untersten Schiffsboden eine oder mehrere electrische Bojen anzubringen, welche durch Leitungsdrähte mit einem bei dem Sitze des Steuermannes endigenden Glockenzuge in Verbindung stehen.

So lange nun das Schiff sich in vollkommen wasserdichtem Zustande befindet, sind auch die Bojen, da die zu ihrer Thätigkeit unerläßlich nothwendige Flüssigkeit fehlt, vollständig unwirksam. Entsteht dagegen nur ein kleiner Ritz, durch welchen Seewasser einzudringen vermag, so wird auch die galvanische Kette hierdurch befeuchtet und tritt sofort in Function, indem der durch das Seewasser hervorgerufene electrische Strom den Glockenzug augenblicklich in Gang setzt, was so lange andauert, bis alles eingedrungene Wasser wieder entfernt ist.

Auch an der Küste, in Seebädern und Häfen ist es in zahlreichen Fällen, namentlich für das Ein- und Auslaufen von Schiffen bei Ebbe oder Fluth von größter Wichtigkeit, genau den Moment zu beobachten, in welchem das Wasser bei seinem Steigen oder Fallen eine gewisse Höhe oder Tiefe erreicht. Für diesen Zweck ist nun keine Vorrichtung geeigneter, als die in Rede stehende galvanische Kette, welche man zu diesem Ende an einem bestimmten Punkte der Küste oder des Hafendammes anbringt und, wie vorhin angegeben, durch eine einfache Drahtleitung mit einem Glockenzuge am Strande in Verbindung setzt. Sobald alsdann die Fluth in ihrem Steigen diesen Punkt erreicht und hierbei das Seewasser die Boje bespült, fängt auch sofort die Glocke in Folge des hierdurch erzeugten electrischen Stromes an zu läuten, während umgekehrt das Aufhören dieses Glockensignals den Augenblick bezeichnet, wo der Meeresspiegel wieder unter den Aufhängepunkt der Boje hinabgesunken ist.

Ueberhaupt eignet sich die oceanisch-galvanische Säule für alle Zwecke der oberirdischen und submarinen Telegraphie, und es dürfte daher dieselbe sehr bald vermöge ihrer langen Leistungsfähigkeit und der damit verbundenen beträchtlichen Kostenersparniß die vorherrschende Electricitätsquelle für alle von Seestädten ausgehenden und an der Küste sich hinziehenden Telegraphenlinien werden, sowie dieselbe andrerseits mit besonderem Vortheile in Seekriegen, namentlich zur Entzündung von unterseeischen Minen und Höllenmaschinen oder Torpedos verwendet werden wird. Ebenso müßten electrische Bojen bei dem Wallfischfange gute Dienste leisten, um Harpunenpatronen zu entzünden.

Ferner haben neuliche Versuche gezeigt, daß die electrischen Bojen außerdem ein wirksames Mittel abgeben, den Kiel der Schiffe in einfacher Weise zu reinigen. Bekanntlich setzen sich stets große Massen kleinerer Seethiere, wie Mollusken und Crustaceen mit besonderer Vorliebe an dem Schiffsboden fest und verursachen so durch die hierbei gebildeten Hervorragungen einen vermehrten Reibungswiderstand, welcher den Gang des Schiffes im Wasser nicht unbedeutend erschwert, ganz abgesehen von der nachtheiligen Wirkung, welche die Incrustationen mit ihren unzähligen nagenden und bohrenden Bewohnern auf das Schiff selbst ausüben. Um sich dieser ungebetenen Gäste zu entledigen, schlägt nun Duchemin vor, das zu reinigende eiserne Fahrzeug einfach mit dem einen Pole einer kräftigen Bojenbatterie zu verbinden und den Strom so einige Zeit circuliren zu lassen, wobei die Thiere jedenfalls durch die ihnen unerträgliche Wirkung der Electricität vertrieben werden, und es ist hiernach anzunehmen, daß eiserne Schiffe, welche permanent mit electrischen Bojen versehen sind, künftig von derartigen nachtheiligen Muschelanhäufungen ganz befreit bleiben werden.

Wie man sieht, so ist die neue Erfindung überaus reich an den mannichfachsten praktischen Anwendungen, und selbst die große Industrie des Festlandes wird nicht verfehlen, ihren Nutzen daraus zu ziehen. Ueberall, wo das weite Meer seine Arme um die mütterliche Erde schlingt, wird man künftig den mächtigen Strom electrischer Kraft für die verschiedensten Zwecke der Gewerbe aus dem unversiegbaren Borne der Salzfluth schöpfen, und namentlich wird die Galvanoplastik, schon aus ökonomischen Rücksichten, ihre Werkstätten vorzugsweise an den Küsten des Meeres zu suchen haben.

Ob die electrischen Bojen unter Anwendung sehr starker Apparate mit Vortheil auch zur Erzeugung des electrischen Lichtes im Großen und folglich auch zu Küsten- und Straßenbeleuchtung wird dienen können, muß zur Zeit noch dahin gestellt bleiben; doch ist dieses Problem durch die Auffindung eines wohlfeileren Electricitäts-Generators, wenigstens für Seestädte, Seeküsten und besonders für Leuchtthürme, jedenfalls um einen namhaften Schritt seiner Verwirklichung näher gerückt, und man ist daher wohl berechtigt, der neuen Electricitätsquelle noch eine bedeutende Zukunft zu prognosticiren.

Ein Mädchen mit zwei Müttern.

Paris, 10. März.

Seit dritthalb Jahrtausenden wird der Richterspruch des weisen Königs Salomo in dem Streite der zwei Mütter um ihr Kind als das Muster einer scharfsinnigen und gerechten Lösung einer verwickelten Sache angeführt. Der Fall wiederholte sich mit einigen Varianten in der gestrigen Sitzung des hiesigen Appellgerichtes, dessen Präsident jedoch bei aller Hochachtung vor dem Scharfsinne des Prediger-Königs, die man ihm wohl zutrauen darf, Bedenken trug, dessen Auskunftsmittel in Anwendung zu bringen und dem anwesenden Municipalgardisten den Befehl zu ertheilen, er solle das Streit-Object — hier ein junges Mädchen von zwölf Jahren — mit seinem Säbel in zwei Stücke hauen, auf daß jede der prozessirenden Mütter ihre Hälfte nehme. Ein Beweis dafür, wie verschieden die Rechtsbegriffe des Kaiserthums Frankreich von denen des Königreichs Juda sind. Auch die Verschiedenheit der Procedur erhellt aus dem Umstande, daß dort der Monarch allein auf seinem Throne zu Gericht saß, während hier in Anbetracht der Wichtigkeit des Falles die erste und zweite Appellkammer, also vierzehn Juristen, eine gemeinschaftliche Sitzung unter dem Vorsitze des ersten Präsidenten, Herrn Darimon, hielten.

Maitre Allou, der Stabträger des Barreau und Anwalt der appellirenden Partei, theilt in seiner Rede die Vorgeschichte des Prozesses mit.

Am 3. Mai 1858 fand ein Fabrikant künstlicher Blumen, Herr Martin, als er um 11 Uhr Abends nach seiner Wohnung im Faubourg St. Denis zurückkehrte, vor dem Hause Nr. 126 im Faubourg St. Martin ein weggelegtes Kind. Es war ein Mädchen von zwei Jahren, gekleidet in ein schwarzes Merinokleidchen und eingewickelt in einen Shawl, mit einem Spitzenhäubchen auf dem Kopfe. Der Blumenfabrikant nahm, als ein barmherziger Samariter, den kleinen Findling mit in seine Wohnung, und fand, als er ihn entkleidete, um ihn zu Bette zu legen, auf dessen Brust einen Zettel mit den Worten: „Das Kind hat weder Vater noch Mutter mehr; es ist getauft; nehmt Euch seiner an, Gott wird es lohnen."

Am folgenden Morgen trug der Blumenfabrikant, begleitet von dem Besitzer des Hauses, vor dessen Thüre er das Mädchen gefunden hatte, dasselbe zum Polizei-Commissär des Districtes, um die vorgeschriebene Erklärung zu machen.

Dem Gesetze gemäß würde das Kind in's Findelhaus geschickt worden sein, der erwähnte Hauseigenthümer aber, ein Herr Delignon, Unternehmer der städtischen Straßenreinigung, erklärte, er sei ein kinderloser Wittwer von sechzig Jahren, mit Glücksgütern gesegnet, und gewillt, die kleine Waise an Kindesstatt anzunehmen, um allezeit an ihr wie ein getreuer Vater zu handeln. In Folge dessen wurden auf der Polizei-Präfectur die nöthigen Schritte gethan, Protocolle aufgesetzt und das Kind Herrn Delignon übergeben, der sein Wort hielt und dasselbe sorgfältig aufziehen ließ.

Dem Adoptivvater wurde aber inzwischen, trotz seiner sechzig Jahre, sein Wittwenstand lästig, und wenn er auch vielleicht nicht die Hoffnung nährte, eigene Kinder zu bekommen, so heirathete er doch nach zwei Jahre später eine junge Frau. Auch diese widmete sich mit Treue und Liebe dem Pflegekind, welches dafür ebenfalls mit Liebe an seinen Adoptiveltern hing und ihnen nur Freude machte.

Im Jahre 1865 starb Herr Delignon und hinterließ ein Testament, worin er seiner, Marie Louise getauften Pflegetochter 20,000 Franken und seiner Frau sein ganzes gewinnbringendes Geschäft vermachte, als plötzlich im Hause der Wittwe Delignon eine Frau erschien, die sich Wittwe Rottier nannte, für die Mutter des Kindes sich ausgab und dessen Herausgabe verlangte.

Elf Jahre lang hatte sich diese unerwartet auftauchende Mutter nicht um ihr Kind bekümmert, dasselbe nie zu sehen verlangt, wonach anzunehmen war, daß nur das diesem zugefallene Vermögen sie aus ihrer Zurückgezogenheit hervorlockte.

Jetzt wurde sie zudringlich, fiel einmal, als das junge Mädchen sich in der Kirche befand, mit so theatralischen Liebesbezeugungen über es her, daß dasselbe davon nervöse Krämpfe bekam, und strengte nun endlich eine Klage auf Rückerstattung ihres behaupteten Kindes an.

Vor dem erstinstanzlichen Gerichte gewann sie ihren Proceß. Dasselbe nahm für erwiesen an, daß der Mann der Wittwe Rottier, der selbst immer arm geblieben war, in Paris nach langer Trennung seinen ehemaligen Militär-Cameraden Delignon wiedergefunden und diesem Vorschlag gemacht habe, ihm eines seiner vier Kinder abzunehmen; daß nach dem Tode ihres Mannes die in bedrängten Verhältnissen lebende Wittwe Rottier auf den Antrag eingegangen und nur zwischen beiden eine Comödie verabredet worden sei, um dem Delignon die volle Adoption des jüngsten Kindes zu ermöglichen. Auf dringendes Bitten der Mutter habe dieser ihr jedoch folgende Bescheinigung ausgestellt, welche die Wittwe Rottier in der That dem Gerichte vorlegte und deren Aechtheit von der Gegenpartei nicht bestritten werden konnte:

„Louise Marie Delignon ist die Tochter der Frau Wittwe Rottier. Man wird ihren Geburtsschein bei mir finden.

Paris, 17. August 1861. gez. Delignon."

Der Geburtsschein hat sich allerdings nicht mehr vorgefunden, das Gericht erster Instanz erkannte jedoch in der Wittwe Rottier die wahre Mutter des Mädchens und entschied, daß dieses ihr nach zwei Monaten von der Frau Delignon übergeben werden müsse.

Diese appellirte und ihr Anwalt, nachdem er das schmutzige Motiv gebrandmarkt, welches die Wittwe Rottier in ihrer Handlungsweise leitet, betheuerte vor dem Appellationshofe, daß, wenn man das Mädchen aus seinen gegenwärtigen Verhältnissen herausrisse, um es seiner Mutter zuzuführen, für die es nicht die mindeste Zuneigung besitzt, man damit sein Lebensglück vernichte, eine aufblühende Blume wahrscheinlich für immer knicke.

Da die Wittwe Rottier nicht reich genug ist, um einen Advocaten zu bezahlen, so hatte Maitre Alou als Stabträger sich selbst einen Gegner aufstellen müssen und dafür seinen Vorgänger in dieser Würde, Maitre Ploque, ernannt.

Dieser erledigte sich seiner Aufgabe in gewissenhafter Weise, vertheidigte, ohne die Handlungsweise seiner Clientin rechtfertigen zu wollen, deren Rechte und behauptete, daß über die Wohlthaten, welche dem Kinde von seiner, übrigens wieder an einen Anderen verheiratheten Adoptivmutter zu Theil würden, die legitimen Rechte der wahren Mutter zu stellen seien.

Vom Präsidenten aufgefordert, sich über die zu ergreifenden provisorischen Maßnahmen auszusprechen, verlangte Maitre Ploque, daß das Mädchen aus dem Pensionate in Boulogne am Meer, wo es sich zur Zeit befindet, in ein solches nach Paris zurückgebracht würde, dort könne die Mutter es sehen, umarmen, sich seine Zuneigung erwerben, „und Dank den Bemühungen der beiden Stabträger, die in dieser Sache gegen einander kämpften, wird das Mädchen dann zwei Mütter statt einer haben".

In Uebereinstimmung mit den Anträgen des Generalanwalts Benoist bestätigte der Gerichtshof zwar das Urtheil der ersten Instanz, verfügte aber, daß das junge Mädchen bis auf Weiteres in der Anstalt, wo es sich dermalen befindet, zu verbleiben habe.

Spielt hier nicht ein Roman im wirklichen Leben?

Mannichfaltigkeiten.

(**Ein Prophet im Ausland.**) Wenn unsere Spatzen wüßten, wie viel in Amerika über sie geredet und geschrieben wird, während man in Deutschland höchstens Notiz von ihnen nimmt, um über sie zu schimpfen, sie würden wahrhaftig ganz hochmüthig. Im Osten ist große Nachfrage nach ihnen und man kann in den Tagesblättern ganze Spalten über ihre Geschichte, Charakter-Eigenthümlichkeiten, Zucht, Lebensweise &c. lesen und erhält die genauesten Anweisungen, wie man sie zu behandeln und zu füttern hat. Viele Besitzer von Farmen und Landgütern haben sich im verflossenen Sommer mit Sperlingen versehen und für dieselben recht artige Preise bezahlt. Nachdem man sie aber hatte in die Gärten fliegen lassen, nahmen sie sich gewöhnlich die Freiheit, ihren Flug dahin zu wenden, wo es ihnen am Besten paßte. Und sie wurden nie wieder gesehen. In der „Evening Post" führt ein Gutsbesitzer schreckliche Klage über die undankbaren Spatzen, für die er fünf Dollars per Paar bezahlt haben will, die es aber, trotzdem man ihnen reichlich Futter und Wasser auftischte, nicht ganz eine Stunde bei ihm aushielten. Er sagt zum Schlusse: „Wenn ich in den Zeitungen so Vieles über die Vortheile lese, welche die Sperlinge gewähren, verfalle ich in betrübtes Nachdenken und um meinen Mund spielt ein grimmiges Lächeln." Die Unterschrift lautet: „Ein Mann ohne Sperlinge."

Frankfurter Theater.

Gastspiel von Marie Seebach.

Die verflossene Woche brachte uns die Fortsetzung des Gastspiels von Marie Seebach, darunter zwei Wiederholungen des Gretchen, die unsere neulich ausgesprochene Ansicht nur bestärkt haben. Das **Gretchen** der Seebach ist eine classische, eine wunderbare Gestaltung. Das ist wahrlich nicht die gekünstelte Ausgeburt des reisenden Virtuosenthums, das ist die zwingende und siegreiche Gewalt der geläuterten Kunstvollendung, das ist „le feu sacré", die heilige Gluth des Genius, die uns entgegenweht. Marie Seebach hat die kleinen Pinselstriche und raffinirten Lichter, die sie früher wohl anwandte, entfernt und malt mit großem und einheitlichen Pinsel ein ergreifendes Seelengemälde. Sie gibt uns in ihrem Gretchen eine Geschichte des weiblichen Herzens, von seiner ersten ahnungsreichen Regung, vom lenzesduftenden Knospen und Blühen, bis zum seligen Entzücken, zur sommerlichen Gluth der höchsten selbstvergessenden Liebe, die ach so bald die welkenden

Blätter des öden, wehmuthreichen Herbstes ersticken, um zuletzt in der eisigen Hülle des bangen Winters begraben zu werden.

Welch einen Gegensatz zu dem milden Gretchen bildet das energische, muthige, derbere Klärchen, dessen Ohr das Rühren der Trommel, das Spielen des Pfeifchens so sympathisch berührt, daß für sein Leben gern „ein Mannesbild“ wär'. Dieß prächtige, naive, etwas excentrische Kind gestaltet sich unter der schöpferischen Hand der Künstlerin zu einem nicht minder reizenden Gebild. Die höchste Meisterschaft entfaltete Marie Seebach in der Volksscene, da Klärchen durch die Kraft ihrer Liebe und die Energie ihres Naturells zur Heroin wird und die Bürger zur Rettung des Geliebten auf offenem Marktplatz anfeuert. Welch ein hoher, idealer Schwung lag in der Begeisterung ihrer Rede, welch ein unendlicher Schmerz in Ton, Blick und Haltung, als sie gebrochen, im Gefühle ihrer Ohnmacht nach Hause wankt!

Fast will es uns bedünken, daß Frau Seebach auf die gute Anna-Lise von Hersch etwas zu viel dramatische Kraft, besonders in dem ersten Acte, verwandt habe. Sie entrückt dadurch das Stück, das nur leichthin gespielt zu werden braucht, etwas seiner Sphäre, welche die eigentliche Tragik ausschließt. Für eine Seebach genügt es vollkommen, wenn sie in diesem Stück nur die halbe Dampfkraft ihres Talentes gibt. In den ersten Acten war Frau Seebach dagegen ebenso „forsch und resolut“, als liebenswürdig.

Das Auftreten von Frau Seebach als Marie Beaumarchais brachte den lange nicht gegebenen „Clavigo“ wieder auf die Bühne. Goethe hat das Stück bekanntlich in wenigen Tagen geschrieben. Die Flagge deckt das Schiff. Wenn wir das Urtheil Merks auch nicht puro adoptiren können, der nach Durchlesung des Manuscripts zu Goethe sagte: „Solchen Quark mußt Du nicht mehr schreiben, das können die Anderen auch!“ so dürfen wir uns doch andererseits nicht verhehlen, daß das Stück an großen Schwächen leidet. Nur das tief menschliche Interesse, das wir Alle an dem hier behandelten Conflicte nehmen und die herrlichen Einzelnheiten in der psychologischen Beleuchtung der Charaktere, sowie die Gelegenheit für gute Schauspieler, ihre Talente zur Geltung zu bringen, sichern dem Stücke eine dauernde Stelle auf dem Bühnenrepertoire. So bedeutungsvoll und in die Geschichte fast eines jeden Einzelnen eingreifend der Vorwurf des Stückes an sich ist, so unbefriedigend ist die Lösung. Wie viele bedeutenden Menschen schleppen nicht das Vermächtniß einer ersten Jugendliebe, der sie geistig und gemüthlich entwachsen sind, wie einen Alp, der auf ihnen lastet und von dem sie sich zu befreien nicht den Muth oder die Rücksichtslosigkeit haben, durch Jahre ihres Daseins, ewig schwankend zwischen zwei Empfindungen, die Nichts gemeinsam haben, als eben den Zweifel.

So auch Clavigo. In Conflicten zwischen Herz und Welt auf der Bühne hat ersteres fast immer gewonnen und wir nehmen Parthei für die Rechte, die es geltend machte. Nicht so jedoch in dem Schauspiel von Goethe. Soll die blasse, schwindsüchtige, aus Elegie und Resignation zusammengesetzte Marie sich wirklich wie ein Bleigewicht an den hohen Geistesflug des im Zenith seines Ruhmes stehenden, unaufhaltsam vorwärts strebenden Clavigo hängen dürfen? Soll die in Klagetönen girrende Taube sich dem stolzen Aar, soll der Tod sich dem Leben vermählen? Fühlt sie es nicht selbst, sagt sie es nicht selbst, daß sie seiner nicht werth sei? Und wir glauben es ihr gerne. Damit entfällt aber dem Conflict die tiefere moralische Berechtigung. Wir beklagen die arme Marie, aber wir zürnen Clavigo kaum und sympathisiren fast mit Carlos. Für den excentrischen Beaumarchais aber, der in gelinder Raserei durch das Stück schreitet und schließlich gar durch sein Toben zur Todesursache seiner Schwester wird, fehlt uns am Meisten das Verständniß und die wahre Mitleidenschaft. Das Herz ist im „Clavigo“ mit zu wenig berechtigten Ansprüchen ausgestattet und die Welt mit zu vielen, der Conflict ist daher nicht vollwichtig, die Lösung eine äußerliche, unser Gemüth nicht befreiende, unsere Erfahrung nicht bereichernde.

Bei alle Dem ist das Stück reich an wunderbaren Einzelnheiten und das „Ex ungue leonem“ verläugnet sich auch hier nicht. Auch für die Schauspieler sind dankbare Aufgaben geschaffen, denn es bleibt ihnen viel Spielraum, selbstthätig zu gestalten. Die Rolle der Marie ist die einfachste, aber für eine Gastrolle kaum im Vordergrunde stehende. Frau Seebach spielte sie mit ergreifender psychologischer und vielleicht mit zu ergreifender pathologischer Wahrheit. Es war eine unsägliche Wehmuth über ihr Wesen ausgegossen und der keuchende Ton, der fliegende Athem, das halb erloschene Auge brachte einen schwülen, beengenden Eindruck hervor und machte uns die Freisprechung des Clavigo nur noch leichter.

Die beste und dankbarste Rolle des Stückes ist unstreitig Carlos. Er ist mit klaren, scharfen Strichen so recht in grellem Contrast zu dem Helldunkel gezeichnet, in dem sich Clavigo bewegt. Herr Jodemok faßte den Carlos nicht — wie dieß unverständiger Weise oft geschieht — als herzlosen Egoisten, sondern als den klugen, berechnenden Weltmann, der die Dinge im Zusammenhange übersieht, ohne sich von Gefühlsaufwallungen beeinflussen zu lassen. Ja er schlug sogar an geeigneter Stelle den warmen Ton an, der dem wahren Freunde — und das ist Carlos — ansteht. Die Leistung war eine hervorragende. Herr Schneider fand für den leicht erregbaren Clavigo, der unter dem Eindruck des Augenblicks steht, den passenden Grundton, doch ist seine Haltung im Ganzen etwas zu gedrückt, zu thränenreich. Er muß mitunter, wenn die Lebenslust durchbricht, auch hellere Farben verwenden. Herr Roll that als Beaumarchais manchmal zu wenig und manchmal zu viel. In der ersten Begegnung mit Clavigo erzählt er demselben dessen Geschichte, über deren Vortrag schon eine dumpfe Schwüle liegen muß, wie vor dem Ausbruch eines Gewitters, mit einer bewundernswerthen Bonhomie, so daß, wer das Stück nicht vorher kannte, die Seelenangst des gefolterten Clavigo nicht recht begreifen mußte. Dann aber brach das Gewitter zu unvermittelt los. Im letzten Acte überbot er hinwiederum sein Organ. Man brauchte nicht gerade, wie Marie, sterbend zu sein, um diese Eruption nicht zu vertragen. Frl. Brand machte aus der Sophie Guilbert, was aus dieser Rolle überhaupt zu machen ist.

Das Seebach'sche Gastspiel schließt nächste Woche. ♂

Leipzig, 19. März.

Emil Devrient's Abschied von der deutschen Bühne.

Emil Devrient ist in unserer Stadt. Wie sein Talent vor fast 45 Jahren, wenige Monate fehlen daran (30. Mai 1828), seinen schönsten Aufschwung hier nahm, wo er nach dreimaligem Auftreten von Hofrath Dr. v. Küstner für das Doppelfach der ersten und zweiten Liebhaber und Helden, sowie der Naturburschen und naiven Burschen fest angestellt und durch sein Verhältniß zu Fräulein Doris Böhler auch ideell hier gefesselt ward (Doris Böhler, eine noch immer hierorts unvergessene Soubrette, ward 1825 seine Gattin, trennte sich aber später von Devrient), so wird sich die Künstler-Laufbahn des großen deutschen Mimen aus der guten alten romantisch-idealen Schule auch hier beschließen. Mit einigen Gastrollen auf unserer Bühne, deren erste der „Hamlet“ ist, gedenkt Devrient seinen Abschied von den die Welt schon längst nicht mehr „bedeutenden“, sondern realistisch derb vorstellenden Brettern zu begehen. Daß er in einem Schreiben an die Hofintendanz der Dresdener Bühne, deren Ehrenmitglied er ist, seinen Abschied von der Bühnenwirksamkeit mit einem derben Seitenblick auf die sehr verkommenen Kunstzustände der Gegenwart motivirte, ist bekannt genug.

„**Adolph Diesterweg**“, sein Leben und seine Schriften“, herausgegeben von Langenberg. II. Diesterweg in Berlin (Frankfurt, Diesterweg). Selbstverständlich umfaßt dieser Theil den bedeutendsten Lebensabschnitt des edlen Erziehers und Erziehungslehrers, namentlich die Geschichte seiner Kämpfe gegen eine Partei, welche noch jetzt die Gunst ihrer alten und hoffentlich veraltenden Schutzmächte zu benutzen sucht, um im alten und neuen Preußen das junge Geschlecht vor staatsgefährlichen Denkübungen zu schützen. Begnügen wir uns nicht, mit der letzten Bitte des Vaterunsers uns erst künftig gegen jene Partei und ihre und ihre Regulative zu waffnen, sondern wehren wir uns selbst bei Zeiten!

Frankfurter Kunstverein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Fräulein Schierholz: Genrebild. — Anna Peters in Stuttgart: Stillleben. — P. Bornitz in Frankfurt: Landschaft. — Fr. Meyer in München: Der Hechtsee. — Derselbe: Der Walchsee. — Claud. Schrandolph in München: Das erste Spielzeug. — A. Friedrich: Fuhrmannsgaul. — W. Friedenberg in Frankfurt: Gretchen in der Kirche. — Derselbe: Porträt. — Fr. Jäger in München: Sommerabend. — E. Rausch in Düsseldorf. — Landschaft. — J. W. Lindlar in Düsseldorf: Landschaft. — E. L. Barnes in London: Never again. — F. Kreutzer in Frankfurt: Zwei Aquarelle zu Gunsten des Dombau-Fonds. — J. Wick in Frankfurt: Landschaft.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 22. März: Bei festlich beleuchtetem Hause, zur Feier des Geburtstags Sr. Majestät des Königs von Preußen: **Oberon, König der Elfen**, romantische Oper in 3 Acten. Nach dem Englischen des Planché von Theodor Hell. Musik von C. M. v. Weber.

(Außer Abonnement.)

Montag, 23. März: Letzte Gastdarstellung der Frau Riemann-Seebach vom königl. Hoftheater in Hannover. Neu einstudirt: **Romeo und Julie**, Trauerspiel in 5 Acten von Shakespeare. Nach A. W. Schlegel's Uebersetzung für die Bühne bearbeitet. Julie: Frau Riemann-Seebach. (Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 83 und 84. Dienstag, den 24. März 1868.

Der Dichter eines Volksliedes.

Wer kennt es nicht, das schlichte, herzinnige Volkslied: „Aennchen von Tharau ist, die mir gefällt!" In keiner Liedersammlung für gesellige Kreise darf es fehlen; selbst in den Gesangheften für die höheren Schulen hat es sich eingebürgert und sein Fehlen, dort oder hier, müßte man als einen Mangel bezeichnen. Es singt's der Jüngling und der Mann; selbst die Alten in greisen Locken überkömmt eine jugendliche Heiterkeit bei seinen Klängen, und sie stimmen freudig mit ein. Hier ist das tief empfundene Wort der reinsten, edelsten Liebe, belebt und getragen von dem gleichartigen Tone der Silcher'schen Melodie: das packt die Herzen jung und alt, das erquickt die Seele, wie frischer Thau die dürstenden Halmen.

„Ei wer hat denn das Liedlein erdacht?" fragt wohl Mancher mit den Worten eines anderen Volksliedes.

Bei hundert anderen Liedern ähnlicher Gattung wären wir wohl in Verlegenheit, zu antworten, weil wir den Verfasser nicht namhaft machen könnten.

Wer dichtete die Volkslieder? — Das Volk selbst. Einer sprach die Stimmung, die im Volke lag, in naturwüchsiger Weise aus, Andere sangen es nach, Jeder verbesserte nach seiner Weise, nach seinem Gefühl, und so bildete sich die wunderbare Gestalt des ächten Volksliedes mit seiner naiven Unmittelbarkeit, mit seinen rhapsodischen Sprüngen, mit seiner nie erlöschenden Frische und Wärme, mit seiner packenden Allgewalt.

Bei „Aennchen von Tharau" ist es anders; wir kennen den Sänger, aus dessen Gemüth es zuerst erklang, wir kennen des Liedes Lebensgeschichte ziemlich genau, wenn auch bereits über zweihundert Jahren seit seiner Entstehung verflossen sind.

Der Name des Dichters findet sich in fast allen Lieder-Sammlungen beigedruckt, er heißt: Simon Dach. Sein Leben fällt zum größten Theil in die unglücklichste Zeit des deutschen Vaterlandes, in die Zeit der verheerenden Kämpfe des dreißigjährigen Krieges.

Am 29. Juli 1605 wurde der Dichter zu Memel, der nördlichsten Stadt des Preußenlandes, damals noch unter dem blödsinnigen Herzog Albrecht und unter der Regentschaft des Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg, geboren. (Im Jahre 1611 wurde dieser Kurfürst förmlich mit Preußen belehnt.) Dachs Vater, ein geachteter Bürger der Stadt, war gerichtlicher Dolmetscher der lithauischen, und Lehrer der deutschen Sprache; die Mutter, Anna Lepler, entstammte einer vornehmen Familie zu Memel.

Aus der frühen Jugendzeit des Dichters wissen wir nur, daß er ein gut begabter und fleißiger Schüler der Stadtschule zu Memel war und vorzügliche Anlagen für die Musik schon als Knabe entwickelte. Neben seinen wissenschaftlichen Studien übte er daher fortgehend, ohne irgendwelche Unterweisung, die Musik, so daß er es auf verschiedenen Instrumenten, vorzugsweise aber auf seiner „süßen Geige" zu einer besonderen Fertigkeit brachte und sich manche Stunde des Lebens damit aufheiterte.

Bis zu seinem vierzehnten Jahre mochte die Schule zu Memel wohl ausreichen. Da sich jedoch die Liebe zur Wissenschaft und zu weiteren Studien mehr und mehr bei dem Knaben kundgab, so sandten ihn die Eltern auf die Domschule nach Königsberg, wo Simon zugleich im Hause eines Verwandten mütterlicher Seits, des Predigers an der Domkirche, Johann Vogler, wohnen konnte. Der Rector dieser Schule, Peter Hagen, der die geistliche Dichtkunst nicht nur schätzte, sondern auch selbst übte, mag wohl einen nicht ungünstigen Einfluß auf die poetische Richtung des für alles Gute und Schöne empfänglichen Knaben ausgeübt haben. Die Gymnasial-Studien in Königsberg wurden durch die 1620 hier ausbrechende Pest auf kurze Zeit, die Dach im elterlichen Hause in Memel zubrachte, unterbrochen.

In Königsberg war Dach mit einem jungen Hilfsgeistlichen, Martin Wolter, bekannt und befreundet geworden, und wir sehen ihn bald diesen jungen Mann, der zur Fortsetzung seiner Studien nach Wittenberg ging, als Famulus begleiten. Nach drei Jahren eifrigen Studirens auf der Stadtschule zu Wittenberg, begab sich Dach zu einem ihm verwandten Geistlichen nach Magdeburg und bereitete sich auf der Domschule daselbst zur Universität vor. Vorzugsweise vervollkommnete er sich hier in der griechischen Sprache und in den „freien Künsten", so daß er 1626 in dieser Sprache öffentlich disputiren konnte.

In demselben Jahre jedoch nöthigten ihn die Kriegsereignisse und die ausbrechende Pest, Magdeburg zu verlassen und nicht ohne Gefahr durch die Wallenstein'schen und Mansfeld'schen Truppen über Lüneburg, Hamburg und Danzig nach Königsberg zu gehen, wo er als fleißiger Studiosus der Theologie und Philosophie mit anderen strebsamen Jünglingen (darunter der Extraordinarius Calov, der als Kirchenliederdichter bekannte Valentin Thilo und der Mathematiker und Astronom Albrecht Linemann) ein den Wissenschaften geweihtes Leben führte und sich durch geschicktes Disputiren und gediegene Predigten auszeichnete. Sein eigentliches Berufsstudium wurde ihm jedoch durch die damals in Königsberg unter den Theologen herrschenden unerquicklichen Streitigkeiten so verleidet, daß er sich mehr und mehr von demselben ab und den schönen Wissenschaften, namentlich der Poesie, zuwandte, die sein innerstes, allem Schönen und Edlen offen stehendes Gemüth mehr ansprachen, als die leidenschaftlichen Zänkereien der theologischen Schulen.

Die Verwerthung seiner wissenschaftlichen Kenntnisse begann er, wie noch heute so viele junge Theologen und Philologen, als Hauslehrer, wurde aber bald (1633) als Collaborator an die Domschule zu Königsberg, in der er selbst als Schulen gesessen, berufen. Mit großer Gewissenhaftigkeit und jugendlichem Eifer erfaßte er seine

Thätigkeit als Lehrer der Jugend, mußte aber leider bald erfahren, daß sein zart gebauter, zu Brustkrankheiten geneigter Körper der großen Arbeitslast, die er sich zumuthete, nicht gewachsen war. Eine kärgliche Besoldung und mancherlei erfahrene Kränkungen waren nur geeignet, seine Stellung und das Leben ihm noch mehr zu verbittern.

In dieser höchst trüben Lage versuchte Dach seinem gedrückten Gemüthe durch die Poesie Erleichterung zu verschaffen, und die Jugend-Neigung zur Musik führte ihn dem als Organist in Königsberg lebenden ausgezeichneten Musiker, Heinrich Alberti (geb. 1604, gest. 1668) zu, mit dem er in ein inniges Freundschaftsverhältniß trat. Alberti aber stand dem preußischen Capellmeister Johann Stobäus (1580 — 1646) näher, der die von Johann Eccard gegründete treffliche Musikschule als sein begabtester Schüler nach seinem Tode fortführte, und welcher der Mittelpunkt eines Sänger- und Dichterkreises war, dessen Namen auf dem Gebiete des Kirchenliedes theilweise heute noch rühmend genannt werden. Es gehörten zu diesem Kreise namentlich der Diaconus Valentin Thilo sen., der Pfarrer Georg Weissel, der bereits genannte Rector Peter Hagen u. A. m. Als jüngere Glieder traten hinzu: Alberti und durch diesen Simon Dach und seiner Robert Roberthin (1600 — 1648), kurfürstlicher Rath und Obersecretär, ein Freund von Opitz und ein feingebildeter, äußerst wohlwollender Mann, der auf weiten Reisen eine ungewöhnliche Kenntniß von Welt und Menschen sich erworben hatte. Roberthin fühlte sich vorzugsweise zu Dach hingezogen; er nahm den niedergebeugten und menschenscheuen Dichter in sein Haus, an seinen Tisch, führte ihn in gute und feingebildete Gesellschaft, so daß derselbe wieder neu aufathmete und frischen Lebensmuth gewann. Roberthin war selbst glücklicher Dichter und besaß einen feinen ästhetischen Geschmack, wodurch er namentlich Dach in seinen poetischen Bestrebungen leitete und aufmunterte.

(Fortsetzung folgt.)

Grace Darling.

Das vor Kurzem erschienene Tagebuch der Königin Victoria enthält unter dem 21. October 1842 Folgendes:

„Soeben theilt man mir die mich tief bewegende Nachricht des Todes der armen Grace Darling mit."

Wer von unseren Lesern hat wohl je von dieser Grace Darling gehört, deren Tod die Königin von England so tief erschütterte? Denkt man nicht gleich an irgend eine hocharistokratische Lady, die vielleicht mit der Königin erzogen worden, oder die sie genau gekannt hat?

Nichts von dem — Grace Darling war ein armes Fischermädchen und gewiß eine der größten Heldinnen unserer Zeit.

Am 6. December 1838 sah man das Dampfboot „Forfarshire" mit verzweifelter Energie gegen die Strömung kämpfen, welche es gegen die steilen Felsen der Farneh-Inseln zog. Es war ein Schiff von dreihundert Tonnen, welches von Hull nach Dundee ging und dreiundsechszig Mann an Bord hatte — den Capitän und seine Frau, zwanzig Matrosen und einundvierzig Passagiere.

Im Augenblick, wo das Schiff sich in Sicht von Flamborough-Head befunden, hatte man ein Leck neben der Maschine entdeckt und fast zu gleicher Zeit hatte sich der Wind nach N.-O. gedreht und heulte mit solcher Wuth, daß die Pumpen unfähig wurden, des einströmenden Wassers Herr zu werden.

Wenige Minuten später zeigte eine sich zischend erhebende Dampfsäule an, daß das Wasser in die Kessel gedrungen ist und beinahe augenblicklich nachher beginnt ein peitschender Regen mit solcher Macht das Deck zu bespülen, daß es fast unmöglich ist, sich darauf aufrecht zu erhalten.

Wenige Minuten darnach spülte eine Welle den Steuermann über Bord — das Schiff ist aller Leitung beraubt — das Unwetter nimmt von Sekunde zu Sekunde zu und gegen vier Uhr Morgens stößt es mit einem schrecklichen Gekrach auf einen der hervorragenden Felsen der Farne-Inseln.

Mehrere Matrosen stürzten in einen Kahn und zwei Passagiere finden den Tod in den Wellen, indem sie ihnen nachwollen; — doch als wenn diese schreckliche Empörung der Natur noch nicht genügte, um das lecke Schiff zum Untergange zu bringen, erhebt sich plötzlich ein Windstoß, wie man einen dergleichen wohl nie an der englischen Küste beobachtet, ergreift das Schiff, hebt es fußhoch aus dem Wasser und schleudert es mit solcher Alles vernichtenden Kraft auf den Felsen, daß es berstet — die eine Hälfte in die Fluth zurückgespült wird und verschwindet und die andere auf dem Felsen bleibt, den ewig hin- und herwogenden Wellen ausgesetzt und aller Wahrscheinlichkeit nach in den nächsten Augenblicken das Loos der anderen Hälfte theilend.

Einige Meilen von dem Felsen entfernt, auf welchem der „Forfarshire" den Untergang gefunden hat, erhebt sich der auf den Seekarten bekannte Felsen Longstone. Dieser Felsen ist für die Schifffahrt so gefährlich, daß die Regierung einen Leuchtthurm hat errichten lassen, um die Schiffer vor diesen unheilbringenden Gründen zu warnen.

Ein Mann, seine Frau und seine Tochter bewohnen diesen Leuchtthurm. Der Mann, William Darling, ist ein alter Steuermann der königlichen Marine, — seine Tochter, Grace, ist zweiundzwanzig Jahre alt. Das Bildniß dieses Mädchens, welches in England wohlbekannt ist, stellt ein reizendes junges Mädchen dar, groß und von graziösem Wuchs, ein seltsam regelmäßiges Gesicht, von blonden Haaren eingerahmt und von großen, blauen, träumerischen Augen wie beleuchtet!

Beim Anbruch des Tages hat William Darling die Schiffbrüchigen auf dem Felsen bemerkt; hat ihre Lage erkannt — und erkannt, daß sie verloren sind. Er ruft sein Weib und sein Kind:

„Laßt uns beten, Ihr Frauen", sagte er, „dort drüben hält unser Herr ein strenges Gericht!"

„Kann man denn nicht mit dem Kahne hin", ruft Grace, „und die Armen retten?"

„Das hieße Gott versuchen", erwiderte der Vater, „hier kann kein Mensch helfen; man hätte kaum zehn Ruderschläge gemacht, so wäre unser elender Kahn-Kiel nach oben — horch, welch ein Sturm — welch Wetter — es ist wie im jüngsten Gericht!"

Grace läßt das Haupt sinken, faltete die Hände und bleibt einige Augenblicke in stummes Nachdenken versunken; dann verläßt sie, ohne ein Wort gesprochen zu haben, das Zimmer.

Wenige Augenblicke später stößt die Mutter einen grellen Schrei aus: „William — das Mädchen bindet den Kahn los ... sie will hinüber!"

Der Vater stürzt hinunter und kommt gerade zur rechten Zeit an die kleine Bucht, als Grace vom Ufer abstoßen will. Er springt in den Kahn, — er will sie an ihrem Vorhaben verhindern; doch sie beugt sich bis an sein Ohr und sagt:

„Vater, ich würde keine einzige Nacht mehr schlafen können, wenn ich nicht wenigstens versucht hätte, die Unglücklichen zu retten; ... und Du auch nicht Vater."

„Aber es ist ja unmöglich, Mädchen!"

„Wenn Gott helfen will, ist nichts unmöglich, Vater."

Und damit hatte sie sich der Stange bemächtigt und mit einem kräftigen Stoße ist das Boot vom Ufer.

Der alte Mann will noch einige Einwendungen machen; doch plötzlich gibt er auch die auf.

„Wie Gott will", sagte er, „es ist ein elendes Leben in jenem Thurme . . . und für die alte Frau muß die Regierung sorgen, wenn wir im Magen der Fische liegen!"

Und mit geübter Hand ergriff er ein Ruder, während Grace schon mit aller ihrer Kraft das ihre über das Wasser streifen läßt.

Und Gott hat das Liebeswerk des armen Mädchens mit gnädigen Augen angesehen. Während die Mutter weinend auf den Knieen liegt und verzweifelt die Hände ringt, kämpfen Vater und Tochter mit den entfesselten Elementen; er starr und düster wie das Fatum — sie mit hellem, lichtem Gottvertrauen. — Und es gelingt ihnen; neun Leben sind von ihnen gerettet — der Rest von dreiundsechzig —, und nach unendlichen, übermenschlichen Anstrengungen bringen sie die Geretteten, die sie fast leblos an den Zacken des Felsens angeklammert gefunden hatten, nach dem sichern Leuchtthurm zurück.

Am nächsten Tage fing Grace an, Blut zu speien.

Ein einziger Bewunderungsruf ertönte durch ganz England; der Name Grace Darling bekam eine Popularität, wie ihn wohl nie der eines unbekannten Mädchens gehabt. Man eröffnete eine Subscription, die in wenigen Tagen 750 Pfund Sterling eintrug, die Königin ließ sich das Fischermädchen vorstellen und versprach ihr, stets für sie zu sorgen, die Herzogin von Northumberland nahm sie mit sich nach Alnwick Castle und entließ sie mit Geschmeiden überladen. Die Poeten feierten sie in allen Blättern und nach einigen Monaten waren zwei Romane fertig, deren Heldin sie war: „**The heroine of the Farne Islands**" und „**The maid of the Isles**". Ja sogar ein Rival Barnums bot ihr bedeutende Summen, damit sie sich auf dem Theater zeige; und einige von jenen tristen Originalen, welche auf der Jagd nach Celebrität sind und deren England so viele zählt, boten ihr mit ächt englischer Delikatesse an . . . sie zu heirathen.

Doch Grace Darling, von Tag zu Tag mehr leidend, zog sich von dieser Berühmtheit mehr als unangenehm berührt, täglich mehr in sich selbst zurück; sie schlug alle Anerbietungen aus, um ihre Eltern nicht verlassen zu müssen; sie verließ fast nie mehr ihren Leuchtthurm, außer des Sonntags, um zur Kirche zu gehen . . . bald unterließ sie auch dieß — und am 21. October 1842 schrieb die Königin Victoria in ihr Tagebuch:

„Soeben theilt man mir die mich tief erschütternde Nachricht des Todes der armen Grace Darling mit."

Sie starb an der Schwindsucht in ihrem 26. Jahre, — sie ist selbst in England längst vergessen; nur in einigen Matrosenschenken an der Küste findet man noch eine schlechte Lithographie, welche das Bildniß der Retterin der Schiffbrüchigen des Forfarshire darstellt.

Aus Abyssinien

liegen eine ziemlich große Zahl brieflicher Nachrichten vor, die bis zum 22. Februar reichen.

Das Hauptquartier, schreibt die „Engl. Corr.", befand sich damals in Ad Abagin, zwei Tagemärsche von Aiegerat, während der Vortrab und General Merewether schon am 17. Februar in der Nähe von Antalo (das elf Tagemärsche, die 96 engl. Meilen betragen, weit von Adigerad abliegt) angelangt waren. Beim Abgange der letzten Briefe bereitete man sich auf die Zusammenkunft mit Kassai, Fürsten von Tigre, vor, die erst am 26., und nicht, wie die Depesche des indischen Amtes irrthümlich sagte, schon am 16. v. M. stattfand.

Merewether hatte Briefe aus Magdala vom 30. und von Flad aus dem Lager Theodors vom 19. Januar erhalten. Die Gefangenen waren alle wohl und hegten die Hoffnung, daß Theodor nicht vor Anfang März nach Magdala gelangen werde, bis zu dieser Zeit aber die Engländer zu ihrer Befreiung erscheinen könnten. Die Bevölkerung meinte sogar, daß er einstweilen den Zug nach Magdala aufgegeben und sich gegen den Herrn von Lasta gewendet habe. Durch einen Sieg über diesen würde er einen Feind weniger vor sich haben und den Muth seiner Truppen zum Kampfe gegen die Engländer kräftigen; denn zum Kampfe scheint er entschlossen, und die Abyssinier sind, seitdem man sie näher kennen gelernt, durchaus nicht als verächtliche Feinde zu betrachten. Sie verstehen das Reiten und Speer-Werfen vortrefflich, veranstalten Wett- und Preisrennen und vermessen sich, wenn sie gleiche Waffen hätten, es den Engländern gleich zu thun. In dem kriegerischen Geiste, den Theodor bewährt, liegt auch seine Prästige; Volk und Soldaten gehorchen ihm, trotzdem er es täglich ärger treibt, seine Anhänger und Weiber selbst nicht verschont, sie in Häute nähen und ins Wasser werfen, oder in Oel tauchen und dann ins Feuer schleudern läßt.

Adigerad wird zu einem festen Stützpunkt eingerichtet. Mit Wall und Graben wird das Lager auf einem Hügel umgeben, von zwei Seiten her unersteiglich gemacht und auf den beiden andern von Armstrongkanonen vertheidigt, so daß die 200 Mann, die als Besatzung zurückgelassen werden, sich gegen eine ganze Armee von Eingebornen halten können. Die Bevölkerung ist dort nämlich nicht so harmlos wie bei Senafe, sie macht namentlich den Soldaten das Recht, Gras zu mähen und Holz zu sammeln, streitig. Mehrere Schlägereien haben bereits stattgefunden. Bei einer derselben erlaubte sich ein Hindu, einem Priester gegenüber das Christenthum verächtlich zu behandeln. Ein allgemeiner Aufstand drohte, und der Obergeneral verurtheilte den Mann zu zwanzig Hieben. Da fiel der Priester auf die Knie und bat um Verzeihung für den Mann, der ihn beleidigt und geschlagen hatte. Sir Robert Napier hat seitdem angeordnet, daß die Fahne des heil. Georg, der bei den Eingebornen im hohen Ansehen steht, vor dem Lager wehe und daß bloß Geistliche und Häuptlinge ins Lager kommen dürfen.

Die erste Haltestation von Adigerad ist Mai Wahiz (bei allen Orten, die sich nicht auf den uns zu Gebote stehenden deutschen Karten finden, behalten wir bis auf Weiteres die von den englischen Correspondenten gebrauchte Schreibweise bei), ein 13 Meilen entfernter Ort. Die abyssinischen Flecken tragen häufig den Namen der Quelle, an der sie liegen, und daher den Beinamen Mai, Wasser. Der Weg dahin führt über eine so rauhe Gebirgsgegend, daß die Cavallerie absitzen, die Kanonen von Menschen gezogen und die Pferde nachgeführt werden mußten. Das Lager wurde auf einem Hügel aufgeschlagen, und es soll von nun an als Regel dienen, daß die Lagerplätze auf Hügeln sein sollen. Die Bevölkerung der Gegend scheint kriegerisch zu sein. Die Dörfer werden, mit Wall und Graben umzogen, häufig durch Thürme vertheidigt. Auf den Höhen und Felsenvorsprüngen sieht man Burgen, die in ihrer Anlage den Ruinen am Rheine und an der Donau nicht unähnlich sind, ja manche sind offenbar von europäischen Händen angelegt. Befestigte Klöster und Kirchen, auf Höhen liegend, besäumen häufig die Wege. Alles trägt das Gepräge des Mittelalters.

Der lange Weg von da nach Ad Abagi (15 Meilen) war dem frühern ähnlich. Die Flüsse, welche man auf dem Wege nach Antalo antrifft, gehen in den Takaze und senden durch diesen Canal ihren Tribut zum Anschwellen des Nils. Die Vorhut hatte daher eine Reihe von Wasserscheiden im rauhen Gebirgslande zu übersetzen. Auf der zehnten Station bei Ait Hullat fand sie die Zollstätte Kassais. Die Caravanen, welche von den niedriger gelegenen Gegenden Salz ins Innere des Landes führen, müssen hier passiren. Jedes Maulthier muß zehn, jeder Esel vier Stücke Salz als Zoll erlegen. Hier kam ein Klostervorsteher mit zwei Einge-

bornen als Deputation des Häuptlings von Wadjerat, der Colonie Geschenke bringend, entgegen. Dieser Fürst steht zwischen Sala und Tigre, deren Häupter sich bekriegen, gedrängt von Beiden; er hofft Schutz von den Engländern. Die Gegend wird hier öde. Erst bei dem Bache, der Anlola durchströmt, fand sich wieder gutes Wasser.

Frankfurt, 22. März.

Concert von Herrn und Frau Rossel.

Mit der in der Anerkennung competenter auswärtiger Urtheile begründeten Zuverlässigkeit, ein gediegenes Künstlerpaar zu finden, verfügten wir uns in den Saal, und wurden keineswegs in unseren Erwartungen getäuscht. In dem Spiel des Herrn Rossel ist weder die französische, die belgische, noch die deutsche Schule vorherrschend zu erkennen, und dieß möchten wir ihm eher zum Verdienst anrechnen, als es für einen Nachtheil halten. Wer die Charaktereigenthümlichkeiten der verschiedenen Schulen so vereint verwenden kann, hat unbedingt ein sehr umfassendes Studium hinter sich und schon um deßwillen mußte Herr Rossel die besondere Aufmerksamkeit der anwesenden hiesigen Künstler, zumal der Geiger (und wir haben in der That hier viele recht brave Künstler auf diesem Instrumente) auf sich ziehen. Außer der Reproduction einer Beethoven'schen Sonate in G-dur für Pianoforte und Violine, in welcher neben Herrn Rossel Herr M. Wallenstein concertirte, erregte der gediegene, classisch-ruhige und dabei doch lebenswarme Vortrag einer Tartinischen Violinsonate mit Zellner'scher Harmonisirung die Bewunderung des kunstverständigen Auditoriums. Das vielgespielte Paradestück unserer Geiger: „Der Hexentanz“ von Paganini gab dem virtuosen Künstler schließlich Gelegenheit, neben seiner bereits erkannten prachtvollen Bogenführung und reinsten Intonation auch eine bedeutende, in hohem Grade ihm eigene Beherrschung der technischen Schwierigkeiten zu zeigen. Frau Rossel ist gerade nicht im Besitz einer großen, mächtig durchgreifenden, aber einer nach heutigen Begriffen tüchtig gebildeten Stimme, die nur in der tieferen Lage bisweilen etwas matt ausgibt. Was wir über die große Arie der „Königin der Nacht“ bei anderer Gelegenheit bemerkt, müssen wir auch für dießmal in allen dort berührten Punkten aufrecht halten. Sonst möchten wir hinsichtlich der Leistungen dieser Künstlerin die Worte Börne's in Anwendung gebracht wissen: „Die Sängerin ist ebenso bewunderswerth im einfachen Gesang, der zum Herzen spricht, als im verzierten, der nur mit dem Ohre plaudert“. Immerhin werden uns fürder die beiden künstlerischen Ehegatten, die gewiß in gutem Andenken bleiben, willkommen sein. Der etwas spärliche Besuch des Concertes hat seinen Grund wohl nur in der vorgerückten Saison. Herr Herzog begleitete, wenn auch hie und da etwas zu stark, so doch mit regem künstlerischem Interesse und mit der in diesem Blatte bereits günstig besprochenen Fertigkeit alle Nummern, mit Ausnahme der Beethoven'schen Sonate.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Wilhelm Jordan's erste „Rhapsodie“. Die „Neue freie Presse“ schreibt aus Wien vom 17. März: Dr. W. Jordan eröffnete gestern im Saale des academischen Gymnasiums den Cyclus seiner Vorträge, die er unnöthiger Weise mit dem fremden griechischen Namen tauft. Er gab zuerst eine kleine Einleitung, die für das Verständniß des Publikums wohl etwas gar zu kurz war, und trug dann den fünften und sechsten Gesang seines Nibelungen-Epos vor. Die beiden Abschnitte, welche Siegfried's Ankunft in Worms und einen Theil seiner Jugendgeschichte schildern, haben auf uns einen merkwürdigen Eindruck gemacht. Es ist ächter alter Heldensang in urgermanischer Form, den uns eine kraftvolle, wohllautende Männerstimme vermittelt. Die Dichtung, manchmal an allzu großer epischer Breite leidend, aber durch viele Schönheiten entschädigend, harmonirte wunderbar mit der strengen Gothik des Saales, und der schwarze Frack des Vortragenden erschien wie ein Anachronismus. Jordan faßt, das haben wir an den gestrigen Proben gesehen, die Nibelungen-Sage groß auf und keine Quelle der alten Literatur ist ihm verborgen geblieben. Die alliterirende Form schien die Zuhörer zu befremden. Wohl die Wenigsten wußten, daß hier die alte deutsche Verskunst wiederbelebt worden. Jordan handhabt den Stabreim mit Meisterschaft. Die beiden Vorschriften der strengen Skaldenkunst, die zwei Alliterationen in der ersten, die dritte in der zweiten Hälfte des Verses verlangen und verbieten, die dritte Alliteration auf die letzte Hebung (lange Sylbe) des Verses zu verlegen, beobachtet er nicht genau und genießt dadurch den Vortheil seiner Anregung. Sein kühner Versuch, die alte Sage umzudichten, verdient volle Achtung und Theilnahme. Für unser Wiener Publikum im Großen und Ganzen ist Jordan zu ernst, fordert zu viel Pietät und — seien wir aufrichtig — zu viel Wissen von seinen Hörern; aber auch hier wird er einen dankbaren Kreis finden, der die Vergangenheit des eigenen Volkes kennt und liebt. Leute, die einander fragen: „Wer war denn der Siegfried?“ dürfen bei Jordan allerdings keine Unterhaltung suchen.“

Leipzig, 19. März. Heute begeht der Dichter Heinrich Koenig seinen 79. Geburtstag. Er ist dem deutschen Volke vertraut und werth durch viele Romane von gutem Klange, wie „Die Clubisten in Mainz“, „Die hohe Braut“, „William Shakespeare“, „Regina“ rc., sowie durch seine köstlichen Selbstbiographieen „Auch eine Jugend“ und „Ein Stillleben“. Er zählt außerdem eine große Menge persönlicher Freunde, die seine seltene Liebenswürdigkeit im Umgange ihm gewonnen hat. Daher wird gewiß heute vielerorten seiner in Liebe und mit dem Wunsche gedacht, daß ihm noch ferner ein so rüstiges und glückliches Alter beschieden sein möge.

„Globus“, herausgegeben von K. Andree. Zwölfter Band (Braunschweig, Vieweg & Sohn). Dieser starke Quartband mit seinen zahlreichen und vortrefflichen Illustrationen beschäftigt gleichermaßen die Einbildungskraft wie die Wißbegier. Manchmal beklagt sogar letztere, daß ihr kein längeres Verweilen vergönnt ist, während erstere um so mehr sich an dem raschen Wechsel der Gestalten und Scenerien erfreut. Ueberall scheint die warme Theilnahme des Herausgebers an dem Studium durch, dessen er Meister ist, und nicht minder an der Entwickelung des physischen und geistigen Wohls der Menschheit. Diese Gesinnung erkennt Referent mit Freuden selbst in den einzelnen Punkten an, in welchen er — bei sonst gleichen Grundanschauungen — nicht ganz gleicher Ansicht ist. Wir können hier nur einige wenige Proben des Inhalts geben. Andree spendet eine vortreffliche Abhandlung über Italien und eine andere über die drei Hauptvölkergruppen Europas: Slaven, Romanen und Germanen. R. v. Schlagintweit schildert unter Anderem die Bergwelt des Himalaya, welche siebzehn Gipfel über 25,000 englische Fuß besitzt. Einen merkwürdigen Gegensatz zeigt uns die Stromwelt des Amazonas. Wie fremdartig erscheinen uns die Beschreibungen und Abbildungen der Menschen in diesen Gegenden, welchen die spanischen Jesuiten einen Stein statt des Brodes reichten, und welche vielleicht nie durch höhere Bildung beglückt werden! Ebenso bizarr treten uns die Bilder aus dem niederen Thierreiche Guiyanas vor Augen. Das Auffallendste im ganzen Bande ist die, allerdings nicht photographisch sichere, Abbildung der Riesenquelle, einer Base des Kraken, deren Vorfahren dem uraltesten Adel der Erde angehören. Ausführliche Abhandlungen sind den Hottentotten und den Japanesen gewidmet, andere dem verwilderten Südosten Europas. Gerne ruhen wir uns dann wieder in heimathlicheren Gebieten aus.

Petermann's **Mittheilungen** 1868 I. besprechen die ungemein interessante Entdeckung eines neuen, wahrscheinlich von Menschen bewohnten Polarlandes, dessen Dasein erst in vorigem Jahre durch den Amerikaner Long als Augenzeugen zur Gewißheit gekommen ist. Andere Aufsätze behandeln die Bodengestalt Indiens, die Fortschritte der Franzosen in Hinterindien (Mekhong), das Kapland (ausführliche Angaben der Bevölkerung), einen geographischen Nekrolog des Jahres 1867, norddeutsche Nautik, geographische Literatur. Dazu kommen die Karten, eine über Hinterindien, zwei über das Kapland.

„Das belagerte Wien.“ Eine Reimchronik von Ludwig v. Mertens. Dritte verbesserte Auflage (Hamburg, Richter). Dieses umfangreiche Heldengedicht verherrlicht das deutsche Bürgerthum, gegenüber den damaligen äußeren Feinden: den Türken, und denn inneren: den Junkern und den Pfaffen. Lange werden diese drei hoffentlich nicht mehr walten! Ein klangvolles und feuriges Gedicht an die Deutschen der Gegenwart leitet das Ganze ein.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 24. März: **Oberon, König der Elfen**, romantische Oper in 3 Acten. Nach dem Englischen des Planché von Theodor Hell. Musik von C. M. v. Weber.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 120.)

Mittwoch, 25. März: Gastdarstellung der Frau Auguste Burggraf. **Die Gefangenen der Czaarin**, Lustspiel in 2 Acten, frei nach dem Französischen des Bayard, von W. Friedrich. Die Czaarin: Frau Auguste Burggraf. Hierauf: **Die Schwäbin**, Lustspiel in 1 Act von Castelli.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 121.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 85. Mittwoch, den 25. März 1868.

Der Dichter eines Volksliedes.

(Fortsetzung.)

Während im deutschen Vaterlande der unglückselige Krieg wüthete, durch dessen verderbliche Stürme fast die letzten Funken des Bewußtseins einer nationalen Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme ausgeblasen wurden, und die deutsche Sprache als Trägerin des nationalen Gedankens und als geistiges Bildungsmittel des Volkes durch unselige Nachahmung des Fremden immer mehr in den Hintergrund trat, wirkten in Königsberg die genannten deutsch-gesinnten Männer gleich einer fleißigen Colonie wahrhaft befruchtend auf deutsche Sprache und Kunst.

Fühlte sich Dach in diesem Kreise seiner Freunde besonders gehoben und zu geistigem Thun und Schaffen angeregt, so sollte auch seine äußere Lage bald dadurch eine bessere werden, daß er im Jahre 1636 zum Conrector befördert und seine Thätigkeit in den oberen Classen eine seinem Geiste entsprechendere wurde.

Als im Jahre 1638 der Kurfürst Georg Wilhelm mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm, dem nachmaligen großen Kurfürsten, nach Königsberg kam, begrüßte Dach den Landesherrn mit einem poetischen Willkomm, welchen der Kurfürst sehr gnädig aufnahm und dem Dichter im Jahre 1639 auf eine von Roberthin veranlaßte Empfehlung durch den Oberburggrafen von Königseck die erledigte Professur der Poesie an der Universität zu Königsberg verlieh.

Da Dach bei Antritt seines Lehramtes noch keinen akademischen Grad besaß, so erwarb er sich 1640 den eines magister philos. durch eine öffentliche Disputation, worin er über folgende drei Thesen sprach:

1) Die Poesie geht mit der Wahrheit um und Gedichte sind keine Lügen;
2) eine Tragödie kann auch einen fröhlichen Ausgang haben;
3) die Autoren unzüchtiger Verse verdienen nicht den Ruhm eines Poeten.

Durch die günstige Gestaltung seiner Verhältnisse durfte der Dichter und Professor nunmehr auch daran denken, ein geliebtes Weib an seine Seite zu nehmen und einen eigenen Hausstand zu gründen. An seinem Geburtstage (29. Juli) 1641 verheirathete sich Dach mit Regina Pohl, einer Tochter des Hofgerichtsadvocaten Christoph Pohl, mit welcher er, wie wir annehmen müssen, eine glückliche Ehe führte, da er in mannichfachen Weisen den ehelosen Stand als einen überaus traurigen und unvollkommenen schildert:

Wer sich hat vorgenommen,
Der Heirath zu entkommen,
Der sichet würdig nicht
Der Sonne güldnes Licht.

Sonst ist ja dieses Leben
Mit Sorg' und Qual umgeben;
Wenn Heirath auch entfällt,
Was soll uns diese Welt?

Für die Gnade des Landesherrn, durch welche er in eine ganz seinen Wünschen entsprechende Stellung gekommen (er hatte als Professor der Poesie die lateinischen Dichter zu erklären) und durch welche ihm die Gründung eines eigenen Hausstandes möglich geworden war, hat er sich stets dankbar gezeigt und bei jeder sich darbietenden Gelegenheit seinen Kurfürsten in treuherziger Weise ohne Prunk und Schwulst besungen.

Der Dichter erlangte dadurch die besondere Gunst des großen Kurfürsten, dem die schlichte, gemüthvolle Weise seiner Gedichte so wohl gefiel, daß er sich Dach bei jeder Anwesenheit in Königsberg vorstellen ließ und sich gern mit ihm unterhielt.

Die auf diese Weise entstandenen Hof- und Gelegenheitsgedichte oder „heroischen Gedichte“ (Churbrandenburgische Rose, Adler, Löw' und Zepter ꝛc.) ragen zwar durch ihren treuherzigen, biedern Ton vortheilhaft über ähnliche Erzeugnisse der damaligen Zeit hinaus, haben aber sonst keinen poetischen Werth. Ebenso sind zwei von Dach bei besonderen Gelegenheiten verfaßte Schauspiele: „Cleomedes“ und „Sorbuisa“ ohne Bedeutung, und es dürfte daher die bloße Erwähnung derselben hier genügen.

Außer seinem Hause und Berufe verbrachte der Dichter glückliche Stunden und wohl Tage im Kreise seiner Freunde, welche abwechselnd bei dem Einen oder Andern öfter zusammen kamen, ihre Gedichte vorlasen, dieselben kritisirten, musicirten und über ernste und heitere Dinge sprachen. Alberti besaß vor dem Thore ein kleines Gärtlein; an einer Laube in demselben rankten sich Kürbisse empor. „Zur Ergötzung und sommerlichen Erinnerung“ wurden die Namen der Freunde mit kleinen Reimen dabei auf die Kürbisse geschrieben. Diese Reime, zu welchen Alberti Melodien erfand, wurden nun auch bei den Zusammenkünften gesungen und wuchsen gesammelt zu einem Büchlein heran: „Musikalische Kürbishütte oder Arien etlicher theils geistlicher, theils weltlicher zur Andacht, guter Sitten, keuscher Liebe und Ehrenlust dienender Lieder 1640 — 1650.“

Leider wurde der Freundeskreis schon früh durch den Tod gelichtet. Im Jahre 1646 starb Johann Stobäus und ihm folgte 1648 Robert Roberthin. Da erklangen Dachs religiöse Sterbelieder in rührendster Weise. Durch Uebernahme vieler dieser Lieder in Gesangbücher sind sie in weiteren Kreisen bekannt geworden.

Es zieht sich allerdings durch diese und viele andere Lieder („Memento mori“; „Abschied vom Leben“; „Sehnsucht nach Oben“ ꝛc.) eine gewisse weltverachtende Schwermuth und Sehnsucht nach dem Ewigen, die indessen durch die Zeitverhältnisse, den in Deutschland wüthenden 30jährigen Krieg, den schwedisch-polnischen

Krieg und die auch in Königsberg die Menschen haufenweise hinraffende Pest zu erklären sein dürften.

Dazu kam noch, daß die körperlichen Leiden des Dichters sich mit den Jahren mehrten und jene hypochondrische Stimmung wieder nährten, die sich schon früher in der trübseligen Zeit des Collaborators gezeigt hatte. Von dem leichtfertigen und eiteln Treiben, wie es sich vielfach selbst inmitten der Drangsale des Krieges kund gab, mußte sich der tiefer und ernst denkende Mann entschieden abgestoßen fühlen; darum klagt er:

> Der gibt sich ganz dem Ehrgeiz hin,
> Der läßt den Zorn sich blenden,
> Das Geld Der, der den Eigensinn,
> Der And're Lust sich schänden.

darum ergeht sich sein frommes Herz in sehnsüchtigen Ergießungen der Art:

> Wann bricht sie an, die schöne Zeit,
> Die von den eiteln Sachen
> Und dieser strengen Dienstbarkeit
> Uns ewig frei soll machen?

(Fortsetzung folgt.)

Ein harmloser Brandstifter.

Mittweida (in Sachsen), 10. März.

Am 28. Januar d. J. erhielt der — inmittelst verstorbene — Gutsbesitzer D— in Markersdorf durch die Post einen anonymen Brief folgenden orthographisch verbesserten Inhalts:

„Lieber Herr D—

Wir ergrifen die Feder an Dich zu schreiben und Dich zu bitten aus der Noth uns zu helfen und uns nächsten Dienstag als den 28. Januar 25 Thaler Geld zu geben. Du sallst es nehmlich in ein Paket wickeln und hinter Deinem Pferdestallgebäude hinter den Plaumenbaum stecken und Abends 7 Uhr muß es draußen stecken (eine Anzahl Kreuze und Fragezeichen). Wo nicht? so gehn binnen 4 Wochen Dein, Deines Sohns und Deiner Töchter Güter in Brand auf. Dieses schwört Dir zu die Bande der Verschworenen zu Klausnitz und Königshain. Du wirst Dirs nicht lange überlegen uns das Geld zu geben, denn Du hast sehn fladern die Feuer in Schönfeld und Millau. Denn Millau, Schönfeld und Naundorf müssen Eine Lichte werden, weil sie uns die kleine Gabe verweigert haben. Nun müssen sie unsre RACHE fühlen. Wehe, ja 3mal Wehe Euch, wenn Ihr uns die Gabe verweigert oder gar uns zu fangen sucht. Denn Du fängst nur 1 und wir sind 19 Mann und nur Blut von Euch kann dann des Bruders Rache kühlen. Drum thu Du die 25 Thlr. in ein wenig Löschpapier und steck hinter den Baum, ohne daß es eine Seele weiß. Dann bist Du und Dein Stamm unser Freund."

Der Brief war unterzeichnet „Richter der Bande" und in der Ecke ein mit einem Dolch durchstochenes Herz abgezeichnet, darunter die Worte: „Rache, Rache, Rache."

Man kann sich denken, welcher Schrecken die D—Familie ergriff, und da überdieß nicht viel Zeit zum Besinnen war, so wurde beschlossen, lieber das Geld zu opfern, als sich der Gefahr der Brandstiftung auszusetzen. Es wurden daher 25 Thlr. in Cassenscheinen an die bezeichnete Stelle gelegt. Auch unterließ man, um die Unbekannten ja nicht zu reizen, jegliche Aufstellung von Wachen. Am andern Morgen lag das Geldpacket noch unberührt da. Es war die Nacht Schnee gefallen. Vielleicht hatte der Thäter gefürchtet, sich durch die Fußspur im Schnee zu verrathen. Das ganze Dorf war in um so größerer Aufregung und Besorgniß, als in der That die Feuersbrünste in der Umgegend von Mittweida in der letzten Zeit auffällig zahlreich gewesen waren. Man verstärkte die Nachtwachen und erwartete, jeden Augenblick den Feuerruf zu hören. Unterdessen war die Anzeige an die Behörde gelangt, und da die Möglichkeit vorlag, daß der Verbrecher die Correspondenz fortsetzen und den Versuch der Brandschatzung erneuern könnte, so wurde Seitens der Staatsanwaltschaft das betreffende Postamt um schleunige Benachrichtigung ersucht, falls etwa ein weiterer Brief mit derselben charakteristischen Handschrift, bez. gleicher Adresse aufgegeben werden sollte. Und siehe da, acht Tage später wurde der soeben erfolgte Eingang eines aus dem Briefkasten zu Klausnitz entnommenen Briefes gemeldet, der ganz unzweifelhaft von derselben Hand herrührte und dieselbe Adresse trug. Da Gefahr im Verzug war, erfolgte die sofortige Beschlagnahme und Eröffnung des Briefes, und dieser lautete folgendermaßen:

„Lieber D—,

Du wirst Dich wohl wundern, warum wir das Geld nicht geholt haben. Ha ha So gescheidt wie Ihr waren wir schon längst. Denn als wir hin kamen, fanden wir's, aber lauter Papier und hätten wir einen Thaler ausgegeben, so waren wir gefangen. Denn die Nummern werdet Ihr Euch wohl gut gemerkt haben. So hatten wir nicht gewettet. Silber, Silber wollten wir haben. Leg es nächsten Dienstag noch einmal hinaus, aber Du mußt nun 12 Thlr. zulegen. Denn wir müssen den Weg zweimal machen. Horch auf! Wenn wir das Geld holen und sind wieder 50 Schritte vom Hause weg, so werden wir ein Pistol abdrücken. Der Schuß sei das sichere Zeichen, daß das Geld in den rechten Händen ist. Und an der Stelle des Geldes werdet Ihr ein Kreuz finden, das ist die Quittung und der Schwur, daß wir Dich niemals in Anspruch wieder nehmen werden. Gibst Du uns das Geld nicht, so weißt Du, was passirt. Es bleibt nicht beim Drohen, das schwöre ich Dir zu. Gucken und lauschen wohl gar Wachen, das verbitte ich mir. Denn ein doppelter Mord (3 Kreuze) könnte die Ursache sein, wir sind auf alles gefaßt. R. R. Rache." Unterschrift: „Richter der verschworenen Bande zu Klausnitz und Königshain."

Postscriptum:

„Du wirst das Feuer am Sonnabend wieder gesehen haben (damals brannte es in Zschoppelshain) nimm Dir ein Beispiel daran und gieb, dann kannst Du ruhig leben."

Da für die Niederlegung der nunmehr verlangten 37 Thlr. der Abend des nämlichen Tages bestimmt war, an welchem die Staatsanwaltschaft in den Besitz des Briefes kam, so war es noch Zeit, Vorkehrungen zu treffen, um den Thäter womöglich auf frischer That zu ergreifen. Es wurden eine Anzahl Gendarmen und Gerichtsdiener verkleidet und mit einem zurecht gemachten Packete von dem Ansehen einer Rolle Silberthaler abgesendet mit dem Auftrage, sich mit Dunkelwerden in aller Stille nach dem D—schen Gute zu schleichen, das Päckchen unter den Pflaumenbaum zu legen und von geeigneten Verstecken aus dem Verbrecher aufzulauern. Die Helligkeit des Vollmonds, sowie die bezüglichen Terrainverhältnisse erschwerten diese Aufstellung sehr. Nur Einer konnte sich in die Nähe des Pflaumenbaumes postiren, die Andern mußten sich, um nicht bemerkt zu werden, in größern Entfernungen davon aufstellen. So verging etwa eine Stunde. Da erscheint ein halbvermummter Mensch, sieht sich vorsichtig um, biegt dann auf den Weg nach D—'s Gut ein, geht schnurstracks auf den Pflaumenbaum zu, ergreift das Packet und will den Rückweg antreten, als der nächste

Gendarm „Halt" ruft und auf ihn zuspringt. Der Fremde ergreift eilends die Flucht und entwickelt eine solche Schnellfüßigkeit, daß er nach langer hitzigster Verfolgung, begünstigt durch das Terrain und nachdem ihm der eine Gendarm bis auf drei Schritte nahe gekommen, ihren Augen entschwindet und sie seine Spur verlieren. Sie kehren zurück ohne Verbrecher — und doch nicht unverrichteter Sache. Der Entsprungene hatte bei der Flucht seine Schuhe verloren oder, um besser laufen zu können, von sich geschleudert. Und diese Schuhe, offenbar von ein Paar Stiefeln abgeschnitten, wurden sein Verräther. Es gelang der durch den ersten Mißerfolg zu doppeltem Eifer angespornten Gendarmerie, den Besitzer der Schuhe zu ermitteln, es wurde bei ihm Haussuchung gehalten. Man fand hierbei die zu den Schuhen gehörigen Schäfte, und nach einem schwachen Versuch, zu läugnen, legte der Thäter ein volles und umfassendes Geständniß ab.

In der heute vor dem l. Bezirksgerichte zu Mittweida abgehaltenen Hauptverhandlung, zu welcher sich aus Markersdorf und Umgegend Alles, was Beine hatte, eingefunden, sah man auf der Anklagebank nicht etwa, wie man hätte erwarten sollen, einen Rinaldo von gewaltiger Körpergröße und furchterregendem Antlitz, sondern — ein Bürschlein von 18 Jahren, in Thränen zerfließend, den Schmiedegesellen Eduard Robert Böhme aus Klausnitz. Böhme, gegen den seither nichts Nachtheiliges vorgekommen, der für einen geschickten und durchtriebenen Burschen galt, welcher unter seinen Bekannten den „Declamator" machte und dem die Lectüre von Ritter- und Räuber-Romanen den Kopf etwas verdreht hatte, stand bei einem Meister in Arbeit, der ihn gar streng und kurz, ja, wie die Leute meinten, schlecht behandelte. Zu Neujahr war Böhme Gesell geworden, und nun regte sich in ihm der Wunsch, auf die Wanderschaft zu gehen. Aber er hatte weder Geld noch Kleider. So grübelte er denn täglich vor dem Schmiedefeuer darüber nach, wie er sich zu einigen Thalern Geld verhelfen könne, und „der Teufel gabs mir ein", wie Böhme sich ausdrückte. Er verschaffte sich heimlich das nöthige Schreibmaterial und fertigte, unter Benutzung zahlreicher Reminiscenzen aus seinen Lieblingsschriftstellern, sowie unter geschickter Verwerthung der neuerdings anderwärts vorgekommenen Schadenfeuer, zu denen er nicht in der entferntesten Beziehung gestanden, die mitgetheilten Stylübungen, bei deren Vorlesung in der Hauptverhandlung eine gewisse „Autorseitelkeit unverkennbar Böhme's Züge verklärte. Er versicherte, daß er nach dem ersten Briefe nicht den Muth gehabt, das Geld zu holen, daß er aber erfahren, D— habe die verlangte Summe in Cassenscheinen unter den Pflaumenbaum gelegt, daß er sich nun über seine Feigheit geärgert und gedacht habe, legt er's das erste Mal hin, so thut er's auch ein zweites Mal, und infolge dessen den zweiten Brief geschrieben und wiederum wie früher in den Klausnitzer Briefkasten gesteckt habe. Dießmal fand sich Böhme an der bezeichneten Stelle ein. Vorsichtig, um nicht erkannt zu werden, hatte er den Rock nicht angezogen, sondern nur um- und halb über den Kopf gehängt. Auf den Haltruf ergreift er die Flucht, verliert die Schuhe, gewinnt aber immer mehr Vorsprung, läuft in die Klausnitzer Mühle und versteckt sich in die Radstube. Wie Alles sicher, schleicht er sich nach Hause, und um im Voraus dem aus dem Verlust der Schuhe zu entnehmenden Verdachtsgrunde zu begegnen, machte er bei seinem Meister Lärm, daß ihm seine Schuhe gestohlen wären und daß er deßhalb den Abend habe in Filzschuhen fortgehen müssen. Aber die Aufregung des Publikums, die Ahnung der Anstrengungen, welche gemacht werden, um den Thäter zu ermitteln, benehmen ihm die Ruhe. Sein Meister bemerkt wiederholt eine auffällige Zerstreutheit an ihm. Es schmeckt kein Bissen mehr, und um D— zu versöhnen, schreibt Böhme heimlich einen Zettel des Inhalts: „Mein guter D—, wir sind versöhnt, bloß das Geld brauchte ich, ich bin bei Gott kein so schlechter Mensch. Die Schuhe sind gestohlen, der Eigenthümer ist ein ehrlicher Mann, der Teufel gabs mir ein, Gott sei mir Sünder gnädig", steckte ihn in der Nähe des D—schen Gutes an einen Kirschbaum und spielt ihn so D— in die Hände.

Böhme betheuerte in der Verhandlung, daß es nicht entfernt seine Absicht gewesen sei, die Drohungen auszuführen, und man konnte ihm das gern glauben. Er legte überhaupt die tiefste Reue über seine Handlungsweise deutlich an den Tag, und in Berücksichtigung derselben, sowie seines jugendlichen Alters erkannte der Gerichtshof, indem er eine ideelle Concurrenz von nach Art. 204 des Strafgesetzbuchs qualificirter Nöthigung mit Erpressung annahm, auf nur 2 Jahre Arbeitshaus. (Dresd. J.)

Mannichfaltigkeiten.

(Befolgter Rath.) Ein Rathgeber Friedrichs II. machte diesem einst schriftlich den Vorschlag, den in der königl. Tabaksfabrik arbeitenden Taglöhnern von ihrem täglichen Arbeitslohn, der in acht Groschen bestand, den vierten Theil abzuziehen, indem sie doch nur drei Viertheile des Tages arbeiteten. Friedrich befahl, ihm über den Vorschlag zu berichten. Als er aber erfuhr, daß diese Arbeiter größtentheils betagte Invaliden wären, und man ihm versicherte, daß sie eher Zulage als Abzug verdienten, richtete er an den Rathgeber folgendes Handbillet: „Ich danke dem Herrn Rath für seine guten Gesinnungen und seinen ökonomischen Rath, finde aber denselben um so weniger acceptabel, da die armen Fabrikarbeiter ohnehin so kümmerlich leben müssen und ihre Kräfte bei den theuren Lebensmitteln vollends zusetzen. Indessen will ich doch seinen Plan und die darin bemerkte gute Gesinnung annehmen und seinen Vorschlag an ihm selbst in Anwendung bringen. Demzufolge werden ihm von nun an jährlich tausend Thaler am Traktament abgezogen, mit dem Vorbehalt, daß er sich über's Jahr wieder melden und mir berichten kann, ob dieser Etat und Abzug seiner eigenen häuslichen Einrichtung vortheilhaft oder schädlich sei. Im ersten Falle will ich ihn von seinem ohnehin so großen als unverdienten Traktament von viertausend Reichsthalern auf die Hälfte heruntersetzen und bei dieser seiner Beruhigung seine patriotische und ökonomische Gesinnung loben, und auch bei Andern, die sich dieserhalb melden werden, die Verfügung in Application bringen. Potsdam, 29. Junius 1786. Friedrich."

(?) Aus Pesth wird vom 18. März gemeldet: „Nachdem gestern Nachts der Eisenbahntrain im Szegediner Bahnhofe eingefahren und das Publikum ausgestiegen war, erloschen sämmtliche Lichter des Bahnhofes; das den Postwaggon begleitende Personal wurde von acht bewaffneten Räubern angefallen, plötzlich geknebelt und gebunden, dann sämmtliche Postsendungen, deren Werth bisher nicht ermittelt wurde, geraubt. Die Thäter sind spurlos verschwunden." — Das sind ja seltsame, kaum noch europäisch zu nennende Zustände! Szegedin ist eine Stadt von 60- bis 70,000 Einwohnern.

(Katzenjammer.) Eine eigenthümliche Feier des 18. März hat am Mittwoch ein Häringshändler auf dem Gendarmenmarkte in Berlin veranstaltet. Auf einem weißen Teller von riesigen Dimensionen hatte derselbe eine Menge Sardellen zu den Worten zusammengelegt: „Heute ist der 18. März". Eine geschmackvolle Garnitur von Gurken und Citronenscheiben umkränzte diese Erinnerung. Die originelle Idee fand bei dem Publikum großen Beifall. Die Käufer drängten sich während der Marktzeit förmlich um den betreffenden Stand, und nie haben dessen dessen Häringe und Sardellen sich eines stärkeren Absatzes erfreut, als an diesem Tage.

Die Grablegung Christi von Pietro Perugino,

in Kupfer gestochen von Ric. Hoff.

Die Grablegung malte Perugino 1495, in seinem 49. Jahre, für die Nonnen von Santa Chiara in Florenz. Das Bild erregte durch die Eigenthümlichkeit der Composition und das bis dahin nicht gesehene Colorit solches Aufsehen, daß die Künstler selbst den Schöpfer desselben über alle Zeitgenossen priesen. Man sagt, Francesco von Pugliese habe den Nonnen drei Mal so viel dafür geboten, als sie dem Pietro gezahlt hatten, und ihnen ein ähnliches Bild von demselben Meister malen lassen wollen; die Nonnen hätten jedoch nicht eing willigt, weil Pietro erklärte, er glaube nicht, daß er ein gleiches zu Stande bringen könne. Auch heute noch wird das Bild, das jetzt zu den Zierden des Palastes Pitti gehört, als eines der vollendetsten betrachtet, die der Lehrer Raphaels gemalt hat. Es repräsentirt wohl am vollkommensten den Charakter der umbrischen Schule, deren Hauptsitz Perugia war. Die Gefühlsinnerlichkeit und seelenvolle Anmuth, das Erbtheil der sienesischen Schule, verbindet sich annähernd mit dem Gedankenreichthum der Composition und der mannichfaltigeren Charakteristik, wie sie der toskanischen Schule eigen war, zu wundervoller Harmonie und bemächtigt sich der Seele des Beschauers unwiderstehlich, aber mild beschwichtigend, wie der heilig-ernste Klaggesang, in dem der herzzerreißende Schmerz des plötzlichen Verlustes überwunden ist durch die gerührte Betrachtung des Erhabenen, das sich in der Erscheinung des Heilands offenbart hat. Unser Ric. Hoff hat sich in seiner Jugendzeit während des Aufenthaltes in Italien mit besonderer Liebe in diese und ähnliche Schöpfungen der vorraphaelischen Kunstperiode eingelebt, wie dann seine hochbegabten Freunde in ihr die Culmination der Malerei zu finden glaubten. Die nach dem Original von Perugino's Grablegung meisterhafte Bleistiftzeichnung, die das Städel'sche Kunstinstitut besitzt, ist ein sprechendes Zeugniß seines eminenten Fleißes und bewunderungswürdigen Geschickes. Durch eine von ihm selbst lithographirte Darstellung ist diese Zeichnung vielfältig verbreitet worden. Schon in den ersten Jahren seiner Rückkehr in die Vaterstadt stellte sich Hoff, der sein Talent ursprünglich ganz der Kupferstechkunst gewidmet hatte, die schöne Aufgabe, das vorzüglichste Werk seines Lieblings dem kunstsinnigen Publikum auch in einem würdigen Kupferstiche darzubieten. Mit Liebe und Vertrauen ging er an die Ausführung; aber die äußeren Verhältnisse legten ihm das Opfer auf, seine beste Kraft dem Zeichenunterricht zu widmen. War er nun durch mehr als drei Jahrzehnte hindurch nach dieser Richtung hin in den verschiedensten Kreisen mit schönem Erfolge thätig, so vergaß er bei all der rastlosen, aufreibenden Arbeit dennoch der Aufgabe nicht, die ihm als eine heilige Lebensaufgabe erschien, und viele Jahre hindurch war es ihm eine genußreiche Erholung, an stillen Sommermorgen, in den Ferienwochen, diese Aufgabe ihrer Erfüllung näher zu bringen. Die Ausdauer, die er dabei zeigt, muß Jeder bewundern, der bedenkt, wie ein solches gewissermaßen raubweises Arbeiten die Schwierigkeiten ins Unendliche steigert. Zu einem Abschluß konnte daher das Werk erst dann gedeihen, als der Künstler seinen Lehrerberuf aufzugeben im Stande war. Wenige Jahre der Muse haben dem energischen Fleiße genügt, den Stich zu vollenden und in die nöthige Harmonie zu setzen. Wir wünschen dem Künstler von Herzen Glück, daß er, schon an der Gränze des Alters, sein Jugendgelübde gelöst hat. Ueber seinen Stich als Kunstwerk ein Urtheil abzugeben, überlassen wir, wie billig, den Künstlern und den Kunstkennern, die das Original zu sehen das Glück hatten. Uns erscheint der Stich wie eine liebevolle Nachdichtung des Originals; die Klarheit, Zartheit und Innigkeit der Personen und der weiche Hauch, der über die Landschaft ausgegossen ist, macht auf uns einen überaus wohlthuenden Eindruck und erweckt eine Stimmung gerührter Hingabe, wie sie in Bach's herrlicher Matthäuspassion der Choral: „Wenn ich einmal soll scheiden" hervorbringt. Möge der Künstler auch den äußeren Lohn seiner ausdauernden Bemühungen ernten.

Correspondenzen.

Leipzig, 23. März.

Abschiedsvorstellungen Emil Devrient's.

Am Freitag sahen wir bei ausverkauftem Hause den „Hamlet", gestern Abend bei überfüllten Räumen Lord Bolingbroke im „Glas Wasser" von Emil Devrient zur Darstellung bringend, und zwar in einer Frische und Poesie, wie sie nur ihm, dem ewigjugendlichen Greise, in wunderbarer Weise verliehen ist. Sein Organ hat den alten schönen sonoren Klang, seine Declamation die alte durchgeistigte Deutlichkeit und schwärmerische Innigkeit, selbst Gang und Bewegung lassen den Einfluß der Jahrzehnte auf den Künstler nur ahnen, nicht merken. Wenn sein Gesicht nicht durch die Krankheit in den letzten Jahren an Glätte verloren hätte, würde man sich mehr denn einmal ganz in die schöne Zeit zurückversetzt glauben, wo sein Talent auf der Höhe seiner Entfaltung stand. Er ist ein Künstler in des Wortes vollster Bedeutung, sein Abgang wird noch lange schmerzlich in Dresden, wie in Leipzig empfunden werden! Für den letzten Abend seines hiesigen Auftretens ist eine große Ovation in Vorbereitung.

Literatur-Notizen.

Stuttgart, 15. März. Wir erfahren, daß die Cotta'sche Verlags-Buchhandlung eine illustrirte Ausgabe von Auerbachs „Barfüßeler" in Holzschnitt veranstaltet. Die Zeichnungen sind von dem genialen Düsseldorfer Meister Vautier und werden in dem Atelier von Closs und Ruff dahier, aus dem unter Anderem die prächtigen Illustrationen zu Uhland's Gedichten, Wieland's „Oberon", Scheffel rc. hervorgegangen sind, geschnitten. Wie wir hören, liegt es im Plan Cotta's, nach und nach Auerbachs Werke vollständig in illustrirten Ausgaben neu aufzulegen.

„Samiel hilf!" Erinnerungen eines alten Studenten rc., von Rudolph **Baumbach** (Jena, Hermsdorf). Wir weissagen dem humoristischen Epos viele Leser, die sich an seiner Laune und Empfindung theilnehmend erfreuen werden.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 25. März: Gastdarstellung der Frau Auguste Burggraf. **Die Gefangenen der Czaarin**, Lustspiel in 2 Acten, frei nach dem Französischen des Bayard, von W. Friedrich. Die Czaarin: Frau Auguste Burggraf. Hierauf: **Die Schwäbin**, Lustspiel in 1 Act von Castelli. (Abonnement-Vorstellung Nr. 121.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 86. Donnerstag, den 26. März 1868.

Der Dichter eines Volksliedes.

(Fortsetzung.)

Die Menge der Trauerlieder, die Dach dichtete, waren indessen auch nicht immer Erzeugnisse der eigenen, ihn drängenden Stimmung, sie sind vielmehr der damals herrschenden Sucht, jedes trübe und freudige Familien-Ereigniß besingen zu lassen, zuzuschreiben, und da mußte der Professor der Dichtkunst oft wider Willen aushelfen. Hören wir, wie der Dichter selbst hierüber klagt:

Daß ich mit Reime setzen
Verderbe das Papier,
Was man davon mag schwätzen,
Ich weiß nicht Rath dafür.
Ich werd' auf allen Seiten
Besprengt nicht ohn' Beschwer'
In Lust und Trauerzeiten,
Wie auf der Hatz ein Beer. 2c.

Wer sich den Dichter als einen stets trübsinnigen, auch den ehrbaren Freuden des Irdischen abgewandten Mann vorstellen wollte, würde weit fehlen; wir können eine Reihe von Liedern anführen, in denen er Liebe, Wein, Natur und Freude, ja sogar den Tanz poetisch verherrlicht.

Da besingt er der Geliebten

— sonnenrothe Wangen,
Ihrer Augen güldnes Licht,
Und ihr himmelrund Gesicht. 2c.

und verherrlicht sie weiter:

Alle Pracht auf Erden
Ist nur Rauch und Wind
Neben den Geberden,
Die Du trägst, mein Kind.
Nicht die güldne Sonne
Macht mir solche Wonne,
Solchen Glanz befind' ich nicht
An des Mondes Licht. 2c.

Da fragt er: „Was wäre die Welt ohne Liebe?", und spricht freudig es aus, daß alles Schöne und Gute in der Welt von der Liebe kommt, die ewig nicht vergessen wird, „weil sie Gott selbst entzündt".

Eine fast ungebundene Lebensfreude spricht aus dem „Lob des Weines":

Wer fragt darnach!
Aus dem Gelag,
Hab' ich mir vorgenommen,
Den ganzen Tag,
So lang' ich mag,
Auch morgen nicht zu kommen?
Herr Wirth, gebt ihr,
Die Freiheit mir,
Mich lustig zu erzeigen,
So seht nur an,
Wie wohl ich kann
Die frischen Gläser neigen. 2c.

Gewiß hat er es auch selbst erfahren, daß der „süße Saft" des Weines, wie er singt:

Ertheilt die Kunst
Und alle Gunst
Der dreimal dreien Schwestern.

Zart und sinnig sind seine den Jahreszeiten (Frühling und Herbst) gewidmeten Lieder:

Die Sonne rennt mit Prangen
Durch ihre Frühlingsbahn,
Und lacht mit ihren Wangen
Den runden Weltkreis an.
Der Westwind läßt sich hören,
Die Flora, seine Braut,
Aus Liebe zu verehren
Mit Blumen, Gras und Kraut. 2c.

Das „Frühlingslied für fromme Kinder" entspricht so recht der eigenthümlichen Denkweise Dachs; wir setzen es mit Weglassung der ersten und letzten Strophe hier hin:

Geht, Kinder, auf das Feld zerstreut,
Und pflückt euch von der Frucht des Lenzen,
Hier gelb und blau, dort grün zu Kränzen,
Beraubt das schöne Mayenkleid!
Geht, von Narzissen und Violen
Soviel euch gut dünkt, einzuholen.

Doch, eh' ihr dieß und das berührt,
So schwingt zuvor aus diesen Schranken
Hinauf gen Himmel die Gedanken,
Wo zu Gemüth euch wird geführt:
Was dort in jenem Kranz der Ehren
Für schöne Blumen doch gehören.

Der Lilien farbenreiche Pracht;
Die Zier der Tulipan und Nelken,
Muß oft vor Abends noch verwelken,
Wie schön sie uns auch angelacht;

Der ewig grüne Kranz der Frommen
Wird nie um seinen Zierrath kommen.
Es grünen Blumen, ihm zu gut,
Dort an den silberklaren Quellen;
Kein Nord ist, der sie weiß zu fällen,
Kein Brand, der ihnen Schaden thut;
Der Thau des Lebens muß sie netzen,
Und höchste Klarheit auf sie setzen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Festnacht.

Neben den Berichten über die denkwürdigen Sitzungen des cisleithanischen Herrenhauses sind die Spalten der Wiener Journale in den letzten Tagen erfüllt von den Schilderungen des Festjubels, womit die Bevölkerung die jüngsten Vorgänge aufgenommen hat. Den Culminationspunkt erreichte der Enthusiasmus in der Nacht vom Samstag auf Sonntag. Wir entlehnen der Wiener „Presse“ nachstehende lebendige Schilderung dieser Nacht:

Gegen Mitternacht wurde das festliche Gewoge auf den Straßen immer lebhafter; in großen Schaaren zog die Menge durch die Stadt und Vorstädte und sprach begeistert von den Ereignissen des Tages. Vor dem erzbischöflichen Palais wollte eine Schaar demonstrativ Halt machen und schien nicht übel Lust zu einer energischen Kundgebung zu haben; aber der tactvolle, gebildete Sinn der Mehrheit der Theilnehmer an der nächtlichen Riesen-Promenade ließ es nicht zu solchen Scenen kommen. Von der Jägerzeile wälzte sich ein Menschenstrom vorüber am Hotel „Lamm“, wo Feldmarschall-Lieutenant Gablenz stürmische Hochs gebracht wurden, gegen die Donaustraße zu, an deren Ecke die Wohnung des Herrn Dr. Mühlfeld sich befindet. Brausende Hochs, welche die Lüfte erschütterten, klangen hier durch die Nacht und schlugen empor bis an das Ohr des gefeierten Volksmannes, des sieghaften Hauptkämpfers gegen das Concordat. Dr. Mühlfeld, der noch leidend ist, erschien selbstverständlich nicht am Fenster, aber auf seinem stillen Lager mochten den freiheitsglühenden Mann die begeisterten Rufe electrisch durchzittern und ein erhebendes Gefühl inniger Befriedigung über den freudigen Ausgang der großen Schlacht in ihm hervorrufen, bei der er selbst stets in den ersten Reihen stand und das Commandowort erschallen ließ.

In der inneren Stadt theilten sich die Menschenzüge, geführt von Studenten und Arbeitern, um die freudige Gesammtaufgabe: dem liberalen Ministerium eine Ovation zu bringen, gleichzeitig zu vollführen. Reichskanzler Beust wurde von der Menge erkannt, als er gerade den hellerleuchteten Graben passirte, und mit rauschenden Hurrahs begrüßt. Der Reichskanzler lehnte die Ovation bescheiden ab, er richtete einige gerührte Worte an die Versammlung, die ihn auf die Schultern hob.

Eine andere Schaar suchte die Wohnung des Herrn Ministers Berger auf, dem jubelnde Ovationen gebracht wurden, ebenso dem Unterrichtsminister Hasner, der am Fenster erschien und der Bevölkerung die Versicherung gab, daß das Ministerium auf dem bisher eingeschlagenen Wege fortschreiten werde.

Auf dem Stephansplatz erschollen um diese Zeit von allen Seiten die Rufe: „Wo wohnt Graf Auersperg?“ Es dauerte lange, bis die richtige Route gefunden ward, aber dann wälzten sich Tausende unaufhaltsam gegen die Wohnung des Dichters in der Kärntnerstraße, um ihm ihre Ovationen darzubringen. Der Graf erschien allsbald am Fenster und sprach:

„Meine Freunde! So wohl Ihr Beifall, Ihre Ovation auch meinem Herzen thut, ich muß sie ablehnen, als eine unverdiente. Was ich gethan, war nur Erfüllung heiliger Pflicht und die zum Vaterlande hat mich dazu gezwungen (Jubel). Nehmen Sie meinen Dank und die Versicherung, daß der heutige Tag unvergeßlich für mich sein wird, und daß ich ihn festhalten werde, so lange ich lebe. Und so wie Sie mir freundlich zurufen, so gestatten Sie, daß auch ich der edlen Bevölkerung Wiens aus allen Schichten, wie ich sie hier versammelt sehe, aus vollem Herzen ein Hoch bringe.“

Es gab Festtheilnehmer an dem bewegten Abende, die eine förmliche Liste von anerkennungswürdigen Männern des Tages in der Tasche tragen mußten, denn jeden Augenblick erscholl aus der Menge ein anderer klangvoller Name aus dem Ministerium oder der Majorität des Herrenhauses, dem eine Ovation gebracht werden sollte. Aber es hätte bis zum frühen Morgen dauern müssen, würde man die Liste habe erschöpfen wollen. Die Volksbewegung dauerte bis gegen zwei Uhr fort; die Ordnung wurde nirgends gestört, es war, als ob im Voraus ein tactvolles glänzendes Festprogramm entworfen gewesen wäre, dem sich Alles unbedingt aus freiem Antriebe angeschlossen. Der Kaiser wurde von den freudigen Kundgebungen Wiens sofort telegraphisch in Kenntniß gesetzt.

Im weiteren Verlaufe des Detailberichts der „Presse heißt es: Das Herz des Reiches pochte in tiefer freudiger Erregung und durch die ganze Stadt lief nur Ein enthusiastischer Wille, dieser Freude sichtbaren Ausdruck zu verleihen. Wir gedenken zuerst der erhebenden Kundgebungen, die vor der Statue des Kaisers Joseph um Mitternacht stattfanden. Eine der Ovationen wurde von jener zahllosen Volksmenge dargebracht, die den Reichskanzler Beust vom Stephansplatze in seine Wohnung auf den Ballplatz begleitet hatte, wovon wir später erzählen werden. Der ganze Josephsplatz war besetzt von einer dichten, Kopf an Kopf gedrängten Menge. Ohne daß ein Gebot ergangen wäre, entblößten sich die Häupter und ein junger Mann nahm das Wort:

„Meine Herren! Eine böse Lästerzunge hat sich im Herrenhause herangewagt an das geheiligte Andenken unseres großen erhabenen Kaisers. Es war nicht die eines Österreichers; denn nimmermehr hätte ein solcher sich vermessen zu so unerhörtem Frevel. Der Schatten des Kaisers ist beleidigt und ich wüßte keine bessere Sühne für denselben, als wenn das Volk, das Joseph gar so sehr liebte, jene Lästerzunge Lügen strafte mit tausendstimmigem Hoch.“

Und mehr als tausendstimmig war das Hoch, das nun folgte. Wie auf Verabredung stimmte man plötzlich die Volkshymne an, die durch verspätetes Einfallen Einzelner Anfangs nicht ganz harmonisch, allmälig aber in melodischer Eintönigkeit und glühender Begeisterung in die stille Nacht hinausklang. Und nun gings weiter. Beim neuen Opernhaus trennte sich der Haufe. Der eine zog hinauf in die Gegend des Abgeordnetenhauses, der andere brachte noch dem Minister Hasner im Heinrichshof donnernde Hochs und zog dann in die Kärntnerstraße vor die Wohnung Anastasius Grün's.

Zu den frühesten Kundgebungen zählte jene, welche dem greisen Dichter Grillparzer von einer andächtigen Menge gebracht wurde. Es stellten sich Studenten an die Spitzen der Haufen, der Ruf „Grillparzer“ wurde laut und fand ein tausendstimmiges Echo. Ein unabsehbarer Zug bewegte sich durch die Spiegelgasse und hielt vor dem Hause Nr. 21 still, in dessen viertem Stock der gefeierte Mann seine bescheidene Wohnung inne hat. Dröhnende Hochs erschollen. „Hoch dem Patrioten, dem Dichter, dem Herrenhausmitglied Grillparzer“.

Nach geraumer Weile erschien die Gattig Grillparzers, öffnete das Fenster und dankte, freundlich mit dem Kopf nickend, für die ihrem Manne dargebrachte Huldigung. Aber die Rufe nahmen kein Ende, bis der greise Dichter selbst im Schlafrocke und ein Licht in der Hand am Fenster erschien, sich dankend verbeugte und grüßend seine Hauskappe schwang. Sein Antlitz erhellte in freudiges Lächeln,

wenn er auch die stürmischen Zurufe kaum vernahm, da ihm das Gehör leider seit Langem schon versagt ist. Die Tausende, die begeistert zu ihm aufschauten, werden ihm indessen gezeigt haben, daß er keinen Grund zu der Behauptung habe: „Man habe ihn in Wien vergessen".

Zu den stürmischsten Ovationen zählten jene, welche dem Herrn Reichskanzler Beust und Herrn Dr. Giskra gebracht wurden. Als der Reichskanzler auf dem Graben erkannt wurde und, um sich der Volksmenge zu entziehen, in einen Fiaker steigen wollte (nach einem Berichte der „Morgenpost" war es die Equipage der Gräfin Larisch), wollte man ihm die Pferde ausspannen. Allein freundlichem Zureden des Reichskanzlers an die ihn Umstehenden und energischen Vorstellungen derselben gelang es, dieß zu verhindern. Schwer nur konnte jetzt der Wagen in dem dichtgedrängten Haufen sich in Bewegung setzen. Unter fortwährend sich wiederholenden Vivat- und Eljenrufen langte der Zug, den Wagen des Reichskanzlers in der Mitte, auf dem Ballplatz vor dem Palais des Ministers an. Der Reichskanzler wird aus dem Wagen gehoben und feierliche Stille tritt ein, denn Se. Excellenz bedeutete der Menge, daß er zu sprechen wünsche. Er sprach:

„Meine lieben Landsleute, so darf ich Sie wohl nennen?" „Gewiß, gewiß! Sie schon!" erschallts zur Antwort und „Hüte ab!" ruft es aus kräftiger Kehle. Neuer Lärm, neuer Zuruf. Der Reichskanzler beginnt nochmals und entblößten Hauptes lauscht die Menge. „Meine lieben Landsleute! Ich danke Ihnen von Herzen für die mir zugedachte Ovation, für Ihr freundliches Geleite, für Ihre Zurufe. Ich nehme sie hin als Zeichen mir entgegengebrachten Vertrauens; fahren Sie fort, mir zu vertrauen."

Lauter Jubel folgte diesen schlichten warmen Worten und hallte noch lange nach, nachdem der Reichskanzler sich schon in seine Wohnung verfügt hatte.

Vor dem Ministerium des Innern waren zu verschiedenen Stunden der Nacht Menschenmassen angelangt, um dort Ovationen darzubringen; erst spät kehrte Giskra nach Hause und wurde von der Menge mit Jubel begrüßt.

Giskra erschien auf dem Balcone und sprach mit sichtlich bewegter Stimme beiläufig Folgendes:

„Meine Herren! Ich danke Ihnen in meinem Namen und im Namen der Männer, die die Regierung bilden, für die Beweise Ihrer Sympathie und Ihres Vertrauens. Wir werden auf der eingeschlagenen Bahn fortschreiten gemäß den Instructionen unseres Herrn und Kaisers (stürmische Rufe: Er lebe hoch!), gemäß den Grundsätzen, wie sie in den sanctionirten Staatsgrundgesetzen ihren Ausdruck finden. Halten Sie fest an Gesetz und Recht und seien Sie überzeugt, daß wir das Wohl und Glück eines intelligenten und für die Freiheit reifen Volkes fördern werden (stürmischer Beifall). Und nun, bevor wir scheiden, lade ich auch Sie ein, ein dreifaches Hoch auf Se. Majestät auszubringen."

Erst nach 3 Uhr Morgens zerstreute sich in der inneren Stadt die Menge und wurde es ruhig.

Trotz des Zusammenströmens einer so zahlreichen Bevölkerung gab es keinen Tumult, kam es zu keinem Excesse, ja vermied man mit der lobenswerthesten Mäßigung jeden Schritt, der einen unangenehm demonstrativen Charakter gehabt hätte. Unter den Menschenschaaren, die sich in den Straßen auf- und abwälzten, so daß die Wagen nur mit Mühe vorwärts kommen konnten und im Schritt fahren mußten, bemerkte man auch sehr viele Geistliche, die unbehelligt ihres Weges gehen konnten.

Aus Abyssinien

Die heute vorliegenden Correspondenzen, deren letzte nicht über den 2. März hinausgeht, beschäftigen sich zumeist mit der Zusammenkunft Sir R. Napiers und Kassai's, dessen Bundesgenossenschaft in dem schlecht bebauten Gebirgslande, woselbst die Engländer bisher nur durch Mangel an genügender Zufuhr an raschem Vordringen gehindert wurden, nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Als Ort des Rendezvous war eine Stelle am Ufer des kleinen Flüßchens Dials (englische Schreibart) bestimmt worden, welches etwa halbwegs zwischen Ad Abagin und Glauzzein von Süden nach Norden läuft. Hätte sich in seinem Strombette eine Insel befunden, so wäre die Zusammenkunft vielleicht auf dieser, wie einst auf dem Niemen, in Scene gesetzt worden. In Ermangelung dieser Naturerscheinung jedoch und in Abwesenheit einer Brücke mußten sich die beiden hohen Befehlshaber dazu bequemen, das Flüßchen zu durchwaten, um sich gegenseitig Besuche abzustatten.

Es war am 25. Februar zu Mittag, als Kassai mit einem Gefolge von ungefähr 4000 Mann am Ufer des Baches erschien. Sir R. Napier ritt auf einem Elephanten, gefolgt von einem ganzen Stabe, ihm entgegen, verließ aber, am Bache angekommen, seinen hohen Sitz auf dem Elephanten, damit der Anblick des Thieres unter der Cavallerie des Besuchers keine Angst und Verwirrung anrichte.

Jenseits des Flüßchens öffneten sich nun die Reihen der abyssinischen Krieger, und mitten durch sie hindurch kam Kassai auf einem weißen Maulthiere geritten. Ein rother Sonnenschirm schützte sein Haupt, ihn umgaben seine vertrautesten Rathgeber und Leibwächter. So kam er durch den Bach geritten, wurde von Sir Robert mit herzlichem Händedruck, von den britischen Truppen mit militärischen Ehren empfangen und in das bereit stehende Zelt geleitet, woselbst er zur Rechten Sir Roberts Platz nahm. Den beiden Führern gegenüber postirten sich ihre Offiziere, die englischen stehend, während die abyssinischen es sich bequem machten und auf den Boden niederkauerten.

Kassai ist ein Mann von 30—35 Jahren, dunkel, olivenfarbig, intelligent, aber etwas abgehärmt aussehend. Seine Kleidung bestand aus der landesüblichen weißen Toga, die roth eingefaßt war, und einem geblümten seidenen Hemde, dem Abzeichen hoher Würdenträger des königlichen Hofes. Sein dunkelschwarzes Haar, sorgfältig in Zöpfe geflochten, wurde rückwärts durch ein Band festgehalten.

Ein Dolmetscher vermittelte die Unterhaltung, welche sich Anfangs auf höfliche Fragen über das gegenseitige Befinden beschränkte. Bald jedoch ließen die Abyssinier einige Andeutungen fallen, daß ihnen die englischen Feuerwaffen gar wohl gefielen. Um diesem Thema auszuweichen, wurde das Gespräch von englischer Seite auf das gemeinschaftliche Christenthum gelenkt, für welches jedoch weder Kassai, noch sein Gefolge sich nur halb so lebhaft, wie für die Gewehre zu interessiren schienen.

Schließlich wurden die für den hohen Gast bestimmten Geschenke herbeigeholt und ihm zu Füßen gelegt: eine Doppelbüchse, mehrere Becher und Pocale von böhmischem Glas und ein schönes arabisches Pferd, welches natürlich nicht ins Zelt geführt werden konnte. Aus den böhmischen Pocalen wurde Portwein herumgereicht, worauf die beiden Führer mit je zwei ihrer Offizieren allein gelassen wurden, um Politik zu sprechen.

Eine Stunde später hielten die Gäste Revue über die kleine, aus verschiedenen Waffengattungen zusammengesetzte englische Truppe ab, die sich ihres ungetheilten Beifalls erfreute. Den größten Eindruck machten die Armstrongkanonen, die sich Kassai genau ansah und die einigen seiner Offiziere die naive Aeußerung entlockte, daß die

Engländ[illegible] mußten, da der Himmel sie sonst nicht mit dem zur Anfertigung so wunderbarer Waffen erforderlichen Verstandes gesegnet hätte. Fast scheint es demnach, als ob sie die Gottesfürchtigkeit eines Volkes nach der Vortrefflichkeit seiner Waffen abschätzten.

Nach Schluß der Revue begleitete der englische Befehlshaber mit seinem Gefolge den abyssinischen Fürsten den Fluß hinüber nach dessen eigenem Lager. Bald befanden sie sich inmitten der abyssinischen Truppen, die in dichten, aber geordneten Massen die Fremden neugierig beschauten. Mit wenigen Ausnahmen trugen sie Alle Feuerwaffen, der größte Theil von ihnen doppelläufige Percussionsgewehre englischen oder belgischen Fabrikats. Viele führten Pistolen, und kein Einziger, der nicht das lange, krumme Schwert an der rechten Seite getragen hätte. Die Wenigen, die ohne Gewehr erschienen, waren mit Speer, Schwert und Schild bewaffnet. Die Ausrüstung der, etwa 400 Mann starken, auf Maulthieren oder zottigen Ponnys reitenden Cavallerie, war der der Infanterie ähnlich. Die Mannszucht scheint gut, ihre Manövrirfähigkeit ist nicht zu verachten, und es läßt sich nicht verkennen, daß sie in diesem Gebirgslande gefährliche Gegner werden könnten.

Im Zelte Kassai's angelangt, nahmen die Führer wieder nebeneinander Platz; Mädchen brachten große Körbe mit abyssinischem Brode und Curry (gepfefferten Speisen), und Andere wieder große, mit einem methartigen Getränke (Ted) gefüllte Ochsenhörner, aus denen die Flüssigkeit in Glasgefäße ausgeleert und herumgereicht wurde. Nachdem Jeder der Anwesenden mehrere Pocale von dieser schwachen und etwas säuerlichen bierähnlichen Flüssigkeit verschluckt hatte, wurde ein Concert zum Besten gegeben. Sechs Musikanten bliesen in einer wilden, aber nicht gerade unangenehmen Weise lange Pfeifen: die Sologesangsparthie war in den Händen eines Troubadours, der ein Kriegslied vortrug, dessen Refrain vom gesammten Chore wiederholt wurde. Den Schluß bildete auch hier die Ueberreichung der für den englischen Oberbefehlshaber bestimmten Geschenke. Er wurde mit dem vergoldeten Armringe aus Silber, dem Zeichen des großen Kriegers, belehnt. Hierauf eine Löwenhaut mitsammt der Mähne, dem Abzeichen des tapferen Kämpen in der Schlacht, um seine Schulter gehängt, ein Schwert um seine Lenden gegürtet, und Speer und Schild in seine Hand gegeben. Noch wurde ihm am Ausgange des Zeltes ein graues, nach landesüblicher Sitte aufgezäumtes Maulthier zum Geschenke gemacht, und solchauer Weise ritt der in einen abyssinischen Häuptling verwandelte Höchstcommandirende in das britische Lager zurück. Schade nur, daß es mittlerweile dunkel geworden war, und die Soldaten den ungewohnten Aufzug nicht genießen konnten.

Am darauffolgenden Morgen wiederholte Kassai seinen Besuch, und hatte abermals eine längere Privatconferenz mit Sir Robert, über deren Inhalt im Lager nichts Näheres verlautete, von welcher der Commandant jedoch — wie er seiner Zeit an das indische Amt gemeldet hatte — höchst befriedigt war.

Am darauffolgenden Tage (26. Febr.) zog Kassai mit seinen Kriegern ab und begannen die Engländer ihren Vormarsch gegen Antalo. Er war zum Theil, der vielen auf dem Wege liegenden Steine wegen, sehr ermüdend. Für den Geologen mag das Terrain höchst interessant sein. Der englische Infanterist dagegen konnte sich mit der dortigen Kalkformation und ihren Ablegern durchaus nicht befreunden (die Ueberreste der Thierpanzer lassen sich in diesem Kalkgestein mit unbewaffnetem Auge unterscheiden; manche derselben geben, mit einem Steine, oder selbst mit einem Stocke geschlagen, einen eigenthümlichen, metallischen Ton von sich und werden wirklich häufig wie Kirchenglocken benützt).

Der Marsch am nächsten Tage war noch schwieriger, doch mit dem wachsenden Zutrauen der Eingeborenen verringern sich allmälig die Hindernisse der Verproviantirung. Das Klima bleibt ein angenehmes, die Nächte sind allerdings kalt, dafür die Tage nicht übermäßig heiß, und der Gesundheitszustand der Truppen ist ein günstigerer, als der in englischen Casernen.

Das Land zeigt überall Spuren der vielen Kämpfe, denen es durch seine Häuptlinge vielfach ausgesetzt ist. Viele Dörfer liegen verwüstet, andere sind theilweise in Ruinen, die Unsicherheit der Zustände hindert eine geregelte Bodencultur, und statt den Engländern für die Verbesserung der Straßen und Wegbarmachung der Pässe zu danken, grollen ihnen die Abyssinier, denn dadurch würden den Häuptlingen der Nachbarländer feindselige Einfälle später nur erleichtert werden.

Antalo ist als Stadt nicht viel interessanter, als Alegerat oder Senafe, als Markt jedoch zeichnet es sich von jenen durch einen Anstrich von Cultur aus. Hauptartikel ist Salz, doch wird auch Getreide, Kaffee, Butter, Honig, Tabak, Wachs, Ingwer, Pfefferscholen, Hornvieh, Kameele, Esel, Wolldecken, Baumwollzeuge, Häute, Flaschen und Gläser nach französischem Muster, ja zuweilen sogar Gewehre zum Verkaufe ausgeboten. Später kommen wohl ausführlichere Berichte über diese Waaren nach Europa; einstweilen scheuen sich die englischen Correspondenten noch, mit größeren Haufen von Eingeborenen in nähere Berührung zu treten; nicht etwa, daß sie tückischen Ueberfall besorgten, sondern weil Männer und Frauen als Toilettenmittel eine Art Fett gebrauchen, welches in der Sonnenhitze den Wißbegierigsten in gemessener Entfernung zu halten die Kraft besitzt. (Engl. Corresp.)

Literatur-Notiz.

„**1866.**“ Dichtungen von E. Scheerenberg (Berlin, Schindler). In schwungvoller Sprache besingt der preußische Patriot das gewichtige Jahr und fordert die Freiheit als Kitt der deutschen Einheit.

Museums-Gesellschaft.

Freitag, den 27. März, Abends 7 Uhr:

Zehnter wissenschaftlicher Vortrag

im kleinen Saale des Saalbaues.

Herr Professor Kugler aus Tübingen:

„Wallenstein.“

Einzelkarten für die Gallerie zu einem Gulden sind am Tage des Vortrages bei dem Hausmeister des Saalbaues zu haben.

Der Eingang zum Saal ist über die große Treppe; der Eingang zur Gallerie im nördlichen Bau.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 26. März: **Der Freischütz**, große romantische Oper in vier Acten von Fr. Kind. Musik von C. M. v. Weber.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 122.)

Freitag, 27. März: Gastdarstellung der Frau Auguste Burggraf. **Ich esse bei meiner Mutter**, Lustspiel in 1 Act, frei nach Decourcelle und Thiboust, von A. v. Winterfeld. Edwine Bella: Frau Auguste Burggraf. Hierauf, zum ersten Male: **Symphonie** in G-dur von Heinrich Wolff. Zum Schluß: **Im Wartesalon erster Klasse**, Lustspiel in 1 Act von Hugo Müller. Elise: Frau Auguste Burggraf.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 123.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 87. Freitag, den 27. März 1868.

Der Dichter eines Volksliedes.

(Fortsetzung.)

Ein wahrhaft fröhliches und frommes Gemüth klingt aus den Liedern der Lust und Freude. Er weiß es wohl:

Es finden sich schon gar zu viel
Der trüben Trauertage;
Das Unglück sä't aus ohne Ziel
Den Samen seiner Plage.
Wer dennoch außer dieser Zeit
Sich stets mit Hummeln schläget,
Ist der nicht thöricht, weil er Leid,
Das nicht von Nöthen, träget?

Zunächst soll der Mensch sich Gott ergeben, eine gleichgesinnte Seele lieben: nur dann vermag er recht in Fröhlichkeit zu leben. Darum:

Weg, weg die rauhe Traurigkeit,
Du Herzbedrängerinne!
Komm, Freude, Krone meiner Zeit,
Und Sonne meiner Sinne!
Mein Leben soll in dir besteh'n;
Es lieben die Gemüther,
Die nicht nur an der Erde geh'n,
Dich über alle Güter.

In einem Tanzliede fordert er selbst die Alten zum Tanze auf:

Dann auch, ihr Herren und Frauen,
Die ihr uns Gutes gönnt,
Kommt, lasset jetzo schauen,
Daß ihr auch tanzen könnt!
Legt euren Gram was nieder,
Den schlauen Lebensdieb:
Oft haben alte Glieder
Noch junge Freiheit lieb.

Der Jugend aber ruft er zu:

Genießt in Ehren jetzt der Welt!
Wann euch das Alter überfällt,
Es wird euch wohl vergehen.

Sein warmes, im Umgang mit gleichgesinnten, treuen Seelen sich glücklich fühlendes Gemüth, läßt ihn das bekannte „Lied der Freundschaft" singen, das sich noch heute in den besten poetischen Sammelwerken einen ehrenvollen Platz bewahrt hat:

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu' erzeigen
Und Freundschaft halten kann. ꝛc.

Doch auch für die Kunst und Weisheit erklingt sein Lied; sie gelten ihm mehr denn Reichthum und Geld, mehr denn „Stand, Geblüt und Güter":

Ein Andrer halt' auf Gott und Gut,
Ich liebe Kunst und freien Muth.

Es ist nicht zu verkennen, daß der Schwerpunkt der poetischen Begabung bei Dach auf dem Gebiete des geistlichen Liedes (er dichtete 150 geistliche Lieder) liegt; hier ist sein Ton einfach, vertrauensvoll und überzeugungstreu, aus der Tiefe seines frommen Gemüthes quellend, ohne alle Schwulst und Phrase und dogmatische Trockenheit. Darum ergreifen diese Lieder auch heute die frommen Herzen; gleich ächtem Golde können sie nicht veralten, ihren Werth nicht verlieren.

Aber wir sehen auch aus obigen Anführungen, daß der Umfang seiner Dichterstimme durchaus nicht so eng war, daß alle Stimmungen des einfachen, sangbaren Liedes bei ihm zum Ausdruck gelangten, von dem tiefsten Ernst, der innigsten Treuherzigkeit bis zu der harmlosesten, unbefangensten Heiterkeit und Schalkhaftigkeit, daß der Dichter allen damals gangbaren Stoffen sich zuwendete und mit einer für seine Zeit seltenen Gewandtheit Sprache und Vers handhabt. Es ist daher ganz in der Ordnung, wenn namhafte Literaturhistoriker (Gervinus, Vilmar ꝛc.) Dach als geistlichen Liederdichter neben Paul Gerhardt stellen.

Wir haben die dichterische Thätigkeit Dach's mitten in der Darstellung seines Lebens vorgeführt, da, wo sie sich in seinem Leben am blühendsten entfaltete.

Leider wurde der Dichter mit zunehmenden Jahren körperlich immer hinfälliger; seine Kräfte schwanden fühlbar und selbst das Licht seiner Augen scheint sich bei ihm getrübt zu haben. Er klagt:

Alles läuft mit mir zu Ende;
Meine Hände,
Füß' und Arme sind verdorrt,
Auch die Fackel meiner Augen
Will nicht taugen,
Geist und Leben eilen fort.

Den vorangegangenen Freunden rief er zu:

Liebste Schatten, freuet euch,
Ich komm' auch in euer Reich!

(Schluß folgt.)

Die Entwicklung Berlins *).

Die socialen und wirthschaftlichen Zustände Berlins sind bei der Großartigkeit der Verhältnisse und der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen von hohem Interesse. Die nachstehenden Mittheilungen beruhen theils auf Daten aus den Verwaltungsberichten und Etats der Stadt Berlin, theils auf den Ermittlungen des unter der Leitung von Dr. Schwabe stehenden wohlorganisirten statistischen Bureaus der Stadt, theils endlich auf Augenschein und mündlicher Auskunft, die von uns an Ort und Stelle eingezogen wurden.

Eine Wanderung durch die zahlreichen Straßen der Vorstädte zeigt uns, daß die meisten dieser vierstöckigen Kasernen erst in den letzten 25 Jahren entstanden sind. Die übermäßige, fast ungesunde Schnelligkeit dieser Entwicklung zeigt sich denn auch in sehr mißlicher Weise, sobald irgendwelche Umstände nachtheilig einwirken, in der Rubrik der „leerstehenden Wohnungen".

Das Budget der Stadt Berlin balancirt mit der respectablen Summe von circa 4 Mill. Thlr. in Einnahme und Ausgabe, ein Betrag, der freilich noch lange nicht an die Riesenbudgets von Paris und London heranreicht, aber doch in seinen Schwankungen bedeutend genug ist, um die Väter der Stadt, Magistrat und Stadtverordneten, bedenklich zu stimmen. Wer Gelegenheit hatte, den Sitzungen der Berliner Stadtverordnetenversammlungen beizuwohnen, dem wird es vor allen Dingen aufgefallen sein, mit welcher Masse kleinlicher und für die Berathung großer Körperschaften durchaus ungeeigneter Details sich diese ehrenwerthe Versammlung zu beschäftigen hat. Sehr häufig sind es denn auch nur der Vorsitzer, der Berichterstatter und einige wenige Getreue, welche aufmerksam selbst die unbedeutendste Sache verfolgen. Unter ihnen sind die Berichterstatter der Journale, welche, zehn an der Zahl, die ersten Reihen des Zuhörerraums einnehmen. Der enge Saal ist nur matt erhellt. Zuweilen kommt es Einem vor, als ob der Berichterstatter mit dem Vorsteher nur eine laute Unterredung führt, um welche sich die Uebrigen nicht zu bekümmern hätten, bis denn Herr Kochhann, eine sehr stattliche Gestalt mit wohlwollendem Gesichtsausdruck, mit dem Bleistift leise an das Wasserglas klopft, worauf sich die summende Unruhe legt, aber nur für einen Moment. Die Trivialität einzelner Gegenstände ist wirklich der Art, daß man bedauern muß, daß über hundert Männer genöthigt sind, sich mit ihnen zu befassen. Der Verkauf einer alten Mauer für 40 Thaler, die photographische Aufnahme eines alten Bauwerks im kunsthistorischen Interesse für 16 Thaler, die Aufstellung noch einer Gaslaterne auf irgend einem der öffentlichen Plätze, die Vermiethung eines Kellerladens und dergleichen vernünftiger Weise von der betreffenden Verwaltungsbehörde kurzer Hand abzufertigende Kleinigkeiten erfordern zu ihrer Abmachung eines Berichtes und förmlichen Beschlusses der Stadtverordnetenversammlung! Mir wurde sogar als Curiosum mitgetheilt, daß die Frage der Anschaffung eines neuen Lineals in einer der Gemeindeschulen Berlins vor einiger Zeit den städtischen Gesetzgebern zur Entscheidung und resp. Sanction vorgelegt worden sei. Die Folge dieses Eingreifens der Versammlung in die Details der Verwaltung ist Mangel an Uebersicht über das Ganze. Die Tagesordnung der wöchentlich stattfindenden Versammlung wird mit einer langen Reihe von Kleinigkeiten beschwert, wodurch die Zahl der zu erledigenden Gegenstände mitunter auf 30, 40 anschwillt und daß nicht selten die Versammlung, durch ein langes Register solcher Lappalien ermüdet, zu einer fortlaufenden wird. Dann aber steht dieses oder jenes durch die Langeweile in seiner Pflichttreue nicht erschütterte Mitglied auf und macht seinem patriotischen Unwillen über die zunehmende Desertion durch den Antrag Luft, die Thüren des Saales zu verschließen. Zur Ehre der Versammlung sei es aber gesagt, daß dieses Kraftmittel zur Erhaltung einer beschlußfähigen Anzahl nur selten angewendet wird. Die Ursache dieses Uebelstandes, der, abgesehen von der Zeitvergeudung für so viele tüchtige Arbeitskräfte, durch die Ueberbürdung mit solchen Formalien die gründliche Behandlung wahrhaft wichtiger Angelegenheiten beeinträchtigt, liegt in der Auslegung der allgemeinen Bestimmungen der Städteordnung, welche den Stadtverordnetenversammlungen die Controle über die Verwaltung auferlegt und ihr das Recht verleiht, „sich von der Ausführung ihrer Beschlüsse und der Verwendung aller Gemeinde-Einnahmen Ueberzeugung zu verschaffen". Vornehmlich ist es aber das zwischen gemeinsam wirkenden und doch wieder organisch getrennten Körperschaften fast regelmäßig hervortretende und bis an die Gränze des Komischen sich verirrende Bestreben, welches bei der unbedeutendsten Kleinigkeit irgend ein Recht wahren zu müssen glaubt.

Bis zu welcher Höhe die Stadt Berlin bereits gediehen ist, zeigt die Angabe des Werthes sämmtlicher bebauter Grundstücke, welcher sich auf 350 Mill. Thaler beläuft. Für mehr als 3 Mill. Thaler wurden im Jahre 1866 Grundstücke zwangsweise verkauft; der Werth der Neubauten belief sich auf über 7 Mill. Thaler. Ueber Stand und Bewegung der gesammten Bevölkerung Berlins, die wohl bis gegen 700,000 gewachsen sein wird, darf man von der vor einiger Zeit stattgehabten Volkszählung die neuesten Aufschlüsse erwarten.

Indessen constatirt die Abtheilung „Bevölkerung" in dem Verwaltungsbericht einige höchst beachtenswerthe Thatsachen. So z. B. ist die Sterblichkeit der Kinder unter einem Jahre, die in Berlin immer einen hohen Grad erreichte, in steter Zunahme begriffen. Nach den Durchschnittszahlen von 1857—61 und von 1862—65 stieg sie von $32{,}_{13}$ auf nahezu 34 pCt. Die Trauungen zeigen eine günstige Entwicklung. Trotzdem die Schwierigkeiten der socialen Verhältnisse in Berlin das Heirathen, wie der Bericht selbst sagt, zu einer Kunst gemacht haben, so vermehrten sich doch gerade die sogenannten frühen Heirathen, von Männern unter 45 und Frauen unter 30 Jahren, am stärksten. Im großen Ganzen liegt es freilich anders, es steht fest, daß die Ziffer der Verheirathbarkeit kleiner wird und daran tragen die Militärverhältnisse unläugbar einige Schuld, indem der junge Mann in der Regel erst mit dem 29. Jahre heirathen kann. Immerhin steht die Sache doch noch so, daß ein sechszehnjähriges Mädchen neun Mal mehr Aussichten hat, zu heirathen, als nicht, und erst im 30. Lebensjahr ist die Perspective des alten Jungfernlebens eben so wahrscheinlich als die des Heirathens.

(Schluß folgt.)

*) Aus der „Weser-Ztg."

Ein Wort zur rechten Zeit. *)

Erwiderung des Artikels „Ueber die englischen Frauen", in Nro. 31 d. Bl.

Der Artikel „Ueber die englischen Frauen von heutzutage", welcher das weibliche Geschlecht in so glänzendem Lichte hinstellt und der gewiß in den Herzen der Männerwelt die günstigste Aufnahme gefunden hat, läßt uns den Versuch wagen, hier einige

*) Obiger Aufsatz wurde uns von einer Dame zugesandt und wir lassen derselben gerne das Wort, da auch die Damen ein Anrecht auf parlamentarische Behandlung des sie so nahe berührenden Gegenstandes haben. Wir würden das oben Gesagte gern wieder mit einigen Randglossen versehen, aber wir verhehlen uns nicht, daß wir in der Sache zu sehr Partei sind und überlassen daher die betr. Randglossen jedem einzelnen Leser. D. Red.

Worte der Erwiderung zur Vertheidigung unseres Geschlechtes auszusprechen, die vielleicht nicht ganz unbeachtet bleiben dürften. Wenn der Verfasser des besagten Artikels zwar hauptsächlich gegen die englischen Frauen zu Felde zieht, so halten wir doch diese unsere Bemerkungen ganz am Platze, da ja zu unseren Ohren die Klage des Luxus nur allzu häufig und oft so ungerechter Weise tritt. Was man auch über den aufs Aeußerste getriebenen Luxus unserer heutigen Frauen einerseits sagen mag, welch reiches Feld der Klage derselbe auch bietet, so dürfen wir doch andererseits nicht ungerechterweise alle Schuld des Verfalles auf unsere Frauen wälzen. Sind es denn die Frauen allein, welche dem Luxus huldigen, sind sie es denn allein, bei denen die Romantik, die wahren und tiefen Gefühle verschwunden sind? Nein sagen wir lieber, dieser Verfall liegt in unsern ganzen Zeitverhältnissen und können wir mit Recht den Herren der Schöpfung einen großen Theil davon zur Last legen. Man wirft uns als immer mehr überhandnehmende Folge der Ehelosigkeit den übertriebenen Luxus vor; wir aber fragen: „Können die Männer, wenn sie in die Ehe treten, einer Frau zu Liebe etwas von ihren süßen Gewohnheiten aufgeben, die oft noch weit kostspieliger sind als unsere Moden?" Man nennt den Kleiderluxus und vielleicht auch mit Recht, den Verfall der Frauen, wir nennen Bier, Cigarren und — Spiel den Verfall der Männer. Leider werden diese Tugenden in unserer heutigen realistischen Zeit einer gebildeten Frau bedeutend vorgezogen; das Herz der meisten Männer sehnt sich in besserer Damengesellschaft hinaus in's Wirthshaus. Bei einem etwas tiefen und ernsten Gespräche mit einer strebsamen Frau schmachtet die Seele des Mannes nach einem Glase Bier, nach einer duftenden Cigarre. Dadurch mußten nach und nach immer mehr alle Rücksichten gegen das zarte Geschlecht schwinden, das „Daheim" ist leider nicht mehr im Stande, das Herz des Mannes zu fesseln. Die kleinsten Opfer für die Frau erscheinen dem Manne zu groß und zu unbescheiden. Sogenannte „Neigungspartieen" verschwinden immer mehr von der Welt und wenn sich der liebende Freier heutzutage vor Allem nach den Vermögensverhältnissen des geliebten Mädchens erkundigt, so geschicht dieß nicht nur, um ihren Hang zum Luxus befriedigen zu können, sondern auch, um von seinen oft weit größeren Ansprüchen nichts aufgeben zu müssen. Das Wort „Entbehren" hat für beide Geschlechter aufgehört, die Monotonie des gewöhnlichen Lebens hat keinen Reiz mehr, weder für den Mann, noch für die Frau. Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit sind von der Welt verschwunden, die Romantik einer Mädchenseele wird wenig oder gar nicht verstanden und daß sie nicht verstanden wird, liegt in dem Zeitgeist überhaupt. Deßhalb verlangen wir Gerechtigkeit für unser Geschlecht; wir gestehen gern unsere Schwäche zum Luxus zu, dürfen aber getrost einen nicht unbedeutenden Theil der Schuld dem vorher Angeführten zuschreiben. Daß mit der Reinheit des Geschmackes auch die Reinheit des Gedankens bei dem weiblichen Geschlecht abhanden gekommen sein soll, wollen wir dahingestellt sein lassen, daß aber unsere heutige Männerwelt sich lieber an die Originale der Demi-Monde, als an die Copieen hält, ist leider nur zu wahr und unserer Meinung nach nur eine glänzende Bestätigung Dessen, was wir oben gesagt; ein Beweis, daß sie den Geschmack an bescheidenen Mädchen verloren haben. Wir fragen nun schließlich: „An wem liegt die größere Schuld des Verfalles unserer jetzigen Zeit?"

Eine für Viele.

Mannichfaltigkeiten.

(Der Reisende Karl Mauch) hatte am 15. März 1867 seine zweite Reise in Süd-Afrika in Gesellschaft des Engländers Hartley angetreten. Die Reise nahm $8\frac{1}{2}$ Monate in Anspruch, vom 15. März bis zum 1. December 1867, während die früher $7\frac{1}{2}$ Monate gedauert hatte. Daß Mauch zwei ausgedehnte Goldfelder entdeckt hat, ist schon durch die Zeitungen, direct vom Kapland aus, bekannt geworden. Hartley verfolgte den Zweck der Elephantenjagd. — Das Ergebniß des Jagdzuges bestand aus 91 Elephanten und etwa 80 Stück anderen Wildes, darunter: 2 Giraffen, 8 Elends, 2 Hippopotami, 3 Büffel, 5 Rhinoceros. — Nach den Mittheilungen eines anderen Elephantenjägers, Namens Swarts, ist Livingstone am Leben, stand bei allen Völkerschaften in großem Ansehen und war überall gut aufgenommen; er hatte einen großen Fluß erforscht, und war, wie es schien, auf der Rückkehr nach der Küste begriffen gewesen. — Mauch erfuhr erst bei seiner Rückkehr im December, daß Gelder zu seiner Unterstützung von Deutschland angekommen seien, und daß man daheim mit eben so viel Interesse als thatkräftiger Theilnahme seinen Schritten folge und seine Unternehmungen unterstütze.

(Hotelwaggon.) Auf der großen nordamerikanischen Westbahn ist eine wichtige Verbesserung eingeführt worden, in Folge deren eine Eisenbahnreise ebenso bequem zu machen ist, wie eine Reise auf einem Dampfboot. Diese Verbesserung besteht in der Einführung des Hotelwaggons, der mit Sitzzimmer, Sprechzimmer, Speisezimmer und Küche versehen ist und Nachts in einen Schlafwaggon verwandelt und in Gemächer mit Bettstellen ꝛc. abgetheilt wird. Eine Gesellschaft von Congreßmitgliedern ging kürzlich von Philadelphia nach dem Westende der neuen Eisenbahn, 385 englische Meilen von Omaho, in einem dieser Hotelwaggons, ohne einen Waggonwechsel, versorgt mit Speisen aller Art und jedem erforderlichen Luxus, mit Einschluß von Bädern. Ein neuestes „Bulletin", welches diese verbesserte Reise-Art bespricht, sagt: „Aus einer neueren telegraphischen Depesche geht hervor, daß die pacifische Eisenbahn sich wahrscheinlich alle die Verbesserungen aneignen wird, welche je beim Eisenbahnreisen getroffen worden sind. Außer Schlafgemächern — einem Gegenstand, der auf einer so langen Wegstrecke unumgänglich nöthig ist — hat sie das Hotel auf Rädern. Der Proviantmeister reist mit der modernen Carawane und liefert Speise und Trank. Die Unbequemlichkeiten einer Eisenbahnreise werden schwinden, wenn nach nächtlichem Schlafe der Reisende Gelegenheit hat, seine Hände und sein Gesicht zu reinigen — ein Luxus, der oft wünschenswerther ist, als alles Andere — und dann zu seinem Frühstück niedersitzt, ohne sich um ein vorschriftsmäßiges Anhalten von zehn Minuten kümmern zu dürfen. Wünscht irgend Jemand ein Pi-Ute-Mal in der Wildniß, so kann ohne Zweifel der traditionelle Speck und das sonstige Zubehör, sowie auch noch etwas Stärkeres als Quellwasser gefunden werden. Allein die meisten Reisenden werden sich zu Freunden eines Proviantmeisters machen, welcher weiß, wie ein Hotel zu leiten ist. Gut ist es übrigens, daß alle diese Bedürfnisse sich vorausberechnen lassen."

(Selbstmord einer Frau.) Die „Südd. Z." schreibt aus München, 24. März: Gestern Vormittag nahm im Hotel Oberpollinger eine junge schöne Dame Quartier, schloß sich in ihr Zimmer ein, und ließ den ganzen Tag über nichts mehr von sich hören, so daß der Gasthofbesitzer, ein Unglück befürchtend, Abends die Behörde in Kenntniß setzte. Als man das Zimmer öffnete, wurde die Dame, angekleidet auf dem Bette liegend, entseelt aufgefunden. In der Hand hielt sie, so hören wir, einen Revolver, dessen einer Lauf entladen war; auf dem Tische soll sich ein halb geleertes Glas Wein und eine Schachtel mit Morphium gefunden haben haben — ob der Tod in Folge eines Schusses oder Giftgenusses eingetreten ist, darüber haben wir bis jetzt Verläßiges noch nicht erfahren; doch scheint außer Zweifel zu sein, daß keine fremde Hand bei dem tragischen Vorkommniß thätig war. Aus zurückgelassenen Papieren scheint hervorzugehen, daß die Unglückliche

aus der Schweiz kam, Therese Molinkiewicz hieß, in Ottocimgrat bei Krakau beheimathet war und durch unglückliche Liebe zu der unseligen That getrieben wurde.

Museum.

Das praktische Wort des Schauspieldirectors im „Vorspiel auf dem Theater": „Wer Vieles bringt, wird Manchem Etwas bringen" darf füglich auch einem Gesellschaftsvorstand, dem die mühvolle Sorge obliegt, das Programm für die wissenschaftlichen Vorträge einer ganzen Wintersaison zusammenzustellen, gegen Einzelprätentionen zur Deckung dienen, denn es wird sich wohl immer die eine und die andere Nummer darin finden, bei deren Wahl es zweifelhaft bleibt, ob sie eine erhebliche Mehrheit der Zuhörerschaft für sich habe. Freilich hat es keine Noth, wenn dem Publikum als Gegenstand seiner geistigen Unterhaltung Titian, Wallenstein, oder Egypten, oder die Oper 2c. angekündigt ist, aber — Joh. Amos Comenius kann es den Meisten nicht verübeln, daß sie, zu hören, was wohl mit ihm gewesen, erst bei einem Conversationslexicon zu Rathe gehen, weil es ihnen, wenn sie es überhaupt einmal wußten, entfallen ist, daß er einer der bedeutungsvollsten Pädagogen unserer deutschen Vorzeit gewesen.

War man dennoch vielseitig gespannt auf den Vortrag von Professor Holtzmann aus Heidelberg: „Erziehungsexperimente im siebzehnten Jahrhundert", welcher die Wirksamkeit jenes genannten Mannes einbegriff, so war die Anerkennung, welche demselben wurde, um so lebhafter und eine verdiente; denn der Redner gab ein Culturbild gediegener Art von derjenigen Epoche, in welcher die geistige Bewegung des Formalismus und der Scholastik ledig ward, und in die Bahnen des Sensualismus und Realismus eintrat. Er zeigte, mit dem sechzehnten Jahrhundert anhebend, welches das damalige Wissen abklärend und sichtend zu den Quellen desselben zurückstrebte, dafür aber nur die alten Autoren nahm und sich deßhalb, selbst in den Humanisten, von dem Geiste der Alten auf den Buchstaben verflachte, — den mächtigen Umschwung, für welchen Bacon von Verulamn, indem er als die wahren Quellen die eigenen Sinne aufdeckte, auf allen Gebieten des Wissens, die Bahn brach, und die Einwirkung dieser neuen philosophischen Richtung auf die Pädagogik. Die Zustände zur Zeit des dreißigjährigen Krieges in ihrer ganzen Trostlosigkeit gaben dem Hintergrunde für die lebensvollen Bilder der ersten Methodiker der Lehrer und der Erziehung, des W. Ratichius, der für seine neue Didactico durch ganz Deutschland die Lärmtrommel rührte, um bald vergessen zu werden, und des durch seine Ueberzeugungstreue und seinen unbesieglichen Muth ehrwürdigen J. Amos Comenius, welcher, der Gemeinde der mährischen Brüder angehörig und ihr Bischof für den Unterricht die Anschauung als den obersten Grundsatz aufstellte. Er ist und bleibt hochberühmt durch seine „Janua linguarum reserata" und durch den „Orbis sensualium pictus" oder die „sichtbare Welt", das erste Kinderbilderbuch, das noch heute nicht vergessen ist, wenn uns auch der Fanatismus der Idee, Alles im Bilde dem Auge darstellen zu wollen, — selbst die menschliche Seele, lächeln macht. ⊙

Correspondenzen.

Gießen, 23. März.

Die classischen Oratorien haben einen Cultus geschaffen, in welchem die confessionellen Schranken durch den Geist der Versöhnung gehoben werden und in der sich immer mehr ausbreitenden Pflege der geistlichen Musik ist in unserer, dem religiösen Element nicht geneigten Zeit, ein erfreulicher Drang nach dem Höheren zu erblicken. Wenn nun in der hiesigen, mit beschränkten Kunstmitteln ausgerüsteten Stadt, regelmäßig geistliche Tonwerke ersten Ranges, wie z. B. „Paulus", die „Mathäuspassion" 2c. zu Gehör gebracht worden sind, so müssen wir vor Allem die Strebsamkeit, den unermüdlichen Fleiß des academischen Musikdirectors Herrn W. Mickler anerkennen, dem wir die vorzüglichsten Kunstgenüsse zu danken haben. Die in der vorigen Woche stattgehabte Aufführung des „Elias" von Mendelssohn reiht sich den früheren Kirchenconcerten auf das Würdigste an. Das Orchester war, wie gewöhnlich, durch Herbeiziehung auswärtiger Kräfte verstärkt und die Solostimmen wie folgt besetzt: Frau Bertram-Meyer (Sopran), Herr Behr (Baß), Herr Ruff (Tenor), sämmtlich aus Mainz, und Fräulein Schneider (Alt) von hier. Der Totaleindruck des Oratoriums war ein solch bedeutender, die Ausführung nach allen Seiten so abgerundet, daß wir es für angemessen halten, eine Besprechung der Einzelleistungen zu unterlassen und nur noch erwähnen, daß sich sämmtliche Mitwirkende auf das Ehrenvollste bemühten, das Ihrige zum Gelingen des Ganzen beizutragen.

Frankfurt, 26. März.

Dem Städel'schen Institut ist durch die Kunstacademie in Wien ein neues Kunstwerk zugekommen, welches seit einigen Tagen in dem reichen Frescosaale daselbst aufgestellt ist, die Bildhauerarbeit eines Frankfurters (Gustav Herold), in welcher uns eine poetische Aufgabe zum Ausdruck gebracht scheint, wenn auch plastisch nicht in der Form der üblichen Tradition. Die von Herold dargestellte Loreley ist nicht jene dämonische Sirene, welche Schiffer und Kahn ins Verderben lockt, sondern die schützende Fee des Gesanges am Rhein, gleichsam die Muse des Rheinliedes. Eine holde Jungfrau scheint sie, die Freundin deutscher Dichtkunst, dem deutschen Liede zu lauschen, welches eben vom Strome aus zu ihr heraufschallt. Herold ist ein Zögling des Städel'schen Instituts und im Zeichnen ein Schüler unseres Professor Becker.

Literatur-Notiz.

Mit wahrhafter Freude begrüßen wir die neue durch Heinrich Kurz besorgte kritische Ausgabe von **Schiller's sämmtlichen Werken**, die soeben im Bibliographischen Institut von Hildburghausen in erster Lieferung zu Tage tritt. Es ist bei der schon wiederholt besprochenen buchhändlerischen Hetzjagd auf die Classiker und namentlich auf Schiller, bei der fast unmöglichen Concurrenz mit Cotta, Hempel und Anderen in der Preisstellung, kaum mehr zu erreichen, als was vermöge des inneren Werthes der Revisionen, der Textkritik im höheren Sinne erreicht werden kann. Und hier sehen wir denn auch mit Befriedigung, daß sich der — oberflächlich angeschaut — verhängnißvolle Grundsatz freiester Concurrenz wieder in letzter Instanz zum allgemeinen Besten wendet, da nur durch die Güte, die innere und äußere Vollendung schließlich das Vertrauen der Nation gewonnen wird. Wir sind jetzt bereits soweit gelangt, daß nur denjenigen Schiller- und Goethe-Ausgaben der allseitige Erfolg in Aussicht steht, die ein bedeutender oder bekannter Name als Herausgeber oder Commentator einführt. Und das ist's, was wir als den Segen der Concurrenz bezeichnen; das ist's, was uns den Fortschritt in der literarischen Kritik und Hermeneutik unserer classischen Autoren bringt, nicht einzig die Herabsetzung des Preises. Die vorliegende Textrevision Schiller's von Kurz, die in neun Bänden erscheinen wird, hat diesen Vorzug in hohem Maße. Sie hat aber auch den zweiten, denn sie bietet die einzelnen Lieferungen zum Preise von fünf Silbergroschen. Ihr Programm ist: Schiller in größter Correctheit, mit allen habhaften Varianten aus den ältesten Ausgaben und Einzeldrucken und in der möglichsten Vollständigkeit zu geben. Die letzte von Schiller selbst besorgte Ausgabe ist zu Grunde gelegt. Schon die erste Lieferung bringt eine nicht geringe Ausbeute der Jugendgedichte vom Jahre 1776 an. Wir dürfen darnach wohl sagen, daß die Kurz'sche Revision Epoche machen wird. Auf ihren weiteren Verlauf werden wir später zurückkommen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 27. März: Gastdarstellung der Frau Auguste Burggraf. **Ich esse bei meiner Mutter**, Lustspiel in 1 Act, frei nach Decourelle und Thiboust, von A. v. Winterfeld. Edwine Bella: Frau Auguste Burggraf. Hierauf, zum ersten Male: **Symphonie** in G-dur von Heinrich Wolff. Zum Schluß: **Im Wartesalon erster Klasse**, Lustspiel in 1 Act von Hugo Müller. Elise: Frau Auguste Burggraf.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 123.)

Frau Riemann-Seebach vom k. Hoftheater in Hannover wird auf allgemeines Verlangen noch an drei Abenden auftreten.

Samstag, 28. März: **Romeo und Julie**, Trauerspiel in 5 Acten von Shakespeare. Nach A. W. Schlegels Uebersetzung für die Bühne bearbeitet. Julie: Frau Riemann-Seebach.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 124.)

Sonntag, 29. März: **Kabale und Liebe**, bürgerliches Trauerspiel in 5 Acten von Schiller. Luise: Frau Riemann-Seebach.

(Außer Abonnement.)

Montag, 30. März: **Die Anna-Lise**, Schuspiel in 5 Acten von H. Hersch. Anna-Lise: Frau Riemann-Seebach.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 125.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kiß. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 88. Samstag, den 28. März 1868.

Der Dichter eines Volksliedes.

(Schluß.)

Die Familie des Dichters war eine zahlreiche geworden; sieben Kinder saßen mit den Eltern um den Tisch, und manche Familiensorge mochte dem edlen Manne auf dem Herzen liegen.

Wer wollte es unter solchen Umständen dem Dichter verargen, wenn er sich (1658) mit einer poetischen Bittschrift an seinen Kurfürsten wandte und sich mit ehrerbietigem Freimuth und gewohnter Treuherzigkeit „ein kleines Feld" ausbat.

Die eigentliche Bitte des charakteristischen Gedichtes ist in der zweiten Strophe ausgesprochen:

Von dem großen Theil der Erden
Laß ein kleines Feld mir werden,
Welches mir ertheile Brod.
Nun die Kraft mir wird genommen
Und auf mich gedrungen kommen
Beides, Alter und der Tod.

Am Schlusse sagt er:

Mir ist g'nug ein grünes Thal.
Da ich Gott und dich kann geigen,
Und von fern seh'n aufwärts steigen
Meines armen Daches Rauch,
Wenn der Abend kommt gegangen.
Sollt' ich aber nichts empfangen,
Wohl, Herr, dieses g'nügt mir auch.

Der große Kurfürst war gnädiger, wie sein großer Nachkomme der Dichterin Louise Karsch gegenüber *), und schenkte Dach das nahe bei Königsberg gelegene Gütchen Cuxheim, im Werthe von circa 2000 Thaler.

Leider sollte der Genuß dieses fürstlichen Geschenkes dem Dichter nicht lange vergönnt sein; schon im folgenden Jahre (1659) rissen ihn die Frühlingsstürme (am 15. April) weg aus diesem Leben, und führten ihn in die höhere Welt, nach welcher er sich schon lange mit den Worten gesehnt hatte:

Schöner Himmelssaal,
Vaterland der Frommen,
Ende meiner Qual,
Heiß' mich zu dir kommen!

Nach der äußeren Erscheinung wird uns Dach als ein hagerer Mann von mittlerer Größe, mit ernsten und doch milden Gesichtszügen, aus denen ein feuriges Auge strahlte, geschildert. Unter seinen Universitätscollegen scheint er in nicht geringem Ansehen gestanden zu haben, da er fünfmal das Decanat der philosophischen Facultät verwaltete und im Winter-Halbjahr $16^{56}/_{57}$ als Rector der Universität Königsberg vorstand.

Sollen wir für Dach als weltlichen Dichter einen Vergleich in der Literaturgeschichte suchen, so dürfte derselbe wohl über hundert Jahre später in dem Dichter Hölty zu finden sein. Beide Dichter waren fleißige Schüler in ihrer Jugend, beide erwählten das Studium der Theologie, um alsdann zur Philologie überzugehen, beide gehörten einem treu verbundenen Freundeskreise an, beiden wurde das Leben durch die Leiden eines siechen Körpers verdüstert und durch die Schwindsucht frühzeitig (wenn auch bei Hölty viel früher) geraubt. Beide waren zart besaitete, sinnige Naturen, denen das Großartige, Gewaltige in der Poesie fern lag, die aber im einfachen, sangbaren Liede: Lenz und Liebe, Freundschaft und Naturleben 2c., so rein, innig und stimmungsvoll verherrlichten, daß jedes poetisch empfängliche Gemüth sich davon ergriffen und in gleiche Stimmung versetzt fühlt. Durch die Poesien beider Dichter zieht sich eine gewisse elegische Lebensanschauung, die auch selbst in den Liedern der Freude nicht ganz unterdrückt bleibt; ja in einzelnen Gedichten Beider lassen sich sogar ganz ähnliche Gedankengänge nachweisen.

Wenn indessen auch von Hölty manche Lieder (wie „Rosen auf den Weg gestreut" 2c., „der Schnee zerrinnt" 2c., „die Luft ist blau, das Thal ist grün" 2c.") in den weitesten Kreisen sich eingebürgert haben, so gehört doch keines von ihnen in dem Maße zu den Singliedern des deutschen Volkes, wie Dach's „Aennchen von Tharau", von dem wir oben schon bemerkten, daß sein Fehlen in einer Lieder-Sammlung für gesellige Kreise und höhere Schulen als ein Mangel bezeichnet werden müßte.

Ueber die Entstehung dieses reizenden Liedes bestehen zwei verschiedene Lesarten.

Mehrere Meilen südlich von Königsberg liegt ein kleines Pfarrdorf, Tharau, wo zu Dach's Zeit ein Pfarrer Neander stand, dessen Tochter Anna für eine Schönheit galt. Nach der allgemein verbreiteten Ansicht soll Dach diese Anna Neander geliebt, aber wegen eines glücklicheren Bewerbers keine Erwiederung dieser Neigung gefunden haben. Aus dieser Liebe soll unser Lied hervorgegangen sein.

Das ursprünglich im preußischen Volksdialect gedichtete Lied findet sich zuerst gedruckt in dem 1643 erschienenen vierten Theil von Heinrich Alberti's „Arien und Melodeyen"; da Dach nun schon 1641 sich glücklich verheirathete, die Verheirathung von Anna Neander aber später stattfand, so ist jene Annahme von einer tieferen Neigung des Dichters zu „Aennchen von Tharau" nicht ohne Grund bezweifelt und angenommen worden, daß dieses herrliche Lied von Dach zu der Hochzeit „Aennchens" in schalthafter Heiterkeit gedichtet worden sei.

*) Friedrich der Große ließ der Dichterin auf eine ähnliche Bittschrift zwei Thaler überreichen, welche er mit einem Verse zurück erhielt.

Wie es sich indessen auch mit der Entstehung dieses Liedes verhalten mag, so viel können wir mit Bestimmtheit sagen, daß es in dem glücklichsten Tone des ächten Volksliedes gedichtet und aus der Stimmung der reinsten und zartesten Liebe hervorgegangen ist. Darum wird es auch dauernden Werth behalten und gesungen werden, so lange und so weit die deutsche Zunge klingt.

Herder hat uns das „Aennchen von Tharau" in hochdeutscher Gestalt vorgeführt mit Weglassung einiger Strophen; er bemerkt dazu: „Es (das Lied) hat verloren, da ich's aus seinem treuherzigen, starken, naiven Volksdialect in's Hochdeutsche habe verpflanzen müssen."

Wir wollen zur Vergleichung die erste Strophe des „Anke van Tharaw" im Volksdialect hierhin setzen:

Anke van Tharaw öß, de my gefölt,
Se öß mihn Lewen, mihn Goet on mihn Gölt.
Anke van Tharaw heft wedder eer Hart
Op my geröchtet ön Löw' on ön Schmart.
Anke van Tharaw, mihn Rikdom, mihn Goet,
Du mihne Seele, mihn Fleesch on mihn Bloet.

In unserer materiellen Zurichtung, wo auf dem leider „nicht mehr ganz ungewöhnlichen Wege" die Wahl der Ehegatten vielfach durch Zeitungs-Annoncen vermittelt wird, erscheint es nicht überflüssig, auf solche goldene Liederstimmen mehr und mehr hinzuweisen, daß das innige, warme Gefühl ächter, zarter und frommer Liebe, auf welcher die Grundvesten der Familie und im weiteren Sinne auch des Staates ruhen, in unserem Volksleben nicht zu sehr beeinträchtigt werden.

Wohl den Kreisen, aus deren Herzen noch mit reinstem, begeistertem Gefühle das Lied erklingt:

Aennchen von Tharau ist, die mir gefällt!

K. Hofmann von Nauborn.

Die Entwicklung Berlins.

(Schluß.)

Der durchschnittliche Miethwerth einer Wohnung ist beinahe 150 Thaler ($147^1/_3$ Thaler) und dabei kommen auf jedes Grundstück $10^1/_2$ Wohnungen.

Die Zahl der kleinen und großen Wohnungen vermehrt sich im Verhältniß mehr, als die der mittleren, was aber kein gutes Zeichen für die ohnehin in vieler Beziehung ungünstigen Wohnungsverhältnisse Berlins ist.

Auch den städtischen Gesetzgebern von Berlin steht, wie manchen andern nicht durch werthvollen rentetragenden Grundbesitz gesegneten Städten, die harte Aufgabe bevor, neue Steuern auferlegen oder die schon vorhandenen erhöhen zu müssen. Die Finanzen Berlins waren schon in den letzten Jahren ziemlich außer Gewicht gekommen, das Jahr 1866 mit den großen Opfern, welche es speciell der Hauptstadt zumuthete, hat aber vollends das Debet mit dem Haben in Conflict gebracht. Die großartige Entwicklung der Stadt in den letzten Jahrzehnten war für die Stadtcasse der Anlaß zu gewaltigen Aufwendungen. Kostspielige Straßen wurden gemacht, noch ehe von Häusern davan die Rede war, und der städtische Säckel blieb in den meisten Fällen der zahlende Theil. Zur Zeit des Beginns der Regentschaft des jetzigen Königs durchströmte wie den preußischen Staat, so speciell Berlin neues Leben. Vor Allem war es das Schulwesen, welches mit großer Thätigkeit neu organisirt wurde. Allein für neue Gebäude wurden ganz bedeutende Summen aufgewendet, einzelne der stattlichen Schulbauten, welche jetzt die verschiedenen Stadttheile Berlins zieren, kosten 70, 80, 100,000 Thaler, Gymnasien und Realschulen, Gewerbe- und Volksschulen wurden errichtet, erweitert, verbessert. Andere Ausgaben, die vielleicht theilweise in solchem Umfange nicht nothwendig gewesen, kamen hiezu, z. B. der großartige Rathhausbau an der Königsstraße, ein Werk, das jetzt schon theilweise vollendet ist und namentlich bereits dem Magistrat würdige und elegante Räumlichkeiten zu seinen Versammlungen bietet, dessen Kosten sich aber muthmaßlich gegen 3 Millionen belaufen werden. Kurzum die Stadt Berlin hat für das Jahr 1867 eine Summe von pl. m. 1,200,000 Thaler mehr zu decken, als die bisher allerdings fast fortwährend steigenden Einnahmen vernünftiger Weise erwarten lassen.

Die Einnahmen der Stadt Berlin, soweit sie aus den Steuern kommen, basiren auf folgenden Erhebungen. Die wichtigste ist die Miethsteuer. Sie lieferte in Berlin im Jahre 1866 1,163,767 Thaler. Jeder Miether hat sie zu entrichten, der Steuersatz ist $6^2/_3$ pCt. der Miethe. Bei den hohen Miethen Berlins ist das schon eine sehr bedeutende Belastung. Die Haussteuer trifft den Eigenthümer, sie beträgt $2^2/_9$ pCt. vom Miethertrage des Hauses und lieferte 1866 432,995 Thaler (dem Staat hat der Gebäude-Eigenthümer daneben noch als Gebäudesteuer 4 pCt. vom geschätzten Nutzwerth seines Gebäudes zu entrichten). Für die Befreiung von der Einquartierungslast, welche der Staat übernahm, hat der Hauseigenthümer ferner die Sublevationssteuer ($^1/_3$ per Mill des Miethertrages) zu zahlen. Hunde- und Wildpretsteuer bringen zusammen nur circa 75,000 Thaler, dagegen der von dem Staat an die Stadt zu zahlende Antheil von $^5/_8$ der Mahl-, Schlacht- und Braumalzsteuer über 700,000 Thaler (für Getreide wird z. B. an Abgabe erhoben: $1^1/_3$ Thaler vom Centner Weizen, $^1/_3$ Thaler vom Centner Roggen).

Große Unternehmungen, welche Berlin den Charakter einer Großstadt verleihen, sind theils ausgeführt, theils für die Ausführung reif. Zu den erstgenannten zählt die im September vorigen Jahres eröffnete Markthalle. Dieses Unternehmen geht von der Immobiliengesellschaft aus. Dieselbe hat auf dem Grund und Boden, welches sie für dieses Unternehmen angekauft, die Hallen und, dieselben umgebend, zwölf Wohngebäude aufgeführt. Der erste Spatenstich zu diesen Bauten erfolgte im Juni 1865, es waren sehr umfassende Erdarbeiten und für die Grundarbeiten eine großartige Einrammung von Pfählen erforderlich. Die Zahl der letzteren betrug 8000, ihre Länge, welche zwischen 50 und 75 Fuß schwankt, würde, wenn man sie hinter einander hinlegt, einen Raum von 8 Meilen einnehmen. Die gesammten Bauten sind von dem Baumeister Lent entworfen und ausgeführt. Die Markthalle selbst, welche, um seitliches Licht und Ventilation zu gewinnen, nach Art einer Basilika ausgeführt ist, hat eine Länge von 270 und eine Breite von 160 Fuß. Eine Fläche von 50,000 Quadratfuß ist zu zwei Drittheilen mit Glas, zu einem Drittheil mit Zink gedeckt. Auf gewölbten Kellern erheben sich rechts und links von der breiten, die Hallen durchschneidenden Fahrstraße Terrassen für den Verkauf der Marktartikel, die Keller zur Rechten vom Eingang dienen für den Fleischverkauf und enthalten gemauerte Behältnisse mit fortwährend ab- und zufließendem Wasser. Die Keller zur Linken enthalten Aufbewahrungsräume, die Beleuchtung erfolgt durch eine Unmasse von Gaslaternen. Die Wohnhäuser, dreistöckig im Renaissance-Style ausgeführt, machen einen recht stattlichen Eindruck und bilden eine ansehnliche Straße. Beim Besuch dieser „Markthallen", deren Herstellungskosten sich auf 1 Million Thaler belaufen, und die in ihrer ganzen Einrichtung ein wahrhaft großstädtisches Gepräge tragen, vermißt man nur Eines, und zwar etwas sehr Wesentliches: jenes bunte Gedränge von Käufern und Verkäufern, das dem ganzen Bilde erst das rechte Leben, die wahre Bedeutung ver-

leiht. Bis jetzt ist nur der kleinste Theil der Verkaufsstellen vermiethet, trotzdem die Miethen verhältnißmäßig billig und Plätze selbst für einzelne Wochen und Tage zu haben sind. Berliner Hausfrauen behaupten, daß sie ihre Waaren in den einzelnen Privatläden immer etwas billiger bekommen können, den Zeitgewinn, die größere Auswahl scheinen sie nicht zu schätzen.

So wird denn das in die Markthallen gesteckte Capital für jetzt nur sehr wenig Renten tragen und der Plan, am Dönhofsplatz eine zweite Halle zu erbauen, für längere Zeit zurückgelegt werden müssen.

Ein anderes Unternehmen, das von der Stadt ausgehen soll, ist die Erbauung eines großen Schlachthauses mit Anlage eines Viehmarkts in Moabit. 82 Morgen Areal sind dazu auserfehen; der Bau sammt der inneren Einrichtung soll $1\frac{1}{2}$ Mill. Thaler kosten. Die Anlage eines solchen Schlachthauses ist offenbar ein weit dringenderes Bedürfniß als jene Markthallen. Die Rücksicht auf die öffentliche Gesundheitspflege fordert die Anlage und die Stadtbehörden werden trotz der schwierigen Finanzverhältnisse nicht zaudern, den Plan auszuführen.

Daniel Manin.

Venedig, 20. März.

Heute kehren nach Venedig die Gebeine Daniel Manins zurück, die nun nach Vollendung der Einigung Italiens in dem vaterländischen Boden ruhen sollen, für dessen Befreiung Manin so Großes geleistet hat. Es dürfte namentlich für auswärtige Leser von Interesse sein, nun einen kurzen Blick auf das Leben dieses italienischen Patrioten zu werfen, der immer ein leuchtendes Beispiel der lautersten und unverbrüchlichsten Vaterlandsliebe bleiben wird.

Daniel Manin wurde am 12. Mai 1804 in Venedig geboren, wo sein Vater ein gesuchter Advocat und trefflicher Jurist war. Es war damals fast Stadtgespräch: wie der junge Manin im zartesten Alter von seinem Vater zu den ernstesten und unablässigsten Studien angehalten wurde, unter denen sich die Neigung des Knaben vorzugsweise europäischen und orientalischen Sprachen zuwandte. Die Rechtswissenschaft studirte er ebenfalls privatim unter der Leitung seines Vaters und erwarb mit 17 Jahren das Laureat. Im Jahre 1825 nahm er Theresa Pericinotti zur Frau, mit welcher er das glücklichste Familienleben führte.

Manin hatte sich zwar als Advocat in Mestre habilitirt, wohnte aber in Venedig und zeichnete sich durch große Bescheidenheit, Rechtlichkeit und eine gewisse Zurückhaltung aus, welche die ihm innewohnende Energie nur daraus ahnen ließ, daß er unbeugbar festhielt, was er einmal als Recht erkannt hatte.

Die Aufregung und das Wetterleuchten der Revolution von 1848 riefen ihn im Jahr 1847 in das politische Leben; zunächst schrieb er die Vertheidigung eines gewissen Padovani, der unschuldig verhaftet war, und bald darauf that er den Schritt, der seinem Charakter am meisten zusagte: wie Nazori in Mailand, so betrieb und unterzeichnete er für Venedig eine Petition an die Central-Congregation, in welcher freimüthig und offen Reformen verlangt wurden.

Von diesem Augenblicke an war Manin der populärste Mann in Venedig, aber die Regierung schritt gegen ihn ein und ließ ihn am 17. Januar 1848 mit Tommaseo und Meneghini von Padua verhaften. Allein Italien stand schon in Flammen, und als die Revolution ausbrach, war die erste That des Volkes, daß es Manin befreite und im Triumph auf den Marcusplatz trug: an dem denkwürdigen 22. März, der darauf folgte, forderte Manin an der Spitze des Volks vom Gouverneur Palffy Waffen aus dem Arsenal, welche man ihm nicht zu verweigern wagte. Tags darauf wurde die Republik proclamirt und Manin ward Präsident. Als die Oesterreicher zur Rache heranrückten, wurde er am 11. August 1848 zum Dictator ernannt, und er leitete ein volles Jahr die Vertheidigung der Stadt mit einer Umsicht und Energie, welche Niemand an ihm vermuthet hatte. Als der Fall nicht mehr zu vermeiden war, erlangte Manin noch verhältnißmäßig günstige Bedingungen für sein theures Venedig — er selbst wurde mit 39 andern Führern der Revolution von der Amnestie ausgeschlossen und mußte in die Verbannung ziehen, zuerst nach Corfu, später nach Frankreich. Bei der Landung in Marseille verlor er seine Gattin durch den Tod, später verlor er auch seine Tochter und einen seiner Söhne, von denen einer übrig blieb, der jetzt General der Nationalgarde in Venedig ist.

Unglück und Verbannung konnten ihn drücken, aber nicht beugen; der einstige Dictator von Venedig brachte sich in Paris dürftig mit Sprachunterricht und journalistischen Arbeiten fort, wußte sich aber durch diese Lage nur um so mehr die allgemeine Hochschätzung zu erwerben und blieb das Haupt der italienischen Emigration bis zu seinem Tod, der ihn am 22. September 1857 in Paris erreichte. Er ward auf dem Montmartre begraben und ruhte daselbst, bis jetzt seine dankbare Vaterstadt darnach verlangte, die Gebeine ihres größten Freiheitshelden zur Ruhe in den unabhängigen heimischen Boden zurückzubringen. Sehr schön spricht dieß Anatole de la Forge (Mitglied der französischen Commission) in der von ihm gedichteten Cantate aus, die bei der Beisetzung mit Musik von Massé zur Aufführung kommt:

O Venise! cité que la gloire éternise,
Fête pieusement ce cercueil respecté,
Avec la liberté Manin quitta Venise,
Il revient dans Venise avec la liberté . . .
Seul, mais géant, sur la terre étrangère,
Il vous crea des légions d'amis,
Il dissipa la fable mensongère
Qui dépeignait vos coeurs commes endormis.
Qui, de la mort ou vous disait la terre,
Manin montra la terre des vivants.
Puis il mourut, Moïse humanitaire,
Sans avoir vu vos drapeaux triomphants.

Mannichfaltigkeiten.

(Der König von Bayern.) Der „Berl. Reform" berichtet man aus München über den jungen regierenden König: In den letzten Wochen mußten nach dem Theater, wo er mit Vorliebe Lustspiele mit ansah, in der Reitschule sechs bis acht Pferde bereit gehalten werden, die bis Morgens 3 Uhr und darüber von ihm geritten wurden unter Messung des dabei zurückgelegten Weges, dem die Entfernung einer weiteren Station von München, z. B. Murnau, als scheinbares Endziel vorherbestimmt war. Der König hat dieses Reitervergnügen, bei dem er nur die Pferde wechselte, sonst aber im Sattel blieb, von 10 Uhr Abends bis 3 Uhr Morgens so eifrig betrieben, daß er selbst an den eingebildeten Haltstellen Erfrischungen zu sich nahm und etlichemale die damit Beauftragten scherzweise als „Herr Postmeister" anredete. Wahrscheinlich zog König Ludwig II. durch Ueberanstrengung sich einen Katarrh zu, ein Unwohlsein, welchem er sehr oft anheimfällt.

(Pepita todt.) Aus Turin erfährt die „Berl. Montags-Ztg.", daß daselbst kürzlich die bekannte Signora Pepita de Oliva verstorben ist, wo sie mit ihrem Sohne sehr zurückgezogen lebte. Für

Letzteren steht noch auf dem Rittergute Haselhorst bei Spandau, welches der Mutter eine Zeitlang gehörte, ein Capital hypothekarisch ingetragen.

Ludwig Börne,

nach dem Originalgemälde von Moritz Oppenheim photographirt von J. Schäfer. Verlag von Heinrich Keller.

Oppenheim's Porträt von unserem großen Landsmann und Mitbürger Börne, das allen späteren Lithographieen und Stahlstichen zu Grunde liegt, hat von jeher durch seine geistvolle Behandlung und erstaunliche Treue Aller Bewunderung erregt. Der Künstler hat es zwei Mal gemalt. Bei der ersten Darstellung, aus dem Frühjahr 1827, hat er den Schriftsteller mit Büchern umringt und ihm den „Staatsmann" (von Pfeilschifter in Offenbach) in die Hand gegeben. Darüber äußerte sich Börne in einem Briefe an den jungen Künstler: „Wenn die Stellung, die Sie dem Bilde gegeben, Ihre Wünsche für mich ausdrücken, dann habe ich Ihnen viel zu danken. Umringt von gefälligen und geduldigen Büchern, die ich, wie gelaunt, öffnen und schließen, stellen, legen und ordnen, ja deuten kann, wie ich will, und die ich, wenn sie unartig sind, mir widersprechen, einsperren kann, und im warmen Schlafrocke der Stürme dieser Zeit spottend, und ihre Tücken verlachend, das ist ein schönes, ein königliches Leben! Aber warum haben Sie mir den „Staatsmann" in die Hände gegeben? Warum diesen steinernen Gast mir kalt und unbeweglich vor die Augen gestellt? Vielleicht sollte ich Ihnen nicht diesen Vorwurf machen, vielleicht ist es undankbar, zu zeigen, daß ich Ihnen etwas zu vergeben habe; aber ich theile nur meine Trauer mit Ihnen, um auch meinen Trost mit Ihnen zu theilen. Von Offenbach kommt der „Staatsmann", von Offenbach kommen auch die köstlichen Pfeffernüsse; ich schicke Ihnen eine Düte von jenem, angefüllt mit diesen. Das ist ein Bild des menschlichen Lebens, wie man es ohne Ihre Farben malen kann."

Das zweite Porträt (es ist das unserer Photographie) stellt Börne nur im Brustbild dar, ohne Hände und Bücher; der Eindruck ist durch diese Vereinfachung wesentlich größer und einheitlicher geworden. Beide Gemälde sind der Vaterstadt gedblieben; ersteres hat, wenn wir nicht irren, der Künstler in den alten Bürgerverein gestiftet; letzteres ist durch Schenkung nach dem Tode der edlen Freundin Börne's und ihres Gatten in den Besitz des Städel'schen Kunstinstituts gekommen. Zum Lobe dieses Gemäldes noch etwas zu sagen, wäre überflüssig. Die Photographie nach dem Bilde selbst bekundet auf's Neue die Meisterschaft des Schäfer'schen Ateliers in glänzender Weise und eignet sich ganz besonders, auch durch ihre Größe, zum Schmuck des Zimmers. Und um von dem großen, ächten Humoristen nicht zu scheiden, ohne ihn, wenigstens von der gesellschaftlichen Seite zu schildern, lassen wir einen kurzen, zweiten Brief desselben, den er an Oppenheim aus gleichem Anlaß wie jenen ersten schrieb, hier folgen:

„Lieber Freund! Jetzt, da ich das Gemälde in meinen Händen habe, lache ich Sie aus. Sie haben es um eine Million weniger fünf Carolin zu wohlfeil hingegeben. Eine halbe Million rechne ich für den Stoff des Bildes, eine halbe für die Arbeit daran. Aber Sie brauchen sich darum nicht zu schämen. So, so bescheiden war ich auch in meiner Jugend; aber das verliert sich, und man lernt endlich sich schätzen und überschätzen, wie Sie an mir sehen. Vielleicht sind Sie begnadigter, als Andere und lernen es nie. Horchen Sie meiner Weisheit! Reichthum ist ein Fels, Armuth eine Sandbank des Lebens. Vor der letzteren kann uns eigene Kraft bewahren, vor dem anderen nur Gottes Gnade. Er schütze Sie: Es ist ein Fluch im Gelde. Danken Sie mir, daß ich Ihnen so mäßig geflucht. Ihr Freund Börne."

Literatur-Notizen.

In Stuttgart (Verlag von Ebner und Seubert) ist ein „**Leitfaden für den Unterricht in der Kunstgeschichte**" erschienen, der sich zum Selbststudium und zum Gebrauch in höheren Lehranstalten empfiehlt. Der Verfasser, W. Lübke (merkwürdigerweise nicht auf dem Titel, nur am Schluß des Vorwortes genannt), ist so wohl renommirt in der Exegese der Kunstgeschichte, daß wir schon vornherein mit Vertrauen an dieses neue Erzeugniß seiner fleißigen Feder herantreten dürfen. Wie finden denn auch ein kleines compendiöses Kunstwerk: mit 86 Illustrationen in Holzschnitt, größtentheils gut oder doch genügend, wenn auch nicht alle neu, ist ein wesentlich statistischer Text verbunden, der alle Vorzüge solcher Darstellungen, die halb Kritik und Beschreibung, halb Geschichte sein müssen, in sich vereinigt: Vollständigkeit, Uebersichtlichkeit, kurze und prägnante Charakteristik. Die Darstellung fängt mit dem Orient, Indern und Persern an und geht bis auf die neueste Zeit. Auch die Tonkunst ist in einem eigenen Abschnitt, allerdings sehr summarisch, abgehandelt. Wie häufig bei unseren neueren Kunsthistorikern nimmt die Architectur, besonders die mittelalterliche, einen etwas breiten Raum ein; dafür sind nach unserer Ansicht Hauptrepräsentanten der Malerei, wie Correggio, Tizian, Holbein der jüngere, Rembrandt, vor allem aber Carstens, der als Wegweiser an der Schwelle unserer neuen deutschen Epoche steht und nothwendig seinen eigenen Abschnitt verlangt, viel zu knapp behandelt. Doch sind dieß Nebensächlichkeiten; das Ganze ist als encyclopädisches Handbüchlein sehr brauchbar und wird seinen Weg machen.

„**Die Argentinische Republik** als Auswanderungsziel" von K. Beck-Bernhard. Mit drei Karten (Bern, Allemann). Der Verfasser dieses auf mäßigem Raume viel Belehrendes spendenden Büchleins ist der Gründer und frühere Director der Colonie San-Carlos bei Santa Fe.

Frankfurter Stadt-Theater.

Frau Niemann-Seebach vom k. Hoftheater in Hannover wird auf allgemeines Verlangen noch an drei Abenden auftreten.

Samstag, 28. März: **Romeo und Julie**, Trauerspiel in 5 Acten von Shakespeare. Nach A. W. Schlegels Uebersetzung für die Bühne bearbeitet. Julie: Frau Niemann-Seebach.
(Abonnement Vorstellung Nr. 124.)

Sonntag, 29. März: **Kabale und Liebe**, bürgerliches Trauerspiel in 5 Acten von Schiller. Luise: Frau Niemann-Seebach.
(Außer Abonnement.)

Montag, 30. März: **Die Anna-Lise**, Schauspiel in 5 Acten von H. Hersch. Anna-Lise: Frau Niemann-Seebach.
(Abonnement Vorstellung Nr. 125.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 89. Sonntag, den 29. März 1868.

Pariser Photographien.

Von F. C. Petersen.

Leibarzt des Kaisers von Marokko.

„Es ist doch etwas Schönes um einen Titel, einen so recht vornehm und erhaben klingenden Titel! Wer doch so oder so sich nennen könnte, wie wäre dem mit Einemmale geholfen! wie stände der plötzlich so groß und beneidet da!" So denkt Mancher, spricht Mancher, und daß auch Mancher sich alles Ernstes in dem Sinne bemüht, das sehen wir alle Tage in dem neuen Babel. Denn man muß bedenken: „Wasser thut's freilich nicht, sondern der Geist, der darinnen ist!" wie Dr. Martin Luther sagt. Und wer als unbefangenes Menschenkind einen Sterblichen von sich sagen hört: „Mein Vater war ein Reichsbaron!" —, der faßt auch unwillkürlich nach seinem Hute, lüftet ihn respectirlich und denkt dabei an „Kaiser, Kron' und Pracht", wie's im Champagnerliede heißt.

Doch wozu noch weiter commentiren, es ist ja eine alte Geschichte, und wer in Paris sich einen Fürsten nennt und nur brav schwadronirt und mit quasi fashionablen Satzbrocken um sich wirft, der bekommt auch geborgt wie ein Fürst, kann auch in Sauß und Brauß ganz fashionable leben, und das nicht einmal mehr mit der Aussicht auf die heilsame Schranke von und zu Clichy, der oft genug gefürsteten Burg für arme Teufel und andere, und — den Verlust der Freiheit. Gar nicht so hoch zu steigen braucht man, um den Magnetismus des Titels zu ergründen, das berückende Schellengerassel desselben finden wir auf allen Sprossen der städtischen Bevölkerungsleiter, und auf der allerersten, der allerniedrigsten berührt es unser Trommelfell just nicht am allerleisesten. Suchen wir einmal.

Es ist an einem Sonntag Nachmittage. Das Wetter ist sonnig. Vor uns dehnt sich mit seinen Baumgruppen und Laubgängen der weltberühmte Jardin des Plantes. Ueber die Seinebrücke, über die Quais im Osten und Westen her strömt ein zahlreiches gartenfreundliches Spaziergänger-Contingent.

Da drinnen sind der Anhaltspunkte so viele, gibt es des Sehenswerthen so Mancherlei — wie wäre, besonders des Sonntags, der Besuch kein bedeutender und großer? So folgern wir, so folgern noch Andere.

Nähern wir uns einmal jenem anlangenden Vehikel. Es ist nicht viel Bemerkenswerthes daran zu sehen, aber in Augenschein nehmen können wir es in Erwartung der Dinge doch.

Die beiden Braunen sticht gerade nicht der Hafer, zur Rossinantensorte gehören sie deßhalb nicht. Die Kutsche ist kein Muster von Eleganz und neumodischem Schnitte, gegen einen Fiaker sticht sie doch vortheilhaft ab. Ja, sie hat von einem solchen Fuhrwerk die zwiefache Größe, ihr breites und tiefes Dach ist in der Mitte mit einem sorgfältig verhüllten kofferähnlichen Gegenstande belastet, dahinter erhebt sich wie auf einem Eisenbahn-Omnibusse ein schmaler Sitz, der unverdeckte Vorderraum unterhalb des Bockes ist weit und breit, vorn steht darin ein schmaler und tiefer Kasten.

Auf dem Bock sitzt eine Gestalt, von der man nicht weiß, soll man sie zu den herrschaftlichen Kutschern oder den Rosselenkern vom Platz und von der Remise zählen. Sie ist lang, dürr, trägt einen von unten bis oben zugeknöpften, auf die Absätze hinabgehenden langen Rock mit glänzenden Metallknöpfen, einen großen Seidenhut mit gewaltiger Kokarde, auch einen gesteiften Hemdkragen, aber merkwürdig große plumpe und zerrissene Schuhe und eine Schäbigkeit oder Fadenscheinigkeit, die uns dem Gedanken an das „Herrschaftliche" bald wieder Valet sagen läßt.

Wem mag die wunderliche Equipage gehören? was soll sie hier am Eingange des Gartens? Gehörte sie etwa — —?

Da öffnet sich jäh der Schlag und eskamotirt uns den Faden unserer Betrachtung.

Zwei Männer steigen aus, zwei wohlproportionirte Gestalten, mit bärtigem und brillenbegabtem Gesicht, in nicht so ganz neumodischer Tracht, d. h. mit Cylinder, voll und breit bis unters Kinn um den Hals geschlungener akademisch weißer Cravatte, feingekräuseltem Jabot, enganliegendem Beinkleid, lackirtem Schuhwerk und blauem Habit (vulgo Frack) mit blanken Messingknöpfen, wie sie vor einigen Jahren noch Mode waren unter den Pariser Studenten.

Beide rütteln und schütteln, recken und strecken sich ein wenig, bringen sich in eine körperlich behaglichere Verfassung, werfen einen musternden Blick in die Runde, gehen ein Weilchen auf und ab und steuern quer über die Macadamstraße gen Osten weiter, gerade auf ein Gebäude zu, in welchem ein Repräsentant des Rebengotts haust. Dort sehen wir sie verschwinden über die gastliche Schwelle.

Wie schlenderten die Beiden so verdrossen langsam auf dem Hingange! wie rasch und stramm kommen sie von der Quelle zurück! „Rebenblut gibt Kraft und Muth!" — das sehen wir, meiner Treu. Ihre vorhin so blassen Züge haben sich leise geröthet, das Mienenspiel ist weniger träge, das Auge glänzt feuriger hinter dem Glase.

Flugs steigt der Größere der Beiden vorn am Bocke empor, gibt der hageren Rosselenkergestalt einen vornehmen Wink, so daß sie rasch nicht hinab, sondern hinauf, auf das Kutschendach steigt, und sich auf dem Hintersitz installirt, und macht es sich selber bequem auf dem breiten gepolsterten Bocke.

Der Kleinere kramt unterdessen im Gehäuse, bringt ein Kästchen zum Vorschein, und noch eins, die er dem Bockinhaber vor die Füße stellt, holt aus der Tiefe seines Frackflügels einen Schlüssel an's Licht, überreicht ihn ostensible dem Gefährten und steigt neben diesem auf.

Wie einmal diese Anstalten getroffen sind, wird auch das umherstehende und vorbeiströmende Publikum schon aufmerksam.

„Was geht da vor? Was mögen die wollen?"

Die Neugierde wächst rasch, und ehe zwei Minuten vergingen, umsteht den Wagen ein breiter bunter Wall von starrenden, gaffenden und lauschenden Gesichtern.

Der Große versetzt dem Kleinen einen „wohlgemeinten" freundlichen Rippenstoß, und — „Macht euch fertig!" schallt es über's Kutschdach hinweg, als Mahnung an den einsam und regungslos dasitzenden Kutscher und Compagnon.

Aller Augen folgen dem Rufe.

Gravitätisch hebt der Mann die langen Arme, legt sie zweien starren Klammern gleich an die Hülle des vor ihm stehenden Kastens, und zieht dieselbe langsam hinweg.

„**Ah! ah! un orgue de Barbarie!**" (Herrjeh, ein Leierkasten!) ruft sarkastisch ein Gamin. „**Une musique!**" (Man will Musik machen!) seufzt enttäuscht ein altes Mütterchen aus der Sanct-Antonius-Vorstadt. „**Des saltimbanques!**" (Marktschreier!) flüstert achselzuckend ein Flaneur **de pas étage**.

Gleichwohl bleibt Alles stehen wie eine Mauer, rührt sich Niemand, gafft und lauscht Alles nach wie vor.

Nun ist die Reihe des Thätigseins an dem Großen. Er erhebt sich, zupft seine Handmanschetten hervor, biegt die Schulterblätter ein, legt gleichzeitig zurechtrückend Hand an den Kragen vom Frack, nimmt ehrerbietigst den Hut ab, bückt sich, und schon kreischt im Kastenschlosse der Schlüssel.

„Vorwärts!" winkt der Kleine dem Leierkastenmanne zu. — Die Kurbel dreht sich unter dem Drucke der Kutscherfaust, schnarrend steigen die Töne.

Ein Ruck noch von der Hand des Großen. Auf springt der Kasten. Er greift hinein.

Hi! diese Wirkung! Was gibts? Weßhalb dieses Erschrecken bei Jung und Alt? Woher dieses Abwenden des Gesichts, dieses Schaudern, diese scheuen, ängstlichen Blicke? In der That, eine seltsame, eine schauerliche Reclame, aber dessenungeachtet ächt Parisisch, und — siehe da, schon hat das Auge der Betroffenen sich daran gewöhnt.

Auf flog der Deckel des Kastens. Hastig langte der Große hinein. Emporrasselte, von seiner Faust gehalten am Genick, ein menschliches Gerippe. Auf dem Dache schwirrten und brummten lauter die Töne der Orgel. Nach dem Takt einer populären Melodie hebt und senkt der Große das handgreifliche Bild des Sensenmannes, wie eine Mutter spielend ihr Kind. Die Knochen klappern, der Schädel grinset, der Mann dahinter gesticulirt entsprechend. Nun kreuzt er des Skelettes Arme, dann schlägt er damit nach dem Tact der Musik einen Marsch, jetzt biegt und zerrt er an den entfleischten Beinen. Fünf Minuten wohl dauert der Auftritt. Nieder rasselt die Erscheinung. Die Musik schweigt.

Und die Reclame hat hinreichend gezogen, den Schauplatz umringt eine unzählige Menge.

Mit einem zufriedenen, triumphirenden Lächeln überschaut der Große sein durch die Anziehungskraft der Reclame vollbrachtes Werk. Voll Selbstbewußtsein kreuzt er einen Augenblick die Arme auf der Brust, räuspert sich, senkt nachlässig das bebrillte, gelehrte Haupt und spricht:

„Meine Herren und Damen! Der Anblick Dessen, was ich soeben die Ehre gehabt habe, Ihnen zu zeigen, hat wohl Keines unter Ihnen angenehm berührt. Es sei ferne von mir, damit an die Nullheit und Nichtigkeit unseres irdischen Seins erinnern zu wollen; was ich damit bezwecke, ist weiter Nichts als eine Erinnerung an den Tod und die Pflicht, die einem Jeden von uns obliegt, diese unvermeidliche Misère in so weite Ferne zu rücken, wie nur immer möglich. Der Bettler wie der Fürst muß sterben, das wissen wir Einer so gut wie der Andere. Aber dem Bettler wie dem Fürsten muß es darauf ankommen, so lange zu leben als möglich, denn das Leben ist doch schön, gestehen wir's nur, meine Herrschaften. Ich habe Erfahrungen gemacht in der Rücksicht, und ich kann Ihnen versichern, meine Herren und Damen, daß leider die Wenigsten darauf bedacht sind, ihr Leben zu verlängern. Um Ihnen aus der langen Reihe der uns anvertrauten Werkzeuge nur eins vorzuführen, wie viel Opfer fordert nicht ein verdorbener Magen! Sie lächeln, meine Herrschaften! Aber kennen Sie auch dieses wichtige Organ? wissen Sie auch, daß es die Achse, um welche unsere ganze geistige wie physische Existenz sich dreht, ohne deren Gesundsein unser gesammtes Ich nichts taugt? Und doch ist es gerade der Magen, dem wir am wenigsten unsere Aufmerksamkeit schenken. Wie hängt das zusammen? Ich will es Ihnen sagen. Mit dem Magen direct in Verbindung stehen die Zähne. Die Zähne mit dem Munde bilden zu unserm Verdauungsorgan gleichsam den mahlenden Krater. Ohne die Arbeit der Zähne gelangen die Speisen unzertheilt in den verdauenden Tubus, verursachen Beschwerden, ermüden die Maschine und nutzen sie rasch ab, während die Hälfte der nährenden Kost für den Körper verloren geht. Bewahren wir deßhalb vor Allem unsere Zähne, diese Perlen des Mundes, diese Magnete der jungen, heirathslustigen Welt. Schönheit und Körperstärke gehen Hand in Hand mit ihrer guten Beschaffenheit. Ein Zahn wächst nicht wie ein Kohlstrunk im Küchengarten wieder. Ein zahnloser Mund ist das Schrecken der Schrecken. Eine lückenhafte Zahnreihe ist das Bild der in Verfall gerathenden Menschheit. Gelbe und schwarze Zähne machen den schönsten Mann, die schönste Frau häßlich wie die Nacht. Unsaubere, mit Speiseresten behaftete Zähne machen den Mund zu einer Brutstätte der Pestilenz. Denken Sie sich einen jungen Menschen mit einem solch abscheulichen Mundwerk! Geschäftsabschlüsse, Heirathsprojecte, Alles scheitert an seinem parfümirten Odem. Lächeln Sie nur, meine Herrschaften! So etwas merkt man oft selber nicht, und ein Freund, wenn er sich auch entsetzt abwendet, wirft Ihnen Ihr Uebel doch nicht vor. Lassen Sie mich Ihnen ein Beispiel vorführen. Ich bin in der Welt weit herumgekommen. Ich bereiste das ganze europäische Festland und Afrika dazu. Die Philantropie ist für einen Heilkünstler ein unschätzbares Ding! Durch lange Jahre war ich — hören und staunen Sie! — Leibarzt des Kaisers von Marokko. Vernehmen Sie, wie das zuging. Als ich bei Hofe ankam, war Se. marokkanische Majestät leidend. Keiner seiner zahlreichen Aerzte wußte, was ihm fehlte; ich Anfangs auch nicht. Die Majestät glich einem Schatten, hatte fast keinen Appetit, war in einemfort dämelig wie eine Marotte. Ich consultirte, examinirte, auskultirte, und wollte schon an meiner Kunst verzweifeln, als ich auf den glücklichen Einfall kam, Sr. Majestät Mundhöhle zu sondiren, und — meine Herren, es duftete nicht nach Rosen. Die Wurzel des Uebels war der verpestete und verpestende Athem. Das war gerade Wasser auf meine Mühle. Den Feind wollte ich schon vertreiben! So operirte, reinigte ich denn, und siehe da, nach einigen Tagen schon aß Se. schwarze Majestät für Vier und ernannte mich zu seinem Leibarzt. Nun sollen Sie sehen, meine Herrschaften, wie und womit ich dieses Wunder verrichtet. Sie sehen dieses Fläschchen mit rubinrothem Elixir? Darin ist das ganze Geheimniß enthalten. Heran, heran, meine Herrschaften, es steht einem Jeden zu Gebote! Und obgleich die wunderbare Flüssigkeit nicht mit Golde zu bezahlen, so gebe ich sie nicht um 50 Francs, nicht um 25 Francs, nicht um 15 Francs, nicht um 5 Francs, ja, nicht um 2 Francs, auch nicht um 1 Franc, — um 50 Centimes, meine Herrschaften, um 50 Centimes! Sehen Sie, so bedient man sich derselben! **En avant la musique!**"

Der Kleine hat sich erhoben und faßt soviel er fassen kann von den Flacons. Der Rosselenker dreht aus Leibeskräften die Orgel.

Der Große hat sich eines Handtuches bemächtigt und reibt sich nach dem Takt der Leierkastenmusik die Zähne. Und die Versammlung drängt sich stürmisch heran und erkauft sich mit blanken Münzen die Gunst des Leibdoctors der Majestät von Marokko. „Wasser thut's freilich nicht."

Wissenschaftliche Forschungen in Tibet.

Dem Correspondenten der „Times" in Calcutta zufolge dürfte demnächst eine Reisebeschreibung in die Oeffentlichkeit gelangen, die das Seitenstück zu Professor Vambery's kühnen Fahrten im Orient bildet.

Die Erforschung Groß-Tibets und Lhasa's war schon lange von der britischen Regierung projectirt, aber bis jetzt noch immer an der starren Gränzabschließung der Chinesen gescheitert. Da trat im Jahre 1861 der Ingenieur-Capitän Montgomery, damals mit der Vermessung von Kaschmir beschäftigt, mit dem Vorschlag auf: Eingeborne auszubilden und als Entdeckungsreisende zu verwenden, lieferte auch selbst kurz darauf durch Absendung eines Muselmanns, der mit schätzenswerthen Ergebnissen zurückkehrte, den Beweis der praktischen Anwendbarkeit. Auf seine Veranlassung ließ sich denn auch damals Oberst Waller, Chef der großen trigonometrischen Vermessungsabtheilung, bewegen, sich von der Schulcommission zwei eingeborne Schul-Candidaten, die Beide von halb tibetanischer Abkunft waren, auszubitten, die alsbald in allem Nothwendigen unterrichtet wurden.

Es war keine leichte Arbeit, sie zum Vermessen sowohl als zu astronomischen Beobachtungen heranzuziehen, aber es gelang, und die beiden jungen Leute begaben sich im Juni 1865 auf den Weg. Nach verschiedenen Versuchen gelang es dem einen der Reisenden, durch Kirong in Tibet einzudringen und seine Instrumente, zwei große Sextanten, zwei Taschensextanten, prismatische und Taschencompasse, Thermometer, Chronometer und Uhr wohlverborgen in einem doppelten Boden seiner Kiste, einzuschmuggeln. Das Gebetrad der Buddhisten hatte Capitän Montgomery zur Aufnahme eines Compasses und für Aufzeichnungen eingerichtet und der Gebrauch des Rosenkranzes diente einmal zur Controle der Schrittberechnungen bei Entfernungen, während zugleich aufdringliche Reisende durch religiösen Anstand abgehalten wurden, den so augenscheinlich andächtigen Beter zu unterbrechen.

Jetzt nach 18 Monaten ist der Entdeckungsreisende zurückkehrt und soll demnächst eine neue Expedition antreten. Sein Name wird deßhalb vorderhand geheim gehalten, und er heißt nur „der indische Vambery".

Die Hauptergebnisse der eben vollendeten Reise bestehen in einer großen Anzahl astronomischer Beobachtungen, die der Reisende zu Breitenberechnungen an 31 verschiedenen Punkten aufgenommen, ferner in einer genau ausgearbeiteten Routenvermessung einer Strecke von 1200 Meilen, bestimmend den Lauf des Brahmaputra und der großen tibetanischen Heerstraße.

Die Abenteuer, welche der Reisende bestanden und jetzt in der einfachen, schlichten Weise Herodots und Marco-Polo's erzählt, sind äußerst mannichfaltig. Wenn ihm die Gelder ausgingen, unterichtete er nepalesische Kaufleute in der indischen Buchführung und paßte geduldig die Gelegenheit ab, wo es ihm möglich wurde, auf die eine oder andere Weise seinen Zweck zu erreichen. Vor dem Dalai Lama stand er bei seiner Audienz in Furcht und Zittern, da selbst unter den Eingebornen, die nicht dessen Lehre folgen, der Glaube verbreitet ist: er ergründe die geheimsten Gedanken. Jedenfalls machte er in diesem Falle von seiner Allwissenheit keinen Gebrauch, und unser Reisender kam mit dem Schrecken davon. Da der Lama in der 13. Station der Seelenwanderung steht und mit 13 Wanderungen die Periode eines Lama endet, so erwartet man bei seinem Tode bedeutende politische Veränderungen. Die große tibetanische Heerstraße wird interessant geschildert. Bis zu einer Höhe von 17,000 Fuß über die Berge hingehend, ist der Weg so günstig gewählt, daß ein Reiter, ausgenommen bei Flußübergängen, auf der ganzen Strecke nicht vom Pferde zu steigen braucht. Zweiundzwanzig Haltestellen, für die Aufnahme von 150—200 Mann eingerichtet, sind auf der Straße in Entfernungen von 20—70 engl. Meilen vertheilt, und enthalten, nebst Einrichtungen zur Labung und Rast der Reisenden, auch die nöthigen Relais an Reitpferden für die Staatscouriere. Letztere sind eine merkwürdige Classe von Menschen und einigermaßen verschieden von ihren europäischen Collegen. Sie reiten ohne Rast und halten nur zum Essen und zum Pferdewechsel. Beides wird stets für sie bereit gehalten. So fliegt der Courier die Strecke von 800 englischen Meilen in 24 Tagen dahin und langt abgemagert, mit aufgesprungenem Gesicht, blutunterlaufenen Augen und von Ungeziefer halb verzehrt, an Ort und Stelle an. Letzteres, das Ungeziefer, findet seine Erklärung in der Thatsache, daß die Kleider, worin er die Depeschen trägt, bei der Abreise auf der Brust gesiegelt werden und nur der Empfänger das Siegel lösen darf. (E. C.)

Mannichfaltigkeiten.

(Revanche für Pavia.) In England stellte eine Dame bei jedem neuen Dienstboten, den sie bekam, eine Probe der Ehrlichkeit an, indem sie ein Geldstück in einer Weise irgendwo hinlegte, daß es als verloren oder vergessen angesehen werden konnte. Die meisten Dienstmädchen behielten das Geldstück, dann aber machte die Dame Lärm und überlieferte sie dem Gerichte. Manche davon kam nicht mehr aus der Verbrechersphäre, in welche sie dadurch gerieth. Eines dieser Mädchen heirathete nachher einen Erzgauner und es ward ein Racheplan verabredet. Als die Dame wieder ein Mädchen suchte, ward ihr ein schlaues, in die Verschwörung eingeweihtes Geschöpf zugesandt, das sie auch nahm. Dieses Mädchen ließ das hingelegte Geld liegen, aber im Besuchzimmer der Dame, wohin immer Geschäftsleute kamen, eine Fünfzig-Pfund-Note fallen. Die Dame hob sie auf und verwendete das Geld in ihrem Nutzen; sie glaubte, ein Geschäftsmann habe die Note verloren. Kaum hatte sie aber dieselbe ausgegeben, ward sie verhaftet und in Untersuchungshaft gesetzt, denn die Note war gefälscht. Die Gauner konnten aber nicht stille sein und es kam endlich heraus, wie die Sache sich zugetragen.

(Interessante Verwandtschafts-Verhältnisse.) Es circulirt eben eine kuriose Hochzeits-Anzeige in der Pariser Gesellschaft. Man darf kaum annehmen, daß man es mit irgend einer boshaften Mystification zu thun hat, und darum sucht Jedermann hinter der ungewohnten Form der Anzeige eine mehr oder weniger bedenkliche Anspielung. Das Schreiben lautet: „Ihre Excellenz die Frau Generalin Josephine Taniewska und Herr Gregory Ganesco haben die Ehre, Ihnen die Vermählung des Herrn Alexander Taniewski, ehemaligen Obristlieutenants in kaiserl. russischen Diensten, ihres Sohnes und Freundes, mit Fräulein Anna Schwend mitzutheilen.

Frankfurter Theater.

Die Oper.

Seit vierzehn Tagen hatte sich der Antheil des theaterbesuchenden Publikums beinahe ausschließlich dem Gastspiele der gefeierten Marie Nie-

mann-Seebach zugewendet. Die Opernvorstellungen dienten während dieser Zeit eigentlich nur dazu, um dem vielbeschäftigten Schauspielpersonale inzwischen einige Erholung und Ruhe zu gönnen. Diese Sachlage bestimmte auch den Berichterstatter, so lange seine Thätigkeit einzustellen. Da nun die gewöhnliche Ordnung in dem Laufe der Dinge an unserem Theater wieder hergestellt ist, so wollen auch wir wieder an die Besprechung der Opern-Leistungen gehen und gleich mit Weber's „Oberon" beginnen, der inzwischen schon zwei Mal gegeben wurde.

Diese Oper, bekanntlich der Schwanengesang des vortrefflichen, der Kunst durch den Tod leider zu früh entrissenen Tondichters, wurde von ihm auf Bestellung für London componirt. Das Textbuch, ein verwunderliches und ziemlich geschmackloses Gemisch von Opern- und Schauspiel-Scenen, das durch Einmengung des Ballets und decorativen Ausschmückung (darunter sogar ein wandelndes Diorama) vollends formlos wurde, läßt auf die dichterischen Fähigkeiten des Verfassers Planché eben keinen günstigen Schluß ziehen. Man begreift nicht, wie es ihm möglich wurde, den für die musikalische Bearbeitung so ganz passenden Stoff beinahe durchaus des ihm eigenen poetischen Reizes zu entkleiden, dabei mit solch technischem Ungeschick zu verfahren und eine Naivetät zu entwickeln, die an den seligen Herrn Schickaneder erinnert. Unter gewöhnlichen Verhältnissen hätte sich Weber wohl auch nicht zur musikalischen Beseelung dieses unförmlichen Torso's entschlossen. Aber ihn zwang die Rücksicht auf seine Existenz, auf seine Zukunft dazu. Wenn er dieser ebenso seltenen als ehrenvollen Berufung nicht Folge geleistet hätte, zum zweiten Male wäre sie ihm wohl nimmer geworden. So mußte er den wohl oder übel sich fügen. Sein feiner künstlerischer Sinn ließ ihn die der musikalischen Composition günstigen Seiten herausfinden. Es mag ihn gereizt haben, die Gegensätze zwischen dem Zauber der Elfenwelt, der Romantik des Ritterthums und den Eigenthümlichkeiten orientalischen Lebens zu einem abgerundeten Ganzen zu vereinen. Ueberdieß war er der Mann dafür, sich zutrauen zu können, daß ihm dieß gelingen werde. Und wie ist es ihm gelungen! Er schuf, trotz der angedeuteten Hindernisse, ein Meisterwerk an Originalität, Charakteristik und süßem melodischen Reize, das auch in Hinsicht der feinsinnigen Instrumentation den beiden vorausgegangenen würdig zur Seite steht. In welch vortrefflich geistreicher Weise wußte er die entsprechenden Farben für Rezia, Fatime, Scherasmin, Oberon und seine Geisterwelt, sowie die Bekenner Mohamed's zu finden und zu mischen? Nur Hüon ist nicht durchaus auf gleicher Höhe gehalten, wie auch dessen große Arie, ungeachtet mancher ihr eigenthümlichen Schönheiten, wohl die mindest gelungene und überdieß die schwierigste Arie ist, die Weber für Tenor je geschrieben. Die Zugeständnisse, welche er hierin dem großen Stimmenumfang und der bedeutenden technischen Fertigkeit des berühmten englischen Tenoristen Braham machen mußte, stören einigermaßen die Einheit und Wahrheit der Styls. Wollten wir die werthvollsten Nummern der Oper anführen, so müßten wir mit der herrlichen Ouverture beginnen und hierauf so ziemlich alle in der Partitur enthaltene herzählen. Das zu thun, halten wir bei der Bekanntheit des Werkes nicht für nöthig. Doch drängt es uns, für eine derselben in die Schranken zu treten, die von den meisten deutschen Auditorien, nicht allein von dem unseren, etwas stiefmütterlich behandelt wird. Es ist dieß der letzte Theil des Finales vom ersten Acte, mit dem Tempo di marcia beginnend. Ist das Thema dieses Marsches, dem sich der Chor der Sclavinnen und der Harems-Wache zugesellt, schon an und für sich eben so höchst originell, als charakteristisch, so gelang dem Componisten durch den glücklichen Einfall, darüber noch Rezia's wunderbar süßer Arioso: „Seele froh in Jubelklängen" aufzubauen und wie verklärend schweben zu lassen, ein bewunderungswürdiges Meisterstück.

Eine nach jeder Richtung hin gute Aufführung dieses Werkes, das so umfassende und schwerzubefriedigende Anforderungen macht, zu liefern, gelingt in der Regel einer Bühnenleitung, und wir rechnen darunter auch die Berliner und Wiener, denen doch alles hiezu Erforderliche zu Gebote stehen sollte, nur selten. Es wird beinahe immer Etwas zu wünschen übrig bleiben. Entweder genügen die Darsteller Hüons und Rezia's nicht völlig oder man lacht über die mangelhafte Ausführung der eingemengten Schauspiel-Scenen; da fehlt es an Ballettkräften oder an deren entsprechender Verwendung, dort spart man an der nöthigen Ausstattung. Unter so erschwerenden Umständen kann ein Publikum immerhin recht zufrieden sein, wenn ihm die Oper in solcher Weise vorgeführt wird, wie dießmal hier. Auch der Kritiker wird diesen Schwierigkeiten Rechnung tragen müssen, obwohl ihn dieß nicht abhalten darf, Dasjenige zu bezeichnen, was unter den gegebenen Verhältnissen hätte entsprechender vorgeführt werden können. Hier war der Preis des Abends der Darstellerin der Rezia zuzuerkennen. Frau Fabbri bewies aufs Neue wieder ihre hervorragende Gesangs- und dramatische Befähigung, ihr treues, umsichtiges und angemessenes Hingeben an jede ihr zugewiesene Aufgabe. Die freudige Energie, mit der sie sich ihnen hingibt und die selbstverständlich auch dießmal nicht fehlte, erweckt ein wohlthuendes Echo in der Brust jedes Zuhörers. Ihre ausgezeichnete Leistung gipfelte in der feurigen Ausführung der großen Scene und Arie des zweiten Actes: „Ocean! du Ungeheuer!" die ihr auch großen Beifall eintrug. — Ueber die Schwierigkeit der Rolle des Hüon, besonders der Arie, haben wir schon früher gesprochen. Herr Coloman-Schmidt befand sich ihr gegenüber in ähnlicher Lage, wie wohl die meisten seiner deutschen Collegen, an die Alle sie durch Stimmumfang- und Bildung und überdieß noch in Hinsicht der Darstellung beinahe unerfüllbare Forderungen stellt. Er that sein Möglichstes, um sich einigermaßen entsprechend damit abzufinden. Wir wüßten nichts dagegen einzuwenden, daß er die schon mehrerwähnte Arie in Es, statt in E sang, da sie sonst gar nicht auszuführen gewesen wäre. — Verwundert haben wir uns darüber, daß Fräulein Oppenheimer an Stelle des Fräulein Laditzky die Rolle der Fatime übertragen war, zu der sie sich doch im Ganzen so wenig eignet. Fehlt ihr ja alle Naivetät und Munterkeit der Darstellung, wenn sie auch stimmlich genügt. — Der Oberon des Herrn Baumann, so musikalisch tüchtig er sich auch vorführte, entbehrte doch zu sehr des entsprechenden Stimmreizes. — Herr Rietz genügte als Scherasmin. — Die Rollen des Almansor und der Roschana wurden von Herrn Roll und Fräulein Bartelmann würdig ausgeführt. — Der Chor, dem, wie wir vernehmen, die dringend nöthige Verstärkung baldigst zu Theil werden soll, that sein Möglichstes. Das Orchester wirkte unter Herrn Lachners Leitung mit Lust und Liebe. Für die Ausstattung war Alles gethan, was die hiesigen Verhältnisse zu thun erlaubten; sie war eine sehr anständige zu nennen.

Im Uebrigen brachte die Oper in genannter Zeit nur Wiederholungen theils schon besprochener oder hinlänglich bekannter Opern, wie: Der Prophet, Così fan tutte, Entführung, Zauberflöte, darunter drei von Mozart, was sowohl der Direction als dem Publikum alle Ehre macht.

△

Frankfurt, 26. März.

Die hiesige Künstlergesellschaft sah gestern Abend die Mitglieder der zur Untersuchung des Dombaues berufenen Fachverständigen-Commission, die Dombaumeister Schmidt aus Wien, Voigtel aus Berlin und Denzinger aus Regensburg und weiter Ferstel aus Wien, den Erbauer der Votivkirche, als ihre willkommenen Gäste und feierte diese ausgezeichneten Vertreter der Gothik in herzlichster Weise, zu welcher ein liebenswürdig jovialer Humor aus geistlichem Munde nicht wenig beitrug. — Nicht unerwähnt dürfen wir lassen, daß kürzlich auch in demselben Verein die Trauer über den Tod Königs Ludwig von Bayern, welche alle künstlerischen Kreise bewegte, durch Ed. von der Launitz einen würdigen Ausdruck fand. Einen besonderen Beruf dazu gab gerade dem Genannten der Umstand, daß er damals, als Ludwig aus dem von ihm erworbenen Trümmern der Aeginaten, die unschätzbare Gruppe durch Thorwaldsen in Rom herstellen ließ, in dessen Atelier gearbeitet und somit an dieser ersten Großthat für die Kunst mitgeholfen hat.

Berichtigung.

In Nr. 87 d. Bl. in dem Museums-Berichte lies: Verulam, — im Hintergrunde, — Methodiker der Lehre, — Ratichius, — Didactica.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

A. Nordgren in Düsseldorf: Landschaft. — B. Zeppenfeld in Hamburg: Im Stalle. — C. Ernst Morgenstern in München: Der Meisinger-See bei Starnberg.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 29. März: **Kabale und Liebe**, bürgerliches Trauerspiel in 5 Acten von Schiller. Luise: Frau Niemann-Seebach.

(Außer Abonnement.)

Montag, 30. März: **Die Anna-Lise**, Schauspiel in 5 Acten von H. Hersch. Anna-Lise: Frau Niemann-Seebach.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 125.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 90 und 91. Dienstag, den 31. März 1868.

Eine Raupen-Epidemie und ihre Schlußfolgerung.

Wie oft tritt uns das winzig Kleine dennoch als imposante Macht entgegen — furchtbar oder großartig in seinen Wirkungen. Das alltägliche Leben gibt zu der Bedeutung des „**viribus unitis**" Illustrationen genug, theils aus der Menschenwelt um uns her, theils aus dem Walten der Natur. Wir dürfen ja nur an das Anwachsen der schwachen Kraft des einzelnen Arbeiters bis zur achtunggebietenden Macht Schultze'scher Associationen oder von dem Nichts des einzelnen Kerbthiers bis zur verheerenden Insectenplage denken.

Ebenso wie im ersteren Falle zum Guten, so zeigt sich im letzteren — und allen seinen Analogien — aber auch dieß ungeheure Anschwellen solcher Mächte und das durch sie gestörte Gewicht im Haushalte der Natur für die Menschheit außerordentlich nachtheilig.

Es liegt außerhalb des Rahmens dieser Skizze, auf jene, von Zeit zu Zeit immer häufiger und zugleich verderblicher auftretenden Insectenschäden am Getreide, Obst, Holz 2c. näher einzugehen; jeder Gebildete kennt sie ja auch im Allgemeinen genugsam. Dagegen dürfte uns diese Skizze zu einer Schlußfolgerung führen, welche, ihre Richtigkeit vorausgesetzt, von außerordentlich bedeutsamen Folgen für die Menschheit werden könnte, indem sie *den sicheren Weg zur völligen Bekämpfung einer solchen Insectenplage aufweist.*

Unter allen Kerbthier-Verheerungen sind bisher bekanntlich die der Holzraupen nicht blos als die großartigsten, sondern auch als die, den schwersten Verlust bringenden anzusehen. Zugleich aber lag ihnen auch stets die Möglichkeit einer Bekämpfung, sei es durch das Vernichten der Eier, Räupchen (durch das sogen. „Spiegeln") und Schmetterlinge, durch Fanggräben oder auch die Selbstthätigkeit der Natur mit Hülfe der Ichneumonen u. s. w.; unstreitig wurde dazu aber die anhaltendste und sachgemäßeste Beobachtung tüchtiger Forscher immer nothwendiger.

Von diesem Gesichtspunkte aus besuchte vor Kurzem der bekannte Naturhistoriker Dr. Bail aus Danzig die im nordöstlichen Theile Deutschlands befindlichen Kiefernwälder, in denen der Raupenfraß der Forleule — **noctua juniperda** — in arger Weise wüthete. Zu seiner Verwunderung fand er aber die ganze, wahrhaft ungeheuerliche Menge der Raupen völlig erstorben. Während eines zweitägigen Aufenthaltes in den abgefressenen Wäldern bei sehr sorgfältigem Suchen mit acht Arbeitern, welche auch die Moosdecke umwenden und die Streu durchgraben mußten, gelang es nur noch, eine einzige lebende Raupe und dreizehn Puppen zu finden, alles Uebrige war todt.

Viele Raupen hatten die Erde nicht mehr zu erreichen vermocht, sondern lagen todt am Boden oder saßen in Schaaren, oft eine über der anderen, an den Stämmen der Kiefern, des Wachholders, Haidekrauts, an Grashalmen und Gränzpfählen. Sehr häufig hatten die Raupen bei dem Uebertritt von einer abgefressenen Stelle auf ein anderes Gebiet das schönste Futter erreicht, waren aber, an den Nadeln sitzend, vom Tode ereilt worden, ehe sie noch zu fressen angefangen.

Der oberflächliche Beobachter würde nun von vornherein darauf schließen, daß dieß allgemeine Sterben der Raupen durch die Ichneumonen veranlaßt sei, zumal diese bekanntlich bei bereits beginnender Erkrankung der Raupen, sogleich in außerordentlich massenhafter Weise sich zu vermehren beginnen. Hier ist dieß aber keineswegs der Fall, sondern Dr. Bail hat es unwiderleglich nachgewiesen, daß das Erkranken und der Tod der Raupen durch die Einwirkung von pflanzlichen Schmarotzern hervorgerufen seien.

Ratzeburg hatte bekanntlich bereits vor Jahren die Beobachtung gemacht, daß ganze Generationen von Forst-Schmetterlingen oder Raupen erkrankten und hinstarben, ohne daß dieß durch jene thierischen Schmarotzer bewirkt worden. Er hatte zugleich darauf hingewiesen, daß man beim Beginn irgend solcher Erkrankung der Raupe sofort mit jeglichen Vertilgungsmaßregeln innehalten müsse, weil dann die Natur selbst die völlige Vertilgung schnell und sicher ausführe, theils durch die sich ausbreitende Seuche, theils durch die dann immer massenhafter auftretenden Ichneumonen.

Wir verfolgen nun zunächst noch weiter die sehr scharfsinnigen und zu überraschenden Resultaten führenden Beobachtungen und Versuche des Dr. Bail und reihen dann daran, und namentlich an die obige, gewissermaßen instinctive Anordnung Ratzeburgs unsere wohl nicht unwichtige Schlußfolgerung.

Dr. Bail fand die todten Raupen entweder ausgestreckt am Boden liegend oder mit den Bauchbeinen ganz fest an den Nadeln u. s. w. haftend, während die ächten Beinpaare stets und meist auch das ganze hintere Leibesende lose und schlaff herabhingen. Die ganze Raupe war, mit Ausnahme des glänzenden Kopfes, vollständig mit einem für das bloße Auge gelblich-grauweiß erscheinenden Mehlstaube bedeckt und erschien, sobald dieser vom Regen abgewaschen worden, schwarzbraun, seltener gelblich und dunkler gestreift. Auch im letzteren Falle ließ sie noch, besonders mit der Loupe betrachtet, hier und da festsitzend, namentlich unter dem Bauche, jene Bestäubung erkennen. Wo die Raupen durch große Aufhäufung nicht bis auf die Haut ausgefault waren, zeigten sie sich brüchig wie Hollundermark und in ihrem Inneren förmlich vollgestopft mit einer gelblichen Substanz, welche, unter dem Mikroskop betrachtet, aus den Elementen einer Pilzform — **Empusa** — während die erwähnte Bestäubung aus deren Sporen bestand.

Der Genannte hatte diesen mikroskopischen Pilzformen bereits früher eine eingehende Beachtung geschenkt und war durch lange und unausgesetzte Versuche zu ganz eigenthümlichen Resultaten ge-

langt. (Veröffentlicht in dem amtlichen Berichte der deutschen Naturforscher und Aerzte 1860 „Ueber Krankheiten der Insecten durch Pilze“ und in dem Programm der Danziger Realschule „Ueber die Entwicklung einiger Pilzformen“.) Im Zusammenhang mit den von Robin in der „Histoire naturelle des vegetaux parasites“, Paris 1853 und von Hallier neuerdings veröffentlichten Forschungen, scheint es bereits als erwiesen festzustehen, daß diese pflanzlichen Parasiten auch nur zu bedeutsamem Einflusse auf das Leben höherer Thiergattungen, bezüglich des Menschen, zu erlangen vermögen. Dießmal müssen wir es uns leider ebenfalls versagen, auf dieß außerordentlich (insbesondere in Hinsicht der Cholera) wichtige Feld der Forschung näher einzugehen, sondern uns bescheiden auf die genannten Quellen zu verweisen.

Für Dr. Bail galt es nun bei dieser Gelegenheit, unumstößlich darzuthun, daß die Empusa nicht etwa erst in Folge der Erkrankung oder des Todes der Raupen entstanden, sondern daß sie selbst die eigentliche Ursache von beiden gewesen. Diese Aufgabe hat der Forscher in ähnlicher Weise mit bestem Erfolg gelöst, wie er dereinst eine Anzahl von Stubenfliegen mit dem Mucor racemosus (Hefenpilz) impfte und nun beobachtete, daß daraus dieselbe Empusa mascae entstand, an der eine der Fliegen nach der anderen genau in der Weise zu Grunde ging, in welcher dieß Beispiel in jedem Herbste an den überall anhaftenden, mit weißem Schimmelanflug überdeckten Stubenfliegen sich uns zeigt. Genug, Dr. Bail hat es bewiesen, daß die Empusa die Raupen durch Ansteckung befallen und zweifellos in ebenso rapider als gründlicher Weise ertödtet hat.

Da nun die Forscher bisher sich mit der Constatirung dieser interessanten Thatsache begnügt haben, und da dieselben in verschiedenen wissenschaftlichen und populären Organen mitgetheilt worden, ohne daß man weitere Betrachtungen daran geknüpft, — so dürfen wir uns wohl berechtigt erachten, unsere Schlußfolgerungen in Betreff dieser Raupen-Epidemie der öffentlichen Beurtheilung vorzulegen.

Steht es so unumstößlich fest, wie die Forschungen Dr. Bails ergeben haben, daß die Raupen, „deren Anzahl nicht auszusprechen“ war, mit denen „vom Wipfel bis zur Basis alle Stämme und Aeste dicht besetzt“ erschienen und die „um die Stämme herum und auf den Waldwegen in zollhohen Haufen“ lagen, sämmtlich durch den Schimmelpilz und jedenfalls in verhältnißmäßig äußerst kurzer Frist ertödtet worden, so ist, unseres Erachtens, darin ein Weg aufgefunden, zur sicheren Bekämpfung jeder Verheerung der Forleule und vielleicht auch jedes anderen Raupenfraßes.

Um dieß Ziel nun zu erreichen, empfehlen sich sogar zwei sehr einfache und erfolgversprechende Verfahrungsweisen. In dem einen Falle läßt man wie gewöhnlich die Raupen und zwar so massenhaft als möglich einsammeln, ertödtet sie, bringt sie dann aber nicht wie bisher, in den Dung u. s. w., sondern transportirt sie in die Waldung und zwar gerade dorthin, wo der Raupenfraß am ärgsten wüthet. Zugleich wird darauf zu achten sein, daß von diesem Punkte aus der Luftzug das ganze übrige, raupenkranke Revier überstreichen kann. In den verwesenden Kadavern der getödteten Raupen wird sich sehr bald die Empusa — jedenfalls auch noch andere pflanzliche und thierische Schmarotzer — entwickeln und bald genug als eine gierige Meute die rings herum hausenden Raupen überfallen, sich durch Ansteckung (oder richtiger durch das diesen Pilzformen eigenthümliche Fortschleudern ihrer Früchte und Samen) immer weiter verbreiten, bis sie, ebenso wie in dem Falle der Dr. Bail'schen Beobachtungen, die Raupen sämmtlich vernichtet. Noch erfolgreicher wäre vielleicht das zweite Verfahren, welches ich vorschlage. Man sammelt nämlich die massenweise noch vorhandenen todten Raupen ein, entfernt jenen Sporenstaub von den Körpern und bewahrt diesen letzteren auf. Es ist bekannt, daß die Samen aller dieser Pilzformen, bei naturgemäßer Aufbewahrung auf unbeschränkte Zeit hinaus ihre Lebens- und Keimkraft behalten. Sobald dann irgwo eine Raupen-Verheerung hereinzubrechen droht, werden im ganzen Umkreise des Auftretens der Raupen, von denselben so viele als nur irgend möglich mit den Keimen der Empusa geimpft (am zweckmäßigsten wohl blos bestreut) und nun alles Weitere dem Walten der künstlich entfachten Naturkraft überlassen.

Die unmaßgebliche Meinung des Verfassers geht dahin, daß diese Vorschläge wohl der Beachtung und Prüfung mit praktischen Versuchen von Seiten der dazu Berufenen werth sein dürften.

Dr. Karl Ruß.

Das Kautschuk.

Noch vor einigen dreißig Jahren hatte das Gummi keinen andern Werth, als Bleistiftstriche fortzuwischen; ein spärlicher Handelsartikel, der außer in der Schulmappe der Kinder, in den Zeichenateliers und den Papierhandlungen wenig zu finden war. Von seinem Ursprung hatte der französische Arzt und Naturforscher Condamine 1751 die ersten Nachrichten gegeben. Auf seinen Reisen in Südamerika sah er, daß die Eingeborenen aus Bäumen einen Saft gewannen, ihn trockneten und dann zu mannichfachen Geräthen verarbeiteten. Auch bestrichen sie Thonmodelle damit die dem Gummi die Flaschenform gaben, in welcher er nach Europa kam. Der in Südamerika unter dem Namen Siphonia elastica oder Hevea Cautschuc bekannte Baum lieferte diesen Stoff in größter Menge. Doch kommen auch bei uns mehrere Pflanzen vor, die Federharz enthalten, so z. B. die Euphorbien (Wolfsmilch), der Mohn und andere; nur lohnt es nicht der Mühe, derartige Gewächse auf den Gewinn des Harzes anzubauen. Gewonnen wird dieser Pflanzensaft, indem man am untern Ende des Stammes Einschnitte bis aufs Mark des Baumes macht; aus diesen fließt der Saft heraus, der entweder in Gruben aufgefangen oder, über Thonmodelle gestrichen, an der Sonne oder am Feuer getrocknet wird.

Das beste Gummi liefert jetzt Mittelamerika; es ist das Paragummi; die geringern Sorten, zu denen der sogenannte Gummispeck gehört, kommen in großen Massen aus Ostindien, vorzugsweise von der Insel Java.

Das braune Gummi, das in Halbstiefelform hierher kam, wurde zuerst zu Ueberschuhen verwandt, da man weiter nichts zu thun hatte, als sie auszuschneiden; sie blieben begreiflicherweise äußerst plump. Der Wunsch, das Material schmiegsam zu machen, stieß auf viele Schwierigkeiten. Wärme erwies sich dazu eben so unzureichend wie heißes Wasser. Nach mancherlei Versuchen fand Dr. Mitchell zu Philadelphia, daß der Aether das Federharz erweiche, ohne es aufzulösen, so daß man es in diesem Zustand mit Vorsicht über beliebige Formen ziehen konnte, auf denen es bis zur Austrocknung, die schnell erfolgte, blieb. Da der Aether aber ein zu kostbares Mittel war, so griff man zu den ätherischen Oelen, dem Steinöl und dem Rosmarinöl; leider aber wurde die so fügsam gemachte und verarbeitete Masse sehr bald durch den Einfluß von Luft und Licht, d. h. durch das Einsaugen des Sauerstoffs, wieder zersetzt. Um diesem Uebelstand, der aus den in allen käuflichen ätherischen Oelen sich befindenden Harztheilen entsprang, abzuhelfen, mußten die ätherischen Oele destillirt werden; doch bewiesen erneute Versuche, daß die Destillation das Oel wohl von dem in ihm ausgebildeten Harz, jedoch nicht von den sich immer wieder neubildenden Harztheilen befreite. Es galt nun, diese Harzaggregate unschädlich zu machen, eine Aufgabe, die um so schwieriger war, da man diesen erst in der Bildung begriffenen Materien

keine bestimmte chemische Potenz entgegensehen konnte. Einem preußischen Chemiker, dem Landökonomierath Dr. Lüdersdorf, gelang es zuerst, im Schwefel diejenige Substanz zu finden, welche, selbst in kleinster Quantität angewandt, die nachtheilige Einwirkung der Harzaggregate vollkommen beseitigte. So ist man seit etwa 10—12 Jahren Herr des bildsamen Gummistoffs geworden.

Treten wir nun in die Fabrik von Vaillart und Compagnie in Harburg, die größte, die es in Europa gibt, einmal ein. Schon ein einziger Artikel, der hier gefertigt wird, wirkt überwältigend — es werden täglich 3000 Paar Gummischuhe gemacht. Zwei Dampfmaschinen von 200 und 250 Pferdekraft arbeiten dort mit hochgespannten Dämpfen. Fast die ganze Kraft wird zum Kneten des Kautschuks verbraucht. Die einzelnen Knetapparaten von nicht großer Dimension nehmen 30 Pferdekräfte in Anspruch. Das Kautschuk wird hier, nachdem es einigermaßen trocken und gereinigt ist, durch Auswalzen und continuirlich heißen Wasserzufluß zwischen Walzen gefügig gemacht. Der Schwefel wird als feines Pulver dazwischengestreut.

Zur Anfertigung von Schuhen ist in der Fabrik ein großes Magazin von Leisten vorhanden, die aus Eisen, jedoch hohl gegossen sind. Ein Haken verbindet je zwei und zwei. Die Theile werden alle einzeln geschnitten, nicht genäht, sondern zusammengeklebt; fertig, werden sie mit einem stark glänzenden Asphaltlack überzogen. In einer mit Blech ausgeschlagenen großen Kammer, der sogenannten Vulkanisirungskammer, werden sie über Stangen aufgehängt, auf denen sie bei starker Heizung 12 Stunden bleiben müssen.

Nächst den Schuhen sind die Spielwaaren aus Kautschuk ein beliebter Artikel. Von den in der Luft schwebenden, mit Gas gefüllten kleinen Ballons an, die durch Alkannawurzel so schön roth gefärbt werden, bis zu den mit comprimirter Luft gefüllten Spielbällen und den mannichfachsten Figuren sieht man alle Branchen von Spielwaaren vertreten. Die Puppen und Thiere erhalten noch eine bunte Bemalung durch Oelfarben, ehe sie in den Handel kommen.

Fußdecken, besonders Läufer, werden zu Tausenden von Ellen gearbeitet; in ihrem waffelartigen Muster nehmen sie in den Vertiefungen allen Schmutz auf, der sich leicht ausschütten läßt. Ebenso werden Kappen und Mäntelstoffe massenhaft dort angefertigt.

In Berlin hat Fanrobert und Prucker eine gleichfalls nicht unbedeutende Fabrik. Sie ist mit großem Kostenaufwand nach den zweckmäßigsten Methoden der Bearbeitung des Materials eingerichtet. Eine colossale Dampfmaschine mit niederm Druck und einem Cylinder von 3 Fuß Durchmesser setzt auch hier verschiedene Knetmaschinen, meist Walzwerke, in Bewegung. Was nur einen Namen und praktischen Zweck hat, wird hier aus Kautschuk geformt. Beschläge zu Kutschenrädern, Feuereimer, Wasser- und Gasröhren, Schnüre zu Drehbänken, die darum so vorzüglich sind, weil die Nässe keinen Einfluß auf sie hat.

Auch der Landwirthschaft ist der Kautschuk dienstbar geworden; gibt es sogar Ueberschuhe für edle Stammheerden; mit Guttapercha überzogene Telegraphendrähte sind hier zu Tausenden von Meilen angefertigt worden; in der neueren Zeit ist man davon wieder zurückgekommen, da man jetzt die Leitungen über der Erde macht.

Herr Prucker hat noch eine überaus schöne Erfindung an diesen bildsamen Stoff geknüpft; es ist die Wollenmosaik zu Ofenschirmen, Möbelüberzügen, Teppichen und Tischdecken. Die in dieser Weise gearbeiteten Gegenstände gleichen den Gobelins; wir sehen unter mehreren vortrefflich copirten Bildern auch das Abendmahl nach Leonardo da Vinci sorgfältig nachgebildet. Die Blumenstöcke konnte man in ihrer zarten und doch frischen Schattirung für gemalt halten. So waren in den Rosenbouquets allein 200 Schattirungen in Roth. Ueber das Verfahren bei der Darstellung nur so viel, daß die Wollenmosaik, ähnlich wie die römische Mosaik, die aus zusammengesetzten Glasstiften besteht, hergestellt wird. Die Platte nämlich, die aus 4—5 Zoll langen Stiften gebildet, wird vermittelst einer bleiernen Fourniersäge in 50 Fourniere geschnitten, so daß der Gegenstand, dessen ganze Platte 50 Thaler gekostet, nach der Theilung nur 1 Thaler kostet. Auch diese Wollenmosaikplatten wurden fournierartig durchschnitten und kostet ein solches Bild als Ofenschirm, Teppich oder Tischdecke etwa 15 Thaler, steht also mit den hohen Preisen der Gobelins in keinem Vergleich und macht doch einen gleich reizvollen Effect.

Was aber würde aus der Chirurgie, wollte man ihr plötzlich alle jene Hülfsmittel, die ihr das Kautschuk seit etwa zehn Jahren in immer vervollkommneter Weise dargeboten, entziehen? Da ist kaum Ein Gegenstand, der nicht in viel zweckmäßigerer Weise durch dieses plastische Material ersetzt worden ist. Von den Matratzen und Decken über Wasserbetten an zu den feinsten Röhrchen, wie sie vordem kaum in Gold und Silber herzustellen und dann bedeutend kostbarer waren, bis zu den bei Arm- und Beinbrüchen nöthigen Schienen und Binden und tausend hier nicht anzuführenden Gegenständen, wie die leidende Menschheit sie braucht, hat die Guttapercha sich dienstbar erwiesen. Ein berühmter Chirurg versicherte, ohne Hülfe des Kautschuks sei die Chirurgie gar nicht mehr zu denken! (D. A. Z.)

Drittes Concert des Philharmonischen Vereins

am 26. März.

„Das ist die rechte Quelle heiteren Uebermuthes, der nicht aus einem inneren Zerwürfniß, sondern aus Freude an der eigenen Kraft und aus Lust am Dasein hervorgeht.“ Indem wir dieses Citat (von Otto Jahn) hinsetzen, glauben wir, den leitenden Grundgedanken der dießmal aufgeführten Mozart'schen Symphonie in D-dur (mit der Menuett) getroffen zu haben. Die Bezeichnung „mit der Menuett“ gründen wir auf den Vergleich mit einer anderen Mozart'schen D-dur-Symphonie (Nr. 1), die, bekanntlich nur aus drei Sätzen bestehend, gerade der Menuett entbehrt. Kraftvoll im unisono beginnt das erste Thema des ersten Satzes in den Streich- und Holzblasinstrumenten, zu welchen sich nach einigen Tacten noch einige Baßinstrumente gesellen, die später das anfängliche Motiv mit glänzender Figuration der Violinen weiter führen bis zum zweiten Thema in A. Auch hier, wie in den Schlußperioden der ersten und zweiten Abtheilung erscheint dieses Grundmotiv in der verschiedensten Benutzung, wie ein redseliges Frauenzimmer scheint es überall mitreden zu müssen, und gibt dem ganzen Satz einen glänzend schwungvollen Charakter. Andante und Menuett — beide in Liedform gehalten — erinnern wohl hinsichtlich der Intentionen an den gemüthlich-naiven Styl Haydns, in prachtvollen Instrumental-Effecten und thematischer Verarbeitung erweisen sich dagegen diese Nummern ganz Mozartisch. Das Presto, ebenfalls zu Anfang ein Unisono-Sätzchen enthaltend und durchweg klar und leicht verständlich gesetzt, ist voller Leben, Beweglichkeit und Frische. Lebhaft kamen uns hierbei die Worte Goethe's ins Gedächtniß: „Mit jedem Schritt wird heiter die rasche Lebensbahn, und heiter, immer heiter steigt unser Blick hinan.“

Die Ausführung muß gerade in Betracht der schon früher in diesen Blättern angezogenen mißlichen Verhältnisse, die ein Dilettantenorchester stets bietet, eine recht zufriedenstellende, theilweise sogar ausgezeichnete genannt werden. Der Streichchor verdiente namentlich vollste Anerkennung nicht sowohl seiner Reinheit und Präcision wegen, als auch wegen seiner Kraft und wiederum seiner hübschen Discretion halber. Auch die Harmonie in den Holzblasinstrumenten lag zum größten Theil in guten Händen. Der Ton der Celli und Contrabässe muß dagegen immer noch auf die längst gehoffte Verfeinerung, Veredelung warten. Die Hörner wurden zwar nicht überall rein geblasen (wie z. B. im Andante), sie genügten aber; das Trompetengeschmetter fiel im Schlußsatz bisweilen zu durchgreifend aus, so daß der Wirbel der Pauken, der durchaus nicht matt ausgeführt wurde, einigemal wesentlich im Hintergrunde stand. Unverkennbar gaben sich aber alle Mitwirkenden sichtlich Mühe, zum Gelingen des Ganzen das Ihrige beizutragen; und daß die Durchführung in einer ziemlich gefälligen Form

von statten ging, daran hat Herr Director **Friedrich** wohl den stärksten Antheil.

Herrn **Coloman Schmidt** hörten wir in der Tenorarie des Rossini'schen Stabat mater zum ersten Male. Die Stimmmittel dieses Sängers sind nicht gerade sehr bedeutend, aber recht sorgsam ausgebildet, so daß wir schon wegen der tüchtig musikalischen Ausführung dieser Nummer den ersteren Passus als keinen allzugroßen Mangel hinstellen möchten. Wir unsererseits verzichten überhaupt eher auf eine mächtig starke, aber uncultivirte Stimme, als auf einen durchgeistigten, künstlerischen Vortrag. Physisches Vermögen besitzen die meisten Sänger, aber Schule — ? —! Mit anfänglich schwachen Mitteln kann man's auch sehr weit bringen; die Stimme nimmt ja bekanntlich durch anhaltend systematisches Singen an Fülle und Ausgiebigkeit zu, wie im anderen Fall ein noch so starkes Organ, das nicht künstlerisch gebildet wurde, täglich verliert. Es ist dieß eine sehr bekannte Thatsache und doch wird sie so häufig außer Acht gelassen. Ja, das Ueben, kurzweilig ist es allerdings nicht! Nebst dieser Arie sang Herr Coloman Schmidt ein Lied von Nicolai und ein anderes (Ständchen: „Horch, horch die Lerch'") von Schubert, mit welchen Vorträgen er das Publikum recht erfreute.

Herr **Anton Urspruch**, dessen wir neulich schon ein Mal gedachten, füllte an dem Abend den Instrumental-Solopart aus. Die Technik dieses jungen Pianisten steht schon auf einer bedeutenden Stufe und gibt allen Grund zu der Hoffnung, in ihm nach einigen Jahren ununterbrochener Studien einen zweiten Tausig zu finden, welchen Künstler sich Herr Urspruch wohl auch hinsichtlich der braven ruhigen Haltung zum Vorbilde wählte. Das nicht häufig hier gehörte Beethoven'sche Klavierconcert in C (Nr. 1) führte der talentvolle Pianist technisch sicher, abgerundet, fein nuancirt, überhaupt recht geschmackvoll aus; ebenso gewandt und künstlerisch vorgebildet zeigte er sich auch in dem Vortrage der Concert-Paraphrase über Mendelssohn's Hochzeitsmarsch und Elfenreigen von Liszt, die wohl eine äußerst schwierig gehaltene und dankbare Composition, aber ohne jeden Anspruch auf künstlerischen Werth ist. Vorsichtigeres Behandeln des Pedals hätten wir bei manchen Stellen, namentlich bei Ritardandos und Trillern noch anzuempfehlen. Der jugendliche Künstler, einer der bedeutendsten Schüler des Herrn M. Wallenstein, wurde gerechter Weise von dem Auditorium aufs Günstigste beurtheilt und demgemäß ausgezeichnet. Die Orchester-Begleitung ließ bei der Arie des Stabat mater und dem Klavierconcert Einiges zu wünschen übrig.

In der Schlußnummer: Ouverture zu „Elise" von Cherubini, entwickelte der Verein vielen Schwung und ein braves Ensemble. P

Frankfurt, 30. März.

Der Bericht der technischen Commission zur Untersuchung des baulichen Zustandes der **Domkirche** und des **Pfarrthurms** nach dem Brande vom 15. August ist nun im Verlage von Karl Kruthoffer hier erschienen. Dem Berichte sind 11 Blatt Zeichnungen, auch der Dom in seinem Ausbau, beigegeben. Die Arbeit zerfällt in mehrere Theile. Der erste behandelt den Gang der zur Untersuchung nöthigen Aufnahme; der zweite Theil gibt eine Beschreibung des Brandes, der dritte behandelt den Befund der Kirche und des Thurmes, sowie der angränzenden Gebäulichkeiten nach stattgehabtem Brande. Das Ergebniß war, daß die Umfassungsmauern des Chors sowohl, wie die des Querschiffes durchschnittlich 1 bis 2 Zoll vom Lothe nach Außen abweichen, eine Abweichung, die bei der gegebenen Grundfläche der Mauern, selbst ihrer beträchtlichen Höhe ungeachtet, zu gering ist, um Betreffs ihrer Standhaftigkeit Besorgniß einzuflößen. Bei den Façadenmauern des Langhauses ist diese Abweichung schon beträchtlicher; dieselbe beträgt bei der südlichen $3\frac{1}{2}$ und bei der nördlichen sogar 5 bis $5\frac{1}{2}$ Zoll. Was das Gewölbe der Kirche betrifft, so fand sich, daß nur unbedeutende Beschädigungen an der Mehrzahl derselben von dem Brande herrühren und hat das Zusammenstürzen des sinnreich construirten Dachstuhls kaum eine Spur zurückgelassen. Der leichten, steilen Construction desselben und dem rasch verzehrenden Element verdanken die Gewölbe ihre Erhaltung. Die Gewölbefelder des nördlichen Seitenschiffs vom Langhaus jedoch haben durch das Eindringen der Flammen von der Domschule und dem Brande der Orgel bedeutenden Schaden erlitten, so daß die Absprießung des dem Querschiff zunächst gelegenen Gewölbes geschehen mußte. Durch den Brand der Domschule wurden die Pfeiler des nördlichen Querschiffes, gegen Westen gelegen, bis zur Höhe des herumlaufenden Gesimses stark angegriffen, ungefähr 2 bis 6 Zoll. Bei fast allen Fenstern des Chors und des südlichen Querschiffs ist eine Trennung im Schluß des Fensterbogens erfolgt. Bei näherer Besichtigung stellte sich heraus, daß diese Trennungen alt und stellenweise schon früher ausgegossen waren. Das Südportal ist in seinen unteren Partieen durch den Brand der Schirnen zerstört worden. Der untere Stock des Thurmvierecks zeigt in der Thurmhalle selbst keine große Beschädigung. Das Gewölbe der Thurmhalle ist gut erhalten. An dem Bruststeinmauerwerk der Pfeiler ist keine auffallende Zerstörung zu erkennen. Von der Außenseite des Thurmes war die östlich am meisten der Zerstörung des Feuers ausgesetzt, da dieselbe an dem Dache des Langhauses gelegen. Hier sind denn auch die Ecken des Treppenhauses angegriffen und der nordöstliche Strebepfeiler dieses Geschosses bedeutend zerstört. Das Rippengewölbe über dem Mittelstock ist sehr zerstört, die nordwestliche Rippe hat ihren Schluß mit dem Kranze verloren und ist wahrscheinlich durch die herabfallenden Glocken zertrümmert worden. Die nächste nach Osten gelegene Rippe ist in der Mitte geborsten. Im Innern sind alle Gliederungen der Pfeiler auf eine bedeutende Tiefe abgesprengt. Was die Verankerungen dieser Pfeiler betrifft, so haben diese durch ihre Ausdehnung mannichfachen Schaden verursacht; die meisten Verankerungen sind $2\frac{1}{4}$ bis $2\frac{1}{2}$″ nach Außen gebogen und eine äußere sogar geborsten. Das schöne Rippengewölbe, welches das Achteck abschließt, hat ebenfalls bedeutenden Schaden erlitten, eine Rippe ist sogar der Länge nach gespalten. Was den Befund der Kuppel anlangt, so hat das Innere derselben durch das Concentriren des Feuers starken Schaden erlitten. Der Kuppelkranz ist stark verbrannt, circa 6 bis 8 Zoll tief, die Felder der Kuppel, aus 11-zölligen Platten construirt, sind fast durchgängig in der Mitte ihrer Stärke gespalten. Fenster- und Thürlaibungen sind bis auf 5 Zoll Tiefe ausgesprungen. Bei der nordwestlichen und nordöstlichen Rippe hat ein Senken des Kuppelkranzes stattgefunden ꝛc. Der vierte Theil handelt von den mit der Herstellung des Bauwerks nahe verbundenen Vorschlägen und der fünfte von den Herstellungsarbeiten selbst. Bezüglich der Dachstühle spricht sich die Commission für deren Construction in Eisen mit Metallbedeckung aus. Hinsichtlich der Ausbesserungen an den Gewölben geht der Vorschlag dahin, dieselben vom Verputz zu befreien und die sich etwa vorfindenden Schäden in Cementmauerwerk zu repariren, und das dem Querschiff zunächst gelegene Gewölbe gänzlich zu erneuern. Die Erhaltung der Umfassungsmauer des nördlichen Seitenschiffes vom Langhaus wird sehr in Frage gestellt, da sehr große Verticalabweichungen hier stattgefunden haben. Die Steinmetzarbeiten im Inneren und Aeußeren der Kirche sind geeignet zu restauriren, die Verglasung herzustellen, die Pfeile und Verankerungen wieder herzustellen. An Stelle der hölzernen Glockenstühle werden eiserne vorgeschlagen ꝛc. Schließlich wird mit der Restauration gleichzeitig die Freilegung und der monumentale Ausbau empfohlen.

Kunst-Notizen.

Ein Amerikaner auf der deutschen Bühne. In Frankfurt a. O. hat ein junger Amerikaner, Herr Freeman, der sich in kurzer Zeit durch anstrengendsten Fleiß die deutsche Sprache fließend zu eigen gemacht, die dortige Bühne betreten und mit seinen schwierigen Debutrollen „Franz Moor", „Bansen", „Cromwell" Proben eines großartigen und originellen Talentes abgegeben, das gewiß berufen ist, dereinst eine Zierde der deutschen Bühne zu werden. Kenner wie Gottschall, Wirsing ꝛc. stellen dem Talente Freeman's das günstigste Prognostikon. Freeman ist ein Schüler des Herrn Emil Bürde, der seit einem Jahr als Lehrer am Dresdener Conservatorium und der Theaterschule wirkt und der vermöge seiner umfassenden Bildung, sowie seiner reichen praktischen Erfahrung ganz geeignet ist, angehende Kunstjünger auf die richtige Bahn zu lenken.

Aus Newyork, vom 5. März, schreibt man der „A. Z.": **Fanny Janauschek** ist auf ihrer Kunstreise jetzt in Milwaukee angelangt. Ihr künstlerischer und pecuniärer Erfolg ist glänzend. Bei ihrer letzten Vorstellung in Chicago betrug die Brutto-Einnahme 2400 Dollars. Im Ganzen wird sie mit einem Reingewinn von etwa 30,000 Dollars abschließen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 31. März: **Martha, oder: Der Markt zu Richmond,** Oper in 4 Acten von W. Friedrich. Musik von Friedrich v. Flotow.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 126.)

Mittwoch, 1. April: **Die Waise aus Lowood,** Schauspiel in zwei Abtheilungen und 4 Acten, mit freier Benutzung des Romans von Currer Bell von Charl. Birch-Pfeiffer.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 127.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 92. Mittwoch, den 1. April 1868.

Begraben und auferstanden.*)

Novelle von Karl Wartenburg

Es war eine enge, steile, finstere Treppe. Kein Lichtstrahl erhellte sie. Und doch flogen zwei kleine Füße so schnell und sicher die ausgetretenen steinernen Stufen hinauf — in das dritte Stockwerk, hätten wir schreiben können, wenn nicht unglücklicher Weise in demselben Augenblick, in welchem die Füßchen über die letzte Stufe der zweiten Stiege huschten, aus einem Zimmer dieser Etage ein junger Mann in lebhaftem Laufe die Treppe hinabgeeilt und mit der kleinen Person zusammengeprallt wäre.

Ein helles Klirren von Glasscherben und ein leiser Aufschrei folgte dem Zusammenstoß:

„Ach Gott, meine Krone . . ."

„Sie sind es, Fräulein Adele! O, ich bitte tausendmal um Entschuldigung. Aber auf dieser verwünschten Treppe ist es finster, wie im Vorhof der Hölle. Was zerbrach denn da? Ihre Krone, sagten Sie?"

„Ja, meine Krone . . für heut Abend . . für die Rosenfee", seufzte das junge Mädchen ganz bestürzt und traurig.

„Für die Rosenfee?" wiederholte er — zugleich flammte ein Phosphor-Wachskerzchen in seiner Hand auf und warf einen Lichtschimmer auf das junge Mädchen, auf die zerbrochene Krone.

„Aber Sie bluten ja, Fräulein Adele. O ich Tölpel! Bitte, bitte, treten Sie einen Augenblick in mein Zimmer, dort oben blicken sie schon mit ihren dumm-dreisten neugierigen Gesichtern herunter."

Und noch ehe sie ein Wort finden konnte, hatte er sein Zimmer aufgeschlossen and sie hinein genöthigt.

Auf dem Arbeitstisch brannte noch niedergeschraubt die Studierlampe.

„Bitte, setzen Sie sich", — er warf Papier und Bücher von einem Armsessel — „und nur eine Sekunde Geduld!"

Und rasch die Lampe emporschraubend, eilte er in das anstoßende Schlafcabinet. Gleich darauf kam er mit einem weißporzellanenen Waschbecken und einer Leinwandbinde zurück.

„Sie armes Kind", sagte der junge Mann, vor ihr niederknieend und einen Schwamm in das frische Wasser tauchend und ihn auf die blutende Wunde drückend.

„O, Herr Linden, es ist nur ein kleiner Schnitt", flüsterte sie, während eine helle Röthe über das blasse, feine Gesicht flog, dessen klare, sanfte Stirn von dunkelbraunem, einfach glattgescheiteltem Haar umrahmt war.

„Ein kleiner Schnitt und das Wasser hat sich schon ganz purpurroth gefärbt . . . So, nun einen Streifen Heftpflaster und dann die Binde."

Das Mädchen stieß einen leichten Schrei aus.

„Schmerzt es noch?" frug er, erschrocken zu ihr aufsehend.

Sie hatte die Unterlippe zwischen die Zähne geklemmt.

„Es ist nichts . . es ist schon vorüber . . ich glaube, es ist noch ein kleiner Splitter in der Haut", lächelte sie matt, den heftigen Schmerz, den sie empfand, mit Anstrengung verbergend.

„Noch ein Splitter? das könnte schlimm werden. Bitte, Fräulein Adele" . . und den Aermel des einfachen, dunklen, wollenen Kleides ein wenig hinaufstreifend, näherte er das verwundete Handgelenk der hellleuchtenden Lampenkugel.

Sie erhob sich von dem Sessel. Es war eine zarte, feine Gestalt, kaum von mittlerer Größe. Ein einfacher, schwarz und weiß carrirter Shawl lag auf ihren Schultern. In dem wolligen Gewebe perlten noch einzelne Tropfen des Regens, der vom grauen Herbsthimmel in feinem Strahl niederrieselte. Eine weiße Schneehülle mit orangfarbigem Band lag zurückgestreift nach dem Nacken hinab.

Das Mädchen war noch sehr jung, vielleicht achtzehn Jahr. Ein schwermüthiger Hauch lag auf den blassen, feinen, kindlichen Zügen.

Eine Frage trat, während er die Wunde untersuchte, auf seine Lippen. Doch er verschluckte das Wort und beugte sich stumm auf die verwundete Hand nieder.

„Sie haben Recht, es ist noch ein kleiner Glassplitter in der Haut; da, sehen Sie", und er hob ihn mit der Spitze des Federmessers aus der Wunde. „Und nun erzählen Sie mir, Fräulein Adele, was es für ein Bewandtniß mit der unglücklichen Krone und der Rosenfee hat."

Das junge Mädchen warf einen raschen, ängstlichen Blick nach der kleinen Wanduhr.

„Mein Gott, schon fünf Uhr vorüber", sagte sie, „und um sechs muß ich im Theater sein; was die Mutter sagen wird über mein Ausbleiben! Wir hatten bis nach vier Uhr Proben zur Rosenfee, dann ging ich zum Zinngießer, um die Krone zu holen. Ich muß die Partie der Lilienkönigin singen an Stelle der Fräulein Schulz, die gestern Abend plötzlich krank geworden ist. Es ist das erste Mal, daß ich eine Solo-Rolle spiele. Mir ist so angst und so bange, und noch das Unglück mit der Krone! Glauben Sie nicht, Herr Linden, daß es eine schlimme Vorbedeutung ist?"

„Ach, dummes Zeug; wer wird so abergläubisch sein? Mein Ungeschick war daran schuld. Wär ich nicht so heftig gewesen, so würde Ihr Schmuck nicht zerbrochen sein und Sie würden sich nicht verwundet haben. Vor Allem müssen wir sehen, wo wir ein anderes Diadem finden. Hoffentlich beim Zinngießer?" sagte er, im Zimmer auf- und niedergehend.

Adele schüttelte verneinend das Köpfchen.

*) Vor Nachdruck wird gewarnt.

„Es war das letzte."
„Es muß also eine Krone sein?"
„Es ist so vorgeschrieben."

Ein verlegenes, trauriges Lächeln spielte dabei um ihren kleinen Mund; sie sah zur Erde nieder.

„Und nebenbei", fuhr er fort, vor dem jungen Mädchen stehen bleibend und einen raschen, forschenden Blick auf sie werfend, „nebenbei steht Ihnen so eine funkelnde, strahlenblitzende Krone vortrefflich zu dem dunklen Haar."

Eine flüchtige Röthe glitt über ihr blasses Gesicht.

„Nein, Herr Rechtsanwalt", sagte sie leise, und ein schmerzlicher Blick ihrer Augen, die sich langsam vom Boden zu ihm erhoben, traf den jungen Mann, „es ist Vorschrift, Befehl, ich muß. Es ist eine Qual für mich" — eine Thräne perlte an den seidenen, langen Wimpern — „ich bin ja nicht für die Bühne geschaffen, aber ich kann nicht anders."

Der junge Advocat senkte nachdenklich den Kopf.

„Es ist hart, zu müssen; aber wo ist der Mensch, der nicht Einmal wenigstens im Leben dem Zwang des Müssens unterworfen war? Doch diese Betrachtungen helfen uns jetzt nicht. Ihre Krone wird dadurch doch nicht wieder ganz."

„Das ist wahr", seufzte das junge Mädchen, „und es ist schon gleich halb sechs. Ich muß zur Mutter hinauf; sie wird sich sehr ängstigen."

Linden war indessen an seinen Secretär getreten.

„Ich bin die Ursache Ihres Mißgeschickes, Fräulein Adele", sprach er, das Pult öffnend, „und muß wieder gut machen, was ich verschuldet. Ich habe hier einen Kopfschmuck; er gehörte meiner seligen Mutter. Es ist das Einzige, was mir von ihr geblieben. Meine Mutter war Sängerin, Kammersängerin am königlichen Hofe, und den Schmuck schenkte ihr Prinzeß Mathilde nach einem Concert, in welchem sie Beethovens Adelaide gesungen. Tragen Sie ihn diesen Abend. Ich habe ihn erst vor Kurzem beim Goldschmied restauriren lassen. Gefällt er Ihnen?"

Und er streckte ihr den Schmuck, das Seidenpapier, in welches er gehüllt war, abstreifend, entgegen.

Den Lippen des jungen Mädchens entschlüpfte ein Ruf der Bewunderung.

„O, wie schön, wie herrlich!"

Es war ein Diadem in edler Form. Ein schwerer, breiter, mattglänzender Silberreif, an der Stirnseite in eine emporstrebende, phantastische Blumen-Arabeske auslaufend, die mit einem rothglühenden Rubin und mit zwei blitzenden Diamanten geziert war.

(Fortsetzung folgt.)

Moderne Frühlingsgedanken.

„Zu Nutz und Frommen seiner Collegen im Reichstage" bringt ein preußisches Reichstagsmitglied folgende, in den „Leipziger Nachrichten" zuerst abgedruckten Verse:

Wie groß ist des Allmächt'gen Güte,
Daß er noch Früchte sprießen läßt,
Noch duldet holder Blumen Blüthe
Unholder Welt zum Frühlingsfest!

Daß er noch Nachtigallen schlagen,
Noch strahlen läßt des Himmels Licht,
Die Aecker läßt noch Aehren tragen,
Beim Himmel, ich begreif' es nicht.

Wenn ich der liebe Gott mal wäre,
Ich hätte nicht so viel Geduld,
Ich ließ die Welt, bei meiner Ehre,
Mal büßen ihre Sündenschuld!

Ich ließ statt Blumen Zündkraut sprießen,
Und Lorbeer statt des Feldes Saat,
Statt Hälmchen müßten Säbel wachsen
Und Helme statt des Kopfsalat.

Die Aehren müßten Kugeln tragen,
Patronen wuchern überall
Und aller Nachtigallen Schlagen
Müßt rasseln grimm wie Trommelschall.

Aus den Kartoffeln in der Erden
Ließ ich der Bomben Eisenwucht,
Aus Rüben stracks Granaten werden,
Kartätschen aus der Gärten Frucht.

Statt Spargel müßten Bayonette
Jedwedem Beet entsprießen flugs,
Kanonen wachsen um die Wette,
Wo sonst die saft'ge Gurke wuchs.

Ich würde allen holden Reben
Statt süßen Weines Menschenblut,
Den Schafen Eisenpanzer geben
Statt ihrer Wolle trautem Gut.

Ich würde Das und mehr noch lehren
Zu dem, wonach die Welt verlangt.
Und würde so sie mores lehren,
Daß ihr vor Wiederholung bangt.

Dann esset Bomben, schluckt Granaten,
Nascht Kugeln, riechet Zündkrautduft;
Nehmt Helm und Säbel zu Salaten
Und lauscht den Trommeln in der Luft!

Kocht Lorbeer Euch, laßt Bayonette
In brauner Butter schmackhaft sein;
Trinkt Euch in Menschenblut zu Bette
Und macht in Senf Kanonen ein!

Macht Euch aus Eisen warme Röcke,
Daß Wärme Euch im Winter lab',
Vielleicht lernt so Ihr dann, Ihr Stöcke,
Wozu uns Gott den Frühling gab!

Noch etwas Abyssinisches.

Wenn man in England eine rasche, glückliche Beendigung des abyssinischen Unternehmens dringend wünscht und hofft, so ist das sehr natürlich. Es ist wirklich ein Ziel aufs Innigste zu wünschen; weniger, weil die englische Ehre eine rasche Züchtigung des Königs Theodoros verlangt, als vielmehr weil sich bei bedeutender Verzögerung das Klima für die Engländer als der schlimmste Feind erweisen würde. Im Mai liegt Gluthhitze auf jenen Gegenden und macht die Bewegung von Truppen so gut wie unmöglich. Im Juni beginnt die Regenzeit; dann ist allerdings einer der böseften Feinde, der von Anfang an die Unternehmung gehemmt hat, der Wassermangel, beseitigt, aber die Regengüsse führen ganze Schaa-

ren grimmiger Kämpfer gegen die Söhne der Civilisation im Gefolge. Die schwere Luft erzeugt tödtliche und furchtbar schnell sich verbreitende Fieber. Das ganze Heer der ägyptischen Plagen, wie es im alten Testamente beschrieben wird, bricht über die wehrlosen Gegner herein. Zu den Annehmlichkeiten des Aufenthalts in der Fremde pflegen wir es nicht zu rechnen, wenn Abends nach eingenommenem Mahl das Gebrüll eines Löwen als Tafelmusik erschallt, wenn Nachts vom Bett aus eine Hyäne erschossen werden muß, die am Eingange des Zeltes erscheint, um Nahrung zu suchen. Der Umgang mit Giraffen, Rhinocerossen und Elephanten ist auch nicht Jedermanns Sache; man muß dafür Talent und eine sicher treffende Büchse haben, besonders aber dem Rhinoceros so viel Sand in die Augen zu streuen verstehen, daß es kampfunfähig wird.

Den Stoff zu diesen Mittheilungen über den boshaften Charakter der Natur und des Thierreichs in Abyssinien gibt uns ein Buch, das wir mit vieler Freude und mit dem angenehmen Gefühl behaglicher Sicherheit vor dem kleinen und großen Wild der Nilländer gelesen haben und allen, die es noch nicht kennen, angelegentlich empfehlen. Es ist das Buch des englischen Reisenden und Arztes Samuel W. Baker über die Nil-Zuflüsse in Abyssinien; Forschungsreise von Atbara zum blauen Nil und Jagden in Wüsten und Wildnissen, ist der Nebentitel. Der prächtigen englischen Original-Ausgabe stellt sich die deutsche, in sehr guter Uebersetzung von Friedrich Steger und vorzüglicher Ausstattung mit vielen Bildern durch die Verlagshandlung von Westermann in Braunschweig würdig zur Seite. Der Verfasser, der früher schon Werke über Reisen und Jagden in Indien geschrieben hat, verwandte fünf Jahre auf die Untersuchung der Nilländer. Die Wanderungen zu den abyssinischen Nil-Zuflüssen, wohin sein treues Weib ihn mit bewunderswürdiger und rührender Ausdauer trotz wiederholten Fieberanfällen begleitete, schildert er sehr unterhaltend, mit höchst geschickter Benutzung seiner Tagebücher, mit einem angenehmen, sich nie breit machenden Humor, so daß man ihm ungemein gern folgt. Sein Jagdglück ist so groß, daß hier und da ein kleiner Zweifel in unserem Gemüth aufsteigt, ob wirklich alle Schüsse getroffen haben, die Darstellung aber so überzeugend und natürlich, daß wir den Zweifel gern unterdrücken. Baker hat jenen Kampf mit Natur und Thieren durchgemacht; man kann daraus entnehmen, wie viel Schlimmes den Engländern bevorsteht, wenn sie nicht bald fertig werden. Denn sogar dieser einzelne verwegene Reisende mußte Monate lang, der Uebermacht weichend, ruhen.

Einige Mittheilungen über seine Erlebnisse werden willkommen sein. Wir schwankten, wovon wir berichten sollten, von den Menschen oder von den Thieren, die in den höchst lebendigen Jagdgeschichten bei Baker eine große Rolle spielen. Die Wahl fiel auf die Menschen; doch ließe sich ein Bericht über die Kämpfe des kühnen Jägers mit den wilden Thieren nachtragen.

Baker und Frau verließen Kairo im April, begleitet von einem Koch und einem Dragoman, ausgerüstet mit einem Firman des Vicekönigs, der allen ägyptischen Beamten befahl, die Reisenden zu unterstützen. Alsbald begannen die Leiden der Wüstenreise. Die Hitze war unerträglich, die dörrende Gluth des Samum so stark, daß das Wasser in den Schläuchen rasch verdunstete. Wie ein Ofen glühend, dehnte der blendende gelbe Wüstensand bis zum Horizont sich aus, die Felsen brannten vor Hitze, nirgends war eine Spur von Vegetation, Alles nackt und trostlos. Erst wenn die unbarmherzige Sonne untertauchte, war in der Nacht der Zustand bei nur 20 Grad R. erträglich, erhielt die Wüste sogar einen Reiz; die Felsen nahmen im hellen Mondschein phantastische Formen an, und die tiefe Stille gab der wilden und geheimnißvollen Einsamkeit etwas Uebernatürliches.

Der Glaube der Araber an Genien, böse Geister und andere dämonische Feinde des Menschen ist eine natürliche Folge ihres Wanderlebens in Sandwildnissen, wo die Natur allen lebenden Wesen feindlich ist. Vor vielen Jahren, als die ersten ägyptischen Truppen in Nubien eindrangen, verdurstete auf dem Marsch durch diese Wüste ein ganzes Regiment. Eine Luftspiegelung, die einem schönen See täuschend glich, verlockte die vom Durst furchtbar gequälten Soldaten; gegen die Warnung der arabischen Führer strömten sie dem ersehnten Wasser entgegen, das sich in brennenden Sand verwandelte; man fand später die eingetrockneten Leichen.

In der Stadt Berber gönnte sich die Gesellschaft, die inzwischen durch arabische Führer und Kameele den Charakter einer Karawane angenommen hatte, ein wenig Ruhe und empfing den Besuch des Statthalters, eines prächtigen alten Herrn, der die Aufsuchung der Nilquellen für Wahnsinn erklärte und dringend von solchem Vorhaben abrieth. Als aber Baker darauf bestand, den Atbara und die abyssinischen Zuflüsse zu erforschen, so versprach der Alte, zwei türkische Soldaten als Begleiter mitzugeben, und man brach auf. Anfänglich dieselbe entsetzliche Hitze, gegen die nur die Nacht Hülfe bot.

Gegen Ende des Juni kündigte ein donnerähnlicher Ton eine Natur-Revolution an. Der Fluß kam wie ein Dieb in der Nacht und that ein Wunder. Eine Armee von Wasser schoß durch die Gegend, die soeben noch den trostlosesten Wassermangel hatte, ein prächtiger Strom, fünfhundert Schritte breit und gegen zwanzig Fuß tief, floß durch die schreckliche Wüste. Der Nil zeigte, was er vermag. Wie mit magischer Gewalt wuchsen und grünten nun die Pflanzen, und bei Eintritt der Regenzeit bedeckte sich die Gegend mit vortrefflichen Weiden.

Dieser Regen operirt mit kaum glaublicher Pünktlichkeit. Jeden Nachmittag um 2 Uhr hatte man ein schweres Gewitter, meistens mit sündfluthartigem Regen, der Wasserrinnen zu Sturzbächen anschwellen ließ.

Wie sehr unter diesen Umständen, bei dem Zustande des Erdreichs, der Ermattung der Thiere, der Masse des Ungeziefers, der häufigen Fieberanfälle, die Fortsetzung der Reise erschwert würde, läßt sich denken. Es war daher ein Glück, daß man an den großen Scheik Achmet Abu Sinn Empfehlungen hatte und sich bei ihm Rath holen konnte.

Achmet war ein Greis von reichlich achtzig Jahren, von herkulischem Bau, über sechs Fuß hoch, der prächtigste Typus eines Arabers, mit blitzenden Adleraugen. Ein schneeweißer, dichter Bart fiel ihm bis unter die halbe Brust herab.

Der vornehme alte Wüsten-Patriarch bestand darauf, daß Baker als Gast in seinem Lager wohne, und führte das Ehepaar auf herrlichen weißen Reitkameelen im feierlichen Zuge prachtvoll berittener Begleiter bei sich ein.

Der Empfang im Lager war glänzend und ritterlich. Des Scheiks sämmtliche Leute, darunter zehn Söhne, auf Pferden oder Reitkameelen, paradirten mit geschwungenen Schwertern, unter lautem Jubelgeschrei und Trommelschlag vor den Ankömmlingen, die vor einen reich mit persischen Teppichen geschmückten Schuppen geführt wurden.

Unter vielen Ceremonien reichte man Scherbet, Kaffee und Pfeifen. Der Scheik versicherte, die Ankunft der Fremden sei ihm so lieb, wie der Segen des Neumondes, und ließ dann ein vortreffliches Essen auftragen, worauf er sich mit den Seinigen zurückzog.

Man befand sich bei dem Stamme der Schukerie, einem der besten und mächtigsten Stämme dieser Gegend, an dem man wieder erkannte, wie sehr die Araber an alten Ueberlieferungen hangen, und wie sie noch jetzt dem Bild entsprechen, das wir uns nach der biblischen Erzählung von ihnen machen. In Kleidung, nomadischen Gewohnheiten, Nahrung, starkem Gebrauch von Salben, die übrigens als Schutz der Haut gegen die Hitze nothwendig sind, hangen

sie ganz an den uralten Bräuchen, wenn nicht etwa Muhamed neuere eingeführt hat. Auch ihre Unterhaltung trägt den alt-testamentlichen Styl; in Allem erkennt der Araber Gottes Hand, in Gesundheit und Krankheit, im Gedeihen und Sterben des Viehs, in jeder Naturerscheinung.

Im Stamme der Schukerie gibt es auffallend viele hübsche Frauengesichter, doch fast nur unter den ganz jungen Mädchen, die oft schon mit zwölf Jahren heirathen. Auf Arbeit verstehen sich die Weiber nicht gut; desto besser auf Nichtsthun und Putz. Das Frisiren ist so ausgebildet, daß die Frau der dreitägigen Hülfe einer anderen bedarf, um fertig zu werden. Alle, auch die Männer, wünschen eine ungeheure Masse von Haar zu haben; sie ordnen es sorgfältig und bedecken es mit so viel Fett, als es irgend tragen will. Pomade, Wohlgerüche aller Art, Rosenöl, Moschus, Nelkenöl u. s. w. werden in unglaublichen Massen gebraucht.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(**Meteor.**) Man schreibt aus Aarau: Am Abend des 26. März beobachtete man hier eine seltene Erscheinung am westlichen Himmel. An dem Punkte des Horizonts nämlich, wo kurz vorher die Sonne untergegangen war, stieg senkrecht eine hohe Lichtsäule empor, deren Glanz die sonstige Beleuchtung des Abendhimmels weit überstrahlte. Sie erstreckte sich weit hinauf und zeigte überall eine gleichmäßige Breite bis zu oberst, wo sie wie eine Garbe in Lichtnebel zerfloß. Die Farbe war Anfangs feurig-gelb wie Gold und ging allmälig in Orange über, bis sie endlich matter wurde und verschwand. Doch dauerte die Erscheinung über 10 Minuten. Sie glich, wenn auch nicht der Farbe nach, doch an Gestalt und Stärke des Lichtglanzes einer senkrecht aufsteigenden vulkanischen Eruption.

(**Die Zapilotas.**) Friedrich Gerstäcker schreibt in seinem jüngsten Reisebriefe an die „Köln. Ztg." aus Veracruz: „Höchst wichtige Bewohner der Stadt darf ich aber nicht vergessen zu erwähnen, und das sind die sogenannten Zapilotas (carrion crow in den Vereinigten Staaten), die großen, schwarzen Aasgeyer, die hier die Stelle der Tauben in unseren deutschen Städten vertreten und so zahm werden, daß sie einem manchmal kaum aus dem Wege gehen und sich in früher Morgenstunde nicht selten mit den Hunden auf der Straße herumbeißen. Sie sind aber auch — so widerlich sonst in ihrer ganzen Erscheinung — eine wirkliche Wohlthat der Tropen und genau dasselbe, was die Hyäne in Afrika ist. Sie reinigen Stadt und Umgegend von jedem Unrathe, und selbst ein gefallenes Maulthier oder Pferd kann die Nachbarschaft nur auf kurze Zeit verpesten, denn die Zapilotas halten da strenge Polizei, und in vier bis fünf Tagen sind die leeren Knochen das Einzige, was von dem todten Stücke übrig geblieben. Komisch ist es, wenn sie sich Abends auf der Cathedrale ihren Ruheplatz suchen, wozu sie eine ziemlich geraume Zeit gebrauchen, denn die besten Plätze, d. h. die höchsten und besonders die oben auf dem Kreuze, werden den glücklichen Besitzern immer wieder streitig gemacht, wobei durch einen manchmal entstehenden Kampf zuweilen eine ganze Reihe in Unordnung geräth. Hat es dann die Nacht geregnet oder ist auch nur ein sehr starker Thau gefallen, dann sitzen sie Morgens nach Sonnenaufgang an den sonnigen Seiten der Straßen auf Dächern und Gesimsen mit ausgespannten Flügeln regungslos halbe Stunden lang und lassen sich wieder abtrocknen. Uebrigens werden sie auch von der Polizei beschützt, und wer einen von ihnen muthwillig tödtet, hat eine nicht unbedeutende Geldstrafe zu erlegen.

Frankfurt, 31. März.

Die freundliche, wenngleich kühle Witterung, welche in der letzten Zeit zuweilen für wenige Tage eintritt und das Herannahen des Frühlings zu bekunden scheint, verfehlt nie, eine große Anzahl von Spaziergängern ins Freie zu locken und es hat denn besonders auch der zoologische Garten sich reichlichen Besuches zu erfreuen. Die Thiere desselben haben den Winter sehr gut überstanden und konnten theilweise schon in ihre Sommerwohnungen verbracht werden. Viele haben sich in den letzten Monaten höchst vortheilhaft verändert, hierunter namentlich das noch junge Löwenpaar, dessen Entwicklung in erfreulichster Weise fortschreitet. Die meisten Thierbehausungen und die Restaurationslocalitäten sind gründlichen Reparaturen unterworfen worden und an der Verschönerung der Gartenanlagen wird noch fortwährend eifrigst gearbeitet. Es steht somit zu erwarten, daß das schöne Etablissement auch in diesem Jahre seine bekannte Anziehungskraft ausüben wird.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Vom Rhein, 29. März. Die wissenschaftlichen Vorträge, welche in den Berliner Fortbildungsvereinen von tüchtigen Fachmännern mit dem Bestreben gehalten wurden, möglichst klar und gemeinverständlich zu reden, gereicht der Wissenschaft, wie der Bildung zu Nutz und Frommen und zur Ehre. Je klarer der Lehrer sich seinen Schülern machen kann, desto klarer wird es sich selber, je weiter sich die Wissenschaft im Volke verbreitet, desto reicher muß die Wissenschaft unter so mannichfacher Mitarbeit werden, desto größeren Nutzen muß sie dem Volke abwerfen. Aus diesem Grunde ist es auch aller Anerkennung werth, daß die Herren Virchow und v. Holtzendorff die gediegendsten und ob ihrer Faßlichkeit eindringendsten Vorträge, welche sich über Geschichte und Naturwissenschaft, wie über die täglichen Fragen des Lebens verbreiten, dem gesammten deutschen Volke unterbreiten. Bis jetzt sind sechsundvierzig dieser Abhandlungen oder Vorträge erschienen und weit im Volke verbreitet worden, so daß man annehmen darf, daß mit diesen Vorträgen auch nützliche Kenntnisse die Schichten des Volkes durchdrungen haben. Segen und Dank den Förderern wahren und würdigen Fortschrittes!

Bernstein's „**Naturwissenschaftliche Volksbücher**", ein Unternehmen, durch das sich der Duncker'sche Verlag in Berlin den Dank des deutschen Publikums in hohem Maße erwirbt, sind bereits bis zum neunten Bändchen gediehen. Es ist keine Frage, daß durch dieselben zum Verständniß der wesentlichsten Grundzüge aller großen kosmischen und physikalischen Gesetze ein Beitrag geliefert wird, wie er in dieser allgemein faßlichen Sprache uns noch nicht vorgekommen ist. Es gibt zwar eine Anzahl ähnlicher Werke, wie Meier's Bibliothek und die Bädeker'schen „Naturwissenschaften", aber alle haben sie ein anderes Genre der Darstellung, nicht in demselben Grade lebhaft, subjectiv, essayistisch wie das Bernstein's. Dieses ist wirklich in mancher Hinsicht ein Muster in der Gattung. Dazu kommt die bewußt erfinderische Wahl seiner Themata, die alle auf die greifbarsten täglichen Bedürfnisse, die Praxis des Lebens angelegt sind und dieß ist es, was ihn neben seiner Sprache so populär macht. Wir brauchen zum Beweise nur einige derselben aus den neuesten Bändchen zu nennen: neben den Resultaten der tiefsten Forschung über Licht, Electricität und Weltkörper steht ein Abschnitt über Nutzen und Bedeutung des Fettes im menschlichen Körper, und die vortrefflichen Resumés „Ein wenig Chemie" und „Ueber Bäder" sind überall von praktischen Winken fürs Haus begleitet. Ein feiner satyrischer Ton ist dem Verfasser gleichfalls eigen, wie der Abschnitt „Von der Entwickelung des thierischen Lebens" zeigt, der sehr treu und lebendig die Geschichte vom Ei und vom Hühnchen photographirt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 1. April: **Die Waise aus Lowood**, Schauspiel in zwei Abtheilungen und 4 Acten, mit freier Benutzung des Romans von Currer Bell von Charl. Birch Pfeiffer.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 127.)

Donnerstag, 2. April: **Die Zauberflöte**, große Oper in 2 Acten von Schikaneder. Musik von W. A. Mozart. Sarastro: Herr Schmid aus Wien.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 128.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 93. Donnerstag, den 2. April 1868.

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

Einer unwillkürlichen Regung weiblicher Eitelkeit folgend, streifte Adele die Schneehülle ab, drückte das Diadem in ihr volles, dunkles, duftiges Haar und warf einen Blick in den Spiegel über dem Schreibtisch.

Sie sah reizend aus. Aus dem Gluthfeuer der edlen Steine schossen feine zuckende Strahlen und woben eine Aureole um das Haupt des jungen Mädchens.

„Sie werden heute Abend wie eine ächte, schöne Königin aussehen", sagte Linden im Tone aufrichtiger Bewunderung, „aber nicht wie eine irdische, sondern wie eine himmlische, eine Feenkönigin."

Adele senkte bei diesen Worten das Köpfchen.

„Das Diadem ist zu schön für mich", sagte sie mit einem wehmüthigen Lächeln, „ich darf es nicht tragen."

Sie löste den Schmuck aus dem Haar und blickte gedankenvoll auf den breiten silbernen Reif, auf welchem in frischer Schrift die Worte gravirt waren:

„Seiner Clotilde zum 20. October.
Victor Linden."

„Der Schmuck gehört Ihrer Fräulein Braut?" sprach sie, die Augen auf die Schrift gerichtet.

„Er soll ihr gehören, antwortete Victor, „in drei Tagen ist ihr Geburtstag; aber heute sollen Sie ihn tragen."

Adele schüttelte verneinend das Haupt, das Diadem auf den Tisch legend.

Fräulein Clotilde Weber ist schön, reich, vornehm, sie hat das Recht, ihn zu tragen. Ich bin ein armes Mädchen, eine unbedeutende Chorsängerin; mir ziemen nicht Diamanten und Rubienen."

„Ach, machen Sie mich nicht ärgerlich", rief Victor, und zwang ihr den Schmuck in die Hände. „Sie müssen die Krone als Lilienkönigin tragen; ich bin ja doch schuld, daß die Ihrige zerbrochen."

„Was werden die Andern, meine Colleginnen, sagen?" frug das Mädchen, noch immer ängstlich zögernd und unentschlossen. „Oh, Sie glauben nicht, wie verdorbene Gemüther es im Theater gibt, wie Alles, Alles besudelt wird, mit giftigem verläumderischem Geifer. Wenn Sie wüßten, was ich Alles habe seit dem Tage dulden müssen, an dem mir der Theaterdiener im Namen des Herrn von Portheim das goldene Armband in die Garderobe brachte."

„Sie schickten aber doch dem Herrn von Portheim den goldenen Bettel sogleich zurück."

„Freilich that ich das, aber diese Menschen halten ja Alles für Comödie."

„Beruhigen Sie sich darüber, mein Kind. Lernen Sie dieses Coulissengeschwätz verachten. Im Uebrigen können Sie versichert sein, daß es anderswo nicht besser ist, in der vornehmen, wie in der geringen Welt. Sehr viel Menschen sind so geistig arm, daß sie aus Langeweile sterben würden, wenn sie nicht täglich irgend einen ihrer Nächsten seciren können. Die Sucht zur Verläumdung und Klatscherei hat bei weitem mehr ihren Ursprung in der Beschränktheit des Kopfes, als in der Verderbtheit des Herzens. . . . Aber ich will Sie nicht länger aufhalten, Sie kommen sonst zu spät", schloß er, die Unruhe des Mädchens bemerkend, deren Hand auf der Thürklinke ruhte.

Sie streckte ihm die Linke zum Abschied entgegen.

„Guten Abend, Herr Linden. Das Diadem bringe ich Ihnen morgen zurück."

Sie huschte hinaus.

Linden sah ihr gedankenvoll nach.

„Armes Mädchen" seufzte er und strich sich mit der Hand über Stirn und Augen, „Du trägst auch Dein Kreuz im Leben und wahrlich nicht das leichteste."

Dann nahm er Hut und Stock und stieg in Betrachtungen versunken die Treppe hinab, um zu seiner Verlobten, Fräulein Clotilde Weber, zu gehen.

Es war ein weiter Weg zur Wohnung der Geliebten.

Clotildens Vater — die Mutter war ihr früh gestorben — bewohnte im Sommer und Herbst in einer der Vorstädte eine elegante Villa, die er erst Anfangs November verließ, um sein Haus in der inneren Stadt, unweit der Börse, zu beziehen. Herr Weber war ein reich gewordener Kaufmann. Aus einem bescheidenen Colonialwaaren-Verkäufer war er im Laufe der Zeit ein großer, reicher Productenhändler geworden.

Clotilde war seine einzige Tochter. In drei Tagen vollendete sie ihr neunzehntes Jahr. Victor Lindon war seit einem Monat mit ihr verlobt. „Es war dieß ein fabelhaftes Glück", wie alle Welt sagte. Er, ein junger, unbemittelter, noch ziemlich unbekannter Rechtsanwalt der Bräutigam eines der reichsten und schönsten Mädchen der Stadt.

„Mit rechten Dingen ist das nicht zugegangen", sagten Viele, die den Zusammenhang der Verhältnisse nicht kannten. In gewisser Beziehung hatten sie nicht unrecht.

Zwei Thatsachen, die dem größeren Publikum unbekannt blieben und deren Einzelheiten nur wenige der Familie Weber näher stehenden Personen kannten, hatte diese Verbindung wesentlich herbeigeführt.

Beschäftigen wir uns einen Augenblick mit diesen Thatsachen, die sich in die wenigen, aber gewichtigen Worte zusammenfassen

lassen: Victor rettete Herrn Webers Vermögen und vertheidigte Clotildens Mädchenehre.

Es war ein Jahr vor dem Zeitpunkt, zu welchem unsere Erzählung beginnt.

Die große amerikanische Handelskrisis von 1857 war ausgebrochen und wie ein Sturmwind pflanzte sich die Erschütterung über den Ocean nach England und Deutschland fort. Unvergeßlich wird jener Herbst des Jahres 1857 in den Annalen der Kaufmannswelt bleiben. Alte hundertjährige Firmen wurden wie welke Blätter von dem Markt des Lebens geweht; die solidesten Häuser, deren Credit für so unerschütterlich galt, wie die Grundfesten der Erde, stürzten zusammen, in Gemeinschaft mit einer zahllosen Menge jener Kartenhaus-Existenzen, jener leichtsinnigen, unreellen Geschäfte, die nicht einmal auf Sand, sondern auf Papier, auf ganz ordinärem Papier gebaut waren und deren Inhaber sich nur solange im Sattel gehalten hatten, weil sie die Kunst der Wechselreiterei trefflich verstanden.

Die Firma Heinrich Weber wurde auch von der Krisis betroffen. Es stand eine Summe von achtzigtausend Thalern auf dem Spiel, die es in Folge eines Geschäftsabschlusses mit einem Rotterdamer Haus über Kaffeelieferung zu verlieren im Begriffe stand.

In gewöhnlichen Zeitläuften würde der Verlust dieser Summe Weber zwar empfindlich berührt, aber keinen weiteren Einfluß auf die Firma ausgeübt haben. Unter den gegenwärtigen Umständen aber bedrohte er den Bestand des Hauses. In dieser gefahrvollen Lage wandte sich Herr Heinrich Weber an seinen alten Rechtsanwalt, den Justizrath Hey.

„Hier kann nur persönliches Auftreten wirksam sein", erklärte der Justizrath; „ich bin zu alt und kränklich, um nach Rotterdam zu reisen. Ich will Ihnen aber einen jungen Mann vorschlagen, der eben so gewandt, als energisch ist. Es ist der Rechtsanwalt Victor Linden. Hier ist seine Adresse. Ich kenne Keinen unter allen meinen Collegen, der sich für eine solche Mission in dem Grad eignet, wie Linden."

Den Abend desselben Tages fuhr Herr Weber in Begleitung des jungen Advocaten mit dem Courierzug nach Rotterdam. Der Energie und Gewandtheit Lindens gelang es bald, den Verlust abzuwenden.

In die Familie des Kaufmanns eingeführt, lernte Linden Clotilde kennen. Das junge, schöne Mädchen erregte bald sein Interesse. Ein Vorfall kam hinzu, der sie zu großem Dank gegen ihn verpflichtete. Auf einem Balle hatte sie die Galanterieen und Huldigungen eines jungen Offiziers aus augenblicklicher Laune vielleicht nicht ganz mit jener Zurückhaltung angenommen, welche die Etiquette fordert. Genug, der Offizier, einer jener eitlen Menschen, die ihre kleinsten Triumphe bei weiblichen Herzen als alexandrische Eroberungen hinstellen, rühmte sich in einem Kreis junger Männer, unter welchen sich auch Linden befand, seiner Erfolge bei Fräulein Weber.

„Fräulein Weber behandelte Sie jedenfalls deßhalb freundlich, weil sie glaubte, daß Ihre Uniform nicht von einem Gecken, sondern von einem Manne getragen werde", sagte er zu dem Offizier.

Die Folge dieser Bemerkung war ein Säbelduell, dessen Ausgang den jungen Offizier einige Wochen ans Bett fesselte und ihm Zeit ließ, über die Tugend der Schweigsamkeit nachzudenken.

(Fortsetzung folgt.)

Noch etwas Abyssinisches.

(Schluß.)

Scheik Abu Sinn bemühte sich, Baker von der Fortsetzung der Reise, die auch nach seiner Ansicht bei dem Schlamme aus den Regengüssen ein Wahnsinn sei, zurückzuhalten; als aber der Engländer fest blieb, unterstützte er ihn auf das Glänzendste für die Weiterreise nach Sufi.

Anfangs war's eine Lust, auf den herrlichen Reitkameelen ersten Ranges zu reisen, aber der Regen und das Ungeziefer wurden so unerträglich, daß in Sufi sogar der Muth des Ehepaars Baker zu Ende war.

Man traf hier einen Deutschen Namens Florian, der mit der österreichischen Mission nach Chartum gekommen war, sich dann von derselben getrennt und in Sufi niedergelassen hatte. Er war ein wackerer Mann, Maurer seines Zeichens, und schloß sich der Gesellschaft an. Dieser Florian und der Scheik des Ortes bewirkten durch ihre Schilderungen, daß Baker beschloß, das Ende der Regenzeit hier abzuwarten, da ein weiterer Kampf gegen die Elemente unmöglich war. Es galt also, da nun auch noch ein nächtlicher Sturm das bisher benutzte Zelt vernichtete, für eine etwas bessere und mehr gesicherte Wohnung auf längere Zeit zu sorgen.

Die Ansiedlung war schnell genug beschafft. Mit Hülfe des Scheiks suchte Baker alsbald ein sauberes Haus aus, kaufte es für 20 Silbergroschen und ließ es, d. h. das Dach, durch dreißig Männer nach der Stelle tragen, wo es stehen sollte; das Knüppelholz der Wände war dann bald nachgeholt.

So stand die Villa nach drei Stunden fertig da auf einer Höhe in parkähnlicher Gegend und gewährte eine ausgedehnte, romantische Aussicht auf das schönbewaldete Atbarathal, eine Minute vom Dorfe, ohne Grund-, Mieth- und Armensteuer, mit Jagd- und Fischerei-Gerechtigkeit. Noch zwei Hütten, die eine als Küche, die andere als Bedientenzimmer, wurden angehängt; was irgend an Comfort durch die Hand der sinnig waltenden Hausfrau zu beschaffen war, das beschaffte man; tadelloser, schneeweißer Sand bildete den Fußboden, Waffen den Schmuck der Räume, sogar der Luxus von Gartenstühlen fehlte nicht. Ein Mantelsack mit flachem Deckel, von Zitz und Mousselin verdeckt, bildete den Toilettentisch. Der neue Wohnsitz war ein vollkommenes Ideal. Das Auge glitt mit Wohlgefallen über das unbewohnte Land und zum Flusse hin, an dessen entgegengesetztem Ufer die Thierwelt ihr Wesen trieb. Zu dem unerbittlichen Sande der brennenden Wüste bildete das sanfte Grün der Landschaft einen bezaubernden Gegensatz. In der Abendkühle trank man bei dem schönen Schauspiel eines tropischen Sonnenuntergangs und der tiefen Schatten im Thale den Kaffee und freute sich der köstlichen Stille und tiefen Ruhe.

Während man sich in solcher Lage einige Monate lang erholte, waren die Elemente tüchtig am Werke. Jeden Tag ohne Ausnahme und gewöhnlich noch einige Stunden in die Nacht hinein, leuchteten die Blitze und rollten Donner ohne Unterbrechung, während der Regen in solchen Strömen niederfloß, daß das ganze Land, mit Ausnahme d s harten Bodens am Atbarathal, völlig ungangbar wurde. Der weiche Boden der Hochebene hatte sich wie gesäuerter Teig gehoben und war knietief ein anklebender Schlamm. Auf dieser Oberfläche wuchs das Gras mit solcher Schnelligkeit, daß es binnen wenigen Wochen eine Höhe von neun bis zehn Fuß erreichte. Der Schlamm stürzte stromweise in den zahllosen Wasserrinnen nieder, die jetzt in der größten Thätigkeit waren, den fruchtbaren Boden Aegyptens fortzuführen, und der glorreiche Atbara hatte seinen höchsten Stand erreicht.

Eine grauenvolle Plage aber waren die Hausfliegen, in der Größe von Wespen, die Menschen und Thiere entsetzlich quälten.

Auch ein gräulicher Aussatz stellte sich ein, gegen den die Araber kein Mittel wußten. Sie sind überhaupt in Sachen der Heilkunde jämmerlich unwissend und leiden deßhalb viel. Der Araber erwartet Heilung nur vom Glauben und wendet sich daher an den Fakir (Priester). Dessen Recept aber ist der Koran. Auf einem glatten Brette reibt der Fakir Kalk, so daß eine weiße Oberfläche entsteht, auf die er mit klebriger Dinte den Koran-Vers schreibt, der in dem gerade vorliegenden Krankheitsfall hilft, wäscht den Spruch ab, verwandelt ihn durch Zuthun von Wasser in einen Trank, läßt diesen den Kranken verschlucken und erhält sein Honorar. Hilft's nicht, so kehrt der Kranke mit dem felsenfesten alten Glauben zurück, trinkt und bezahlt noch einmal.

Baker hatte manche glückliche Kur gemacht und stand, da er kein Geld nahm, in großem Ansehen, wurde auch wegen seines Medicinkastens höchlich angestaunt. Die Wirkung, die das Mischen eines Brausepulvers hervorruft, erregte die äußerste Verwunderung der Eingebornen; daß Schwefelsäure ein baumwollenes Zeug zerstörte, galt als höchstes Wunder. Da die Araber gewohnt waren, die Hunde von der Wasserscheu zu heilen, indem sie die Thiere ins Feuer warfen, die Fieberkranken heiße Butter trinken zu lassen, ein Geschwür durch gewaltsame Zerquetschung von Seiten der ganzen Verwandtschaft des Befallenen zu operiren, so mußte ihnen die Heilmethode des weißen Fremden allerdings sehr auffällig sein.

Im September konnte man die Ruhe des Aufenthaltes in Sufi nicht länger ertragen und warf sich beim Aufhören des Regens auf die Fischerei, nachdem der Fluß überschritten war. Jenseits befand man sich auf abyssinischem Gebiet, betrachtete es als Eigenthum, zog die englische Flagge auf und errichtete ein Lager. Das Gefolge war um ein Mitglied vermehrt, die gute alte schwarze Sclavin Masara, das beste und willigste Geschöpf und die glänzendste Ausnahme vom Negercharakter.

Der Aufenthalt an der neuen Stelle hatte auch seine Plagen. Die Sonne entwickelte eine schwere, furchtbar drückende Hitze, und das hohe Gras wurde sehr lästig. Jeder Busch ist um diese Zeit wie bewaffnet mit Lanzen, Schwertern und Dolchen, so daß der Jäger selbst im ledernen Kleide kaum ordentlich geschützt ist, indem er Massen von Spitzen des Pfeilgrases mit sich schleppt.

Zu Ende des Octobers rückte man weiter vor an den Fluß Settit, in dessen wildem Thal Baker bei dem Scheik Achmet Wat el Negur gute Aufnahme fand. Er versprach die besten Empfehlungen an andere Scheiks und bat, falls Baker ein Buch schreiben sollte, ihn und seine Familie zu erwähnen. Die Eingeborenen begrüßten den Fremdenzug besonders freudig, weil derselbe Feuerwaffen besaß.

Die Wasser waren gefallen, die schlimme Zeit vorüber, die beste des Jahres angebrochen.

Der Scheik war ungemein liebenswürdig, kam mit Leuten seines Gefolges täglich auf Besuch und war unermüdlich darin, sich Geschichten aus England erzählen zu lassen.

Einst kam das Gespräch auf die Frauen, und der Scheik meinte, eine Frau sei nichts mehr werth, wenn sie alt sei, ausgenommen wenn sie noch stark genug wäre, um Korn mahlen und Wasser holen zu können. Er fragte, wie man in England über die Frauen denke und sich häuslich einrichte.

Baker sagte, daß die Damen die Huldigungen der Herren empfingen, pries ihre Schönheit und Tugend, beschrieb ihre Verschiedenheit, wie sie nicht alle schwarz, sondern zum Theil hellblond, ja rothhaarig seien, blitzende schwarze oder auch unwiderstehliche blaue Augen hätten.

Da waren der Scheik und seine Leute entzückt und fragten, wie weit es nach England sei. Der Scheik meinte, es müsse dem Doctor doch schwer geworden sein, von allen seinen Frauen nur die eine, die natürlich die jüngste und schönste sei, mitzunehmen.

Als nun Baker erklärte, daß jeder Brite nur eine Frau habe und ins Gefängniß geworfen werde, wenn er deren mehrere nähme, äußerten die Araber ihren höchsten Unwillen, erklärten es für lächerlich und unmöglich, daß dem so sei, da jede alt werdende Frau unerträglich werde. Daß man in Europa eine Frau mit zunehmenden Jahren immer lieber habe, wollte ihnen gar nicht in den Sinn.

„Du verstehst unsere Frauen nicht“, sagte der Scheik, „sie sind unwissende Geschöpfe, und wenn ihre Jugend vorbei ist, so taugen sie bloß noch zur Arbeit. Ich habe vier Weiber; wie eine alt geworden ist, habe ich sie durch eine junge ersetzt. Diese trägt Wasser, jene malt Korn, diese backt Brod, aber die letzte thut nicht viel, da sie die jüngste und mein Liebling ist. Vernachlässigen sie die Arbeit, so gebe ich ihnen dieß zu kosten“ — wobei er einen Stock schwang —; „sieh', das ist der Unterschied zwischen unseren Einrichtungen. Die Eurigen sind für Euer Land wohl geeignet, die unsrigen passen für unser Land am Besten!“ (Weser-Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

(**Auch ein Protest.**) Unter den bezahlten Annoncen der „Times“ erscheint folgender Protest des (bekanntlich in Paris lebenden) alten Herzogs Karl von Braunschweig: „Wir Karl von Gottes Gnaden Herzog von Braunschweig, Lüneburg 2c., erklären hiermit: daß ein Decret des ehemaligen deutschen Bundestages Uns mit Gewalt und ohne irgend welche gesetzliche Berechtigung Unsrer erblichen Besitzungen und Unsres Privatvermögens beraubt hat, unter dem Vorwande, daß Wir in Frankreich Truppen anwerben ließen, um wieder Besitz zu ergreifen von Unsrem besagten Herzogthume (obwohl Wir niemals abdicirten, noch zu abdiciren die Absicht hatten) sowohl, wie von Unsrem Privatvermögen. — Preußen hat jetzt den deutschen Bund durch dieselben Mittel, welche der Bund gegen Uns gebraucht hat, nämlich durch Gewalt, aufgelöst (dismissed) und gestürzt. — Preußen hat sich deßgleichen des Königreichs Hannover bemächtigt, welches einen Theil Unsrer erblichen Besitzungen bildet. — Wir haben noch nicht protestirt. — Der deutsche Bund hatte uns dem Könige von Hannover überantwortet, indem er ihn zum Vormund über Unser Recht und Unser Privatvermögen ernannte. Der König von Hannover thut jetzt genau dasselbe, wofür er von den französischen Gerichten vergebens versucht hatte, Uns incompetent erklären zu lassen, d. h. er hat Truppen geworben, um Hannover wiederzuerobern. — Der König von Hannover befindet sich im Besitze Unsres in Deutschland befindlichen Privatvermögens, von dem er seit 40 Jahren nicht einmal die Interessen bezahlt hat. Deßhalb erneuern Wir hiermit Unsre früheren Proteste gegen diese bedauernswerthe und ungerechte Sachlage, wie Wir auch früher nie unterlassen haben, dagegen beim deutschen Bunde wie bei allen europäischen Großmächten zu protestiren und Wir reserviren Uns besonders Unsere Rechte als Haupt des Königlichen Hauses der Welfen auf alle Unsere souveräne Besitzungen, sowie auf Unser in Deutschland befindliches Privatvermögen, deren Wir durch Gewalt, aber nicht auf gesetzlichem Wege beraubt worden sind. — Zur Beurkundigung Dessen haben Wir gegenwärtigen Protest eigenhändig unterzeichnet und mit dem großen Staatssiegel untersiegelt, zu Paris am 18. März im Jahre des Herrn 1868 und im 53. Jahre Unserer Regierung. Unterschrieben Karl, Dux.

(**Gute Gründe.**) Aus der Rede, welche der Majoritätsberichterstatter Frhr. v. Lichtenfels am Schluß der Generaldebatte in der entscheidenden Sitzung des österreichischen Herrenhauses am 21. März gehalten, citirt die „Presse“ nach dem stenographischen Protokoll eine Stelle, die in die Berichte aller Wiener Blätter über-

gegangen ist. Freiherr v. Lichtenfels sagte nämlich unter Anderm: „Die geistlichen Institutionen haben zahlreiche Ehehindernisse wiederhergestellt, die durchaus auf keinem haltbaren Grund beruhen. Die Blutsverwandtschaft war in der Seitenlinie ein trennendes Ehehinderniß zur Zeit der römischen Gesetze bis auf den vierten Grad, bis auf die Geschwisterkinder. Die Geistlichkeit hat sich anfangs hiernach benommen; als sie aber in die Gewalt, Ehehindernisse zu statuiren, factisch eingetreten war, hat sie das Ehehinderniß der Blutsverwandtschaft nach Generationen zu rechnen angefangen, sodaß ein kanonischer Grad zwei österreichische ausmacht. Sie hat anfangs das Hinderniß der Blutsverwandtschaft ausgedehnt bis auf die siebente Generation. Sie ist später davon abgewichen und hat es auf vier Generationen beschränkt. Aus welchen Gründen hat sie das eine und das andere gethan? Nach der Geschichte des kanonischen Rechts hat ein Papst das Hinderniß der Blutsverwandtschaft in der Seitenlinie mit dem siebenten Grade endigen lassen, „weil Gott der Herr am siebenten Tage von seinem Schöpfungswerke ausgeruht hat.“ Ein anderer Papst, welcher dieß Hinderniß auf den vierten Grad beschränkte, hatte dieß darum gethan, „weil im menschlichen Körper nur vier Feuchtigkeiten enthalten sind“.“

(Der Frühling) scheint dieses Jahr nicht recht zu Wort kommen zu können. Erst seit gestern, schreibt man dem „Rhein. Kur.“ aus dem Rheingau vom 31. März, haben wir bei Ostluft klaren Himmel und vollkommenen Sonnenschein. In dem Muster-Garten der herrlichen Villa Monrepos bei Geisenheim (eine Schöpfung, welche dem Rheingau bisher gefehlt und die vielleicht in kurzer Zeit eines Rufes genießen dürfte, der weit über die Gränzen unseres Vaterlandes geht) blühen bereits Pfirsiche, Aprikosen und Mandeln. Noch wenig Tage bei diesem Wetter und das Rheingau steht in voller Blüthenpracht, ein Anblick, wie ihn selbst der Süden Europas nicht bezaubernder bietet.

Museum.

Schon manche geschichtliche Größe, deren Bild so, wie es die Nächstlebenden von ihrem allzu nahen Standpunkt und daher in unrichtigen Verhältnissen angesehen hatten, bald mit zu helleren Lichtern, bald mit zu tiefen Schatten auf die Nachwelt gekommen, wurde von der historischen Forschung unserer Tage je nachdem sich derselben die dafür nöthigen Hülfsmittel erschlossen, auf ihren wahren Gehalt fixirt. Ehrenrettungen gelangen uns selbst da, wo sie kaum möglich schienen, wenigstens zum Theil; andererseits erwieß sich dieser und jener Nimbus als erborgt, manche Aureola als Rauschgold. Auch des Friedländers gewaltig leuchtendes Phänomen haben die Archive, namentlich das des Reichs-Erzkanzleramts mit den Acten der Liga und dem Briefwechsel zwischen Churbayern und Churmainz, richtig gestellt und je mehr, desto sicherer als unheilvolles Gestirn, so zwar, daß das Wort des Dichters, dessen Kunst ihn unseren Herzen „menschlich näher“ bringen wollte, keine Bedeutung mehr hat; denn nicht weiter „schwankt sein Charakterbild in die Geschichte“.

In seinem Vortrag über Wallenstein faßte Professor Kugler von Tübingen die Ergebnisse der von Aretin, Förster, Hurter und neuerlich von Panko gefundenen Aufschlüsse zu einem Urtheil absolut ungünstiger Art zusammen. Er entnahm — nach einer lebendigen und hinsichtlich der Kriegsoperationen namentlich klaren Schilderung der geschichtlichen Daten — die reichlichen und triftigen Belege der Persönlichkeit und dem Charakter des großen Feldhauptmannes, vor Allem jenem ungemessenen Ehrgeiz, den nie rastenden, ungeheuerlichen Planen, der unbarmherzigen Rücksichtslosigkeit, die den unbedeutenden Edelmann von der Geldheirath mit der alten Herrin von Milotitz zu den böhmischen Güterkäufen, vom Fürstenhut zur Herzogskrone, zum Lehnbesitz von Mecklenburg führten und ihn vom Verrath seines Kaisers schließlich in die Partisanen seiner Mörder trieben. Ein Mann, der seinen barbarischen Sinn in dem Satz aussprach, der Krieg müsse den Krieg ernähren, und der sich für die von ihm zu erwerbende Soldateska die Brandschatzung ganz offen aushielt, der also „Die Exorpitantien und die Kriegspressuren des friedländischen Volkes“, wie sie ein Schreiben des zu Mühlhausen abgehaltenen Collegialtages der Churfürsten an den Kaiser beklagt, geradezu privilegirte, mußte die Geißel und der Schrecken seiner Zeit, ein Fluch den kommenden Geschlechtern werden. Nicht minder schädigte sein Thun den ohnehin losen Bestand des Reichs, wie zumeist Mecklenburg, aber auch seine Aeußerung, er müsse die Churfürsten Mores lehren, und die Klage seiner Gegner beweist, „sonderlich Bayern und die katholische Liga sei ihm ein starker Spieß im Auge“, ja der Churfürst von Bayern sprach den Verdacht aus, „als wenn er die römische Krone und das Kaiserthum ambire.“ Selbstverständlich gestand der Redner das eminente Organisationstalent Wallenstein's zu und rühmte er die glückliche Wirksamkeit desselben für seine Grundherrschaften, aber er deutete die letztere lediglich als Mittel zu seinen weit ausgreifenden Plänen, und seiner Politik, die nur eine phantastische gewesen, sprach er jeden höheren Zug ab. ⊙

Kunst- und Literatur-Notizen.

Anton Rubinstein gibt gegenwärtig in Paris Concerte mit einem beispiellosen Erfolg. Er war von früher her schon für Paris ein gefeierter Gast und ist nun, wie ein Triumphator, in die heurige Saison eingezogen. Der jubelnde Beifall, der ihn am vergangenen Mittwoch im Saale Herz begrüßte, wollte kein Ende nehmen. Bis weit hinaus in die Couloirs drängte sich Kopf an Kopf. Seine Concerte gehören zu den in Paris äußerst seltenen, welche eine reiche Ernte nicht allein von Lorbeeren, sondern auch von klingendem Metall einbringen. Augenblicklich befindet sich Rubinstein in Bordeaux, wo er auf Einladung der dortigen philharmonischen Gesellschaft ein Concert geben wird.

Wien, 30. März. In dieser Woche ist zum ersten Male ein Mitglied der kaiserlichen Familie, Joseph der Zweite, auf die Bühne gebracht worden, in dem Stücke von Langer: „Der Gevatter auf der Straße“. Die Entscheidnng ist direct aus dem kaiserlichen Cabinet erfolgt.

Durch ganz Deutschland haben die Vorlesungen des Professors **Karl Vogt** aus Genf außerordentliches Aufsehen erregt, ja sie sind in allen den verschiedenen Städten, wo sie gehalten wueden, zu einem förmlichen Ereignisse geworden. Darum wird auch die soeben ausgegebene Nummer der „Gartenlaube“, Nr. 13, ein ungewöhnliches Interesse hervorrufen. In derselben erzählt nämlich Karl Vogt in seiner liebenswürdigen und geistreichen Weise einen Besuch, welchen er im Laufe dieses Winters in einem der Krankenpflege gewidmeten Kölner Kloster abstattete, um unter dessen Pfleglingen einen sogenannten Affenmenschen kennen zu lernen und zu beobachten. Zwei Abbildungen dieses traurig merkwürdigen Geschöpfes sind dem Artikel beigegeben und dienen diesem zu angemessenee Erläuterung.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 94. Freitag, den 3. April 1868.

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

Der Vorgang mit dem Offizier blieb Clotilde nicht verborgen und steigerte ihre Theilnahme für den jungen Advocaten, mit dem sie wochentlich einige Mal in den Abendgesellschaften zusammentraf, die ihr auf seinen Reichthum stolzer und prunkliebender Vater gab. So hatten Victor und Clotilde sich kennen und lieben gelernt. Wohl hatte es einen Sturm gegeben, als eines Abends die beiden Liebenden vor den stolzen Kaufherrn traten und der junge Advocat von ihm sein einziges Kind zum Weibe begehrte; aber eben weil es das einzige Kind war, vermochte Herr Heinrich Weber nicht „Nein" zu sagen, nachdem sie ganz entschieden Papa versichert hatte, keinen anderen Mann lieben zu können.

So mußte er denn seine Hoffnung, einen adeligen Schwiegersohn zu bekommen, aufgeben; aber warum hatte Baron Portheim, der junge Chef eines der ersten Bankhäuser der Stadt, auch so lange mit seiner Werbung gezögert? Clotilde hatte freilich Herrn von Portheim sehr kalt und zurückhaltend behandelt, indessen konnte ihr Papa dieses nicht verdenken, so lange der Baron bloß um sie herum scherzte und tändelte. Der junge Herr stand allerdings in dem Rufe, ein Lebemann zu sein, der schon mehr als ein Mädchen durch seine Huldigungen bloßgestellt hatte.

„Es ist ein Weltkind, von dessen Flügeln die rauhe Hand des Lebens erst den bunten Staub streifen muß, bevor er das Eitle und Thörichte seines Treibens erkennt", hatte des Kaufherrn Vetter, der junge Pfarrvicar Johannes Frommhold kürzlich über Baron Portheim sich geäußert, „er ist aber dem wahren Heile näher, als mancher Andere" — und dabei hatte er einen finstern Seitenblick auf Victor geworfen — „der, stolz und im Bewußtsein seiner Tugend, nichts von der göttlichen Gnade wissen will, ohne welche doch der Mensch in seiner Sündhaftigkeit für diese und für jene Welt verloren ist!"

Victor erinnerte sich dieser Worte, als er durch die Straßen der inneren Stadt hinaus nach der Villa des Kaufherrn in der Marienvorstadt eilte. Ein unangenehmes Gefühl beschlich ihn bei dem Gedanken, daß der fromme Vetter, der seit einer Woche zum Besuche in dem Weber'schen Hause war, dem heutigen Abendthee beiwohnen sollte. Auch Herrn von Portheim, der die kleine Schauspielerin mit seinen Liebesanträgen verfolgte, sollte er dort treffen. Der Commissionsrath — diesen Titel führte Lindens zukünftiger Schwiegervater — hatte nun einmal eine Vorliebe für den adeligen Banlier, dessen aristokratische Manieren ihm imponirten.

„Wenn doch Clotilde nicht reich wäre", seufzte der junge Advocat bei sich, „ich wäre viel, viel glücklicher."

Er meinte es ehrlich. Der Glanz des Reichthums wirkt wie die Flamme des Lichtes: beide ziehen Schwärme von lästigen Mücken an.

Es schlug 6 Uhr an der Marienkirche, als Victor in die Straße einbog, in welcher die Villa des Commissionsraths lag. Der Herbstabend war völlig hereingebrochen. Durch den dichten Nebel glühten die Gaslaternen, feiner Regen rieselte von dem grauen Himmel nieder, in den Gärten, die links und rechts die Straße einrahmten, wirbelte der Wind das gelbe Laub von den Bäumen und jagte es quer über das Trottoir.

Eine schwermüthige Stimmung, die nicht selten den frischen Lebensmuth Victors verdrängte, überfiel ihn. Diese Schwermuth war nicht ohne Grund, sie wurzelte in seiner Vergangenheit. Sein Vater war ein geschickter Bildhauer gewesen, dessen Geschick ihm und den Seinigen ein schönes, heiteres Dasein hätte sichern können, wenn er nicht der Leidenschaft des Trunkes anheim gefallen wäre. Er starb frühzeitig, der jungen Wittwe, die eine gefeierte Sängerin geworden war, die Sorge der Erziehung für den einzigen Sohn überlassend. Und wahrlich manche bange Sorge hatte das arme Mutterherz gedrückt, gefoltert. Während Victors Studienzeit war die Revolution ausgebrochen. Mitglied burschenschaftlicher Verbindung, hatte er sich hervorragender Weise an der Volksbewegung betheiligt. Er kam in Untersuchung, wurde mit mehrmonatlicher Gefängnißstrafe belegt und erhielt nur durch Verwendung einer hochstehenden Dame, der Prinzeß Mathilde, an die sich seine Mutter gewendet, die Erlaubniß zur advocatorischen Praxis.

Victor war ein Mensch der Stimmungen. Hatte das gelbe, fallende Laub diese trüben, schmerzlichen Erinnerungen, die mit dem Tode der Mutter abschlossen, in ihm wach gerufen?

Er beschleunigte seine Schritte, er sehnte sich, in die Nähe der Geliebten zu kommen, einen Augenblick mit ihr allein zu sein, ihr ins Auge zu blicken und einige jener halbgeflüsterten, zärtlichen Worte mit ihr auszutauschen, die für Andere so höchst gleichgültig, für Liebende die süßeste Sprache sind.

Schon glänzten ihm die Fenster der Villa entgegen; er warf einen Blick hinauf nach Clotildens Zimmer. Es war dunkel, die Gesellschaftszimmer dagegen hell erleuchtet.

In der Vorhalle erfuhr er vom Portier, daß Herr Weber ausgefahren sei.

Langsam stieg der junge Advocat die breiten, hellerleuchteten, mit bunten, weichen Teppichen belegten Stufen hinan, die zum ersten Stockwerk führten.

„Ist Besuch da?" fragte er im Vorzimmer den Bedienten.

Der Diener nannte einige Namen von Damen und Herren, darunter auch den des Barons von Portheim.

Eine Wolke verdunkelte Victors Stirne; er erinnerte sich Adelens Mittheilung über das goldene Armband, das ihr der junge Roué in die Garderobe geschickt hatte.

Bei seinem Eintritt in den Salon fand er die kleine Gesellschaft um den großen, runden Tisch in der Mitte des Gemachs gruppirt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Blaubuch über Gewerbe und Gewerbvereine in Europa.

Die „Englische Correspondenz" schreibt aus London vom 28. März:

Lord Stanley hatte kaum wahrgenommen, daß die englische Industrie auf dem Continente mächtige Concurrenten erhalten habe, als er sofort alle seine Gesandtschaften aufforderte, ihm über den Zustand der Gewerbe in jenem Staate, in welchem sie beglaubigt sind, Bericht zu erstatten. Streng formulirte Fragen wurden ihnen vorgelegt, ob und welche Industrien im Lande blühen, welche Hülfsmittel ihnen zu Gebote stehen, welches der Preis der Rohstoffe, die Höhe der Löhne sei, ob Cooperativ-Vereine bestehen, ob Arbeiter-Vereinigungen zur Erreichung höherer Löhne gestattet seien, und welche Folgen sie bisher gehabt.

Die Resultate dieser im vorigen Jahre gemachten Erhebungen sind jetzt in einem Blaubuche veröffentlicht worden, aus dem wir das Wichtigste mittheilen wollen. Die vollständigsten Antworten liegen aus Belgien und Frankreich vor.

Belgien. Industrie und Export haben sich bedeutend gehoben. Auch nach England führt es Leinen und Wollgespinnste, Waffen und Fensterglas. Naturgemäß sind dadurch Löhne und Rohmaterialien gestiegen. Strikes hat es hier und da gegeben, doch nahmen sie bald ein Ende; zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern herrscht das beste Einverständniß. Einigungen zur Erzielung höherer Löhne, bisher verboten, sind nun gestattet, haben sich aber noch selten gebildet. Der belgische Arbeiter ist ausdauernd und intelligent in der Anwendung fremder Erfindungen; fremde geschickte Arbeiter sind es auch, denen er zumeist die Entwicklung seiner Landes-Industrie verdankt. Die belgischen Arbeiter brauchen weniger als die englischen, essen weniger Fleisch, trinken selten Thee, ihr Brod besteht nicht aus reinem Weizen, Bier und Branntwein sind wohlfeiler, die Cichorienwurzel spielt bei ihren warmen Getränken die Hauptrolle. Sehr geschickt in Blecharbeiten, sind sie in Schmiedewaaren noch sehr zurück, kaum daß in Belgien ein ordentlicher Schlüssel oder ein gutes Schloß zu finden wäre. Mit der Kohle wird gespart, anstatt des offenen Feuers bedient man sich geschlossener Oefen, und künstlich aus Kohlenstaub erzeugtem Brennstoff statt der festen Steinkohle. In der Feuerwaffen-Fabrikation nimmt Lüttich den ersten Rang ein, in der Maschinen-Fabrikation wetteifert es mit England. Die freie Einfuhr von Maschinenbestandtheilen hat seiner Industrie gewaltig genützt. Die Spiegel-Fabrikation ist in einigen Jahren mit der der übrigen Welt concurrenzfähig geworden. Die belgischen Fabriken arbeiten nicht auf Vorrath, sondern auf Bestellung, und unterliegen daher minder etwaigen ungünstigen Chancen, wenn sie anderseits auch weniger Gewinn erzielen. Die Kunden haben Vertrauen zu ihnen und brechen selten einmal angeknüpfte Beziehungen ab.

Von Frankreichs Entwicklung entwirft der dortige Botschaftssecretär, Julian Fane, ein glänzendes Bild. Frankreichs Verkehr hat sich in vierzig Jahren versiebenfacht, die Einfuhr von Rohstoffen, die Ausfuhr von Fabrikaten und der Kohlenverbrauch sind in außerordentlicher Weise gestiegen. Die Bergwerks-Production macht rasche Fortschritte, und selbst die Landwirthschaft zeigt, wenn sie auch nicht gleichen Schritt mit der Industrie hält, dem Geldwerthe nach eine Vermehrung der Ausfuhr um durchschnittlich 20 Millionen Francs im Laufe von fünf Jahren. Die Löhne sind demgemäß um nicht weniger denn 40 pCt. im Laufe von fünfzehn Jahren (in einem stärkeren Verhältnisse, als der Preis der Lebensmittel) gestiegen, so daß der Arbeiter sich bessere Kost, Kleidung und Wohnung verschaffen kann. Eine natürliche Folge war das Einströmen der Landbevölkerung in die Städte, so daß es der Agricultur häufig an Arbeitskräften fehlt. Dennoch wandern keine fremden Arbeiter für den Landbau ein, während Mühlhausen 8000 deutsche, und Roubaix 12,000 belgische Arbeiter angezogen hat. Die jetzt gestatteten Einigungen zur Erzielung höherer Löhne sind von den Arbeitern weidlich benutzt worden. Jedes Gewerbe hat bereits seinen Strike gehabt, und die Werkherren klagen, daß sie keine Bestellungen auf Zeit mehr annehmen können, weil sie Gefahr laufen, daß die Arbeiter höhere Löhne erzwingen, sobald sie merken, daß die Arbeit in einer bestimmten Frist geliefert werden muß. Der Landes-Industrie geschieht dadurch mancherlei Abbruch. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, ist der Vorschlag gemacht worden, dem Arbeiter einen Antheil am Gewinn zu geben; er stieß aber bei der Durchführung auf Schwierigkeiten. Ständige Gewerbevereine, wie in England, kann es in Frankreich nicht geben, denn zu jedem Strike ist eine Versammlung und zu dieser eine Erlaubniß des Präfecten nöthig. Die Behörde hat einen Repräsentanten in der Versammlung, der auszugleichen sucht, und in Wirklichkeit bisher schon viel Uebel verhütet hat. Die bestehenden Vereine sind Einigungen zur gemeinsamen Production für gemeinsame Rechnung und zu gemeinsamem Nutzen. Buchez hatte schon im Jahre 1831 den ersten Versuch damit gemacht. Im Jahre 1848 schossen sie wie Pilze auf (die Regierung unterstützte sie); die meisten gingen aber zu Grunde, und nur jene blieben bestehen, die keine Regierungsunterstützung angenommen hatten. Der Anstreicherverein von Leclaire und Defournaux theilt zum Drittel mit den Herren, besteht aus 59 Theilnehmern und 200 nicht theilhabenden Arbeitern, von denen die Ersteren bereits ein Vermögen von circa 100,000 Francs angesammelt haben. Dieses Versuches thut schon Mill in seiner National-Oeconomie Erwähnung. Der Verein der Maurer besteht aus 84 Mitgliedern, hat 2- bis 300 Miethsarbeiter und unternimmt jetzt den Bau des Bahnhofes der Orleansbahn für 2 Millionen Francs. Die glänzendsten Erfolge jedoch zeigt der Verein der Claviermacher, die mit 229 Francs 50 Cents anfingen und nun 180,000 Francs an Vermögen besitzen, und für 190,000 Francs jährlich Geschäfte machen. Auch in den Fabrik- und Landstädten gibt es derartige Vereine, und mehrere Fabrikherren haben den Versuch gemacht, ihre Arbeiter am Gewinn zu betheiligen, um deren Thätigkeit zu ermuntern.

Vom deutschen Vereinswesen gibt Herr Morier eine sehr ausführliche Skizze. Trade-Unions, wie in England, gibt es in Deutschland nicht. Jene haben einen zweifachen Zweck, einen wohlwollenden, um den Mitgliedern in Noth beizuspringen, und einen kriegerischen: Beschaffung der Mittel, um Strikes zu machen und höhere Löhne zu erzwingen. Da in Preußen die Unterstützungs-Vereine der Arbeiter gesetzlich organisirt und von der Behörde beaufsichtigt sind, können sie nicht gut einen kriegerischen Charakter annehmen. Die vorherrschende Art sind die Gewerbebanken nach der Angabe von Schulze-Delitzsch. Das dortige Vereinswesen unterscheidet sich von dem englischen dadurch, daß es nicht aus der Werkstätte, sondern aus der Studierstube hervorging. Schulze und seine Freunde haben nach einem bestehenden Systeme die Arbeiter-Gesetzgebung und die Gewerbvereine ins Leben gerufen, und die preußische Regierung hat ihnen bei der ersteren hülfreiche Hand gereicht.

In Dänemark ist das Vereinswesen frei; der erste Versuch zu einem Strike nahm schon nach sechs Wochen ein klägliches Ende.

In Holland wurde nie ein Versuch zur Arbeitseinstellung gemacht, sie widerspricht dem Volksgeiste.

In Rußland haben die Gemeinden dort, wo sie Eigenthümer des gesammten, von den emancipirten Bauern besessenen Bodens geworden sind, sich zu einer Art von Trade-Unions gestaltet; sie schreiben Löhne und Pachtzeit vor; kein Gemeindemitglied wagt unter anderen Bedingungen zu pachten oder zu arbeiten; und so nehmen sie den großen Grundbesitzern gegenüber ganz dieselbe Stellung ein, wie die englischen Gewerbevereine gegenüber den Fabrikanten und Arbeitgebern. Die Extreme berühren sich somit in dieser Sphäre, wie in so vielen anderen.

Aus Abyssinien

sind wieder briefliche Nachrichten, bis zum 8. März reichend, in London angekommen. Die „Engl. Corr." vom 31. März berichtet daraus Folgendes:

Sir Robert Napier lag noch in der Nähe von Antalo, wo er sich längere Zeit aufhielt, um sich zu verproviantiren, und die Eingebornen, welche Brod, Mehl, Butter, Honig und Schlachtvieh in reichem Maße zuführten, erleichterten ihm diese Arbeit derart, daß er für mehrere Monate mit Lebensmitteln versorgt ist. Eine Schwierigkeit stellte sich ihm dabei entgegen: er hatte einen Augenblick lange Ebbe in der Casse, denn Gold nehmen die Einwohner nicht an, und Maria-Theresien-Thaler waren in ungenügendem Maße zugeführt worden; ein neuer Transport aus Zula beseitigte jedoch das Hinderniß.

Oberst Phayre wurde mit der Avantgarde etwa zwölf englische Meilen südöstlich vorgeschoben und machte bei Mazno Halt, da ihm berichtet wurde, der Häuptling der Gallas wolle sich seinem weiteren Vormarsche widersetzen; nachträglich jedoch erklärte sich die böse Kunde als ein Mißverständniß. Die Gallas, deren Land jetzt durchzogen werden soll, stehen bei den anderen Abyssiniern im Geruche wilder Kampflust. Antalo, das vor drei Jahren von ihnen angegriffen und zerstört wurde, trägt noch heute die Spuren ihrer Wuth. Sie sind tapferer und von Farbe weißer als die anderen Stämme, daher ihr Name; denn „Galla" heißt bei den Abyssiniern der Weiße. Ihre Frauen sollen schöner, als die der anderen Stämme sein; der Religion nach sind sie Mahomedaner. „Sie werden sich", sagten die Eingebornen, „kopfüber auf Eure Reihen, ohne Rücksicht auf Eure Waffen, stürzen; sie fechten gegen Jedermann, denn der Kampf ist ihnen Bedürfniß." Diese Aeußerungen waren das Resultat der Furchtsamkeit; den Engländern gegenüber benehmen sich die furchtbaren Männer ganz zahm und helfen ihnen für gutes Geld Lasten tragen und Transporte fördern.

An ihren Thalern haben die Engländer das beste Mittel, die Allianz der Einwohner zu erzielen; von ihrer Macht aber haben diese keine hohen Begriffe. Ihre Anzahl scheint den Abyssiniern zu geringe, ihre Kanonen zu klein, nur ihre Flinten und Elephanten sind in ihren Augen furchtbar, und sie staunen nicht wenig, daß diese Handvoll Menschen es wagt, den fürchterlichen Theodor anzugreifen.

Theodor hat seinen früheren Plan, sich in Magdala einzuschließen, aufgegeben und befestigt sich im Hochlande von Talanta auf einem Berge des Dschedda-Thales. Seine Armee soll aus 10,000 mit Flinten Bewaffneten und 16 Kanonen bestehen. Durch diese Stellung zwingt er die Engländer, ihn anzugreifen und zu schlagen, ehe sie auf Magdala losgehen, da er sie sonst in Flanke und Rücken bedroht, ein Manöver, das auf europäischen Rath schließen läßt. Die Gefangenen behandelt er jetzt besser, hütet sie aber sorgfältiger, damit sie nicht, die Nähe ihrer Landsleute benützend, entschlüpfen.

Auch der europäische General hat nun sein Heer für den Kampf organisirt. Das ganze Expeditionscorps wird in zwei Divisionen getheilt, von denen die erste unter General Stavely, 4600 Mann und 600 Pioniere zählend, zum activen Vorgehen, und die zweite unter General Malcolm zur Reserve und Besatzung der Zwischenstationen, von Zula angefangen, bestimmt ist. Die europäischen Infanterie-Regimenter, die ganze europäische und der beste Theil der indischen Cavallerie, sowie ein guter Theil der Artillerie, nebst den Pionieren, bilden die erste Division, die in zwei Brigaden zerfällt, davon die eine 2600, die andere 2000 Mann stark ist.

Die Hülfe, welche die Einwohner bei Transporten leisten, erleichtert den Vormarsch. Nichtsdestoweniger hat der Obergeneral neuerdings 4000 Lastthiere in Aegypten und den Mittelmeerländern ankaufen lassen. Das ganze indische Gefolge, welches bisher die Armee begleitete, wurde nach Zula zurückgesendet, und nur ein Diener zum Heumähen für jedes Pferd gestattet. Von Aschangi aus sollen auch die Zelte zurückbleiben, und die Truppen auf bloßer Erde campiren. Der Generaladjutant, Oberst Thesiger, hatte auch das Nachführen von Zucker, Rum und Thee unterzogen wollen, was aber aus Gesundheitsrücksichten unterblieb. Eine nicht geringe Hülfe erwächst den Soldaten daraus, daß sie im Lande selbst ansehnliche Quantitäten Kaffee kaufen können, denn warme Getränke werden bei den Nachtfrösten den Truppen zur Nothwendigkeit.

Mannichfaltigkeiten.

(„Eine königliche Dienstschnalle") ist der Titel einer Broschüre, welche der frühere Hofschauspieler, jetzige Geheime Hofrath Herr Louis Schneider vor einigen Tagen in Berlin veröffentlicht hat. Der Raum unseres Blattes, schreibt die „Berl. Allg. Ztg." darüber, gestattet uns leider nicht, den ganzen Inhalt des genannten Werkchens darin abzudrucken, so sehr uns dasselbe auch, hauptsächlich durch seinen wunderbaren Styl und seinen, die Tiefen und Höhen des menschlichen Daseins er- und umfassenden Geist dazu auffordert. Unmöglich aber können wir unseren Lesern den Hochgenuß einer Bemerkung versagen, welche der Verfasser an die Devise des Hosenband-Ordens knüpft. „**Hony soit, qui mal y pense**", heißt es auf pag. 6 wörtlich — „Schande Dem, der Uebles davon denkt!" was bei einem Orden eigentlich eine ganz überflüssige Bemerkung ist; denn es denkt kein Mensch Uebles von einem Orden, wenn er ihn selbst hat oder haben möchte; nur die Anderen thun das, die ihn nicht haben, aber gerne haben möchten! — Ja, ja! O, das ärgert euch, ihr Demokraten! — hätte der große Hofrath und Philosoph noch hinzufügen können.

(Der Sohn des Erziehers des Herzogs von Reichstadt bei Napoleon.) Vor einigen Tagen empfing Kaiser Napoleon den Sohn des Erziehers des Herzogs von Reichstadt, den österreichischen Hauptmann Baron Ferdinand Obenaus-Felsöház (außer Diensten). Derselbe überbrachte dem Kaiser als Geschenk 120 verschiedene Gegenstände, welche dem Sohne Napoleons I. angehört hatten. Der Baron erstattete dem Kaiser, der sich in deutscher Sprache mit ihm unterhielt, einen längeren Bericht über das Leben des Herzogs und hob dabei hervor und bewies es auch durch die Briefe des Herzogs, welche er ihm vorlegte, daß dessen Erziehung, wie man vielfach behauptet hatte, keineswegs vernachlässigt worden sei und daß derselbe besonders bedeutende Sprachstudien (er verstand Deutsch, Französisch, Italienisch, Englisch, Lateinisch und Griechisch) gemacht hat. Die 120 Gegenstände, welche der

Baron dem Kaiser überbrachte, sind in dem Museum der Souveräne im Louvre untergebracht worden und befinden sich neben denen des Kaisers Napoleon I. Sie bestehen aus Kleidungsstücken, Büchern, dem Siegel des Herzogs, einer Anzahl von Briefen rc.

Correspondenzen.

Heidelberg, 31. März.

Der hiesige **Frauenverein zur evangelischen Gustav-Adolph-Stiftung** veröffentlicht seinen ersten Jahresbericht für 1867—68. Darnach zählt er 800 Mitglieder aus allen Ständen, hat an Geldbeiträgen 869 fl. 36 kr., an Erlös aus einem Bazar 293 fl. 8 kr., durch einen zu seinem Besten gehaltenen Museumsvortrag von Kirchenrath Schenkel 97 fl. 39 kr. rc., im Ganzen 791 fl. 39 kr. eingenommen, und davon 721 fl. 38 kr. ausgegeben. Er unterstützte nämlich, seiner eigentlichen Aufgabe als **Frauenverein zur Gustav-Adolph-Stiftung** gemäß: 1) protestantische Waisen- und Confirmanden im fast ganz katholischen Ermeland; die Waisen- und Confirmandenhäuser zu Wartenburg erhielten 100 fl.; 2) arme Prediger-Wittwen in Böhmen; die Wittwencasse in Prag erhielt gleichfalls 100 fl.; 3) mit Abendmahlsgefäßen die beiden neu entstandenen protestantischen Gemeinden Waldkirch auf dem Schwarzwald und Wilhelmsfeld im Odenwald. Die vergleichweise reichen Mittel seiner Casse veranlaßten aber die Hauptversammlung des badischen Gustav-Adolph-Vereins, dem hiesigen Frauenverein auch ein allgemeineres Unterstützungsfeld anzuweisen. Die Diasporagemeinden zu Renchen, Villingen, Tiefenbronn und Untergimpern wurden ihm mit ihren dringendsten Bedürfnissen zur Unterstützung zugewiesen, und erhielten jede 100 Gulden; die früher evangelische, aber systematisch und gewaltthätig fast ganz katholisirte Gemeinde Untergimpern namentlich zum Behufe der allmälichen Herstellung eines Betsaales mit Schulräumlichkeit, um die letzten Reste der dortigen evangelischen Gemeinde vor völliger Auflösung zu bewahren. Freunde des Gustav-Adolph-Vereins werden diese Nachrichten gewiß mit Freude und Wohlgefallen vernehmen und es an sich nicht fehlen lassen, wo möglich auch in ihren Kreisen Derartiges anzuregen.

London, 26. März.

Das **deutsche Hospital**, welches sich den Ruf bewahrt, eines der besteingerichteten Englands zu sein, feierte am 25. März sein dreiundzwanzigjähriges Bestehen, wie üblich, durch ein großes Banket, zu dem sich 170 Gäste, in überwiegender Anzahl Deutsche, eingefunden hatten. Der Herzog von Cambridge, der wenige Stunden zuvor das Hospital besucht hatte, führte den Vorsitz, ihm zu Seiten Prinz Teck, der österreichische Botschafter, der bayerische Gesandte und mehrere unserer deutschen Consuln. Den musikalischen Theil des Abends leiteten Capellmeister Benedict und Herr Ganz, ausübende Künstler waren Herr Stephan mit den Damen Zimmermann und Drastil. Den Schwerpunkt des Bankets bildete dessen rein geschäftlicher Theil, sozusagen die Budgetvorlage, welcher Aufgabe sich der Vorsitzende, Herzog von Cambridge, mit gutem Tact entledigte. Leider theilt die vortreffliche Anstalt das Schicksal vieler großen Staaten; sie hat nämlich im letzten Jahre mehr ausgegeben als eingenommen, ist mit einem Deficit von 600 Pfund Sterling und mit einer Schuldenlast von über 2000 Pfund Sterling behaftet und besitzt nicht wie andere Wohlthätigkeitsinstitute einen festen Fonds, von dessen Zinsen sie das Erforderliche bestreiten könne. Nach wie vor bleibt das Londoner deutsche Hospital auf gelegentliche milde Beiträge angewiesen, und sehr erfreulich ist es, daß es seine segensreiche Wirksamkeit vermittels dieser bisher nicht nur fortsetzen, sondern erweitern konnte. Im Laufe des Abends wurden nicht weniger als 3700 Pfund Sterling theils gezeichnet (davon 1500 Pfund Sterling allein durch die Bemühungen des Herrn Flemmich vom Hause Huth, welches gemeinsam mit dem Secretär, dem hochwürdigen Dr. Walbaum, die Hauptstütze der Anstalt ist), theils angemeldet, darunter 300 Pfund Sterling vom Kaiser von Oesterreich, dem dafür unzählige Hurrahs gebracht wurden. Der König von Preußen steuert jährlich 200 Pfund Sterling, die Königin von England 100 Pfund Sterling bei, und es wäre von ganzem Herzen zu wünschen, daß durch allgemeine warme Betheiligung das Fortbestehen dieser Anstalt gesichert werde, die Tausenden von kranken Landsleuten in jedem Jahre Obdach und Hülfe gewährt und in jeder Beziehung als Muster genannt zu werden verdient. Seit ihrer Gründung sind in ihr nicht weniger als 16,152 Kranke verpflegt und 203,119 mit ärztlichem Rath und Arzneien unterstützt worden.

Literatur-Notizen.

Brockhaus' Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Die Reihe schön und correct gedruckter, wohlfeiler Ausgaben der classischen Erzeugnisse unserer Literatur, herausgegeben und erläutert durch namhafte Schriftsteller der Gegenwart, welche von der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig unter obigem Gesammttitel veröffentlicht wird, ist soeben durch vier neue Bände vermehrt worden. Sie bilden den achten bis elften Band der Sammlung und werden für das in jeder Hinsicht empfehlenswerthe Unternehmen wieder erfolgreiche Propaganda machen. Der achte Band vereinigt Lessing's drei Musterdramen: „Minna von Barnhelm", „Emilia Galotti" und „Nathan der Weise", herausgegeben von dem bekannten Literarhistoriker und Professor an der Dresdener Academie Hermann Hettner. Treffend heißt es in der geistvollen und prägnanten Einleitung des Herausgebers: „Eben jetzt sind es hundert Jahre, daß „Minna von Barnhelm" zum ersten Male mit ungetheiltem Beifall über die deutsche Bühne ging; noch heute ist es unbestreitbar das beste deutsche Lustspiel. Nach wie vor bewährt die Trogödie „Emilia Galotti's" in ihrer feinen Charakterzeichnung ihre unverwüstliche Anziehungskraft. Nach wie vor verbreitet das weihevolle Humanitätsevangelium Nathan's nach allen Seiten seinen befruchtenden Segen. Welche andere deutsche Dramen, außer den Dramen Goethe's und Schiller's, dürfen auf gleiche Unvergänglichkeit hoffen?" Beim Druck wurde der Lachmann-Maltzahn'sche Text zu Grunde gelegt und nirgends auf Kosten der Deutlichkeit mit dem Raume gespart: ein besonders zu rühmender Vorzug der Brockhaus'schen „Bibliothek" vor den meisten der anderen neuen Classiker-Ausgaben. Der neunte Band bringt Wieland's „Oberon", das köstliche Gedicht, von dem Goethe, gleich als es zuerst erschien, prophezeite: so lange Poesie Poesie, Gold Gold und Krystall Krystall bleibt, werde der „Oberon" als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden. Die Herausgabe hat Reinhold Köhler in Weimar besorgt, einer der gründlichsten Kenner der Weimarischen Literaturperiode. Mit dem zehnten und elften Bande führt Hermann Hettner einen fast vergessenen Dichter, der aber jedenfalls als der weitaus begabteste Vertreter der sogenannten Sturm- und Drangperiode betrachtet werden muß, wieder beim Publikum ein: den Dichter Friedrich Müller, in der Literaturgeschichte gewöhnlich Maler Müller genannt, weil er zugleich als Maler und Kunstschriftsteller sich einen Namen gemacht und, mit Ausübung der Malerei beschäftigt, die spätere Zeit seines Lebens in Rom zubrachte, wo er hochbetagt im Jahre 1825 starb. Die beiden Theile bieten eine erschöpfende Auswahl aus allen Richtungen der Müller'schen Dichtung. Wir können der „Bibliothek", die sich immer mehr als ein wahrhaft gediegenes, nach organischem Plan gestaltetes und dem richtig verstandenen Interesse der Literatur dienendes Unternehmen darstellt, nur den gedeihlichsten Fortgang wünschen.

„Unser Gottesdienst", eine Frage, die dringend Lösung verlangt, von Rabbiner Dr. A. **Geiger** (Breslau, Schletter). Diese kleine Schrift erstrebt in schöner Sprache Klarheit der israelitischen Gemeindeglieder über die Sprache, die Dauer und den Inhalt des Gottesdienstes. Wir empfehlen sie auch christlichen Lesern für die Interessen des eigenen Gottesdienstes, ob sie gleich diesen nicht unmittelbar berührt, wohl aber durch ihren Grundsatz: das wahrhaft Verjährte abzuschaffen, damit Verständniß und Empfindung desto ungehemmtere Nahrung finden.

Petermann's **Mittheilungen** III. besprechen die Gränzgebiete Rußlands in Inner-Asien (nebst Karte); das schöne Land Guatemala, dessen indolende Bewohner durch eine meistens verächtliche Priesterkaste von höherem Streben zurückgehalten werden; die griechischen Feuerinseln (Kammnie). Die geographischen Notizen und Literaturberichte enthalten viel Interessantes, z. B. über Mauch's Reisen in Südafrika; Statistisches aus Sibirien; die vier Rassen in der neuen Welt; die Flaschenpost; Leitner's Werk über Dardistan.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 3. April: **Pech-Schulze**, Original-Posse mit Gesang und Tanz in 3 Acten von H. Salingré. Musik von A. Lang. Im 2. Act: **La Espagnole**, im 3. Act: **La Tarantella**, getanzt von Fräulein Dittmann vom Hoftheater in Darmstadt.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 129.)

Samstag, 4. April: **Aschenbrödel**, Schauspiel in 4 Acten von Roderich Benedix.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 130.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 95. Samstag, den 4. April 1868.

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

Victor grüßte höflich und rasch und ging dann auf Clotilde zu, die, ihm die Hand entgegenstreckend, Vorwürfe über sein spätes Kommen machte.

Schon nach fünf Uhr hatte er eintreffen wollen und jetzt war es bald halb Sieben.

„Ein Zufall hielt mich länger, als ich wollte, auf, liebe Clotilde“, entschuldigte sich Victor, die kleine, schmale, weiße Hand seiner Verlobten an die Lippen drückend.

„Die Ausrede lasse ich nicht gelten. Zur Strafe mußt Du mich heute Abend in die Oper begleiten.“

„In die Rosenfee?“

„In die Rosenfee“, nickte sie schalkhaft lächelnd, denn sie wußte, daß er kein Freund dieser Zauberopern war. „Ich muß Dich daran gewöhnen, mich nicht warten zu lassen“, flüsterte sie ihm leise zu. „Begleitest Du uns, Vetter Johannes, in das Theater?“ frug Clotilde einen jungen, schwarzgekleideten Mann mit langem, braunem, glattgescheiteltem Haar, der, ohne an der Unterhaltung, die Herr von Portheim mit zwei jungen Herren und zwei jungen Damen über Bälle und Concerte führte, Theil zu nehmen, gedankenvoll vor sich hinblickend, im Sessel ein Blatt der Hengstenbergschen Kirchenzeitung in der schlaff herabhängenden Linken hielt. Der Gefragte hob langsam seine dunklen, nicht sehr großen Augen zu dem jungen Mädchen empor.

„Ist das Dein Ernst, Cousine Clotilde?“

„Gewiß, Johannes“, antwortete sie mit leichtem Erstaunen über den Ton seiner Frage.

„Ich danke für Deine Freundlichkeit, Cousine. Ich werde zu Hause bleiben. Ich liebe diese Zerstreuungen nicht, die den Geist tödten, das Herz verderben und das Fleich zum Herrn über uns machen“, sprach er langsam mit klangvoller Stimme, deren Ton etwas weiblich Weiches hatte, und versenkte sich wieder in die Lectüre der Kirchenzeitung.

„Merkwürdig“, lächelte Herr von Portheim, ein junger, äußerst eleganter Mann, mit feinem Schnurrbärtchen und dünnem, hellbraunen Haar, „die Ansichten des Herrn Pfarrvicars stimmen genau mit denen des Herrn Rechtsanwalts überein. Herr Linden würde auch lieber daheim bleiben, als mit uns in die Oper fahren.“

„Ich denke aber doch, daß ein kleiner Unterschied zwischen den Anschauungen des Herrn Pfarrvicars und den meinigen ist“, warf Victor kalt und trocken ein.

„Das glaube ich auch“, fügte der junge Theologe leise hinzu, sein Auge einen Moment von der Zeitung erhebend und den Verlobten seiner Cousine mit einem Blick streifend, dessen Ausdruck Clotilde betroffen machte, „wir lassen uns nur zu oft durch äußere Aehnlichkeiten täuschen, ohne der inneren Verschiedenheit nachzuforschen.“

Der Eintritt des Commissionsraths unterbrach die Unterhaltung, die einen peinlichen Charakter anzunehmen drohte.

Herr Weber war ein Mann im Ausgang der Fünfziger mit jenem anspruchsvollen Wesen in Gang, Miene und Geberde, das man bei allen Emporkömmlingen findet, die an und für sich, mittelmäßigen Geistes und Charakters, noch mehr durch die Gunst der Verhältnisse, als durch eigene Kraft emporgehoben wurden. Kopf und Herz hat bei ihnen nicht den gleichen Schritt halten können mit dem Lauf ihres Glücksternes.

Indessen milderte ein gewisser lebenslustiger Zug den Eindruck seines mehr als selbstbewußten Auftretens. Dem Mann sah man es an, daß er sich freute, wenn seinen Gästen sein Champagner und sein Braten schmeckte, daß er stolz darauf war, Gastfreundschaft üben zu können.

Wenn ihm das Schicksal noch einen adeligen Schwiegersohn bescheert hätte, er würde, ein zweiter Polykrates, sich für den Glücklichsten aller Menschen gehalten haben.

Er begrüßte Victor freundlich, Herrn von Portheim mit jener achtungsvollen Herzlichkeit, die errathen ließ, wie sehr sich sein Stolz durch den Verkehr mit dem jungen Baron geschmeichelt fühlte, seinem Neffen, dem Pfarrvicar, winkte er herablassend zu — er hatte ihn auf der Universität unterstützt — und die übrigen Anwesenden bewillkommnete er mit der Höflichkeit eines Mannes, der die Grade seines eigenen Werthmessers nach der Zahl seiner Besucher berechnet.

„Du willst in die Oper, mein Kind“, sprach er zu Clotilde, sich neben seine Tochter setzend, „das ist schön, ein guter Gedanke von Dir. Ich bin ein Freund der Oper. Aber es wird Zeit sein, den Wagen vorfahren zu lassen. Es ist gleich sieben Uhr.“

Er klingelte und gab dem eintretenden Diener Weisung, die Wagen bereit zu halten.

„Ich habe noch einen Brief zu schreiben und werde nachkommen. Gehst Du nicht mit, Johannes?“

„Mein Onkel, wenn Sie nichts dagegen haben —“

Der Kaufherr wollte etwas erwidern. Clotilde kam ihm jedoch zuvor:

„Er ist ein Stoiker, Papa, der die Freuden dieser Welt verachten lernt. Und ich kann es ihm im Grunde nicht verargen. Johannes will als Missionär nach dem Cap der guten Hoffnung unter die Kaffervölker gehen. Dort hört die Cultur mit ihren Genüssen auf; und es ist gut, wenn er sich schon jetzt auf Entbehrungen vorbereitet. Sie werden ihm dann nicht schwer werden. Nicht wahr, Cousin?“

Sie reichte ihm, aufstehend, lächelnd die linke Hand, während

die Rechte die Falten ihres seidenen Kleides, die aufgebauscht um die schlanke Taille lagen, glatt strich.

„Vielleicht, Cousine Clotilde, kommst Du einst zu denselben Ansichten", antwortete er ihr, ihre dargebotene Hand ergreifend und fest in der seinigen behaltend, „und lächelst dann nicht mehr über meine Grundsätze, die ich im harten Kampfe mit der sündhaften Natur, die unser Aller Erbtheil ist, mir erworben habe. Gebe Gott, der Herr, daß diese Wandlung nicht mit zu schweren Prüfungen verbunden ist. Wenn die Gebete eines Menschen, der selbst noch der Gnade bedürftig ist, diese Prüfungen, die keinem Sterblichen erspart bleiben, mildern können, so sollen sie nicht zu hart auf Dir lasten."

Der feierliche, fast düstere Ton, mit welchem er dieß sprach, rief eine ernste Stimmung in der kleinen Gesellschaft hervor. Clotilde aber zog lebhaft ihre Hand aus der ihres Vetters zurück. Sie glaubte, einen heißen, leidenschaftlichen Druck gefühlt zu haben. Der Blick, der sie zugleich aus seinen dunklen Augen traf, verwirrte sie, ein flüchtiges Roth färbte ihre Stirne. . . . Doch das war so rasch vorübergehend, wie der Schatten, den eine Schwalbe auf den sonnigen Rasen wirft, wenn sie im Fluge darüber hinstreicht.

Ihren Arm in den Victors legend und diesen fest und innig an sich drückend, antwortete sie:

„Ich danke Dir herzlich, Johannes, für Deine Theilnahme und Dein Versprechen. Indessen sehe ich an Victors Seite muthig den Prüfungen und Stürmen des Lebens entgegen. Er wird mich schützen."

Sie sah zärtlich zu ihm empor.

„Gewiß, Clotilde, bis zum letzten Schlag meines Herzens", sagte er bewegt.

„Aber, meine Herrschaften, werden Sie nicht sentimental", lächelte spöttisch der junge Herr von Portheim und streifte die veilchenblauen Glacés über die Hände; „mir wird weinerlich zu Muthe, wie in einem Rührstücke und wir wollen doch in eine Zauberoper gehen und die kleine Adele Mai singen hören und tanzen sehen, Ihre liebenswürdige Hausgenossin, Herr Rechtsanwalt. Sie figurirt heute als Elfenkönigin. Werden Sie nicht eifersüchtig, Fräulein Weber, diese kleine Choristin hat mit ihren sanften Taubenaugen schon viel Unheil angerichtet."

Und einer jungen Dame den Arm bietend und sich vor dem Commissionsrath und dem Pfarrvicar verbindlich verabschiedend, gab er das Zeichen zum Aufbruch ins Theater.

(Fortsetzung folgt.)

Culturmission des Bieres.

Einem Wiener Berichte der „Süddeutschen Presse", welcher die Biersteuerfrage bespricht, entnehmen wir Folgendes über die culturhistorische Bedeutung des Bieres.

Es ist zweifellos, daß das Bier täglich eine immer bedeutsamere Rolle zu spielen beginnt. Das Bier verdrängt nicht bloß den Branntweinconsum, sondern beschränkt sogar den Weinverbrauch, und Das bekanntlich nicht bloß bei den Deutschen, sondern auch bei den Franzosen. Unbestritten ist das Bier das uralte deutsche Nationalgetränk und die Bierbrauerei ein ächt deutsches Nationalgewerbe. In Ungarn, im ganzen Orient, in Galizien, Rußland sowie in Frankreich, sind die Brauereien fast ausnahmslos in deutschen Händen; sie folgen der deutschen Cultur, wohin diese vordringt, und dienen dem Deutschthum als Marke und Vereinigungspunkt. Es mag von Nachtheil sein, daß das Bier den Weingenuß beschränkt, und zwar trägt daran nicht etwa die Wohlfeilheit des Gerstensaftes, sondern vor Allem das eigenthümliche Behagen des deutschen Gaumens an demselben die Schuld. Es ist aber der Vortheil unendlich überwiegend, welcher in der Verdrängung des Branntweins durch das Bier liegt. Noch vor 30 Jahren war in Norddeutschland der Branntweinverbrauch im Volke sehr verbreitet; Betrunkene konnte man in den großen Städten täglich sehen. Gegenwärtig ist ein Betrunkener selbst in deutschen Seestädten eine Seltenheit. Wenig Reformen möchten so viel zur Hebung der Sittlichkeit in Norddeutschland beigetragen haben, wie die Einführung des bayerischen Bieres. Jede Uebertreibung ist von Nachtheil, aber gewiß sollte man in Norddeutschland, wenn man den ungeheuren Bierverbrauch in Bayern kritisirt, nicht vergessen, wie viel wir dem bayerischen Bier verdanken, denn es war nur dem guten bayerischen Bier möglich, den Branntweinconsum zu vernichten. Nicht durch Enthaltsamkeitsvereine kann man die Branntweinvöllerei besiegen, sondern nur dadurch, daß man gutes, gesundes, wohlfeiles Bier neben den Branntwein stellt. In Lemberg ist durch einige bayerische Bierbrauereien der Beweis geliefert, daß sie selbst bei den Polen und Ruthenen in kurzer Zeit die Branntweintrinker in Biertrinker umzuwandeln vermögen. Der Branntweingenuß übt auf die nordslavischen Völker Oesterreichs einen so nachtheiligen Einfluß, daß man ohne Uebertreibung sagen kann, daß man sie verloren geben müßte, wenn es sich nicht gezeigt hätte, daß es möglich, den Branntwein durch das Bier zu verdrängen. Die außerordentliche, culturhistorische Bedeutung der Bierbrauerei für Deutsche und Slaven ist durch die Erfahrung auf das Ueberzeugendste dargethan. Es ist daher die Entwicklung der Bierbrauerei ein Gegenstand, welcher auch den Unterrichtsminister angeht. Die Aufgabe ist, nicht bloß wohlfeiles, sondern auch wohlschmeckendes Bier zu erzeugen. Der Prozeß ist im Großen und Ganzen sehr einfach, die Unterschiede im Product sind gleichwohl außerordentlich. Der Schwerpunkt für die Brauerei liegt hauptsächlich in den Temperaturverhältnissen. Nur wenn man diese vollständig in der Hand hat, kann man mit Sicherheit gutes Bier erzeugen und es erhalten. Die bezüglichen Anlagen sind außerordentlich kostbar. In Wien kühlt man nur noch in ganz flachen Kupferpfannen; die Malzereien sind mit außerordentlichem Raffinement aufgeführt, um die Temperatur auf's Genaueste regeln zu können; endlich sind die Kellerräume von einer Ausdehnung und der Eisverbrauch von einer Größe, von der man selbst kaum in München einen Begriff haben dürfte; die guten Wiener Brauereien beginnen bereits, sich eigene Eisfelder anzulegen, um die Eiserzeugung möglichst zu sichern. Als Regel gilt, daß das Bier nie in einer Temperatur liegen darf, welche + 2 Grad R. übersteigt. In guten Kellern wird die Temperatur Jahr aus Jahr ein unter dem Gefrierpunkt gehalten. In Wien lagert alles Bier nicht bloß vollständig in Eis, sondern es wird auch jeder durch den Verbrauch im Keller geleerte Raum sofort mittelst provisorischer Mauer abgeschlossen. Kleine Brauereien können sich deßhalb immer weniger erhalten, und schon jetzt kann eine Brauerei mit weniger als 180,000 Eimer Jahres-Erzeugung oder etwa 7 Millionen Quart nicht mehr die Concurrenz in der Güte oder im Preise aushalten.

Doppelmord eines Liebespaares.

Ein Liebesroman, der in einem Doppelselbstmorde sein tragisches Ende gefunden, schreibt man aus Wien, hat eine Familie in der Leopoldstadt, welche von der Katastrophe betroffen wurde, in die schmerzlichste Aufregung versetzt.

Der Sohn des in der Afrikanergasse wohnenden Antiquitätenhändlers Hießmannseder wurde vor einigen Tagen Morgens im

Gasthause „Zum Elephanten“ in Mürzzuschlag in einem Passagierzimmer mit seiner Geliebten Mathilde Duprowa, einem jungen, blühenden Mädchen, todt aufgefunden. Das Paar hatte sich mit Cyankali vergiftet.

Noch am selben Tage wurden die unglücklichen Eltern des jungen Mannes von dem Trauerfalle durch ein Telegramm benachrichtigt und bald darauf begab sich der Oheim des Selbstmörders, der provisorische Polizei-Bezirksarzt aus der Leopoldstadt, Herr Hießmannseder, nach Mürzzuschlag, um als nächster Verwandter die nöthigen Anordnungen an Ort und Stelle zu treffen.

Der junge Hießmannseder war — wie das „Neue Wiener Tagblatt“ erzählt — absolvirter Mediciner und eben daran, sich für das erste Rigorosum vorzubereiten. Alle, die ihn kannten, schildern ihn als einen jungen Mann von angenehmem Aeußeren, von liebenswürdigen Manieren, der seinen Studien mit ausdauerndem Fleiß oblag und nur in den letzten Monaten auf Abwege gerathen sein soll. Während seiner Studienjahre war er auch eine geraume Zeit hindurch Hofmeister im Hause des Directors der Credit-Anstalt, Herrn Hornbostel. Er war eine etwas zum Schwärmerischen hinneigende Natur, und Personen, die in den letzten Tagen mit ihm umgingen, fiel es auf, daß er ab und zu ein verwirrtes Wesen zur Schau trug. Er hatte auch ein Verhältniß mit einem Mädchen angesponnen und seine Neigung wurde auf das Lebhafteste erwidert. Seine Geliebte hieß Mathilde Duprowa und war in der Tabaktrafik am Heidenschuß als Ladenmädchen bedienstet. Hatte er zu Hause schon wegen dieses Verhältnisses allerlei Vorwürfe und Unannehmlichkeiten zu bestehen, so wurden wieder andererseits seiner Geliebten von ihren Angehörigen Vorstellungen gegen die Fortsetzung dieser Liebschaft gemacht. Namentlich ihre in Prag lebende Mutter, welche davon erfahren hatte, drang wiederholt brieflich auf das Lebhafteste in Mathilde, daß sie das Verhältniß lösen sollte, da der Geliebte noch weit ab von dem Standpunkte sei, heirathen und eine Familie anständig versorgen zu können. Mathilde machte dem Geliebten gegenüber kein Hehl aus den Vorstellungen ihrer Mutter, und dieser mochte sowohl in Folge dieser Mittheilungen, wie in Folge der häuslichen Vorwürfe sich zu dem Entschlusse aufgerafft haben, das Verhältniß zu lösen. In der That hatte er, nachdem er sich mit seiner Geliebten über die Unmöglichkeit eines ferneren gegenseitigen Umganges auseinander gesetzt hatte, die Kraft, sie zu meiden, und zehn Tage lang hielt er es auch standhaft aus. Da, am zehnten Tage, erhielt er einen Brief von seiner Geliebten, worin ihm diese in den rührendsten Worten ihre Sehnsucht nach ihm klagte, und mit der Versicherung schloß, daß sie sich vergiften werde, wenn sie ihn nicht mehr sehen sollte. Das war zu viel für den Liebenden; er eilte zu ihr hin und am folgenden Tage, drei Tage, bevor die Kunde von dem Doppelselbstmorde hieher kam, war er mit ihr von Wien verschwunden. In welch' fürchterlicher Weise die Familie des Vermißten über das, was während der drei Tage geschehen, aufgeklärt wurde, haben wir im Eingange mitgetheilt. Die betrübten Eltern erhielten die telegraphische Kunde, daß ihr einziger Sohn durch Selbstmord sein Leben geendet und seine Geliebte, mit der ihm auf Erden beisammen zu sein nicht gegönnt war, mit sich in das unbekannte Jenseits hinübergenommen hatte. Das Liebespaar hatte sich in den letzten drei Tagen mit all' der jugendlichen Unbefangenheit und Lebenslust der Wonne des Einanderangehörens hingegeben. Man sah sie in Mürzzuschlag immer mit einander ausgehen und sie machten täglich Ausflüge in die wild-romantische Umgebung. Am Abend kehrten sie in der vergnügtesten Stimmung von einem solchen Ausfluge heim; am anderen Morgen wurden sie als Leichen gefunden. Zwei auf dem Tische vorgefundenen Briefe, wovon der eine an die Schwester des Mannes, Frau Leopoldine G., Hausbesitzerin in Brünn, der zweite an den Gastwirth gerichtet war, lösten das Räthsel. Aus dem mit glühenden Abschiedsworten an die Schwester gerichteten Briefe geht hervor, daß das Paar freiwillig in den Tod ging, um jede Absicht ihrer Trennung auf Erden zu vereiteln. Kein Vorwurf, kein Schmerz, keine Klage in allen Zeilen. So herzlich und innig, so sicher ist dieser Brief geschrieben, daß man daraus die Ueberzeugung schöpfen muß, die Liebenden haben nur das Leben gefürchtet, das ihnen Trennung drohte, und sind in seligem Liebesschmerz in den Tod gegangen.

In einem gemeinsamen Grabe auf dem Friedhofe von Mürzzuschlag wurden die Beiden bestattet.

Mannichfaltigkeiten.

(Kaiserin Charlotte.) Die letzten Nachrichten über den Geisteszustand der unglücklichen Kaiserin Charlotte bringen wenig Neues; die Kaiserin, welche einige Zeit, nachdem ihr der Tod ihres Gemahls mitgetheilt worden war, wunderbarer Weise eine etwas heitere Stimmung zeigte, ist nun wieder in ihre frühere Melancholie und Geistesabwesenheit zurückgefallen, selbst die von ihr so sehr geliebten Spazierfahrten entreißen sie nicht ihrer Stimmung. Gegenüber den Erinnerungen an ihren Gemahl zeigt sie sich apathisch; sie spricht von ihm wenig und dieses Wenige mit kalter, theilnahmloser Stimme, so daß man oft zweifelt, ob sie wisse, von wem sie spreche. Ihr Aussehen läßt auf eine schwankende Gesundheit schließen, ihr Teint ist gelb, eine Folge ihres Aufenthaltes in Mexico, die vollen Gesichtszüge zeigen sich welk und schlaff, nur das kräftig entwickelte Kinn und das zu Zeiten aufblitzende feurige Augenpaar geben noch Zeugniß von dem früheren energischen Geist. An eine Heilung der unglücklichen Frau wird nicht gedacht.

(Die französische Damenwelt.) Der Bischof von Orleans fällt über die jetzige französische Damenwelt folgendes Urtheil: Das französische Weib kennt jetzt alle Namen berühmter Schauspieler und Pferde, alle bei der Oper und beim Variétés-Theater Beschäftigten sind ihr bekannt. Das Wettbuch beim Pferderennen weiß sie auswendig, aber kein Kochbuch. Auf dem letzten Rennen parirte sie auf „La Touque“, dieses Jahr auf „Vermouthe“, und sie ist Kenner genug, um zu wissen, daß Hengst „Bois Foire“ eine große Zukunft hat; daß „Fille de l'Air“ beim letzten Rennen siegte, hält sie für den größten Ruhm Frankreichs. Ihr ist nicht Eine der theuersten und berühmtesten Putzmacherinnen unbekannt, ebenso wie der Laden des besten Sattlers. Mit Kennermiene besucht sie die Ställe des Comte de la Grange, Duc de Morny, Mr. Delamarre. Unterhalten kann sie sich nur mit Ihresgleichen und frivolen jungen Leuten. Geschäft, Kunst, Politik, Wissenschaft, selbst der Haushalt ist ihr fremd; jeder gesetzte, vernünftige Mann ist ihr ein Gräuel, in dessen Gesellschaft sie vor Langweile sterben möchte. Schmucksachen nimmt sie gern, aber Liebe — fi donc! Und über Treue lacht sie, wie vernünftige Leute über ein kindisches Ammenmärchen.

(„Wir hatten gebauet ein stattliches Haus u. s. w.“) Der Dichter dieses allbekannten Burschenschaftsliedes, Freiherr August v. Binzer, ist am 20. März zu Neiße (Schlesien) an einer Lungenentzündung gestorben. Zu Kiel 1793 als Sohn eines dänischen Generals geboren, hatte er als reisender Kaufmann bereits die Länder Nord-Amerikas durchwandert, bevor er 1816 die Universität seiner Vaterstadt bezog. Im Jahr 1818 ging er nach Jena, wo bei der Auflösung der Burschenschaft 1819 jenes Lied entstand. Nachdem er den Doctorgrad erworben und „Beiträge zur Beantwortung der Frage: was kann zur Förderung des allgemei-

nen Wohlstandes gegenwärtig in Deutschland geschehen?" (1820) veröffentlicht hatte, siedelte er nach Altenburg über und redigirte dort den ersten Theil des Pierer'schen Universal-Lexicons erster Auflage. Dann wieder nach Holstein zurückgekehrt, privatisirte er theils in Kiel, wo er Franklins Leben und Schriften und Youngs Nachtgedanken übersetzt herausgab, theils in Flensburg und in Glückstadt; 1831 übernahm er die Leitung einer Erziehungs-Anstalt in Nienstädt bei Altona; 1834 nach Leipzig berufen, redigirte er eine Zeit lang das Buchhändler-Börsenblatt und die Zeitung für die elegante Welt; aber schon 1835 kam er nach Köln, um in Gemeinschaft mit Alfred Julius Becher das „Allgemeine Organ für Handel und Gewerbe" herauszugeben. Um diese Zeit erschienen von ihm, unter dem Namen A. T. Beer, in Leipzig Erzählungen und Novellen, wie er schon 1833 in Altona „die Dämmerungsstunden der Familie Abert" herausgegeben hatte. Im Jahre 1845 ging er mit Becher nach Wien. Wo er sich aber seitdem in den letzten zwanzig Jahren aufgehalten, war uns unbekannt geblieben.

Correspondenzen.

Leipzig, 2. April.

Silberne Jubelfeier des Leipziger Conservatoriums.

Heute vor 25 Jahren ward das hiesige Conservatorium der Musik mit 22 Schülern eröffnet, welche sich bis Ende des Jahres 1843 auf 60 vermehrten. Man begeht das Jubelfest der in Deutschland, wie im Auslande in gutem Rufe stehenden Musikschule mit gebührender Feierlichkeit durch Festversammlungen im großen Saale des Schützenhauses, sodann (heute) im Conservatorium selbst, ein Festconcert im Gewandthause und ein Festsouper im Schützenhaus. Frühere Schüler aus allen Ländern und Entfernungen kamen zum Feste herbeigeeilt. Eine von Dr. Emil Kneschke verfaßte Festschrift gibt eine Geschichte und Statistik des Conservatoriums. (Die Porträts der jetzigen Leiter und ersten Lehrer finden Sie in Webers „Illustrirter Zeitung" von letzter Woche, allerdings, was den berühmten Geiger David anlangt, bedeutend idealisirt.) Kneschke gibt ein vollständiges Schülerverzeichniß von 1843 bis 1868. Die Gesammtzahl beträgt darnach 1420, was eine Durchschnittsfrequenz von 56,8 Schülern per Jahr gibt. Von jenen 1420 waren 975 Schüler, 445 Schülerinnen. Eine geographische Uebersicht weist nach, daß diese Eleven aus 50 verschiedenen Ländern und Staaten der alten, wie der neuen Welt stammten, u. A. aus Sachsen 133 Schüler und 120 Schülerinnen, aus Preußen 196 und 88, aus Frankfurt a. M. 5 und 2, aus England 73 und 36.

Nachschrift. Der Cultusministee v. Falkenstein wohnte heute früh dem Redeact bei und decorirte darauf den Director Schleinitz mit dem k. sächsischen Verdienst-Orden, David erhielt den Albrecht-Orden, Richter den Professor-Titel.

† Frankfurt, 3. April.

Die Prüfungsschriften der Frankfurter Schulen.

I.

Werfen wir einen Blick auf die höheren hiesigen Bildungsanstalten, so ist es das Gymnasium, welches die erste Stelle einnimmt. Die Prüfungsschrift dieser Anstalt ist in der lateinischen Sprache abgefaßt. Professor Dr. H. Rumpf gibt drei Commentare: I. De foliis quibusdam Mscriptis, quae in bibliotheca gymnasii Frankofurtensis servantur, II. Quaestio critica de locis quibusdam Ciceronianis und III. Quaestio grammatica utrum verborum deponentium participia perfecti temporis in ablat. absolutis sint vitanda an admittenda! Während die erstere Abhandlung allgemeines Interesse hat, sind die beiden letzteren mehr für Fachgenossen verfaßt und wir können uns deßhalb mehr auf die von Herrn Director F. Mommsen verfaßten Schulnachrichten einlassen. Nach denselben wurde, und es ist dieß für die hiesige Bürgerschaft gewiß erfreulich zu vernehmen, bis jetzt an den bestehenden Einrichtungen des Gymnasiums nichts geändert. Die Schülerzahl betrug im Sommer 1867 im Ganzen 173, im Winter 1867/68 199. Die stärkste besuchteste Classe ist die V. mit 35 Schülern. Die Vermehrung der Schülerzahl veranlaßte den Director auf die Unzulänglichkeit der jetzigen Räumlichkeiten aufmerksam zu machen und sich gegen jeden Umbau der jetzigen Localitaten, wohl aber für eine Verlegung dieser Anstalt in eine zweckmäßigere, gesundere und besser eingerichtete Localität zu erklären. — Die Prüfungsschrift der Selectenschule gibt aus der Feder des Herrn Inspector Webewer eine Abhandlung: Zur Geschichte der Selectenschule. Dieselbe wurde durch die sichere Erwartung hervorgerufen, daß diese Anstalt die seit Jahren angestrebte und in Folge der staatlichen Veränderungen dringend nothwendig gewordene Reorganisation mit dem neuen Schuljahr erhalten werden. Wir wollen den hier angeregten Gegenstand, da er eben den Stadtverordneten unterbreitet ist, nicht weiter behandeln, da sich hierzu die Gelegenheit noch bieten wird. Die Arbeit an sich ist eine sehr gründliche und dem Verfasser zur Ehre gereichende. Die Selectenschule wurde von 133 Schülern besucht. — Die Einladungsschrift der höheren Bürgerschule enthält von Herrn Dr. E. Scholderer eine Abhandlung über Fenelon, resp. dessen Streit mit Bossuet. Die ganze Arbeit ist klar durchdacht und interessant zum Lesen, weil der Nachweis geliefert wird, wie Fenelons Ruf zum großen Theil durch die Jesuiten begründet wurde, deren Sache er gegen die Jansenisten vertrat. Aus den Schulnachrichten ergibt sich, daß die Knabenschule im Sommer von 331, im Winter von 323 Schüler, die Mädchenschule von 416 Schülerinnen im Sommer und von 406 im Winter besucht war. Die Gesammtzahl beträgt mithin am Schluß des Wintersemesters 923. — Die Prüfungsschrift der Musterschule gibt leitende Gesichtspunkte von dem Director Herrn Dr. Eiselen. Wir wollen dem Herrn Director auf das politische Gebiet, welches er in derselben betritt, nicht folgen. Wir sind der Meinung, daß der genannte Director dieser Lehranstalt besseren Takt gezeigt hätte, wenn er gewisse Momente nicht so scharf in seiner Prüfungsschrift betont hätte, denn die Assimilirung hat in unserer Stadt noch nicht solche Fortschritte gemacht, daß unsere Kinder durch eine so scharf markirte Richtung nicht in unliebsamen und das pädagogische Element störenden Conflict zwischen Schule und Haus kommen müßten. Die Musterschule war in ihrer Knabenabtheilung im Sommer von 153, im Winter von 157 Zöglingen besucht; die Mädchenabtheilung wurde im Sommer von 132, im Winter von 139 Schülerinnen frequentirt. — Das Programm der israelitischen Realschule bringt von Herrn Dr. Auerbach eine dem Andenken an den verstorbenen Director dieser Anstalt, Herrn Dr. Stern, gewidmete Abhandlung. Die Knabenschule wurde im Sommer von 410, im Wintersemester von 429 Schülern, die Mädchenschule im Sommer von 220, im Winter von 229 Schülerinnen besucht. — In dem Programm der mittleren Bürgerschule theilt uns Herr Oberlehrer Dr. Finger seine Erfahrungen und Ansichten in Bezug auf den deutschen Aufsatz in der Bürgerschule mit. Wir wollen auf die Einzelheiten dieser Abhandlung nicht eingehen, erfreulich ist es jedoch, wahrzunehmen, daß der Verfasser in Beziehung auf die zweifelhaften Fälle der Rechtschreibung keine Unduldsamkeit besitzt; er findet kein Vergehen darin, ob ein Schüler Adolf oder Adolph, gibt oder giebt schreibt. Die mittlerer Bürgerschule war im abgelaufenen Schuljahre von 320 Schülern besucht. — Bei der katholischen „Englischen Fräulein-Schule" läßt der Oberlehrer derselben, Herr Maue, in einer kurzen Einleitung zur Uebersicht der im abgelaufenen Schuljahre behandelten Lehrgegenständen laut den Ruf nach neuer Organisation, Erweiterung erschallen und steht somit auf dem Standpunkt der meisten hiesigen Schulen, nur mit dem Unterschiede, daß Das, was dort für die Knabenschulen verlangt wird, hier für eine Mädchenschule gefordert wird. Im Sommer wurde diese von 108, im Winter von 98 Mädchen besucht.

Literatur-Notizen.

Die neuesten Lieferungen der Hildburghäuser „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur", herausgegeben von H. Kurz, umfassen den zweiten Band von Schillers Werken (Dramen zwei), welchem bereits die zum ersten Bande gehörige Einleitung und Biographie beigefügt ist. Die gesammte Ausgabe wurde bereits neuerdings in diesen Blättern besprochen. Goethe's Dramen, sowie das Verzeichniß ihrer Ausgaben und Lesarten, werden in zwei Lieferungen fortgesetzt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 4. April: Aschenbrödel, Schauspiel in 4 Acten von Roderich Benedix.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 130.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 96. Sonntag, den 5. April 1868.

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Martenburg.

(Fortsetzung.)

„Du kennst das Mädchen?“ frug Clotilde, während sie mit Victor die Treppe hinabschritt, „und hast mir nie davon erzählt, daß sie mit Dir in demselben Hause wohnt?“

„Ich hatte noch keine Veranlassung dazu, liebe Clotilde“, antwortete Victor zerstreut.

Ein unangenehmer Gedanke beschäftigte ihn seit einigen Minuten. Herr von Portheim war zufällig beim Juwelier gewesen, als er diesem das Diadem zum Aufpoliren gab, das heute Adele als Lilienkönigin tragen sollte und das er übermorgen seiner Braut als Geburtstagsgeschenk geben wollte.

„Das Mädchen“, fuhr er fort, „lebt still und zurückgezogen mit seiner alten Mutter in einem Dachstübchen, aus günstigen Verhältnissen durch den Tod des Vaters in den Kampf um das Brod, um das Dasein geworfen. Es ist ein sanftes, schüchternes Geschöpf, dem nur die kindliche Liebe die Kraft gibt, das Peinliche zu ertragen, welches mit ihrer Stellung am Theater verbunden ist. Sie ist nicht für die Bühne geboren, obwohl sie nicht ohne geistige Befähigung ist. Aber es fehlt ihrem Blute jener feurige Tropfen des Ehrgeizes, den der Künstler haben muß, wenn er auf dem Gebiete der Kunst Bedeutendes leisten will.“

„Du scheinst die junge Dame sehr genau zu kennen“, antwortete Clotilde in einem Tone, der eine gewisse pikirte Färbung hatte; „das, was Du von ihr mittheiltest, war eine Art psychologische Studie, ein kleines Seelengemälde zu nennen.“

Herr von Portheim, der unmittelbar vor ihnen ging, hatte, obwohl er mit der Dame, die er am Arm, eine leichte, tändelnde Unterhaltung angeknüpft, kein Wort des Gesprächs zwischen Victor und seiner Braut verloren.

Bei der letzten Bemerkung Clotildens drehte er sich nach ihnen um und lächelte spöttisch:

„Ihr Urtheil ist sehr richtig, Fräulein. Man muß ein ungewöhnliches Interesse an einer Person nehmen, um an einem Charakter solche Detailstudien zu machen, besonders, wenn diese Person eine Choristin ist.“

In Victors Gesicht flammte eine dunkle Gluth auf.

„Sie können Recht haben, Herr von Portheim“, sagte er mit schneidender Schärfe, „nur dürfen Sie dabei nicht vergessen, daß das Interesse aus allgemeinem, rein menschlichem Mitgefühl entspringt, das nicht nothwendig hat, seinen Ursprung unter dem Glanz goldener Armbänder zu verbergen. Aber nicht Alle lassen sich dadurch täuschen und es gibt Augen, die selbst unter dem Schimmer des Goldes und der Diamanten die Gemeinheit und den Schmutz gewisser Männer erkennen, und wenn es auch nur die Augen einer armen, jungen, unbedeutenden Choristin sind.“

Während Victor dem Herrn von Portheim die beißende Antwort gab, waren sie an dem gußeisernen Kandelaber auf dem Hofe angekommen, dessen weißes Gaslicht seinen blendenden Schein auf die kleine Gruppe warf. Vor ihnen hielten zwei Wagen, deren Rosse ungeduldig in dem gelben Sand scharrten, mit welchen der Vorhof der Villa bestreut war.

Herr von Portheim öffnete den Kutschenschlag, um seiner Begleiterin in den Wagen zu helfen; indem er aber dabei das Gesicht zurückwendete, antwortete er in einem leisen, zischenden Tone:

„Ach, Sie kennen die Armbänder-Affaire auch? Das ist sehr gut, jetzt erkläre ich mir Vieles, Herr Rechtsanwalt, ich gratulire.“

Aus seinen matten, grauen Augen, die durch die schlaff und ermüdet herabhängenden Lider wie von einem Schleier bedeckt wurden, schossen ein paar fahle Blitze zu Victor hinüber, falsch, boshaft, rachsüchtig. Dann stieg er rasch in den Wagen.

Die Fahrt nach dem Opernhaus war für Clotilde und Victor peinlich. Clotilde hatte ihren Schleier vor das Gesicht gezogen und sah stumm in den Herbstabend hinaus. Victor fühlte, daß er ihr eine Erklärung schuldig war in Bezug auf des Barons letzte Aeußerung. Aber die Gegenwart einer dritten Dame, die mit ihnen fuhr, schloß ihm den Mund. Eine gleichgültige Unterhaltung anzuknüpfen war ihm nicht möglich. Er schwieg ebenfalls, kaum daß er ein paar nothdürftige Höflichkeitsphrasen an die junge Dame richtete, die mit ihnen im Wagen saß. Das Schweigen zweier Menschen, die sich sonst sehr nahe stehen, ist unter solchen Umständen äußerst gefährlich. Mit jeder dieser stummen, lautlosen Minuten erweitert sich der Zwiespalt, die Anknüpfung, und Ueberbrückung wird schwieriger.

Sie kamen in die innere Stadt; das Leben und Wogen des großstädtischen Verkehrs umtobte sie. Aus den Kaffeehäusern, Restaurationen und Kaufläden quollen Lichtstrahlen auf die nebelfeuchten Straßen und erzeugten im Vereine mit den weißlichen Flammen der Gaslaternen jenes eigne Helldunkel, das dem Abendverkehr großer Städte einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Die glänzenden Carossen, die eleganten Frauen in ihren Theater- und Balltoiletten, die feinen Stutzer an ihrer Seite, die ernsten, schweigsamen Männer, heimkehrend aus den Werkstätten und Fabriken, die bewegliche, zudringliche Schaar der kleinen Verkäufer und Verkäuferinnen, Blumensträuße und Zeitungen feilbietend, die vergoldeten Existenzen der Halbwelt, die ihre schimmernden Netze auswerfen, die müßig stehende, gehende, gaffende Menge vor den Kaufhallen und Gewölben, gaben ein fesselndes Bild mit immer wechselnden Farben und Figuren; und das schnelle Vorübergleiten des Einzelnen in diesem beweglichen Gemälde erzeugt einen phantastischen Eindruck, überkleidet das ganze Leben und Weben mit dem Reiz des Unbekannten, Geheimnißvollen.

Diese Erscheinung, in der wir mit einem Augenaufschlag die moderne Gesellschaft, zusammengedrängt auf einige hundert Quadratfuß, in ihren hervorstechendsten Formen überschauen können, übte sonst auf Linden immer einen Reiz aus, dem er sich gern hingab. Heute verstimmte ihn das Alles. Heute erschien ihm diese Welt verzerrt, wie in einem Hohlspiegel, der uns nur Fratzen zurückwirft. Diese ganze Gesellschaft, wie sie sich in den Straßen zusammenballte und durcheinanderdrängte, diese reichen Herren und Frauen auf der einen Seite, diese armen, schweigsamen Arbeiter und Arbeiterinnen auf der andern, erschienen ihm in dem Licht desselben Verhältnisses, in welchem er diesen reichen, blasirten Barons von Portheim zu Adele Mai, der armen Choristin, sah! Der Uebermuth des Geldes und der Geburt hier, die Schüchternheit der Armuth, die unterdrückte Schwäche dort.

Eine tiefe Stimmung überkam ihn. Schweigend hob er, als der Wagen vor dem Opernhause hielt, die Damen aus dem Wagen und führte sie in ihre dicht vor dem Proscenium gelegene Loge.

Clotilde setzte sich in den Winkel der Loge, welcher der Bühne am nächsten war; Victor nahm hinter ihr Platz, während der Baron von Portheim, das Lorgnon in die Augen geklemmt, hinter den andern Damen stand, zuweilen einen spähenden Blick hinunter in das Parterre und hinauf auf die zweite und dritte Gallerie sendend.

Die Rosenfee gehörte zu jener Gattung von Zauberopern, wie sie heutzutage der abgestumpfte Theil des Publikums liebt. Prächtige Decorationen, glänzende, üppige Ballets und jene leichte, sinnlich kitzelnde, prickelnde Musik, wie wir sie in Offenbachs mythologischen Possen alltäglich hören.

Adele hatte erst in der Schlußscene des zweiten Actes aufzutreten und eine kleine Arie zu singen. Der Maschinist und der Decorateur leisteten dabei Außerordentliches. Aus einem Lilienkelch stieg die Königin der Lilien hervor, mitten heraus aus den geschlossenen, weißen, fleckenlosen Blättern, während links und rechts dienende Liliengeister, reizende, anmuthige, leichte, ätherische Mädchengestalten herumgaukelten und sich um ihre Königin gruppirten.

(Fortsetzung folgt.)

Pädagogische Briefe aus Paris.

Von Dr. Albert Wittstock.

6.

Nach Darstellung der höchsten Unterrichts-Anstalten sei noch in kurzen Zügen des Secundar- und Primar-Unterrichtswesens gedacht.

An Stelle unserer deutschen Gymnasien gibt es in Frankreich Lyceen und Collegien, eigentliche Realschulen existiren hier noch nicht.

Der Unterschied zwischen den Lyceen und Collegien kann etwa dahin angegeben werden, daß die ersteren auf Staatskosten, die letzteren auf Kosten der Commune erhalten werden.

Es gibt in Paris fünf Lyceen: Louis-le-Grand, Napoléon, Saint-Louis, Charlemagne und Bonaparte; und drei Collèges: Rollin, Stanislas, Chaptal.

Der Unterricht ist in allen diesen Anstalten im Princip derselbe. Doch erstrebt das Lycée Saint-Louis mehr eine größere Vorbereitung für die Specialschulen, Stanislas hat einen halb geistlichen Charakter und Chaptal berücksichtigt die commerciellen Fächer. Die Schüler sind interne und externe. Die Classenstunden sind von 8 bis 10 und von 2 bis 4 Uhr.

Außer dem wissenschaftlichen Director gibt es in jedem Lycee noch einen öconomischen Director, welcher die finanziellen Angelegenheiten zu besorgen hat, weil diese Anstalten meistentheils Internate sind.

Alle Jahre, am Ende des Schuljahres (Anfangs August), werden die fleißigsten Schüler jeder Classe von allen Lyceen im großen Amphi-Theater der Sorbonne zur feierlichen Preisvertheilung versammelt. Den Vorsitz führt der Unterrichts-Minister, welcher die Ceremonie mit einer Rede in französischer Sprache eröffnet, worauf einer der Professoren eine lateinische Rede hält. Diejenigen Schüler, welche den Ehrenpreis in der Mathematik, Philosophie und Rhetorik davon tragen, sind vom Militärdienst befreit und der Professor, zu dessen Classe der Gekrönte gehört, erhält den Orden der Ehrenlegion. Auch wird der Name der gekrönten Schüler in allen Zeitungen bekannt gemacht.

Unter den Laureaten für Latein findet sich 1756 La Harpe, 1810 Victor Cousin, 1823 Drouyn de Lhys; für Philosophie: 1848 Eden. About und 1849 Prévost-Paradol. Der Ehrenpreis für Mathematik wurde erst 1836 eingesetzt. In der Liste Derjenigen, welche ihn davon getragen, findet sich kein Einziger, der zu einiger Berühmtheit gelangt ist.

Das Pensionat von Louis-le-Grand ist auf 800 Internen eingerichtet. Bis zur Vertreibung der Jesuiten im Jahre 1763 gehörte das Gebäude diesem Orden. Im Jahr 1792 hieß es „Collège de l'Egalité“, 1800 das Prytaneum, 1802 das kaiserliche Lyceum, 1814 das königliche Lyceum, 1848 das Lycée des Cartes. Aus der Anstalt sind sehr berühmte Schüler hervorgegangen, wie z. B. Molière, Crébillon, Voltaire, Robespierre, Victor Hugo, Laboulaye und viele Andere.

Das Lycée Napoleon, errichtet im Jahr 1804, hieß von 1814 bis 1848 Collège royal Henri IV. und 1848 und 1849 Lycée Corneille. Zu seinen Schülern zählten die Herzöge von Chartres, Nemours, Aumale, Montpensier, Prinz Joinville, Söhne des Königs Louis Philipp, Alfred de Musset, Odilon-Barrot, Scribe, Seinte-Beuve, Haußmann &c.

Das Licée Saint-Louis ist schon sehr alt, wurde jedoch 1790 unterdrückt und 1820 wieder eröffnet.

Das Lycée Charlemagne datirt seit 1802.

Das Lycée Bonaparte wurde 1803 gegründet in einem früher den Kapuzinern gehörigen Kloster; unter den Schülern sind Adam, Amjère, Alexander Dumas Sohn, Monnier, Nadar, Nélaton, Schorlcher, Eugen Sue u. A. zu nennen.

Das Collège Rollin oder Sainte-Barbe besteht schon seit 1671 und es hat ebenfalls manchen bedeutenden Schüler, wie Montalembert, Ernest Picano, Raymond u. s. w., aufzuweisen. Aus dem alten Collège Saint-Barbe, gegründet 1460 (nicht zu verwechseln mit dem Collège Rollin) gingen Ignatz v. Loyola und Calvin hervor.

Das Collège Stanislas, sowie das Collège Chaptal waren früher einfache Privat-Institute. Letzteres wurde im Jahre 1844 von der Stadt Paris erworben, ersteres wurde 1821 installirt. (Stanislas war einer der Vornamen des Königs Ludwig XVIII.)

Außer den Lyceen und Collegien gibt es nun eine Menge von Schulen, Privat-Instituten und Pensions-Anstalten.

Noch sei die Ecole Purgot erwähnt, eine Art höherer Bürgerschule, welche ebenfalls der Stadt gehört. Der Lehrplan umfaßt: Mathematik, Zeichnen, Physik, Mechanik, Chemie, Naturgeschichte, Kalligraphie, Buchhaltung, Geschichte, Geographie, französische Sprache und Literatur, Englisch und Deutsch.

Nächst den Pariser Collegien sind die größten diejenigen von Lyon, Bordeaux, Marseille, Rouen, Straßburg und Versailles.

Die Schüler sind uniformirt, sie tragen einen dunkelblauen Rock mit blanken Knöpfen, eine Weste von demselben Tuch mit gleichartigen Knöpfen, Beinkleider von demselben Stoff u. s. w. — Die Pensionäre können während der großen Ferien, von Anfang

August bis Anfang October, nicht im Collegium bleiben. Die Ferien-Ordnung ist hier nämlich eine andere als in Norddeutschland. Es gibt im ganzen Jahre nur einmal Ferien, im September und October; zu Weihnachten, Neujahr und Ostern fällt nur während der Festtage die Schule aus. In Oesterreich und Ungarn sind dieselben Ferien-Einrichtungen. Ja, ich erinnere mich, daß vor einigen Jahren in Wien die Ferien schon am 15. Juli ihren Anfang nahmen. Das macht, bis der Schul-Cursus wieder in gehörigen Gang kommt, beinahe ein Vierteljahr, ein Zeitraum, in welchem der Schüler leicht Das wieder vergessen kann, was er in drei Vierteljahren gelernt hat.

Natürlich gibt es außer den internen auch externe Schüler. Dieselben sind theils Pensionäre von Privat-Anstalten oder sie werden mit Hülfe von Hauslehrern oder Repositoren bei ihren Eltern erzogen; wenn dieselben wohlhabend genug dazu sind, oder endlich sie machen ihre Arbeiten bei einem Professor, welcher Repetitionsstunden hält.

Hinsichtlich der Ferien sei noch bemerkt, daß außer den kirchlichen Festtagen in der Woche nur der Donnerstag frei ist, dagegen ist Mittwochs und Samstags Nachmittag Schule.

Mannichfaltigkeiten.

(Liebe und Verbrechen.) Am 27. März Früh vor sechs Uhr kamen ein 20jähriger junger Mann und ein etwa 16jähriges Fräulein nach Königgrätz und quartirten sich in einem Gasthause ein, wo sie sich ein separirtes Zimmer anweisen und das Frühstück bringen ließen. Hierauf begab sich der junge Mann in ein Kleidermagazin und kaufte dort einen vollständigen Anzug für sich und seinen angeblichen jüngeren Bruder. Mit Hülfe dieser Kleidungsstücke und blauer Augengläser metamorphosirte sich sodann das Fräulein, das sich auch vordem von ihrem üppigen Haarwuchs befreien ließ, in ein schmuckes Bürschchen, welches bald hierauf mit seinem älteren „Bruder" in einem gemietheten Wagen die weitere Reise nach Reichenau antrat. An demselben Tage Nachmittags traf jedoch die telegraphische Nachricht ein, daß der Post-Expeditor aus Neubydzow, Namens Johann K—, die nicht unbedeutende Summe von 7500 fl. Ö. W. defraudirt und mit einem jungen Mädchen, der Tochter eines allgemein geachteten und auch in weiten Kreisen bekannten, jetzt tiefbedauerten Mannes, eben auch in Neubydzow, flüchtig geworden ist. Die ihnen unverzüglich nachgesendeten Gendarmen holten dieselben am 28. März erst im Dorfe Hinterwinkel hinter Reichenau ein, wo sie gerade beim Mittagsessen im Wirthshause saßen. Bei dem flüchtigen Post-Expeditor wurde nebst einer Baarschaft von 7324 fl. Ö. W. ein Revolver und zwei Pistolen, sämmtlich geladen, vorgefunden, und gestand derselbe den Gendarmen, daß er, wenn sie ihn auf offener Straße angetroffen hätten, von diesen Waffen Gebrauch gemacht und weder sein noch ihr Leben geschont hätte. Die Rückkehr des flüchtigen Liebespaares nach Königgrätz erfolgte Tags darauf und gab Anlaß zu einem ungeheuren Menschenauflaufe, da Jedermann das junge Mädchen in Mannskleidern und ihren Liebhaber, den Sohn eines wohlhabenden Gutsbesitzers aus dem nahe gelegenen Dorfe Ponchow, sehen wollte. Die Menge begleitete den von Gendarmen nach Neubydzow escortirten Wagen durch alle Straßen bis zum Thore und dürfte diese Geschichte von „Liebe und Verbrechen" noch längere Zeit an der Tagesordnung sich erhalten.

(Ein Menschenfeind.) Das „Wiener Tagblatt" schreibt: Der gewesene Rechnungsbeamte Thomas Rehard starb vor einigen Tagen in seiner Wohnung in Währing in einem Alter von 73 Jahren. Derselbe war nie verheirathet und blieb ein Menschenfeind bis zu seinem Tode; er wohnte allein und sorgte für alle seine Bedürfnisse selbst. So wenig er einen Menschen in seiner Nähe duldete, so sehr liebte er die Thiere, besonders Hunde und Katzen. Als er sein Ende herannahen fühlte, sandte er zu einem Arzte und zugleich auch zu einem Sargtischler. Nachdem der Arzt die Unheilbarkeit der Krankheit eingestanden, ließ er den Tischler sofort das Maß zu seinem Sarge nehmen und verlangte denselben in kürzester Zeit geliefert. Als nun der Sarg in das Haus gebracht wurde, richtete er ihn zum Gebrauche ein und verbrachte seine letzten Lebenstage darin. Seine Verwandten, welche kurz vor seinem Ende zu ihm kamen, würdigte er keines Wortes. Nach seinem Tode untersuchte man seine Habseligkeiten, fand jedoch nur das Nothwendigste, aber kein Geld und ebenso keine Werthpapiere, obwohl er von den Interessen seines Vermögens und von seiner kleinen Pension lebte. Alles Suchen war vergebens; endlich machte man sich selbst an den Sarg und hier fand man unter Hobelspänen ein Paket, in welchem sich gegen 60 Gulden in Banknoten und 9000 Gulden in Metalliques befanden, welche der nun Todte, sie Niemandem gönnend, mit sich begraben lassen wollte.

(Pepita's Haus.) Ein eigenes Schicksal, sehr an den Wechsel der menschlichen Verhältnisse erinnernd, ist dem dereinst von der berühmten Tänzerin Pepita bewohnten, schöngelegenen und geschmackvoll ausgestatteten Häuschen in Heidelberg zu Theil geworden. Nach der Entfernung derselben von Heidelberg gegen Ende der 50er Jahre wurde in ihrer einstigen Wohnung eine Wirthschaft etablirt, die jedoch kein besonderes Glück machte und sich des Zuspruchs des Publikums nicht zu erfreuen hatte. Der damalige Inhaber der Wirthschaft starb eines jähen, unerwarteten Todes; er hatte sich selbst entleibt, wie man sagte, in Folge häuslicher und anderer Mißverhältnisse. Auch später die Wirthschaft ausübende Pächter hatten damit kein Glück. Und jetzt ist in dieses Local das Bureau des Landwehr-Depots verlegt worden, und in kürzer Bälde werden auf den Parquetböden, auf welchen der zierliche Fuß der spanischen Tänzerin sylphidenartig hingleitete, die soliden nägelbeschlagenen Schuhe der sich anmeldenden pfälzer Landwehrmänner mit nachhaltigem Drucke auftreten.

(Ein schlechter Spaß.) In Paris waren drei junge Genfer beisammen, von denen der eine, Murrey, wegen seiner naiven Leichtgläubigkeit bekannt war. Vor ein paar Tagen beschlossen die beiden anderen, ihm einen Streich zu spielen. Einer von ihnen stellte sich, als wäre er durch ein Wort von Murrey tödtlich beleidigt worden, und forderte ihn auf Pistolen. Die Komödie wurde weiter getrieben, verwandelte sich aber schließlich in eine Tragödie. Murrey war auf dem Platz des Rendezvous in furchtbarer Aufregung angekommen; zwei Schüsse fallen, sein Gegner stellt sich, als wäre er getroffen, fällt zu Boden und bewegt sich nicht. Dem armen Murrey, der glaubt, tödtlich getroffen zu haben, bricht dieß das Herz, und die beiden schlimmen Kameraden müssen einen Geisteskranken vom Platze führen.

Concert des Rühl'schen Gesang-Vereins

am 30. März.

Bis etwa in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war nur die Kirche und vorzugsweise die katholische Kathedrale der Ort, in welchem bei den verschiedenen Feierlichkeiten die hierzu gesetzten Werke unserer Kirchengesangscomponisten, durch eigens zu diesem Zwecke unterhaltene und künstlerisch tüchtig gepflegte Sängerchöre zur Aufführung gelangten. Von da ab constituirten sich, durch das Erscheinen der Händel'schen Oratorien wohl angefacht, nach und nach auch weltliche Vereine, und jetzt existirt in Deutschland fast keine einigermaßen bevölkerte Stadt, die nicht im Stande ist, einen sogenannten Oratorienverein aufzuweisen, durch welchen im Laufe des

Winters die Aufführung irgend eines größeren musikalischen Werkes, sei es im kirchlichen oder weltlichen Styl gehalten, ermöglicht werden kann. Außer Frage bleibt es, daß diese stabilen Kirchengesangschöre vor unseren Vereinen außer anderen Vorzügen hauptsächlich die Permanenz der Uebung voraus hatten. Dort sang man übrigens auch ex officio und hier — aus Liebhaberei. Drum kann es auch Niemand Wunder nehmen, wenn nur in seltenen Fällen Bach'sche Compositionen, die bekanntlich in verschiedener Beziehung nicht für Jedermann's Auffassungsvermögen geeignet erscheinen möchten, im Geiste des großen Tonsetzers, mit welchem uns nicht allein die hervorragendsten musikalischen Historiker, sondern die großartigen Werke selbst bekannt machen, uns vorgeführt werden.

Herr Director **Friedrich** hatte sich, nach der äußerst sorgfältig ausgeführten Bach'schen Trauer-Ode zu urtheilen, gewiß gründlich in das Werk vertieft und dasselbe auch im Vereine in dieser Weise vorbereitet, trotzdem stand diese Leistung im Totaleindruck hinter den späteren Reproductionen zurück und ließ uns eben Das erkennen, was wir bereits angedeutet haben. Die Chöre und die Begleitung waren exact und rein intonirt und die Soli (durch die Damen E. **Wagner** und A. **Asmann**, sowie durch Herrn **Hill** vertreten) erfuhren zum größten Theil künstlerische Ausführung. Fräulein Adele Asmann aus Barmen soll eine Schülerin der berühmten Oratoriensängerin Fräulein Schreck sein. Stimmmittel, Kraft, Wärme des Vortrages und reines, musikalisches Singen berechtigen sie, nach vollständiger Beendigung ihrer Studien, in die Fußstapfen ihrer schätzenswerthen Leiterin einzulenken.

Schumann's Lieder aus Goethe's „Wilhelm Meister“ sind, wie es bei diesem Componisten nicht anders zu erwarten steht, in hochpoetischer Weise aufgefaßt und in Musik gesetzt. Von Herrn Hill haben wir noch selten ein so herrlich gelungenes mezza-voce gehört wie in Nr. 2 dieses Cyclus. Auch Fräulein Wagner, deren Begabung und künstlerische Ausbildung nicht genug geschätzt werden kann, verstand es, in ihrem Vortrage der beiden Gesänge: „Nur wer die Sehnsucht kennt“ und „Kennst Du das Land?“ mit psychologischer Schärfe die feinsten Saiten der Goethe-Schumann'schen Dichtung zu berühren. Fräulein **Heermann** trug durch ihr kunstvolles Harfenspiel nicht wenig zum Gelingen dieser Nummer bei. Eine nicht minder gelungene Wiedergabe erfuhr der darauf folgende Wechselgesang von demselben Componisten: Das Requiem für Mignon. Mirjams Siegesgesang von F. Schubert mit einer prachtvollen Instrumentation von Naret-Koning gab hauptsächlich Fräulein Wagner und dem sicher eingeübten Chore Gelegenheit, sich im hellsten Licht, als bewährt zu zeigen. Der Eindruck, den diese Composition allseitig hinterließ, war ein sehr tiefer.

Die Schlußnummer des Concertes bildete das neueste und wohl eines der schönsten musikalischen Gedichte des talentvollen Tonsetzers Max Bruch. Es ist die Bearbeitung der Geibel'schen Ballade: „Schön Ellen“ für Solo, Chor und Orchester. Ohne gerade darnach zu haschen, hat der Componist in diesem Werke so viele hübsche interessante Tonmalereien, namentlich in der fast ganz selbstständig gehaltenen Begleitung, anzubringen verstanden, daß sie dem Publikum, das ja so gerne das Ideale mit dem Realen verbunden haben will, unbedingt ein Favoritstück zu werden verspricht. Die Ausführung, bei der alle Mitwirkenden so recht mit Leib und Seele dabei waren, muß denn auch als eine recht brave, als eine gediegene bezeichnet werden.

Der Rühl'sche Verein hat sich durch das dießmalige Programm bei dem Publikum außerordentlich in Gunst gesetzt; möge diese unsere Bemerkung für die Folge nicht unberücksichtigt bleiben. r

---

Correspondenzen.

Zürich, im März.

Seit Jahren war unser Theater wohl nicht so schwach besucht, als in dieser Saison. Selbst das Schoßkind der Züricher, die Oper, vermochte nicht wie sonst das Publikum anzuziehen. Mit dem Einzuge des Herrn Ewald **Grobecker** jedoch hat sich mit einem Schlage das Blatt gewendet. Die Anziehungskraft, die der Gast äußerte, war so groß, daß die oftgehörtesten Lustspiele übervolle Häuser machten. Unter solchen Umständen war natürlich auch der Beifall ein ganz außerordentlicher und in Zürich lange nicht in dem Maße dagewesener. Herrn Grobecker's Gastspiel, welches ursprünglich auf fünf Rollen abgeschlossen war, wurde auf neun ausgedehnt und wäre nochmals verlängert worden, wenn der Gast nicht wieder in seine Heimath hätte zurückkehren müssen. Herr Grobecker hat für das nächste Jahr mit der Direction bereits wieder abgeschlossen und freuen wir uns auf dieses Wiedersehen.

Frankfurt, 3. April.

Den zahlreichen Freunden des **Orgelspiels** wird in der nächsten Zeit Gelegenheit geboten werden, nicht allein „die Königin der Instrumente“ unter ganz veränderten äußeren Verhältnissen, sondern auch einen der tüchtigsten Spieler derselben näher kennen zu lernen. Orgelconcerte konnten bisher der Natur der Sache nach nur in Kirchen abgehalten werden. Dank der erleichterten Verkehrsverhältnisse beginnt aber auch dieß bereits zu den überwundenen Standpunkten zu gehöeen und es ist gar nicht so undenkbae, daß in Zukunft die Orgelvirtuosen so gut, wie ihee Collegen vom Piano, ihr eigenes Instrument mit sich herumführen. Dieß wird wenigstens in einem kurz nach Ostern stattfindenden Concerte des Herrn Capellmeisters **Lux** von Mainz der Fall sein, zu welchem die rühmlichst bekannte Fabrik des Herrn **Ibach** in Bonn dem Concertgeber ein Instrument überlassen hat, das schon in der Pariser Ausstellung die Aufmerksamkeit der Kenner auf sich zog und zum Zweck der bevorstehenden Aufführung im großen Saale des Saalbaues aufgestellt werden wird. Die hiermit verknüpften Schwierigkeiten sind die Ursache, aus welcher das Concert erst nach Beendigung der eigentlichen Saison ermöglicht werden konnte. Hoffentlich wird dieß den Besuch desselben nicht beeinträchtigen, da, abgesehen von der Bedeutung des concertirenden Künstlers, schon an und für sich interessant ist, die Wirkung des Rieseninstrumentes in dem bekanntlich acustisch so vortrefflichen Concertsaale zu beobachten und ohnehin beabsichtigt wird, denselben mit einem Orgelwerk zu versehen, für dessen Beschaffung sich namentlich unser Cäcilienverein bemüht und zu diesem Zweck eine Gesellschaft gebildet hat, die durch jährliche Beiträge die nöthigen Mittel aufzubringen sucht. Wir benutzen gerne die Gelegenheit, die Musikfeeunde auch hierauf wiederholt aufmerksam zu machen, und sie zu nachhaltiger Unterstützung des schönen Unteenehmens aufzufordern.

Vor einigen Tagen gab der junge Violinspieler J. **Poppelsdorf** ein Concert. Der Concertgeber bewieß sowohl in dem großen Trio von Haydn, als auch in den Solopiecen eine anerkennenswerthe Fertigkeit im Spiel, und seine Auffassung, sowie die Präcision seines Vortrages legen für die gute musikalische Schule seines Lehrers, des Herrn Hachenburger, Zeugniß ab. Der junge Mann errang lebhaften Beifall, den er mit Fräulein Lilly Oswald theilte. Diese junge Pianistin (Schülerin des Herrn Wilhelm Hill), welche namentlich sich in den zwei Solostückrn auszeichnete, hat bei regem Streben eine hübsche Zukunft. Fräulein Hucke sang eine Arie aus Robert und zwei Lieder recht entsprechend.

Der Vorstand der **Serre'schen Zweig-Schiller-Stiftung** zu Dresden veröffentlicht eine Uebersicht der Einnahmen und Ausgaben im Jahre 1867. Das Stammvermögen der Stiftung betrug am Schlusse des Jahres 1866 322,510 Thlr. 25 Ngr. 8 Pf. Davon sind im Jahre 1867 13,458 Thlr. 27 Ngr. 6 Pf. vereinnahmt und 333 Thlr. 16 Ngr. 2 Pf. für Verwaltungskosten verausgabt worden, so daß 13,125 Thlr. 11 Ngr. 4 Pf. Reinertrag für zu vertheilende Unterstützungen an Schriftsteller ꝛc. und für den Zuschlag zum Capital verbleibt. Seit dem Jahre 1863, in welchem der Major Serre auf Maxen, der hochverdiente Mitbegründer nach ihm benannten Dresdener Schiller-Stiftung und Unternehmer der National-Lotterie, verstorben, sind von den Zinsen der Dresdener Schiller-Stiftung zu Unterstützungszwecken 50,881 Thaler an den Verwaltungsrath abgegeben und 7100 Thlr. von der hiesigen Zweigstiftung verwendet worden.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Lorenz Maas in Frankfurt: Cronberg im Thal. — C. Fink in Kassel: Die Morgentoilette. — August Müller in München: Die Freundschaft. — Ad. Lier in München: Am Chiemsee. — Philipps in Frankfurt: Die Kapelle. — Raffalt † Wien: Drei Gemälde.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 5. April: **Die Hugenotten,** große Oper in 5 Acten, nach dem Französischen des Scribe von Castelli. Musik von Meyerbeer. Marcel: Herr **Schmidt** als Gast.

(Außer Abonnement.)

Montag, den 6. April: Gastdarstellung der Fräulein **Schweigert** vom Hofburgtheater in Wien. Neu einstudirt: **Medea,** Trauerspiel in 4 Acten von Grillparzer. Medea: Fräulein **Schweigert.**

(Abonnement-Vorstellung Nr. 131.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 97 und 98. Dienstag, den 7. April 1863.

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

Schüchtern, zaghaft näherte sich das junge Mädchen der Rampe. Ein leises Rauschen, ein Murmeln des Beifalls ging durch das vollgedrängte Haus.

Es galt ihrer äußeren Erscheinung; noch hatte sie keinen Ton gesungen, nur die Klänge des Orchesters verdolmetschten die stummen Pantomimen der Liliengeister und ihrer Königin.

Clotildens Augen ruhten unverwandt auf dem jungen Mädchen. Die feinen, nur leicht von einem Rosaschimmer angehauchten Züge, der sanfte, schüchterne Ausdruck, mit welchem sie die langbewimperten Augen gegen das Publikum erhob, die zarte Gestalt, deren kindlich schmale Taille von einem silbernem Band umspannt wurde, übte auch auf Clotilde einen tiefen Eindruck aus, der bis zum höchsten Interesse durch die Bemerkungen gesteigert wurde, die Herr von Portheim kurz vorher hatte fallen lassen.

„Sie ist sehr hübsch“, sagte sie zur ihrer Nachbarin, die diese Aeußerung durch ein stummes Kopfnicken bestätigte. Auch Victor verwandte kein Auge von dem jungen Mädchen, auf dessen Haupt das Diadem seiner Mutter funkelte. Die Edelsteine warfen zuckende Blitze um ihr Haar, glühende Strahlen, die über die Bühne hinein in die Tiefen des Zuschauerraumes schossen.

„Das sind ächte Diamanten“, flüsterte die junge Dame, welche vor Herrn von Portheim saß, ihrem Nachbar ins Ohr.

Der junge Baron, der, das Lorgnon ins Auge geklemmt, Adele so scharf fixirte, daß ihm nicht das Geringste an ihrer Erscheinung entging, hatte das Diadem ebenfalls bemerkt und da die eigenthümliche Form derselben ihm auffiel, so suchte er in seiner Erinnerung nach, wo er dasselbe schon gesehen.

Plötzlich zuckte ein boshaftes Lächeln um seinen Mund, ein lauernder Seitenblick schoß zu Victor hinüber und sich zu Clotilde hinüberbeugend, flüsterte er ihr leise ins Ohr:

„Betrachten Sie genau dieses Diadem mit der Blumenarabeske aus Rubin und Diamanten, vielleicht erkennen Sie es eines Tages wieder, aber schweigen Sie bis dahin.“

Clotilde sah verwundert zu ihm empor. Portheim legte den Finger auf den Mund und zog sich mit einer tiefen Verbeugung in seine Logenecke zurück.

Victor hatte nichts von diesem Vorgange bemerkt. Eine unbestimmte Unruhe beherrschte ihn, die durch einige zufällige Beobachtungen hervorgerufen war. Er glaubte, bei dem Auftreten Adelens aus einer Gruppe junger Leute im Parterre, unter denen er einige Commis des Hauses Portheim erkannte, ein verdächtiges Flüstern gehört zu haben; in der Hand des Einen und des Anderen sah er kleine, hellglänzende Instrumente.

Die Introduction des Orchesters schwieg indessen. Adele trat einen Schritt vor, unmittelbar in die Nähe des Souffleurkastens, das Auge auf den Kapellmeister gerichtet, dessen Taktirstock das Zeichen zum Beginn ihrer Arie gab.

Sie begann. Ihre Stimme war nicht sehr umfangreich, auch wob sie keine Coloraturen in ihren Vortrag; allein es lag ein eigner Schmelz, ein sanftklagender, elegischer Ausdruck, aus dem Herzen kommend, in ihrem Gesang. Die Arie war die einfachste und deßhalb vielleicht die gelungenste Piece der ganzen Composition. Der Text und die Musik harmonirten mit dem schwermüthigen Ausdruck und der zarten, keuschen Behandlung der jungen Sängerin. Schon klang der letzte Ton der ersten Strophe aus und das Publikum, angenehm überrascht und erstaunt, schwieg, sich sammelnd, einen Augenblick, bevor es in Beifall ausbrach. Da beugte sich Herr von Portheim über die Logenbrüstung, daß er weithin sichtbar wurde, und strich leicht mit dem weiß seidenen Taschentuch über seine Stirn. Unmittelbar darauf gellte ein schriller Pfiff aus dem Parterre durch das Haus. Gleiche Töne von der zweiten und dritten Gallerie herab folgten.

Adele erbleichte unter der Schminke, sie wankte und vermochte sich kaum aufrecht zu halten. Zwar brach jetzt aus allen Theilen des Hauses ein lebhaftes Beifallklatschen aus; indessen hatte sich auch die Zahl der Pfeiffer im Parterre vermehrt. Man merkte wohl, daß es eine organisirte, vorbereitete Demonstration war, denn man sah kleine Pfeifen in den Händen einer Anzahl junger Männer. Aber das vermehrte nur noch die Aufregung.

Ein wüster Lärm brach los. Adele vermochte ihre Arie nicht zu Ende zu singen. Unter all dem Toben, Schreien, Klatschen und Pfeifen fiel der Vorhang.

Die Damen in den Logen hatten sich erhoben, Clotilde gab dem Bedienten den Auftrag, die Wagen vorfahren zu lassen. Sie war sehr blaß, aufgeregt und zerstreut.

„Gehen wir“, sagte sie zu Victor, der durch die Scene sehr peinlich berührt war.

„Der Auftritt war das Werk einer gemeinen Intrigue“, sagte er, als er mit Clotilden die Stufen hinabging, „ich glaube auch den Anstifter zu kennen.“

Clotilde antwortete nichts auf die Bemerkung. Ihr summten die Worte des Barons über das Diadem noch im Ohr. Was konnten sie bedeuten? Sie sollte es eines Tages wiedererkennen? Was wollte er damit sagen? Sie begriff es nicht, aber sie fühlte oder ahnte, daß seine Anspielung irgend einen Bezug auf sie und auf Victor haben mußte; und wieder kamen ihr die boshaften, zweideutigen Andeutungen Portheims über Victors Interesse für Adele in den Sinn.

Die Rückfahrt war eben so stumm, wie die Hinfahrt. Der Dämon der Eifersucht hatte seinen Samen in Clotildens Herz gestreut und Victor fühlte das.

Aber wieder hielt ihn die Gegenwart dritter Personen von einer näheren Erklärung ab.

Doch machte er noch einen Versuch, als der Wagen vor der Villa hielt und er Clotilde aus dem Wagen hob.

„Es ist noch nicht spät, ich möchte gern noch ein Viertelstündchen allein mit Dir sein, Clotilde", flüsterte er ihr zu, „das war bis jetzt ein trauriger Abend."

Clotilde zögerte einen Augenblick; vielleicht hätte sie „Ja" gesagt, denn auch sie fühlte das Bedürfniß, mit Victor allein zu sein und sich auszusprechen. Aber da trat der junge Pfarrvicar, ihr Cousin, aus dem Treppenhaus der Villa kommend, an sie heran.

„Es ist gut, daß Du kommst, Cousine", sagte er, Victor frostig grüßend. „Dein Vater ist plötzlich unwohl geworden und verlangt nach Dir."

Die Hoffnung auf eine Stunde vertraulichen Zusammenseins schwand.

„Gute Nacht, Clotilde", sprach Victor ernst und bewegt und reichte ihr die Hand, „ich hoffe Dich und den Vater morgen wohl und heiter und den Himmel frei von Wolken zu sehen."

„Gute Nacht, Victor", entwortete sie, seine Hand ergreifend, „auch ich will es hoffen."

So schieden sie von einander.

Es war dießmal nicht jener warme, innige Händedruck, aus dem es sonst wie mit elektrischen Funken in ihre Herzen sprang. Unentschlossen, zögernd, zurückhaltend fanden und trennten sich ihre Hände.

(Fortsetzung folgt.)

Die orientalischen Frauen.

Von A. W. v. Zerboni. *)

Ich habe auf meinen Reisen im Oriente vielfach Gelegenheit gehabt, das orientalische Weib im Contacte mit europäischen Frauen zu beobachten, und es wird Sie gewiß interessiren, wenn ich Ihnen etwas davon mittheile.

Das orientalische Weib ist wie ein gefangenes Vögelchen, das in einem mitunter vergoldeten Käfig mit Süßigkeiten gefüttert wird und wo ihm alle Unarten hingehen; — nie wird ein Türke, so angesehen oder niedrig gestellt er sein mag, seine Hand gegen die Frau erheben. Er schlägt sie nun freilich nicht, aber das Gesetz gibt ihm das Recht über ihr Leben; er kann sie tödten, erdrosseln oder eingenäht in einem Sacke lebendig in's Meer werfen lassen, wenn er sie auf einer Untreue ertappt oder doch zu ertappen glaubt, und er ist Niemandem dafür verantwortlich. Um ihre Freiheit beraubt, gestattet ihr das Gesetz, im Umkreise ihres Kerkers mit ihrem Vermögen, wenn sie eines besitzt, nach ihrem Belieben zu verfügen; sie kann so viel Geld ausgeben als sie will, ohne irgend einer lästigen Controle unterzogen zu werden. Ebenso willkürlich kann sie über ihre Zeit verfügen, und daran hat sie auch in der That einen solchen Ueberfluß, daß sie selbst nicht weiß, was damit anzufangen.

Bekanntlich kann der Sultan sieben, jeder andere Türke aber vier rechtmäßige Frauen nehmen; die Zahl der Sklavinnen ist dann freilich unbeschränkt. Der gemeine Mann nimmt nur eine Frau, da er deren mehrere nicht erhalten kann.

Die ganze Welt schließt sich für die orientalische Frau in ihrem Harem ab. Von den vier rechtmäßigen Frauen, welche nach unseren europäischen Begriffen in einer gewissen Rangordnung den Hausscepter führen sollten, herrscht gerade die, welche das meiste Geschick zur Intrigue und die größte Energie besitzt. Aber mit dieser Herrschaft ist es nicht weit her, denn im Oriente besorgen nicht Frauen, sondern männliche Haus-Officianten das Hauswesen und kein Türke wird sich von einer Frau befehlen lassen. Da sich nun die Frauen mit dem Hauswesen nicht befassen, in der Türkei wie im ganzen Orient die Arbeit als Herabwürdigung gilt, jede ernstere Beschäftigung aber als Arbeit angesehen wird, so läßt sichs leicht denken, womit diese Frauen ihre Zeit tödten müssen, um von der langen Weile nicht selbst getödtet zu werden. Baden und Toilettemachen nimmt den größten Theil des Tages ein; dann sitzen sie mit unterschlagenen Beinen auf dem Divan und lassen sich mitunter von ihren Sklavinnen und von einer gewissen Art Knaben Tänze aufführen, Tänze, wofür unsere europäischen Sprachen zum Glück keine anständig aussprechbaren Worte haben; bei den Türken ist nämlich das Gefühl der Scham so völlig unbekannt, daß ihre Sprache hiefür nicht einmal eine Benennung hat.

Die orientalische Frau hat kein besonderes Schlafgemach und auch kein Bettgewand. Angekleidet, wie sie ist, wirft sie sich heute hier, morgen dort, wo es ihr gerade einfällt, auf den Divan hin und verbringt so schlafend die Nacht. Daß dabei das mitunter sehr kostbare Kleid leidet, kommt nebst anderen dabei unvermeidlichen Unzukömmlichkeiten nicht in Betracht. Ebenso hat sie auch kein besonderes Speisezimmer; wo sie den ganzen Tag und die ganze Nacht zubringt, dort speist sie auch und zwar jede besonders. Um die Essenszeit werden jeder auf einer großen Platte alle Speisen zusammen auf einmal in ihr Zimmer gebracht. Man stellt auf den Divan neben ihr ein kleines rundes, nur einige Zoll hohes Tischchen und darauf die Speiseplatte — ihre Finger dienen ihr da als Besteck.

Kein Türke wird je mit seiner Frau und mit seinen Kindern zusammen speisen; er hält dieß unter seiner Würde, und so wird er auch nie mit seiner Frau öffentlich erscheinen.

Das ganze Ameublement dieses Frauengemachs besteht aus einem rund um die Wand laufenden Divan, aus einigen Wandspiegeln und aus den Teppichen, womit der Boden bedeckt ist, dann aus einer Truhe mit ihren Habseligkeiten und Kostbarkeiten. Die Türken halten nämlich viel darauf, ihre Frauen so oft als möglich mit Juwelen, Schmuck und allerhand Kostbarkeiten zu beschenken. So ein Frauengemach bietet durchaus nichts, was unserm europäischen Comfort ähnlich sähe, ja es ist sogar unheimlich und unheimlich ist auch das darin herrschende chaotische Durcheinander und die Unreinlichkeit. Neben die Frau setzt sich jeder eben hereingekommene Dienstbote mit den schmierigsten Kleidern, und verkehrt mit ihr, wie mit seinesgleichen auf gleichem Fuße. Von Ehrerbietung, Achtung, Rücksicht, Anstand, Schicklichkeit ꝛc., davon weiß man in der Türkei gar nichts.

In größeren türkischen Städten, wo Europäer sich angesiedelt haben, insbesondere in Konstantinopel, hat der Hauch unserer Kultur die hermetische Verschlossenheit des Harems aufgethan und unsere Kultur-Elemente, Luxus, Gouvernanten, selbst männliche Lehrer für Musik, Tanz, Sprachen, theilweise dort eingeführt; auch verlassen die Frauen, natürlich immer ganz vermummt, zuweilen ihre Verstecke, aber immer in Begleitung von Eunuchen, und wie diese immer seltener werden, in Begleitung anderer älterer Frauen, um fahrend oder zu Fuß die Bazars und europäischen Verkaufs-Magazine zu besuchen.

Unsere Theater, wie die von Europäern besuchten öffentlichen Orte, Gärten und Promenaden dürfen die Frauen aber nicht betreten. Ihr liebster Aufenthalt im Freien sind die Gräber, die dort meist in Cypressenhainen liegen. Dort hocken sie nun in langen Reihen stumm und unbeweglich zusammen, und machen in ihrer

*) Aus einem im Niederösterreichischen Gewerbverein gehaltenen Vortrag: „Die europäischen und orientalischen Frauen".

unansprechlichen Vermummung von einfarbigen Stoffen den Eindruck, als hielten die Seelen der Abgeschiedenen eine Versammlung, um auf das Commando irgend eines Spiritisten gleich bei der Hand zu sein.

Hatte ich nicht Recht, das orientalische Weib ein gefangenes Vögelchen zu nennen, das man allenfalls aus seinem Käfig herausflattern läßt, aber mit gestutzten Flügelchen und an einem am Füßchen befestigten Faden?

An den Kirchen dürfen doch die Schwalben nisten, und wenn sie eine Oeffnung finden, auch hineinflattern. Die türkischen Frauen haben aber auch dieses Recht nicht. Das Gesetz verbietet ihnen, die Moschee zu betreten, und sie dürfen ihr ganzes Leben durch nicht hinein. Ist das nicht ein sonderbares Gotteshaus, das türkische, wo nur Männer, aber keine Frauen beten dürfen? Allah ist ein ganz besonderer Weiberfeind, und dieß müssen jetzt die Türken sehr schwer empfinden. Denn diese Degradation des Weibes ist Ursache, daß das Türkenthum, ungeachtet all seines Willens und aller Anstrengungen, auf den eingeschlagenen Bahnen der Reformen nicht vorwärts kann und auch nie weiter kommen wird, so lange die sociale Stellung des Weibes dieselbe bleibt, wie sie jetzt ist.

In Konstantinopel kann man aber die Türkinnen zuweilen in christlichen Kirchen sehen, wo sie, freilich nur aus Neugierde, dem Gottesdienste beiwohnen und den Tönen der Orgel lauschen.

Leider ist unsere Kirchenmusik im Orient eine ganz schauderhafte; aber die Orientalen haben überhaupt kein musikalisches Gehör und gar keinen Sinn für Harmonie, was denn auch mit Ursache ist, daß sie ihre socialen Verhältnisse harmonisch zu gestalten nicht vermögen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Van der Nüll †.) Die „A. A. Z." schreibt aus Wien, 3. April: Eine erschütternde Kunde durcheilt in diesem Augenblick die Stadt: der Oberbaurath Eduard van der Nüll hat sich diesen Morgen in seiner Wohnung erhenkt. Gemüthsaufregungen mannichfacher Natur scheinen ihn zu diesem äußersten Schritt getrieben zu haben. Eine Hauptursache war ohne Zweifel der Bau des neuen Opernhauses, dessen Plane leider wohl nicht, als es noch Zeit war, mit der erforderlichen Gründlichkeit und Sachkenntniß geprüft worden waren. Um so heftiger äußerte sich die Kritik, als das Werk seiner Vollendung entgegengehend, ein Urtheil über die künstlerische Anlage und Ausführung gestattete. Dazu kam, daß van der Nülls alter Freund und Arbeitsgenosse, Siccardsburg, vor längerer Zeit schon schwer erkrankte, und nun alle kleinen Mühen, Tracasserien und Kränkungen, welche dieser leichtblütigere Mann auf seine Schultern zu nehmen pflegte, den nervöseren, empfindlicheren Künstler allein trafen. Auch die Angelegenheit des Museenbaues scheint er sich tief zu Herzen genommen zu haben. Er stand an der Spitze jenes Comite's, welches die Entwürfe von Hensel und Ferstel aus schwer zu rechtfertigenden Gründen so gut wie zurückwies, und mußte erleben, daß nicht nur die Presse ohne Ausnahme, sondern auch die gesammte Künstlerwelt Wiens in der entschiedensten Weise für jene beiden Künstler Partei ergriff. Ja der Druck der öffentlichen Meinung war so stark, daß frühere Gegner Theophil Hansens nun selbst für dessen Wahl zum Professor der Akademie stimmten. Daß diese Wahl selbst den Verstorbenen verletzt habe, können wir nicht wohl annehmen, da er als Künstler doch immer die Bedeutung seines Gegners anerkennen mußte. Aber auch in diesem Fall von seinen Freunden verlassen zu werden, das scheint eine zu schwere Erfahrung für den überhaupt zu trüberer Auffassung des Lebens geneigten Mann gewesen zu sein. Wie man hiernach über die That und ihre Motive urtheilen möge, berechtigt ist immer die Trauer um einen Mann, der manches Bedeutende geschaffen hat, und namentlich in einer künstlerisch viel unlebendigeren Zeit vom anregendsten Einfluß auf die jüngere Künstlerwelt gewesen ist.

(Kunst und Kirche.) Nach dem in Newyork erscheinenden italienischen Journal „Eco d'Italia" wäre die Ristori in der Havannah die Veranlassung eines schweren Conflictes zwischen der geistlichen und der weltlichen Herrschaft geworden. Die berühmte Künstlerin spielte in einem Stücke die Rolle einer Schwester Theresa, einer ungemein tugendhaften Person, die aber dabei einem geistlichen Orden angehört und Nonnenkleider trägt. Der Bischof von Havannah erhob gegen das Auftreten in Nonnentracht auf den Brettern seine Einsprache, allein der Gouverneur, General Lersundi, achtete nicht darauf und ließ die Ristori ihre Nonnenrolle ungehindert fortspielen. Der Bischof seinerseits entbrannte in heiligem Zorn gegen den ungefügsamen General, und befahl allen seinen Pfarrern, dem Gouverneur bei einem etwaigen Besuch in ihren betreffenden Gemeinden den üblichen Glockengruß zu verweigern. Auf diese Maßregel antwortete Lersundi mit sofortiger Verhaftung des Bischofs, den er außerdem an Bord eines Kriegsschiffes bringen und nach Spanien zurückschicken ließ. So steht, nach dem Berichte des „Eco d'Italia" von Newyork einstweilen diese Angelegenheit.

(Ein Bonmot Grillparzers.) Vor Kurzem begab sich eine Deputation zu Grillparzer, um ihn zu bewegen, sich dem Kreise anzuschließen, der die Errichtung des Schiller-Denkmals in Wien bezweckt. Grillparzer war wie immer, wenn man ihn aus der reinen Ruhe seines Geistes aufstört, voll von Wenn und Aber. „Ich bin auch", sagte er schließlich, „gegen die Monumento-Manie, ich liebe die Dichter-Standbilder nicht." „Nun", sagte man ihm, „das ist ein Schicksal, dem Sie sich nicht werden entziehen können; wie lange noch, und Wien wird Ihr Marmorbild umschließen!" „Wenn es denn durchaus sein muß", sagte Grillparzer lächelnd, „so bitte ich, daß man mir eine Reiter-Statue setze, denn auf die Unsterblichkeit kann ich noch lange warten, und da dürfte ich in Folge des Stehens sehr müde werden."

(Ueber eine auffallende Naturbegebenheit) berichtet die „Voss. Ztg." aus Berlin: „Die zur Schüttler'schen Cementfabrik in Moabit gehörige sogen. Judenwiese ist seit Herbst von der daran vorbeifließenden Spree überschwemmt, und diese bedeutende Wasserfläche berührt nicht allein jenes Etablissement, sondern auch die benachbarten Grundstücke auf eine Länge von ungefähr 3000 Schritten. Vor etwa 14 Tagen erschien das Wasser, welches die Ufer bespült, in einer Breite von 20 Fuß vom Ufer aus dick mit schwarzem Ruß bedeckt, eine Erscheinung, wie sie durch die Nähe der großen Fabriken erklärlich schien, auch schon zum Oefteren dagewesen ist. Bei näherer Besichtigung zeigte es sich jedoch, daß dieser ein Zoll dicker Ueberzug kein Ruß war, sondern aus Milliarden kleiner lebender Fliegen bestand, die sich bis vor wenigen Tagen lebend erhielten, und wahrscheinlich durch starke Nachtfröste umgekommen sind. Die Fliege, welche dunkler als unsere Hausfliege ist, hat eine Länge von ¼ Zoll."

(Eine Schinkentragödie.) Der „P. Lloyd" erzählt folgende Geschichte aus dem Dorfe Racz-Görcsöny im Mohacser Bezirke: Der Kuhhirt des genannten Dorfes, ein 26jähriger verheiratheter Mann, wurde bei einem Schinkendiebstahle in einem Nachbarhause ertappt und vor die Ortsgerichtsbarkeit gebracht. Angesichts des corpus delicti läugnete er auch nicht den Versuch der Annectirung einiger Schinken und die Ortsgerichtsbarkeit, obgleich von einigen Notabeln des Dorfes ermahnt, den Schuldigen an das Mohacser Stuhlgericht zur Bestrafung einzuliefern, beschloß,

die Sache brevi manu abzumachen. Die Einwohnerschaft des Dorfes wurde zusammengetrommelt, dem Hirten der Schinken auf dem Rücken gebunden und nun begann unter lautem Trommelwirbel und Hallohgeschrei ein Rundgang durch das ganze, zwei Straßen zählende Dorf, wobei der Zug von drei Ortsvorstehern eröffnet worden war. Bei jeder Brücke, die der Zug passiren mußte, wurde (im Ganzen sechs Mal) Halt gemacht und dem Delinquenten eine Tracht Stockprügel aufgemessen. So ging es bis zu dem Hause, aus welchem der Schinken gestohlen worden war; hier mußte der arme Teufel den Schinken wieder an dieselbe Stelle hinhängen, von wo er ihn genommen. Nach alledem aber wurde dem Hirten erst bekannt gegeben, daß er nunmehr seiner Stellung als Gemeindehirt verlustig geworden sei und demnächst aus dem Dorfe gepeitscht werden würde. Der Hirt aber verdarb dem gestrengen Herrn Ortsvorsteher den Spaß, legte sich hin und starb.

(Eine neue und großartige Art von Feuerwerk) und Beleuchtung in künstlicher Combination wurde in Sydnei gelegentlich der Ankunft des Herzogs von Edinburg in Scene gesetzt. Die sämmtlichen Schiffe im Hafen hatten illuminirt, als ein ganz gewaltiger feuriger Drache, ausgestattet mit allen Attributen des fabelhaften Thiers: Klauen, Flügeln, fürchterlichen Augen, einem wahren Höllenrachen, der Feuer und Flammen, Schwärmer und Raketen spie, und endlosem Schweife sich über die Wasseroberfläche dahin bewegte. Es war der Dampfer „Yamba" der Australien-Steam-Navigation-Company, der sich durch Transparente an beiden Seiten zum Ungeheuer umgeschaffen. Der Körper des so hergestellten Thieres war 102 Fuß lang und der schreckliche Kopf mit den in Grün, Schwarz und Roth sehr geschickt ausgeführten Augen erhob sich 26 Fuß hoch. Zwischen den 16 Fuß langen Kinnladen gähnte des Rachens Weite 7 Fuß aufgesperrt, 25 Schiffsboote bildeten den endlosen Schweif, und das feuerspeiende Ungethüm wurde von einem unbeleuchteten Dampfer im Schlepptau umhergeführt.

Correspondenzen.

Darmstadt, 6. April.

Auch die gestrige zweite Aufführung des „Don Carlos" von Verdi war von Frankfurt aus außerordentlich zahlreich besucht. Wer von diesen Fremden in unsere Stadt, um — wie man zu sagen pflegt — hier eine große Oper zu sehen, der fand sich nicht enttäuscht, denn vom Standpunkt eines großartigen Schaustückes halber ist der Besuch des Don Carlos allerdings anzurathen. Der musikalische Werth der Oper ist gleich Null. Ueber denselben sagt Hanslick in seiner Kritik des Don Carlos treffend: „In dieser Musik ist Alles gezwungen, schwerfällig und dunstig; die Melodieen tragen wir weder im Ohre, noch im Herzen heim, uns ist nur, als klebten sie uns an allen Fingern!" — Ja fürwahr, fügt die „Hessische Landeszeitung" hinzu, das ist Verdi, dem wir schon so viel verziehen, weil er sich noch immer eine gewisse Originalität, Urwüchsigkeit und Frische bewahrte, das ist „Er selbst" nicht mehr. Dieser Musik fehlt jede Spur der Originalität, jede selbstständige Empfindung und jede schöpferische Kraft — Factoren, wie wir sie nach Verdi's Antecedentien doch mindestens von ihm erwarten durften. Die beiden Hauptpartieen der Damen waren in den Händen von Frau Peschka-Leutner (Königin Elisabeth) und von Frau Dery (Prinzessin Eboli). Die Rollen des „Carlos", „Posa" und „König Philipp" wurden repräsentirt durch die Herren Nachbaur, Becker und Greger. Herr Dr. Pock war mit der kleinen Partie des „Groß-Inquisitors" betraut. Alle Figuren, mit Ausnahme derjenigen „Posa's" und „Philipp's", sinken unter der Hand Verdi's zu matten, physiognomielosen Schablonen herab; die beiden Helden, „Posa" und „Philipp", streifen mit ihrer Schwärmerei für Gedankenfreiheit und Staatsraison fast an die Carricatur, und nur die Kühnheit — wir wollen keinen anderen Ausdruck gebrauchen — eines Verdi konnte sich anmaßen, diese Schiller'schen Gedanken musikalisch zu bearbeiten oder vielmehr zu mißhandeln. Wir haben deßhalb die unendliche Mühe zu bedauern, die Sänger und Musiker seit Wochen dazu verwendet haben, der Oper Leben und Gestalt zu geben; denn nur den ganz vortrefflichen Kräften, die an dem gestrigen Abend zum größten Theil ihr Bestes daransetzten, das Höchste zu erreichen, kann Verdi allein es danken, daß die Oper nicht vollständig durchgefallen ist. Was ihr dem Aeußeren nach einen succes d'éstime verschaffte, das ist der Beifall, den der scenische Apparat geschaffen. Von diesem bildet das Ballet im zweiten Acte den Culminationspunkt. Die Choregraphie, auf ästhetischer Basis beruhend, und in solcher Ausführung, wie wir sie auf unserer Bühne zu sehen gewohnt sind, hat ihre vollkommene Berechtigung; sie weckt den Sinn für das Schöne, bildet den Geschmack und wirkt daher veredelnd. Hatten wir auch die „grande danse des Najades" schon öfter gesehen, so wurden wir doch durch ihre graciöse Ausführung befriedigt; die „grande danse phantastique des Perles et des Amorettes" aber, in vielen Theilen neu und überaus lieblich, erzielte wohlverdienten, großen Beifall. Im „grand pas d'action" leisteten Fräulein Lamolière und Herr Siems geradezu Ausgezeichnetes. Erfreute uns die Erstere durch ihre überaus feine, edle Haltung, durch ihre Leichtigkeit, immense Gewandtheit und durch ihre Anmuth, so wußte der Letztere durch seine Kraft, durch die schwung- und kunstvollst ausgeführten Pirouetten das Publikum in hohem Maße zu befriedigen. Das Schlußtableau aber riß durch seine schwer zu beschreibende, überraschende Schönheit und Pracht das Publikum zu einem selten erlebten Beifallssturm hin. Nicht den geringsten Theil daran hatten die Herren Maschinenmeister Brandt, Balletmeister Hoffmann und Hofmaler Schwedler, die sich wieder als wahre Künstler in ihrem Fach bewiesen. Wäre nur der Werth der Oper selbst dem Aufwand entsprechend, den ihre scenische Ausstattung verursachte.

Kunst-Notizen.

Das diesjährige **rheinische Musikfest** wird zu Pfingsten unter Leitung des Capellmeisters Ferdinand Hiller in Köln abgehalten werden. Da das erste dieser Musikfeste im Jahre 1818 in Düsseldorf stattfand, so wird mit dem diesjährigen, dem 45., zugleich die Jubelfeier des fünfzigjährigen Bestehens dieser Feste zusammenfallen. Der erste Pfingsttag wird den Händel'schen „Messias" bringen. Als Solisten werden wirken: Frau Harriers-Wippern aus Berlin, Frau Joachim aus Hannover, Dr. Gunz (Tenor) aus Hannover und Dr. Schmidt (Baß) aus Wien. Der Violin-Virtuose Joachim wird am ersten Tage ein Solo vortragen. Das Programm des zweiten Festtages lautet: Ouverture von Gade unter dessen Leitung, Pfingstcantate von Bach, achter Psalm (Nr. 114) von Mendelssohn, zweiter Theil der „Vestalin" von Spontini und neunte Symphonie von Beethoven. Den dritten Tag füllen eine Ouverture von Hiller, eine Symphonie von Schumann, ein Violinconcert von Joachim und Vorträge der Solisten aus.

Städel'sches Kunst-Institut.

Neu ausgestellt.

Oelgemälde: Heimkehr von der Alp nach Scheffels Eckehardt von Leop. Bode; Oelgemälde: Porträt von W. Rümpler. Porträtbüste von F. Schierholz. Aus den Sammlungen des Instituts: Radirungen von Morin: Kupferstiche und Lithographieen nach Adam, Achenbach, Fries und Eybdorf.

An dem Charfreitag und den beiden Ostertagen ist die Gallerie geschlossen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 7. April: **Marie, oder: Die Regimentstochter,** komische Oper in 2 Acten, nach dem Französischen von Carl Gollmick. Musik von Donizetti.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 132.)

Mittwoch, 8. April: Gastdarstellung der Fräulein **Schweigert** vom Hofburgtheater in Wien. Neu einstudirt: **Graf Essex,** Trauerspiel in 5 Acten von H. Laube. Elisabeth: Fräulein Schweigert.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 133.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 99. Mittwoch, den 8. April 1868.

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

Es war früh gegen zehn Uhr. Victor saß an seinem Arbeitstische und schrieb. Aber er war verstimmt, zerstreut, die Arbeit wollte ihm nicht von Statten gehen. Eine dunkle Wolke lag seit gestern Abend zwischen ihm und Clotilde.

Eine Wolke ist das richtige Wort. Nichts Greifbares, Bestimmtes, kein Stein des Anstoßes und der Aergerniß, sondern ein dunkler Schatten, wie ihn Wolken werfen, wenn sie die Sonne verhüllen. Und diese Sonne, die in ihrem und seinem Herzen leuchtete, die ihre Strahlen austauschte, sie war getrübt, verfinstert. Er machte sich Vorwürfe, daß er Clotilde den Unfall des gestrigen Abends, der ihm mit Adele begegnet, nicht erzählt hatte — doch da öffnete sich leise die Thür und die junge Choristin trat herein, blaß und verweint.

Sie konnte ihm kaum den Morgengruß sagen, die hellen Thränen schossen ihr in die Augen. Stumm legte sie das Diadem auf den Schreibtisch.

Er stand auf und drückte ihr die Hand.

„Beruhigen Sie sich, Fräulein Adele, über die gestrige Scene; es war eine gemeine, boshafte Intriguie. Ich kenne den Anstifter, ich sah, wie er das Zeichen gab zu dem Lärm und dem Pfeifen. Es ist Herr von Portheim."

Sie drückte ihr Taschentuch gegen die Augen.

„Wenn er die Folgen kennte, die der Auftritt gehabt hat", schluchzte sie, „meine arme, arme Mutter."

Victor hob den Kopf, den er auf seine Schreiberei gesenkt, rasch empor.

„Sie sprechen von Folgen? Welche anderen Folgen kann denn diese gemeine Intrigue anders gehabt haben, als die, ihren Urheber zu prostituiren, denn ich gebe Ihnen die Versicherung, diese Gassenbubenverschwörung soll nicht im Dunkeln bleiben."

Adele schüttelte weinend das Haupt.

„Lesen Sie", stammelte sie, dem jungen Mann einen Brief überreichend.

Er war von der Direction des Theaters und hatte folgenden Inhalt:

„Nach dem Unfall am gestrigen Abend bin ich genöthigt, Ihnen das Engagement zu kündigen, da die Antipathie des Publikums sich zu entschieden gegen Sie ausgesprochen hat. Ihr Verhältniß zur hiesigen Bühne wird demnach vom Ersten nächsten Monats ab gelöst sein."

Victors Hand, die den Brief hielt, sank schlaff herab.

„Armes Mädchen!" sagte er und sein theilnahmsvoller Blick glitt über ihre blassen Züge.

Ein trauriges Schweigen trat ein.

Um Adelens Mund zuckte es krampfhaft, während Victor gedankenvoll vor sich hinsah.

„Weiß Ihre Mutter schon darum?" frug er dann.

„Nein, ich wage nicht, es ihr zu sagen. Es könnte sie tödten."

„Sie haben Recht, und wer weiß, was bis zu dem nächsten Monat noch geschieht. Verlieren Sie den Muth, das Vertrauen nicht. Richten Sie sich immer in dem Gedanken auf, daß in unserem Leben auch nicht das Geringste eine Folge blinden Zufalls, sondern daß überall die Hand Gottes ist, welche die Waage unseres Schicksals hält."

Er sprach das Letztere mit ungewöhnlichem Ernst, den sie noch nie an ihm wahrgenommen hatte.

„Ich will es", flüsterte sie und legte die Hand auf die Brust.

„Im Uebrigen aber erinnern Sie sich, daß es noch Menschen gibt, welche bereit sind, Ihnen mit Rath und That beizustehen, und vergessen Sie nicht, daß ich zu diesen gehöre. Wollen Sie mir das versprechen?"

Er streckte ihr die Hand entgegen.

„Ich verspreche es Ihnen", sprach sie leise, ihre Rechte in die Seinige legend, während ihre sanften Augen mit dem Ausdruck kindlichen Vertrauens auf seinen Zügen ruhten, „Sie sind unter Allen der Einzige, zu welchem ich Vertrauen habe."

Sie sprach es in einem Tone kindlicher Einfachheit und Unbefangenheit und doch flog eine leichte, augenblicklich verlegene Röthe über das Gesicht des jungen Mannes, der die kleine, schmale Hand des Mädchens in demselben Moment frei ließ.

Ach, räthselhaftes Ding, das wir Menschenherz nennen! Welche dunkle Geheimnisse, dir selbst unerklärlich, birgst du in dir, welche tiefe, unterirdische Strömungen bewegen dich und treiben die Fluth des wallenden Blutes in die Wangen?

Das junge Mädchen war gegangen, Victor längst wieder allein. Aber mit der Arbeit wollte es noch weniger gehen; unmuthig warf er die Feder bei Seite.

„Ich muß dem ein Ende machen", sprach er für sich, sich zum Ausgehen rüstend, „ich werde Clotilden erzählen, wie ich das Mädchen kennen lernte, daß ich ihren Vater gekannt habe, den alten, braven Universitätssecretär, der mir während meiner Untersuchungshaft so viel Theilnahme bewiesen hat; sie ist edel genug, um Adele im Nothfall eine Zuflucht zu gewähren.

— — — —

Es war ein prächtiger Octobertag, einer jener schönen Herbsttage, deren blauer Himmel, goldener Sonnenglanz und braunes, welkendes Laub Leben und Tod in einem Bilde verschmolzen uns vorzaubern, süße Wehmuth über unsre Seele breiten! Um die Astern und Georginen in den Gärten der Vorstädte, durch welche Victor langsam dahinschritt, flatterten noch bunte Schmetterlinge, während hoch über den Gipfeln der Bäume, im blauen Aether-

meer, die Schwalben ihre luftigen Kreise zogen, bald hier-, bald dorthin schwebend, um Abschied zu nehmen von der nordischen Heimath, aus der sie der Herbstes Stürme in den fernen fremden Süden treiben! Wie bei Sterbenden noch einmal mächtig die Lebensflamme auflodert, der Geist, im Begriffe, sich von seiner irdischen Hülle zu trennen, noch einmal mit allem seinem Zauber die Züge der Sterbenden verklärt und uns seinen göttlichen unvergänglichen Ursprung noch einmal beweist, indem er aus dem dem Tode verfallenen Körper, dessen Organe schon den Dienst versagen, noch einmal in seiner Reinheit und Klarheit uns entgegenstrahlt, so entfaltet auch die Natur an solchen Herbsttagen noch einmal alle ihre Reize, berauscht uns mit ihrem Duft, schmeichelt sich in unser innerstes Herz hinein, während schon ihre lieblichsten Kinder, die Blumen und das Laub des Waldes, dahinsterben. . . .

Eine Wehmuth, schmerzlich-süß, überkam Victor. Der Schatten, den der gestrige Abend auf sein Liebesglück geworfen, lag noch auf seiner Seele und erhöhte die unruhige Stimmung seines Herzens.

In seinem Wesen mischten sich Weichheit und Festigkeit, träumendes Sinnen und Brüten, und hell auflodernde Kampflust gegen die Gemeinheit und Niedrigkeit. Es gab Stunden, in denen er jener Melancholie verfiel, die das Erbtheil aller ideal angelegten Naturen ist; deren Flug himmelwärts geht, von wo aus sie die Erde überblicken. Dort hinauf freilich dringt nicht der Staub und der Dunst der Alltäglichkeit. Aber wie viel Noth, Elend, wie viel Unglück und Schmerz und wie viele Räthsel und Geheimnisse des Daseins entdecken sie! Aber sie können weder jene Noth des Lebens, noch diese Räthsel der Welt lösen, Kopf und Herz martern sich vergeblich ab, bis sie abgehetzt, todtmüde sind. Dann kommt jene aufzehrende, an der Lebenskraft nagende Schwermuth und wirft ihren grauen Flor um die Seele der Gepeinigten. Glücklich, wenn sie dann das müde Haupt an die Schultern eines geliebten Wesens stützen können, wenn weiche Hände ihnen das Haar aus der fieberheißen Stirne streichen und sanfte Worte das gequälte Herz trösten.

(Fortsetzung folgt.)

Die orientalischen Frauen.

Von A. W. v. Zerboni.

(Schluß.)

In Pera und Galata sieht man die Türkinnen zwischen den Europäerinnen beständig auf den Straßen, aber natürlich immer in der sie so schrecklich entstellenden Vermummung. Sie verhüllen bis auf die Augen noch immer ihr Antlitz — in Konstantinopel nur mit durchsichtiger Gaze — und bedecken ihr mitunter europäisches Kleid und ihre Juwelen mit einem ganz abscheulichen Mantel von einfarbiger Seide, meist rosa, lichtblau, lichtgrün, hochroth 2c. ohne allen Zuschnitt, so daß sie darin wie in einem unförmlichen Sacke stecken und den Eindruck von wandelnden Gespenstern machen.

In solchem Aufzuge kann man auch die großherrlichen Frauen spazierenfahren sehen, natürlich immer in Begleitung von reitenden Eunuchen.

Es ist, als schäme sich das orientalische Weib, daß ihm die durch das Culturleben der Europäerin angeborne Idealität abgeht. Ihr mit Juwelen reich besäeter Gürtel wiegt ja den Gürtel der natürlichen Anmuth der Europäerin lange nicht auf. Dieß erkennen denn auch die orientalischen Männer und fühlen sich unwiderstehlich zur Europäerin hingezogen, huldigen ihr und werden ihre Sklaven.

Diese überraschende Umwandlung mußte dem türkischen Weibe die große Kluft in's Bewußtsein führen, die sie von der Abendländerin trennt, mußte sie auf Mittel sinnen lassen, sich das Wesen dieser Magie begreiflich zu machen. Sie sieht sich ja von der Europäerin entthront. Andererseits aber muß sie in ihr ihre Erretterin, ihre Befreierin begrüßen, und deßhalb erweckt deren Ueberlegenheit nicht das Gefühl des Neides, der Eifersucht, des Hasses, sondern das Gefühl der Bewunderung, ja ich möchte sagen, das Gefühl der Liebe und Verehrung in ihr.

Es ist interessant, zu beobachten, mit welcher Neugierde die Türkinnen unsere Damen mustern. Ich hatte Gelegenheit, bei dem großen Bairamsfeste, welcher Staatsaction vornehme Türkinnen in ihren Equipagen beizuwohnen pflegen, selbst zu sehen, wie sie ihnen ganz unbekannte europäische Damen zu sich bitten ließen, sie mit Liebkosungen überhäuften, ihnen Sitze in ihren Wagen anboten und sie dringend baten, nach ihren Häusern mitzufahren.

Es ist schade, daß das Mittel der Verständigung entweder Mimik oder ein Dolmetsch sein muß, denn die Wenigsten von ihnen verstehen irgend eine europäische Sprache. In neuester Zeit wird ja allerdings die weibliche Jugend mancher türkischen Großen auf europäische Weise erzogen; aber das europäische Wesen läßt sich ja nicht im Fluge erhaschen, es muß angeboren, von Jugend auf durch die Umgebung herausgestaltet und gepflegt werden, es kann nur in dem eigenthümlichen Elemente gedeihen.

Die türkischen Frauen spähen nach jeder Gelegenheit, sich aus ihrer unwürdigen Lage zu befreien; aber leider bietet sich diese ihnen äußerst selten dar. So lassen sie z. B. durch ihre vertrauten armenischen oder griechischen Aerzte nach europäischen Männern suchen, die geneigt wären, sie durch Heirath und sofortige Flucht nach Europa zu retten. Das Gesetz verhängt nämlich den Tod auf jede Mahomedanerin, die einen Andersgläubigen heirathet. So Manche flüchtet sich in ein christliches Kloster, wo sie allen Nachsuchungen entzogen, getauft und sodann an Europäer verheirathet wird.

Dieß Alles sind aber nur einzelne Fälle; im großen Ganzen erhofft und erwartet das orientalische Weib seine endliche Errettung von der Europäerin, denn sie fühlt, daß es diese Letztere war, die das hermetisch verschlossene Thor ihres Gefängnisses geöffnet, und daß sie ihr bis jetzt freilich nur sehr geringe, aber immer doch eine Freiheit zu danken hat.

Was aber die Moral anbetrifft, die liegt in drei ganz kurzen Worten; sie bilden den Inbegriff aller Wünsche des Mannes und er ruft sie seiner geliebten Gattin und als Vater seiner lieben Tochter täglich bittend zu. Diese drei Worte heißen: „Sei wie diese“.

Ein Auswanderer-Bild

aus Bremen gibt die „Weser-Zeitung“, indem sie vom 5. April Folgendes schreibt:

Ein reges und buntes Leben und Treiben herrschte am Freitag von früh bis spät auf dem hiesigen Bahnhofe und dem ihn umgebenden Platze. Es war, als ob sich die Insassen von einem Dutzend Dörfern und Flecken dort zusammen gefunden hätten. Tausende von Auswanderern, Männer und Burschen, Frauen und Mädchen, Kinder des verschiedensten Alters standen oder lagerten um ihr hochaufgethürmtes Gepäck von Kisten und Koffern, Säcken und Taschen. Man hörte die verschiedenartigsten Dialecte, das singende Oberschlesisch, das breite Obersächsisch und Thüringisch, hier, mit halb plattdeutschem, halb polnischem Accent; ein hinterpommersches Hochdeutsch und endlich auch nicht selten das trotz der häufigen Zischlaute mit großer Zungenfertigkeit gesprochene oder richtiger geschrieene Czechisch und Wendisch.

Einzelne Gemeinden scheinen sich in der That in voller Zahl aufgemacht zu haben, man traf zu 20, 30 Familien aus einem Orte. Die Auswanderer aus einer und derselben Gemeinde hatten sich zusammen gethan und trafen unter der Führung des betreffenden Auswanderungs-Agenten hier ein. So trafen wir einen solchen mit 94 Auswanderern aus Putlitz im Regierungsbezirk Potsdam. Die Meisten schienen heiter und guten Muthes. Manche darunter sind wie die Kinder, sie müssen zu Allem aufgefordert und getrieben werden.

Ein Glück, daß das heitere Frühlingswetter den Aufenthalt im Freien gestattet, sonst wäre auf dem Bahnhofe nicht durchzukommen gewesen. Die Beamten, welche ohnehin alle Hände voll zu thun hatten, mußten fortwährend auf die Leute achten. Viele benahmen sich so ungeschickt und unerfahren, daß man sah, sie waren in ihrem Leben bisher noch nicht aus ihrem Heimathsdorf herausgekommen. Ein Auswanderer ging am Rande des Perrons hin und fiel hinunter auf die Bahn. Glücklicherweise gelang es, ihn noch vor der heranbrausenden Locomotive heraufzuziehen.

Die Beamten des Nachweisungs-Bureaus hatten heiße Tage und Nächte. Die verschiedensten Anforderungen und Fragen werden gestellt. Viele kommen mit Empfehlungen an bestimmte Gasthöfe. Sie wollen nun einmal unbedingt diese und keine andere wählen, wenn sie auch schon überfüllt sein sollten. Im Gedränge wird da ein Kind, dort eine Frau von ihrer Gesellschaft getrennt. Es wird geschrieen, gejammert. Nach vielem Suchen der Polizei durch die Stadt gelingt es, die Verlorenen wieder zu finden. Einige sind so knapp mit Geld versehen, daß sie bei ihrer Landung in Newyork nichts mehr haben werden.

Endlich bricht die ganze Schaar nach dem Bahnhofe auf. Drinnen auf dem Perron, in dem dritten Wartesaale, den Gepäckräumen, ein Durcheinander. Die Räume sind für solche Menschenmassen offenbar unzureichend. Eine halbe Stunde später rollte ein langer Zug, 33 Waggon, darunter 26 Personenwaggon, aus dem Bahnhofe. Die Mehrzahl der Auswanderer schien durchaus nicht der Classe der Besitzlosen anzugehören.

Starke Anforderungen wurden in diesen Tagen an unseren Eisenbahnbetrieb gestellt. Donnerstag Abend war das Gepäck von einigen Tausend Auswanderern zu expediren. Die Bahnverwaltung hatte die Züge so arrangirt, daß die Wagen mit dem Gepäck bis an das betreffende Schiff heran gelangen konnten und so die Ueberladung verhältnißmäßig schnell in Bremerhaven von statten ging. Bei solchem Andrange ist es aber entschieden nothwendig, die Expedition von hier in Zukunft auf zwei bis drei Tage auszudehnen.

Gestern früh wurden wiederum zwei Extrazüge mit Auswanderern abgelassen. Es waren die Passagiere des Lloyd-Dampfers und des Dampfers „Smidt".

Uebrigens hätten wir gewünscht, daß gerade jetzt eines der Mitglieder der Revisions-Commission des Bundes in Betreff des Auswandererwesens anwesend gewesen wäre. Es würde sich herausgestellt haben, wie die Controle und Handhabung des Auswandererwesens ganz besondere Schwierigkeiten hat und wie sich Manches in der Theorie ganz schön macht, was in der Praxis besehen sich als ganz unausführbar erweist. Das Nachweisungs-Bureau für Auswanderer, die Sicherheitsbeamten rc. sind Tag und Nacht in Bewegung.

Die Zahl der Auswanderer, welche dießmal befördert wurden, beläuft sich für die sechszehn Segelschiffe auf 4300, für die drei Dampfer auf pl. m. 2000. — Die Passage nach Newyork im Zwischendeck ist augenblicklich sehr niedrig: 25 bis 26 Thaler für die erwachsene Person. — Für Mitte April sind, wie wir hören, schon wieder circa 4000 Auswanderer angemeldet.

Mannichfaltigkeiten.

(Aus der Prager Gesellschaft.) Aus Prag, 2. April, wird der „Neuen freien Presse" folgende Schwindlergeschichte geschrieben: Vor etwas mehr als einem Jahre tauchte auf den hiesigen Promenaden und in den Salons urplötzlich ein angeblicher spanischer Marquis auf; der bis dahin den Prager Gesellschaftskreisen unbekannte Fremde gab sich selbst für einen Marine-Officier aus Triest, auf Urlaub in Prag befindlich, aus. Der von der Natur sehr freigebig ausgestattete, zudem geistig gewandte soi-disant Marquis wußte sich im Fluge die Zuneigung einer großen Anzahl von Personen zu erwerben und in den feinsten Häusern sich Eingang zu verschaffen. Endlich gelang ihm auch das, wonach wohl von allem Anbeginn an sein Sinn gestrebt hatte: er wurde der Bräutigam eines jungen, schönen und reichen Mädchens. Um rasch zum ersehnten Ziele zu gelangen, ließ er sich auf's schnellste „aus Triest" die „Documente seines adeligen Standes, seiner Marine-Officiers-Würde, sowie seines Vermögens" kommen, und nach wenigen Wochen wurde die prachtvolle Hochzeitsfeier des liebenden Paares abgehalten; die Braut erhielt 40,000 fl. Mitgift und eine äußerst kostbare Ausstattung. Nicht lange aber hatten die Neuvermählten in süßer Harmonie zusammengelebt, als eine Anzeige der Triester Marine-Oberbehörde, daß der Urlaub des „Marquis" zu Ende sei und dieser sich unverweilt in Triest einfinden müsse, sie in ihren Flitterwochen auf sehr unliebsame Weise störte. Eine rührende Trennungsscene erfolgte; doch mußte der „Marquis" seiner Gattin versprechen, in Triest eine passende Wohnung zu suchen, worauf sie ihm dorthin nachfolgen würde. Zur „Einrichtung" des Quartiers hieß der Marquis die 40,000 fl. Mitgift, den Schmuck seiner Frau, mehrere Wechsel seines Schwiegervaters und dergleichen mehr, allerdings mit Wissen seiner Gattin, mitgehen. Bald nach seiner Abreise langte auch wirklich ein Schreiben von ihm hier an, mit der Anzeige, er wohne in Triest da und da; die junge Frau eilt nach Triest, allein — in der angegebenen Wohnung ist keine Spur von einem Marquis, ebenso in ganz Triest nicht; in der ganzen österreichischen Marine gibt es keinen Officier seines Namens und er selbst war verduftet. Die arme Frau war das Opfer eines frechen Betruges geworden.

(Rathschläge für hessische Hochverräther, Umstürzler, Allensrungenirer und andere Pfahl- (im Fleisch-) Bürger neuer Provinzen.) Gehe lieber unbedeckten Haares einher, als daß Du einen Cylinder trägst. Denn die „Kölnische Zeitung" treibt Dir solchen an und sagt Dir auf den Kopf zu, daß Du ihn in Prag gekauft. Trage auch keinen Frack, denn die „Kölnische Zeitung" entdeckt in seinem Schooß gleichfalls den ausgeprägten Willen zum Hochverrath. Es würde Dir auch nichts nutzen, wenn Gevatter Schneider und Cylindermacher in Hanau Dein Alibi beweist, und darum ist es besser, Du gehst als Barhäuptle und als Barfräckle in der Welt umher. Wenn es Dich auch verschnupft! Besser ein Katarrh als eine Anklage auf Hochverrath. Oder Du seist denn der Graf Platen und bliebest in Hietzing und nährest Dich hochverräthlich. Aber nicht Jeder ist Graf, denn Mancher ist Trabert, trägt einen verdächtigen Frack und einen bedenklichen Cylinder und rennt damit in seine „Kölnische Zeitung".

Hiermit warne ich Jeden, vor drei oder vier Jahren bei Golde in Hanau einen Cylinder zu kaufen oder in selbiger Stadt einen Frack, indem ich für nichts verhaftet bin. Trabert.

(Aus Nr. 14 der „Wespen".)

(Flugmaschine.) Ingenieur Kaufmann in Glasgow hat eine Flugmaschine erfunden. Dieselbe ist nach Art eines Vogels arrangirt mit zwei mächtigen Flügeln, die, mit Klappen versehen, beim Auf-

gange sich öffnen, beim Niederdrücken sich schließen. Der Körper besteht aus einem an den Enden etwas zugespitzten Dampfkessel, der in der Mitte einen Einschnitt zur Aufnahme des Betriebs-Mechanismus hat. Am hinteren Ende ist ein langes Steuer, einem Vogelschwanz nachgebildet, und etwas weiter vor zwei kleinere Steuer angebracht. Der Kessel ruht auf einem Wagen mit Rädern, so daß der Vogel beim Auffliegen ein Stück auf dem Boden hinlaufen kann; für etwaige Seereisen ist der Wagen botartig construirt und mit Schaufelrädern versehen. Ein für die Preisbewerbung bei dem Verein für Luftschifffahrt bestimmtes Modell hat, um zwei Menschen fortzuschaffen, achtzig Pfund Gewicht und drei Pferdekraft. Später soll ein größerer Apparat für vierzig Personen mit Flügeln von 35 Fuß Länge gebaut werden.

(Eine Amme aus purer Begeisterung.) Die Amme des im Monat April erwarteten Sprößlings des Kaisers von Oesterreich, eine brunette Szegszarderin, Rosa Eszterpauer, hat nach dem „Ungar. Lloyd" ihren Beruf, frei von jedem egoistischen Motive, aus purer Begeisterung angetreten, und charakteristisch in dieser Beziehung sind die von Dr. Saß an Professor Balassa gerichteten Zeilen. „Die Frau" — heißt es daselbst — „hat, durchdrungen von rein sittlichen Beweggründen, mit voller Hingebung, ich kann sagen mit Begeisterung, sich bereit erklärt, ihrem Berufe zu entsprechen. Von gleichen Gefühlen ist ihr Gatte durchdrungen, sowie ihre Schwiegereltern, mit welchen sie in Einer und derselben Wirthschaft lebt."

Correspondenzen.

Wiesbaden, 6. April.

Der „Rheinische Kurier" schreibt von hier: Der gestrige Sonntag war der erste, welcher unter dem Amendement Hennig in Scene ging. Die Spielsäle blieben geschlossen; das Concert fand jedoch im Kurgarten statt und wird in Zukunft alle Sonn- und Feiertage wie früher, wenn das Wetter es erlaubt, executirt werden. An regnerischen Festtagen fällt die Musik aus. Der Zudrang von Fremden war gestern, an einem prachtvollen Frühlingssonntag, in Wiesbaden außerordentlich. Am Kursaal ein zahlreiches glänzendes Publikum, die Restauration wurde ausgiebig in Anspruch genommen. Dietenmühle und der Bücher'sche Felsenkeller waren sehr besucht. Ein großer Menschenstrom ergoß sich ins Rheingau nach Biebrich, Schierstein, Walluf, Eltville, Oestrich und Rüdesheim. Bis spät in die Nacht währte die Rückkehr in unsere schöne Stadt und auch nach Mainz und Frankfurt hatten die Eisenbahnen, um die Ausflügler nach dem Rheingau zurückzubringen, vollauf zu befördern. Es war der schönste Frühlingssonntag, der uns bis jetzt lachte, möchte er viele Nachfolger haben! — Im Rheingau steht schon Alles in Blüthenpracht. Wir wollen nicht versäumen, Alle, die den Rhein noch nicht im Frühling, von Blüthen umgeben, gesehen haben, darauf aufmerksam zu machen. Man kann die Erde oft durchwandern, ehe man diese Herrlichkeit wieder findet!

Frankfurt, 7. April.

Von achtbarer und urtheilsfähiger Seite geht uns folgende Zuschrift zu: „Die „Didaskalia" vom 5. April enthält in der Beurtheilung des jüngsten trefflichen Concertes des „Rühl'schen Gesangvereines" auch diejenige der Schumann'schen Compositionen zu den Goethe'schen Gedichten, welcher wohl Viele bei allem Respect vor dem Schumann'schen Genie, insbesondere bei den drei ersten Gedichten, nicht beipflichten und eher eine sehr oft geschraubte und hypersentimentale als hochpoetische Auffassung der Gedichte in deren Composition finden werden. Es ist bekannt, daß oft die größten Meister verschiedene, aber dennoch gleichberechtigte Auffassungen ein und desselben Gegenstandes, insbesondere in der Musik, gehabt haben; darüber dürfte aber kein Zweifel sein, daß Schumann's Composition des allbekannten: „Kennst Du das Land" rc. weit hinter der Beethoven'schen zurücksteht. Bei verschiedener Geschmacksrichtung kann übrigens das Vorstehende auch verschiedener Beurtheilung unterliegen. Darüber aber kann wohl kaum ein Zweifel sein, daß der Urtext eines Goethe'schen Gedichts, zumal eines so singbaren, wie es der des vierten Liedes, des Harfners, ist, ein Heiligthum für den Componisten sein muß, und nicht der Gegenstand von 16 willkürlichen, ganz nutzlosen, zum Theil lächerlichen, Abänderungen. Hatte sich dieß aber Schumann in seinem Textbuch für den Sänger erlaubt, so brauchte es die Direction des Vereins nicht in ihrem in hundert Hände kommenden Textbuche fürs Publikum zu thun. Diese Verballhornung würde beim Gesang weniger bemerkt worden sein, trotz Herrn Hill's trefflichem Vortrag und klarer Aussprache.

Kunst-Notizen.

Pforzheim, 27. März. Unser Mitbürger, **Ludwig Auerbach**, der als Dichter längst schon sich einen Namen erworben hatte, und dessen lyrische Ergüsse insbesondere lebhaften Anklang fanden, hat sich nun auch in dem dramatischen Fach versucht. Zu wiederholtem Mal wurde im hiesigen Theater ein von Herrn Auerbach gedichtetes Lustspiel „Unverhofft" aufgeführt, das sehr wohl gefiel.

Berichtigung.

Ein origineller Schnitzer ist unserer „Didaskalia" vom 7. April widerfahren. Dieselbe spricht von einer zweiten Aufführung des „Don Carlos" in Darmstadt und die Oper ist erst einmal gegeben. Die fragliche Notiz Darmstadt lag schon Ende voriger Woche vor, mußte aber über Sonntag zurückgestellt werden. Die Redaction, durch eine mißverstandene mündliche Mittheilung in der irrthümlichen Voraussetzung lebend, daß die Oper am Sonntag wiederholt worden sei, änderte daher am Montag den Eingang: „Die erste Aufführung des „Don Carlos" war von Frankfurt aus sehr zahlreich besucht" einfach in: „Die zweite Aufführung rc." Der zahlreiche Besuch konnte ohne Bedenken stehen bleiben, da er auch bei der zweiten Aufführung einer neuen Ausstattungsoper in Darmstadt selbstverständlich gewesen wäre.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 8. April: Gastdarstellung der Fräulein Schweigert vom Hofburgtheater in Wien. Neu einstudirt: **Graf Essex**, Trauerspiel in 5 Acten von H. Laube. Elisabeth: Fräulein Schweigert.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 133.)

Donnerstag, 9. April: Letzte Gastdarstellung der Fräulein Schweigert vom k. k. Hofburgtheater in Wien. Neu einstudirt: **Damenkrieg**, Lustspiel in 3 Acten nach Scribe von Olfers. Gräfin Autreval: Fräulein Schweigert. — Hierauf: **Der Weiberfeind**, Lustspiel in 1 Act von R. Benedix.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 134.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

// Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 100. Donnerstag, den 9. April 1868.

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

Vom Sonnenlicht umflossen, leuchtete die weiße Villa des Commissionsraths dem jungen Mann entgegen. Die grauen Jalousien waren geschlossen, auf der Freitreppe, die hinauf zu dem Portal führte, stand der Portier, eine Cigarre rauchend und mit großer Behaglichkeit die blauen Wölkchen in den warmen Herbsttag hinein blasend.

„Zu Hause?“ frug Victor, die Treppe lebhaft hinaufeilend.

„Thut mir leid, Herr Rechtsanwalt“, antwortete der Alte, die Cigarre aus dem Mund nehmend und sein grünsammtenes Käppchen lüftend, „das gnädige Fräulein ist mit dem Herrn Commissionsrath und dem Herrn Pfarrvicar nach Friedrichshaide gefahren. Den Herrn überfiel gestern Abend ein plötzliches Unwohlsein und der Herr Medicinalrath verschrieb ihm heute früh einen Ausflug statt der Medecin.“

Friedrichshaide war ein zwei Stunden entferntes Landgut des Herrn Weber.

Victors Züge verdunkelten sich. Er frug, ob Sophie, Clotildens Dienerin, im Hause sei.

Der Alte schlug sich vor die Stirn.

„Verzeihen Sie, Herr Rechtsanwalt. Ich werde alt und mein Gedächtniß nimmt ab. Die Kleine sagte, das Fräulein habe einen Brief für Sie zurückgelassen.“

Victor flog die Treppe hinauf. Er begegnete dem Mädchen im Vorsaal.

„Ein Brief vom Fräulein“, sagte sie.

Er nahm das Billet und eilte damit in den hintern Theil des Parkes, welcher die Villa umschloß, den Platz suchend, wo er oft Hand in Hand mit der Geliebten gesessen und goldene Traumbilder, aus denen ihnen das Glück der Zukunft entgegen lächelte, hatte vorüberziehen lassen.

Es war ein stilles, heimliches Plätzchen, umschlossen von Lärchenbäumen, Birken und Tannen. Wachholdersträucher stand zwischen den Tannen und Lärchenbäumen, und Brombeerbüsche, an denen schwarze Traubenbüschel süßer Beeren hingen, schlangen ihre Ranken dazwischen. Einzelne Sonnenstrahlen nur drangen in dieses Versteck, in welchem Vögel und Eichhörnchen, die auf den hohen Bäumen nisteten, eine ungestörte Zufluchtsstätte gefunden hatten.

Victor brach das feine Siegel des Billets und überflog die wenigen Zeilen.

„Entschuldige mich, lieber Victor, wenn ich auf einen Tag Dir entfliehe; aber der Doctor drang darauf, daß ich Papa begleite. Auch Vetter Johannes fährt mit. Papa wollte es. Morgen sehen wir uns wohl, nicht wahr?

Deine Clotilde.“

Das war Alles, was sie ihm schrieb.

Victor knitterte das Papier zusammen und verließ langsam seine Waldeinsamkeit.

„Morgen also“, sprach er für sich, „morgen.“

Ernst, verstimmt kehrte er in die innere Stadt zurück.

Friedrichshaide war ein reizender Aufenthaltsort. Außer der Besitzung des Commissionsraths bestand der Ort noch aus wenig Gasthöfen, die zerstreut zwischen Busch und Wiesen um das Schloß lagen.

Es war nicht ein altes Feudalschloß mit Burggraben, Zugbrücke und spitzen Thürmchen, sondern ein modernes Schloß mit eleganten Eckpavillons und einer Plattform, über welche ein gestreiftes Zelt gespannt war, unter dem Clotilde und der Pfarrvicar beim Kaffee saßen, während der Commissionsrath ein kurzes Mittagsschläfchen hielt.

Die dunklen Augen des Pfarrvicars ruhten auf seiner Cousine, die gedankenvoll vor sich hinsah; sie trug ein hellfarbiges seidenes Kleid mit weißem Grund und gelben Streifen; die schwarzseidene Mantille war ihr von den Schultern geglitten, die kleinen Füße mit den rehbraunen Stiefelchen hatte sie fest gegen einen Schemel gestützt, während der Kopf mit den dunklen Flechten in der linken Hand ruhte.

Die langen Wimpern waren gesenkt; der Pfarrvicar bemühte sich vergebens, den Ausdruck ihrer Augen zu erforschen.

„Du antwortest mir nicht, Cousine, habe ich Dich beleidigt?“ nahm der Pfarrvicar, das Schweigen brechend, das Gespräch wieder auf, „aber der Herr, der des Menschen Herz prüft, weiß, daß nur die Sorge um Dein Glück mir die Worte eingab. Nicht um das Glück, was die Welt so nennt. Ich meine Deinen inneren Seelenfrieden, die Ruhe eines Herzens, das seinen Ankergrund in dem demüthigen Glauben und der selbstlosen Liebe hat. Dein Bräutigam“ — er betonte das Wort mit einer ironischen Bitterkeit — „Dein Bräutigam gehört zu jenen unruhigen Männern, die, weil sie die Ruhe des Herzens verloren haben und mit sich zerfallen sind, im ewigen, steten Kampfe mit den Ordnungen Gottes und der Menschen liegen. Ruhelos, sind sie nur zum Zerstören geschaffen, unfähig, das stille Glück der Liebe zu geben und zu nehmen. Der maßlose Stolz auf ihr Menschenthum ist die Ursache ihres Unglücks. Es sind moderne Titanen, die den Himmel stürmen wollen, weil sie zu hochmüthig sind, sich vor dem Herrn zu demüthigen.“

„Ich glaube doch, Johannes, Du bist zu hart, zu ungerecht in Deinem Urtheil“, antwortete Clotilde nach einer kleinen Pause,

die Augen zu ihrem Cousin erhebend, „ich kenne Victor und weiß, daß er einen leidenschaftlichen Haß gegen alles Unrecht, gegen allen Uebermuth der Mächtigen in sich trägt, daß er das Gemeine und Niedrige verabscheut, und Vorurtheile, selbst wenn sie durch jahrhundertlanges Bestehen geheiligt, rücksichtslos bekämpft. Er ist ein geborner Anwalt aller Unterdrückten und Schwachen. Er hat ein großes, tapferes Herz. Er verzeiht leicht, wie alle Menschen, die von einem idealen Streben erfüllt sind. Das, was Du hochmüthigen Titanenstolz nennst, ist nur jener edle Stolz, der im Bewußtsein des eigenen Werthes wurzelt, derselbe Stolz, der ihn äußere Ehren, Titel und Würden als sehr Nichtiges betrachten läßt."

Ihre Augen funkelten, als sie dieß sprach, ihre Wangen glühten und von ihrer weißen Stirne glänzte jenes Glück, jener leuchtende Strahl, der die Frauen, welche ein Recht haben, auf den Mann ihrer Wahl stolz zu sein, so sehr verschönt.

Der Pfarrvicar warf einen flammenden Blick auf seine Cousine, einen verzehrenden, leidenschaftlichen Blick, der aber wie der Blitz wieder verschwand. Dann zuckte ein Lächeln um seine starken, vollen Lippen. Zum Glück für ihn sah es Clotilde nicht. Wenn sie den haßerfüllten Neid bemerkt hätte, der in diesem Lächeln lag, sie wäre geflohen vor dem frommen Vetter, dem nur die Sorge um ihr Heil und Glück alle jene Anklagen gegen Victor aussprechen ließ.

Der Pfarrvicar erhob sich und trat an die Brüstung der Plattform.

„Diese Antwort", sprach er äußerlich kalt, während es in seinem Innern vulkanisch kochte, „habe ich erwartet. Ich läugne nicht, daß viel Bestechendes in solchen Charakteren liegt. So war es von Urbeginn an; die abgefallenen Geister zeigten sich immer in glänzenden Hüllen der Welt; aber die Zukunft wird lehren, ob ich Unrecht hatte."

Clotildens Entgegnung wurde durch den Hinzutritt des Commissionsrathes abgeschnitten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber abyssinische Verhältnisse

orientirt uns ein Londoner Berichterstatter der alten Wiener „Presse" wie folgt:

„Im Indischen und im Kriegsamte amüsirt man sich", erwiderte neulich ein Mitglied des Cabinets jenem Mitgliede des Hauses der Gemeinen, das sich um Nachrichten vom abyssinischen Kriegsschauplatze erkundigte. Sir Robert Napier hat über schlechte Wege und schweren Transport zu klagen, sonst aber nur von Unterhandlungen mit den schwarzen Fürsten und nackten Rittern zu melden. Wie er Krieg führen wird, weiß er selbst noch nicht, denn er ändert seine Ansicht mit jedem Schritte, den er weiter in das Innere des Landes thut. Früher wollte er mit einer fliegenden Colonne von etwa 1500 bis 2000 Mann nach Magdala vordringen, die Gefangenen holen und den Rückmarsch antreten, jetzt läßt er am See Aschangis, der etwa unter $11\frac{1}{2}$° N. B. und 40° L. liegt, Halt machen, will dort an 5000 Mann concentriren und erst dann gegen Theodor vorrücken. Anfangs hielt man dafür, daß eine Handvoll Europäer genüge, ganz Abyssinien zu unterwerfen. Die Nachrichten der Reisenden, Missionäre und Gefangenen aber hatten getäuscht. Die verschiedenen Stämme, welche da wohnen und streifen, sind zwar nicht alle gleich kriegerisch. Einige derselben beschäftigen sich mit Handel und Verkehr, aber gleichwie bei den Arabern versteht auch bei ihnen Jedermann das Kriegshandwerk und stellt seinen Mann. Nur die bessere europäische Waffe schreckt sie, und wer eine Doppelbüchse hat, weiß damit wie ein Tyroler Jäger umzugehen. Auch in Haufen zu marschiren, sich zusammenzuhalten, wenn auch nicht in strenger Reihe zu gehen, verstehen sie und bilden auch Klumpen, um sich mit Schild und Speer gegen anstürmende Reiterei zu decken. Je zwei Mann halten einen Speer und decken den Leib mit dem Schilde. Die Reiterei ist die ihnen furchtbarste Waffe, denn sie haben nur kleine, schlechte Pferde oder Maulthiere, auf denen sie reiten, womit man allerdings englische Cavallerie nicht im Schach halten kann, und Kanonenfeuer lichtet auch die Phalanx ihres Fußvolkes; aber schlagen muß man sich mit ihnen, und die Schaaren Theodor's sollen weit geübter sein, als diejenigen, welche bisher den Engländern zu Gesichte kamen. Dieser aber will, sei es aus Dünkel oder Verzweiflung, mit den Engländern eine Lanze brechen, und der englische Obergeneral will sich erst dann mit ihm schlagen, wenn er genug Truppen hat, um ihn auch zu besiegen. Der schwarze Soldat ist nämlich so ganz ohne Geist nicht, und der Gedanke, den Karl den Großen seines Landes zu spielen, erhebt ihn über die anderen Häuptlinge und Führer seines Volkes. Seine Persönlichkeit imponirt den wilden Naturen, die er in derselben Weise wie Peter der Große die Strelitzen bändigt. Seine Siege verdankt er der Furcht, die seine großen Kanonen einflößen, und den nächtlichen Ueberfällen, die er, ganz dem Geiste seines Volkes zuwider, ausführt. Aus abergläubischer Furcht will der Abyssinier des Nachts weder fechten, noch wache stehen. Er hat dieß benützt und nächtliche Ueberfälle ausgeführt. Es mußte ihm sein ganzes Ansehen gekostet haben, seine Leute zu bewegen, ihm im Finstern zu folgen; aber er siegte und gewann mit dem Uebergewichte über den Feind auch das Ansehen, daß ihm die Nachtgeister nicht an den Leib gehen. So oft er aber auch seine Gegner zur Nachtzeit überrumpelte, versäumen sie es doch immer, des Nachts Wachen auszustellen; er aber hat immer ganze Vorpostenketten, die ihn sichern sollen, aufgestellt und inspicirt sie selbst, da er seinen Offizieren nicht traut. Zwei- oder dreimal verläßt er des Nachts seine Lagerstätte, um die Runde zu machen, stets zwei geladene Pistolen im Gürtel tragend und eine andere mit gespanntem Hahn in der Hand haltend. Ein auf seinem Posten schlafender Soldat wird auch allsogleich niedergeschossen. Die Feuerwaffen verschafft er wie die anderen Abyssinier sich zumeist durch den Handel mit Aegypten und die Engländer fanden in den Händen der Eingeborenen ziemlich viel Lütticher Fabrikat. Kanonen aber sucht er selbst zu gießen und glaubt, das größte Rohr sei auch das wirksamste. Auch die anderen Abyssinier theilen diesen Glauben und wundern sich, daß die Engländer mit ihren viel kleineren Armstrong-Geschützen es mit den monströsen Mörsern Theodors aufnehmen wollen. Hingegen nimmt ihr Staunen darüber, daß die Engländer Seewasser trinken und Elephanten zähmen, kein Ende. Daß Seewasser durch Destillation genießbar werde, ahnt ihre Unkenntniß ebensowenig, als ihre Unwissenheit sie ahnen läßt, der asiatische Elephant sei leichter zu zähmen, als der afrikanische. Diese Thiere, deren die europäischen Offiziere einige erlegt haben, zeichnen sich auch äußerlich durch eine größere Unförmigkeit aus; sie scheinen dem Ur-Elephanten näher zu stehen, und bei genauer Vergleichung werden sie vielleicht Herrn Darwin nicht unerhebliches Material zum Aufbau seines Systems geben. Für Naturkunde und Geschichte überhaupt wird die Expedition mehr Nutzen bringen, als für Politik und Handel. Wenn die nordamerikanischen, wenn die inner-afrikanischen Länder den Menschen im Natur- und halbwilden Zustande kennen lernten, tritt in der Gegend, welche jetzt die englischen Truppen durchziehen, ein Mittelalter lebhaft vor Augen, werden Zustände anschaulich, wie sie etwa das Frankenreich zu Ende der carolingischen Epoche zeigte. Wie die deutschen und fränkischen Herzoge jener Zeit haben auch hier gewaltige und gewaltthätige Kriegsmännern, ehemalige Statthalter, Häupter einflußreicher Familien sich die Herrschaft über große Länderstrecken

angeeignet, die sie unabhängig beherrschen. Neben ihnen sitzen noch auf befestigten Burgen viele ritterliche Familien, die kleinere Ländchen oder einzelne Flecken besitzen, im Bunde mit diesen Fürsten, ihnen unterthänig oder im Gefolge, je nachdem sie der zwingenden Macht oder der Neigung folgen. Einzelne wilde Stämme machen, wie einst die Normanen und Magyaren das heilige römische Reich, die abyssinischen Länder unsicher. Verödete Landstrecken zeigen die Spuren der sengenden Feindeswuth, gegen welche sich einzelne Flecken, wie die weiland deutschen Städte zu Heinrich des Finkler Zeiten, durch Wall und Graben zu schützen suchen. Noch ist die Viehzucht den Landbau überragend, und thierische Produkte leichter als vegetabilische zu haben. Fleisch, Honig und Butter findet man überall; ein säuerliches Getränke, wie es das Bier der alten Deutschen sein mochte, wird aus Gerstensaft bereitet, und die Stelle des Brodes vertreten flache Kuchen. Deßhalb sind auch die europäischen Truppen leichter als die indischen, die Napier mit sich führt, zu verproviantiren, weil die Letzteren jede thierische Nahrung als sündhaft von sich weisen. Für die Regimenter aus eingeborenen Indern muß daher jeder Bissen Brod nachgeführt werden. Die Europäer leben zum Theile von den Erzeugnissen des Landes. Napier hat deßhalb den ganzen Troß indischer Diener nach Zula zurückgesendet und selbst die Offiziere müssen sich nun zum Theile selbst bedienen. Bisher haben die Engländer die Bekanntschaft von vier schwarzen Herzogen gemacht: Theodor, der nach der Kaiserkrone strebt, hat die Invasion herbeigeführt; Meneleck, sein Schwager, der im Süden herrscht, operirt gegen ihn; Gobazie, Herr von Lasta, beginnt zu unterhandeln, und Kassai, der Fürst von Tigre, wurde durch eine Revolution vom kleinen Fürsten zum unabhängigen Herrn erhoben, weil das Joch Gobazie's der Familie der Sabagiden unerträglich schien. Wie Albrecht der Bär wurde Kassai von den Unzufriedenen herbeigerufen. Eine Burg nach der anderen ergab sich ihm, und im Januar wurde er zum souveränen Herrn ausgerufen. Glaubt man nicht ein Capitel aus der deutschen Geschichte unter den Hohenstaufen zu hören?

Mannichfaltigkeiten.

(Logik einer Primadonna.) Die Primadonna des Wiener Hofopernhteaters, Fräulein v. Murska, hat, um sich vor ihren Gläubigern Ruhe zu verschaffen, den Concurs angemeldet. Das Wiener „Fr.-Bl." berichtet über die Sache folgendes Nähere: In ihrem Güterabtretungsgesuch versuchte es die Sängerin, nachzuweisen, daß sie eigentlich gar nicht schlecht stehe, daß sie mehr Vermögen als Schulden besitze, nur sei dieses Vermögen nicht augenblicklich realisirbar, denn es stecke in ihrer Kehle, mit der sie sich jährlich so und so viel Tausende Gulden leicht verdienen könne und thatsächlich auch verdiene. Allein alle diese Angaben konnten doch nicht hindern, daß Fräulein v. Murska gerade so wie jeder andere Cridatar in eine strafgerichtliche Untersuchung wegen leichtsinniger Crida gezogen wurde. Mit der Untersuchung ist der Landesgerichtsrath v. Maurer betraut. Fräulein v. Murska tröstet sich jedoch mit dem Gedanken, daß „ihr nichts geschehen werde"; sie glaubt nämlich im Sinne des Gesetzes den Nachweis liefern zu können, daß sie ohne ihr Verschulden „ins Unglück" gekommen sei. In dieser Richtung weiß sie nun folgende Entschuldigungsgründe anzugeben: Sie habe mit einem italienischen Theaterdirector einen Vertrag auf ein längeres Gastspiel abgeschlossen, und sich zur Bezahlung eines Pönales verpflichtet, wenn sie nicht zur rechten Zeit eintreffen sollte. Nun seien ihr aber solche Hindernisse in den Weg gekommen, daß sie unmöglich nach Italien reisen konnte, was zur Folge hatte, daß sie zur Zahlung des Pönales im Betrage von 15,000 fl. verurtheilt wurde, die sie bei Heller und Pfennig erlegen mußte. Bald darauf habe sie eine Reise nach London angetreten, wo sie ebenfalls für einige Gastvorstellungen engagirt war. Sie sei über Paris gefahren und daselbst habe man ihr auf bis jetzt noch unaufgeklärte Weise den größten Theil ihres Schmuckes gestohlen. Aus Aerger darüber sei sie „gefährlich" erkrankt und habe ihren Verpflichtungen in London nicht nachkommen können. Und wieder sei sie wegen Zahlung eines Pönales verklagt und verurtheilt worden, den vollen Ersatz zu leisten. In Folge dieser beiden Erkenntnisse sei sie gezwungen worden, Geld aufzunehmen, und das Unglück habe es gewollt, daß sie Wucherern in die Hände fiel, die ihre unglückliche Lage auszunützen gewußt hatten.

(Ueber die Riesenbauten in Mont-Cenis) berichtet die „A. Z.": Im Monat Februar wurden am Mont-Cenis-Tunnel im Ganzen 96,09 Meter zurückgelegt: 49 auf der südlichen Seite, 47,09 auf der nördlichen Seite. Im Ganzen sind jetzt auf der südlichen Seite 4827,80, auf der nördlichen 3221,10 Meter zurückgelegt, so daß von der ganzen Länge des Tunnels (12,220 Meter) bereits 8048,90 zurückgelegt sind, und nur noch 4171,10 Meter übrig bleiben. Der gegenwärtige Ministerpräsident General Menabrea, einer der ersten Ingenieure und Techniker Italiens, und auf diesem Gebiet vielleicht größer als in der Staatskunst, kann mit besonderer Befriedigung auf den erfreulichen Fortgang dieses Unternehmens blicken, für dessen Durchführung er so viel gethan hat. Denn als die Ingenieure Sommeiller, Grandis und Grattoni ihre Projecte dem Minister Cavour vorgelegt hatten, prüfte derselbe, der auch mathematisch und technisch gebildet war, die Plane und Vorschläge sehr genau, erlaubte sich jedoch kein definitives Urtheil, sondern verlangte die Meinung Menabrea's zu hören, und dessen Ausspruch war für den großen Minister hinreichend, um das Riesenwerk zu wagen, dessen Gelingen damals bei Weitem nicht so gesichert war, um auch in einem sehr weit gesteckten Termine an dessen Vollendung glauben zu können. Das Uebrige haben die Leistungen der Technik gethan, und namentlich die Erfindungen Sommeiller's dessen Bohrmaschine die örtlichen Verhältnisse auf die genialste Art benützt und zu überraschenden Leistungen befähigt. Die Gebirgswasser werden zur Compression der Luft benützt; dieselbe wird dann durch Röhren in den Tunnel geleitet, dient als Motor für die Bohrmaschine, und wenn sie ihre Arbeit geleistet hat, dient sie beim Entweichen als Ersatz der Respirationsluft für die Arbeit, und erniedrigt bei ihrer Wiederausdehnung zugleich die Temperatur durch Bindung von Wärme. Es sind etwa 7 bis 9 Maschinen zu gleicher Zeit thätig, welche zusammen 60 bis 70 Löcher von durchschnittlich 1 Meter Tiefe bohren; diese Löcher werden sodann mit Kanonenpulver gefüllt und gesprengt, und darauf folgt die weitere Bearbeitung, die Wegführung der Trümmer ꝛc., für welche Verrichtungen die größten mechanischen Hülfsmittel vorhanden sind, um so durchschnittlich per Tag um drei Meter vorzurücken.

(Ein gerechtes Urtheil.) Die jüngsten Assisen des Departements Vaucluse saßen über eine Verzweiflungsthat eines kaum 19jährigen Mädchens, Felicitas Pellicat, zu Gericht. Am 5. Februar hatte sie in der Kirche, am Altar, auf ihren Verführer geschossen, im Augenblick, als er mit seiner jetzigen Verlobten die Ringe wechselte. Die Verwundung war nicht bedeutend, es blieb aber immer ein Mordversuch. Es war Dieß so recht ein Fall für ein französisches Publikum, wo die Phantasie das Urtheil ersetzen muß. Felicitas, welche bis zu ihrem Unglück eines ausgezeichneten Rufes genoß, jede Unterstützung des Meineidigen verächtlich abgewiesen und ihr Kind mit äußerster Anstrengung selbst erhalten, hatte ihren Vertheidiger nicht, wie gewöhnlich, hinter sich, sondern auf dem Schooße: ein schönes zweijähriges Kind mit großen, unschuldigen Augen. Der Staatsprocurator erklärte sich ganz mit der

Vertheidigung einverstanden, und man glaubte allgemein an eine Freisprechung; doch wurde Felicitas nicht völlig freigesprochen, sondern wegen Verwundung zu 6 Tagen Gefängniß verurtheilt. Der Gerichtshof empfahl sie jedoch der kaiserlichen Gnade.

(Gewonnen und doch verloren.) Aus Petersburg wird gemeldet: Bei der letzten Ziehung russischer Anleiheloose meldeten sich zu dem großen Gewinne von 200,000 Rubel nicht weniger als 3 Loosbesitzer, deren 3 Loose je dieselbe Nummer trugen und bei genauer Untersuchung als ächt befunden wurden. Die Sache wird wahrscheinlich zum Prozeß kommen. Bei der Anfertigung und Ausgabe der Loose scheint ein großartiger Betrug stattgefunden zu haben.

Museum.

Die Reihe der wissenschaftlichen Vorträge schloß Gottfried Kinkel und zwar, wie wir es wohl kaum zu sagen brauchen, in der befriedigenden Weise, die schon die Persönlichkeit des Redners voraussetzen ließ. Jedem sympathisch durch sein Thun ebenso, wie durch sein Leiden, ist Kinkel bekanntlich in seiner stattlichen und dabei liebenswürdig weichen Erscheinung von ächt deutscher Art ganz dazu angethan, Aug' in Auge noch mehr zu gewinnen, und wir meinen, just an dem Tag wollte ihm selbst die Natur, die, wenn sie ihr Sonnengold leuchten läßt, sonst Spätlingen der Wintersaison eine gefährliche Werberin wird, zu Dienste gehe; denn sie lag „in klarer Frühlingsabendpracht“ und gemahnte uns an den Sänger, der seinem Volke schon vor Jahren ein Lied vom Rhein gesungen, wie noch keiner vor dem. Aber auch die Wahl des Themas war eine glückliche zu nennen, weil, abgesehen von dem künstlerischen Gebiet, das seiner Anziehungskraft immer sicher sein darf, in der Betrachtung der Zustände anderer Völker, uns zweifellos keines mehr interessirt, als das französische.

Kinkel besprach die französische Malerei der Gegenwart. Der Vortrag, reich an feinen, vielfach anregenden Bezügen, mehr charakterisirend, als kritisirend, nicht ohne einige tendenziöse Färbung, vindicirte dem in der weitaus überwiegenden Mehrheit gesunden Volksgeist den Trieb und die Kraft auch sein Kunstleben trotz mancher krankhaften Erscheinungen seiner würdig zu gestalten. Anders — so legte im Eingang der Redner dar —, wie in der Musik, die abseits von der politischen Bewegung selbst da, wo schon der Verfall sich zeigt, noch blühen kann, steht die Malerei überall am Pulsschlag der Zeit und signalisirt — so in Rom, in Venedig, in den Niederlanden, in Spanien, Deutschland (zur Zeit der Reformation), England — den jeweiligen staatlichen Höhepunkt. Während nun bei uns für die historische Malerei die neue Zeit in einem Künstlerkreis zu Rom, fern der Heimath und den großen Zeitereignissen, begann und so ohne den in dieser Richtung befruchtenden Zusammenhang schon an sich der Vorbedingung eines gesunden Realismus entbehrte, dann aber denselben bei dem Mangel einer einheitlichen Geschichte, welche den Sieg der einen Seite auf der anderen nicht voll mitempfinden läßt, ganz verlor, sich deßhalb zum Idealismus in mittelalterliche, selbst in sagenhafte Kreise flüchten mußte und statt der Geschichte des Volkes, die Geschichte der Menschheit — allerdings im höchsten Styl — als Object gewann, fand jene bei dem französischen Volk in dessen gewaltigen politischen Impulsen schon frühe unter Richelieu, unter Ludwig dem Vierzehnten, später in seinen Revolutionen die Concentration, für welche dann vorzugsweise die Orleans in wahrhaft liberaler Weise durch die Gallerie des Luxembourg als Ehrentempel für die Lebenden und durch Versailles als Pantheon für die Todten, eine zugleich die Thaten der Nation verherrlichende, feste Organisirung schufen. Die letzte Blüthezeit der französischen Kunst liegt zwischen den Ausstellungen der Jahre 1831 und 1850 in den Werken von Ingres, H. Vernet, Delaroche, A. Scheffer, Flandrin, Delacroix, Decamps, die Malerei unter dem zweiten Kaiserreich aber sieht ihre Hauptrepräsentanten in Meissonier, dem Geschichtsmaler in Kleinformat, in Gerôme und Hamon, deren Genre, das Gesellschaftsleben zu illustriren und zu ironisiren, bei uns durch Nachbildungen am Meisten bekannt ist, für das ländliche Idyll, namentlich des Elsaß, in Breton und Brion, im Fach der Thiermalerei in Troyon und R. Bonheur, endlich auf ganz eigener, derb realistischer Bahn in G. Courbet, dessen seiner Zeit epochemachendes „Begräbniß zu Ornans“ auch wir hier gesehen haben. Den tüchtigen A. Protais vermissen wir, wie manchen anderen bedeutenden Künstler, in der Aufführung. Die Landschaftsmalerei sammelt sich wesentlich auf das Stimmungsbild, — von der Aussicht auf die Ansicht, wie Kinkel sich ausdrückt. Er constatirte sodann als ganz merkbare Thatsache das Nachlassen der Wirkung der Napoleonischen Gloire, dagegen, wie der Erfolg von Vela's Statue des ersten Kaisers beweise, ein stark hervortretendes Interesse für dessen spätere, tragische Lebensmomente und leitet weiter aus der ersichtlichen Rückwendung der künstlerischen Darstellung zur Natur und zum Volk, zu seiner Arbeit und seiner Freude — die besten Hoffnungen auf ein gesunderes Verhältniß dahin, daß, wie im Leben, so in der Kunst nicht mehr in Paris allein und vorzugsweise Frankreich zu suchen sein werde. ⊙

Frankfurt, 8. April.

Es ist noch nicht aus der Erinnerung geschwunden, wie vor zwei Jahren durch das Verbot der Anwendung stenographischer Zeichen das Erscheinen der von dem stenographischen Institut der polytechnischen Gesellschaft herausgegebenen „Frankfurter stenographischen Zeitung“ eine Zeit lang unmöglich gemacht wurde. Ein Hinderniß anderer Art hat sich diesem Blatte jetzt entgegengestellt, indem die königliche Regierung zu Wiesbaden durch das hiesige Polizeipräsidium die Herausgeber des Blattes zur Stellung einer Caution von 2500 Thaler auffordern ließ. Die Handhabe dazu war dadurch geboten, daß das monatlich erscheinende Blatt neben dem fachwissenschaftlich-stenographischen Inhalt in einer Beilage „Rheinische Blätter“ auch belletristische Stoffe bringt. Das Institut entgegnete zwar in seinem Antwortschreiben an das Polizeipräsidium, daß dieser Inhalt lediglich den Zweck habe, angehenden Stenographen als Leseübung zu dienen und deßhalb so gewählt sei, um dem Anfänger etwas in die Hand zu geben, was er leicht und gern liest; daß das Institut nach den im Abgeordnetenhause wiederholt gegebenen Erklärungen der Regierung, die Entwickelung und Ausbreitung der Stenographie thunlichst fördern zu wollen, vielmehr eine Begünstigung seiner Bestrebungen sollte erwarten dürfen, daß die Herausgabe dem Institut so schon Opfer auferlege, es die verlangte Caution nicht aufbringen könne und eventuell das Blatt aufgeben müsse. Die Antwort war, daß von dem Verlangen der Cautionsstellung nicht abgegangen werden könne. Das Institut hat sich nun zunächst an die in Preußen mit ähnlichem Inhalt erscheinenden Blätter, die schwerlich im Stande gewesen sind, einem gleichen Verlangen zu genügen, um nähere Auskunft gewendet und wurde uns mitgetheilt, daß bereits zwei Antworten aus Berlin und Hannover eingetroffen seien, die unsere Ansicht von der Befreiung von einer Cautionsleistung bestätigen. Das Institut hat darauf beschlossen, das Sachverhältniß der Regierung zu Wiesbaden noch ein Mal klar vorzustellen und dem hiesigen Polizeipräsidium von diesem Schritte Kenntniß zu geben. Sollte eine längere Frist, als die gewöhnlich zwischen dem Erscheinen zweier Nummern nöthig werden, so will das Institut den Abonnenten, was ihnen gebührt, in anderer Form (etwa eines Lesebuchs) zugehen lassen.

Literatur-Notizen.

„Tater Marikn“, ein Bild aus dem Volksleben von J. Mähl (Altona, Mentzel). Mit Recht steht auf der Rückseite des Titels: „Uebersetzungen ins Hochdeutsche sind verboten. Von Unthunlichkeitswegen.“ Denn das in hundert eigenthümlichen Wörtern und Wortformen erklingende, Empfindung und Denkweise des traulichen Familien- und Volkslebens aussprechende Niederdeutsch würde kaum durch oberdeutsche Mundarten wiedergegeben werden können, nicht aber durch die ernste, viel schärfer und rauher tönende hochdeutsche Schriftsprache. Wenigstens gilt dieß von Dorfgeschichten wie die vorliegende, welche bald in zarter, bald in derber Tonart, aber stets in sinnvoller Auffassung der Wirklichkeit, Scherz und Ernst des Lebens und der Rede uns vorführt. Unter den trefflichen Charakterbildern dürfte „Appelmütjn“ das gelungenste sein.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 9. April: Letzte Gastdarstellung der Fräulein Schweigert vom k. k. Hofburgtheater in Wien. Neu einstudirt: **Damenkrieg**, Lustspiel in 3 Acten nach Scribe von Olfers. Gräfin Autreval: Fräulein Schweigert. — Hierauf: **Der Weiberfeind**, Lustspiel in 1 Act von R. Benedix. (Abonnement-Vorstellung Nr. 134.)

Freitag, 10. April, bleibt das Theater geschlossen.

Samstag, 11. April. **Fidelio**, Oper in 2 Acten. Musik von L. van Beethoven. (Abonnement-Vorstellung Nr. 135.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 101. Freitag, den 10. April 1868.

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

„Nun, Vetter Johannes, wie gefällt Dir mein Friedrichshain und seine Umgebung?" frug der Commissionsrath, sich neben seine Tochter setzend und ihre Linke zwischen seine Hände nehmend, „ist es nicht ein prächtiges Stück Erde, bei dessen Anblick selbst eine eingetrocknete, zwischen Hauptbuch und Courszettel alt und stumpf gewordene Kaufmannsseele ein angenehmes Prickeln verspürt? Ich glaube, im Paradies kann es nicht schöner gewesen sein. Im Gegentheil, hier gibt es keine Schlangen, wie dort."

„Schlangen gibt es überall, nur sehen wir sie nicht immer", warf Clotilde hin. Ihr Blick kreuzte sich dabei mit dem ihres frommen Cousins.

Johannes wurde ein wenig blaß, aber nur ein klein wenig; dann sprach er mit seiner weichen, süßen Stimme:

„Meinst Du das bildlich, figürlich, liebe Cousine, oder hast Du vielleicht schon auf Deinen Spaziergängen eine jener glatten, glänzenden, kalten Geschöpfe bemerkt?"

„Ach, was bildlich, figürlich", unterbrach ihn der Commissionsrath, der mit seinem Opernglas seit ein paar Sekunden unverwandt nach der Stadt hingesehen, „Clotilde hat eine Blindschleiche für eine Schlange gehalten."

Der Pfarrvicar biß sich auf die Lippen.

„Aber, seht einmal dort hin, Kinder, eure jungen Augen sind noch schärfer, wie mein Glas, kommt dort nicht ein Wagen? . . . Wenn es Victor wäre", fügte er, zu seiner Tochter gewandt, hinzu.

„Victor!" ihre Stimme zitterte vor Aufregung. Sie fühlte eine heiße Sehnsucht, sich an seine Brust zu schmiegen, bei ihm Schutz zu suchen gegen eine Gefahr, die sie nicht sah, die sie nur ahnte, die sie aber umflatterte und die ihr das Herz erbeben machte.

Sie eilte an die Brüstung und wehte mit dem weißen Taschentuch weit hinaus in die Landschaft.

„Das ist nicht Victor, Kind", rief jetzt der Commissionsrath, der, mit dem Glas vor dem Auge unverwandt das näher kommende Gefährte betrachtet hatte, „unsere Droschkenkutscher fahren nicht in diesem Trab; das ist die blaue Berline des Herrn von Portheim mit seinen Isabellen."

Ueber Clotildens Gesicht flog ein Schatten. Sie entfernte sich von der Brüstung.

„Wo willst Du hin, Clotilde?" frug ihr Vater.

„Auf mein Zimmer, Papa, ich bin etwas müde."

„Aber Kind, was wird Portheim denken, wenn ihn die Schloßdame nicht empfängt. Bleib, thue mir's zu lieb, nicht, mein Tildchen?"

Und er streichelte ihr das weiche, dunkle Haar und die Wangen.

„Wenn Du es durchaus willst, Papa."

Sie setzte sich wieder neben den Commissionsrath, während Johannes hinabstieg, um Herrn von Portheim am Schloßthor zu begrüßen.

„Bleibt Vetter Johannes noch lange bei uns?" frug Clotilde, als sie mit dem Vater allein war.

„Noch einige Wochen; er will hier die Entscheidung abwarten, ob ihn die Missionsgesellschaft nach Ostindien schickt oder ihn als Missionslehrer im Mutterhaus in der Schweiz anstellt. Aber warum fragst Du?"

„Weil — weil" — sie stockte etwas — „weil er mich langweilt mit seiner großen Frömmigkeit und Heiligkeit", fügte sie rasch hinzu, „und weil ich ihn für einen Menschen halte, der Victor haßt."

Johannes und Herr von Portheim wurden unter der Balconthüre sichtbar.

Der Commissionsrath vergaß die Antwort auf Clotildens letzte Bemerkung.

„Verzeihen Sie, meine Herrschaften", lächelte der Baron, „daß ich Sie in Ihrem Stillleben störe. Aber die Luft war so herrlich, der Himmel so blau und meine Sehnsucht, Landluft zu athmen in Gesellschaft lieber Freunde, so groß, daß ich herausfuhr selbst auf die Gefahr hin, als zudringlich zu erscheinen."

Er küßte dabei Clotildens Hand und in seinen mattgrauen Augen glühte ein Feuer auf, das seinen feinen, blasirten Zügen einen Ausdruck von Leidenschaft verlieh, die man hinter dieser glatten, eleganten, geschniegelten und gebügelten Hülle nicht vermuthet hätte.

„Sie sind uns immer ein gerngesehener, willkommener Gast", erwiderte der Commissionsrath, die Hand des Barons lebhaft drückend; „im ersten Augenblick glaubte ich, es wäre mein Schwiegersohn, der mich überraschen wollte, bis ich Ihre himmelblaue Berline und Ihre Isabellen erkannte."

„Sie haben Herrn Linden erwartet?" lächelte Herr von Portheim, sich in den Sessel niederlassend und das erhitzte Gesicht mit seinem gelbseidenen Taschentuch fächelnd.

„Finden Sie das so auffällig, Herr Baron?" frug Clotilde, gereizt durch dieses eigenthümliche Lächeln und die spöttische Betonung.

„Allerdings, mein gnädiges Fräulein", fuhr der Baron lächelnd fort, „Herr Victor Linden ist ein so viel beschäftigter Advocat, er führt so sonderbare Processe, daß er beim besten Willen sich nicht auf einen halben Tag frei machen kann, um seiner liebenswürdigen

Braut" — er verbeugte sich leicht gegen Clotilde — „eine Ueberraschung zu bereiten. Sie blicken mich ungläubig, erstaunt an. Lassen Sie sich erzählen, was mir heute mit ihm begegnet ist."

„Ihnen mit Victor?"

„Mit Linden?" frugen gleichzeitig Clotilde und ihr Vater, während der Pfarrvicar scheinbar gleichgültig und ohne Interesse an dem Gespräch in einem Album blätterte.

„Ja, mit mit Herrn Victor Linden", wiederholte der Baron, sich eine Cigarre anzündend und von dem Kaffee nippend, welchen ihm ein Diener servirt hatte. „Sie erinnern sich doch noch des Skandals, der gestern Abend im Theater beim Auftreten der kleinen Adele Mai vorfiel?"

Clotilde nickte ungeduldig. Schon wieder wurde der Name dieses Mädchens in Verbindung mit Victor genannt. Sie fühlte einen Stich in der Brust, der erste Schmerz der Eifersucht, dieser dämonischen, dem Menschen bis ins Innerste hinein vergiftenden Leidenschaft.

„Haben Sie davon gehört, Herr Commissionsrath?" frug Portheim, sich verbeugend, den Kaufmann.

„Meine Tochter hat mir davon erzählt."

„Gut. Also heute Vormittag begegne ich in der inneren Stadt Herrn Linden, der eben von Ihrer Villa kam. Schon von Weitem bemerkte ich eine gewisse Verstimmung in seinen Zügen. Ich wollte ihm ausweichen, aber er bemerkte mich, kam auf mich zu, stellte mich, wie der Jäger das Wild, und sagte mir, mit einigen unhöflichen Redensarten verbrämt, ich wäre der Anstifter des Scandals in der gestrigen Opernvorstellung. Wäre ich nicht so eminent friedlicher Natur, so würden wir uns morgen früh im Stadtwäldchen schlagen müssen, denn Herr Linden ging in seinem ritterlichen Eifer für Fräulein Mai so weit, mir Dinge zu sagen, die ich ihm nur Ihretwillen verzieh."

Eine fahle Röthe färbte bei den letzten Worten Portheims blasses Gesicht; das Lächeln um seinen Mund verschwand und ein nervöses Zucken seiner Lippen verrieth die innere Aufregung, in welche ihn die Erzählung des Zusammentreffens mit Victor wieder versetzte.

Der Commissionsrath aber warf einen Seitenblick auf seine Tochter.

„Es sind das burschikose Manieren, die Victor noch ankleben", meinte er, „Sie dürfen ihm das nicht so übel auslegen."

„Ich glaube auch, daß Sie die Sache ernster genommen haben, als sie es verdient", sprach Clotilde mit einer äußeren Gleichgültigkeit und Kälte, die den Baron unangenehm überraschte. „Victor ist leicht reizbar, aber jedenfalls macht er sich nicht so lächerlich, sich zum Ritter einer Theaterprinzessin aufzuwerfen.

(Fortsetzung folgt.)

Ungarisches Justizwesen.

Weit über die Gränzen Ungarns sind in letzterer Zeit die politischen Zustände unseres Landes verfolgt und beobachtet worden, — schreibt ein Correspondent der „N. Fr. Presse" aus Pest — aber die völlig verrotteten, uns an das Mittelalter lebhaft mahnenden Gerichtszustände sind noch wenig in den Vordergrund der Discussion getreten. Beamte, die in ihrer Gewissenlosigkeit mit seltenen Ausnahmen ihr Amt nur dazu gebrauchen, um ihr Schäfchen in's Trockene zu bringen, sind feil; denn das ungarische Gesetz bestraft die Bestechlichkeit nicht. Die Strafanstalten befinden sich in einem wahrhaft jammervollen Zustande; die Gefangenen werden in denselben systematisch zu Grunde gerichtet, ja förmlich zu Verbrechern erzogen.

In Pest, der Metropole der ungarischen Intelligenz, wurde nicht im Juni 1667, sondern im Juni 1867 ein junger Mann (W.) verhaftet, welcher, von seinem Chef zur Post gesendet, einen Brief, beschwert mit 1000 Gulden, zur Aufgabe bringen sollte, auf dem Wege zur Post diesen Brief aber verlor. Die Stadthauptmannschaft (Polizei-Direction), welche sich von dem Sachverhalte überzeugen wollte, unterwarf W. förmlichen Torturen; er wurde durch sechsunddreißig Stunden in den Bock gespannt, und als er kein Geständniß ablegte, ließ der erzürnte Herr Gerichtspfleger, der zweite Stadthauptmann, W. die beiden Daumen zusammenschnüren und diese über ein brennendes Wachspapier halten, bis der fürchterliche Schmerz W. zwang, um weiteren Torturen zu entgehen, Alles für wahr anzugeben, was man von ihm verlangte. Dem Criminal-Gerichte übergeben, zieht W. sein Geständniß aus dem Grunde wieder zurück, weil er angibt, er habe gestanden, um von den Schmerzen befreit zu werden; da nun aber das Criminal-Gericht keine weiteren Inzichten besitzt, läßt es den jungen Mann, um Eclat zu vermeiden und um die Stadthauptmannschaft nicht zu compromittiren, in Untersuchungshaft, wo er sich zur Stunde noch befindet.

Im Strafhause zu Pest sind die Gefangenen in Kellern zu vierzig und sechszig Personen untergebracht. Das Strafhaus ist, um Nutzen aus der Arbeitskraft der Inhaftirten zu ziehen, an einen Pächter vergeben, welcher contractlich dem freiwillig Arbeitenden Beschäftigung zuweisen soll. Diese Unglücklichen werden jedoch körperlich für immer ruinirt; denn bei einer täglichen Arbeitszeit von 6 Uhr Früh bis 7 Uhr Abends mit einer Stunde Rast, erhalten die Häftlinge, welche in Piecen, die für dreißig Personen berechnet sind, in einer Anzahl von hundert und mehr arbeiten, eine Kost, welche, aus Suppe und Hülsenfrüchten bestehend, nach meiner chemischen Untersuchung, kaum einen Eiweißgehalt von 17 Procent aufweist.

Jeder Inhaftirte wird moralisch zur Arbeit gezwungen. Die verwerflichsten Mittel werden hierzu in Anwendung gebracht; so z. B. wird Gefangenen, selbst der verworfensten Sorte, gestattet, Besuche zu empfangen, während dieß dem Nichtarbeitenden untersagt ist.

Statt eines tüchtigen Arztes, wird einem kaum „Diplomirten" die ärztliche Praxis überlassen, dessen Gebahren vollständig von der Willkür des Pächters abhängt. Als Beweis für die gänzlich kopflose Wirthschaft möge folgendes Factum Raum finden. Im Januar d. J. trat in unserer Hauptstadt der Typhus epidemisch auf, die permanenten Spitäler waren überfüllt und es sollten Nothspitäler errichtet werden. Da sinnt der hochlöbliche Stadtmagistrat darauf, wo die immer zuströmenden Kranken untergebracht werden sollen, und siehe da, nach tagelangen Debatten wird endlich der Beschluß gefaßt, die ohnehin beschränkten Räumlichkeiten des — Strafhauses zu diesem Zwecke zu verwenden. Es wurde sofort zur Ausführung geschritten, die Localitäten für die Gefangenen wurden reducirt und — die gewonnenen Räumlichkeiten dazu benützt, um in Einem Hofe, unter Einem Dache Typhuskranke mit Ketten-Gefangenen zu beherbergen.

Alle ungarischen Ministerien haben Lobenswerthes in ihren Ressorts geleistet, nur unser Justizministerium scheint noch immer in seinem Halbschlummer eingelullt. Was aber soll mit einer so wichtigen Frage, wie die der Justiz, werden, wenn alle wie immer gearteten Reclamationen als müßige Demonstrationen todtgeschwiegen werden?

Letzte Bitte.

Von Ludwig Bauer.

Wenn sich mein Aug' im Tode schloß,
Mein Geist in's ew'ge All entfloh'n,
Legt mich der Mutter Erd' in Schoß,
Der ich gelebt als treuer Sohn.
Nicht Blumen bringt, war auch mein Sang
Wohl eines schlichten Kranzes werth,
Es leg' ein Freund zum letzten Gang
Auf meinen Sarg ein Schwert!

Ich sang von Lenz, drum ewig jung
Hat er in meiner Brust gewohnt,
Und für der Liebe Huldigung
Hat süße Liebe mir gelohnt.
Doch für die Freiheit stolz erregt
Hab' ich gelitten und entbehrt,
Ihr dient' ich als Soldat, drum legt
Auf meinen Sarg ein Schwert.

Wenn als der Ersten einer auch
Ich nicht im Vordertreffen stritt,
Getreu und fest nach Mannesbrauch
Schlug ich des Geistes Schlachten mit.
Daß die Soldatenehre mein
Ich rein bewahrt und unversehrt,
Deß soll im Tode Zeuge sein
Auf meinem Sarg ein Schwert.

Es fiel ein Kämpfer, — schließt die Reih'n,
Kühn sei der heil'ge Kampf erneut,
Daß unsre Söhne Schnitter sein
Der edlen Saat, die wir gestreut;
's ist Schlafenszeit, die Mutter winkt
Ihr Herzensfreunde, treu bewährt,
O seht, wie siegesfreudig blinkt
Auf meinem Sarg das Schwert!

Miltenberg a. M., März 1868.

Frankfurter Theater.

Gastspiel von Frau Burggraf und Fräulein Schweigert.

Dem Gastspiel der Frau Seebach reihte sich das der Frau Burggraf an, deren Auftreten jedoch der Besprechung bisher nur wenig Material bot, da die Stücke, in denen sie spielte, zu keiner besonders eingehenden Betrachtung auffordern. Da nunmehr aber das Gastspiel der genannten Dame wiederum durch ein anderes unterbrochen scheint, so wollen wir es wenigstens in der Kürze berühren, in der Hoffnung, daß uns Frau Burggraf später bessere Gelegenheit gibt.

Frau Burggraf trat nach längerer Kränklichkeit in voriger Woche zum ersten Male wieder vor das Publikum, welches ihr, wie sich sofort zeigte, eine treue Erinnerung bewahrt hat. Ihr Erscheinen als Katharina in der „Gefangenen der Zaarin" wurde mit stürmischem Beifall begrüßt, der bei jeder Scene, wo die Darstellerin ihre frühere Künstlerschaft bewährte, mit neuer Lebendigkeit hervorbrach. Wir glauben, daß dieser spontane Applaus sowohl die Künstlerin, als unser Publikum ehrt. Die Rolle erlaubte, so unbedeutend das Stück auch ist, Frau Burggraf, das feine, pikante Spiel zu zeigen, welches ihr eine hervorragende Stelle an jedem deutschen Theater sichert und sie in unserer Vaterstadt so beliebt machte. Sie war eine Herrscherin, aber man bemerkte es überall, daß sie einen schönen liebenswürdigen jungen Mann ebenso gern, als eine Provinz erobere. Coquetterie, erwachende Liebe, Eifersucht, Strenge und Zorn — Alles vereinigte sich zu einem Bild, das der Zeichnung Bayards vollkommen entsprach, was wir als die Aufgabe der Künstlerin betrachten müssen. Neben Frau Burggraf spielte Herr Schneider als Lieutenant Iwan sehr wirkungsvoll.

In dem darauffolgenden Stücke: „Die Schwäbin" war Fräulein Lehnbach des ihr reichlich gespendeten Beifalls würdig. Besonders müssen wir die Feinheit ihres Spiels hervorheben. Sie fiel als Schwäbin mitunter aus dem Dialecte, wie dieß hier nothwendig scheint, da sie keine Schwäbin ist, sondern dieselbe nur spielt, um ihren alten Anbeter zu mystificiren. Dieser Zug verräth Nachdenken und wollten wir ihn darum nicht unerwähnt lassen.

Den folgenden Tag erschien Frau Burggraf zum zweiten Male und leistete besonders als Edwine Bella in dem kleinen Lustspiele: „Ich esse bei meiner Mutter" das Anerkennenswertheste. Es ist überflüssig, bei Frau Burggraf zu erwähnen, daß sie fein spielte, aber sie spielte auch mit wahrer Empfindung: man lächelte über ihren Zorn und war gerührt, als sie in ihrer beneideten Größe das stille Glück der Familie entbehren muß. In dem darauffolgenden Lustspiele: „Im Wartesalon erster Classe" entsprach die Künstlerin ihrer Aufgabe, welche zwar nicht so schwer, aber ebenso lohnend war, als die Darstellung Edwine's. Sie wurde am Schlusse wiederholt gerufen und glauben wir dem Wunsche des Publikums zu entsprechen, wenn wir Frau Burggraf recht oft als Gast in unserer Mitte zu sehen wünschen.

Ein zweiter Gast betrat inzwischen die Bühne, Fräulein Schweigert von Wien. Sie trat zuerst als Medea auf und fand eine sehr warme Aufnahme von Seiten unseres Publikums. Soweit uns nach zwei Rollen ein Urtheil zusteht, scheint uns Fräulein Schweigert zu den hervorragenden Vertreterinnen ihres Faches zu gehören. Imposante Gestalt, klangvolles und modulationsfähiges Organ und Nerve des Ausdruckes machen sie für das hochtragische Fach vorzüglich geeignet. Wußte sie auch ihre Medea nicht entfernt mit der dämonisch verzehrenden Gluth und der erschütternden Tragik einer Janauscheck auszustatten, so war ihre Leistung doch eine hochstehende und innerhalb ihrer Auffassung consequent und wirkungsvoll durchgeführte. Sie stellte das liebende und in seiner Liebe gekränkte und verschmähte Weib in den Vordergrund und gab dadurch dem Bilde eine weichere Grundfärbung, als die Janauscheck. Die Darstellung der Medea durch Fräulein Schweigert ließ uns das Verhältniß zu Jason in ganz anderem Lichte erscheinen, als wir es durch die Auffassung von Fräulein Janauscheck gewohnt waren. Gibt Letztere die Medea so finster, so dräuend, so gewaltig, so fast überirdisch, daß wir mit Jason zugleich ein stilles Grauen fühlen und ihm nachempfinden können, wie er für diese Medea keine zärtlichen Gefühle hegen kann, so wird das Verhältniß bei der Darstellung des Fräulein Schweigert ein geradezu umgekehrtes. Sie rückt die Medea unserer Sympathie so nahe, daß wir mehr ihr nachzuempfinden vermögen, als dem Jason und daß wir für diesen nichts als Verachtung fühlen können. Leider ist die Dichtung nicht so einheitlich gehalten, als daß man sagen könnte: So und nur so muß die Medea gespielt werden. Besonders für den zweiten Act, wo Medea das Herz Creusas durch Milde gewinnt, schien uns die Auffassung von Fräulein Schweigert sehr am Platze zu sein. Fräulein Lehnbach, die in Erscheinung und Spiel die liebliche und unbefangene Jungfräulichkeit einer Creusa sehr schön zur Geltung brachte, theilte sich mit dem Gaste und Herrn Roll, der ein sehr tüchtiger Jason war, in die Ehren des Abends.

So wenig wir Vergleichungen zweier verschiedenen Kunstpersönlichkeiten billigen, da jede producirende Natur aus ihrer Individualität heraus beurtheilt sein will, so sehr fordern Rollen, in denen ein uns vertraut und liebgewordener Darsteller gleichsam ein Prototyp, ein Ideal hingestellt hat, zu solchen Vergleichen auf. Unwillkürlich legen wir bei solchen Leistungen den Maßstab an, der uns fast als der absolute gilt. Wiederum ist es Fanny Janauscheck, welche uns die Elisabeth in höchster Vollendung verkörpert hat. Dieß Bild in der Erinnerung und im Auge, vermißten wir an Fräulein Schweigert jene imposante Majestät und wuchtige Energie des Ausdrucks, jenes männlich feste und gebieterische Auftreten, jene in jedem Blick, in jeder Bewegung hervortretende Ueberlegenheit über die Umgebung, welche eine Janauscheck als Elisabeth auszeichneten. Wir möchten keineswegs aufstellen, daß diese Eigenschaften Fräulein Schweigert fehlen, aber sie wußte den Grundton der Rolle nicht so mit großen Strichen, scharf und markig, festzuhalten, wie es erforderlich ist. Ihre Leistung war ungleich. Sie hatte ganz hervorragende Momente, andere wieder ließ sie ganz fallen. In Augenblicken der ruhigen Würde steht das Organ, wiewohl mitunter in einer etwas forcirten Tiefe, fest und klar. Aber im Affecte hat es die Künstlerin nicht mehr in der Gewalt und es verliert sich oft in eine grelle Höhe, wo ihm die Darstellerin durch ein unschönes breites Ausruhen auf den Vokalen zwar Nachdruck, aber keinen Wohllaut verleiht. Trotz dieser Ausstellungen können wir den Totaleindruck der Leistung nur als einen

günstigen bezeichnen. Der Gastin stand Herr Roll als heißblütiger und schwungvoller, wenn auch nicht allzu chevaleresker Essex würdig zur Seite. Fräulein Lehnbach genügte als Rutland nur in den ersten Acten.

δ

Blumen- und Pflanzen-Ausstellung der Gartenbau-Gesellschaft „Flora“.

Frankfurt, 9. April.

Heute Mittag wurde die diesjährige Blumen- und Pflanzen-Ausstellung der Gartenbau-Gesellschaft „Flora“ in dem ehemals kurfürstlichen Park durch die Preisvertheilung an die Aussteller eröffnet. Die Behörden und eine große Anzahl Mitglieder der „Flora“ wohnten diesem Acte bei. Preise wurden zuerkannt: I. Derjenigen Pflanzengruppe, die sich durch Blüthenreichthum, Culturvollkommenheit und größte Mannichfaltigkeit auszeichnet. Erster Preis: 15 Ducaten, für eine Gruppe in mindestens 36 Arten und 70 Varietäten, J. G. Schmidt hier; zweiter Preis: 10 Ducaten, für eine Gruppe in mindestens 25 Arten und 50 Varietäten, Mad. Lutteroth; dritter Preis: 6 Ducaten, für eine Gruppe in mindestens 15 Arten und 30 Varietäten, Graham und vierter Preis von 4 Ducaten, für die nächstfolgenden schönsten und besten gemischten Gruppen, J. Reith. — II. Der schönsten und reichhaltigsten Gruppe blühender Rosen. Erster Preis: 15 Ducaten, für ein Sortiment in mindestens 60 Sorten Remontant-, 20 Sorten Thee-, 15 Sorten Bourbon-, 6 Sorten Moos- und 3 Sorten Noisett-Rosen, Vogler in Mainz; zweiter Preis: 10 Ducaten, für ein Sortiment in mindestens 40 Sorten Remontant-, 15 Sorten Thee-, 12 Sorten Bourbon-, 4 Sorten Moos- und 3 Sorten Noisett-Rosen, J. G. Schmidt; dritter Preis: 4 Ducaten, für die nächstbeste Gruppe getriebener Rosen (ohne Vorschrift der Sorten), C. Ibach und vierter Preis: 2 Ducaten, für die darauffolgende Gruppe, Fleisch-Daum. — III. Der reichhaltigsten, bestcultivirten und am meisten Neuheiten enthaltenden Gruppe tropischer Blattpflanzen. a) Gemischte Gruppen. Erster Preis: 8 Ducaten, für eine Sammlung von mindestens 40 Arten, J. G. Schmidt; zweiter Preis: 6 Ducaten, für eine Sammlung von mindestens 25 Arten, Braun aus Mainz und dritter Preis: 2 Ducaten, für die nächstbeste Sammlung, F. Grünberg. b) Palmen. Erster Preis: 6 Ducaten, für ein Sortiment Palmen (incl. der Cycadeen und Pandaneen) in mindestens 20 Arten, J. G. Schmidt; zweiter Preis: 3 Ducaten, für ein Sortiment in mindestens 12 Arten, der botanische Garten in Darmstadt. — IV. Der reichhaltigsten, bestcultivirten und reichblühendsten Gruppe Azalea indica. Erster Preis: 8 Ducaten, für ein Sortiment von mindestens 50 Sorten, Gebr. Mardner in Mainz und zweiter Preis: 6 Ducaten, für ein Sortiment von mindestens 36 Sorten, F. Heß. — V. Der bestcultivirten und schönsten Gruppe blühender Camellien. Erster Preis: 8 Ducaten, für ein Sortiment von mindestens 50 Sorten, Schmelz in Mainz. — VI. Der reichhaltigsten, bestcultivirten und reichblühendsten Gruppe Rhododendron arboreum und deren Hybriden. Erster Preis: 8 Ducaten, für ein Sortiment von mindestens 50 Sorten, J. G. Schmidt; zweiter Preis: 6 Ducaten, für ein Sortiment von mindestens 36 Sorten, Gebr. Mardner in Mainz; dritter Preis: vier Ducaten, für die nächstfolgende beste Gruppe, Gebr. Bohland in Mainz und vierter Preis: 2 Ducaten für die darauffolgende Gruppe, Dötzel in Offenbach. — VII. Der schönsten und reichhaltigsten Gruppe Coniferen. Erster Preis: 6 Ducaten, für eine Sammlung von mindestens 24 Arten und 60 Varietäten, Gebr. Sißmayer in Offenbach; zweiter Preis: 4 Ducaten, für eine Sammlung von mindestens 12 Arten und 25 Varietäten, Gebr. Sißmayer in Offenbach. — VIII. Für Cultur- oder sogenannte Schaupflanzen, die sich durch besondere Vollkommenheit und Blüthenreichthum auszeichnen. Erster Preis: 6 Ducaten, für eine Sammlung von mindestens 12 Exemplaren in 12 Arten, F. Heß. — IX. Der schönsten, reichhaltigsten und bestcultivirten Gruppe von Agaven und Yuccen. Erster Preis: 4 Ducaten, für eine Sammlung von mindestens 12 Arten und 24 Varietäten, botanischer Garten in Darmstadt und zweiter Preis: 2 Ducaten, für eine Sammlung von mindestens 8 Arten und 16 Varietäten, J. G. Schmidt. — X. Der reichblühendsten und bestcultivirten Gruppe Ericeen. Erster Preis: 3 Ducaten, für das schönste Sortiment in mindestens 20 Sorten, G. Müller und zweiter Preis: 2 Ducaten, für das nächstfolgende Sortiment in mindestens 15 Sorten, J. G. Schmidt. — XI. Der schönsten Gruppe blühender Gehölze und Sträucher neuerer Einführung mit Einschluß der Azalea pontica. Erster Preis: 2 Ducaten, für eine Sammlung von mindestens 25 Arten, J. G. Schmidt. — XII. Der schönsten Gruppe blühender Orangenbäumchen, in guter Cultur. Erster Preis: 2 Ducaten, für eine Sammlung von mindestens 15 Exemplaren, J. G. Schmidt. — XIII. Der schönsten Gruppe blühender Paeonia arborea. Erster Preis: 2 Ducaten, für ein Sortiment von mindestens 12 Sorten, Gebr. Mardner in Mainz. — XIV. Der schönsten Sammlung Schlingpflanzen, blühend oder durch ihre Belaubung ausgezeichnet. Erster Preis: 2 Ducaten, J. G. Schmidt. — XV. Der schönsten, reichhaltigsten und mannichfaltigsten Gruppe blühender Zwiebelgewächse. Erster Preis: 2 Ducaten, L. B. Kahl; zweiter Preis: 1 Ducaten, J. G. Schmidt. — XVI. Der besten Gruppe Cinerarien in guter Zeichnung und Blüthe. Erster Preis: 2 Ducaten, Eberlein in Offenbach. — XVII. Dem besten und schönsten Sortiment Viola altaica (Pensées). Erster Preis: 1 Ducaten, Weismantel in Wiesbaden; zweiter Preis: Eine Ehrenurkunde, Conradi in Wiesbaden. — XVIII. Für die schönste Gruppe gefüllter, blühender Veilchen. Ein Preis: 1 Ducaten, F. Werner in Oberrad. — XIX. Pflanzen von Liebhabern im Zimmer cultivirt. Erster Preis: 2 Ducaten, für die beste Sammlung Pflanzen von mindestens 18 Exemplaren, Mad. de Maes und zweiter Preis: 1 Ducaten, für eine Sammlung von mindestens 12 Exemplaren, J. Ferrari. — XX. Pflanzen neuester Einführung. a) Einen Preis: 2 Ducaten, für eine oder mehrere Pflanzen, die zum ersten Male hier blühen und entschieden blumistischen Werth haben, Gebr. Mardner in Mainz; b) Einen Preis: 2 Ducaten, für eine oder mehrere Pflanzen, welche entschieden decorativen Werth besitzen, und zum ersten Male hier öffentlich ausgestellt werden, J. Braun in Mainz. — XXI. Für Bouquets und Tafelaufsätze. Erster Preis: 1 Ducaten, für das schönste Bouquet in natürlicher Form, Fleisch-Daum; zweiter Preis: eine Ehrenurkunde, J. G. Schmidt. Erster Preis: 1 Ducaten, für das schönste Bouquet in künstlicher Form, J. G. Schmidt; zweiter Preis: eine Ehrenurkunde, für das zweitbeste, Fleisch-Daum. Erster Preis: 1 Ducaten, für den geschmackvollst gearbeiteten Tafelaufsatz, Fleisch-Daum und zweiter Preis: eine Ehrenurkunde für den zweitbesten Tafelaufsatz, J. G. Schmidt. — XXII. Preise für getriebenes Gemüse. Erster Preis: 3 Ducaten, der reichhaltigsten und besten Sammlung getriebener Gemüse, J. Launspach. — XXIII. Verschiedenes. a) für den am Besten gezeichneten Gartenplan in Idee und Ausführung, W. Junghaus; b) für das schönste Terrarium, J. G. Schmidt und c) für das schönste Aquarium, Duswald. Die beiden Preise, je ein Ducat, zur freien Verfügung der Preisrichter erhielt Herr J. G. Schmidt für ein kleines Beet mit dem Namen „Flora“ und für eine Sammlung Caladien. Je eine Ehrenurkunde erhielten die Herren F. Jutler Nachfolger in Erfurt für blühende Phalaenopsis, Wendland und J. W. Wunderlich für eine Gruppe blühender Zwiebelgewächse. Die von Gönnern der Gartenkunst gestifteten Ehrenpreise erhielten die Herren 1) F. Heiß, eine silberne Kaffee- und eine silberne Milchkanne, für das geschmackvolle Arrangement der ganzen Ausstellung; 2) F. Heß, sechs silberne Löffel und sechs silberne Gabeln, für Culturpflanzen; 3) J. G. Schmidt, ein silbernes Brodkörbchen, für eine Blattpflanzengruppe; 4) J. G. Schmidt, eine Standuhr, für Palmen; 5) J. G. Schmidt, eine goldene Taschenuhr, für eine Rosengruppe; 6) Vogler in Mainz, eine goldene Taschenuhr, für eine Rosengruppe; 7) J. G. Schmidt, eine Fruchtschale mit silbernem Fuß und Aufsatz, für eine gemischte Gruppe; 8) J. G. Schmidt, eine Standuhr, für Rhododendron; 9) Mad. Lutteroth, Gärtner Meyer, eine silberne Zuckerdose, für eine gemischte Gruppe; 10) Gebrüder Sißmeyer in Bockenheim, zwölf silberne Theelöffel, für sechs gut cultivirte Lorbeere; 11) C. Ibach, zwölf silberne Theelöffel, für eine Rosengruppe; 12) Gebr. Mardner in Mainz, zwölf silberne Dessertmesser, für Rhododendron; 13) Gebr. Sißmeyer in Bockenheim, ein silberner Vorlegelöffel, für Coniferen und 14) Mad. de Maes, zwölf silberne Dessertmesser, für Blattpflanzen im Zimmer cultivirt. Schließlich wurden von den Herren Preisrichtern noch folgende von der Verwaltung weiter zur Verfügung gestellten Preise vergeben: 2 Ducaten an Herrn Braun in Mainz, für Palmen; je eine Ehrenurkunde an Herrn Haag auf der Grüneburg, für im Zimmer cultivirte Pelargonium zonale; Herrn Werner in Oberrad, für zwei Laurus; den Herren H. R. Fries und L. Marburg Söhne, für Gartenmöbel und an Frau Marburg für drei ficus elastica.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 10. April, bleibt das Theater geschlossen.

Samstag, 11. April. **Fidelio**, Oper in 2 Acten. Musik von L. van Beethoven. (Abonnement-Vorstellung Nr. 135.)

Sonntag, 12. April, bleibt das Theater geschlossen.

Montag, 13. April. (Neu einstudirt): **Preciosa**, Schauspiel in 4 Abtheilungen von P. A. Wolff. Musik von C. M. v. Weber. (Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 102. Samstag, den 11. April 1868.

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

Ueber das Gesicht des Pfarrvicars, der bis dahin ein stummer Zuhörer gewesen, flog ein eigenes Lächeln. Er war ein zu guter Menschenkenner, um nicht aus diesen letzten Worten seiner Cousine das Grollen der Eifersucht hervor zu hören. Nein, Clotilde hätte nimmermehr eine solche Aeußerung über das Mädchen gethan, wenn sie sich nicht tief verletzt gefühlt hätte. Aber ihr Stolz ließ es nicht zu, dieß offen kundzugeben.

„Auch ich, Herr Baron, meine“, sagte Johannes mit seiner süßlich-weichen Stimme, seine dunklen Augen zu Clotilden erhebend, „daß Sie Herrn Linden nachsichtig beurtheilen müssen. Er ist ein ‚geborner Anwalt aller Unterdrückten und Schwachen‘ — Clotilde zuckte leicht zusammen, er wiederholte ihre eigenen Worte — „und hat er Dir nicht auch einmal, Cousine, ich denke, so etwas gehört zu haben, einen ähnlichen Dienst erwiesen?“

Eine lautlose Stille trat ein.

Diese Worte hatten Clotilde ins Herz getroffen. Sie war todtenblaß geworden.

Der Commissionsrath starrte den Pfarrvicar sprachlos an und selbst Herr von Portheim warf einen scheuen Blick auf den jungen Geistlichen, der ruhig, harmlos sein dunkles, weiches Haar hinter die Ohren strich und fortfuhr, in dem Album zu blättern.

Der Commissionsrath war der Erste, der das peinliche Schweigen brach.

„Ich will nicht hoffen, Johannes“, sprach er rauh und hastig polternd, während seine Stirn eine braun-röthliche Farbe annahm und seine Hände in den krausen, leicht ergrauten Haaren wühlten, „daß Du zwischen einem Vorfall, der vor längerer Zeit passirte, und dem heutigen Rencontre Victors mit Herrn von Portheim einen Vergleich ziehen willst? Clotilde und diese Comödiantin!“

Er schloß mit einem rauhen, ärgerlichen Lachen.

„Aber diese Comödiantin soll schön sein, Onkel; sie wird auch jene Künste besitzen, wie sie allen diesen Geschöpfen eigen sind, deren Seelen dem Verderben verfallen sind, und in Herrn Linden liegt etwas Sympathetisches für solche verlorene Naturen.“

Clotilde erhob sich. Sie sah noch immer sehr blaß aus und ein leises Zittern flog über ihre Gestalt.

„Ich danke Ihnen, Herr von Portheim, für Ihre Mittheilung und Dir, Vetter Johannes, für die freundliche Nachsicht, mit der Du das Benehmen Victors entschuldigst; aber ich bin nicht in der Stimmung, eine Unterhaltung weiter zu führen, die Angelegenheiten betrifft, über die nur Victor und ich zu entscheiden habe. Entschuldigen Sie, meine Herren. Auf Wiedersehen, Papa.“

Sie ging nach dem Innern des Schlosses.

Der Commissionsrath und Herr von Portheim blicken dem jungen Mädchen überrascht nach.

Johannes trat an die Brüstung und ließ seine Augen über die Landschaft schweifen.

Plötzlich wandte er sich um und sagte im ruhigsten Tone, als ob nichts vorgefallen wäre:

„Ich reise übermorgen ab, Onkel, ich habe heute früh einen Brief aus Winterthur erhalten. Du wolltest mir einen Brief an das Haus Merian in Basel mitgeben; ich bitte Dich darum, die paar Zeilen zu schreiben.“

Der Commissionsrath nickte stumm, nahm den Arm des Barons und ging mit ihm hinab in den Garten des Schlosses.

Johannes war allein auf dem Balkon. Da fiel sein Auge auf eine dunkelrothe Sammetschleife am Boden, die aus Clotildens Haar gefallen war. Er warf einen scheuen Blick auf die Glasthür, die von der Plattform in das Innere des Schlosses führte. Niemand sah ihn. Hastig raffte er die Schleife auf, drückte einen Kuß auf das von dem feinen Haarparfüm duftende Band und verbarg es in seine Brusttasche.

— — — —

Während der Heimfahrt von Friedrichshain nach der Stadt war die kleine Gesellschaft sehr einsilbig und ernst. Clotilde sprach gar nicht und sah gedankenvoll in die abendliche Landschaft hinaus. Dichte Nebel waren aufgestiegen und schwebten über Wiese, Feld Wald. Mit dem letzten Sonnenstrahl war auch der liebliche Duft verschwunden, der sonnigen Herbsttagen einen so eigenen Reiz verleiht. Grau war der Himmel, rauh die Luft, mit schwerfälligem Flug flogen Krähen und Dohlen über die Felder, gelbes Laub schüttelte der Wind von den Bäumen und trieb es über die kahlen Stoppelfelder.

Vergebens bot Herr von Portheim, welcher in dem Wagen des Commissionsrath mitfuhr und seinen Kutscher allein nach Hause geschickt, seine ganze Liebenswürdigkeit auf, ein Lächeln Clotildens hervorzulocken. Auch der Commissionsrath machte vergebliche Versuche, Clotilde in die Unterhaltung zu ziehen. Seine Bemühung hatte etwas Rührendes; er liebte seine Tochter abgöttisch und ihre Verstimmung drückte ihn peinlich.

Nur der Pfarrvicar war ruhig, gleichgültig und schien Clotildens verändertes Wesen, ihre Traurigkeit und Einsilbigkeit nicht zu bemerken.

Er sprach mit dem Onkel von seiner bevorstehenden Abreise, erkundigte sich nach einigen Baseler Geschäftsfreunden des Commissionsrathes und bat in halb scherzhaftem, halb ernsthaftem Tone Clotilde, auf ihrer zukünftigen Hochzeitsreise ihn in der Schweiz zu besuchen.

So erreichten sie die Stadt.

Herr von Portheim stieg in der Vorstadt aus, eine Einladung zum Abendessen bei dem Commissionsrath ablehnend. Clotilde

schützte Müdigkeit und Abspannung vor, bat ihren Vater, ihr eine Tasse auf ihr Zimmer zu schicken, gab ihm einen Gute-Nacht-Kuß und grüßte Johannes frostig. Dann ging sie in ihr Zimmer.

Schlief sie schon, als Johannes, dessen Schlafcabinet dem seiner Cousine gegenüber lag, nach zehn Uhr in sein Zimmer trat? Vergebens spähte er hinüber nach ihren Fenstern. Lampenschein glänzte zwar noch da drüben, aber die Vorhänge und Rouleaux waren herabgelassen und verwehrten seinen Blicken einzudringen.

Clotilde schlief nicht. Mit aufgelösten Flechten, das Gesicht mit den Händen bedeckt, saß sie an ihrem Nachttisch. Das dunkle, lange Haar fluthete über die weißen Schultern; das schöne, stolze Haupt war nach vorwärts gebeugt, Thränen perlten langsam an den schlanken, zarten Fingern herab, die sie gegen die Augen gedrückt hatte.

Sie hatte lange gegen den Ausbruch ihres Schmerzes gekämpft. Tief im Herzen fühlte sie sich durch Victors Benehmen verwundet. Was war ihm dieses Mädchen, diese Adele, für die er in die Schranken trat? Das war nicht bloß Mitleid, das war ein heißeres, tieferes Gefühl! Morgen war ihr Geburtstag. Wie hatte sie sich darauf gefreut; der erste Geburtstag als Braut. Und nun trat dieses Mädchen, diese Comödiantin zwischen sie und Victor, diese Coquette!

Keine Leidenschaft ist ungerechter, als die Eifersucht. Ein Gefühl bitteren Hasses gegen Adele zog in Clotildens Brust ein, das selbst im Schlaf nicht von ihr wich.

Sie hatte eine sehr unruhige Nacht voll böser Träume, und als der Morgen graute, fuhr sie jäh und tief erschrocken aus dem Schlummer empor; ihr Fuß war auf eine bunte, züngelnde Schlange getreten, die sich gegen sie züngelnd emporbäumte. Die Schlange hatte ein Menschenantlitz und ähnelte Adele, der Comödiantin.

Auch für Victor war der Tag, der mit so tief schmerzlichen Empfindungen für Clotilde schloß, ein sehr trüber gewesen. Die Begegnung mit Baron Portheim hatte seine Stimmung noch mehr verdüstert, und ein Besuch, den er bei dem ihm bekannten alten Regisseur des Theaters gemacht, um die Entlassung Adelens abzuwenden, hatte die dunkeln Wolken auf seiner Stirn nicht aufhellen können.

Der alte Mann, der Victors Mutter noch in ihrer Blüthe als Sängerin gekannt und sie als Künstlerin, wie als Weib hoch schätzte, hatte ihn zwar aufs Freundlichste empfangen.

„Es ist merkwürdig", hatte er, ihm die Hand drückend, gesagt, „wie sehr Sie der Mutter ähneln: das blonde Haar, die blauen Augen und, was mich am meisten ergreift, der Klang der Stimme. Nur ist Alles bei Ihnen ins Männliche übersetzt."

Als aber Victor auf den Zweck seines Besuches zu sprechen kam, zuckte der Alte bekümmert die Schultern.

„Hierin hat mein Einfluß ein Ende", seufzte er, „Sie kennen den Director so gut, wie ich. Ich habe schon mit ihm darüber gesprochen vor Absendung des Kündigungsbriefes. Portheim hat ihm nicht nur Geld vorgeschossen, sondern er besitzt auch unter der sogenannten Hautvolée einen großen Einfluß. Um keinen Preis wird sich der Director mit einem solchen vielvermögenden Mann entzweien. Noch dazu, Sie verstehen mich, ich rede im Geiste des Directors, um einer solchen Kleinigkeit willen. Was will diese romantische Tugendheldin, diese sentimentale Zierpuppe? antwortete er mir. Ueber Kurz oder Lang wird ihr Geschick sie doch ergreifen. Herr von Portheim ist noch nicht der Schlimmste."

„Und was entgegnetea Sie auf eine so bodenlose Gemeinheit?" frug zornbebend Victor.

„Nichts. Ich ließ ihn stehen und ging. Ich weiß, daß ich nichts ändern kann, ich habe es oft genug versucht, aber vergebens. Mit dem ersten Januar ziehe ich mich ohnedieß in den Ruhestand zurück, ich habe einen tiefen Ekel an Zuständen, die das Theater noch tiefer herabwürdigen, als zu einer bloßen Schaubude für stumpfsinnige Neugier und übersättigte Schwachköpfigkeit."

Victor drückte dem Alten stumm die Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Pädagogische Briefe aus Paris.

Von Dr. Albert Wittstock.

7.

Das Volksschulwesen hat in Frankreich fast dieselben Phasen durchschritten, wie der höhere Unterricht. Zwar war das Programm, welches der Convent auf Vorschlag Robespierre's ausführte, schön und großartig, aber es blieb seit 1804 ein todter Buchstabe. In Paris gab es im Jahre 1797 außer einer Menge Privatschulen 24 öffentliche Elementarschulen und die republikanischen Versammlungen trachteten dahin, ihre Zahl auch in den Departements zu vermehren. Der 18. Brumaire setzte den Bestrebungen ein Ende. Die 24 Schulen von Paris wurden zwar nicht unterdrückt, aber sie blieben das, was sie waren; sie kosteten der Stadt etwas weniger, als eine prächtige Reitbahn, welche auf kaiserliche Ordre errichtet wurde. In den Provinzen wurden die weltlichen Lehrer durch geistliche ersetzt.

Die Restauration zeigte sich merkwürdiger Weise in der Schulfrage weniger clerical, als das erste Kaiserreich. Aber weder unter Ludwig XVIII., noch unter Karl X. geschah etwas, um den Volksunterricht zu heben und zu organisiren.

Mit der Lehrer-Bildung stand es so, daß die meisten Schulmeister nur ein wenig schreiben, lesen und rechnen lehren konnten, viele von ihnen waren in der Orthographie nicht fest.

Erst aus den Juli-Barrikaden ging die verbesserte Volksschule hervor. Guizot veranlaßte das schöne und große Gesetz vom 28. Juni 1833 und verschaffte dadurch den Schulen eine regelmäßige Dotation. Was dieses Gesetz Democratisches enthielt, wurde 1850 und 1854 unterdrückt.

Nach Art. 31 des Gesetzes von 1850 wurde wieder die Hegemonie der geistlichen Lehrer eingeführt und was die Lehrerinnen betrifft, so besagt Art. 49, daß zu ihrer Qualification weiter nichts erforderlich ist, als der Gehorsam gegen die geistlichen Oberen.

Das Gesetz von 1854 ging noch weiter. Es setzte als Schul-Inspectoren Diejenigen ein, welche am meisten mit Politik und Wahlen zu thun haben, die Präfecten. Seit vierzehn Jahren können die Präfecten die Lehrer anstellen und absetzen. Diese Zustände erklären mehr als alles Andere die heutigen Erscheinungen in Frankreich.

Es fehlt hier keineswegs an Schulen, aber wenn diese wirklich etwas nützen sollen, so muß die Methode eine andere werden, die Lectionen und Lehrgegenstände müssen vermehrt und ein Mittel gefunden werden, um einen regelmäßigen Schulbesuch herbeizuführen. Der sogenannte Schulzwang besteht nämlich in Frankreich nicht. Der jetzige Unterrichts-Minister bekannte selbst in einem officiellen Actenstück, daß unter hundert Schülern, welche die Schule verließen, vierzig wären mit ungründlichen Kenntnissen, die in einigen Jahren wieder vergessen wären. Wahr ist es, daß in Frankreich die Landbevölkerung, namentlich auf Dörfern, welche weit von Städten entfernt sind, ohne jede geistige Nahrung ist, man findet dort keine Zeitung, kein Buch. Sagte doch ein Staatsrath in einem officiellen Berichte: „Es gibt Theile unseres Landes, wo ringsum eine kahle Kirche und eine verlassene Schule, eine wahre

Wildniß, der Barbarei ähnlich, herrscht." Bekannt ist ja auch, daß die Zahl Derjenigen, welche nicht lesen und schreiben können, unverhältnißmäßig groß ist. Schon die Bildung der Elementarlehrer ist eine ganz ungenügende. Viele verlassen auch schon nach einigen Jahren dieses undankbare Geschäft.

Man ist allerdings jetzt eifrig bemüht, jenen Uebelständen abzuhelfen und es werden allerlei Mittel dazu angewandt. In den Communen werden Volksbibliotheken errichtet, wovon man sich viel verspricht. Aber wie empfindet Jemand das Bedürfniß zu lesen, in einem Lande, wo man nicht sprechen darf, wo jedes Wort von geheimen Polizisten aufgefangen wird, wo keine Preßfreiheit existirt!

Was hier Noth thut, ist also die Wiederherstellung des Schulgesetzes von 1833. Die hiesige Fortschrittspartei verlangt weiter, daß der Volksunterricht obligatorisch sei, wie in Deutschland und unentgeltlich, wie in der Schweiz, daß der Lehrstoff erweitert, die Lehrerbildung erhöhet werde und daß der Lehrer vollständig unabhängig sei von politischen und clericalen Beherrschungen.

Die bisherige Schulregierung Frankreichs kann man an ein Wort Friedrichs des Großen erinnern. Es gibt falsche Staatsmänner, sagte er, welche glauben, es sei ein Leichtes, über ein dummes und ungebildetes Volk zu herrschen. Das ist aber ein schwerer Irrthum, der sich später rächt. Wenn wir auch nicht den Ausspruch unterschreiben wollen: „In fünfzig Jahren wird Europa entweder republikanisch oder kosackisch sein", so kann man doch ohne Anstand behaupten, daß je nach der Gestaltung des Unterrichtswesens Frankreich entweder ein thätiges Volk freier Bürger oder eine grobe Menge corrumpirter Barbaren werden wird.

Die Stadt Paris unterhält gegenwärtig 243 Elementarschulen, wovon 118 für Knaben und 125 für Mädchen. Diese 243 Schulen haben zusammen 66,460 Schüler, davon 34,110 Knaben und 32,350 Mädchen. Von den 118 Knabenschulen sind 65 von weltlichen Lehrern dirigirt und 53 von Geistlichen; jene haben 16,750 Kinder, diese 17,360. Von den 125 Mädchenschulen sind 57 weltliche und 68 geistliche, dirigirt von Schulschwestern, die keinen Nachweis ihrer Fähigkeit zu liefern brauchen. Erstere zählen 12,630 Schülerinnen und letztere 19,720.

Es existiren 98 Kinderbewahr-Anstalten, wovon 73 Weltlichen und 25 Congreganisten anvertraut sind, mit 18,210 Kindern.

Neben den Elementarschulen gibt es 82 Curse für Erwachsene, 48 für Männer und 34 für Frauen. Dieselben wurden im Ganzen von 6550 Männern und 5570 Frauen besucht.

Das Grundgesetz über den Primär-Unterricht vom 28. Juni 1833 ist so wichtig, daß wir es uns etwas näher ansehen wollen, denn es begründete den Volks-Unterricht in Frankreich als umfassendes System.

Der Titel bestimmt, daß der Elementar-Unterricht sich außer auf Moral- und Religionslehre, Lesen, Schreiben, Sprachlehre und Rechnen, auch auf die Elemente der Geometrie mit ihren gewöhnlichsten Anwendungen, besonders Linearzeichnen und Vermessen, ferner Physik und Naturgeschichte, Gesang, einen Grundriß der Geschichte, besonders der französischen, erstrecken können. Nach den Bedürfnissen und Mitteln der Localitäten kann der Primär-Unterricht alle Erweiterungen erhalten, welche man für angemessen hält.

Sehr beachtenswerth ist der §. 2. Er lautet: „In Betreff der Theilnahme der Kinder am Religions-Unterricht soll immer der Wille der Eltern befragt und beachtet werden." §. 4 schreibt für Jeden (also auch für die Schulbrüder), der eine Privatschule errichten will, eine vorhergehende Prüfung vor. §. 9 bestimmt, daß in jeder Commune eine Elementarschule bestehen müsse. §. 10. „Die Communen, welche Hauptstädte eines Departements sind oder über 6000 Seelen zählen, müssen außerdem eine höhere Primärschule haben." §. 11. „Jedes Departement soll gehalten sein, sei es allein, sei es in Gemeinschaft mit mehreren Departements, eine Primär-Normalschule (Schullehrer-Seminar) zu haben." §. 18 setzt für jedes Arrondissement comité d'arrondissement ein, d. h. Kreis-Schulvorstände, welchen die Ueberwachung des Volks-Unterrichts im ganzen Kreise obliegt. §. 25 heißt: „Es sollen in jedem Departement eine oder mehrere Commissionen zur Prüfung der Candidaten auf das Diplom der Lehrfähigkeit eingesetzt werden. Dieselben Commissionen werden auch die Eintritts- und Abgangs-Prüfungen in den Normalschulen (Seminarien) abhalten. Ihre Mitglieder werden vom Minister ernannt. Die Prüfungen finden öffentlich zu vorher angekündigten Zeiten statt."

Das Gesetz stand nach den damaligen Schulverhältnissen auf der Höhe der Zeit. Es enthält selbst einen Paragraphen, der noch heute als Muster gelten kann, es ist §. 2. Bekanntlich hat die Pädagogik als Wissenschaft seit Kurzem bedeutende Fortschritte gemacht, dagegen ist die Schulgesetzgebung der verschiedenen Länder zurückgeblieben. Doch dieser wichtige Gegenstand, wodurch der Volksgeist an seiner Quelle gefaßt wird, kann nie zurückgesetzt werden, und muß daher einmal endgültig auf die Tagesordnung kommen. Wenn wir aber über kurz oder lang an einem allgemeinen deutschen Schulgesetze arbeiten werden, so meine ich, könnten wir unbedenklich über den Religions-Unterricht an den Volksschulen, uns den §. 2 als Richtschnur dienen lassen, denn er entscheidet am besten in einer alle Parteien zufriedenstellenden Weise die Frage wegen der Confessionsschulen.

Mannichfaltigkeiten.

(Die Juden in Amerika.) Obgleich wenige genaue Nachrichten über die Ansiedlungen der Juden in den Vereinigten Staaten existiren, weiß man doch, daß sie zu den Pionnieren gehörten, welche, durch Tyrannei aus der alten Welt vertrieben, eine Heimath in der neuen fanden. Die Puritaner freilich waren lange vor ihnen da, kamen im Jahre 1620, während die erste Nachricht von einer jüdischen Einwanderung vom 24. August 1694 datirt. Am 24. August 1694 kam ein Schiff in Newport, Rhode Island, damals ein Haupthafen der Colonien, von einer der westindischen Inseln an, welches viele jüdische Familien an Bord hatte. Diese theils sehr bemittelten Familien siedelten sich an obigem Platze an und gründeten bald die erste Gemeinde „Beth Elohim", Haus Gottes genannt. Sie bestand aus sechszig Mitgliedern und der Rabbiner hieß Abraham Azenedo. Es war die erste portugiesische Gemeinde. Seitdem sind die Israeliten über die Vereinigten Staaten verbreitet. Die demokratische, die Volksherrschaft, bot den unter monarchischem Drucke Geknechteten freilich ein Asyl, welches ihnen gestattet, nicht nur im Handel, in Künsten und Wissenschaft sich hervorzuthun, sondern auch als Bürger im Rathe eines freien Volkes mitzusprechen. Im Jahre 1860 gab es 77 Synagogen in den Vereinigten Staaten, davon 13 in Newyork, die sich seitdem auf 39 in dieser Stadt und Brooklyn vermehrt haben. Die Zahl der Israeliten in der Stadt Newyork wird auf 125,000, die im ganzen Staat auf 231,000 abgeschätzt. Von der Bevölkerung der Israeliten sind 35,000 im Handel, 7500 in Gewerben, 1425 Künstler, 2730 in Literatur beschäftigt. 147 Wohlthätigkeits-Gesellschaften und Schulen sind von Israeliten gegründet. 2300 gehören zu Freimaurerlogen dieses Staates. Im Allgemeinen erfreuen sie sich eines guten Rufes in der Handelswelt; die Majorität wird als „smart", energisch und geschäftstüchtig, bezeichnet. Natürlich gibt es auch schwarze Schafe unter ihnen, so gut wie unter Leuten, die sich zu einer anderen Religion bekennen.

(Eine Probe) übermüthiger, ächt volksmäßiger Laune des 15. Jahrhunderts liefert ein in einer Handschrift der Münchener

Bibliothek stehendes „Recept für alle Krankheiten von Stephan Lannkarn". Es lautet in der Uebertragung in unser jetziges Deutsch also: „Nimm die Leber von einem Marmorstein, die Lunge eines Achatsteins, das Milz eines Garnrockens, das Blut von einem Schwertknopf, mische Alles untereinander in 4 Loth Sonnenschein und trinke es nüchtern zwischen Pfingsten und Nürnberg. Hilft das nicht, so nimm 4 Loth Vogelsang, 2 Loth Schwalbenflug, 4 Loth Kieselschmalz, 4 Pfund Blau vom Himmel, mach' ein starkes Feuer darunter, dann thue Schnee dazu, der in der Sonnenwende gefallen ist, laß Alles über dem Feuer kochen und nimm davon Nachts im Traum, zwei Stunden vor Schlafengehen. Will das Alles nicht helfen, dann nimmt 1 Pfund Eselswitz, 3 Loth Mädchengedanken, 5 Loth Weibertreu, 2 Loth Wittwenklage, 10 Loth Nonnengesang und ebensoviel Glockenklang, binde Alles fest zusammen und lege es an die heiße Mitternachtssonne, dann wird es dürre; trinke dazu Wein aus einem leeren Becher, der keinen Boden hat, und zwar Ungarwein, der am Rhein gewachsen ist."

Frankfurter Theater.

Herr Schmidt als Sarastro und Marcel.

Die letzte Aufführung der „Zauberflöte" brachte uns in der Rolle des Sarastro Herrn Schmidt aus Wien als Gast und zugleich als Bewerber um das durch den demnächstigen Abgang des Herrn Köhler in Erledigung kommende Fach eines ersten Bassisten. Da der Theaterzettel nicht, wie sonst üblich, eine Bühne nannte, welcher der Gast angehört oder angehört hat, so war daraus zu entnehmen, daß wir es mit einem Anfänger zu thun haben würden, eine Vermuthung, die sich im Verlaufe der ersten Scene hör- und sichtbar bestätigte. Diese Wahrnehmung, sowie die Berücksichtigung des aus der erklärlichen Befangenheit des ersten Auftretens vor einem fremden Publikum entspringenden hindernden Einflusses und überdieß noch die nicht zu läugnende Thatsache des seltenen Vorkommens ächter, schöner Baßstimmen mußte uns zu nachsichtiger Beurtheilung bestimmen. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, ist es erklärlich, daß wir das zweite Auftreten des Gastes abwarteten, ehe wir daran gingen, ein Urtheil über seine Leistungen in diesem Blatte abzugeben. Und wir haben wohl daran gethan. Sein Marcel, den er uns als zweite Rolle vorführte, zeigte ihn in günstigerem Lichte. Die soldatische Derbheit, das rauhe, ungefügige Wesen dieses grimmen Katholikenhassers entsprachen dem Charakter seiner Stimme weit mehr, als die leidenschaftlose Erhabenheit und ruhige Würde des Oberpriesters. Um letztere entsprechend wiedergeben zu können, bedarf es wohl größerer Vertrautlichkeit mit den Vorschriften des getragenen Gesanges, als Herrn Schmidt eigen zu sein scheint; das tiefe „doch", wenn auch hörbar wiedergegeben, genügte allein noch nicht. Die Stimme des Gastes, die am ersten Abend in der oberen Hälfte der Mittellage durch einen Anflug von Heiserkeit etwas getrübt zu sein schien, ist, so weit wir sie bis jetzt beurtheilen können, mäßigen Umfanges und klingt am besten in den anderthalb Octaven vom großen G bis etwa zum eingestrichenen D. Nach der Höhe zu gibt sich der Ton etwas gedrückt, in der Tiefe (groß E, F und Fis) nicht besonders klangreich. Die Ausbildung derselben, noch im Werden begriffen, wird, um zu entsprechendem Abschlusse zu gelangen, noch viel Zeit und aufmerksame Thätigkeit in Anspruch nehmen. Verständige Leitung würde bei genügender Empfänglichkeit und Anlage den Weg allerdings bedeutend kürzen. Käme dann noch, durch dauernde theatralische Beschäftigung zu erlangende, innigere Vertrautheit mit dem gewählten Berufe hinzu, so dürfte wohl ein achtbares Resultat zu erzielen sein. Haben wir doch so manche jetzige Sängergrößen unter kaum günstigerem Sterne ihre Laufbahn beginnen sehen.

Die Gesammt-Aufführungen der beiden Opern, in welchen der besprochene Gast vorgeführt wurde, ließen Manches zu wünschen übrig, besonders jene der „Zauberflöte". Die Stimme des Herrn Cassio (Tamino), welche in den früheren Vorstellungen derselben Oper sich ganz entsprechend geltend machte, war dießmal matt und farblos. Fräulein Rutland, darf, wie bekannt, die Rolle der Königin der Nacht nicht zu ihren gelungenen rechnen. So blieben nur Fräulein Deiner (Pamina) und Fräulein Labitzky (Papagena) übrig, um uns für das Vermißte einiger Maßen zu entschädigen. Auch die „Hugenotten" trugen in den ersten beiden Acten auffallende Spuren des Unfertigen und Nichtgenügenden an sich. Es machten sich da Unaufmerksamkeiten und Irrungen von Seiten mancher Solisten, des Chores und sogar des Orchesters bemerkbar, die unsere Verwunderung nicht wenig erregten. Mehrmals war der Herr Capellmeister sogar gezwungen, durch hörbare Handhabung seines Dirigentenstabes Ordnung in die schwankende Masse zu bringen. Erst mit der Hälfte des dritten Actes kam das Ganze so ziemlich in rechten Fluß. Die ausgezeichnete Leistung der Frau Fabbri als Valentine ist so anerkannt, daß sie keiner eingehenderen Beleuchtung mehr bedarf. Ihr stand dießmal Herr Coloman-Schmidt als Raoul würdig zur Seite. Er hat durch die Ausführung dieser so schwierigen Rolle die Zahl seiner Freunde bedeutend vermehrt. Auch die Kritik darf ihm die gebührende Anerkennung nicht versagen. Die Auftrittsnummer im ersten, das Sextett im dritten und das große Duett im vierten Acte gaben ihm wiederholt Gelegenheit, durch seine schönen Stimmmittel, die er nie zum Schreien mißbraucht, sich vortheilhaft geltend zu machen. Würde er der Darstellung mehr Leben verleihen, so müßte die Wirkung eine noch größere sein. Fräulein Sessi hatte als Margaretha von Valois alle Gelegenheit, sich von der brillantesten Seite zu zeigen, welche sie, wenn auch nicht durchgehends untadelhaft, benutzte. Den drei genannten Künstlern wurden die lebhaftesten Beifallsbezeigungen zu Theil. Fräulein Labitzky war in Spiel und Gesang ein vorzüglicher Page. Das Publikum zeichnete sie, wie Herrn Pichler (Nevers), durch lebhaften Beifall aus. Letzterer erzielte auch, ungeachtet seiner nicht eben besonders dankbaren Rolle, im vierten Acte mit der energisch-ausgesprochenen Weigerung, an dem allgemeinen Gemetzel Theil zu nehmen, große Wirkung. Schließlich wollen wir noch hinzufügen, daß Herr Dissenbach als St. Bris sich sichtlich und nicht ohne Erfolg bemühte, seiner schwierigen Aufgabe gerecht zu werden.

△

Kunst- und Literatur-Notizen.

Leipzig, 6. April. Luise Otto feierte in diesen Tagen ihr fünfundzwanzigjähriges Jubiläum. Ihre Thätigkeit in dem durchmessenen Zeitraum war eine überaus rege und umfaßt nicht nur das Gebiet des Romans, sondern auch dasjenige der culturgeschichtlichen Schilderung, sowie der politischen und socialen Fragen. Ihre entschiedene Freisinnigkeit brachte sie, namentlich in den Jahren vor 1848, in mehrfachen Conflict mit dem herrschenden System und hatte hier und da Confiscation und Verbot zur Folge. Sie begann ihre schriftstellerische Laufbahn im Jahre 1842 mit dem Roman „Ludwig der Kellner", dessen günstige Aufnahme sie zu fortgesetzter Production anregte, als deren reifste und werthvollste Frucht der dreibändige historische Roman „Nürnberg" von der Kritik anerkannt worden. Der Lebensgang dieser Schriftstellerin war bisher ein theilweise viel bewegter; doch trägt sie heute, wie früher, das Banner des Fortschrittes und des humanen Ideals unbeirrt voran und gibt unter anderem durch die Leitung der hier erscheinenden Zeitschrift „Neue Bahnen" und durch den Vorsitz im „Allgemeinen Deutschen Frauenverein" zu erkennen, mit welchem hingebenden Ernste sie der Entwickelung moderner Bestrebungen folgt.

„**An Freiherr v. Ketteler**" &c., offener Brief des Gustav-Adolph-Kalenders (Wiesbaden, Limbarth). Der genannte Verfasser stellt sich als moralische Person der des Herrn Bischofs gegenüber, mit Ernst und Witz die Schwächen geißelnd, welche der gegenwärtig in eine starke, ihm bedenklich werdende Correspondenz verwickelte geistliche Herr vielfach verräth.

Städel'sches Kunst-Institut.

Neu ausgestellt.

Oelgemälde: Heimkehr von der Alp nach Scheffels Eckehardt von Leop. Bode; Oelgemälde: Porträt von W. Kümpler. Porträtbüste von F. Schierholz. Aus den Sammlungen des Instituts: Radirungen von Morin: Kupferstiche und Lithographieen nach Adam, Achenbach, Fries und Eybdorf.

☞ An den beiden Ostertagen ist die Gallerie geschlossen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 11. April. **Fidelio**, Oper in 2 Acten. Musik von L. van Beethoven. (Abonnement-Vorstellung Nr. 135.)

Sonntag, 12. April, bleibt das Theater geschlossen.

Montag, 13. April. (Neu einstudirt): **Preciosa**, Schauspiel in 4 Abtheilungen von P. A. Wolff. Musik von C. M. v. Weber. (Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 103. Sonntag, den 12. April 1868.

Ein Osterlied.

Von Ludwig Auerbach in Pforzheim.

Zerbrochen hast Du die Winterhaft,
Du segnender Sohn des Lichtes,
Du Frühlingsgeist, den die Erde grüßt
verklärten Angesichtes!
Im Märzhauch hast Du die Fessel gelöst
von allem Leben der Erde.
Ihr Herz durchrauscht: Dein Osterruf,
Dein gräbersprengendes „Werde!“
Da schmückt sich der Wald mit lachendem Grün,
da grünt's und blüth's in den Landen
Und über dem freudig aufblühenden jauchzt
die Lerche: „auferstanden!“

O Frühlingsgeist, ob Du Jahr für Jahr
die gleichen Blüthen und Töne
Uns schenkst, Du bleibst ein Wunder doch
voll unvergänglicher Schöne!
Und daß Du ewig wiederkehrst,
das schlummernde Leben zu wecken,
Ist im Osterevangelium,
versöhnend des Todes Schrecken,
Das ist ein Trost, der das Herz erfrischt,
das gefangen in qualvollen Banden,
Das flüstert ihm zu: auch Du, auch Du
fußst selig noch: auferstanden!—

O Vaterland, ein eisiger Frost
des Hasses hält Dich gebunden;
Verdüstert hat Deinen Sieg'striumph
das Blut aus der Brüder Wunden;
Die heil'gen Idole, für die vereint
geflammt der Süden und Norden,
Die Idole der Freiheit und Einheit sind
zum Apfel des Zanks geworden:
Die Einen schauen der Freiheit Geist
schon in den Grabgewanden,
Die Anderen preisen den deutschen Krieg
und grüßen Dich: „auferstanden!“

Und dennoch — von der Düne Sand
bis zu der Quelle des Rheines,
Sucht sehnsuchtsvoll das deutsche Volk
trotz allem Hader nur Eines:
Nur Eines — Dein Heil, o Vaterland! —
die feindlichen Brüder begehren:
O mög es Dir Dein Genius
im Feuer der Liebe bescheeren,
Die sie vereint, nur den Einen Feind
besiegt von dem Kampfplatz zu jagen,
Der heut noch mit frecher Stirn es wagt,
die Freiheit an's Kreuz zu schlagen!

O Frühlingsgeist, o mögest Du
die Herzen all berühren
Und dieses Feuer der Liebe stets
Zwietrachtvernichtend schüren!
Wie Deine sprühende Sonnenkraft
entfaltet die Blüthen der Erde,
So wecke die Blüthe frohen Vertraun's
und tilge die Gramgeberde,
Die zagend unserer Freiheit Geist
noch sucht in den Grabgewanden,
Indessen die Osterglocken schon
verkünden: er ist erstanden!

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

Gedankenvoll ging Victor nach Hause. Die trostlose Lage des armen, jungen Mädchens, das noch für die kränkliche Mutter zu sorgen hatte, beschäftigte ihn den ganzen Abend.

So war es Abends zehn Uhr geworden; er saß allein in seinem Zimmer. Er hatte in einem philosophischen Werke gelesen, das den Titel führte: „Ueber die Existenz der Seele“. Die Lectüre hatte ihn anfänglich mächtig erregt, dann aber hatte er sich dem Spiel seiner Gedanken hingegeben und war in düstern Grübeleien über Tod und Leben und das ewig unlösbare Geheimniß, das Himmel und Erde verbindet, versunken. Da klopfte es an seine Thür, hastig dreimal rasch hintereinander, und noch ehe er das „Herein“ rufen konnte, stand Adele vor ihm. Sie war blaß und zitterte.

„Um Gotteswillen, Herr Linden, kommen Sie . . meine Mutter . . meine Mutter . . stirbt!“

Er sprang erschrocken auf.

Ihre Glieder flogen, wie von Fieberfrost geschüttelt, ihre Augen irrten unstät umher.

„Kommen Sie“, hauchte sie tonlos.

„Fassen Sie sich, Adele. Noch ist vielleicht Rettung möglich", sprach er, als sie die Treppen hinauf zu dem Dachstübchen stiegen.

Eine Nachtlicht erhellte matt das kleine Zimmer. Es sah nicht reinlich aus. Das Mobiliar deutete noch auf bessere Zeiten, und ein Clavier, die Frucht mühseliger Ersparnisse von Mutter und Tochter, gab der bescheidenen Wohnung sogar den Schein behaglicher Wohlhabenheit, in der nicht nur für das Nothwendigste und Nützliche, sondern auch für das Angenehme gesorgt ist.

Die Kranke lag still in ihrem Bett. Die Augen waren halb geschlossen, der Athem ging kurz, unregelmäßig, auf der Stirn perlten einzelne Tropfen Schweißes.

Linden hatte schon an manchem Sterbelager gestanden und die letzten Aeußerungen jener geheimnißvollen Kraft, die wir Leben nennen, beobachtet.

Adele hatte sich nicht getäuscht. Ein Blick sagte ihm, daß der Todesengel, der unsichtbare Zerstörer, der täglich, stündlich mit seinen dunklen Fittigen unser Haupt umkreist, diese bleiche Stirn mit seinem Finger berührt hatte.

Draußen regnete es. Die Tropfen fielen schwer und plätschernd auf das Dach, von Zeit zu Zeit erschütterten heftige Windstöße das alte Gebäude.

Plötzlich richtete sich die Sterbende in ihrem Bette empor.

„Wie viel Uhr ist es, Adele?" frug sie mit überraschend festem Tone.

Ein flüchtiger Strahl der Hoffnung färbte Adelens Stirn.

„Fünf Minuten nach zehn, meine gute Mutter", flüsterte sie und schlang den Arm um die Schultern der Kranken.

„Ich danke Dir, mein liebes Kind, um elf Uhr kommt er."

„Wer, wer kommt um elf, Mutter?" frug ängstlich Adele.

„Der Vater. Vergangene Nacht hat er es mir gesagt."

Ihr starrer Blick fiel auf den jungen Mann, den sie jetzt erst bemerkte.

„Sie hier, Herr Linden? Ich danke, danke vielmals."

Sie reichte ihm ihre kalte, durchsichtige, abgezehrte Hand. Mit Mühe verbarg Victor seine tiefe Bewegung.

Sie küßte Adele auf die Stirne.

„Warum weinst Du, mein Kind? Du warst mir immer eine gute, treue Tochter. Gott wird Dir es wohlergehen lassen, so lange Du lebst." Erschöpft sank sie in die Kissen zurück.

Eine tiefe, lautlose Stille herrschte in dem Dachstübchen. Selbst der Athem der Kranken schien zu stocken. Man hörte nichts als das eintönige Geräusch der auf das Dach niederfallenden Regentropfen und das Tick-Tack der alten Wanduhr.

„Wie viel Uhr?" frug die Kranke nach einer Weile von Neuem leise, aber mit einer gewissen fieberhaften Ungeduld.

„Dreiviertel auf elf, Mutter", antwortete mit erstickter Stimme Adele.

Sie war neben dem Bett auf die Kniee gesunken und ihre Thränen überströmten die kalte Hand der Sterbenden.

„Wie langsam die Zeit vergeht", flüsterte diese leise und sank in die Kissen zurück.

Die Hände griffen geisterhaft in die Luft, als suchten sie eine Schattengestalt zu fassen.

Plötzlich ging eine merkwürdige Veränderung in dem Antlitz der Sterbenden vor. Jenes Auseinanderfallen der Züge, welches die Aerzte das hippokratische Gesicht nennen.

„Mutter, Mutter, Du stirbst!" schrie Adele in wildem Schmerz auf und sank ohnmächtig am Bett zusammen.

Die Uhr schlug elf . . . die Mutter war todt.

Tief erschüttert, die Hände gefaltet, kniete Victor neben dem bewußtlosen Mädchen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Abyssinien

sind in London Nachrichten angekommen, die den General Napier in möglichst forcirten Märschen gegen den See Aschangi vordringend zeigen.

Die letzten Briefe — schreibt die „Engl. Corresp." — sind aus dem Lager von Mussit, wohin die Vorhut bereits am 14. März gelangt war, während die Hauptmacht, die am 13. Abends in Attala anlangte, dort eine Zeit lang Halt macht, um dort eine Station für Transport und Verproviantirung anzulegen. Von da an wird sie die von Theodor angelegte Königsstraße bis Lat, einem großen Orte südlich vom Aschangi-See, verfolgen, wo wieder Depots angelegt werden, um das weitere Vorrücken nach Magdala zu erleichtern. Das Vorrücken nach Attala wurde durch einen Irrthum des Oberst Phayre verzögert. Von Antalo nämlich führt der Weg nach Musgy, wo er sich in zwei Theile scheidet; der östliche über Musno ist der bei weitem schlechtere; Phayre hatte ihn gewählt, um das Gebiet des Häuptlings Walda-Jesus zu vermeiden, der sich wohl den Engländern sehr freundlich zeigt, dem aber der Chef des Generalquartiermeister-Departements aus dem Wege gehen wollte. Die Folge war, daß die Vorhut mehrere Pferde verlor und in Gefahr kam, mit den Gallas anbinden zu müssen. Der nun eingeschlagene Weg aber führt östlich über Bet Mariam (die Marienkirche) und bot mit Ausnahme des Gestrüppes wenig erhebliche Schwierigkeiten, so daß die Strecke von Musgy bis Attala vom Hauptquartiere in einem Tage zurückgelegt wurde.

Im Thale von Attala liegen mehrere Dörfer, welche aber den Truppen wenig zu bieten haben. Die Gegend gehorcht dem obengenannten Walda-Jesus, aus der Familie der Gobazye, welche sich im Ganzen den Engländern freundlich zeigt. Aus der Ferne sieht man Solota, wo der Wagschum lagert. Man hat den Weg durch sein Land absichtlich vermieden, um ihm keine Besorgnisse einzuflößen. Von Attala nach dem See Aschangi hin hat man zwei Hügelketten, die Boia und Ferré, zu übersteigen. Die letztere setzt sich in südlicher Richtung gegen den See hin fort und scheidet die Gegend von dem Doba-Thale, wo die Gallas wohnen.

Der nächste Haltepunkt wird wahrscheinlich Makun sein. Hinter diesem Orte wird der Weg wieder enge und abschüssig, zieht sich westlich vom See Aschangi über ein steiles Vorgebirge, bei dem eine dem heiligen Jabbert (?) geweihte Kirche steht, dann gelangt man in das fruchtbare Wofela-Thal, von wo man das Plateau von Womberut hinansteigt, und wo der Ort Lat mitten in einer holz- und wasserreichen Gegend liegt. Der See selbst soll von Enten, Gänsen und Hühnern wimmeln, aber wegen Erdbrüche und Pfützen an den Ufern nicht leicht zugänglich sein. Erst neulich soll eine berittene Abtheilung der Gallas, die sich unvorsichtig vorwagte, dort ihren Untergang gefunden haben.

Theodor verschanzt sich bei Delanta. Obwohl er sehr nahe zu Magdala ist, so wagt er dennoch nicht, dahin zu kommen und gibt vor, seine schweren Geschütze nicht dahin bringen zu können.

Der Walschum hat indessen einen Zug nach Debra Tabor ausgeführt und dort einen Ras, d. h. Statthalter oder Fürsten (nach dem semitischen Razon) eingesetzt.

Die diplomatischen Geschäfte des Hauptquartiers führt der General Merewether, der dabei eben nicht immer leichtes Spiel hat.

Gleich den italienischen Feudalherren des Mittelalters legt jeder Häuptling sich ein großes Gewicht bei und will seine Freundschaft bezahlt haben. In neuester Zeit wollen sie sich auch das Weiderecht anmaßen und veranlassen die Einwohner, das Gras niederzubrennen, damit die Fremden es kaufen müssen.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein mysteriöses Verschwinden.) Die „Zukunft“ schreibt aus Berlin: Wie man sich erinnern wird, verschwand im Februar dieses Jahres ein 15jähriges Mädchen aus der Kranzenstraße unter ganz eigenthümlichen Umständen. Sie war die Tochter einer mit Kindern reich gesegneten höchst achtbaren Familie in guten Verhältnissen. Der Vater, ein bekannter Fortepiano-Fabrikant, hatte für das Dräger'sche Concertlocal in der Friedrichsstraße ein Instrument reparirt und seinen ältesten Sohn mit dem Aufstellen und Stimmen des Instrumentes beauftragt. Bei dieser Gelegenheit hatte der Sohn ein Passe-Partout für drei Personen zu dem genannten Local erhalten. Da nun an diesem Tage Bertha Meißner — so heißt die Vermißte — ihren fünfzehnten Geburtstag feierte, so gab ihr die Mutter die Erlaubniß, das Passe-Partout-Billet zu benutzen und mit zwei Freundinnen das Dräger'sche Local zu besuchen, zugleich aber auch die gemessene Weisung, vor 10 Uhr zu Hause zu sein. In diesem Local hat sich nun ein junger Mann, ein Barbier, zu Bertha gesellt und sie zu bereden gewußt, über die festgesetzte Stunde hinaus zu bleiben, so daß, als man endlich gegen 12 Uhr Nachts den Heimweg angetreten hatte, die Hausthür geschlossen vorgefunden wurde. Das junge Mädchen hatte aus Furcht vor Strafe nicht zu klopfen gewagt und war seit jener Nacht spurlos verschwunden. Vergebens boten die betrübten Eltern durch Anschlag an den Säulen eine Belohnung von 50 Thalern, vergebens strengte die Polizei alle ihre Organe an, den Verbleib des Kindes zu erforschen, Bertha Meißner war und blieb verschwunden, bis am vergangenen Sonnabend gegen Abend einige Schiffer ihre Leiche im Hafenbassin bei der Köthener Straße auffanden und an's Land zogen. Der Vater der Verstorbenen hatte an diesem Tage eine Geschäftsreise nach Potsdam gemacht und war auf der Rückkehr, als der Train die Canalbrücke passirte, vom Fenster des Waggons aus Zeuge davon, daß eine weibliche Leiche inmitten eines großen Zusammenlaufs von Neugierigen aus dem Wasser gebracht wurde. Sofort stieg ihm der traurige Gedanke auf, daß dieß sein Kind sein könne; als aber der Zug vor dem Perron hielt und er athemlos nach dem Hafenplatz gelaufen kam, war die Leiche bereits nach der Anatomie fortgefahren worden. Am Sonntag in aller Frühe war die trübe Ahnung zur Gewißheit geworden, da die bisher unbekannte weibliche Leiche mit Bestimmtheit als die der Bertha Meißner von der Mutter wiedererkannt wurde. Frägt man sich nun, was konnte ein so junges harmloses Gemüth dazu bestimmen, sich in's Wasser zu stürzen? wie kam sie in jene entlegene Gegend? hat ein Anderer bei diesem traurigen Ereigniß eine Rolle gespielt? —, so steht man vor einer Reihe noch ungelöster Räthsel, über welche es auch der eingeleiteten Untersuchung schwer werden wird, Licht zu verbreiten. Größere Verletzungen sollen an der Leiche nicht zu entdecken sein, während die bereits weit vorgeschrittene Verwesung geringere Verletzungen unkenntlich macht. Die Meißner'schen Eheleute haben ihre Kinder zwar streng und religiös, aber keineswegs tyrannisch erzogen. Das Ausbleiben über die festgesetzte Zeit hätte dem Kinde, zumal an seinem Geburtstage, vielleicht einen strengen Verweis, sonst aber nichts weiter zugezogen. Mit Aengsten und Sorgen hatte die Mutter die halbe Nacht gewacht, um ihre Tochter zu erwarten, war dann selbst nach dem Dräger'schen Local geeilt, hatte dasselbe aber bereits geschlossen gefunden. Nun beruhigte sie sich einigermaßen mit dem Gedanken, daß ihre Bertha bei Nacht bei der einen Freundin, einer bereits 38 Jahr alten Person, in der Charlottenstraße geblieben sei, aber auch hier wurde sie am anderen Morgen nicht vorgefunden. Diese Person hatte das Mädchen vor der verschlossenen Hausthür in der Begleitung des fremden Menschen verlassen, der zwar später ermittelt worden ist, aber über den Verbleib Nichts wissen wollte. Von Seiten der Polizei ist sogar außerhalb, namentlich in Hamburg recherchirt worden, weil sich das Gerücht im Publikum verbreitet hatte, sie sei einem reichen Wüstling in die Hände gefallen und nach außerhalb entführt worden. Alle Bemühungen waren natürlich erfolglos und haben durch die nunmehr erfolgte Auffindung der Leiche ihren traurigen Abschluß gefunden.

(Eine Rarität.) Menschen mit Schafsgesichtern findet man überall, aber Schafe mit Menschengesichtern sind eine Rarität. Es lohnt deßhalb der Mühe, wiederzugeben, was die Zeitungen aus Bonn vom 6. April erzählen: „Dieser Tage wurde dem hiesigen anatomischen Institut eine interessante Naturmerkwürdigkeit, nämlich ein neugebornes Schaf mit menschenähnlicher Gesichtsbildung zugebracht. Die Stirne steigt gerade auf, wodurch der Schädel eine runde Form erhält. Die Nase springt in ihrem fleischigen Theile selbstständig vor und ist von der Oberlippe vollkommen getrennt. Die Ohren bieten nichts Abweichendes dar, stehen aber, wie beim Menschen, zwischen den Linien, welche von den Augenbrauen und der Nasenspitze nach dem Hinterkopfe gezogen werden können. Der Rumpf ist normal gebildet, nur sind beide vorderen Extremitäten nach außen verdreht.“

(Ein archäologogischer Fund.) Der Pester „Lloyd“ schreibt unter dem 7. d. M.: Vor mehreren Tagen stieß man bei Alt-Ofen auf den Gründen der ersten Altofener Actien-Ziegelbrennerei-Gesellschaft auf römische Gräber. Bekanntlich lag auf demselben Territorium, wo das heutige Alt-Ofen steht, in bedeutend größerer Ausdehnung das alte „Aquincum“, die Hauptstadt des mittleren Pannonien. Der Fund besteht aus drei Steinsärgen, deren einer für ein Kind bestimmt gewesen sein mochte; er wurde leer vorgefunden. Bei Weitem interessanter sind die beiden anderen; der eine ist der Sarg eines Armen, während der andere der einer reichen römischen Hauptmannsfrau gewesen. In dem einen fand man das Skelett eines 6 Fuß hohen Mannes, zum Theil noch gut erhalten; dieser Sarg hat keine Inschrift. Der Sarg der „reichen Hauptmannsfrau“ birgt die Gebeine derselben und trägt außen in schön leserlicher Schrift den Inhalt des Sarges angedeutet. Die Frau hatte sich in ihrem 11. Jahre — more Romanorum — vermählt und nach 16jähriger Ehe 6 Kinder geboren, deren eines sie nur überlebte. Außer diesen Särgen fand man eine schöne Ara (römischer Altarstein) und andere dergleichen bedeutende Steine.

(Kel üks — kel kaks.) Als der Großfürst-Thronfolger vor Kurzem nach Nizza reiste, berührte er unter Anderem ein kleines Städtchen in Esthland. Der Bürgermeister des Ortes, von der Ankunft des hohen Reisenden im voraus unterrichtet, hatte den Eingang zum Städtchen trotz Kälte und Frost decoriren lassen und überschaute schmunzelnd sein Werk, als die Reisenden ankamen. Ueberrascht blieb der Großfürst stehen und rief aus: „Quel luxe!“ Der Bürgermeister hielt diesen Ausruf für esthnisch, trat gravitätisch vor und sprach also: „Verzeihen Ew. kaiserliche Hoheit, kel kaks!“ Zum Glück befand sich im Gefolge des Prinzen ein Mann der esthnisch verstand, und dieser konnte das unbezahlbare Wortspiel erklären, nämlich: kel — Uhr, üks — eins und kaks — zwei.

(Ein Pariser Salomo.) Die Entscheidung eines Friedensrichters gibt den Parisern Stoff zum Lachen. Es ist nämlich verboten, Pferde zur Schwemme in die Seine zu treiben. Die Zeugen sagten aus, daß sie den Angeklagten mit Pferden aus dem Fluß kommen sahen, der kluge Richter sprach ihn indeß frei, weil Niemand ihn Pferde in den Fluß führen sah und das Gesetz nur dieses verbiete.

Frankfurt, 11. April.

Die Prüfungsschriften der Frankfurter Schulen.

II.

Die Prüfungsschriften sind seit unserem ersten Referat nun sämmtlich erschienen und wir können deßhalb nun mit unserem Berichte darüber zum Schlusse gelangen. Von höheren Lehranstalten waren noch zwei Programme rückständig, das der **Handelsschule** und dasjenige der **Gewerbeschule**, beide Zweige der polytechnischen Gesellschaft. In der Prüfungsschrift ersterer Anstalt gibt Herr Dr. Rein eine gediegene Darstellung des Standes des Seidenbaues und die Hindernisse, mit welchen derselbe zu kämpfen hat. Hieran reihen sich die Schulnachrichten, nach welchen 58 Schüler an dem Unterrichte Theil nahmen, davon waren 13 aus Frankfurt selbst, 30 aus den Norbdundstaaten, 10 aus den Südstaaten, 1 aus Oesterreich und 17 aus dem Auslande. Die Handelsschule ist in der Reorganisation begriffen und hat in den letzten Tagen das Recht, ihre Zöglinge mit Qualificationszeugnissen zum einjährigen freiwilligen Dienst zu entlassen. Das Programm der Gewerbeschule gibt zwei Abhandlungen, die erste von Herrn Dr. A. Poppe über die Interferenzerscheinungen und primären Gebilde feiner und regelmäßiger Wellensysteme tropfbarer Flüssigkeiten und ihre Darstellung auf dioptrischem Wege; die andere von Herrn Professor C. Zehfuß, über die Erweiterung des Begriffes der Determinanten. Die Gewerbeschule wurde im Sommer von 50, im Winterhalbjahr von 42 Schülern besucht. — Die Programme der Volksschulen geben nur eine Uebersicht des im Schuljahr 1867/68 behandelten Unterrichtsstoffes, an welche sich die Schulnachrichten schließen. Die **Domschule** wurde im Sommer von 410, im Wintersemester von 408 Schülern besucht. Die **Dreikönigsschule** von 591 Schülern und Schülerinnen. Herr Oberlehrer Dr. Drescher beklagt sich bitter über den Lärm und Unfug, welcher Abends in den Straßen Sachsenhausens von den Kindern bis spät in die Nacht hinein getrieben wird; weiterhin führt er Klage, daß Seitens der Eltern und Schülern dem nicht obligatorischen Turn- und Schwimmunterricht nicht die entsprechende Theilnahme gewidmet werde. In der **Weißfrauenschule** wurden 370 Knaben unterrichtet. Die **Allerheiligenschule** zählt 394, die **Katharinenschule** 476 Schüler und die **katholische Mädchen-Volksschule** 359 Schülerinnen. In den öffentlichen Schulen, exclusive derjenigen der israelitischen Religionsgenossenschaft, welche mit ihrem Programm in Folge der neuen Schuleinrichtung erst im Herbst kommt, wurden von 189 Lehrern 5852 Schüler und Schülerinnen unterrichtet.

Literatur- und Kunst-Notizen.

„Margarethe." Novelle von **L. Diefenbach** (Berlin, O. Janke). Unter den neueren deutschen Novellisten sind es vorzüglich zwei, welche auf die Vollendung der stylistischen Form den höchsten Werth zu legen scheinen. Wir meinen Paul Heyse und Lorenz Diefenbach. Aber wenn der Erstere, von politischen, socialen und religiösen Problemen absehend, uns nur ein Kunstwerk als solches geben will, wobei er von dem Standpunkte Goethe's ausgeht, so gibt uns Diefenbach in seinen, mit nicht minderer Feinheit geschriebenen Novellen zwar ebenfalls rein dichterische Productionen, aber sie sind bestimmt, in den großen Kampf der Zeit einzugreifen, an welchem der gelehrte Verfasser auch in anderer Richtung bedeutenden Antheil nimmt. Was uns, wie in allen Schriften Diefenbach's, so auch in dieser seiner neuesten Novelle, so wahrhaft wohlthuend berührt, ist der Geist der Versöhnung, der aus ihnen spricht und von einem höheren Standpunkte aus scheinbare Widersprüche vereinigt. Wie sich die Vertreter der verschiedenen Stände, des Adels und des Bürgerthums, nach manchem bitteren Kampfe die liebende Hand zum ewigen Bunde reichen, so stehen sich am Schlusse des Werkes auch die religiösen Anschauungen unseres Jahrhunderts nicht mehr feindlich gegenüber. Allerdings fallen manche schöne Blüthen, aber die hohe Idee des Werkes erscheint unzerstört und unzerstörbar. Wir haben dieses Werk mit gespanntem Interesse gelesen und dasselbe mit innerer Befriedigung aus der Hand gelegt. Auch derjenige Theil des Publikums, welcher vorzüglich das Ergreifende, Ueberraschende, Spannende — mit einem Wort, das Romantische sucht, wird diese Novelle mit Interesse lesen und neben der fesselnden Unterhaltung zugleich eine befreiende, höhere Belehrung als dauernden Gewinn erzielen.

„Offener Brief an den Herrn Bischof von Mainz" (Kassel, Kay) und **„Die Grundlagen** des wahren religiösen Friedens", protestantische Randglossen rc. von **Dr. K. Köhler** (Friedberg, Bindernagel). Beide Schriften bezwecken die Selbsterkenntniß und, wo möglich, das Selbstbekenntniß eines Schriftstellers, welchem sie den Vorwurf der politischen Lüge zurückschleudern und den sie des Rechtsbruches gegen die Verfassung und den Regenten des Großherzogthums Hessen, sowie der Ausstreuung des Bruderzwistes bezichtigen. Köhler erhebt gewichtige Zweifel an der dialectischen Kunst und an der muthigen Folgerichtigkeit des Herrn v. Ketteler, der seine Verunglimpfung des deutschen Volkes umzudeuteln sucht, und verweist ihn auf die Stellung des römischen Kirchenrechtes gegenüber dem Staatsrechte und dem Heile der Gesellschaft, auf die päpstlichen Mordordonnanzen gegen die Ketzer der früheren Zeit, und auf die Bannsprüche des bedauernswerten Pio IX. gegen den Geist, den er nicht begreift. Dem Leser bleibt es zweifelhaft, aus welchem Grunde Herr v. Ketteler von der Geschichte einer Partei schwieg, welche bis heute die, angeblich durch sie vertretene, katholische Kirche unterwühlt und neuerdings in der Kunst der Geschichtsfälschung durch Verschweigen sich auszeichnet.

„Allein in der Welt." Roman von **Franz v. Remmersdorf.** Drei Bände (Berlin, Janke). Dieser Roman sucht die rechte Mitte sowohl für den Adelstand, wie für die religiöse Anschauung, und vermeidet allerdings die Extreme, erhält sich aber nicht ganz frei von Parteinahme. Aehnliches gilt für die Stellung des reinen Wissens gegenüber dem angewandten und gemeinnützigen, indem jenes nur in dem karikirten Brüderpaar Korn auftritt, obgleich das Programm des Helden (I. 5) sich schön und wahr über diesen Punkt ausspricht. Im Uebrigen zählen wir den ganzen Roman zu den achtungswerthesten der Gegenwart. Als sein gelungenstes Charakterbild erscheint uns das negative der charakterlosen, aber gut- und weichherzigen Lilli. Die Mehrzahl der Gestalten ist durch den Willen ihrer Schöpferin verdammt, weder Achtung noch Liebe zu verdienen. Desto höheren Anspruch auf Beides hat das Heldenpaar (Robert und Judith), das sich erst am Schlusse für immer verbindet, nach mannichfachen Prüfungen und Irrgängen, besonders Judith's, welche die schlechten Dienste eines Verehrers (Lulu) gegen einen anderen (Korn II.) annimmt, statt Beide von Anfang an ihr fernzuhalten. Ein edler Grundgedanke des Buches, welches der Erzählung viele sinnvolle Sprüche einreiht, ist die Würde und der Segen der Arbeit.

„Theologisches Universal-Lexicon" (Elberfeld, Friedrichs) und **„Bibel-Lexicon"**, herausgegeben von **D. Schenkel** (Leipzig, Brockhaus) sind zwei seit Kurzem begonnene Werke verwandten Gegenstandes, jedoch verschiedenen Maßes. Ersteres ist ein umfassendes Wörterbuch für alle Gegenstände und Personen, welche mehr und minder dem Bereiche der jüdisch-christlichen Religion und ihrer Geschichte angehören. Seine bei diesem großen Reichthume so unerläßliche Kürze verbindet sich mit Deutlichkeit und sehr lobenswerther Stellung über den streitenden Parteien, soweit wir aus den bis jetzt erschienenen 3 (Rest 4—30) Lieferungen ersehen. Das von Schenkel redigirte Werk dagegen, welches in den ersten von 32 Heften uns vorliegt, beschränkt sich auf die durch die Bibel gegebenen Kategorien, welchen es dafür ausführliche Abhandlungen widmet. Ueberdieß ist es mit Holzschnitten ausgerüstet, welche viel zur Veranschaulichung beitragen. Bei den meisten Aufsätzen haben sich die Verfasser unterzeichnet. Beide Werke verdienen die Aufmerksamkeit aller Gebildeteren. Weiteres Eingehen auf ihren Inhalt und Geist behalten wir uns vor.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Wagenbauer † in München: Zwei Thierstücke. — C. Rohde in München: Familienscene. — Fr. Cossow in München: Gestörte Mittagsruhe. — A. Spieß in München: Der Restaurateur im Klostee. — Waldmüller † in Wien: Genrebild. — Schertle in Frankfurt: Carl Borromäus, Zeichnung nach Andreas Müller. — Gerome in Paris: Der Hahnenkampf. — Delacroix † in Paris: Piraten. — Guillemin in Paris: Der Winter. — Diaz in Paris: Nymphe und Amor. — Pettenkoffen in Wien: Wallachisches Mädchen.

Am ersten Feiertage bleibt die Ausstellung geschlossen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 12. April, bleibt das Theater geschlossen.

Montag, 13. April. (Neu einstudirt): **Preciosa**, Schauspiel in 4 Abtheilungen von P. A. Wolff. Musik von C. M. v. Weber.
(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 104. Dienstag, den 14. April 1868.

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

Clotilde war doch ein Kind des Glückes: als sie am Morgen ihres Geburtstages ziemlich spät erwachte, strahlte der Himmel, der in verflossener Nacht kalte Regenschauer niedergesendet, im schönsten Blau, durchfluthet vom reinsten Sonnengold.

Eine sanfte Musik schallte zu ihr aus dem Parke herauf; es waren süße, weiche Klänge.

Sie richtete sich auf im Bett, stützte den schönen, runden Arm auf das Kopfkissen und ließ ihre Augen träumerisch über die Wipfel der Bäume schweifen. Das lange, volle, weiche, dunkle Haar wallte über das weiße spitzenbesetzte Nachthemd tief herab, der warme rosige Duft, mit welchem der Gott des Schlafes sie angehaucht, lag auf ihren Wangen, sie war reizend wie der junge Tag, trotzdem, daß sie schlecht geschlafen und bös geträumt hatte! Ach, die goldene Jugendzeit überwindet das Alles; nur auf Gesichter, von denen der Frühlingsglanz des Lebens gewichen ist, werfen schlechte Nächte und schlimme Träume ihre grauen Schatten und ziehen da ihre tiefen Furchen.

Clotilde klingelte.

Ihr Mädchen erschien mit einem Bouquet frischer, duftiger Blumen. Sie gratulirte ihrer jungen Herrin und theilte ihr mit, daß der Commissionsrath, Vetter Johannes und Herr von Portheim schon im Salon warteten, um dem Geburtstagskinde ihre Glückwünsche darzubringen.

„Und Victor?“ fragte Clotilde, auf deren weißer Stirn sich eine leichte Wolke zeigte.

„Ich habe den Herrn Rechtsanwalt noch nicht gesehen“, antwortete das Mädchen.

„Kleide mich an“, sagte Clotilde verstimmt.

Sie stand, das Haar noch einmal leicht mit der Hand glättend, vor dem Spiegel, als es klopfte und gleich darauf ihr Vater hereintrat.

„Papa!“ rief sie und eilte ihm entgegen.

Der Kaufmann schloß das schöne, junge Mädchen zärtlich in seine Arme und drückte einen Kuß auf ihre blühende Wange.

„Der liebe Gott will Dir wohl“, sprach er, „sieh nur, welch' ein schöner, prächtiger Tag zu Deinem heutigen Feste. Wer hätte das heute Nacht, als der Sturm und Regen raste, ahnen können. Komm, komm, mein Tildchen.“

Und Arm in Arm traten sie in den kleinen Salon, wo die Familie gewöhnlich ihr Frühstück einnahm. Cousin Johannes und Herr von Portheim kamen ihnen entgegen.

„Der Herr möge Deine Tage segnen und die Furcht Gottes Dich auf allen Deinen Wegen begleiten, meine theure Clotilde“, sprach Johannes, während Herr von Portheim in jenem halbflüsternden Tone, voller Glätte und Eleganz, alle mythologischen Genien und Göttinnen, die Grazien natürlich inbegriffen, beschwor, um Clotildens Lebenspfad zu verschönern, mit Blumen und Goldstaub zu bestreuen und sie in den Tempel des Glücks zu geleiten, den die Liebe und Freundschaft aufbauen.

Clotilde dankte freundlich, aber ihr Blick flog unruhig auf die Straße hinab.

Weder die Brillant-Broche, die ihr der Vater in einem Bouquet köstlicher Blumen entgegenbrachte, noch der prachtvolle indianische Ballfächer, den Herr von Portheim auf ihrem Geburtstagstischchen neben dem mit neunzehn brennenden Wachslichtern gezierten Geburtstagskuchen niedergelegt, vermochten ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Selbst das prächtige, in Sammet gebundene, mit einem goldenen Kreuze gezierte Gebetbuch, welches Johannes ihr überreicht, drehte sie ungeduldig und ohne die salbungsvolle Widmung auf dem weißen Velin-Titelblatt zu lesen, zwischen den Fingern. Da öffnete sich die Thüre und herein trat Victor. Er sah bleich und angegriffen aus. Die Gemüthserschütterung der vergangenen Nacht, die Erinnerung an die verlassene Adele hatten seinem Gesicht einen tiefen Ernst aufgeprägt. Aber bei dem Anblick seiner reizenden Braut flog doch ein Lächeln über seine Züge.

Auch in Clotilde flammte die Liebe mächtig empor. Sie eilte ihm entgegen, und ihm beide Hände mit einem süßen, zauberischen Lächeln entgegenstreckend, flüsterte sie ihm zu:

„Kommst Du endlich?“

O, daß diese fremden Augen ihn anstarrten, dieser heilige Missionär Johannes und dieser blasirte Herr von Portheim, der, jetzt herantretend, in seinem leisen Flüsterton näselte:

„Auf Ehre, Herr Rechtsanwalt, Sie heißen nicht nur Victor, Sie sind auch ein Victor. Von Ihnen kann man wie von Cäsar sagen: Er kam, er sah und siegte. Und wenn ich alle Schätze Peru's und Indiens vor dem gnädigen Fräulein ausgebreitet, ich hätte dieses Lächeln nicht hervorzaubern können, das Ihr Erscheinen hervorrief.“

Victor war nicht in der Stimmung, auf diese Bemerkungen etwas zu erwidern. Er zuckte leicht die Achseln, und Clotildens Hände an seine Lippen drückend, sah er ihr mit einem Blick tiefer Bewegung und Zärtlichkeit in die Augen.

O, wenn er doch nur eine einzige, kurze Minute mit ihr allein gewesen wäre!

Aber schon drängte der Commissionsrath, der indessen der Dienerschaft Befehl gegeben, das Frühstück aufzutragen, zum Platznehmen.

„Gleich, gleich, Papa“, lächelte Clotilde schelmisch, „aber siehst Du denn nicht, daß Victor zuvor sein Geburtsgeschenk loswerden will?“

Und sie zog aus seiner Brusttasche ein in Rosapapier gewickel-

tes Packet und streifte hastig die Hülle ab. Ein erstauntes, freudiges „Ah!" entfloh ihren Lippen.

„Ein schönes Diadem, muß viel Geld gekostet haben", rief der Commissionsrath bewundernd aus.

Auch Johannes trat näher, seine dunklen Augen fest auf den Schmuck gerichtet, während Herr von Portheim sich das Augenglas einklemmte und mit einem nicht schlecht affectirten Ausdruck der Verwunderung bald Victor, bald das Diadem anstarrte.

„Seiner Clotilde zum zwanzigsten October. Victor Linden", las flüsternd das junge Mädchen, aufleuchtend vor Freude, und die fremden Augen, die auf sie gerichtet waren, ganz vergessend, gab sie einen Kuß dem Geliebten, der, glücklich über die Freude seines Mädchens, sie stumm an sein Herz drückte.

„Seiner Clotilde zum zwanzigsten October. Victor Linden", wiederholte nähertretend in seinem näselnden Ton Herr von Portheim, sein Lorgnon fester gegen das Auge drückend, „wahrhaftig, lieber Linden, Sie sind ein Hexenmeister, so eine Art Aladin mit der Zauberlampe aus dem Dings da . . . wie heißt die Oper doch? Richtig, die Rosenfee. Darf ich bitten, gnädiges Fräulein", und er streckte die Hand nach dem Diadem aus.

Clotilde stand unbeweglich wie eine Statue. Die Rosenfee! . . das Wort war ihr wie ein spitzer Stahl ins Herz gedrungen, noch mehr der Spott, der in dem Tone Portheims und in dem Ausdruck seines Gesichtes lag.

„Aber was ist denn das?" fuhr der Baron fort, „täusche ich mich oder haben Sie ein Magazin von Diademen, lieber Linden? Diese Blumenarabeske von Rubinen und Diamanten, ach, Sie neuer Cäsar, hat nicht die kleine Adele Mai neulich in der Rosenfee dasselbe Diadem oder ein ganz ähnliches getragen?"

Victor war sehr blaß geworden; man sah es ihm an, wie sehr er unter dem Eindruck dieses peinlichen Auftritts litt, und doch war er zu stolz, um in Gegenwart dieser Menschen Clotilde eine Aufklärung zu geben.

„Dasselbe", antwortete er kalt.

Clotildens Hand entglitt das Diadem; klirrend fiel es auf den Parquetboden. Sie schwankte, eine Leichenblässe überzog ihr Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

Julie Burow.

Wir kennen keine deutsche Schriftstellerin, die es mehr verdiente, in einem dauernden Andenken, namentlich bei dem weiblichen Theile ihrer Leser, zu bleiben, als die am 19. Februar in Bromberg verstorbene Julie Burow. Man wird daher gerne etwas Näheres von der wackeren Frau und ihren Lebensschicksale erfahren, wobei wir zumeist ihrem eigenen 1857 erschienenen kleinen Werke: „Julie Burow. Versuch einer Selbstbiographie", folgen.

Dieser ohne große Prätensionen, aber doch mit jener Dosis weiblicher Selbstgefälligkeit oder, wenn man will, Eitelkeit, ohne welche wir uns kein Weib denken mögen, auftretende „Versuch", führt uns in den Lebensgang einer Frau, die an sich selbst den eigenen Ausspruch erprobt hat: „Glück ist nicht Befriedigung unserer Wünsche — in tausend Fällen wäre diese sogar unser höchstes Unglück — Glück ist die Gesundheit der Seele, die uns wie die Gesundheit des Leibes fähig macht, Alles, was das Geschick über uns verhängt, in uns selbst so zu verarbeiten, daß es zur Erkräftigung, Verschönerung, mit einem Worte, zur Ausbildung unseres Ichs beitrage." Jene Selbstgefälligkeit aber ist geistiger Natur, die gerechte Befriedigung eines tüchtigen weiblichen Wesens, das sich unter den ungünstigsten Umständen und schweren Leiden einen Schatz von Wissen und ächten Frauentugenden zu erwerben gewußt hatte, der bei einem äußerlich stillen, innerlich tiefbewegten Leben später auch für Andere so edle Früchte tragen sollte.

Die Selbstbiographie läßt uns in schonendster Weise für die Betreffenden auf eine Jugend voll Leid und Elend, auf Unfrieden im Hause durch die unglückliche Ehe der Eltern blicken. Eine der ersten Erinnerungen des Kindes ist eine an dessen drittem Geburtstage, 24. Februar, begonnene äußerst beschwerliche Fahrt auf breitem, mit Eisschollen bedecktem Strome, da der Vater, früher Salz-Inspektor in Kydullen im ehemaligen Neu-Ostpreußen, und seit dem unglücklichen Frieden von 1807 brodlos, eine Anstellung in Elbing erhalten hatte. Noch nicht dreizehn Jahre alt, zog das Mädchen mit der Mutter von dem Vater hinweg zu Verwandten nach Tilsit. Da ging es ihr gut; aber „das armseligste Vaterhaus ist besser für das Herz, als eine glänzende Fremde." Mutter und Tochter schneiderten, nähten und strickten für Geld; Frauenarbeit wird schlecht bezahlt. Hier entstand die Kenntniß der Gegenden und Zustände Ostpreußens, die Julie Burow oft und mit Vorliebe in ihren Schriften geschildert.

Frühe auch ward bei dem Mädchen vor lebhaftester Phantasie jeder Schmerz, jede Freude, Sonnenschein und Schneegestöber, die Sehnsucht nach dem bei dem Vater zurückgebliebenen Bruder, alles zum Gedicht.

Nochmals wurde gewandert, zur jüngsten Schwester der Mutter, der Gattin eines Geistlichen in Nathangen; „auf dem schweren Wege durch Leben und Leiden sollte die wackere Frau ihre geistige Ausbildung erhalten". In Nathangen lebte sie in Wald und Feld mit der Natur; hier entdeckte sie den kleinen Bücherschatz des Onkels: Schiller, Goethe, Herder, Lessing, Engel; hier lernte sie auch Dieter kennen.

Wieder kam eine traurige Zeit. Die Mutter wurde krank, sollte nach Tilsit zu dem Schwager, der Arzt war, aber nicht zwei Personen in seinem Hause aufnehmen und erhalten konnte. Da fühlte sich die Tochter als eine Last der Mutter in ihrem einsamen haltlosen Leben!

Julie, das kaum sechszehnjährige Mädchen, suchte als Lehrerin kleiner Kinder ihr Brod. Die Gelegenheit ergab sich bei einer Wittwe auf dem Lande, in der Gegend von Rastenburg. Ein Jahr verging glücklich, da bekam das junge Mädchen Heimweh nach der Mutter und dem Bruder, das nur in anderer Umgebung zu heilen war. Es sollte geschehen, da um diese Zeit die Mutter sich entschlossen hatte, zu dem nach Danzig versetzten Vater zurückzukehren.

Ein Vaterhaus umschloß wieder vier Menschenherzen. Aber der Vater (expedirender Regierungssecretär) war kein Haushalter, er konnte kein Geld leiden, es fiel ihm so zu sagen zwischen den Fingern durch, und wieder kehrte die eiserne grimmige Noth in dem armen Häuschen ein. Von den Kindern wurde für Geld gearbeitet und erworben, was sie brauchten, — der strenge Weg zur Selbständigkeit. Und doch waren sie glücklich. Auf dem Dache des Hauses hatten sich die Geschwister einen freien und luftigen Garten angelegt, und die Stellung und der Bildungsgrad der Eltern öffneten ihnen die bessere Gesellschaft.

Mit zwanzig Jahren verlobte sich Julie Burow — „damals waren noch die märchenhaften Zeiten, wo auch Mädchen ohne Vermögen Freier hatten". Im Jahre 1831 heirathete sie den Baumeister Pfannenschmidt in Neufahrwasser bei Danzig. Es kamen Kinder, ein glückliches Mutterleben, Wanderungen mit dem Gatten an verschiedene Orte seines Berufes, unter anderem nach Pelplin zum Bau des bischöflichen Schlosses, wo ein Geistlicher vergebliche Bekehrungsversuche an der gemüthreichen Frau, die ihre durch eigenes Nachdenken gewonnenen religiösen Ansichten festhielt, machte.

Im Driesen, einem freundlichen Städtchen an der Netze, war es, wo Professor Klutz unsere Biographin zuerst darauf aufmerksam machte, daß sie einen Schatz besitze, den sie zum Besten ihrer Kinder verwerthen müsse. Da entstand der Entwurf einer Erzählung, und zwar auf Grund schrecklicher Einblicke, welche die Verfasserin bei einem Besuche des Vaters in Danzig in die Nachtseiten des weiblichen Lebens gethan, über ein Thema, das ihr von da seit Jahren im Herzen gelegen: die Stellung des weiblichen Geschlechtes in der bürgerlichen Gesellschaft und die Grausamkeit derselben gegen die Gefallenen, die sie rettungslos in den Abgrund stößt. Aber noch zehn Jahre lang blieb dieser Entwurf im Schreibtische liegen. Noch einmal umgearbeitet, wanderte er im Jahre 1849 zu Herrn Samter in Königsberg, der den Verlag übernahm, dem Buche den Namen „Frauenloos" und der Verfasserin das Versprechen einer bestimmten Honorarzahlung gab, wenn 500 Exemplare abgesetzt sein würden. Im Jahre 1857 hatte die Verfasserin noch keinen Heller gesehen! Auch dieß gehört zum Loose deutscher Schriftsteller.

Das „Frauenloos" erregte Aufsehen und rief die widersprechendsten Kritiken hervor. An dieser Erfahrung will Julie Burow den Werth der Kritiken und der kritisirenden Tagesschriftsteller, jedoch mit Ausnahmen, kennen gelernt haben. Ihre Bücher bezeichnet sie selbst als „Frauenschriften, nichts mehr, die nicht den Anspruch machen, einen Vorderplatz in der Literatur unserer Zeit einzunehmen." Hätten wir keine schlechteren Frauenschriften! In zwei Eigenschaften erblickt sie ihre Befähigung zur Romanschriftstellerin: in ihrem lebhaften Gefühl und der mit einem solchen selten verbundenen Neigung und Fähigkeit, dieß von seinem Auflodern bis zu seinem Verlöschen scharf zu bewachen und zu beobachten." Diese Charakteristik trifft das Wesen der Burow'schen Schriften im Wesentlichen richtig: sie ruhen auf einer durch ein vielgeprüftes Leben gewonnenen reifen Erfahrung, auf einem reichen Gemüthe, auf scharfer Beobachtung und Kenntniß des menschlichen Herzens, und sie werden durchweht von einer wirklichen Begeisterung für künstlerisches Schaffen.

Den Ruf der Schriftstellerin begründete vor Allem die Betheiligung an einer vom „Familienbuch des österreichischen Lloyd" ausgeschriebenen Preisbewerbung. Der Novelle: „Ein Pfarrhaus in Rathangen" wurde einstimmig der erste Preis zuerkannt, derselbe aber von der Redaction nicht gezahlt, da einige von den Verhältnissen nöthig gemachten Abänderungen von der Verfasserin nicht rechtzeitig hatten besorgt werden können. Die Redaction gab ihr einen Extrapreis von 15 Ducaten, und — etwas seltsam — den ersten Preis Herrn Ferdinand Kürnberger — für eine Erzählung, von der wir in der That nicht verstehen, wie sie überhaupt zu einem Preise hat kommen können. **Libri habent sua fata.** —

Als Julie Burow an ihrem zweiten großen Romane „Aus dem Leben eines Glücklichen" schrieb, traf die glückliche Familie ein schwerer Schlag: ihr Gatte wurde auf Denunciationen hin seiner politischen Gesinnungen wegen disciplinirt und dispensirt.

Eine Kummerzeit, in der die Freunde sich bewährten, endete nach acht Monaten mit der Wiedereinsetzung des Gatten in sein Amt, einer besseren Stellung in Bromberg, aber auch als Folge des tiefgefühlten Leidens mit einer schweren Krankheit desselben. Doch verlor die wackere Frau den Gatten erst später.

Ihre literarische Thätigkeit wurde immer ausgebreiteter; die meisten namhaften Journale Deutschlands ersuchten sie um Beiträge und die Sorge um Verleger hatte ein Ende.

Eine Reihe Romane erschienen im Verlage von J. L. Kober, und wurden mit Beifall aufgenommen; wir denken, es ist zumeist ein verdienter gewesen.

Man kennt Goethe's harten Ausspruch über dichtende Frauen. Man sagt auch, daß der weibliche Genius, wo er schöpferisch werde, nicht bloß fruchtbar, nicht mehr weiblich sei. Hat es Julie Burow über die Sehnsucht hinaus zu Thaten gebracht? (ein Kritiker sagte über ihr „Frauenloos": „Dieß Buch ist keine bloße Schrift, es ist eine That") — wir wollen dieß unentschieden lassen. Aber eine begabte Schriftstellerin war sie, und ihrer Schriften mag man sich freuen, sowie an ihrem vielgeprüften Lebensgange, den sie selbst so lesenswerth geschildert und dessen eigentlicher ernster Kern keine Wiedergabe gestattet, oder wenigstens nur verzettelt, lernen. †

Mannichfaltigkeiten.

(Hamburger Witze.) Der Feuilletonist eines norddeutschen Blattes erzählt von einem Hamburger Exerzierplatze folgende Schnurren: „Beim Appell fragt der Hauptmann einen Jüngling, dessen Knöpfe sehr schlecht geputzt sind: „Wie heißen Sie?" — „Wer", sagte der Ungeputzte. — „Sie." — „Wer." — „Zum Donnerwetter — ich will wissen, wie Sie heißen!" — „Wer." — „Kreuzelement! Ist der Mensch denn taub oder verrückt? — Feldwebel, wie heißt denn der Mensch da?" — „Jacob Hinrich Wer, Herr Hauptmann!" — Letzterer wußte nun endlich, woran er war und denkt wohl noch heute über die wunderbare Vielseitigkeit deutscher Volksstämme nach, wie neulich der junge Freiwillige in spe sehr betrübt über die „Tiefe des menschlichen Elends" nachsann, nachdem er im Examen wegen heftiger Conflicte mit Heise und Heinsius bös durchgefallen war. Er kam mit gesenkten Ohren zu seinem Erzeuger, der ihn fragte: „Na, Krischan, wie hett Di dat gahn?" — „Ach Gott, ick heff mir statt mich saggt, da heff se mi rutsmeeten." — Da bemerkte plötzlich tröstend ein alter Israelit, des Vaters würdiger Geschäftsfreund, der hinzugetreten war: „Es ist ganz einerlei, mein guter Junge, ob sie Dich mal im Dativ oder im Accusativ todtschießen." Recht philosophisch orientalisch gedacht.

(Photographisches Bilderbuch.) Ueber den neu erfundenen, auf Swans Kohle-Verfahren beruhenden autotypisch-photographischen Bilderdruck berichtet das „Mag. f. d. L." des Ausl.": Der Maschine, mit welcher Swan seine photographischen, alle Farben-Nüancen verschiedenartig darstellenden Bilder druckt, hat er den Namen „Autotyp" gegeben, und das Patent darauf, sowie auf das dem Ganzen zu Grunde liegende Kohle-Verfahren, einer Gesellschaft überlassen, die bereits in London eine Ausstellung der verschiedenartigsten, danach angefertigten Bilder veranstaltet hat, welche den schönsten, kunstvollsten Kupferstichen gleichen. Bekanntlich war die Anfertigung von Photographieen nach Oelbildern bisher sehr unvollkommen, indem bei dem gewöhnlichen Verfahren einige Farben, wie grün, roth und gelb, mehr oder weniger dunkel, andere dagegen, wie blau und violet, ganz hell im photographischen Bild erscheinen, die verschiedenartigen Farben-Uebergänge und Nüancirungen aber gar nicht wiedergegeben werden konnten. Diesen Mängeln wird durch das autotypische Verfahren vollständig abgeholfen. Swan hat für die Aufnahme der verschiedenen Farben ein verschiedenfarbiges Gelatingewebe erfunden, das der Maler des Bildes selbst nach Bedürfniß mit dem Pinsel retouchiren kann, in Folge Dessen die photographischen Abdrücke nicht bloße mechanische Arbeit sind, sondern Kunstwerke im wahren Sinne des Wortes sein können.

(Eine californische Eishöhle.) Die ungeheure Menge Eis, welche man, den amerikanischen Gewohnheiten gemäß, in Californien verbraucht, rührt fast ganz aus einer Höhle her, die, der Schilderung eines in San Francisco erscheinenden Blattes zufolge,

unter die Zahl der Naturwunder aufgenommen zu werden verdiente. Diese Höhle, ein wahres unerschöpfliches Eismagazin, liegt am Ufer eines Wasserlaufes, welchem man den Namen der „Weiße Lachs" gibt, ungefähr 30 englische Meilen vom Columbiafluß. Der Eingang in dieselbe befindet sich am Fuße des Adamsberges, unter welchem sie mehrere englische Meilen weit sich erstreckt. Das Schauspiel, welches sich im Innern entfaltet, ist feenhaft und wahrhaftig großartig. Man sieht darin besonders gewaltige Eissäulen, gebildet von dem Wasser, das die Höhle durchfließt und in seinem Fall gefriert. Welches auch die Ursachen dieser Natur-Erscheinungen sein mögen, unter die man ohne Zweifel die den Adamsberg bedeckenden Schneemassen rechnen muß — man löst von diesen Säulen Eisblöcke ab, welche man auf den Rücken von Maulthieren bis an den Columbiafluß transportirt, von wo sie dann an ihren Bestimmungsort eingeschifft werden.

(Weibliche Telegraphisten.) Die Direction der badischen Verkehrs-Anstalten scheint mit der Verwendung weiblicher Dienstleistungen bei den ihr unterstellten Branchen sehr gute Erfahrungen zu machen. Nicht nur ist die Telegraphenstation Karlsruhe mit weiblichen Telegraphisten besetzt, sondern auch der Dienst an der dortigen Bahnhofscasse wird seit kurzer Zeit von jungen und hübschen Damen versehen. Nach amtlichem Ausschreiben soll Gleiches auch im Postdienste bevorstehen. — Das Anfangsgehalt beträgt 400 Gulden.

Literatur.

Deutsche Dichtergaben. Album für Ferdinand Freiligrath. Herausgegeben von Christian Schad und Ignaz Hub (Leipzig, Duncker und Humblot).

Diese Blätter haben seiner Zeit das Erscheinen des genannten Albums mit empfehlenden Worten angezeigt. Aber uns däucht, das Buch, würdig des herrlichen Mannes und Dichters, dem es geweiht ist, verdient eine eingehende Besprechung, und es ist eine Ehrenpflicht für Alle, welche noch ein Herz haben für Großes und Edles und Theilnahme für das Schicksal Freiligraths, dem der Reinertrag des Buches zufällt, diesem ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Eine bunte Reihe von hundert Poeten hat sich zusammengefunden, um dem berühmten und geliebten Genossen in der Ferne im Geiste die Hand zu drücken. Leider haben wir Anastasius Grün, Mörick, Hartmann, M. Meißner, K. Beck vergebens in diesem schönen Kreise gesucht. Aber fast Alle, die sich eingefunden, berühmte Namen und rüstig strebender Nachwuchs, Sänger von diesseits und jenseits des Oceans bieten ihr Bestes. Alle Beiträge sind hier zum ersten Male gedruckt.

Die beiden verdienstvollen Herausgeber haben mit feinem Geschmack und kritischer Strenge ausgewählt, fast nirgends begegnet man einer schwachen Leistung.

Was uns besonders wohlthuend berührt, ist das Vorherrschen derjenigen Stoffe, welche der Dichtweise Freiligraths verwandt sind: das phantasievolle Schweifen in die Weltferne ebenso, wie das lebendig theilnehmende Erfassen der Gegenwart mit ihrem Ringen nach Licht und Freiheit tritt in bedeutsamer Weise hervor. Daneben erklingen in ergreifenden und kunstvollen Weisen die ewig alten und ewig neuen Themata: Natur und Menschenherz.

Wir hatten die Absicht, einen umfassenden Ueberblick des reichen Inhaltes zu geben, aber wir würden die Geduld der Leser und den Raum dieser Blätter über Gebühr in Anspruch nehmen, beschränken uns deßhalb darauf, die bereits anerkannten Namen bloß zu erwähnen, die hervorragenden Leistungen der weniger bekannten Poeten dagegen nach Verdienst hervorheben; denn hier begegnen wir mancher vielversprechendes Begabung.

Von Ersteren nennen wir: F. Bodenstedt, A. Bube, M. Carriere, F. Dingelstedt, Ebert, J. G. Fischer, Franke, Geibel Gottschall, P. Heyse, G. Herwegh, A. Kaufmann, G. Kinkel, F. Löwe, M. Meyer, Müller v. Königswinter, G. Pfarrius, Rob. Prutz (dessen „Menschenherz" ist wohl die Krone der Sammlung), J. Rodenberg, O. Roquette, F. v. Schack, G. Scheurlin, Simrock (bringt eine prächtige Humoreske „Der Kirchenschlaf"), L. Storch, Th. Storm, E. Tempeltei, A. Träger, Max Waldau (aus dem Nachlasse des allzu früh verblichenen Dichters). Von weniger bekannten Poeten erwähnen wir besonders gelungene Beiträge von Fr. Oser, K. Elze („Deutsche Gräber", schwungvolle Sonette voll Tiefe und männlicher Gesinnung), U. Beck, F. W. Helle, Th. Altwasser (farbenreiche Schilderungen aus dem Oriente), Jos. Roth (eine der Freiligrath'schen Muse verwandte Dichterkraft, — wir würden sagen „ebenbürtige", wenn das künstlerische Maß in seinen Beiträgen überall so gewahrt wäre, wie in dem schauerlich-prachtvollen Nachtstücke „Sir John Franklin"), L. Hammerling, Fr. Marx („Sibyllinische Blätter"), J. von der Traun („Gold hat Recht"), O. Gruppe, L. Kalisch, G. v. Limburg, E. Rittershaus, B. Sigismund († 1864), R. Reithre, H. Hölty (Verwandter des Hainbundsängers, schlägt mit Glück den volksthümlichen Balladenton an), F. W. Rogge, H. Stadelmann, G. Mühl, G. Scherer, Waldmüller-Duboc, F. Schermer und F. W. Diehl bringen treffliche Uebersetzungen brasilianischer Dichter, F. Dahn, Udo Brachvogel, K. Krez. Den Schluß macht J. Hub mit einem Gedenkblatt an Freiligrath; derselbe hat auch die Sammlung mit einer geist- und begeisterungsvollen literarisch-biographischen Einleitung eröffnet, mit deren Schlußworten wir von den Lesern Abschied nehmen: „Seine deutschen Sangesgenossen, die Coryphäen, Werkmeister und Gesellen der Kunstrepublik, haben den Baustoff, ideale Kleinodien, zu einem Denkmal herbeigeholt von der Weichsel und Elbe, von Rhein, Mosel und Seine, von der Donau, Düna und Adria, selbst vom Ohio, Mississippi und La Plata, und es ward errichtet als Huldigung für einen König im Reiche des Schönen, einen Mehrer des geistigen Nationalreiches, und das Denkmal trägt seines Namens Zierde. Es steht errichtet, nicht dem Manen eines Geschiedenen, sondern dem kräftigen Genius eines Lebenden, der sich an solchem Preis erfreuen möge, dargebracht im Liede: dem Brode des Herzens, der Seele Stern in Finsternissen, dem Gewissen der Welt!"

Ludwig Bauer.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Tantièmen. Die „Kölnische Zeitung" enthält in ihrer Nummer vom 23. März einen vortrefflichen Artikel über die Tantièmenfrage bei dem deutschen Theater. Man kann nicht oft und nicht dringend genug darauf hinweisen, daß die dramatischen Autoren in Frankreich reich werden, während sie in Deutschland, bei allem Respect, den man ihrem Talent und jenen unsäglichen Arbeitsmühen zollt, welche die Theaterdichtung in Anspruch nimmt — Hunger leiden dürfen, wenn sie nicht Vermögen oder einen sonstigen Erwerb haben. Die „Kölnische Zeitung" stellt mit Recht eine Frage, die wir schon lang stellen wollten, sie fragt: Warum hat Herr v. Hülsen die Tantième nicht auf den unter ihm stehenden Theatern zu Hannover, Kassel und Wiesbaden eingeführt? Es kann in der That nichts Demüthigenderes geben, als die Honorare, welche einem deutschen dramatischen Dichter gezahlt werden von den meisten vaterländischen Bühnen. Während ein Stück im Wiener Burgtheater, wenn es nur einigermaßen gefällt, 1500 Gulden, wenn es durchschlägt 2500—3000 Gulden und dann jährlich immerfort 600—1200 Gulden einträgt, erhält man von jenen Bühnen, die keine Tantièmen haben, als Honorar 50 Gulden oder etwas mehr. Für den Dichter ist es traurig, für die betreffenden Theater — beschämend. (In Berlin ist ebenfalls Tantièmensatz, doch wissen wir nicht seine Höhe. Rh. K.)

Deutscher Nationalschatz heißt wieder eine neue Ausgabe von Schiller, Goethe und Lessing, die sich als die billigste unter allen Ausgaben deutscher Classiker einführt und als eine Ausgabe, welche zugleich als Nachschlagebuch sehr bequem ist und dem Bedürfnisse Jener entspricht, die sich bändereiche Ausgaben nicht anschaffen können.

Neue Novelle von E. Marlitt-John. Die Nachricht, daß von der beliebten Verfasserin der „Goldelse" und „Das Geheimniß der alten Mamsell" eine neue Novelle nächstdem erscheinen wird, dürfte unsere Leser, noch mehr die Leserinnen interessiren. Das Werk betitelt sich: „Reichsgräfin Gisela", und wird binnen Kurzem in Druck gegeben werden.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 14. April: **Der Statthalter von Bengalen**, Schauspiel in 4 Akten von H. Laube.

Abonnements-Vorstellung Nr. 136.

Mittwoch, den 15. April: Neu einstudirt: **Undine**, romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Lortzing. Abonnements-Vorstellung Nr. 137.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Ritz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 103. Mittwoch, den 15. April 1868.

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

In diesem schrecklichen Augenblick, schrecklich für Clotilde und Victor, welche die Opfer eines traurigen Mißverständnisses, einer unbegründeten Eifersucht, eines falschen Stolzes und einer niedrigen Bosheit waren, trat der Commissionsrath, der bis dahin ein überraschter, stummer Zuhörer geblieben war, mit jener Barschheit, die bei ungebildeten Menschen so leicht in Grobheit überschlägt, auf den jungen Mann zu.

„Eine Comödiantin hat diesen Kopfschmuck getragen, den Sie meiner Tochter anbieten. Ich finde ein solches Benehmen merkwürdig, Herr Linden, ja ich wiederhole es, sehr merkwürdig. Es ist das zum mindesten eine — eine Tactlosigkeit", und die höckerige, niedere Stirne des Commissionsraths färbte sich dunkelroth vor Zorn, „die ich kaum verzeihen kann — selbst wenn Clotilde es thun sollte."

„In der That, ich finde auch, daß dieß eine . . .", warf Herr von Portheim ein, vollendete aber nicht, eingeschüchtert durch einen Blick Victors. Der Commissionsrath aber, ermuthigt durch die zustimmende Bemerkung und durch das Schweigen Clotildens, fuhr noch aufgeregter fort:

„Einer Ballettänzerin, einer Comödiantin! Aber mein Gott, Clotilde, was ist Dir? was ist Dir? was ist Dir? Du wirst blaß, um Gotteswillen, meine Herren, sie wird ohnmächtig, einen Arzt! Herr, sie sind der Mörder meines Kindes." Und er fing das schwankende Mädchen in seinen Armen auf.

Die einzelnen Momente dieses Auftrittes folgten sich so blitzschnell, daß Victor nicht einmal so viel Zeit mehr hatte, um ein aufklärendes Wort zu sprechen.

Clotilde war nicht ohnmächtig, aber in einem Zustande der Aufregung, der das Schlimmste befürchten ließ. Die schlechte Nacht, die Gemüthsaufregungen des Morgens, der Eindruck, den die Antwort Victors auf Portheims Frage auf sie gemacht — Alles das wirkte überwältigend auf das junge Mädchen ein. Die Qualen der Eifersucht steigerten ihren Schmerz bis zum Unerträglichen.

„Clotilde" — Victor sprach es mit fast erstickter Stimme, ihr seine Hände entgegen streckend. Ein einziges freundliches, begütigendes Wort aus Clotildens Mund würde Victor's Stolz gebrochen, ihn vermocht haben, eine Aufklärung über seine Beziehung zu Adele zu geben.

Aber Clotilde sprach dieses Wort nicht.

Ihre Eifersucht erblickte in der Bewegung Victors, in diesem halblauten Flüstern ein Eingeständniß seiner Schuld, eine Bitte um Verzeihung.

Ihr Stolz empörte sich bei dem Gedanken, eine Nebenbuhlerin gehabt zu haben — ihr Stolz, der so arg gedemüthigt wurde in Gegenwart ihres frommen Vetters Johannes, dessen dunkele Augen durchdringend auf ihr ruhten, und des Herrn von Portheim, dessen mitleidiges Lächeln ihr eine brennende Schamröthe auf die bleichen Wangen trieb. Und das Alles einer Choristin willen!

„Clotilde", bat Victor noch einmal.

Sie wehrte ihn stumm mit der Hand ab.

„Mein Herr!" sprudelte der Commissionsrath außer sich, „begreifen Sie nicht, daß Ihre Gegenwart für meine Tochter unter solchen Umständen Gift ist?"

„Vater!" wollte sie jetzt aufschreien; sie fühlte an Victors Erbleichen, daß diese Beleidigung tödtlich war, tödtlich für ihre Liebe, für ihre Zukunft.

Aber Victor zerriß jetzt selbst das letzte Band.

„Beruhigen Sie sich, Herr Commissionsrath," sprach er kalt und stolz, obwohl sein Blut kochend durch die Adern schoß, „ich gehe schon, ich gehe, und werde Niemandem in diesem Hause durch meinen Anblick wieder lästig fallen. Aber vergessen Sie nicht, daß der wahre Seelenadel weder nach Stand, noch nach Reichthum fragt, Herr Commissionsrath, und daß die Stirne einer Comödiantin eben so rein sein und mit demselben Stolz ein Diadem tragen kann, wie die der Tochter des reichen Kaufherrn; vergessen Sie nicht in Ihrem Uebermuth des Reichthums, daß die arme Schauspielerin, Adele Mai, vielleicht mehr Recht auf Ihre Achtung hat, als so manche der vornehmen Damen, vor welchen Sie tief den Rücken beugen, nur weil sie ein Wappen auf ihrem Kutschenschlag haben." Und mit einem stummen Gruß ging er.

Herr von Portheim zuckte höhnisch die Achseln, während der Commissionsrath, purpurroth vor Zorn, vergebens nach Worten haschte.

„Seien Sie froh, daß Sie den Menschen los sind," näselte der Baron, „und beruhigen Sie sich über diese Sottisen, die auf eine Stunde weit nach Demagogenthum und Communismus riechen."

„Gewiß Onkel, und preisen Sie Gott, daß er Sie befreit hat von dem Unwürdigen, und sehen Sie lieber nach Clotilde, die jetzt in der That ohnmächtig ist," sagte der Pfarrvicar, indem er ein Flacon Eau de Cologne vom Nipptisch nahm und, ein feines weißes Taschentuch benetzend, dem jungen Mädchen damit leicht die Schläfe rieb.

Es war Alles vorbei. Alles aus! Das Gesicht mit den Händen bedeckt, saß Victor vor seinem Schreibtisch; zu seinen Füßen lag die Enveloppe des Diadems, das ihm Clotildens Vater mit folgenden Zeilen zugeschickt hatte!

„Im Namen meiner Tochter erhalten Sie anbei das Diadem zurück, welches Sie gestern mitzunehmen vergessen hatten. Im Uebrigen bitten wir Beide, ich und Clotilde, die Verbindung,

die zwischen Ihnen und uns bestand, als gelöst zu betrachten. Sollte ich Sie gestern gekränkt haben, so bitte ich Sie um Entschuldigung und beiliegendes Honorar für Ihre geleisteten Dienste mag Ihnen zum Beweis dienen, wie hoch ich dieselben zu schätzen weiß."

Diesem Briefe hatte eine Anweisung von tausend Thalern beigelegen.

Nichts hätte Victor mehr empören, ihn tiefer beleidigen können! Er hatte an den Commissionsrath keine Forderung und die tausend Thaler konnten nur die Bedeutung haben, ihn den Verlust Clotildens leichter ertragen zu lassen. „O, diese Brutalität des Geldes", murmelte er, das Papier zusammenballend, „wie arm sind doch diese Reichen an ächtem Menschenstolz, welchen geringen Begriff von Menschenwürde besitzen sie."

Daß aber Clotilde, denn sie mußte doch um diesen Brief wissen, ihm so etwas bieten konnte, das erfüllte sein Herz mit unaussprechlicher Bitterkeit.

Mit einem kurzen Billet schickte er die Anweisung zurück, sein Schreiben mit den Worten schließend:

„Betrachten wir die Vergangenheit so, als wenn wir uns niemals gekannt hätten — niemals."

Wenn er hätte ahnen können, daß Clotilde von diesem Schritt ihres Vaters nichts wußte, vielleicht wäre eine Wiederannäherung möglich gewesen, aber mit jener Annahme war das Band zwischen ihr und ihm zerrissen auf immer!

Victor ließ die Hände vom Gesicht sinken und starrte hinaus in den grauen, trüben Herbsttag.

Herbstlich öde und trub sah es auch in seinem Innern aus.

Da polterte es draußen auf der Treppe, mehrere Männerstimmen wurden hörbar.

Er öffnete die Thüre. Tischlergesellen trugen den Sarg für Adeles Mutter herauf. Victor folgte ihnen. Als er in das kleine Dachstübchen trat, fand er Adele am Fenster sitzend, bleich, die Augen vom Weinen geröthet. Sie hatte die Hände gefaltet und blickte hinauf zum Himmel.

Er schritt auf sie zu und reichte ihr stumm die Hand. Bei seinem Anblick schossen ihr wieder die Thränen in die Augen und leise weinend sank sie auf den Stuhl zurück.

„Sie schlummert in Frieden", sagte er, sich müde in den Armsessel der Gestorbenen setzend, „gönnen Sie ihr die Ruhe nach den Stürmen des Lebens. Wenn des Menschen Zeit auf dieser Erde erfüllt ist, dann geht er gern heim, wie Einer, der sich erschöpft von der Tagesarbeit nach dem Schlafe sehnt."

Adele flüsterte weinend: „Ich weiß es, ihr ist wohl, sie ist beim Vater, aber ich bin nun allein, und sehne mich nach ihr, daß ich auch sterben möchte."

Es entstand eine Pause. Victor hätte ihr gern noch ein tröstendes Wort gesagt, aber fühlte dazu weder die Kraft, noch den Muth, solchem Schmerz gegenüber. Stumm reichte er ihr die Hand. Nach einer langen, traurigen Pause erhob er sich.

„Dem Einen stirbt die Hoffnung, dem Anderen das Leben," sagte er, „und doch bleibt Jedem eine Begleiterin, die ihn nie verläßt, so lange er noch wirken kann: Die Pflicht."

(Fortsetzung folgt.)

Benjamin Franklin Wade.

Der Tage, welche Andrew Johnson im Präsidenten-Palast zu Washington zubringen wird, dürften nicht viele mehr sein. Das Verhältniß der Parteien im Senat ist bekannt genug, um einen ziemlich sicheren Schluß auf das Urtheil zu erlauben, welches in dem großen Staatsprozeß gefällt werden wird. Sofern nicht neun Senatoren sich von der republikanischen Partei in dieser Frage lossagen (und nur für vier gibt man eine Möglichkeit der Art zu), wird die Verurtheilung Johnson's und damit zugleich seine Absetzung bestimmt erfolgen.

Die Verfassung der Vereinigten Staaten setzt fest, daß in solchem Falle der Vicepräsident den Präsidentenstuhl einnimmt. Herr Wade wird demnach in Balde an Johnson's Stelle in's Weiße Haus einziehen; er selbst ist, wie sein Vorgänger, ein Mann, der sich aus niederer Lebensstellung zur Höhe emporgearbeitet hat.

Nach einer Skizze, welche der „Baltimore Wecker" von ihm entwirft, ward Benjamin Franklin Wade am 27. October 1800 in Springfield, Massachusetts, geboren. Sein Vater war Revolutionssoldat gewesen.

Im Winter besuchte der junge Wade die öffentliche Schule; im Sommer aber mußte er sich, da die Seinen sehr arm waren, als Feldarbeiter verdingen. Als er größer geworden, spielte er im Winter den Schulmeister, während er im Sommer, gleich Abraham Lincoln, seinen Unterhalt auf der Farm und im Walde verdiente. Eine Zeit lang grub und schaufelte er als Taglöhner am Erie-Kanal.

In seinen zwanziger Jahren beschloß er, sein Glück im Westen zu suchen.

Wir finden ihn in Ashtabula, Ohio, mit dem Studium der Rechte beschäftigt, und dort ist noch heute seine Heimath.

Im Jahre 1835 wurde er zum Staatsanwalt von Ohio gewählt. In der Politik schloß er sich dem äußersten linken oder abolitionistischen Flügel der Whigs an. Sie wählten ihn 1837 in den Senat von Ohio. 1849 erwählte ihn die Legislatur zum vorsitzenden Richter im dritten Gerichtsbezirk des Staates. 1851 wurde er von der Legislatur Ohio's in den Bundessenat erwählt; 1857 und 1863 von neuem. Seine Amtszeit als Senator erstreckt sich gerade noch bis zum 4. März 1869; dann folgt ihm der Democrat Thurman.

Welche hohe Achtung sich Wade während seiner mehr als 16jährigen Senatorenlaufbahn erwarb, geht schon daraus hervor, daß ihn die republikanische Partei im Senat voriges Jahr eben im Hinblick auf die Möglichkeit der Absetzung Andrew Johnson's zum Senatspräsidenten, also zum Vicepräsidenten der Republik, wählte.

Schon kurz nach seinem Eintritt in den Bundessenat erwarb sich Wade einen nationalen Namen als einer der unerschrockensten Vorkämpfer der damals im Senat noch winzig kleinen Freiheitspartei. Bei jeder Gelegenheit trat er den stolzen südlichen Junker-Senatoren und ihren nördlichen Helfern und Helfershelfern mit dem ganzen Freimuth seines derben naturwüchsigen Wesens entgegen. Im Jahre 1852 stimmte er mit nur fünf seiner Collegen für Abschaffung des schändlichen Sklavenfang-Gesetzes. Während des Bürgerkrieges gehörte er zu den republikanischen Staatsmännern, die von Anfang an mit festem Blick den furchtbaren Ernst der Lage erkannten und eine entschlossene, vor keiner Gefahr zurückbebende Politik verlangten. Ja, er verlor manchmal die Geduld ob der Langsamkeit Abraham Lincoln's. Zugleich ist er frei von den Schrullen so mancher seiner amerikanischen Landsleute. Mit den Muckern und Wassertrinkern hat er nichts zu schaffen. Den Nativismus bekämpfte er stets, dagegen befürwortete er das Frauenstimmrecht.

Trotz seiner Jahre ist Wade körperlich wie geistig frisch und gesund. Sein makelloser Privatcharakter wird selbst von seinen erbittertsten Gegnern bereitwillig anerkannt. (Köln. Ztg.)

Persischer Fanatismus.

Der Reisende Vambery erzählt, daß er in den persischen Städten bei der Mehrzahl der Bewohner mehr Bildung angetroffen habe, als er erwartet.

Er kannte in Isfahan Handwerker, die Hunderte von Versen der berühmten Nationaldichter auswendig konnten, im Verkehr eine überraschende Geistesgegenwart und die Kunst schlagender Antworten zeigten. Die höheren Stände lassen sich gern von den Culturfortschritten des Westens erzählen, bewundern Eisenbahnen und Telegraphen, Dampfschiffe und Maschinen, pflegen aber dann etwa zu sagen: „Welch' Wunder, daß diese Menschen des Westens trotz all' ihrem Scharfsinn den wahren Glanz unserer Religion nicht einsehen; welch' Wunder, daß sie nicht Muselmänner werden!" Eine große Masse von Persern, namentlich der höheren Stände, haben unter sich die strenge Religiosität längst abgethan, aber im öffentlichen Verkehr, zumal mit Fremden, tragen sie Alle religiösen Fanatismus zur Schau. Sie lieben die Gespräche über den rechten Glauben und gerathen dabei in den heftigsten Eifer. Der Eine schimpft auf Omar, der Andere auf Osman und Abu Beker, der Dritte spricht in den gemeinsten Ausdrücken von Aischah, der Frau des Propheten Muhamed, der Vierte in verzückten Redensarten von Ali.

Vambery gerieth so oft mit seinen Reisegefährten in den wildesten Wortwechsel, daß er froh war, als endlich ein Vertrag dahin abgeschlossen wurde, daß nur einmal täglich über Religion gesprochen werden sollte; wer es sonst noch thue, müsse eine Melone als Strafe geben.

Ein alter Perser aus Schiras aber, der aus Haß gegen Omar sich dessen Namen auf die inneren Fußsohlen geschrieben hatte, um den ganzen Tag auf Omar herumtreten zu können, rief: „Und sollte ich hundert Ivehacker Melonen zahlen müssen, so höre ich doch nicht auf, über Omar, diesen räudigen Hund, zu schimpfen."

Ganz fromme Leute bestimmen, daß ihre Körper nach dem Tode nach Kerbela gebracht werden, weil dort der gefeierte Märtyrer Hussein begraben liegt; sie sind dann bei der Auferstehung gleich in seiner Nähe und werden von ihm in das Paradies eingeführt. Es gibt eigene Todten-Karawanen, welche die Leichen nach Kerbela bringen.

In ähnlicher Weise ist Kum der Begräbnißort für die fromme Damenwelt, weil dort die gefeierte Fatime starb und in Gesellschaft von 444 Heiligen begraben liegt. Auch Wallfahrten werden dahin gemacht, und der Ort ist ein Asyl für verfolgte Verbrecher, zugleich durch Dieberei verrufen.

Neben einem Friedhof von ungeheurer Ausdehnung befindet sich dort das heilige Grab Fatimens, von zahlreichen Aufsehern bewacht. In einem weiten Hofraume erhebt sich eine mit prachtvoller Kuppel versehene Kapelle, ein kleines Prachtgebäude von fabelhaftem Werthe: die Kuppel ist mit einem Ueberzug von Ducatengold versehen. Sechszehn Marmorstiegen führen zur Thür, die mit einer dicken Silberplatte überzogen ist. Das Innere ist ebenfalls mit den kostbarsten Dingen ausgeschmückt, aber sehr überladen. Drinnen treiben sich die frommen Besucher umher, lesen Gebete und Koranstellen, die überall angeschlagen sind, weinen, singen und schreien, während die Aufseher in unverschämtem Tone Trinkgelder verlangen. An den Wänden und an allen Spitzen des Silbergitters, das den Sarg umgibt, hängen Kleinodien, oft von hohem Werthe, die der heiligen Fatime dargebracht sind. In der Nähe liegen auch viele persische Große begraben, wenn sie eine solche Auszeichnung durch den Frauen dargebrachte Huldigungen verdient haben. Unter diesen Auserwählten befindet sich auch einer der Herrscher Persiens, Feth Ali Schah, der ein recht schlechter Fürst war, aber bei seinem Volke den Ruhm genießt, den längsten Bart gehabt zu haben, der eleganteste Mann und der größte Damenfreund gewesen zu sein. Die frommen Perser haben die Schlechtigkeit seiner Regierung vergessen, aber jene Eigenschaften heben sie rühmend hervor.

Mannichfaltigkeiten.

(Zum deutschen Schützenfest in Wien.) Der Gemeinderath von Wien hat die Summe von 20,000 Gulden österr. Währ. auf das zur Bedeckung von Vorauslagen in rückzahlbaren Antheilscheinen à 25 Gulden österr. Währ. zu begebende unverzinsliche Vorschußcapital von 100,000 Gulden österr. Währ. votirt. Ueberdieß hat das Central-Comite auch an mehr als 500 hervorragende Persönlichkeiten, Körperschaften und Firmen in Wien und Deutsch-Oesterreich mittelst Circulars das Ersuchen um Betheiligung an der Subscription auf die erwähnten Antheilscheine gerichtet. — Der kaiserlich österreichische Consul in Christiania in Norwegen theilt dem Central-Comite mit, daß nicht allein unter den dortigen Deutschen, sondern auch unter den Einheimischen, sich das regste Interesse für das bevorstehende deutsche National-Bundesschießen kund gibt, und daß sich insbesondere der dortige „norwegische Scharfschützen-Verein" durch eine Deputation von Schützengästen bei dem dritten deutschen Bundesschießen in Wien vertreten lassen will.

(Ein tragischer Vorfall) hält ganz Wien in Spannung. Die 1863 mit einem Actiencapital von beiläufig 600,000 fl. gegründete Schellenhofer'sche Bierbrauerei-Gesellschaft ist fallit geworden. Der Director Werner hat sich dabei große Betrügereien zu Schulden kommen lassen, und als nun die Katastrophe hereinbrach, hat er sich — noch ist die Sache nicht sicher aufgeklärt — wirklich oder scheinbar das Leben genommen. Nachts 11 Uhr kam er verstört aus seiner Wohnung im oberen Stocke und ließ sich die Hausthüre öffnen. Wenige Minuten darnach kam seine Frau angefahren, und als sie in das Wohnzimmer ihres Mannes trat, fand sie es im Blut schwimmend. Man eilte dem Unglücklichen nach, fand ihn aber nicht; dagegen fand man seinen Pelzrock, Hut u. s. w. am Donau-Canal, so daß es scheinen mußte, er habe sich in denselben gestürzt. Ein zur Veröffentlichung bestimmter Brief Werners an einen ihm befreundeten Wiener Zeitungs-Redacteur wurde in der Wohnung Werner's ebenfalls gefunden, worin das Vorhaben des Selbstmords angekündigt und zu rechtfertigen gesucht wird. Alsbald erwecken jedoch allerlei Dinge den Verdacht, daß der Selbstmord nur simulirt und Werner noch am Leben sein könnte, das Blut könnte Thierblut, und der Pelzrock und Hut nur zur Irreleitung des Urtheils an dem Ufer des Donau-Canals niedergelegt worden sein. Eine umfassende Untersuchung ist im Gang und die Polizei hat Maßregeln für den Todes- und Lebensfall Werners ergriffen. Die Leiche ist bis jetzt noch nicht gefunden worden.

(Livingstone.) Auch die letzten Zweifel über das Leben des berühmten Afrikareisenden David Livingstone sind geschwunden, nachdem jetzt der Empfang eines vom 4. Februar datirten Briefes des englischen Consuls in Zanzibar, Dr. Kirk, an den Präsidenten der Royal Geographical Society, Sir R. Murchison, von diesem angezeigt worden. In diesem Briefe theilt Dr. Kirk die Ankunft des so lange erwarteten arabischen Boten, Bunduki, mit, welcher in der Stadt Mtuka (im Wembalande) mit Livingstone vor ungefähr einem Jahre zusammengetroffen war und von diesem Briefe und Depeschen zur Uebermittlung nach Zanzibar erhalten hatte. Nach den eigenen Angaben Livingstones bestätigt sich der von der Livingstone Expedition unter Mr. Young gegebene Bericht über die von jenem eingeschlagene Route an der Seeküste des Nyassasees entlang. Von dort drang er in nördlicher Richtung eine weite Strecke nach

dem Westen dieses Sees vor, und gelangte nach der früher stark bevölkerten, jetzt aber fast leeren Stadt Lobisa. In diesem Landstriche litt die Expedition viel von Hunger, doch erreichten sie bald (das oben erwähnte) Mtuka, in der Nähe der Südspitze des Tanganyikasees, wo sie reichlich Nahrung fanden. — Außerdem ist in Zanzibar verläßliche Nachricht von der Ankunft Livingstone's in Ujiji (halbwegs am Tanganyisee entlang) eingetroffen, wo Briefe von England und Zanzibar schon seit lange für ihn bereit lagen. — Der Wortlaut des von Dr. Kirk eingetroffenen Briefes wird in der nächsten Sitzung der Royal Geographical Society am 27. d. verlesen werden; doch wird das Eintreffen der Depeschen selbst in England noch vor diesem Datum erwartet.

Drittes Concert des Cäcilien-Vereins

am 10. April.

Kaum fünfzig Jahre brauchen wir in der Geschichte zurückzugreifen, und allenthalben finden wir am Charfreitag die Gotteshäuser der Katholiken in geistliche Schaubühnen verwandelt, auf welchen dem Auge und Ohr der gläubigen Heerde die ganze Leidensgeschichte Christi förmlich scenirt und musikalisch bearbeitet vorgeführt wurde. Nicht ohne kluge Einsicht benützte der Klerus die noch unentwickelte „Gedankenfreiheit" — das unselbstständige Urtheil des Volkes in religiösen Dingen, und suchte durch eben diese sinnlichen Eindrücke auf die Laien zum strengen Festhalten an der traditionellen Dogmatik aufmunternd einzuwirken.

Auf die Kunst und speciell auf die Tonsetzkunst hatte diese Art der Gottesverehrung viel vortheilhafteren Einfluß, als auf die Förderung der Menschheit. Diese und ähnliche geistliche Singspiele gaben zunächst Anlaß zu den Oratorien, die wiederum als ein nicht unbedeutender Hebel zum Ausblühen der heutigen Oper betrachtet werden müssen.

Indem wir uns der Besprechung der charfreitägigen Aufführung zuwenden, enthalten wir uns einer eingehenden Besprechung der Bach'schen Passionsmusik, weil dieselbe nicht selten hier aufgeführt wird und somit genugsam bekannt sein dürfte. Den Eindruck, den diese Composition des auf diesem Felde unerreichten Meisters hinterläßt, ist stets ein mächtig ergreifender. Hoch und hehr ragt aus der Menge musikalischer Schöpfungen dieses großartige Erzeugniß der Kunst, das zu uns eine Sprache redet, die überzeugender als das eindringlichste Wort, die uns durch ihre übernatürliche Kraft Welt und Menschen vergessen läßt, und uns mahnt an eine ewige, allwaltende Vorsehung. Wessen Gemüth wird auch bei einer so tiefsinnigen, majestätisch erhabenen Dichtung unempfänglich bleiben?

Was wir neulich schon einmal ausgesprochen, daß die gute Ausführung der Bach'schen Musik zum größten Theile von dem Verständniß des Dirigenten abhängt, finden wir auch diesmal bewahrheitet. Herr Director Müller hatte sich, so viel wir erfahen, gründlich in den Geist dieses Kunstwerks hineingelebt, und dadurch vortheilhaft auf die Ausübenden eingewirkt. Namentlich die Choralsätze, bei welchen in einigen die jugendlichen Künstler der Musterschule unter Anleitung ihres Lehrers Herrn Reif den cantus firmus mitsangen, wurde so überraschend schön und characteristisch durchgeführt, daß die vorausgegangene Interpretation des Dirigenten quasi herausgehört werden konnte, und man diesem in der That wahren Kunstgenuß gegenüber einzelne Uncorrectheiten, als da sind: zu ängstliches Einsetzen einzelner Stimmen, zu starkes Tongeben des Tenors an manchen Stellen, undeutliche Aussprache, das Nichtaushalten der Schlußnoten mit dem Orchester, schon gerne übersah. Erwägt man ferner, daß die sehr zahlreichen Chorsätze durchgehends polyphon und meist achtstimmig geschrieben sind, so dürfte dies gewiß Grund sein, den Fleiß und guten Willen, durch welche vortheilhaften Eigenschaften der Mitglieder des Vereins ein im Ganzen so hübsches Resultat erzielt wurde, lobend anzuerkennen. Von den Solisten hatte Herr Hill, trotzdem er nicht besonders disponirt schien, sehr klar den Geist der Composition erfaßt; seine treffliche Declamation, überhaupt die feine musikalische Wiedergabe seiner Nummern bekunden den geübten, vom wahren und richtigen Kunstverständniß durchdrungenen Oratoriensänger. Auch Herr Dr. Gunz, der hier wohlbekannte vorzügliche Sänger, traf zumeist die rechte Farbe. Wenn sein Gesang gegen das Ende hin etwas ermüdet erschien, so mag dies in der sehr bedeutend großen Partie des Evangelisten, der noch oberdrein den historisch verbindenden Text nur recitativisch zu singen hat, eine erklärliche und entschuldigende Ursache haben. Daß Fräulein Wagner die Sopran- und die allerdings nicht sehr tiefliegende Alt-Partie zugleich übernommen hatte, vermögen wir nicht gut zu heißen. Nicht allein, daß hierdurch Monotonie entsteht, dürfte diese Doppelbeschäftigung auch vom Standpunkte einer Gesangskünstlerin aus nicht zu billigen sein. Das hie und da vernommene Höhersingen in der Sopran-Partie rechtfertigte unsere Ansicht. Hiermit wollen wir natürlich nicht gesagt haben, daß Frl. Wagner, deren virtuoses, künstlerisches Singen längst von uns gewürdigt wurde, eine unmusikalische Leistung zu Tage förderte; wir möchten sie nur durch unsere Bemerkung vor ähnlichen Mißgriffen gewarnt haben. Die übrigen kleinen Solosächen wurden von Mitgliedern des Vereins leidlich gut gesungen. Das begleitende Orchester, nur aus Streichinstrumenten, 4 Flöten, 2 Oboen und 2 Clarinetten bestehend, führte seinen Part hauptsächlich im ersten Theile recht brav aus, im zweiten machte sich jedoch zuweilen Schlaffheit bemerkbar. Waren vielleicht zu lange Proben daran Schuld? Auch die alte Klage müssen wir wiederholen: bei den Recitativen waren nicht alle Doppelgriffe der Celli glockenrein. Dagegen wurden die Flöten zu den Trauerklängen der Weiber recht rührend geblasen und trugen hierdurch viel dazu bei, diese Nummer als eine der besseren Leistungen erscheinen zu lassen; nicht minder gelungen war die Flötenbegleitung bei der Sopran-Arie in C-dur: „Aus Liebe will mein Heiland sterben." Zu dem kurzen Tenor-Solo mit Chor „Ich will bei meinem Jesu wachen" wurde die obligate Oboe-Stelle ebenfalls recht wacker ausgeführt. Herrn Concertmeister H. Wolff war das Violinsolo zu der Alt-Arie in H-moll: „Erbarme Dich mein Gott" zugefallen; derselbe entledigte sich dieser Aufgabe in bekannter, künstlerischer Weise.

Frankfurt, 14. April.

Der renommirte Shakespeare-Vorleser, Herr Emil Palleske, von seinem früheren Verweilen in unserer Stadt noch im besten Andenken stehend, tritt in diesen Tagen wieder vor unser Publikum. Dießmal betritt Herr Palleske ein neues Gebiet, indem er einen Theil des Abends den Dichtungen seines norddeutschen Landsmannes Fritz Reuter widmet, dem liebenswürdigsten der zeitgenössischen Humoristen, dem heiteren Schalk, den man in seiner köstlichen Anmuth unmöglich beim bloßen Lesen genug würdigen kann, wenn man des Plattdeutschen nicht von Haus aus mächtig ist. Dann hilft nur das Hören dieser wunderbaren Gestaltungen aus dem Munde eines einheimischen Kenners, wie Palleske, der sie nach den Proben, die wir hörten, unseren geistigen Augen vollkommen verleiblicht.

Literatur-Notizen.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, her. von Koner. (Berlin, Reimer) III. 1. Enthält Berichte von Warburton und von Cadell über Australien, dieses räthselvolle Land, neben dessen Seen und Flüssen ohne Wasser Cadell einen großen schiffbaren Fluß entdeckte, sodann auch an der Stelle eines vermeintlichen Festlandgebietes ein Polynesien. v. Maack sucht den bernsteineinführenden Eridanos der Alten in der Elbe, mitunter durch kühne Namenvergleichungen geleitet. Hartmann bespricht wissenschaftlich die wilden Säugethiere des nordöstlichen Afrikas. v. Dücker findet in der Mark Brandenburg Gräber einer kleinen, wahrscheinlich tief organisirten Rasse. Außerdem bietet dieses Heft interessante kleinere Berichte und Kritiken; eine Karte stellt ein Gebiet Südaustraliens dar.

Berichtigung.

In unserem Referat über die hiesigen Schulen in der Didaskalia vom 4. April ist die Schülerzahl der Musterschule irrthümlich angegeben, und soll heißen: Die Musterschule zählte im verflossenen Schuljahre 770 Schüler und Schülerinnen, und zwar 411 Schüler und 359 Schülerinnen. Die Lehrerzahl betrug 25.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 15. April: Neu einstudirt: **Undine**, romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Lortzing. Abonnements-Vorstellung Nr. 137.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 106. Donnerstag, den 16. April 1868.

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

Am anderen Morgen erfüllte Victor die letzte Pflicht gegen die Verstorbene, indem er ihr mit einigen Nachbarn das Geleite zu ihrer Ruhestätte gab.

Auf dem Wege zum Friedhof begegnete ihm ein Wagen, in welchem ein Herr und eine Dame saßen. Sie erkannten sich. Es war Clotilde, die mit ihrem Vater hinaus nach Friedrichshaide fuhr. Sie sah sehr blaß aus und als sie ihn erblickte, zog sie rasch den Schleier über das Gesicht.

Auf ihn hatte die Begegnung einen schmerzlichen Eindruck gemacht. Er hatte unwillkürlich die Hand gegen das Herz gedrückt. So war gestern doch noch nicht Alles vorbei, noch nicht Alles aus gewesen! Aber diese Begegnung, das war das Ende. Wenn zwei Menschen, die sich einst liebten, einander begegnen und Eins an dem Anderen vorbeigeht, stumm, ohne einen Gruß, einen Blick zu wechseln, dann erst sieht man, daß man sich fremd geworden ist, daß Eins das Andere verloren hat.

Als dann der Sarg in das Grab hinabgelassen wurde, die Männer mit den Todtengräbern ein stilles Vaterunser beteten, und er die drei Hände voll Erde hinab warf auf den Sarg, da war es ihm, als habe er nicht Adelen's todte Mutter, sondern seine Liebe begraben. Die Männer gingen und er blieb allein bei dem offenen Grab.

„Leb' wohl, Clotilde!" murmelte er, setzte sich dann nieder auf einen alten Leichenstein und weinte bitterlich.

Schneewolken am Himmel, Schneeflocken in der Luft, Schnee auf den Feldern und Wiesen und Schnee auf den stillen Gräbern des Friedhofes!

Obwohl es erst Nachmittags um die vierte Stunde war, dunkelte es doch schon. Zwei Gestalten standen an einem Grabhügel, der am Fuße einer Tanne aufgeworfen war.

Sie standen Hand in Hand, die Blicke auf den beschneiten Erdaufwurf gerichtet, unter welchem die Hülle einer armen, alten, viel geprüften Frau ruhte.

„Laß uns gehen, Adele — die Nacht bricht herein und unsere Freunde werden warten."

Das Mädchen hob den feinen Kopf mit dem blassen Gesicht und den sanften Augen zu dem jungen Mann empor.

„O, Victor," flüsterte sie furchtsam, sich an den jungen Mann schmiegend, „wie ist Alles hier ringsum so still, so todt, so kalt — und unter dieser kalten Erde, unter dem kalten Schnee schläft meine Mutter. O, Victor, Victor, antworte mir, ist nun Alles aus, Alles vorbei, ist nichts mehr von meiner Mutter geblieben, als ihre Gebeine, die da unten in Staub zerfallen?" Wie ein flehender Hülferuf aus angsterfülltem Herzen rang sich die Frage aus ihrer Brust los und ihr Auge hing in banger Erwartung an seinem Munde.

„Ich glaube es nicht, daß Alles aus, Alles vorbei ist. Mein Gefühl, meine Vernunft sträubt sich gegen den Gedanken. Mit einem solchen Ende wäre mir das Leben nur ein grausames Puppenspiel. Unsichtbar und geheimnißvoll ist der Bund, der Erde und Himmel verbindet. Ich sehe ihn nicht, aber ich fühle sein Dasein und mit jedem Schritt mehr vom Tage meiner Geburt abwärts fühle ich, wie sein Zug immer unwiderstehlicher wird. Jemehr wir uns vom Anfang unseres Lebens entfernen und seinem Ende nähern, desto stärker wird seine Gewalt."

Adele senkte schweigend das Köpfchen, und schritt gedankenvoll neben dem jungen Manne her. „O, Gott, das Stillliegen in der feuchten, schwarzen Erde," flüsterte sie zusammenschauernd, „und die ewige Nacht und die Würmer."

„Die existiren nicht für Die, welche da unten schlummern, das sind Traumgebilde, die nur die Lebendigen dieser Erde schrecken," antwortete Victor, Adele näher an sich ziehend.

So sprechend gingen sie der inneren Stadt zu.

Es war dieß kurz nach Neujahr. Ein Zeitraum von drei Monaten lag zwischen dem heutigen Abend und jenem trüben Herbst-Morgen, an welchem Victor seine Liebe begraben zu haben glaubte.

Jn dem Leben der Personen, deren Schicksale wir wahr und treu, wie sie sich ereignet haben, zu erzählen versuchen, waren während dieser drei Monate große Veränderungen vor sich gegangen.

Clotilde hatte sich wenige Wochen nach jener Geburtstagsscene mit Baron Portheim verlobt und unmittelbar vor Weihnachten war die Hochzeit gewesen. Wir müssen darauf verzichten, die innere Entwickelung dieses Ereignisses hier ausführlich zu schildern.

Nur kurze Andeutungen wollen wir geben.

Die Auflösung des Verlöbnisses zwischen Clotilde und Victor Linden hatte in den Kreisen, in welchen Clotilde sich bewegte, eine große Sensation erregt. Die alten Geschichten, welche Victors Bekanntschaft mit der Tochter des Commissionsrathes herbeigeführt, die Duellsache mit dem Officier und Anderes tauchten wieder auf mit Zusätzen, Verdrehungen, wie dieß gewöhnlich ist in einer Gesellschaft, die hauptsächlich von Familienklatsch und Stadtneuigkeiten ihren Gesprächsstoff holt. Denn so stolz auch unsere Zeit auf ihre Bildung ist, diese Bildung ist trotzdem noch nicht so mächtig gewesen, um aus großen und zahlreichen Schichten der Gesellschaft das lebhafte Gefallen und innige Behagen an den Nichtigkeiten und Kleinigkeiten des Lebens zu verdrängen. Der Einfluß dieser Strömung ist so stark, daß selbst kräftig organisirte Naturen und gebildete Köpfe sich zuweilen von ihr fortreißen lassen. So finden wir, daß

eine große Zahl von Menschen Gedanken austauschen über Alles, was klein, armselig, kaum der Beachtung werth ist, während Das, was die höchsten Interessen des Geschlechts umschließt, von ihnen nicht einmal flüchtig gestreift und das Gebiet der Unterhaltung darüber wie ein verpestetes Land gemieden wird.

Nicht aus Liebe, auch nicht aus Zuneigung, hatte Clotilde dem Willen ihres unablässig in sie dringenden Vaters nachgegeben und sich mit Baron von Portheim verlobt.

Tief verletzt durch Victors vermeintliche Untreue, empfand sie das Bedürfniß, sich zu rächen. Sie glaubte Victor zu hassen, zu verachten; und um ihn zu kränken, schreckte sie selbst nicht vor dem Opfer zurück, Herrn von Portheim ihre Hand zu geben. Außerdem wollte sie dem Gerede und Geschwätz der Leute jener Kreise, deren Bildungsstand und Unterhaltungsbedürfniß wir eben charakterisirt haben, entgehen.

Auf Victor hatte die Verlobung Clotildens und Portheims nicht einen so tief schneidenden Eindruck ausgeübt. Es lag eine dumpfe Atmosphäre um ihn, die alle Eindrücke abschwächte. Die Gleichgültigkeit, mit welcher er im Tageblatt die Verlöbnißanzeige las, hatte etwas Unheimliches.

„Clotilde Weber und Freiherr Alfred von Portheim."

Sein Auge flog flüchtig über das Blatt und ohne ein Wort zu sagen oder eine Miene zu verziehen, legte er es auf seinen Schreibtisch. „Clotilde Weber." Das war nicht seine Clotilde, die er einst im Herzen getragen, die er geliebt mit der Kraft eines Mannes, der jeden Augenblick bereit ist, sein Blut für die Geliebte hinzugeben, — ach, seine Clotilde war gestorben und begraben. Die lag da draußen unter dem alten Tannenbaum auf dem Friedhof und der Herbstregen schauerte nieder auf ihr Grab, und der Herbstwind strich klagend und seufzend über den Hügel.

Wie hätte auch seine Clotilde das Weib dieses Alfred von Portheim werden können! Ein Mann ohne Herz, mit jenem leichten, oberflächlichen Witz und Geist begabt, dessen trüber Glanz nicht erwärmt und nicht erleuchtet, ein Mann, dessen innerstes Wesen trotz alles Lacks und Firnisses brutal war, und dessen Sittenlosigkeit nicht einmal eine Entschuldigung in einer glühenden Phantasie, oder in einer überschäumenden Lebenskraft fand!

Victors Verhältniß zu Adele hatte in dieser Zeit einen besonderen Charakter. Wie einer Schwester vertraute er ihr Alles, seine Gedanken und seine Empfindungen.

Er bemerkte anfänglich nicht, wie sie unter diesem Verhältniß litt. Aufmerksam, voll inniger Theilnahme hörte sie ihn an, tröstete ihn, und suchte seine Schwermuth zu zerstreuen, so sehr sie auch selbst des Trostes bedürftig war und den großen Schmerz um die Mutter im Herzen trug.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber „die Riesen der Pflanzenwelt"

sprach neulich einer der berufensten Forscher auf diesem Gebiete, **Göppert** in Breslau. Wir entnehmen dem Vortrage folgende interessante Details:

Nach einem kurzen Rückblicke auf die Geschichte der Erfindung des Mikroskops begann der Vortragende mit der Schilderung einiger Riesen aus der Classe der Kryptogamen, aus welcher vor Allem eine an der Ost- und Westküste Südamerikas vorkommende, eine Länge von 300 Fuß erreichende Algen-Art hervorgehoben zu werden verdient, die auf dem Meeresgrunde mit anderen Meerespflanzen, mit Korallen &c. ungeheure Wälder bildet, deren Anblick zu dem Schönsten gehört, was dem Auge sich darbieten kann. Die Classe der Farrenkräuter weist in den Tropengegenden baumartige Gebilde auf, welche in ihren Formen den Farrenkräutern unserer Wälder vollkommend gleichend, die riesige Höhe von 70 Fuß erreichen.

Unter den einsamen Phanerogamen sind es zunächst besonders die Bambus-Arten, welche unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, weniger durch ihre Größe, obwohl sie bei einer Stärke von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Fuß doch bis 80 Fuß hoch werden, als durch die hohe Bedeutung, welche sie für die Industrie der Völker Asiens haben. Zu den Classen der Palmen übergehend, gedachte der Vortragende sodann unter Anderem der sogenannten Kletter-Palmen, die eine Länge von 5 bis 900 Fuß erreichen, und das bei uns fälschlich „Bambusrohr" genannte bekannte Stuhlrohr liefern, und des Drachenbaumes, der bei geringer Höhe, die höchstens 50 bis 60 Fuß beträgt, den enormen Umfang von 40 bis 45 Fuß erreicht. Ein von Humboldt zuerst entdecktes und beschriebenes ausgezeichnetes Exemplar dieser Gattung stand auf einer der canadischen Inseln, ist aber vor wenig Wochen vom Sturm niedergelegt worden.

Die zu den Dicotyledonen gehörigen Bäume sind entweder Nadel- oder Bauhölzer.

Die Zahl der Arten jener ist im Ganzen genommen sehr gering im Verhältniß zu den ungeheuren Räumen, die sie bei ihrer Neigung, gesellig zu leben, einnehmen. Das ganze britische Nord-Amerika, etwa 40,000 deutsche Quadratmeilen groß, ist mit Nadelholzwäldern bedeckt, in denen sich nur sieben verschiedene Baumarten vertreten finden.

Redner machte demnächst eine Reihe äußerst interessanter Mittheilungen über die Größen- und Wachsthumsverhältnisse der europäischen Nadelhölzer und wendet sich dann nach Asien, wo uns vor Allem der gefeiertste aller Bäume, die Ceder des Libanon, entgegentritt, die noch heut von allen Völkerschaften Syriens mit einer gewissen Verehrung betrachtet und geschont wird. Es finden sich auf dem Libanon etwa noch fünfzehn dergleichen Bäume von 30 bis 45 Fuß Durchmesser und 60 bis 70 Fuß Höhe, auf welche sich diese Verehrung erstreckt. Ihr Alter ist nach den Angaben glaubwürdiger englischer Forscher auf 2000 bis 2500 Jahre anzurechnen. Die Mittheilung der heiligen Schrift, daß Salomo seinen Tempel aus Cedernholz vom Libanon gebaut habe, wird durch neuere Forschungen im höchsten Grade unwahrscheinlich gemacht. Ausgedehnte Cedernwälder finden sich noch auf dem Anti-Libanon.

Nach einer eingehenden Besprechung der Nadelhölzer des Himalaya, Japans, Australiens, Chilis, kommt der Vortragende sodann auf die eigentlichen Riesen der Pflanzenwelt, das **Taxodium mexicanum** und die **Wellingtonia gigantea**, zu sprechen, die an Umfang und Höhe alles Bisherige übertreffen. Das größte Exemplar der ersteren Art ist ein schon von Cortez gekannter und beschriebener Riesenbaum von 120 Fuß Umfang, der ein Alter von mindestens 1000 Jahren haben muß. Die californischen Coniferen überragen an Höhe alle Bäume der Erde. Bis 1850 hielt man eine Pinus-Art, **pinus lambertiana**, für den höchsten Baum. Da auf einmal kam die Kunde, daß es in Nord-Californien Bäume von einer Höhe von 400 bis 450 Fuß gäbe. Die Anfangs bezweifelte Nachricht bestätigte sich. Auf dem Raum einer englischen Quadratmeile stehen etwa 80 bis 90 Stämme zerstreut, die eine Höhe zwischen 250 und 450 Fuß und einen Durchmesser von 20 bis 30 Fuß haben. Diese Bäume, im Wuchse den Cypressen ähnlich, zeichnen sich durch merkwürdig kleine Früchte, außerordentlich weiches und lockeres Holz und sehr schnelles Wachsthum aus. Der höchste derselben, von den Goldgräbern und Jägern „Vater des Waldes" genannt, hat eine Höhe von 450 Fuß und 4 Fuß über der Wurzel einen Umfang von 110 Fuß.

Nachdem Redner weiter noch über die Größe und das Alter der Taxusbäume gesprochen, von denen sich in England Exemplare

finden, deren Alter mit Gewißheit auf 2000 bis 2500 Jahre angenommen werden kann, während der schönste Repräsentant dieser Gattung in Deutschland, der Taxus am Eingange des Fürstensteiner Grundes, nur etwa 500 Jahre zählen mag, geht er in seinen Ausführungen zu den Laubbäumen über.

Das Alter der Eichen bezeichnet er als ein bei Weitem nicht so außerordentliches, wie man gewöhnlich annimmt. Tausendjährige Eichen sind im Munde aller Dichter, in Wirklichkeit aber gibt es deren sehr wenige. Sie wachsen außerordentlich schnell, so daß selbst Eichen, wie die größte, welche Deutschland, ja vielleicht ganz Europa bis vor wenig Jahren besaß, die Pleischwitzer Eiche, ein Alter von höchstens 700 bis 800 Jahren erreicht hatte.

In den Tropenländern sind besonders der Affenbrodbaum und die indische Feige die Riesen unter den Laubbäumen. Jener zeichnet sich weniger durch seine Höhe, als vielmehr durch seine riesigen, sich weit hin verbreitenden Aeste und Zweige aus, die ihm das Ansehen eines wahren Pflanzenberges verleihen. Die indische Feige ist ein Baum, so eigenthümlich, wie wir keinen zweiten kennen. Der Hauptstamm derselben wächst nur bis zu einer Höhe von 20 bis 30 Fuß, theilt sich dann in eine Anzahl wagerecht abstehender Aeste, von denen sich Luftwurzeln herabsenken, die ebenfalls Stämmen gleichen. Höher hinauf entwickeln sich wieder Aeste mit weiteren Luftwurzeln und so entsteht zuletzt ein förmlicher Wald, der doch nur einem Stamme angehört. Der größte Baum dieser Art, von dem es mehr als wahrscheinlich ist, daß schon Alexander der Große mit seinem Heere unter ihm gerastet, hat außer dem Hauptstamme von 30 Fuß Dicke über 1300 Stämme, die 8 bis 9 Fuß stark sind, und gegen 3000 schwächere Stämme.

Alles bisherige wird aber durch die neuesten Entdeckungen in Australien übertroffen, wo man Bäume, zu der Gattung der Eukalypten gehörig, angetroffen hat, die sich zu der schwindelnden Höhe von 450 bis 500 Fuß erheben und sich erst bei 280 bis 300 Fuß Höhe verzweigen. Diese Riesen sind also geeignet, die höchsten Bauwerke der Erde, den Straßburger Münster und die Pyramiden des Cheops, zu überschatten.

Schließlich geht Redner noch auf die Frage der Leistungsfähigkeit der Wälder für das menschliche Bedürfniß ein und weist nach, daß trotz der unermeßlichen Wälder und ganz abgesehen von dem Verbrauche des Holzes als Brennmaterial, die Wälder doch nach einiger Zeit zur Erschöpfung gelangen müßten, wenn namentlich das Bedürfniß an Schiffsbauholz fortdauernd so groß gewesen wäre, wie es bis zum Anfange des letzten Decenniums, bis zur Verwendung des Eisens beim Schiffsbau gewesen ist. Von welcher Wichtigkeit diese Anwendung des Eisens für alle socialen Verhältnisse ist, läßt sich daraus ermessen, daß die Seemächte bis 1848 im Ganzen, wie man berechnet hat, 2000 Linienschiffe und bis 3—400,000 kleinere Schiffe verbraucht haben. Zur Herstellung eines einzigen Linienschiffes von 74 Kanonen, das doch nur etwa zwanzig Jahre brauchbar bleibt, sind aber, wenn man auf den Morgen Acker fünfzig hundertjährige Bäume rechnet, nicht weniger als vierzig Morgen Acker nothwendig.

Mannichfaltigkeiten.

(Partout comme chez nous!) In Deutschland ist allgemein die Meinung verbreitet, daß es in den nordamerikanischen Freistaaten überall an Frauenzimmern mangele, und daß es darum für jedes Mädchen ein Leichtes sei, dort Unterkommen und Versorgung zu finden. Der „Pittsburger Republikaner" ist anderer Meinung. Er warnt vor überspannten Hoffnungen, indem er schreibt: Daß in den Neu-England-Staaten die weibliche Bevölkerung die männliche bedeutend überwiegt, und daß es speciell in dem Yankee-Staate z. B. Massachusetts 53,000 mehr Frauen als Männer gibt, ist bekannte Thatsache; daß aber auch jetzt schon in Californien, dem bisherigen Eldorado für alle heirathslustigen Mädchen, wohin sie bloß Reisegeld aufzubringen brauchten, um nach ihrer Ankunft sofort die beste Versorgung zu finden, ein Ueberfluß an weiblicher Bevölkerung herrscht, ist jedenfalls etwas Neues. Und doch ist es so. Die dortige Presse selbst erläßt die dringende Bitte, diese Segensquelle zu verstopfen. — So schreibt z. B. der „Stockton Independent": „Der Staat ist überschwemmt mit unverheiratheten Frauenzimmern, die auf anständige Weise ihren Lebensunterhalt erwerben möchten und doch oft dem Verhungern nahe sind. — In San Francisco hat sich die weibliche Bevölkerung so stark vermehrt, daß bei der jetzigen Geschäftsstille Noth und Mangel unter denselben herrscht. Man steht daher im Begriffe, ein „Asyl für hülflose Frauen" zu errichten, und hat dafür vorläufig eine Summe von 25,000 Dollars zusammengebracht." — „Die weibliche Bevölkerung unseres Staates" — schreibt ein anderes dortiges Blatt — „hat sich in ganz unverhältnißmäßiger Weise vermehrt, und man sollte sofort ernste Maßregeln ergreifen, um den daraus erwachsenden Uebeln vorzubeugen." — Diese Nachrichten werden in den Neu-England-Staaten, wo man noch immer für weibliche Auswanderung nach Californien agitirt, sehr unangenehm berühren. — Glücklicherweise hat Onkel Sam ein großes Haus, und wenn es in einem Stockwerke zu voll wird, wendet man sich nach einem anderen. Was in Californien nicht mehr zu finden ist, macht sich vielleicht in Montana, Oregon, Washington und Colorado. Und wird's auch da einst ungemüthlich, nun, so bleibt uns ja noch Alaska. Mag es ein bischen kalt dort sein — feurige Herzen verstehen sich schon einzuheizen.

(Schiffbruch.) Aus Neuseeland, 7. Febr., wird der „Nat.-Ztg." folgende traurige Geschichte mitgetheilt: Das Schiff „General Grant", mit einem bedeutenden Kargo Wolle und sechs Kisten Gold, segelte am 3. Mai 1866 von Melbourne nach London. Es waren viele Passagiere an Bord, und diese zählten mit der Schiffsmannschaft zusammen 83 Personen. Am 14. Mai litt das Schiff an einer der Auckland-Inseln Schiffbruch, indem es in dunkler Nacht an einer heftigen Strömung auf die Felsen getrieben wurde und in einer Tiefe von 25 Faden versank. Nur 15 Personen vermochten sich in zwei Booten zu retten und landeten in Port-Roß, bekannter unter dem Namen „Sarahs Bosan", während 68, und unter ihnen auch Capitän Laughlan, ertranken. Die Geretteten führten ein kümmerliches Dasein auf dem unbewohnten, wilden Eilande und ernährten sich fast ausschließlich von Muscheln und Seehunden, denn nur gelegentlich gelang es, ein von früher her verwildertes Schwein oder eine Ziege (Reste einer Ansiedlung, welche vor mehreren Jahren dort bestand) einzufangen. In dieser Weise lebten sie bis zum 22. Januar 1867. An diesem Tage verließ der Obersteuermann Mr. Brown mit vier Matrosen in einem der beiden Boote die Insel, um den Versuch zu machen, nach Neu-Seeland zu gelangen, leider aber glückte derselbe nicht, denn man hat nie wieder etwas von ihnen gehört. Von den Zurückgebliebenen elf starb einer an Dysenterie, woran überhaupt Alle viel zu leiden hatten. Endlich am 21. November 1867 sollte die Erlösungsstunde kommen. Ein Wallfischfahrer, die Brigg „Amherst", welche sich der Insel ziemlich genähert hatte, bemerkte die ausgesteckten Nothsignale und nahm die Unglücklichen auf sein Schiff — es waren fünf Matrosen, die Aufwärterin in der Damen-Cajüte Mrs. Jewell und vier Passagiere — und landete sie am 13. Jan. am Bluff in Southland, der südlichsten Provinz der Mittel-Insel Neu-Seelands.

(Paris eine Hafenstadt.) In der polytechnischen Gesellschaft zu Paris wurde das Project eines Kanals von Paris nach

Dieppe vorgelegt, durch welches das vielbesprochene **Paris port de mer** verwirklicht werden soll. Der Kanal würde eine Länge von nur 170 Kilometer haben und in einem Bassin münden, das die größten Seeschiffe aufnehmen könnte, und um welches herum Docks und Waarenmagazine angelegt würden. Die Kosten werden auf 160 Millionen veranschlagt.

(Czechischer Wunderglaube.) In den czechischen Orten Böhmens und Mährens ziehen seit einiger Zeit wandernde Bänkelsänger herum, welche gräßliche Geschichten von einem Vogel „Hornyk“ erzählen, dem Vorboten eines großen Unglücks, der auch Wien bereits mit seinem Besuche beehrt haben soll und den der „blinde Jüngling von Kuttenberg“ (eine mysteriöse Erscheinung) schon früher vorhergesagt habe. Diese Sänger stehen gewöhnlich an den Thüren der Ortskirchen und verkaufen dem Landvolke die grusliche wahre Geschichte von dem Rassiker (russischen?) Vogel, der von China über die Türkei bis ans Riesengebirge seinen Flug genommen habe. Mit welchen Mittheilungen das czechische Landvolk dabei regalirt wird, mögen nachfolgende Stichproben aus dem Flugblättchen „**Welky pták Hornjk**“, das dabei zum Verkaufe gelangt, darthun: „Die türkische Zeitung der Stadt Karmech (?) erzählt uns eigenthümliche Geschichten über einen beobachteten schrecklichen Vogel auf der Insel Rassik (?), dessen Stimme auf der ganzen Insel zu hören ist. Es ist hiebei zu beachten, daß die Insel 7 Meilen lang und 6 Meilen breit ist. Angst und Schrecken befällt Jeden, der dieses furchtbare Geschrei, das oft eine Stunde hindurch währt, hört; an diesem beinahe nie zu sehenden Vogel bemerkte man, daß er verschiedene merkwürdige Prophezeihungen mit sich führe; woher dieser Glaube kommt, ist nicht möglich auszuforschen, denn der Vogel schreckt die Bewohner mit seiner Stimme derart, daß sie sich verstecken und in ihre Behausungen zurückziehen. So wurde es kaum bemerkt, wie er einen Menschen im Fluge ergriff und Stücke Fleisch von demselben riß, so daß das Blut von seinem 9 Ellen langen Schnabel floß. Viele glaubwürdige Inselbewohner bemerkten prophetische Zeichen an demselben, welche auf seinem bunten Gefieder besonders kenntlich sind. In der Türkei hielt sich der Vogel vier Tage auf, wendete sich gegen Jerusalem und später gen Westen; überall ist bekannt, daß er bei seinem raschen Fluge Funken sprüht; Andere behaupten, feurige Streifen am Himmel gesehen zu haben; die Mehrzahl bürgt dafür, daß dieß der Rassiker Vogel sei 2c. 2c., mit dem feierlichsten Ernste.“

Correspondenzen.

Königstein, 12. April.

Bis medio Mai, längstens Anfang Juni, wird unser Städchen mittelst Telegraph in directen Verkehr zur großen Welt treten. Wir begrüßen diese neue Anstalt mit aufrichtiger Freude, da künftighin Fremde, welche die Einsamkeit des Landlebens, verbunden mit allen Annehmlichkeiten einer reizenden Gebirgsgegend, bei uns suchen, die Möglichkeit haben, jeden Augenblick mit den Ihrigen, sowie mit der Geschäftswelt zu correspondiren. Ein besonders erwünschtes Communicationsmittel wird der Telegraph den vielen Touristen bieten, welche aus Frankfurt und Umgegend fast jeden Sonntag in unser Gebirg wandern und häufig ihre Ankunft, sowie sonstige Bestellungen an hiesige Gastwirthe und Fuhrwerksbesitzer auf bezeichnetem Wege schnellstens signalisiren können. Umgekehrt sind alle Gast- und Kurwirthe in der angenehmen Lage, innerhalb kurzer Zeit Waaren und sonstige Dinge, welche von Fremden verlangt, aber hier nicht zu bekommen sind, aus dem benachbarten Frankfurt zu beziehen. Der herzogl. Hof dürfte sich nicht minder der neuen Anstalt freuen, da er bei seinem zeitweisen Aufenthalte hier fast täglich Depeschen per Expressen auf das Telegraphenbüreau nach Soden zu besorgen hatte oder solche von dort erhielt. Verschiedene Frankfurter Familien, welche fast jeden Sommer unsere Gäste sind, sehen sich fernerhin ebenfalls der letzterwähnten Unannehmlichkeit überhoben. — Es ermangelt nur noch eine Eisenbahn, die uns in directe Verbindung mit Frankfurt und hierdurch mit dem übrigen europäischen Schienennetz bringt. Von den verschiedenen in dieser Beziehung bisher aufgetauchten Projecten dürfte sich die Abzweigung von der Homburger Bahn, Station Oberursel oder Weißkirchen, über Cronberg hierher am Besten empfehlen. Eine solche Zweigbahn bietet keine übergroßen Terrainschwierigkeiten, erfordert wegen billiger Erwerbung des Grundeigenthums kein übermäßiges Baucapital und stellt Rentabilität in sichere Aussicht. Ein demnächst hier zusammentretendes Comite wird sich vornehmlich die Aufgabe stellen, letztere nachzuweisen. Sollten wir hinsichtlich dieses Projects gegen alles Erwarten auf die Staatshülfe verzichten müssen, dann dürften die Financiers unserer Nachbarstadt Frankfurt wohl zu bewegen sein, ihre Capitalien in fraglichem Unternehmen anzulegen. Wir sind schon im Voraus der Mitwirkung mehrerer dortigen Finanzgrößen, welche sich für die herrliche Taunusgegend lebhaft interessiren, versichert.

Frankfurt, 15. April.

Wir erhalten von Seiten des Vorstandes des Rühl'schen Vereins ein Schreiben, dessen wesentlicher Inhalt in Nachfolgendem wiedergegeben ist.

„Die Nr. 98 der „Didaskalia“ vom 8. April bringt einen Correspondenzartikel, welcher eine nachträgliche Besprechung des letzten Concerts des Rühl'schen Gesangvereins und insbesondere eine heftige Rüge darüber enthält, daß der Componist der Lieder aus „Wilhelm Meister“, der als allseitig gebildet sattsam bekannte Rob. Schumann, den Urtext der Goethe'schen Dichtungen abgeändert und daß der Vorstand des Vereins diese Verballhornung in das Textbuch aufgenommen habe.

Nun ist aber die Sachlage die, daß die Lesart, welche Schumann componirt hat, gerade der wahre Urtext ist, wie solcher in „Wilhelm Meister“ wörtlich steht, den aber Goethe selbst in der Gedichtesammlung etwas abänderte. Ein einziger Blick in die betreffenden beiden Bände der Goethe'schen Werke hätte den Einsender der Rüge hiervon belehren können.“

Indem wir den Inhalt obigen Schreibens wiedergeben, können wir nur wiederholen, daß uns der Einsender der beregten Notiz als competenter und unparteiischer Beurtheiler bekannt ist. Wir müssen daher bedauern, wenn er sich in dem vorliegenden Falle, über den wir selbstverständlich vorher nicht erst nähere Erhebungen anzustellen haben, getäuscht hat. Die Red.

Literatur-Notizen.

Westermanns Illustr. Monatshefte April enthalten sehr beachtenswerthe naturwissenschaftliche Abhandlungen: über die Blausäure, von Bolhard, und über die Kraftentwickelung im thierischen Körper, von Rohr. Ethnographische Mittheilungen geben H. v. Maltzan über Tunis und Tripolis, und E. v. Ransonnet über Ceylon. M. Carriere bespricht Petrarca, F. v. Hohenhausen berühmte Liebespaare. Aus dem übrigen Inhalt heben wir noch die Kritiken neuer Romane hervor. Ueber die in diesem Hefte beginnenden Novellen von Grosse und von G. Keller (nach dem Holländischen von Glaser) werden wir uns s. Z. nach ihrem Schlusse äußern.

„**Gaea**“ (Köln, E. H. Mayer) IV. 2. enthält die Fortsetzungen und Schlüsse der Abhandlungen über das Meer (Polareis, Gezeiten u. s. w.), die Wärme und das Alter des Erdballs, die Aquarien; eine Erinnerung an die erste Weltumsegelung von R. A. Lallemant (gelegentlich auch an die großmüthige Theilung der Erde durch den Papst anno 1494). Die kleineren Aufsätze verhandeln u. A. die kleinsten Zeitmessungen, namentlich die wichtigen sogenannten physiologischen; Laughtons Theorie der Passatwinde; den Farbenwechsel einiger Fixsterne; Kritik der neusten Polarlandsentdeckung.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 16. April: **Der böse Geist Lumpacivagabundus, oder Das liederliche Kleeblatt.** Zauberposse mit Gesang in 3 Akten von Nestroy. Musik von A. Müller.

Abonnements-Vorstellung Nr. 138.

Freitag, den 17. April: Neu einstudirt: **Undine**, romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Lorping. Abonnements-Vorstellung Nr. 139.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 107. **Freitag, den 17. April** **1868.**

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

Eines Tages, es war im Monat November, an einem der letzten Tage dieses trüben, melancholischen Monats, traf Victor, als er Abends zu Adele ins Zimmer trat, das junge Mädchen krank und fiebernd. Er eilte zu dem Arzte und dieser sprach, nachdem er den Zustand der Patientin untersucht, die Befürchtung aus, daß ein Nervenfieber im Anzug sei; doch setzte er auch hinzu, daß die Hoffnung nicht ausgeschlossen sei, die Krankheit noch im Beginn zu ersticken.

Drei Tage und drei Nächte lag das junge Mädchen in fortwährendem Fieber, das von lauten Phantasien begleitet war. Es war am dritten Tag in der vierten Nachmittagsstunde. Die alte Wartefrau, die Victor angestellt, war im Lehnstuhl eingeschlummert, der junge Advocat, der Tag und Nacht die Pflege Adelens überwachte, saß am Fenster und beobachtete die Kranke, welche mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen im Bett lag und phantasirte. Sie sprach von ihrer Mutter, ihrem Vater, vom Theater, von der Rosenfee, dem Diadem und anderen Dingen wirr durch einander . . . „Gib mir die Krone . . . Mutter . . . es ist sechs Uhr. Schon elf? Der Vater ist da . . . ? Ach, wie die Steine funkeln, so schön wie die Sterne. Trag' sie fort, Mutter . . . fort, fort . . . Armer Victor . . . ich hab' Dich so lieb . . . so lieb . . . Du bist so gut . . . nimm mir das Diadem von der Stirn, o, wie der Reif glüht . . . ach, mein Kopf, mein Kopf . . ."

Victor hatte sich erhoben und lauschte mit vorgebeugtem Oberkörper auf die Worte des phantasirenden Mädchens. Eine flüchtige Röthe färbte einige Male seine Stirne, dann sank er in seinen Lehnsessel zurück. Die Hand vor den Augen, saß er still grübelnd da, bis der Arzt eintrat.

Die Kranke war in einen tiefen Schlaf gesunken. Der Doctor meinte, daß die Kraft des Fiebers durch den Schlaf gebrochen werden könnte."

Es geschah so, und in acht Tagen war Adele außer Gefahr und konnte bald darauf das Zimmer wieder verlassen.

Nur acht Tage lagen dazwischen, aber in dieser Spanne Zeit war eine tiefe Veränderung in dem Wesen der Beiden vorgegangen. Die frühere Unbefangenheit in seinem Umgang mit Adele war für Victor verloren.

Seine Unterhaltung stockte oft, seine Sprache wurde förmlicher, zurückhaltender. Sie bemerkte dieß bald und ihr Benehmen gegen ihn nahm den gleichen Charakter an. Victors Augen ruhten häufig beobachtend auf Adelens Zügen; und wenn er ihr die Hand zum Abschied reichte, fühlte er oft ein leises Zittern der kleinen warmen Hand.

Victor sah nun klar. Er wußte, daß Adele ihn liebte. Jene im Fieber gesprochenen Worte hatten ihm die Augen geöffnet und er bemerkte nun Manches und erklärte sich Vieles, was ihm früher dunkel erschienen.

Ueber seine Gefühle war er noch nicht ganz klar. Aber er suchte die Entscheidung zu beschleunigen.

Eines Tages, es war im December, trat er in Adelens Stübchen. „Hier ist der Schlüssel zu meiner Wohnung," sagte er, „ich muß auf längere Zeit verreisen" — Adele wurde blaß bei diesen Worten — „indessen ist es auch möglich, daß meine Abwesenheit nur eine kurze sein wird."

Victor verreiste, um, fern von Adele, sich selbst zu prüfen über seine Empfindungen und Gefühle. Er wollte sich durch den augenblicklichen Eindruck nicht beeinflussen lassen; fern von gewohnter Umgebung und Thätigkeit wollte er seinen Entschluß fassen.

Nach acht Tagen trat er wieder in Adelens Zimmer.

Sie stieß einen Freudenruf aus und eilte mit leuchtenden Augen ihm entgegen. Aber dicht vor ihm blieb sie stehen, ihm verlegen und schüchtern die Hand reichend.

„Adele," sprach er sie an sich heranziehend, „ich komme zurück mit einem ernsten Entschluß. Adele, wollen Sie meine Frau werden? Ich kann Ihnen kein unberührtes Herz, keine erste Liebe bieten, aber ein treues Herz, das den festen Willen hat, Sie sicher durch's Leben zu führen und immer, immer recht lieb zu haben? Willst Du, Adele?" setzte er leise hinzu.

Sie sank an seine Brust.

„Ja Victor, ich will . . . ich will es; für's ganze Leben will Dein sein."

So hatten die Beiden einen Bund geschlossen für's ganze Leben; und an dem Tage, an welchem sie draußen auf dem Friedhofe vor dem beschneiten Grabe standen, wurde die Verlobung gefeiert. Nur der alte Regisseur vom Stadttheater und dessen Frau waren die Zeugen des Verlöbnisses. Aber die vier Menschen, die an dem runden Tisch in Victors Zimmer saßen, waren glücklich, wenn auch dieses Glück sich nicht in lauter, lärmender Fröhlichkeit kund gab.

Die Erinnerung an die Vergangenheit mischte sich in die Freude des Augenblicks; und als der alte Regisseur das Glas ergriff und einen Toast ausbrachte auf Alles, was wir lieben — da wurde auch Derer gedacht, die nicht mehr unter ihnen weilten, deren Geister sie umschwebten.

Victor aber zog das junge Mädchen in seine Arme und küßte sie auf den Mund, der bebend die Worte flüsterte:

„Dein, Victor, für's ganze Leben."

Es war sechs Jahre später, im heißen Hochsommer.

Um diese Zeit sind die kleinen thüringischen Waldorte: Rudolstadt, Arnstadt, Ilmenau, Ruhla, und wie sie alle heißen, von einer nomadisirenden Bevölkerung, die meist aus den großen und größeren Städten Norddeutschlands stammt, äußerst belebt.

In einem dieser versteckten, idyllischen Städtchen lag dicht am Eingang der Stadt nach Westen zu eine kleine, von einem Garten umschlossene, reizende Villa, die seit einigen Jahren regelmäßig von einem reichen Baron, dessen Frau hier jährlich mehrere Monate verlebte, gemiethet war. Der Baron selbst hielt sich nur einige Wochen in der Villa auf; ihm war das Leben im Thüringer Walde zu einfach und zu langweilig. Die Bäder am Rhein und Taunus waren es, die ihn im Sommer unwiderstehlich anzogen.

Auch jetzt war er nicht anwesend; nur die Baronin bewohnte die Villa und einer ihrer Verwandten, der vor einigen Wochen aus der Schweiz gekommen war.

Diese Beiden saßen unter einem Zeltdach auf der Veranda, die nicht nach der Straße, sondern nach der Gartenseite zu lag.

Es war Nachmittags, um die vierte oder fünfte Stunde. Die Luft war schwül, der Himmel mit weißlichen Wolken bedeckt, die sich tief niedersenkten auf das Städtchen und den Wald. Kein Blättchen regte sich, eingeschlummert war der Wind, selbst der Gesang der Vögel, die in den Bäumen des Gartens nisteten, war verstummt. Die Schwüle, welche die ganze Natur erfüllte, drückte auch auf die Gemüther der Menschen.

Dieß spiegelte sich auch in den Zügen der jungen Frau wieder, die, einen abgebrochenen Zweig durch die Hand streifend, neben dem Mann mit dem blassen, strengen Gesicht, den dunkelen, düster leuchtenden Augen saß. Sie war unruhig, erregt, beängstigt.

„Ist das Deine wirkliche, wahrhaftige Meinung, Vetter Johannes?“ frug die Baronin von Portheim, ihre Augen mit einem erwartungsvoll-ängstlichen Ausdruck auf ihren Cousin richtend.

„Was soll diese Frage bedeuten, Clotilde?“ antwortete Johannes, der jetzt nicht mehr Pfarrvicar, sondern Vorsteher eines Missionshauses in der Schweiz war. „Glaubst Du, ich gehöre zu Deinen Salonmenschen der Residenz, welche die Lügen auf den Lippen tragen und anders sprechen, als sie denken? Ich wiederhole es Dir nochmals, nach Allem, was Du mir mitgetheilt hast, sehe ich kein anderes Heil für Dich und Deine unsterbliche Seele, als daß Du Dich von diesem Menschen trennst, scheidest . . . Gott war es nicht, der diese Ehe zusammenfügte. Weltliche Motive bestimmten sie . . . Nur Das, was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden.“

Die Baronin strich sich leicht mit dem Finger über die Augenbrauen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Erfindung des Fliegens.

Wir müssen alle Hoffnung aufgeben, den Luftballon jemals nach unserem freien Willen dirigiren zu können; das Verhältniß seines großen Volumens zu seiner geringen Tragkraft macht die Anbringung einer kräftigen Maschine zum Fortstoßen nach einer bestimmten Richtung im Luftraum unmöglich.

Das Fliegen aber nach Art des Vogels, der stolz wie der Adler oder Storch durch seine ungeheure Muskelkraft ein paar Flügel in Bewegung setzt, die ihn nach seinem Willen, selbst gegen den Wind durch die Lüfte tragen, dieses Fliegen ist das Ziel der neuesten Erfindung.

Des Menschen Muskelkraft ist gegen die des Vogels unendlich klein und wird niemals hinreichen, ihn auch nur einen Zoll hoch von der Erde zu heben.

Es könnte ihm aber vielleicht gelingen, seiner Muskelkraft eine künstliche Kraft hinzuzufügen, die stark genug ist, ein Flügelpaar in gehöriger Größe und mit gehöriger Schnelligkeit und Kraft in Bewegung zu setzen, das ihn hoch in die Lüfte nach selbstgewählter Richtung emporhebt.

Der menschliche Erfindungsgeist hat sich daher mit zwei Dingen zu beschäftigen, um die Kunst des Fliegens ins Leben zu rufen.

Erstens die Herstellung eines Flügelpaares, das entweder den Menschen selbst, oder einen beliebigen leblosen Körper in die Höhe zu schwingen vermag.

Die Flügel des Adlers, der 28 bis 30 Pfund wiegt, messen 10 Quadrat-Fuß Fläche und schlagen dreimal in der Secunde gegen die Luft; der Storch, welcher 12 bis 14 Pfund wiegt, erhebt sich mit einem Flügelpaar von 6 Quadrat-Fläche und zwei Schlägen per Secunde. Nach Berechnung müßte ein Mensch von 120 Pfund Gewicht ein Flügelpaar von je $7\frac{1}{2}$ Fuß Länge und 8 Fuß mittlerer Breite zweimal in der Secunde gegen die Luft schlagen können, um sich majestätisch in die Höhe zu erheben und in der Luft schwebend zu bleiben.

Die Construction eines solchen Flügelpaares hat keine Schwierigkeit. Fischbein, Kautschuk, Guttapercha und Federn liefern hiezu leichte und feste Materialien; die Maschine, welche dieses Flügelpaar in Bewegung setzt und mit in die Luft genommen werden muß, wiegt höchstens 16 Pfund, so daß die ganze in die Luft zu hebende Last etwa 150 Pfund schwer ist.

Es bleibt aber:

Zweitens die Auffindung einer Kraft, die zweckmäßig auf vorerwähnte Maschine zur Bewegung des Flügelpaares wirkt, übrig.

Solche Kraft existirt mannichfach in der Natur. Ihre Hauptbedingung ist große Energie bei geringem Gewicht.

Der Dampf, so mächtig derselbe wirkt, ist unbrauchbar, denn er erfordert zu seiner Erzeugung Materialien, Wasser, Kohlen, Kessel ꝛc., die so schwer sind, daß ihre Mitnahme in die Luft seiner Energie trotzt, d. h. er kann sein eigenes Gewicht nicht heben.

Dagegen steht dem Menschen zur Verfügung: das Pulver, die Schießbaumwolle, die Kohlensäure, das Nitro-Glycerin und endlich die Electricität.

Die vier erstgenannten Materialien äußern bei ganz geringem Gewicht Kräfte, die vermögend wären, jede Last, und wäge sie hunderte von Centnern, in die Luft zu bewegen. Ihre Wirkung ist aber plötzlich, stoß- und knallartig und es muß deßhalb der Mensch trachten, deren plötzliche Energie in eine allmälige, langsam wirkende Kraft umzuwandeln.

Die Gewalt eines Kanonenschusses wäre vermögend, wenn man sie langsam könnte wirken lassen, den Menschen auf einen Kirchthurm fliegen zu lassen.

Die Kohlensäure drückt mit einer Gewalt von 90 Atmosphären auf die Wände des sie einschließenden Gefäßes; ein Tropfen wäre hinreichend, den Menschen mit Flügel 3 Fuß hoch von der Erde zu heben; mit vielen Tropfen könnte man nacheinander die Flügel in Bewegung setzen; — aber nach dem Gesetze der Verdampfung gefriert die Flüssigkeit zu Eis und wird nutzlos zur Bewegung.

Schießbaumwolle und Nitro-Glycerin äußern sich in gewaltiger Kraft, bis jetzt aber ungebändig und gefahrvoll.

Die Electricität ist die erste Kraft, welche der Mensch zu bemeistern wußte. Die plötzliche Gewalt des Funkens ist gebannt zur allmäligen langsamen Dienstleistung in der galvanischen Batterie. Zwar ist diese Batterie wiederum schwer an Gewicht und kann nicht mit in die Luft genommen werden, aber die ausfließende, durch den Kupferdraht wirkende Kraft ist genügend, um den ge-

flügelten Menschen zwar nicht in vollkommener Freiheit, aber doch in ziemlich großem Raume am kupfernen Gängelband sich in die Luft erheben zu lassen.

Diese Kunst des Fliegens ist in der That kein utopisches Ziel mehr. Amerika eilt auch hier im großen Jahrhundert der Erfindungen dem alten Europa voraus.

Die „Phylosophical Society" in Albany im Staate Newyork gibt folgende authentische Mittheilung über die neueste Erfindung des Professors der Physik Dr. John Dumfris:

In der Reitschule zu Albany hat Dr. Dumfris eine galvanische Batterie von 60 Elementen aufgepflanzt. Ein junger Mann von 110 Pfund Gewicht trägt ein Flügelpaar von $6\frac{1}{2}$ Fuß Länge, künstlich aus Flechtwerk von Fischbein und Guttaperchastäben, an den äußersten Theilen mit dem leichten Kiel der Schwanenfeder zusammengesetzt und mit dünner Guttaperchahaut überzogen, in ausgebreiteter Lage den Flügeln einer Fledermaus gleichend. — Zwischen den Flügeln und mit ihnen angeschnallt auf dem Rücken liegt ein Rumkorf'scher electro-magnetischer Apparat, der mittelst zweier 300 Fuß langer Kupferdrähte mit der erwähnten galvanischen Batterie in Verbindung steht. So weit die Drähte reichen, kann der Fliegende von einer Seite zur andern bis zum Platfond und zur Gallerie gelangen. Die beiden Arme hat er in die Flügel oder vielmehr unter denselben in zwei große Maschen eingeflochten, und seine eigene Armkraft dient lediglich dazu, die Flügel, welche beide wie ein Buch sich um ein Mittelcharnier drehen, mehr auf die eine oder die andere Seite, gleichwie der Vogel, wenn er seine Richtung ändert, zu neigen. Der Flügelschlag wird aber durch Wechselwirkung des Rumkorf'schen Apparates hervorgebracht und ist zum Erstaunen der Zuschauer so kräftig, daß er das Flügelpaar zweimal in jeder Secunde gegen die Luft schlagen läßt, und so den Mann, mit sammt der 38 Pfund wiegenden Last, in die Höhe hebt. Wenn auch die Gleichförmigkeit und die Sicherheit des Flügelschlages noch nicht vollkommen ist, so hat es doch der fliegende junge Mann durch Uebung so weit gebracht, daß er vom Boden auf die Gallerie und von da durch die ganze Länge der Reitschule zur Tribüne gelangt. Die Kraft der Flügel ist in der Construction des Apparates gewährleistet.

Möge es dem Dr. Dumfris gelingen, sich von dem zurückhaltenden Kupferdraht loszumachen, um seinem menschlichen Vogel den freien Flug in die blauen Lüfte zu verschaffen!

Ueberlegt man die Folgen, welche die Erfindung des Fliegens mitbringt, so dürfte keine Erfindung der Welt, weder das Pulver, noch die Eisenbahnen, noch die Telegraphie solche erstaunliche Veränderungen im Staatsleben hervorbringen, als der künstliche Vogelflug. Denn es läßt sich erwarten, daß wenn einmal der Mensch sein eigenes Gewicht in die Luft tragen kann, bald künstliche Vögel construirt werden, in deren Bauch eine ganze Gesellschaft von Menschen und eine ganze Waarenladung Platz nimmt. Alsdann wehe den Zollgränzen! wehe den Polizei-Barrièren! wehe den Festungen! Die ganze Kriegführung wird umgeändert, Kanonen und Zündnadelgewehre sind hülf- und nutzlos. Dagegen wird Jungfrau und Montblanc mit Leichtigkeit erstiegen, das Innere von Afrika und Australien ohne Gefahr erforscht; die wilden Völker unterjocht und cultivirt! Auch dem freiesten der Geschöpfe, dem geflügelten Volke der Luft, den Adlern, den Schneegänsen, den Schnepfen und Feldhühnern wird der künstliche Menschenvogel nachjagend Gefahr bringen. Die Schnelligkeit des Eisenbahnzuges wird klein erscheinen gegen den Lauf eines Flugschiffes, zumal wenn es mit der Windesrichtung fliegt. Der Flug von Amerika nach Europa wird nicht länger dauern, als drei Tage. Weder Flüsse noch Berge werden Hindernisse sein; der Mensch wird auf dem kürzesten Weg sein Ziel erreichen. H.

Mannichfaltigkeiten.

(Antwort Kaiser Josephs II. auf ein Pasquill.) Das in Brünn erscheinende, vom Pfarrer G. Trautenberger redigirte evangelische Monatsblatt: „Halte was du hast" erzählt uns in Nr. 3 folgendes interessante Geschichtchen: Die Wittwe des französischen Königs Karl IX., Elisabeth (eine Tochter Maximilians II.), erbaute in der Dorotheergasse zu Wien ein Nonnenkloster, welches der Stifterin zu Ehren den Namen „Königkloster" erhielt. Von Kaiser Joseph aufgehoben, kam dasselbe in den Besitz des Wiener Magistrats, der es am 12. März 1783 öffentlich versteigern ließ. Bei dieser Gelegenheit erstand die evangelische Gemeinde A. C. die Klosterkirche nebst sieben Zimmern um 27,750 fl. und begann die Kirche zum evangelischen Gotteshaus herzurichten. Da fand man eines Tages an der Mauer folgende Schmähschrift angeheftet: „Dieser Tempel war einst zum Dienste des allmächtigen Gottes von den frömmsten Beherrschern Oesterreichs eingeweiht, war die Wohnung heiliger Jungfrauen des unbefleckten Lammes. Aber es plünderte darin die Kirchenschätze, zerstreute in alle Welt die geheiligten Nonnen und warf aus ihren Grüften die Gebeine der Verstorbenen jener Kirchenräuber, Verführer der Braut Christi und Schwächer reiner Jungfrauen — des Martin Luther's Anhänger und Nachfolger — Joseph der Zweite, ein Lothringer von Geburt, uneingedenk der göttlichen Barmherzigkeit, welche ihn auf den Thron erhoben, ein berüchtigter Verächter heiliger Kirchengesetze. Nach Gelde dürstend und von schändlicher Gewinnsucht entflammt, begünstigt und befördert er alle Ketzereien und ist selbst kein Mann von Religion. Nun hat er ein seit Jahrhunderten unerhörtes Beispiel gegeben, eben diesen Tempel zum Sammelplatze der Gräuel diebischer Weise verkauft und angewiesen." Wenige Stunden darauf war diese freche Schmähschrift in den Händen des Kaisers. Und was that Joseph? Er ließ sie Wort für Wort drucken, das Stück für sechs Kreuzer verkaufen und das gelöste Geld den Vorstehern der evangelischen Gemeinde A. C. zur Unterstützung der evangelischen Armen übersenden. Das Blatt ist heute noch vorhanden; es ist in klein Quart auf Schreibpapier gedruckt, besteht aus 18 Zeilen und ist überschrieben: „Pasquil gegen den Kaiser, so an der Lutherischen Kirche in Wien gestanden, welches Ihre Kaiserliche Majestät aber abdrucken lassen und das dafür eingekommene Geld der protestantischen Kirche geschenkt haben."

(Eine Wallfischkanone.) Man schreibt aus Geestemünde: Der Erfinder der Wallfischkanone, Cordes, will jetzt einen praktischen Beweis der Brauchbarkeit seiner Erfindung geben. Sein Associé ist mit der Kanone in voriger Woche bereits mit dem Schiffe „Agnes" von hier nach Newyork abgegangen, um sich von dort aus zunächst nach Newbedford und dann auf den Fischfang nach den Azoren zu begeben. Um in Bezug auf die Ladung der Bombenlanzen und des Durchschlagens des Zünders ganz sicher zu gehen, fanden am Freitag Nachmittags noch einige Versuche bei Tecklenborgs Dock statt. Es wurden zunächst schwach gefüllte Bomben und schließlich eine solche mit voller Ladung verschossen. Die Bombe crepirte der Berechnung gemäß in acht Secunden. Man schoß dieselbe in die Böschung eines Grabens, sie wühlte sich daselbst vier Fuß tief ein und war in ihrer Explosion von solcher Wirkung, daß sich annehmen läßt, ein von derselben getroffener Wall- oder Spermfisch müßte unfehlbar dadurch getödtet werden. Bewährt sich diesesmal die Erfindung nach ihrer Berechnung practisch, so ist damit für den Wallfischfang ungeheuer viel gewonnen, denn die Schiffe haben dann nicht mehr nöthig, den hohen Norden aufzusuchen, sondern können auch die Süd-Regionen ausbeuten, denn der schwer zu fangende Fisch der letzteren würde nach dieser Erfindung ebenso leicht zu kapern sein. Auch mit den Handfeuerbomben für die Ver-

theidigung gegen Seeräuber stellte Herr Cordes am Freitag einige Versuche an, unter welchen die Handgranate die interessanteste war. Herr Cordes entzündete dieselbe durch einen leichten Schlag auf die Zündpille, schwenkte sie eine Zeit lang an einer Leine mit der Hand in der Luft umher und schleuderte sie dann von sich, worauf die Bombe crepirte und außer einem starken intensiven Feuer noch ein nicht athmenbares Gas verbreitete. Die von hier nach den chinesischen Gewässern abgegangenen Schiffe haben sämmtlich diese Bomben an Bord erhalten.

(Frauenstärke.) Zum Studium des weiblichen Charakters gibt nachfolgende Erzählung eines Seereisenden einen interessanten Beitrag: „Wir konnten des Sturmes nicht mehr Meister werden; Angst, Schrecken und Verzweiflung malte sich auf jedem Gesichte, und endlich erklärte der Capitän, daß an Rettung nicht mehr zu denken sei. Jetzt zeigten sich die mitreisenden Damen von einer Charakterstärke, welche die Männer beschämen mußte. In stummer Resignation verhielten sie sich ruhig auf ihren Plätzen; die Eine ein Gebet murmelnd, die Andere die Bibel in der Hand, die Dritte fest ihr Kind an ihr Herz drückend. Doch noch hatte das Schiff keinen Leck; wie eine Nußschale, ohne Steuer, ohne Mast, wurde es auf den hohen Wellen herumgeworfen; plötzlich saß es auf einer Bank bei Cap Hatteras und wurde glücklich durch Rettungsboote mit Stricken und anderen Geräthen wieder flott gemacht und in den Hafen von Newbern gezogen. Da wurden die Damen wieder lebendig, ihre Selbstbeherrschung, ihr Heroismus waren verschwunden, laute Wehklagen ertönten von ihren schönen Lippen! Und weßhalb? Alle Koffer waren vom Wasser durchdrungen, alle schönen Kleider verdorben; die Glacéhandschuhe, die seidenen Shawls, alle Nippsachen, Alles war total ruinirt! Bei kleinen Sachen wurde geseufzt, bei größeren wurde gestöhnt, bei den schönsten bittere Thränen vergossen! Was ist auch eine Lebensgefahr gegen eine vollkommen zerstörte Toilette!“

(Das Haus von Hans Kohlhase.) Ein Gebäude, welches wohl für Berlin eine der interessantesten historischen Erinnerungen bildete, ist im Laufe eines Jahres umgebaut und modernisirt worden. Es ist das Haus Fischerstraße 27, welches der „treue und ehrenfeste Roßtäuscher Hans Kohlhase“ vor mehr denn dreihundert Jahren besessen hat und welches noch bis zum vorigen Jahre dieselben Stallungen für vierzig Pferde enthielt, welche er dort eingerichtet hatte. Das Gebäude war leider so sehr verfallen, daß von einer Erhaltung nicht mehr die Rede sein konnte. Man hatte gehofft, daß man beim Abbruch irgend welche werthvolle historische Documente finden würde, es hat sich indessen die ganze Ausbeute auf einige Münzen aus dem 16. Jahrhundert beschränkt. Jetzt ist aus dem Hause ein Gasthof geworden.

Frankfurt, 16. April.

Bemerkung aus der Frankfurter Blumen-Ausstellung.

Wenn man so die Mengen der herrlichen Sträucher und Bäume überschaut, die preisgekrönten Palmen des botanischen Gartens in Darmstadt, die Agaven und Yucceen, die Farren, Azaleen, die Nadelhölzer u. s. w., so dürfte doch wohl auch die Frage nach der Möglichkeit einer wirthschaftlichen Nutzanwendung so ungereimt nicht erscheinen. Offenbar ist seither in diesem Stücke mehr versprochen als gehalten worden. Und wenn wir auch selbstverständlich hierbei von den tropischen Gewächsen absehen müssen, es bleiben immer noch viele übrig, denen man einen Theil der geschäftlichen und künstlerischen Arbeit zum Zwecke des Nutzbringens zuwenden könnte und sollte. Die Herren Siesmayer in Bockenheim erhielten vier oder fünf Preise für Nadelhölzer, gewiß wohl verdient, denn die Sachen sind wirklich einzig in ihrer Art. Aber warum hört man nicht auch einmal davon, daß Anstalten gemacht werden, die so sehr nützlichen und in der Kultur bescheidenen Coniferen forstwirthschaftlich zu pflanzen. Die sibirische Pechtanne, Pichta sibirica, ferner Pinus Nordmannia vom Kaukasus, Cedrus Diodora vom Himalaja kommen sicher bei uns sehr gut im Freien fort, — und an Wüstungen dazu fehlt es wahrhaftig auch nicht im Lande weit und breit. Ja sogar Wellingtonia Gigantea aus Californien, Araucaria imbricata aus Chile, die schon längst in unsern Promenaden und Parken sich bewährt, dürften sehr der Beachtung werth sein, sie sowohl des Holzes, wie des Saftes wegen in Waldungen anzupflanzen.

Literatur-Notizen.

Indische Bibliothek. I. Dr. W. V. van Hövell, aus dem indischen Leben. II. Dr. J. ten Brink, ostindische Damen und Herren. Theil I. (Leipzig, Ludwig Danike). Ein großes holländisches Blatt schreibt über diese Bücher: Es sind alte Bekannte, welchen wir hier im deutschen Gewande begegnen. Und es freut uns, sie in diesem Kleide zu sehen; zuerst weil nun unsere Nachbarn sich überzeugen können, daß wir noch mehr liefern, als Kaffee, Zucker, Häring und Schiedamer: van Hövell und ten Brink sind wohl würdig, uns im Auslande zu repräsentiren. Aber weiter: Beide Werke eröffnen eine Serie, welche als „Indische Bibliothek“ angekündigt ist. Als Colonialmacht hat Holland keinen guten Namen im Auslande. Nun wird man sehen, daß unser Volk, daß seine besten, seine intellectuellsten Vertreter gegen Das protestiren, was im Namen Holland's auf Java geschieht, man wird fühlen, daß ein besserer Tag herannaht — und weil die Ehre unseres Volkes uns lieb ist, darum hauptsächlich freuen wir uns über das Erscheinen der „Indischen Bibliothek.“ Die Werke von van Bees wird man nun auch bald in der Fremde genießen, und dann — dann — wenn die „Kaffeeauctionen“ in der Bibliothek aufgenommen sind, wird der Holländer, welcher der deutschen Sprache mächtig ist, sich auch an den Juwelen unserer Literatur erfreuen können. Wenn ein graues Haupt sich zur Ruhe gelegt hat, wird das holländische Volk den Schatten eines unserer großen Prosaisten zur Verantwortung rufen, warum das beste Prosawerk, welches Holland im neunzehnten Jahrhundert hervorbrachte, dem Volke vorenthalten wurde. Der Kerkermeister des „Max Havelaar“ mag den Buchstaben des Gesetzes für sich haben, gegen sich hat er Einen, der mächtiger ist, als der Buchstabe, den Geist des Volkes. „Wilhelm Berg“ asse Deutschland — Holland nicht lange auf Multatulis Meisterstück warten.

„**Schauspiele**“ von O. Marbach (Leipzig, Selbstverlag). Wir haben uns schon öfters in diesen Blättern über die Eigenthümlichkeit und die Formgewandtheit des Verfassers ausgesprochen, welche wir auch in den folgenden neuesten Werken desselben wiederfinden: „Coriolanus“ und „Romeo und Julia“, Tragödien; „Herodes“, ein Lustspiel; „Proteus“, ein Satyrspiel. Da wir grundsätzlich bei Dichtungen (den Romanen ausgenommen) auf eingehende Kritik verzichten, begnügen wir uns mit wenigen Bemerkungen. Wie uns dünkt, hat Marbach überall antike Anschauung und Form mit den Beziehungen auf die fortlaufende Entwickelung der Menschen und ihrer Ideen verbunden. Sein Humor und seine Ironie, welche das Ernsteste und selbst das Bitterste in komischem Hochspiegelbilde erblicken läßt, mögen zunächst aus Shakespeare ihre Nahrung ziehen, von welchem er auch Ablaß für Ueberschreitungen der künstlerischen Maße zu erwarten hat. Seine Derbheit erinnert uns oft auch an Aristophanes. Sie tritt um so stärker hervor, weil er auch die zartesten Empfindungen in entsprechendem Ausdrucke wieder zu geben weiß. Die officielle Kritik scheint seine Herausforderung meistens schweigend aufzunehmen, und beschränkt sich um so schrankenloser auf die bühnengerechte Stücke und ihre Darsteller.

Paris. Vom 11. an erscheint jeden Morgen in Paris unter dem Titel „L'Evènement illustré“ eine illustrirte Zeitung, welche jeden Tag die Ereignisse des vorhergehenden Tages bildlich darstellt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 17. April: Neu einstudirt: **Undine**, romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Lortzing. Abonnements-Vorstellung Nr. 139.

Samstag, den 18. April: Gastdarstellung der Frau Auguste Burggraf. **Der Ball zu Ellerbrunn**, Lustspiel in 3 Akten von C. Blum. Hedwig: Frau Auguste Burggraf. — Hierauf: **Der sächsische Dorfschulmeister**, Genrebild mit Gesang und Tanz in 1 Akt von C. Pohl. Abonnements-Vorstellung Nr. 140.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 108. Samstag, den 18. April 1868.

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

Die Baronin war immer noch eine schöne Erscheinung, eine reizende Frau, aber die Erfahrungen ihrer sechsjährigen Ehe waren nicht spurlos an ihr vorüber gegangen. Obwohl sie erst fünfundzwanzig Jahre alt war, bemerkte man doch schon auf ihrer Stirn zwei leichte Falten.

Doch Stirnfalten, ja selbst Stirnfurchen sind nicht immer die Kennzeichen von erlebten Gemüthsstürmen. Es gibt Menschen, deren Stirne so glatt wie eine Marmorplatte ist und die doch mehr erlebt, gekämpft, gelitten haben, als Andere, bei denen die Stirne einem Acker gleicht, über welche eben der Pflug seine Furchen gezogen.

Aber es lag etwas in ihrem Wesen, was diesen beiden Falten eine ernsthafte Bedeutung gab. Ein Ausdruck des Unbefriedigtseins, der Sehnsucht und zugleich der Ermüdung.

„Scheiden," wiederholte sie langsam und mit besonderer Betonung des Wortes, „wir sind längst von einander geschieden — wir waren eigentlich nie verbunden."

Johannes nickte beistimmend.

„Es war ein thörichter, übereilter Schritt, den ich schwer gebüßt habe, ich war zu hart gegen Victor — ich und der Vater," setzte Clotilde seufzend hinzu.

Das Gesicht des Missionsvorstehers verfinsterte sich.

„Warum nennst Du diesen Namen?" sprach er, „Glaubst Du, daß dieser Mann besser war, als Portheim? Der große Fehler Deines Mannes besteht in seiner Schwäche, in der Widerstandslosigkeit gegen die Lockungen der Sünde. Jener aber, der sich einst Dein Verlobter nannte, gehört zu den abgefallenen Geistern der Finsterniß, zu den verlorenen Seelen, die nicht zu retten sind, weil sie mit Bewußtsein den Kampf gegen Gott und seine heilige Ordnung führen. Ich habe das Leben jenes Mannes aufmerksam verfolgt".

„Seinen Namen habe ich oft in den Zeitungen gelesen," fiel die junge Frau schüchtern und mit einem ungewissen Blick auf ihren Vetter ein.

Johannes nickte, während ein bitteres Lächeln um seine Lippen schwebte.

„Er ist ein berühmter Volksredner geworden, man hat ihn in das Parlament gewählt, sein Bild wurde an den Schauläden zum Verkauf ausgehängt," sagte er, seine dunklen Augen fest auf die junge Frau gerichtet haltend.

Clotilde erzitterte unter dem forschenden Blick ihres Vetters, aber sie sprach kein Wort.

„Glaubst Du, daß Du an der Seite eines solchen Mannes glücklicher geworden wärest, Clotilde? Klage weder Dich noch Deinen seligen Vater zu großer Härte an. Er ahnte, daß das Seelenheil seines Kindes bei diesem Manne gefährdet war. Die Demuth fehlt ihm und Seinesgleichen, die Demuth vor dem Herrn. Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang, sagt die Schrift. Aber das Herz dieser Menschen ist erfüllt von Hochmuth, wie einst das Herz Lucifers, als er sich gegen Gott empörte. Was nützt aller Ruhm dieser Welt, wenn sich das Herz krank, einsam, elend fühlt? Diese Männer haben kein Herz; der wilde Ehrgeiz füllt dessen Stelle aus, er ersetzt ihnen die Liebe, das Glück, den Frieden . . .! Der Beifall der Menge ist ihnen nothwendig, ohne ihn können sie sich nicht glücklich fühlen, nicht leben, und diesem Buhlen um die Gunst des Haufens opfern sie Alles, Alles."

Eine kleine Pause entstand. Clotilde strich in Gedanken versunken den Zweig durch die Hand, während Johannes in die Ferne blickte, hinauf zu der Waldspitze, die kaum zehn Minuten entfernt von der Veranda lag, und an deren äußerstem Rand ein hübsches Haus lag, weiß angestrichen, mit grünen Jalousien.

„Seit wann hast Du die letzte Nachricht von . . . von ihm?" frug die Baronin dann, ohne den Blick von dem Blüthenzweig zu erheben.

„Du meinst von Victor Linden?"

Sie nickte stumm.

„Vor Jahresfrist erhielt ich sie von einem Freund, der ihn in dem Parlament reden hörte; acht Tage vorher hatte er seine Frau durch den Tod verloren," antwortete Johannes, sein weiches, glänzendes Haar hinter das Ohr streichend.

Ein jähes Farbenspiel, Röthe und Blässe, zuckten über das Gesicht der Baronin.

„Seine Frau verloren," wiederholte sie.

„Ja, seine Adele, seine theure Adele," fuhr der Missionsvorsteher in ironischem, bitterem Tone fort, „die er so sehr liebte, daß er genug Ruhe und Ueberlegung behielt, um wenige Tage nach ihrem Begräbniß eine seiner schwungvollsten Reden in der Kammer zu halten. Dieser eine Zug charakterisirt diese politischen Männer, ihn und die Gattung, der er angehört, denn er ist nur ein ausgeprägtes Einzelbild einer ganzen zahlreichen Klasse. Herzlos sind sie alle und die crasseste Selbstsucht bildet den innersten Kern ihres Wesens."

Ein jäher Windstoß wirbelte Staub und abgefallene Blätter auf; am Horizont über den Wald zuckte ein fahler Blitz aus den schwarzgrauen Wolken, ein dumpfer Donner rollte schwer und langsam nach.

Clotilde schrack zusammen.

„Laß uns ins Haus gehen, Vetter," sagte sie, von ihrem Sitz sich erhebend. Sie trat in die Thür, während Johannes noch einige Bücher zusammen suchte, die auf den kleinen, von Korbweiden geflochtenen Tischen herum lagen.

In dem Augenblick sprang durch die offene Gartenthüre ein kleines Mädchen von vier oder fünf Jahren, mit hellem, fliegendem Haar, ein Hündchen verfolgend, das lustig bellend über die Beete einem Kätzchen nachsprang.

„Belly, Belly," rief die Kleine lachend, „so komm doch." Aber Belly kam nicht; er sprang über ein Blumenbeet und haschte nach dem Kätzchen, das sich unter einem Rosenstrauche versteckte.

Clotilde drehte sich um.

„Ach, sieh, Johannes, dieses reizende Kind."

Die Kleine hatte eben die grünseidene Schnur erhascht, die an Belly's Halsband befestigt war. Einzelne große, schwere Regentropfen fielen nieder. „Jetzt habe ich Dich," lachte sie, „und Du sollst mir nicht wieder ausreißen."

„Clärchen . . . Clärchen . . .," rief eine männliche Stimme außerhalb des Gartens, „wo bist Du denn?"

„Mein Gott — diese Stimme," sprach betroffen die Baronin, „war das nicht . . ."

Ein neuer, heftiger Blitz, dem unmittelbar ein dröhnender Donnerschlag folgte, unterbrach sie . . , zugleich rauschte der Regen nieder.

„Papa, Papa, hier sind wir," antwortete die Kleine mit ängstlicher Stimme, „der dumme Belly ist daran schuld, er wollte die kleine Katze fangen."

In der Gartenthür erschien ein Mann. Wieder ein rascher Blitz, dessen feuriger Strahl über dem Haupt des Mannes dahinzuckte.

„Hier, Papa, hier", rief noch angstvoller die Kleine, die zwischen einem Rosenstrauch und einem Hollonderbusch stand, deren Zweige sie fast verbargen, „hier sind wir." Sie hatte das Hündchen in die Arme genommen und drückte es gegen die Brust. Das kleine Thier ließ es sich ruhig gefallen, die Schnauze gegen die Schulter des Kindes gedrückt, suchte es hier Schutz vor dem herunterfluthenden Regen.

Der Fremde sprang hastig über das Beet, warf seinen Plaid über die Kleine und, einen Kuß auf die Stirn des Kindes drückend, das seine Aermchen um seinen Hals schlang, lief er, ohne sich umzusehen, fort, den Pfad nach dem Wald hinauf, an dessen äußerster Spitze das kleine weiße Haus mit den grünen Fenstergardinen stand. In der Thür dieses Hauses verschwand er.

Die junge Frau und der Missionsvorsteher starrten dem dahin Eilenden wie einer gespensterhaften Erscheinung nach.

(Fortsetzung folgt.)

M e x i c o.

Friedrich Gerstäcker, der, auf einer neuen Wanderung durch das nördliche und mittlere Amerika begriffen, gegenwärtig in Mexico weilt, gibt in der „Köln. Ztg." von den jetzigen Zuständen des vielgeprüften Landes folgende lebensvolle und auf unbefangener Beobachtung beruhende Darstellung:

Mexico, den 23. December.

Wohl bin ich erst kurze Zeit in dem Lande hier, und ich kann natürlich nicht im Stande sein, Ihnen ein endgültiges Urtheil über dasselbe zu geben. Nur schildern will ich Ihnen mit kurzen Worten, wie ich es bis jetzt gefunden, was ich von hier ansässigen Leuten darüber gehört, und was ich selber davon denke. Es vervollständigt vielleicht, was Sie von anderer Seite darüber hören.

Die Mexicaner haben das Kaiserreich abgeschüttelt und damit allerdings jenen Brief des unglücklichen Kaisers, vom 3. November 1864 datirt, desavouirt, worin er an den Staatsminister Velasquez schreibt:

„Mein lieber Staatsminister Velasquez de Leon!

Zurückgekehrt von Meiner beschwerlichen Reise aus den Provinzen des Innern, während welcher Ich von jeder Stadt, jedem Flecken und jedem Dorfe die unzweifelhaftesten Beweise der Sympathie und des herzlichsten Enthusiasmus empfangen, haben sich Mir zwei unerschütterliche Wahrheiten aufgedrängt. Die erste: daß das Kaiserreich eine Thatsache geworden ist, basirt auf den freien Willen der unermeßlichen Mehrheit der Nation ꝛc.; die zweite: daß dieselbe unermeßliche Mehrheit Frieden, Ruhe und Rechtssicherheit wünscht, Güter, welche sie von Meiner Regierung sehnlichst hofft und erwartet ꝛc."

Ob sie damit glücklicher geworden sind, muß die Zeit lehren. Keinenfalls kann man ihnen das Recht absprechen, ihre eigene Freiheit zu bewahren, und eine fremde Intervention zurückzuweisen.

Trotzdem ist der ganze Zustand im Innern des Landes im gegenwärtigen Augenblick ein nicht günstiger. Die Sicherheit der Straßen ist zu keiner Zeit so maßlos gefährdet gewesen, wie gerade jetzt. Das sogenannte Plagiarsystem, nach italienischem Muster, wo Geiseln aufgegriffen werden, um von ihren Angehörigen Lösegeld zu erpressen, nimmt fast mit jedem Tage überhand, und geht sogar so weit, daß angesehene Leute in den Straßen von Puebla und Mexico abgefaßt und entführt werden.

Zu gleicher Zeit coursirt in diesem Augenblicke hier die Nachricht, daß auf der Halbinsel Yucatan eine bewaffnete Bande gelandet ist, den Gouverneur erschossen und die Kaiserin Charlotte proclamirt habe, und dazu laufen von anderen Seiten Gerüchte ein, daß in Tampico sowohl, als an anderen Orten einzelne Führer sich gegen die bestehende Regierung empört haben und Uebergriffe begehen.

Es mag dabei manches übertrieben werden, aber etwas liegt gerade jetzt in der Luft, und der Friede scheint dem armen, schon so schwer geprüften Lande noch lange nicht gesichert zu sein. Trotzdem glaube ich nicht, daß eine Gefahr für die jetzige Regierung besteht, denn Diaz, der ihr allein gefährlich werden könnte, ist ein Ehrenmann, und scheint nicht daran zu denken, neues Blutvergießen über sein Vaterland zu bringen, während nach anderer Seite hin einer möglichen revolutionären Partei, zu der sich auch wohl, der confiscirten Kirchengüter wegen, die Priester schlagen würden, jeder Mittelpunkt fehlt, an den sie sich anschließen könnte.

Man behauptet, daß Juarez den armen Kaiser nur deßhalb habe erschießen lassen, um ferneren Revolutionen einen festen Anhalt zu nehmen. Er wußte recht gut, daß noch eine nicht unbedeutende kaiserliche Partei im Lande besteht, und die letzten Monate haben das auch zur Genüge dargethan.

Ein **Calendario histórico de Maximiliano**, im günstigsten Sinne für den verstorbenen Kaiser geschrieben, sieht hier in wenigen Wochen seine zweite Auflage vergriffen, in Queretaro haben die Gräber der Erschossenen der Erde gleichgemacht und mit Schutt überfahren werden müssen, um den Ovationen vorzubeugen, die fortwährend dem Kaisergrabe gebracht wurden. Aber durch den Tod des Kaisers fehlt der Revolution die Spitze, im Norden hat man Santa Anna wieder ausgerufen, und die Parteien zersplittern sich deßhalb und werden, wie wir fest hoffen dürfen, zu keinem Ziele gelangen. Aber den eigentlichen Frieden und Fortschritt des Landes werden sie natürlich wieder hinauszögern, und doch, wie nöthig braucht Mexico beides!

Es ist ein wahrhaft wundervolles Land, und die Indianer haben gewiß Grund zu ihrer Sage, in welcher sie behaupten: ihr Gott habe, nachdem er die Welt vollendet, sich ein Fenster im Himmel angelegt, von dem aus er stets auf Mexico hinabschauen

könne, das ihm vor allen andern Ländern so sehr gefallen habe; aber was helfen dem Volke die Reichthümer und Schönheiten der Natur, wenn es fortwährend seinen eigenen Boden mit Blut düngt, und nicht allein eine Einwanderung hindert, um für sie die Schätze auszubeuten, nein, selbst das eigene Volk davon abhält, Das zu genießen, was ihm Gott gegeben.

Ich glaube fest, daß Juarez ein tüchtiger Mann ist und es gut mit seinem Lande meint, und schon dadurch, daß er es dem fast unerträglich gewordenen Druck der Geistlichkeit entzog und dieser mächtigen Partei unerschrocken trotzte, hat er es bewiesen — aber was kann er als einzelner Mann thun, wenn er nirgends Unterstützung findet, und was hilft es ihm, der Hydra hie und da einen Kopf abzuschlagen, wenn ihr unaufhörlich neue wachsen? Revolutionen sind in all diesen früher spanischen Provinzen permanent; Ehrgeiz und Faulheit sind dafür die beiden Haupttriebfedern, und eine Monarchie hätte vielleicht dem ein Ende machen können, aber auch nur vielleicht, denn ohne Revolution würde sich weder Mexico noch irgend eine der anderen Republiken je beruhigt haben.

Und trotzdem ist das mexicanische Volk gutmüthiger Natur, und man soll ja nicht glauben, daß es, wozu es vielleicht berechtigt wäre, nach den in den letzten Jahren erlebten Vorfällen, z. B. die Fremden hasse. Alle Fremden können in keinem Lande der Welt freundlicher aufgenommen und behandelt werden, als gerade in jetziger Zeit hier in Mexico. Man hat keinen Groll gegen sie bewahrt, und selbst Tausende von Franzosen, denen zu zürnen Juarez das größte Recht hätte, leben, von den Gesetzen beschützt und unbehelligt — Straßenräuber natürlich ausgenommen —, in Mexico. Und doch sind gerade die Mexicaner im gegenwärtigen Augenblick übermüthiger geworden, als sie je gewesen, denn die eigenthümlich geschützte Lage ihres Landes konnte ihnen kein Geheimniß bleiben.

Schon das ungeheure, von Sümpfen und Bergen durchzogene Terrain gewährt ihnen einen nicht zu gering anzuschlagenden Schutz gegen fremde Einfälle, mit den gewaltigen Entfernungen von einem Platz zum andern, aber das Alles tritt gegen das von Nordamerika gegen jeden Angriff ausgesprochene Veto in den Hintergrund. Sie trauen Amerika allerdings selber nicht; sie wissen, daß es von jeher ein Auge auf das Nachbarland gehabt, und über kurz oder lang einmal ihr gefährlichster Feind werden könne, aber für den Augenblick ist es ihr mächtiger Beschützer, und der leichtherzige Charakter dieses südlichen Volks läßt es sich gern über alle Sorgen für die Zukunft hinwegsetzen. Ja, die Mehrzahl denkt sogar nicht einmal an eine solche Möglichkeit, sondern sieht allein in der Tapferkeit der mexicanischen Soldaten nicht bloß die jetzige „Rettung des Vaterlandes“, sondern auch seinen vollkommenen Schutz für die Zukunft.

So ist jetzt auf dem Weihnachtsmarkt hier, ziemlich ordinär gemacht, aber mit bunten Farben ausgemalt, eine Gruppe dargestellt, welche die Stimmung der großen Mehrheit des Volkes recht gut bezeichnen könnte. Die Gruppe besteht aus zwei Figuren: Ein Franzose, die Fahne der „großen Nation“ in der einen, und das blanke Schwert in der anderen Hand, liegt am Boden. Hinter ihm, den Fuß auf seinen Körper gesetzt, steht die Jungfrau Mexico, in der rechten Hand die grün-weiß-rothe Fahne (die Streifen aufrecht stehend, wie bei den französischen Farben) und in der Linken — nicht etwa eine Waffe, sondern nur einen Fächer haltend. Nur der Luftzug dieses Spielzeugs diente in ihrer Hand dazu, um den mächtigen Feind niederzuschmettern. Es erinnert das doch etwas an Gellerts Fabel mit dem Heupferd.

Nichtsdestoweniger steht die Thatsache fest, daß Mexico in diesem Augenblick unangreifbarer durch fremde Mächte geworden ist, als je, denn Frankreich wird sich hüten, sich zum zweitenmal die Finger zu verbrennen, und andere Reiche haben sich wahrscheinlich ein zu gutes Beispiel an dem Vorhergegangenen genommen, um je einen ähnlichen Versuch zu machen.

Mexico bleibt deßhalb vorderhand sich selber überlassen, und ihm Zeit und Ruhe von Außen genug, das Glück seines schönen Landes zu sichern und seine Zustände zu verbessern, seine Schätze auszubeuten; aber ich fürchte fast, es wird die günstige Zeit wieder mit thörichten Kämpfen vergeuden, und, statt ein festes Reich zu bilden, seine Kräfte zersplittern und aufreiben. Gott weiß es, es hat auch die Elemente dazu im eigenen Herzen, und die erzürnten und an ihrem Heiligsten, an ihren Gütern, verletzten Priester werden ihr möglichstes thun, irgend eine ihnen scheinbar günstige Partei aufzustacheln und den Feuerbrand aufs Neue unter das Volk zu werfen.

Die neue Wahl für den zweiten Rang im Staate, des Präsidenten des obersten Gerichtshofes und eigentlichen Vicepräsidenten, ist ruhig vorübergegangen, und nicht Diaz gewählt, wie er es gehofft zu haben scheint, sondern Seb. Lerdo de Tejada. Porfirio Diaz scheint aber in der That ein Ehrenmann zu sein, und nicht im Sinne zu haben, durch falschen Ehrgeiz geblendet, sein Vaterland wieder einem Bürgerkrieg in die Arme zu werfen. Er wird sich ruhig der Mehrheit des Volkes fügen, und dann ist es allerdings möglich, daß Juarez mit seiner zähen indianischen Ausdauer und Energie im Stande ist, den Frieden in dem noch immer unruhigen und gährenden Lande wiederherzustellen. Aber er muß dabei mit eiserner Hand eingreifen, denn die Mexicaner verlangen ein solches Regiment, und deßhalb schon gestehen auch selbst viele von des verstorbenen Kaisers Freunden ein, daß Maximilian von Oesterreich nie ein Herrscher für dieses Land gewesen wäre. Er war, bei schwankendem Charakter, viel zu gut und zu weich, und glaubte auch vielleicht schon als Fremder nicht so entschieden gegen die eingeborenen Mexicaner auftreten zu dürfen.

Das Decret vom 3. October, das alle mit den Waffen in der Hand ergriffenen Mexicaner zum Tode verurtheilte und schließlich Maximilians Verderben herbeiführte, ist denn auch nie in seinem eigenen Herzen entstanden, sondern ihm allein von Bazaine, dem der Fluch des ganzen Landes folgt, aufgezwungen worden. Maximilian hat sich bis zum letzten Augenblick dagegen gesträubt, und selbst, nachdem es Gesetzeskraft erlangt, niemals die Absicht gehabt, es ernstlich durchzuführen.

Aber auch das war nur eine halbe Maßregel, und strafte sich bitter von dem Augenblicke an, und nur die durch seine Umgebung immer in ihm bestärkte und leider irrige Meinung, daß er die ungeheure Mehrheit des mexicanischen Volks für sich habe, konnte ihn veranlassen, ein so grausames Gesetz zu unterzeichnen.

Als er damals zurück nach Orizaba ging, war ihm freilich die Wahrheit im eigenen Herzen klar geworden. Er fühlte, wenn er es sich auch vielleicht noch immer nicht recht gestehen wollte, jedenfalls daß, er sich doch vielleicht geirrt, und sein Entschluß, nach Europa zurückzukehren, war gefaßt, sein meistes Gepäck schon zum Versenden fertig. Da trat sein böser Geist wieder an seine Seite — der P. Fischer, der in dem charakterschwachen, aber gutherzigen Monarchen das beste Werkzeug gefunden zu haben glaubte, in Mexico das Concordat einzuführen und der Kirche die „geraubten“ Güter wieder zurückzuerstatten, und dessen Ueberredung — darin stimmen Alle überein — ist es allein zuzuschreiben, daß Maximilian wieder nach der Hauptstadt zurückkehrte. Was er ihm damals gesagt, weiß natürlich Niemand, aber wahrlich nicht die Wahrheit, denn der Kaiser hätte sonst nie den unglückseligsten Schritt seines Lebens gethan, der ihn seiner Todesstätte entgegenführte.

Der Kaiser starb — aber P. Fischer lebt, und wandert hier in Mexico, anscheinend in ganz behaglichen Verhältnissen, in der Stadt auf freien Füßen umher, trotzdem daß er damals in Orizaba

aufs Neue den Bürgerkrieg aufstachelte, und damit, wenn auch indirect, das Blut von Tausenden an den Händen trägt.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(**Jesuitismus.**) Die „Vorarlberger Landeszeitung“ ist in der Lage, nachstehendes Actenstück mitzutheilen, das wohl eine der drastischesten Proben von **reservatio mentalis** ist; es lautet: „Hochwürdiger k. k. Herr Hauptschul-Director! Das General-Vicariat ist beauftragt, von den definitiven Herren Directoren und Lehrern der Hauptschulen den Eid auf die Staatsgrundgesetze abzuheischen. Da die Staatsgrundgesetze in ihrem Wortlaute eine mit dem Gewissen des Katholiken vereinbare Deutung zulassen, da ferner der verlangte Eid den Beamten nur zur Beobachtung derselben in seiner amtlichen Thätigkeit, nicht aber dazu verbinden kann, daß er auch innerlich die zu Grunde liegenden Grundsätze billige oder gar zu den seinigen mache, so kann er diese Beobachtung geloben, mit der selbstverständlichen Ausnahme des Falles, daß ihm eine an sich verwerfliche Handlung befohlen würde. So haben sich die hochwürdigsten Bischöfe in ihrer Zuschrift an den Herrn Minister-Präsidenten unterm 30. v. M. erklärt. Die berufenen Herren sollen auf einen Bogen eigenhändig und mit genauer Angabe des Namens und des Charakters Folgendes schreiben: „Ich erkläre an Eidesstatt, die Staatsgrundgesetze unverbrüchlich zu beobachten.“ Die so angefertigten Erklärungen sind unverzüglich anher einzusenden. Gez.: Fürsterzbischöfliches General-Vicariat Feldkirch, am 8. April 1868. Johann Bisch. v. Europus, General-Vicar.“

(**Beneidenswerthes Loos.**) In Stettenheims „Berliner Wespen“ lesen wir: An der Präfectenschule des Badeortes Landeck in Schlesien ist die Hülfslehrerstelle vacant und soll sofort besetzt werden. Der Magistrat des genannten Ortes zeigt dies allen Literaten und Candidaten der Philologie, Philosophie und katholischen Theologie in der „Breslauer Ztg.“ an. Dem damit verbundenen Verhungern und Erfrieren stehen folgende Hindernisse entgegen: 150 Thlr. Gehalt, 24 Thlr. Miethsentschädigung, 6 Klafter Holz und 16 Thlr. für Schreibunterricht, wenn der Anzustellende denselben mit übernimmt.

Frankfurt, 17. April.

Die großen Fartschritte in den verschiedensten Industrien und Gewerben in neuerer Zeit sind nicht ohne Einfluß auf die Kunst und die mit derselben in Verbindung stehenden Fächer geblieben. Es war dieser Einfluß ein gegenseitiger, denn während die Kunst an practischer Bedeutung gewann, zog sie gleichzeitig das Handwerk — die Industrie — zu sich heran, indem sie den Gegenständen des gewöhnlichen Gebrauchs, seien sie in der kleinen Werkstätte oder in der großen Fabrik erzeugt, den Stempel des Geschmackes, der Schönheit und Eleganz aufdrückte. Die Weltausstellungen mit ihren vielfachen Gelegenheiten, Schönes zu sehen und Vergleichungen anzustellen, haben in dieser Hinsicht sehr bildend auf die Neigungen des Publikums gewirkt und die Industrie genöthigt, der sa geförderten Bildung durch erhöhte Schönheit ihrer Erzeugnisse gerecht zu werden. Es wurde in dieser Beziehung vielseitig der Wunsch rege, daß sich mehr, als bisher geschehen, Männer der Kunst, welche Verständniß für die Eeforderniße des wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens, Lehrtalent besitzen, sich der hohen und lohnenden Aufgabe unterziehen möchten, die Brücke zwischen Kunst und Gewerbe zu schlagen und in richtiger Weise die nothwendige Vermittlung zwischen beiden zu übernehmen. Um diesem Bedürfniß zu entsprechen, jungen Leuten in ihren Gewerben eine höhere Ausbildung zu geben, sind in letzter Zeit allenthalben Kunstindustrieschulen, Institute für Unterricht im Modellzeichnen ꝛc., wie kürzlich erst in Offenbach, Frankenberg in Sachsen ꝛc. errichtet worden und bald wird es weniger an Stellen für Kunstindustrielehrer, als an tüchtigen Männern für solche Stellen fehlen. Auch in Frankfurt verdiente das freie Handzeichnen für gewerbliche und industrielle Zwecke einer größeren Pflege von Seiten der sich den Gewerben widmenden Jugend. Wir hatten jüngst Gelegenheit, was Musterzeichnungen betrifft, reiche Sammlungen desselben aller Art zu sehen, welche Herr F. C. Klimsch von im Verlaufe einer langen practischen Thätigkeit für verschiedene Gewerbe u. s. w. ausgeführt hat, und glauben wir danach, es aussprechen zu können, daß Herr Klimsch, dessen Leistungen in Künstlerkreisen sich hoher Achtung erfreuen, einen natürlichen Beruf zum Unterricht in dem genannten Zweige der Zeichnenkunst besitzt. Seine Musterzeichnungen für Lithographen, Holzschneider, Meerschaumschneider, Kattunzeichner, Stickereien, Tapisserie- und Tapeten-Fabrikation u. s. w. entstammen alle der eigenen schöpferischen Erfindung und dürfte durch diese nicht genug zu schätzende Eigenschaft des Lehrers ohne Zweifel das schlummernde Ta'ent des Schülers erweckt und die etwa vorhandene Gabe der Erfindung angeregt und erhöht werden, so daß ein salcher Unterricht, der den Schwerpunkt nicht bloß in äußerliche schablonenartige Fertigkeit legt, von einem wirklichen practischen Erfalg begleitet ist. Wie wir nunmehr vernehmen, beabsichtigt Herr Klimsch, um vielfachen Anforderungen zu genügen, einen Unterricht in erwähnten Fächern zu eröffnen. Wir können denselben Interessenten mit bestem Gewissen empfehlen und wünschen ihm die Theilnahme, die er in der That in Anspruch zu nehmen berechtigt ist.

Literatur-Notizen.

„Zwei Seelen“. Eine Künstleenovelle von C. Zastrow. (Malchin, Wendt). Joseph, der Sohn eines Landgeistlicheu, kann sich nicht mit dem ihm zugedachten geistlichen Berufe vertragen und wird Jurist, obgleich die reichste Begabuug ihu, wie wir meinen, lieber die Tonkunst als Beruf hätte wählen lassen sallen. Eben diese Künstlernatur in ihm kämpft mit dem Bewußtsein seiner höheren Pflicht: vor Allem ein klarer und fester Mensch zu sein. Er lernt eine Sängerin kennen und lieben, welche nach jenen beiden Richtungen hin sein Ideal zu sein verdient. Aber bereits ist er mit einem Landmädchen verlobt, dessen apfermuthige Treue ihn an seine Pflicht mahnt, welcher er nun sein und Olivas (der Sängerin) Liebesglück opfert. Aber er findet in der Ehe mit der Jugendgeliebten, trotz vieler äußerer Leiden, nicht bloß ein innig empfundenes Glück, sondern auch jenen höheren sittlichen Adel, welchen er vorher erstrebte, und welchen seine Gattin reichlich ebensosehr, wie Oliva, besitzt. Jene indessen stirbt früh, befriedigt und beglückt, aber immerhin ein Opfer ihrer Treue und zugleich der poetischen Gerechtigkeit, welche den zwiefach treuen Helden am Ende in die Arme der hochbegabten und ihm ebenfalls treuen Künstlerin führt. Der Dichter hat seine feine psychologische Aufgabe mit Liebe ausgeführt, jedoch zu lyrisch, um überall hinreichendes Maß zu halten; namentlich spricht und schreibt das Landmädchen Marianne viel gebildeter, als seine bäuerliche Erziehung erwarten läßt.

Deutsches Volksgesangbuch, herausgegeben von **Ludwig Erk.** (Berlin, Janke.) Das Volksgesangbuch von Erk, dem bewährten Kenner auf dem Gebiete des Volksgesanges, hat bedeutende und unbestreitbare Vorzüge var allen ähnlichen Sammlungen. An Reichhaltigkeit wird dasselbe wohl von keiner ähnlichen Sammlung übertroffen; man wird nicht vergebens nach einem Liede suchen, im Falle dasselbe nur irgendwie Beachtung verdient. Die neue Auflage enthält 130 Lieder mehr als die frühere. Um eine bequeme Uebersicht zu gewinnen, sind die Lieder nach der Bedeutung ihres Inhalts in Abtheilungen geordnet. Der Inhalt ist correct hergestellt und neben der Angabe der Entstehungszeit, des Ursprungs jedes einzelnen Liedes sind auch die Namen der Dichter und kurze biographische Notizen über Letztere mitgetheilt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 18. April: Gastdarstellung der Frau Auguste Burggraf. **Der Ball zu Ellerbrunn,** Lustspiel in 3 Akten von C. Blum. Hedwig: Frau Auguste Burggraf. — Hierauf: **Der sächsische Dorfschulmeister,** Genrebild mit Gesang und Tanz in 1 Akt von C. Pohl. Abonnements-Vorstellung Nr. 140.

Sonntag den 19. April. Zum ersten Male: **Die Mottenburger.** Gesangsposse in 6 Bildern von D. Katisch und A. Weirauch. Musik von R. Bial. (Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kiß. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 109. Sonntag, den 19. April 1868.

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

„Victor Linden," sprach Clotilde, wie von einem Traume befangen und weder des kalten Zugwindes, noch des mächtig niederrauschenden Regens achtend, den der Wind über die Brüstung der Veranda herein bis an die Thür des Salons peitschte, auf dessen Schwelle sie stand.

„Ja, Victor Linden," wiederholte Johannes, die Baronin durch eine Handbewegung zum Eintritt in den Salon auffordernd und dann die Glasthüre schließend.

Die Baronin war auf einen Divan niedergesunken, während Johannes, den Blick auf den Boden geheftet, im Salon auf und abging. Plötzlich blieb er vor der jungen Frau stehen, und einen forschenden Blick auf sie werfend, sagte er:

„Zwischen uns sei Wahrheit, Clotilde, volle Wahrheit. Die Lüge ist der Tod."

Clotilde zitterte, ihre langen, dunkelen Wimpern senkten sich vor dem Blick des Missionsvorstehers, in dessen Augen eine tiefe Gluth brannte.

„Der Anblick jenes Mannes hat Dich überrascht und alte Erinnerungen wieder wachgerufen, die . . . die ich," er hielt inne, wie um den Eindruck seiner Worte zu beobachten, „todt und erstorben glaubte, zum Heil Deiner unsterblichen Seele. Du stehst am Scheideweg, Clotilde. Wähle zwischen Belial und Jehova! Als mich Dein Brief vor sechs Wochen in Basel traf, als Du mir Deinen Seelenzustand schildertest, Deine Verlassenheit und Deine Noth, die den Weg zu Gott nicht finden konnte, und die viel ärger ist, als die härteste Noth des Leibes, weil sie der lebendige Tod ist, da zögerte ich nicht eine Minute und kam. Daß Du mich einst rufen würdest, das wußte ich, ich habe es Dir vor sechs Jahren vorausgesagt. Ich kam also und zeigte Dir den Weg des Trostes, sagte Dir, wie Du Ruhe finden könntest für Deine Seele. Vergiß es nicht, Clotilde: Du warst es, die mich rief, ich kam nicht eher, als bis Du es selbst verlangtest."

Er hielt inne. Das Auge der jungen Frau irrte angstvoll durch den Saal und senkte sich dann zu Boden. Sie hatte die Hände gefaltet und den Nacken etwas nach vorwärts gebeugt.

„Ich sagte Dir," fuhr Johannes fort, was Dir fehlte: der Glaube, die Rückkehr zur Kirche . . . Die Welt hat Dich verletzt, Dein Herz, öde, kalt, unbefriedigt gelassen, Dein Gatte Dich schnöde gekränkt. Jetzt steigt die Gestalt jenes Mannes, jenes Linden wieder vor Dir auf. Noch einmal naht Dir die Versuchung und der Versucher. Täusche mich nicht, Clotilde, ich weiß, was in Deinem Herzen beim Anblick dieses Mannes vor sich geht."

Seine Stimme, die bei den letzten Worten etwas hart und schneidend geklungen, wurde wieder milder und nahm sogar einen süßlich-weichlichen Ton an. Er trat näher und legte seine weiße, wohlgepflegte Hand, deren Finger nur etwas zu lang und zu schmal waren, auf ihr Haupt. Sie zuckte leise zusammen; ein kalter Nervenschauer durchrieselte sie.

„Sei standhaft, Clotilde," sprach er, „suche Muth und Kraft im Gebet, und die Versuchung wird von Dir weichen. Bete, bete mit Inbrunst, Deine Entschlüsse werden Dir dann leicht werden. Gott hat Dich mit irdischen Gütern reich gesegnet, verwende sie zur Ehre Gottes und seiner Kirche. Ich habe Dir schon gestern den Weg dahin angedeutet. — Du trennst Dich von dem Baron von Portheim und verwendest einen Theil Deiner Güter zu den Zwecken der heiligen Mission. Die Stelle einer Oberin im Missionshause ist offen. Ein weites Feld für eine Seele, für ein Herz, wie das Deinige, Clotilde . . . Und ich, ich," fügte er mit einem leidenschaftlichen Aufleuchten seiner dunkelen Augen hinzu, „werde dann immer in Deiner Nähe sein."

Clotilde schwieg noch immer, die Hände gefaltet und die Augen niedergeschlagen.

Das Gewitter hatte sich indessen verzogen, nur über dem fernen Waldsaum der Berge zuckten aus den graublauen Wolken zuweilen röthlich-fahle Blitze auf. Johannes trat an das Fenster und streckte die Hand nach dem reinen blauen Abendhimmel über ihren Häuptern und dann nach dem Berge aus, über welchem noch die Wetterwolken hingen.

„Sieh dorthin. Ueber uns der blaue Himmel, ruhig thronend, unberührt von den Stürmen der Elemente, Ruhe und Frieden in unsere Herzen senkend. Dort oben noch wildes Zucken der Naturkräfte, finstere, dräuende Wolken, die uns mit Unruhe, mit Zagen erfüllen. Es ist ein Bild Deiner Zukunft — je nachdem Deine Entscheidung fällt. Aber vergiß nicht, daß Du auf immer verloren bist, anheim gefallen der Lüge, dem Verderben, wenn Du jetzt die Gnade des Herrn von Dir weisest. Und nun laß uns beten, damit der Herr unser Gott Dich stärke."

Er schlug das mit goldenem Kreuz gezierte Gebetbuch auf, das er an jenem verhängnißvollen Geburtstagsmorgen seiner Cousine geschenkt, und las ihr mit salbungsvollen Worten ein Gebet vor, dessen Worte Clotilde leise für sich nachsprach.

Als der Missionsvorsteher geendet und den Salon verlassen hatte, schlug sie weinend die Hände vor die Augen, und eine Stimme flüsterte in ihr jenen Ausbruch der Verzweiflung aus Hamlet:

„Die Worte fliegen auf,
Der Geist hat keine Schwingen —
Wort' ohne Sinn
Kann nicht zum Himmel bringen."

Zwei Wachskerzen brannten an dem runden Tisch, an welchem Victor Linden und Clärchen saßen, und warfen einen hellen freundlichen Schimmer über die beiden Menschen, über das ernste, sinnende Männerantlitz, und über das kleine, liebe Gesichtchen, auf welchem die Augen des Vaters voller Zärtlichkeit ruhten. Das kleine Mädchen spielte mit ihren Puppen, die sie in Mitten eines Kreises hölzerner Schaafe, Hund, Kühe, Gänse, Pferde, Löwen, Hirsche, und Elephanten aufgestellt hatte. Daneben stand eine Arche Noah, zu welcher alle diese Thiere gehörten. Ein Kranz grüner Bäumchen umgab das Ganze.

Die Kleine klatschte vergnügt in die Händchen.

„Ach, Papa, sieh' nur die allerliebsten kleinen Schäfchen," rief sie mit strahlenden Blicken; „aber weißt Du, Papa, die kleine weiße Katze, die der Belly heute fangen wollte, war noch schöner. Warte nur, Du garstiger Belly," und sie ballte ihr Händchen nach dem kleinen Hund, der vor ihr auf den Dielen lag, „wenn Du noch einmal das Kätzchen beißen willst, gebe ich Dir kein Milchbrod mehr, Du garstiger Belly."

Als der Hund seinen Namen nennen hörte, sprang er wedelnd und bellend an der Kleinen empor.

Das Kind brach in ein helles Lachen aus.

„Sieh nur einmal den dummen Belly, Papa, er freut sich noch, und ich zanke ihn doch aus."

„Er glaubt es nicht, daß Du ihm kein Milchbrod mehr geben willst," lächelte Victor, dem Kind die blonden Locken aus der Stirne streichend.

Da sprang Belly mitten auf den Tisch und warf die Puppen, die Schaafe, Hunde, Hirsche, Löwen, Elephanten und Bäume durcheinander.

Das Kind lachte über diesen neuen Geniestreich des Hündchens so herzlich, daß es im Zimmer von der frischen, fröhlichen Stimme widerhallte.

Plötzlich aber rief sie: „Aber, Papa, nun will ich zu Bette gehen; und Du erzählst mir noch eine schöne Geschichte!"

Victor klingelte. Eine alte Frau von gutmüthigem Aeußeren trat ein.

„Frau Mathes, Clärchen will schlafen, bringen Sie die Nachtkleider."

Die Frau warf das weiße spitzenbesetzte Nachtkleidchen der Kleinen über.

„Ach, du lieber Gott," sagte die alte Frau, „Sie können mir es glauben, Herr Linden, das Clärchen sieht gerade aus, wie der schöne Altarengel in der Grottendorfer Kirche."

Victor trug das Kind in das Nebenzimmer, wo ein kleines Bett neben seinem eigenen Lager stand.

Er legte es in sein Bett und küßte es auf die Stirne, und erzählte ihm dann eine Geschichte von einem kleinen Mädchen, das sich beim Erdbeerensuchen im Walde verlaufen hatte und nach einer Reihe mit Rehböckchen, Hasen und Eichhörnchen bestandener Abenteuer wieder glücklich zu seiner Mutter kam. Darüber war die Kleine eingeschlafen, die Händchen auf der Brust zusammengefaltet, das gute Gesichtchen umfluthet von den aufgelösten Locken.

Victor küßte das Kind leise auf die Stirne und kehrte dann in das Wohnzimmer zurück.

Er trat an das Fenster und blickte hinaus in die Sommernacht. Obwohl über den Waldbergen die Sterne blitzten und glitzerten, so war die Nacht doch dunkel und mit Mühe nur vermochte der Blick die Gegenstände der nächsten Umgebung zu erkennen.

(Fortsetzung folgt.)

M e x i c o.

(Schluß.)

Mexico, den 26. December.

Gestern war großer Feiertag in der Stadt, und zwar nicht allein des Weihnachtsfestes wegen, sondern der Präsident hielt seinen Bando oder militärischen Umzug in der Stadt, später mit großer Sitzung im Abgeordnetenhause, wo er sich als neugewählter Präsident dem Volke zeigte und seine Anrede an dasselbe, aber freilich mit so leiser Stimme hielt, daß man auf den Gallerien auch nicht eine Silbe davon verstehen konnte.

So viel bleibt gewiß: Juarez ist augenblicklich in Mexico nicht allein populär, sondern man hat auch das Vertrauen zu ihm, daß er die neugewonnene Republik festigen und erhalten werde — wenn nicht schon der Name Republik in allen südamerikanischen Staaten und ebenso in Mexico — ein Spott auf die Sache selber wäre. In einer Republik soll das Volk durch einen von ihm gewählten Repräsentanten regieren — aber was ist in allen diesen Staaten eben dieses souveräne Volk? Ein Haufen unwissender roher Menschen, die, besonders in Mexico, von klugen Advocaten geleitet und benutzt werden. Man braucht ihre Stimme und ihre Fäuste — weiter nichts — ihre eigene Meinung wird nicht befragt und kann nicht befragt werden, denn sie haben keine — sie gehen mit der Masse und dem Erfolge.

Bei Juarez' Erscheinen im Abgeordnetenhaus, wo eine Art Thronsessel mit zwei rothgepolsterten Stühlen für den Präsidenten und die Präsidenten des Hauses steht, wurde nur an einer Stelle etwas Vivat gerufen, und auch nur von dort, über der Thür des Eingangs, flog eine Unzahl bunter Bänder wie ein Regen — oder noch besser, wie eine Ordensvertheilung in Europa — über den Präsidenten und seine nächste Umgebung nieder. Sie enthielten darauf gedruckte Lobgedichte des Präsidenten, aus der Feder irgend eines Hofpoeten — warum soll es nicht auch in einer Republik Hofpoeten geben?

Abends zogen kleine Trupps sehr mittelmäßig gekleidete Mexicaner mit etwas Musik und einer Standarte, mit Juarez' Bilde darauf, durch die Straßen, Lichter dabei in der Hand tragend; auch wurden auf der Plaza viele Raketen abgebrannt, vor denen man sich ein wenig hüten mußte.

Die Abgeordneten im Saal selber betrugen sich sehr ungenirt. Fast alle rauchten bis der Präsident eintrat; auch die Zuschauer gaben sich dem Genuß hin — es war ein entsetzlicher Qualm im Hause, und selbst bei der Ansprache des Ersten der Nation behielten die Zuschauer auf den Gallerien — mit wenigen Ausnahmen — ihre Hüte auf.

Abends war nur das Palais und, sonderbarerweise, das städtische Leihhaus, dicht an der Plaza, beleuchtet. Oft liegt ein tiefer Sinn im kindischen Spiel.

Noch jetzt sitzen Gefangene in Queretaro, ohne daß sie aber weiter etwas für ihr Leben zu besorgen haben. Sie werden nach und nach entlassen, wie man ihren Prozeß in langsamer Reihenfolge vor den Gerichten abwickelt, und nur die bis zuletzt aufgehoben, welche sich vielleicht die kleinliche Rache irgend eines der Beamten zugezogen haben. Eine längere Verurtheilung braucht aber wohl keiner von ihnen zu fürchten.

Interessanten Mittheilungen über die damaligen und späteren Verhältnisse in Queretaro dürfen wir aber wohl in nächster Zeit entgegensehen, da ein Herr v. Görbitz, Adjutant Miramons, und eben auch aus der Gefangenschaft entlassen, in diesen Tagen nach Madrid, wo er seinen Aufenthalt hat, zurückkehrt, und seine Erlebnisse in spanischer wie in deutscher Sprache herauszugeben beabsichtigt.

Miramon war ein tapferer und tüchtiger Mann, aber auch entsetzlich ehrgeizig, und ich fürchte fast, der Kaiser traute ihm zu viel — aber zuletzt theilte er das Geschick des Monarchen, und ihm treu zur Seite hielt sich der Indianer Meji. Beide wurden bekanntlich mit dem Kaiser erschossen.

Armer Kaiser — er hat es so gut, so ehrlich mit dem mexicanischen Volke gemeint, und mußte solchen Lohn dafür ernten — er hätte jedenfalls ein besseres Loos verdient! Aber in vielen, sehr vielen mexicanischen Herzen wird ihm noch ein treues Andenken bewahrt. Alle stimmen darin überein, daß, wer ihn näher kennen lernte, ihn auch lieb gewinnen mußte, und ebenso soll sich die Kaiserin mit der größten Aufopferung Dem gewidmet haben, was sie für das Beste des Volkes hielt und für die Hebung und Unterstützung der ärmeren Classen nöthig glaubte.

Die jetzige Regierung thut freilich Alles, um das Andenken an jene Regierung zu verwischen, aber es wird ihr nicht gelingen. Gerade der Märtyrertod des Kaisers, wie das Unglück der edlen Frau, haben dem Kaiserpaare selbst die Herzen manches früheren Feindes zugewandt, und fast keinen Laden in der ganzen Stadt findet man, in dem nicht die Bilder Maximilians und Charlottens mit Miramon und Mejia, wie mit Apotheosen des Kaisers ausgestellt wären.

Shakespeare in Frankreich.

△ Paris, 14. April.

Eine wirklich neue und erstaunliche Erscheinung! Nachdem schon seit Wochen „Hamlet“, freilich nur als Oper in der grand Opéra, eine große Anziehungskraft auf das Publikum ausübt, füllt seit einiger Zeit auch „König Lear“ in der ziemlich unveränderten Gestalt des Originals Abend für Abend die weiten Räume des Odeon-Theaters auf dem linken Seineufer.

Wir geben statt allen eigenen Referats hier nur wieder, was ein hiesiges größeres Journal gleich nach der ersten Aufführung darüber bemerkt:

„Das Odeon hat uns gestern Abend „König Lear“ von Shakespeare und Jules Lacroix gebracht — und zwar mit außerordentlichem Erfolge. Das englische Drama, von dem französischen Dichter bearbeitet nach dem Maße unseres Theaters und unseres Geschmacks, hat nichts von seiner wahren Schönheit und seiner wirklichen Größe eingebüßt. Was der Uebersetzer hauptsächlich darin beschnitt, war der bizarre Theil in dieser Tragödie des Wahnsinns, wo der letztere das Ganze zu sehr überwuchert. Nur ein Fanatiker kann dies bedauern.

Die allzustarke Färbung der Dichtung ist etwas menschlicher gemacht. Eine so überaus abscheuliche Figur, wie die des Edmund, ist darum weggelassen. Herr Lacroix hat wohl mit Recht geglaubt, daß zur Schilderung des Kindesundanks die zwei undankbaren Töchter Lear's genügten und daß es hierzu nicht noch des undankbaren Sohnes von Gloster bedürfe. (Der Einblick in den tieferen Zusammenhang der Gloster-Episode mit der Haupthandlung läßt sich von einem Franzosen nicht wohl erwarten. Anm. d. Corresp.)

Die so seltsame Rolle des Edgar ist gleichfalls verbessert worden. Lacroix hat dafür die neue Figur des Bettelnarren (le fou mendiant) geschaffen, welchem der König auf der Haide, wo sie Beide in dem Unwetter umherirren, begegnet.

Ich werde später einmal mehr über alle diese Modificationen des nunmehr französisch gewordenen Dramas sprechen. Sie waren, um dasselbe bei uns einzubürgern, ohne Frage nothwendig. Die Engländer selber, als zur Zeit Karl's II. und der Königin Anna der französische Geschmack in London herrschte, haben schon den „König Lear“ nach dem Muster der französischen Tragödie umgeändert. Tate und Colmann hatten dies unternommen und sind dabei mit weit weniger Rücksicht auf das Shakespeare'sche Original zu Werke gegangen, als Lacroix. Es wäre deßhalb eine Ungerechtigkeit, demselben in Frankreich Dasjenige zum Vorwurf zu machen, was man sich mit weniger Schonung schon in England erlaubt hat. Der französische Dichter hat nicht eine einzige Scene von wahrer Schönheit unterdrückt und an passender Stelle nur vortreffliche Verse hinzugefügt. Das ist denn wohl genügender Ersatz.

Das Drama ist sehr würdig in Scene gesetzt. Shakespeare, der sich mit den Lumpen des Globe-Theaters begnügen mußte, würde sich wundern über die Pracht, womit Herr v. Chilly das Stück ausgestattet. Auch würde er von den Leistungen befriedigt sein, sowohl von der des Hrn. Beauvallet, bewundernswerth in der Titelrolle, als auch von der des Herrn Taillade als Bettelnarren, de Deshayes als Kent, de Laute als Gloster, Mlles. Azar als Goneril, Nancy als Regan und Sara Bernhardi als Cordelia — kurz durch die Leistungen Aller — denn es war gestern Abend ein wahrer Wettkampf des Eifers und des Talentes, namentlich zwischen Beauvallet, dem Könige, und Mlle. Bernhardt, seiner Tochter Cordelia.“

So weit der französische Recensent.

An seiner Besprechung des Dramas selbst mag man vom Standpunkt der deutschen Kritik Manches zu erinnern finden; die in seinem Artikel, dem man seine übliche speciell französische Färbung nachsehen muß, mitgetheilten Thatsachen sind im Allgemeinen richtig und vollständig und man wird daraus entnehmen können, wie schonend der französische Dichter mit dem englischen umgegangen ist, und wie er nicht einmal so viel modificirt hat, als z. B. im vorigen Jahrhundert bei uns Schröder an den Shakespeare'schen Stücken behufs ihrer Darstellung zu ändern sich gestattete. Außer dem im obigen Artikel Angeführten ist nichts hauptsächliches anders gestaltet als im Original, und die großartige Tragödie spielt beinahe Scene für Scene in der ursprünglichen Reihenfolge ab.

Ist es an sich schon ein wahres Ereigniß, daß auf einer französischen und gar einer Pariser Bühne ein Shakespeare'sches Drama verhältnißmäßig so wenig verkürzt und verändert aufgeführt wird, so gestaltet sich dieß Evenement zur erfreulichsten Erscheinung, wenn hier, wo das Repertoire der meisten Theater schon seit Langem nur mit albernen und schlüpfrigen, lediglich auf die Schaulust berechneten Stoffen besetzt ist, Shakespeare's Drama einen so immensen Succes erringen konnte. Trägt die Darstellung, die in ihrem Ensemble wirklich musterhaft genannt werden muß, wenn man an Einzelnem auch auszusetzen haben mag, wie denn z. B. die Rolle von Lear zu weichlich dargestellt ist, wohl einen großen Theil zu diesem Erfolge bei, so ist es denn doch zumeist der grandiose Shakespeare'sche Geist, der hier über die Bretter schreitet und der seitdem allabendlich ein zahlreiches sympatisches und andächtiges Publikum in das Theater zieht. Vor Kurzem noch hätte man es nicht für möglich gehalten, auf einer französischen Bühne erfolgreich ein Shakespeare'sches Drama aufzuführen — so fernliegend erschienen solche für den französischen Geschmack — und nun diese neue Erscheinung!

Wir wollen der Zeit den Beweis überlassen, ob dieselbe bloß eine flüchtige Modesache, oder ob sie das erfreuliche Symptom einer Wendung zum Besseren in dem bisher durch unsinnige Schau- und Spektakelstücke so corrumpirten Geschmacke der Franzosen ist.

Wünschen wir für dieselben das Letztere!

Mannichfaltigkeiten.

(Der geschäftsmäßige Betrieb der Religion) ist bekanntlich in England zu seltener Vollkommenheit ausgebildet. So wird jetzt unter dem Titel: „The Lords Cash Book for 1868“ ein Geschäftsbuch verkauft, das die religiöse Buchführung sehr erleichtert, und Religion und Geschäft in ächt englischer Weise mit einander vereinigt. Der Zweck des Herausgebers ist, dem „ernsten Christen“ die Mildthätigkeit zu erleichtern, und Ordnung und Uebersicht in seinen religiösen Haushalt zu bringen. Zu diesem Zwecke enthält das Buch am Schluß außer einer ausführlichen Gebrauchs-Anweisung und einer Fülle von guten Rathschlägen, ein nett linirtes Conto, in welchem der „ernste Christ“ seine guten Werke zu buchen, sich selbst unter „Haben“ und die Vorsehung unter „Soll“ zu verzeichnen hat. Wenn er daher das Bedürfniß gefühlt, der Gesellschaft „zur Beschaffung christlich-decenter Unterröcke für die neubekehrten Hottentottinnen“ mit $2^1/_2$ Shilling in dem Werke rührender Nächstenliebe beizustehen, 2 Shilling zur Reparatur seiner Kirchspielsorgel herzugeben, 1 Shilling 6 Pence zur Anfertigung und Verbreitung erbaulicher Lectüre durch die christliche Tractatgesellschaft darauf gehen zu lassen u. s. w. — so braucht er nur für diese Beiträge sein Conto zu creditiren und das der Vorsehung zu belasten, und er weiß zu jeder Zeit, wie er mit dem Herrgott steht und was er dereinst bei dem großen Rechnungs-Abschluß im jenseitigen Leben zu erwarten hat.

Frankfurt, 17. April.

Zur Wahrung der Interessen hier eintreffender oder hier domicilirender Fremder und zur Förderung der ihrem Comfort dienenden Einrichtungen hat sich neuerdings unter dem Namen: Verein zur Förderung des öffenlichen Verkehrslebens eine besondere Gesellschaft gebildet, deren Rührigkeit zu den besten Erwartungen berechtigt. Insbesondere war es die ausgiebigere Verwerthung unserer herrlichen, die Stadt umgürtenden Promenaden, welche der Vereinsvorstand neben anderen gemeinnützigen Unternehmungen ins Auge faßte. In diesem Sinne wurde bereits mit einer Verweiterung der Reitwege begonnen; in diesem Sinne werden demnächst die zahlreichen selteneren Gewächse mit botanischen Tafeln versehen werden und dadurch die Promenaden gleichsam das Gepräge eines großen botanischen Gartens erhalten. Mehr noch als alles dieses wird jedoch eine dritte Initiative des Vereines geeignet sein, den Promenaden einen bisher nicht gekannten Reiz, eine besondere Anziehungskraft zu verleihen. Es sind dies regelmäßige Aufführungen gewählter Musikstücke durch die berühmte, 60 Mann starke Parlow'sche Capelle in den Frühstunden von 7 bis 8 Uhr während der Monate von Mai bis October. Diese Aufführungen finden an den Wochentagen in der großen Ahorn-Allee in der Taunusanlage und jeden Sonntag in der reizenden Parkanlage um den Bethmanns Weiher in der Friedberger Anlage statt. In der letzteren werden von dem Pavillon Milani aus, und in der Taunusanlage von einem ambulanten, höchst eleganten Büffet aus an das promenirende Publikum Mineralwasser, Milch, Molken und sonstige Erfrischungen verabreicht, so daß sowohl für eigentliche Kuren Gelegenheit geboten, wie auch einer heiteren Zerstreuung Rechnung getragen ist. In wie fern sich diese Einrichtungen bewähren und in wie weit dadurch die Promenaden für die Früh- und Morgenstunden den Charakter eines großartigen Kur-Parkes annehmen werden, dieß ist allerdings abzuwarten. Fürs Erste genügt es an der äußerst günstigen Aufnahme, welche das Project bei dem Magistrat gefunden, an der Energie, mit welcher der thätige Vereinsvorstand dessen Ausführung mit dem 1. Mai gesichert hat, und an dem patriotischen Entgegenkommen Einzelner, besonders des Herrn Parlow selbst, wodurch die keineswegs geringen finanziellen Schwierigkeiten der Unternehmung überwunden worden sind. Daß es in allen Kreisen der Bürger- und Einwohnerschaft sich bereits der lebhaftesten Theilnahme erfreut, bedarf kaum der Erwähnung. Noch größere Theilnahme dürfte es bei unserer Fremden-Colonie finden, welcher dadurch für ihre Morgenpromenaden ein Vereinigungspunkt gebo en ist, dessen man bisher in solchem Umfange entbehren mußte. — Fällt, wie wir gesehen haben, der Schwerpunkt der neuen Einrichtung auch mehr nach dem bevorzugten Westende der Stadt, so hoffen wir demnächst über weitere Unternehmungen des Verkehrvereins berichten zu können, welche auch dem Ostende gerecht werden.

Kunst-Notizen.

Fräulein Sessi in Berlin. Ueber das erste, sehr erfolgreiche Auftreten von Fräulein Sessi auf dem Hofoperntheater zu Berlin sprechen sich alle dortigen Zeitungen im Allgemeinen sehr anerkennend aus. So schreibt die „N. Pr. Ztg.“: „In der gestrigen „Regimentstochter“ lernten wir eine, uns bis dahin fremde Sängerin kennen, von der wir noch nichts weiter wußten, als daß sie, Fräulein Sessi, die Tochter einer früher berühmten Coloratur-Sängerin sei und von dem Rufe als „blonde Lucca“ bezeichnet werde. Indeß da Ruf und Reclame heut zu Tage in gefährlicher Nachbarschaft hausen, so lag die kritische Befürchtung nicht allzu fern, daß das erwartete neue Kunstlicht sich vielleicht auch als Irrlicht darstellte. Um so erfreulicher war es, Fräulein Sessi mit jeder Scene, mit jedem Acte ihrem vorausgehenden Rufe näher kommen zu sehen, und wir müssen sagen: selten hat eine bis dahin in Berlin ungekannte Sängerin so lebhaften und so steigenden Beifall davongetragen, wie Frl. Sessi. Ihre Stimme ist, so viel sich nach einmaligem Anhören überhaupt urtheilen läßt, nicht groß, aber in der Höhe von einem so schmetternden Metallklange, daß sie da mit hinreichendem Ergusse das weite Opernhaus durchfließt. Dabei besitzt die junge Sängerin eine nicht gewöhnliche Kehlfertigkeit und wenn ihre Coloraturen auch nicht alle mit gleicher Glätte ausgeführt werden, so hat Fräulein Sessi dafür den natürlichen Vorzug, daß selbst ihre Gesangs-Verzierungen geistig belebt erklingen. Ueberhaupt hat ihr Vortrag innere Stimmung, ihre Betonung Wärme, ihr Spiel eine gesunde Frische, die der Regimentstochter eine charakteristische Färbung gab. Zu rügen blieb zunächst das auffallende Tremuliren, diese Nachahmung einer üblen italienischen Manier. Hoffentlich ist Fr. Sessi noch so weit Herrin dieser, gerade der komischen Oper am meisten feindlichen Manier, daß sie solche noch überwinden kann. Vorzüglich schön klingt das Piano des Frls. Sessi: der sanft angehauchte Ton ist da von lebendiger Empfindung beseelt und von sympathischem Eindrucke. Vom Publikum wurde die Gastsängerin vielfach durch allgemeinen Applaus ausgezeichnet und zwar im richtigen Verhältniß zu ihrer namentlich im zweiten Acte hervorragenden Leistung, so daß man ihrem ferneren Auftreten mit verdoppeltem Interesse entgegen sehen kann.

Georg Müller in Wien. Ueber das Auftreten unseres Landsmannes auf dem Hofoperntheater in Wien schreibt die „N. F. Pr.“: „Ein neuer Gast, Herr Georg Müller aus Kassel, präsentirte sich heute dem Publicum als Manrico in Verdi's „Troubadour“. Offenbar kam ihm die Vergleichung mit mehreren kürzlich verunglückten Tenoristen sehr zu statten, denn das Publicum bereitete Herrn Müller eine fast enthusiastische Aufnahme. Seine Stimme hat nicht viel Fülle, aber eine sehr leichte Ansprache und große Egalität. Die hohen Töne B, C brachte er mit einer Kraft, wie sie uns oft bei derlei jugendlichen Halsstimmen überrascht. Auch einen hübschen Triller hörten wir. Herrn Müller's Spiel ist ernsthaft und angemessen, ohne besonders lebhaft zu sein; die Aussprache gewinnt uns durch große Deutlichkeit trotz des etwas schnarrenden R. Herr Müller wurde nach jedem Acte gerufen, nach dem dritten sogar dreimal. Die Vorstellung ging sehr gerundet und war stark besucht. Herrn Bignio's Luna ist als eine ganz vortreffliche Leistung bekannt; neben ihm fanden Frau Will und Fräulein Gindele wohlverdienten Beifall.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

J. G. Steffan in München: Spätherbst in den Alpen. — Joseph Miller in München: Der kleine Liebling. — F. von Hoven in Frankfurt: Abendlandschaft, Aquarell. — H. Hoffmann in Darmstadt: Der Kreuzgang und der Klosterhof. — Lorenz Maas in Frankfurt: Ruhe auf der Jagd. — J. L. Buhl in Frankfurt: Parthie am Chiemsee. — Louisa Graham fecit in Frankfurt: Porträt-Büste. — Julius Lunteschütz in Frankfurt: Porträt. — A. Höffler in Frankfurt: Sorent mit dem Golf von Neapel.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag den 19. April. Zum ersten Male: **Die Mottenburger.** Gesangsposse in 6 Bildern von D. Kalisch und A. Weirauch. Musik von R. Bial. (Außer Abonnement.)

Montag, den 20. April: **Wilhelm Tell**, Schauspiel in 5 Acten von Schiller. Stauffacher: Herr Moralt vom Stadttheater in Mainz als Gast. Abonnements-Vorstellung Nr. 140.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 110 und 111. Dienstag, den 20. April 1869.

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

Das Haus, in welchem Victor wohnte, war an eine Anhöhe gebaut und zwar so, daß die Fenster des ersten Stockwerkes, vor welchen ein Balcon war, in gleicher Höhe mit dem Saume des Waldes lagen, der seine äußerste Spitze bis wenige Schritte vor das Haus hinschob. Von dem Waldrande aus konnte man Alles sehen, was in dem erleuchteten Zimmer vorging.

Aber wer konnte ein Interesse daran finden, das einförmige, stille Leben Victors zu beobachten, der seit einigen Wochen hier oben mit seinem Kinde lebte? Die Aerzte hatten ihm den Aufenthalt in der sonnigen Waldluft Thüringens zur Stärkung Clärchens empfohlen. Das Kind war gesund, aber von zarter, nervöser Constitution, ungemein leicht erregbar und sensibel.

Ihre Mutter Adele war einer Krankheit der inneren Brustorgane erlegen.

Clärchen hatte dieselbe sanfte liebliche Stimme ihrer Mutter und auch dieselbe Neigung zu Affectionen der Hals- und Brustorgane. Deßhalb hielt der Arzt den Aufenthalt in einem thüringischen Waldbad für angezeigt und nothwendig.

Die Waldluft bekam dem Kinde vortrefflich. Es kräftigte sich wunderbar. Auch Victor fühlte sich inmitten dieser stillen, freundlichen Wälder, deren kräftiger Harzgeruch die Luft balsamisch würzte, wohler, freier, selbst heiterer, als sonst. Seine Ehe mit Adele war in stiller, glücklicher Zufriedenheit verflossen. Keiner stürmisch auflodernden Leidenschaft entsprungen, sondern einem ruhigeren, sanfteren Gefühle, hatte sie auch in ihrem ferneren Verlaufe immer den Stempel ihres Ursprungs getragen. Adelens früher Tod hatte ihn Anfangs tief erschüttert. Dann war eine Abspannung eingetreten. Eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Bestrebungen, denen er bis dahin seine Kräfte gewidmet, trat ein. Diese politischen und socialen Kämpfe, bei denen er als Vorfechter der Volksfreiheit in erster Linie mit gestanden, ermüdeten ihn und befriedigten ihn nicht mehr. Hätte er sein Kind nicht gehabt, so würde ihn nichts an das Leben gefesselt haben, als jener Trieb zu existiren, den Gott in jedes Geschöpf gelegt hat. Aber Clärchen, diese kleine, liebliche Erscheinung mit dem guten Gesichtchen warf über sein Dasein noch einen vergoldenden Schimmer.

Er dachte eben jetzt wieder an die Kleine, als er hinaus sah in die warme, dunkele Sommernacht. Die alte Kirchthurmsuhr in Grottendorf schlug eben Zehn. Zehn Uhr! Eine späte Stunde für diese einsame Waldlandschaft, wo das Leben noch nach der Ordnung der Natur sich regelt, früh beginnt und mit Sonnenuntergang zu ersterben beginnt.

Und doch — Victor strich mit der flachen Hand über die Augen; es war ihm gewesen, als habe sich drüben auf der scharfen Kante des Hügels, die mit dem Balcon in gleicher Höhe lag, eine Gestalt erhoben. Aber freilich die Dunkelheit der Nacht gestattete ihm keine scharfe Beobachtung, der matte Lichtkreis, welcher aus seinen Fenstern hinaus fiel, erhellte kaum den Balcon.

Er träumte weiter, die letzten sechs Jahre seines Lebens zogen an ihm vorüber. Was war doch heute für ein Tag?

Der zwanzigste August! An dem zwanzigsten August vor sieben Jahren hatte er jenes Duell mit dem Officier bestanden — Clotildens willen. Clotilde! Lange, lange war sie für ihn todt gewesen. Er war wenige Monate, nachdem er Adele als sein Weib heimgeführt, von seinem und Clotildens früherem Wohnort fort in die Hauptstadt gezogen. Ihre Lebenspfade hatten sich immer weiter von einander entfernt. Nur einmal war er an sie erinnert worden, vielleicht vor Jahresfrist. Einer seiner Clienten hatte dem Herrn von Portheim eine bedeutende Summe geliehen. Das Document, welches Portheim ausgestellt hatte, trug außer seiner Unterschrift auch den Namen seiner Frau. Clotilde hatte dadurch erklärt, selbstschuldnerisch für die Verbindlichkeit ihres Mannes eintreten zu wollen.

„Halten Sie die Unterschrift des Barons nicht für genügend?" hatte Victor den Banquier gefragt, der ihm das Document zeigte.

Der Geschäftsmann zuckte die Achseln:

„Baron Portheim hat kostspielige Leidenschaften. Ich halte ihn für sehr derangirt und liebe die Sicherheit."

Das war die einzige Erinnerung an Clotilde in dem vergangenen Abschnitt seines Lebens, seit jenem Morgen auf dem Friedhof, an dem er glaubte, seine Liebe begraben zu haben. Wie kam es, daß er heute an sie erinnert wurde?

„Papa." Es war Clärchens Stimme, die aus der Schlafstube zu ihm heraus drang. Rasch eilte er an ihr Bett.

Die Kleine saß mit hochgerötheten Wangen, die Augen ängstlich nach einem Winkel der Stube gerichtet, in ihrem Bettchen.

„Was ist Dir, mein Kindchen?" frug er.

„Papa, jag den schwarzen Mann fort, er wollte mich schlagen," sprach sie ängstlich und schmiegte sich an den Vater.

Er streichelte ihr die glühenden Wangen.

„Du hast geträumt, mein Kind, schlaf nur wieder, mein Clärchen, es thut Dir Niemand etwas, ich bin ja da, Dein Papa, da trinke einmal," und er reichte ihr ein Glas Wasser.

Solche Scenen kamen bei Clärchens leicht erregbaren Nerven häufig vor; sie gingen in der Regel rasch vorüber. Auch heute schlief die Kleine bald wieder ein. Victor ging zurück nach dem Balcon.

In dem Augenblick trat der Mond, der bisher hinter dunklen Wolken verborgen war, hervor und warf einen Strahl seines ungewissen, bleichen Schimmers über den Waldsaum und die Bergspitze. Und zugleich — nein, nein, das war keine Sinnestäuschung, löste sich von der Bergwand, die Victor gerade gegenüber hervor-

ragte, eine dunkele Gestalt los, und schlüpfte hastig den Abhang hinab. Victor sah überrascht der davoneilenden Erscheinung nach. Noch ehe er einen Entschluß fassen, sie verfolgen konnte, war sie im Dunkeln verschwunden. Wer wird es gewesen sein?" sprach er dann für sich, vom Balcon in das Zimmer zurücktretend, „wahrscheinlich ein Bursche, der auf sein Mädchen wartet." Denn wer hätte ein Interesse haben können, ihn, den hier Fremden, Unbekannten zu beobachten, zu belauschen?

Von der Villa Portheim zog sich zwischen sanften Anhöhen ein Pfad hinauf nach dem Walde, an dessen Saum das Haus stand, das Victor Linden bewohnte. Am Morgen des anderen Tages trat Clotilde aus ihrer Gartenthür und schlug den eben beschriebenen Weg ein.

Es war noch sehr früh, fünf Uhr erst vorüber. Die Sonne brannte noch nicht, leichte Wolken standen hoch am Himmel, ein sanfter warmer Wind bewegte die Kräuter, Grashalme und bunten Feldblumen, welche die Abhänge der Schlucht bedeckten, zwischen denen die junge Frau dahinging.

Die Luft war gewürzt vom süßen Duft des Lavendels und der Melisse, die hier häufig wachsen, und vom nahen Walde trug der Morgenwind den kräftigen Geruch des Harzes herüber.

Die Baronin war in sehr einfacher Toilette. Sie trug ein Sommerkleid von grauer Farbe, einen leichten, schwarzen Florshawl und einen weißen Strohhut von italienischem Geflechte. Ihr einziger Schmuck bestand in einem kleinen goldenen Kreuz, das sie an einem schwarzen Sammetbande um den Hals trug. Es war ein Geschenk ihres Vetters Johannes und auf der Rückseite der Spruch eingegraben aus dem vierundachtzigsten Psalm:

„Die durch das Jammerthal gehen und machen daselbst Brunnen und die Lehrer werden mit viel Segen geschmückt."

Was bewog Clotilde, diesen Weg einzuschlagen, der sie möglicher Weise mit Victor Linden zusammenführen konnte? Klar über diesen Zug ihres Innern war sie sich selbst nicht. Denn obwohl sie viel milder über Linden urtheilte, als an jenem verhängnißvollen Geburtstagsmorgen, war sie doch nicht ganz von Victors Schuldlosigkeit überzeugt. Aber sie konnte das Gefühl nicht von sich weisen, daß ihr Leben an seiner Seite ein ganz anderes geworden wäre, als an der ihres jetzigen Gatten, des Baron von Portheim.

Was war in dieser Ehe aus ihr geworden? Eine arme, unglückliche Frau, unbefriedigt im Herzen, unbefriedigt im Geiste, Hülfe, Trost, Rettung suchend bei dem frommen Vetter Johannes. Sie hatte diese unselige Verbindung oft bereut, aber noch nie so bitter wie heute.

Vetter Johannes hatte ihr gestern Abend noch einmal eindringlich zugeredet, in das Marthastift des Missionshauses als Vorsteherin einzutreten und einen Theil ihres Vermögens der Gesellschaft zuzuwenden.

Das Letztere war sie zu thun gern bereit; aber trotz seines Drängens hatte er sie bezüglich seines ersten Vorschlages noch zu keinem Entschluß bewegen können.

(Fortsetzung folgt.)

Die irische Staatskirche.

Die irische Staatskirche, um deren Fortbestehen in dem englischen Parlamente jetzt ein so heftiger, von der Bevölkerung Englands nicht minder, wie von der Irlands, mit Spannung verfolgter Kampf geführt wird, ist einer der wunden Flecke am irischen Staatskörper, sie ist das täglich sichtbare und fühlbare Zeichen der Unterwerfung der Eingeborenen unter die eingewanderte Bevölkerung; sie hält das Gefühl der Demüthigung und der Ungerechtigkeit, welche die früheren Generationen erduldet, im Herzen des lebenden Geschlechts unaufhörlich frisch. Sie ist eine Abnormität, wie sie in keinem Lande wieder vorkommt; aber unglücklicherweise ist sie in ihrem Ursprunge so beschaffen, daß es unmöglich scheint, sie ohne Eingriff in unzweifelhafte Eigenthumsrechte und einen bedenklichen Conflict mit den religiösen Vorurtheilen eines ganzen Volkes (des englischen) zu beseitigen. Der Kampf Irlands gegen die Habsucht der Kirche ist nicht erst von protestantischer Bedrückung herzuleiten. Zur Zeit der Reformation war er bereits vierhundert Jahre alt. Er begann mit der Synode von Dragheda, durch welche im Jahre 1152 die Abhängigkeit der Kirche Irlands von Rom endgültig anerkannt, die Geistlichkeit mit den in anderen Ländern ihr gewährten Vorrechten ausgestattet, und für ihren Unterhalt die Erhebung der Zehnten eingeführt wurde. Das Volk weigerte sich, den Beschlüssen Folge zu leisten, der Papst aber, es war Hadrian IV., überlieferte eher die Insel den Normanen, als daß er die der Kirche von jener Versammlung zugesprochenen Vortheile hat fahren lassen.

„Geh', mein lieber Sohn, gehe nach Irland, stelle geordnete Zustände wieder her, rotte das Laster aus und sichere dem heiligen Petrus die jährliche Zahlung eines Denarius von jedem Haushalte der Insel." So heißt es in der päpstlichen Bulle an Heinrich II., welche als der erste Anfang der Unterdrückung Irlands durch England zu betrachten ist. Mit wie schwachen Streitkräften die Engländer auch über den irischen Canal setzten, es war ihnen, zumal als Heinrich im Jahre 1171 selbst herüberkam, keine schwere Aufgabe, festen Fuß auf der Insel zu fassen, deren keltische Bevölkerung unter fünf kleinen Königen einander befehdete und aufrieb. Eroberer und Geistlichkeit gingen Hand in Hand; die königl. Truppen trieben den Peterspfennig mit dem Schwerte ein und die Bischöfe verdammten die Widerstrebenden als Ketzer. Der Zehent aber setzte sich im Laufe der Jahrhunderte fest; und was die Kirche vor der Zeit der Reformation an Gütern und Einkünften besaß, mußte wohl oder übel als ihr Eigenthum anerkannt werden. Als Heinrich VIII. die Verbindung mit Rom abbrach und England zum Protestantismus hinüberführte, ging auf die entstehende neue Kirche Hab und Einkommen der alten Kirche über und die Verfolgungen des Katholicismus begannen.

Gewöhnlich stellt man sich die Sache so vor, als hätte die weltliche Macht die irländischen Kirchengüter der Katholiken weggenommen und die protestantische Geistlichkeit damit dotirt. Dieß war der Weg, der auf dem Continent befolgt wurde; ganz anders aber war es in Irland.

Die irische Kirche schied unter der Regierung Heinrichs VIII. in corpore aus dem Verbande der römischen Kirche aus; ihre Bischöfe, mit zwei Ausnahmen, unterwarfen sich den Parlamentsacten, welche die päpstliche Jurisdiction in Irland abschafften, das königliche Supremat einführten, Appellationen an Rom verboten, Peterspfennige und andere geistliche Tribute unterdrückten. Von dem Augenblicke an unterließen es die irischen Erzbischöfe und Bischöfe, bei ihrer Consecration dem Papste Gehorsam zu schwören und das Pallium von ihm oder seinen Ablegaten zu empfangen; sie leisteten dem Könige, als dem Oberhaupte der Kirche, den vorgeschriebenen Eid; sie nahmen Theil an den Parlaments-Beschlüssen, durch welche die Bekenntnißschriften der anglicanischen Kirche für Irland verbindlich gemacht, durch welche der Messe, der Heiligen-Verehrung, der Autorität des Papstes aus der Schrift und der Lehre der apostolischen Kirche widersprechend entsagt wurde. Die gegenwärtigen Bischöfe der irischen Kirche sind nicht die Nachfolger

von Eindringlingen und Usurpatoren, sondern die Reihenfolge der Kirchen-Oberhäupter geht in ununterbrochener Rechtscontinuität von der ersten Stiftung christlicher Sitze unter dem heiligen Patricius bis auf unsere Tage; die Corporation ist unzerstört geblieben; sie hat zwar ihre Lehre geändert, aber ihr Vermögen und ihre Rechte sich bewahrt. In den evangelischen Ländern des Continents trat gewöhnlich das Gegentheil ein: die kirchliche Stiftung wurde zerstört und ihres Vermögens beraubt, aber die zeitweiligen Träger der Stiftung blieben der alten Lehre treu. Auf den ersten Blick sieht es so aus, als wäre der Uebergang, wie er sich in Irland vollzogen, der legalere, minder gewaltthätige gewesen. Aber ein Umstand ändert die Sachlage vollständig.

Auf dem Continent ging die Gemeinde, das Volk zum neuen Glauben über; in Irland thaten es nur die Geistlichen. Dort verlor das Kirchenvermögen seinen stiftungsmäßigen Zweck, weil es nicht mehr zur Erbauung der evangelisch gewordenen Gemeinde dienen konnte; hier, weil die Geistlichkeit durch ihren Uebertritt sich selbst unfähig machte, die Seelsorge inmitten des katholisch gebliebenen Volkes fortzuführen. In England nahmen die Dinge einen ähnlichen Gang; auch dort waren es die Bischöfe, welche den Abfall von Rom inaugurirten und der Reformation die Stätte bereiteten; aber in England folgte schließlich die Nation ihren geistlichen Führern nach, während sie sich in Irland entschieden weigerte, das Schisma mitzumachen. In England richtete die Pfarrgeistlichkeit sich nach dem Beispiele der Prälaten und führte die Gemeinden mit sich herüber; in Irland bildete der niedere Clerus keltischen Ursprungs, voll nationalen Hasses gegen die Sachsen, einen tiefen Gegensatz gegen die vornehmen Lords der Kirche und hielt die Gemeinde in der Hürde Roms zurück.

Es ist bemerkenswerth, wie sehr die englische Eroberungspolitik zu diesem Resultate mitwirkte. Die große Masse der irischen Nation verstand kein Englisch, die englische Sprache war aber die gesetzliche Sprache der protestantischen Kirche; Bibeln und Bekenntnißschriften in der keltischen Mundart des Volkes waren streng verpönt und die eingeborenen Priester, wie man sich denken kann, beeilten sich nicht, diese Lücke auszufüllen. Auf diese Weise ist denn der heillose Zustand entstanden, daß in Irland die Landeskirche ihre Güter behalten und ihre Gemeinde verloren, daß die Gemeinde ihre Religion behalten, aber ihre Kirche verloren hat. Denn die römisch-katholische Kirche ist in Irland, genau genommen, nur eine Missions-Anstalt, welche exceptionellerweise der Nothdurft der Bevölkerung dient, weil die eigentlichen Organe durch Ketzerei unbrauchbar geworden sind. Es sind das Mißverhältnisse, die den Rechtssinn jedes Unbetheiligten empören, die sich aber zum größten Theile noch auf den heutigen Tag fortgepflanzt haben. Das ganze Volk muß beisteuern, um die Kirche einer verschwindend kleinen Zahl mächtiger Eindringlinge zu erhalten — eine grobe Verletzung sowohl der materiellen, als auch der moralischen Gerechtigkeit; denn nicht genug, daß von dem katholischen Irländer Abgaben erpreßt wurden und erpreßt werden zu Zwecken, von denen auf ihn kein Vortheil zurückfließt, auch an seinem Gewissen fühlt er sich gekränkt, weil er der fremden Glaubensgenossenschaft, einer Ketzerei in seinen Augen, die Mittel zur Erhaltung und Ausbreitung ihrer Irrlehren zu liefern gezwungen wird. Und die verhaßte Schmarotzer-Kirche, welche nur den zehnten Theil der Bevölkerung zu ihren Anhängern zählt, ernährte früher auf Kosten der ganzen zehn Zehntel, ein zahlloses Heer von Geistlichen; auf kaum mehr als eine halbe Million Bekenner kamen vier Erzbischöfe und achtzehn Bischöfe.

Erst 1833 erwarb Lord Stanley, jetzt Derby, sich den Ruhm, die Abschaffung von zwei Erzbisthümern und acht Bisthümern herbeigeführt zu haben.

Eine große Zahl der Geistlichen zog das Blutgeld ein, ohne Gegenleistung irgend welcher Art, nicht einmal an Protestanten. Es gab und gibt in Irland reiche protestantische Pfründen und protestantische Pfarr-Eingesessene, glänzend bezahlte Hirten ohne Schafe; und an andern Orten beziehen protestantische Seelsorger einen Gehalt von vielen hundert Pfund Sterling, um das religiöse Heil von einem Dutzend Glaubensgenossen in Obhut zu nehmen. Kein Wunder, daß eine solche Mißordnung der Dinge nur durch Gewalt aufrecht erhalten werden konnte. Noch unser aufgeklärtes Jahrhundert mußte es erleben, daß die anglikanische Geistlichkeit Irlands mit Hülfe der Polizei und der Truppen den Zehenten eintrieb. Es kam zu verzweifelten Kämpfen; Zehenterheber wurden ermordet, aber auch das Landvolk litt entsetzlich. Im Jahre 1832 wurden von 100,000 Pfd. St. verfallenen Zehenten unter Aufständen und Blutvergießen nur 12,000 Pfd. St. erpreßt. Solche Zustände schreien um Abhülfe. Nach langen parlamentarischen Feldzügen wurde endlich der Zehent um den vierten Theil verringert und in eine auf Grund und Boden lastende Rente umgewandelt. Es war dies ein Fortschritt, denn nur die Grundbesitzer, wohlhabend und meist dem herrschenden Glauben zugethan, waren die unmittelbaren Steuerzahler und die Beitreibung der Abgaben wurde einfach und leicht. Viele Vertheidiger der Staatskirche glauben noch, daß dadurch ein regelmäßiges Verhältniß hergestellt worden. Allein, wer zahlt den Zehent? Unmittelbar allerdings die Grundbesitzer, wohlhabend und meist der Staatskirche zugethan; mittelbar und in Wirklichkeit aber, da er eine auf dem Boden ruhende Rente ist, die Pächter. Die Pächter aber sind das katholische Volk Irlands.

Die Debatten der jüngsten Zeit im englischen Unterhause haben dargethan, daß sich endlich, wenigstens in den Kreisen der Liberalen Englands, ein richtiges Verständniß der Sachlage und der daraus erwachsenden Pflichten Bahn gebrochen hat. Der Ausgang dieser Verhandlungen wird vielleicht nicht sofort das gewünschte Resultat ergeben, allein die Axt ist schon zu tief in den morschen Baum eingedrungen, als daß nicht sein Fall in Kurzem mit Bestimmtheit erwartet werden dürfe. (B. B.-Z.)

Mannichfaltigkeiten.

(Häuser ohne Treppen.) Vor einiger Zeit wurde nach dem Journal of the society of arts in dem Quartier du Roule in Paris als Versuch einer neuen Bauart ein, ohne Einrechnung des Parterre's, neunstöckiges Haus erbaut. Dasselbe hat keine Treppen, das Mittel, um in die oberen Stockwerke zu gelangen, bildet ein hydraulischer Aufzug, so wie dieser beim Bauen der Häuser in Paris im Gebrauch ist, nämlich zwei breite viereckige Wasserbehälter, welche abwechslungsweise mit Wasser gefüllt und dazu bestimmt sind, das Gegengewicht der emporzuhebenden Last zu bilden. Diese Wasserbehälter, die einen eingeschlossenen Raum mit Sitzen ziehen sollen, gehen je einmal in der Minute auf und ab und befördern auf diese Weise die Inwohner und deren Gäste ohne Beschwerlichkeit, Geräusch oder Staub auf- und abwärts. Man hat berechnet, daß die oberen Stockwerke in Folge dieser Einrichtung wegen des höheren Grades der Luftigkeit und Aussicht, sowie ihrer Geräuschlosigkeit höhere Miethzinse abwerfen, als die anderen. Das nämliche Mittel, durch Anwendung von hydraulischer Kraft aufzusteigen, soll, wie man sagt, in dem neuen Gebäude der Bank von Frankreich angewendet werden.

(Curiosum.) Als Curiosum sei erwähnt, daß einer im ungarischen Amtsblatte erschienenen Verlautbarung zufolge die Ispoly-

fager israelitische Synagoge sammt den darin befindlichen Bänken zu Gunsten einer Forderung von 900 Ducaten, welche eine Frau Freiseisen erhebt, gepfändet wurde und nun zur öffentlichen Versteigerung ausgeboten wird.

Literatur.

Deutsches Bürgerthum im Mittelalter. Nach urkundlichen Forschungen und mit besonderer Beziehung auf Frankfurt a. M. von Dr. G. L. Kriegk, Stadtarchivar in Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (Rütten & Löning). 1868.

Herr Dr. Kriegk, welcher durch seine zweckmäßige, unparteiische und geschmackvolle Bearbeitung der Schlosser'schen Weltgeschichte einem sehr großen Kreise von Lesern bekannt ist, hat sich seit geraumer Zeit der näheren Erforschung der Geschichte unserer Vaterstadt gewidmet, und wie alle Freunde derselben wissen, schon mehr als eine werthvolle Arbeit hierüber zu Tag gefördert. Insbesondere hat er durch seine Aufsätze über den kaiserlichen Palast und die Domkirche den Nebel zerstreut, welchen, besonders in der neuesten Zeit, falsche Darstellungen, anmaßliche Behauptungen und vielleicht auch absichtliche Entstellungen über die Urgeschichte von Frankfurt verbreitet hatten, indem er durch eine gründliche Revision der hierüber gemachten Angaben ein für allemal Dasjenige festgestellt hat, was man über die Entstehung der gedachten Gegenstände wissen kann, und dabei zugleich nachgewiesen, was man nicht darüber weiß und daher auch nicht hätte behaupten sollen. Daß man aus mangelhaften Nachrichten, die uns aus dem Alterthum zugekommen, zwar manche Vermuthung ganz sachgemäß bilden könne, hat er nie verkannt, wohl aber hat er dem Bestreben nach gewagten und müßigen Conjecturen widersprochen, welche man oft nur vorbringt, um sich mit dem Verdienste neuer Entdeckungen zu schmücken, was Schlosser einst, und nicht mit Unrecht, für ein Kennzeichen der Armseligkeit erklärt hat. Mit der Benutzung aller Hülfsmittel, welche ihm, insbesondere vermöge seiner Stellung als Stadtarchivar, zu Gebot standen, hat Dr. Kriegk auch vorlängst schon die Geschichte der im 14. Jahrhundert dahier stattgehabten bürgerlichen Unruhen, worüber unsere verdienstvollsten Localhistoriker nicht wenig von einander abweichen, einer neuen Bearbeitung unterzogen und das Resultat dieser Bemühungen in einem trefflichen Werke niedergelegt, nachher aber erst in einer Reihe von Aufsätzen culturhistorische Nachrichten aus Frankfurts Vorzeit gegeben, welche er aus archivalischen Quellen geschöpft. Hiermit ist er dann auf ein Feld getreten, auf welchem er zwar schon lange heimisch ist, welches aber den meisten seiner Leser, welche das jüngste und eben von uns angezeigte Buch desselben in die Hand nehmen, größtentheils noch fremd sein wird, indem unsere bisherigen Geschichtschreiber in Gemäßheit ihrer Aufgabe in dieses Gebiet nur flüchtig und gelegentlich einen Blick werfen konnten. Um so anziehender und lehrreicher wird man dieses Werk finden, welches auch, wie schon der Titel andeutet, sich keineswegs auf Frankfurt allein beschränkt, sondern auch auswärtige Zustände berührt, da ja die Cultur einer einzelnen Stadt immer nur im Zusammenhang mit derjenigen der betreffenden Zeit, des Landes und der Nation sich darstellen läßt, in welchen ein solcher Ort existirt. Die Rubriken, unter welchen die zu erörternden Gegenstände behandelt werden, sind folgende: 1) Heilkunst und Aerzte, 2) Apotheker und Apotheken, 3) Spitäler, 4) Versorgungsanstalten, Beginen, Beckarden und Gotteshäuser, 5) Blinde, Taubstumme, Waisen, Findelkinder rc., 6) Bettlerwesen, 7) Zigeuner, 8) Elendenherbergen, 9) Armenpflege, 10) die Bruderschaften, 11) Criminaljustiz, 12) Strafen, 13) Löschanstalten, 14) Weinbau, 15) Trinkmaße, 16) geistige Getränke, 17) die kirchlichen Feste, 18) Mahlzeiten und Speisen, 19) die öffentlichen Vergnügungen. Ein zuverlässiges Verzeichniß aller Bürgermeister und Stadtschultheißen ist beigefügt. Man sieht hieraus, wie vielfältig die Verhältnisse sind, welche hier besprochen werden, und überall treffen wir auf die interessantesten Nachrichten und Bemerkungen, wobei der Verfasser nicht selten Gelegenheit nimmt, die Angaben früherer Schriftsteller zu berichtigen. Wenn aber die politische Staaten- und Völkergeschichte von ihrem Anfang bis auf die neueste Zeit hinein uns meist nur betrübende Erscheinungen vorführt, so verweilt der Blick um so lieber bei den Bestrebungen der Menschen, sich in ihre socialen Zustände zurechtzufinden und sich das Leben einander angenehm oder doch wenigstens erträglich zu machen, und obwohl auch dieses Buch manche Seite des Culturlebens aufzuweisen hat, welche nichts weniger als erfeulich ist, (wobei wir nur auf die rohe Ausübung der Criminal-Justiz hinweisen), so wirkt doch die Durchlesung desselben wohlthätiger auf uns, als große Staatsactionen und Schlachtberichte es in der Regel zu thun vermögen. Wir ermuthigen uns bei einer solchen Lectüre zu der Hoffnung, daß der Menschheit im Ganzen der Fortschritt zum Besseren eben sowohl vergönnt sei, wie jedem Einzelnen, und mit dieser Ansicht glauben wir, dieses Werk allen Freunden humaner Bestrebungen mit Erfolg empfehlen zu können. B

Frankfurt, 17. April.

Ungeachtet des ungünstigen Wetters kamen gestern die Vorsteherinnen des Hanauer Kindergartens mit einer Anzahl Kinder nebst zwei Kindergärtnerinnen zur Eröffnungsfeier des hiesigen **Vereinskindergartens**. Mit dem größten Interesse verfolgten die anwesenden Frauen und Gäste die schönen Bewegungsspiele und die Arbeiten, welche die Kleinen machten unter Leitung der Hanauer Kindergärtnerin, Fräulein Zimmermann. Es wurden sofort mehrere Kinder für den hiesigen Kindergarten, der Montag beginnt, angemeldet. Mit besonderer Spannung beobachteten die anwesenden Kinder, welche die Spiele noch nicht gesehen hatten, alle Bewegungen ihrer Altersgenossen und mehrere stellten sich heran, und wünschten sich sogleich zu betheiligen an den Arbeiten. Unter den Anwesenden war auch die hiesige Stadtbehörde vertreten. Das Kindergartensystem bildet die Vermittlung zwischen Familie- und Schulerziehung, und da es auf dem neuen Erziehungsprincip beruht und keinerlei confessionelle Dinge enthält, ist es besonders geeignet, die Frauen und Mädchen in das Verständniß des neuen Erziehungswesens einzuführen. Die geistigen wie körperlichen Kräfte werden frei und harmonisch entwickelt.

Kunst-Notizen.

„Böse Zungen.“ Ueber den ungewöhnlichen Succes, den Laube's „Böse Zungen“ bei ihrer ersten Aufführung am 16. d. M. im Theater an der Wien erzielt, schreibt der Referent des neuen Fremdenblattes: „Der Erfolg, den Laube's „Böse Zungen“ im Theater an der Wien fanden, war ein glänzender — ein enthusiastischer, stürmischer nach den beiden ersten Acten, ein günstiger, wenn auch nach der Aufregung, die der zweite Act hervorrief, etwas lauerer nach den übrigen Actschlüssen. Dieser zweite Act aber, in welchem die Wittwe Straß die Fäulniß des Staates und die Verworfenheit der Reaction schildert, übte einen Eindruck, wie wir ihn trotz langer Erfahrung noch nicht erlebt. Mitten in der Rede wurde Fräulein Geistinger durch einen fanatischen Beifallssturm unterbrochen, der trotz aller Versuche des besonneneren Theiles des Publicums nicht enden wollte. Man erhob sich von den Sitzen und suchte den Verfasser, dessen Gattin man in einer Loge erblickt hatte. Alles schrie, kreischte: Laube, Laube — die auf der Scene Befindlichen geriethen in die peinlichste Verlegenheit, die Einen entfernten sich, um den Dichter zu suchen, Fräulein Geistinger selbst wollte zweimal in der Rede fortfahren, wurde aber durch einen Beifallssturm unterbrochen. Von mehreren Seiten wurde Actschluß gerufen — endlich, endlich legte sich die Aufregung, Fräulein Geistinger fuhr fort und führte nur mit äußerster Anstrengung, aber stets von Neuem durch Beifall gestört — die Scene zu Ende. — Als dann nach dem Actschlusse Laube zum erstenmale vor dem Publicum erschien, erneuerten sich die enthusiastischen Zurufe und unter einem wahren Sturme wurde der Dichter sechsmal gerufen. Die Hervorrufe erneuerten sich nach jedem Actschlusse — aber selbstverständlich war der Erfolg kein so großer mehr. Der vierte Act, der mehr lustspielartig gehalten ist, wurde sogar kühl aufgenommen, und erst im fünften Acte, wo die politische Tendenz wieder hervortritt, wurde das Publicum wieder frischer und beifallslustiger. Am Schlusse wurde Laube viermal gerufen und ihm ein Lorbeerkranz zugeworfen.“

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 21. April: **Preciosa**, Schauspiel in 4 Abtheilungen von G. A. Wolff. Musik von C. M. von Weber.
(Abonnements-Vorstellung Nr. 142.)

Mittwoch, den 22. April: **Die Favorite.** Große Oper in 4 Acten von Scribe. Musik von Donizetti.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 143.)

Donnerstag, den 23. April. Gastdarstellung der Frau Auguste Burggraf. Neu einstudirt: **Der Sonnwendhof.** Volksschauspiel in 5 Acten von Mosenthal. Monica: Frau Auguste Burggraf.
(Abonnements-Vorstellung Nr. 144.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 112. Mittwoch, den 22. April 1868.

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

Die Baronin, welche seit einigen Tagen in Johannes Nähe eine eigenthümliche Beklommenheit und Angst empfunden, hatte, wenn er sich unbeobachtet glaubte, zuweilen Blicke von ihm aufgefangen, die sie mit einer unbestimmten Furcht erfüllten. Sie suchte den Gedanken zu verscheuchen, aber immer drängte er sich wieder ihr auf: Johannes liebt Dich . . . Und dieser Gedanke war ihr furchtbar, entsetzlich.

Er drang sich ihr auch jetzt wieder auf und beschäftigte sie auf dem Wege nach dem Walde. Nach viertelstündigem Bergaufsteigen hatte sie den Saum des Waldes erreicht. Zwischen jungen Birken und Lärchenbäumen war eine Ruhebank von Tannenholz aufgestellt. Hier ließ sie sich nieder und überschaute das Thal, das sich vor ihr ausbreitete.

Es war eine reizende Landschaft, die vor ihr im goldenen Licht des jungen Tages lag. Grüner Wald, glänzender Fluß, der sich an rothen Sandfelsen vorbeischlängelte, saftige Wiesen, freundliche Dörfer, aus deren Schornsteine bläulicher Dampf emporwirbelte, und dicht vor ihr die kleine Stadt. Dazu der Gesang der Vögel, die in den Zweigen der Bäume versteckt saßen, das Summen und Schwirren der Käfer, die duftenden Feldblumen und Waldkräuter — oh, sie hatte sich lange, lange Zeit nicht so ruhig, so frei gefühlt. Unter dem sanften Hauch des Sommermorgens verschwanden die bösen Erinnerungen an ihr verflossenes Leben. Ja, sie erschrack fast vor dem Selbstgeständniß, das sie sich in dem Augenblick machte: selbst bei den Uebungen in der Frömmigkeit, wie Vetter Johannes sie nannte, bei dem Lesen der Gebete und Psalmen hatte sie nicht den Frieden empfunden, der sich jetzt inmitten dieser Bäume und Feldblumen auf sie niedersenkte.

So saß sie zwei Stunden, unfähig, sich von dieser Stätte zu trennen.

Als sie sich endlich erhob, schlug sie nicht den geraden, hinab zu ihrer Villa führenden Pfad ein, sondern einen Umweg, der sie hinter Victors Haus vorbeiführte.

Langsam stieg sie bergab. Der Weg wand und schlängelte sich in vielfachen Krümmungen bis zur Heerstraße nieder. Sie konnte nur immer eine kurze Strecke übersehen. Sie war vielleicht noch zwanzig Schritte von Victors Wohnung entfernt, als eine frische klare Kinderstimme ihr Ohr traf.

„Ach, sieh nur die vielen, vielen, allerliebsten Blumen!"

Sie warf einen Blick hinüber nach dem Hause. Bäume und Buschwerk verhüllten die Rückseite, man konnte von dort aus sie nicht sehen. Rasch ging sie vorwärts, um gleich wieder stehen zu bleiben, gefesselt von dem Anblick, der sich ihr bot.

Mitten zwischen Feldblumen und hohen Gräsern saß Clärchen, in froher Emsigkeit ein Blümchen nach dem anderen pflückend, nicht weit davon, den Strickstrumpf in der Hand, stand die alte Wärterin Frau Mathes.

Als das Kind die fremde Dame erblickte, betrachtete es dieselbe einen Augenblick, dann lief es auf Clotilde zu und ihr die Blumen entgegenstreckend, sagte es:

„Da, nimm!"

Eine eigenthümliche, nie gefühlte Empfindung überkam die junge Frau.

Sie beugte sich zu der Kleinen nieder und eine Thräne zerdrückend, frug sie mit leiser, bebender Stimme:

„Du willst mir die Blumen schenken?"

Das Kind nickte.

„Nimm sie doch," wiederholte die Kleine fast ungeduldig, „meine Mama hat sie immer genommen. Bist Du keine Mama?"

Eine dunkele Röthe schoß bei diesem Geplauder des Kindes über das Gesicht der jungen Frau.

Sie beugte sich noch tiefer zu der Kleinen nieder und, sie näher an sich ziehend, frug sie zerstreut und verwirrt:

„Wo ist denn Deine Mama?"

Das Kind sah die junge Frau verwundert an, dann rief es:

„Ach, Du weißt nicht einmal, daß meine Mama beim lieben Gott ist. Die hat viel, viel schönere Blumen. Lauter goldene und silberne, weißt Du das nicht?" frug sie, mit dem Köpfchen nickend, eindringlich und ernsthaft die Dame.

„Woher weißt Du denn das?", frug Clotilde zurück, das Kind auf die Stirne küssend.

„Von meinem Papa," antwortete die Kleine. „Kennst Du meinen Papa nicht?"

Clotilde wurde purpurroth, sie zog das Kind an sich und küßte es, um ihre Verwirrung vor der jetzt hinzutretenden Frau Mathes zu verbergen.

Aber Clärchen kam wieder auf ihre Idee zurück.

„Komm," sprach sie und faßte die Hand Clotildens, „komm mit zu meinem Papa, der erzählt uns schöne Geschichten und ich zeige Dir auch meine Spielsachen und meine Puppen. Weißt Du, die Anna hat ein neues rothseidenes Kleid — und auch meine Mama zeige ich Dir, die im Himmel ist, beim lieben Gott."

Das kleine Plappermäulchen, einmal im Fluß, erzählte immer unaufhaltsam weiter von dem Bilde ihrer Mama und von dem Kranze, den Papa um das Bild gewunden, von Belly, von ihren Puppen und Schäfchen.

Clotilde konnte sich nur mit Mühe von der Kleinen gegen das Versprechen losmachen, morgen wieder zu kommen, da sie heute keine Zeit habe, ihre Puppen und ihre Spielsachen anzusehen.

Scheu und flüchtig eilte sie dann fort, jeden Augenblick konnte ja Victor kommen.

Erst als sie weit genug vom Hause entfernt war, ging sie langsamer und gab sich Rechenschaft von den Eindrücken und Gefühlen, die diese Begegnung mit dem Kinde in ihr rege gemacht hatten.

Es waren sehr gemischte Empfindungen. Zärtlich-sehnsüchtige und schmerzlich-bittere. Ihre eigene Ehe war eine kinderlose und so sehr sie diesen Umstand unter den obwaltenden Verhältnissen noch als einen glücklichen preisen mußte, so tief diese Begegnung doch wieder andererseits eine große, tiefe Sehnsucht nach einem Glück in ihr wach, dessen Süßigkeit sie annähernd empfunden, als sie Clärchens liebliches Gesichtchen sah und sein weiches blondes Haar ihre Wangen berührte.

Tief eingepflanzt hat Gott in die Herzen der Frauen die Liebe zu den kleinen, guten Geschöpfen, die wir unsere Kinder nennen, zu den unschuldigen, hülflosen Wesen, deren Lächeln uns als ein Abglanz reiner göttlicher, durch keine irdischen Leidenschaften getrübter Freude erscheint. Clotilde entbehrte dieses Glück, diese Liebe, und der Anblick Clärchens hatte die Sehnsucht nach diesem Glück von Neuem gewaltig in ihr wachgerufen. Es war ihr Kind, Adelens Kind! Das Kind der Frau, die sie aus Victors Herzen verdrängt hatte, durch Künste der Coquetterie.

So glaubte sie, so nahm sie zu Victors Entschuldigung an.

Wenn er sie mit dem Kinde überrascht hätte! Peinlich, das fühlte sie bei dem bloßen Gedanken daran, wäre ihr dieses Zusammentreffen gewesen, in hohem Grade peinlich; und doch, das gestand sie sich auch wieder, wünschte sie dieses Zusammentreffen. Mit diesen Gedanken trat sie in den Salon ihrer Villa, wo Vetter Johannes, ein Missionsbuch in der Hand, sie am Kaffeetisch erwartete.

Er sah scheinbar sehr ruhig und gleichgültig aus, und doch zitterte die Hand, welche das Erbauungswerk hielt, in innerer nervöser Ungeduld und sein dunkeles, von den Augenwimpern halb verschleiertes Auge schoß einen unruhigen, spähenden Blick auf die Eintretende.

(Fortsetzung folgt.)

Das Frettchen. *)

Das Frett, Frettwiesel oder Frettchen (Mustela furo), ein verhältnißmäßig wenig bekanntes Thierchen, gehört zu dem großen Räubergeschlechte der Marder, welches in Europa durch den Dachs, den Vielfraß, das Wiesel, das Hermelin, den Iltis, durch den Haus- und Edelmarder, und endlich im hohen Norden durch den Zobel vertreten ist. Es ist ein Kind des Südens, und seine eigentliche Heimath wird meist nach Afrika, oft auch nach Spanien verlegt, ohne daß man sie mit Bestimmtheit anzugeben vermag. Bei uns ist das Frett ein Fremdling, ein geborner Gefangener, der gleich dem Canarienvogel unter der Obhut des Menschen behaglich gedeiht, aber sich selbst überlassen, dem Wind und Wetter unseres Klimas preisgegeben, zu Grunde geht.

Wir begegnen ihm bei uns meist nur in den Menagerien, hinter dem Gitter eines Käfigs, wo es mit seinem gelblich weißen Felle und seinen rothen Albino-Aeuglein einen allerliebsten Anblick gewährt, aber meist zusammengerollt in einer Ecke des Behälters schlafend liegt oder still gelangweilt vor sich hinschaut.

Unsere Jäger ziehen das Frettchen, um es bei der Jagd auf Kaninchen, deren abgesagtester Feind es ist, zu verwenden. Es wird zu diesem Zwecke in den Kaninchenbau eingeführt, aus welchem es, durch sein bloßes Erscheinen, die zu Tode erschreckten Bewohner desselben in der hastigsten Flucht heraus und in die an den Mündungen des Baues angebrachten Netze oder vor die Büchse des harrenden Jägers treibt.

Eine Abart desselben, die sich durch größere Wildheit und ein schwarzbraunes Fell von dem gewöhnlichen Frett unterscheidet, wird durch dessen Paarung mit dem Iltis erzielt.

Die eigentliche Zähmung des Frettchens wurde bisher fast nie versucht. Die Abneigung, die wir gegen das wilde, raubsüchtige Gesindel der Familie, der es angehört, haben, und die langweilige Schlaflust, die wir an ihm im Käfige bemerken, machen es scheinbar zum wenig erwünschten Gesellschafter des Menschen. Es hat auch wirklich in dem halbgezähmten Zustande, in welchem wir es gewöhnlich kennen, all die wilde, unbezwingbare Mordlust seines Stammes, die Freude am Tödten, den Durst nach Blut und die grausame Gier nach lebenden Opfern; auch erscheint seine Anhänglichkeit an seine Wärter sehr gering und geht meist in der gleichmäßigen Trägheit des kleinen Thieres unter.

Zu meiner Freude hatte ich Gelegenheit, Erfahrungen über das Frettchen als Hausgenossen zu sammeln, welche der allgemein verbreiteten, so ungünstigen Meinung von demselben gerade entgegen sind.

An einem Spätsommerabende ward mir ein ganz junges Thier überbracht. Es hatte eine Reise von mehreren Stunden in einer Jagdtasche zurückgelegt und war, als ich es aus seiner etwas engen Reise-Gelegenheit befreite, sichtlich verdutzt und schmiegte sich ängstlich in meine hohlen Hände, in denen es, da es erst wenige Wochen zählen mochte, wie ein weicher Wollball lag. Ich machte ihm ein Bett von Heu in einer kleinen Kiste zurecht, versorgte es mit Milch und Semmel und überließ es seinem Schicksale, da es sehr müde und schläfrig that.

Am anderen Morgen mit dem Frühesten hörte ich es sich regen, worauf sein Köpfchen über dem Rande der Kiste erschien, den es nur auf den Hinterfüßen stehend erreichen konnte, und die kleinen Aeuglein höchst neugierig, wenn auch etwas dumm, die ganze Umgebung musterten. Bei meiner Annäherung zeigte es Anfangs unverkennbare Merkmale von Furcht, die aber bald gänzlich verschwunden waren und der liebenswürdigsten Zutraulichkeit Platz machten, die es auf alle seine Hausgenossen ausdehnte.

Die erste Zeit beschränkte ich es tagsüber auf seinen Kasten, in welchem sich sein Bett und seine Milchschale befand, und ließ es nur des Nachts frei, da es Abends das lebhafteste Verlangen nach Freiheit zeigte und in seiner Kiste wüthend zu rumoren begann, bis man es herausließ, worauf es in lautlosen und lustigen Sätzen im ganzen Zimmer herumlief und in den possierlichsten Luftsprüngen seine Heiterkeit bethätigte.

Später, da es sich immer zutraulicher, höchst gesittet und namentlich sehr reinlich geberdete, ward es auch den Tag über freigelassen, wodurch es in seiner Zahmheit rapide Fortschritte machte. Es hörte auf einen bestimmten Ruf, begrüßte jeden eintretenden Hausgenossen mit seinen halbgerannten, halb gesprungenen Sätzen und einem eigenthümlichen vergnügten Grunzen, und bezog in diese Freundlichkeitsbezeigungen nicht blos alle ihm bekannten Menschen, sondern auch die Thiere, die es umgaben, ein. Mit besonderer Liebe war es einem mittelgroßen Hühnerhunde zugethan. Das Erscheinen dieses etwas mürrischen Gesellen, dem mit vieler Mühe Achtung und Schonung für das kleine, behende Thierchen eingeflößt worden war, genügte, um es von jeder Thätigkeit, von jeder scheinbar auch noch so intensiven Ruhe aufzuscheuchen, worauf es unter purzelbaumartigen Sprüngen auf ihn zuschoß, ihn umkreiste, so daß der bedächtige Bursche, dem der kleine zudringliche Gespiele immer unheimlich blieb, mit gespitzten Ohren, eingezogener Ruthe und sichtlichem Mißfallen jeder Bewegung desselben folgte und vor Kopfwenden fast schwindlich zu werden drohte, bis es endlich die Hinterfüße des Hundes spielend zu fassen suchte, worauf dieser,

*) Aus der „Neuen Fr. Presse“.

dem solche intime Annäherung denn doch zu bunt wurde, sich zu flüchten begann; erst langsam zögernd, während ihm das Frettchen dicht auf der Ferse folgte, dann schneller und schneller in immer wachsendem Unbehagen, bis sich dieses zur ungemessensten Furcht zu steigern schien, welche den Verfolgten vor dem ihm nachjagenden Thierchen her in wildem flüchtigem Galopp im ganzen Zimmer in weiten Kreisen herumtrieb und gewöhnlich damit endete, daß der Hund, wenn er keinen anderen Ausweg sah, sich auf irgend ein Möbel, einen Tisch, eine Commode flüchtete und von da herab mit heraushängender Zunge den kleinen Uebelthäter beschaute, der unten sich auf den Hinterbeinen aufzurichten suchte und mit blitzenden Aeuglein die Fortsetzung des unterbrochenen Spieles sehnsüchtig zu erwarten schien.

Dieselbe Schonung, welche der Hund dem Frettchen bezeigte, hatte dieses für zwei Vögel, die es als Hausgenossen kannte. Obwohl es sonst nicht im mindesten den ihm angebornen Naturtrieb verleugnete und auf eine Maus, die Vögel im Garten, auf junge Kätzchen u. dgl. in der offensivsten Weise losfuhr, betrachtete es die beiden erwähnten Vögel, die auf einem kleinen Tischchen für dasselbe leicht erreichbar standen, offenbar mit gleichgültigem Auge und versuchte es nie, ihnen etwas zu Leide zu thun.

Gegen die Menschen, die es stets umgaben und wovon es einige besonders bevorzugte, benahm es sich mit großer Zärtlichkeit. So erkletterte es mit Hülfe eines Schemels einen Divan, wenn es Jemanden darauf schlafen sah, beleckte mit seinem sehr rauhen Zünglein Hände, Hals und Gesicht des Ruhenden, spielte mit dessen Haaren, schmiegte sich in tausend Windungen an ihn, wie um Duldung bettelnd, und schlüpfte zum Schlusse womöglich in eine Tasche oder in einen Ärmel, in welchem es sich leise zurechtrückte und bald einschlief.

Zu den verschiedenen Mahlzeiten fand es sich regelmäßig bei Tische ein, suchte erst durch unausgesetztes lustiges Hüpfen und leises Grunzen die Aufmerksamkeit der um den Speisetisch Versammelten zu erregen, und klomm endlich mühsam an irgend einem passenden Gegenstande hinauf, worauf es mit lüsternen Blicken jede Schüssel, die auf den Tisch kam, musterte, ohne einen gewissen Hang, mit den ihm gereichten Bissen zu spielen, zu verleugnen.

Es aß, mit Ausnahme von Grünspeisen, jedes gekochte Gericht und bezeigte besondere Vorliebe für weichgesottene Eier, in die es sich mit wahrer Gier buchstäblich hineinaß und trank, so daß es zuletzt mit dem ganzen Kopfe in der leeren Schaale steckte und völlig blind, unter den komischesten Bemühungen, sie loszuwerden, im ganzen Zimmer herumlief und überall anrannte, bis die Eierschaale zerbröckelte und sich so von seinem Gesichte löste.

Eine sonderbare Gewohnheit war ihm eigen, nämlich die, überall unterkriechen zu wollen. Zu diesem Zwecke schob und hob es alle kleinen Gegenstände, die es erreichen konnte, mit seiner anscheinend sehr zarten Nase, die es aber immer höchst unsanft als Stoßwerkzeug benützte, stürzte dieselben womöglich um und warf wohl auch mitunter, wenn es einmal unbeaufsichtigt den Tisch erkletterte, die darauf befindlichen Sachen hinunter, indem es diejenigen Dinge, die es auf den Rücken bekam, mit sich forttrug, und die, welche ihm Widerstand leisteten, vor sich herschob, bis sie über den Rand des Tisches hinabfielen, worauf es komisch verdutzt den klingenden Scherben, wenn eine Zertrümmerung erfolgte, nachblickte.

Nachdem ich dieses muntere Thierchen über ein Jahr in Pflege gehabt hatte, übersiedelte ich es zu anderen seinesgleichen in den damals entstehenden Wiener Thiergarten. Ich besuchte es dort beinahe täglich, wobei es immer große Freude an den Tag legte, wenn ich seinen Käfig öffnete, mir in die Hände lief und seine gewöhnlichen Liebkosungen spendete. Es war aber nicht mehr der heitere, übermüthige Geselle von ehedem, es lag gewöhnlich stille, abseits von den anderen, dicht an der Gitterthür des Käfigs, magerte sichtlich ab und geberdete sich gegen Fremde scheu und furchtsam. Ich gewahrte diese Veränderung mit lebhaftem Bedauern und hatte beschlossen, es wieder womöglich an mich zu nehmen, als ich nach einem Zwischenraume von mehreren Tagen es abermals besuchen wollte und zu meiner Trauer die Stelle leer fand, die das kleine Thierchen seit Wochen fast unaufhörlich eingenommen hatte. Man sagte mir, es habe vom Anbeginne nur wenig Nahrung genommen und scheine der Sehnsucht nach der gewohnten Umgebung und der bisher genossenen Freiheit erlegen zu sein.

Der Schluß, zu dem, uns die an diesem Thierchen von mir gemachten Erfahrungen berechtigen, ist der, daß das Frettchen, in einer angemessenen Freiheit gehalten und wenn man sich genügend damit befaßt, wie so viele andere Thiere, einen weit höheren Grad der Zahmheit zu erreichen fähig ist, als man anzunehmen pflegt, und daß es, wenigstens in seiner Jugend, ein heiterer und ganz liebenswürdiger Gesellschafter ist. Aglaia v. Enderes.

Mannichfaltigkeiten.

(Marseille in Verlegenheit.) Gelegentlich eines Artikels über die Schuldhaft erinnert ein Correspondent der „Kölnischen Zeitung" an eine artige Geschichte, die Edmond About in seinem „Rome contemporaine" erzählt: „Vor einer Reihe von Jahren ereignete es sich, daß ein Bürger von Marseille, der nach mancherlei Wechselfällen in der Fremde sein Glück gemacht hatte, seiner Vaterstadt sein ganzes Vermögen vermachte, mit der Anordnung, die Zinsen davon sollten verwendet werden, um Schuldgefangene aus der Haft loszukaufen. Aber nie kam ein Vermächtnißnehmer in schlimmere Schwulitäten, als die gute Stadt Marseille. Sie hatte gut suchen nach Schuldgefangenen: es gab dort keine. Es hätte wenig gefehlt, so mußte man das Vermächtniß in das bessere Jenseits an den biederen Testator mit Protest zurückschicken als frivol, unnütz und unverträglich mit dem Herkommen dieses Landes. So weit war die Sache gekommen, als ein anderer Bürger der Stadt Marseille von der Verlegenheit hörte, in der sich der Magistrat wegen Verwendung der Zinsen des Legats befand und zu seinem Nachbar sagte: „Höre, Freund, ich gebe Dir einen Wechsel, dann läßt Du mich wegen dieser Schuld einstecken, der Magistrat wird mich aus dem Vermächtniß dieses Biedermannes bei Dir loskaufen und zum Schluß werden wir Zwei die Loskaufssumme theilen." Die Erfindung bewährte sich als sinnreich. Ihr allein war es zu verdanken, daß endlich das Schuldgefängniß von Marseille Inhaber erhielt. Ohne diese Erfindung, ohne das Legat des ehrenwerthen Bürgers von Marseille würde es nie welche gefunden haben.

(Selbstmord-Statistik.) Man hat ermittelt, daß die meisten Selbstmorde in Ländern germanischer Zunge begangen werden, daß diesen zunächst die romanischen Länder stehen, und daß die Slaven am wenigsten zum Selbstmorde neigen. Auffallender Weise ist das so stark mit slavischen Elementen versetzte Volk in Sachsen von allen Völkern Deutschlands dem Selbstmorde am meisten zugethan. In der statistischen Reihenfolge schließt es sich unmittelbar an Dänemark an, woselbst, nach den letzten Ermittelungen, jährlich auf 1 Million Menschen 276 Selbstmorde gerechnet werden müssen. Sachsen weist deren 245 auf, Preußen 122; von fremden Nationalitäten seien hier die Lombardei mit 16, Irland mit 10 und Portugal mit 7 Selbstmorden auf 1 Million Menschen angeführt. Was die Glaubensbekenntnisse betrifft, so steht fest, daß die Protestanten, mehr als irgend eine Glaubensge-

nossenschaft, zum Selbstmorde hinneigen, was vielleicht auf Rechnung ihres vorwiegend germanischen Naturells gebracht werden kann. Am wenigsten kommt der Selbstmord in Europa unter den Juden vor. Die alte Annahme, daß düstere Tage und nebliges Wetter den Spleen, und was mit ihm zusammenhängt, zur Folge hätten, wird übrigens durch die zweifellose Zunahme der Selbstmorde während der Sommermonate widerlegt. Während z. B. in Frankreich durchschnittlich 80 Selbstmorde sowohl im November, wie im December und Januar stattfinden, verzeichnet man 107 für den Monat Mai und eine ähnliche Anzahl sowohl für den Juni wie für den Juli. In England ist das Verhältniß ein den Sommermonaten ähnlich ungünstiges. Für London ergeben die Selbstmorde durchschnittlich die Jahresziffer 240.

Frankfurter Theater.

Undine.

Lorping hatte das Glück, durch seine komischen Opern, besonders durch „Czar und Zimmermann“, ein Liebling des deutschen Volkes zu werden. Seine schlichten, gemüthlichen Weisen hatten im Herzen desselben festen Boden gewonnen; seine heiteren, nicht selten derbkomischen Lieder tönten wider von allen Lippen. Dieß scheint ihm jedoch nicht genügt zu haben. Er wollte höher hinaus, auch auf dem Gebiete der großen Oper Lorbeeren pflücken. Zu diesem Ende wagte er in „Undine“ einen „Ritt ins romantische Land“. Doch war es nicht Pegasus, das edle, geflügelte Dichterroß, das ihn dorthin tragen sollte. Dieß zu besteigen, dazu fehlte ihm die schwungvolle Kraft. Da mußte er denn natürlich an dem gewohnten irdischen Boden kleben bleiben, und konnte den Eingang in das Zauberreich der Geister nicht finden. Nur dem Schildknappen Veit und dem Kellermeister Hans vermochte er wirkliches Leben zu verleihen. Schon Fräulein Berthalda und Ritter Hugo sind in sehr blassen Farben gehalten. Das Doppelwesen Undinens entsprechend zu schildern, die unheimlichen dämonischen Reflexe in der Gestalt Kühleborns wirksam wiederzugeben oder gar das geheimnißvolle Walten der Geisterwelt in originellen, mysteriösen Klängen sich abspiegeln zu lassen, gelang ihm vollends nicht. Demnach kann das Werk an guten und wirkungsvollen Gesangsstücken nicht eben reich sein. Wir vermögen zu solchen in der That auch nur die Gesänge der beiden lustigen Personen und das Finale des dritten Actes, von Kühleborn's Worten an: „O kehr' zurück!“ zu zählen. Die große Arie der Undine entschädigt weder durch Gedankentiefe, noch durch genügenden melodischen Reiz für ihre Länge und Formlosigkeit, und Kühleborn's Romanze, in welcher Berthalda's räthselhafte Abkunft enthüllt wird, ist wenig bedeutend an Erfindung. Die übrigen Nummern sammt der Ouvertüre stehen an Werth noch unter den Genannten.

Das Buch, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet, ist im Allgemeinen zu musikalischer Bearbeitung geeignet, jedoch zu gedehnt, die Sprache ziemlich prosaisch. Die Verständlichkeit der Handlung leidet überdieß durch die an den meisten Bühnen, so auch an der hiesigen, herkömmliche Weglassung des Duettes zwischen Undine und Kühleborn im zweiten Acte.

Der Antheil des Publicums an dieser Oper steht allenthalben nicht auf gleicher Höhe mit jenem an anderen beliebteren Werken desselben Tonsetzers. Veit und Hans erringen gewöhnlich unter den Sängern den meisten Beifall, nach ihnen das oben erwähnte Finale, dann Undine's Arie und Kühleborn's Romanze. Spärlicher wird er Berthalden und Hugo für ihre Arien gespendet. Den Löwenantheil daran erhält die Ausstattung, der Decorationsmaler im Bunde mit dem Maschinenmeister. Genau so würde auch unser Publicum verfahren sein, wenn nicht einzelne Sänger so wie das Auffallend-Ungenügende und Mangelhafte der Maschinerie es ihm beinahe unmöglich gemacht hätte, ihren Leistungen Beifall zu zollen.

Die Titelrolle war in den Händen des Frl. Labitzki, die durch unermüdlichen Eifer in der Ausübung ihres Berufes, durch musikalische Tüchtigkeit und stimmliche Begabung, so wie durch Gewandtheit in der Ausführung nicht nur des gesanglichen, sondern auch des schauspielerischen Theiles ihrer jedesmaligen Aufgabe zu den tüchtigsten und verwendbarsten Mitgliedern unserer Bühne zählt. Sie hat diese Eigenschaften auch dießmal und zwar unter zustimmendem Beifalle des Publicums bewährt. Dennoch können wir nicht umhin, auszusprechen, daß wir über den Charakter Undine's anderer Meinung sind, als die Darstellerin. Wir halten sie für ein einfaches, naives, kindlich-reines Wesen, dessen zarte Organisation durchaus keinen Anflug von Kraft oder gar Pathos ertragen kann. Eine größere Dosis von letzterer Species wäre der Berthalda des Frl. Rutland, die sonst ziemlich entsprechend wirkte, sehr zu Statten gekommen. Hr. Pichler war ein stattlicher Kühleborn. Sein wohllautendes, männlich-kräftiges und doch auch weicher Färbung fähiges Organ konnte dabei recht zur Geltung kommen. Schade nur, daß ihm die Partie an einigen wenigen Stellen zu tief liegt. Daß dieser Uebelstand nicht wenigstens in der schon mehr erwähnten Romanze vermieden wurde, hat uns sehr verwundert. Es wäre doch so leicht gewesen, das tiefe (große) A in dem, den ganzen Tag ausfüllenden Gange auf dem Worte „einstig“ wegzulassen, wenn dem hohen E die erste Hälfte des Tactes eingeräumt und die zweite dazu benützt worden wäre, durch die Tonleiter zu dem eine Octave tiefer liegenden E des nächsten Tactes zu gelangen. Hr. Cassio (Hugo) der seine große Arie im letzten Acte wegließ, war bemüht, dem übrigen Theile seiner Aufgabe gerecht zu werden. Hr. Dettmer als Kellermeister that, so anregend auch seine gute Laune wirkte, hierin doch des Guten zu viel. Das gerade Gegentheil kann man auf die Leistung des Hrn. Rocke vom Hoftheater in Mannheim anwenden, der wegen Erkrankung des Hrn. Baumann die Rolle des Veit übernommen hatte, wenn man auch die Bereitwilligkeit anerkennen muß, durch seine Mitwirkung die Vorstellung ermöglicht zu haben. Fräulein Oswald (Marthe) und die Herren Offenbach und Leser (Tobias und Pater Heilmann) waren entsprechend. Chor und Orchester hielten sich wacker. Dirigent des Abends war Herr Goltermann, dem auch die Neueinstudirung zu danken ist. △

Eine große Hinrichtung fand am Sonntag statt. Die „Mottenburger“ eine neue Posse von Kalisch und Weihrauch, wurden mit Sang und Klang zu Grabe getragen. Unter dem gebildeten Publikum war nur Eine Stimme der Entrüstung über diese Spottgeburt von Dreck und Langeweile. Was an faulem, gequältem Berliner Weißbier-Blödsinn und plattester zotiger Gemeinheit geleistet werden kann, ist hier redlich geschehen. Der großstädtische Berliner mag sich an dieser soit-disant Persifflage kleinstädtischen Lebens und Treibens weidlich gaudiren —, danken wir Gott, daß unsere Vaterstadt noch nicht genug leibliches und geistiges Proletariat hat, um an solchen „großstädtischen“ Ausgeburten Geschmack zu finden. Bleiben wir vorläufig noch in unseren „provinziellen Manieren befangen“, welche die „Nationalzeitung“ einem Mitglied unserer Bühne, das eben in Berlin mit großem Beifall gastirt, mit besonderem Behagen vorwirft. Wie aber konnte die Direction einen solchen Mißgriff begehen, nicht nur in der Wahl, sondern auch in der total verunglückten Besetzung des Stückes.

Frankfurt, 21. April.

Herr Professor J. Gambs, früher Professor am Gymnasium zu Büdingen, wird am nächsten Freitag, den 24. April, einen Vortrag über Frauen-Erziehung und Bildung im Saale des Kaufmännischen Vereins halten. Herr J. Gambs, vielfach im Gebiete der Pädagogik und Linguistik als Schriftsteller und im Erziehungs- und Lehrfach praktisch über 50 Jahre thätig, wird auf Grund seiner reichen Erfahrungen in seinem Vortrag auszuführen suchen, daß die Natur bei Vertheilung ihrer Gaben keinen geschlechtlichen, sondern nur einen individuellen Unterschied mache, aber in der Verwendung dieser Gaben allerdings Verschiedenheit sein müsse, daß ferner von einer gründlicheren Bildung der Frauen der Charakter und das Schicksal der kommenden Geschlechter abhänge, und um jene Bildung herbeizuführen, im öffentlichen wie im Privaterziehungswesen bedeutende Modificationen einzutreten hätten, welche wiederum nur durch die Unterstützung der Bestrebungen zu erreichen seien, die die Gegenwart in allen cultivirten Staaten in Beziehung auf die Stellung der Frauen verfolgt. Der Besuch des Vortrages ist für Jedermann unentgeltlich.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 22. April: **Die Favorite.** Große Oper in 4 Acten von Scribe. Musik von Donizetti.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 143.)

Donnerstag, den 23. April. Gastdarstellung der Frau Auguste Burggraf. Neu einstudirt: **Der Sonnwendhof.** Volksschauspiel in 5 Acten von Mosenthal. Monica: Frau Auguste Burggraf.
(Abonnements-Vorstellung Nr. 144.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

// Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 113. Donnerstag, den 23. April 1868.

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

„Du wolltest Victor Linden begegnen," sprach Johannes, das Buch bei Seite legend und aufstehend, „aber Dein Wunsch ist nicht in Erfüllung gegangen."

Clotilde schrack zusammen, als wäre sie auf böser That ertappt worden. Wieder wandelte sie die alte Furcht vor diesem Menschen an, der ihre geheimsten Gedanken errieth.

„Der Weg führte mich an seinem Haus vorüber. Ich fühlte das Bedürfniß, allein zu sein und schlug deßhalb den Pfad nach der Waldspitze ein. Victor habe ich nicht getroffen, wohl aber sein Kind."

Der Missionshaus-Vorsteher zuckte zusammen, als er den verhaßten Mann von seiner Cousine in so vertraulicher Weise bezeichnen hörte.

„Sein Kind", wiederholte er mit scharfer Betonung, „und ihr Kind . . das Kind der Comödiantin . . jener Adele Mai, die so gut zu spielen verstand, daß sie . . . doch ich will alte Wunden nicht wieder aufreißen. Aber wenn die Frucht dem Baume ähnelt, von dem sie stammt, so wird dieses Kind viel Sünde in die Welt bringen."

Clotilde hob rasch das Haupt.

„Johannes", sprach sie und ihre Stimme bebte, „sprich nicht so von diesem kleinen, lieblichen Engel mit den schönen, seelenvollen Augen, dem guten, lieben Gesichtchen."

Johannes sah finster zur Erde, auf seiner Stirn lag eine dunkle, drohende Wolke.

„Sieh Dich vor, Clotilde", sagte er dann, „daß Du nicht wieder in die Fallstricke des Bösen fällst. Satan versucht die Schwachen im Glauben unter allen Gestalten."

Ein finsterer, fanatischer Zug schwebte um seinen Mund und im Tone seiner Stimme lag etwas so Düsteres, Drohendes, daß Clotilde erschrocken schwieg.

Johannes ging ein paar Mal im Salon auf und ab; dann nahm er sein Erbauungsbuch und ging nach der Thür.

Auf der Schwelle drehte er sich noch einmal um.

„Auf dem Spiegeltisch dort liegt ein Brief aus Wiesbaden, der während Deiner Abwesenheit kam. Er ist an Dich adressirt und nach der Handschrift zu urtheilen von Deinem . . Mann."

Eine leichte Bläße überzog das Gesicht der jungen Frau.

Sie nickte nur leise und als der Vetter fort war, erbrach sie den Brief. Er enthielt nur folgende Zeilen:

„Ma chère!

Richte meine Gemächer ein. Ich werde bald dort eintreffen; doch ist der Tag meiner Ankunft noch unbestimmt. Amüsirst Du Dich gut mit Deinem frommen Vetter? Grüße ihn einstweilen von mir. Es küßt Dir tausendmal die Hand.

Wiesbaden, den 20. August. Dein

Alfred von Portheim."

Clotilde ließ den Brief fallen. Sie schlug die Hände vor die Augen und brach in ein leises Weinen aus.

Zwei Tage später kam Baron Portheim mit Extrapost in dem kleinen Badeort an.

Clotilde war mit Johannes im Garten, als der Wagen vor der Thüre hielt.

Herr von Portheim eilte auf seine Gemahlin zu.

„Da bin ich, meine Theuerste", lächelte er. Es war noch immer jenes zweideutige, ironische Lächeln. Er küßte seiner Gemahlin die Hand. „Geben Sie mir Ihren Segen, frommer Vetter, ich fühle mich sonst zu profan in Ihrer heiligen Gegenwart."

Dabei ließ er sein Augenglas niederfallen und reichte Clotilde den Arm, sie in das Innere der Villa zu führen.

Die sechs Jahre waren nicht spurlos an dem Baron vorübergegangen. Seine Züge waren noch abgelebter, sein Haar noch dünner geworden. Er hatte ganz das Aussehen eines vollendeten, vornehmen Lebemannes, „der fertig ist". Aber etwas hatte er früher nicht besessen. Die nervöse Unruhe in seinen Geberden, den hastigen, unstäten Blick, den Johannes an ihm bemerkte. Er hatte die Sicherheit, die blasirte Ruhe nicht mehr, die ihn früher nie verließ.

Die junge Frau hatte den Baron mit einer eisigen Kälte empfangen. Und bezeichnend genug war die erste Frage, die sie an ihn richtete, die, wenn er wieder abreisen würde?

Der Baron lächelte ironisch, während ein Blick seiner fahlen Augen hinüber nach Johannes schoß.

„Ei, mein liebes Kind, das ist eine sonderbare Frage soeben nach der Ankunft, ich werde sie Dir beantworten, wenn wir allein sind."

Johannes erhob sich.

„O bleibe nur, Vetter Johannes", sprach die junge Frau, „Portheim scherzt nur, er weiß wohl, daß wir keine Geheimnisse haben."

Der Baron biß sich auf die Lippe.

„Dießmal, meine Theure, könnte es indessen doch der Fall sein", meinte er etwas ernster.

„Ich glaube, Cousine, Dein Mann hat Recht", sprach Johannes, die Worte scharf betonend und seiner Cousine einen bedeutungsvollen Blick zuwerfend, der dem Baron nicht entging, „Ihr habt Euch ein paar Monate nicht gesehen und gewiß eine Menge Dinge mit einander zu besprechen, die Ihr wohl am besten allein erledigt."

Und seine Cousine und den Baron grüßend, ging er. Der Baron sah ihn mit seinem ironischen, zweideutigen Lächeln nach.

Dann lehnte er sich bequem in den Sessel zurück und die Beine übereinanderkreuzend, sprach er:

„Du wirst es mir nicht übel nehmen, mein Kind, aber mir scheint Dein frommer Vetter in Dich verliebt zu sein."

Die junge Frau erhob sich.

„Hast Du mir Etwas zu sagen?" frug sie scheinbar ruhig und kühl, indem sie die Hand auf die Thürklinke legte.

Der Baron machte eine Bewegung.

„Ich wollte Dich durchaus nicht verletzen", sprach er einlenkend, „und en verité, ich habe mit Dir über ernste Dinge zu sprechen."

Clotilde streifte ihren Mann mit einem Blick, der den Baron unwillkürlich die Augen senken ließ.

„Du wirst Geld brauchen", sagte sie, sich wieder zum Gehen wendend, „ich verstehe von Geschäften nichts, sprich mit Johannes; ich werde ihm sagen, daß er Deine Wünsche befriedigen soll. Sind wir nun fertig?"

Der Baron stand auf und ging, die Hände auf den Rücken gelegt, ein paar Mal in dem Salon auf und nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Abyssinien.

Es liegen Briefe bis zum 19. März vor, welche über Land und Leute in Abyssinien manche interessante Mittheilung bringen. Die „Engl. Corresp." entnimmt daraus Folgendes:

Sir Robert Napier leitet seit der Einschlagung des falschen Weges über Muzno, anstatt des kürzeren und bequemeren über Beyt Mara, die Arbeiten der Pioniere und bewährt seinen Ruf eines fähigen Ingenieur-Offiziers. Dem Hauptheere, welches am 25. März Antalo verlassen sollte, schickte er Ordre, den Marsch soviel als thunlich zu beschleunigen. Es geschah dieß in Folge eines von Mr. Munzinger (bekanntlich mit einer Mission an Gobazye abgesandt) eingegangenen Briefes, welcher mittheilte, daß Theodor, durch der Engländer langsames Vorrücken von der Furcht befreit, auf der Route angegriffen zu werden, Magdala zueile, mit der Absicht, sich dort festzusetzen, und daß er den Baschilo passirt und noch zehn Meilen von Magdala sei. Die Entfernung der englischen Truppen von Magdala wird auf 120 Meilen veranschlagt, und man hoffte, dasselbe vor Ende des Monats zu erreichen; doch Bestimmtes konnte man nicht angeben, zumal da die Routen in diesem Theile des Landes äußerst unwegsam sind; so der Weg von Attala nach Malhan. Etwa 15 Meilen lang wechselt Berg und Thal beständig, und zugleich natürlich die Temperatur.

Das Land scheint sehr spärlich bevölkert zu sein; doch zeigten sich einige Frauen, welche Getreide in der Richtung auf Attala zu trugen. Einige derselben hatten sehr angenehme Gesichtszüge, die jedoch durch den zu Tage tretenden Widerwillen gegen Wasser und Seife nicht gehoben wurden. Männer zeigten sich nur wenige; es heißt nämlich, daß die Gallas jeden Mann tödten, auf den sie stoßen, während sie Leben und Eigenthum der Frauen schonen.

Auch der Weg von Malhan nach dem Aschangi-See bietet der Schwierigkeiten viele, er ist der unwegsamste, den die Truppen bisher zu passiren hatten, nicht einmal den Surn-Paß ausgenommen. Auf einem schmalen Pfade um die Ecke eines Berges führend und auf beiden Seiten von dichtem Gebüsch umgeben, würde er für Legionen von Truppen ein sicheres Versteck bieten, und selbst gegen die englische Armee von 200 entschlossenen Leuten eine gute Zeit lang gehalten werden können. Allgemein wunderte man sich deßhalb, daß Theodor nicht hier den Angriff abgewartet habe. Das Klima ist auf diesem Punkte sehr milde, und die reizende Aussicht auf den Aschangi-See, der inmitten eines Berg-Amphitheaters prachtvoll gelegen ist, soll den Naturschönheiten der Schweiz nicht nachstehen.

Der Aschangi-See zeigte sich beim Herannahen bedeutend kleiner, als man gedacht und als er auf den Karten verzeichnet steht. Die Länge beträgt 4 und die Breite 3 engl. Meilen; es sind jedoch Anzeichen vorhanden, welche schließen lassen, daß er früher doppelt so groß war. Der Hügelkreis, welcher zweifelsohne einst das Becken des Sees bildete, umschließt jetzt etwa 1500 Acres fruchtbaren Wiesenlandes, das durch vulkanische Kräfte zu seiner jetzigen Höhe emporgehoben worden ist. Auch die Zu- und Abflüsse des Sees sind durch vulkanische Eruptionen begraben worden, an einzelnen Stellen jedoch hört man das Wasser in einer Tiefe von 20 Fuß und mehr rauschen.

Die Vorräthe der Truppen scheinen hier bedeutenden Zuwachs zu bekommen, denn außer den reichen Kornfeldern in dem anliegenden Thale, ist die nächste Umgebung des Sees reichlich mit Geflügel versehen. Gänse und Enten von seltener Größe, welche sich vor dem Herannahen des Jägers fast gar nicht fürchten, befriedigen die Jagdlust der Offiziere vollständig, und nur eine Schwierigkeit, das geschossene Wild aufzufinden, bleibt übrig. Die Ufer des Sees nämlich, wo das Geflügel sich meist aufhält, sind mit höchst verrätherischen Sümpfen und Morästen bedeckt, welche leicht einem Unvorsichtigen das Leben kosten könnten. Und in der That, fast wäre ein Offizier verunglückt, hätte ihn nicht ein in der Nähe befindlicher Gefährte gerettet. Es mag daher nicht unwahr sein, was von den Eingebornen erzählt wurde, daß zweihundert der Gallas, von den Umwohnern des Aschangi-Sees verfolgt, auf der Flucht gegen den See zu von einem der Sümpfe völlig verschlungen worden seien.

Der Gesundheitszustand der Truppen ist vortrefflich; Krankheitsfälle unter Offizieren sowohl als Soldaten sind weit seltener, als die Durchschnittszahl, und nur ein Offizier war bisheran gezwungen, wegen Krankheit zurückzubleiben. Es ist dieß der auch in Deutschland bekannte Capitän Hozier, welcher als Correspondent der „Times" den deutschen Krieg von 1866 im preußischen Lager mitgemacht hatte, und dessen anziehende Berichte später auch in einer deutschen Separat-Ausgabe erschienen. Er leidet an heftigem Rheumatismus.

Zweimal in jüngster Zeit hielt Sir Robert Napier einen großen Empfang ab.

Den ersten in Mukhun, zu Ehren des Rebellenhäuptlings Wulda Yessus, der bekanntlich dem Obristen Phayre den Rath gab, den Weg über Musun zu nehmen. Er brachte alle möglichen Entschuldigungsgründe für die Irreleitung der Truppen vor und behauptete mit ernstester Miene, er habe es nur gethan, um Seiner Excellenz eine Gefälligkeit zu erweisen. Den ihm überreichten Geschenken ließ er volle Bewunderung angedeihen, forderte aber außerdem noch ein Fernrohr, „damit er von seiner Bergfestung aus das Herannahen des Feindes von fern sehen könne", und einen kleinen Rum „für seinen Magen". Der Empfang scheint seinen Zweck nicht verfehlt zu haben; der biedere Häuptling schied in der Ueberzeugung, daß seine Interessen mit denen der Engländer aufs engste verknüpft seien.

Der zweite Durbar wurde am 19. März im Lager von Aschangi gehalten, um den Beistand der Wullo Gallas zu gewinnen. Diese sind nicht Christen, sondern Mohamedaner der bigottesten Sorte. In allen Dingen folgen sie blindlings den Worten ihrer Priester, die nur den Finger aufzuheben brauchen, um den ganzen Stamm zu Todtfeinden der Engländer zu machen. Daher sandte Sir

Robert Napier Briefe an die Häuptlinge und die heiligen Männer von Talanta und Daont, in welchen er ihnen die Absicht der britischen Truppen mittheilte und sie um ihre Unterstützung bat.

Die Antwort des Oberpriesters der Wullo Gallas, Al Takir Taliah Muhammad al Anneah, auf den an ihn gesandten Brief geben wir der Curiosität halber wortgetreu:

„Preis dem Einen Gott, welcher eingab das Alte Testament und das Neue, und die Bücher Mosis und den Koran! Preis und Glorie dem Einen Vermittler für Hoch und Niedrig, Gelehrt und Unwissend, unserm Herrn Muhammad, über welchem Segen und Friede walte! Dein Brief ist von mir und allen Häuptlingen, an die er gerichtet war, empfangen worden, und hat mir und Allen große Freude bereitet. Die großen Männer dieses Landes werden zu Dir kommen mit Gaben. Mein Geschenk ist ein Gebet für Deinen Sieg in diesem und in dem nächsten Leben. Unsere Gewohnheit ist es, wenn in fremdem Lande, auf unserer Hut zu sein. Du bist ein Fremder in diesem Lande. Daher sei wachsam, bis Dein Ziel erreicht ist. Ich kann nicht zu Dir kommen; statt dessen schreibe ich Dir; und mit meinem Briefe habe ich meinen eigenen Sohn und meinen geliebtesten Schüler entsandt (Ersteren schildert der Correspondent der „Morning Post" als einen äußerst beschränkt aussehenden Jungen). Ich hoffe, sie werden wohlwollend aufgenommen. Dieselben sind gleich bewandert in den Satzungen unseres Herrn Muhammad, denen Jesu Christi und denen Mosis. Könige regieren die Menschheit, aber der Weise ist Lenker der Könige. Vergiß mein nicht und fahre fort mir zu schreiben. Ich werde fortfahren für Dich zu beten. Ich habe an die mohamedanischen Häuptlinge von Jlaiabzad geschrieben, welche Feinde Theodors sind, und ihnen den Rath gegeben, bei Deinem Herannahen gemeinschaftliche Sache mit Dir zu machen. Setze Dich mit ihnen in Verbindung. Tag und Nacht sei wachsam. Schlafe nicht, bis der Erfolg Dein ist. Ich höre, daß Theodor seiner Armee vorprahlt, er wolle Dich vernichten. Das Volk dieses Landes ist mit dem richtigen Wege nicht bekannt. Sie möchten auch in meinem Namen an Dich schreiben. Dieß ist der einzige Brief, den ich je geschrieben. Bringt irgend Jemand Dir einen Brief und sagt, er sei von mir, glaube ihm nicht, es sei denn, er werde Dir vom Ueberbringer dieses eingehändigt."

Dieser Brief wurde in arabischer Sprache in Gegenwart der eingeborenen Offiziere in der indischen Armee verlesen. Die Abgesandten wurden für ihr Glas Honig, den Sack Getreide und die wenigen Citronen, die sie brachten, mit Shawls und Kleidern von den imponirendsten Farben beschenkt, mit denen angethan sie in aller den Verhältnissen angemessenen Würde den Rückzug antraten.

Was die gegenwärtigen Arrangements für den weitern Verlauf der Expedition anbetrifft, sollen ungefähr 5500 Combattanten über Antalo hinaus auf Magdala zu vorrücken. Ob diese jedoch Alle Magdala erreichen werden, hängt von dem Verhalten Theodors und der Rathsamkeit der Errichtung eines letzten Depots zwischen Magdala und Lat ab.

Die Gans von Kairo.

Schon seit vorigem Jahre gibt man in Paris eine kleine, angeblich nachgelassene Oper von Mozart, unter dem Titel: „Die Gans von Kairo". Diese Operette ward kürzlich in Wien am Carltheater gegeben, wo sie jedoch gar keinen Erfolg erzielte.

Ueber eine zu gleicher Zeit in Leipzig stattgefundene Aufführung der „Gans von Kairo" berichtet die „D. Allg. Ztg.", zugleich die historischen Daten dieses Werkes gebend, Folgendes:

„Die aus einigen Fragmenten, welche sich in Mozart's Nachlasse vorfanden, zusammengestellte und vor Kurzem zu Paris auf die Bühne gebrachte Opera buffa in zwei Acten: „Die Gans von Kairo", kam am 17. April auch hier in Leipzig zur Aufführung. Mozart hat, wie man weiß, die mit großem Eifer begonnene Composition nach Niederschrift von vier bis fünf Nummern liegen lassen, angeblich, weil der Verfertiger des Textes, Abbate Varesco, sich weigerte, die vom Componisten gewünschten Aenderungen an demselben vorzunehmen. Der wahre Grund lag jedoch tiefer. Varesco's Libretto war so gut und so schlecht wie das Libretto irgend einer anderen italienischen Opera buffa; die nämlichen Schablonenfiguren: der verliebte alte Geck, die junge schöne Mündel, der Primo amoroso, der mit Hülfe eines verschmitzten Dieners und eines listigen Kammermädchens den Alten prellt, um die Mündel als Braut heimzuführen, sie trieben darin ihr hergebrachtes Possenspiel. Nothwendig mußte nun Mozart, der Meister musikalischer Charakteristik und Ausmalung individueller Seelenzustände, beim ersten Versuche, überhaupt eine Opera buffa nach italienischem Zuschnitt in Musik zu setzen, inne werden, daß ein so hohles und flaches Gefäß seine Gedanken nicht zu fassen vermochte, und deßhalb von der Vollendung des Versuchs Abstand nehmen." Zwar sind auch die Brosamen, die von des reichen Herrn Tische fielen, Leckerbissen in einer Zeit des Mangels, wie die unserige; und wirklich athmen die von Mozart herrührenden Nummern zur „Gans von Kairo" jene bezaubernde Anmuth, Wärme und Innigkeit der Melodik, an die kein Tonsetzer vor und nach ihm heranreicht. Aufs schmerzlichste zu bedauern ist es daher, daß er sie nicht selbst noch mit seiner ebenso unnachahmlichen farbenreichen Instrumentation versah, die beiden Arien und das Duett würden sich dann als kostbarer heiterer Schmuck für unsere Concert-Programme empfehlen. Kann aber, fragen wir im Interesse der Kunst, die Berechtigung anerkannt werden, diese mit Mozart's wohlüberlegter Absicht vereinzelt und unvollendet gebliebenen Bruchstücke jetzt unter seinem Namen als ein Ganzes, ein „nachgelassenes Werk", eine „komische Oper" der Welt vorzuführen? Liegt nicht in solchem Beginnen ein Mißbrauch des Namens Mozart? Zudem ist der von Victor Wilder zurechtgemachte Text eine entschiedene Verschlechterung des Varesco'schen Entwurfs. Letzterer hatte wenigstens eine Pointe, wenn auch nicht gerade eine sehr geistvolle. Nach ihm sollte die Gans, wonach das Stück benannt ist, den Angelpunkt der Intrigue bilden; sie war ein mechanisches Kunstwerk: in ihrem Bauch verborgen, wie die Griechen im Bauch des trojanischen Pferdes, sollte Don Fabricio sich in die Burg einschmuggeln, hinter welcher der eifersüchtige Alte seine schöne Mündel bewachte. Wilder bringt die Gans gar nicht in Zusammenhang mit der Handlung, er benutzt sie lediglich als Reise-Equipage und Attrape — die Damen mögen sich bei ihm für den sinnigen Einfall bedanken! — woraus die todtgewähnte Gemahlin Don Beltrano's zum Schrecken ihres Gatten wieder zum Vorschein kommt. — Da die verbindenden Recitative, der schwierigste Theil einer Opera buffa für deutsche Kehlen, nicht mit componirt sind, bleibt den Sängern nur die Aufgabe, in die paar Ensembles einzugreifen und je eine Arie vorzutragen."

Mannichfaltigkeiten.

(Eine Verläumdung.) Vor ungefähr drei Wochen wurde die Frau des Romanschriftstellers Ernst Feydeau von zwei Kaufleuten des Diebstahles fälschlich beschuldigt. Sie sollte in ihren respectiven Läden ein Spitzen- und ein Taschentuch entwendet haben. Die Sache wurde jedoch beigelegt, und die beiden Kaufleute, welche

sich überzeugt hatten, daß sie Unrecht gehabt, stellten Feydeau eine schriftliche Ehrenerklärung aus. Man betrachtete Alles als abgemacht, als die Pariser „Epoque“ diese Angelegenheit vor die Oeffentlichkeit brachte und Frau Feydeau des Diebstahls anklagte. Feydeau brachte nun die Sache vor die Gerichte und verklagte die „Epoque“ und die beiden Kaufleute, jedoch nicht vor dem Zuchtpolizei-, sondern vor dem Civilgerichte, damit die Unterhandlungen veröffentlicht werden können. Die Sache kam nun vor das Tribunal. Feydeau verlangt als einfachen Schadenersatz die Einrückung des Urtheiles in fünfzehn Pariser Journale. Der Staatsanwalt sprach sich für die Verurtheilung der „Epoque“, aber für die Freisprechung der beiden Kaufleute aus. Der Gerichtshof fällte auch in diesem Sinne sein Urtheil, entband die beiden Kaufleute von der Anklage und verurtheilte die „Epoque“ zu den Unkosten und zur Einrückung des Urtheils auf ihre Kosten in vier Journale, welche ihm von dem Ehepaar Feydeau zu bestimmen sind. Die ganze Angelegenheit hatte in Paris besonders wegen der Stellung, welche Feydeau und seine Frau in den officiellen Kreisen einnehmen, kein geringes Aufsehen gemacht. Der Gerichtssaal war in Folge dessen auch von einer ganz ausnahmsweise feinen Herren- und Damenwelt besucht.

(Neues Mittel zur Straßen-Besprengung.) Die lebhaftesten und bevölkertsten Straßen Londons werden jetzt anstatt mit Wasser, mit einer Composition, welche eine Chlorverbindung von Kalk und Natrium enthält, besprengt. Durch dieses neue Experiment sollen angeblich die Straßen stets feucht gehalten, der Staub wirksamer gelöscht und alle für die Gesundheit der Straßengänger verderblichen Ausdünstungen und bösen Gerüche beseitigt werden.

Frankfurt, 21. April.

In der städtischen Gemäldegallerie (Saalhof) ist eben ein Oelgemälde zu allgemeiner Besichtigung aufgestellt worden, welchem der Custos der Gallerie, Herr Botinelli, eine sehr passende Stelle für den Augenpunkt angewiesen. Das Bild, welches in jeder Beziehung die Beachtung des Publikums verdient, ist von Karl Joseph Litschauer, einem Wiener, gemalt und stellt in der Länge von 2 Fuß 11 Zoll und in der Höhe von 2 Fuß $2\frac{1}{2}$ Zoll (Frankfurter Maß) das Atelier eines Chemikers dar. Es trägt nichts von dem Charakter mancher älteren Gemälde bezüglich des Mysteriösen oder des geheimnißvollen Dunkels durch grelle Beleuchtung und Strahlenbrechung, sondern es hat ein sanftes, angenehmes Licht, überhaupt in Allem einfache natürliche Wahrheit. Es zeigt uns die Werkstätte eines der Wissenschaft sich widmenden und der Forschung obliegenden Mannes, den wir für nur seinem Beruf denkend erkennen. Links am Bilde sitzt derselbe vor einem Tische, den Kopf nachdenkend in die Hand gestützt, in einem vor ihm liegenden aufgeschlagenen großen Folianten studirend. Vor dem Studirenden, einem Manne in den mittleren Jahren, stehen Phiolen, Destillir-Apparate und Bucher, auf der Erde zu seiner Rechten gleichfalls Folianten in Schweinsleder, so getreu gebildet, daß man jedes einzelne Blatt zu erkennen meint. In der Mittelwand ist eine Vertiefung, in der sich ein Wandschrank befindet, rechts und links Gefache mit Gefäßen, Gläsern, Pfannen &c.; darunter hängen getrocknete Kräuter. Der Schrank, als ein kleiner Theil des Gemäldes, ist an sich schon ein Kunstwerk. Auf der linken Seite befindet sich der Herd, auf demselben ein Destillir-Apparat, der durch ein Rohr mit einem Faß, das neben dem Herde steht, in Verbindung gesetzt ist. Auf dem Herd stehen noch Tiegel &c.; natürlich fehlt auch der Blasebalg nicht. Auf dem Boden vor dem Kessel steht eine große bestäubte Flasche auf einem Dreifuß, so täuschend gemalt, daß man in Versuchung gerathen kann, den Staub abwischen zu wollen, was auch von den Spinnengeweben in der Fensterecke gilt. Die Gluth in dem Herd, den Dampf glaubt man bei längerem Betrachten zu fühlen. Alles ist, wie es nur in Wirklichkeit sein kann, bis ins Kleinste wiedergegeben. Auch Lebendiges hat der Forscher in seiner Nähe, unter seinem Tische nagen zwei Hasen an Grünem und am Fenster auswendig gewahrt man ein Schwalbennest. — Litschauer's Bilder sind noch nicht in den Handel gekommen, sondern immer sogleich in Privatbesitz, so daß der Eigenthümer dieses Gemäldes vier Jahre auf dasselbe warten mußte. Der Künstler ist im Jahre 1838 (1830) zu Wien geboren, wo er auch unter Waldmüller's Leitung seine Studien machte. Nachher kam er nach Düsseldorf, wo er zuerst auf der Academie, dann unter Tidemand's Leitung und später selbstständig arbeitete. Er gehört der Düsseldorfer Schule an und ist einer der productivsten Maler, dessen Bilder interessante Gegenstände enthalten, correcte Zeichnung und naturgetreue Wiedergabe der Farbe mit geschickter Auffassung verbinden. Wir nennen unter anderen nur die Flucht aus dem Kloster, Scene aus dem dreißigjährigen Kriege, welche in zwei Wiederholungen vorhanden (die eine besitzt Director Brewer in Düsseldorf, die andere Graf Arnim in Wien), das billige Modell, eine humoristische Atelier-Scene, im Besitz des österreichischen Kunstvereins in Wien, und den Hinterhalt, welcher Eigenthum der Staatsgallerie des Belvedere in Wien ist.

Eines der ersten Mitglieder unseres Theaterorchesters, Herr Musikdirector Eliason, feiert am 1. Mai dieses Jahres sein 25jähriges Dienstjubiläum. Dieß Jubiläum verdient nicht bloß aus dem Grunde freundliche Beachtung und Erwähnung, weil der Jubilar sich während dieses langen Zeitraums in unerschütterlicher Pflichttreue als Stütze unseres weitrenommirten Theaterorchesters bewährt hat, sondern weil Herr Eliason seit dieser Zeit auch in näheren persönlichen Verkehr mit dem Publikum getreten ist und zwar durch seine bekannten großen alljährlichen Concertveranstaltungen, welche immer Neues und Interessantes boten. Ueber die erste derselben im Jahre 1833 findet sich ein Referat in diesen Blättern aus der Feder Schnyders von Wartensee. Wir wünschen dem Jubilar eine noch lange ungestörte Fortsetzung seines künstlerischen Wirkens.

Kunst-Notizen.

In Stuttgart fand am 16. d. Mts. im königl. Hoftheater die erste Aufführung des Schauspiels „Gustav Wasa“ statt. Dem Verfasser ist von der königl. Hoftheater-Intendanz heute folgendes Schreiben zugekommen: „Stuttgart, 17. April. An den dramatischen Schriftsteller Herrn Bernhard Scholz in Wiesbaden! Ew. Wohlgeboren gereicht es mir zum Vergnügen mitzutheilen, daß am Gestrigen Ihr Schauspiel „Maske für Maske“ bei der hiesigen Hofbühne zur Aufführung kam und sich eines sehr großen Erfolges erfreute. Madame Wahlmann und Herr Wentzel als Anna und Gustav fanden sehr reichlichen Beifall und auch Herr Pauli und Fräulein Bissinger als Hans v. Bonde und Friederike ernteten laute Anerkennung. Das Publikum folgte namentlich vom zweiten Acte an bis ins Ende der Aufführung mit großer Aufmerksamkeit und zollte dem Stück bei jeder Gelegenheit den gebührenden Beifall. Indem ich annehme, daß es Ew. Wohlgeboren freuen wird, auch durch mich diese Mittheilung zu erhalten, nenne ich mich mit aufrichtiger Hochachtung Ew. Wohlgeboren ergebenster v. Gall.“

In Weimar findet am 23. April die Generalversammlung der deutschen Shakespeare-Gesellschaft statt. Voraus geht am 22. Nachmittags eine Berathung des Vorstandes. Auf der Tagesordnung für die Generalversammlung steht die Mittheilung des Jahresberichtes durch den Vorsitzenden, Professor Ulrici aus Halle, Vertheilung des dritten Bandes des Jahrbuches &c. Zu Beginn oder zu Schluß der Versammlung wird Dr. Leo aus Berlin einen Vortrag über die Frauencharaktere Shakespeare's halten, zu welchem der Zugang auch Nichtmitgliedern gestattet sein wird.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 23. April. **Der Vetter**, Lustspiel in 3 Acten von Benedix. Gärtner: Herr Moralt vom Stadttheater in Mainz als Gast. Hierauf: **Der Kurmärker und die Picarde**, Genrebild in 1 Act von L. Schneider.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 144.)

Freitag, 24. April: **Martha**, oder: **Der Markt zu Richmond**, Oper in 4 Acten von W. Friedrich. Musik von F. v. Flotow.

(Abonnements-Vorstellung Nr. 145.)

Samstag, 25. April: Gastdarstellung der Frau Auguste Burggraf. Neu einstudirt: **Der Sonnwendhof**. Volksschauspiel in 5 Acten von Mosenthal. Monica: Frau Auguste Burggraf.

(Abonnements-Vorstellung Nr. 146.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kltz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 114. Freitag, den 24. April 1868.

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Martenburg.

(Fortsetzung.)

Portheim blieb vor Clotilde stehen und sprach:

„Offen gestanden, Clotilde, ich möchte in der Sache nicht gern mit Deinem Vetter verhandeln. Ich weiß es, ich bin kein Heiliger, kein Betbruder, aber die Frömmigkeit Deines Cousins flößt mir einiges Grauen ein.“

Er sprach dieß in einem ungewöhnlich ernsten Tone, der auffallend gegen die leichte, ironische, witzelnde Manier, in der er sich sonst zu geben pflegte, abstach.

Clotilde fühlte das Wahre aus der Bemerkung ihres Mannes heraus. Wenn sie noch vor Kurzem die Hoffnung gehabt hatte, in dem glaubenseifrigen Johannes eine Stütze und einen Trost zu finden in ihrem öden, liebeleeren Leben, so hatten ihr die letzten Wochen, vor Allem aber die Unterredung vor einigen Tagen, in welcher ihr Vetter so hart über das kleine, liebe Mädchen geurtheilt, die Kluft gezeigt, die sich zwischen ihr und ihm gähnend aufthat. Es fröstelte sie bei dem Gedanken an diesen starken Glauben ihres Vetters, der in dem kleinen unschuldigen Kinde ein Kind der Sünde sah, weil es die Tochter einer Schauspielerin war!

„Aber es ist doch nur eine Geldangelegenheit“, antwortete nach einer kleinen Pause Clotilde, indem sie die Thürklinke fahren ließ und an das Fenster trat, in einem weniger schroffen und kalten Tone, „ich denke, das wird bald abgemacht sein.“

Der Baron ging einige Schritte und blieb dann vor einem Bilde stehen.

„Ich möchte Dir gern reinen Wein einschenken“, sprach er mit etwas verlegener Miene, das Gemälde betrachtend, um nicht die Augen auf seine Frau richten zu müssen, „damit Du weißt, um was es sich handelt. Ich habe in diesem Sommer in Homburg und Wiesbaden einige Verluste gehabt, die mich etwas derangirt haben. Ich habe auf einige Frankfurter Häuser Wechsel gezogen, die ich nächstens decken muß. Nun habe ich zwar verschiedene Staatspapiere und Actien, die ich verkaufen könnte, aber die Course für diese Papiere stehen jetzt so niedrig, daß ich über zwanzig Procent vom Einkaufspreis verlieren würde. Enfin, ich brauche baare fünfzehntausend Thaler.“

Als das Wort heraus war, athmete er rasch auf und drehte sich rasch nach seiner Frau um.

„Fünfzehntausend Thaler . .!“ wiederholte Clotilde betroffen. „Fünfzehntausend Thaler!“

Obgleich sie um Geldgeschäfte sich eigentlich wenig bekümmert hatte, war sie doch immerhin die Tochter eines Kaufmanns, die einen solchen Spiel-Verlust zu würdigen wußte. Sie hatte so viel Zahlensinn, um sich zu sagen, daß noch einige unglückliche Sommer von Wiesbaden oder Homburg ihren Mann finanziell vollständig zu Grunde richten würden.

Portheim hatte gespannt den Eindruck beobachtet, welchen seine Mittheilung auf seine Frau hervorbrachte.

„Ich sagte es Dir ja gleich“, begann er wieder in seiner frivol-ironischen Weise, die ihm zur andern Natur geworden, „die Sache ist zu bedeutend, um sie mit dem Vetter ordnen zu können. Er würde mir zuvor so viel Predigten halten, daß ich in einem salbungsvollen Meer von Redensarten ersaufen würde, wie mein Freund der arme Vicomte von Marliniere in dem Weiher von Wiesbaden, nachdem er seinen letzten Napoleon verloren hatte.“

„Und doch kann ich Johannes nicht gut umgehen“, antwortete Clotilde; „ich habe ihm, als er hierher kam, die Ordnung und Führung meiner Geldangelegenheiten übertragen und weiß in der That nicht, wie die Sachen jetzt stehen, ob ich in der Kürze eine so bedeutende Summe baar beschaffen kann.“

Der Baron schritt nun einige Augenblicke, die Hände auf den Rücken zusammengelegt, sinnend durch den Salon. Seine alte, frivole, spöttelnde Art gewann wieder die Oberhand in ihm. Er fühlte sich durch die Bemerkung seiner Frau gereizt, durch ihre angeblichen Weiterungen verletzt.

„Ist Dein Vetter Johannes“, frug er, am Fenster stehen bleibend und mit den Fingern einen Marsch auf der Scheibe trommelnd, „nur Dein Geschäftsführer oder hat er auch das Amt eines Beichtvaters? Mir scheint, daß Du auch fromm geworden bist, was früher nicht Deine Leidenschaft war. Ueberall sehe ich Gebetbücher.“

„Ich denke wir sind fertig miteinander“, antwortete Clotilde und öffnete die Thür, die hinaus auf die Veranda führte, „Du sollst das Geld haben, wenn es möglich ist. Ich werde Johannes meinen Willen mittheilen, das Uebrige könnt Ihr miteinander ordnen.“

Sie ging.

Der Baron sah ihr mit verschränkten Armen und einem spöttischen Lächeln nach. Dann zündete er sich eine Manilla-Cigarre an.

„Sapristi!“ sprach er für sich, „Sie treten sehr determinirt auf, meine Gnädigste, und hüllen sich majestätisch in Ihren Tugendmantel. Was wohl dahinter stecken mag? Ach, da kommt der fromme Himmelsvetter.“

Johannes trat in den Salon. Ein lauernder Blick, unter den niedergeschlagenen Augen hervorbrechend, fiel auf Portheim.

„Haben Sie mit meiner Frau gesprochen?“ frug der Baron.

„Ja, Vetter Portheim, aber lassen wir jetzt die Geschäfte. Erholen Sie sich erst von den Anstrengungen der Reise. Wir werden noch Zeit genug haben, darüber zu sprechen. Indessen kann ich Ihnen eine Neuigkeit mittheilen, die Ihnen vielleicht nicht ganz

uninteressant sein wird. Wissen Sie, wen wir in diesem idyllischen Waldbad getroffen haben?"

Der Baron zuckte leicht mit den Schultern.

„Wie kann ich das errathen, lieber Vetter", lächelte er spöttisch, „ich bin nicht allwissend, auch kenne ich zu wenig diese kleine bürgerliche Gesellschaft, welche in diesen langweiligen thüringischen Nestern ihre Sommerfrische abhält."

„Aber den Mann kennen Sie. Es ist Herr Victor Linden."

Ein unbeschreibliches, die verschiedenartigsten Gefühle ausdrückendes „Ach!" flog über die Lippen des Barons.

Die beiden Männer sahen sich eine Weile stumm an. Der Missionsvorsteher mit lauerndem, forschendem Blick, der Baron einigermaßen überrascht, sogar verblüfft. Endlich erholte er sich von seiner Ueberraschung.

„Teufel", sagte er, „das ist eine angenehme Neuigkeit. Weiß meine Frau davon?"

„Seit einigen Tagen. Ich wußte es auch nicht früher."

(Fortsetzung folgt.)

Sentimentalität und Schmerz.

Tief eingeprägt hat sich ein Aug'
Und wandelt stets mit mir.
Nur Schmerzen schuf es, seit ich's sah,
Und Qualen für und für.

Viel schöne Augen sah ich schon,
Doch keines rührte mich,
Bis endlich dieses kleine Aug'
Fest eingewurzelt sich.

Bei jedem Schritte, den ich geh',
Entquillet meiner Brust
Ein tiefes Seufzen: schmerzensvoll
Stört's meine Wanderlust.

Tief unten ruht der Schmerz: und ach!
Es gibt ein großes Weh' —
Wenn ich mit diesem Hühneraug'
In engen Stiefeln geh'!

Brockhaus'sches Conversations-Lexikon.

Die elfte Auflage des Brockhaus'schen Conversations-Lexikon ist in stetigem Fortschreiten begriffen und geht rasch ihrer Vollendung entgegen. Die zuletzt erschienenen Hefte und Bände bekunden aufs neue die größte Sorgfalt, Gewissenhaftigkeit und Umsicht in der Leitung des ganzen Unternehmens.

Die Ereignisse des Jahres 1866 mit ihren politischen und wirthschaftlichen Um- und Neugestaltungen haben bereits allerorten Berücksichtigung gefunden.

Vor Allem müssen wir in dieser Beziehung auf die Artikel „Preußen" und „Preußisch-deutscher Krieg" im zwölften Bande aufmerksam machen, welche ihren Ursprung offenbar den competentesten Federn verdanken. Die hier gebotene geographisch-statistische Skizze schildert jedenfalls zum ersten Male den preußischen Staat in seiner neuen erweiterten Gestalt, während der geschichtliche Artikel die Entwicklung desselben mit historischer Kunst in großen Zügen vorführt und zugleich in engem Anschluß an den im zehnten Bande enthaltenen Artikel „Norddeutscher Bund" die Geschichte der deutschen Bestrebungen bis über die Mitte des Jahres 1867 hinaus fortsetzt. Eine weitere Ergänzung dürfte dieser Artikel noch kurz vor Schluß des Werks in dem Artikel „Zollverein" finden, wie denn überhaupt das Brockhaus'sche Werk gerade dadurch, daß es in den noch rückständigen Bänden vielfach Gelegenheit zur Nachholung von mancherlei Thatsachen und Erscheinungen aus jüngster Zeit bietet, gegen ähnliche Werke, die bereits abgeschlossen haben, bedeutend im Vortheil ist.

Zur weiteren Bestätigung des von uns oben gefällten Urtheils machen wir zunächst noch auf den Artikel „Rußland" aufmerksam, dessen geographisch-statistischer Theil aus authentischen und schwer zugänglichen Quellen geschöpft erscheint. Dasselbe gilt von dem auch sonst höchst interessanten Artikel über das Osmanische Reich, ferner von den Artikeln über Oesterreich, über Sachsen, die sächsischen Herzogthümer, Sardinien, Schweden und andere Staaten. Besondere Beachtung verdient der Artikel „Schleswig-Holstein", welcher einen kurzgefaßten, aber ganz vorzüglichen Abriß der Geschichte dieser Herzogthümer bietet.

Auch eine große Anzahl von Städte-Bildern (wie z. B. Odessa, Palermo, Paris, Petersburg, Posen, Potsdam, Prag, Puebla, Riga u. s. w.) sind, wie der erste Blick auf dieselben lehrt, von sachkundigen Händen bearbeitet.

Diese Artikel über deutsche und ausländische Ortschaften bieten statistische Notizen über Handel und Industrie, wie sie selbst in den besten geographischen Handbüchern nicht zu finden sind. Der Artikel „Postwesen" verräth die Feder einer Autorität in ihrem Fach. Die Theologie ist auch in den vorliegenden Theilen des Werks durch eine Reihe vorzüglicher, durchaus den modernen Standpunkt innehaltender Artikel vertreten.

Die Literaturgeschichte, Sprachwissenschaft und Alterthumsforschung sind ebenfalls vorzüglich vertreten, wie z. B. die Artikel: Philologie, Pfahlbauten, die Uebersichten über die polnische, portugiesische, russische, schwedische Literatur u. s. w. bekunden. Die Artikel, welche Rom und dem alten Römerreiche gewidmet sind, genügen selbst den Ansprüchen der modernsten Geschichtsforschung. Für die Kunsthistoriker werden die Artikel über Raphael, Rembrandt, über Porzellan, Renaissance, für die Musiker die über Oper und Oratorium von Interesse sein.

Der reiche Schatz zuverlässigen biographischen Materials, der schon in den früheren Auflagen niedergelegt war, hat in dieser elften Auflage bedeutend gewonnen.

Der dreizehnte Band ist bereits bis zur Hälfte erschienen und die Vollendung des Ganzen bis Herbst dieses Jahres von der Verlagshandlung bestimmt in Aussicht gestellt.

Mannichfaltigkeiten.

(Der Teufel von Wollmatingen.) In dem Constanz benachbarten stattlichen Dorfe Wollmatingen spielte in letzter Zeit ein Scandal, der seines gleichen sucht. Dort lebt nämlich ein Allem nach nicht besonders geistesstarker Landwirth St., dem einige schlechte Spaßmacher einredeten, er habe eine arglistig in sein Hausbrod gebackene geweihte Hostie verschluckt und sei nun eigentlich vom Teufel besessen. Der arme St. wurde hiermit so lange geneckt und geängstigt, bis er schließlich selbst daran glaubte und beim Läuten der Glocken, beim Vorübergehen an der Kirche ꝛc. bellte, wie ein Hund und sich überhaupt so auffallend als nur möglich betrug. Frühere Ortsgeistliche suchten ihn und zwar mit Erfolg zu beschwich-

igen, aber als die Wollmatinger Gemeinde dem Pfarrverweser Gauter anvertraut wurde, zeigte sich, daß dieser Herr das Teufel-Austreiben als Specialität zu betreiben Lust hatte. St. wurde von ihm scharf ins Gebet genommen und wirklich benahm sich nun der Teufel zu nicht geringer Erbauung der Einen und zu nicht geringem Aergerniß der Anderen ungeberdiger als je. Nachdem sich aber die großherzoglich badischen Behörden der Sache annahmen, wich der Teufel, das Uebel schien gehoben und Alles in der Ordnung. — Da geht der Mann nach der Schweiz, geräth dort nach Einsiedeln und zu Kapuzinern, und als er wieder zurückkommt, hat ihn der Teufel wieder in den Klauen. Pfarrverweser Gauter greift nun zu den stärksten Mitteln des Exorcismus, und als Beten und Fasten gar nichts hülft, der Gottseibeiuns immer stärker in dem armen St. rumort, nimmt ihn der Pfarrverweser in die Kirche, läßt die Glocken läuten, räuchern und den Patienten von einem Haufen plärrender Weiber und Kinder ansingen. Der Scandal wurde wieder so stark, daß sich die großherzogliche Behörde abermals des Geängstigten annahm, ihn von seinem Seelenarzt trennte und sofort nach Illenau, der badischen Pflegeanstalt für geistig Gestörte, verbrachte. Dort soll nun St. wieder ganz beruhigt leben und es ist nur zu wünschen, daß er nach seiner Wiederherstellung und Rückkehr in die Heimath von jeder Neckerei oder neuer geistlicher Anfechtung frei bleibe. Für die Erfüllung des ersteren Wunsches bürgt wohl die durchaus anerkennenswerthe Haltung der Gemeindebehörden von Wollmatingen, welche sich ruhig, aber fest und öffentlich gegen das Verhalten und Benehmen des Pfarrverwesers in fraglicher Sache verwahren; dafür aber, daß St. Herrn Gauter nicht wieder in die Hände falle, ist ebenfalls gesorgt, indem derselbe vom Schauplatz seiner Teufelaustreiberischen Thätigkeit weg in eine andere Gemeinde versetzt wurde.

(Apanage des Prinzen von Wales.) Die jetzige Apanage des Prinzen von Wales beträgt 50,000 Pfd. Sterl. jährlich. Früher war sie 100,000 Pf. St. Als aber Georg II., der mit seinem Sohne Friedrich zerfallen war, weil er sich der Opposition zuwendete, das Parlament zu überreden wußte, es müßten ihm die Mittel zu solch schmachvollem Verhalten gegen Vater und Reich genommen werden, wurde die Apanage des Prinzen von Wales auf 50,000 Pf. St. beschränkt. Und auch dem jetzigen Prinzen von Wales gab man nicht mehr, weil die Einkünfte des Herzogthums Kornwall, die früher nur einige wenige Tausend betrugen, sich durch die vom Prinzen Albert eingeführte bessere Verwaltung auf 50,000 Pf. St. jährlich hoben. Demnach beträgt das Gesammt-Einkommen des Prinzen von Wales 100,000 Pf. St. Ein „Eingesendet" in der „Times", mit „Radical" unterschrieben, macht darauf aufmerksam, daß es unbillig wäre, den muthmaßlichen Thronfolger auf eine Summe zu beschränken, die dem Geldeswerthe, den für das Leben nöthigen Ausgaben und einer würdigen Repräsentation, wie sie unser Jahrhundert fordern, nicht mehr angemessen sei. Der „radicale" Einsender gibt sich der sanguinischen Hoffnung hin, daß das reformirte radicale Parlament die Sache mit Erfolg in die Hand nehmen und dem ältesten Sohne einer constitutionellen Monarchin eine entsprechend größere Apanage gewähren werde.

(Hungersnoth und Cholera in Marokko.) Der Hunger decimirt die Bevölkerung von Marokko und alle Maßnahmen der Wohlthätigkeit, an welchen sich namentlich die Europäer betheiligen, vermögen dem nicht mit Erfolg die Spitze zu bieten. Der französische Consul vertheilt täglich in einem Garten außerhalb der Stadt 200 Suppen, während der britische Consul Brod vertheilt, wozu ihm unter Anderem auch aus Gibraltar eine namhafte Summe zugekommen ist. Mit wahrhaftem Heroismus blicken die Muhamedaner dem schrecklichen Tode in's Antlitz; keine Klage kommt über ihre Lippen, während die Christen und Juden jammernd und schreiend die Straßen durchziehen. Zu der Hungersnoth ist nun auch die Cholera dazu gekommen, welche namentlich unter Greisen und Kindern große Verheerungen anrichtet. Die Mohamedaner schieben die Cholera dem Walten eines bösen Geistes Namens Shitan (wahrscheinlich Satan) zu, und es ist eine Thatsache, daß ein benachbarter Maurenstamm des Nachts die kräftigsten Leute als Wachen ausgestellt hat, um den Shitan vom Lager fern zu halten, oder wenn möglichst festzunehmen.

(Mortara.) In einer römischen Correspondenz des „Univers" findet man Nachrichten über den jungen Mortara: „Bei einem Besuche in der St. Agnesenkirche **extra muros** erblickte Se. Heiligkeit auch den jungen Pius Mortara und rief ihn zu sich heran. Derselbe ist Student der philosophischen Classe und trägt das Gewand der regulären Kanonikusse, denen er seit Ablegung seiner ersten Gelübde angehört. „Was werden Sie uns dieses Jahr vortragen?" fragte ihn der heil. Vater. Pius Mortara kniete nieder, erhob sich alsdann und declamirte ein ziemlich langes, wohlgereimtes Gedicht zu Ehren Roms und des Papstes. Es waren begeisterte, bilderreiche Verse, die von einem gewissen, selbst der italienischen Poesie der besten Zeit eigenen Schwulst nicht frei waren. Pius IX. wünschte ihm Glück, ließ ihn zum Fußkusse zu und sagte mit heiterer Miene, daß Mortara vergessen habe, von dem Titel: **il vecchio verboso del Vatican** (wortreicher Alter aus dem Vatican), den ihm die Revolutionäre gegeben, zu sprechen.

(Ein Riesengußstück.) Auf der Königin-Marienhütte bei Zwickau ward am 16. April ein Gußstück gefertigt, welches das größte bisher im Königreich Sachsen ausgeführte sein dürfte. Es wurde nämlich der aus einem einzigen Stück bestehende 2000 Zoll-Centner schwere, unterste Theil der Ambosunterlage (Chabotte) für den daselbst aufzustellenden 350 Centner schweren Dampfhammer gegossen. Das zu seiner Herstellung nöthige Roheisen (beiläufig 2050 Centner) wurde in drei Kupol-Oefen umgeschmolzen, aus welchen das flüssige Eisen in mächtigen Strömen in die gemauerte, vielfach verankerte Form floß. Das Gußstück hat die Gestalt einer viereckigen Platte, an welcher zwei Seiten abgerundet sind, ist 18 Fuß 6 Zoll lang, 12 Fuß 6 Zoll breit und 2 Fuß 6 Zoll stark; es wurde auf der einen schmalen Seite aufrecht stehend gegossen. Zum Schmelzen dieser Eisenmassen wurden 630 Scheffel Zwickauer Coaks verbraucht. Nach ca. 15 Stunden war die Form glücklich und ohne Störung mit Eisen gefüllt.

Frankfurts kosmopolitische Bedeutung.

Eine kulturgeschichtliche Skizze.

In einer Zeit raschen Umschwunges, unerwarteter Lösung alter und Anknüpfung neuer Verhältnisse ist es nicht ohne Interesse, sicher auch nicht ohne Nutzen, zuweilen mit prüfendem Blicke Umschau rück- wie vorwärts zu halten, um zu erkennen, ob und was aus alle Dem sich Neues gestalten werde.

Frankfurts Weltstellung ruhte bisher wesentlich auf seiner politischen, merkantilen und kosmopolitischen Bedeutung. Aus letzterer, gegeben durch vorzügliche Lage und treffliches Klima, hatten sich die beiden erstgenannten Momente entwickelt. So war Frankfurt freie Reichs- und Kaiserkrönungs-, später Deutschlands Bundesstadt geworden, so wie bis noch gegen den Anfang unseres Jahrhunderts zu dem Mittelpunkte eines höchst bedeutenden Handels. Jetzt ist es, wenigstens für den Augenblick, jeder politischen Bedeutung verlustig geworden und zu einer einfachen Provinzialstadt erniedrigt, die an vergangener deutscher Herrlichkeit zehrt. Von dem ehemals so großartigen Handel ist aus dem allgemeinen, durch die neueren Transport- und Verkehrsmittel bedingten Umschwung nur mehr ein blühendes Papier-, Geld- und Wechselgeschäft übrig geblieben. Was Wunder, wenn unter so

bewandten Umständen man sich des dritten Momentes für Frankfurts Blüthe wieder lebhafter erinnerte: „seiner kosmopolitischen Bedeutung". Lag ja doch gerade hierin eine unversiegbare Quelle dauernden Wohlstandes. Sie zu erschliessen und fruchtbarer, als es unter früher günstigeren Verhältnissen geschehen war, zu machen, traten bewährte Bürger zu einem Vereine zur Förderung des öffentlichen Verkehrslebens (society for promotion of social interchange, bezw. société pour l'éxtension des agrements de la ville de Francfort) zusammen mit dem bestimmt ausgesprochenen Zwecke, „Frankfurts Stellung als eines der kosmopolitischen Centralpunkte Europas und angenehmen Stationsortes für den internationalen Verkehr zu befestigen". Dieser Verein zählt bereits über 600 Mitglieder und entwickelt eine Thätigkeit, die nicht verfehlen wird, die kosmopolitische Bedeutung Frankfurts nach allen Seiten und in die entferntesten Kreise hin klar zu machen. Ein Blick auf die einzelnen Elemente jener Bedeutung zeigt sofort, welcher grosser unveräusserlicher Vorzüge die alte Kaiserstadt am Main nach allen Richtungen hin sich erfreut.

Zuerst seine centrale, geographische Lage im Herzen Deutschlands, gleich zugänglich dem Engländer, Russen und Nordländer, welcher in der lachend am Taunus hingegossenen Mainebene ein deutsches Nizza findet; dem Südländer ein milder Zufluchtsort gegen die senkrechten Strahlen einer tropischen Sonne, dem stammverwandten Amerikaner eine comfortable Stadt für heitere behagliche Siesta nach bewegtem Geschäftsleben. Dazu ein Klima eben so mild als gesund mit einer mittleren Temperatur von + 2.19 R. (34 F.) im Winter, + 8.77 (50) im Frühling, + 17.32 (69) im Sommer, + 8.19 (48) im Herbst, + 9.11 (51) im Jahr. Günstigste Sterblichkeitsverhältnisse, jährlich 18.3 auf 1000, wogegen beispielsweise in Bath 22.03, Stuttgart 23,46, Wiesbaden 24.0, Paris 27.2, Berlin 27.5, Dresden 29.4, Amsterdam 30.9, München 31.1, Liverpool 32.95, Wien 35.2 ꝛc. Kein Boden für Cholera und Epidemien überhaupt. Und endlich reizende nähere Umgebungen, besonders ein Wald von grosser Ausdehnung mit köstlichen Anlagen; weiterhin die Nähe reizender Gebirge, der Rhein, weltberühmte Badeorte.

Zu den eben erwähnten natürlichen Vorzügen Frankfurts, welche demselben das unverkennbarste Gepräge eines vorzüglichen kosmopolitischen Centralpunktes für den internationalen Verkehr verleihen, kommen nun noch Annehmlichkeiten aller Art, mit welchen eine intelligente, lebensfrohe Bevölkerung die Stadt auszustatten wusste: vorzügliche Gasthöfe jeden Ranges, zahlreiche möblirte Privatwohnungen und Zimmer, Villas; ein Kranz der reizendsten Promenaden um die ganze Stadt, umgürtet von wohlgepflegten Chausseen und Reitwegen; vorzügliche Wasserversorgung, Canalisation und Strassenreinigung; Veranstaltungen für kurmässigen Gebrauch aller Mineralwasser ꝛc. im Pavillon Milani und in der Taunusanlage, Grindbrunnen, ausgezeichnete Badeanstalten, Fluss- und Schwimmbäder. Aber auch an der Ausstattung für Wissenschaft, Kunst und Schulbildung hat es der Gemeinsinn nicht fehlen lassen. Behörden, Vereine und Private haben in dieser Beziehung von jeher mit einander gewetteifert, Vorzügliches zu leisten. So besitzt denn Frankfurt ein reiches naturwissenschaftliches Museum, bedeutende Kunstsammlungen, ganz vorzügliche öffentliche Schulen, sowie zahlreiche Privat-Institute, letztere mit der Einrichtung zur Aufnahme auswärtiger Pensionäre; ganz regelmässig finden akademische und populäre Vorträge in allen Gebieten menschlichen Wissens statt. Für Zerstreuung ist reichlich gesorgt durch Vorstellungen im Theater und Circus, durch Concerte, Bälle ꝛc. Clubs für Gymnastik, Rudern, Fischen, Gebirgswanderungen, Reiten ꝛc. bieten dem Sportsman, ein vollständigst ausgestattetes Lesekabinet des Bürgervereins dem Weltmanne die erwünschteste Befriedigung. Consulate aller bedeutenderen Staaten der Welt, Börse, Banquiers und wohl assortirte Waarenlager stehen dem Fremden zur Seite, bezw. zur Verfügung, der ausserdem durch die eingetretene politische Aenderung in der Stellung Frankfurts weit weniger genirt ist, als man gewöhnlich anzunehmen scheint. Noch freier hat man sich von jeher hier auf religiösem Gebiete bewegt und thut diess noch; es sind geradezu alle Confessionen von der strenggläubigsten bis zur freidenkendsten in seltener Eintracht vertreten; neben deutschem findet auch französischer und englischer (zu Zeiten auch russischer) Gottesdienst statt.

Kehren wir nach der so eben nur in allgemeinsten Umrissen gegebenen Skizze charakteristisch-kosmopolitischer Momente Frankfurts zu der auf ihre Verwerthung gerichteten Thätigkeit des oben genannten Vereins zurück, so finden wir denselben in den befriedigendsten Beziehungen zu den königlichen und städtischen Behörden, welche ihm in gleicher Weise ihre förderlichste Unterstützung zugesagt haben. Einige, zur Annehmlichkeit des Fremdenverkehrs gereichende Veranstaltungen hat der Verein bereits in das Leben gerufen: die Erbreiterung einiger Reitwege um die Promenaden, die Befestigung botanischer Tafeln an die in letzteren vorkommenden merkwürdigen Pflanzen, so wie, mit dem 1. Mai beginnend, tägliche Concerte der ausgezeichneten, 60 Mann starken Parlow'schen Capelle während der Frühstunden von 7—8 in der Taunus- und bezw. Bethmanns-Anlage. Andere nicht minder wichtige Unternehmungen sind in Vorbereitung: Umbau der Hauptwache zu einem Central-Salon für Fremde mit Auskunfts-Büreau und Café; Bepflanzung der Pfingstweide und allmälige Umgestaltung derselben zu einem Park. Wieder andere Unternehmungen hat der Vorstand des Vereins vorerst nur anregend in die Hand genommen; so namentlich den Theater-Neubau, die Anbahnung des Zusammenschlusses der hier vereinzelt bestehenden Vereine zu einer Akademie für freie Wissenschaften u. s. w. Endlich hat er für ein projectirtes Pensions- und Club-Etablissement grossartigsten Styles gegen eingeräumte Oberaufsicht und Fixirung loyaler, billiger und fester Taxen das Patronat des Vereins zugesagt. — Muss es auch der Zeit und theilweise auch den Umständen anheim gestellt bleiben, ob und wann alle diese schönen Unternehmungen zur Ausführung kommen werden, so lässt sich doch an dem auf ihre Verwirklichung gerichteten patriotischen Streben unschwer erkennen, dass der Frankfurter erkannt hat, wie eben nur in der richtigen Würdigung der kosmopolitischen Bedeutung seiner Vaterstadt die Bürgschaft für deren gedeihliche Zukunft liegt. K. N.

Frankfurt, 23. April.

Wenn wir über die dramatischen ꝛc. Vorlesungen von Emil Palleske zu berichten uns anschicken, kann füglich, da das Urtheil über die treffliche Leistung an sich längst feststeht, nur von dem Programm die Rede sein. Dasselbe bot am 20. d. — neben der lebendigen Reichstagsscene aus Schiller's Demetrius, welche mit voller Plastik sich ausgestaltete, eine höchst anziehende Neuigkeit, nämlich Dichtungen von Fritz Reuter in ihrer Originalmundart. Es waren einige Stücke aus dem „Hanne Nüte" und aus den „Läuschen en Rimels", sowie die Sitzung des Rahnstädter Reformvereins „ut mine Stromtid". In ganz überraschender Weise, mit der feinsten Nuancirung bis auf die komischen Schwächen und kleinen Angewöhnungen der redenden Personen, wusste der Vortrag den köstlichen Humoristen uns verständlich zu machen. Wir möchten jedem Dichter einen solchen Interpreten seiner Schöpfungen wünschen, mit bestem Gewissen aber empfehlen wir dem Hypochonder für sein Zwerchfell eine solche — Lection.

Salon Agoston.

Die interessanteste Sehenswürdigkeit der diessjährigen Messe war unstreitig der Salon Agoston. Derselbe bot nicht sowohl die reichste Abwechselung in seinen Darstellungen, sondern auch einige hier — wenigstens in dieser Weise — noch nicht gesehene Novitäten. Die erste Abtheilung füllen gewöhnlich magische Productionen, die Herr Agoston mit einer Sicherheit und Gewandtheit ausführt, wie wir sie nur immer bei den besten Vertretern seines Faches kennen gelernt haben. Dann folgen die höchst interessanten Geistererscheinungen, die mit einem eigens construirten, von unten wirkenden Spiegelapparat hergestellt werden. Diese Erfindung machte bekanntlich, als sie vor einigen Jahren in London auftauchte, seiner Zeit das grösste Aufsehen und der erste Eindruck, den dieses veritable Blendwerk der Hölle auf den Beschauer, dem es noch neu, hervorbringt, ist wirklich ein ganz verblüffender und verwirrender. Unsere Zeit ist dem Wunderglauben nicht mehr so geneigt, wie die vergangene. Wäre diese Erfindung im vorigen Jahrhundert gemacht worden, in den Händen eines Cagliostro wäre sie zu einer Waffe gewarden, vor der sich die Ersten der Erde gebeugt hätten! Die Kalospinthe, welche den Abend beschliesst, ist zwar hier kein neues Schauspiel, aber wir müssen gestehen, dass wir es in dieser Ausstattung, mit so überraschenden Farbeneffecten noch nicht gesehen haben. Der Salon des Herrn Agoston war jeden Abend überfüllt und wir wünschen ihm gleiche und verdiente Erfolge auf der Tour nach Süddeutschland und der Schweiz, die er jetzt unternimmt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 24. April: **Martha, oder: Der Markt zu Richmond,** Oper in 4 Acten von W. Friedrich. Musik von F. v. Flotow.

(Abonnements-Vorstellung Nr. 145.)

Samstag, 25. April: Gastdarstellung der Frau Auguste Burggraf. Neu einstudirt: **Der Sonnwendhof.** Volksschauspiel in 5 Acten von Mosenthal. Monica: Frau Auguste Burggraf.

(Abonnements-Vorstellung Nr. 146.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

›
Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 115. Samstag, den 25. April 1868.

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

Der Baron stand auf, zündete sich seine erloschene Cigarre an und ging einige Minuten nachdenkend im Salon auf und ab. Dann warf er sich in den Schaukelstuhl am Fenster und lachte hell und spöttisch auf.

Johannes hob hastig den Blick, überrascht durch diesen spöttischen Ausbruch einer lärmenden Lustigkeit, die er nicht begriff.

„Wissen Sie, Vetter, worüber ich lache? Daß dieser Herr Linden Ihnen eben so zuwider ist, wie mir, und daß ich aufs Neue den Spruch bestätigt finde: die Extreme berühren sich. Sie, der Mann Gottes, und ich, das Kind der Welt, haben dieselben Empfindungen in Bezug auf den Menschen."

Der Missionsvorsteher ignorirte diese spöttische Bemerkung und antwortete:

„Nun, Sie fassen meine Mittheilung von sehr heiterer Seite auf und doch glaube ich, daß sie ernst genug ist."

„Ach, ich läugne das nicht. Aber dennoch muß ich über die Beharrlichkeit lachen, mit welcher Sie, Mann Gottes, diesen armen Linden, der Ihnen eigentlich doch nichts gethan hat, verfolgen. . . Daß ich ihn nicht liebe, das hat doch eine gewisse Berechtigung, aber Sie, der feurige Kohlen auf das Haupt seiner Feinde sammeln soll . ."

Und er lachte von Neuem, daß es durch den Saal hallte.

Johannes strich mit seiner feinen, weißen Hand das dunkle Haar hinter das Ohr zurück und antwortete, während seine Augen, aus denen ein grollender Blick hinüber zu dem Baron geflogen, sich zur Diele niedersenkten:

„Es ist nicht die Person, die ich in dem Menschen hasse, sondern das böse Princip, das in ihm verkörpert ist, der Geist des Aufruhrs, des Abfalls von der heiligen Ordnung Gottes, der Geist der Empörung, der in diesem Menschen lebt. Die Sünde in ihm ist es, die ich bekämpfe."

„Ja wohl, ja wohl", spottete der Baron, dessen Hang zur Ironie nichts schonte, „ich kenne das. Ihre Vorgänger im Glauben, die Dominikaner, sagten dasselbe. Sie verfolgten nicht die Ketzer, sondern die Ketzerei. Dabei passirte ihnen im Eifer das Mißgeschick, daß sie eine halbe Million Menschen verbrannten. Ach gehen Sie mir doch, Vetter Johannes, mit Ihren Finessen. Sie hassen die Sünde und verzeihen dem Sünder. Wie fangen Sie denn das an? Nein, ich bin ehrlicher. Ich hasse den Linden, weil er meine Zwecke durchkreuzt, weil er mir immer unbequem ist und weil ich — offen gestanden — in seiner Gegenwart einigemal ein brennendes Gefühl im Gesicht empfand, gerade als ob ich unsichtbar geohrfeigt worden wäre."

Johannes erhob sich.

„Wissen Sie, lieber Vetter, daß Sie eine sehr . . . sehr drastische Ausdrucksweise haben? Aber ich sehe auch, daß Sie augenblicklich nicht in der Stimmung sind, ruhig zu verhandeln über Dinge, die von Wichtigkeit für Sie sind."

„Ich glaube, Sie haben Recht. Und überdieß spüre ich einen Hunger wie ein Währwolf. Nach dem Essen läßt es sich viel behaglicher sprechen. Frühstücken wir zunächst. Sapristi! Diese Thüringer Waldluft zehrt, nun begreife ich, wie die Menschen in diesen Wäldern von Kartoffeln und Heidelbeeren sich nähren können."

(Fortsetzung folgt.)

Prozeß Ebergenyi.

Wohl selten hat ein Criminalprozeß in so hohem Grade das Interesse des In- und Auslandes in Anspruch genommen, als der vorliegende. Und in der That — meint die „Neue Freie Presse", der wir diesen Bericht entlehnen — hat auch selten ein Criminalfall so sehr Alles in sich vereinigt, was dem Spruche der Richter wie den Ergebnissen des Verfahrens Interesse verleihen kann. Das Geschick Derjenigen, um deren Ende sich der Kampf zwischen dem Ankläger und der Angeklagten drehen soll; die seltsame Verkettung von Umständen, durch welche eine Schauspielerin niederen Ranges zum Mitgliede einer unserer ausgezeichnetsten Familien wurde; das Martyrium, mit welchem diese Unglückliche das Heraustreten aus der Bahn des Gewöhnlichen bezahlte; die vornehme Abkunft Derjenigen, welche ihr nach dem Leben getrachtet; die Auszeichnung, welche der Angeklagten v. Ebergenyi wurde; die Kühnheit, mit welcher das Verbrechen angelegt, in Scene gesetzt und ausgeführt, die Arglist, mit welcher dem Verdachte entgegengearbeitet, und daneben die wie von Gott gefügte Unbesonnenheit, mit welcher der Beweis der schrecklichen That aufgebaut wurde; die charakteristische Thatsache, daß ein Mann das Weib, welches er liebt, zur Vollführung eines Mordes, als dessen Autor er gilt, absendet; der seltsame Umstand, daß zwei Gerichtshöfe in zwei sich gegenseitig fremden Ländern berufen sind, ihr Verdict in einer und derselben Mordanklage zu geben, und endlich im Hintergrunde die schwere Tragweite des Spruches, welcher über Julie v. Ebergenyi gefällt werden wird, für das Geschick des seines Verdictes noch harrenden Grafen Chorinsky — alles Das gibt dem Prozesse ein ungewöhnliches Lustre. Dazu kommt noch die speciell für die österreichischen Juristen bestehende Spannung, ob der Gerichtshof das, wie es heißt, in demselben Momente abgegebene und widerrufene Geständniß der Julie v. Ebergenyi als ein vollständiges und als ein solches ansehen werde, welches dem Richter erlaubt, That und Schuld als zweifellos anzusehen und den Tod zu verhängen, so daß die Verurtheilte nur mehr von der Gnade des Monarchen die Erhaltung ihres Lebens erhoffen kann.

Diesem Zusammenwirken so vieler Ursachen des Interesses entsprach am Mittwoch der massenhafte Andrang des Publikums. Es belagerte die Eingangsthore, füllte die Treppen und Gänge des Landesgerichtes und zwar so zahlreich, daß es den großen Verhandlungssaal unseres Justizpalastes — wäre er auch in seinem Raume der Größe der ersten Stadt angemessen — zehnmal hätte füllen können. Derjenigen, welche außer den in hellen Schaaren erschienenen Reportern noch im Saale Platz fanden, war daher nur eine geringe Zahl. Unter ihnen befinden sich Vertreter aller Stände. Auch die beiden Seitensäle des Verhandlungssaales sind mit Zuhörern reich besetzt.

Auf der erhöhten Tribüne der Tisch des Gerichtshofes, an diesen anstoßend der des öffentlichen Anklägers, an der Seite die Bank der Angeklagten und hart an der Eingangsthür des Berathungszimmers ein kleines Tischchen, bedeckt mit den Kleidern, welche die Gräfin Chorinsky an ihrem Todestage getragen, einem Theekessel, Weinflaschen, einer Schachtel mit Briefen ꝛc. — lauter Dinge, welche im Laufe der Verhandlung eine Rolle zu spielen bestimmt sind. Vor der Bank der Angeklagten befindet sich der für den Vertheidiger der Ebergenyi, Dr. Neuda, und den des Grafen Chorinsky, Hofrath Dr. Schabas aus München, bestimmte Tisch.

Nach 9 Uhr erscheinen der öffentliche Ankläger, Chef der Staatsanwaltschaft, Landesgerichtsrath Schmeidl, und der Vertheidiger Julie v. Ebergenyi's, Dr. Neuda. Gleich nach ihnen wird Julie v. Ebergenyi in den Saal geführt. Lautlose Stille empfängt sie, hunderte Augen wenden sich ihr zu und suchen in ihren Mienen den Zug, welcher die Mörderin verräth — ein eigenthümliches Zeichen des im Menschen lebenden Moralbewußtseins, daß man unwillkürlich bei dem Mörder die Prädestination voraussetzt und in seinem Gesichte das Kainszeichen sucht. Nun, den Stempel des Mordes trägt das Gesicht Julie v. Ebergenyi's nicht, eher den hochmüthiger Rohheit. Der Blick, der aus ihrem dunklen, von breiter, glatter Stirn überschatteten Auge manchmal kühn hervordringt, hat nichts von der tigerhaften Wildheit und ätzenden Schärfe jenes der Trolls und Schmidts. Nur ein böser Zug zieht sich um den herb geschlossenen Mund, möglicherweise ein Theil der Maske, welche sich die Unglückliche für den Kampf zurechtgelegt hat, den sie durch vier bange Tage für ihre Ehre, ihre Zukunft, vielleicht ihr Leben kämpfen soll. Die Toilette, die sie trägt, ist keine freigewählte; sie ist diejenige, in welcher sie in München auftrat und welche sie heute neuerdings anlegen mußte. Sie besteht aus einem schwarzen, weiß in Carrés abgesteppten Kleide, einer gleichen Jacke, einer blauen Halsschleife, Ohrgehängen, welche die Form von Todtenköpfen haben. Nur der schwarze, mit Pfauenfedern geschmückte Hut, welchen sie in München trug, fehlt, so daß das kokett frisirte braune Haar schmucklos erscheint. Ihre Hände sind von lichtbraunen Handschuhen bedeckt. Kaum ist sie im Saale und an ihrer Seite die Wache mit aufgepflanztem Bajonnete erschienen, bedeckt sie ihr starkgeröthetes Gesicht mit einem Sacktuch und wankt auf ihren Platz. Von da wechselt die Farbe ihres Gesichtes, in dem die Spuren schwerer Leiden zu sehen sind, in jedem Nu; bald ist es blaß, bald roth. Fast gleichzeitig erscheint der Gerichtshof, bestehend aus dem Präsidenten Landesgerichtsrath Giuliani, den Landesgerichtsräthen Kubasta und Gernerth, Secretären Pauminger und Czenka, einem Ersatzrichter und dem Schriftführer Dr. Koppler.

Alles im Saale erhebt sich. Der Präsident erklärt die Verhandlung für eröffnet und gestattet allen Anwesenden, sich niederzulassen.

Nachdem die Anklage gegen Julie v. Ebergenyi v. Telekes, Ehrenstiftsdame, wegen Verbrechen des Meuchelmords durch den Schriftführer ausgerufen, werden die Zeugen eingelassen. Es sind vorgeladen Franz Janoschka, Fräulein Elise v. Thurneyssen, Fräulein Elise v. Malanotti, Fräulein Agnes Mariot, Frau Maria Ernst, Theodor Rampacher, Heinrich Dierkes, August Angerer, Fräulein Elise Kubesch und Adalbert Mikulitsch. Alle waren anwesend bis auf den Letztgenannten.

Der Präsident entläßt die Zeugen bis zur nächsten Sitzung, nachdem er sie in feierlicher und eindringlicher Weise mit Hinweis auf ihren Eid an ihre Pflicht gemahnt hat, die volle Wahrheit zu sagen.

Die Verhandlung beginnt mit Verlesung des Anklagebeschlusses des Landgerichts.

Der Präsident wendet sich an die Angeklagte, um sie zur Aufmerksamkeit auf den Gang der Gerichtsverhandlung zu mahnen und sie zum Geständnisse der Wahrheit aufzufordern. Die Angeklagte weint, tief bewegt unter Unruhe des Publikums, das vom Präsidenten zur Ruhe aufgefordert wird.

Es nimmt nun das Verhör der Angeklagten ad generalia den Anfang.

Präs.: Ihr Name? — Angeklagte antwortet unhörbar. — Präs.: Ich bitte Sie, laut zu sprechen. Die Verhandlung ist öffentlich, jeder Anwesende hat das Recht, Sie zu hören. Ihr Name? — Angekl.: Julie v. Ebergenyi. — Präs.: Wo sind Sie geboren? — Angekl.: In Szecsen bei Steinamanger. — Präs.: Wie alt? — Angekl.: 24 Jahre. — Präs.: Sind Sie ledig? — Angekl.: Ja. — Präs.: Sie sind Ehren-Stiftsdame des Damenstiftes zur Schule Jesu zu Brünn? — Angekl.: Ja. — Präs.: Sie hatten keinen Anstand bei Gericht? — Angekl.: Nein. — Präs.: Ich bitte Sie, dem Verlaufe der Verhandlung mit Aufmerksamkeit zu folgen. Wollen Sie sich niedersetzen.

Hierauf erhält der Staatsanwalt Schmeidl das Wort zur Begründung der Anklage:

„Mathilde Ruef, die Tochter bürgerlicher Eltern und am 16. Mai 1833 zu München geboren, hatte die Schauspielkunst zu ihrem Lebensberufe gewählt und war Ende der Fünfziger-Jahre Mitglied der Linzer Bühne.

Damals lernte sie den zu Linz als Offizier in Garnison befindlichen Grafen Gustav Chorinsky kennen, und es entspann sich zwischen Beiden ein intimes Verhältniß.

Scheinbar nahm dasselbe einen günstigen Verlauf, indem Beide im Jahre 1860 zu Rom am Ziele ihrer Wünsche standen und die Kirche ihren Bund fürs Leben segnete; ich sage scheinbar, denn factisch hatte schon das intimere Verhältniß, der geschlossene Herzensbund hingereicht, das Leben des jungen Wesens zu vernichten. Daß sie Frau geworden, mußte sie mit jener unglücklichen Katastrophe büßen, welche der Gegenstand schwerer Judicatur, meine Herren, sein wird.

Nur ganz kurze Zeit währte das eheliche Glück. Schon im Jahre 1864 finden wir die von ihrem Gatten verlassene Gräfin Mathilde Chorinsky im Hause ihrer Schwiegereltern hier in Wien. Ich will mich nicht des Weiteren in einer Schilderung des Charakters der verlassenen Gattin, nicht in einer Beleuchtung des Verschuldens des Gatten ergehen. Die Gräfin Mathilde Chorinsky fand liebevolle Aufnahme im Hause ihrer Schwiegereltern. Es werden im Laufe der Verhandlung Briefe zur Kenntniß des hohen Gerichtshofes kommen, welche zur Genüge das intime, auf Achtung und Liebe gegründete Verhältniß beurkunden, das zwischen der Gräfin Mathilde Chorinsky und ihren mit Recht hochgeachteten Schwiegereltern stattfand. Der Name und Charakter dieser Schwiegereltern, die hohe Achtung, welche denselben ausnahmslos gezollt wird, sprechen beredter für die Gräfin Mathilde Chorinsky, als dieß mein Mund vermöchte.

In Folge einer auf dem Schlachtfelde im Jahre 1866 erlittenen Verwundung nach Wien zurückgekehrt, machte Gustav Chorinsky es zur Bedingung seines Aufenthaltes im elterlichen Hause, daß seine Gattin dasselbe verlasse.

Den Eltern, dem Sohne und Gatten die Möglichkeit zu verschaffen, Hülfe zu geben und zu erhalten, verließ Gräfin Mathilde Chorinsky im Sommer 1866 jene Schwelle, innerhalb deren sie bis dahin geweilt, jenen Aufenthalt, der sie, wenn er auch den Jammer ihres Herzens nicht zu stillen vermochte, wenigstens in den Augen der Welt rehabilitirt hatte, und suchte, allein und verlassen, neuerdings eine Heimath. Nach kurzem Verweilen in verschiedenen Städten nahm sie im August 1866 ihren bleibenden Aufenthalt in München, wo sie sich seit October 1867 bei der Cabinetsdieners-Wittwe Elise Hartmann, Amalienstraße Nr. 12, im vierten Stock, eingemiethet hatte.

Am 20. und 21. Nov. 1867 empfing Gräfin Mathilde Chorinsky, welche in ihrer Wohnung als Baronin Ledske bekannt war, den Besuch einer fremden Dame von Wien, von welcher sie sich mehreren Personen gegenüber äußerte, daß dieselbe aus Wien, von guter Familie und von ihrem Manne, der sie schlecht behandle und ihr ihren Brillantschmuck versetzt habe, geschieden sei. Einer Zeugin, Marie Rott, theilte die Gräfin Chorinsky sogar mit, daß die fremde Dame sie in das Theater eingeladen, sie jedoch die Fremde zum Thee gebeten habe.

Der verhängnißvolle Abend-Thee fand bei der Gräfin Chorinsky am 21. Nov. 1867 wirklich statt, und die Umstände dieser Thee-Visite werden dem hohen Gerichtshofe im Laufe der Verhandlung bekannt werden. Sie werden erfahren, daß die fragliche fremde Dame am Abend des 21. Nov. von beiläufig 4 bis 7 Uhr allein bei der Gräfin Chorinsky in deren Wohnung war, daß die Gräfin Chorinsky noch um 6 Uhr die Zeugin Fanny Hartmann um deren Operngucker ersuchte; dieß war das letztemal, daß die Gräfin Chorinsky von Zeugen lebend gesehen wurde. Sie werden erfahren, daß dann, nach Entfernung der Zeugin Fanny Hartmann, die fremde Dame um halb 7 Uhr zu der Elise Hartmann kam, dieselbe ersuchte, ihr zum Zwecke des Theaterbesuches eine Droschke zu holen, daß Elise Hartmann, diesem ihrem Wunsche nachkommend, beiläufig 5 Minuten aus der Wohnung abwesend war und bei ihrer Rückkehr die Wohnung der Gräfin Chorinsky schon verschlossen fand, so daß sie dachte, die beiden Damen haben sich schon entfernt. Freitag den 22. Nov. zeigte sich die Gräfin Chorinsky nicht; dieß fiel nicht auf, weil die Familie Hartmann vermuthete, daß ihre Partei sich bei der fremden Dame befinde, und ihrer Nachhausekunft deßhalb kein besonderes Augenmerk geschenkt wurde, da die Gräfin Chorinsky ihren eigenen Hausschlüssel hatte. Als dieselbe jedoch auch am Samstag den 23. Nov. nicht zum Vorschein kam und Elise Hartmann, welche in Sorge um sie sich im Hotel „zu den vier Jahreszeiten" erkundigt hatte, wo sie wußte, daß die fremde Dame wohne, dort erfuhr, daß die fremde Dame schon Donnerstag den 21. Abends nach Wien abgereist war, erwachte in der Frau Hartmann der Verdacht, daß es hier nicht mit rechten Dingen zugegangen sei; sie wendete sich an die Polizei.

Bei dem Umstande, als die Thür des Zimmers der Gräfin Chorinsky von Außen versperrt war und der Schlüssel fehlte, drang man zuerst mittelst einer sonst nicht benützten Thür in die Wohnung ein und fand die Gräfin bereits als Leiche.

Die näheren Details dieser Situation, wie die Verunglückte gefunden wurde, werden Ihnen, meine Herren, im Laufe der Verhandlung klar werden. Selbstverständlich mußte bei dem Ungewöhnlichen und ganz Befremdenden dieses Todesfalles die Obduction der Leiche veranlaßt werden.

Aus der Obduction ergab sich der dringende Verdacht einer stattgehabten Vergiftung. Dieser Verdacht wurde durch die chemische Analyse der Leichentheile zur Gewißheit. Es werden Ihnen, meine Herren, die Ergebnisse der Obduction, das Resultat der chemischen Analyse vorgeführt werden, weßhalb ich mich für jetzt darauf beschränke, daß durch das Schlußgutachten der Gerichts-Aerzte constatirt ist:

a) Die Gräfin Mathilde Chorinsky sei bereits am Abende des 21. Nov. in Folge einer Vergiftung durch Blausäure, beziehungsweise an rascher Zersetzung des Blutes in Folge Vergiftung mit Blausäure gestorben, ohne Mitwirkung einer anderen Ursache, und es haben weder eigenthümliche Leibesbeschaffenheit, noch besondere Zustände der Verstorbenen, noch zufällig äußere Umstände etwas hiezu beigetragen.

b) Daß höchst wahrscheinlich die Vergiftung mit Cyankali erfolgt sei, weil:
   1. die Erscheinungen, als ausgedehnte Blutaustritte auf der Magenschleimhaut und Abgang aller freien Säuren, mit Ausnahme von Blausäure, im Magenfell, darauf hingewiesen hatten, und
   2. concentrirte Blausäure schwer einem Laien zugänglich ist, während Cyankali unschwer verschafft werden könne.

c) Blausäuregift theile sich nach dem Genusse sehr schnell dem Organismus mit und kann bei gehöriger Menge binnen wenigen Minuten tödten.

d) Es sei im vorliegenden Falle der Tod sehr schnell ohne besondere Schmerzenskundgebung erfolgt.

Die erste Aufgabe war nun, sich eine Ansicht darüber zu bilden, ob ein Selbstmord, ob ein Raub- oder Meuchelmord vorliege.

Sie werden, meine Herren, im Laufe der Verhandlung die Ueberzeugung gewinnen, daß die Annahme eines Selbstmordes ebenso ausgeschlossen werden mußte, als jene eines Raubmordes, letztere insbesondere deßhalb, weil nichts vom Werthe abging, erstere weil, abgesehen von den erst später bekannt gewordenen Daten über den Geistes- und Gemüthszustand der Unglücklichen, die äußeren Umstände, unter welchen die Leiche und ihre Umgebung aufgefunden wurde, auch nicht einen Moment den Gedanken aufkommen ließen, es habe die Verstorbene sich selbst getödtet, im Gegentheile mit zwingender Nothwendigkeit die Ueberzeugung sich aufdrängen mußte, eine fremde Hand habe frevelnd das Leben der Verunglückten vernichtet. Bei dem Entfallen eines Selbst- und Raubmordes konnte daher nur ein persönliches Privat-Interesse, welchem das Leben der Gräfin Chorinsky im Wege stand, im Spiele gewesen, es mußte ihr Tod durch einen Meuchelmord veranlaßt worden sein. Ausgehend von dieser Ueberzeugung, mußte der Mörder unter jenen Personen gesucht werden, zu welchen die Gräfin Chorinsky in nahen Beziehungen gestanden und mit welchen sie erwiesenermaßen unmittelbar vor ihrem Tode zuletzt verkehrt hatte. Die letztere Annahme führte zu dem dringenden Verdachte, daß die erwähnte fremde Dame aus Wien, in deren ausschließlicher Gesellschaft die Gräfin Chorinsky am Abende des 21. Nov. sich bis zu jenem Momente befunden, welcher als der ihres Todes constatirt ist, diesem Tode und seiner Veranlassung nicht fremd gewesen sei.

Wie Ihnen, meine Herren, in der Verhandlung nachgewiesen werden wird, war die erwähnte fragliche Dame als Baronin Marie Bay aus Wien am Morgen des 20. Nov. mit dem Wiener Zuge in München angekommen, im Hotel „zu den vier Jahreszeiten" abgestiegen, am Abende des 21. November gegen 7 Uhr unter sichtlicher Aufregung in das Hotel zurückgekehrt und mit allen Zeichen der Ueberstürzung wieder am selben Abende abgereist. Während nun dieser muthmaßlichen Thäterin nachgeforscht wurde, erschien Montag den 25. Nov. der Gatte der Ermordeten, Graf Gustav Chorinsky, in Gesellschaft seines gleichnamigen Vaters in München. Die Kunde des Todes seiner Frau war seinem Vater im polizeilichen Wege zugekommen. Die Münchener Sicherheits-Behörde hatte mittlerweile eruirt, daß vor ganz kurzer Zeit an die Polizei in München eine Anfrage nach der Wohnung der Gräfin Mathilde Chorinsky geschehen war und daß diese Erkundigung von

eben diesem Gatten ausgegangen sei. Graf Gustav Chorinsky fiel dem Münchener Polizei-Chef, welcher die Sache in die Hand genommen hatte, durch sein sonderbares Benehmen, durch mehrfache Widersprüche, in die er sich verwickelte, insbesondere aber dadurch auf, daß er, nicht achtend die Majestät des Todes, welche doch ganz gewiß danach angethan ist, auch den sich keiner Schuld Bewußten zu erschüttern, und dazu bewegen sollte, aus der Vergangenheit nicht die herben Momente, sondern die Erinnerung an die einst gewesene Zärtlichkeit auftreten zu lassen, einen leidenschaftlichen, tödtlichen Haß wider seine Gattin zur Schau trug und sich weigerte, die Leiche zu sehen.

Im Zusammenhalte mit der Ueberzeugung, daß der Mörder nur unter jenen Personen zu suchen sei, welche der Ermordeten nahegestanden; daß es doch höchst sonderbar sei, das sich Graf Chorinsky, der erst vor Kurzem, und zwar im polizeilichen Wege sich um die Wohnung seiner Gattin erkundigt hatte, weigere, die Leiche zu sehen, sah sich die Münchener Behörde veranlaßt, am 26. November mit der Verhaftung des Grafen Gustav Chorinsky vorzugehen. Und wie richtig die Combination, wie begründet diese Verhaftung war, dieß wird Ihnen, meine Herren, aus den Ergebnissen der Verhandlung klar werden. Ich greife denselben nur insoferne vor, als ich mir erlaube, den hohen Gerichtshof darauf aufmerksam zu machen, daß Graf Gustav Chorinsky im Besitze mehrerer Photographieen betroffen worden. Wie es die Verhandlung nachweisen wird, wurde von den competentesten Personen übereinstimmend und mit vollster Bestimmtheit in einigen dieser Photographieen das Bild jener Dame erkannt, von welcher oben als Baronin Marie Bay die Rede war, und auf welcher der dringende Verdacht der unmittelbaren Betheiligung am Morde ruhte. Graf Gustav Chorinsky bezeichnete diese Dame als die in Wien, Krugerstraße Nr. 13, wohnhafte Stiftsdame Julie von Ebergenyi und gab zu verstehen, daß er zu derselben in Beziehungen stehe. Der Aufenthalt in München unter fremdem Namen, constatirtes Verweilen bei der Gräfin Chorinsky bis zum Momente ihres Todes, die plötzliche Abreise, die Beziehungen derselben zum Grafen Chorinsky, die unschwer zu erkennen waren, da er ihr Bildniß in mehreren und verschiedenen Ausfertigungen bei sich trug — dieß Alles im Zusammenhalte mit den wider den Grafen Gustav Chorinsky vorliegenden subjectiven Momenten, mußte den Verdacht wider beide Personen als so vollkommen begründet erscheinen lassen, daß die Verhaftung der Julie v. Ebergenyi im Wege der Wiener Polizei veranlaßt wurde.

Am Abend des 26. November wurde Julie v. Ebergenyi, heiter und guter Dinge in Gesellschaft ihrer Schwester beim Thee sitzend, in ihrer Wohnung verhaftet. Die von Julie v. Ebergenyi bald nach ihrer Verhaftung, im Momente, wo es ihr noch nicht gelungen war, über eine den Umständen halbwegs entsprechende Vertheidigung mit sich einig zu sein, abgegebenen Erklärungen waren nicht danach angethan, den Untersuchungsrichter glauben zu machen, er sei auf falscher Fährte. Ich unterlasse es, jetzt schon näher auf die ersten Angaben der Julie v. Ebergenyi einzugehen, um Ihnen, meine Herren, die Möglichkeit zu geben, aus den Beweisen, welche Ihnen werden vorgeführt werden, ganz abgesehen von den Erklärungen und Angaben der Julie v. Ebergenyi, sich Ihre Ansicht und Ihre Ueberzeugung zu bilden. Die wider Julie v. Ebergenyi abgeführte Untersuchung hat so viele und so wichtige Anhaltspunkte und so gewichtige Indicien zu Tage gefördert und festgestellt, daß dieselbe von dem k. k. Landesgerichte wegen des Verbrechens des Meuchelmordes in den Anklagestand versetzt und auf heute die Schlußverhandlung wider sie anberaumt wurde.

Ich werde Ihnen, meine Herren, das gesammelte Beweismaterial nicht schon jetzt einzeln und im Detail anführen, da Sie in der Lage sind, das lebende Wort, die persönliche Anschauung auf sich einwirken zu lassen, und beschränke mich darauf, Ihnen jene Momente zu bezeichnen, auf welche ich meine Anklage zu stützen gedenke. Es wird Ihnen, meine Herren, erwiesen werden, daß zwischen Julie v. Ebergenyi und dem Grafen Gustav Chorinsky die innigsten, intimsten Beziehungen bestanden, dieselben sich bereits verlobt und ihre Vermählung auf eine ganz naheliegende Zeit festgesetzt hatten, ja daß Julie v. Ebergenyi sich in einzelnen äußeren Formen noch während des Lebens der Gräfin Mathilde Chorinsky als Gattin des Grafen Gustav Chorinsky gerirte. Der hohe Gerichtshof wird die Ueberzeugung gewinnen, daß der Erreichung des ebenerwähnten Zieles der Julie v. Ebergenyi, sich mit dem Grafen Chorinsky vermählen zu können, die Existenz der Gräfin Mathilde Chorinsky auch deßhalb im Wege stand, weil dieselbe ein Einkommen bezog, welches zum Theile die Mittel der Existenz des neuen gräflichen Paares gewähren sollte.

Sie, meine Herren, werden erfahren, daß dem mit Erfolg begleiteten Attentate Versuche vorausgingen, welchen schlechterdings keine andere Absicht als jene, die Gräfin Chorinsky aus dem Wege zu räumen, unterlegt werden kann. Ich bin in der Lage, dem hohen Gerichtshofe zu beweisen, daß Julie v. Ebergenyi sich ein Gift, welches der Gräfin Mathilde Chorinsky höchst wahrscheinlich zu ihrer Tödtung beigebracht wurde, nicht nur zu verschaffen gewußt, sondern auch noch am Tage ihrer Arretirung besessen, und sich auch noch andere Mittel zur Vollführung des Verbrechens, als falscher Päße, Empfehlungsschreiben u. dgl. bedient habe. Es wird erwiesen werden, daß Julie v. Ebergenyi nicht nur an dem Tage des Mordes sich zu München aufgehalten, sondern bis zu jenem Momente, in welchem der Mord erwiesenermaßen verübt wurde, allein und ausschließlich sich in Gesellschaft der Ermordeten befunden habe, daß sie weiter unmittelbar nach jenem Momente unter höchst verdächtigen Umständen ganz räthselhaft aus der Wohnung der Gräfin Chorinsky und unter den Zeichen der Bestürzung und Eile, welche ganz einer Flucht glichen, von München sich entfernt habe. Es wird bis zur vollkommensten Evidenz dargethan werden, daß nach dem Morde im Besitze der Julie v. Ebergenyi Gegenstände vorgefunden wurden, welche die Ermordete erwiesenermaßen besessen hat, nicht minder, daß Julie v. Ebergenyi Gegenstände, welche vom Verbrechen herrühren, theils vertilgt, theils verborgen hatte. Sie werden endlich, meine Herren, erfahren, daß Julie v. Ebergenyi eine Reihe falscher Verantwortungen vorgebracht habe, welche hinreichen würden, einem viel schwächeren Beweis-Materiale die Macht der Ueberzeugung zu verleihen.

Alle diese Umstände, welche ich Ihnen im Laufe der Verhandlung zu erweisen hoffe und von deren untrüglicher, unerschütterlicher Gewißheit ich überzeugt bin, haben die k. k. Staatsanwaltschaft und auf deren Antrag das löbliche k. k. Landesgericht bewogen, die Julie v. Ebergenyi für rechtlich beschuldigt zu erkennen, die Gräfin Mathilde Chorinsky in deren Wohnung zu München am Abende des 21. November 1866 mittelst Giftes ermordet, daher das Verbrechen des Meuchelmordes im Sinne der §§. 134 und 135 a. St. G. B. begangen zu haben.

Kraft meines Amtes erhebe ich daher wider Julie Ebergenyi v. Telekes die Anklage wegen des Verbrechens des Meuchelmordes und bitte um Eröffnung des Beweisverfahrens."

So weit die Anklageschrift.

(Fortsetzung folgt in einer besonderen Beilage, welche mit der 2. Beilage des Journals ausgegeben wird.)

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 25. April: Gastdarstellung der Frau Auguste Burggraf. Neu einstudirt: **Der Sonnwendhof.** Volksschauspiel in 5 Acten von Mosenthal. Monica: Frau Auguste Burggraf. (Abonnements-Vorstellung Nr. 146.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Ritz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Prozeß Ebergenyi.

(Fortsetzung.)

Nach beendigter Verlesung der Anklageacte bemerkt der Präsident :genüber der Angeklagten, daß das Gesetz wohl vorschreibe, daß man ehend zum Gerichtshofe spreche, daß mit Rücksicht auf die längere Dauer es Verhörs es ihr jedoch gestattet werde, wenn sie sich müde fühle, um einen ıessel zu ersuchen. (Bewegung im Saale.) Der Präsident droht, den Saal umen zu lassen, eine Drohung, die später mehrfach wiederholt wird.

Die Angeklagte ist sehr bewegt; man sieht an ihr die Zeichen der oßen Aufregung, die sie beherrscht. Die Blicke hält sie beinahe fortährend zu Boden gesenkt, und nur von Zeit zu Zeit schlägt sie die Augen ıf, um einen schnellen Blick auf Richter und Zuhörer zu werfen.

Präs.: Sie sind am 9. Februar 1842 in Szecenj geboren. Wie lange ıd Sie dort geblieben? — Angekl. antwortet sehr leise. — Präs.: ie haben angegeben, daß Sie, 3—4 Jahre alt, mit Ihrer Mutter nach est gezogen sind? — Angekl.: Ja. — Präs.: Dort kamen Sie in das :hröhofer'sche Institut und wurden daselbst erzogen bis zu Ihrem achten ahre. Sie sind dort geblieben, dann nach dem Tode Ihrer Mutter mit hrem Vater nach Szecsen gezogen? — Angekl.: Ja. — Präs.: Dort ıd Sie geblieben bis zum Jahre 1867, bis Sie in demselben Jahre Ihren ufenthalt in Wien nahmen? — Angekl.: Ja. — Präs.: Sind Sie it Zustimmung Ihrer Angehörigen von Szecsen weg und zogen Sie nach ien mit großer Ueberwindung? — Angekl.: Nein. — Präs.: Nicht? s war gegen den Willen Ihres Vaters und Ihrer Angehörigen? Wo haben ie Ihren Aufenthalt genommen? — Angekl.: Bei meiner Taufpathin. - Präs.: Wie lange waren Sie dort? — Angekl.: Zwei Monate. — räs.: Zwei Monate meinen Sie? Es kommt vor, daß Sie Einen Monat ort waren? — Angekl. (sehr leise): Möglich. — Präs.: Sie haen im zweiten Stock ein Zimmer gemiethet bei Clara Steinlechner. Jas hat Sie bestimmt, diesen Unterstand zu wählen? — Angekl.: Weil) mußte. — Präs.: Warum mußten Sie diese Wohnung nehmen? — ngekl.: Es wurde mir gekündigt.

Präs.: Und zwar, wie diese Frau behauptet, aus dem Grunde, weil ie häufige Besuche von Männern zu jeder Stunde empfingen, was r unangenehm war, weil es ihren Ruf bedrohen konnte. — Angekl.: as ist eine Verleumdung. — Präs.: Wohin sind Sie von dort gezogen? - Angekl.: Himmelpfortgasse zur Frau v. Humburg. — Präs.: Wie nge sind Sie dort geblieben? — Angekl.: Beiläufig bis 3. August. — räs.: Am 3. August erscheinen Sie in einer anderen Wohnung, welche ar diese? — Angekl.: Krugerstraße Nr. 13. — Präs.: Diese Wohng hatten Sie bis jetzt inne? — Präs.: Seit wann sind Sie Ehrenstiftsdame? — Angekl. (spricht sehr leise unter Zeichen stets steigender ufregung): Seit 6. Juli 1867.

Präs.: Von diesem Datum ist die a. h. Entschließung; am 19. Juli urde die Taxe von 60 Ducaten erlegt und Ihnen die Ordensabzeichen eelgt. Sie haben gehört, welche Anklage gegen Sie erhoben wird. Wollen ie sich im Allgemeinen darüber aussprechen. Erzählen Sie den Hergang, r Sie auf die Anklagebank brachte. — Angekl. schweigt. — Präs.: assen Sie Muth. — (Pause.) — Angekl. (leise sich mit der Hand die tirne bedeckend): Ich bin nicht die Thäterin [in dem Berichte eines anren Wiener Blattes findet sich die Variante: „ich bin nicht die Tödterin]. - Präs.: Seit wann kennen Sie den Grafen Chorinsky? — Angekl.: eit dem 6. Mai 1867. — Präs.: Sie haben ihn zufällig in einer Gellschaft kennen gelernt. Hat er bald, nachdem Sie ihn kennen gelernt, Ihr aus besucht? — Angekl.: Schon am nächsten Tage.

Präs.: Wann wurden die Beziehungen inniger? — Angekl.: Ein aar Tage darauf. — Präs.: Wann haben Sie zuerst erfahren, daß er reits verheirathet ist? — Angekl. spricht so leise, daß sie nicht verstann werden kann und sucht vergebens nach Worten. — Präs.: Ich verche Sie nicht. — Angekl.: Gleich nach den ersten Tagen. — Präs.: lso gleich nach den ersten Tagen hat Ihnen Graf Chorinsky mitgetheilt, ß er verheirathet sei? Wann wurde Ihnen bekannt, daß das Verhältniß eine Ehe übergehen sollte? — Angekl.: Auch gleich in den ersten agen. — Präs.: Nachdem Sie schon wußten, daß Graf Chorinsky verirathet sei, was wurde Ihnen vorgebracht, wie das Hinderniß beseitigt erden sollte? — Angekl.: Eine gerichtliche Scheidung. — Präs.: Der raf Chorinsky ist katholisch, Sie sind es auch; eine gerichtliche Scheidung würde Sie nicht zu einer Ehe ermächtigt haben. — Angekl.: Wir beabsichtigten einen Religionswechsel. — Präs.: Wo sollte dieser stattfinden? Fand eine bestimmte Verabredung statt? — Angekl. spricht unverständlich. — Präs.: Ich bitte vernehmlicher zu sprechen. Dachten Sie, der Graf werde nach der Scheidung im Kriegsdienst verbleiben? — Angekl.: Wir dachten daran, daß er später den Kriegsdienst zu verlassen habe. — Präsident: Dem steht die Aussage Ihrer Schwester entgegen, die in einem Briefe an den Grafen Chorinsky ihre Protection anbietet und ihm in Aussicht stellt, sie werde in der Lage sein, ihm zu einem Avancement behülflich zu werden. Woher wollten Sie übrigens die Geldmittel nehmen, um sich zu etabliren? — Angekl.: Wir hofften auf solche. — Präs.: Nach einer Auskunft von Seite des Stuhlrichteramtes machten Sie Anspruch auf ein nach dem Tode des Vaters auszuzahlendes Capital von 20,000 fl.? — Angekl.: Ja.

Präs.: Das Capital war aber zu fünf Procent angelegt. — Angekl.: Durch die Zuvorkommenheit meines Bruders hoffte ich Geld zu erlangen, um mich ins Ausland zu begeben. — Präs.: Wurde das unter Ihnen besprochen? — Angekl.: Ich weiß es nicht genau. — Präs.: Es deuten Briefe und andere Dinge auf das Vorhaben hin, die Sache auf andere Weise zu lösen. — Angekl.: Ich habe mich blos auf die Güte meines Bruders verlassen. — Präs.: Wann sollte die Ehelichung überhaupt stattfinden? War ein Termin festgesetzt? — Angekl.: Es war kein Zeitraum festgesetzt.

Präs.: Nach den Erhebungen war allerdings ein Zeitraum festgesetzt, und zwar vor Kathrein, später wurde er auf Anfangs Fasching und zuletzt spätestens Anfangs Frühjahr verschoben. — Angekl.: Von dem weiß ich nichts. — Präs.: Sie haben Ihre Schwester im Juni 1867 hierherberufen und ihr mitgetheilt, Sie seien die Braut des Grafen Chorinsky, da seine Frau mit einem unheilbaren Leiden behaftet sei und Ihnen bald Platz machen werde. — Angekl. (welche, je weiter das Verhör gedeiht, immer verlegener wird und kaum Worte findet): Das war auf die Absicht der Scheidung hin. — Wegen der steigenden Unruhe im Zuhörerraume läßt der Präsident die Thüren schließen und den Zudrang absperren.

Präs.: Sie hatten aber gehört, die Frau Gräfin lebe noch und der Herr Graf Gustav Chorinsky sei verheirathet. — Angekl.: Ich habe später erfahren, sie sei todt. — Präs.: Ihrer Fräulein Schwester haben Sie mitgetheilt, der Graf Gustav Chorinsky sei gezwungen worden, die Ehe mit seiner Gemahlin einzugehen, und er habe sich darum fern von ihr gehalten. — Angekl.: Ich habe es von meinem Gustav erfahren. — Präs.: Ihr Bräutigam hat ja um Ihre Hand angehalten. — Angekl.: Er hat es gethan, weil ich mich mit ihm verabredet hatte, daß er mich damit vor meiner Familie vertheidige und dieselbe beruhige, daß ich die Braut eines Ehrenmannes bin. — Präs.: Sie sind schon im Juni mit ihm verlobt worden. — Angkl.: Das kann man keine Verlobung nennen, ich wollte nur, daß mein Bruder ihn kennen lernen soll.

Präs.: Ihr Herr Vater hat zum Bündnisse seinen väterlichen Segen gegeben, und Sie haben sich an Ihren Bruder gewendet am 15. und 19. September, die Mittel herbeizuschaffen, um die Heirath mit dem gehörigen Comfort begehen zu können. — Angekl.: Mein Gustav hat es so gewünscht, um die Sache dann nicht auf einmal überstürzen zu müssen. (Weint.)

Präs.: Fassen Sie Muth, lassen Sie sich Zeit. Wie ernst diese Absicht auf Ehe gemeint war, beweist schon, daß Sie im August 1867 den ältesten und innigsten Freund Ihres Hauses brieflich ersuchten, er möge sich schleunigst nach Wien begeben, um hier wegen des Abschlusses der Vermählung mit Ihnen Verabredung zu treffen. — Angekl: Es war dabei immer von einer Scheidung die Rede. — Präs.: Es wurde von einer Scheidung nichts erwähnt. Es wurde ihm nur Graf Chorinsky vorgestellt und erklärt, daß dieser Sie heirathen werde. — Angekl. (spricht leise und stotternd): Möglich — nein — ich weiß nicht.

Präs.: Frau Elise v. Purkmeister bestätigt ebenfalls, daß Graf Chorinsky ausdrücklich erklärte, er werde Sie in nächster Zukunft heirathen, daß er ihr als Bräutigam vorgestellt wurde; bestätigt, daß eine Verlobung stattgefunden hatte, noch zur Zeit, als Sie in der Himmelpfortgasse wohnten. — Angekl.: Was die Verlobung betrifft, so ist die Angabe unrichtig aufgefaßt; dies versteht sich von selbst; da eine Verlobung nur in Gegenwart der beiderseitigen Eltern stattfinden kann.

Präs.: Sie haben ihr im October ein Brautkleid gezeigt und bei dieser Gelegenheit erklärt, daß jetzt nächstens die Hochzeit stattfinden werde. — Angekl.: Ein Brautkleid war es keinesfalls, sondern nur ein Anzug (sehr bewegt), der zur Hochzeit verwendet werden sollte.

Präs.: Dies ist eben ein Brautkleid. Marie Ernst, Modistin, bestätigt die Angabe, daß Sie schon im September 1867 ein Spitzenkleid um 310 fl. gekauft haben, mit der Angabe, es sei für die Hochzeit bestimmt. — Angekl.: Das ist richtig, jedoch (unterdrückt das Weinen) nicht mit der Absicht, daß eine baldige Hochzeit sein solle, indem (die Angeklagte vermag nicht mehr weiter zu sprechen).

Präs.: Nehmen Sie Platz und sprechen Sie sitzend. — Angekl. setzt sich. — Präs.: Sie haben auch gegen Graf Wimpffen und Herrn Alexander Staudfels dieselbe Aeußerung gethan, und kurz vor Ihrer Verhaftung, am 26. November, mit Ihrer Schwester bedeutende Einkäufe gemacht und dabei erklärt, daß Sie in vier Wochen wiederkehren und dann heirathen werden. — Angekl.: Ich habe das möglichenfalls gesagt, aber es war ja dabei nicht die Zeit genau bestimmt, sondern nur im Allgemeinen angedeutet.

Präs.: Wie sehr Sie sich in diesen Gedanken hineingelebt, beweist, daß Sie selbst nach Ihrer Verhaftung unmittelbar aus dem Arrest auf Schleichwegen bestrebt waren, an Ihren Bruder Stephan einen Zettel des Inhalts gelangen zu lassen: Die Heirath mit Gustav wird sehr bald vor sich gehen. — Angekl.: Wir rechneten auf die gerichtliche Scheidung.

Präs.: Es wurde in Ihrem Besitze ein Brief des Grafen Chorinsky gefunden, der auch auf die sehr ernste und dringende Absicht hinweist, den Plan durchzuführen und die Ehe zu schließen. Im Anfange dieses Briefes an Ihre Schwester heißt es: „Gestatten Sie mir, mich als den künftigen Beschützer und Gemahl meiner angebeteten, himmlischen Julie zu nennen; ich habe ihr zu dem Geständnisse meiner rasenden Anbetung noch das gemacht, daß ein langdauernder Proceß, in den ich verwickelt bin, mich zwingt, noch zu warten.“ — Sie wußten, daß Graf Chorinsky verheirathet sei, Sie haben dies schon in den ersten Tagen erfahren — und hier wird nun von einem Processe als Hinderniß gesprochen. — Angekl.: Wir hofften auf die gerichtliche Scheidung.

Präs.: Es liegt ein Concept von der Hand des Grafen Chorinsky vor, welcher Sie schreiben läßt: „Mein Gustav ist durch und durch ein Ehrenmann, der nie mit jener Person lebte, an die er durch gefälschte Documente wie durch seine Ehe gebunden ist, welche die ganze Familie Gustav's haßt und verachtet, jene elende Person.“ Wer hat diesen Brief geschrieben? — Angekl.: Ich selbst, ich habe meinen Gustav als Ehrenmann gekannt.

Präs.: Sie haben den Brief selbst geschrieben? Wie kommt es, daß er die Züge des Grafen Chorinsky trägt? — Angekl. (kaum verständlich, spricht leise): Graf Chorinsky hat ihn abgeschrieben.

Präs.: Graf Chorinsky, über dieses Schreiben vernommen, behauptet, daß er dieses Concept selbst als solches verfaßt, und dahin weisen auch die Aufschreibungen darauf, damit Sie es abschreiben. — Angekl.: Nein, ich muß gestehen, mein Gustav ist sehr zerstreut. — Präs.: Ich werde später Gelegenheit haben, den Brief Ihnen vorzulegen. In einem Briefe an Sie ohne Datum kommt folgende Stelle vor: „Ich sehe dem Tage unserer Heirath mit Ungeduld entgegen; es ist unser beiderseitiger Wunsch, uns ganz anzugehören.“ — Angekl.: Ja, dieses Schreiben entsprang aus unserer wahren gegenseitigen Neigung.

Präs.: In einem Briefe des Grafen Gustav Chorinsky vom 2. August v. J. kommt eine Stelle vor: „Ich muß dich bald heirathen, wir müssen bald vor der Welt verheirathet sein.“ Es ist davon die Rede gewesen, daß Sie die Heirath ermöglichen sollen. Mehrere Briefe des Grafen enthalten immer den Wunsch, sich mit Ihnen zu verbinden. — Angekl.: Ein solcher Wunsch war sehr natürlich und bestand auch. — Präs.: Es liegt ein Schreiben des Grafen Gustav Chorinsky vom 4. August v. J. vor, in welchem es heißt: „Sobald ich dich geheirathet habe, wird Alles gut sein; nur verlobt möchte ich jetzt schon sein, Geld ist bald geschafft; ich kann nicht leben ohne dich, ich werde mich dem Vater erklären u. s. w.“ Wenn sich die Sache nach Ihrer Angabe verhalten würde, wenn Sie die Absicht hatten, auf legalem Wege dieses Ziel zu erreichen, wie kommt es, daß Sie bei der ersten Vernehmung alle diese Umstände geleugnet haben? Sie haben damals eine ganz außerordentliche Besonnenheit gezeigt. — Angekl.: Ich wollte Anfangs nur dem Grafen Chorinsky ein Freundschaftsverhältniß zugestehen; ich hatte keine weitere Absicht.

Präs.: Sie haben erklärt, nach einem Monat würden Sie geschieden sein, weil Sie nicht, wie er es verlangte, unter vier Mauern leben könnten. — Angekl.: Weil er eifersüchtig war.

Präs.: Diese Erklärungen sind an verschiedenen Stellen Ihres Verhöres eingestreut; wie kommt es nun, daß Sie heute anders als damals sprechen? — Angekl. schweigt.

Präs.: Sie sagten in der Untersuchung, Gustav spiele sich auf den Vorsichtigen hinaus; Sie sagten, Sie wollten nicht heirathen, weil seine Frau noch lebte? — Angekl. (kaum verständlich): Ich konnte mich damals nicht fassen.

Präs.: Sie sprachen noch viele unrichtige Umstände aus. Sie sagten, Sie hätten die Gräfin nie gesehen, nie von ihr gehört; daß Sie nicht wußten, sie lebe in München; endlich gaben Sie zu, in München gewesen zu sein; was wollten Sie dort? — Angekl.: Ich wollte eine Versöhnung zwischen ihr und dem Grafen vermitteln.

Präs.: Mit Ihrer erklärten Liebe zum Grafen, mit den verächtlichen Aeußerungen desselben über die Gräfin Mathilde stehen solche Angaben im grellsten Widerspruche. — Angekl. (zitternd): Ich sage die Wahrheit. — Präs.: Sie haben die Briefe des Grafen von Ihrer Schwester zurückverlangt und wollten sie nachher nicht hergeben? — Angekl. Ich wollte mir das ganze Paket mit allen Briefen zum Andenken aufheben. — Präs.: Sie sagten weiter: „Ich fürchte, Gustav werde mir die Briefe wegnehmen, während ich abwesend sei?“ — Angekl.: Er drohte mir mit der Wegnahme. — Präs.: Sie sagten später sogar, daß Sie das Verhältniß mit ihm brechen wollten? Sie sind überhaupt sehr erbittert gegen ihn. Sie sagen, „er habe den Brief im Rausch geschrieben.“ — Angekl.: Das war der Fall. — Präs.: Anknüpfend an Ihre Hoffnung auf diese Ehe, richte ich an Sie die Frage, ob Sie nicht schon sogar ein Siegel auf seinen Namen geführt haben? — Angekl.: Nur mit seiner Einwilligung, da unsere Ehe nur aus aufrichtiger Liebe geschlossen werden sollte, und weil ich demnach das Recht dazu hatte.

Präs.: Hatten Sie nicht ein dringendes Motiv zur Hochzeit zu schreiten? Haben Sie nicht befürchtet, daß das intime Verhältniß auch Folgen haben könne? — Angekl.: Ja. — Präs.: Wann haben Sie diese Befürchtungen gehegt? — Angekl.: Im August. — Präs.: Am 28. August sind Sie beim Frauenarzt Dr. Schlesinger erschienen und haben ihn zu Rath gezogen, ob er meine, daß Sie guter Hoffnung seien. Sie haben sich dabei als Gräfin Chorinsky aufgeführt. Sie haben durch diesen Umstand gezeigt, daß Sie diesen Zustand nicht als Mädchen auf sich nehmen möchten. — Angekl.: Weil ich mich geniert habe. — Präs.: Sie haben auch eine Hebamme zu Rathe gezogen. Erinnern Sie sich an die Fragen, die Sie der Hebamme stellten? — Angekl.: Ob ich guter Hoffnung sei; sie sagte zuerst ja, dann wieder nein.

Präs.: Welches Ansinnen stellten Sie, als sie ja sagte. Haben Sie nicht Medicamente verlangt, um diesen Zustand aufzuheben? — Angekl.: Ich habe öfter Uebelkeiten gehabt, für diese verlangte ich Medicamente.

Präs.: Haben Sie Kenntniß davon gehabt, daß die Interessen der Caution des Grafen Chorinsky von dessen Gattin bezogen werden? — Angekl.: Ja, davon habe ich gewußt. — Präs.: Wann war die Rede davon? — Angekl.: Es war keine besondere Rede davon. — Präs.: Sie besaßen keine Geldmittel, waren sogar mit Rechnungen im Rückstande; wurde nicht erwähnt, daß das Erlangen des Geldes zum Behufe der Caution erwünscht wäre? — Angekl.: Ich hatte selbst etwas Vermögen, um die Caution zu erlegen. — Präs.: Ihr Vermögen war ja nicht frei. — Angekl.: Ich habe es ja beziehen können. — Präs.: Der Graf Gustav Chorinsky hat beim Polizeirathe Breitenfeld behauptet, er könnte besser leben, wenn er die Caution erheben könnte. — Angekl.: Das weiß ich nicht, zwischen uns wurde Derartiges nie besprochen. — Präs.: Als Graf Chorinsky in München verhaftet wurde, war immer die Rede davon. — Angekl.: Er hat sich vielleicht geäußert, daß er das Geld brauchen könnte.

Präs.: Haben Sie öfters Aeußerungen von dem Grafen Chorinsky über seine in München lebende Frau gehört? — Angekl.: Hie und da. — Präs.: Welcher Art waren diese? — Angekl.: Nicht als daß sie von Liebe gezeugt hätten und (sie weint). — Präs.: Fassen Sie sich. Sie zeugten nicht von besonderer Liebe. Nun, das ist noch immer erträglich, das sind noch keine Aeußerungen des heftigen Hasses. — Angekl.: Von Haß nur dann, wenn er in Heftigkeit war (wird von Weinen unterbrochen.)

Präs.: Es kommt vor, daß Graf Chorinsky sich bei jeder Gelegenheit mit einem leidenschaftlichen, fast erschreckenden Haß gegen seine Frau ausgedrückt hat. Ist das im Verkehr mit Ihnen vorgekommen? — Angekl.: schweigt, blickt zu Boden und sagt kaum vernehmbar: Nein.

Präs.: Es sind Briefe da von der Gräfin Mathilde Chorinsky an ihren Schwager, welche Briefe von den Händen Gustav Ch. mit Bemerkungen versehen wurden, mit Ausdrücken, von denen ich Anstand nehme, Sie hier zu wiederholen, Ausdrücke von empörendster Rohheit. Die Verstorbene hat ferner einer beglaubigtn Zeugin erzählt, ihr Gatte habe ihr nach dem Leben getrachtet und überhaupt einen tödtlichen Haß gegen sie gehabt. — Angekl.: Ich will nicht bestreiten, daß er sie gehaßt hat.

Präs.: Die Zeugin Malanotti versichert, daß ihr die verstorbene Gräfin oft erzählt habe, ihr Mann habe erklärt: „Eines von Beiden ist überflüssig“, womit er andeuten wollte, sie möge sich selbst das Leben nehmen. Auffallend ist nun, wenn Ihr Verhältniß mit dem Grafen so intim war, warum der Graf gleich bei seinem ersten Verhöre in München so ängstlich in Abrede stellte, irgend etwas von Ihrer Reise nach München zu wissen? —

Angekl.: Weil ich gegen den Willen meines Gustav nach München gereist bin.

Präs.: Er wußte aber, daß Sie in München waren. — Angekl.: Dann wußte er es wohl.

Präs.: In München beim Verhöre sagte der Graf Chorinsky, er kenne das Fräulein Ebergenyi, er achte und liebe sie. Sie sei am Dienstag nach Steinamanger gereist. — Angekl.: Mein Gustav weiß wohl, daß ich eine solche That nie begehen würde. Seine Aussage war Schonung gegen mich.

Präs.: In einem Briefe, den Graf Chorinsky in München durch den Untersuchungsrichter an Sie richtete, that er sehr fremd gegen Sie, schrieb „Sie", während er sonst Du gebrauchte, und schreibt: „hätte ich Ihnen nur früher gesagt, daß ich gebunden bin, jetzt müssen Sie es erst durch die Zeitung erfahren." Der Brief war offenbar mehr für den Untersuchungsrichter als für Sie geschrieben, denn Sie wußten wohl schon früher, daß er verheirathet sei? — Angekl.: Ja.

Präs.: Kennen Sie Hrn. Theod. Rampacher? — Angekl.: Ja, mein Gustav hat mir ihn vorgestellt. — Präs.: Haben Sie Kenntniß davon, daß er ausersehen war zu besonderer Sendung? — Angekl.: Ja. — Präs.: Zu welcher? — Angekl.: Eine Schachtel zu — — Präs.: Davon werden wir erst später reden. Schon früher mußte von einer Sendung die Rede gewesen sein. In welcher Art wurde Ihnen Rampacher vorgestellt? — Angekl.: Als ein sehr verläßlicher Mann. — Präs.: Und auch wohl als ein verschwiegener? — Angekl.: Ja. — Präs.: Sie wurden ihm als Cousine vorgestellt? — Angekl.: Ja, er sollte mich begleiten auf einer Reise. — Präs.: Wohin? — Angekl.: Nach München. — Präs.: Schon damals? Angekl.: Nein, das ist eine Irrung. Es ist möglich, weil ich einige Male nach Pest gereist bin und mein Gustav mich nie allein fahren lassen wollte. — Präs.: Warum? — Angekl.: Aus Eifersucht.

Präs.: Graf Gustav Chorinsky wandte sich an Rampacher, daß er ihm einen kräftigen Deutschmeister vermittle, wobei er eine schlagende Handbewegung machte. — Angekl.: Mir ist etwas derartiges nicht bekannt.

Präs.: Es kommt ferner vor, daß Graf Chorinsky beim Eugen-Monument mit Rampacher und Dirkes zusammengekommen und daselbst eine Unterredung mit Ihnen gepflogen. — Angekl.: Sie sollten meine Reisebegleiter nach München sein. — Präs.: Sie sagten, daß Sie gegen den Willen des Grafen nach München gereist und nun soll er Ihnen zwei Reisebegleiter mitgegeben haben! — Angekl. (verwirrt): Es war — aus Eifersucht.

Präs.: Graf Chorinsky schreibt Ihnen in einem Briefe: „Rampacher und Dirkes sagten auch Alles, was Du mir sagtest und ich erhielt das Versprechen, daß Sie stets bereit sein werden." Graf Chorinsky war also bloß der Dolmetsch Ihrer Wünsche. Welcher Art waren Ihre Wünsche? — Angekl.: Daß sie mich nach München begleiten.

Präs.: Ich muß Ihnen nochmals vorhalten, daß Sie sagten, Sie seien gegen den Wunsch des Grafen Chorinsky nach München gereist. — Angekl.: Weil mein Gustav anfangs dagegen war, später aber hat er zugestimmt.

Präs.: Graf Chorinsky schreibt Ihnen nach München, wenn es Ihnen nicht gelinge, müßten doch Rampacher und Dirkes daran. Welchen Sinn haben diese Worte? — Angekl.: Damit ist die Versöhnung zwischen der Gräfin Chorinsky und Gustav gemeint.

Präs.: Sie sollten eine Versöhnung zwischen dem Grafen und der Gräfin bewerkstelligen? — Angekl.: Eine Versöhnung, daß sie in eine Scheidung einwillige.

Die Angeklagte gibt ihre Antworten unter schwerem Athmen ab. Das Geräusch des Publicums ist fortwährend so groß, daß man die Angeklagte nur schwer verstehen kann, und der Präsident wiederholt zur Ruhe mahnt.

Präs.: Rampacher selbst meint, daß der Graf ihn dazu bewegen wollte, die Gräfin wegzuräumen. — Angekl.: Das ist nicht möglich.

Präs.: Welcher Art war die Bitte, welche Sie an den Baron Lopresti gestellt. — Angekl.: Daß er uns einen Todtenzettel der Gräfin verschaffte, weil ich hörte, daß die Gräfin gestorben und ich das Gerücht glaubte.

Präs.: Von wem haben Sie dieses erfahren? — Angekl.: Von dem Horvath. — Präs.: Sie behaupten, daß Sie die Nachricht von dem Grafen Horvath gehört, während alle anderen Personen behaupten, daß sie von Ihnen gehört, daß die Gräfin gestorben. — Angekl.: Ich sagte es, weil ich es von dem Horvath gehört.

Präs.: Warum haben Sie sich nicht direct um den Todtenschein beworben? Wozu brauchen Sie hiezu die Hülfe des Lopresti? — Angekl.: Weil ich ihm die Vertrauenswürdigkeit und den Verstand hiezu beimaß.

Präs.: Wozu braucht es Vertrauenswürdigkeit und Verstandes, um den Todtenschein eines Verstorbenen zu erhalten? — Angekl.: Weil ich nicht sicher wußte, ob sie todt ist.

Präs.: Sie haben auch zu Lopresti gesagt, daß die Gräfin Chorinsky auch die Zinsen von der Caution beziehe; es scheint also, daß auch die Caution in den Kreis der Besprechung gezogen wurde. — Angekl.: Es war die Rede, ob sie noch lebt oder nicht; Herr Lopresti rieth mir, daß der Graf sie nach Preßburg auf eine Weile nehmen und dort seine Rechte als Mann so schonungslos gebrauchen sollte, daß sie selbst Alles daran setzen müßte, daß die Scheidung gelinge. — Präs.: Das sollte mit der angeblich schwer kranken Frau geschehen. — Angeklagte schweigt.

Präs.: Es ist bei Ihnen eine Annonce von Rattengift gefunden worden. Was hat es damit für ein Bewandtniß? — Angekl.: Ich habe dieses Gift — dieses Gift — sie keucht schwer, fährt mit der Hand über das Gesicht.

Präs.: Fassen Sie sich! Fassen Sie sich! Wollen Sie vielleicht Wasser? (Es wird Ihr Wasser gereicht; sie trinkt).

Präs.: Wie also kam diese Annonce zu Ihnen? — Angekl.: Ich wollte das Gift, um es in den Keller zu streuen.

Präs.: Sie haben das Gift bestellt? — Angekl.: Ja. — Präs.: Wozu? — Angekl.: Um es in den Keller zu streuen, weil dort Ratten sind, wo ich Holz erwartete.

Präs.: Haben Sie das Gift im eigenen Namen bestellt? — Angekl.: Nein, im Namen der Modistin Marie Ernst.

Präs.: Hatte sie Kenntniß davon? — Angekl.: Ja, aber sie vergaß darauf und das Packet ging wieder zurück.

(Brief der Ebergenyi unter falschem Namen.)

„Euer Wohlgeboren!

Da ich von Ratzen und Mäusen geplagt werde, so war ich sehr erfreut, von Ihrer neuen flüssigen Giftcomposition zu lesen, und bitte Sie, mir den Preis entweder anzugeben, oder um 2 fl. österr. W. gegen Postnachnahme unter meiner Adresse zu senden. Baldige Antwort erwartend

ergebenst

Marie Ernst, Marchande de Modes,

Wien, Rauhensteingasse Nr. 3, 1. Stock.

Meine Sachen werden ruinirt von dem Ungeziefer."

Präs.: Warum schrieben Sie am Schlusse: „Meine Sachen werden ganz ruinirt", wenn es Ihnen nur um das Holz zu thun war? — Angekl.: Es sollte ja die Modistin dies schreiben.

Präs.: Warum haben Sie überhaupt auf diesem Umwege das Gift verlangt? — Angekl.: Weil ich wußte, daß die Modistin öfter das neue Gift bezieht.

Präs.: Als man Ihnen in der Untersuchung die Frage stellte, warum Sie dieses Gift bestellt, antworteten Sie sogleich: „Es war nicht meine Absicht, Gräfin Mathilde auf solche Weise zu ermorden." Sie müssen zugestehen, daß diese Antwort verdächtig klingt.

Angekl.: Ich hätte die Gräfin Chorinsky, selbst wenn sie mir im Wege gestanden wäre, nie ermordet.

Präs.: Ihre Hausleute erklären, daß im Keller keine Ratten seien. — Angekl.: Ich vermuthete, daß Ratten dort sind, weil in jedem Keller Ratten sind.

Präs.: Sie haben nun aber auch von dem Photographen Herrn Angerer Chemikalien, darunter Gift, verlangt und erhalten, indem Sie vorgaben, Sie brauchten dasselbe für Ihren Bruder zum Geschenk? — Angekl.: Ich wollte damit einem Photographen in meiner Heimath ein Gegengeschenk machen, weil er mich umsonst photographirte. — Präs.: Warum schrieben Sie eine Unwahrheit? — Angekl.: Weil ich Herrn Angerer nicht meine kleinen Schulden mittheilen wollte.

Dieser Brief lautet:

„Lieber Freund Camillo!

Ich sündige auf Ihre mir bekannte Freundlichkeit und stelle eine beinahe unbeschreibliche Bitte an Sie! Vorgestern erhielt ich von meinem Bruder einen Brief, der mir in Commission den Auftrag gibt, ihm zu seiner Photographie-Passion behülflich zu sein und alle dazu gehörenden Gegenstände in ganz kleinem Quantum zu schicken. Indem ich durch den günstigen Zufall Ihre mir sehr werthe Bekanntschaft gemacht, so wende ich mich mit dieser Bitte unumwunden an Sie, daß ich nicht genöthigt bin, die Gefälligkeit eines ganz Fremden in Anspruch zu nehmen, wodurch Sie mich sehr verbindlich machen möchten, wenn Sie mir in Proportion zu ein Viertelpfund Alles zusammenstellen könnten (zwar die Gegenstände alle extra) und es wo möglich bis Montag erhalten könnte. Seien Sie, lieber Freund Camillo, so freundlich, durch einige Worte mich zu benachrichtigen, ob ich auf diese Ihre Gefälligkeit rechnen kann? Bitte Sie inständig, Alles aufzubieten, daß ich Ihre Schuldnerin durch einige Tage wenigstens sein kann. Nun, lieber Freund Camillo, entschuldigen Sie meine gestellte Bitte, deuten Sie es nicht als Indiscretion aus, sondern als vollstes Vertrauen,

welches Sie mir einflößten. Mit der wiederholten Bitte, daß Sie Alles aufbieten mögen, meinen Wunsch zu erfüllen, Ihre Freundin Julie."

Präs.: Haben Sie die Chemikalien noch in dem Kistchen fortgeschickt? — Angekl.: Ja.

Präs.: In der Untersuchung haben Sie anfänglich ganz in Abrede gestellt, daß Sie die Chemikalien fortgeschickt. Später sagten Sie, daß Sie dieselben dem Photographen als Abtragung für eine Schuld gesendet haben. — Angekl.: Ich habe das nur gesagt, um dem Verdachte zu entgehen, weil ich bei dem Verhöre . . . (die Stimme stockt hier — der Präsident ermuthigt die Angeklagte, ihre Fassung zu bewahren). Angekl.: Weil ich bei dem Verhöre mit so vielen Fragen bestürmt worden bin.

Präs.: Der Photograph Knebel erklärt ausdrücklich, Sie seien ihm nichts schuldig gewesen und er habe nie eine Sendung von Ihnen erhalten. — Angekl.: Er wird sich nicht erinnert haben, vielleicht hat er es vergessen.

Präs.: In Ihrer Antwort im Verhöre sagten Sie: „Ich wollte die paar Gulden, die ich dem Knebel schuldete, durch die Chemikalien ersetzen. Gustav machte mir, als er die Kiste sah, eine Scene, weil er glaubte, ich wolle den Photographen auszeichnen; so nahm ich dann das Kistel auf einen Wagen, fuhr zur Aspernbrücke und warf es in die Donau." — Angekl.: Die Wahrheit ist, daß ich es fortgeschickt.

Präs.: Später haben Sie wieder gesagt, daß Sie die Kiste auf der Gasse einer Frau gegeben haben, die Sie nicht kannten. — Angekl.: Nur als Vorwand für Gustav.

Präs.: Ein anderesmal sagten Sie in der Untersuchung: Ich bin viel zu kokett, um wegen Gustav einen Mord zu begehen. — Angekl.: Ich meinte hier nicht gerade kokett.

Präs. (der Angeklagten eine kleine Schachtel vorhaltend): Kennen Sie diese Schachtel?

Angekl.: Ja, wir wollten mit der Sendung in dieser Schachtel die Gräfin Mathilde auf die Probe stellen, ob sie von einem Fremden etwas annehme. Die betreffende Dame sollte nicht erfahren, von wem die Sendung komme. Ich habe die Schachtel übernommen, mit dem Versprechen, mich anheischig zu machen, sie einem verläßlichen Menschen zu übergeben. Tags darauf bin ich nach Pest gereist und Gustav hat sie dem Rampacher übergeben, überdieß ihn beauftragt, er solle Niemandem von seinem Auftrage sagen.

Präs. (der Angeklagten die Adresse vorhaltend): Haben Sie gewußt, wer diesen Namen da führt, Mathilde Ledske? — Angekl.: Ich habe es gewußt, und deßwegen weigerte ich mich.

Präs.: In der Schachtel lag ein Zettel und darauf die Worte: „Ein alter Bekannter, der zufällig Ihren Aufenthalt erfahren, schickt Ihnen mehrere Kleinigkeiten . . . und hofft Sie noch im Laufe dieses Monats zu sehen."

Ein anderer Zettel, der Schachtel beigelegt, der die Worte enthielt: „Rathen Sie meine Gnädige von Wem?" zeigt dieselbe verstellte Schrift, wie die Adresse. Rampacher hat aber ausgesagt: die Uebergabe der Schachtel erfolgte durch Grafen Chorinsky in Ihrer Gegenwart und von einem Zwiste zwischen Ihnen beiden, von einem Streite war dabei keine Spur. — Angekl.: Die Uebergabe geschah nicht in meiner Gegenwart. Es muß das eine Irrung vom Rampacher gewesen sein.

(Die Sitzung wird hier durch eine Pause unterbrochen.)

Nachmittagssitzung am 22. April.

Das Verhör Julie v. Ebergenyi's hat bis in die vorgerückte Nachmittagsstunde gedauert. Während dieser langen Vernehmung hat sie eine ganze Reihe schwerer Verdachtsgründe und aufgedeckter Widersprüche anerkennen müssen. Sie hat auch in der That kaum etwas Anderes versucht, als ihnen ein einfaches Leugnen entgegenzusetzen, und halb mit der Resignation der Verzweiflung darauf verzichtet, das Mächen von dem durch die Horvath an der Gräfin Chorinsky verübten Morde auch nur in etwas glaublich zu machen.

Der Präsident constatirt, daß die an die Baronin Ledske addressirte Schachtel candirten Obstes abgesendet wurde und daß Rampacher 30 fl. erhalten hatte blos zu dem Zwecke, um in Brünn die Schachtel an Baronin Ledske aufzugeben.

Es wird weiter constatirt, daß Gräfin Mathilde von diesem Obste nichts genossen hatte, und daß die beiden Dienstboten, welche dasselbe verzehrten, keine nachtheiligen Folgen empfanden. Es wird noch constatirt, daß die Schachtel unter dem erwähnten Namen aufgegeben und daß für diesen Zweck in Ungarn ein Siegel angefertigt wurde.

Präs.: Es ist durch eine Note des Brünner Postamtes die Geldsendung constatirt; als Aufgeber war eine Bay angegeben, das Siegel trug die Chiffre W. Was hat Sie bestimmt, dieses Siegel in Steinamanger machen zu lassen? Fiel es nicht auf, daß Sie sich ein Siegel anfertigen ließen? — Angekl.: Nein, da es sich um einen Scherz handelte. Ich hatte keine bösen Absichten.

Präs.: Die Schachtel ist an die Gräfin gelangt, dieß wird durch glaubwürdige Zeugen bestätigt. Wie kommt es, daß Sie selbst Bedenken aussprachen, was mit dieser Schachtel geschehen sei? Sie sagten in der Voruntersuchung: „Die Horvath muß etwas in diese Schachtel gegeben haben, sie ging zum Zuckerbäcker, und nachdem sie zurückkehrte, machte sie sich im Nebenzimmer mit der Schachtel zu schaffen. Sie sagte, sie habe es auf die Gräfin Mathilde abgesehen." — Angeklagte antwortet sehr bewegt: In der Untersuchung war ich von den vielen Fragen aufgeregt. — Präs.: Sie erwähnten der Schachtel und fügten bei, eine Baronin Bay habe diese gebracht und Sie gebeten, sie abzusenden, weil die Gräfin Mathilde auf die Probe gestellt werden solle, ob sie etwas annehme. Sie sagten weiter: „Ich bitte, Gustav nicht zu fragen, denn er kennt sich nicht aus." — Angekl.: Ich war bereits so aufgeregt, daß ich nicht wußte, was ich that.

Präs.: Gerade zur Zeit, als Sie diese Angaben machten, haben Sie aus dem Arreste einen Zettel an den Grafen richten wollen, mit Bezug auf die Schachtel. Sie gaben ihm darin eine genaue Instruction in Betreff dessen, was er mit der Schachtel zu thun habe. Sie vermutheten damals, der Graf sei hier im Arrest. — Angekl.: Es ist darauf kein so großes Gewicht zu legen.

Präs.: Sie haben in diesem Zettel angegeben, die Bay hätte schon im Juni gesagt, sie wolle eine Bekannte auf die Probe stellen. Sie sagten weiter, Sie wissen über den Inhalt der Schachtel gar nichts, während Sie in der Voruntersuchung das Gegentheil aussagten.

Angekl.: Ich habe mich über den furchtbaren Verdacht, der auf mir lastete, so gekränkt, daß ich mir in der Aufregung widersprach.

Präs.: Der Graf leugnet jede Kenntniß von der Schachtel und vom Zettel. Er sagt: „Ich habe dem Rampacher 30 fl. gegeben, damit er seine Frau besuchen kann, aber von der Schachtel weiß ich nichts."

Angekl.: Das ist mir nicht bekannt, ich weiß nur, daß er sich gesträubt hat, der Horvath diesen Gefallen zu thun, und erst auf meine Bitten einwilligte, daß Rampacher nach Brünn reisen solle.

Präs.: Graf Chorinsky bleibt immer bei der Behauptung, er wisse von der Schachtelsendung gar nichts.

Angekl.: Ich habe ihn ersucht, nichts über den Vorgang zu sagen.

Es wird constatirt, daß das Siegel, mit dem die Schachtel verschlossen war, bei Gustav Holland im August angefertigt und abgeliefert worden sei und falsche Namen enthalten habe.

Angeklagte beantwortet dieß damit, daß ihre Freundin Horvath einen Bekannten hatte, der die Gräfin Mathilde Chorinsky auf die Probe habe stellen wollen, ob sie etwas annehme oder nicht, sie (die Angeklagte) habe sich nie mehr an dieser Sache betheiligt.

Alle weiteren Fragen über ihre und die Schritte des Grafen Chorinsky nach dem Tode der Gräfin, den sie von der Horvath erfahren zu haben angibt, beantwortet Angeklagte damit, daß sie nunmehr alle Hindernisse beseitigt glaubten und so schnell als möglich ihre Vereinigung bewerkstelligen wollten. Auf die Frage, warum Graf Chorinsky erst beim Commissär Breitenfeld, dann aber aus München in dringender Weise Nachricht über die Wohnung seiner Frau verlangte, da er eine solche doch leichter von seiner Familie habe erhalten können, die sich mit der Gräfin Mathilde in steter Correspondenz befunden habe, erwähnt Angeklagte Folgendes: „Die Familie des Grafen Gustav ist stets discret genug gewesen, über sein Verhältniß zur Gräfin Mathilde zu schweigen, es zu übergehen; Graf Gustav hat seinerseits daher nicht durch eine Anfrage über seine Frau dieses Verhältniß gegenseitigen Stillschweigens stören wollen, und darum hat er indirect eine Auskunft gefordert."

Präsident erwähnt, daß die Angeklagte insoferne in einen Widerspruch sich verwickelt habe, als sie einmal angab, die Adresse durch die Erkundigung des Grafen Chorinsky erfahren zu haben, und später, sie wäre erst in München zur Kenntniß der Adresse gelangt. Darauf bittet sie, auf ihre in der Voruntersuchung abgegebenen Erklärungen keinen Werth zu legen, da sie selbe unter dem Eindrucke der Verwirrtheit abgegeben, die durch die Schmach eines solchen Verdachtes und die damit verbundenen Aufregungen entstanden sei.

(Fortsetzung folgt in der Didaskalia Nr. 116.)

Druck und Verlag: Heller u. Rohm in Frankfurt a. M. — Für die Redaction verantw. J. G. Kuz.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 116. Sonntag, den 26. April 1868.

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

Es vergingen einige Tage, ohne daß der Baron Clotilde gegenüber die Geldangelegenheit wieder erwähnte. Er kam überhaupt, außer bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten, nicht mit ihr zusammen. Entweder streifte er mit der Flinte in dem nahe gelegenen Wald herum, der, städtisches Eigenthum, den Badegästen als Jagdrevier zur Verfügung gestellt war, oder verkehrte mit dem Vetter Missionär, dessen Einfluß auf den Baron sichtlich wuchs, so sehr Portheim auch zuweilen durch seine ironische Behandlung aller Dinge sich davon frei zu halten suchte.

Auch Johannes kam seit der Ankunft Portheims mit Clotilde viel weniger in Berührung. Die junge Frau lebte meist für sich, las oder ging spazieren. Die Richtung dieser Spaziergänge war fast immer dieselbe: nach jener Waldhöhe hinauf, von welcher aus der Rückweg unweit der Wohnung Victors vorbeiführte. Clotilde fühlte sich zu Hause unruhig, beängstigt. Erst wenn sie aus der Villa fort, nicht mehr in der Nähe Portheims und ihres Vetters und im Bereiche Victors war, fühlte sie sich viel ruhiger, sicherer. Trotzdem hatte sie Victor seit jenem Gewitterabend im Garten noch nicht wiedergesehen. Ein erklärliches weibliches Schamgefühl hielt sie zurück, eine Begegnung zu suchen, die unter allen Umständen für Beide eine peinliche sein mußte. Mit Clärchen war sie dagegen öfter zusammengetroffen. Frau Matthes, welche die Zuneigung der fremden Dame zu dem schönen, klugen Kinde bemerkte, schien es so einzurichten, daß sie bei ihren Spaziergängen mit der Kleinen der Baronin begegnete.

Das Kind hatte die junge Frau rasch liebgewonnen. In den kleinen Kinderseelen liegt ein Ahnungsvermögen, welches ihnen die Erfahrung der Erwachsenen ersetzt. Sie errathen, diese kleinen, unschuldigen Herzen, wer gut und liebevoll ist, sie ahnen die Unverdorbenheit des Herzens und ihre reine Kinderseele fühlt sich hingezogen zu dem ihm verwandten Gemüth, verwandt durch Güte, Liebe und Unschuld. Clärchen nannte Clotilde nur ihre Mama Clotilde. Bei allem Schmerzlichen, das diese Bezeichnung in der Seele der jungen Frau erzeugte, hatte diese Benennung für sie doch wieder etwas Süßes, Beseligendes.

Es war am vierten Tage nach der Ankunft ihres Mannes. Der Baron war auf die Jagd gegangen und Johannes, der fromme Johannes, hatte ihn begleitet. Ja, er hatte sogar eine Vogelflinte mitgenommen. Sein frommes Herz, das für die armen Heiden schlug, und seine weiche Hand, die für die Mission sammelte, gestatteten es ihm, auf die kleinen, armen Spatzen und Finken zu schießen, die draußen in Feld und Busch harmlos herumschwirrten. Gestern hatte er von seinem Jagdzug drei kleine erschossene Vögel mit nach Hause gebracht. Schlaff und blutig hingen die Köpfchen der kleinen Waldsänger hernieder und Clotilde hatte unwillkürlich ein leiser Schauder überflogen, als Portheim beim Abendessen scherzend die Sicherheit ihres Vetters in Handhabung des Gewehrs rühmte. Sie hatte dabei an die kleine, verlassene Brut der todten Vögel denken müssen, die vergebens ihre hungrigen, gelben Schnäbel aufgesperrt und auf ihre Alten gewartet hatten.

Ein Wort des Bedauerns, des Mitleids entschlüpfte ihr. Aber Johannes hatte ihr in seinem weichsten, salbungsvollen Tone versichert, daß dieß die Bestimmung der unvernünftigen Creatur sei.

„Hast Du das Wort der Schöpfungsgeschichte vergessen, liebe Clotilde", so schloß er, „die Worte, die da lauten: und herrschet über Fische im Meere und über Vögel unter dem Himmel und über alles Thier, das auf Erden kriechet?"

„Und damit willst Du wirklich diese zwecklose Grausamkeit beschönigen?" hatte Clotilde tief verletzt erwidert und war vom Tische aufgestanden, ohne die Antwort des frommen Vetters abzuwarten.

— — — —

Heute war Johannes also wieder mit Portheim hinaus in den Wald gegangen und Clotilde schlug ihren Lieblingsweg, nach jener Bergspitze ein, die im Volksmunde der Poetensitz hieß. Nach den Ueberlieferungen der Gegend sollte Schiller während seines Aufenthaltes in diesem Theil Thüringens an dieser Stelle die Idee zu seinem Gedicht „Der Spaziergang" gefaßt haben.

Es war ein schöner, ruhiger, sonniger Augustmorgen; der hochgewölbte blaue Himmel von kleinen, leichten, hellen Wolken, die wie eine zahllose weiße Lämmerheerde erschienen, übersäet.

Wiesen und Feldraine, die hier mit den wohlriechenden Kräutern: Lavendel, Thymian und Melisse bedeckt sind, strömten einen ungemein kräftigen, berauschenden Duft aus, der aber durch die leicht bewegte Luft gemildert wurde. Die Sonne warf ihr goldenes Lächeln über Wiese, Wald, Berg und Fluß.

Ach, das war ein Tag, an dem man sich freuen konnte, ein Bewohner dieser Erde zu sein!

Das empfand auch in vollem Maße die kleine, liebliche Kinderseele Clärchens. Clotilde hatte kaum auf dem Ruheplatz des Poetensitzes sich niedergelassen; als die Kleine unten von dem Spielplatz hinter dem Hause heraufgesprungen kam, das Gesichtchen geröthet, die blonden Haare flatternd, die Arme ausgebreitet, die alte Frau Mathes weit hinter sich lassend.

„Mich freuts, mich freuts", rief sie und klatschte in die kleinen Hände, wie es mich freut, Mama Clotilde, da . ." und sie warf ihr einen Strauß Feldblumen in den Schooß.

Clotilde hob die Kleine empor und küßte sie.

„Wie Du heiß bist", sagte sie, ihr die glühenden Wangen streichelnd, „und wie das kleine Herz schlägt vom raschen Laufen."

„Weil ich Dich sehen wollte", antwortete die Kleine, mit dem

Haar Clotildens spielend, in das sie eine Blume zu stecken suchte, „und weil ich eher bei Dir sein wollte, als Papa.

„Dein Papa?“ frug Clotilde and ließ das Kind erschrocken vom Schooß auf die Erde gleiten.

Das kleine Mädchen nickte.

„Ja, mein Papa“, wiederholte sie, „ich habe ihm eben von meiner Mama Clotilde erzählt.“

„Ach ja, entschuldigen Sie mir, gnädige Frau“, sprach die Wärterin näher hinzutretend, „die Kleine hat Herrn Linden so viel von Ihnen erzählt und nicht geruht, bis er ihr versprochen, Sie hier aufzusuchen.“

„Weiß er denn meinen Namen?“

„Ihren Namen“, lächelte verlegen die ehrliche Thüringerin, „nun ja . . Mama Clotilde . . einen andern kenne ich ja doch auch nicht.“

Unterdessen hatte die junge Frau ihre Mantille umgelegt und sich zum Gehen bereit gemacht.

„Ach, Du willst gehen“, rief die Kleine betrübt, „ach, Mama Clotilde, das ist nicht schön . . wenn nun mein Papa kommt . . ach, da kommt er schon, da kommt er schon!“ rief sie, freudig in die Händchen klatschend, „nun bleibst Du da, nicht wahr?“

Linden stieg langsam den Bergpfad hinan.

Clotilde legte die Hand aufs Herz, das hörbar laut hämmerte. Sie wollte fliehen, aber ihre Kniee wankten; sie mußte sich auf die Rücklehne der Ruhebank stützen.

(Fortsetzung folgt.)

Prozeß Ebergenyi.

(Fortsetzung.)

Präs.: Haben Sie von der Adresse Ledske gar keinen Gebrauch gemacht? — **Angekl.**: Gar keinen. — **Präs.**: Eine Zeugen hat ausgesagt, Graf Chorinsky habe sich wegen eines Empfehlungsschreibens an die Baronin Ledske gewendet und Anfangs habe er auch ein Empfehlungsschreiben für eine Frau Berger verlangt. — **Angekl.**: Nachdem mein Gustav nicht allein handeln wollte, hat er sich an diese Frau gewendet. — **Präs.**: Auf dieses Empfehlungsschreiben ist keine Antwort gekommen: Graf Chorinsky war bei Fräulein Merlo und bemerkte, daß die Dame bereits geschrieben aber gar telegraphirt habe, die Baronin Ledske sei nicht wohl. — **Angekl.** Das Empfehlungsschreiben habe ich nicht abgegeben, aber in diesem Sinne habe ich dem Gustav geschrieben. — **Präs.**: In Mathildens Notizbuch findet man einen Brief von Agnes. — **Angekl.**: Durch mich nicht.

Präs.: Sie haben sich in den Besitz von bairischem Gelde gesetzt? — **Angekl.**: Weil ich mir vorgenommen habe, nach München zu reisen. — **Präs.**: Wie viel haben Sie von Gustav erhalten? — **Angekl.**: 200 fl. — **Präs.**: Wessen Eigenthum war das? — **Angekl.**: Mein eigenes Geld. — **Präs.**: Wie viel haben Sie für sich behalten? — **Angekl.**: 150 Gulden.

Präs.: Sie haben vom Grafen Chorinsky 200 fl. zum Umwechseln bekommen und 150 fl. für sich behalten. Wo ist der Rest hingekommen? — **Angekl.**: Ich kann die Berechnung nicht mehr genau angeben.

Präs.: In Antwort 107 haben Sie gesagt, die Bay habe Ihnen 200 fl. geschickt. Diese Bay, welche Sie als eine sehr emancipirte Dame darstellen, wendete sich an Sie, um von Ihnen die Umwechslung zu erlangen. — **Angekl.**: Dieß hat nur so lange Geltung gehabt, insolange ich die Baronin Bay vorgeschützt habe.

Präs.: Sie haben in der Antwort Nr. 109 gesagt: „Von dem ganzen Gelde habe ich nur 40 fl. zurückbehalten, und diese 40 fl. sind uns gut zu statten gekommen, als wir den Rambacher nach München schickten, um über den Todesfall der Gräfin Chorinsky näheren Aufschluß zu erlangen.“ Später sagten Sie: „Einige Zeit vor meiner Reise gab mir Gustav 200 fl. bayerisches Geld“, haben aber nicht gesagt, daß ein Theil für Horvath gehöre. In einem Briefe an Gustav heißt es: „Ich habe es unterlassen, Dir kleines bayerisches Geld mitzugeben“, und darauf haben Sie geantwortet in der Antwort 108, diese Stelle im Briefe deute auf einige kleine bayerische Münzen, die Sie zum Vorweisen nach Szecsen mitnehmen wollten, um sie Einem, der Münzen sammle, zu geben, derselben Person, über welche Gustav schimpft. Auch das bayerische Geld haben Sie nun. Was für eine Bewandtniß hat es mit den Paßkarten? — **Angekl.**: Ich besaß zwei, eine für mich und eine für meine Begleiterin.

Präs.: Laut der Vormerkung im Januar wurden am 10. November 1867 Nr. 68 bei der Statthalterei zwei Paßkarten auf die Baronin Marie Bay, Himmelpfortgasse 19, und ihre Begleiterin erhoben; Himmelpfortgasse 19 wohnte aber Graf Esterhazy, und derselbe sagt aus, daß er niemals Paßkarten verlangt, wohl aber Graf Heinrich Chorinsky ihn ersucht habe, wenn er gefragt werde, ob er Paßkarten verlangt habe, dieß zu bejahen. — **Angekl.**: Ueber die Art, wie Graf Chorinsky die Paßkarten erhalten habe, kann ich keine Auskunft geben.

Präs.: Durch die Aussage des Grafen Chorinsky Vater steht fest, daß Graf Chorinsky, der Sohn, es war, welcher am 10. November im Namen der Bay zwei Paßkarten ausfertigen ließ. Was haben Sie mit diesen Karten gemacht? — **Angekl.**: Eine habe ich von meiner Reise mitgebracht, die andere hatte meine Begleiterin.

Präs.: In der Antwort Nr. 107 erklärten Sie: „Baronin Bay hatte mich ersucht, ihr Pässe zu verschaffen; ich wendete mich an Gustav und er verschaffte mir zwei Pässe, eigentlich Paßkarten — auf Bay und Horvath, für das Ausland, ich weiß nicht wohin, nicht durch wen. Diese habe ich auch der Bay gegeben.“ Sind diese Angaben richtig? — **Angekl.**: Sie sind alle unrichtig. — **Präs.**: Anfangs November wurde ein Stadtträger in die Krugerstraße in Ihre Wohnung gerufen und ihm aufgetragen, bei der Papierhandlung an der Ecke der Krugerstraße mit möglichster Beschleunigung einige Visitkarten machen zu lassen. Warum geschah dieß? — **Angekl.**: Weil ich die Reise vorhatte. — **Präs.**: Wie kommt es, daß Sie, als Sie vernommen wurden, in der Antwort 240 aussagten: „Nein, das sei eine unwahre Sache. Vielleicht daß diese angebliche Bay es gethan habe“? Auf welchen Namen ließen Sie die Visitkarten machen? — **Angekl.**: Auf den Namen Marie Berger, auf welchen das Empfehlungsschreiben gerichtet war, um mich der Gräfin Chorinsky als Marie Berger vorzustellen. — **Präs.**: Graf Chorinsky will nichts davon wissen, gibt aber die Möglichkeit zu, daß sie so angeschafft wurden. — **Angekl.**: Er hat ein schwaches Gedächtniß und hat es wahrscheinlich vergessen. — **Präs.**: Unter welchem Namen reisten Sie nach München? — **Angekl.**: Unter dem Namen Baronin Bay.

Präs.: Warum reisten Sie nicht unter Ihrem Namen? — **Angekl.**: Damit Gustav nichts erfahre von meiner Reise und weil eine Dame auch, insbesondere eine Stiftsdame, sich sehr auffällig macht, wenn sie allein reisen würde. — **Präs.**: Was war der eigentliche Zweck Ihrer Reise nach München? — **Angekl.**: Ich wollte meinen Gustav glücklich machen, ihn mit seiner Frau versöhnen. — **Präs.**: Sie behaupteten, Sie hätten Ihren Gustav für Ihr einziges Gut gehalten; Sie wären einer solchen Aufopferung fähig gewesen? Und was wäre denn der Zweck der Versöhnung gewesen? — **Angekl.**: Ich wollte nur sehen, ob es auch ihre (der Gräfin) Absicht sei, sich zu versöhnen. — **Präs.**: Wenn sie hiezu geneigt gewesen wäre, was wäre geschehen? — **Angekl.**: So hätte ich meine Liebe zu Gustav „verwirkt“ und hätte ein Opfer gebracht. — **Präs.**: Sie sind also in dieser Absicht nach München gereist, aber nebenbei noch in einer anderen? — **Angekl.** senkt die Blicke zu Boden und schweigt.

Präs.: Sie sind im Besitze der Visitenkarten, Pässe, des bayerischen Geldes, einer genauen Adresse der Gräfin. Was ist nun der eigentliche Grund Ihrer Reise nach München? — **Angekl.** (wiederholt mit schwacher Stimme): Um zu versuchen, ob nicht eine Versöhnung möglich wäre. — **Präs.**: Was bewog Sie, diese Versöhnung mit solchem Nachdrucke in Scene zu setzen? — **Angekl.**: Ich habe dieß für meine Pflicht erachtet, bevor ich eine gerichtliche Scheidung zugeben wollte, um nicht eine zu große Verantwortung auf mich zu nehmen. — **Präs.**: Sie, die in intimen Beziehungen zum Grafen standen? — **Angekl.**: Ich wollte sehen, ob es wirklich unmöglich sei, daß mein Gustav mit der Gräfin leben konnte. — **Präs.**: Sie hatten aber noch eine andere Absicht? — **Angekl.**: Ich hatte ein Rendezvous mit meiner Freundin, der Horvath, verabredet. — **Präs.**: Sind Sie mit der Horvath hingereist? — **Angekl.**: Die Horvath reiste früher ab.

Präs.: Sie haben hier über Ihre Reise ganz anders gesprochen. Sie sagten zur Elise Thurneyssen, Sie reisten nach Szecsen wegen Ihrer Ausstaffirung? — **Angekl.**: Ich habe zur Thurneyssen nur deßwegen gesagt, ich gehe nach Szecsen, um mich nicht bloßzustellen.

Präs.: Sie haben die verschiedensten Angaben über den Zweck der Reise gemacht. Zuerst sagten Sie: „Ich war nach Bayern dem Rufe einer Freundin gefolgt, um mir die Bahn anzuschauen und meine Zukunft zu gründen. Ich habe in dieser Beziehung gegen Gustav nicht aufrichtig gehandelt, weil ich nicht sagte, daß ich heirathen wolle. Ich konnte den Mann aus Discretion nicht nennen.“ Sie sagten ferner, Sie seien nach München gegangen, um die Frau Gustavs kennen zu lernen. Weil es nicht gegangen

wäre, die Frau unter Ihrem wahren Namen zu sehen, deßwegen sagte Gustav, er werde Ihnen ein Empfehlungsschreiben verschaffen. Was ist von allen diesen Angaben das Richtige? — Angekl.: Ich wollte die Gräfin kennen lernen.

Präs.: Bedienten Sie sich wirklich eines solchen Empfehlungsschreibens? — Angekl.: Ja. — Präs.: Auf welchen Namen? — Angekl.: Auf Marie Berger. — Präs.: Wer hat Ihnen dieses Empfehlungsschreiben besorgt? — Angekl.: Mein Gustav.

Präs.: Damit geben Sie als einzigen Grund Ihrer Reise wieder an, Sie wollten die Gräfin Mathilde kennen lernen.

Um 12 Uhr 20 Minuten war die Verhandlung bis zu diesem Punkte gediehen. Der Präsident erklärt, daß er sie nun für zehn Minuten unterbreche.

Julie v. Ebergenyi, welche ganz erschöpft ist, wird aus dem Saale geführt.

Um dreiviertel auf 1 Uhr wird die Angeklagte wieder in den Saal gebracht und die Verhandlung fortgesetzt.

Präs.: Erzählen Sie nun Ihre Reise nach München. Wann sind Sie nach München gereist? — Angekl.: Am 19. November. — Präs.: Um welche Zeit? — Angekl.: Um halb 4 Uhr mit der Westbahn. — Präs.: Wann kamen Sie in München an? — Angekl.: Früh gegen halb 7 Uhr. — Womit beschäftigten Sie sich dort nach Ihrer Ankunft? — Angekl.: Ich schrieb an meinen Gustav einen Brief und an meine Bekannten, dann ging ich ins Theater und besah mir die Stadt; Abends nahm ich nach dem Theater einen Thee und ging zu Bette.

Präs.: Haben Sie nicht früher einen Besuch unternommen? — Angekl.: Nein. — Präs.: Sind Sie am ersten Tage zur Gräfin Chorinsky gekommen? — Angekl.: Nein. — Präs.: Ich mache Sie aufmerksam, daß dieß nicht mit den Aussagen in der Voruntersuchung übereinstimmt. — Angekl.: Es kann sein, daß ich durch die vielen Fragen zu einer anderen Aussage vielleicht gedrängt wurde.

Präs.: Sie haben am Abende dieses Tages mit Herrn Umlauft das Theater besucht, einen Thee genommen, und was ist dann am Donnerstag den 21. November geschehen? — Angekl.: Gegen 11 Uhr Vormittags bin ich zur Gräfin Chorinsky gegangen. — Präs.: Was war der Grund dieses Besuches? — Angekl.: Ich ging ganz einfach hin, um ihr einen Besuch abzustatten, da ich doch früher erfahren hatte, daß sie schwer krank sei. — Präs.: Welchen Verlauf hat der Besuch gehabt? — Angekl.: Sie hat mich sehr liebenswürdig empfangen, und ich habe mich nicht gar lange bei ihr aufgehalten, bin nach Hause gegangen und habe die Horvath begegnet, dann habe ich dinirt, machte eine Promenade mit der Gräfin Mathilde und schied mit dem Wunsche, mir meinen Besuch baldigst zu erwidern.

Präs.: Was that inzwischen die Horvath, worüber verkehrten Sie mit ihr? — Angekl.: Horvath ging dann aus, einige Commissionen zu verrichten, und zwar ersuchte sie mich zuerst, zwei Fläschchen zu kaufen. — Präs.: Was für Fläschchen? — Angekl.: Um sie mit Wein anzufüllen, ohne zu bemerken, für was oder für wen dieselben gehören. Darauf ging ich in mein Gasthaus und erfüllte den Wunsch der Horvath.

Präs.: Wo haben Sie diese Fläschchen gekauft? — Angekl.: In einem Gewölbe — ich erinnere mich nicht mehr, wo — dann gaben wir uns ein Rendezvous bei einem Monumente, und dabei übergab ich ihr die gefüllten Fläschchen. — Präs.: Was war es für ein Wein, Sie müssen es doch wissen, da Sie ihn bestellt haben? — Angekl.: Ich kann mich nicht erinnern; ich verlangte bloß rothen und weißen Wein. Wir verweilten dann beisammen, bis der Kaffee eingenommen war, dann war ich bei der Gräfin zum Thee. — Präs.: Wer hat den Thee bereitet? — Angekl.: Die Gräfin Mathilde. — Präs.: Erzählen Sie weiter. — Angekl.: Das Wasser wurde hineingebracht, ich weiß nicht mehr genau, wer es brachte. (Pause, stockt. Allgemeine Spannung.) Die Gräfin hat mir eingeschenkt, hat sich neben mir niedergesetzt und sagte, sie wolle keinen Thee trinken, weil ihr im Theater sonst zu warm werden würde; sie erhob sich hierauf und nahm die Lampe mit der Absicht, sich zum Fortgehen herzurichten; alsdann stellte sie die Lampe auf den Kasten. Eben im Begriffe, eine Haube und einige Gegenstände, die sie mir zeigte, vom Kasten zu nehmen, sagte sie, es wäre doch die höchste Zeit, daß wir um den Wagen schicken würden, die Horvath komme wohl so nicht mehr. Auf Das hin habe ich mich angetragen, die Droschke bestellen zu lassen, was sie sehr freudig annahm. Ich ging hinaus, ersuchte die Hartmann, die Droschke zu holen. Nachdem ich zurückkam und eintrat, entschuldigte sich die Gräfin Mathilde (Pause). — Präs.: Nun? — Angekl.: Ich kann mich nicht so genau erinnern. In dem Augenblicke hat man geläutet, unterdessen hat sie aufgehört (sich weiter anzuziehen?), und da ist die Horvath gekommen, und zwar mit den Worten, ich möchte hinuntergehen, sie hätte mit der Gräfin Mathilde einige Worte zu sprechen, das würde nur einige Minuten dauern, ich solle warten, bis sie komme. Ich habe den Hut genommen, bin hinausgegangen, da haben sie mir Beide eine Kerze angezündet. — Präs. (einfallend): Beide? — Angekl. (fortfahrend): Eine von ihnen; ich weiß das nicht so genau. Die Horvath hat sie mir gegeben. — Präs.: Woher hat sie diese genommen? — Angekl.: Ich weiß es nicht. Darauf bin ich hinab und unten auf- und abgegangen; nach einigen Augenblicken kommt die Horvath, in demselben Moment auch die Droschke. Ich wollte wohl früher fortgehen, aber die Horvath hat es mir strengstens verboten, weil die Gräfin Mathilde der Schlag getroffen hat. Auf das hin habe ich mir vorgenommen, hinaufzugehen: die Horvath gab dieß aber nicht zu. Ich wollte also in Begleitung der Horvath fortgehen, da hat mir Letztere einige Gegenstände, die ich nicht angesehen habe, mit der Bitte übergeben, weil ihr Koffer zu klein sei, dieselben in Aufbewahrung zu nehmen, bis sie diese zu holen komme oder darum schreiben würde. Das habe ich gethan.

Präs.: Was waren das für Gegenstände? — Angekl.: Ich habe sie damals nicht angesehen. — Präs.: Waren es große oder kleine Gegenstände? — Angekl.: Es war, wie ich später gesehen habe, eine Theekanne; in München habe ich sie nicht gesehen, sie waren in Papier eingepackt. — Präs.: War das Paket versiegelt? — Angekl.: Nein. — Präs.: Und da haben Sie das Paket doch nicht aufgemacht? — Angekl.: Ich wollte es nicht aufmachen, und dann wollte ich auch schnell packen und Gustav, welcher der Gräfin am nächsten stand, benachrichtigen; ich habe also die Sachen aufbewahrt, bin zu Hause gekommen und, als ich ankam, den Gustav gleich benachrichtigt, daß die Gräfin Mathilde der Schlag getroffen, worüber Gustav sehr verzweifelt war. — Präs.: Warum denn, er, der so oft von seiner Frau mit wahrhaft erschreckendem Hasse gesprochen. — Angekl.: Er war über Das so desperat, daß ich gerade zu dieser Zeit, als die Gräfin der Schlag traf, wo auch die Schritte wegen der Scheidung geschehen waren, in München gewesen sei. Er meinte eben, daß da leicht ein Verdacht entstehen könnte.

Der Präsident nimmt bei dieser Gelegenheit Veranlassung, aus den in der Untersuchung gemachten Depositionen eine Reihe von Widersprüchen zu constatiren. Die Angeklagte sucht sich immer mit ihrer Verwirrung durchzuhelfen.

Präs.: Sie selbst geben zu, sich eilig von München entfernt zu haben; dieß bestätigt auch der Zeuge Herr Umlauf, der mit Ihnen auf den Bahnhof fuhr und Ihnen bis zu Ihrer Abreise Gesellschaft leistete. Sie haben dann selbst gesagt, daß Sie sich so schnell entfernt haben, weil Ihnen Gustav näher stehe, als Ihre Münchener Bekannten. Was haben Sie erfahren über die Art und Weise, wie sich die Ermordung der Gräfin Chorinsky zugetragen? Erzählen Sie. — Angekl.: Sie hat gesagt, daß sie es durch den Wein gethan habe (Weint).

Präs.: Wann haben Sie dieß erfahren? — Angekl.: Sie hat mir beim Herabkommen gesagt, daß sie der Schlag getroffen habe, wahrscheinlich um mich zu bewegen, die Gegenstände aufzunehmen. — Präs.: Hat sie nicht gesagt, mit welchem Wein? — Angekl.: Sie hat nichts erwähnt, wahrscheinlich mit dem rothen. — Präs.: Wie haben Sie den Wein gesehen, da er noch verhüllt war? — Angekl.: Weil ich ihn zu Hause aufmachte. — Präs.: War er nicht in dem Paket verhüllt? — Angekl.: Es waren einzelne Pakete, ein großes und ein kleines.

Präs.: Sie haben Ihre Anwesenheit auf dem Westbahnhofe zugegeben, aber geleugnet, daß dieß zum Behufe der Reise nach München geschehen sei. Sie sagten, die Bay habe gewünscht, Abschied zu nehmen vor ihrer Reise nach Paris. Gustav wisse das nicht. Ueber ihren Aufenthalt in München gaben Sie uns im Laufe der Untersuchung verschiedene Aufschlüsse. Sie sagten, daß sie entschlossen waren, mit der Horvath und der Gräfin das Theater zu besuchen. Warum wurden nur zwei und nicht drei Billette bestellt? — Angekl.: Ich wußte nicht, daß die Gräfin zu mir kommen werde.

Präs.: Der Lohndiener hat die Billette in die Wohnung der Gräfin Chorinsky gebracht. Sie haben die Billette in Empfang genommen und sagten, Sie blieben ohnehin noch bis Sonntag in München. Das Stubenmädchen im Hotel „Zu den vier Jahreszeiten“ sagte aus, daß Sie am zweiten Tage um 10 Uhr aufgestanden seien. Ihre Zerstreuung fiel ihr auf. Sie waren angekleidet, aber nicht gewaschen, während die Ringe im Zimmer umherlagen und Alles sich in Unordnung befand. Sie mußte Sie förmlich aus dem Träumen erwecken. — Angekl.: Ich war gerade aufgestanden. Es war natürlich, wenn ich bei Tag und Nacht mit der Eisenbahn reiste, daß eine Ermüdung eintreten mußte. Das kann bei jedem Menschen vorkommen. — Präs.: Nach 7 Uhr sind Sie aufgeregt zurückgekommen. Sie sagten selbst: „Ich habe mir die Lunge abgelaufen, habe ein Telegramm von meinem Manne bekommen 2c.“ — Angekl.: Daß ich erschöpft gewesen, ist wahr, aber auch ganz natürlich.

Präs.: Ein Kellner erzählte, Sie hätten ihm Auftrag auf Wein gegeben. Ein anderer Kellner hat diesen Wein und dazu vier Weingläser gebracht. Gegen 5 Uhr haben Sie ihn wieder empfangen, er hat Sie ganz allein getroffen. Neben dem Wein standen zwei Fläschchen, eines mit weißem, eines mit rothem Wein gefüllt (Präsident zeigt die Flaschen vor.) Diese waren ganz gefüllt. Sie haben ihn ersucht, dieselben zuzupfropfen (und er erkennt noch heute die von ihm gebrauchten Propfe); später kam er wieder in Ihr Zimmer, als Sie ganz erschöpft zurückgekehrt waren. Da glaubt er wahrgenommen zu haben, daß vom Fläschchen ein halber Zoll gefehlt habe. Wie viel hat davon gefehlt? — Angekl. gibt, nachdem ihr das Fläschchen hingehalten wird, an, wie viel ungefähr vom Wein gefehlt habe. — Präs.: Das wäre mehr als ein halber Zoll. War es bis zum Pfropfe gefüllt, bevor Sie es der Horvath gaben? — Angekl.: Ja, die Flaschen waren beide voll.

Präs.: Sie gaben an, daß Sie vermuthen, die Horvath habe mit dem Weine etwas gemacht? (Es wird das hierauf bezügliche Verhör aus der Untersuchung verlesen und constatirt, daß die Angeklagte damals angab, sie habe vermuthet, die Horvath habe mit dem Weine Böses angerichtet.) Hieran knüpft der Präsident die Frage: Was berechtigte Sie zu dieser Vermuthung? — Angekl.: Das auffällige Benehmen der Viki (Victoria Horvath).

Präs.: Sie sind bei der Zahlung Ihrer Rechnung sehr verstört gewesen, haben gefragt, ob Sie noch zurecht zum Wiener Zuge kommen, haben im Zimmer die Dienstleute beschenkt und unten wieder denselben Personen Trinkgeld gegeben. — Angekl.: Ich habe mir die Dienerschaft nicht so genau angesehen. — Präs.: Auch der Hausknecht Bauer sagt, Sie hätten ihm das Trinkgeld ins Gesicht gestreut? — Angekl.: Das wird wohl etwas übertrieben sein.

Präs.: Dem Hotelbesitzer war es auch auffallend, wie aufgeregt Sie waren; Sie haben sich auch ins Fremdenbuch eintragen lassen, unter welchem Namen? — Angekl.: Marie Bay. — Präs.: Sie haben, als Ihnen der Ausschnitt aus dem Fremdenbuche gezeigt wurde, gesagt, es ist eine Infamie von der Bay, daß sie meine Schrift nachgemacht hat. — Angekl.: Jedenfalls konnte ich diese gerechte Entrüstung äußern.

Präs.: Von München aus haben Sie an den Grafen Chorinsky zwei Briefe geschrieben, und zwar unter der Adresse des Theodor Rambacher und nicht unter der Adresse des Grafen selbst? — Angekl.: Das Alles sind Thatsachen, die mir nur deßhalb zugemuthet werden, um den Verdacht gegen mich zu bestärken; allein ich finde darin keinen auffallenden Moment.

Präs.: Was Ihre Zusammenkunft mit der Gräfin Chorinsky anbelangt, so sagt die Frau Hartmann, daß sie eine vornehme Dame bei sich gesehen, welche ihr erzählte, daß sie die Gräfin Chorinsky besuchen wolle, da sie gehört, daß selbe an der Auszehrung leide? — Angekl.: Das ist ein vollkommenes Mißverständniß; ich hätte ja keinen Grund zu leugnen.

Präs.: Die Hartmann erzählt ferner: Die Dame aus Wien kam um halb 7 Uhr Abends, ließ die Zimmerthür offen und wollte mich immer verhindern, ins Zimmer hineinblicken zu können. — Angekl.: Daß bei einem solchen Verdachte die Dinge übertrieben werden, läßt sich leicht denken. — Präs.: Die Droschke wurde von Frau Hartmann geholt, wie lange sind Sie vor dem Hausthore geblieben? — Angekl.: Ich kann das nicht genau angeben. — Präs.: Sie müssen demnach die Hartmann getroffen haben? — Angekl.: Ich bin zwei Häuser hinuntergegangen und habe Niemanden gesehen. — Präs.: Die Droschke war schon bei der Stiege, als die Hartmann kam? — Angekl.: Ich habe sie nicht gesehen. — Präs.: Die Frau Hartmann erklärt, daß am Mittwoch schon die fremde Dame aus Wien bei ihr war, erzählte, sie sei der Gräfin Chorinsky so gut empfohlen, sei auch in derselben Lage, und der Mann derselben habe ihr ihren Schmuck versetzt? — Angekl.: Was die Hartmann sagt, das kann ich nicht würdigen.

(Fortsetzung folgt in einer besonderen Beilage.)

Correspondenzen.

Worms, 16. April.

Das Programm der Enthüllungsfeier des Lutherdenkmals ist folgendermaßen festgestellt: 24. Juni (Vorfeier): Abends 5 Uhr Gottesdienst in der Dreifaltigkeitskirche, Abends 8 Uhr Choral vom Thurm dieser Kirche. 25. Juni (Hauptfesttag): 9 Uhr Festgottesdienst in der Marktkirche, 11½ Uhr Festzug von da nach dem Festplatz. Männerchor-Gesang mit Blasinstrumenten. Festrede. Enthüllung. Chorgesang (eine feste Burg ist unser Gott). Weihrede und Uebergabe des Denkmals an die Stadt Worms. Allgemeiner Gesang. 3 Uhr Bankett in der Festhalle. Abends Beleuchtung des Denkmals. 26. Juni: Festgottesdienst (bei günstiger Witterung auf dem Festplatz). Vertheilung einer Abbildung des Denkmals unter die Schuljugend. 4 Uhr Aufführung des Oratoriums „Paulus" in der Dreifaltigkeitskirche. Abends gesellige Vereinigung in der Festhalle. Der Ausschuß erwartet mit Recht, daß bei der feierlichen Enthüllung dieser hauptsächlich die deutsche Reformation verherrlichenden großartigen Kunstschöpfung der Charakter eines deutschen kirchlich-nationalen Festes in unverkennbarer und möglichst imposanter Weise hervortrete. Dieß werde aber nur dann der Fall sein, wenn außer den zahlreichen geistlichen und weltlichen Festbesuchern, welche voraussichtlich aus allen Theilen Deutschlands und wohl auch aus dem Auslande zu dieser Feier sich einfinden werden, namentlich auch die theologischen Facultäten Deutschlands und die am Denkmale selbst durch Standbilder oder Wappen verherrlichten Städte, ganz besonders aber die obersten Staats- und Kirchenbehörden aller deutschen Einzelstaaten, durch deren wohlwollende Verfügungen seiner Zeit die Sammlungen für dieses evangelische Werk gefördert wurden, mindestens durch je einen Repräsentanten vertreten sein werden. Ueber das Aeußere des Denkmals selbst ist in diesen Blättern bereits mehrmals eingehend berichtet worden. Sein Schöpfer Rietschel und seine nun selbst zu Meistern gewordenen Schüler A. Donndorf und G. Kietz haben damit ihren Namen bleibende Erinnerung gesichert. Außer ihnen sind noch als Mitwirkende an dem Werke zu nennen J. Schilling, L. Stahlmann und K. Wölfel.

Frankfurt, 22. April. Die Leser dieses Blattes erinnern sich, daß wir seiner Zeit über ein Preisausschreiben des Handschriftenkundigen Herrn A. Henze in Neuschönefeld bei Leipzig berichteten, welches einen Preis für Begründung einer deutschen Nationalhandschrift aussetzte. Es liegt uns jetzt ein Bericht über den Erfolg dieses Ausschreibens vor, aus dem hervorgeht, daß es Herrn Henze gelungen ist, für dieses nationale Werk durch die Vereinigung der besten Kräfte, die schönste, nach Form und Geist ausgezeichnetste Schrift zu erlangen, die sich ebenso durch ächten deutschen Charakter wie durch Schönheit, Glätte und Schreibfähigkeit auszeichne. Eingegangen waren im ganzen 754 Concurrenzalphabete. Um die als die preiswürdigste befundene Nationalschrift aber auch in Schule und Haus einzuführen, wird Herr Henze für Erwachsene jeden Alters und Berufes einen brieflichen Selbstunterricht im Schönschreiben herausgeben, bei welchem die Preisschrift zum ersten Mal zur Anwendung kommt. Das Nähere darüber finden unsere Leser unter den heutigen Anzeigen des Journals.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Hugo Kauffmann in Cronberg: Alter Taglöhner; vier kleine Jagdbilder und drei kleine Genrebilder. — Robert Heck in Stuttgart: Campo Vaccino in Rom. — Hoffmann in Frankfurt: Landschaft. — Carl Gugel in München: Das Duett. — J. C. Klimsch in Frankfurt: Allegorie. — Joseph Mayburger in Salzburg: Strand am Vierwaldstätter See. — C. Kuntz in München: Thierstück. — Carl Rottmann † in München: Golf von Biskaya.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 26. April: **Dinorah** oder: **Die Wallfahrt nach Ploërmel**, romantisch-komische Oper in 3 Acten, nach dem Französischen des M. Carré und J. Barbier von J. C. Grünbaum. Musik von G. Meyerbeer. (Abonnements-Vorstellung Nr. 147.)

Montag, den 27. April: Gastdarstellung der Frau Auguste Burggraf: **Die zärtlichen Verwandten**, Lustspiel in 3 Acten von R. Benedix. Irmgard: Frau Auguste Burggraf.
(Abonnements-Vorstellung Nr. 148.)

Dienstag, den 28. April: **Philippine Welser**, historisches Schauspiel in 5 Acten von Oskar Freiherrn von Redwitz. Franz Welser: Herr Moralt als Gast.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 149.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Prozeß Ebergenyi.

(Fortsetzung.)

Präsident: Die Gräfin Chorinsky hat ein Souper hergerichtet, man hat sie einen gläsernen Krug mit Wasser tragen gesehen. Sie waren demnach während der Zeit allein im Zimmer der Gräfin Chorinsky? — Angekl.: Das ist richtig, deßhalb kann aber doch kein Verdacht auf mir ruhen.

Präs.: Die Zeugin hat sie mit aller Bestimmtheit erkannt, und behauptet noch, Sie hätten da mit der Gräfin Chorinsky gesprochen. — Angekl.: Das war Donnerstag Früh, da hat mir die Gräfin ihre Verhältnisse erzählt. Dadurch kam ich zur Hoffnung, daß sie mir die Documente zur Scheidung herausgeben werde. — Präs.: Was sollten das für Documente sein? — Angekl.: Soweit verstehe ich die Sache nicht; aber ich glaube, die Zustimmung, daß sie sich von Gustav gerichtlich scheiden lassen will. — Präs.: Haben Sie mit der Gräfin über Photographien und über Rom gesprochen? — Angekl.: Ja. — Präs.: Ein Zeuge hörte, wie plötzlich die Thür zugeschlagen wurde und seitdem trat Stille ein. — Angekl.: Ich weiß von einem Thürzuschlagen gar nichts.

Präs.: Welchen Grund können Sie darüber angeben, daß Sie von Gustav so barsch empfangen wurden? — Angekl.: Er war fast verzweifelt, daß ich gerade zu dieser Zeit in München gewesen.

Präs.: Man hat im Nachttopf Thee gefunden. Man hat selbst im Glaskruge das Wasser so trübe gefunden, daß es nicht unwahrscheinlich scheint, daß dort Thee-Aguß hineingekommen ist. Daß die Theekanne aus der Wohnung entfernt wurde, deutet darauf hin, daß etwas mit derselben vorgenommen worden sei. — Angekl. gibt eine unverständliche Antwort.

Präs.: Sie sind Freitag Mittags hier angekommen, haben gleich an den Grafen geschickt, und Abends ist Theodor Rambacher zu Ihnen gekommen. Erinnern Sie sich dessen? — Angekl.: Gustav ist mir damals, wahrscheinlich in Folge seiner Aufregung, unfreundlicher begegnet, als ich es von ihm gewohnt war. Da habe ich ihm gesagt, weil ich die Horvath schonen wollte: Laß' mich in Ruh', ich hab's gethan.

Präs.: Aber warum haben Sie auch dem Gustav gegenüber dieß gethan? — Angekl: Weil ich, wenn ich Jemanden schonen will, dieß nicht der Oeffentlichkeit gegenüber, sondern auch gegen einzelne Personen thun will. — Präs. erzählt, daß alsdann Rambacher nochmals geholt und gefragt worden sei, ob er gleich nach München reisen könne. Wir wollen heirathen sagten damals Sie und der Graf, und wollen daher wissen, ob eine Person in München noch lebe oder nicht, die Baronin Ledsle heißt — Präs.: Weßhalb gerade zu jener Zeit? — Angekl.: Das wollte ich nur deßwegen, weil mein Gustav (die Angeklagte bedient sich immer dieses Ausdrucks und spricht überhaupt stets mit großer Liebe und Achtung vom Grafen Gustav Chorinsky) so verzweifelt darüber war, daß ich gerade zur Zeit des Todes der Gräfin in München war, und ich wollte ihn beruhigen. — Präs.: Darum handelte es sich wohl nicht, wir wollen heirathen, sagten Sie und der Graf Gustav. — Angekl.: Das hat der Gustav deßwegen gesagt, weil wir heirathen wollten, wenn die Gräfin Mathilde wirklich todt sei, wie die Horvath sagte. Ich wollte Gustav beruhigen, und zwischen uns war nie von im Wege sein und dergleichen die Rede, und darum war zwischen mir und meinem Gustav eine solche Achtung, weil er sich stets auf die edelste und charaktervollste Weise benommen hat. (Bewegung.)

Präs. constatirt nun eine Reihe von Widersprüchen hinsichtlich der Zeit, des Ortes und der Motive des zweiten Zusammentreffens des Grafen Gustav und der Angeklagten mit Rambacher, die von der Angeklagten theils mit der Aufregung, in der sie bei ihren Aussagen sich befunden, und theils damit, daß sie die Horvath schonen wollte, erklärt werden. Auf die Bemerkung, warum wohl Graf Chorinski gerade durch diesen Punct (Absendung des Rambacher nach München) bei seiner Vernehmung ganz außer Fassung gekommen sei und denselben auf das entschiedenste leugne, erwiderte die Angeklagte — die indessen sich ruhiger und gefaßter zeigt — daß dieser Umstand gerade die Discretion mit Rücksicht ihres Gustav beweise.

Präs.: Was hat Sie bewogen, die aus München gebrachten Gegenstände zu verpacken? — Angekl.: Weil die Horvath mich ersucht hat, die Gegenstände aufzubewahren. — Präs.: Was waren dieß für Gegenstände? — Angekl.: Es waren Briefe meines Gustav. Ich habe diese in ein Packet gebunden. — Präs.: In diesem Packete war auch ein Fläschchen enthalten mit 4 Loth Cyankali. Ist dieß das Fläschchen? Was war noch in diesem Packete? — Angekl.: Ich weiß es nicht.

Präs.: Es sind einzelne kleine unächte Schmuckgegenstände. Sehen Sie sie an, sind es dieselben (die Gegenstände der Angeklagten vorhaltend)? — Angekl.: Ich glaube. — Präs.: Die Zeugen constatiren, daß die Gräfin im Besitze dieser Gegenstände war, daß Sie sich damals noch in ihrer Wohnung befanden, daß Sie damals aus der Wohnung weggegangen sind, waren diese auch im Packete? — Angekl.: Ich weiß es gerade nicht; jedenfalls werden es dieselben sein; ich kann nicht wissen, wie sie hineingekommen sind.

Präs.: Was hat sich noch weiter darin befunden? — Angekl.: Ich habe es nicht angesehen. — Präs.: Ein Packet Briefe, alle von den Angehörigen der Gräfin Chorinsky, von der Schwiegermutter, dem Schwiegervater, der Schwägerin an die Gräfin Mathilde gerichtet. Diese Briefe sind auch damals aus dem Kasten der Gräfin Chorinsky weggekommen. Dann war noch ein anderes kleines Packet? — Angekl.: Meine Briefe. — Präs.: Was hat Sie bewogen, diese Briefe in dasselbe Packet einzubinden? — Angekl.: Weil mir mein Gustav schon einigemal gedroht, sie mir wegzunehmen, und ich dachte, wenn ich schon das Packet übergebe, so werde es gut sein, daß ich dieselben auch hineinbinde.

Präs.: Das Mädchen Elise Kubesch sagt aus, daß Sie am 24. November sie fragten, ob sie eine verläßliche Schwester habe, der sie das Päckchen geben könne, mit dem Auftrage, es genau und sorgfältig aufzubewahren und es Niemandem zu geben, bis sie nicht schicke. Das Päckchen war gesiegelt und sie behauptet, daß Sie erst dann die Theekanne hereingebracht haben, was Sie auch bestätigen, und sie mußte in der Tasche diese Gegenstände wegtragen, damit sie Niemand sehe. — Angekl. (verdutzt): Ja, aber ohne Nebenabsicht. — Präs.: Auch hier muß ich Ihnen Ihre Verantwortung entgegenhalten, Sie hätten diese Gegenstände zur Aufbewahrung gegeben, weil Sie nach Hause reisten. — Angekl.: Ich habe eine indiscrete Freundin, eine gewisse Thurneyssen, die Alles durchsuchte, wenn ich nicht da war, und deßhalb habe ich dies auch bei den übrigen Reisen so gehalten.

Präs.: Sie haben Samstag den Theekessel vom Stubenmädchen auswaschen lassen; wozu das, wenn ihn die Horvath wirklich erst in München gekauft hatte? — Angekl.: Eben deßwegen.

Präs.: Man hat die Wohnung der Gräfin versperrt gefunden; es ist constatirt, daß sie einen Wohnungsschlüssel besaß, dieser wurde nicht innerhalb des Zimmers gefunden, er wurde daher gewiß von Außen abgezogen. Was wissen Sie von diesem Schlüssel? — Angekl.: Ich weiß nichts Anderes davon, als daß mir über diese Thürsperre die Horvath keine Erwähnung gemacht, daß sie mir einen Schlüssel gegeben hat mit der Bedingung, ihn in die Donau zu werfen; erst durch meine Zellengenossin, Drechsler, habe ich davon erfahren. — Präs.: Es ist auffallend, daß die Horvath Ihnen nicht nur alle Gegenstände übergeben, sondern auch aufgetragen hat, den Schlüssel in die Donau zu werfen, die Isar war ja doch viel näher? — Angekl.: Warum sie es gethan, das kann ich nicht verantworten.

Präs.: Als man Ihnen die Schlüssel vorwies, sind Sie heftig erschrocken und erklärten, keinen zu erkennen. — Angekl.: Daß ich erschrocken bin, rührt daher, weil ich an Alles eher dachte, als an einen Mord. — Präs.: Das wäre kein Grund zum Erschrecken gewesen. — Angekl.: Für mich ja.

Präs.: Es ist auffallend, daß Sie früher vollkommen geschwiegen haben, plötzlich jedoch ohne Aufforderung angaben: „Ich habe zu erklären, daß mir die Horvath mit den übrigen Sachen auch einen Schlüssel übergeben hat, den ich in die Donau werfen soll.“ — Angekl.: Das ist mir nicht erinnerlich. — Präs.: Sie sagten, „als ich mit dem Gustav spazieren ging, habe ich den Schlüssel in die Donau geworfen“, und als man Sie fragte, ob Sie dem Gustav das mittheilten, sagten Sie wieder, „dem Gustav habe ich keinesfalls die Wahrheit gesagt“. — Angekl.: So bestätige ich jetzt die Wahrheit, daß ich ihm nichts davon mitgetheilt habe.

Präs.: Was hat es mit der Uhr, die Sie trugen, für eine Bewandtniß? — Angekl.: Gustav hat sie mir auf die Reise mitgegeben und am Wege ist der Bügel zufällig abgebrochen. Donnerstag habe ich sie der Horvath geliehen. — Präs.: Haben Sie ihr auch die Kette geliehen? — Angekl.: Die Uhr sammt der Kette. — Präs.: War die Uhr an der Kette? — Angekl.: Nein!

Präs.: Welchen Sinn hat nun die Kette gehabt? — Angekl.: Sie wurde als Zierde gebraucht, sie hält auf solche Dinge. — Präs.: Hat sie Ihnen die Kette zurückgegeben? — Angekl.: Jedenfalls. — Präs.: Man hat den Uhrbügel in Ihrem Portemonnaie gefunden, und als der Untersuchungsrichter Sie fragte, wieso der Bügel abgebrochen wurde, sagten Sie, die Horvath muß ihn abgebrochen haben, — Angekl.: Auf der Reise war

er halb und halb abgebrochen, ob sie ihn also gänzlich abgebrochen oder ich, weiß ich nicht genau.

Präs.: Es heißt in Ihrer Antwort in der Untersuchung: Ich will nicht abstreiten, daß das Abbrechen des Bügels in der Wohnung der Gräfin Chorinsky geschehen sei. — Angekl.: Mir ist gesagt worden, daß es dort geschehen. Ich kann es nicht mit vollkommener Bestimmtheit behaupten.

Präs.: Es liegt ein Siegelring vor. Das Datum „17. Juni 1860" ist eingravirt, es ist das Hochzeitsjahr des Grafen Chorinsky. Ist Ihnen darüber etwas bekannt? — Angekl. (den Ring besichtigend): Ich habe diesen Ring von der Horvath bekommen. — Präs.: Es entsteht demnach die Vermuthung, daß dieser Ring der Gräfin Chorinsky abgenommen wurde, nachdem sie mit dem Tode ausgerungen hatte. — Angekl.: Das soll die Horvath verantworten. — Präs.: Was ist denn von der Bay? — Angekl.: Es ist sehr vieles Wahres daran. — Präs.: Von der Bay, sagten Sie später, ist nichts wahr; ich habe sie nur zweimal gesehen, sie hat sich mir gegenüber als Baronin Bay ausgegeben.

Nachdem der Präsident zahlreiche Widersprüche constatirt, geht derselbe noch daran, festzustellen, daß die Angeklagte die Angaben, die sie über eine gewisse Bay gemacht, später widerrufen habe und geht die einzelnen Angaben über diese Baronin Bay durch. Bei mehreren Anfragen wälzt sie die Angaben über die Bay auf die Horvath über.

In seinem Verhöre über die Horvath constatirt Präsident, daß sowohl die zwei Dienstmädchen Marie Hampf und Marie Scholz, als die Zimmerfrau der Ebergenyi in der Krugerstraße, Frau v. Rumburg, nie eine Horvath gesehen oder von ihr gehört haben wollen, was die Angeklagte dahin erklärt, daß wahrscheinlich eine Verwechslung, ähnlich der, die Gustav irregeführt hatte, stattfand.

Präs. gibt bekannt, daß Graf Chorinsky aus seinem Gefängniß ein Schreiben an die Adresse der Angeklagten auf Schleichwegen gelangen lassen wollte, in welchem er sie aufforderte, zu sagen, daß die Horvath Alles gethan habe. Dieser Brief lautet:

Liebster Onkel Gusti! (Hollau, Onkel der Julie Ebergenyi.)

Ich beschwöre dich bei Allem, was dir heilig ist, wenn du mich je lieb hattest, wenn du je meine arme Julcsi gern hattest, die ich so namenlos liebe, lasse diese Zeilen auch die Agathe lesen, und sage ihr, was ich leide — ich hier gefangen, und noch dazu muß ich mein rasend geliebtes Julcserl in Wien so elend wissen; weßhalb? weil wir uns so liebten, weil uns ein Freund, der uns versprach, daß er uns die Papiere verschaffen werde und uns die Heirath ermöglichen wolle, ein Freund, den ihr auch kennt, sitzen ließ. Bei mir fand man die Photographien der armen Julcsi, bei ihr fand man meine Briefe, die Julcsi trotz meiner Bitten nicht verbrannte, sondern ihrem Stubenmädchen gab, welche Gans sie dann hergab. Julie gestand einmal, daß sie hier war, doch sie hatte kein Gift bei sich; ich weiß auch, sie hatte keines, sie wollte bloß die Papiere haben, und da gab ihr eine gewisse Horvath, die gewiß auch in München war, Opiumpulver, und diese Horvath hat vielleicht Alles gethan, denn Julcsi glaubte noch, sie lebe; deßhalb haben wir ja den Rambacher nach München geschickt; so soll Julcsi sagen, oder wenn es nicht möglich ist, ihr das beizubringen, so soll Agathe mit Edelsheim oder mit ihrem Vater zum Kaiser gehen, sie sollen meinen Vater auch bitten, ich schreibe ihm auch dasselbe, du sollst den alten Eb., Stephi, auch auffordern, daß ihr zum Kaiser geht, daß diese Sache, dieser Proceß vom Kaiser aufgehoben wird. Wenn nicht anders, so gehe ich mit ihr nach Amerika oder Australien, um bei ihr zu sein, ach so rasend haben wir uns lieb; sie soll sagen, daß die Horvath, die mit der Bay in München und Pest war, wahrscheinlich dies that.

Angekl., welche während der Verlesung des Briefes die Augen gesenkt und mit Thränen befeuchtet hatte, erwiderte darauf, sie könne über dies Schreiben des Grafen Chorinsky keine Auskunft geben, sie sei gewiß, daß ihr Gustav, den sie wirklich verehre und vergöttere, ihr eine solche That nicht zumuthen werde.

Es werden Actenstücke verlesen, die darthun, daß sich die Angeklagte um ein falsches Alibi beworben habe; es wird constatirt, daß wiederholte Versuche angestrengt wurden, die Behörden irrezuführen, daß die Schwester der Angeklagten, Agathe Ebergenyi, Anstalten machte, in die Wohnung der Verhafteten zu gelangen, weiter sich angestrengt hatte, durch verschiedene Personen, selbst mit Verleitung der Wache, der Julie die Anweisung zukommen zu lassen, sie möge die Affaire auf ein amerikanisches Duell zurückführen.

Aus diesen Actenstücken heben wir nachstehenden Brief der Schwester der Ebergenyi hervor. Derselbe lautet:

Hier schicke ich Dir die 200 fl., aber von den Meinen, weil, kennend den Stephi, daß er nicht gerne das Geld ziherlweise hergibt, ich ihn gar nicht darum ersuchte, und nachdem ich wußte, daß ich dieses Geld dieser Tage bekommen würde, weil ich damit meine Schuld abtragen wollte, so prolongire ich lieber meine Schuld, erweise dir dadurch eine Gefälligkeit und zahle dann später meine Schuld zurück, wenn du es mir zurück wirst geben können.) Soeben erhielt ich deinen Brief; ich zittere ganz, liebes Kind. Sinne etwas Anderes schnell aus, denn das kann unmöglich geschehen. Würde ich der Möglichkeit deiner gestellten Bitte nur mit Einem Worte erwähnen, es wäre um dich geschehen fürs Leben. Um Gotteswillen, baue nur nicht in dem an hier Unmöglichen — also sinne etwas Anderes aus. Es ist das bei mir gewiß nicht Ungefälligkeit — du kennst mich soweit — aber das ist einmal unmöglich. Ich kann nicht einmal veranlassen, das von dir angegebene Schicksal zu haben — das ist nämlich die letzte Bitte, die du an mich selbst, in deinem letzten Briefe — indeß ich diesem schon dasselbe Schicksal angedeihen ließ mehr kann ich unmöglich thun — schreibe mir um Gotteswillen schnell wieder — du wirst das, wie ich handle, zwar nicht gutheißen, ich kann dir aber nicht helfen — du beurtheilst nie die Menschen, wessen sie fähig sind und wessen nicht, und denkst in deiner Leidenschaft nie an so etwas, und die Menschen richten sich nie nach Einem, sondern das muß man selbst thun. Gott stehe euch und uns bei; ich küsse euch indessen. Sollte aber doch diese Gefahr unvermeidlich sein, solltest du dich schon auf hier berufen haben, so schreibe mir umgehend; ich will das zu thun versuchen, obgleich ich bestimmt weiß, daß es erstens umsonst sein wird, und dann ist's um deine Existenz hier geschehen. Also ich beschwöre dich, auf die Hiesigen berufe dich nie, verlasse dich nicht auf sie, es ist in dieser Hinsicht nutzlos — sage also lieber etwas Anderes aus. Wenn's nur um Gotteswillen nicht schon geschehen ist! Also nur etwas Anderes — Anderes — was ist es denn mit Louis?

Ferner den Inhalt eines Blattes, welches Samuel Kränzlein, Waarendiener, mit der Angabe, daß er dasselbe beim Revidiren der Wagen des am 26. Januar Morgens von Pest hier angelangten Personenzugs in einem Coupé zweiter Classe zwischen den Wagenpolstern gefunden habe, abgab, lautend: „Geben Sie alle Umstände so an, wie sie waren; nur behaupten Sie, daß der Tod der Gräfin durch ein auf Gift verabredetes Duell erfolgte, daß Sie durch Ziehen der Sacktuchspitzen, an deren einer ein Knopf war, das Loos entschieden, und daß die Gräfin den Knopf zog. Dieses Geständniß ist erst dann zu machen, wenn bei der Zusammentreffung in vierzehn Tagen bis drei Wochen Sie durch das Schnurrbartdrehen eines auf dem Gange oder auf der Stiege stehenden Herrn die Nachricht erhalten, daß Chorinsky ebenfalls derart verständigt wurde."

Angekl.: Davon weiß ich nichts, das ist aus den Zeitungen.

Der Präsident hält der Angeklagten vor, daß sie bemüht gewesen, sich unkenntlich zu machen, und so oft Confrontationen stattfinden sollten, Mandeln, die sie bei sich trug, brannte, um sich damit die Augenbrauen zu färben.

Präs.: Sie behaupten, es gebe eine Victoria Horvath, doch weder die Wiener Polizeibehörde, noch zwei Comitate waren im Stande, irgend etwas über diese angebliche Horvath zu erforschen. Wie sieht sie denn aus, beschreiben Sie mir sie. — Die Angeklagte beschreibt die Horvath als eine kleine starke Person. — Präs.: Graf Chorinsky, der Anfangs von einer Horvath gar nichts wissen wollte, erinnert sich endlich an dieselbe und beschreibt sie als eine große starke Person, wie stimmt das? — Angekl.: Mein Gustav wird sich geirrt und die Horvath mit einer Ritterstein verwechselt haben. — Präs.: Wie kommt das; anfangs stürzen Sie sich in so viele Verlegenheiten, um die Horvath zu schonen, plötzlich sind Sie wuthentbrannt über dieselbe, sagen, wenn ich nur frei wäre, die müßte ich bald haben u. s. w.? — Angekl.: Mein Gewissen ist rein, ich habe aus Schonung für meinen Gustav Alles gethan, um ihn nicht in Verlegenheiten zu bringen, weil er der Horvath einen Paß besorgt hatte. Gewiß, gewiß, ich würde mir Mühe geben, die Horvath, die mich in ein solches Unglück gestürzt hat, zu erforschen — Präs.: Sie berufen sich wohl darauf, daß die Horvath den Mord begangen hat, doch liegt ein von Ihnen im Beisein von Zeugen abgegebenes Verhör vor, in welchem Sie die That als durch Sie begangen selbst eingestehen. Sie sagten damals: „Ich habe so eben im Nebenzimmer mein Herz dadurch erleichtert, daß ich eingestand, von einem Photographen unbemerkt Cyankali genommen und solches der Gräfin Chorinsky unbemerkt in den Thee gethan zu haben, wobei wir auf unser gegenseitiges Wohl getrunken haben. Ich war allein bei der Gräfin, ich hatte sie früher schon gekannt, aber nur par renommé, persönlich nicht; ich bin zum ersten Male zu ihr gekommen, da ich draußen zufällig erfuhr, wo sie wohnt. Ich verbrachte den Mittwoch von 4—7 Uhr Nachmittags beim Goûter und beim Thee, ich habe mich ihr unter meinem eigenen Namen als Durchreisende vorgestellt und ihr den Besuch mit dem abgestattet, mich von ihrer Liebenswürdigkeit zu überzeugen, und auf Ehre, daß dies nicht so ist. Ich bin in dem Hotel „zu den vier Jahreszeiten" unter dem Namen Bay abgestiegen, habe mich im 2. Stock einlogirt und erst in München zufällig die Wohnung der Gräfin Chorinsky, in der Amalienstraße Nr. 11 und 12 im 4. Stock, erfahren. Den Namen der Frau, bei der sie wohnt, weiß ich nicht. Ich hatte ursprünglich die Absicht, mich 1—2

Tage in München aufzuhalten und dann nach Paris zu reisen. Ich habe mit der Gräfin selbst ausgemacht, mit ihr in ein Theater zu gehen; wir haben uns durch den Hausknecht eines Hotels Karten bringen lassen. Als ich fortging, lag die Gräfin bereits zwischen dem Canape und dem Tische auf dem Boden. Meines Wissens war die Quartierfrau zu Hause und die Tochter derselben hat ein Kleid fortgetragen. Ob das Gift gleich gewirkt hat, weiß ich nicht, die Gräfin ist wohl am Boden gelegen, ob sie aber bei meinem Fortgehen schon ganz todt war, weiß ich nicht. Ich sage es aufrichtig, ich war es nicht; aber schreiben Sie nur, daß ich es war, ich stürze mich in mein Unglück, es war Jemand von München, der die Idee gehabt hat, es zu thun; daß ich in München war, gestehe ich zu; aber gehen wir lieber ins Landgericht hinaus, ich gehe zu Grunde, denn ich kann die Person nicht nennen.

Julie Ebergenyi."

Angekl.: Ich habe, durch die Versprechungen der Herren von der Polizei verleitet, ein Geständniß abgelegt in der Ueberzeugung, daß es sich so aufklären muß, daß ich unschuldig bin, und weil mir die Herren gesagt haben, daß ich so meinem Gustav am besten helfe.

Präs.: Sie haben mit solcher Genauigkeit damals sogar die Stelle beschrieben, wo die Gräfin liegen blieb, was Sie später von der Horvath nicht mehr erzählen lassen konnten. — Angekl.: Das wußte ich Alles von der Horvath.

Präs.: Auch später einmal sagten Sie in der Untersuchung: „Ich habe dem Gustav gesagt, daß ich es selbst gethan, und daß sie schwer gestorben sei." — Angekl.: Meine Liebe zu ihm verleitete mich, ihn aus Eifersucht auf einen Irrthum zu bringen.

Präs.: Diese mag keine solche gewesen sein, die zur Eifersucht berechtigt. Graf Chorinsky stellt in Abrede, von Ihnen erfahren zu haben, daß die Gräfin todt sei, und auf wiederholte Vorhalte sagt er fest und steif, das sei unwahr. — Angekl.: Das thut mein Gustav aus Schonung für mich.

Präs.: Graf Chorinsky hat aus dem Arreste an seine zweite Geliebte, Marie Hattowitz, geschrieben und gebeten, sie möge ihm verzeihen, daß er dies gethan habe. — Angekl.: (in großer Aufregung): Ich glaube nicht, daß er mir dies angethan hat.

Präs.: Sie werden Gelegenheit haben, den Brief zu hören.

Der Präsident verliest der Reihe nach einen Theil der einschlägigen Briefe, welche Heiterkeit und Unwillen hervorrufen.

Präs.: In diesen Briefen ist davon die Rede, Sie mögen vorsichtig sein, die Pulver nicht verwechseln. Was sind das für Pulver? — Angekl.: Das sind Doverische Pulver. (Heiterkeit.)

Präs.: Was wäre da für eine Verwechslung zu befürchten? — Angekl.: stottert einige unzusammenhängende Worte.

Präs.: In einem der Briefe wird auch gesagt, Sie mögen nicht selbst dabei bleiben bei der That; was soll damit gemeint sein? — Angekl.: Das bezieht sich auf die Documente.

Der Präsident constatirt noch aus dem Verhörsprotocolle eine Reihe von Widersprüchen und nachdem es bereits 3/4 4 Uhr geworden war und das Verhör mit der Angeklagten beendet ist, vertagt er auf Antrag des Staatsanwaltes die Fortsetzung desselben auf morgen 9 Uhr Vormittags.

Die Correspondenz zwischen dem Grafen Chorinsky, der Angeklagten, dessen Vater und dem Juliens v. Ebergenyi wirft so characteristische Streiflichter auf die Personen, welche in dem vorliegenden Processe eine Rolle spielen, daß wir uns nicht versagen können, den größten Theil derselben nachstehend zu reproduciren:

Liebe Julie!

Dein durch G. mir überbrachtes herzliches Schreiben hat mich tief gerührt. Wenn ich darüber, daß du vor einiger Zeit unserem elterlichen Wunsche nicht Rechnung tragen wolltest, höchst betrübt war, so ist nun durch den reuevollen Inhalt deines wahrhaft kindlichen Briefes Alles bereits vergessen.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, die, liebe Julie, meine innige Freude über deine überaus glückliche Wahl auszudrücken. Wir Alle sind von den unschätzbaren Eigenschaften deines guten G. derart bezaubert, daß wir, wenn Gott diese Vereinigung wirklich zu Stande bringt, dir nur Glück wünschen können. Bei seiner Herzensgüte und seinem Character ist es gar nicht denkbar, daß seine Frau nicht das glücklichste Wesen hienieden sein sollte. Aber einem solchen Manne gegenüber wird es dann auch deine Sorge sein, liebe Julie, Alles zu thun, womit eine solche mit wahrhafter Verehrung gepaarte Liebe, wie er sie für dich hegt, würdig vergolten werden kann. In der Ueberzeugung, daß du dies schon aus deinem eigenen Gefühle für ihn beherzigen wirst, gebe ich euch meinen väterlichen Segen mit dem inbrünstigen Gebete zum Himmel, daß auch er den seinen über euch gnädigst ergehen lassen möge.

Was die Staffirung betrifft, so werden wir Alles thun, um daß von dieser Seite her eure Vereinigung nicht aufgeschoben werden müsse.

Indem ich nochmals Gottes Segen über euch erbitte, umarme ich dich aufs herzlichste und verbleibe dein dich liebender Vater

Szecsen, 18. September 1867. Victor Ebergenyi.

Hochgeborne, gnädige Frau!

Gestatten Sie mir, mich als den künftigten Beschützer und Gemahl meiner herzigsten, angebetetsten, himmlischen Julie vorzustellen; sie ist das Ideal aller meiner Träume und Wünsche und das vollkommenste Wesen, das ich je noch traf; in jeder Beziehung bin ich entzückt von ihr, von allen ihren edlen, herzlichen Eigenschaften, und wir harmoniren so innig, so fest, so auf vollkommen gegenseitiger Achtung basirt, daß uns keine Macht der Welt je trennen könnte.

Ich habe ihr vor dem Bekenntnisse meiner rasenden Neigung gestanden, daß ich in einen so unangenehmen, schon lange dauernden Proceß verwickelt bin, der doch nun endlich zu meinen Gunsten sich zu entscheiden anschickt; und eben nur aus diesem einzigen Grunde, weil jede Störung mir vielleicht sowohl pecuniären Nachtheil als Aufschub bringen könnte, war und bin ich noch leider gezwungen, aus der Sache ein Geheimniß zu machen, denn wer wäre glücklicher als ich, wenn ich meinen Engel, meine über Alles geliebte Julie, schon ganz mein nennen könnte; meine Familie, da gebe ich Ihnen mein Wort, wird, wenn mein Proceß beendet ist und ich es ihr erklärt haben werde, meine getroffene Wahl gewiß nur billigen und segnen, da ich kein edleres, schöneres, herzigeres Frauerl hätte finden können, die auch ihrer Geburt nach so ebenbürtig wäre.

Daher muß ich jetzt noch um gnädige Geduld und Geheimhaltung der ganzen Sache sowohl Sie, gnädigste Agathe, wie durch Sie Ihre so hochverehrte Familie bitten, da eine einzige Unvorsichtigkeit mir momentan noch schaden könnte. Ich ließe nie von meiner Julie, eher von meinem Leben, das schwöre ich Ihnen als Edelmann und Officier. (Concept ohne Unterschrift und Datum. Schriftzüge des Grafen Gustav Chorinsky.)

Ich will Dir nur sagen, daß mein Gustav durch und durch ein Ehrenmann ist, daß ich es positiv weiß, daß er nie mit der Person lebte, die ihn durch ein gefälschtes Document zwang, in einem Moment, wo er als tapfrer Soldat durch seine Ehre gebunden war, ihr seinen Namen zu geben, daß die ganze Familie Gustav's sie haßt und verachtet, daß es Gustav schon beinahe die Hälfte seines Vermögens kostete, er gerne Alles hergeben würde, um die Sache zu beschleunigen; die Sache ist von Cardinälen unterstützt und war schon und geht jetzt wieder zum Papst; es handelt sich noch um einige Documente, die dem armen Gustav gestohlen wurden, und das hält die Sache auf. Die Person darf ja gar nicht seinen Namen führen und ist einen Geschöpf, von dem Niemand redet, sie darf nicht einmal über die Gränze Oesterreichs.

Daß mein Gustav mich heirathen wird, das weiß und sehe ich; daß unsere Sache aber jetzt, wo der Proceß im Gange ist, wo Gustav und Vater schon seit Jahren kämpfen gegen die infamsten Betrügereien, wo sich Alles zu seinen Gunsten wendet, noch eine kurze Zeit geheimgehalten werden muß, wird jeder Vernünftige einsehen, um nicht noch mehr aufgehalten zu werden. Daß wir auf Advocat Sander Eb. dachten, war nur, um die Sache zu betreiben, und Du kannst überzeugt sein, daß Sander in diesem Falle, wo die elende Person meinen von Gustav unterschreibenen Schuldschein für ihren Vortheil fälschen ließ, gewiß nur dem Gustav hätte Recht sprechen müssen, wie es bisher Alle thaten, da er bloß ein Opfer seines ritterlichen Charakters war. Er ist so entschlossen, wenn es sich wider Vermuthen noch verzögern sollte, die Religion zu wechseln, zum Kaiser, selbst zum Papste zu gehen; es ist Alles so vorbereitet, daß ich überzeugt bin, binnen kurzer Zeit mein Ziel erreicht zu haben, aber ich bitte, zweifle nicht immer, denn es ist eine Sünde, an meinem Gustav zu zweifeln. (Concept ohne Unterschrift und Datum; scheinen ebenfalls Schriftzüge des Grafen Gustav Chorinsky zu sein.)

Mein namenslos theuerst geliebter Gustav? Mein Männerl und Alles auf dieser Welt! Freudig geweckt bei deinen lieben Zeilen, bis zu diesem Augenblicke habe ich so fest und stark geträumt .... dem Tage unserer Heirath siehst du auch nicht mit größerer Ungeduld entgegen als ich; wie du, mein Herz, gesehen, gab Hollau nur wenig Aussicht, das Uebrige folgt dann ..... Gott mit dir! und erfülle damit alle deine als meine gewiß heiligsten und einzigen Wünsche, bald gegenseitig anzugehören. ....

Deine ganz glückliche und wiederholt treueste Juli.

(Ohne Datum.)

Mein unvergleichlich und über Alles geliebter Gustav! Die gestrigen Zeilen kann ich nur auf diese Weise fortsetzen, mit den Worten der unbeschreiblich wahnsinnigen Liebe, die bei mir so überhand nimmt, daß ich mich kaum auskenne, noch ohne dich mehr leben könnte. . . . . .

Jetzt wird endlich bald die Zeit heranrücken, wo entschieden wird, ob ich mich mit ganzer Seele dem Vergnügen hingeben kann, die Folge unserer Glückseligkeit — Gott segne den Moment — ich wäre mit der größten Wollust beglückt! —

Die Aussichten bezüglich meiner Angelegenheiten sind so, daß er mir versprochen, bis zur gehörigen Zeit jedenfalls sein Möglichstes thun zu wollen. . . . . Von deiner treu dich liebenden Julie.

Wien, am 2. August 1867.

Mein mehr als abgöttisch angebetetes, schönstes, einziges Weiberl! Meine kleine, allerliebste, erhabenste Julesi! Du mein Abgott! Meine Gottheit! Mein Alles in Allem! . . . . . . Ich muß dich bald heirathen, du mußt mir Alles ermöglichen, wir müssen bald vor der Welt verehelicht sein; mein Glück kann ich nur in der Vereinigung, in der Ehe mit dir finden, ach! deine Versicherungen machen mich so namenlos selig. . . . . . . Ich schwöre es dir bei meiner Ehre, bei Gott und der heiligen Marie, als Edelmann und Offizier, ich muß und werde dich heirathen, um auch der Welt zu zeigen, wie abgöttisch ich dich liebe. — — — Gott hat dich mir als Schutzengel gesendet, mehr als selig macht mich dein Brief. mit Thränen danke ich dir kniefällig dafür, du bist so namenlos schön und reizend, ich schwöre dir bei Gott, daß ich mit der rasendsten Liebe für ewig nur bin dein dich mehr als abgöttisch anbetendes Mannerl, dein ewig treuester

Gustav.

Meine namenlos geliebte Julesi! Du mein Abgott! Mein Alles! Mein schönstes, einziges, liebstes Weiberl . . . . Nur ich muß heute beim Oberst bleiben; ich bin so verzweifelt, daß ich weinen und schluchzen möchte; aber warum kann ich jetzt nicht zu dir, mein schönstes Weibi; ich muß dich im Frühjahr heirathen, ich kann es ohne dich nicht länger aushalten; wir werden auch gewiß uns im Frühjahre heirathen, sonst sterbe ich. Gott muß uns helfen! Unter Thränen schwöre ich dir ewige Treue, dein dich anbetendes Mannerl Gustav.

Mein Engelsweiberl! Meine schönste Julesi, mein Abgott!

Ich weine vor Sehnsucht nach dir; nur mit mir lasse ich dich gerne ausgehen; ich muß dich bald heirathen, das schwöre ich dir, mein Abgott. Dein treuestes Mannerl Gustav.

14. August 1867.

Wien, am 29. August 1867.

Meine einzige göttlichste Julesi! Du mein Abgott u. s. f. . . . . Dann war ich bei Dr. Schlesinger, der am Kohlmarkt Nr. 18, 3. Stock, wohnt; ich mußte lange warten, doch ich bin recht zufrieden; ich sagte ihm Alles . . . . (folgt eine Stelle von cynisch rohem Charakter). Gott gebe Glück. Dein ꝛc. Gustav.

Wien, am 4. September 1867.

Meine über Alles angebetete Julesi! Mein Weiberl, mein Abgott u. s. w.! Ich schwöre dir, es ist nur Krankheit bei mir; wenn ich dich geheirathet habe, so wird Alles gut sein; nur verlobt möchte ich mit dir schon sein, gelt, das wird jetzt b a l d sein? Ich habe über unsere Sache noch so viel um halb 3 Uhr mit dir zu reden; wie wird mir denn die Zeit vergehen bis dahin? . . . Ich bitte dich auf Knieen, unter Thränen um ein paar glühende Worte. Dein treuester Gustav.

Wien, am 6. November 1867.

Mein einzig über Alles . . . Angebetete, vergötterte Julesi! . . . . . Ich habe den großen Fehler der Heftigkeit; ich will mich ja bessern; ich schwöre es dir, ich will es, so wahr ich dich heirathen will, so wahr ich ohne dich nicht leben kann . . . Ich werde gewiß wie ein Mann von Kraft Alles überwinden, denn ich kann nicht länger, ohne mit dir verheirathet zu sein, fortleben, ich habe auch fest vor, es meinem Vater dieser Tage zu sagen, noch bevor er beim Kaiser war. . . . Ach, so demüthig bitte ich dich, bei all der Seligkeit, die wir zusammen genossen, wo du noch gestern Abends so namenlos innig mein warst. Dein treuester Mann Gustav.

Mein theuerstes Weibi! Meine Julesi! u. s. w. Obwohl ich gleich nach 4 Uhr zu dir kommen werde, so muß ich dir doch schnell sagen, daß wir beide Pässe morgen bekommen werden, und Nagy mir sagte, Lopresti habe ihm gestern geschrieben, er komme in 5—6 Tagen, also von heute in 3—4 Tagen, her nach Wien. Nagy sagt, dann komme er gewiß zu uns. Mündlich mehr davon . . . Dein ewig, ewig treuestes Mannerl

Wien, am 10. November 1867. Gustav.

Mein einziges, herzlichstes, schönstes Weiberl! u. s. w. Ich schicke dir hier den Aufsatz für den Brief an Thallyan, den ich jedenfalls nochmals bei dir abschreiben will; ich bitte dich, ließ ihn durch und corrigire ihn . . . . Mache mich nur aufmerksam, was bei diesem Briefe an Thallyan dir vielleicht nicht ganz recht . . . . . ich möchte nur schon mit dir verheirathet sein; du wirst sehen, wie ich dich auf den Händen tragen, vergöttern und anbeten werde. Ich bin noch nicht wohl, Rambacher und Dierkes traf ich beim Eugen-Monument; du hast halt in Allem Recht; ich sagte dem Dierkes das, was du mir heute sagtest, und er gab mir die Adresse an und das Versprechen, stets gleich bereit zu sein. Dein ewig treuestes Mannerl, dein Gustav.

(Ohne Datum.)

Meine über Alles angebetete, vergötterte, einzig und namenlos treue, in alle Ewigkeit geliebte Julesi!

Du mein Abgott, meine Gottheit, mein schönstes, allerliebstes, mir auf ewig mit Leib und Seele angehörendes Weiberl. Ich bitte dich so innig aus meinem ganzen Herzen, das nur für dich allein schlägt, hab mich nur lieb, denn ich schwöre dir, so wahr uns jetzt Alles mit Gottes Hilfe gelingen soll, daß ich nur dich allein für ewig so abgöttisch, so leidenschaftlich, so glühend, so mit aller Treue liebe, ewig lieben werde; daß ich nur den Tag segnen werde, wo wir uns verloben und dann heirathen werden. Diese namenlose Wonne, dich vor der ganzen Welt zu zeigen, alle boshaften Neider zu Boden werfen zu können, allen Menschen es beweisen zu dürfen, wie abgöttisch ich dich liebe, wie du nur allein mein Abgott, mein abgöttisch angebetetes Weib bist: das wird der höchste Triumph, die namenloseste Freude meines Lebens sein. Ich versichere dich, daß ich auf dich das allerhöchste, namenloseste Vertrauen habe, daß du mir es aber auch schenken mußt, denn du weißt gar nicht, wie rasend ich dich liebe; ich muß noch heute Einiges mit dir besprechen; ich bitte dich, sei nur nie mehr böse auf mich, es thut mir stets so wehe; ich werde dir gewiß nichts mehr sagen, was dich je irritiren könnte, denn das ist mein höchster Schmerz, daß ich gewiß nie in böser Absicht dich manchmal irritiren kann; ich muß so weinen, denn ich lebe, athme, denke nur für dich allein, liebe dich so heilig, so rein, so treu, wie du es verdienst, wie du allein meine Religion, meine Gottheit, mein so namenlos angebetetes Ideal bist.

Ich werde dir noch heute einige Hotels in M. aufschreiben, wir werden Beide beten, daß uns Alles glückt, und nicht nachlassen; wir müssen uns jetzt heirathen, denn ich könnte so nicht fortleben; ich bitte dich, glaube und vertraue fest auf mein heiligstes Offiziers- und Cavaliers-Ehrenwort, daß ich dich ewig, heilig, treu lieben werde, sowie ich dich jetzt so abgöttisch treu liebe; ich bitte dich, so unter Thränen und kniefällig, sei nur heute noch gut und lieb mit mir, ich werde dir etwas recht Herziges zeichnen und dir eine kleine Ueberraschung machen; ich hoffe so auf dich, daß es dir gelingen wird. Wenn es aber nicht möglich wäre, so werden wir machen, daß man dann energisch vorgeht, und daß wir binnen Kürzestem declarirt sein werden. O Gott, nur das soll bald sein, das ist mein allerhöchster Wunsch und mein Gebet, ich werde es mit aller Kraft durchsetzen, ich bitte dich, mein Weiberl, glaube mir, ich vertraue dir so fest, ich weiß, daß du keinen Tag länger als nöthig ausbleibst, du sehnst dich ja selbst nach mir, deinem treuesten, dich so abgöttisch liebenden Mannerl; wenn es aber nöthig wäre, daß du einen Tag länger verweilest, wenn du damit dein Ziel zu erreichen hoffest, so gebe ich dir mein heiligstes Versprechen, daß ich nicht verzweifeln, sondern vertrauungsvoll auf dich, mein Abgott, warten will.

Ich bitte dich so auf Knieen, schreibe mir nur ein paar so zärtliche Worte wie sonst, ich will dich dafür segnen; ich habe so eine namenlose Sehnsucht nach dir, mein Abgott; ich bete für dich und segne dich, und versichere dich mit innigster Gluth meiner rasendsten Liebe, Treue, Anbetung; nur mit dir kann ich leben und meine ganze Zufriedenheit und Seligkeit finden.

Habe Mitleid mit meinen Fehlern, ich werde mich bessern, denn du veredelst mich, mein Abgott!

Ich sende dir meine glühendsten Küsse; ich kann 2 Uhr nicht mehr erwarten, ich habe dich so namenlos, leidenschaftlich, glühend gerne und weiß es auch von dir, mein Weibi; du bist mein zweites Ich, wir Zwei sind ewig nur Eins; ich bin so selig durch dich, kann nur durch dich leben und bin mit ewig gleicher treuester Liebe, du mein göttliches Weiberl, du ewig nur meine Julesi, mein Abgott, dein ewig treuestes Mannerl, dein

Gustav.

(Fortsetzung folgt in der Didaskalia Nr. 117.)

Druck und Verlag: Heller u. Rohm in Frankfurt a. M. — Für die Redaction verantw. J. G. Kitz.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 117. Montag, den 27. April 1868.

Prozeß Ebergenyi.

(Fortsetzung.)

Am 19. November, Abends.

Meine Götter-Julcsi! Mein Abgott! Mein Alles! In Thränen gebadet sitze ich vor deinem lieben Bilde und ringe die Hände vor Sehnsucht nach dir, mein Abgott. Möge doch Alles dir gelingen und du baldigst für immer in meinen Armen liegen, das Letztere wünsche ich wohl am sehnlichsten; denn was ich leide und empfinde, weiß nur Gott allein. So kalt ist es heute, so stürmisch, o! welche Angst erfaßt mich um dich, du bist viel zu leicht angezogen, du, mein Abgott, mein Alles, mein Weibi, ich kann nur beten für dich, kann kaum deine Zeilen mehr erwarten. Du stürzest dich in keine Gefahr, darauf habe ich deinen Schwur, o! wärest du nur lieber schon bei mir, ich kann deinen Brief nicht mehr erwarten, ich liege heute in deinem Better und weine, weine, weine!

Gott, o Gott! komm' nur bald zu mir, ich bin dir so treu, ich liebe dich so glühend wie noch nie, wir müssen uns jetzt heirathen, ich kann kaum schreiben, solches Augenweh habe ich.

Gott segne und beschütze dich, ich bete für dich und ich wiederhole alle meine heiligsten Schwüre, küsse dich tausendmal im Geiste, du, mein Weibi, mein Ich, du, meine abgöttisch geliebte, mehr als je angebetete, einzige Julcsi.

---

20. November.

Meine Julcsi, mein Abgott! Mein Alles! Die ganze Nacht schlief ich nicht, wälzte mich unruhig in deinem Betterl; dein Bild hing ober meinem Bette, ich küßte es, betete für dich und weinte; mir fiel ein, daß es so kalt war, ob du nicht krank seist; gestern war ich noch bei der Ernst, sie hebt dir das Kleid (grün) bis Montag auf, es kostet das Aeußerste, 45 fl. Heute Nacht zerschlug sich ein Fenster von dir in deinem Salon bei deinem Nähtischl, weil Lisi die Fenster nie fest zumacht und so ein starker Sturm war; ach wie zitterte ich und weinte ich um dich, mein Weibi, ich war jede Viertelstunde wach, sah auf die Uhr, um 5¼ Uhr, wo du in München ankamst, und hätte mir bald vor Wuth eine Ohrfeige gegeben; ich hatte vergessen, dir kleines bayerisches Geld für den Wagen mitzugeben, dann hatte ich Angst, daß du am Ende eine Verwechslung mit dem Pulver machen könntest, daß Sie dich überredet; doch nein, ich muß dir vertrauen, du schwörst es mir ja so heilig, daß du sie nicht schonst, du mußt mich ja heirathen; wir können nur zusammen leben, du mein Götterweibi; ach, es ist furchtbar ohne dich, die Zeit will nicht vergehen, ich sehne mich so namenlos nach dir, wie noch nie; ich kann nicht schreiben vor Thränen; das Holz kam heute so spät an, erst um 10 Uhr, dafür arbeiten die Leute jetzt noch, um 6 Uhr Abends. Später schreibe ich weiter, ich habe solche Angst nach dir. O, lieber sterben, als ohne dich sein, du mein Abgott . . .

Wieder einen Tag näher deiner Ankunft, die ich nicht mehr erwarten kann; ich bin so müde, daß ich mich kaum rühren kann, morgen wird dein ganzes Holz in Ordnung sein, gute Nacht mein Weibi; wüßte ich nur, wie es dir geht, ich bin so ängstlich; wenn du nur schon wieder bei mir wärest, mein Weibi, morgen bekomme ich mit Gottes Hülfe ein Brieferl von dir, das mir Trost geben wird; Gott segne, beschütze, erhalte dich für mich, der ich nur von dir lebe, ich schicke dir ohne Unterlaß die glühendsten Küsse, bin dir so treu und weine so viel nach dir, mein göttlichstes Weibi.

---

21. November.

Meine einzige, göttlichste, rasend geliebte Julcsi! Mein Abgott! Meine Gottheit! Heute um halb 4 Uhr vor meinem Essen, wo ich noch in deinem Zimmer saß und theilweise im Keller war, ein neues Schloß für den Keller kaufte, da wir heute mit dem ganzen Holze fertig wurden, läutete Rambacher an und brachte mir zu gleicher Zeit deine zwei allerliebsten Brieferln.

Gottlob, daß du nicht kalt hattest und eine angenehme Fahrt, heute bete ich fortwährend für das Gelingen! Aber etwas ärgert mich, nämlich, daß du von dieser Canaille schreibst, daß sie dich so freundlich empfing; am Ende gewinnt oder rührt sie dich noch, dies Comödianten-Aas. Doch nein, du hängst zu sehr an mir, willst mein Weibi werden, und ich will dich gewiß selig machen. Ich bin auch desperat, daß du erst Samstag oder Sonntag kommst; warum so lange ausbleiben? Ich war bei Agnes, denn wie soll ich den Briefträger finden, der den Brief hinträgt; ich will es noch versuchen, doch ob es mir gelingt, weiß ich nicht; doch ich sagte Agnes, du habest mir (als geschiedene Frau) geschrieben, daß das Aas so krank ist, doch selbst ihre große gefährliche Krankheit nicht ahnt, und Agnes versprach mir, den allfallsigen Brief des Aases zu geben, und der wird dann verbrannt.

O Gott, was zittere ich um dich, mein Abgott, wenn du nur vorsichtig bist und es dir gelingt, das ist mein einziger Wunsch, sonst müßten Rambacher und Dierkes hin, sie sind schon avisirt, Gott nur du laß dich nicht zu weit ein, daß man dich ertappen könnte, was ich leide aus Angst und Kummer, kann nur Gott wissen, ich will dir ewig dankbar sein, nur für dich so treu und innig leben, fort küsse ich unter Thränen deine lieben Zeilen, danke dir für alle darin ausgedrückte Liebe; ich hoffe zu Gott, du läßt dich nicht erweichen, sondern denkst an deine Zukunft als meine zukünftige rechtmäßige Gattin; o, Gott führe dich nur baldigst glücklich und gesund in meine Arme, ich bin so wahnsinnig unruhig ohne dich, die ich mit jedem Momente rasender liebe und anbete, mein Götterweibi.

---

21. November.

Meine Engels-Julcsi! Mein ewig theueres Weiberl! Du, meine Gottheit! Ich will Dir nochmals, bevor ich mich in Dein liebes Betterl legen werde, tausend Mal für Deine gar so lieben Zeilen danken. Die Zeit ist so tödtlich lang für mich und meine Angst so groß, daß Dich nur Niemand sieht, daß Du es nur gescheidt anfangst, Dich nicht rühren, noch anplauschen läßt, denn dieß Aas ist das durchtriebenste L . . . . auf der Welt; ich bin so in Spannung, denn ich möchte nicht, daß Dir was geschieht oder daß das L . . . . noch länger uns im Wege steht. Gottlob, daß Du wenigstens keine unangenehme Reise und keine Kälte hattest; wenn es nur bei der Retourfahrt ebenso wäre und Du nur mit dem Courierzuge kommen möchtest; so ungewiß sein müssen, ist doch was Gräßliches.

Gottlob, daß Du keinen Bekannten gesehen hast, gib nur hier auch obacht, hoffentlich ist auch bei der Retourreise keine Karten-, noch Sachen-Visitation. Wenn ich Dir nur hinschreiben könnte, ach, Du hast mich lieb; das ist aber auch das Einzige, was mich am Leben erhält, wie ich Dich anbete, kann ich Dir nie beschreiben, aber wie will ich Dich glühend unter Thränen umarmen und küssen, wenn ich Dich wieder sehe und das muß bald sein, sonst sterbe ich noch; diese infame Canaille, wie kannst Du mir überhaupt schreiben, daß sie so „überaus freundlich“ war, diese Bestie, doch was willst Du einen ganzen Nachmittag bei ihr machen? Diese dummen gemeinen Lügen einer so stinkenden Kröte anhören? Ach könntest Du, die mich heirathen muß, Dich von so einer gemeinen Canaille bethören lassen? Nein, so was hoffe ich nicht, ich bete fort für Dich, daß es nur gelingt und wir dann baldigst vor der Welt ein Paar werden können. Ich bete

gewiß für Dich, gebe mich aber noch nicht so sehr der Hoffnung hin, weil Du es nicht wünschest, kann Dich aber kaum mehr erwarten, ich sitze auf glühenden Nadeln, wenn Du nur Alles gleich wegwirfst, sobald der Verkauf abgeschlossen ist und nicht selbst dabei bist.

Ich werde noch morgen Früh zur Post gehen, möglich, daß ich den Briefträger erwisch', doch ob er mir den Brief gibt, weiß ich nicht, überdieß sagte ich Agnes, daß Du Frau bist, getrennt von Deinem Manne und geschieden, dann, daß Du sie sehr krank fandest, sie aber keine rechte Idee von ihrem schweren Leiden (falls sie schreibt, sie befände sich wohler) habe; Du jedoch sehr beängstigt schreibst und telegraphirtest, ich bekomme jedoch von Agnes den Brief des Kases. Ach! soll ich noch länger warten, wie Sonntag oder Montag? Das ist ja eine furchtbare Aussicht, ich bin ganz weg von Schmerz darüber, ich kann nur beten, daß Du fest und standhaft, klug und überlegt bleibst, Dich durch nichts abbringen läßt, und sobald es möglich nach Verlauf abreisest und Dich nicht mehr zeigst und hier sogleich Alles wegwirfst, was an eine Reise mahnt. Ich möchte nur wissen, ob ich zu Hause zu Dir schreiben soll, daß sie unten sagen, Du seiest bei ihnen gewesen. Gott segne, beschütze, erhalte Dich, mein Weibi, ohne Unterlaß denke ich in glühendster Liebe und Sehnsucht und Bangen an Dich, mein Alles, mein Engels-Julesi.

(Ohne Datum und Unterschrift; Schrift des Grafen Chorinsky.)

---

28. December.

Mein einzig geliebter Vater! Um Gotteswillen flehe ich Dich auf den Knieen an, besonders, da Du und die Mutter mich nach dem verfluchten München brachten, mache jetzt energische Schritte, daß ich erlöst werde, denn sonst kann ich noch verloren sein, ich will bloß frei sein und nicht ins Elend gerathen, das überlebe ich nicht, und meinethalben, nur unserer Familie halber, bitte ich Dich, mache Du beim Kaiser, der das Recht hat, eine Untersuchung aufzuheben, Schritte, daß von der Person, die man beschuldigt, der Prozeß aufgehoben wird, sie soll des Landes verwiesen werden; nur daß ich frei werde um Gotteswillen, ich kann ja nicht fortleben, ich will auch Geistlicher werden, ich will fort aus Oesterreich, nur nicht geschändet, auf den Knieen flehe ich zu Dir, daß diese Sache durch den Kaiser beendet wird, denn ich kann so nicht fortleben, ich beschwöre Dich, so wahr ich Dein Sohn bin, erlöse mich von hier, dem boshaften Reste der Welt; wenn ich so gefehlt hätte, so gebühret mir und unserem Namen Rücksicht, ach rette mich, ich bete ohne Unterlaß, ich kniee vor Dir und flehe zu Dir.

Wenn sie frei wird, so muß ich es auch werden, nur deßwegen flehe ich zu Dir; vielleicht kann Edelsheim was thun, der ihre Familie gut kennt. Nur dießmal rette mich, mache mich wenigstens frei; jeder Vater thäte es, wenn sein Sohn noch so gefehlt hätte. Ich beschwöre Dich, mache Schritte beim Kaiser; ich werde dann nichts Anderes thun, als was Du willst — aber nur der Kaiser kann jetzt etwas thun.

(Von Graf Chorinsky an Julie v. Ebergenyi.)

Liebste beste Julie! Da ich meinen Brief durch die Hände des Untersuchungs-Richters gehen lassen muß, so können Sie ersehen, daß ich gefangen bin, schon Montag Abends kam ich in Arrest, wurde aller meiner Sachen beraubt, da man mich eines großen Verbrechens beargwohnt; o, hätte ich Ihnen nur früher gesagt, daß ich gebunden war; jetzt müssen Sie es durch fremde Leute oder durch Zeitungen erfahren, und dann noch diesen Verdacht für mich auf so gräßliche Weise.

Verachten Sie mich nicht, stoßen Sie mich nicht von sich; ich bin unschuldig und treu dem, was ich sagte; ich bin Ihrer Achtung, Zuneigung noch immer ganz gleich werth; ich bitte Sie, nehmen Sie diese Zeilen, die nur ein Lebenszeichen von mir sind, da man mich die früheren Tage nicht schreiben ließ, in unveränderter Freundschaft auf. Gott segne, erhalte Sie, Sie edle Freundin; immer werde ich mit gleichen Gesinnungen Ihrer gedenken.

Gott gebe baldiges Wiedersehen, beten Sie für mich.

Ihr ergebenster Gustav.

(Ein Schreiben, welches Julie v. Ebergenyi auf den Namen der Marie Bay an sich selbst schrieb und besorgen lassen wollte):

Liebe Julie! Mein so langes Stillschweigen wirst Du als Undankbarkeit deuten, was aber nicht der Fall ist, denn Du bist die einzige Seele, gegenüber der ich selbst schriftlich Alles berühre, was an meinem Herz liegt, weil ich von Deiner Discretion so überzeugt bin, als wäre es dem Gott geweiht. Dir von diesen Worten den vollen Beweis zu geben, will ich Dir sagen, daß ich die letzte Zeit mit so viel Kummer und Sorgen zu kämpfen gehabt, der größten Enttäuschung unterworfen gewesen, daß ich selbst bei meiner Dir bekannten Heiterkeit, beinahe Leichtsinn, kaum ertragen kann, und vom Fluche Gottes mich begleitet glaube, indem mir jetzt Alles mißglückt, was ich unternehme.

Oberflächlich glaube ich Dir erwähnt zu haben, daß ich ein intimes Verhältniß habe, wodurch ich glaubte, meine Zukunft zu verbessern. Jetzt, wo der Moment hier wäre zu der günstigen Folge, habe ich so bittere Erfahrungen gemacht, daß ich diesen Menschen ohne seinen Namen zu nennen, den elendesten Schuften nennen kann. Verzeihe, wenn ich mich etwas ereifere, er verdient die schändlichsten Namen. Ich habe ihm zu Lieb' meine ganze Familie geschändet — reiste, was ich zwar genöthigt war, immer von dem Momente an zu thun, so wie ich es noch immer thue — unter fremdem Namen, selbst vor Dir, meine liebste Bekannte, stellte ich mich unter einem fremden Namen vor, was ich Dir auch bei meiner mittheilsamen Stimmung aufkläre — weil ich Dich nicht betrügen will — bitte Dich aber doch um Verzeihung und schenke mir das Glück, daß Du mich mit diesem falschen Namen Marie Bay nicht meiner zürnen wirst und vielleicht auffassen, daß die Verhältnisse mich dazu bewogen.

Außer diesen Sachen hat mich dieser Lump zu so vielen schlechten Thaten gebracht, daß ich jetzt gar nicht weiß, wie und wo es zu verantworten; denn daß ich bis jetzt so glücklich durchgekommen, daß auf mich kein Verdacht gefallen, mir durch seine verdorbene Leitung, wo er mich mit allen Schleichwegen bekannt gemacht und mit verschiedenen Verkennungsmitteln versehen. Leider, daß ich Alles zu spät einsehe, und würde ich mich nicht abhalten, als Verrätherin dazustehen — so könnte er auf das Schlimmste gefaßt sein, was er wirklich verdienen möchte.

Ich bin zwar auch nicht so ganz schuldlos, aber gewiß nicht mit so schlechten Absichten umgegangen.

Habe, liebe Julie, Geduld mit meiner langen Beschreibung — mir erleichtert auf das Meiste, eine so genaue freundschaftliche Mittheilung machen zu können, mein sehr tief betrübtes Herz — daher will ich Dir auch eine That schildern, was Du Dir vielleicht nie gedacht noch vorstellen hättest können. Wenn er auch Baron ist, so bleibt er vor mir doch der elende Schuft, der mich selbst zu diesem Verbrechen gebracht, welches schaudererregend ist.

Aus diesem Grunde konnte ich Dir eine so ausführliche Beschreibung geben über den Tod der Mathilde Chorinsky, weil ich Diejenige war, die es zwar mit den bittersten Thränen — aber vor Dir gestehe, es gethan zu haben, weil er mich mit dem Versprechen, mich zu heirathen, dazu brachte, und jetzt hörte ich, daß er eine so häßliche Maitresse haben soll.

Die gute Mathilde hat zwar mehrere Courmacher gehabt, hat aber diesen am meisten gefesselt; wenigstens hat er es behauptet, und da er sich doch losmachen wollte, hat dieser infame Lump mich zu diesem furchtbaren Verbrechen auserkoren, welchen Dank ich dafür habe, daß ich für mein ganzes Leben das unglücklichste Wesen bleibe.

Ich mache mich auch gefaßt, wenn in ein paar Tagen noch keine Seelenruhe bei mir eintrifft, mir das Leben zu nehmen auf eine Weise, daß Niemand meinen Körper findet, daß ich nach meinem Tode wenigstens verhüten kann, daß meiner armen Familie diese unbeschreibliche Schand nicht zu Theil werde. Ich glaube, die Fluchworte der Mathilde, ungeachtet, daß ich kein Glied der Chorinsky'schen Familie kenne, sind mehr auf mich übergegangen, was ich zwar einestheils verdiene, jedoch nicht mit so schlechter Absicht geschehen, als seinerseits.

Hier halte ich mich nur ein, zwei Stunden auf, bin ganz incognito; wann ich nach Wien komme oder überhaupt, ob ich je mehr kommen kann, ist in große Frage zu stellen; daher, liebe Julie, bitte ich Dich, die Gegenstände, die ich Dir Freitag, 22., geschickt, entweder sogleich zu vertilgen oder Dir zu behalten, wenn Du es benöthigen könntest; nur diese kleine Flasche mit den weißen Zuckerln werfe sogleich weg, daß Niemand sie in die Hände bekommen könne, noch daß sie gesehen wird; alles Uebrige stelle ich Dir zur Verfügung.

Mit dem grauen Unterrock, hoffe ich, wirst du recht zufrieden sein, ungeachtet er etwas theuer ist.

In meiner verzweifelten Stimmung hätte ich beinahe vergessen, dir meinen Dank zu sagen, daß du so gnädigst warst, mir deine Uhrkette zu leihen, und für den schönen Todtenschmuck, was ich leider nicht mehr dazu kommen werde, nachmachen zu lassen, so wie es mein größter Wunsch war. Mein schwarzes Kleid mit Weiß abgesteppt, habe ich schon beinahe ganz abgetragen; mir war das mein liebstes Kleid, weil ich dir's nachgemacht — aber jetzt erst bin ich zur Erfahrung gekommen, daß meine Astrachanjoppe aus diesem Grunde viel billiger gekommen, weil es kein echter ist, also mein Triumph umsonst gewesen.

Da ich glaube und hoffe, daß es dich interessiren wird, daß ich gestern die letzte Cigarette geraucht, welche du so gut warst mir zu geben, aber auch den Cigarrenspitz, welche ich auch nach dem deinen auf Porcelan gemalt von dem elenden Kerl mit der Baronkrone bekommen, zerbrochen.

Wie du siehst, liebe Julie, wie in allen diesen Kleinigkeiten, so in allen anderen habe ich Unglück; ich sehe schon meinen baldigen Untergang. Wenn Gott es will, werde ich mich ergeben trachten.

Seither, als die Gegenstände geschickt, war ich für zwei Tage in Wien, wollte dich auch aufsuchen, da aber am Fenster nicht das Erkennungszeichen war, so habe ich es unterlassen, eben aus diesem Grunde, weil ich nicht bestimmt wußte, ob du in Wien bist oder in der Heimath, so adressire ich diesen Brief zu deiner Freundin und hoffe, daß sie ihn dir auf das sicherste einhändigen wird, wo du immer sein solltest.

Ich war auch ein paar Tage in Paris, wo ich einen Curmacher von dir kennen lernte; er läßt dir die Hände vielmals küssen und wird bald in deine Heimath kommen, wo er euch aufsuchen wird.

Indem ich meiner Gewohnheit gemäß dir gegenüber einen ausführlichen Brief geschrieben, so nehme ich mit schwerem Herzen Abschied von dir. Wer weiß, ob ich nicht genöthigt sein werde, bald meinem Leben ein Ende zu machen. Meine Stunde zur Abreise naht; ich bin hier wieder unter einem fremden Namen. Es küßt dich viel tausendmal im Geiste, was ich in Wirklichkeit thäte, weil ich überhaupt viel, ja unendlich viel mit dir besprechen möchte — deine Rathschläge zu erbitten, weil ich durch dich veredelt werden könnte.

Indem ich mein Herz erleichtert, so weit es bei mir möglich, nehme ich wiederholt Abschied mit dem dankbarsten Kuß deiner ergebenen

Marie Bay.

P. S. Ich kann dir gar nicht sagen, wie mich neugierig macht und es wissen möchte — was die Mathilde Chorinsky mit dieser Schachtel gemacht, welche ich durch deine Gefälligkeit ihr nach Reichenhall zukommen habe lassen — daß du mir diese Gefälligkeit erwiesen — danke ich dir sehr dafür, überdieß war dieß auch durch die Bitten, diesem infamen Schufte zufolge, daß ich deine Güte in Anspruch genommen.

Adieu, wiederholt, zerreiße diesen Brief, daß ihn Niemand in die Hände bekommt.

Zweiter Verhandlungstag (23. April).

Um 9 Uhr wird die Angeklagte in den Gerichtssaal geführt, ihre Toilette ist dieselbe, ihr Aussehen sehr blaß. Sie läßt sich auf die Anklagebank nieder, den Blick zu Boden gesenkt. Bald nach ihr tritt der Gerichtshof ein.

Präs.: Ich ersuche, sich niederzulassen und die größte Ruhe zu bewahren. — (Zur Angeklagten gewendet:) Fräulein Julie Ebergenyi, haben Sie irgend etwas vorzubringen? — Angeklagte macht eine verneinende Bewegung und sagt kaum hörbar: Nein.

Präs.: Wünschen vielleicht die Herren vom Gerichtshofe, der Herr Staatsanwalt oder der Herr Vertheidiger eine Aufklärung?

Nachdem von keiner Seite eine Aufklärung gewünscht wird, schreitet der Präsident zur Vernehmung der Zeugen.

Der Zeuge Franz Janoschka, Hausmeister des Hauses in der Krugerstraße, in welchem Julie Ebergenyi wohnte, wird vorgerufen.

Die Angeklagte ist sehr bewegt, weint fortwährend, hält ein weißes Tuch vor den Mund, stützt das Gesicht abwechselnd in den rechten und dann in den linken Arm.

Franz Janoschka tritt in den Saal und wagt kaum den Mund zu öffnen. — Präs.: Ihr Name? Sprechen Sie laut. — Zeuge: Franz Janoschka. — Präs.: Wo sind Sie geboren? — Zeuge: Zu Iglau in Mähren. — Präs.: Sie sind 52 Jahre alt, katholisch, verheirathet, Hausbesorger, unbeanstandet? — Zeuge: Ja. — Präs.: Kennen Sie dies Fräulein? — Zeuge: Ja.

Präs.: Seit wann kennen Sie das Fräulein? — Zeuge: Ich bin Hausbesorger in dem Hause, wo sie seit August wohnte. — Präsident: Welche Wahrnehmung machten Sie über ihre Lebensweise? — Zeuge: Ich kann nichts weiter sagen, als daß Herr Graf Chorinsky öfter hingekommen, ja täglich und überhaupt sehr oft dort war. Sonst kann ich gar nichts sagen. — Präs.: Hat Sie sonst Besuche empfangen? — Zeuge: Nur einen Herrn, der zu ihr gekommen. Es sind vielleicht noch andere Leute gekommen; das Haus ist groß, ich kann nicht wissen, zu wem die Leute kommen. — Präs.: Sind Ihnen Damenbesuche aufgefallen? — Zeuge: Nur eine Frau, die öfter hingekommen ist.

Präs.: Ist das die Frau, die Sie schon hier als Zeugin gesehen haben, die Frau v. Thurneyssen? — Zeuge: Ja. — Präs.: Sahen Sie sonst Niemanden? — Zeuge: Niemanden. — Präs.: Ist Ihnen nicht vielleicht ein Mädchen mit schwarzem Haar, man weiß nicht, ob größer oder kleiner als Fräulein v. Ebergenyi, aber von dunklerer Physiognomie, aufgefallen? — Zeuge: Ich habe eine solche Dame nie gesehen; ich habe nur diese Frau gesehen.

Präs.: Hat das Fräulein seit August öfter Reisen unternommen? — Zeuge: Ich weiß gar nichts. — Präs.: Erinnern Sie sich nicht an eine Reise, die sie im November v. J. unternahm? — Zeuge: Das Fräulein ist mit dem Herrn Grafen zu mir gekommen und sagte, daß sie auf einige Tage verreise und Samstag oder Sonntag zurückkommen werde. — Präs.: War dieß am 19. November, zu welcher Stunde? — Zeuge: Ja, es war am 19. November Nachmittags. — Präs.: Welches Gepäck hat das Fräulein mit sich genommen? — Zeuge: Wie sie fort ging, habe ich nichts gesehen, aber bei der Rückkehr hat sie ein rothes Kofferl zurückgebracht.

Präs.: An welchem Tage kam das Fräulein zurück? — Zeuge: Am 22. November. — Präs.: Haben Sie nach der Rückkunft des Fräuleins an demselben etwas Auffallendes bemerkt? — Zeuge: Gar nichts. — Präs.: Ist Graf Chorinsky häufiger als sonst gekommen? — Zeuge: Er ist nur zweimal gekommen. Er kam mit dem Fräulein und ist hierauf mit demselben weggefahren.

Präs.: Um welche Zeit ist er weggefahren? — Zeuge: Am Tage der Zurückkunft zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags. — Präs.: Haben Sie gesehen, in welche Richtung sie gegangen sind und ob es in der Richtung gegen die Aspernbrücke war? — Zeuge: Das weiß ich nicht. — Präs.: Hat das Fräulein auch noch eine andere Reise unternommen? — Zeuge: Ich habe nur später erfahren, vom „Mädl", daß das Fräulein nach Hause gereist sei.

Präs.: Erinnern Sie sich an den Abend, an welchem das Fräulein verhaftet wurde? Was geschah nach der Verhaftung? — Zeuge: Da ist die Schwester des Fräuleins gekommen und wollte die Wohnung von einem Schlosser öffnen lassen; eine Thür war schon geöffnet. — Präs.: Sie hatte einen Schlosser mit, um die Thür zu öffnen, und Sie ließen sie dennoch zur Thür gelangen? — Zeuge: Ich glaubte Anfangs, es sei ein Fräulein vom vierten Stock, und da mir Herr v. Breitenfeld sagte, ich soll kein Aufsehen machen, so wollte ich sie nicht fragen. Ich bin zurückgegangen zu der „Meinigen" und sagte, ein Fräulein sei droben, ich weiß nicht, ob es Fräulein v. Ebergenyi ist. Sie rieth mir, ich solle hinaufgehen und nachsehen. Ich blieb im ersten Stock stehen, und wie ich das Geräusch hörte, machte ich ein paar Sätze gegen die Thür und habe das Fräulein und den Schlosser abgewiesen.

Präs.: Was sagte das Fräulein, weßhalb wollte sie die Thür öffnen lassen? — Zeuge: Sie sagte, sie hätte etwas in der Wohnung vergessen. — Präs.: Haben Sie sonst an Fräulein Ebergenyi, welche Sie hier sehen, etwas bemerkt, einen besonderen Aufwand etwa? — Zeuge: Nein. — Präs.: Wie lange sind Sie im Hause als Hausbesorger? — Zeuge: Fünf Jahre.

Präs.: Wurde oft über Ratten und Mäuse in Hof und Keller Ihres Hauses geklagt? — Zeuge: Bei uns kommt das nicht vor, höchstens im Hofe, im Keller gewiß nicht. — Präs.: Sagte etwa das Fräulein, daß sie vor den Ratten Scheu habe? — Zeuge: Ich weiß gar nichts davon. — Präs.: Wann hat das Fräulein von Ihnen einen Holzplatz begehrt? — Zeuge: Schon im October. Weil immer vom Holz die Rede war, habe ich ihr einen Platz im Keller angewiesen.

Präs. (zur Angeklagten): Haben Sie etwas zu erwidern? — Angekl. (weint heftig und sagt kaum hörbar): Nein.

Präs.: Ist eine Anfrage an den Zeugen gefällig? (Nachdem von keiner Seite ein solches Begehren gestellt wird, zum Zeugen gewendet): Sie haben Ihre Aussagen bereits beschworen und bestätigen Ihre heutigen Angaben unter dem Band des abgegebenen Eides, daß Sie die Wahrheit gesprochen? — Zeuge: Ja. — Präs.: Wollen Sie abtreten. Sie können sich auch entfernen.

Präsident läßt die Zeugin Frau Elise v. Thurneyssen, von Preßburg gebürtig, 39 Jahre alt, verheirathet, aufrufen und schreitet nach den üblichen Ermahnungen zu deren Vernehmung.

Präs.: Kennen Sie die Angeklagte? — Zeugin: Ja. — Präs.: Seit wann? — Zeugin: Seit ihrer Kindheit. — Präs.: Haben Sie näheren Verkehr mit ihr gepflogen, seit sie in Wien ist? (Die Zeugin wird in Folge der im Saale herrschenden Unruhe nicht verstanden.)

Präsident ermahnt dringend zur Ruhe. — Zeugin: Seit sie in Wien war, bin ich häufiger mit ihr zusammengekommen. — Präs.: Welche Wahrnehmungen haben Sie in Betreff des Fräuleins gemacht? Haben Sie von Verhältnissen Kenntniß gehabt, welche die Angeklagte unterhielt? — Zeugin: Nein.

Präs.: Gar nicht, selbst von einem Verhältnisse nicht, welches später inniger wurde?... — Zeugin: Mit dem Grafen Chorinsky? Ja. — Präs.: Wann haben Sie darüber etwas erfahren? — Zeugin: Im Mai v. J., als ich sie besucht hatte. — Präs.: Hat sie Ihnen da mitgetheilt, in welchen Beziehungen sie zu dem Grafen Chorinsky stehe? — Zeugin: Im Mai noch nicht. Es dürfte Ende Mai gewesen sein, als ich davon er-

fuhr. — Präs.: Welcher Art waren die Mittheilungen, die Ihnen da gemacht wurden? — Zeugin: Sie sagte mir, daß sie wahrscheinlich heirathen werde, ich möge es jedoch verschweigen.

Präs.: Und wurde Ihnen gesagt, aus welchen Gründen Sie es verschweigen sollten? — Zeugin: Mir wurde gesagt, es seien Familienverhältnisse, auf welche Rücksicht zu nehmen sei. — Präs.: Familienverhältnisse von Seite des Grafen? — Zeugin: Ja. — Präs.: Wurde Ihnen die Art dieser Verhältnisse nicht näher bezeichnet? — Zeugin: Das ist damals nicht geschehen. — Präs.: Wann haben Sie von der wahren Natur dieser Verhältnisse zuerst erfahren? — Zeugin: Als die Verlobung stattfand. — Präs.: Wann war das? — Zeugin: Im Juli. — Präs.: Wo hat diese Verlobung stattgefunden? — Zeugin: In der Himmelpfortgasse.

Präs.: Diese Wohnung hat die Angeklagte am 1. August verlassen. War die Verlobung lange vorher? — Zeugin: Einige Tage vorher, etwa Ende Juli. — Präs.: Und noch vor dem Verlobungsfest haben Sie, gnädige Frau, erfahren, daß Graf Chorinsky verheirathet sei? — Zeugin: Vor dem Verlobungsfeste? (nachdenkend) . . . das weiß ich nicht; ich erfuhr, daß sie heirathen werden. — Präs.: Wann haben Sie zuerst erfahren, daß der Graf Gustav verheirathet sei? — Zeugin: Nach der Verlobung. — Präs.: Schildern Sie dieses Verlobungsfest. — Zeugin: Das Fräulein Ebergenyi bat mich, ihr einige Sachen zu leihen, und hat mich ersucht, sie zu besuchen, indem sie sagte, sie werde ihre Verlobung feiern.

Präs.: Sie hat Ihnen dies mit den Worten gesagt: sie werde ihre Verlobung feiern? denn es kommt vor, daß das Fräulein in Abrede stellt, daß eine Verlobung stattgefunden hat. — Zeugin: Ja, und es waren zugegen der Bruder Stephan des Fräuleins Ebergenyi und der Bruder des Bräutigams. — Präs.: Haben Sie damals wirklich noch nicht gewußt, daß der Graf Gustav Chorinsky verheirathet sei? — Zeugin: Damals wußte ich es noch nicht. — Präs.: Wie lange darauf haben Sie es erfahren? — Zeugin: Ich habe gesehen, daß sie etwas auf dem Herzen hat, und da habe ich sie gefragt, was ihr fehle. Da hat sie gesagt, es sei wegen ihrer Heirath, ihr Bräutigam sei verheirathet, jedoch seine Frau sei sehr kränklich und werde bald sterben. (Zeugin spricht die nächsten Sätze so leise, daß der Präsident das Ersuchen um lautes Sprechen, das fast an alle Zeuginnen, mit Ausnahme der Zeugin Marie Ernst, mehrmals gerichtet werden mußte, an diese Zeugin in dringender Weise richtet.)

Präs. (die früher unverständliche Aussage der Zeugin wiederholend): Also bevor Graf Chorinsky bei den Eltern der Angeklagten um ihre Hand anhielt, hatten Sie Kenntniß davon, daß er verheirathet sei? — Zeugin: Ja, es war auch die Rede davon, daß der Bruder der Braut ein Heirathsgut von 2000 fl. hergeben werde. (Die Zeugin nennt Anfangs diese Summe, weiß sich aber, wie sie später sagt, nicht genau zu erinnern, ob es sich um die Summe von 10,000 oder 20,000 fl. handelte.)

Zeugin constatiet ferner, daß von einem Uebertritte zu einer anderen Religion oder der Möglichkeit des Todesfalles der Gräfin die Rede war, hat aber von anderen Plänen nichts gehört; auch war ihr vom Tode der Gräfin nichts gesagt worden, nur einmal habe man ihr, und zwar nicht lange nach dem 14. September, an welchem Graf Chorinsky um die Hand der Fräulein Ebergenyi anhielt, gesagt, daß die Gräfin sehr krank sei. Damals wohnte die Angeklagte schon in der Krugerstraße. Zeugin sagt ferner aus, daß am 18. November die Angeklagte zu ihr gekommen sei. Weil am 19. November der Zeugin Namenstag gewesen sei, habe sie sich von ihr beurlaubt, mit dem Bemerken, sie werde in acht Tagen wiederkommen. Ueber die Heirath bemerkt Zeugin noch weiter, daß ihr gesagt wurde, man hoffe, sie werde im December stattfinden. Ueber die derselben entgegenstehenden Hindernisse (als: der angebliche Proceß des Grafen, die gerichtliche Scheidung, die Hindernisse der Religion rc.) wurde nichts weiter zwischen ihnen gesprochen.

Präs.: Haben Sie nicht bemerkt, daß sie selbst in diesem Falle in Oesterreich nicht hätten heirathen können? — Zeugin: Nein. — Präs.: Wenn nun die Rede war, sie werde heirathen, so wäre die Bemerkung nahe gelegen, wann diese Heirath vor sich gehen soll? — Zeugin: Davon war keine bestimmte Rede, wohl aber zeigte sie mir das Hochzeitskleid. — Präs.: Wann hat sie das gezeigt? — Zeugin: Ich glaube, es war im October. — Präs.: Als sie am 18. October bei Ihnen war, hat sie Ihnen gesagt, sie reise in Trousseau-Angelegenheiten weg. Haben Sie sie nach ihrer Rückkunft gesehen? — Zeugin: Am Freitag.

Präs.: Was hat sie von der Reise erzählt? — Zeugin: Sie sagte, sie habe ihre Reise sehr beschleunigt; sie hat mir einen Zettel an den Grafen gegeben, sie war sehr echauffirt; sie sagte, sie habe sich verkühlt auf der Reise, nachdem sie aus Ungarn gekommen. — Präs.: Sie haben in der Voruntersuchung bemerkt, daß das Fräulein auffallend lustig gewesen wäre, sie hätte sich sogar über ihren Appetit geäußert; erinnern Sie sich dessen einigermaßen? — Zeugin: Sie hatte damals besonderen Appetit. — Präs.: Hat sie wirklich mit solchem Appetit gegessen, und wann war das? — Zeugin: Ja, das war am Freitag nach ihrer Rückkunft. — Präs.: Hatten Sie Kenntniß davon, daß das Fräulein irgendwo Briefe in Aufbewahrung gegeben hat? — Zeugin: Nein.

Präs.: Es kommt vor, daß sie ängstlich gewesen sei im Verbergen von Gegenständen? — Zeugin: Ich weiß nichts davon. — Präs.: Das Fräulein hat vorgebracht, sie habe noch Briefe bei einer guten Bekannten, und nachdem Sie in näheren Verhältnissen zu ihr gestanden, so könnten Sie diese Bekannte wohl gewesen sein? — Zeugin: Mir hat sie gar nichts übergeben. — Präs.: Sie haben Kenntniß davon, daß das Fräulein Ebergenyi sich mit Wäschstampiglien versehen habe; wann war das? — Zeugin: Das war vierzehn Tage vor ihrer Abreise. — Präs.: Also Anfangs November, im Gundelhof ließ sie sich diese Stampiglien machen, erinnern Sie sich auf die Namenszeichnung derselben? — Zeugin: Es waren die Buchstaben J. C. mit einer Grafenkrone.

Präs.: Erinnern Sie sich, daß sie sich geäußert habe, sie seien für ihre Ausstaffirung bestimmt? Und haben Sie nicht ihr bei solcher Gelegenheit bemerkt, es sei doch vielleicht im Hinblicke auf die ungewissen Verhältnisse vorschnell, solche Vorkehrungen zu treffen? — Zeugin: Ich habe nichts gesagt, weil sie so bestimmt davon gesprochen. — Präs.: Sie haben ihre goldene Kette gesehen? — Zeugin: Ja; sie sagte, sie hätte die Kette von ihrem Onkel bekommen. — Präs.: Hat sie diese Kette bei sich gehabt, als sie am Freitag zu Ihnen kam? — Zeugin: Ich weiß es nicht.

Votant Landesgerichtsrath Gernerth: War in Ihrem Verkehr mit dem Fräulein nicht die Rede von anderen weiblichen Bekanntschaften? Erinnern Sie sich nicht, jemals den Namen einer Persönlichkeit Victoria Horvath gehört zu haben? — Zeugin: Nein. — Landesgerichtsrath Gernerth: Hat sie nicht von einer Bekannten, „Viki", gesprochen? — Zeugin: Nein. — Präs.: Die Angeklagte behauptete, sie habe eine Bekannte, Namens Victoria, sie sei ihr sehr am Herzen gelegen; hätte sie, wenn das der Fall gewesen wäre, nicht zu Ihnen davon gesprochen? — Zeugin: Ich denke wohl, denn sie hat mir sonst Alles erzählt.

Votant Aubasta: Wissen Sie nicht, daß sich das Fräulein Mühe gegeben hätte, für ein anderes Fräulein hinsichtlich der Bestellung einer Ausstattung zu sorgen? — Zeugin: Ich weiß nichts davon.

Präs. (zur Angeklagten): Was haben Sie auf diese Aussage zu erwidern? — Angekl.: Was bezüglich unserer Verlobung vorgebracht wurde, beruht auf einem Mißverständniß, denn es war ja in meiner Absicht gelegen, die Sache so viel als möglich geheimzuhalten.

Präs.: Sie haben die Frau Baronin zur Verlobung eingeladen mit den ausdrücklichen Worten, daß Sie sie als Zeugin einladen? — Angekl.: Das ist unwahr. — Präs. (zur Zeugin): Hat sie diese Worte gesprochen? — Zeugin: Ja.

Die nächste Zeugin ist: Fräulein Malanotti, intime Freundin der Ermordeten.

(Fortsetzung folgt in der Didaskalia Nr. 118.)

Kunst-Notizen.

Hamburg. Eine Gesellschaft Musikfreunde hat dieser Tage für Hamburg einen seltenen Schatz, ein Unikum erworben. Es ist dieß eine Sammlung von 126 Partituren, sämmtlich Manuscriple, welche die gesammten Opern und Oratorien Händels enthalten und dessen eigenhändiges Directions-Exemplar gewesen sind. Die Sammlung ist für 800 Pfund Sterling in London gekauft worden.

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 27. April: Gastdarstellung der Frau Auguste Burggraf: **Die zärtlichen Verwandten**, Lustspiel in 3 Acten von R. Benedix. Irmgard: Frau Auguste Burggraf.

(Abonnements-Vorstellung Nr. 148.)

Dienstag, den 28. April: **Philippine Welser**, historisches Schauspiel in 5 Acten von Oskar Freiherrn von Redwitz. Franz Welser: Herr Mocalt als Gast.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 149.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 118. Dienstag, den 28. April 1868.

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

Linden war etwas kurzsichtig, er erkannte nur die Umrisse der Gruppe. Daran, daß die junge Frau, Mama Clotilde, die Baronin von Portheim sein könnte, dachte er nicht im Entferntesten.

„Papa, Papa“, rief Clärchen, ihm entgegenfliegend, „so komm doch, Mama Clotilde wartet schon!“

Der jungen Frau schoß alles Blut in die Wangen, sie zitterte und wagte kaum den Blick vom Boden zu erheben.

Linden kam näher und näher, endlich stand er vor ihr und „Clotilde! . . . Frau von Portheim!“ flog es in rascher Verbesserung von seinen Lippen.

Eine secundenlange Pause entstand.

Linden war aufs höchste überrascht; Vergangenheit und Gegenwart flossen in einander.

Die Kleine betrachtete verwundert die Beiden. Dieses stille, stumme Gegenüberstehen wollte nicht in ihr Köpfchen.

„Aber, Papa, warum gibst Du nicht Mama Clotilde die Hand? Sie erzählte mir so schöne Geschichten und sie will auch meiner Anna — dieß war ihre Lieblingspuppe — ein neues Kleid machen. Und dem Belly kaufen wir zum Jahrmarkt ein neues Halsband. Nicht wahr, Mama Clotilde?“

Und sie schlug fröhlich die kleinen Hände zusammen, während Belly, der seinen Namen nennen gehört, lustig bellend um das kleine Mädchen herumsprang.

Das Geplauder des Kindes hatte Linden wie der Baronin Zeit gegeben, sich etwas zu fassen.

„Sie sind erst seit Kurzem hier im Waldbade?“ frug er, und man merkte es ihm an, wie schwer ihm die alltägliche Frage wurde.

„Seit Anfang des Sommers antwortete sie und zerpflückte eine der Blumen, die ihr Clärchen gegeben hatte.

„So lange schon?“ antwortete er, und wieder stockte jetzt das Gespräch.

„Ach, der schöne Citronen-Vogel!“ rief Clärchen und sprang einem Schmetterling nach, während die besorgte Wärterin dem lebhaften Kinde nacheilte.

Die Beiden waren allein.

Dießmal war es Clotilde, welche das Gespräch wieder anknüpfte, indem sie ihm die Hand entgegenstreckte.

„Lassen wir die Vergangenheit ruhen“, sagte sie leise und mit einem wehmüthigen Lächeln, „und tragen wir geduldig das, was uns Gott auferlegt. Auch Sie haben Schmerzliches erfahren.“

Wenn noch ein Rest von Bitterkeit in ihm war, so schwand er vor den traurigen Worten der jungen Frau.

„Auch Sie haben die Bitterkeit des Lebens gekostet“, sagte er, und sie hörte aus dem Tone seiner Stimme wieder jenen Klang heraus, der ihr einst in früheren Tagen, als sie noch seine Clotilde war, so unendlich wohl gethan, „auch Sie haben erfahren, daß wir die Thatsache unseres Daseins sehr theuer bezahlen müssen. Freilich wer machte nie diese Erfahrung? nur wird sie dem Einen schwerer als dem Andern.“

Da kam Clärchen in vollem Lauf zurück. Belly hinter ihr.

„Der Citronenvogel ist fort, in die weite, weite Welt. Komm mit, Mama Clotilde, nach Hause, ich will Dir meine Puppenstube und mein Bilderbuch zeigen, nicht wahr, Papa, Mama Clotilde geht mit?“

Clotilde bückte sich und pflückte eine Blume ab, während Linden, die Kleine emporhebend, sagte:

„Ich will Dich tragen, Clärchen, Du hast Dich müde gelaufen und siehst ganz erhitzt aus.“

So gingen sie, er das Kind tragend, sie häufig sich bückend, um Blumen für die Kleine zu pflücken, eine Strecke nebeneinander, bis zu der Stelle, wo sich der Weg hinunter nach der Villa Portheim abzweigte. Hier reichte Clotilde dem Kinde die Hand zum Abschied.

„Du willst nicht mit mir und Papa gehen?“ sagte traurig die Kleine, „ach, das ist nicht schön von Dir, Mama Clotilde.“

„Wir sehen uns morgen wieder, Clärchen“, antwortete die junge Frau, das Kind küssend, während eine Purpurröthe ihre Stirn und Wangen färbte.

Dann grüßte sie Linden mit einer stummen Verbeugung, die er ebenso stumm erwiderte und flog wie ein scheuer Vogel den Pfad hinab.

Weder sie, noch Linden hatten bemerkt, daß hoch oben am Waldsaume zwei Männer, die vor wenigen Minuten aus dem Busche getreten waren, diese Abschiedsscene beobachtet hatten. Sie standen auf ihre Jagdgewehre gestützt; und der Eine hatte sein goldenes Lorgnon ins Auge geklemmt.

„Sapristi“, lachte er spöttisch, „mein armer Freund, der Vicomte von Marlinière, würde diese Situation äußerst pikant finden. Ihre tugendhafte Cousine hat Fortschritte in der Cultur gemacht, ohne in Paris gewesen zu sein. Ein Rendezvous mit ihrem alten Liebhaber und noch dazu in Gegenwart des kleinen Balgs. Wie das unschuldig aussieht. Was sagen Sie dazu, Vetter Johannes? Aber bei dem Schatten des armen Marlinère, Sie schneiden ein Gesicht, vor dem man sich fürchten könnte. Bleiben Sie ruhig, diese Affaire werde ich mit ihr ins Reine bringen.“

„Und ich mit ihm“, fügte der Missionsvorsteher mit einem Blick hinzu, der selbst den Baron verstummen ließ, „ich werde ihn ruhig machen.“

Mit diesen Worten hob er die Flinte und legte auf einen Vo-

gel an, der, vielleicht zwanzig Schritte entfernt, in den Zweigen einer Birke saß.

„Soll ich ihn in den Kopf oder durch die Brust schießen?“ frug er den Baron.

„Kopf“, antwortete Portheim und richtete das Lorgnon nach dem Rothkehlchen, das, die Gefahr nicht ahnend, lustig sein Liedchen sang.

Johannes zielte, dann knallte es, eine leichte Rauchwolke wirbelte auf.

„Wahrhaftig den halben Kopf weggeschossen“, rief Herr von Portheim aus, der nach der Birke zu gesprungen war, „sehen Sie“, und er warf dem Missionsvorsteher den Vogel zu.

Johannes stieß den kleinen, blutigen, noch zuckenden Körper mit dem Fuß in das Gebüsch, warf das Gewehr auf die Schulter und sagte:

„Kommen Sie, ich bin heute in der Stimmung, unsere Geschäfte in Ordnung zu bringen.“

Sie schlugen den Weg nach der Villa ein.

(Fortsetzung folgt.)

Prozeß Ebergenyi.

(Fortsetzung.)

Die Zeugin Fräulein Malanotti tritt vor zur Vernehmung.

Präs.: Sie haben die verstorbene Gräfin gekannt und wie lange? — Zeugin: Seit zwei Jahren. — Präs.: Ist die Gräfin mit Ihnen im Verkehr gestanden und hat sie Sie besucht? — Zeugin: Sehr oft, sie hat den Abend bei uns zugebracht und sich unterhalten. — Präs.: Was haben Sie von ihrer Gemüthsbeschaffenheit bemerkt? — Zeugin: Sie war nie ganz lebenslustig und sehr resignirt über ihr Schicksal. — Präs.: Hat sich die Gräfin öfter über den Gustav ausgesprochen? — Zeugin: Ja.

Präs.: In welcher Weise? — Zeugin: Sie hat öfters geäußert, sie wünschte mit ihm leben zu können, in der Hoffnung, ihn doch auf einen besseren Fuß zu bringen. — Präs.: Hat sie sich lange darüber geäußert? — Zeugin: Sehr oft sprach sie davon, doch zuletzt sagte sie: Ich müßte mich selbst verachten, wenn ich noch länger mit ihm leben sollte. — Präs.: Was hat sie noch später geäußert? — Zeugin: Sie hat über ihr Schicksal geklagt, und namentlich wegen seiner Untreue. — Präs.: Hat sie sich über Kälte in der Behandlung beklagt? — Zeugin: Ja, und über noch mehr. — Präs.: Was soll dieses Mehr bedeuten? Vielleicht Gewaltthätigkeit? — Zeugin: Sie hat mitgetheilt, es wäre sein sehnlichster Wunsch, wenn sie sich das Leben nehmen wollte, da sie ohnedies unglücklich sei.

Präs.: Hat sie von Mißhandlungen erzählt? — Zeugin: Sie hat bloß solche angedeutet. — Präs.: Hat sie jemals Befürchtungen ausgesprochen? — Zeugin: Einmal hat sie mir mitgetheilt, daß sie sehr fürchte, eines unnatürlichen Todes durch Gustav's Verschulden sterben zu müssen? — Präs.: Daraus würde folgen, daß die Gräfin schon damals den Tod durch Meuchlerhand fürchtete? — Zeugin: Ich glaube. — Präs.: War es ihr Wunsch, mit ihm nicht vereint zu bleiben? — Zeugin: Es war beiderseitiger Wunsch. — Präs.: Hat Ihnen die Gräfin in letzter Zeit geschrieben? — Zeugin: Im Monate Juni von Reichenhall, wo sie sich sehr dankbar noch über ihre Schwiegereltern äußerte. — Präs.: Hat sie in diesem Briefe erwähnt, daß sie leide? — Zeugin: Ja, vom Halsleiden war darin die Rede, als von einem sehr hartnäckigen Uebel.

Votant Gernerth: Bezüglich des unnatürlichen Todes, haben Sie sich niemals gedacht die Gräfin denke an einen Selbstmord? — Zeugin: Dessen hätte ich sie nie für fähig gehalten. — Präs. (zur Angeklagten): Was haben Sie darauf zu bemerken? — Angekl.: schluchzt und wankt — und bemerkt, sie halte ihre Angaben aufrecht.

Agnes Meriot, Gouvernante im Hause des Statthalters, kommt nun zur Vernehmung. — Präs.: Wie lange waren Sie im Hause des Grafen Chorinsky? — Zeugin: Vom Jahre 1850 bis 1859. — Präs.: Sind Sie mit dem Hause Sr. Excellenz fort und fort im Verkehre gestanden; haben Sie die Verhältnisse des Hauses gekannt; haben Sie auch die verstorbene Gräfin gekannt und welcher Art war der Verkehr mit ihr? — Zeugin: Ich habe die Verhältnisse insoferne gekannt, als es mir in meiner Eigenschaft möglich war; doch mit der Gräfin Chorinsky war ich ziemlich intim, und sie erzählte mir, daß sie sich sehr unglücklich fühle.

Präs.: Hat sie den Grund hiefür Ihnen angegeben? — Zeugin: Sie hat mir das Unglück mit dem Gustav halb und halb angedeutet. — Präs.: Hat sie geklagt? — Zeugin: Nichts Besonderes. — Präs.: Welche allgemeine Klagen hat sie vorgebracht? — Zeugin: Daß der Mann leichtsinnig, sonst aber ein guter Mensch sei. — Präs.: Hat sie Ihnen sonst nichts von ihm mitgetheilt? — Zeugin: Ueber Untreue hat sie auch geklagt. — Präs.: Die Gräfin hat 1866 das Haus verlassen, wissen Sie den Grund? — Zeugin: Sie hat gesagt, der Gustav komme verwundet nach Hause, da müsse sie fort. — Präs.: Hat der Graf Sie selbst besucht, als er nach Wien kam? — Zeugin: Ich habe ihn öfters auf der Gasse gesprochen.

Präs.: Warum auf der Gasse? — Zeugin: Weil wir uns zufällig öfter begegneten. — Präs.: Was war der Gegenstand der Unterhaltung bei seinen späteren Besuchen? — Zeugin: Er sprach von vielen gleichgültigen Sachen und mitunter auch über seine Frau. — Präs.: Schon im September 1866 soll Graf Chorinsky bei Ihnen gewesen sein; hat er sich da schon nach seiner Frau erkundigt? — Zeugin: Nein, erst im Jahre 1867. — Präs.: Also mehr als ein ganzes Jahr war verstrichen, ohne daß er Sie besuchte und sich erkundigte? — Zeugin: Er begegnete mir auf der Gasse, aber erkundigte sich nicht um seine Gattin. — Präs.: Im September 1867 hat er Sie besucht und Sie gefragt, ob Sie nicht wissen, wo seine Frau wohne; ist das richtig? — Zeugin: Ja. — Präs.: Er fragte, ob und warum sie in Reichenhall sei; was antworteten Sie? — Zeugin (spricht so leise, daß man sie gar nicht versteht): Ich bejahte. — Präs.: Und was geschah dann weiter? — Zeugin: Sonst weiß ich nichts weiter. — Präs.: Das muß noch in der besseren Jahreszeit gewesen sein? — Zeugin: Im September.

Präs.: Also er wollte ein Empfehlungsschreiben an seine Frau. Was haben Sie darauf bemerkt? — Zeugin: Ich fragte, wer die zu empfehlende Dame sei. Er nannte mir Marie Berger und fragte, ob ich nicht wisse, ob seine Frau schon in München sei. — Präs.: Was antworteten Sie? — Zeugin: Ich wußte es auch nicht. — Präs.: Er hat also das Empfehlungsschreiben auf sich beruhen lassen? — Zeugin: Er sprach nicht weiter davon. — Präs.: Wann ist er wiedergekommen? — Zeugin: Anfangs October. — Präs.: Und dann? — Zeugin: Er sagte mir, daß seine Frau schon in München sei. (Spricht sehr leise und unverständlich.) Er trug mir über das Empfehlungsschreiben ausdrücklich Stillschweigen auf, damit Niemand etwas erfahre.

Präs.: War es Ihnen nicht befremdend, daß der Mann, der seine Frau verlassen, ein Empfehlungsschreiben an dieselbe wünsche? — Zeugin: Mir ist nichts aufgefallen, als daß eine Dame allein nach München reise. — Präs.: Wann haben Sie das Empfehlungsschreiben gegeben? — Zeugin: Im October. — Präs.: Erinnern Sie sich an den Inhalt desselben? — Zeugin: Ich erinnere mich, daß die Dame Marie Berger heiße, daß ich sie der Freundschaft der Gräfin empfohlen und gebeten habe, sie möge ihr in München nützlich sein. — Präs.: Was haben Sie weiter in Betreff dieses Schreibens erfahren? — Zeugin: Gar nichts.

Präs.: Haben Sie keine Mittheilung bekommen? — Zeugin: Der Graf ist zu mir am 20. November gekommen und ich fragte ihn, ob die Dame abgereist sei und er nicht wisse, ob sie das Schreiben abgegeben habe. Er sagte, sie hätte telegraphirt, daß die Gräfin erkrankt sei.

Der Präsident bringt nun den Brief zur Sprache, welchen die Zeugin selbst von der Gräfin Chorinsky erhalten und fragt: Hat er Sie ersucht, ihm den Brief zu übergeben? — Zeugin: Ja. — Präs.: Wie hat er das motivirt? — Zeugin: Er sagte, ich solle ihn den Brief lesen lassen. — Präs.: Hat er sich etwa erkundigt, welcher Briefträger zu Ihnen kommt, als ob er Ihre Briefe abfangen wollte? — Zeugin: Nichts. — Präs.: Haben Sie ihm etwas bemerkt, als er sagte, die Frau habe ihm telegraphirt, seine Frau sei schwer krank? — Zeugin: Nichts.

Präs.: Hat er Ihnen mitgetheilt, daß er sich mit Heirathsplänen trage? — Zeugin: Daß er sich scheiden lassen wolle. — Präs.: Wie hat er sich eine Scheidung vorgestellt? — Zeugin: Er hat mir keine Aeußerung darüber gemacht. — Präs.: Sie haben Ihre Aussagen beschworen und bestätigen unter Ihrem Eide die Wahrheit Ihrer Aussage? — Die Zeugin erklärt, an Ihren Aussagen festzuhalten.

Da Niemand eine Frage an die Zeugin zu stellen hat, läßt der Präsident sie abtreten und ruft die nächste Zeugin, Marie Ernst, vor.

Zeugin Marie Ernst, aus Glashütten im Eisenburger Comitate gebürtig, Modistin, gibt an, seit Winter 1866 für die Angeklagte, die sie damals kennen gelernt habe, gearbeitet zu haben. Die Angeklagte habe ihr gesagt, daß sie die Braut eines Offiziers sei, welcher ein Graf ist, und daß die Heirath im Herbst oder im nächsten Frühjahr stattfinden werde.

Von den Hindernissen der Heirath habe sie nichts erfahren. Das Brautkleid sei derart gewesen, daß seine Form der Mode nicht unterliege. Einen besonderen Aufwand habe Zeugin bei der Angeklagten nicht bemerkt, und

daß die Rechnung doch 200 Gulden in einem Vierteljahre betrug, erklärt sie mit der Anfertigung mehrerer Kleider in diesem Zeitraume.

Präs.: Es ist einmal unter Ihrer Adresse etwas bei Ihnen bestellt worden, öfter nicht? — Zeugin: Nein; nur einmal. Das Fräulein ist gekommen und hat mich ersucht, wenn Pakete oder Briefe für sie kommen, sollte ich sie aufheben. Nach einiger Zeit ist sie wieder gekommen und hat gefragt, ob etwas gekommen sei. Ich antwortete Nein; sie erwiderte, es müsse etwas gekommen sein, worauf ich wieder sagte: Nein, sonst hätte ich es hergegeben. Indeß sagte ich ihr, daß aus Böhmen das Rattengift gekommen sei; ich wußte nicht, daß es für sie sei, und habe es also zurückgeschickt. Als mir der Briefträger, der gewöhnlich unsere kleinen Pakete bringt, das Paket gab und mir sagte, es sei Rattengift, da bemerkte ich noch, ich weiß nicht, wie das zu mir kommt und wer so keck ist, mir das Gift zu schicken.

Präs.: War das Fräulein Ebergenyi ärgerlich, als sie erfuhr, daß Sie das Rattengift zurückgeschickt haben? — Zeugin: Nein, das nicht. — Präs.: Hat sie Ihnen nicht gesagt, wozu sie das Rattengift brauche? — Zeugin: Für ihren Bruder in Ungarn. — Präs.: Sagte sie nicht, daß sie so viele Ratten im Keller habe? — Zeugin: Nein. Sie sagte, sie brauche es für ihren Bruder. — Präs.: Hat die Angeklagte Ihnen sonst Gegenstände zur Aufbewahrung gegeben? — Zeugin: Nein, nie.

Votant Kubasta: Sie glaubten also nicht, daß das Paket für Fräulein Ebergenyi gehört. — Zeugin: Nein. — Kubasta: Und warum nicht? — Zeugin: Ich konnte mir nicht denken, wozu sie das brauchte. — Kubasta: Also wegen der Fremdartigkeit des Gegenstandes.

Zeugin erzählt dann, daß die Angeklagte ihr gesagt habe, daß sie wegreise; um das „Wohin“ habe sie sich nicht bekümmert. Freitag oder Samstag, als sie zurückkam (den Tag weiß Zeugin nicht genau zu bezeichnen), habe sie sich auf ihren Reisehut eine neue Feder stecken lassen und ihr gesagt, sie reise zu ihrer Schwester. Sonntag kam sie wieder, da habe ich ihr die Feder hinaufgesteckt, und sie sagte, sie werde nächsten Tag wieder erscheinen, es sei ihre Schwester hier.

Nachdem von keiner Seite mehr eine Fragestellung an die Zeugin gewünscht wird, entfernt sich dieselbe.

Der Zeuge Rambacher wird in die Vernehmung gezogen. Derselbe ist ein ehemaliger Militär und hat diese seine militärische Haltung auch im Gerichtssaale beibehalten.

Präs.: Ich erinnere Sie noch einmal an Ihren geleisteten Eid, und demgemäß ermahne ich Sie, die volle Wahrheit zu sprechen. Wann haben Sie den Grafen kennen gelernt? — Zeuge: Beiläufig im Mai oder Juni vorigen Jahres. Ich habe ihn durch seinen Bruder Heinrich kennen gelernt. — Präs.: Sind Sie häufig in Verkehr mit ihm getreten? — Zeuge: Ich war sehr oft bei ihm. — Präs.: Hat er Sie in Kenntniß gesetzt von seinem Verhältnisse, das er mit einer Dame hatte? — Zeuge: Nein. — Präs.: Hat er Sie nicht einer Dame vorgestellt. — Zeuge: Ja, später. — Präs.: Bevor die Beförderung der Schachtel zur Erörterung kam, hat er noch ein weiteres Ansinnen irgend einer Art an Sie gestellt. Hat er nicht erwähnt, er sei in die Lage gekommen, Ihre Gefälligkeit in Anspruch zu nehmen? — Zeuge: Erst bei der Schachtel. Ich bin ins Kriegsministerium gegangen, der Graf hat nach mir gefragt; meine Frau war damals im Wochenbette, und der Graf fragte mich, ob ich nicht meine Frau sehen wollte. Ich bejahte und fügte bei, daß es mir meine Mittel nicht gestatten, die Reise zu ihr zu machen. Er sagte zu mir: Ich hätte an Jemanden etwas abzuschicken. Es ist eine Ueberraschung für den Betreffenden; Sie müssen mir jedoch Ihr Ehrenwort geben, Niemanden etwas davon zu sagen. Auf meine Frage, was es wäre, sagte er, es sei eine Schachtel. Er fragte mich, ob 30 Gulden zu meiner Reise genügen würden; ich bejahte und auf Nachmittag bestellte er mich in die Krugerstraße. Ich ging zur bestimmten Zeit hin, und er übergab mir die Schachtel.

Präs.: Er sagte zu Ihnen, es sei dieß das Quartier der Cousine? Zeuge: Ja. — Präs.: In welchem Zimmer wurden Sie empfangen? — Zeuge: Im ersten. — Präs.: Haben Sie bemerkt, daß sich Jemand darin aufgehalten habe? — Zeuge: Nein. — Präs.: Konnte Jemand im zweiten Zimmer sein? Und war die Thür offen? — Zeuge: Der Graf war ganz allein. — Präs.: Wer hat die Thüre geöffnet? — Zeuge: Der Graf selbst. — Präs.: Was sagte er zu Ihnen? — Zeuge: Er sagte: „Hier haben Sie die Schachtel; geben Sie mir nochmals Ihr Ehrenwort, nichts zu sagen.“ — Präs.: Ist es diese Schachtel? (Zeigt dem Zeugen eine solche.) — Zeuge: Ja, es war aber eine Papier-Adresse darauf. — Präs. (zeigt ihm auch die Adresse): Ist das die Schrift des Grafen Chorinsky? — Zeuge: Nein. — Präs.: Es ist eine verstellte Schrift? — Zeuge: Ich glaube.

Präs.: Haben Sie etwas über den Inhalt der Schachtel gehört? — Zeuge: Nein. Ich war verlegen, als der Postbeamte nach dem Inhalt fragte — wegen meines gegebenen Wortes wollte ich nichts sagen, ich konnte nicht denken, daß ich zu etwas Unrechtem verwendet werde — ich habe daher den Inhalt als „Spielwaaren“ declarirt. — Präs.: Der Graf hat Ihnen das Ehrenwort abgenommen, nichts über den Inhalt der Schachtel zu sagen? — Zeuge: Bloß darüber, daß ich die Schachtel aufgegeben habe, sollte ich schweigen.

Präs.: Hat der Graf besondere Unruhe gezeigt bei der Uebergabe der Schachtel? — Zeuge: Nein. — Präs.: Auch nicht nachher? — Zeuge: Auch nicht. Er hat mich später dem Fräulein vorgestellt, seiner Cousine, und sagte zu mir: Beruhigen Sie sich über das, was ich gethan. — Präs.: Damals sahen Sie die Angeklagte zum erstenmale. War sie unruhig? Schien sie Ihrer Versicherung mit Angst oder Spannung entgegenzusehen? — Zeuge: Ich glaube nicht.

Präs.: Was ist dann weiter vorgegangen? — Zeuge: Der Graf hat mir dann mitgetheilt, seine Cousine sei nach München abgereist. — Präs.: Sind Sie nicht früher mit ihm zusammengekommen? Und hat er nie seiner eigenen Angelegenheit erwähnt? — Zeuge: Er fragte mich, ob ich ihm nicht einen alten Lumpen von Deutschmeister procuriren könne; er machte dazu eine eigenthümliche Handbewegung. Ich sagte, wenn Herr Graf Jemanden durchprügeln lassen wolle, so bedauere ich, nicht dienen zu können (große Heiterkeit), und habe, selbst als Offizier, mit solchen Leuten keine Bekanntschaft gehabt. Ich bedauerte, nicht die erforderliche körperliche Kraft zu besitzen. — Präs.: Wie war diese Handbewegung? — Zeuge macht eine entsprechende Geberde. — Präs.: Es war also eine Banditenbewegung; es war eine Bewegung des förmlichen Niederdrückens, In-die-Erde-Stampfens? — Zeuge: Ja.

(Fortsetzung folgt in einer besonderen Beilage.)

Mannichfaltigkeiten.

(Neues Arbeiter-Lied von Herwegh.) Nach langer Ruhe beginnt Herwegh, der sich noch immer in Baden-Baden aufhält, nun wieder seine dichterische Thätigkeit und wendet sich mit Vorliebe der socialen Frage zu. Aus einem seiner neuesten noch ungedruckten Gedichte werden folgende Verse mitgetheilt:

All überall Geschrei nach Brod
Vom Atlas bis Archangel,
In halb Europa Hungersnoth
Im halben bitt'rer Mangel!
Die Scheuern leer, die Steuern schwer.
Die Ernten schlecht gerathen —
Doch immer mehr und immer mehr
Und immer mehr Soldaten!

Geld her für Pulver und für Blei
Für Reiter und für Rosse!
Chassepots, Zündnadeln, allerlei
Weittragende Geschosse!
Dem Kaiser Geld! Dem Papste Geld!
Nur immer frisch von hinten
Geladen! Denn der Lauf der Welt
Hängt ab vom Lauf der Flinten!

(Polyandrie.) Vor einem der Londoner Polizeigerichte erschien neulich eine junge elegant gekleidete Frau von einnehmendem Aeußeren unter der ungewöhnlichen Anklage der Polyandrie. Ein angesehener Arzt in Salisbury, der die Dame im vergangenen October geheirathet, trat, durch seinen Advocaten vertreten, als Kläger auf und wies nach, daß sie am 2. Juni 1863 in Cardiff und am 22. Januar 1866 in Carlisle sich ebenfalls vermählt habe und daß seine Vorgänger noch unter den Lebenden weilen. Da die Angeklagte zu ihrer Vertheidigung weiter nichts anzuführen wußte, als daß der erste ihrer Gatten sie unter falschem Namen geheirathet: und daß der zweite bereits der Mann einer anderen noch lebenden Frau gewesen sei, so mußte sie vorderhand auf einen Haftbefehl ins Gefängniß wandern. Es war der Polizei gelungen, sie festzunehmen, als sie gerade im Begriffe war, mit zwei werthvollen Hunden, mehreren Kanarienvögeln und bedeutendem Gepäck das Weite zu suchen.

(Der Liebe Maß.) In San Francisco hat sich in letzterer Zeit eine Gesellschaft junger Männer gebildet, die, wie sie für sich selbst mögliche Kräftigung des Körpers erstrebt, so auch für das weibliche Geschlecht, und damit für die künftigen Generationen, nur von einem gesunden Körper Heil erwartet; die jungen Männer haben sich demgemäß feierlichst verpflichtet, keine junge Dame zu heirathen, deren Körper-Proportionen unter ein gewisses Maß herabgehen. Ohne Zweifel wird jeder der jungen Idealisten, sobald ihn Amors Pfeil getroffen, vom Vereine mit einem eleganten Zollstab ausgestattet werden müssen. Ob er seine Messungen bei den bestehenden conventionellen Formen und Gebräuchen unternehmen kann, ist mehr als zweifelhaft, und ob sich der Verliebte, wenn die Geliebte unter dem Maßstab, aber über alle Maßen reizend ist, vom Verein zurückhalten lassen wird, steht auch dahin.

(Erschossen.) Aus Theresienstadt meldet man: Am 17. April kam der Cadet St. spät Abends auf Besuch zu der achtbaren Familie A. Da er die Wache zu beziehen hatte, so trug er sein Gewehr mit sich und stellte dies in einen Winkel. Frau A. und ihre 14jährige Tochter unterhielten sich eine zeitlang mit ihrem Gaste, plötzlich sagte die Mutter zu ihrem Kinde: „Es ist schon spät, geh' schlafen.“ Da das Mädchen nicht gehorchen wollte, meinte Cadet St. scherzend, sie solle nur folgen und schlafen gehen, sonst schieße er sie todt. Um seinen Worten mehr Wirkung zu verleihen, ergriff er das Gewehr und zielte nach der Tochter — ein Blitz, ein Knall und blutend stürzte, von einer Kugel durchbohrt, das Mädchen zu Boden. Cadet St. hat sich nach der unglücklichen That sofort freiwillig dem Gerichte gestellt. Die Obduction der Leiche fand am 18. April statt.

(Rascher Entschluß.) Aus Ehrenbreitstein vom 22. April wird uns geschrieben: Heute Nachmittag spazierte ein wohlhabender Gewerbetreibender nebst Frau und Kind von hier nach Pfaffendorf. Unterwegs entspann sich ein Wortwechsel, worauf die Frau sich sofort in den Rhein stürzte; das Kind folgte ebenfalls der Mutter, hiervon überrascht, sprang der Gemahl sofort auch in den Strom; nur der schnellen Hülfe zweier rüstigen Männer gelang es, die drei Personen vor dem Ertrinken zu retten.

(Howe), der Erfinder der Nähmaschine, hinterließ 618,000 Dollar ($1^1/_2$ Million Gulden). Vor zwanzig Jahren arbeitete er noch als Gesell in einer Werkstätte, um seinen Unterhalt zu verdienen und den Prozeß gegen die Eingriffe in sein Patent zu führen.

Kunst-Notizen.

Aus der Schillerstiftung. Der Verwaltungsrath der deutschen Schillerstiftung hat in seinen diesjährigen Sitzungen am Vorort Wien unter dem Vorsitz des Freiherrn von Münch-Bellinghausen (Fr. Halm) dem Dichter und Scheiftsteller Dr. Klein in Berlin eine Ehrengabe dargeboten und dem Letzteren darüber folgende Mittheilung gemacht: „Wien, den 8. April 1868. Deutsche Schillerstiftung. Vorort Wien. Sehr geehrter Herr! Ihre dramatischen Arbeiten, Ihre im größten Style und mit einem bewunderungswürdigen Aufwande von Fleiß und Gelehrsamkeit aufgebaute „Geschichte des Dramas“ waren bei der diesjährigen Conferenz des Verwaltungsrathes der deutschen Schillerstiftung ein würdiger Gegenstand der Aufmerksamkeit für dieselbe. Es wurde erkannt, daß die deutsche Schillerstiftung in schönster Erfüllung ihrer Mission rechtzeitig daran zu denken habe, den Fortgang Ihrer werthvollen Thätigkeit zu sichern, und sich das Verdienst nicht entgehen lassen dürfe, an einem so monumentalen Nationalwerke, wie Ihre „Geschichte des Dramas“, mit den verfügbaren Mitteln der Stiftung einen ihr möglichen und ihrem Pflichtkreise zustehenden Antheil zu nehmen. Vorort und Verwaltungsrath, deutsche und österreichische Landsleute sind sich daher in dem Gedanken begegnet, Ihnen eine dreijährige Pension im Jahresbetrag von 300 Thalern anzubieten. Wir hoffen, Ihrer Erklärung entgegensehen zu dürfen, daß Sie dieses Darbieten annehmen, und schließen mit dem Wunsche, daß Sie freien und gehobenen Muthes darin die ehrenvollste Anerkennung Ihrer schon vorhandenen Leistungen verbunden mit dem lebhaftesten Interesse für das künftige Gedeihen derselben erblicken mögen. Mit ausgezeichneter Hochachtung der Vorort der deutschen Schillerstiftung, Freiherr von Münch-Bellinghausen.“ — Herr Dr. Klein hat darauf folgende Antwort an den Vorsitzenden des Verwaltungsrathes abgeschickt: „Berlin, den 16. April 1868. Für die mir durch Zuschrift vom 8. April 1868 zur Kenntniß gebrachte Anerbietung einer dreijährigen Zubuße im Jahresbetrage von 300 Thalern spreche ich dem hochlöblichen Vorstande und Verwaltungsrathe der deutschen Schillerstiftung, Vorort Wien, meinen ergebensten Dank aus. Doch weiß ich nicht, wie ich Dankesworte für die anerkennungsvolle, meine Leistungen über ihr Verdienst ehrende Form und Fassung finden soll, in welcher mir die Mittheilung zukam. Durch diese Einkleidung gewinnt erst die hülfreiche Spende den Charakter einer den Schriftsteller wahrhaft auszeichnenden Ehrengabe. Er darf sie mit jenem Hochgefühle annehmen, womit ein Siegespreis in den olympischen oder pythischen Spielen unter dem Zurufen des gesammten Hellenenvolkes empfangen wurde. Was aber mein Innerstes am freudigsten bewegte, ist die herzliche und gemüthvolle Theilnahme, die Ihnen aus freier Bewegung, ohne mein Dazuthun, die Anerbietung eingab; ist das volle deutsche Herz, das aus Ihrer Zuschrift, hochgeehrte Männer, mir entgegenschlägt. Hierfür gibt es nur den einzigen entsprechenden Dankesausdruck: daß der so ehrenvoll berücksichtigte Schriftsteller durch Aufgebot aller von seinen Dankgefühlen gesteigerten und erhöhten Kräfte, wie durch gewissenhafte Fortführung und eine ihm erreichbare Vollendung seiner schwierigen und mühevollen Arbeit sich Ihrer hülfreich bethätigten Anerkennung würdig erweise. Mit diesen aus der Fülle eines bewegten Herzens fließenden Gefühlen habe ich die Ehre in dankerfüllter Hochachtung mich zu zeichnen eines hochlöblichen Vorstandes und Verwaltungsrathes der deutschen Schillerstiftung ganz ergebenster Dr. J. L. Klein.“

Ueber Laube's **„Böse Zungen“** hat sich in den Wiener Blättern eine heftige Polemik entsponnen. Die alte „Presse“ bringt einen vernichtenden Artikel, die „Neue Freie Presse“, das Organ Laube's, in der er selbst als Theaterkritiker fungirt, lavirt. Die „Morgenpost“ schreibt: „Böse Zungen!“ — Damit haben wir das theatralische Schlagwort der Woche ausgesprochen. Man muß es gestehen, der ehemalige Director des Burgtheaters versteht es, seine Stücke in Scene zu setzen — auf der Bühne sowohl — wie in der öffentlichen Meinung. Eine wahrhaft amerikanische Reclame ging diesem Stücke voraus. Befreundete Journale druckten freundliche Kritiken aus den auswärtigen Blättern ab. Laube reiste zur Vorstellung nach Prag und hielt bei der Generalprobe eine Brandrede an die Schauspieler. So viel Komödie — wegen einer Komödie! — Der einstige Führer des jungen Deutschlands ist alt geworden und vielleicht das ganze junge Deutschland mit ihm! — Der einstige „scharf angezeichnete Liberale“ ist zahm geworden, sehr zahm! Oder sind die „bösen Zungen“ etwa ein „liberales“ Stück? Oder ist das Halbdutzend leerer Beifalls-Bettelphrasen, mit welchen das Publikum förmlich bombardirt wird, etwa mehr werth, als die „liberalen“ Randglossen eines Lokalcorrespondenten, wenn er zufällig eine Tagesneuigkeit autographirt, deren Moral die „Schädlichkeit des Concordats“ darthun soll! Herr Laube hat dem Theatereffecte Rechnung getragen, und er wird mit seinem Stück Geld verdienen, aber er sage uns nicht, das Stück sei gut, oder es wäre Unrecht gewesen, es im Burgtheater nicht aufzuführen. Im Gegentheile, wir achten Friedrich Halm, daß er dieses Stück zurückwies, trotzdem er wußte, daß er dadurch seinen Gegnern Anlaß zu bösen Verdächtigungen gegeben hatte.“

Mannheim, 25. April. Seit langer Zeit hat die erste Vorstellung einer Schauspielnovität kein so gedrängt volles Haus gesehen, wie die gestrige von Laube's „Bösen Zungen“. Die Wirkung des Stückes war eine völlig sympathische und die gewaltigste, die in vielen Jahren erlebt wurde. Wesentlich trug zu diesem Erfolge die treffliche Inscenirung und sorgsame Einstudirung bei.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 28. April: **Philippine Welser**, historisches Schauspiel in 5 Acten von Oskar Freiherrn von Redwitz. Franz Welser: Herr Mocalt als Gast.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 149.)

Mittwoch, den 29. April: **Undine**, romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Lortzing.

(Abonnements-Vorstellung Nr. 150.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Prozeß Ebergenyi.

(Fortsetzung.)

Präs.: Der Graf verlangte also einen Lumpen von Deutschmeister? Und wen haben Sie empfohlen? — Zeuge: Er fragte mich, ob ich nicht einen verläßlichen Mann wüßte, dem er eine delicate Angelegenheit anvertrauen könne. Ich nannte Hauptmann Dierkes. Er fragte mich, wann wir zusammenkämen. Er bestimmte dann seine Zusammenkunft mit ihm beim Eugen-Monumente. Sie kamen dann daselbst zusammen und der Graf fragte den Hauptmann, ob er, im Falle er seiner bedürfe, auf ihn rechnen könne.

Präs.: Und war nicht näher über diese Angelegenheit zwischen Ihnen die Rede? — Zeuge: Nein. Er hat mir einmal gesagt, es hätte ihn ein Cavalier um eine Gefälligkeit ersucht, die er nicht ausführen könne, wozu er einen Anderen brauche. — Präs.: Welcher Art sollte diese Gefälligkeit sein? — Zeuge: Das hat er nicht gesagt. — Präs.: Als der Graf seinen Wunsch geäußert, war die Angeklagte anwesend? — Zeuge: Ja. — Präs.: Was hat sie dabei geäußert? — Zeuge: Ich weiß nicht. Sie war im Zimmer und ist am Tisch gesessen. — Präs.: Hat sie an dem Gespräche theilgenommen? — Zeuge: Sie hat wenig gesprochen. — Präs.: Der Graf hatte, als Sie zu ihm gekommen, erklärt, seine „Cousine" sei nach München gereist und hat Sie um etwas ersucht? — Zeuge: Er sagte: Es werden mehrere Briefe unter Ihrer Adresse kommen; wenn sie anlangen, bringen Sie mir sie in die Krugerstraße, weil ich während der Abwesenheit meiner Cousine in ihrer Wohnung sein werde. Sie sei nach München wegen einer Holzbestellung gefahren und um ihre Familie zu sehen.

Präsident constatirt Widersprüche zwischen den Angaben über die gleichzeitige Reise nach Ungarn und München. — Zeuge: Der Graf sagte, morgen (Donnerstag) komme ein Brief; um 2 Uhr werde er in der Wohnung sein. Donnerstag kamen zwei Briefe, der eine frankirt. Ich ging damit in die Krugerstraße und gab sie dem Grafen. Er öffnete sie, las sie und ging damit zum Ofen. Was er hineingeworfen, weiß ich nicht. Darauf hat er sich angezogen und sagte, er hätte noch zu thun und müsse fortgehen. Freitag ging ich in die Stadt, und obgleich kein Brief an mich kam, ging ich doch in die Krugerstraße, um zu melden, es sei kein Brief gekommen. Das Stubenmädchen öffnete die Thür, sie war sehr verlegen, in demselben Augenblick kam der Graf, in Hemdärmeln, in großer Aufregung aus dem Zimmer heraus und fragte hastig: Was ist geschehen? Das Fräulein, das ebenfalls da war, beruhigte ihn und sagte: Es ist das Stubenmädchen. Ich war erstaunt, daß sie schon aus München gekommen sei. Er umarmte mich und sagte: Ich danke Ihnen, lieber Rambacher. Gehen Sie fort, ich bitte Sie. Das Fräulein sagte: Du wirfst ihn ja förmlich hinaus; wenn das der Fall ist, so gehe ich mit ihm. Sie blieb jedoch und ich ging allein fort.

Präs.: Wie machte sich dann Ihre Reise nach München? — Zeuge: Das machte sich so: Bei dem fürchterlichen Wetter am 24. Nov. hat mich Graf Chorinsky, der schon im Waffenrocke und sehr verweint war, um Verzeihung gebeten; er habe noch um eine Gefälligkeit zu bitten. Ich sagte, ich wolle es gerne thun. Er fragte, ob ich heute noch nach München fahren könne, ich habe dort nichts Anderes zu thun, als, da er seine Julie heirathen wolle, eine Person aber da sei, von der sie nicht wisse, ob sie existire oder nicht, mich nach derselben zu erkundigen. Sie heiße Marie Ledške, wohne Amalienstraße Nr. 12, 4. Stock. Darauf sagte das Fräulein, ich brauche nicht in die Wohnung zu gehen, solle blos etwa beim Dienstboten nachfragen. Sie gab mir 25 fl. österr. W. zur Hinreise und 30 fl. Bayerisch zur Rückreise; ich werde, sagte sie, um 4 Uhr Nachmittags in München ankommen, solle mich erkundigen und um 9 Uhr wieder zurückfahren, damit ich Früh wieder in Wien sei. Das erste Gefühl war freilich ein sehr unangenehmes, das muß ich gestehen, weil ich schon wegen der Handbewegung etwas ahnen mußte. Ich kam nach München wegen des schlechten Wetters um halb 11 Uhr Nachts, stieg im Hotel Oberpollinger ab, wo ich meinen vollen Namen und Charakter ins Fremdenbuch schrieb; des Morgens ging ich in die Amalienstraße, fragte in einem Kaffeehause, später einige Dienstboten in Nr. 12, die mir sagten, daß keine Frau Ledske hier sei. Ich stieg dann, da ich doch das Geld angenommen habe, in den vierten Stock hinauf, läutete bei Frau Hartmann an, und ein junger Mann, der mir öffnete, sagte, er bedauere, aber die Frau Gräfin sei plötzlich todt aufgefunden und der Leichnam sei von der Polizei mit Beschlag belegt worden. Ich habe auch die amtliche Versiegelung an der Thür gesehen. Ich wollte nichts Näheres erfahren, wußte aber noch immer nicht, worum es sich handle. Ich bin dann von 9 Uhr Vormittags bis 9 Uhr Abends in München geblieben; es war wohl ein furchtbarer Tag für mich.

Präs.: Haben Sie sich auch noch sonst irgendwie erkundigt? — Zeuge: Nein. Nach meiner Ankunft in Wien ging ich ins Kriegsministerium und fragte nach Graf Chorinsky, dann in die Wohnung in der Krugerstraße, wo ich erfuhr, daß Beide abgereist seien; ich glaubte wohl anfangs, sie seien durchgegangen, ich ging in die Statthalterei, um mich dem Statthalter vorzustellen, da ich gleich Alles anzeigen und sie compromittiren wollte; ich hörte, daß Se. Excellenz mit dem Grafen Chorinsky nach München abgereist sei. Endlich erhielt ich einen Brief von dem Fräulein, wo ich ihre Unterschrift zuerst sah. Sie ersuchte mich, ihr das Resultat der Münchener Reise zu erzählen. Ich sagte mit Nachdruck: „Gott sei Dank, es ist mir nichts geschehen"; dann hat die Dame ihre Ruhe noch bewahrt, aber etwas gedrückt ausgesehen. — Präs.: Woraus vermuthen Sie das? — Zeuge: Daraus, daß sie mir sehr starr ins Gesicht sah.

Präs.: Das ist Ihnen natürlich aufgefallen? — Zeuge: Weil es mir etwas aufgefallen ist, hat es ihr noch mehr Verlegenheit bereitet. Abends ging ich dann in's Gasthaus mit meiner Frau und las im Abendblatte des „Fremdenblatt" von dem Tode der Gräfin Chorinsky. Jetzt war mir Alles klar. Ich zahlte meine Rechnung und wußte nicht, soll ich sogleich die Anzeige machen oder erst den Grafen Chorinsky sprechen. Der Graf Chorinsky war nicht zu treffen, auch der Statthalter war nicht zu sprechen, und so sprach ich den Grafen Heinrich. Er fragte mich, was mir eingefallen ist, mit der Ebergenyi nach München zu fahren? — „Ich bin nicht mit ihr gefahren", antwortete ich, „ich habe genug daran, daß ich allein gefahren bin." Ich erzählte ihm den Hergang der Sache und fragte ihn, ob er mir dafür garantiren könne, daß ich nicht arretirt werde, wenn ich die sofortige Anzeige unterlasse, und er hat mir das bejaht.

Präs.: War Ihnen nicht auffallend, daß man Sie hinausschickte, um Erklärungen einzuziehen? — Zeuge: Das weiß ich positiv nicht mehr anzugeben, es war eine „Kaffee-Boutique", in welche ich Erkundigung einzuziehen gesendet wurde. — Präs.: Hat sie gesagt, Sie brauchten nicht hinaufzugehen? — Zeuge: Ja, in dieser Form hat sie gesprochen.

Präsident (zur Angeklagten): Erinnern Sie sich, die Bewegung des Grafen Chorinsky gesehen zu haben, als es sich darum handelte, einen festen Menschen zu suchen? — Angekl.: Ansichten sind frei, und die Bewegung habe ich nicht gesehen, wenigstens ist sie mir nicht erinnerlich. — Präs.: Erinnern Sie sich, daß Sie sagten, er (Rambacher) brauche nicht hinaufzugehen. — Angekl.: Die Horvath sagte, es könnte Schwierigkeiten bereiten? — Präs.: Was für Schwierigkeiten? — Angekl.: Unannehmlichkeiten habe ich gesagt. — Präs.: Das ist freilich unangenehm, wenn man fürchtet, entdeckt zu werden, einen meuchlerischen Mord begangen zu haben. — Angekl. schluchzt und wankt.

Votant Gernerth (zur Angeklagten): Ist das richtig, daß die Ruhe von Ihnen bewahrt wurde, als Ihnen Herr Rambacher die Nachricht von dem Tode der Gräfin Chorinsky überbrachte? — Angekl.: Ich bin darauf wie gewöhnlich in mein Zimmer gegangen und glaube nichts von einer Verlegenheit gezeigt zu haben, da ich es erstens nicht war und überdies keinen Grund hatte, bei der Nachricht verlegen zu werden; ich könnte höchstens mitleidig geworden sein. — Präs. (zum Zeugen): Sie haben angegeben, daß Sie jetzt keinen Zweifel hegen, es habe schon damals ein Project bestanden, welches die Beseitigung der Gräfin Chorinsky bezwecken sollte. — Zeuge: Jetzt bin ich allerdings davon überzeugt. — Präs.: Was wäre geschehen, wenn man sich direct an Sie gewendet hätte? — Zeuge: Das wäre für die Gräfin Chorinsky ein Glück gewesen, denn sie wäre in diesem Falle noch jetzt am Leben.

Der Zeuge wird hierauf entlassen und der nächste Zeuge, Heinrich Dierkes, vorgerufen.

Zeuge Heinrich Dierkes, aus Wien gebürtig, 44 Jahr alt, Privat, früher Offizier bei Erzherzog Ludwig, kennt die Angeklagte nicht und hat den Grafen Gustav Chorinsky nur einmal im Leben beim Eugen-Monumente gesehen. Bekannt gemacht mit diesem hat ihn Rambacher, Graf Chorinsky hat sich die Adresse desselben geben lassen und gesagt, er werde seine Dienste in Anspruch nehmen und ihm darüber schreiben. Später einmal, einige Tage darauf, hat Dierkes den Oberlieutenant Chorinsky in der Kärntnerstraße getroffen, ihn gegrüßt und von ihm das Versprechen gehört, daß er ihm bald schreiben werde. — Präs.: Ist Ihnen etwas Bestimmtes darüber bekannt, wozu Sie Graf Chorinsky verwenden wollte? — Zeuge: Durchaus nicht; es war nie davon die Rede.

Präs.: Haben Sie nicht aus Miene und Geberde seine Absicht erkannt? — Zeuge: Durchaus nicht. — Präs.: Rambacher sagte aus, der Graf Chorinsky hätte eine Handbewegung gemacht, welche nicht bloß auf ein Prügeln, sondern auch auf noch mehr hindeutet. — Zeuge: In meiner Gegenwart nicht. — Präs.: Der Graf sagte, er hätte Sie verwenden wollen, um Jemanden, den er nicht nennen kann, durchbläuen zu lassen. — Zeuge: Davon ist mir nichts bekannt. — Präs.: Sind Sie in der Lage, diese Ihre Angaben zu beeiden? — Zeuge: Ja.

Auf Antrag des Staatsanwaltes wird der Zeuge in Eid genommen und entlassen.

Der nächste Zeuge ist August Angerer.

Zeuge weiß nur anzugeben, daß die Angeklagte die zum Photographiren erforderlichen Chemikalien bestellt, zwischen 3. und 5. September bezogen und bezahlt hatte. Die Angeklagte habe damals angegeben, sie brauche die Chemikalien für ihren Bruder, der Dilettant im Photographiren ist.

Auf Einladung des Präsidenten specificirt Zeuge die gelieferten Chemikalien und äußert sich über die Gifthältigkeit derselben.

Das hierauf vernommene Dienstmädchen Elise Kubesch gibt an, sie sei drei Wochen vor der Verhaftung der Angeklagten in deren Dienst getreten, es seien öfter, aber nicht zu häufig, Besuche gekommen. Von Damen habe sie nur eine große starke Dame, die Frau Rittmeisterin, gesehen.

Dienstag am 19. November sei die Dienstgeberin abgereist, Freitag zurückgekommen, habe eine Theekanne mitgebracht. welche sie, das Mädchen, weil noch Theeblätter darin waren, gereinigt hätte. Später hat ihr die Dienstgeberin ein versiegeltes Packet mit dem Auftrage gegeben, es ihrer, des Mädchens, Schwester zur Aufbewahrung zu übergeben und ja Niemandem etwas zu sagen. Als die Verhaftung der Dienstgeberin erfolgte. habe sie Angst bekommen, sei mit ihrer Schwester zur Polizei gegangen, und von dort wurden Beide zum Untersuchungsrichter gebracht, wo ihnen das Packet abgenommen wurde.

Diese Zeugin ist bereits beeidet und wird auf ihren Wunsch, nachdem sie zuvor die Theekanne und den Umschlag des in Verwahrung gehaltenen Packets agnoscirt hatte, entlassen.

Es tritt der Zeuge Adalbert Mikulitsch, jener Studiosus ein, welcher zur Gräfin Mathilde in intimen Beziehungen stand.

Präs.: Ihr Name? — Zeuge: A. Mikulitsch. — Präs.: Wo sind Sie geboren? — Zeuge: In Szegedin. — Präs.: Sie sind ledig, katholisch, Hörer der Philosophie und Erzieher hier. Ich ersuche Sie, laut zu sprechen. Sie haben die Gräfin Chorinsky gekannt? — Zeuge: Ich wurde mit ihr im Juni 1864 bekannt. — Präs.: Sie wußten, daß sie verheirathet sei? — Zeuge: Ja. — Präs.: Was für Wahrnehmungen machten Sie in Betreff der Gemüthsstimmung der Gräfin? — Zeuge: Sie war häufig kränklich. — Präs.: Hat sie Ihnen Mittheilungen über ihr eheliches Verhältniß gemacht? — Zeuge: Ja.

Präs.: Welcher Art waren diese? — Zeuge: Sie erzählte mir genau das ganze Verhältniß mit ihrem Manne, die wahrscheinlichen Ursachen der Trennung. — Präs.: Welche waren diese Ursachen? — Zeuge: Sie gab mir an, daß sie ihren Gatten zum letzten Male in Nancy gesehen habe, im Jahre 1862, er sei nach Brünn gereist.

Präs.: Warum hat er sich entfernt? — Zeuge: Das hat sie mir nie angegeben, sie hat sich nicht darüber geäußert; sie war genöthigt, ihren Schmuck zu versetzen, um Geld zur Abreise nach Brünn zu eelangen, und erhielt öfter Briefe, in denen der Bruch offen zu Tage kam. In Brünn hatte sie mehrere Zusammenkünfte mit ihrem Gatten, die den Bruch vollständig herbeiführten. Sie ersah aus den Briefen, daß ihr Gatte mit einer Stiftsdame in Brünn, deren Namen ich nicht mußte, eine Bekanntschaft angeknüpft habe, und da er sie nicht als Gattin anerkennen wollte, war sie genöthigt, zu ihrer Schwester zu gehen. Dem Rathe eines Rechtsfreundes Folge leistend, ging sie nach Wien und lebte im Hause ihrer Schwiegereltern.

Präs.: Wann hatte sie sich nach Reichenhall begeben? — Zeuge: Das war im Jahre 1866. — Präs.: Hat sie Ihnen von Reichenhall geschrieben? Hat sie Ihnen in Betreff ihrer Lebensstimmung keine Mittheilung gemacht? Hat sie nicht von Selbstmord geschrieben? — Zeuge: Durchaus nicht. Ihre Briefe waren meistens heiter und enthielten manchesmal Aeußerungen über ihr eheliches Verhältniß. — Präs.: Hat sie je gewünscht, sich mit ihrem Gatten wieder zu vereinigen? — Zeuge: Niemals; sie erklärte, nie etwas mit ihm zu thun haben zu wollen. — Präs.: Hat sie von Reichenhall über ihre Gesundheitsverhältnisse geschrieben? — Zeuge: Ja. Anfangs 1867 hatte sie ein Halsleiden, dies verschlimmerte sich gegen Ostern, — Präs.: Hat sie je Besorgnisse darüber gehegt? — Zeuge: Insoferne, als es hartnäckig war.

Präs.: Besorgte sie für ihr Leben? — Zeuge: Das nicht.

Präs.: Hat sie Ihnen Mittheilungen gemacht, welche auf die Behandlung ihres Gatten hingewiesen hätten? — Zeuge: Von körperlichen Mißhandlungen nicht. — Präs.: Aber von Bedrohungen; welcher Art waren diese? — Zeuge: Nur Bedrohungen, die etwa in Handbewegungen bestanden haben mögen. — Präs.: Hat sie Befürchtungen über Gewaltthaten von Seite ihres Mannes gehegt? — Zeuge: Sie äußerte oft ernst, sie versehe sich von ihrem Manne nichts Guten, sie habe erfahren, daß er sie mit Verleumdungen fortwährend verfolge, auch bei den Schwiegereltern.

Präs.: Hat Sie Ihnen die Bedrohungen mitgetheilt? — Zeuge: Das muß schon in Brünn gewesen sein. — Präs.: Welcher Art waren diese? — Zeuge: Sie sei ihm eine Kette auf der Well, sie verbittere ihm das Leben. Er stieß auch andere Drohungen aus, die ich nicht andeuten kann. — Präs.: Da Sie es schon erwähnt haben, so muß ich Sie doch bitten, diese vorzubringe. — Zeuge: Sie waren sehr unsittlicher Natur. (Spricht sehr leise.) — Präs.: Wenn ich Sie recht verstanden habe, rieth er ihr, sich der Prostitution zu ergeben? — Zeuge: Ja, sie möge ihre Reize verwerthen. (Sensation im Publikum.)

Präs.: Haben Sie hinsichtlich eines Packetes etwas erfahren? — Zeuge: Sie erhielt ein Pakel, wie sie mir mittheilte, mit einem Zettel mit verstellter Schrift, sie habe sich deßhalb geängstigt.

Präs.: Was schrieb sie darüber? — Zeuge: Sie sei erstaunt, sie erinnere sich nicht, einen Jammer zu kennen; sie erstaune, daß ein Unbekannter es wage, ihr als Bekannter zu schreiben. Sie wolle von keinem fremden Manne etwas wissen. — Präs.: Hat sie Besorgnisse daran geknüpft? — Zeuge: Gar keine. — Präs.: Sie war also nur erstaunt? — Zeuge: Sie schien nichts Gefährliches darin zu wittern. Ob sie viel darüber nachgedacht hat, weiß ich nicht. — Präs.: Glauben Sie nicht, daß sie Besorgniß gehegt hat? — Zeuge: Es ist möglich; sie beobachtete eine eigene Vorsicht. Es wurden ihr öfter Blumenbouqets angeboten und sie nahm sie nicht an.

Präs.: Welcher Art war diese Vorsicht? — Zeuge: Es war eine Bescheidenheit von ihr, von Niemanden etwas anzunehmen; es war mehr aus Sittlichkeitsrücksichten.

Präs.: Wann dürften Sie den letzten Brief von der Gräfin erhalten haben? — Zeuge: Am 19. Novembee, zwei Tage vor ihrem Tode; der Brief ist vom 18. datirt. — Präs.: Wird Ihnen etwas in demselben mitgetheilt? — Zeuge: Gar nichts. — Präs. Wurde Ihnen mitgetheilt, daß sie trüber gestimmt wurde? — Zeuge: Nichts.

Präs.: Sie haben sich nach München begeben, haben sie besucht; hat sie Ihnen nicht erzählt, daß sie sich fürchtete in Folge der Prophezeiungen einer Kartenaufschlägerin? — Zeuge: Das hat die Frau Rioli erzählt, man habe ihr durch dreimaliges Kartenaufschlagen erklärt, es wird eine fremde Dame kommen, die den Tod bringen wird. Darauf hat sie gesagt: „Ach, das geht meinen Mann an".

Präs.: Schien Ihnen das glaubwürdig? — Zeuge: Diese Frau schien mir glaubwürdig, und bezüglich des Kartenaufschlagens dürfte wohl etwas Ausschmückung dabei sein. — Präs.: Sie haben den Theekessel bei der Gräfin gesehen (diesen vorweisend), erinnern Sie sich daran? — Zeuge: Sehr wohl. — Präs.: Sehen Sie die Schmucksachen an, hat die Gräfin dieselben getragen? — Zeuge: Es sind die Effecten der Gräfin, aber sie hat sie selten getragen.

Präs.: Die Umgebung der Gräfin behauptet, sie habe die Korallen am linken Armee immer getragen? — Zeuge: Ist mir nicht recht erinnerlich. — Präs.: Erinnern Sie sich, hat die Gräfin Chorinsky einen Siegelring getragen? — Zeuge: Sie hat zwei Ringe gehabt; einen mit dem Buchstaben N., den anderen mit dem Familienwappen und der Jahreszahl der Verehelichung.

Präs.: Hat sie diesen Ring getragen? — Zeuge: Nein. — Präs.: Wo pflegte sie ihn aufzubewahren? — Zeuge: Es war ihr einziges Document, mit welchem sie sich als Gräfin legitimirte, und sie bewahrte ihn in der Commode. — Präs.: Der Ring wurde im Portemonnaie gefunden. Wo können die übrigen Schmucksachen gelegen sein? — Zeuge: In einer Lade. — Präs.: Wo hatte sie ihren ächten Schmuck verwahrt? — Zeuge: In einem eigenen Kistchen, versperrt in einer Commode. — Präs.: Wo pflegte sie die Briefe zu verwahren? — Zeuge: Bei Schmucksachen. — Präs.: Und die Briefe neueren Datums? — Zeuge: In jener Lade.

Präs.: Wenn Jemand hastig hineingegriffen hätte, könnte er die Schmucksachen mitgerissen haben? — Zeuge: Es wäre möglich. — Präs.: Glauben Sie nicht, daß die Gräfin den Ring bei Besuchen getragen hatte? — Zeuge: Ich glaube, daß sie ihn allerdings getragen. — Präs. (zur Angeklagten): Haben Sie nichts zu bemerken auf diese Aussage? — Angekl.: Vorläufig nichts.

Präs.: Später kann man an der Aussage keine Aenderung mehr vornehmen. — Angekl.: So habe ich nichts zu bemerken.

Der Zeuge wird entlassen.

Um $^{3}/_{4}$12 Uhr ist die Vernehmung der Zeugen erschöpft und der Präsident unterbricht die Verhandlung für eine Viertelstunde.

Die Angeklagte hat der neuen Last von Beweisen, welche heute die Aussagen der Zeugen und die mitgetheilten Erhebungen gegen sie aufthürmten, dasselbe Leugnen wie gestern entgegengehalten. Mitunter schien es wohl, als ob es ihr an Kraft gebräche, als ob sie sich von den auftauchenden Verdachtsgründen überwältigt fühlte. In solchen Momenten sah man sie wanken und fast vergebens nach Worten suchen. Dieser Kampf dauerte jedoch nur einen Moment. Im nächsten Augenblicke war sie bereits Herrin ihrer selbst, und in vollkommener Erkenntniß ihrer Situation wiederholte sie, was sie oft im Laufe dieser zwei Tage gesagt: „Ich habe es nicht gethan; das war die Horvath! die Horvath!“ Mit diesem Namen wurde heute, wie der folgende Verhandlungsbericht zeigt, ein freches Gaukelspiel getrieben. Jemand, der — wie der Staatsanwalt bemerkte — mit der Würde der Gerechtigkeitspflege des Landes seinen Scherz treiben zu können vermeint oder aber, wie Andere glauben, ein ungeschickter und unerfahrener Freund der Angeklagten hat an den Präsidenten des Gerichtshofes ein Schreiben gesendet, welches den vielgenannten Namen „Viki Horvath“ als Unterschrift trägt und die Schuld an dem Tode der Gräfin Chorinsky auf die Schultern dieser Unbekannten wälzt! — in dem ersten Falle ein frevelhaftes Spiel, im zweiten ein schlechter Liebesdienst. An dem Geschicke Julie v. Ebergenyi's, welche während der Verlesung dieses Schreibens gerötheten Angesichts und in großer Bewegung die Wirkung dieses Schreibens auf ihre Richter studirte, hat dieser Brief nichts — gebessert. Präsident, Staatsanwalt und, bezeichnend genug für dieses Machwerk, selbst der Vertheidiger erklärten, daß dieser Zwischenfall in den Verlauf des Verfahrens eine Aenderung nicht bringen könne.

Um ¼ nach 12 Uhr wird die Verhandlung wieder fortgesetzt.

Die Angeklagte ist womöglich noch mehr ergriffen, als zu Beginn der Verhandlung.

Der Präsident erklärt, daß die Zeugenvernehmungen beendet sind und daß er somit Verlesungen vornehmen werde.

Es werden das Lokal-Augenscheins-Protokoll, sowie die Gutachten der Gerichtsärzte und Gerichts-Chemiker verlesen. In diesen Actenstücken wird gesagt:

„Erst am Sonntag, den 23. November, machte der Elise Hartmann, Zimmerfrau der Gräfin Mathilde Chorinsky, deren plötzliches Verschwinden Bedenken, und als Abends in Folge einer von ihr bei der Polizei erstatteten Anzeige die Wohnung der Gräfin mit Gewaltanwendung geöffnet wurde, fand man die Gräfin entseelt auf dem Boden, zwischen Tisch und Sopha auf der rechten Seite liegend, dahingestreckt. Die an der Leiche sichtbaren Todtenflecken und die auf dem Boden wahrgenommenen, mit Blut vermengten geronnenen Flüssigkeiten ließen annehmen, daß die Leiche schon längere Zeit da gelegen sein mochte.

Im Zimmer selbst wurden weiters folgende Wahrnehmungen gemacht: Der Tisch war gedeckt, man fand einen Bierkrug mit ungefähr einer Maas brauner Flüssigkeit gefüllt, ein Fläschchen Rum, drei Wassergläser, davon eines kelchartig, ein Körbchen mit Aepfeln, zwei Teller, auf denselben Brod und Backwerk; ferner Milch, eine Dose mit Zucker, einen Theeseiher, Schinkenwurst, dann abgezogene Wurst, Wursthäute, eine Tasse muthmaßlich mit Thee, und zwar an der linken Seite, wo nach Angabe der Frau Hartmann die fremde Dame gesessen, halb gefüllt, ohne Milch; eine zweite Tasse zu einem Viertheile voll an der rechten Seite, wo die Gräfin Chorinsky Platz genommen hatte. Dieser Inhalt war mit Milch vermengt. Das ganze Arrangement zeigte, daß die Gräfin Mathilde Chorinsky am 21. November 1867 bei dem Goûter während der kurzen Abwesenheit der Quartierfrau Elise Hartmann und noch im Beisein der fremden Dame vom Tode ereilt worden sei, da der Zimmerherr Phil. stud. Karl Struwe nebenan beiläufig um 5¼ Uhr Abends im Zimmer der Gräfin zwei Damen in sehr lebhafter Unterhaltung vernahm, die sich, so viel er verstehen konnte, über Photographien und Rom unterhielten. Zwischen 6 und 7 Uhr hörte er die Thür hastig zuschlagen, und von diesem Momente ab war es im Zimmer der Gräfin ruhig geworden.

Wie Albert Mikulitsch weiß, besaß die Gräfin Chorinsky keine Werthpapiere; in der obersten Lade des Commodekastens fand sich mannichfacher ächter Schmuck, ferner eine den Verhältnissen entsprechende Barschaft von 25 fl., ein österreichischer Ducaten in Gold und an der Leiche selbst eine goldene Damenuhr vor.

Es fehlte somit von dem Besitze der als Leiche aufgefundenen Gräfin Chorinsky gar nichts, und es konnte somit ein Raubmord nicht vorausgesetzt werden.

Allein ebensowenig konnte man an einen Selbstmord glauben, da die Entseelte von ihrem Geliebten Albert Mikulitsch, der Kostfrau des Kindes, Marie Ciska, der früheren Quartiergeberin, Regina Lehmann, deren Tochter Josephine Seligmann, dem Ludwig Seligmann, dann der letzten Quartiergeberin, Elise Hartmann, und deren Tochter Fanny als eine lebensfrohe, mit heiterer Gemüthsstimmung begabte Frau geschildert und von ihr versichert wird, daß sie in sehr geordneten Vermögensverhältnissen gelebt habe.

Der Schwiegervater der Entseelten, Graf Chorinsky sen., Statthalter von Niederösterreich, spricht sich in dieser Beziehung dahin aus, daß dieselbe keineswegs schwermüthig war, das Leben nicht von der harten Seite auffaßte und weder mündlich noch schriftlich einen Gedanken des Lebensüberdrusses und Selbstmordes laut werden ließ. Auch ist zu bemerken, daß das Licht im Zimmer ausgelöscht worden sein mußte, da die Kerze nicht herabgebrannt war. Die Thür des Zimmers, in welchem, wie bereits erwähnt, die Entseelte aufgefunden wurde, war von Außen verschlossen, der Schlüssel hiezu, sowie der Schlüssel zur Commode, der Theekessel und die Theeplatten waren verschwunden.

Diese Gegenstände konnten nur durch fremde Hand beseitigt worden sein, offenbar um die Entdeckung des Mordes zu verzögern und Zeit zur Flucht zu gewinnen. Anbelangend die Todesart der Gräfin Mathilde Chorinsky, ist vor Allem der Abgang jeder äußeren Verletzung an der Leiche zu beachten. Nach dem Ausspruche des königlich bayerischen Universitäts-Professors Dr. Buchner, welcher mit der chemischen Analyse betraut war, hat die chemische Untersuchung außer Zweifel gestellt, daß Gräfin Mathilde Chorinsky eine beträchtliche Dosis Blausäure, welche den Tod sofort herbeiführen mußte, genossen.

Bei der am 24. November 1867 durch die königlich bayerischen Professoren Dr. Martin und Dr. Riedinger in München vorgenommenen Obduction ließ sich wiederholt deutlicher Geruch nach bitteren Mandeln verspüren, und im Magen der Leiche fand sich dickbreiiger Inhalt von chocoladefarbigen, mit einzelnen weißen vermischten hirsekorngroßen Partikelchen vor.

Nach den Ergebnissen der Section ließ sich eine Todesursache weder durch innere Erkrankung, die so weit vorgeschritten war, daß sie den Tod hätte veranlassen können, noch durch die Einwirkung einer äußeren Gewalt ermitteln. Wohl aber besteht der Verdacht einer stattgehabten Vergiftung, und zwar höchst wahrscheinlich durch irgend ein blausäurehältiges Präparat, wofür der eigenthümliche Geruch des Magen-Inhaltes, sowie der Blutreichthum der Organe, der Mangel aller Gerinnung im Blute und mehreres Andere, insbesondere die bereits erhobenen Thatsachen sprechen.

Nähere Erfahrungen mußten der chemischen Analyse und dem Ausspruche der Sachverständigen vorbehalten bleiben.

Die Ergebnisse der dießfalls angestellten Forschungen lassen sich nun in Folgendem zusammenfassen:

Der im Magen vorgefundene Speisebrei, auf den bittermandelartigen Geruch der Blausäure in unverkennbarer Weise zeigend, enthielt außer Blausäure keine freie, flüchtige und namentlich keine ungebundene Salzsäure. Der Magen enthielt nur Blausäure in freiem Zustande; wäre die Vergiftung durch Cyankali geschehen, hätte das Salz durch irgend eine Blausäure ersetzt werden müssen. Die ganze Menge wurde mit 1·2 Gran wasserfreier Blausäure berechnet; es mußte aber eine größere Menge Blausäure in den Magen gekommen sein.

Im Blute fand sich noch am fünften Tage nach dem Tode mit Gewißheit unzersetzte Blausäure, ebenso, aber in geringerem Maße in den Eingeweiden und in dem auf dem Fußboden des Zimmers befindlichen geronnenen Blute der Leiche vor.

In dem Thee-Aufgusse in der Milch, im Wasser, im Rum und in den der chemischen Analyse unterzogenen Früchten fand sich keine Blausäure, kein Cyankali und überhaupt keine gesundheitsschädliche Substanz vor.

Während diese Analyse in München durch das dortige Medicinal-Comite vorgenommen wurde, sind hier in Wien durch die Landesgerichts-Chemiker Dr. Heller und Professor Kletzinsky die im Besitze der Julie v. Ebergenyi vorgefundenen Gegenstände in Untersuchung gezogen worden, und diese ergab, daß der weiße Körper theils in Stangen-, theils in Pulverform mit Bestimmtheit als Cyankali in einer noch vorhandenen Menge von 30—35 Gramm (1 Gr. = 13·7 Gran oder im österreichischen Apothekergewichte 115 $^{76}/_{100}$ Gran, also 7 Drachmen oder Quentchen weniger 4 Gran) erkannt wurde, und daß das im Theekessel, welcher aus der Wohnung der Ermordeten verschwunden war und dann gleichfalls im Besitze der Ebergenyi vorgefunden wurde, zurückgebliebene Kali als Rückstand von Cyankali angesehen werden kann.

Die Experten sprechen sich auch dahin aus, daß unter gewissen Umständen eine halbe Minute Zeit zur Auflösung des pulverisirten Cyankaliums in einer wässerigen Flüssigkeit hinreiche und daß der Genuß dieser Flüssigkeit in wenigen Minuten tödtlich wirken könne, endlich, daß die kleinste Menge, welche zu einer tödtlichen Wirkung verwendet wird, nicht leicht unter einem halben Gran veranschlagt werden kann.

Es wurde sofort die Frage aufgestellt, ob, nachdem das chemische Gutachten aus München das Vorhandensein von freier Blausäure constatirte, während als Corpus delicti Cyankali vorgefunden wurde, der Befund und

das Resultat der chemischen Untersuchung vereinbarlich sei mit der Annahme einer Vergiftung durch Cyankali?

Das Münchener Medicinal-Comite erklärt darüber in einem nachträglichen Gutachten, in Uebereinstimmung mit den hiesigen Experten, rücksichtlich der Löswarkeit des Cyankaliums, daß dasselbe wie z. B. bei Wein durch Weinsäure derart zersetzt wird, daß daraus freie Blausäure und ein neues Kalium — Kalisalz — entsteht. Ferner, daß der Speisebrei sehr sauer war und zur Zersetzung des Cyankaliums freie Säure in mehr als hinlänglicher Menge enthielt, daß sich das genossene Cyankalium durch die Säure des Weines oder des Magenbreies jedenfalls hätte in Blausäure umwandeln müssen; endlich, daß auch überhaupt die Verhältnisse für Vergiftung durch Cyankali sprechen.

Mit dieser Anschauung stimmt auch das von den Wiener Experten schriftlich und mündlich abgegebene Nachtragsgutachten überein, in welchem auch der Möglichkeit Raum gegeben ist, daß die in Wein gelöste wasserfreie Blausäure bei dem Umstande, als der Weinstein rasch krystallinisch sich abscheidet, sogar allein ohne alle Begleitung von Kalisalz in den Magen der Vergifteten gelangt sein konnte.

In Uebereinstimmung mit dem Münchener Bezirksgerichts-Arzte Professor Dr. Marten sprechen sich auch die hiesigen Gerichtsärzte Dr. Doll und Dr. Haschek auf Grundlage des Obductions-Protocolles, der vier Befunde und Gutachten der Münchener und Wiener Gerichts-Chemiker und des ihnen vorgelegten Commissions-Protocolls dahin aus:

1) daß die Gräfin Mathilde Chorinsky an einer raschen Zersetzung des Blutes in Folge einer Vergiftung mit Blausäure gestorben sei;
2) daß das Ableben derselben zwei Tage vor dem Auffinden der Leiche, mithin am 21. November 1867, erfolgt sein könne;
3) daß die Beibringung der Blausäure in Verbindung mit Kali, d. i. in Gestalt des Cyankaliums, angenommen werden könne, wofür die leichtere Zugänglichkeit des Cyankaliums, der Leichenbefund und die chemische Analyse sprechen;
4) daß der Abgang anderer Säuren im Magen sich durch Zersetzung des freigewordenen Kali erklären lasse;
5) daß die mit Cyankali geschwängerte Flüssigkeit hinsichtlich des Geruches nichts Auffallendes darbietet, wie ein von den Gerichtsärzten mit dem vorliegenden Cyankali angestellter Versuch zeigte;
6) daß das im Magen vorgefundene Quantum von 1·2 Gramm freier Blausäure zur Tödtung eines erwachsenen Menschen hinreiche;
7) daß bei der Tödtung neben der Blausäure keine andere Ursache und keine besondere Beschaffenheit der Getödeten mitwirkte;
8) daß sich Blausäure-Gift dem Organismus ungemein rasch, binnen wenigen Minuten mittheile, und endlich
9) daß ein ziemlich schneller Tod unter raschem Schwinden des Bewußtseins ohne besondere Schmerzenskundgebung erfolgt sein konnte.

Unter den gegebenen Verhältnissen, wo der Selbstmord und auch der Mord in räuberischer Absicht als ausgeschlossen anzusehen kamen und demnach erwiesen vorlag, daß Mathilde Gräfin Chorinsky durch Mörderhand geendet habe, konnte die Ermordung derselben nur den Zweck haben, die Person der Gräfin zu beseitigen, und der Verdacht mußte sich nun gegen jene Personen richten, welche an dem Tode der Gräfin interessirt waren, nämlich zunächst gegen den von ihr getrennt lebenden Gatten Gustav Grafen Chorinsky und gegen jene fremde Dame, deren geheimnißvolles Erscheinen in München und in der Wohnung der Ermordeten zur Zeit der Verübung des Mordes, sowie deren plötzliches Verschwinden nach der That den Verdacht nährten, daß sie als diejenige, welche sich in der unmittelbaren Nähe der Ermordeten vor Verübung der That befunden hatte und in der ausschließlichen Gelegenheit war, den Mord zu verüben in der That auch den Mord verübt haben werde.

Präs. (zur Angeklagten): Haben Sie etwas zu bemerken? — Angekl.: Es hat während meiner Anwesenheit bei der Gräfin Chorinsky geläutet. — Präs.: In dem Protocolle ist constatirt, daß das Läuten der Glocke auch weiter, auch im Zimmer des Studirenden Struwe gehört werden müsse. — Angekl.: Ich kann nur meine Rede wiederholen; es hat geläutet.

Präs.: Der Leichnam der verstorbenen Gräfin Chorinsky wurde laut den Münchener Acten, Journal Nr. 181, am 26. November 1867 dem Grafen Chorinsky vorgewiesen, und derselbe erklärte, er erkenne in diesem Leichnam die Person seiner Frau mit aller Bestimmtheit. Der Leichnam wurde auch agnoscirt durch die Quartierfrau Elise Hartmann und deren Tochter, endlich durch Se. Excellenz Grafen Chorinsky, Vater des Gatten der Verstorbenen, laut Journal Leg. Nr. 26, wobei derselbe erklärte, er erkenne in dem Leichnam seine Schwiegertochter, umsomehr, da er den einer vor wenigen Stunden verstorbenen Frau darstellt.

Während dieser Verlesungen war es halb 2 Uhr geworden.

Um diese Zeit wird dem Präsidenten ein Brief übergeben.

Landesgerichtsrath Giuliani erbricht das Schreiben, liest es und theilt dasselbe dem Staatsanwalt zur Einsichtnahme mit.

Nachdem der Staatsanwalt gelesen, sagt der

Präs.: Es ist mir ein Brief mit dem Poststempel Josephstadt zugestellt worden. Wenn der Herr Staatsanwalt keinen Antrag zu stellen hat, hätte ich die Absicht, den Brief zur öffentlichen Verlesung bringen zu lassen.

Staatsanwalt: Ich habe umsoweniger etwas einzuwenden, als darin Umstände vorkommen, die wir bereits oft im Laufe der Verhandlung kennen gelernt haben.

Präs. (liest): „Hohes Untersuchungs-Gericht! Dem hohen Gerichte ist nicht bekannt, daß ich mich in Wien befinde, um dem mir bekannten Prozesse beizuwohnen. Meine Ankunft in Wien fand am 21. April 1868 statt und bitte ich, diese an das hohe Gericht gerichteten Zeilen mit Aufmerksamkeit durchzulesen, da diese weder in München noch hier bekannt sind. (Folgen einige unleserliche Worte.)

Ich habe die Gräfin mit Cyankali vergiftet, der Ebergenyi sämmtliche von der Gräfin Chorinsky herrührende Gegenstände zur Aufbewahrung übergeben und ihr den Auftrag ertheilt, sie einem verläßlichen Manne zu geben, sowie ihr die Kette, Uhr, Fläschchen, Ringe und Kämme übergeben. Ich erkläre öffentlich, daß ich die Mörderin der Gräfin Chorinsky bin. Ich habe den Schlüssel abgezogen, habe am Gange draußen gewartet, bis die Zimmerfrau fortging und einen Comfortable geholt hatte, worauf ich mich dann mit der Gräfin einsperrte. Da ich wußte, daß die Quartierfrau einigemal bei der Thür war, ging ich nach einer Stunde fort, versperrte das Zimmer, packte die Sachen zusammen und übergab sie der Ebergenyi; ich habe die Kerze angezündet und nahm sie vom Kasten, indem die Ebergenyi fortging. Ich kam später hinunter und sagte zu der Ebergenyi: „Die Chorinsky ist todt — es hat sie der Schlag getroffen!" Sie wurde todtenbleich, wollte noch einmal hinaufgehen, und da sie zum Thore gehen wollte, ging ich mit der Julie zur Droschke; wir stiegen ein und ich gab ihr das Paket zur Mitnahme nach Wien. „Ich fragte die Ebergenyi oder sie fragte mich (das ist undeutlich), was sich in diesem Pakete befinde; ich sagte, es sei der Chorinsky ihre Theekanne; sie wurde todtenbleich und begehrte dringend, nach der Wohnung zurückzukehren. Ich ließ es nicht zu.

Ich verfolge den ganzen Gang der Verhandlung und werde mich nicht früher dem Gerichte stellen, bis das Schwurgericht in München die Verhandlung mit dem Grafen nicht beendet hat. Wird die Julie v. Ebergenyi als unschuldig erklärt (Heiterkeit), so lasse ich den Schleier über dieses Geheimniß ungelüftet. Auf Eines mache ich den hohen Gerichtshof aufmerksam: man solle nachfragen, ob sich nicht eine Dame im Hotel „Zu den vier Jahreszeiten" befand und dem Lohndiener einen Napoleonsd'or zum Geschenke gegeben.

Ich heiße Viki Horvath. Ich befinde mich noch heute im Besitze des übrigen Giftes und eines Medaillons der Gräfin Chorinsky, wo das Bild des Grafen sich befindet. Wenn es der hohe Gerichtshof wünscht, übersende ich Gift und Medaillons mittelst Post. Entschuldigen Sie die schlechte Schrift, ich habe Alles in größter Aufregung geschrieben. Ich reiste früher nach München als die Ebergenyi, und wir gaben uns das Rendezvous auf dem bestimmten Platze.

Wien, den 23. April 1868. Viki Horvath."

Präs.: Haben der Herr Staatsanwalt einen bestimmten hierauf bezüglichen Antrag zu stellen?

Staatsanwalt: Ich glaube, daß es mit der Würde der öffentlichen Anklage unvereinbar wäre, wenn auf dieses Machwerk ein Werth gelegt würde. Wir haben im Laufe des Prozesses solcher Umtriebe genug erfahren, als daß wir auf diesen neuen ein Gewicht legen können, um so weniger, als ich seinem Inhalte nach und nach den Ausführungen, die darin vorkommen, diesen Brief unmöglich als etwas Anderes betrachten kann, denn als einen ganz unpassenden und einen selten dagewesenen Spaß, den irgend ein Unberufener sich mit dem hohen Gerichtshofe erlaubte; denn wäre der Umtrieb ein solcher, der von der Familie der Angeklagten ausging, so würden in dem Briefe wohl jene Ausführungen berücksichtigt sein, die gestern, wo das ganze Material ausführlich erörtert wurde, hier vorkamen.

Präs.: Wünschen der Herr Vertheidiger einen Antrag zu stellen? — Vertheidiger Dr. Neuda: Ich schließe mich den Ausführungen der Staatsanwaltschaft vollkommen an.

Präs.: Da also hier eine Uebereinstimmung herrscht, so wird der Brief zu den Acten gelegt und die Verhandlung fortgesetzt.

(Fortsetzung folgt in der Didaskalia Nr. 119.)

Druck und Verlag: Heller u. Rohm in Frankfurt a. M. — Für die Redaction verantw. J. G. Kitz.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 119. Mittwoch, den 29. April 1868.

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

Die Mittags-Mahlzeit war vorüber. Clotilde hatte, Kopfweh und Ermüdung vorschützend, sich in ihr Zimmer zurückgezogen, das zu ebener Erde neben dem Salon lag. Der Baron und Vetter Johannes waren beim Kaffee sitzen geblieben.

Portheim hatte sich eine Manilla-Cigarre angebrannt und hörte, in seinem Fauteuil liegend, aufmerksam dem Missionsvorsteher zu, der seinen Sessel an den des Barons herangerückt hatte und mit leiser, aber eindringlicher Stimme sprach.

„So liegen die Dinge", sagte er, und strich mit der Hand das Haar hinter das Ohr zurück, „und ich wiederhole nochmals: geben Sie sich keiner Täuschung hin. Entweder Sie willigen ein, sich von Ihrer Frau zu scheiden, oder Sie erklären Ihre Insolvenz. Als meine Cousine mir die Verwaltung ihrer Geschäfte bei meiner Ankunft hier übergab, zeigte mir ein Blick in ihre Papiere, wie Ihre Finanzen standen. Meine Cousine hat schon einmal eine Schuld von zehntausend Thalern für Sie bezahlt. Ich sah voraus, daß Sie neue Anforderungen an Ihre Frau stellen würden und wollte dem nach Kräften vorbeugen, indem ich alle verfügbaren Gelder fest anlegte und wenigstens meine Cousine vor Ueberrumpelungen schützte."

Der Baron, welcher mit dem Gesicht halb abgewandt von dem Missionsvorsteher saß und die bläulichen Rauchwölkchen seiner Manilla durch das offene Fenster hinausziehen ließ, drehte sich rasch in seinem Fauteuil nach dem Sprecher um.

„Pater Lamormain...."

„Ich bitte, lassen Sie diese überflüssigen Bemerkungen", antwortete Johannes scharf und streng, „was ich that, das that ich nicht meinetwillen, sondern um das Gut meiner Cousine nicht im Dienste der Sünde verschwenden zu lassen, um es der heiligen Sache des Herrn zu erhalten —"

„Das heißt Ihrer Missionsgesellschaft", fiel der Baron boshaft ein und warf die Cigarre durch das offene Fenster.

„Sie steht im Dienste der Kirche —"

„Und die Kirche, sagt Herr von Goethe", unterbrach ihn, bitter lachend, der Baron, „hat einen guten Magen und kann viel unrecht Gut vertragen", warum nicht auch das Vermögen meiner Frau, von dem ich eigentlich die unbeschränkte Nutznießung haben sollte, wenn mein seliger Herr Schwiegerpapa nicht so ein Filz gewesen wäre und durch testamentarische Verfügung über seine Hinterlassenschaft mein gutes Recht geschmälert hatte."

Johannes zuckte mit den Achseln.

„Von Ihrem Standpunkt aus mögen Sie nicht Unrecht haben, indessen es ist nun einmal so und ich würde eine Sünde begehen, wenn ich diesen sichtbaren Wink der Vorsehung, irdisches Gut zur Verherrlichung der Kirche zu gewinnen, nicht beachtete. Doch Ihre Unterbrechungen lenken uns nur von unserm Zwecke ab, darum bitte ich Sie nochmals, mich ruhig anzuhören. Mein Vorschlag geht dahin: Sie erklären Clotilde, daß Sie gegen eine Scheidung nichts einzuwenden haben. Meine Cousine reicht zugleich die Scheidungsklage ein; an Gründen dazu wird es ihr nicht fehlen. Clotilde übernimmt dagegen nicht nur Ihre Wechselschulden, sondern zahlt Ihnen auch noch baar dreißigtausend Thaler aus."

Der Baron stand auf und ging einigemal lebhaft im Salon auf und nieder. Dann blieb er vor Johannes stehen, und den Missionsvorsteher mit einem forschenden Blicke messend, lächelte er ironisch.

„Dreißigtausend Thaler? Mehr bin ich Ihnen nicht werth, kleiner Schäcker?"

Johannes zuckte stumm die Achseln.

„Ist das Ihr letztes Gebot?" frug dann der Baron.

„Mein letztes."

Portheim lachte bitter auf.

„Nun bei Gott, das Rechnen haben die Frommen immer verstanden. Sie wissen, daß mir das Messer an der Kehle steht und Sie fahren sanft mit der Klinge über meine Gurgel. Aber wie nun, wenn ich auf Ihr Gott wohlgefälliges Geschäft nicht eingehe, wenn ich Ihre Pläne meiner Frau auseinandersetze, wenn ich ihr erkläre, zu bereuen, ein anderer Mensch zu werden? He!"

Ein verächtlicher Blick des Missionsvorstehers streifte den Baron.

„Sie wissen am Besten, daß Ihnen alles Das nichts hilft. Was meine Pläne anlangt, so kennt meine Cousine diese. Sie weiß, daß ich für eine Trennung Ihrer Ehe bin, denn ich habe ihr selbst zuerst den Gedanken eingegeben, daß es mein lebhaftester Wunsch ist, die reiche Habe, mit welcher der Herr meine Cousine bedacht, für die heilige Sache der Kirche verwendet zu sehen. Was Ihre Reue betrifft, so glaubt sie Ihnen nicht, das werden Sie sich selbst sagen, und schließlich werden Sie nichts erreichen, als daß Sie Ihre Frau diesem . . . Linden, diesem Menschen, den Sie seit heute noch mehr Grund zu hassen haben, in die Arme treiben."

Der Baron senkte den Kopf. Diesem frommen Manne war er nicht gewachsen. Das fühlte er. Die geistige Ueberlegenheit Johannes' machte sich dem Baron gegenüber auch heute wieder geltend.

„Sie nehmen also meinen Vorschlag an?" frug nach einer kleinen Pause der Missionsvorsteher.

„Was bleibt mir anderes übrig?" lachte mit einem verzweifelten Humor der Baron. „Nun bitte ich Sie noch darum, mich alle Tage in Ihr Gebet einzuschließen."

Johannes erhob sich.

„Ich werde die nöthigen Documente aufsetzen", sagte er, „die

Sie dann vor dem Notar unterzeichnen. Um das Geld flüssig zu machen, muß ich auf einige Tage nach Leipzig reisen. Beobachten Sie während der Zeit meine Cousine aufmerksam. Und nun Adieu, die Post zur nächsten Eisenbahnstation geht in zwei Stunden ab und ich habe noch meine Vorbereitungen zu treffen."

Der Baron war allein im Salon.

„Sapristi", sagte er, „ich will froh sein, wenn ich wieder in Homburg bin. Wie melancholisch und tragisch ist doch Alles in diesem Thüringen. Ich komme mir selbst wie ein Romanheld vor und sterbe dabei vor langer Weile."

Er starrte, das Lorgnon ins Auge geklemmt, durch das Fenster auf die Straße.

Ein hübsches Bauernmädchen mit einem Korb ging vorüber; sie trug einen rothen Rock und ging barfuß.

„Sieh da, eine kleine paysanne und ein ganz allerliebstes Geschöpf mit Füßchen wie Aschenbrödel!"

Er nahm seinen Hut, warf einen Blick in den Spiegel und verließ, eine Arie aus Zampa trällernd, den Salon, dem Mädchen folgend, das den Weg hinauf zum Walde eingeschlagen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Prozeß Ebergenyi.

(Fortsetzung.)

Das Nachtrags- und Schlußgutachten der Münchener Gerichtsärzte kommt im Auszuge zur Verlesung, und es wird hierauf das Schlußgutachten der Wiener Gerichtsärzte bekannt gegeben.

Der Präsident verliest das Hausuntersuchungs-Protocoll, Journal Nr. 2.

Am 27. November verfügte sich die Gerichtscommission, bestehend aus dem Untersuchungsrichter, dem Schriftführer und zwei Gerichtsdienern, in die Wohnung der Ebergenyi; das Siegel war unversehrt. Die Revision wurde beim Schreibtisch begonnen, alle Gegenstände wurden mit Beschlag belegt, darunter zwei Pakete Briefe, vier Stück Ducaten und ein neues Vierkreuzerstück, unaufgeschnittene Exemplare des „Fremdenblattes", Cigarrenpfeifchen mit einem gräflichen Wappen. Die Gegenstände wurden dort belassen, da das Dienstmädchen aussagte, sie seien schon früher dort gewesen. Am 6. December 1867 übernahm der Gerichtshof noch mehrere andere Gegenstände. Einzelne der in der Wohnung der Ebergenyi mit Beschlag belegten Gegenstände werden von dieser agnoscirt.

Präsident: Dieses Tapezierer-Stiftchen, hat es sich schon unter den Schmuckgegenständen befunden, als Sie die Reise nach München unternahmen? — Angekl.: Ich weiß mich nicht daran zu erinnern.

Präs.: Wird noch in Betreff der objectiven Thatbestandserhebung eine Bemerkung gewünscht?

Niemand wünscht eine solche zu machen.

Präs.: Die Verhandlung wird auf morgen 9 Uhr zur Fortsetzung des Beweisverfahrens vertagt.

Dritter Verhandlungstag (24. April).

Die Berichte über den Prozeß Ebergenyi haben das Publikum zur erhöhten Theilnahme an dem Verlauf der Schlußverhandlung angeregt, und so kam es, daß der Andrang in den Gerichtssaal heute ein noch viel größerer war und die für die Honoratioren reservirten Plätze besetzt waren, ehe die eigentlichen Sitzberechtigten angekommen waren. Glücklicherweise hatte man heute im Gerichtssaale das sonst in den Theatern übliche Institut der Platzhalter eingebürgert; es wurden nämlich auf Antrag des Präsidenten Ritter v. Boschan Canzleibeamte angewiesen, so lange einen Platz im Saale einzunehmen, bis einer der erwarteten Gäste ihn ablösen werde.

Um acht Uhr war nicht bloß der Gerichtssaal voll, es hatten sich auch schon um diese Stunde die Berichterstatter in- und ausländischer Journale eingefunden und so gut es eben ging an dem viel zu kleinen Berichterstattertische niedergelassen. Kurz vor Beginn der Verhandlung hatte sich noch ein Häuflein junger Aristokraten eingefunden, denen in Eile Sessel gebracht wurden, so zwar, daß die Zuhörerschaft fast bis an den Gerichtstisch reichte.

Um 9 Uhr wurde die Angeklagte unter Escorte in den Saal geführt. Ihr Aussehen ist blaß, sie läßt sich auf die Anklagebank nieder und hat die Hände gekreuzt im Schooße liegen, die Blicke zu Boden gesenkt, in der linken Hand ein weißes Taschentuch, mit welchem sie von Zeit zu Zeit das Gesicht abtrocknet.

Fünf Minuten später treten der Vertheidiger Dr. Neuda, der Vertheidiger des Grafen Chorinsky (Dr. Schauß aus München), sodann der Staatsanwalt und endlich der Gerichtshof ein.

Präs.: Die Verhandlung ist eröffnet. Es wird vor Allem zur Verlesung des Verhöres des Grafen Chorinsky geschritten, aufgenommen beim Bezirksgerichte links der Isar in München.

Journal Nr. 81 Bogen 22, 23 und 24.

Ich heiße Gustav Graf Chorinsky, bin 35 Jahre alt, kath., bin k. k. österr. Oberlieutenant beim 13. Inf.-Reg., dem Generalstabe zugetheilt und wohnhaft bei meinem Vater in Wien. Das Cautions-Capital von 12,000 fl. ist mein Eigenthum, die Zinsen hievon wurden bis jetzt mit meinem Einverständnisse meiner verstorbenen Gattin Mathilde Chorinsky geschickt. Ich war bis jetzt in keine Untersuchung verwickelt. Meine verstorbene Frau lernte ich im Jahre 1858 in Linz kennen, wo sie beim Theater eine Stelle hatte. Sie gab vor, sie sei die Tochter von einem gewissen Mitrowsky und habe ein bedeutendes Vermögen; das ist aber unrichtig, sie war eine geborene Ruef; den Stand ihres Vaters habe ich nicht erfahren. Ihre Mutter hatte später geheirathet, der Mann ist wahrscheinlich gestorben, weil die Frau sich immer Wittwe Albert nannte. In der Hoffnung auf das in Aussicht stehende bedeutende Vermögen meiner Frau machte ich Schulden, trat aus dem Militär (Präs. [da ein Geräusch im Saale ist]: Ich bitte um Ruhe), im italienischen Kriege trat ich wieder ein und erhielt wieder die Stelle eines Oberlieutenants. Ich diente bis 1859 in österreichischen Diensten und trat dann in die päpstliche Armee. Mittlerweile ist meine Geliebte katholisch geworden, kam im Juni 1860 nach Ancona; und dort drohte sie mir, wenn ich sie nicht heirathen werde, mich der päpstlichen Regierung anzuzeigen. In Folge dessen heirathete ich. Meine Frau wies nach, daß sie Vermögen in Aussicht habe, reiste nach Rom zurück, und dort hat sie mir ein Kind geboren, das aber bald wieder starb. Dann lebte ich bis December 1861 als Privatmann gemeinsam mit meiner Gattin in Heidelberg; schon im Sommer entstanden Mißhelligkeiten, die in den verschiedenen Charakteren ihren Grund hatten und in Heidelberg heftiger wurden. Von Heidelberg reiste ich nach Nancy und ließ meine Frau daselbst zurück.

Ich kehrte mit meinem Vater nach Brünn zurück. Ich fing daselbst eine Liebschaft an und beschäftigte mich nun mit Vorschlägen zu einer gerichtlichen Scheidung. Meine Frau überraschte mich zweimal in Brünn und setzte mich durch ihr Benehmen in größte Verlegenheit. Ich reiste später auf die Güter meines Vetters, wo ich von 1862 bis Februar 1864 verweilte. Im Jahr 1864 trat ich in österreichische Dienste, war bei dem Feldzug in Schleswig-Holstein betheiligt, kam dann nach Prag in Garnison, betheiligte mich am preußischen Feldzug, wurde bei Königgrätz schwer verwundet und decorirt.

Die Gräfin Mathilde war in dem Jahre 1862 in dem Hause meiner Eltern aufgenommen worden, welche inzwischen nach Wien übergesiedelt waren, und sie blieb dort bis 1866, wo ich als Blessirter in das Haus meiner Eltern kam, während meine Frau die Wohnung, ohne mich gesehen zu haben, verließ. In Wien war ich seit meiner Verwundung, mit Ausnahme der Zeit, die ich in Bädern zubrachte. Ich habe seit dem vorigen Jahre, wie schon früher erwähnt, fortwährend nachgedacht, wie wohl am besten eine gerichtliche Scheidung zu Stande kommen könnte. Falls eine solche bewerkstelligt worden wäre, war ich gewillt, die Cautions-Interessen meiner Frau lebenslänglich zu überlassen. Im heurigen Jahre vernahm ich als Gerücht, daß meine Frau in Reichenhall in einem Liebesverhältnisse mit einem anderen Manne, von dem sie ein Kind habe, lebe. Ich sprach darauf mit dem Commissär Herrn Breitenfeld, und dieser rieth mir, mit einer Frau, die mit einem anderen Manne Umgang habe, nicht zu leben, sondern zu warten, bis die Concordatsgesetze abgeändert sein werden und dann die Scheidung nachzusuchen.

Ich gebe zu, daß ich damals die Heirath mit Julie in Aussicht hatte, doch habe ich niemals an etwas Anderes als an eine Scheidung gedacht.

Ueber Vorhalt, in welchen Beziehungen er schon damals zu Julie stand, sagte er:

Ich achte sie, ich liebe sie und ich glaube, daß ich von ihr geachtet und geschätzt werde. (Im Saale herrscht große Unruhe.) Ich habe ihr photographisches Bildniß; ich habe derselben kein Wort gesagt, daß ich verheirathet sei; sie weiß es auch nicht und ebensowenig irgend Jemand von der Familie. Meine eigene Familie war zwar von meiner Bekanntschaft unter-

richtet, jedoch ohne daß ich ihr entdeckt hätte, wie treu ich ihr, der Julie, sei. Am 17. November war Fräulein Ebergenyi in Wien, am 18. ebenfalls, am 19. war sie mit dem Mittagszuge nach Steinamanger, beziehungsweise nach Szecsen gereist, woselbst ihre Eltern anwesend waren, wegen Holz, welches aus den Wäldern des Vaters geliefert wurde. Mittwoch, 20., und Donnerstag, 21., war sie in Szecsen, Freitag ist sie, vielleicht auch Tags vorher, von Szecsen nach Wien zurückgekehrt und hat junges Obst und andere Lebensmittel zurückgebracht. Es war unmöglich, daß diese Dame während dieser Zeit hier war, und ich bitte schleunigst nach Steinamanger an das Gericht daselbst zu telegraphiren, damit man dort vielleicht im alten und im neuen Schlosse sich erkundige, ob das Fräulein sich dort aufhalte. Ich habe Fräulein Ebergenyi in der gewöhnlichen heiteren Weise angetroffen, als ich sie Abends wiedersah. Herrn Umlauft aus Brünn kenne ich nicht.

Es werden ihm die ihm abgenommenen Photographieen vorgehalten und er sagt, die unter 2 abgebildete Frau, die unter 3, die unter 4 und 5 abgebildete Frau, endlich das im Medaillon enthaltene Bildniß seien sämmtlich eine und dieselbe Person. Diese Dame heißt Julie Ebergenyi, ist 26 Jahre alt, katholisch, Tochter des Victor Ebergenyi, Gutsbesitzer von Szecsen, Eisenbahn-Station Steinamanger u. s. w. Fräulein Julie v. Ebergenyi wohnte zuletzt im Ebergenyi'schen Winterquartier, Krugerstraße Nr. 13. Sie ist Stiftsdame des adeligen Damenstiftes zu Brünn, hat daher Titel und Charakter einer Frau und muß ein eigenes Vermögen von 800 bis 1000 fl. Rente haben. Ich kenne diese Dame seit April 1867 und bin mit ihr sehr viel zusammengekommen.

Verhör vom 28. November, Bogen 37.

Ich bestätige, daß mir der gerichtliche Beschluß bekanntgegeben wurde; der mir abgenommene Zettel vom 28. Nov. 1867 stammt von einer gewissen Hattowy. Dieselbe war mit mir erst bekannt geworden, ihre jetzige Wohnung weiß ich nicht. Der Ring ist der Ehering einer gewissen Horvath, den sie mir bei einer Zusammenkunft auf der Straße gegeben hatte im Jahre 1857. Mit der vorgenannten Horvath habe ich kein Verhältniß gehabt. Die Ebergenyi habe ich, als sie fortfuhr, bis zum Fiaker begleitet, und hatte dieselbe nichts bei sich, als eine kleine Handtasche. Ihre Kleidung war ein graues Hütchen und auch ein graues Kleid mit einem schwarzen Mantel.

Präs. (zur Angeklagten): Sie müssen demnach zugeben, daß dieß die Kleidung nicht war, die Sie damals trugen; es wird demnach diese Angabe eine unrichtige sein? — Angekl. schweigt.

Journal Nr. 89. Bogen 13. Verhör am 4. December 1867.

Ich bleibe bei meinen früheren Angaben stehen und behaupte, daß Ebergenyi Mittwoch und Donnerstag in Szecsen war. Ich war auch dort, weil ich daselbst beim Holzschneiden zugegen war. Ich habe sie erst Anfangs 1867 kennen gelernt. Daß ich im Besitze ihrer Photographien betreten wurde, rührt daher, daß ich schon in früheren Jahren in einer Photographien-Sammlung ihr Bildniß hatte. Den Buchhalter Rambacher habe ich auch bei einer unverhofften Gelegenheit kennen gelernt. Auch habe ich mich des Wortes bedient: „Wir wollen heirathen, und hiezu müssen wir wissen, ob eine Person in München noch lebt." Der Brief mit 200 fl. trägt den Stempel Steinamanger und ist von einer der Schwestern selbst geschrieben. Da Ebergenyi nicht immer in Wien anwesend war, so kam es vor, daß ihr der an sie gerichtete Geldbrief erst nach einigen Tagen zugestellt werden konnte, daher kamen wir überein, daß ihre Geldbriefe an mich adressirt wurden; ich habe ihr solche sodann eingehändigt, da ich wußte, daß sie es so wünschte. Warum der vorliegende beschnitten ist, weiß ich nicht. Wer unter dem Worte Louis zu verstehen ist, ich glaube, es ist Louis Lopresti darunter gemeint. Ich bemerke ausdrücklich, daß Briefe von Julie, welche das Siegel Steinamanger getragen haben, an mich gerichtet sind; aber mir ist von einer Reise nach München nichts bekannt und ich würde, wenn ich mich oder die Julie irgendwie schuldbeladen gewußt hätte, nicht mit meinem Vater nach München gereist sein. Ich leugne nicht, daß ich die Julie lieb hatte und sie gerne geheirathet hätte.

Es wird dem Grafen eine Schachtel vorgehalten und er gefragt, ob er diese Schachtel kenne. Er äußerte sich verneinend, leugnete den Verkehr mit Rambacher und gab, nachdem man ihm die Aussagen Rambachers und Dierkes' vorgehalten hatte, zu, einen Hauptmann Dierkes zu kennen, ebenso beim Nuntius einen ehemaligen Militär Rambacher kennen gelernt zu haben; alle übrigen Angaben dieser Personen und Beziehungen zu denselben weist er zurück.

Auf Vorzeigen der Briefe erklärt Chorinsky: Dieser Brief war von der Schwester Agathe an mich gerichtet. Den anderen Brief hat Victor an Julie geschrieben. Brief 4 ist das Concept eines Briefes von mir an die Mutter der Julie; warum die Briefe an mich adressirt waren, weiß ich nicht. Sisi ist Gisela, eine Schwester der Julie. Das Wort bezieht sich auf die Scheidung. Brief 5 ein Concept von mir, geschrieben für Julie an deren Mutter; er wurde nicht abgesendet. Sandor Ebergenyi ist ein Advocat in Oedenburg, ein entfernter Verwandte der Julie. Holland ein Rittmeister, pensionirt, in Steinamanger. Brief 7 hat Julie an mich geschrieben; unter den Worten: „er hat mir versprochen", ist der Onkel der Julie, Namens Pista, zu verstehen. Brief 8 ist von mir an Julie gerichtet, Brief 9 ebenfalls. Meine Aeußerungen; Julie im Frühjahre 1868 zu heirathen, beziehen sich auf Scheidung und Aufhebung des Concordats. Brief 10 ebenfalls von mir an Julie gerichtet. Brief 11 ebenso. Brief 12 von mir an Julie. Brief 13 von Victor Ebergenyi an mich. Brief 14 von mir an Julie. Agnes ist eine ehemalige Gouvernante und geborene Engländerin; wo sie jetzt ist, weiß ich nicht. Brief 15 wieder von mir an Julie gerichtet. Lopresti ist ein Bekannter der Julie. Brief 16 wieder von mir an Julie gerichtet. Unter den Pässen sind diejenigen auf Lopresti verstanden. Brief 18 ist von mir an Julie gerichtet. Tallyan ist ein Rittmeister in Pension in Görz. Die Stelle von Dierkes betrifft eine Person, die ich nicht nennen will und welche durchgeprügelt werden soll. Brief 19 ist von mir an Julie gerichtet und darin davon die Rede, daß unsere ganze Angelegenheit gelingen möge. Was unter Buchstaben M. zu verstehen, kann ich nicht angeben; nur von einer Reise nach Szecsen war die Rede. Unter Glücken und Gelingen ist Scheidung und Prozeß zu verstehen. Brief 20 ist von mir an Julie gerichtet, ebenso Brief 21. Brief 22 ist ebenfalls an Julie von mir gerichtet.

Von commissionswegen wird bemerkt, daß der Verhörte eindringlich ermahnt wurde, gegenüber den vorliegenden Umständen ein reumüthiges Geständniß abzulegen.

Graf Chorinsky meldete sich in einigen Tagen wieder zum Verhör und erklärte, nun Alles sagen zu wollen.

Journal Nr. 137. Bogen 2. Verhör am 27. December.

Graf Chorinsky erklärt, daß er nicht mehr zögern werde, ein reumüthiges Geständniß abzulegen, und fährt fort: Ich bitte, mir noch einige Zeit zu gönnen, um alle meine Gedanken sammeln zu können, was auf die Sache und meine Stellung hiezu Bezug hat. Ich werde mich auch meiner Familie entdecken und den Untersuchungsgerichten alle Anhaltspunkte an die Hand geben, damit einerseits die Schuldigen erkannt und andererseits die Nichtschuldigen nicht in Untersuchung gezogen werden. Ich bin heute körperlich herabgekommen, so daß auch meine Geisteskräfte leiden. Ich habe bereits angefangen, meine Vertheidigung in dieser Sache und meine Verhältnisse zu Papier zu bringen, und hoffe, sie dem Gerichte in Bälde übergeben zu können; stelle schon jetzt ausdrücklich in meinen Notizen in Abrede, daß, wenn Julie meine Frau ermordet hat, sie dieß mit meiner Zustimmung gethan. Meine Briefe können nur scheinbar meine Urheberschaft, beziehungsweise Theilnahme an dem Morde erweisen; es wird sich sicherlich auf eine andere Weise erklären. Ich bitte, mir Gelegenheit zu geben, meine Aufzeichnungen übergeben zu können, und dann werde ich das Weitere wahrheitsgetreu angeben.

Bogen 5, Journal Nr. 67. Auf Vorzeigen der Taschenuhr sagt der Verhörte: Ich erkenne diese Uhr als die meinige an, ich habe sie der Ebergenyi übergeben, da sie ihre goldene Uhr mit Diamanten zerbrochen hatte. Ich übergebe hiemit den ersten Bogen meiner Aufschreibungen, in welchen ich die Sache wahrheitsgetreu darstellte, und werde die Fortsetzung hievon demnächst übergeben. — Auf die Frage: Haben Sie von Ihrer Frau etwas gehört? antwortet er: Ich erhielt von Nancy von einer Frau Borneau einen Brief des Inhalts, daß ihr daselbst ein österreichischer Major, wie man sagt, die Cour mache; ich weiß nicht, ob meine Frau dieß annehme; ich erfuhr, daß sie häufig in jüdische Familien komme, von einem ehebrecherischen Verhältniß kann ich nichts bezeugen. Von ihrem Verhältnisse zu Mikulitsch habe ich erst, als sie in München war, Kenntniß erhalten.

Auf besonderes Fragen gab Chorinsky an: Die 12,000 fl. Caution gehören mir und nicht meiner Frau. Ich habe dieses Capital von Baronin v. St. . . . . zum Geschenke erhalten, übrigens hatte mein Vater zugestanden, darüber frei zu verfügen. Von dem Fläschchen weiß ich gar nichts, kann mir auch nicht denken, daß Julie etwas wisse. Ein förmliches Verlobungsfest feierten wir nicht; ich war nur in die Wohnung der Julie gekommen. Die Angaben des Friedrich v. Ebergenyi und der Thueneyssen sind richtig, so weit sie die Verlobung selbst betreffen; sie war schon deßhalb nicht förmlich, da weder meine noch die Eltern der Julie zugegen waren.

Aus den weiteren Angaben des Grafen Chorinsky geht hervor, daß derselbe von dem Aufenthalte seiner Frau in Reichenhall erst aus den Gesprächen mit seiner Mutter erfahren habe. Er sagt weiter aus: Ich muß dem widersprechen, daß ich jemals mit Julie von einem Entschlusse, meine Frau zu ermorden, gesprochen. Ich habe davon nichts gewußt, daß Julie sich wegen Erlangung chemischer Präparate an den Photographen Angerer

oder dessen Bruder gewendet habe, ich kann daher auf die Angaben der beiden Angerer nichts erwidern.

Das weitere Verhör mit dem Grafen Gustav Chorinsky enthält die von demselben abgegebenen Erklärungen über die Art des mehrfach erwähnten Verlobungsfestes. Letzteres, behauptet Graf Chorinsky, sei kein eigentliches Verlobungsfest gewesen, und er könne sich nicht erinnern, ob Julie v. Ebergenyi bei der Verlobung schon wußte, daß er verheirathet sei.

Weiters sagte Graf Chorinsky aus: Von der Reise habe er erst Dienstag (am Tage vor der Abreise) erfahren; er habe ihr davon abgerathen, sie habe sich aber nicht abhalten lassen, und darum habe er ihr einen Wagen besorgt, da sie sonst dieß durch ihre Dienstboten gethan hätte. Von der Art und Weise, wie die Documente zur Ehescheidung erlangt werden sollten, wurde zwischen ihnen nicht gesprochen.

Er habe die von der Statthalterei ausgestellten Paßkarten auf die Namen Horvath und Baronin Bay, unter welch letzterem Julie gereist sei, gesehen. Mit Julie habe er verabredet, daß sie ihm unter der Adresse des Rambacher schreiben solle, da er nicht in der Wohnung seiner Eltern Briefe von Damen erhalten wollte.

Die von ungeheurer Aufregung zeugenden Ausdrücke in den Briefen (als: „Ich bete, daß es Dir glückt...“; dann in einem anderen Briefe: „Welche Angst bestürmt mich!“, „Lasse Dich nicht so weit ein, daß man Dich ertappen könnte“ rc.) werden vom Grafen Gustav Chorinsky theils durch seine Furcht, weil Julie allein gereist sei, theils durch seine Angst wegen Erlangung der Documente, endlich auch dadurch motivirt, daß er fürchtete, Julie werde mit der Gräfin Mathilde ins Handgemenge kommen. Der Passus: „Verwechsele die Pulver nicht“ beziehe sich auf die Dover'schen Pulver, da er meinte, eine solche Verwechslung könne bei der Julie von Ebergenyi ein die Erreichung des Zieles der Reise (Erlangung der Documente) wesentlich störendes Unwohlsein zur Folge haben. Er habe an Julie deßwegen geschrieben, sie solle sagen, sie habe von der Horvath Opiumpulver erhalten, damit nicht auf ihn der Verdacht falle.

Unter dem Ausdrucke: „Am Ende gewinnt oder rührt Dich das Luder“ habe er gleichfalls gemeint, daß die Julie vielleicht sich abhalten lassen könnte, die Erlangung der Documente zu verfolgen. Unter dem Ausdrucke: „Etwa steht uns das Luder im Wege“ habe er ebenfalls die der Scheidung entgegenstehenden Hindernisse gemeint. Das weitere Verhör mit Graf Gustav ist folgendes:

Frage: Warum schrieben Sie: „Was willst Du den ganzen Nachmittag bei ihr machen?“ — Antw.: Weil ich das lange Geplausch nicht dulden wollte. — Frage: Was wollten Sie wegwerfen, nachdem der Zweck der Reise war, etwas zu bekommen? — Antw.: Ich wollte nicht, daß etwas von der Chorinsky erhalten bleibe.

Frage: Welche Rolle spielte Agnes? — Antw.: Das war nur ein Project von mir. Ich wollte nämlich nicht, daß von der Reise etwas bekannt werden sollte, daher ließ ich Alles wegwerfen und habe im Allgemeinen von den Correspondenzen anzugeben, daß die zwei letzten Briefe in einer solchen Leidenschaft geschrieben wurden, daß ich für deren Inhalt nicht verantwortlich gemacht werden kann.

(Fortsetzung folgt in einer Beilage, welche mit der 2. Beilage des Journals ausgegeben wird.)

Mannichfaltigkeiten.

(Zum dritten deutschen Bundesschießen in Wien.) Die wohl bedeutendste Frage des Festunternehmens, die Ausführung der Festbauten, wurde zur Entscheidung gebracht. Dem Stadtzimmermeister und Holzhändler Herrn Joseph Obermaier junior wurde für den Kostenpreis von 175,660 fl. ö. W. vorbehaltlich der durch Abstriche in der Construction einzelner Objecte noch zu erzielenden Ersparnisse der Bau übertragen. Mit Beschluß des Central-Comite's vom 19. April d. J. wurde demselben sonach die Ausführung sämmtlicher Bauobjecte, einschließlich aller Professionisten- und Decorirungsarbeiten übertragen. Die Wirthschafts-Räumlichkeiten müssen am 1. Juli, sämmtliche andere Objecte am 12. Juli d. J. vollständig fertig an das Comite übergeben werden. Sonntag den 20. d. M. wurde sofort der Fest-, beziehungsweise Bauplatz Herrn Obermaier übergeben und bereits am Montage mit den Vorarbeiten begonnen.

(Prozeß Lesurques.) Aus Paris, 17. April, schreibt man der „Köln. Z.“: „Die Affaire des Lesurques, welcher bekanntlich Ende vorigen Jahrhunderts wegen Theilnahme an der Ermordung des Conducteurs des Lyoner Postwagens unschuldigerweise zum Tode verurtheilt und hingerichtet worden war, kommt nächstens wieder vor den Cassationshof. Seine Nachkommen — es lebt noch eine seiner Töchter — haben sich seit über 70 Jahren bemüht, die Rehabilitation ihres Vaters und Großvaters zu erlangen. Alle Versuche scheiterten aber an der Achtung, welche die französischen Gerichte der „chose jugée“ zollen. Zuletzt ist es ihnen aber doch gelungen, die Revision der Prozeßacten durchzusetzen. Die Papiere befinden sich in diesem Augenblick in den Händen des Generalprocurators Delangle. Da das ziemlich bedeutende Vermögen Lesurques' bei seiner Verurtheilung confiscirt wurde, so wird der Staat, falls der Cassationshof die Rehabilitation ausspricht, dasselbe sammt den Zinsen herauszahlen müssen, was eine Summe von mehreren Millionen ausmachen wird.“

Kunst-Notizen.

Eine neue Oper von Flotow. Aus Prag berichtet man: Der glückliche Erfolg, den Flotow's „Zilda“ hier errungen, mag es bewirkt haben, daß unsere Bühnenleitung gestern abermals eine neue Oper des berühmten Compositeurs: „Am Runenstein“ betitelt, zur Aufführung bringen konnte. Der Theaterzettel bezeichnete sie nicht als alleiniges Werk Flotow's und nannte den Capellmeister der hiesigen Oper, Richard Genée, als Flotow's Mitcompositeur. In der That hat außer mehreren Nummern der Novität auch das Textbuch Genée verfaßt und mit dem letzteren in glücklicher Weise eine poetische Begabung bewährt, die unsere Librettisten so häufig sehr vermissen lassen. Niegends oder doch nur äußerst selten stören Trivialitäten der Sprache; der Gang der Handlung ist wirkungsvoll, die Scenerie gelungen, der humoristische Theil voll behaglicher Frische. Ein charakteristisch buntes Bild nordischen Bauernlebens bietet der erste Act, während der zweite romantisch und fesselnd einen Traum der Opernheldin veranschaulicht. Man weiß, wie effectvoll und poetisch Cremieux zu einer Oper Maillard's, „Lara“, ein ähnliches Traumleben gezeichnet. Genée steht dem Franzosen nur deßhalb nach, weil er ihn an Ausführlichkeit und Breite übertrifft. Dadurch spielen die beiden Acte drei Stunden, ein Zeitmaß, welches manche Schönheit der Composition ertödtet. Im ersten Acte hält die Spannung an, im zweiten erlahmt sie. Und doch ist auch dieser Theil der neuen Oper ein Beleg für die practische Routine, die theaterkundige Behandlungsweise und die Begabung der Compositeure, die nur hie und da die letztere Eigenschaft den beiden ersteren ein wenig über die Gebühr unterordneten. Wohl dadurch empfindet man nicht allzuselten den Mangel frischer Ursprünglichkeit und erhält den Eindruck, den die meisten deutschen Opern machen. Es ist Alles verdienstvoll, sorgfältig, mit unverkennbarem Talente gemacht — aber die zündende Wirkung fehlt. Trotzdem wird die Oper ihren Weg über die Bühnen machen; die Sänger haben dankbare Partiern, der erste Act namentlich ist reich an schönen Nummern und die Musikverständigen werden sich an einer mustergiltigen Instrumentirung zahlreicher Tonschönheiten und vieler mit Raffinement bewirkten musikalischen Effecte freuen, der äußere Erfolg der Oper war ein sehr glücklicher. Es wurde viel und lebhaft applaudirt, und nach den beiden Actschlüssen wurden die Compositeure stürmisch gerufen. — Auch das czechische Theater brachte gestern eine Opernnovität „Lora“. Die nationalen Journale behaupten, der nicht genannt sein wollende Autor habe sich auffallend bemüht, nicht originell zu sein, bekanntlich eine Eigenschaft, die dem Czechismus überhaupt nicht fremd ist.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 29. April: **Undine**, romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Lortzing.
(Abonnements-Vorstellung Nr. 150.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Prozeß Ebergenyi.

(Fortsetzung.)

Es kommt zur Verlesung Journal Nr. 179. A. Bogen 4. Verhör des Grafen vom 28. Januar.

Ich will Alles sagen, was ich von Horvath weiß, ich habe sie zwei Mal bei Julie gesehen, sie ist größer als Julie, sie hat dunkeles Haar, woher sie ist, weiß ich nicht, sie war schwarz angezogen, ihr Vorname ist mir auch unbekannt. Bezüglich des Verhältnisses mit Fräulein Agnes bemerke ich, daß es richtig ist, daß sie mir einen Empfehlungsbrief an meine Frau übergeben. Ich habe den Namen der Dame, für welche ich den Brief wollte, nicht genannt und kann mich an den Namen Berger nicht erinnern. Agnes hat mir gelegentlich erzählt, daß meine Frau schwer am Halse leide. Ich kann mich aber nicht mehr erinnern, ob ich den Namen Berger der Julie aufgezeichnet übergeben habe. Es ist möglich, daß ich ein versiegeltes Pakct übergab, doch kann ich mit Bestimmtheit behaupten, daß ich nichts von dessen Inhalt wußte. Ich weiß mich nicht zu erinnern, daß Lopresti angegangen wurde bezüglich eines Siegels, und habe auch kein solches weggeworfen. Der Agathe habe ich nie mitgetheilt, es stehe unserer Verheirathung nichts im Wege. Der Bügel der silbernen Uhr, glaube ich, wurde beim Fensteröffnen gebrochen.

Frage: Was hat Ihnen Julie von der Horvath erzählt? — Antwort: Sie hat mir erzählt, daß sie der Horvath in München begegnet sei, daß sie aber der Mathilde begegnet wäre, weiß ich nicht. Die Angabe der Julie, daß sie mir über den Tod der Chorinsky mitgetheilt, ist unwahr; doch wurde mir später gesagt, ich solle mich äußern, daß Julie bei der verhängnißvollen Katastrophe nicht zugegen gewesen sei. Sonst habe ich über diese Mittheilung von dem Todesfalle meiner Frau nichts anzugeben.

Präs. (Landesgerichtsrath Giuliani): Ich muß bemerken, daß ein Protocoll vorliegt, in welchem vom Münchener Untersuchungs-Gericht gesagt wird: „Als Gustav Graf Chorinsky von Beziehungen zwischen Julie von Ebergenyi und Herrn Umlauft erfuhr, wurde er sofort leidenschaftlich erregt, was namentlich in der erwachenden Eifersucht in der Brust des Grafen Chorinsky seine Begründung finden dürfte".

Alsdann wird das mit dem Grafen Chorinsky am 18. Februar 1868 aufgenommene Verhör verlesen, in welchem er Folgendes angab:

Ich erinnere mich, am Freitag, den 22., bei Julie einen Wein gesehen zu haben. Es waren mehrere Fläschchen Siebenbürger Wein darunter, und ich glaube, davon getrunken zu haben. Ich goß aus einer halbleeren Flasche in eine andere Flasche etwas über; es waren nur Flaschen mit rothem Wein da. Ich erinnere mich nicht, daß während des Spazierganges die Ebergenyi einen Schlüssel von der Aspernbrücke in die Donau geworfen hätte. An eine Frau Zechmeister erinnere ich mich nicht.

Präs.: Es kommt das Verhör bezüglich eines Päckchens zur Erörterung, welches Sie (zur Angeklagten gewendet) an Ihre Schwester übersenden ließen; was wissen Sie darüber? — Angekl.: Weil ich weiß, daß sie gerne Süßigkeiten hat . . . . — Präs.: Es handelt sich nicht darum; sondern um das Päckchen. Nach der Aussage Ihrer Fräulein Schwester vor der Polizei, ist es ihr mit dem Ersuchen übermittelt worden, es uneröffnet zu behalten und es im Falle Ihres Todes zu vernichten. Ihr Fräulein Schwester hat bestätigt, daß die eine Seite dieses Päckchens sich weich anfühlen ließ, die andere dagegen hart; es war ein Klirren vernehmbar, ein „Scheppern", nach dem Ausdruck Ihrer Schwester. (Die große Unruhe macht es unmöglich, die leise sprechende Angeklagte zu vernehmen.)

Die Verlesung des Verhörs wird fortgesetzt; es enthält die Aussage des Grafen über das bestellte Rattengift, wonach dieser die Bestellung des Giftes aus dem stattgefundenen Wohnungswechsel und diesen daraus zu erklären sucht, daß die Marie Ernst überhaupt sich mit Ausführung von Commissionen viel befaßte. Mit der Ermordung der Gräfin steht diese Bestellung nicht im Zusammenhang.

Die letzte Nummer 287 A, Verhör vom 14. April, enthält die Aussage des Grafen über die Bestellung der Visitkarten, wovon der Graf nichts wissen will, und noch weniger, daß die Bestellung der Visitkarten auf den Namen Victoria Horvath sich bezogen habe.

Damit schließt die Verlesung der Verhörs-Protocolle vom Grafen Chorinsky.

Es kommen nun zur Verlesung die Aussagen der Baronin Malvine-Sterlet, Statthaltereiraths- und Kämmerers-Wittwe.

Diese lauten:

„Mein Mann besaß ein Gut bei Steinamanger, eine halbe Stunde von Szecsen. Ich habe die Julie von Ebergenyi durch eine Stellvertreterin aus der Taufe gehoben. Ich habe sie seit vier oder fünf Jahren nicht gesehen und kann über ihre Erziehung nur angeben, daß sie eine Gouvernante hatte, welche später ihre Stiefmutter wurde. Ihre Erziehung dürfte nicht ausgezeichnet gewesen sein. Im October vorigen Jahres erhielt meine Tochter von Julie von Ebergenyi einen Brief; darin duzte sie meine Tochter, worin sie mit Berufung auf meine Eigenschaft als Taufpathin sie ersuchte, sie möge sie auf vierzehn Tage aufnehmen; obgleich meine Tochter ablehnend antwortete, kam sie doch mit ihrer Schwester. Nach vierzehn Tagen bat sie, man möge sie länger behalten, sie wolle sogar zahlen, was ich nicht annahm.

In den ersten Tagen benahm sie sich sehr gut. Später bemerkte ich, daß sie sich zeitlich früh entferne, mit der Modistin Ernst zusammenkam und namentlich mit der Thurneyssen verkehre. Sie zog dann in den zweiten Stock, wo sie viele Besuche empfangen. Ein Herr gab dem andern die Thür; von ihnen hat jedoch keiner bei ihr übernachtet, wohl aber blieben sie bis 11 Uhr Nachts, doch brachte die Ebergenyi häufig Herren mit und ließ sie auf der Stiege warten, um sich zu überzeugen, ob die Luft rein sei, und wenn letzteres der Fall war, erst dann holte sie die Wartenden herbei. In meiner Anwesenheit brachte sie die Zeit meist singend auf dem Sopha liegend zu, bis ich sie einmal über ihre Aeußerungen (daß sie keine Religion habe, keine brauche und komme damit zurecht und sei immer ganz gut damit zurecht gekommen) zur Rede stellte. Sie ist später ausgezogen, und ich erfuhr von ihren Beziehungen zum Grafen Chorinsky. Später sagte ein Oberst Tichy, der Graf habe eine Frau, diese sei aber an einer bösen Krankheit gestorben. Dies hat Julie Ebergenyi selbst erzählt.

Präs. (zur Angeklagten): Haben Sie etwas gegen diese Aeußerungen zu sagen? — Angekl.: Die Angaben bezüglich der Religion sind Verleumdungen. Die Baronin hat eine sehr scharfe Zunge, die sie bei jeder Gelegenheit anzuwenden suchte.

Aus Journal-Nummer 41 kommt nun die Aussage der Clara Steinlechner, Kaufmannswittwe, unbeaustandet, zur Verlesung, welche in ähnlicher Weise wie die frühere Zeugin aussagt. Weiters kommt die Aussage der Edlen v. Humburg zur Verlesung.

Anna Edle v. Humburg gibt an, durch Marie Ernst wurde ihr die Julie Ebergenyi als distinguirte Dame vorgestellt. Im März logirte dieselbe sich bei ihr ein, sie hat sich anständig betragen; sie ließ sich nur vom Dienstboten „Baronin" ansprechen und hat bald nachher von selbst gekündigt und ist auf die Landstraße gezogen. — Diese Dame bemerkt zum Schlusse des Protokolls: „Als die Vergiftung bekannt geworden, haben mich die Journalisten bestürmt." (Heiterkeit.) Es wird die Auskunft der Polizei und Heimathsgemeinde über den Leumund der Angeklagten verlesen.

Die Wiener Polizeibehörde weiß von der Ebergenyi sonst nichts Nachtheiliges, nur daß sie mit bekannten Lebemännern in Verbindung gestanden ist.

Baron Arbter, dessen Aussage verlesen wird, nimmt keinen Anstand, sein Verhältniß zur Ebergenyi als ein solches zu bezeichnen, in welchem man überhaupt zur Demi-monde zu stehen pflegt, und in dieser Eigenschaft hat sie auch Geld und andere Geschenke von ihm erhalten.

Der Präsident erwähnt einer von Agathe, Schwester der Angeklagten, bei der Polizei deponirten Aussage und fragt, ob die Verlesung derselben gewünscht wird. Der Staatsanwalt spricht sich dafür, der Vertheidiger dagegen aus.

Präs.: Herr Vertheidiger haben das Wort zur Begründung des Antrages.

Vertheidiger: Ich glaube, mein Herr Richter, daß hier §. 241 maßgebend sein müsse. §. 241 bestimmt ausdrücklich, welche Acten zur Verlesung zu bringen sind. Hier sollen Acten zur Verlesung gebracht werden, die nicht bei Gericht, sondern bei der Polizei aufgenommen worden sind, und hier bestimmt §. 241 ausdrücklich, daß Verlesungen nur dann stattfinden sollen, wenn die Staatsbehörde und die Vertheidigung dazu einstimmen. Die Vertheidigung kann es nicht thun, nicht etwa als ob ich fürchtete, daß hiedurch die Vertheidigung beschränkt werde, sondern aus principiellen Rücksichten; ich bin es dem Stande schuldig, gegen solche Verlesungen mich zu verwahren. §. 118 ist eine bestimmte, klare Grundlage, und mit Rücksicht darauf verwahre ich mich gegen die Verlesung.

Der Staatsanwalt replicirt, der Vertheidiger duplicirt, der Gerichtshof zieht sich zur Entscheidung zurück und erkennt, es sei die Verlesung nicht vorzunehmen.

Es wird hierauf constatirt, daß der Vater der Angeklagten am 17. September 1867 an seinen Bruder wegen Beschaffung der Geldmittel zur Ausstattung der Tochter schrieb. Ferner, daß nach Journal 127 der k. preußische Commerzienrath Tichy, Oheim der Stiefmutter, erfuhr, daß Julie Braut sei, dann daß Chorinsky verheirathet sei und nach Rücksprache darüber mit Julie in Zerwürfnisse gerieth. Journal 125 constatirt, daß Holland im Jahre 1867 auf Einladung des Grafen Chorinsky in die Wohnung der Ebergenyi kam, und daß ihm die Verheirathung des Grafen ausdrücklich erklärt wurde.

Präs. ersucht die Angeklagte, ihn zu unterbrechen, wenn sie etwas bemerken wolle.

Hierauf wird die Verlesung fortgesetzt.

Im Journal 128 sagt Commerzienrath Tichy, er wußte schon zur Zeit der Krönung, daß Julie Braut sei, im September kam Chorinsky nach Szecsen, hielt förmlich um die Hand der Julie bei den Eltern an.

Rittmeisters-Gattin Anna v. Hoye (Journal-Nummer 259) erklärt, daß ihr der Graf als Bräutigam vorgestellt wurde, und daß die Braut, ungeachtet seiner Eigenschaft, nicht zurücktreten könne, da sie compromittirt dastehe. Die Hochzeit werde Anfangs oder Mitte December, längstens aber im Fasching stattfinden.

Angekl.: Ich sagte dies, um den fortwährenden Fragen auszuweichen.

Die Verlesung wird fortgesetzt.

Graf v. Wimpffen (Journal-Nummer 128) hat erfahren, daß die Trennung im Zuge sei, und als er die Schwierigkeit dieser Angelegenheit erwähnte, antwortete sie ausweichend.

Nach Journal-Nummer 237 traf Ritter v. Eichthal die Angeklagte, mit welcher er bekannt war, am Tage, an dem die Zeitungen die Nachricht von dem Morde brachten, beim Statthalterei-Gebäude und begleitete sie in die Krugerstraße; sie theilte ihm mit, daß die Gräfin Chorinsky gestorben sei.

Kaufmann Stranitzer (Journal-Nummer 370) erzählt, die Angeklagte sei am 26. November bei ihm wegen Einkaufs gewesen, sie bemerkte, daß sie in vier Wochen Einkäufe zur Ausstattung machen werde.

Die Vordruckerin Fanny Walzel erklärte, daß zwei Damen Wäsche-Stampiglien bestellt haben, und eine derselben sei Frau v. Thurneyssen gewesen.

Hierauf wird Journal-Nummer 14, enthaltend die Aussage des Dr. Schlesinger, verlesen. Diese lautet: Am 28. August erschien Julie v. Ebergenyi mit der Bitte, ich möge sie untersuchen, ob sie schwanger sei, stellte sich als Gräfin Chorinsky vor, bat mich zugleich, dem Grafen, der mich morgen besuchen werde, nichts mitzutheilen. Derselbe kam auch wirklich und man sah beiden Theilen die Sorgen wegen der Schwangerschaft an.

Die Aussage der Geburtshelferin Emilie Reiner lautet: Im April v. J. wurde ich in die Himmelpfortgasse zu einer Stiftsdame gerufen. Den folgenden Tag ging ich wieder hin und traf dort einen alten Herrn auf dem Canape liegen. Nach 14 Tagen traf ich eine Dame dort, welche sich mir als Gräfin vorstellte. Es war Obst auf dem Tische; ich wurde auf den nächsten Tag beschieden. An diesem Tage nun erzählte sie mir, sie habe ein Verhältniß, und ich möchte sie gründlich untersuchen. Ich erklärte ihr, daß man dieß erst genau nach sechs Wochen erkennen könne. Sie sagte mir, sie sei Stiftsdame und es wäre ihr Zustand ihrem Stande nicht angemessen. Beiläufig im Juni wurde ich in die Krugerstraße gerufen und erkannte die genannte Stiftsdame, der ich nach vorgenommener Untersuchung erklärte, es sei eine Schwangerschaft anzunehmen. Ich fand keine Anzeichen einer vorausgegangenen Entbindung. Sie erzählte von Symptomen, allein es konnte auch ein krankhafter Zustand sei. Von dieser Zeit wurde ich alle Tage gerufen und sie selbst kam öfter zu mir in die Wohnung. Aus den weiteren Aussagen der Zeugin ergibt sich, daß sie von jetzt an häufig Untersuchungen machen mußte und daß die Ebergenyi eines Tages nach gewissen Mitteln fragte, damit jedoch abgewiesen wurde. Auch der Graf Chorinsky wollte nichts davon wissen und äußerte sich, sie solle nur gesund bleiben. Am 16. August wurde die Zeugin wieder gerufen und nahm jetzt allerdings einen Zustand wahr, der sie veranlaßt, der Angeklagten den Rath zu geben, sich niederlegen. (Bei der Verlesung dieser Aussagen hielt die Angeklagte das Sacktuch verschämt vor das Gesicht.)

Präs. (zur Angeklagten): Was haben Sie zu diesen Aussagen zu bemerken?

Angekl.: Das sind Verleumdungen.

Präs.: Wollen Sie dem Vertheidiger mittheilen, was Sie sagen wollen; ich sehe ein, daß es Ihnen schwer würde, sich darüber zu äußern. Er würde es übernehmen, für Sie zu antworten.

Angeklagte flüstert dem Vertheidiger etwas zu. — Vertheidiger Dr. Neuda (für die Angeklagte): Alle Angaben sind Verleumdungen.

Präs.: Die Hebamme erzählte noch, sie wurde gerufen und ihr mitgetheilt, daß das Fräulein an diesem Sonntag eine Reise unternehmen müsse. Sie rieth ihr entschieden ab und gab ihr Befremden über die Nothwendigkeit dieser Reise zu erkennen. Der Graf stellte damals Fragen sehr verdächtiger Natur über die durch einen Religionswechsel zu ermöglichende Scheidung. Nach 14 Tagen kam die Ebergenyi wieder in ihre Wohnung und ließ sich untersuchen.

Der Präsident fügt den Aussagen der Hebamme Folgendes hinzu: Es ward von der Zeugin vermuthet, es könne das plötzliche Verschwinden zweier Ringe mit dem damaligen Besuche des Fräuleins im Zusammenhange stehen. Ich habe veranlaßt, daß die Zeugin von den sämmtlichen Depositen Kenntniß nahm, namentlich von den Ringen; sie sagte, daß ihre Vermuthung sich bei keinem dieser Gegenstände bewähre.

Es kommt nun zur Verlesung die Aussage, die Caution betreffend, seitens des Polizei-Commissärs Karl Breitenfeld.

Dieser gibt an: Ich habe den Offizier begegnet, der in dringender Privatangelegenheit mit Herrn Breitenfeld zu sprechen wünschte; ich gab mich ihm zu erkennen, worauf er sich als Graf Chorinsky, Sohn des Statthalters von Niederösterreich, vorstellte. Er theilte mir mit, er sei unglücklich verheirathet, und erzählte mir sein ganzes Verhältniß zu seiner Frau. Er sagte, es sei wichtig für ihn, den Wohnungsort seiner Frau in München zu erfahren, dieselbe befinde sich im Besitze für ihn höchst wichtiger Papiere. Ich sollte ihm offenbar behülflich sein; ich lehnte jedoch jede Thätigkeit meinerseits mit Hinweis darauf, daß ich mit München in keiner Verbindung stehe, ab und rieth ihm, sich auf amtlichem Wege Auskunft zu verschaffen; es sei ihm überdies als Cavalier leicht möglich, im Wege der Gesandtschaft seinen Zweck zu erreichen. Ich sagte ihm, das Beste wäre, er reiste selbst nach München oder wende sich an eine Vertrauensperson. Er äußerte, der Wohnort seiner Frau sei seiner Familie unbekannt; durch seine Frau sei er mit ihr in Unfrieden gekommen.

Er fragte auch, welche Schritte zur Scheidung nöthig seien, und gab mir die Gründe an, die ihn zu einer Scheidung bewegen würden. Die Frau beziehe nämlich von seiner Familie eine Apanage, in Folge dessen er auf seine Oberlieutenants-Gage beschränkt sei. Könne die Scheidung zu Stande kommen, so verliere seine Frau die Apanage und er könne anständig leben. Ich erwiderte, der geeignete Moment zur Anstrengung eines Ehescheidungs-Prozesses sei mit den gleichzeitigen Verhandlungen im Reichsrath über die Ehegesetzgebung gekommen. Nach 14 Tagen erschien der Graf wieder bei mir und theilte mir mit, er wisse bereits die Wohnung seiner Frau, und fügte noch hinzu, er habe bereits Jemanden gefunden zur Sendung nach München wegen der Papiere. Seit dieser Zeit habe ich den Grafen weder gesehen, noch von ihm etwas gehört.

Franz v. Berbeck constatirt in seiner verlesenen Aussage den Haß des Grafen Chorinsky gegen seine Frau, und ferner, daß der Graf in Folge des Entganges der Heirathscaution, deren Zinsen seine Frau als Apanage bezog, in mißlichen finanziellen Verhältnissen sich befand, so daß er zur Reise nach München Civilkleider sich entlehnen mußte. Die Aussage dieses Zeugen ferner constatirt, daß der Graf einmal seine Gattin durchs Zimmer geschleift, als er (Zeuge) gerade zu ihm auf Besuch gekommen sei.

Der Zeugin Marie Lechocki wurde von der Gräfin Mathilde erzählt, daß der Graf bereits einmal ein Attentat auf ihr Leben versuchte. Auf die Frage, wie dieses Attentat versucht worden sei, habe die Gräfin Mathilde geschwiegen.

Graf Karl v. Burchdorf, Polizei-Director in München, gibt in seiner Aussage an, Graf Gustav Chorinsky hätte sich noch vor seiner Verhaftung im Verkehre mit ihm sehr verletzend über seine Gattin ausgesprochen und gesagt, daß er sie unaussprechlich haßte. Es wurde aus München hierher ein Brief eingesendet, welchen Mathilde zur Zeit, als sie noch mit ihrem Mann lebte, an einen jüngeren Schwager geschrieben, und welche Gustav Chorinsky mit den Randglossen: „Saubub, dummes Schwein, das nichtsnutzige Luder" versehen hatte.

Die Aussage des Lopresti (Journ.-Nr. 91) wurde in Preßburg aufgenommen und wörtlich mit einem von ihm einem Freunde eingeschickten Concepte übereinstimmend gefunden: „Ich wurde von der Ebergenyi ersucht, sie zu besuchen; sie stellt mir einen Offizier, Graf Chorinsky, als ihren Bräutigam vor; sie verlangt einen wichtigen Rath von mir wegen ihrer Heirath. Der Graf schien sehr verwirrt, sprach schnell, das Fräulein dagegen gleichgiltig. Was ich entnehmen konnte, war Folgendes:

a) Der Graf sei mit einer bösen lasterhaften Frau verheirathet, da er in Rom Geld bedurfte, habe er einem dortigen Kaufmann eine Carta bianca gegeben, derselbe habe sie mit der Verpflichtung, seine Maitresse zu heirathen, ausgefüllt und wollte ihn mit Trommelschlag dazu zwingen;

b) die Heirath sei physisch nicht vollzogen, ein matrimonium non consummatum;

c) alle seine Versuche, die Ehe zu trennen, scheiterten an ihrem Widerstande, sie gestehe nie ein, daß die Ehe physisch nicht vollzogen sei.

d) der Vater des Bräutigams sei mit der Verlobung mit der Ebergenyi einverstanden;

e) Sie wissen nicht, wo die Gräfin sich befinde; sie wüßten, daß sie an einer schweren syphilitischen Krankheit darniederliege und nicht aufkommen werde (Sensation);

f) sie beziehe die Interessen der Caution.

Mir machte die Sache einen sehr ungünstigen Eindruck; ich trachtete, die Unterredung möglichst bald zu beenden. Meinem Rath, die Intervention seines Vaters zu erbitten, lehnte der Graf entschieden ab; sein Vater wisse nichts, die Sache sei schon einmal so. Er wollte noch Amerika entfliehen, ging aber von dem Gedanken wieder ab, als ich bemerkte, wie schwer man dort den Lebensunterhalt erwerbe. Auf weitere eindringliche Bitte um Rath, sagte ich nun, da die Ehe nicht vollzogen sei und eine Abneigung vorherrsche, könnte die Ehe doch möglicherweise als nichtig erklärt werden. Der Graf solle von seinem Rechte als Ehemann gebrauch machen, sie zur Gemeinschaft mit ihm zwingen, seine Frau werde, wenn bei jeder Gelegenheit offener Haß zu Tage trete, gewiß Alles aufbieten, daß die Ehe getrennt werde. Außerdem könne man leicht auch in Gegenwart vog Zeugen bei Familienscenen das Geständniß hervorlocken, die Ehe sei nie consumirt und auf Grund dieser Erklärung die Eheltrennung anzusuchen. Dagegen sprach ihm die Julie von Ebergenyi lebhaft zu, und er erklärte sich sonach damit einverstanden. Als Ort, wo der Graf Chorinsky sein eheliches Lager in solcher Weise aufschlagen sollte, wollte der Graf Wien nicht in Aussicht nehmen, dagegen schien man bei der Idee, ein Dorf in der Nähe Preßburg zu wählen, stehen zu bleiben. Aus verschiedenen Reden des Grafen (wie: z. B. daß er ohne Zeugen und Führer sei, nicht mit seiner Frau leben könne, weil sie sich nicht zu benehmen wissen werde u. dgl.) wurde mir klar, daß ich mit einer Rolle in diesem Plane bedacht werden sollte. Wiewohl ich nun die Familie Ebergenyi genau kenne, auch die Familie Chorinsky mir nicht fremd ist, und mir daher das Wohl dieser zwei, den beiden Familien angehörigen Personen am Herzen lag, so fühlte ich mich doch nicht berufen, mich in diese Angelegenheit zu mischen, um so mehr, als meine Zeit kostbar ist und ich durch wichtige Geschäfte und durch die Erfüllung der Pflichten gegen meine eigene Familie sattsam in Anspruch genommen, ja überbürdet bin.

Ich war also nicht gewillt, mich zur Lösung dieses gordischen Knotens herzugeben, umsomehr, da ich die ganzen Pläne dieser Beiden (Chorinsky und Ebergenyi) für die Ausgeburt der erhitzten Phantasie zweier mit den Gepflogenheiten und Bedingungen des bürgerlichen Lebens nicht vertrauter junger, erhitzter Leute hielt und halten mußte, wenn ich die von Beiden gehörten Reden auf die Wagschale der gesunden Vernunft legte. Ich mußte sie für unzurechnungsfähig halten und diese Pläne ihrer weiteren Erwägung bei ruhigerem und kühlerem Blute überlassen.

Unter solchen Verhältnissen versprach ich dem Grafen Chorinsky, der mich kniend darum gebeten hatte, mich, wenn ich Zeit hätte, der Sache anzunehmen; jetzt sei aber nicht darauf zu rechnen, da ich gerade mit Plänen zu einer Pferdebahn beschäftigt sei. Der Graf beschwor mich ferner, der Ebergenyi'schen Familie ja nichts zu sagen, daß er verheirathet sei, und ich war damit, da dies nicht mein Geheimniß war, einverstanden."

Mit dem Fräulein v. Ebergenyi hatte ich dann noch in meinem Zimmer beim „Wolf" auf deren Ersuchen eine Unterredung, da sie noch Näheres zu besprechen hatte. Als sie zu mir kam, war gerade Herr v. Nagy bei mir, der sich jedoch ins Gastzimmer entfernte. Nach einer Viertelstunde schied sie von mir. Nachdem ich bald darauf nach Teschen reisen mußte, habe ich nichts wieder von ihr erfahren, umsomehr, als ich Herrn v. Nagy bat, ihr meinen Aufenthalt zu verheimlichen und Briefe von ihr mir nicht nachzusenden.

Die während der Zwischenzeit von ihr gekommenen Briefe habe ich, nachdem ich sie gelesen hatte, versiegelt und den Auftrag gegeben, sie der competenten Behörde zu übergeben.

Bei seiner hiesigen Vernehmung erklärte Baron Lopresti, wie aus den weiteren Aussagen hervorgeht, auf das bestimmteste, daß ein Ansuchen wegen Besorgung eines Todtenscheines der Gräfin Mathilde an ihn nie gestellt worden sei. Mit Bezug darauf hat Baron Lopresti auch sein Alibi zur Zeit des Mordes in München nachgewiesen.

Die weiteren Angaben Lopresti's beziehen sich auf den Zeugen Nagy, der die Briefschaften zwischen ihm und Chorinsky-Ebergenyi besorgt und dessen Angaben nun verlesen werden.

Die Aussage des Nagy lautet dahin: Nachdem ihm die Adresse des Baron Lopresti unbekannt war, übergab er die Briefe dessen Anwalt, Advocat Dr. Wunsch. Zu constatiren ist nur, daß diese freiwillig bei Gericht erlegten Briefe das Siegel J. C. tragen.

Es wird die Annonce über Rattengift und die hierauf bezügliche Correspondenz verlesen.

Es folgt die Aussage des Camillo Angerer. Dieser hat die Angeklagte besucht, ist mit ihr nie in einem intimen Verhältnisse gestanden und hat später einen Brief um Chemikalien erhalten, welche er der Julie v. Ebergenyi zusenden ließ und wofür er bezahlt wurde.

Eva Bogner aus Reichenhall bestätigt in ihren Aussagen, Gräfin Mathilde habe bei ihr gewohnt, die ihr aus Brünn zugeschickten Früchte erhalten und nichts davon genossen. Doch sie, Bogner, habe ohne Folgen von den Früchten genossen.

Votant Gernerth (zur Angeklagten): Sie sagten, die Früchte seien nicht vergiftet gewesen. Woher wußten Sie das? — Angekl.: (verlegen und mit rothem Gesichte): Die Horvath hat es mir so gesagt.

Präs.: Da muß ich Ihnen vorhalten, daß Sie in der Untersuchung sagten: „Nachdem die Horvath die Früchte gekauft hatte, machte sie sich damit in auffälliger Weise zu schaffen, was mich besorgt mochte. — Angekl.: Ja, das ist wahr, aber die Horvath hat mir gesagt, es betreffe nur einen Scherz und es handle sich hier sonst um nichts.

Gustav Holland, pensionirter Offizier, ließ, wie aus seiner Aussage hervorgeht, in Folge Aufforderung der Julie Ebergenyi ein Siegel anfertigen. Der Graveur Georg Beck hat ein Siegel gravirt, ist aber nicht mehr in der Lage, die Buchstaben anzugeben.

Die Aussage der Wittwe Marie Hotovy, nach Rudolph Brzthoda, lautet: Den Grafen Chorinsky lernte ich im Jahre 1863 in Wessely kennen; er ist mein Freund, und während er bei der Nordarmee war, habe ich ihm mitgetheilt, daß ich mich von meinem Manne scheiden lassen werde, und als ich später nach Wien kam, hat er mich oft besucht. Früher bestand zwischen uns ein intimeres Verhältniß; dieses hat aber später nachgelassen, und während er mich dann öfter des Tages besuchte, kam er zuletzt blos gegen 3 Uhr Nachmittags, erzählte mir immer, er sei leidend und könne Abends nicht ausgehen, weßhalb er den Besuch bei mir zu dieser Zeit einstellte. Ich glaubte nicht, daß er noch ein anderes Verhältniß unterhalte. Er erzählte mir, wie unglücklich er sei mit der aufgedrungenen Heirath seiner Frau, und erwähnte auch, daß selbe in Augsburg lebe und sehr krank sei. Zum letzten Male habe ich ihn am 24. November gesehen, und da theilte er mir mit, er werde auf eine Reise gehen, was ich auch glaubte, da er im Kriegsministerium war. Erst als der Tod der Gräfin Chorinsky bekannt wurde, erfuhr ich, daß er noch ein Verhältniß in der Krugerstraße unterhielt. Bei dieser Abreise war mir nichts an ihm aufgefallen. Am 30. November erhielt ich die letzten zwei Briefe von ihm, worin er mir anzeigte, daß er in München wegen Verdachtes eines Mordes verhaftet worden sei. Er wendete in diesen Briefen seine Lieblingsworte an: „Ich möchte weinen." Auch in seinen Liebesbriefen hat er diese Worte öfter gebraucht. Auch kann ich ganz bestimmt die Erklärung abgeben, daß er mir nie das Versprechen leistete, mich je heirathen zu wollen.

Wir lassen einen dieser beiden, wohlverstanden, in dem Gefängnisse zu München geschriebenen und dort aufgefangenen Briefe folgen. Er lautet:

Meine Marie! Diesen Brief hoffe ich auf heimliche Art zu expediren, doch du mußt nichts davon erwähnen und mir wieder durch den Untersuchungsrichter schreiben; ich beschwöre dich auf Knien, bleib bei Mathiasch und verlaß mich nicht, ich habe groß gefehlt, doch dich liebe ich rasender als je; fort küsse ich deine lieben Zeilen, du hast namenlos gelitten, ebenso wie ich, ich bitte dich, schreib mir, daß ich dem Mathiasch trauen kann, ich lasse dann durch den Vater dem Mathiasch 100 fl. geben, daß nur Mathiasch nichts verpufft, schreib mir wieder so wie letzthin, daß ich Mathiasch trauen kann, ich habe jetzt beim Vater Geld — wenn du es nicht annimmst, so hast du mich nie geliebt, ich denke fort an dich, mein Engel, bete du für mich, daß ich bald bei dir bin. Dich küßt innigst den dankbarster Gustav.

Schreib mir gleich, oder nur „lieber Freund", nicht Graf, durch Untersuchungsrichter Geiger, München. Der Vater zahlt Alles jetzt für mich; er sagte es hier mir; ich bin unschuldig!

Adresse lautet: Frau Marie Hatovy bei Herrn Mathiasch, Wien, Lenaugasse Nr. 3, links über den Hof, 1. Stock.

Vor der Aussage des Zeugen Umlauft bemerkt der Präsident, daß der Zeuge auf seiner Reise in Bozen aus den Zeitungen ersah, daß er als Mitschuldiger verfolgt werde. Er stellte sich gleich beim Untersuchungsgerichte in Bozen; nach einem kurzen Verhöre in der Nacht sei er am folgenden Tage vernommen worden.

Schriftführer verliest dessen Aussage:

Auf meinen Geschäftsreisen berührte ich Salzburg; auf dem Bahnhofe fiel mir unter den Aussteigenden eine Dame von 28 Jahren, mit dunklem

Haare, in Gesellschaft eines älteren Herrn wegen ihres ungebundenen Betragens auf.

Beim Einsteigen kam ich zufällig in das Coupé, wo die Dame saß; ich gab ihr Feuer, um sich eine Cigarre anzuzünden, redete sonst nichts mit ihr und erfuhr nur aus ihren Unterredungen mit ihrem Gesellschafter, daß sie in den „Vier Jahreszeiten" absteigen wolle; sie sprach etwas gebrochenes Deutsch mit ungarischer Betonung. Wir kamen fast gleichzeitig im Hotel an: sie bekam Nr. 50, ich Nr. 49. Mit einigen Zeilen bat ich um Erlaubniß zur persönlichen Vorstellung, war erstaunt, dieselbe schnell zu erhalten, und hatte schon vom Kellner ihren Namen aus dem Fremdenbuche erfahren. Ich war etwas über die aristokratische Bekanntschaft befangen, wurde aber um 9 Uhr freundlich empfangen; sie erzählte mir, daß sie ihren Gatten, der von Paris nach Wien reise, hier begegnen wollte, und erlaubte mir schließlich, da sie den Abend frei habe, sie ins Theater zu begleiten. Ich konnte nur Balconsitze zur Oper „Belisar" erhalten, ging des Tages über meinen Geschäften nach, und um halb 7 Uhr Abends fuhren wir ins Theater. Wir sprachen daselbst sehr wenig; die Oper war um 10 Uhr beendet. Auf ihr ausdrückliches Verlangen führte ich sie am Arm nach Hause, und trotzdem sie über Kopfschmerzen klagte, erlaubte sie mir, da sie nicht soupiren wollte, ihr noch Gesellschaft zu leisten. — Nach einer halben Stunde entfernte ich mich. Mir ist an ihr nichts Verdächtiges aufgefallen; darüber, daß ihr Benehmen so frei sei, dachte ich, daß bei adeligen Leuten das vorzukommen pflege.

Den folgenden Tag kam ich in Verfolgung meiner Geschäftsangelegenheiten gar nicht ins Hotel, um 6 Uhr Abends erst trat ich bei ihr auf ihre Erlaubniß ein; sie erzählte mir, eine Depesche aus Wien erhalten zu haben, ihr Mann sei daselbst schon angekommen, sie müsse gleich abreisen. Ich begleitete sie noch zum Bahnhofe, in dem Wartesaale war mir auffallend, daß sie einen großen Mann mit schwarzem Barte besonders fixire; ich hielt ihr auch dies vor.

Auf meine Bemerkungen darüber äußerte sie, sie bewege sich immer so. Ich sagte, daß ich weit entfernt wäre, eine Dame mit solchen Gewohnheiten zur Frau zu nehmen. Das Zusammentreffen mit ihr sei jedoch sehr interessant, und ich bedauerte, die Bekanntschaft nicht fortsetzen zu können. Sie antwortete, sie correspondire sehr gerne, und zwar mittelst Zeitungen, ich könne ihr schreiben, jedoch nicht in das Haus, weil ihr Mann sehr eifersüchtig sei (Heiterkeit), aber unter Chiffre „Baronin B. Nr. x, Wien" empfange sie Briefe. Bei Ankunft des Zuges empfahl ich mich von ihr und habe sie nicht mehr gesehen. Zum Schlusse sagte sie, sie sei „Ehren-", „Stifts-" oder eine andere Dame, ich weiß es nicht mehr genau. Nach meiner Abreise von München fuhr ich nach Tyrol, und bei meinem Aufenthalt in Bozen am 26. las ich im Lokal-Anzeiger der alten „Presse" von dem Morde und der furchtbaren Beziehung, in die man mich in München zu demselben brachte. Ich eilte zum Magistrate und gab eine Aussage über meinen ganzen Aufenthalt in München und meine Beziehungen zur Ebergenyi zu Protokoll.

Präs.: Das Folgende gibt die Bestätigung des Zeugen über die Identität des Cigarrenspitzchens, der Kleidung und der Person des Angeklagten selbst.

Um 12 Uhr unterbricht der Präsident die Verhandlung für eine halbe Stunde.

Die Angeklagte wird inzwischen abgeführt, sie schwankt im Hinausgehen.

Um 3/4 1 Uhr wird die Verhandlung wieder in Fortsetzung gebracht. Die Zuhörerschaft hatte sich vermehrt. Unter den Anwesenden befinden sich Reichsräthe, darunter Hofrath Rokitansky. Sie nehmen am Eingange des Berathungssaales hinter dem Gerichtshofe Platz.

Die Angeklagte hat sich in der Zwischenzeit erholt und läßt sich ruhig auf der Anklagebank nieder.

Präs.. Uebergehend auf den Aufenthalt in München lese ich folgende Protokolle:

Michael Muckenthaler, Kellner, hat die Dame gesehen, erhielt einen Gulden Trinkgeld, was ihm ungewöhnlich hoch schien.

Johann Obermayer erzählt, die Angeklagte habe von ihm Zimmer Nr. 50 angewiesen erhalten und fiel ihm als etwas verstört auf.

Johann Daninger, Hoteldiener. Die fremde Dame fuhr in einer Droschke in die Amalienstraße, trug mir auf, Billette in das Theater zu holen und zur Frau Hartmann zu bringen.

Johann Bauer, Hausknecht (Journal-Nummer 81, Bogen 54) erklärt, die Angeklagte habe ihm einen Gulden Trinkgeld gegeben und unten auf der Stiege wieder einen Gulden und sei dabei sehr hastig gewesen. Das habe er sehr auffallend gefunden.

Wilhelm Weiß erhielt den Auftrag den Wein zu bringen.

Christian Heinrich Eisenmann sagt: Ebergenyi fragte: „Haben Sie einen Meldzettel? Sie brauchen ja meinen Namen!" Sie kam mir vor, wie eine liederliche Dame aus den höheren Ständen. Sie dinirte mit Umlauf. Als die Dame sich Tags darauf anschickte, abzureisen, kam ich ins Zimmer und bemerkte, daß von dem mit Muscateller gefüllten Fläschchen gegen einen halben Zoll geleert war.

Max Schimon, Hotelier, erzählt, daß die fremde Dame sehr zerstreut war und ungeheuer viel Trinkgelder gab, so daß sie es den Leuten förmlich ins Gesicht warf.

In Betreff ihrer Zusammenkünfte mit der Gräfin Chorinsky ist hervorzuheben die Aussage der Anna Ziegler in München; sie sagt, daß schon am ersten Tage der Anwesenheit der Angeklagten in München eine Dame Vormittags anläutete und nach der Wohnung der Frau Baronin Ledske fragte.

Elise Hartmann (ebenfalls in München) gibt an: Mittwoch in der Vormittagsstunde kam eine fremde, noble Dame zur Gräfin; die Letztere hat selbst aufgemacht, daher habe ich die Fremde am ersten Tage nicht gesehen. Die Gräfin erzählte mir gleich darauf, daß eben eine fremde vornehme Dame bei ihre gewesen sei. Dieselbe Dame kam Donnerstag Abends aus dem Zimmer der Gräfin und ließ die Thür etwas offen, so daß ich das Licht schimmern sah. Sie war sehr pressirt, trug mir auf, eine Droschke zu bestellen, und retirirte immer hinter die Zimmerthür. Sie fragte, ob meine Tochter zu Hause sei, um ihr über die Treppe zu leuchten, was ich selbst besorgte. Ich habe die Droschke in der Amalienstraße geholt; das dauerte fünf Minuten, wovon wenigstens eine Minute auf die Stiege entfällt. Ich habe den Hut der Baronin erkannt.

Fanny Hartmann (Tochter der Vorigen) sagt aus: Seit October wohnte die Gräfin bei uns. Sie empfing keine Besuche; Mittwoch besuchte sie eine Dame aus Wien. Die Gräfin erzählte, die Dame sei fremd, aber gut empfohlen, und befinde sich in derselben traurigen Lage wie sie; seit vierzehn Tagen sei sie von ihrem Manne geschieden, der ihren Brillantenschmuck gestohlen habe. Donnerstag um 12 Uhr kam sie wieder und blieb eine halbe Stunde.

Ich wurde der Dame vorgestellt. Es handelte sich um einen Unterrock, den ich machen sollte. Nach 4 Uhr kam sie neuerdings und ist bis Abends halb 7 Uhr nicht mehr weggegangen. Die Baronin Ledske hatte Schinken und Wurst nach Hause gebracht. Nach 4 Uhr brachte ich Wasser in einem gläsernen Kruge.

Um diese Zeit brachte der Lohnbedienter Theaterbillette.. Die Damen tranken gerade Kaffee. Gräfin Mathilde kam auf mein Zimmer und ersuchte mich um den Operngucker. Während dessen blieb die Dame im Zimmer der Gräfin allein. Um halb 8 Uhr kam ich nach Hause. Gräfin Mathilde hatte einen Hausschlüssel.

Samstag, nachdem sie seit 50 Stunden nicht einen Laut vernommen, war ihr Bruder ohne Licht in das Zimmer durch die Bibliothekthür geschlichen und stieß plötzlich mit der Hand auf einen Leichnam. So ist die That entdeckt worden. Bei der Vernehmung der Fanny Hartmann hat diese mit aller Bestimmtheit die Ebergenyi erkannt und nur eine andere Frisur bemerkt, als sie in München trug. Sie muß, sagte sie, meiner Mutter auf dem Fuße nachgegangen sein, als sie die Droschke holte. Sie erkannte die ihr vorgelegten Schmucksachen als die im Besitze der Gräfin gewesenen. Die Mutter kann kaum eine Viertelstunde weg gewesen sein, die Dame war bei ihrer Rückkehr schon ganz angezogen.

Anna Leist, Ladendienerin bei dem Kaufmann Reisenberg in München, bestätigt die Identität der Angeklagten mit derselben Dame, die von ihr einen dunkelblauen Unterrock kaufte, zusammen mit einer anderen Dame, zu der sie sagte: Ich glaube, ich komme in einer halben Stunde zu Ihnen zum Thee. Diese Dame, zu der diese Worte gesagt wurden, war nach dem eigenen Geständniß der Angeklagten die Gräfin.

Der bei der Frau Hartmann wohnhafte Student Sirumc bestätigt, daß die Gräfin Chorinsky mit der Fremden über Rom und über Photographien gesprochen, daß er Niemanden als die Gräfin und die fremde Dame sprechen und auch nicht anläuten gehört habe.

(Fortsetzung folgt in der Didaskalia Nr. 120.)

Druck und Verlag: Heller u. Rohm in Frankfurt a. M. — Für die Redaction verantw. J. G. Kitz.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 120. Donnerstag, den 30. April 1868.

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

Die Nacht war still und dunkel. Kein Laut stieg empor von der schlummernden Erde, nicht einmal den fernen Ruf eines Hirsches aus den Wäldern oder den unheimlichen Schrei einer Eule hörte man.

Es war so recht eine Nacht zum Brüten und Denken geschaffen, in der kein Geräusch der Außenwelt den Geist in seiner geheimnißvollen Arbeit störte.

In seinem einsamen Zimmer saß Victor am Tisch und schrieb. Die Thüre des anstoßenden Schlafgemachs war halb geöffnet und nur das aufmerksame, leise Gehör des Vaters vernahm die leichten, regelmäßigen Athemzüge Clärchens, die mit ineinander gefalteten Händchen den süßen, heiligen Schlaf der Kindheit schlummerte.

Das, was Victor schrieb, war ein Brief, an den alten Regisseur des Stadttheaters gerichtet, der vor sieben Jahren Zeuge seiner Verlobung mit Adele gewesen war und der die Begebenheiten kannte, die diesem Schritte Victors vorhergegangen waren.

„Glauben Sie, mein väterlicher Freund", so schrieb er, „an die Auferstehung der Todten? Mir ist das Wunder begegnet und hat mein ganzes Wesen in eine Aufregung versetzt, die ich längst überwunden zu haben glaubte. Sie wissen, wie ich meine erste Liebe begraben habe, begraben unter jener Tanne des Friedhofes, unter deren Zweigen Sie so manchmal mit mir gestanden haben. Sie wissen, wie ich Ihnen eines Tages an diesem Hügel sagte: „Hier ruht Clotilde Weber." Sie sahen mich bestürzt an, wie einen Wahnsinnigen, erwiderten aber kein Wort. Selten ist wohl ein Mensch in einer solchen Gemüthsstimmung gewesen, wie ich in jener Zeit. Es war keine Hallucination, keine Sinnestäuschung, es war etwas Anderes, ein mir selbst unerklärliches Gefühl. Ich wollte, ich konnte nicht glauben, daß die Clotilde, die ich geliebt, das Weib eines Anderen, das Weib jenes Barons von Portheim werden konnte, dessen ganzes Gold nicht hinreichte, seine befleckte, niedrige Seele zu verhüllen. . . . . . Mein Kopf und mein Herz bäumte sich dagegen auf, mein Stolz knirschte bei dem bloßen Gedanken daran und meine Liebe zitterte. Sie zitterte, wenn sie sich Clotilde durch diese Ehe entehrt, entweiht dachte, in denselben Pfuhl der Niederträchtigkeit und Gemeinheit herabgezogen, in welchem dieser Portheim mit so viel thierischem Behagen herumschwamm. Und da geschah Das, was Ihnen als die Ausgeburt eines überspannten Gehirns vielleicht erschien. Es prägte sich meinem Geiste die fixe Idee ein, daß Clotilde mir gestorben sei und ich sie dort an dem Fuße der Tanne an demselben Novembermorgen, an welchem wir Adelens Mutter zur Ruhe trugen, begraben habe. Giebt es ein Ahnungsvermögen, das uns die Nähe von Personen verräth, mit denen wir einst in innigen Beziehungen standen? Ich habe noch nicht ernsthaft genug über die Sache nachgedacht, obwohl ich gerade sonderbare Erfahrungen in dieser Richtung gemacht habe. Aber vor wenigen Tagen tauchte plötzlich, ich war allein und es war Abend, die Erinnerung an Clotilde wieder in mir auf — und kurz darauf finde ich sie wirklich, entdecke in ihr die unbekannte Freundin meines Clärchens, von welcher mir die Kleine seit einer Woche unaufhörlich vorgeplaudert hatte. . . . Aber ach, lieber Freund, wenn sie auch mir gestorben war, Clotilde war nicht todt, sie hat gelebt und diesem Leben ihren Tribut gezahlt. Sie muß sehr unglücklich in dieser Ehe gewesen sein. Im ersten Augenblick empfand ich ein Aufsteigen jener Bitterkeit, die mich übermannte, als das unglückselige Mißverständniß mit dem Diadem uns trennte; wie ich aber ihre umflorten Augen, den Stempel des Schmerzes erblickte, welchen die verflossenen sechs Jahre auf ihre Stirn gedrückt haben, da schwand dieß Gefühl und Empfindungen, die ich längst abgestorben glaubte, wurden wieder lebendig. Ich mache in diesem Augenblicke eine Erfahrung an mir, von der ich nicht weiß, ob ich sie für ein Glück oder Unglück betrachten soll. Ich altere, aber das Herz hält nicht gleichen Schritt, es bleibt noch jung und noch empfänglich für die Leidenschaften der Jugend. Ich weiß jetzt, warum mich in letzter Zeit die politischen und socialen Kämpfe so ermüdeten und doch so unbefriedigt ließen, daß ich froh war, als ich fort aus der Hauptstadt, mit meinem Kinde allein im grünen, wälderreichen Thüringen war. Mir fehlte nach diesen aufreibenden Kämpfen das sanfte Lächeln Adelens, ihre weiche Hand, die sich beruhigend auf meine heiße Stirn legte und das aufgeregte Gemüth in sein Gleichgewicht zurückbrachte. Zwar war mir Clärchen geblieben. Aber das Kind konnte die Atmosphäre der Stadt nicht länger ertragen; ihre Nerven verlangten eine reinere, frischere, mildere Luft. Ich flüchtete mit ihr hierher, wo ich nun sie, Clotilde, traf. Clärchen liebt die Baronin leidenschaftlich. Sie nennt sie nur ihre Mama Clotilde und war ganz unglücklich, als Mama Clotilde heute Vormittag nicht mit in unsere Wohnung kommen wollte. Morgen soll ich sie wiedersehen. Es liegen mir so viele Fragen auf dem Herzen und ich gestehe Ihnen, daß ich ungeduldig der Stunde entgegensehe, wo ich ihr wieder begegne. Wie ich heute von meiner Wirthin hörte, soll auch der Baron anwesend sein. Der Mensch war mir von jeher verächtlich. . . . Ich möchte nicht mit ihm zusammentreffen. . . . ."

Der Morgen, von welchem Victor in dem Brief an seinen alten, väterlichen Freund gesprochen, kam.

Genau um dieselbe Stunde, an derselben Stelle, wo sie sich gestern getroffen, begegneten sich Victor und Clotilde auch heute.

Clärchen war natürlich dabei.

„Aber heute kommst Du mit, Mama Clotilde", rief sie, „meine

Puppenstube ist aufgeräumt und die Anna und Bertha haben ihre neuen seidenen Kleider an."

Dann warf sie sich mit Belly in das warme, duftende Gras der sonnigen Haide und trieb allerlei Muthwillen.

(Fortsetzung folgt.)

Prozeß Ebergenyi.

(Fortsetzung.)

Der Theekessel und die Schmucksachen der Gräfin Mathilde werden von mehreren Zeugen als die bei der Angeklagten gefundenen Gegenstände agnoscirt.

In Betreff der Fläschchen wird constatirt, daß dieselben wahrscheinlich bei dem Glaser Hildebrand in München, der sich übrigens an den Verkauf nicht erinnert, gekauft worden sein dürften.

In Betreff der Schlüssel wird constatirt, daß von den bei der Angeklagten gefundenen keiner als an der Thüre oder der Commode der Gräfin Chorinsky (wo die Schlüssel fehlten) passend agnoscirt wurde.

Hierbei stellt der Präsident fest, daß die Angaben der Angeklagten, sie hätte diese Schlüssel von dem Herrn Holland erhalten, unrichtig sind, da Holland dies entschieden und unter dem Bande des abgelegten Eides zurückweist.

In Betreff der Umtriebe nach der Verhaftung läßt der Präsident ein Schreiben der Schwester der Angeklagten, Agathe, verlesen, in welchem diese ihr meldet, daß die Beibringung eines falschen Alibi nicht möglich sei.

Präs.: Was können Sie hierüber sagen? — Angekl.: Die Agathe mag darüber Aufschluß geben; ich weiß nichts davon.

Präsident verliest sodann ein Telegramm:

Journalnummer 42: „Ich komme mit dem Nachtzuge nach Steinamanger."

Journalnummer 67: „Telegraphische Anfrage erfolgt; also nur veranlassen. Agi."

Journalnummer 126 b (Copie des zurückgezogenen Telegramms): „Anfrage erfolgt, lasse beschwören; Brief folgt."

Journal-Nummer 59. Die Aussage des Telegraphisten Bukovich. Dieser erklärt: Am 29. November habe eine Dame das obige Telegramm aufgegeben. Kaum hatte sie es übergeben, als sie, wahrscheinlich aus Besorgniß, es zurückzog und auf dem Tische des Telegraphenamtes selbst ein anderes zur Aufgabe schrieb und expedirte, das auch anlangte, lautend: „Nur so handle; es ist höchst wichtig. Soll Brief Nachmittag Post ab? Agi."

Journal-Nummer 81: Die vom Bezirksgerichte München eingeholte gerichtliche Aussage des Herrn Victor v. Ebergenyi, daß seine Tochter Julie vom 19. bis 24. November 1867 nicht im elterlichen Hause, sondern erst am 24. November in Szecsen war und am 25. nach Wien zurückreiste.

Bogen 54: Beglaubigte Bestätigung dieser Aussage.

Journal-Nummer 60 c.: Brief des Gustav v. Chorinsky an Stephan v. Ebergenyi:

Lieber Stephi!

Ich bitte dich, trachte, daß du mir meine Bitte erfüllst und daß es nur bald vor Gericht bestätigt wird, daß Julie am 19. und 22. November in Szecsen war; geh doch nach Wien — macht sie frei, um Gotteswillen; antwortet mir ja nicht, da ich nicht schreiben soll; um Gotteswillen, erfüll meinen Wunsch, ich bete Tag und Nacht, daß sie bald die Meine wird, nur fest ausharren.

Euer unglücklicher

3. December 1867. Gustav.

Die Adresse lautet: Hochwohlgeboren Herrn v. Ebergenyi, Steinamanger, Eisenburger Comitat, Szecsen, Ungarn.

Ferner ein Brief der Angeklagten an denselben, lautend:

Lieber Stephi!

Vertrauensvoll bitte ich dich, indem Gustav und ich bei diesem Verdachte vollkommen unschuldig sind, wenn du es noch nicht gethan, gleich heute oder morgen Dienstag Nachmittags bei meinem Rathe zu beschwören, daß ich vom 19. bis 22. in der Früh und von Sonntag bis Montag bei euch war.

Was die Zeitungen gebracht haben, ist Alles unwahr und ungiltig. Wenn du meine Bitte befolgst, so ist Gustav wie ich dieser Tage rehabilitirt, befreit. Morgen Dienstag Nachmittags habe ich ein großes Verhör. Wenn du entweder schon beschworen oder gewiß heute oder morgen beschwörst, so werde ich und Gustav vielleicht schon morgen freigelassen. Zerreiße diese Zeilen! Ob zwar wir ganz unschuldig sind, so will ich dich doch bitten um Verzeihung, daß ihr so viel Kummer ausgesetzt seid. Meine Heirath mit Gustav wird jetzt sehr bald zu Stande kommen. Mit der Bitte, nicht mehr zu zürnen und gewiß meine Bitte zu befolgen, küßt dich deine mit größtem Vertrauen ergebene Julie.

Lege jedenfalls den Eid ab, und je früher desto besser, im Falle du es noch nicht gethan.

Präs. (zur Angeklagten): Sie haben gestanden, daß Sie diesen Brief geschrieben haben. — Angekl.: Das habe ich ohne Ueberlegung gesprochen und nehme es zurück.

Es wird ferner ein Brief an Amalie Drexler verlesen, eine frühere Zellengenossin der Angeklagten. Er lautet:

Liebe Frau v. Drexler!

Da ich Gelegenheit haben werde, Ihnen einen aufgesetzten Brief einhändigen zu können, so bitte ich Sie, früher keinen Brief nach Preßburg zu schicken. Sie, liebe Drexler, werden sehen, daß ich Ihnen in Jedem und Allem beistehen werde. Trachten Sie, daß Sie bis Donnerstag, Freitag genügend Geld beisammen haben, daß, wenn der Brief ankommt, Sie es nur abzuschreiben brauchen und sogleich abreisen können.

Gustav soll nicht hier, sondern bei der Militärbehörde sein. Ich habe gehört, daß Sie zwei Stunden bei meinem Rathe waren und hoffe, so wie Sie mir versprochen, gut gesprochen haben. Bleiben Sie mir gegenüber aufrichtig; ich hoffe, unser Vorhaben dann ausführen zu können. Wenn Sie zu meinem Rath wieder berufen werden sollten, geben Sie Acht in jedem Ihrer Worte. Gehen Sie zu meinem Bruder Stephan v. Ebergenyi, „König von Ungarn"; er soll einen Beweis geben, daß ich zu Hause war; somit mit Ihrer Hülfe und Stillschweigen hoffe ich bald befreit zu werden, wo ich dann gleich zu Ihnen kommen und es vergelten werde, wie und auf welche Weise ich es nur kann.

Ich habe eine sehr liebe Dame bekommen, jedoch gehen Sie mir doch sehr ab, ich habe Sie sehr liebgewonnen. Adieu, liebe, gute Frau v. Drexler. Schicken Sie also keinesfalls früher einen Brief fort, weil er in ganz anderer Art verfaßt werden muß. Sollten Sie den Brief weggeschickt haben, gehen Sie zur Thurneyssen und sagen Sie ihr, sie soll ihn nicht dem Rathe geben, sonst ist das mein Unglück.

Adresse: Frau Amalie v. Drexler, Hauptstraße in Hernals Nr. 9.

2 große Bogen Papier, 1 Bleistift oder Tinte und Feder.

Präs. (zur Angeklagten): Sie haben auch diesen Brief anerkannt? Angekl.: Ich habe ihn anerkannt, weil ich dazu gedrängt wurde.

Amalie Drexler sagt, sie habe die an sie gerichteten Zeilen am 24. December erhalten. Julie Ebergenyi hat darin, sie möge den Brief nach Linz bringen und dort aufgeben. Die Angeklagte habe in der Nacht häufig geschrieen: „Ich bin verloren, man sieht die Spuren im Gesicht!"

Auf Wunsch der Vertheidigung wird das schon mitgetheilte Geständniß der Angeklagten, abgelegt in Gegenwart des Untersuchungsrichters Dr. Max Fischer, Commissärs Breitenfeld, Hofrathes Strobach verlesen und constatirt, daß sie gebeten habe, man möge das Protocoll beseitigen, sie wolle nunmehr die Wahrheit sagen, und nachdem dieß geschehen war, geäußert habe: „Ja, ich war in München, ich war bei der Gräfin, aber ich habe es nicht gethan, ich wollte es nicht thun, ich wollte nach Paris reisen."

Präs. (zur Angeklagten): Sie hören nun das von Ihnen in Gegenwart der genannten Herren abgelegte Geständniß, was haben Sie dazu zu bemerken? — Angekl.: Ich beschwöre, ich habe sie nicht umgebracht; ich war in München, weil ich nach Paris wollte, und zu dem früheren Geständnisse wurde ich sehr gedrängt. — Präs.: In Antwort 12 wird von Ihnen gesagt: Ich habe das mir vorgelesene Verhör anerkannt. — Angekl.: Ich wollte aber damit gesagt haben, daß die Gräfin sich selbst getödtet haben muß.

Es folgt die Verlesung des Briefes, der wahrscheinlich Agathe v. Ebergenyi zur Verfasserin hat, lautend:

Mein lieber Gustav!

Nachdem Julie den Wunsch äußerte, die nächstfolgenden Briefe an Sie zu schreiben, so bitte ich Sie, nicht ungehalten zu sein, daß ich sogar die Pomade an Sie adressire.

Wir wollen ihr das Alles so sticken, denn wir wollen, daß Alles, was sie bekommt, elegant sei; dann habe ich auch noch eine Frage an Julie zu stellen — lachen Sie nicht aus — ob Julie zu Ihrer Ausstaffirung auch Hosen haben will? — das ist eine wichtige Frage, bitte auf die Antwort ja nicht zu vergessen. Sobald eure Heirath declarirt werden kann, so

bitte ich Sie, lieber Gustav, daß Sie mir das gewiß im selben Momente schreiben, denn nach der Declarirung will ich wenigstens versuchen, auch etwas zu Ihrem Avancement beizutragen. Nun aber lachen Sie gewiß über mich, nicht wahr? Aber, was wollen Sie, ich bilde mir halt ein, etwas thun zu können, und das wäre eine immense große Freude für mich. Und dann, wir es declarirt ist, kommen wir auch sogleich nach Wien, danach ich mich schon sehne.

Stephi erzählte so viel von Ihrem wunderbaren Hund, daß meine Mama schon in Einemfort lamentirt.

Ich hoffe zu Gott, daß ihr wahrhaftig innig glücklich werdet; wie freue ich mich auf eure gemüthliche, glückliche und zugleich herzige Menage. Auch Sie grüße ich mit herzlichster Freundschaft und Freude über meinen künftigen liebenswürdigen Schwager

Auch tausend Grüße.
(Ohne Unterschrift und Datum.)

An dieses Schreiben schließen sich mehrere von Gustav Chorinsky an den Vater und die Familie der Ebergenyi geschrieben, welche folgendermaßen lauten:

Liebster, theuerster Papa! (Vater der Ebergenyi.)

Ich war schon ganz traurig aus Angst, daß dein lieber Brief an mich am Ende verloren war, da wurde mir nun gestern Abends das große Glück zu Theil, deinen allerliebsten Brief vom 23. September plötzlich zu erhalten. Der Brief war am 35. September schon hier angekommen und die elenden Kerls ließen den Brief bis gestern liegen; gottlob, daß ich ihn erhielt. Ich kann dir gar nicht sagen, wie selig mich deine lieben, viel zu gnädigen Worte machen. Gewiß habe ich mich sehr heimisch bei dir und deiner Familie gefühlt und ich danke dir für die Beweise deiner väterlichen Gnade, die mir das Höchste auf Erden ist.

Ja, ich versichere dich, daß ich täglich und stündlich meine angebetete Julie inniger und glühender liebe und dadurch mich auch an ihre Familie inniger anschließe, sowie ich gewiß, wenn der seligste Tag meines Lebens, der Hochzeitstag, mit meinem Abgott, meiner einzigen Julcsi, vorbei sein wird, mit ihr oft und gerne nach Szecsen kommen werde, um Dir meine Glückseligkeit zu zeigen. Du bist so ungemein gnädig in Beurtheilung meiner Person, daß ich fast erröthen muß; sei aber überzeugt, daß ich stets bestrebt sein werde, meine Julie glücklich zu machen und euch meine Liebe und Dankbarkeit zu beweisen, denn meine Julie ist das schönste, edelste, vollkommenste Wesen auf der Welt. Ich denke so oft an Szecsen zurück und war so glücklich dort, daß ich gewiß deine Gnade mit dankbarer Wonne annehme, es als meine zukünftige Heimath zu betrachten. Gestern bekamen wir den Brief der guten Agathe, für den wir schönstens danken; mir ist nur leid, daß wir nicht den bestimmten Tag der Ankunft Stephi's erfahren können, da Julie auf einige Tage verreisen will, jedenfalls aber am 20. zurück ist; am meisten leide ich dadurch, und Stephi muß halt in dem Falle mit mir vorlieb nehmen. Ich danke dir sehr, daß du mein Cigarrenspitzerl so gnädigst aufnahmst. Sehr bedauerten wir den Tod des armen Onkels Louis. Julie küßt dir und Mama nebst mir die Hände und wir grüßen die Schwestern, den lieben Stephi und den wackern Onkel Gusti! So oft sprechen wir von euch. So abgöttisch ich meine Julcsi liebe, so rasend ich mich auf unsere Verheirathung freue, eben so wahr versichere ich dich, liebster Papa, meiner innigsten Liebe und Verehrung; ich habe dich gar so unendlich liebgewonnen.

Erhalte du ferner deine Gnade und Liebe Demjenigen, der sich mit größter Hochverehrung nennt dein dankbarster, gehorsamster

Wien, 3. October 1867. Gustav Chorinsky.

P. S. Ich bitte, Alles an mich durch Julie's Adresse senden zu wollen.

Liebster, einziger Papa!

Gestern vergaß ich, dir noch etwas zu sagen, was mir auf dem Herzen liegt; du kennst die boshafte Welt und weißt selbst, daß Jeder seine Neider hat, die ihm sein Glück mißgönnen und untergraben wollen. Ich bitte dich daher, wenn allenfalls solche Leute sich fänden, die entweder dir oder deiner Familie einen Zweifel gegen mich oder gegen die Möglichkeit unserer baldigen Heirath einflößen wollten, du derselben keinen Glauben schenken wollest, da ich dir mein Wort gebe, daß wir uns in diesen Monaten verloben werden. Die Schwierigkeiten, die Anfangs waren, sind gehoben, und ich kann den Moment schon kaum mehr erwarten, um der Welt bezeugen zu können, daß Alles, was sie vielleicht jetzt behauptet, unwahr ist. — Julie dürfte dieser Tage mit der Kammerjungfer meiner Tante Chorinsky zu ihr reisen und einige Tage dort bleiben, um Alles zwischen uns festzustellen. Ueberdieß würde ich, das gebe ich dir mein Wort, jedes Hinderniß zu überwinden wissen, da ich ohne meine Julie nicht mehr leben kann, und ich versichere dich, daß ich der Mann bin, auf dessen Wort man bauen kann. Meine Julcsi, die dir und der guten Mama mit mir vereint die Hände küßt, wird dieser Tage an Mama schreiben. — Toni Szegedy war gestern bei Julie, ich sah ihn aber leider nicht, er hielt sich aber auch nur kurze Zeit auf.

Mit der wiederholten Bitte, nur mir allein Glauben zu schenken, bin ich, dich meiner kindlichsten Liebe versichernd,

dein dankbarst ergebenster

Wien, am 10. October 1867. Gustav Chorinsky.

(Fortsetzung folgt in einer Beilage, welche mit der 2. Beilage des Journals ausgegeben wird.)

Mannichfaltigkeiten.

(Wider den Krieg.) In einer von einem schweizerischen Handwerker geschriebenen Einsendung der „Vereinigten Staaten", in welcher eine treffliche Ausführung über den Menschenwerth enthalten ist, findet sich u. a. folgende Stelle: „Der Schreiber dieser Zeilen stand vor etwa 27 Jahren auf einem Exerzierplatze der sogenannten freien schweizerischen Republik, um als Rekrut eingedrillt zu werden zum kriegerischen Handwerk. Man übte die Handhabung der Waffen zum Bajonnet-Gefecht gegen Infanterie; da hieß es denn, die Stellung so und so genommen, das Gewehr so und so gehalten, und der Instructor lehrte uns, wir müßten das Gewehr so richten, daß die Spitze des Bajonnets auf die Brusthöhle des gegenüberstehenden Gegners zu stehen komme. Dann sollte das Bajonnet-Gefecht gegen Cavallerie eingeübt werden, und dazu sollten wir, wie der Instructor lehrte, dem Gewehr eine solche Haltung geben, daß die Bajonnetspitze auf den zu Pferde sitzenden Reiter zu stehen komme. Aber die Leute waren unachtsam und die meisten Rekruten führten auf das neue Commando wieder das vorhergehende aus, und kam somit die Höhe des Bajonnets in eine zu tiefe Richtung. Da platzte der Instructor in seinem Feuereifer heraus: „Ihr Kreuzdonnerwetter, da stoßt ihr ja den Pferden das Bajonnet in die Brust; es gilt dem Manne, nicht diesem; das Pferd ist immer seine 300 Gulden, und besonders in Kriegszeiten als willkommene Beute noch mehr werth!" Der feurige Sohn des Mars hatte die Wahrheit gesprochen. Die Pferde muß der kriegführende Staat von den wohlhabenden Pferdebesitzern theuer genug miethen oder kaufen, den Sohn des Volkes aber holt er nicht bloß umsonst aus seiner heimathlichen Hütte heraus, sondern dem armen Vater wird noch die Pflicht aufgebürdet, denselben noch theilweise auf seine eigenen Kosten ausgerüstet in's Feld zu stellen. Ja, er muß dem scheidenden Sohne auch noch nach Kräften die Börse spicken, wenn er nicht will, daß derselbe im Dienste des dankbaren Vaterlandes Mangel leide, bis für ihn der beglückende Augenblick erscheint, für dasselbe todt- oder zum Krüppel geschossen zu werden."

(Wie drollig) für die Entwicklung der deutschen Sprache die früher in Galizien bestandene Anordnung, wonach sich die Parteien bei allen ihren Eingaben der deutschen Sprache bedienen mußten, wirken konnte, das beweist die nachfolgende, von dem Lemberger „Przeglan" reproducirte Eingabe: „Moses Israel Pipinger — beschwert sich gegen die abgeschmackte Entscheidung des Lemberger Kreisamtes und gegen den überflüssigen Kreiscommissär Grafen Lazanski, und bittet ein erbärmliches Landesgubernium um Enthauptung dieser Entscheidung."

(Ein denkwürdiges Grab.) Auf dem sog. alten Kirchhofe zu Wiesbaden befindet sich der an die Heidenmauer (neben dem Rondel) angelehnte Grabstein des bekannten weimarischen Ministers von Wolzogen, Schwager Schillers und Gemahl der Dichterin Karoline von Wolzogen, geb. von Lengsfeld, deren literarischer Nachlaß kürzlich in zweiter Ausgabe, besorgt von Geh. Kirchenrath

Haſe in Jena, erſchien. Herr v. Wolzogen, der an den Quellen Wiesbadens Geneſung geſucht hatte, ſtarb daſelbſt am 17. December 1809. Ausführliches über ſeine und ſeiner Gattin Beziehungen zu Wiesbaden bleibt einer ſpäteren Mittheilung vorbehalten. Die Aufſchrift des Grabſteins lautet:

HIER. RUHT
WILHELM
FREIHERR : v: WOLZOGEN
UM. IHN. TRAUERN
SEIN. WEIB
UND. EINZIGER. SOHN
ER. STARB
DEN. XVII: DECEMB: MDCCCIX.

(Die Krankheit des Papſtes.) In Rom war vor Kurzem an dem Sockel einer Statue des Papſtes nachſtehender Dialog angeheftet: Frage: Was fehlt ihm? Antwort: Tumore (eine Geſchwulſt). Fr.: Was erzeugt ſie? Antw.: Streiche das T: Umore (Feuchtigkeit). Fr.: Was iſt die Folge davon? Antw.: Streiche das U: More (er ſtirbt). Fr.: Wann geſchieht das? Antw.: Streiche das M: Ore (in einigen Stunden). Frage: Und wer kommt an ſeine Stelle? Antw.: Streiche das O: Re (der König). Fr.: Welcher? Antw.: Streiche das R: E (Emanuel).

(Prinzentaxirung.) In der „Agramer Zeitung" findet ſich folgendes heitere Inſerat: „Zur Feier der allerhöchſten Entbindung Ihrer Majeſtät unſrer Königin wird im Keller des Unterzeichneten ein 110eimeriges Faß Babuleler Wein auf den Zapfen gegeben. Im Falle der Geburt einer Prinzeſſin wird die Maß mit 40 kr., und falls die Vorſehung uns mit einem Prinzen beglücken ſollte, mit 32 kr. ausgeſchenkt. Anton Auſch, am Jelachichplatz Nr. 346."

(Dickens beſchämt.) Ein Herr Murdoch wird, einer Anzeige in amerikaniſchen Blättern zufolge, in Chicago eine Reihe von Vorleſungen zum Beſten der Frau Dickens, einer armen Wittwe, der Schwägerin des berühmten und reichen Novelliſten halten, welcher bekanntlich in ſeinen Werken eine Reihe von Charakteren aufführt, deren Hang zum Wohlthun und werkthätige Theilnahme zur Linderung der Noth ihrer Mitmenſchen ihres Gleichen ſucht.

(Die Stadt der Alten.) Wenige Städte können eine ſo große Zahl von Greiſen aufweiſen, wie Trieſt. Nach den von Dr. Goracuchi in ſeiner „Adria" gegebenen ſtatiſtiſchen Studien lebten daſelbſt im Jahre 1862 in einer Bevölkerung von 70,000 Seelen mehr als 400 Menſchen, die das 82. Jahr überſchritten hatten, worunter 90 zwiſchen 90 und 100 und 14 mehr als 100 Jahre alt waren. In der Schweiz hatten bei einer Bevölkerung von 2,400,000 Seelen, nach den ſtatiſtiſchen Angaben vom Jahre 1860, nur drei das 100. Jahr überſchritten.

Frankfurter Theater.

Dinorah.

Meyerbeer wollte noch einmal der Welt beweiſen, daß er nicht des ganzen Apparats der großen Oper bedürfe, um mit ſeiner Muſik Wirkung zu machen. Als Beweismittel wählte er die romantiſch-komiſche „Dinorah". Er, der ſonſt in ſeinen Opern des Perſonals nicht genug haben, ohne mindeſtens zwei Primadonnen nicht fertig werden konnte, beſchränkte ſich in dieſer Oper auf einen Sopran, Tenor und Bariton als Hauptpartieen, denen noch, um doch einige Abwechſelung hineinzubringen, vier unbedeutende Nebenfiguren und der ſehr beſcheiden auftretende Chor beigegeben ſind, und verzichtete ſomit auf die Maſſenwirkung, deren er ſich doch ſo gewaltig zu bedienen wußte. Die Inſtrumentation der großen Oper jedoch behielt er bei; ja, er that noch ein Uebriges: er, der ſich ſonſt nur mit einer kurzen Einleitung begnügte, ſchrieb dießmal eine lange, leider zu lange Ouverture, bei welcher auch ein unſichtbarer Chor mitwirkt. Ueber die Art und Wirkung ſeines zwitterhaften Werkes hat er ſich jedoch getäuſcht. Es flößt, trotz der Ziege, wenig Intereſſe ein. Die wenigen, wirklich hübſchen Stücke, welche es enthält, vermögen die allmälig ſich unſerer bemächtigende Langeweile nicht zu verſcheuchen. Die Oper hat auch, wenigſtens in Deutſchland, nirgend ſo recht eigentlich durchgeſchlagen, gelangte nirgend zu einer nur entfernt ähnlichen Beliebtheit wie die früheren Werke des Componiſten. Ein gleiches Schickſal hat ſie auch bei uns erfahren, weßhalb ſie auch nicht allzu häufig gegeben wird.

Ihr dießmaliges Auftauchen hatte wohl ſeinen Grund darin, daß man Fräulein Seſſi, nach Zurückkunft von ihrem ſo erfolgreichen Gaſtſpiele in Berlin, in einer brillanten Rolle vorführen wollte. Und man hat Recht daran gethan. Ihre Leiſtung verdiente dieſe Bezeichnung in reichem Maße, was auch das Publikum durch oft wiederholten, rauſchenden Beifall und Hervorruf anerkannte. Wir wüßten in der That keine der jüngeren deutſchen Sängerinnen zu nennen, die nach ſo kurzer Bühnenwirkſamkeit hierin mit ihr in die Schranken treten könnte. Wenn wir auch zugeben müſſen, daß die Behandlung des darſtellenden Theiles nicht auf gleicher Höhe mit dem geſanglichen ſtand, ſo konnten wir doch, trotz der aufmerkſamſten Beobachtung, darin nichts von den „provinziellen Manieren" entdecken, welche ein Theil der Berliner Preſſe in ſeiner „kapitalen (d. h. großſtädtiſchen) Arroganz" an der Dame zu bemerken glaubte. Sollte dieſe Bemängelung mehr als ein Gegengewicht gegenüber dem ungewöhnlich einſtimmigen Lobe, das ihr im Uebrigen in Berlin geſpendet wurde, etwa eine Kundgebung der freundlichen Geſinnung für unſere gute Stadt Frankfurt ſein, ſo wollen wir den Betreffenden hierauf nur erwidern, daß Fräulein Seſſi, in Wien geboren und zur Künſtlerin erzogen, zu kurze Zeit hier thätig war, als daß der Vorwurf, wenn er auch gegründet wäre, uns treffen könnte. Die königliche Hoftheater-Intendanz zu Berlin ſcheint ihm ebenfalls keine Bedeutung beigemeſſen zu haben, ſonſt würde ſie für die „Provinzial-Künſtlerin", welche trotzdem die „großſtädtiſchen" Berliner zu lange nicht dageweſenen Ovationen zu erheben vermochte, nicht unter ſehr vortheilhaften Bedingungen engagirt haben.

Herr Pichler verlieh im Geſang und Spiel dem Hoel entſprechenden charakteriſtiſchen Ausdruck, worin Herr Baumann als Corentin mit ihm wetteiferte. Beide, ſowie Herr Köhler, der ſein Jägerlied mit weidmänniſcher Kraft und Luſt ertönen ließ, fanden vielen Beifall. Die Partieen der Damen Labitzky und Oppenheimer waren ſo zuſammengeſtrichen, daß ihre Trägerinnen ſich kaum bemerkbar machen konnten. Der Chor entledigte ſich ſeiner kleinen Aufgabe entſprechend, das Orcheſter ſeiner ungleich bedeutenderen und ſchwierigeren, unter Herrn Capellmeiſter Goltermann's Leitung, ſehr gut.

Einen ſehr drolligen Eindruck machte das von unſichtbaren Händen bewerkſtelligte Herüberwerfen der Dinorah vorſtellenden Puppe, nachdem das Waſſer bereits abgelaufen war. △

Literatur-Notizen.

Petermann's **Mittheilungen** IV. enthalten eine, ſchwungvoll eingeleitete, Pflanzengeographie der Gebiete des Nils und des rothen Meeres von Schweinfurth, nebſt Karte; Radde's Reiſen im Kaukaſus, ebenfalls mit werthvollen naturwiſſenſchaftlichen Bemerkungen; phyſikaliſch-geographiſche Skizze aus der argentiniſchen Republik von Burmeiſter; Mauch's Berichte aus Süd-Afrika; intereſſante kleinere Mittheilungen, unter anderem über die bevorſtehende Volkszählung der 145 Millionen Oſtindier; den Drachenbaum in Orotava; die Baumrieſen Auſtraliens; einen prachtvollen See (Memphremagog) in brit. Nordamerika; Nachrichten über Reiſende und Zeitungen in Afrika.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerſtag, den 30. April: **Preciosa**, Schauſpiel in 4 Abtheilungen von G. A. Wolff. Muſik von C. M. von Weber.
(Abonnement-Vorſtellung Nr. 151.)

Freitag, den 1. Mai. Gaſtdarſtellung der Fräulein Aglaja Orgeni: **Lucia von Lammermoor**, große Oper in 3 Acten von Salvator Cammarano. Muſik von Donizetti. Lucia: Fräulein Aglaja Orgeni.
(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Prozeß Ebergenyi.

(Fortsetzung.)

Wien, am 13. October 1867.

Liebe Leontine! (Eine Schwester der Angeklagten.)

Gestatten Sie mir, nachdem ich das namenlose Glück habe, mit meiner Julcsi bald ein Paar zu sein, und sie so abgöttisch liebe, sowie auch alle ihre lieben Eltern und Geschwister kenne, daß ich mich auch Ihnen, von der ich durch meine angebetete Braut so unendlich viel Liebes, Schönes und Vortreffliches hörte, vorstellen darf, und Sie, wenn auch nur leider schriftlich, versichern darf, daß ich Sie unendlich verehre und Ihnen von ganzem Herzen zugethan bin, denn Alles, was meine Julcserl gern hat, ist mir doppelt werth, denn sie ist mein Stern, mein höchster Edelstein, mein höchstes Ideal!

Ich würde sehr traurig sein, wenn Sie nicht zur Hochzeit kämen; doch wie es mir möglich ist, möchte ich mit meiner schönen Julcsi Sie wenigstens auf ein paar Tage besuchen und mich Ihrem Gemahle Gyula vorstellen, dem ich mich einstweilen bestens empfehlen lasse.

Da Sie meine Julcsi so lieb haben, wie ich aus Ihrem wunderschönen Brief ersehe, so wage ich es, Ihnen zu sagen, daß ich meine Julie so abgöttisch liebe und verehre, sie so wahr und treu anbete, ja vergöttere, und daß ich sie stets glücklich machen werde, was nur in meiner Macht steht. Sie ist so himmlisch schön, daß ich nur fort sie anstaunen muß; vom ersten Moment, als ich sie sah, war ich hingerissen und begeistert, und täglich, ja stündlich habe ich sie lieber und gefällt sie mir besser, ihr edler, nobler Charakter, ihr so rührend gutes Herz sind mein höchster Schatz, für den ich dem Himmel täglich danke und ewig danken werde, und ewig werde ich ihr in Anbetung und heiligster Treue ergeben sein.

Vergeben Sie mir, daß ich so schlecht schreibe; gegen Ihre wunderschöne Schrift, Ihren superben Styl schäme ich mich, so schleuderisch zu antworten. — Sehr gerne möchte ich Ihre lieben Kinder sehen und Ihnen, liebe Leontine, die Hand küssen. Zu meiner Freude geht meine Julcsi, trotzdem sie in Wien ist, vorläufig nirgends hin, und ich bin jede freie Stunde bei ihr, wo wir die schönsten Pläne für die Zukunft schmieden und Julcsi's Familie als meine neue von mir so innig geliebte Heimath betrachten.

Indem ich mich Ihrer gütigen Freundschaft, die mir vom höchsten Werthe ist, bestens empfehle, küsse ich Ihnen mit der Versicherung meiner aufrichtigsten Hochachtung und Anhänglichkeit die Hände und bin mit herzlichem Gruße an Gyula und Ihre herzigen Kinder

Ihr ganz ergebenster künftiger Schwager
Gustav Chorinsky.

Die nächste Serie, heute ihrem Wortlaute nach zur Verlesung gebrachter Briefe enthält die von Gustav Chorinsky an Julie v. Ebergenyi bis zu deren Verhaftung geschriebenen (von uns mitgetheilten) Briefe.

Bezüglich des Schreibens vom 4. September 1867, in welchem es heißt: „Ich habe über unsere Sache noch so viel mit dir zu reden", hebt der Präs. hervor: Ich bemerke, daß dieser Brief zur Zeit geschrieben wurde, als die Herbeischaffung des Giftes erfolgte.

Die hierauf bekanntgegebenen Briefe sind die, welche Graf Chorinsky aus dem Gefängnisse an seinen Bruder und an den Grafen Wilczek geschrieben.

Es heißt in denselben:

Liebster Heinrich!

Durch einen gräßlichen Zufall bin ich hier so elend geworden, doch ich bin unschuldig, das schwöre ich dir; ich bitte dich, sage dem Vater nochmals, er soll zum G. Albrecht, Joh. Ruppenau, Oberst Döpfner, ja selbst zum Kaiser gehen und trachten, daß ich erlöst werde; gehe auch zur Julie, sage ihr, sie soll nichts Schlechtes denken von mir, ich bin so unschuldig wie ein Lamm, man hat mich hier arretirt, mir meine Sachen weggenommen.

Ihr Alle wißt, daß ich fort in Wien saß; ach, ich bitte dich, gehe auch zu Mathiasch, sonst fragen sie nach mir, und sag' ihm mein Elend. Schreibe mir Alles, doch so, daß man es hier lesen kann, da die Briefe mir geöffnet zukommen müssen; meine arme Mutter, mein armer Vater, ihr armen Geschwister, ich flehe zu euch, helft mir mit Rath und That, schauderhaft ist es, so eingesperrt zu sein, Tag und Nacht allein unter Schloß und Riegel, nie ahnte ich, so eine Qual unverschuldet tragen zu müssen. Dem Vater sagte ich, daß ich Julie so gerne habe, was für ein edles Wesen sie ist, ihre Familie ist so nobel, gut, und was werden die von mir denken; doch das Einzige beruhigt mich, daß Jeder, der mich kennt, wissen muß, daß ich unschuldig leide.

Ich laß den Vater dringendst bitten, wenn er mich nur etwas lieb hat, sich mit Ebergenyi zu verständigen; daß ich derselben Einiges verschwieg, was mich jetzt so wurmt — denn sie hielten mich für ledig, wie die Rede auf meinen Stand kam, so hielt ich es für unnöthig, es zu erwähnen. Wenn man nur wüßte, wer mir dieß Elend angethan hat, damit ich endlich zu euch kommen könnte; ich halte es hier kaum mehr aus; was ist mit meiner Stellung, ich bleibe doch zugetheilt?

Der Vater soll mit Oberst Döpfner wegen meiner Conduite reden, daß sie nicht verschlechtert wird; wie hätte ich ja so schlecht und dumm sein können, ein Verbrechen zu begehen? Mir ging es ja so gut und ich war so geachtet und nun bricht so ein Elend über mich zusammen.

Gott, ich kann nur beten, daß ich gerettet werde, und dann will ich auch erst beweisen, wie namenlos ich euch liebe.

Wenn ich nur Nachrichten über euch und Alles, was mich interessirt, erhalten könnte; ich verschmachte hier allein. Könnte mich Niemand besuchen? Karl oder du oder Stephi? Ich möchte so gerne mit euch reden und euch überzeugen, wie furchtbar ich unschuldig leide.

Erfülle liebreichst meine Bitte. Du kannst dir denken, wie furchtbar es mir am Herzen liegt, nichts zu wissen. Schreibe unter Adresse des Herrn Untersuchungsrichters Geyger, der die Briefe an mich lesen muß, und küsse mir Alle im Hause. Gott, wann werde ich endlich wieder bei euch sein? Dich sammt Allen umarmt unter Thränen aufs herzlichste dein unglücklicher Bruder.

Liebster Hannes!

Ich bitte dich als Vetter und Cavalier auf Knieen, erweise mir den Liebesdienst und komme nur auf einen Tag zu mir, Heinrich wird dir sagen, wo ich bin, ich bitte dich, rette mich; bitte Hohenlohe und sprich selbst mit dem Kaiser; willst du dieß Alles nicht thun, so schicke mir aber durch einen verläßlichen Menschen, der sich als Doctor ausgibt, wohlverpackt eine Pistole mit Munition; es steht meine Ehre auf dem Spiele, und ich glaube, du bist zu viel Cavalier, um einen Feldzugskameraden ins Elend stürzen zu lassen. Ich bin nicht schuldig, doch kann ich keine andere Person ins Elend bringen lassen, eher opfere ich mich.

Auf Knieen bitte ich dich, schicke mir umgehend einen vertrauten Menschen, der sich als Arzt meldet, mit einer kleinen Pistole sammt Munition, die er mir, wenn ich allein mit ihm bin, geben soll.

Adresse: Graf Hannes Wilczek. Gustav.

Die Angeklagte zeigt während der Verlesung dieser Briefe eine große Aufregung und weint.

Durch Mittheilung der gerichtlichen Erhebungen wird weiter festgestellt, daß Mathilde Chorinsky zu München geboren wurde und die Tochter des Kaufmannes Ernst Ferdinand Rueff ist.

Die verlesene Aussage der Zeugin Merbott theilt mit, daß die Verstorbene eine lebensfrohe Person war.

Zeuge Se. Excellenz hat Folgendes angegeben: Mein Sohn hat im Jahre 1860 Mathilde Rueff geheirathet, sie haben sich 1862 freiwillig geschieden, sie stand mit uns in brieflichem, liebevollem Verkehr; ihr letzter Brief ist vom 10. November 1867. Sie war keineswegs schwermüthig, faßte das Leben von der heiteren Seite auf und äußerte niemals Lebensüberdruß.

Durch die Polizei-Erhebung in München und Aussagen der Zeugen ist constatirt, daß die Verstorbene, nach Journalnummer 81, sich im August 1866 bei F. Merkl, Schneider, Graben Nr. 7 in München, einmiethete und dort einen Monat blieb. Sie zog dann zu Ludwig Seligmann und blieb daselbst bis Mai 1867. Es wird auch, nach Journalnummer 89, durch die Aussage der Frau Lehmann constatirt, daß die Gräfin Chorinsky heiterer Gemüthsart war, daß sie das Leben zu lieben schien. Diese Aussagen über die Gemüthsart und das Temperament der ermordeten Gräfin werden ebenfalls bestätigt von Julie Seligmann.

Unter den Papieren der Gräfin Chorinsky fand man einen Brief der Gräfin Chorinsky, Mutter des Grafen Gustav Chorinsky, mit folgender Stelle:

„Gott sei gedankt — Gustav ist brav, solid, fleißig, thätig und sein ganzes Betragen tadellos. — Ich weiß, daß du trotz aller Kränkungen, die du erlitten hast, dich doch als Christin und des Namens willen freust über diese glückliche Veränderung, die der Einwirkung der göttlichen Gnade zuzuschreiben ist."

Diesem Briefe fügte die Gräfin Mathilde mit Bezug auf die Schlußworte desselben folgende Bemerkung bei:

„Wenn du glaubst, daß ich mich für dich als Christin und des Namens willen freue, so hast du vollkommen Recht. Deine Freude ist meine Freude, und wenn ich dir für deine großmüthigen Handlungen Glück und Segen in und durch deine Kinder wünsche, so schließe ich keines aus; sie sind alle dein und deinem edlen Manne. Dir sind alle meine Gedanken erkenntlich und mein Gebet für dich ist Wunsch und Segen!" (Große Bewegung.)

Mit diesen einzig edlen Worten, welche man in allen mitgetheilten Briefen findet, schließen die Verlesungen.

Präs.: Haben Sie, Angeklagte, vor Beendigung des Beweisverfahrens noch etwas zu bemerken?

Angekl. (mit etwas erhobener Stimme): Ich kann nichts Anderes sagen, als was ich bereits angegeben habe. Ich habe diesen Mord nicht gethan; ich liebe meinen Gustav sehr, aber zu einer solchen That wäre ich nicht fähig. (Sensation.)

Landesgerichtsrath Gernerth: Anknüpfend an Ihre wiederholte Behauptung, daß Sie die Thäterin nicht sind, möchte ich eine bestimmte Antwort darüber, welches Motiv eigentlich jene angebliche Victoria Horvath gehabt habe, die Gräfin Chorinsky ums Leben zu bringen. Man muß nach Ihren Behauptungen annehmen, daß Sie einen sittlichen Abscheu gegen eine solche That empfinden. Es muß ein großes, unerklärliches Motiv zur Verübung des Mordes vorhanden gewesen sein. Wollen Sie mir sagen, was Ihnen gegenüber die Horvath über dieses Motiv geäußert hat?

Angekl.: Darüber weiß ich nichts zu sagen; sie hat mir nur gesagt, sie habe ein Verhältniß gehabt, das sie dazu getrieben.

Präs.: Und das war das Ganze?

Wenn keine weiteren Aufklärungen gewünscht werden, so erkläre ich das Beweisverfahren für geschlossen und vertage die Verhandlung auf morgen 9 Uhr Vormittags zur Anhörung der Anklage und Vertheidigung.

Vierter Verhandlungstag (25. April.)

Mit gesteigertem Interesse wird dem Verlaufe des Processes Ebergenyi gefolgt.

Wie noch in keinem Processe, haben sich täglich Zuhörer aus allen, insbesondere auch aus den höheren Ständen, aus der Gelehrten-, Juristen- und Medicinerwelt, eingefunden.

In den vordersten Reihen saßen heute die Attachés der auswärtigen Gesandtschaften.

Um 9 Uhr erscheint Dr. Schauß, Vertheidiger des Grafen Chorinsky; ihm folgt der Vertheidiger Dr. Neuda.

Um 9 Uhr 10 Minuten wird die Angeklagte in den Gerichtssaal geführt. Sie ist ungewöhnlich blaß, sieht ganz niedergeschlagen, die Blicke zu Boden gesenkt, die Hände in dem Schooß gefaltet und wirft nur von Zeit zu Zeit einen Blick auf ihren Vertheidiger.

Um 9½ Uhr treten fast gleichzeitig der öffentliche Ankläger, Staatsanwalt Landesgerichtsrath Schmeidt und der Gerichtshof ein.

Die Angeklagte bricht in Thränen aus.

Präsident: Die Verhandlung wird fortgesetzt. Es ist ein Schreiben unter meiner Adresse abgegeben worden. Der Inhalt desselben lautet:

„Wien, 24. April 1868. In dem Processe gegen Julie v. Ebergenyi ist es mehr als einmal vorgekommen, daß der Staatsanwalt oder einer der Herren Richter sich erlaubten, subjective Ansichten zu Tage zu fördern. Es sollte dieses unerlaubte Gebahren unter allen Umständen verwehrt werden, die Richter sollen und dürfen nur objectiv sprechen. Außerdem sollte den Zeitungen, welche die bewußten Details eines solchen Scandalprocesses jeder anderen nützlicheren Sache vorziehen, dieses verwehrt werden. Jene Briefe sind ohne öffentliches Interesse, solche Umstände tragen nicht zur Volksbildung bei, und der hohe Gerichtshof dürfte wohl die Mittel zur Hand haben, diesem gemeinen Treiben der Journalistik Schranken zu setzen. Zudem haben Mehrere die vielgenannte Horvath genau gekannt, und bald wird die ausdrückliche Beschreibung dieser Persönlichkeit der Ansicht des hohen Gerichtshofes entgegentreten; es wird noch später bewiesen werden, daß die Unfehlbarkeit dieser Richterpersonen nicht außerhalb allen Zweifels steht.

Der Staatsanwalt wird auch diesen Brief für einen rohen Spaß halten und erklären. Es wird ihm aber Gelegenheit geboten werden, einzusehen, daß er Unrecht hatte. Ueberhaupt zeigt diese Gerichtsverhandlung, wie nothwendig die Einführung der Schwurgerichte ist, welche der Willkür einer solchen Sorte von Richtern eine Schranke setzen wird. Achtungsvoll" (ohne Namen).

Der Brief ist natürlich anonym.

Ich glaube diesen Brief, ohne den Herrn Staatsanwalt oder den Herrn Vertheidiger mit einer Anfrage zu behelligen, zu den Acten legen zu sollen.

Es werden nun die Vorträge der Staatsanwaltschaft und der Vertheidigung folgen. Die Anwesenden werden mir beistimmen, daß jede Störung oder Unterbrechung in dem jetzigen Momente geradezu verwirrend wirken müßte. Ich muß daher an alle Anwesenden, welche nicht für die ganze Dauer eines dieser Vorträge im Saale zu bleiben gewillt sind, das Ersuchen richten, sich jetzt zu entfernen. (Ein geringer Theil der Anwesenden verläßt den Saal.) Ich bitte nunmehr, die Saalthüren abzuschließen und Niemanden weder herein noch hinaus zu lassen, bis es der öffentliche Ankläger angezeigt erachtet, eine Pause eintreten zu lassen.

Präs.: Es ist mir wieder ein Schreiben zugekommen. Dasselbe bezieht sich wieder auf die Horvath, und obgleich es entwürdigend ist, den Gerichtshof in solcher Art zu belästigen, so werde ich doch das Schreiben zur Verlesung bringen. Dasselbe lautet:

„Euer Hochwohlgeboren!

Sollte wirklich eine gewisse Horvath im Processe Julie Ebergenyi verwickelt sein und eine Hauptrolle gespielt haben, und kein Gericht, kein Comitat sie zu finden wissen, so bin ich so frei, dem hohen Gerichtshofe wieder eine verehelichte Horvath, Baronin, früher Schauspielerin, als eine Dame zu schildern, die sehr auf hohem Fuße lebte, so zwar, daß, als sie Wittwe wurde, ihr Vermögen auf die Neige ging. Sie wohnte im Jahre 1863 in Gießhübl bei Brunn am Gebirge, ich bin aber nicht im Stande, ihren jetzigen Aufenthalt zu ermitteln. Würden meine Angaben in diesem Processe dem hohen Gerichtshofe von Wichtigkeit sein, so würde ich nicht zögern, mich zu stellen." (Das Schreiben ist natürlich anonym.) (Heiterkeit.)

Der Präsident sagt: Der Gerichtshof hat nicht gezweifelt, daß es noch viele Horvath gibt. Ich lege den Brief zu den Acten. Der Herr Staatsanwalt hat das Wort.

Unter lautloser Stille und allseitiger Spannung ergreift Staatsanwalt Schmeidt um 9 Uhr 26 Minuten das Wort.

Die Ergebnisse der Schlußverhandlung hätten festgestellt, hebt der Staatsanwalt hervor, daß die Gräfin Mathilde Chorinsky, am Abend des 23. November todt aufgefunden, am 21. desselben Monats zwischen 6—7 Uhr Abends gestorben war. Die Lage der Leiche, am Boden zwischen Tisch und Sopha, das auf dem Tische befindliche Theegeschirr wie Speisereste bewiesen, daß sie der Tod während oder nach dem Genusse des Thees ereilt hatte. Wohl fehlten die Schlüssel zu zwei Kasten, aber das Vorhandensein des kostbaren Schmuckes der Gräfin schloß die Annahme einer Beraubung aus. Auffällig war, daß der Theekessel und die Theeblätter fehlten, und daß im Nachttopfe eine nußbraune Flüssigkeit, ähnlich einem in einer Theeschale befindlichen Flüssigkeitsreste, gefunden wurde.

Die am 24. November 1867 vorgenommene Leichenöffnung, bei welcher an mehreren Stellen ein deutlicher Mandelgeruch zu Tage trat, führte schon durch den äußeren Anblick der vorhandenen Symptome zu dem Verdachte einer Vergiftung durch Blausäure. Die in Folge dieses Verdachtes vorgenommene chemische Untersuchung ergab als Resultat den Ausspruch:

a) Die Gräfin Mathilde Chorinsky sei am Abende des 21. November in Folge einer Vergiftung durch Blausäure, bezw. der raschen Zersetzung des Blutes durch Blausäure, ohne Einwirkung einer anderen Todesursache gestorben; es haben hiezu weder eine eigenthümliche Leibesbeschaffenheit noch besondere Zustände der Verstorbenen, noch andere zufällige äußere Umstände etwas beitragen. b) Es scheine die Vergiftung mittelst Cyankalis geschehen zu sein, auf was mehrere Erscheinungen, als: bedeutende Blutaustritte nach der Magenschleimhaut, mangelnde Stockung des Blutes, Abgang aller Säuren im Mageninhalte, hinweisen. c) Blausaures Gift theile sich nach dem Genusse dem Organismus sehr schnell mit und kann bei gehöriger Menge binnen wenigen Minuten tödten. d) Es sei im vorliegenden Falle der Tod sehr schnell, ohne besondere Schmerzenskundgebung erfolgt. Durch alle diese Daten ist daher zur Genüge dargethan, daß Gräfin Mathilde Chorinsky in Folge des Genusses von Gift gestorben sei.

Für die Annahme eines Selbstmordes liegt, wie der Staatsanwalt weiter erörtert, kein Anhaltspunct vor. Heiter und lebensfroh, war sie weder

vor noch am 21. November in einer selbstmörderischen Stimmung. Da das Vorhandensein ihres Schmuckes und Geldes auch die Annahme eines Raubmordes ausschließe, so folge daraus, daß ihr das Gift nur von Jemandem gereicht worden sei, welcher an ihrem Tode irgend ein Interesse haben konnte. Dieses „Interesse“ habe die Verhandlung ergeben. Zwischen Gustav Graf Chorinsky, dem Gatten der Verstorbenen, und Julie v. Ebergenyi, welche sich nicht innerhalb der Gränzen, welche Sitte und Anstand dem Weibe auferlegen, hielt, habe, wie die vorhandenen Briefe zeigen, eine heftige Leidenschaft bestanden. Beiden genügte der ungehindertste und ungestörteste Besitz nicht. Sie wollten sich auch vor der Welt gehören. Schon im Juli 1867 nannten sie sich Brautleute; ja, Julie v. Ebergenyi unterfertigte einen Brief an Dr. Schlesinger als „Gräfin Chorinsky“. Diese Umstände wie die Thatsache, daß sich Julie v. Ebergenyi ein Siegel mit J. C. anfertigen, ihre Ausstaffirung mit diesen Initialen versehen ließ, zeigen ihre ausgesprochene Absicht, sich demnächst zu heirathen. Diese Heirath mußte daher auch, sollten die beiden Leute noch in der Gesellschaft existiren können, bald zu Stande kommen.

Ein anderes Interesse, welches den Tod der Gräfin Chorinsky wünschenswerth erscheinen machte, war, daß dadurch die Apanage der Gräfin per 600 fl., als die Zinsen der Caution des Grafen Chorinsky, Letzterem zu Gute kommen würde.

Diese beiden Motive haben, nach Ansicht des Staatsanwaltes, auch für die Angeklagte bestanden.

Das Motiv, ihrem Bunde mit dem Grafen den kirchlichen Segen zu verschaffen, habe sicherlich nicht bestanden. Das gehe schon aus der Erklärung, welche die Angeklagte in einem Verhöre machte, hervor, daß sie nicht vierzehn Tage mit Gustav hätte vereint leben können. Die Angeklagte wollte, das scheine viel glaublicher, eben einfach Gräfin Chorinsky werden, das Andere hätte sich dann schon von selbst ergeben. Als charakteristisch in dieser Beziehung führt der öffentliche Ankläger eine andere Aeußerung der Angeklagten auf die Frage an, warum sie denn die compromittirenden Briefe Gustav Chorinsky's so sorgsam aufbewahrte: „Ich wollte es Schwarz auf Weiß haben für den Fall, als er mich später nicht heirathen wollte.“ Man habe somit auf die Frage: „Wer sollte an dem Tode der Gräfin Mathilde Chorinsky so wesentliches Interesse haben, um sich zu einem so scheußlichen Verbrechen entschließen zu können?“ mit Sicherheit und Bestimmtheit die Antwort gefunden, daß das Leben der Gräfin Mathilde Chorinsky ihrem Gatten Gustav und der Julie Ebergenyi im Wege stand, ihren beiderseitigen Plänen zuwider war.

Zu dieser Solidarität der Interessen gesellte sich, wie der Staatsanwalt weiter auseinandersetzt, die Solidarität der Absicht. Diese Absicht sei erwiesen durch den Versuch mit der geheimnißvoll abgesendeten Schachtel candirten Obstes. Wohl sei es nicht klar, ob das Obst vergiftet war und ob es in Folge eines günstigen Zusammentreffens nicht gewirkt hat, oder ob es die Gräfin Chorinsky nur zu der vertrauensvollen Annahme einer späteren Sendung verleiten sollte, aber es sei zweifellos, daß diese kostspielige, von dem sein Weib auf das Tödtlichste hassenden Grafen Chorinsky eingeleitete Sendung nur in feindseliger Absicht geschehen sei. Die feindselige Absicht werde illustrirt durch die wiederholten Aeußerungen Gustav Chorinsky's, welche den Tod seines Weibes begehrten, durch die Thatsach, daß Julie v. Ebergenyi an der Sendung der Schachtel Antheil nahm. Dazu komme, daß Letztere sich unter falschem Vorwande Gift verschrieb — so habe man wohl bewiesen, daß Beide die Ermordung der Gräfin Chorinsky von langer Hand vorbereiteten.

An den Versuch, sich Rattengift zu schaffen, reihte man den geglückten Versuch, Cyankali von Angerer zu erhalten. So war man im Besitze des Werkzeuges zu der That — Gift.

Nachdem das Experiment mit der Schachtel mißlungen war, wollte man das Gelingen nicht mehr dem Zufalle überlassen; man entschloß sich, selbst zu handeln. Und so wurden denn Anfangs October Rambacher und Dierkes geworben, um thätlich einzugreifen.

Dies erhellt aus den Angaben dieser Beiden und aus den zur Verlesung gebrachten Correspondenzen. Es mochte schließlich Beiden doch an Muth gefehlt haben, um an Rambacher und Dierkes mit bestimmten Anträgen heranzutreten; man gab diesen Plan auf, und die Angeklagte übernahm es selbst, werkthätig einzugreifen. Es wurde zuerst die Adresse des unglücklichen Opfers erforscht, sodann für ein Empfehlungsschreiben für eine Marie Berger gesorgt, und nachdem man sodann noch bei der Statthalterei unter listiger, lügenhafter Vorspiegelung auf Bay und Horvath zwei Paßkarten erschlichen, trat Julie v. Ebergenyi am 19. November v. J. mit dem Westbahnzuge die Reise nach München an und logirte sich dort am 20. November Morgens im Hotel „zu den vier Jahreszeiten“ ein.

Die Angeklagte hat nach mehrfachen Umtrieben zugestanden, daß sie wirklich am 19. November 1867 von Wien nach München abgereist und daselbst am 20. November Morgens angelangt ist. Hätte sie dies auch nicht gestanden, so wäre der eclatanteste Beweis hierfür hergestellt: Es liegt die Aussage jenes Kutschers vor, welcher nach Aufforderung des Grafen Chorinsky aus der Krugerstraße Nr. 23 am Abende des 19. November eine Dame zum Westbahnhofe führte, zu einem Zuge, welcher nach der gepflogenen Erhebung sich an einen Münchener Zug anschloß. Im Fremdenprotocolle des Münchener Hotels „zu den vier Jahreszeiten“ kommt am 20. November eingetragen vor Marie Baronin v. Bay, und die Schreib-Sachverständigen bezeichneten auf das bestimmteste diese Eintragung identisch mit den Schriftzügen der Angeklagten.

Das ganze Personal des Hotels „zu den vier Jahreszeiten“, alle Hausgenossen der Familie Hartmann, die Ladendienerin, bei welcher die Angeklagte einen Unterrock kaufte, erkennen mit vollster Bestimmtheit in der Photographie der Angeklagten jene Marie v. Bay wieder, welche am 20. November Morgens in München angelangt, im Hotel abgestiegen und den 20. und 21. November in München zugebracht, und Frau Hartmann und L. Deininger haben ihr dies mit Bestimmtheit ins Angesicht erklärt. Heinrich Umlauft erkennt in der ihm persönlich vorgestellten Angeklagten jene Dame, mit welcher er am Morgen des 20. November in München angelangt, in demselben Hotel abgestiegen, am 20. und 21. November als mit Baronin v. Bay häufig verkehrte und die er am Abend des 21. zum Wiener Zuge zur Reise nach Wien auf die Eisenbahn begleitete. Bei der Angeklagten wurden jene Kleidungsstücke, Schmuck- und andere Gegenstände gefunden, welche als von ihr als angebliche Marie v. Bay in München getragen bezeichnet worden, daher auf das Eclatanteste nachgewiesen, daß die Angeklagte persönlich nach München gereist sei, daß sie sich daselbst aufgehalten, und ich bezeichne als den Zweck ihrer Reise jenen, sich der Gräfin Mathilde Chorinsky zu nähern und sich ihrer zu entledigen. Ihre eigenen Angaben vermögen diese Behauptung nicht zu entkräften.

Nicht nur durch die Aussage der Elise Hartmann ist constatirt, sondern commissionell festgestellt, daß die Elise Hartmann im Ganzen fünf Minuten ausblieb, von welchen ein nicht unbedeutender Theil auf das Zurückgehen der Stiege hinunter und hinauf gerechnet werden mußte. Nun, die Angeklagte behauptet, die Victoria Horvath habe angeläutet, als die Elise Hartmann an der Stiege gewesen ist. Die Angeklagte behauptet, die Droschke, welche die Elise Hartmann holte, sei noch zum Hause hingefahren, bevor die Victoria Horvath zu ihr gekommen war. Die Elise Hartmann hat beschworen, daß sie noch vor der Droschke zu Hause angekommen sei. Elise Hartmann hat Niemanden auf der Stiege begegnet; sie hat die Zimmerthüre verschlossen und die beiden Damen entfernt gefunden. Nun, wo ist die Victoria Horvath hingekommen über die Zeit, wo sie mit der Gräfin Mathilde Chorinsky Gesundheit getrunken und ihr das Gift beigebracht hat? Ich fürchte mit Recht Ihre Ungeduld, meine Herren, wenn ich Ihnen noch länger zumuthe an die Existenz dieser Person zu glauben, und ich glaube mit dieser Person in einem Processe, welcher genug des Faßbaren enthält, um sich nicht mit Nebenbildern bedecken zu müssen, mich nicht weiter beschäftigen zu sollen, obgleich sich aus der Vorführung dieser Person noch Nutzanwendungen ergäben.

Die Angeklagte weiß genau, wie der Mord geschehen ist. Die Victoria Horvath hat es ihr gesagt, diese existirt nicht, und dennoch ist der Mord und zwar nach aller menschlichen Voraussicht eben so geschehen, wie die Angeklagte angibt. Durch die chemische Analyse ist es als höchst wahrscheinlich dargestellt worden, daß das zur Vergiftung verwendete Cyankali im Weine beigebracht worden sei.

Am 20. November noch besuchte die Angeklagte die Gräfin Mathilde, der sie sich unter falschem Namen und unter der Angabe, sie sei eine von ihrem Gatten getrennte unglückliche Frau aus Wien, vorstellte. Am 21. November besuchte sie, wie sie selbst zugibt, zu wiederholtenmalen die Gräfin und lud sich daselbst zum Thee. Es war für diesen 21. November etwas Besonderes vorbereitet; denn schon Tags vorher sagte sie dem Umlauft: „Heute bin ich zu haben, morgen werde ich geladen sein.“

An diesem Tage kaufte sie zwei Fläschchen, läßt Wein kommen, füllt denselben in die kleinen Fläschchen und begibt sich, nachdem sie zuvor zwei Billete fürs Theater bestellt, zur Gräfin Mathilde, wohin sie sich die Billette kommen ließ. Dort wurde ein Goûter eingenommen; es wurde dem Lohndiener bedeutet, daß sie auch noch am nächsten Tage in München sein werde; sie entsendet, während sich die Gräfin Mathilde mit der Zusammenstellung der Toilette beschäftigt, gleichsam um diese zu überheben, die Haushälterin um eine Droschke. Als jedoch Frau Hartmann nach etwa fünf Minuten mit der Droschke zurückgekehrt; war es in der Wohnung der Gräfin ruhig und stille geworden; die Damen waren anscheinend weggegangen, ehe die Droschke gekommen war.

Die Fremde war in Hast und Eile ins Hotel zurückgekommen, zahlte die Rechnung und verließ in größter Aufregung München, ungeachtet sie kurz vorher die bestimmte Erklärung abgegeben hatte, daß sie in München bleiben wolle. — Gräfin Mathilde kam nicht mehr zum Vorschein, und als

auf die Besorgnisse der Frau Hartmann die Wohnung der Gräfin geöffnet wurde, fand man sie als Leiche am Boden liegen, sie war ermordet worden, und die Mörderin war Niemand Anderes als die fremde Dame, welche bei ihr zum Thee war und so plötzlich abgereist ist; diese Dame hat, während Frau Hartmann die Droschke holen ging, den Mord verübt.

Wer sollte zweifeln, daß diese fremde Dame den vorstehenden Meuchelmord begangen hat?

Die Angaben der Angeklagten über die eben erzählte Episode (den Mord) am 21. November 1867 in der Wohnung der Gräfin Chorinsky sind durchaus nicht danach angethan, um den wider sie entstandenen und wie ich glaube wohlbegründeten Verdacht zu entkräften. Die Angeklagte gibt an, als Elise Hartmann fort war, habe man geläutet und es sei die Biki Horvath gekommen und diese habe ohne weiteres zu ihr gesagt: „Du, sei so gut, empfehle dich von der Gräfin, ich habe mit ihr Einiges zu sprechen, habe die Gnade und warte auf mich;“ oder nach einer anderen Version: es wartet Jemand auf dich. Die Angeklagte sei darauf auch ohne weiters fortgegangen, habe gewartet; da sei die Horvath wieder auf sie zugekommen und habe ihr gesagt: „Du, stelle dir vor, ich bin verzweifelt: die Gräfin ist gestorben; sie ist vom Schranke zum Canape gegangen und hat einen Fluch auf die Familie Chorinsky ausgestoßen und ist dann auf den Boden gesunken.“ Weiters habe ihr die Horvath ein in ein braunes Papier gewickeltes Packet gegeben und sie, weil sie einen leeren Koffer habe, ersucht, dieses Packet mitzunehmen und Niemanden als ihr zu geben. Am 26. November habe sie von dieser Horvath einen Brief erhalten, worin ihr diese mittheilt, sie habe es gethan, sie habe den Mord verübt, und zwar mit Cyankali, das sie in den Wein hineingab. Diese Biki Horvath kennt die Angeklagte nicht weiter; einmal sagt sie, sie sei aus dem Baranyaer, dann wieder, sie sei aus dem Zempliner oder Miskolczer Comitate gebürtig; diese Horvath habe sich bei ihr (der Angeklagten vorgestellt, weil sie ihre Verwandten in Pest kenne; wo sie aufzufinden sei, wisse sie nicht.

Niemand hat diese Biki Horvath jemals gesehen, Niemand hat je etwas von ihr gehört; selbst dem Gustav Chorinsky habe sie von dieser Biki nichts gesagt, obwohl dieser wieder aussagt, er habe die Biki zweimal bei ihr gesehen, wobei er sie ganz anders als die Angeklagte beschreibt. In keinem der Orte, welche als die Heimath der Biki Horvath angegeben wurden, ist auch nur eine Spur dieser Person zu finden; die Stubenmädchen, auf welche die Angeklagte sich beruft, kennen die Biki Horvath nicht; ihrer intimen Freundin, der Frau v. Thurneyssen, hat die Angeklagte nie etwas von einer Horvath gesagt. Es findet sich auch keine Spur, daß zwischen der Gräfin Mathilde Chorinsky und der Horvath je irgend welche Verbindung stattgefunden habe.

Nun, und diese Biki Horvath hat die Gräfin Chorinsky ermordet, sie hat nicht nur dieß gethan, sondern sie hat dieß auch der Angeklagten, welche selbst eine besondere Intimität mit dieser Horvath behauptete, eingestanden, nicht nur mündlich, nein, sie hat ihr ein förmliches Document darüber gegeben und ihr alle Corpora delicti zur sicheren Nachweisung ihrer Schuld überliefert. Ja, für den Tag nach der Verhaftung der Angeklagten hat sie sich zur Abendvisite bei ihr eingeladen, und die Angeklagte hat eigene Vorbereitungen dazu getroffen.

Meine Herren! Abgesehen von dem, daß die Existenz der Biki Horvath in keiner Weise nachgewiesen werden konnte, sprechen diese Angaben nicht allen Gesetzen der Zeit, des Raumes, aller gesunden Folgerung Hohn? Kann ein Zweifel über deren Unrichtigkeit bestehen? Es ist gewiß, daß die Angeklagte die Gräfin Chorinsky vergiftet, das Verbrechen des Meuchelmordes war begangen. Gelegenheit hiezu hatte sie wohl genügend. Die Gräfin Chorinsky entfernte sich einmal um 5 Uhr, um Brod zu holen, um 6 Uhr wieder, blieb fünf Minuten aus dem Zimmer fern; überdieß hatte sie als Hausfrau im Zimmer ein- und auszugehen. Ob im Weine oder im Thee das Gift beigebracht werden, wird so lange ein halbes Räthsel bleiben, als die Angeklagte selbst darüber keinen Aufschluß gibt. Allein der Mord ist geschehen. Sollte dessen ungeachtet an der Schuld der Angeklagten ein Zweifel sein, so erwähne ich nur, daß noch nie die Absicht auf das Verbrechen besser dargelegt und documentirt erschien.

Meine Herren! Die bekannten Briefe und die bezüglichen Stellen derselben sind im Verlaufe der Verhandlung schon so oft zur Sprache gekommen, daß ich mich auf die Ergebnisse der Verhandlung berufe, um zu vermeiden, jene Gefühle, welche durch die Vorlesung erregt wurden, auf's Neue zu erwecken.

Das Verbrechen war begangen, die Angeklagte nach Wien zurückgekehrt, und wenn ich ihren Worten trauen darf, so war es Graf Chorinsky, der zuerst den Muth verlor, und wenn ich sein Benehmen gegenüber einer wehrlosen Frau betrachte, und wenn ich mich erinnere, wie er sie gehaßt und im Stich gelassen, so dünkt mir das Wahrscheinlichste, daß bei der Nachricht des Todes der Gräfin Chorinsky der Graf Chorinsky in begründete Bestürzung gerathen sei und sich sofort aus der Wohnung entfernte.

Auch die Angeklagte war von der schnellen Entfernung des Grafen Chorinsky sehr bestürzt, und als der Letztere Nachmittags wieder kam, will die Angeklagte zu ihm gesagt haben: „Ja, ich hab's gethan, und lasse mich in Ruh“; sie will noch hinzugefügt haben, es sei ihr schwer gewesen, da sie beim Sterben zugegen war, und damals sei gerade Theodor Rambacher gekommen. Derselbe constatirt, daß Graf Chorinsky ganz außer sich war und sich auch bald zu entfernen wußte. Rambacher ging nach Hause, aber im selben Augenblicke kam ihm die Botschaft zu, er solle sofort zum Grafen Chorinsky kommen.

Der Staatsanwalt constatirt ferner, daß Rambacher diesen Vorgang gesehen habe, und schildert die verschiedenen, von der Angeklagten gemachten Schritte, durch die sie sich aller aus München gebrachter Gegenstände entledigen will und wie sie dennoch in deren Besitz wenigstens zum Theile betroffen wird.

Dieser Besitz und das Verbergen der Gegenstände ist der Schlußstein jenes riesigen Gebäudes, welches sich nach und nach im Laufe der Verhandlung uns darstellte.

Präs. (unterbrechen): Mir ist ein Schreiben, gerichtet vom hohen Justizministerium an den Leiter der Staatsanwaltschaft übergeben worden. Ich weiß nicht, ob es mit dem Gegenstande der Verhandlung in Beziehung steht.

Staatsanwalt (liest das Schreiben und erklärt): Es steht in keinem Zusammenhange mit dem Falle. In demselben Momente wird dem Präsidenten ein Brief übergeben. Präsident bemerkt, daß die Ueberbringerin dieses Briefes verhaftet worden sei. Der Brief wird hierauf vorauszugsweise vorgelesen; er enthält nichts als eine Verdächtigung der Zeugin Thurneyssen von Seite einer „alten, aber gewissenhaften Frau.“ Er wird zu den Acten gelegt und die Freilassung der Ueberbringerin angeordnet.

Staatsanwalt fährt fort: Sowohl dem Grafen Gustav Chorinsky als der Angeklagten mußte es klar werden, daß nicht bekannt werden dürfe, daß die Angeklagte vom 19. bis 21. November die Reise nach München unternahm. Es werden die Briefe Gustav Chorinsky's an Julie, seine aus der Zelle geschriebenen, zu schmuggeln versuchten Briefe, das Bewerben um ein falsches Alibi angeführt. Der Staatsanwalt betont hiebei, daß Graf Chorinsky in seinen Briefen um Gnade bittet und anführt, er wolle auswandern, er wolle Geistlicher werden; man möge für ihn beim Kaiser um Gnade flehen oder ihm eine Pistole übergeben. Es wird hervorgehoben, daß Chorinsky in München dem Untersuchungsrichter gesagt hatte, er sei erschöpft, man möge ihm nur heute Ruhe gönnen; er wolle, wenn er sich erholt hat, ein offenes Geständniß ablegen. Er hat dieß wohl nicht gethan, doch so benimmt sich nur Jemand — sagt der Staatsanwalt — dessen Gewissen schuldbeladen ist.

Ebenso wie Graf Chorinsky hat auch die Angeklagte allerlei dem hohen Gerichtshofe bekannte und in der Schlußverhandlung zur Genüge erörterte Umtriebe begonnen, um sich mit Gustav Graf Chorinsky zu verständigen, ein Alibi zu erwerben und die Gerichte zu behelligen. Es muß besonders beachtet werden, daß die Angeklagte ihr Vertheidigungssystem gewechselt hat. Anfangs sagte sie, die Gräfin habe sich selbst ermordet, später sagte sie, die Bay hat es gethan, und als durch Zeugen die Identität ihrer Person mit der der angeblichen Bay sichergestellt war, wechselte sie das Vertheidigungssystem und sagte, die Horvath hat es gethan.

Aus alledem geht zur Genüge hervor, daß Gustav Chorinsky und die Angeklagte sich über das Verbrechen verständigt hatten, und daß die Angeklagte die That selbst, den Mord, verübt hat.

Ich habe nur noch an der Hand des Gesetzes zu recapituliren, daß gegen die Angeklagte und zur Herstellung des Beweises angenommen werden muß, sie habe die Mittel hiezu besessen, daß sie in feindseligem Verhältnisse zur Ermordeten stand, daß sie in Gestalt und Kleidung erkannt wird, daß sie früher Versuche der Vergiftung machte, daß die Anwesenheit am Thatorte, der Besitz von aus dem Morde herrührenden Gegenständen, die Bemühungen, die Spuren des Verbrechens zu vernichten, gegen sie sprechen. Aus alledem glaube ich dem hohen Gerichtshofe den Beweis der Schuld der Angeklagten erbracht zu haben.

(Fortsetzung folgt in der Didaskalia Nr. 121.)

Druck und Verlag: Heller u. Rohm in Frankfurt a. M. — Für die Redaction verantw. J. G. Kny.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 121. Freitag, den 1. Mai 1868.

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

Clotilde saß auf der Ruhebank, während Victor an dem Stamm einer Birke lehnte, die mit ihren Zweigen das Plätzchen beschattete.

Die erste Frage, die er an sie richtete, war nach dem Baron, ob es wahr sei, daß er anwesend sei.

„Ja", sagte sie leise und das Gesicht zur Erde senkend, „und auch mein Vetter Johannes."

„Der Pfarrvicar?" frug Linden und eine Wolke verdüsterte seine Stirn.

„Er ist jetzt Missionsvorsteher", antwortete Clotilde, „und er kam auf meine Bitte."

„Sie ließen ihn kommen? Sie, Clotilde . . Frau Baronin?" verbesserte sich Linden rasch; „Sie, diesen frommen Schleicher, diesen Menschen, der die Liebe auf den Lippen und den Haß im Herzen trägt?"

Die junge Frau erhob mit einer flehenden Geberde die Hände gegen den Mann ihrer ersten Liebe. Thränen schimmerten in ihren Augen. Eine tiefe Traurigkeit lag auf ihren Zügen.

„O, wenn Sie wüßten, was ich gelitten habe, wie unglücklich, wie namenlos elend ich mich fühlte."

„Und warum fühlten Sie sich so unglücklich und verlassen?" frug Victor zurück und die Bitterkeit, die er überwunden glaubte, stieg wieder in ihm auf. „Weil Sie an einen Mann gefesselt waren, der Sie nicht verstand, der Ihre Ideale zertrat und Ihnen dafür Götzenbilder bot, die er aus dem Staub, in welchem er sich so wohl fühlt, geformt hatte, aus diesem niedrigen, gemeinen Erdenstaube, der mit Seelengift geschwängert, der aber die Lebensluft dieser Menschen ist, die ohne ihn nicht leben können."

Der Vorwurf, der in diesen Worten lag, rief Clotildens Stolz wach.

„Und wer, wer", entgegnete sie und ihre Augen richteten sich fest auf Victor, „wer war es, der mich diesem Manne überlieferte? Tragen Sie nicht die Schuld, daß ich mit der Verzweiflung im Herzen zum Traualtar trat? Jenes Diadem —"

Eine Geberde Victors unterbrach sie.

„Glauben Sie noch immer an die armselige Lüge, daß ich damals einen Verrath an Ihnen begangen?"

Er frug es wieder ruhiger, im Tone schmerzlicher Ueberraschung.

„Verrath?" wiederholte Clotilde, „das Wort klingt häßlich und ich habe längst milder über jene Vergangenheit geurtheilt; aber, da Sie es selbst ausgesprochen haben das Wort: ja, damals erschien mir Ihre Handlungsweise als ein Verrath an der Liebe und Treue — und der Schmerz darüber trieb mich zu dem Schritt, der das Unglück meines Lebens werden sollte."

„So kennen Sie nicht den innern Zusammenhang jener Begebenheiten?" frug Victor. „Freilich, wer hätte Ihnen diesen auch erklären sollen? Wir haben Beide geirrt. Ihr Zweifel an mir rief meinen Stolz wach, der es mir verbot, Aufklärungen zu geben . . und die Einflüsterungen jener beiden Männer, die jetzt das Haus da unten mit Ihnen bewohnen" — und er deutete auf die im Sonnenschein glänzende Villa, die mit ihrem weißen Anstrich und grünen Jalousieen freundlich heraufleuchtete — „diese perfiden Einflüsterungen vollendeten das Werk."

Und nun erzählte er ihr die Geschichte mit dem Diadem, getreu, wie sie sich zugetragen hatte.

Clotilde hatte stumm und regungslos, das Haupt zur Erde gesenkt, zugehört.

Als er geendet, hob sie langsam das Gesicht, es war in Thränen gebadet.

„O Gott!" sagte sie leise mit abgebrochener Stimme und schlug die Hände vor die Augen.

Victor war schmerzlich aufgeregt. Diese Thränen sagten ihm mehr, als tausend Worte, was Clotilde gelitten.

Da kam Clärchen mit einer Handvoll Feldblumen in vollem Lauf zurück.

„Hier, Mama Clotilde, bringe ich Dir schöne Blumen", rief sie schon von Weitem.

„Ach, Du weinst, Mama Clotilde . . . Papa, warum weint Mama Clotilde?" frug sie ängstlich und Thränen traten dem theilnehmenden Kinde in die Augen, „nicht weinen, liebe Mama Clotilde!"

Die junge Frau brach in ein heftiges Schluchzen aus und schloß das Kind in ihre Arme, es mit Küssen und Thränen bedeckend.

Ein Rascheln in den Büschen, die den Poetensitz nach der Rückseite zu einschlossen, wurde hörbar und gleich darauf trat ein Mann in eleganter Morgenkleidung aus dem Unterholz. Es war der Baron Vortheim.

Die mit hellfarbigem Glacéhandschuh bedeckte Hand hob grüßend den feinen schwarzen Pariser Filzhut in die Höhe, während eine höhnische Grimasse über seine verlebten Züge flog.

„Ah, voilà", sagte er in demselben näselnden Tone, den Victor vor Jahren schon bei ihm gehört, „das ist eine köstliche Rührscene, ganz wie bei dem seligen August Lafontaine oder der Frau Charlotte Birch-Pfeiffer. Sapristi, ich hätte nicht gedacht, hier alte Bekannte zu treffen. Ich habe die Ehre, Herr Linden" — und er verbeugte sich spöttisch — „Sie zu grüßen. Ein Rendezvous mit der Frau Baronin . . . ha, ha, ganz charmant . . . ich glaube, Sie werden es nicht unhöflich finden, wenn ich Sie auch um ein Rendezvous bitte."

„Ich stehe zu Diensten", antwortete Linden, dem diese Begegnung nicht so unangenehm war, als man hätte annehmen sollen, „ich stehe zu Diensten, Herr von Portheim, wir haben ohnedieß eine alte Rechnung auszugleichen."

Der Baron nickte ironisch.

„Mein Herr, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen. Frau Baronin, Ihr unterthänigster Diener."

Er hob wieder mit ironischer Höflichkeit den Hut hoch empor und verschwand dann im Walde.

Clotilde hatte ihn weder eines Blickes, noch eines Wortes gewürdigt. Den Kopf auf Clärchens Schulter, war sie eine stumme Theilnehmerin dieses Auftritts gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Prozeß Ebergenyi.

(Fortsetzung.)

Staatsanwalt **Schmeidl** führt in seiner Rede also fort:

Es liegt aber noch das Geständniß, das mit allen Erfordernissen versehene Geständniß der Angeklagten vor. Julie v. Ebergenyi legte im ersten im Polizeihause vorgenommenen, länger andauernden Verhöre zuerst in Gegenwart des Untersuchungsrichters und des k. k. Polizeicommissärs Karl Breitenfeld, welche, ihrem Wunsche folgend, sich mit ihr in ein Nebenzimmer begeben hatten, das Geständniß ab, daß sie von einem Photographen unbemerkt Cyankali genommen und dieses der Gräfin Mathilde Chorinsky, während sie auf gegenseitiges Wohl tranken, in den Thee gethan habe.

Bei Wiederanknüpfung des geschlossenen Verhörs fügte sie in Gegenwart des Hofrathes und Polizeidirectors v. Strobach, des Protocollführers und der Gerichtszeugen noch bei: daß sie Mittwoch von 4 bis 7 Uhr Nachmittags beim Goûter und beim Thee bei der Gräfin Chorinsky zubrachte, daß sie sich der Gräfin als Durchreisende vorstellte, mit dem Vorgeben, um sich von ihrer Liebenswürdigkeit zu überzeugen. Sie erzählte weiter, sie sei in München im Hotel „zu den vier Jahreszeiten" unter dem Namen Baronin Bay abgestiegen, habe im zweiten Stocke daselbst gewohnt, zufällig die Wohnung der Gräfin Chorinsky, Amalienstraße Nr. 11 oder 12 im vierten Stocke erfahren und ursprünglich die Absicht gehabt, zwei Tage in München zu verweilen, dann nach Paris zu reisen. Sie habe sich mit der Gräfin verabredet, zusammen ins Theater zu gehen, und zu diesem Zwecke durch einen Diener des Hotels Karten bringen lassen. Als sie fortging, lag die Gräfin bereits zwischen dem Canape und dem Tische auf dem Boden. Ob das Gift gleich gewirkt habe, wisse sie nicht; die Gräfin ist wohl auf dem Boden gelegen, ob sie aber bei ihrer (der Julie Ebergenyi) Entfernung aus der Wohnung schon ganz todt war, das wisse sie nicht. Ihres Wissens war die Quartierfrau zu Hause und deren Tochter hatte eben ein Kleid fortgetragen.

Mitten in diesem Geständnisse suchte Julie Ebergenyi plötzlich abzulenken und zu widerrufen.

„Ich sage es aufrichtig, ich war es nicht, aber schreiben Sie nur, daß ich es war; ich stürze mich in mein Unglück, es war Jemand von München, der die Idee gehabt hat, es zu thun. Daß ich in München war, gestehe ich zu; aber gehen wir lieber ins Landesgericht hinaus, ich gehe zu Grunde; denn ich kann die Person nicht nennen."

Nach dieser Abschweifung bat die Inquisitin, den letzten beschriebenen Bogen des Verhöres zu beseitigen, und versprach, zusammenhängend nur die Wahrheit zu sagen, wonach sie fortfuhr:

„Ich war in München, aber daß ich sie nicht umgebracht habe, das kann ich hoch und theuer beschwören, ich habe sie nicht umgebracht. Ich war dort bei der Gräfin Chorinsky, ich wollte nach Paris gehen, das ist wahr; sie war sehr freundlich, sie erzählte mir von ihrer Ehe mit ihrem Manne bis in die genauesten Details, sie hat einen sehr unglücklichen Brief nach Hause geschrieben, sie hat sich selbst umgebracht, und sie hat so geweint, die Frau, über die Verhältnisse mit ihrem Manne, das ist furchtbar. Sie erzählte mir eine Geschichte, daß sich ihr Mann versöhnen wollte, sie war aber so unglücklich, ich glaube, die Frau hat es auf mich abgesehen gehabt, mich ins Unglück zu stürzen. Ich sah sie beim Wandkasten manipulieren, sie trug ihre Schale her, wieder zurück, nahm den Thee, fiel mir weinend um den Hals, lehnte sich an das Canape etwas an und auf einmal ist sie hinunter gefallen.

Auf das bin ich schleunigst fortgegangen und nach Hause zurückgekehrt. Anfangs habe ich gedacht, sie habe furchtbar Comödie gespielt, weil sie sonst Comödie gespielt haben soll. Ich sagte, daß ich von ihrem Manne komme und ihn recht gern habe, daß er öfter zu mir komme, und sie hat es offenbar auf mich abgesehen gehabt. Sie sagte auch, daß sie gegen alle Jene, welche mit ihrem Manne Sympathie haben, fluche. Sie erzählte auch, daß in Salzburg von Wien ein großer brünetter Herr, ein Civilist (Heinrich Umlauft), eingestiegen sei, welcher sich in München im selben Hotel einlogirt und sie bei der Abreise von München zur Eisenbahn begleitet hatte. Sie erzählte auf Befragen weiter, daß sie Dienstag den 19. November 1867 mit dem 5-Uhr-Zuge abgereist, am 20. November um halb 7 Uhr Früh in München angekommen und bei den „vier Jahreszeiten" abgestiegen war, sowie nach einer kurzen Erholung die Stadt besichtigte. Sie schließt mit den Worten: „Es wird sich Alles lösen; ich kann höchstens sagen, wenn Alles auf die Gräfin Chorinsky anspielt, soll die es sein, bei welcher ich auf Besuch gewesen bin, ich nehme Alles auf mich. Ich kann nichts sagen, ich nehme die Sache pro forma auf mich, bis sich die Sache lösen wird." Endlich suchte sie die ganze That auf eine Baronin Bay zu schieben und stellte auch ihre Münchener Reise in Abrede.

Doch ihr mit allen Erfordernissen des §. 264 der St. P. O. versehenes Geständniß konnte durch den allmäligen Widerruf seine Beweiskraft nicht verlieren, da keine glaubwürdige Ursache des Widerrufes und kein Zweifel über die Wahrheit des früheren Geständnisses im Sinne des §. 267 der St. P. O. vorgebracht wurden, und zwar umsoweniger, wenn man berücksichtigt:

1) daß das Geständniß mit den übrigen Erhebungen ganz im Einklange steht;

2) daß das Geständniß Angaben enthält, welche Julie v. Ebergenyi nicht machen konnte, wenn ihr diese Umstände nicht durch die Verübung der That bekannt geworden wären, wie das Einlogiren bei den „vier Jahreszeiten", die Bestellung der Theaterbillete, die Entfernung der Fanny Hartmann mit einem fertiggemachten Kleide, das Liegen der Leiche zwischen Sopha und Tisch und derlei mehr;

3) daß Gustav in seinen Briefen auf Juliens Mittheilung über die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit der Gräfin Mathilde anspielt, die Julie abermals auf eine Mittheilung der Bay zurückzuführen sucht;

4) da sich der ausgesprochene Zweifel, ob das Gift wirklich gleich gewirkt und die Gräfin nicht Comödie gespielt habe, durch die Sendung Rambachers nach München bestätigt; Julie v. Ebergenyi sucht die Sendung Rambachers auf ein Gerücht zu beziehen, das sich schon im Sommer über den Tod Mathildens verbreitet hatte;

5) daß sie das Verhör in der Hoffnung, von ihrer Familie die Bestätigung des Alibi für die Zeit vom 19. bis 22. November 1867 zu erlangen, hinauszuschieben suchte.

Ich komme nun zu jenen Umständen, welche für die Angeklagte belastend oder erleichternd sind; erschwerend scheinen mir die geflissentliche Vorbereitung, die reifliche Ueberlegung, der Umstand, daß, abgesehen von jener Tücke, welche in jedem Meuchelmorde gelegen ist, von der Ermordeten umsoweniger Vorsicht angewendet werden konnte, da sich die Angeklagte unter dem Scheine einer Empfehlung an die Unglückliche bei derselben einzuschleichen wußte. Endlich kann nicht unberücksichtigt bleiben, daß die Ermordete die Gattin des Urhebers jenes Verbrechens war.

Mildernd ist der bisherige tadellose Lebenswandel, das Geständniß und der Umstand, daß nur die Angeklagte als eine von dritter Person verführte und zum Verbrechen verleitete erscheint. Ich habe es nicht über mich gewinnen können, zu glauben, daß der Gedanke an ein so fürchterliches Verbrechen in der Angeklagten entstanden und der Angriff hiezu von ihr ausgegangen sei. Es würde diese Ansicht mit meinen Begriffen von Weiblichkeit im Widerspruche stehen. Hingegen hat sich Gustav Chorinsky als solcher Mensch manifestirt, der mir eines solchen Verbrechens fähig zu sein scheint.

Wenn ich Sie, meine Herren, daran erinnere, wie in den genannten Briefen Chorinsky die Angeklagte aufforderte, das gefällte Todesurtheil schonungslos an der Gräfin Chorinsky zu vollführen, und wenn ich Sie erinnere, wie die Angeklagte gezaudert habe, dann werden Sie sich in der Ansicht einigen, daß die Angeklagte die Verführte gewesen ist.

Nach §. 136 der St. P. O. ist das Verbrechen des Meuchelmordes mit dem Tode zu bestrafen. Bei dem vorliegenden Geständnisse und da der rechtliche Thatbestand sicher gestellt, ist in diesem Falle auch die Todesstrafe zu verhängen.

Ich erlaube mir den Schlußantrag zu stellen:

Der hohe Gerichtshof geruhe, Julie Ebergenyi von Telekes des vollbrachten Verbrechens des Meuchelmordes als unmittelbare Thäterin für schuldig zu erkennen und dieselbe zur Strafe des Todes durch den

Strang zu verurtheilen, sowie des Adels und ihrer Auszeichnung als Stiftsdame des freiweltlichen adeligen Damenstiftes Maria-Schul zu Brünn für verlustig zu erklären und zum Ersatze der Kosten zu verhalten.

Die Angeklagte schrickt, nachdem dieser Antrag erfolgt war, zusammen, ihre Zügen waren krampfhaft, in ihrem Gesichte fand ein Farbenwechsel statt, und sie wurde sehr ergriffen aus dem Saale geführt.

Es erfolgte vor Beginn des Plaidoyers des Vertheidigers eine kurze Unterbrechung. Mittlerweile hatte sich der Saal so gefüllt, daß eine Communication gar nicht möglich ist. Der Staatsanwalt hat 2½ Stunden gesprochen.

Die Sitzung wird 12¼ Uhr unterbrochen.

(Fortsetzung folgt in einer Beilage, welche mit der 2. Beilage des Journals ausgegeben wird.)

Aus Abyssinien.

Was an brieflichen Mittheilungen aus Abyssinien vorliegt, hat allerdings nunmehr einen großen Theil seines Interesses verloren, aber um ein vollständiges Bild der Expedition bis zu ihrem Abschlusse zu geben, dürfte es nicht uninteressant sein, einzelne Punkte aus diesen Briefen hervorzuheben. Die „Engl. Corresp." thut dieß in Folgendem:

Am 21. März befand sich Sir Robert Napier mit einem Theile der Pionierabtheilung in Mussagita, am 22. erreichte er Lat. Der Weg vom Aschangi-See zum ersten Orte, etwa 7 Meilen, war sehr leicht; hinter Mussagita jedoch wurde er so schlecht, daß hier die Truppen Halt machen mußten, um den Pionieren Zeit zu geben, die Hauptthindernisse hinwegzuräumen. Sir Robert war selbst hinausgeritten, um die Arbeiten zu beaufsichtigen; er stürzte mit dem Pferde, nahm aber glücklicherweise nicht den geringsten Schaden.

Die erste Brigade unter Obrist Staveley befand sich einen Tagemarsch hinter der Pionierabtheilung, und dicht hinter ersterer rückte die zweite Brigade vor, die einige Tage vorher Antalo verlassen, Staveley nahezu überholt hatte, und nur einen Tagemarsch hinter ihm war.

Die Zahl der Truppen, welche über Antalo hinaus auf Magdala zu vorzurücken bestimmt waren, betrug ungefähr 6000 Mann, doch war noch unbestimmt, ob diese alle bis Magdala kommen, oder nicht, vielmehr theilweise zur Formirung eines Depots und zur Bewachung des Gepäcks commandirt werden würden. Denn am 22. März waren genaue Befehle erlassen worden, fast das ganze Gepäck zurückzulassen. Nur Ein Zelt für je zwölf Offiziere, und Eines für je 20 Mann sollten mitgenommen werden; die Nahrungsmittel waren auf dreißig Tage berechnet, die eine Hälfte führte das Regiment selbst mit, und die andere folgte mit der beschränkten Anzahl von Maulthieren, deren jedem nicht mehr als 100 Pfund zugedacht waren. Die Entfernung zwischen Lat und Magdala wurde von den Eingeborenen auf etwa 72 Meilen veranschlagt, bald indessen stellte sich heraus, daß sie mindestens 96 Meilen betrug.

Diese Meilen mußten alle auf unwegsamen Straßen zurückgelegt werden; denn nach Zurücklassung des größeren Theiles der Maulthiere wurden die Vorarbeiten der Pioniere gänzlich eingestellt und hinweg ging's, über Stock und Stein. Trotzdem hoffte man in Zeit von einer Woche vor Magdala zu stehen, und sämmtliche Leute freuten sich, den König Theodor, der ihnen so manche Mühe und Entbehrung verursacht hatte, einmal tüchtig schütteln zu können.

Mara Wur wurde am 24. und Dildy am 25. März erreicht. In letzterem Orte, von ersterem etwa 18 Meilen entfernt, wurde ein Depot errichtet, und eine Compagnie zur Bewachung des Gepäcks zurückgelassen. Dieses war nunmehr bis aufs Aeußerste reducirt, und nur je 30 Pfund jedem Offiziere, je 25 Pfund den Unteroffizieren und Gemeinen erlaubt. Eine fernere Beschränkung hätte nothwendiger Weise in der Zurücklassung der Zelte oder der Lebensmittel bestehen müssen. Erstere waren nicht zu entbehren, weil häufig genug kalte Nächte auf unausstehlich heiße Tage folgten, und man die Andauer des schönen Wetters bezweifelte. Der Proviant mußte auch mitgenommen werden, denn wenn auch die Eingeborenen freundliche Gesinnungen zeigten, und Lebensmittel zuführten, so hätte die Einbringung derselben doch den Streifzug nach Magdala noch mehr verzögert. Und um dieses zu vermeiden, war ja eben das Gepäck reducirt worden.

Die Zufuhr bildete jedoch eine angenehme Abwechslung in den täglichen Nahrungsmitteln. Geflügel und Eier erinnerten fast an europäischen Comfort. In Dildy, wo letztere zum erstenmale zum Kaufe angeboten wurden, war der Preis Anfangs nur 2½ d., binnen Kurzem jedoch stieg derselbe in Folge der „starken Nachfrage" auf 5 d. per Stück. Diese Art und Weise, die Lebensmittel zu kaufen, nicht sie zu rauben, war den Abyssiniern unerhört; das verrathe wenig Muth, glaubten sie, und sie hegten demnach starke Zweifel an dem Erfolge der Expedition gegen den mächtigen und fürchterlichen König Theodor.

Orkane auf Mauritius.

Ueber die Orkane, welche am 11. und 12. März auf Mauritius wütheten, sind beim englischen Colonialminister ausführliche Berichte des Gouverneurs der Insel eingelaufen, aus denen die „Engl. Corresp." das Hauptsächlichste hervorhebt.

Schon am 13. December v. J. und am 3. und 17. Januar erhoben sich außergewöhnliche Stürme; sie richteten indessen keinen bedeutenden Schaden an, und namentlich die Zuckerpflanzungen, welche Ende Februar schon so weit gediehen waren, wie sonst im Mai, versprachen eine sehr günstige Ernte. Alle diese Aussichten sollten durch den am 11. März ausbrechenden Sturm vernichtet werden. Der Orkan wüthete die ganze Nacht hindurch, und erreichte erst am 12. seine furchtbare Höhe. An diesem Tage begann der Sturm von Norden her, machte die ganze Windrose durch, und noch vor Sonnenuntergang kam er aus Nordosten. Oeffentliche Gebäude, Kirchen und Privathäuser stürzten ein; Bäume wurden entwurzelt und etwa 20 Fuß hoch in die Luft geschleudert; sämmtliche Eisenbahnstationen wurden beschädigt; zwei Bogen eines Viaduktes, über 1000 Tonnen schwer und 126 Fuß lang, hob der Sturm buchstäblich von den Pfeilern und stürzte sie in den Abgrund; und es war ein Glück zu nennen, daß man vorher angeordnet hatte, bei einem Sturme keine Eisenbahnzüge fahren zu lassen. Eine große Masse von Locomotive wurden unter den Trümmern der zusammenstürzenden Schuppen begraben. Der Personenverkehr ist wieder hergestellt, der Güterverkehr wird aber wohl noch Monate lang unterbrochen sein. Der Schaden an Schiffen ist ungeheuer. In Port Louis allein kamen von 50 Fahrzeugen nur 3 ungefährdet davon, 7 wurden entmastet, 13 strandeten. Wracks sind noch keine bekannt, doch werden verschiedene Küstenfahrzeuge noch vermißt. Der Schaden der drei Hauptdock-Compagnien wird auf je 100,000 Dollars veranschlagt.

Ungeheuer ist der in den Zuckerpflanzungen angerichtete Schaden; er wird auf circa eine halbe Mill. Pfd. Sterl. geschätzt. Bei günstigem Wetter können dieselben sich jedoch etwas erholen. Weniger leicht wiederherzustellen sind die Zerstörungen in den Mühlen und Siedereien; denn wenn die Zeit bis zur Ernte dazu auch hinreichte, fehlen doch den meisten Pflanzern die Mittel.

Der Verlust an Menschenleben ist ebenfalls sehr bedeutend. In Port Louis allein wurden dreißig Leichen von der Polizei unter den Trümmern der Gebäude hervorgezogen und hundert Unglücksfälle sind die geringste anzunehmende Zahl, die Verunglückungen zur See ausgenommen.

Sicherlich 50,000 Personen sind durch den Sturm vollständig obdachlos geworden, von denen eine große Zahl noch dazu epidemisch ist.

Seitens der Behörden geschieht natürlich alles Mögliche, um das Unglück nach Kräften zu mildern. Die für die Wiederherstellung der öffentlichen Gebäude erforderliche Summe ist sehr bedeutend.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein Veteran aus dem Hause Rothschild.) Fünfzig Jahre im Hause Rothschild! Dieses Jubelfest beging neulich Herr Moriz Ritter v. Goldschmidt, der allbekannte Firmaführer des Hauses Rothschild in Wien. Vor einem halben Jahrhundert in frühen Jugendjahren trat Moriz Goldschmidt in die Dienste des großen Bankhauses und stieg dort von Stufe zu Stufe, bis er nun, mit dem vollsten Vertrauen der Firma bekleidet, als Repräsentant derselben aufzutreten legitimirt ist. Das intime Verhältniß, in welchem Baron Rothschild zu seinem getreuen Mitarbeiter steht, gibt ein beredtes Zeugniß für dessen ausgezeichnete Thätigkeit, sowie die ehrenvolle Stellung, welche Herr v. Goldschmidt im öffentlichen Leben und unter der hauptstädtischen Bevölkerung einnimmt, einen sprechenden Beweis für die von Humanität und Bürgersinn erfüllte Gesinnung des seltenen Jubilars gibt.

(Ein Bild.) Man schreibt der „Presse“ folgendes hübsche Geschichtchen aus einer kleinen mährischen Gemeinde: „Dort war der großmüthige Stifter einer Synagoge verstorben und pietätsvolle Freunde gedachten, ein schönes, künstlerisches Bild des Stifters zum Andenken in der Vorhalle des Gotteshauses aufzuhängen. Doch ein einfaches Hinderniß stand dem entgegen; man besaß kein Conterfei des Seligen. Da verfiel der Sohn desselben auf den Gedanken, es könne sich doch ein Porträt des Vaters in der Kronlandshauptstadt, wo er früher gewohnt, vorfinden, und er wandelt also fürbaß dahin. Da passirt ihm in der Stadt ein merkwürdiges Abenteuer. Er begegnet einem würdigen Manne mit ernsten Zügen, die ihn wohlthuend anheimeln — er sieht näher hin und unterdrückt einen Schrei der Ueberraschung — das war ja ganz das Ebenbild seines Vaters! . . . . Der Mann wird von der Menge ehrerbietig gegrüßt und bald erfährt der Ueberraschte den Namen dessen, der seinem Vater so sprechend ähnlich sieht — es ist der hochwürdige Herr Bischof der Hauptstadt, Graf Schaaffgotsche. Rasch eilt der junge Sohn Israels in die nächste Kunsthandlung, erwirbt eine Photographie des geistlichen Würdenträgers und eilt damit nach der Heimath. Dort ist man entzückt über das Wunder der Auffindung; man läßt ein großes, prachtvolles Bild — des Seligen malen und seit Kurzem prangt als Stifter in der Vorhalle der Synagoge zu *** das Conterfei des hochwürdigen Herrn Bischofs zu Brünn . . .“

(Eine Million Briefmarken.) In Belgien hat eine Dame aus einer sehr angesehenen Familie mit einem älteren Junggesellen einen Vertrag abgeschlossen, worin Letzterer sich verbindlich macht, wenn die Dame ihm bis Ende Mai d. J. eine Million gebrauchte Briefmarken, ohne Unterschied des Landes, überliefere: das Kind einer armen, aber achtbaren Familie bestens erziehen zu lassen und ihm nach der Confirmation zehntausend Francs zu seinem weiteren Fortkommen zu überweisen. Der Vertrag ist gerichtlich abgeschlossen und werden bei Ablieferung der Marken die betreffenden Beträge gerichtlich deponirt. Man hat sich sehr warm für diese Sache interessirt; auch von einer jungen Dame in Offenbach wurden in sehr kurzer Zeit 1400 Stück, von einem jetzt in Belgien wohnenden Offenbacher bis 4. April 58,000 Stück zusammengebracht, so daß es schon am 23. April gelungen war, im Besitz der gewünschten Million zu sein. Demnach kann dem alten Junggesellen, wie dem Kind geholfen werden.

(Ein kühner Räuber.) Aus Einbeck, 19. April, wird dem dortigen „Wchbl.“ geschrieben: Im benachbarten Dorfe Edemissen hatte eine Falke sich längere Zeit in der Nähe eines Hauses an der Chaussee aufgehalten und anscheinend dem Meckern eines Zickleins gelauscht, das sich in der Wohnstube des Hauses befand. Am Freitag plötzlich schießt der Falke herab, zertrümmert das Stubenfenster und schlägt seine scharfen Krallen in des Zickleins Rücken. Allein das Thierchen fortzubringen, fällt doch dem Raubvogel zu schwer, der aber auch seine Fänge nicht gleich wieder losmachen kann; und so haben ihn die Anfangs sehr erschrockenen Bewohner des Hauses endlich in der Stube auf dem Zicklein todtgeschlagen.

Literatur-Notizen.

„Zur Frauenfrage.“ Unter diesem Titel ist von der rühmlich bekannten Verfasserin des Album für eine Frau bei C. Rümpler eine Schrift erschienen, deren Absicht darauf hinausgeht, das in den gebildeten Kreisen eingewohnte und fortwährend mit zäher Beharrlichkeit festgehaltene Vorurtheil zu bekämpfen, es sei das weibliche Geschlecht durch seine Bestimmung lediglich auf häusliche Geschäfte und keine andere Art der Thätigkeit angewiesen, woraus dann die weitere Folgerung gezogen wird, daß es auf eigene Berufswahl und Selbstständigkeit durchaus verzichten müsse. Bekanntlich haben einsichtsvolle Männer und Frauen in neuester Zeit die verdiente Aufmerksamkeit auf die practisch so wichtige Frage gerichtet, wie das weibliche Geschlecht an der productiven Arbeit der Gesammtheit zu eigenem Vortheile sich betheiligen könne, wo ihm die nächstliegende Wirksamkeit einer Hausfrau und Mutter versagt ist. Es gilt bei uns (nicht so in fremden Ländern) noch immer als Erniedrigung, wenn ein gebildetes Frauenzimmer eine gewinnbringende Arbeit sich zur Aufgabe macht, um durch eigne Kraft ihre Existenz zu sichern, während man nichts dagegen zu erinnern findet, daß sie der Sorge ihrer Verwandten anheim falle und in ihrer Passivität und Abhängigkeit sich selbst gedrückt und unbefriedigt fühle. Der vorliegenden Schrift, welche mit warmer Beredsamkeit daran arbeitet, diesen schlimmen Wahn in den Familien zu verscheuchen, indem sie sich an die deutschen Hausfrauen wendet, ist in der That eine weite Verbreitung zu wünschen, da die Ueberzeugung, daß die Abhülfe bedenklicher Zustände von den Frauen selbst ausgehen müsse, zuvor in die Familien eindringen muß, ehe man auf Erfolge mancher wohlgemeinten Bestrebungen in jener Richtung rechnen darf. Männer, wie Holtzendorff, Bormann, Richter, Lette mühen sich sonst vergeblich, auf eine Besserung in der Lage so mancher gebildeter Frauen und Mädchen hinzuwirken. „Möchten doch, sagt der Letzte, die Frauen nicht erst durch die Noth, sondern durch gesundes Nachdenken zur Ueberzeugung von der Ehrenhaftigkeit der Arbeit gelangen„; und dazu, hoffen wir, wird die vorliegende Schrift das ihrige beitragen, wenn sie beim Publicum die Beachtung findet, welche sie verdient.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 1. Mai. Gastdarstellung der Fräulein Aglaja Orgeni: **Lucia von Lammermoor**, große Oper in 3 Acten von Salvator Cammarano. Musik von Donizetti. Lucia: Fräulein Aglaja Orgeni.
(Außer Abonnement.)

Samstag, den 2. Mai. Zum ersten Male: **Y 1.** Lustspiel in 3 Acten von Otto Girndt. Hierauf, zum ersten Male: **Er kann nicht lesen**, Schwank in 1 Act von M. Grandjean.
(Abonnements-Vorstellung Nr. 152.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kiß. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Prozeß Ebergenyi.

(Fortsetzung.)

Nach einviertelstündiger Unterbrechung der Sitzung treten um halb 1 Uhr Staatsanwalt und Vertheidiger in den Saal und müssen sich durch die Menge durchdrängen.

Nach ihnen wird Julie Ebergenyi in den Saal geführt. Sie vermag sich kaum aufrecht zu halten; ihre Füße wanken, ihr Gesicht ist fieberhaft geröthet und von Thränen gefeuchtet. Sie sinkt auf die Anklagebank nieder und vergießt einen Strom von Thränen.

Wie uns ein Gewährsmann mittheilt, hat die Angeklagte, nachdem der Staatsanwalt die Worte: „zum Tode durch den Strang" gesprochen hatte, erschreckt die Aeußerung gethan: „Das habe ich doch nicht verdient."

Der Gerichtshof vermag nicht in den Gerichtssaal zu gelangen, und muß zuvor der Präsident bitten, die Zuhörer mögen sich nur für ein paar Secunden und um einige Zoll Raumes zurückziehen.

Der Gerichtshof gelangt mühsam in den Saal.

Präs.: Es ist mir neuerlich von Seite der Polizei ein mit einer Note versehenes anonymes Schreiben von gleichem Inhalte wie dasjenige, welches gestern dem Gerichtshof zugekommen, mitgetheilt worden, betreffend eine angebliche Baronin Horvath. Die Polizei-Direction hat sich beeilt, hierüber Nachforschungen zu pflegen; es wurde ihr ein Haus bezeichnet, in welchem jene angebliche Horvath, in Hernals Nr. 441, gewohnt haben soll, und von der Polizei-Direction festgesetzt, daß in jenem Hause nie eine so benannte Dame gewohnt habe, daß eine Frauensperson, die mit dieser angeblichen Horvath identisch sein könnte, in dem bezeichneten Hause nie gewohnt hat und auch hier gar nicht bekannt ist. Ich werde dieses Schreiben, da es Dasselbe wie die früher verlesenen enthält, nicht mittheilen, sondern einfach den Acten anschließen.

Bevor ich den Herrn Vertheidiger einlade, sein Plaidoyer zu beginnen, muß ich die Versammlung bitten, daß während der Dauer des Plaidoyers keine Unterbrechung stattfinden darf, und es wollen daher Diejenigen, welche nicht auszuharren gedenken, sich zuvor entfernen. Saaldiener, wenn Niemand sich entfernt, sperren Sie die Thüren ab, lassen Sie Niemanden ein- und Niemanden austreten.

Die Thüren werden geschlossen.

Präs.: Herr Vertheidiger, Sie haben das Wort.

Vertheidiger Dr. Neuda: Hunderte folgten in diesem Saale den ergreifenden tiefernsten Scenen, und Tausende außerhalb des Saales begleiten den Prozeß mit Spannung und hocherregter Erwartung. Woher diese fesselnde Wirkung? diese unverkennbare Bewegung der Gemüther? Ich finde sie in der mächtigen, erschütternden Gewalt eines in großen Zügen entrollten Gemäldes verwirrter menschlicher Leidenschaft in den vornehmen Kreisen, welche dieser Proceß leider nur zu sehr berührt, und in dem sich darbietenden Bilde eines zerrütteten Familienlebens.

Wenn nun selbst die Zeitgenossen dieses Processes zu fieberhafter Erregung hingerissen werden, wie muß es erst in dem Herzen Jener aussehen, welche, ein schwaches Weib, durch vier lange bewegte Tage einen starken, angestrengten Kampf gegen Klage und Verdacht geführt, die, möge auch das Urtheil wie immer lauten, doch moralisch unrettbar vernichtet bleibt für alle Zukunft.

Unter solchen, für meine Clientin kaum ertragbaren Eindrücken, nun hat der Vertreter des Gesetzes so eben seinem Plaidoyer einen Schlußaccord gegeben, der düster und grauenvoll nachklingt, er hat in seinem Schlußantrage den Tod der Angeklagten gefordert.

Einen solchen gräßlichen Spruch, Sie können, Sie dürfen ihn hier nicht fällen, Sie werden in diesen der Gerechtigkeit geweihten Hallen dießmal den Tod der Angeklagten nicht verkünden können.

Blicke ich auf das Resultat der langen, mit so großer Umsicht und Geistesschärfe geführten Verhandlung, welches ist es? Auf der einen Seite das schwache, bedauernswerthe Weib, erliegend fast der Mühsal der Verhandlung, das unter krampfhaftem Ringen aufschreit und betheuert: Ich habe den Mord nicht begangen! und auf der anderen Seite ein sich hochaufthürmender, unzerstörbarer Wall von Verdachtsgründen, der mit Einstimmigkeit auf meine Clienten als Thäterin hinweist.

In der Mitte dieser widerstrebenden Wahrnehmungen stehend, ist mein Herz schwer bewegt. Beruf, innerer Drang und tiefes Mitleid führen mich der Angeklagten zu, lassen mich an der Wahrhaftigkeit ihrer Verantwortung nicht ganz verzweifeln. Ich denke an die verhängnißreiche Macht des Zufalles, an den Unglücksstern, der manches Menschen Haupt verfolgt. Wer erzählt uns, was zwischen beiden Frauen vorgefallen; wer sah mit eigenen Augen die Hand, die den Giftbecher mischte, die ihn reichte? Jene, die allein sprechen könnte, sie schweigt beharrlich; und was uns erübrigt, es sind doch nur menschliche Berechnungen und menschliche Schlüsse. So schreiten denn vor meinem Geiste all die armen unschuldigen Opfer einer durch markante Beweise irregeleiteten Justiz vorüber; ich sehe Lesurque, den Schuldlosen, den ein ganzes Dorf als Mörder bezeichnete und der seine Unschuld fortwährend betheuerte, im weißen Gewande der Unschuld, unter dem Fallbeile verzweifelnd enden, und ich sage mir: Auch damals war die Verurtheilung eine menschlich gerechte und doch so unverdiente, ungerechte. Wo ein menschliches Irren noch immer möglich ist, wo die Möglichkeit eines Selbstmordes in keiner Weise ausgeschlossen ist, da möchte ich die Schuld der Angeklagten nicht sonnenklar finden, da vertheidige ich vielleicht noch immer keine Mörderin.

Sehe ich aber andererseits auf die Unmassen von Beweismitteln, die laut und streng gegen meine Clientin zeugen, unbarmherzig der Thäterschaft sie anklagen, dann beuge ich mich, so manches sich auch gegen einzelne Verdachtsgründe vorbringen ließe, der Allgemeinheit, der Fülle des Beweismateriales, der Gewalt der höchsten, durch nichts erschütterten Wahrscheinlichkeit, und getreu der mir im §. 228 der Strafproceß-Ordnung auferlegten Verpflichtung, nichts vorzubringen, was gegen mein Gewissen oder das Gesetz wäre, muß ich hiermit anerkennen, daß, wenn auch die absolute Sicherheit eines vollbrachten Mordes mangelt, der irdische Richter doch nach seinem Amte und nach seinem Eide, nach dem natürlichen und gewöhnlichen Gange der Ereignisse, dem engen Zusammenhang zwischen That und Thäter hier annehmen müsse und werde.

Aber so aufrichtig und ergeben ich diese Nothwendigkeit der Verurtheilung zugestehe, ebenso kräftig und entschieden schließe ich an der Hand des Gesetzes hier die Möglichkeit eines Todesurtheils aus.

Der Todesantrag der löblichen Staatsbehörde basirt auf dem Geständnisse der Angeklagten. Welcher Art ist nun dieses Geständniß, entspricht es auch wirklich den gesetzlichen Anforderungen? Ich beantworte diese Frage verneinend, ich erkläre, daß die gesetzlichen Erfordernisse zu einem Todesspruche hier gänzlich mangeln, und ich werde dies erweisen:

1. aus der durch allgemein humanitäre Rücksichten gebotenen beschränkten Anwendung der Todesstrafe;
2. aus dem klaren Wortlaute des Gesetzes.

Die Todesstrafe bedarf einer höchst beschränkten Anwendung; denn sie ist keine zeitgemäße mehr, die Wissenschaft bekämpft sie bereits seit mehr denn hundert Jahren. Kräftig und bewältigend führten und führen den Kampf gegen sie unsere edelsten und besten Geister mit aller Macht ihres Wissens und aller Wärme ihres Herzens, und sie sprechen es mit Ueberzeugungstreue aus, daß nichts den Fortbestand dieser Strafart zu rechtfertigen vermöge.

Die Todesstrafe ist kein Act der Wiedervergeltung; sie bessert nicht, sie schreckt nicht ab; ihre Verhängung ist Sache des Zufalls. Sie hat sich überlebt.

Doch bei uns besteht die Todesstrafe noch und, wenn auch mit innerem Widerstreben, muß sich der Richter dem geltenden Gesetze fügen.

Wo aber ein Gesetz sich selbst überlebt hat, da war es von jeher standhafter Gebrauch der erleuchteten Richter, sich nur in klaren und unzweifelhaften Fällen einem solchen Gesetze zu unterwerfen, in unklaren, zweifelhaften aber den dehn- und streckbaren Wortlaut des Gesetzes einzuengen, den Forderungen der Zeit, der Menschlichkeit, dem Geiste außerhalb des Gesetzes gerecht zu werden. Das Gesetz steht felsenfest und unverrückbar, die Subsumtion unter das Gesetz ist Gegenstand freier richterlicher Erwägung und Beurtheilung.

Ist dies schon beim Zweifel der Fall, um wie viel mehr vorliegend, wo das Gesetz nicht etwa den Tod des Verbrechers zweifelhaft läßt, sondern ihn geradezu verbietet. Nur in zwei Fällen läßt der §. 284 St.-P.-O. das Urtheil auf Todesstrafe zu. Das Verbrechen muß wider den Beschuldigten entweder durch beschworne Thatzeugen oder durch dessen eigenes Geständniß rechtlich bewiesen sein. Dieses letztere wird hier behauptet. Es ist aber das angebliche Geständniß der Angeklagten nicht so geartet, um allein und für sich als rechtlicher Beweis dienen zu dürfen. Der §. 264 S.-P.-O. erfordert

zu diesem Behufe ein deutliches und bestimmtes, auf der eigenen umständlichen Erzählung beruhendes Geständniß, es muß dasselbe ferner mit den über die Umstände der strafbaren Handlung eingeholten Erfahrungen im Wesentlichen übereinstimmen. Diese Bedingungen des §. 264 sind hier keineswegs erfüllt.

Zergliedern wir das vor dem Richter und den Gerichtszeugen abgelegte Geständniß meiner Clientin, worin besteht es? In der Bestätigung, daß sie soeben im Nebenzimmer das Geständniß abgelegt habe, Cyankali bei einem Photographen genommen und solches der Gräfin Chorinsky unbemerkt bei einem Trinken auf gegenseitiges Wohl in den Thee gethan zu haben, also nicht in dem Geständnisse der That, sondern in dem Geständnisse eines früher im Nebenzimmer in privater Besprechung abgelegten außergerichtlichen Geständnisses, und endlich in den wenigen Worten: ob das Gift gleich gewirkt habe, wisse sie nicht; die Gräfin sei auf dem Boden gelegen; ob diese aber bei ihrem Fortgehen schon todt war, wisse sie ebenfalls nicht.

Denken wir uns nichts als dieses kurzathmige sogenannte Geständniß auf der einen und objectiv den nachgewiesenen, durch Gift erfolgten Tod der Gräfin Chorinsky auf der anderen Seite, ließe es sich dann mit Beruhigung aussprechen: der durch meine Clientin vollbrachte Mord sei rechtlich erwiesen?

Wo läge alsdann die Lösung der vielen uns noch immer auf der Zunge schwebenden, gar nicht zu umgehenden Fragen: Woher kam das Gift, bei welchem Photographen, wann, wie und warum ward es entwendet? Wem galt das Gift zunächst? Welche waren die unglückseligen Motive der That? War überhaupt ein Mord beabsichtigt? Wurde der vergiftete Thee auch nur getrunken? Erfolgte der Tod durch diesen Thee mit oder ohne späteres Wissen und Zustimmung der Gräfin, mit oder ohne spätere Erkenntniß? Durch einen Mord oder durch einen Selbstmord?

Wo solche wesentliche, ins Innerste des verbrecherischen Thatbestandes einschneidende Fragen trotz eines vorwaltenden Geständnisses noch immer unbeantwortet bleiben, da ist das Geständniß kein deutliches, denn es ist kein bestimmtes, kein umständliches.

Fast alle wesentlichen Details, die im Geständnisse enthalten sind, sind aber auch unwahr und erfunden, und jene Details, die zur Wahrheit führen sollten, sind im Geständnisse nicht enthalten. Aus solchen, theils falschen, theils lückenhaften und vagen Aeußerungen kann der Richter eine juristische Ueberzeugung niemals ableiten, sie sind nicht geeignet, die Frage der factischen und rechtlichen Imputation zu lösen. Ein solches Geständniß an sich gibt keinen rechtlichen Beweis.

Wie nun erst, wenn in demselben Athem, in welchem dieses unzulängliche Geständniß abgelegt wurde, auch schon der Widerruf erfolgte? Dann, meine Herren Richter, haben wir nicht nur kein Geständniß, sondern das gerade Gegentheil eines beweismachenden Geständnisses, die Behauptung, daß nicht sie, die Angeklagte, das Gift gereicht, sondern daß die Gräfin sich selbst vergiftet habe.

Ein solcher Widerruf ist aber nach unserem Gesetze so rechtsgültig, daß er selbst dem vollständigeren Geständnisse jede Glaubwürdigkeit benehmen würde; denn der §. 267 der Strafproceß-Ordnung läßt wohl ein früher abgelegtes vollkommenes Geständniß durch den späteren Widerruf an der Beweiskraft nichts verlieren, aber ein dem erst eingeleiteten, in der Mitte abgebrochenen Geständnisse im selben Athemzuge folgender Widerruf beläßt selbst nach dem §. 267 der Strafproceß-Ordnung dem Geständnisse die Beweiskraft nicht.

Es ist ein alter allgemeiner Rechtssatz, daß Geständnisse immer strenge zu interpretiren sind. Jedermann, der sich in den Busen greift, muß, um mit Weiske zu sprechen, sich sagen, daß man bei der dem eigenen Wohle widerstrebenden Erscheinung des Geständnisses die Worte wie die Absichten des Geständigen auf die Wagschale legen muß, damit er keine größeren Nachtheile erleide, als die aus den klar gesprochenen Worten erfließen. Legen Sie, meine Herren Richter, die zergliederten Worte meiner Clientin auf die Wage, und gewiß, Sie werden finden, daß sie inhaltsleer, die Wagschale nicht senken; hier ist kein Geständniß überhaupt und kein beweismachendes im Sinne des Gesetzes insbesondere. Hier gestattet §. 284 des St. G. den Todesspruch nie und niemals. Sie werden, wie ich es mir zu sagen erlaubte, in Kraft des Gesetzes und weil das Gesetz dies untersagt, den Todesspruch dießmal nicht verkünden.

Eine nicht minder heilige und zugleich schwierigere Aufgabe wird mir da, wo ich an den zweiten Theil meiner Ausführungen, an die Besprechung der Straffrage, an die Geltendmachung der Milderungsumstände, gehe.

Auch mich erschreckte die vollbrachte That. Allein, als ich mich dieser jugendlichen Angeklagten gegenüber sah, an ihre gute Abkunft, ihre höchst ehrenwerthe Familie, an das greise, achtunggebietende Haupt ihres unglücklichen, in Schmerz vergehenden Vaters dachte, als ich endlich mehr als Alles in das Innere ihres Lebens eindrang, da fühlte ich unwillkürlich, daß hier eine Vertheidigung möglich und geboten sei, daß, wenn meine Clientin auch schuldig befunden wird, sie doch des Mitleids nicht unwürdig erscheint.

Ein Verbrechen mag noch so groß sein, größer und inhaltsreicher noch dünkt mir die Frage: Wer ist der Verbrecher und wodurch ward er zum Verbrecher? Fragen wir uns nun, was hat die Angeklagte zur Mörderin gemacht?

Die Lust und die Freude am Tödten war es nicht. Blicken Sie hin auf die Geschichte der Vergiftungen, sie liefert Ihnen eine Unmasse von Frauen, die diesem grauenvollen Laster verfielen. Allein welch unnatürliche Bilder verbrecherischer Verworfenheit entrollen uns die Processe jener Frauen — einer Marquise Brinvilliers, der Geheimräthin Ursinus, der Margaretha Gottfried aus Bremen, der Anna Zwanziger und zahlreicher Anderer. Diese haben Eltern, Gatten, die eigenen Kinder und die fremden Kinder von der Straße, die armen Kranken in den Spitälern, den harmlosen Diener, was durch Freundschaft und Hingebung an sie gekettet war, herzlos zu Tode verfolgt.

Verhärtete, blutdürstige Männer waren auch Jene, welche vor Kurzem hier im Saale ihres Urtheils harrten. Mit blanken Werkzeugen des Mordes waren sie schlafenden, wehrlosen Frauen genaht, um in räthselhaft wüthiger Mordlust nicht blos zu rauben; sondern auch zu tödten. Bei der heute Angeklagten aber ist Aufregung und Schrecken der That vorangegangen!

Ich finde einen Nachweis hiefür nicht minder in der beabsichtigten Werbung des Rumbacher und des Dierkes. Wozu die Mitwisser und Theilnehmer, wozu die Werbung, wenn der Entschluß zur That für sie leicht und die Ausführung gerne übernommen ward?

Es liegt ein Nachweis hiefür endlich in dem Benehmen der Angeklagten in München selbst.

Die Nacht vor der That und der Tag der That selbst galten für meine Clientin als ebenso viele Stunden schmerzhaften Ringens und Zagens. Fanny Stuhlretter ist die lebende Zeugin hiefür. Alles trug an jenem 21. November die Spuren einer sehr schlecht und unruhig verbrachten Nacht.

Aber auch mit der Rückkunft nach Wien war die Ruhe in ihr Gemüth nicht zurückgekehrt. Ich berufe mich dießfalls auf die bestimmten übereinstimmenden Aussagen der Mitverhafteten der Ebergenyi, über der Letzteren quälende und beängstigende Träume, über ihre schlaflosen Nächte; ich erinnere deßgleichen an die Antwort 183 ihres Verhöres: „Es war eine schauerliche Geschichte," läßt sie dort die Horvath schreiben. Mathilde habe noch geröchelt, bevor sie verschieden ist. Solche Wahrnehmungen bestätigen zuverläßig die Richtigkeit meiner Behauptung, es habe übermüthige Lust am Vergiften meine Clientin nicht nach München geführt.

Ebensowenig waren es Motive der Gewinnsucht. Ebergenyi und Gustav Chorinsky — so behauptet die Staatsbehörde — sollen Eins gewesen sein, identisch in ihrem Vorhaben und eng verknüpft in ihren Endzielen. Solidarisch träfe sie daher Verantwortung und Schuld.

Die Solidarität der Schuld lasse ich zu, die Solidarität der Motive niemals.

Um des Geldes halber brauchte sie im November 1867 wahrlich nicht zu morden. Neben und mit dem Grafen konnte sie von ihrem Gelde leben. Seiner Unterstützung hat sie nicht bedurft. Er hatte die ihre in beträchtlichem Maße genossen. In dringlichen Momenten stand auch ihre Familie hinter ihr. Aus entfernten, durch nichts zu begründenden Vermuthungen und Schlüssen können wir nicht einen neuen unverdienten Verdacht auf ein armes Mädchen werfen. Die Unterschiebung eines solchen Motives weise ich mit vollstem Rechte zurück.

Die wahren Motive der That, meine Herren — dieß kann ich hier auf das bestimmteste aussprechen — liegen ausschließlich in der gränzenlosen Leidenschaft des Weibes zum Geliebten, in der Befürchtung für die eigene Ehre und in dem Ehrgeize.

Julie v. Ebergenyi ist ein Weib, versehen mit allen Schwächen des Weibes und ohne besondere Fähigkeiten des Geistes. Sie ist weibisch in ihrem Handeln, in ihrem Sprechen und Denken. Sogar die unmenschliche That in ihrer ganzen Unweiblichkeit trägt noch immer in ihrer Einleitung, in ihrer Vollbringung, in den darauf folgenden Geschehnissen deutliche Merkmale des Weibischen. Die Naivetät ihrer Verantwortung, ihre springenden Widersprüche, der Aufbau von handgreiflichen Unwahrscheinlichkeiten, ihre leicht faßbare Offenheit bei allem standhaften Leugnen zeugen von einem im Denken nicht sehr erleuchteten Geiste. Sie ist ein unglückliches Geschöpf. Das Glück einer besänftigenden Mutterhand, das wachsame Auge der Mutterliebe ward ihr nur wenig zu Theil. Das ärmste Mädchen zieht Menschenliebe und Weiblichkeit aus dem weichen, unendlich warmen Mutterherzen.

Ihr, dem lebhaften Kinde einer besseren Familie, erlosch schon in zartester Kindheit das liebe, freundliche Mutterauge. Allerdings ward für ihren Unterricht und ihre Erziehung Sorge getragen; allein, meine Herren Richter, die Bildung und die Aufklärung liegen nach meiner Ansicht nicht

allein im Lesen und Schreiben; wo die gleichmäßige Ausbildung des Geistes und des Herzens mangelt, da haben wir verkümmerte Menschen.

Die Halbbildung kann unter Umständen oft viel gefährlicher werden als die Bildungslosigkeit. Aus der Halbbildung leite ich die zahlreichen, merwürdigen, zum Theile räthselhaften Criminalfälle ab, von denen die vornehme Welt am wenigsten verschont blieb. Eine unheilvolle Täuschung wäre es, die geistigen und sittlichen Verierungen, deren lebendige Zeugen wir oft sind, als vereinzelte krankhafte Erscheinungen aufzufassen; diese Verirrungen sind Symptome eines Krankheitsstoffes, welcher den ganzen gesellschaftlichen Körper durchzieht: Folgen der Halbbildung. Gerade in den feineren Kreisen begegnet man öfters dieser verderblichen Erscheinung, welche genug des äußeren Firnisses und der Kenntniß des Lebens verleiht, um nach Genüssen zu haschen und es an Glanz gleichthun zu wollen den Bevorzugten des Schicksals, zu wenig aber der wahren Herzensbildung, um in der Wohlthat des mühsamen Erringens und Verdienens Genuß und Befriedigung zu suchen. Ungesunde, bunt durcheinandergewürfelte Lectüre, ein müßiges, begehrendes Leben ohne die Würze einer ausfüllenden Berufsthätigkeit entfesseln die zügellose Phantasie dieser Halbgebildeten und wirken vergiftend auf ihren Charakter, ihre Gesittung und ihre Moral. Daher so viel schlechte Beispiele, verlorene Existenzen, zerrüttetes Familienleben und letzte Wirkung verbrecherische Gewissenlosigkeit auch in der vornehmen Gesellschaft, daher die großen Schwierigkeiten, welche die vorschreitende Humanisirung nicht minder auch in jenen Kreisen zu überwinden hat, und dieser Halbbildung nun, ohne jeden moralischen Halt, gepaart mit großen weiblichen Fehlern, mit einem leichten Sinne und mit Gedankenschwäche, begegnen wir leider auch bei meiner Clientin und damit den Mildeeungsgründen der unerfahrenen Jugendlichkeit, der unzureichenden Bildung und der unzureichenden Verstandeskraft.

Zur so gearteten Angeklagten nun fand sich Graf Chorinsky. Er brachte ihr, ob mit Berechnung oder aus echter Zuneigung, sein Herz entgegen. Alle jene zärtlichen Worte, welche ein liebetrunkenes Gemüth nur immer ersinnen kann, Versicherungen und Schwüre der feierlichsten Art hatte er für sie.

Solche glühende Liebesworte, selbst für ein minder empfängliches, für ein bedächtiges Mädchen gefahrvoll und fesselnd, wie berauschend müssen sie auf das lebhafter wallende Blut der Angeklagten gewirkt, wie sehr ihren Geist und ihre Sinne umstrickt haben. So wurde sie sein eigen; sie ergab sich ihm ganz — Graf Chorinsky beherrschte ihren Leib und ihre Seele.

Graf Chorinsky war aber verheirathet, und gegen das ihm angetraute Weib hatte sich ein fürchterlicher, unmenschlicher Haß seiner Brust bemächtigt.

Inwieweit die Gräfin Chorinsky sein Lebensglück wirklich zerstört hat, wie er sich gegen Polizeidirector Burchdorf beklagte, darüber fehlt uns jede nähere Einsicht. Ich mag dem Andenken einer Dahingeschiedenen nicht gerne nahetreten; einen großen Schatten scheint mir die heimliche, der Familie Chorinsky sorgfältig verborgen gehaltene, ehebrecherische Geburt eines Knaben jedenfalls auf sie zu weesen. Allein, wie dem immer sei, das Eine steht fest, daß Graf Chorinsky den ihn durchwühlenden Haß auch auf die Angeklagte zu übertragen suchte. Seine vorgefundenen, fur München bestimmten Briefe sprechen hier klar und unwiderlegbar. Als der Inbegriff alles Verabscheuungswüedigen wird seine Gattin in denselben dargestellt, als eine Peinigerin, als ein Scheusal voll Trug und Falsch, das sein Leben vergälle.

So wurde methodisch bee Haß des Mannes in das Herz des vertrauenden, sich hingebenden Mädchens eingeimpft, und die schauderhafte That wurde allmälig in einen Act der Rache und der eigenmächtigen Gerechtigkeit umgewandelt. Hierin, meine Herren, liegen die Milderungsgründe der mangelnden Erkenntniß der hohen Strafbarkeit und der aus dem gewöhnlichen Menschengefühle entstandenen heftigen Gemüthsbewegung.

Wenn nun zu dieser, die That ihres schauerlichen Inhaltes entkleidenden Selbsttäuschung die Angeklagte genugsam Grund hatte, sich Mutter zu glauben, obgleich sie noch Mädchen war, daß somit die gesellschaftliche Stellung, die Furcht vor Schmach, die Leidenschaft, die aufgestachelten Wünsche, die Hoffnung und der Ehegeiz, die zu erwartende Familie und die Vorbereitungen zur Ehe zu einer schnellen Verbindung hindrängten, und daß dieser Verbindung nur Eines hindernd entgegentrat: die unzerreißbaren Bande der katholischen Ehe; daß also hier nichts befreiend eintreten konnte, als der Tod des einen Ehegatten allein, dann wird es psychologisch begreifbar, daß die Angeklagte, weibisch, schwach und halbgebildet, wie sie war, hingerissen von ihrer leidenschaftlichen Liebe, bewältigt durch das Anstürmen so vieler ungebändigter Gefühle und irregeleitet durch die heiße Ueberredung des sie beherrschenden Mannes, der Allgewalt so vieler drängender Verführungsmittel erlag — die Mitverschworne ihres Geliebten wurde.

Von diesem Momente an zählen die in fortdauernder Aufregung und Leidenschaftlichkeit unternommenen gemeinsamen Vorbereitungen, wobei ich jedoch die Schachtel mit den Früchten als einen Vergiftungsversuch nicht gelten lassen kann.

Indem aber die Angeklagte nur unter dem Drucke der geschilderten Verhältnisse und unter dem anhaltenden Einflusse ihres Geliebten handelte, muß ich es aussprechen: Julie v. Ebergenyi war eine durch Furcht, Liebe, Leidenschaft und Ehrgeiz Irregeleitete, nur durch den Grafen Chorinsky wurde sie zur Mörderin; und ich erblicke hierin den Milderungsgrund einer hart an die Gränzen der Unzurechnungsfähigkeit streifbaren Leidenschaftlichkeit, Verblendung und Gefühlsüberreizung und den Milderungsgrund einer ungewöhnlich mächtigen Verführung.

Diese Darstellung ist kein Gebilde meiner Phantasie. Schon die löbliche Staatsbehörde hat trotz ihres Standpunctes strengerer Auffassung Veranlassung gefunden, in einigen kräftigen Strichen die Verworfenheit des Grafen Chorinsky und die ihm zur Last fallende Verführung zu kennzeichnen, und auch ich habe nur aus den Acten meine Ueberzeugung geschöpft und dieser gewonnenen Ueberzeugung Ausdruck gegeben. Uebrigens stehe ich bei der großen Verantwortlichkeit meiner Behauptungen nicht an, dieselben noch des Weiteren durch Thatsachen zu begründen. Hier spricht mir nun für die Hingebung und die Liebe der Angeklagten, für den besseren Kern in ihr die Schonung, die sie während der ganzen Untersuchungsdauer dem Geliebten bewahrt hat. Denken Sie die für München bestimmten Briefe des Grafen Chorinsky verborgen — kein Lichtstrahl fällt alsdann auf die schwarze That der Angeklagten; auf ihr Haupt allein häuft sich der ganze Druck der Missethat. Er wäre frei und sie duldete für ihn und um seinetwillen.

Hierin erkennen Sie das sich aufopfernde Weib, und hierin finden Sie den Milderungsgrund einer auch durch ihr tadelloses Vorleben begründeten sicheren Besserungsfähigkeit.

Die waltende Gerechtigkeit hat uns aber jene Briefe nicht entgehen lassen, und wie Vieles lesen wir aus ihnen! Hier sehen wir in nicht zerstörbarer Gewißheit die Allgewalt der Ueberredung bestätigt, deren der Graf bedurfte, den schweren Kampf, den sie vor ihm gerungen, den Haß, den er bei ihr steigernd angefacht, und das weiche Gemüth, das er allein verhärtet.

Hier lesen wir die ewigen Anrufungen Gottes zu dem verruchten Zwecke, hier die ewigen Betheuerungen der Heirath, die Befürchtung, daß sie doch noch zurücktreten könnte von der That, und die Thatsache, daß sie unter einem Eide gebunden, nach München ging. Die Worte im Briefe vom 20. November: „Du schwurst es mie ja so heilig, daß du sie nicht schonst, du mußt mich ja heirathen!“ jene im Beiefe vom 21. November: „Ich will dir ewig dankbar sein, du läßt dich nicht erweichen, sondern denkst an deine Zukunft, als meine zukünftige eechtmäßige Gattin!“ jene im Briefe ohne Datum: „Ach könntest du, die mich heirathen muß, dich je von so einer — bethören lassen!“ und im weiteren Verlaufe: „Ich kann nur beten, daß du fest und standhaft, klug und überlegt bleibst, dich durch nichts abbringen läßt“ — sind stumme und doch so laut sprechende Zeugen für den vom Grafen Chorinsky auf die Angeklagte ausgeübten Druck, für die Raffinirtheit, mit der er die Sehnsucht eines jeden Mädchens nach Verehelichung und einer Grafenkrone bei ihr ausbeutete, und für die Herzlosigkeit, mit der er unter Gottesanrufungen ihre Opferwilligkeit, ihren Haß, ihre Leidenschaftlichkeit in höchsten Gluthen auflodern machte, so daß ich nur ihm die Schmach der Urheberschaft zuwerfen muß und es mit Beruhigung und Sicherheit wiederholen darf: Die Gräfin Chorinsky mag das Opfer der Julie Ebergenyi gewesen sein, Julie Ebergenyi war das durch alle Mittel raffinirter Verführung irregeleitete Werkzeug des Grafen Chorinsky.

So habe ich denn, meine Herren Richter, dargethan, daß die Todesstrafe wegen des Mangels der gesetzlichen Erfordernisse hier nicht anwendbar sei, und daß bei Bemessung der zeitlichen Strafe zahlreiche und sehr wesentliche Milderungsgründe für meine Clientin fürbitten. In der traurigen Nothwendigkeit, das Strafgesetz anzuwenden, werden Sie die Gesetze der Menschlichkeit nicht vergessen.

Wenn Sie hier ein Uebermaß der Strafe anwenden, welche Strafe meine Herren, bleibt Ihnen alsdann für jene entmenschten, blutwüthigen Verbrecher und Verbrecherinnen, deren bestialisches Treiben ich heute geschildert?

Noch nicht lange und hier an der gleichen Stelle stand ein Mädchen des meuchlerischen Raubmordes schuldig. Die Wuth des Volkes hatte sich gegen sie gewendet; es schrie um Rache. Ein junges, unschuldiges, blühendes Wesen war damals eines geringen Vermögens halber grausam hingeopfert worden. Sie, meine Herren Richter, hörten nicht auf jenen Ruf der Rache, Sie vernichteten das Leben dieses armen menschlichen Geschöpfes nicht. Die in dunkelerer Zeit rettungslos des Todes Beute geworden wäre,

darf leben; sie bereut und bessert sich und macht sich neuer Gnadenacte würdig. Gesegnet jene Richter, die dazu mitgewirkt!

Nun steht abermals ein verirrtes Mädchen vor Ihnen, und nicht die Raubgier — ein aufgewühltes Meer von Leidenschaften, eine fremde Hand haben sie zur That geführt. Werden Sie hier nicht umsomehr menschenfreundlich fühlen? Sie werden von dem außerordentlichen Milderungsrechte des §. 296 St. P. O. vollen Gebrauch machen! An Ihr Herz, an Ihr Gewissen, an das Gesetz appellirend, stelle ich den Antrag:

Verkünden Sie den Tod der Angeklagten nicht, in Kraft des Gesetzes, und üben Sie die weitgehendste Milde aus allgemein menschlichen Erwägungen.

(Beifallsruf im Publikum.)

Während dieser wiederholt durch Beifall unterbrochenen Rede bot die Angeklagte ein trauriges Bild des Jammers. Sie war in Thränen förmlich aufgelöst.

Präs.: Haben der Herr Staatsanwalt noch etwas vorzubringen.

Staatsanwalt: Nein.

Präs. (zur Angeklagten): Angeklagte Julie v. Ebergenyi, erheben Sie sich. Sie haben den Antrag der Staatsanwaltschaft gehört. Haben Sie den Worten Ihres Herrn Vertheidigers irgend etwas beizufügen? Haben Sie irgend etwas zur Berücksichtigung dem Gerichtshofe vorzubringen?

Angekl. (unter heftigstem Weinen mühsam die Worte ausstoßend): Für mich habe ich nichts zu sagen, nur meinen Gustav den edelsten Mann der Welt, bitte ich zu schonen.

Präs.: Die Angeklagte ist in ihre Zelle zurückzuführen.

Die Angeklagte wird durch das Berathungszimmer aus dem Saale geführt. Auf dem Gange war inzwischen durch Polizeisoldaten eine Art Cordon gezogen worden, welcher die von allen Seiten herandrängende Masse der Neugierigen lange genug zurückhielt, daß die Angeklagte den Weg zu ihrer Zelle unbelästigt zurücklegen konnte.

Die Berathung dauerte etwa eine Stunde. Während dieser Zeit verließ keiner der im Saale Anwesenden, trotz der drückenden Hitze, die in demselben herrschte, seinen Platz. Kurz vor 3 Uhr wurde angekündigt, daß der Gerichtshof die Berathung, welche in dem Amtszimmer des Vorsitzenden erfolgt war, beendigt habe.

Julie v. Ebergenyi wird wieder den Saal gebracht. Sie scheint völlig gebrochen, ihre Gestalt ist gebeugt, die Wangen sind eingefallen, ihre Augen glanzlos.

Punct 3 Uhr tritt der Gerichtshof in den zum Erdrücken angefüllten Verhandlungssaal. Der Präsident ermahnt die Anwesenden, sich während der Urtheils-Publication ruhig zu verhalten, und fordert die Angeklagte auf, sich zu erheben und das Urtheil zu vernehmen. Die Angeklagte thut dies sichtlich schwankend, dem Zusammenbrechen nahe.

Hierauf verkündet der Präsident unter athemloser Spannung folgendes Urtheil:

Im Namen Sr. Majestät des Kaisers hat das k. k. Landesgericht Wien zu Recht erkannt:

Julie Ebergenyi v. Telekes ist des vollbrachten Meuchelmordes nach den §§. 134 und 135 des Strafgesetzes, Punkt 1, als unmittelbare Thäterin schuldig und wird nach §. 136 des Strafgesetzes und im Hinblick auf die Bestimmung des §. 284 der Strafproceß-Ordnung zur Strafe des schweren Kerkers in der Dauer von zwanzig Jahren verurtheilt.

Diese Strafe wird nach dem Gesetze vom 15. November 1867 in Supplirung der entfallenden Eisenstrafe mit einer Woche Einzelhaft am Schlusse eines jeden Strafjahres verschärft.

Die Angeklagte wird auf Grund des §. 27 des Strafgesetzes für das Geltungsgebiet dieses österreichischen Strafgesetzes des Adels verlustig erklärt und ist schuldig, die Kosten des Strafverfahrens zu tragen.

Die Gründe dieses Erkenntnisses sind folgende:

Wie aus dem kundgemachten Urtheile erhellt, hat der Gerichtshof die Ueberweisung der Angeklagten nicht aus dem Geständnisse abgeleitet, sondern aus dem Zusammentreffen der Umstände in Gemäßheit des §. 279 der St.-P.-O. Es ist die That, welche der Angeklagten zur Last gelegt wird, nach §. 263 der St.-P.-O. vollständig erwiesen. Durch das Gutachten der Gerichtsärzte ist festgestellt, daß die Gräfin Mathilde Chorinsky, welche am 28. November Abends in ihrem Zimmer, Amaliengasse in München, todtgefunden wurde, am 21. November in Folge einer Blutzersetzung und einer raschen Aufnahme von Giftsubstanz in den Organismus getödtet wurde. Es ist durch das chemische Gutachten rechtlich festgestellt, daß diese Giftsubstanz Cyansäure sey, und es ist durch das Ergebniß der Untersuchung und durch die dieses Ergebniß bestätigenden Ausführungen der Chemiker festgestellt, daß die Beibringung dieser Cyansäure in Form des zusammengesetzten Körpers Cyankali keineswegs ausgeschlossen, vielmehr nach allen Umständen auch als rechtlich erwiesen anzunehmen sei. Der Verdacht eines Selbstmordes, die Annahme eines solchen erscheint sowohl durch subjective als durch objective Momente vollkommen ausgeschlossen. Als subjectives Moment erscheint die Begründung in der Gemüthsbeschaffenheit der verstorbenen Gräfin Chorinsky, wie dieselbe durch übereinstimmende Zeugenaussagen festgestellt ist. Die objectiven Momente aber sind das Abgehen des Schlüssels der versperrten Commode innerhalb des versperrten Raumes und der Umstand, daß die Kerze nicht abgebrannt, sondern ausgelöscht gefunden wurde.

Der Gerichtshof hat nun angenommen, daß diese That, der Giftmord, schon vermöge dieser Eigenschaft, sich als Meuchelmord qualificire und diese Qualification nicht auch die eines Raubmordes an sich trage, obwohl durch die Untersuchungs-Ergebnisse constatirt wurde, daß wirklich Effecten aus der Wohnung der Getödteten weggenommen wurden. Diese Gegenstände erscheinen der großen Mehrzahl nach werthlos, und die werthvollen, welche im Besitz der Gräfin waren, sind in der Wohnung derselben zurückgeblieben. Die Absicht der Angeklagten war nicht auf Erlangung dieser Gegenstände gerichtet; es scheint die Entziehung dieser Gegenstände oder Briefe entweder zufällig oder in einer Berechnung geschehen zu sein, welche auf eine Ableitung oder Verhüllung des Verdachtes gerichtet gewesen war; jedenfalls schien es dem Gerichtshof nicht anwendbar, daß hier ein Raubmord vorliege, es ist daher diese That vollständig erwiesen, auf dem dargestellten Wege der Ueberweisung selbst.

Gegen die Angeklagte hättten nach Bestimmungen des Gesetzes zur Ueberweisung mindestens drei gesetzliche Verdachtsgründe vorzuliegen; es liegen aber gegen dieselbe zehn gesetzliche Inzichten nach §. 138 und außerdem noch eine unvollständige Beweisart vor, die des außergerichtlichen Geständnisses, und letzteres wieder in zweifacher Beziehung.

Die gesetzlichen Inzichten sind nachfolgende: Nach §. 138, Zahl 1, ist es gesetzlich erwiesen gegen die Angeklagte, theils aus ihrem Geständnisse, theils aus den übereinstimmenden Zeugenaussagen, daß sie zur Zeit der Verübung der That die Mittel besaß, welche dazu geeignet erscheinen. Sie befand sich im Besitze von vier Loth Cyankali von reinster Beschaffenheit.

Absatz 12, Punkt 2. Rechtlich erwiesen ist, daß dieses Mittel nach ihrem Berufe und ihrer Beschäftigung überflüssig war, und wurde dieses Mittel auch an einem von der Angeklagten gewählten Aufbewahrungsorte gefunden. (P. 3.)

§. 138. Absatz 2. Sie war mit dem Grafen Gustav Chorinsky in Briefwechsel gestanden, welcher ausdrücklich die unverkennbare Hinweisung auf die Verübung der That in sich schließt. Es genügt die Andeutung, daß der Gerichtshof auch dieses Ueberweisungs-Moment als vollkommen festgestellt und als begründet angenommen hat.

§. 138. Absatz 3. Es wurden Andere zur Verübung des Verbrechens zu verleiten gesucht. Die durch Rambacher und Dierkes erwiesenen Umstände, daß Graf Gustav Chorinsky mit einer Geberde, welche unverkennbar die Absicht einer gänzlichen Vernichtung, einer anderen Person involvirte, diese für eine Vertrauensmission gewinnen wollte und daß die Angeklagte hievon Kenntniß hatte; ferner daß über die Mittel der Ausführung des Verbrechens Erkundigungen eingeholt wurden — alle diese Umstände begründen die rechtlichen Inzichten nach §. 138, Zahl 3.

Absatz 4. Die Absicht, das Verbrechen zu begehen, wurde durch schriftliche Aeußerungen in klarer und unverhüllter Weise in geradezu überwältigender Weise von der Angeklagten kundgegeben. Auch hier verweise ich wieder auf den brieflichen Verkehr, auf die zur Kenntniß des Gerichtes und der Anwesenden gebrachten Briefe.

Die Angeklagte erscheint in ihrer Gestalt, Kleidung und allen besonderen Kennzeichen genau als jene Person und wird mit Bestimmtheit als Diejenige erkannt, welche unmittelbar bis zu jenem Zeitpunkte, in welchem die That, nach allen Erhebungen, geschehen sein muß, sich in München befunden hat, welche That ihr daher einzig und allein zugemuthet werden muß. (Absatz 5.)

(Schluß folgt in der Didaskalia Nr. 122.)

Druck und Verlag: Heller u. Rohm in Frankfurt a. M. — Für die Redaction verantw. J. G. Litz.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 122. Samstag, den 2. Mai 1868.

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

Erst als sich Portheim entfernt hatte, erhob Clotilde ihr Haupt.

„Sie wollen sich mit diesem — Manne“, sie deutete nach der Richtung, nach welcher der Baron gegangen war, „schlagen? Sie wollen einem Vorurtheil Ihr Leben zum Opfer bringen?“

Linden zuckte mit den Achseln.

„Wir sind mehr oder weniger von Vorurtheilen abhängig“, antwortete er ausweichend, „und nach dem, was zwischen mir und ihm vorgefallen ist, sehe ich keinen anderen Ausweg . . .“

„Als Blut zu vergießen“, unterbrach ihn Clotilde aufstehend, und das Kind, das von diesem Gespräch nichts verstand und ernsthaft bald seinen Papa, bald Mama Clotilde betrachtete, fest an sich drückend, „keinen anderen Ausweg, als zu tödten oder sich tödten zu lassen. O, es ist doch wahr, daß in der Natur der Männer ein wilder, rücksichtsloser Egoismus liegt.“

„Sie urtheilen zu hart“, antwortete Linden, „es gibt Gesetze der Ehre, denen sich der Einzelne nicht entziehen kann. . . . Soll ich in den Augen dieses Mannes als ein Feigling gelten?“

Ein Blitz sprühte aus Clotildens großen Augen.

„Ein Feigling? Sie, in den Augen des Barons von Portheim! Ich glaube, der Baron Portheim weiß es, daß Sie den Muth besitzen, sich einem Degen oder einer Pistole gegenüber zu stellen, Sie haben Proben davon gegeben.“

Ein helles Roth färbte bei der Erinnerung an jenes Duell, in welchem Linden für Clotilde eingetreten, die Wangen der jungen Frau, die in ihrer leidenschaftlichen Erregung fortfuhr:

„Und nicht nur Ihr eigenes Leben wollen Sie dem Moloch einer falschen Ehre opfern, sondern auch das Leben Ihres Kindes, das so innig mit dem Ihrigen verknüpft ist, und dessen zarter Faden reißen würde, wenn Sie in diesem Zweikampfe fallen würden.“

„Clotilde!“ rief Linden mit bebender Stimme. Diese Erinnerung an sein Kind hatte ihn ins Herz getroffen. „Sie martern mich . . .“

Die junge Frau drückte die Hand gegen ihre brennende Stirn.

„Ach, ich martere Sie“, fuhr sie mit jener Zähigkeit und unerbittlichen, instinctiven Logik fort, die den Frauen eigen ist, wenn sie einmal von einer Idee erfaßt sind, von einer Idee, die Besitz von ihrem ganzen geistigen Wesen ergreift. „Ich martere Sie und Sie vergessen, daß Sie zwei Herzen foltern und daß Sie ein Leben zu tödten im Begriffe sind, das Leben ihres Kindes . . .“

Sie hielt inne, überwältigt von innerer Erregung, mit hochklopfendem Herzen, die Wangen geröthet, die Augen glänzend. — Sie schien eine Antwort Lindens zu erwarten. Aber dieser blieb stumm. Bewegt von den widerstrebensten Empfindungen, fuhr sie fort:

„Derselbe falsche Stolz, der Sie vor Jahren schweigen ließ, wo es galt Mißverständnisse aufzuklären, leitet auch jetzt Sie wieder. O, Sie sind grausam, höchst grausam.“

Die Kraft verließ sie, sie drückte die Hand gegen das Gesicht und brach in Thränen aus.

Auch Clärchen begann zu weinen, während Linden stumm, den Blick finster zu Boden geschlagen, vor ihr stand.

Es ist eine Thatsache, daß jener moralische Muth, der einem Vorurtheil Widerstand leistet, seltener gefunden wird, als der physische, welcher sich ruhig einem Degen oder einer Pistole gegenüber stellt. Und wenn Victor auch auf seiner politischen Laufbahn hinlängliche Beispiele moralischen Muthes gegeben hatte, wenn er dem Zorn der Mächtigen getrotzt hatte, wenn er zu den unerschrockensten Vertheidigern der Volksfreiheit gehörte und ein Kampf für diese vor keinem Hinderniß zurückgebebt war, so lag in diesem Falle die Sache anders.

Schon der bloße Gedanke daran, für feig gehalten zu werden, trieb ihm das Blut nach den Wangen. — Außerdem brannte im Hintergrunde seines Herzens ein Feuer des Hasses gegen den Baron von Portheim; er fühlte das Verlangen in sich, an diesem Manne Das zu rächen, was Jener an Adele und Clotilde verbrochen hatte; dagegen aber der Gedanke an sein Kind, an sein Clärchen! Wenn ein unglücklicher Zufall ihn fallen ließ, so war die Kleine eine Waise, — sie stand allein in der großen, weiten Welt.

Die Hand gegen die Stirne gepreßt, ging er mit raschen Schritten einige Minuten auf und nieder.

Clotilde war indessen wieder gefaßter geworden. Sie trocknete ihre Thränen und suchte Clärchen zu beruhigen; sie sah, wie Victor litt, wie der Kampf, der in seinem Inneren tobte, ihn erschütterte.

Sie ließ das Kind sanft vom Arm auf den Boden gleiten und berührte leise Lindens Schulter.

„Victor“, begann sie, — es war das erstemal, daß sie ihn wieder bei seinem Vornamen nannte, — „Victor“, sagte sie in leisem aber bestimmten Tone, „wollen Sie mir ein Versprechen geben?“

Er sah sie mit einem zweifelnden Blicke an.

„Ich verlange nicht viel. Ich will nur, daß Sie mir versprechen, sich bis morgen um diese Stunde nicht mit dem Baron Portheim zu schlagen, wollen Sie das?“

Sie streckte ihm bittend ihre kleine, weiße, zarte Hand entgegen.

Er besann sich einen Moment, dann legte er seine Rechte in die Ihrige und antwortete:

„Gut denn. — Bis morgen.“

Man sah es ihm an, daß er etwas erleichtert aufathmete; der Gedanke an Clärchen hatte dem sonst so muthigen Mann das Herz zusammengeschnürt.

„Leben Sie wohl", sprach sie. „Einen Kuß, mein Kind, — wir sehen uns bald wieder."

Clotilde eilte den Pfad hinab, während Linden mit dem Kinde langsam hinunter zu seinem Hause stieg.

(Fortsetzung folgt.)

Prozeß Ebergenyi.

(Schluß.)

Es sind (Absatz 6, §. 188) Versuche gemacht worden, welche nicht anders interpretirt werden können denn als Versuche, gerichtet auf Ausübung der That. Eine Schachtel wurde abgeschickt zur Zeit als die Angeklagte sich bereits im Besitze von Gift befand, unter Vorkehrungen, durch welche jede Möglichkeit, auf die Urheber dieser Absicht zu schließen, beseitigt werden sollte, und es kann dieses nur als einen Versuch gedeutet werden, welcher zur Ausführung der That leiten sollte.

Absatz 7. Die Angeklagte war nach ihrem eigenen Geständnisse am Orte des Verbrechens, bis unmittelbar zur Zeit, in welcher dasselbe verübt worden war, gegenwärtig.

Absatz 8. Es wurden bei ihr in ihrem Portemonnaie selbst Gegenstände gefunden, die unmittelbar von der That herrühren und bei Verübung der That entzogen worden sind. Ich erinnere an jenen Siegelring mit dem verrätherischen Datum des Heirathsjahres des Grafen Gustav Chorinsky.

Absatz 9 entfällt; es ist dieß der einzige Verdachtsgrund, welcher von dem Gerichtshof als nicht vorhanden anerkannt wurde.

Absatz 10. Sie wurde sogar nach begangenem Verbrechen vom Thatorte sowohl, als von München selbst flüchtig; ich berufe mich auf das Geständniß und die umfassende Darstellung der Angeklagten selbst.

Absatz 11. Sie hat Spuren des Verbrechens unterdrückt und zu vertilgen gesucht; sie übergab ein Paket und die Theekanne, welche Gegenstände nach dem Tode der Gräfin Chorinsky beseitigt worden sind, ihrem Dienstmädchen Kubesch mit dem Auftrage, sie sorgfältig verborgen zu halten und Niemandem auszufolgen, ohne ihre ausdrückliche Anweisung. Es sind dieß Gegenstände, welche von der Verübung der That herrühren und durch deren Beseitigung die Inzichten gegen sie wieder beseitigt werden sollten.

Es liegt außer diesen Inzichten noch ein außergerichtliches Geständniß dem Gerichtshofe vor — ein doppeltes außergerichtliches Geständniß. Sie selbst gibt zu, daß, als sie von München zurückkehrte, sie dem Grafen Chorinsky erzählte, sie habe die That verübt, es sei von ihr geschehen. Dieses von ihr bestätigte Geständniß, aus freiem Antriebe erfolgt, gegenüber einer Person, von der sie wissen mußte, daß sie Interesse habe an der Sache selbst, trägt alle Merkmale eines außergerichtlichen Geständnisses an sich.

Es kommt nun zu erörtern, warum vom Gerichtshof jenes andere Geständniß, welches nicht einer dritten Person gegenüber, sondern vor einer gerichtlichen Commission abgelegt erschien, als nicht überweisend, mit allen gesetzlichen Erfordernissen versehen, angesehen wurde.

Den Gerichtshof hat zur Bestätigung einer vollen Geltung dieses Geständnisses vor Allem die Erwägung geleitet, daß nur in Form eines bereits abgelegten Geständnisses eine Erzählung früherer Ereignisse in dem Protocolle erscheint. Die Angeklagte beruft sich daher nur darauf, daß sie im Nebenzimmer ein Geständniß abgelegt hat.

Der Gerichtshof berücksichtigt ferner, daß das Protocoll in einem Periodenbau, in welchem Geständniß, Widerruf, abgebrochene Sätze, zum Theile eine Negation des früheren enthaltend aufgenommen erscheinen; daß demgemäß das zweite Geständniß als ein solches erscheint, welchem die Fülle der Beweiskraft mangelt. Der Gerichtshof verhehlt sich nicht, daß diese Motive einer Widerlegung vielleicht fähig sind, aber er hat sich gerne — so sehr auch die Folgerichtigkeit der Ausführungen des öffentlichen Anklägers Berücksichtigung verdient — an die Möglichkeit angeklammert, einen für ihn gräßlichen Spruch nicht zu fällen (Bewegung).

Der Gerichtshof hat daher die Ueberweisung nach §. 297 der Strafproceß-Ordnung aus den dargestellten Momenten als hergestellt erachtet.

Es wurde vom Gerichtshof auch bereits angedeutet, warum jede andere Qualification beseitigt wurde.

Bei Bemessung der Strafe hat der Gerichtshof vor Allem als erschwerend in Anrechnung gebracht eben diese Qualification als Meuchelmord; er hat ferner in Anrechnung gebracht, daß der Mord an der Ehegenossin eines der mitwirkenden Theile — und als solcher erschien dem Gerichtshofe, wie später angedeutet werden wird, Graf Gustav Chorinsky — verübt wurde. Als erschwerend aber mußte der Gerichtshof auch noch in Anrechnung bringen die besondere Arglist und verrätherische Tücke, mit welcher die That ausgeübt wurde. Die Angeklagte schlich sich bei ihrem Opfer unter der gleißnerischen Maske einer Unglücklichen ein; Mitleid heischte sie bei ihr und reichte ihr, nachdem sie dieses Mitleid und wohlwollende Aufnahme gefunden hatte, den Giftbecher.

Als mildernd machte der Gerichtshof geltend die bisherige Unbescholtenheit der Angeklagten, den Umstand, daß sie die That offenbar auf Antrieb eines Dritten verübt hat, daß sie durch einen Dritten dazu verleitet worden ist, und endlich auch in Berücksichtigung des außergewöhnlichen Affectes, in welchem sie sich immerhin befunden haben mag, wobei der Gerichtshof es gerne vermied, zu unterscheiden, ob jener eben nur als Seelenzustand angenommene Affect in einem mehr oder minder edlen Motiv wurzle, ob er auf Ehrgeiz, auf Liebe oder auf Liebe der Sinne oder in einem mehr oder minder edlen Gefühle beruhe. (Bewegung.) Der Gerichtshof hat sich bei Bemessung der Strafe aber auch noch folgende Umstände gegenwärtig gehalten:

Als Milderungsgrund erscheint ihm unzweifelhaft, daß die That auf Antrieb eines Dritten, wie im Vorhergehenden schon geltend gemacht wurde, geschehen, und der Gerichtshof legte sich die Frage vor, wie er jenen Dritten zu beurtheilen hätte, wenn auch dieser vor den Schranken dieses Gerichtshofes gestanden wäre, und er mußte sich bekennen, daß die Wagschale jenes Dritten viel schwerer zu Boden gedrückt erscheine als die Wagschale jenes Weibes, über welches jetzt das Urtheil gesprochen wurde. Er mußte sich bekennen, daß, wenn jener Dritte auch auf Grund eines mangelnden Geständnisses nur zu einer Freiheitsstrafe verurtheilt werden könnte, er sich keiner Steigerung bewußt wäre, wenn er nicht diese Angeklagte zu zwanzigjähriger Kerkerstrafe verurtheilte. Auf diesen Motiven beruht der dispositive Theil des Urtheiles.

In Betreff des Adelsverlustes wurde derselbe in Anwendung des §. 27 St. G. gegen die Angeklagte verhängt, jedoch beschränkt sich dieß auf das Geltungsgebiet dieses Strafgesetzes.

Es kommt noch ferner zu bemerken, daß schon kraft des Gesetzes für die Angeklagte mit diesem Urtheile der Verlust ihres Ordenszeichens als Stiftsdame des adeligen Damenstiftes Maria Schul in Brünn verbunden ist. Da dieß schon eine im Gesetze vermöge der Verurtheilung ausgesprochene Folge des Straferkenntnisses ist, hat der Gerichtshof erachtet, dasselbe im dispositiven Theile des Urtheiles nicht aufnehmen zu sollen. Es ist dieß eine selbstverständliche Folge und wird so auch vom Gerichtsvollstrecker zum Vollzug gebracht werden.

Auf Grund des Gesetzes vom 15. November 1867 entfällt die Eisenstrafe, welche sonst mit der schweren Kerkerstrafe verbunden war. Im Hinblick auf die lange Dauer der verhängten Freiheitsstrafe und auf den Umstand, daß diese Strafe gegen eine Frau verhängt wurde, hat der Gerichtshof, abgesehen von der Verschärfung durch Fasten, es für angemessen erachtet, sie durch Eine Woche im Jahre in Einzelhaft anzuhalten und somit auch die Einkehr in sich selbst, die bei diesem Gemüthe wünschenswerth erscheint, und dadurch jene Hoffnung auf Besserung, auf die auch der Gerichtshof Bezug genommen, nicht auszuschließen.

Der Präsident richtet hierauf an Julie v. Ebergenyi, welche dieses Urtheil mit einer ruhigen, kaum erwarteten Fassung angehört hatte, die Frage:

Julie von Ebergenyi! Haben Sie das Urtheil verstanden? Sie haben das Recht, sogleich oder binnen 24 Stunden gegen dasselbe die Berufung anzumelden und binnen acht Tagen auszuführen.

Die Angeklagte stottert einige kaum vernehmbare Worte, aus welchen man nur die Bemerkung: „Meinem Vertheidiger zuschicken" heraushört.

Präs.: Haben der Herr Staatsanwalt gegen dieses Erkenntniß eine Erklärung abzugeben?

Staatsanwalt: Ich melde keine Berufung an.

Präs.: Die Verhandlung ist geschlossen.

Die Angeklagte wird hierauf abgeführt. Sie verbirgt auch dießmal, wie immer, wenn sie an dem Publikum vorübergeführt wird, ihr Gesicht mit ihrem Taschentuche.

Damit schloß der denkwürdige Prozeß am halb vier Uhr Nachmittags.

Orthodoxie und Wissenschaft.

Monsignor Dupanloup, der stets schlagfertige Bischof von Orleans, hat unter dem Titel: „Die Besorgnisse des Episcopates, gerechtfertigt durch die Thatsachen“, wieder eine Broschüre geschrieben, in welcher er die schwersten Anklagen gegen die gesammte wissenschaftliche Richtung erhebt.

Das Schriftchen ist ein vollständiger Syllabus gegen jede freie Regung im hohen, höheren und höchsten Unterricht, ein Anklageact mit herausgerissenen Sätzen, die man einfach, ohne sich der Mühe einer Kritik oder einer Widerlegung zu unterziehen, durch das wohlfeile Verfahren einer entrüsteten Aufzählung unter das entsetzte gläubige Publikum schleudert.

Eugen Jung antwortet dem Herrn Bischof in den „Debats“ mit einem von Geist, Witz und Humor übersprudelnden Artikel, an dessen ernster gehaltenem Schlusse er sagt: „Man muß in Frankreich unterscheiden: das Frankreich der Bischöfe und das Frankreich von 1789. Wenn die Mehrzahl der Franzosen dem katholischen Glauben treu ist, so ist ihnen war ihr politischer Glaube nicht minder theuer, und die Denkfreiheit erscheint ihnen als eine eben so heilige Sache, wie die Religion.

Herr Dupanloup bringt eine gewaltige Verschwörung zur Anzeige; „denn — sagt er — die Denkfreiheit ist in furchtbarer Weise organisirt und verfügt über unermeßliche Actionsmittel.“

Man hat in der That durch freiwillige Beiträge einige Schulen geöffnet und Bibliotheken gegründet, und in Büchern und Vorlesungen werden allerhand philosophische Ansichten kundgegeben. Wie aber? Besitzt die Kirche in Frankreich nicht auch 40,000 Kanzeln, auf denen 40,000 Priester den katholischen Glauben lehren? Die Geistlichkeit hat die Beichte, die Sakramente und eine fünfzehnhundertjährige Tradition für sich. Sie beeinflußt sehr zahlreiche, zu allen Werken gegründete Gesellschaften, mit denen sie wie mit einem Netze in vielen Provinzstädten Alles umschlingt, so daß, wer denselben nicht beitreten will, alle Hoffnung aufgeben kann, es in seiner Laufbahn, im Handel oder in der Industrie zu Etwas bringen. Ihre kleinen Schriften überschwemmen Stadt und Land. Die Hirtenbriefe der Bischöfe erhalten in den Partei-Organen eine allgemeine Verbreitung und ihre bischöflichen Gnaden erfreuen sich für ihren Theil des Privilegiums der Preßfreiheit. Die Zahl der von Geistlichen geleiteten Schulen ist in stetem Wachsen begriffen.

Sind dieß keine Vertheidigungsmittel? Was will man noch mehr und was ist damit verglichen die „Freimaurerei“? Dabei will der Klerus nicht, daß man, gleich ihm, Schulen und Bibliotheken gründe, Bücher und Zeitungen veröffentliche. Die Wissenschaft soll nicht frei sein, und was in dieser Beziehung die Regierung duldet oder zuläßt, setzt ihn in Zorn. Und doch sind die Gewissensfreiheit und die Denkfreiheit seit 76 Jahren in alle unsere Verfassungen eingeschrieben; keine der Regierungen, die sich bei uns auf einander folgten, hat sie offen geleugnet.

Die Steuerpflichtigen, sagt der Bischof von Orleans, bezahlen darum keine medicinischen Professoren, damit sie den Materialismus uns lehren.

Dieß ist möglich; allein Msgr. Dupanloup sollte dieß nicht zu laut verkündigen. Man könnte ihm in derselben Weise antworten, daß Frankreich der Kirche 40 Millionen jährlich gibt, damit sie das Evangelium und nicht den Syllabus lehre, der das unmittelbare Gegentheil unseres politischen Glaubens ist. (B.)

Eisenbahnunglück auf der Erie-Linie.

Der directe Personenzug, welcher am 14. April kurz nach 2 Uhr von Buffalo nach Newyork abging, bestand aus einer Locomotive, einem Gepäck- und einem Postwagen und 6 Passagierwaggons, von denen 3 sogenannte Schlafwaggons. Der Zug nahm von Buffalo etwa 200 nach Newyork bestimmte Passagiere mit, die sich zwischen Buffalo und Narrowsburg noch um etwa 100 Personen verstärkten. Etwa 120 von den Passagieren befanden sich in den obengenannten Schlafwaggons. Der Zug, der auf dem Plane als Expreßzug verzeichnet steht, indessen die Fahrgeschwindigkeit von 30 Meilen die Stunde reglementsmäßig nicht überschreiten darf, legte in Sicherheit einige 300 Meilen zurück und kam bis zu dem als Cares Pool bekannten Punkte auf der im Staate Newyork, Grafschaft Sullivan, gelegenen Strecke. Dort zieht sich auf einer Entfernung von 25 Meilen die Bahn oberhalb Port Harris an einer Hügelkette vorbei, an deren Fuß der Delaware vorüberrauscht. Die Linie ist hier durch Sprengungen des Gesteins der Höhenwand abgewonnen worden und während auf der einen Seite des Schienengeleises sich himmelhoch die Felsmassen erheben, sieht der Passagier auf der andern Seite in die Tiefe, wo etwa 30 Fuß unterhalb das Auge auf einem 15 Fuß breiten Plateau einen Ruhepunkt findet, von dem aus fast perpendikulär der Abhang 125 Fuß tief in die Wellen des Flusses abfällt.

Bis zu dem Anfangspunkte dieser Strecke war der Zug Nr. 12 angelangt und Alles war in gewöhnlicher Ordnung, nur hatte der Locomotivführer aus Nachlässigkeit 47 Minuten Zeit verloren. Die lange Strecke von Narrowsburg bis Port Harris sollte benutzt werden, die verlorene Zeit einzuholen, und so begann der Zug am Rande des Abgrundes mit einer Schnelligkeit von 35 Meilen die Stunde dahinzuschießen. Eine Weile folgten die Wagen der dahin rasenden Locomotive, aber plötzlich erschreckte die Passagiere im dritten Wagen ein heftiger Stoß, die Klingelschnur wird von den Entsetzten aber und abermals gezogen, aber vergebens, der Zug jagt weiter, indessen die Sprünge der letzten vier Waggons ihren Insassen nur zu deutlich anzeigen, daß dieselben von den Schienen gerathen und im nächsten Augenblicke dem Verderben geweiht sind. Lange hielt die Ungewißheit nicht an. Den heftigen, jeden Augenblick wiederholten Stößen der über die Schwellen gerissenen Waggons konnten die Verbindungsketten nicht Widerstand leisten. Noch ein heftiger Stoß und der vorderste der vier Waggons hat sich von dem Zuge befreit, der hinterste stürzt unmittelbar darauf hinab auf das Plateau unterhalb der Bahn, tiefer hinab in Trümmer zerschellt zu dem Flußbette des schäumenden Delaware, indeß ein herzzerreißender Schrei der aus dem süßen Schlaf in den Rachen des Todes gestürzten Passagiere die Nacht durchhallt. Einen Augenblick noch und die übrigen drei Waggons flogen mit Donnergepolter in die schreckliche Tiefe hinab. Nach momentaner Stille schallt von dort das Hülfe- und Schmerzensgeschrei der Verwundeten herauf, bald auch dringt von dort unten ein schwacher Lichtschein herauf, der aber bald sich vergrößert und als gewaltiger Brand weithin die Gegend beleuchtet. Der eine der Waggons steht in Flammen und die unglücklichen Opfer der Fahrlässigkeit jammern in seinem Innern in Todesnoth, weil sie dem hungrigen Elemente nicht entgehen, nicht aus ihrem Gefängnisse hervorkommen können. Unterdessen sauste die Locomotive mit den ersten Waggons weiter und erst nach einiger Zeit kam es dem Locomotivführer so vor, als ob er einige seiner Waggons verloren habe. Der Zug wurde zum Stehen gebracht und dampfte zurück dem Orte des Schreckens zu. Der aufgehende Mond und die Flammen des brennenden Waggons zeigten den glücklich entronnenen Passagieren ein grauenvolles Bild der Zerstörung und des Todes in seinen schrecklichsten Ge-

stalten. Alle begaben sich mit Anstrengung der äußersten Kräfte daran, die wenigen Ueberlebenden aus den Flammen zu retten. Es war eine verzweifelte Arbeit, da es fast an allen Werkzeugen gebrach. Nach vielen Stunden hatte man endlich die Todten wie die Lebenden den Abhang hinauf und in die unbeschädigten Waggons geschafft und dieser Leichenzug dampfte die noch übrigen 16 Meilen weiter bis Port Harris.

Von der Station trug der Telegraph die Kunde nach allen Richtungen hin und für ärztliche Hülfe und Unterstützung und Pflege jeder Art war bald ausreichend gesorgt. Nicht lange dauerte es auch, so wurden die Leichen eingesargt und die am entsetzlichsten Verstümmelten dem Anblicke des Publikums entzogen. Zwei ganze Kisten voll abgerissener Gliedmaßen wurden auf dem Schauplatze des Unglücks gesammelt.

Wunderbare Rettungen sind auch hier vorgekommen. Ein Schauspieler fand sich acht Schritte von dem Waggon, in dem er hinabgestürzt, aufrecht stehend, heil und unversehrt. An einem Leichnam, der bis zur Unförmlichkeit und Unkenntlichkeit verbrannt war, fand sich nur ein Bein mit der Hose zum Theil unbeschädigt, in der Hosentasche aber eine Unfall-Versicherungs-Police von 5000 Dollars.

Was über die Ursache der schrecklichen Katastrophe verlautet, ist das alte Lied von schlechten, ausgefahrenen Schienen. Die Vorwürfe, welche der Direction gemacht werden, beantwortet letztere mit dem Hinweis auf den großen Börsenkampf, den die Eisenbahnkönige Drew und Vanderbilt um den Besitz der Bahn führen. Drew, der die Bahn noch beherrscht, behauptet, die 10,000,000 Dollars, welche er kürzlich in neuen Actien ausgegeben, für neue Stahlschienen bestimmt zu haben, indessen sei er durch die Gerichte abgehalten, sein Vorhaben auszuführen.

Mannichfaltigkeiten.

(**Julie Ebergenyi und ihre That schon in der Bibel angedeutet.**) Im Lobliede der Deborah (Buch der Richter V, 24) ist Folgendes über die Mörderin des Sisera zu lesen: „Gesegnet sei unter den Weibern Jael, die Frau v. Eber-Reni .... Milch gab sie (um ihn einzuschläfern), da er Wasser forderte, und Rahm brachte sie dar in einer herrlichen Schale. (Hier wurde das Manöver durch Thee &c. bewerkstelligt.) Sie griff mit ihrer Hand den Nagel, und mit ihrer Rechten den Schmiedehammer und schlug Sisera durch sein Haupt und zerquetschte und durchbohrte seine Schläfe. Zu ihren Füßen krümmt er sich, fällt, liegt hingestreckt, und krümmt und fällt, und krümmt nochmals sich — und stürzt nun hin entseelt. (Ganz die Schilderung vom heftigen Röcheln der vergifteten Gräfin Chorinsky.) Hierauf folgt eine lebhafte Schilderung der ungeduldigen Erwartung der Mutter Sisera's, die um die glückliche Rückkunft ihres Sohnes wegen seines Zögerns sehr besorgt ist, welche ganz der Ungeduld entspricht, die den „guten Gustav" vor der Rückkunft seines „Abgotts" aus München gequält haben mag.

(**Ein zehnfach Verlobter.**) Der Pester „Loyd" erzählt: Es dürfte sich in Paris zugetragen haben, wenn es sich nicht bei uns ereignet hätte, und wir halten es für nöthig, vorauszusenden, daß der nahezu unglaubliche Schwindel, von dem wir im Nachstehenden erzählen, buchstäblich wahr ist und seit einigen Tagen in den Kreisen unserer Stadt viel besprochen wird. Ein — wie Leute, die ihn kennen, sagen — ziemlich geistreicher junger Mann von eleganter Tournüre und außerordentlich „einnehmendem" Benehmen hat sich in unserer Stadt mit vier, in Ofen mit zwei, in Wien mit drei und neuestens in Waitzen mit einem Mädchen verlobt und mit den meisten dieser Glücklichen, wenn man von dem Unterschiede von Tagen absieht, zur selben Zeit. Mit einigen der Damen verlobte er sich als „Doctor Bleier", mit den anderen als „Doctor Pick", in Wien als reicher Gutsbesitzer und immer und überall mit größter Uneigennützigkeit. Denn der herumreisende zehn- oder vielleicht gar zwanzigfache Verlobte ist Doctor, wie er angibt (er weist sich mittels eines Index aus), hat eine Anstellung in Vilagos erhalten (siehe gefälschte Documente von der dortigen Behörde) und beansprucht sonst nichts, als ein hübsches, tugendhaftes Mädchen. Bei den unterschiedlichen Verlobungsfesten und sonst bei Diners und Soupers der so unversehens beglückten Schwiegereltern ißt und trinkt der feine Herr, was der liebe Gott nur Gutes wachsen ließ, läßt sich nebenbei auf Rechnung der jeweilig an die Reihe kommenden Schwiegereltern elegante Anzüge machen und ist manchmal in ganz kleinen momentanen Geldverlegenheiten, aus denen er natürlich bereitwilligst und liebreich gezogen wird. Der edle Kumpan ist trotz der Bemühungen der Wiener und Pester Behörden nicht einzufangen, und während eifrige Gerichtsaugen ihn allenthalben suchen, schmachtet er wahrscheinlich wieder zu den Füßen einer Neuangeführten und denkt: Ein freies Leben führe ich, ein Leben voller — Verlobungen.

Kunst-Notizen.

Karlsruhe, 30. April. Gestern Abend hat das schon erwähnte Lessing-Fest in dem großen Museumssaal stattgefunden. Es war eine einfache, aber sinnige, prunklose und herzliche Festlichkeit, ganz entsprechend dem anspruchslos bescheidenen Wesen des großen Künstlers, dem sie galt. In dem geschmackvoll verzierten Saal waren etwa 150 Personen aus allen Ständen, worunter auch zahlreiche Damen, versammelt. Beim Eintritt in den Saal wurde der Meister mit einem von dem Philharmonischen Verein vorgetragenen Festgesang begrüßt; es folgte nun das Souper, durch eine Reihe von Trinksprüchen gewürzt, woran sich heiterer Tanz schloß, der bis tief in die Nacht dauerte.

Paris, 29. April. Am letzten Sonntag ist die **Patti** in der italienischen Oper ausgepfiffen worden. Man beruhige sich indeß; die Sache verhielt sich wie folgt: Man gab zum Benefice der Signora Krauß nach italienischem Brauch eine Miscellania, darunter ein Bruchstück aus „Don Juan" und einen Act aus „La Traviata", in welcher letzteren Oper die Patti singen sollte. Das Publikum wollte indeß seinen Liebling auch als Zerlina hören und Fräulein Patti erklärte sich bereit, diesem Verlangen zu entsprechen, wollte indeß das bereits für die Traviata angelegte Costüm nicht mehr wechseln und erschien in dem modernen Schleppkleide als Braut Mazetto's. Ein Purist, welchem dieser Anachronismus mißfallen mochte, ließ einen gellenden Pfiff vernehmen, welcher Frl. Patti dermaßen erschreckte, daß sie eiligst wieder hinter die Coulissen flüchtete, wo sie in heftiges Weinen ausgebrochen sein soll. Man kann sich die Aufregung der Enthusiasten im Saale denken, welche um so größer war, als der Uebelstifter nicht ermittelt werden, der Sängerin also auch keine Genugthuung verschafft werden konnte. Das Bruchstück aus „Don Juan" fiel ganz aus; als aber Fräulein Patti als Traviata erschien, wurde sie mit jubelndem Beifall begrüßt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 2. Mai. Zum ersten Male: **X. Y.** Lustspiel in 3 Acten von Otto Girndt. Hierauf, zum ersten Male: **Er kann nicht lesen**, Schwank in 1 Act von R. Grandjean.

(Abonnements-Vorstellung Nr. 152.)

Sonntag, den 3. Mai: **Tannhäuser** und: **Die Keilerei auf Wartburg**, große Zukunftsposse in 3 Acten von J. Nestroy. Musik von Carl Binder.

(Abonnements-Vorstellung Nr. 153.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 123. Sonntag, den 3. Mai 1868.

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

Der Baron von Portheim stand in sehr verdrießlicher Laune vor dem großen, ovalen, in Goldrahmen gefaßten Wandspiegel seines Zimmers in der Villa.

Er war damit beschäftigt, sich einen Streifen englischen Heftpflasters auf die Wange zu kleben.

Eine Hautwunde war die einzige Folge seines Abenteuers mit dem hübschen barfüßigen Bauernmädchen im rothen Feiesrock gewesen.

„Verdammte kleine, wilde Katze", sprach er für sich, „hatte mir beinahe die Augen ausgekratzt, wenn ich nicht bei Zeiten retournirt wäre."

Es klopfte leise an die Thüre.

„Entrez!" rief er.

Sein Diener trat ein.

„Die gnädige Frau wünschen den Herrn Baron zu sprechen?"

„Es ist gut, Louis. Gieß mir einen Tropfen Eau de Cologne auf mein Taschentuch."

Das Zimmer seiner Frau lag im Parterre, neben dem Salon, während er und Johannes im ersten Stockwerk wohnten.

Die Einladung kam ihm etwas überraschend. Was konnte seine Frau nach der Scene von heute Morgen mit ihm zu verhandeln haben? Höchstens eine Auseinandersetzung, die für ihn unangenehm sein mußte.

So leichtfertig und sittenlos er war, so sehr er Alles zu ironisiren suchte, im Grunde seines Herzens fühlte er eine gewisse Scheu vor seiner Frau.

Er versuchte zuweilen diese unbehagliche Empfindung wegzuwitzeln, aber sie kehrte immer wieder. Die entsagungsvolle Tugend Clotildens übte immer und immer wieder ihren Einfluß auf ihn aus. So befleckt seine Vergangenheit, so rein war die ihrige; kein Hauch trübte ihren Ruf; ja ihr Leben verfloß so still und einfach, daß man in den Kreisen der Gesellschaft, denen der Baron seiner socialen Stellung nach angehörte, fast nie von der Baronin sprach. Ein bekanntes Sprüchwort aber sagt, daß die Frau die beste sei, von der am wenigsten gesprochen wird.

Die unbehagliche Stimmung, in welcher er sich befand, wurde noch vermehrt durch die Erinnerung an die Herausforderung, die er Linden zugeschleudert hatte. Seine Sucht zu spötteln und mit dem Wort zu spielen, hatte ihn viel mehr zu jener Herausforderung hingerissen, als die wirkliche Absicht, sich mit Linden zu schlagen. Er hing doch noch am Leben, so sehr er auch dessen Genüsse erschöpft hatte; und er hätte was sonst darum gegeben, wenn er die Sache hätte rückgängig machen können.

Wofür sollte er sich denn schlagen? War seine Ehre verletzt durch diese Zusammenkunft Clotildens und Victors? Er kannte Clotilde zu gut, um zu wissen, daß dieß nicht der Fall — und überdieß wollte er sich nicht von seiner Frau scheiden lassen.

Das Alles ging ihm durch den Kopf, als er die Treppe hinabstieg, die hinunter zu den Zimmern seiner Frau führte — und sehnsüchtig wünschte er Johannes Rückkehr, dessen scharfer Geist gewiß einen Ausweg aus dieser Verwicklung ersann.

„Eine verwünschte Affaire", murmelte er vor sich hin, „wenn ich doch schon wieder fort wäre aus dem Nest. — Aber gespannt bin ich doch, was Madame la baronesse zu dieser Unterredung veranlaßt."

Er ging durchs Vorzimmer und öffnete leise die Thüre des Cabinets.

Clotilde saß am Fenster.

Sie antwortete auf den Gruß des Barons mit einem leichten Neigen des Hauptes und deutete mit der Hand auf einen gegenüberstehenden Sessel.

Der Baron nahm Platz und warf einen raschen forschenden Blick auf seine Frau, deren Augen von ihm abgewandt auf der Landschaft ruhten.

Sie sah sehr angegriffen und blaß aus. Aber es lag etwas in ihren Zügen, was ihn beunruhigte.

Der Baron lockerte sich mit der Linken die Cravatte.

„Du hast mich zu sprechen gewünscht", begann er, und wie so manche Menschen von zweifelhaftem Muthe suchte er sich selbst in eine gewisse Leidenschaft hineinzureden, „obwohl ich nach dem Vorfall von diesem Morgen nicht begreife, was wie noch miteinander zu verhandeln hätten. Eine Frau, die sich so weit vergißt, ihrem früheren Liebhaber ein Stelldichein zu geben . . ."

Er konnte den Satz nicht vollenden.

Mit einer unwilligen Geberde kehrte ihm Clotilde das Gesicht zu.

„Keine Komödie", sagte sie ernst und mit einem verächtlichen Anflug im Tone der Stimme, „und keine unnöthigen Beleidigungen. Oder glaubst Du etwa das Recht zu haben, eifersüchtig zu sein?"

Trotz seiner Dreistigkeit vermochte er ihren Blick nicht auszuhalten und wandte verlegen die Augen ab.

„Aber darum handelt es sich nicht", fuhr die junge Frau fort, „sondern um die Herausforderung, die Du heute morgen an Herrn Linden gerichtet hast."

„Ach!" stieß der Baron hervor, „das ist es — Du bist besorgt um das Leben Deines ehemaligen Bräutigams — oder hat Herr Linden Deine Vermittlung vielleicht in Anspruch genommen?"

Clotilde zuckte verächtlich die Achseln.

„Du weißt wohl, daß Linden nicht zu den Männern gehört, die sich fürchten — und es sind ganz andere Gründe, die mich bestimmen, dieses Duell zu verhindern."

Der Baron ließ die Gelegenheit sich nicht entschlüpfen, den Eisenfresser zu spielen. Sie kam ihm selten und er coquettirte gern mit einem Muth, den er in Wahrheit nicht besaß.

Er erhob sich von dem Sessel und frug in nachlässiger Manier:

„Weiter hattest Du mir nichts zu sagen? Dann bedauere ich sehr die vergebliche Mühe. Meine Ehre verbietet es mir, zurückzutreten."

Er grüßte leicht und machte eine Bewegung nach der Thüre zu. Eine Handbewegung Clotildens hielt ihn zurück.

Sie hatte sich in ihrer inneren Aufregung, die sie nur mühsam durch eine erkünstelte äußere Kälte verbarg, durch die nachlässige Manier, mit welcher der Baron von dem bevorstehenden Zweikampf sprach, täuschen lassen.

„Noch einen Augenblick — ich bitte", sprach sie lebhaft und legte die Hand an die brennende Stirn, um sich für die bevorstehende Entscheidung zu sammeln.

Bei dieser Bewegung schob sich der weitgeschnittene Aermel ihres Kleides etwas zurück und enthüllte ihren Arm.

„Sapristi!" lächelte der Baron mit einem sonderbaren Ausdruck, „Du hast einen wunderschönen Arm."

Clotilde streifte hastig den Aermel über und erhob sich.

(Fortsetzung folgt.)

Frühlingsglaube.

Wohl haben Manche weihevoll gesungen
Nach heil'ger Freiheit hehrem Himmelsgut;
Wohl haben Viele schmerzlich schon gerungen,
Begeistert mit des Herzens bestem Blut,
Daß künftig Recht zur festen Macht uns werde,
Der Jeder willig beugt sich, gern und frei,
Damit das weite Rund der ganzen Erde
Das längst entschwund'ne Eden wieder sei.

Doch rasch und ungehört ist oft verklungen
Solch ernstes Dichter-, Mahn- und Seherwort;
Nur wenig kühnen Seglern war's gelungen,
Im Sturm zu kommen nach dem Friedensport.
Denn Fesseln gab es stets, den Geist zu binden,
Und blut'ger Waffen rohe Willkürmacht,
Und schwierig war der „schmale Weg" zu finden
Durch Märtyrthum, Exil und Bann und Acht.

Aufs Neue tönt auch jüngst in unser Ohren
Ein heil'ger Ruf vom fernen Donaustrand:
Ist gleich die Spree noch eisig zugefroren,
Ein Völkerfrühling zieht doch durch das Land.
Frisch weht ein Lenzeshauch durch unsre Gauen,
Manch Geistesknöspchen prangt am Lebenshag.
Ein Morgenroth erglänzt! Habt nur Vertrauen,
Nicht lang mehr säumt der Freiheit goldner Tag.

Herold.

Marschall Narvaez †.

Mit dem im April an einer Lungenentzündung verstorbenen Minister-Präsidenten von Spanien, Marschall Ramon Maria Narvaez y Campos, Herzog von Valencia, ist wieder einer jener Männer dahingegangen, welche, Militär-Diplomat, Staatsmann und Intriguant in Einer Person, seit drei Jahrzehnten den tiefeingreifendsten Einfluß in die wechselnden Geschicke ihres Landes geübt haben, ohne daß sie denjenigen Theil der schönen pyrenäischen Halbinsel, welchen man Spanien nennt, wieder auf die Höhe eines geordneten und wohlregierten Staatswesens gebracht hätten. Die Geschichte muß die Namen eines O'Donnell, Espartero, Narvaez nennen als die Persönlichkeiten, an die sich wechselnd das Loos ihres unglücklichen Vaterlandes geknüpft, die Zufall, Glück, Laune der Herrscher, überwiegende Fähigkeiten, aber wenig eigentliches Verdienst über die verkommenen Massen hinweg zu den höchsten Posten und Würden des Staates geführt; aber sie thut es mit wenig Befriedigung, am wenigsten bei Narvaez.

Don Ramon Maria Narvaez, das gewesene Haupt der conservativen Partei Spaniens, geboren am 4. August 1800 in Loja in Andalusien, frühe Militär in der wallonischen Garde, stand zu Anfang der zwanziger Jahre auf der liberalen Seite und zeichnete sich unter Mina in dem Feldzuge gegen die Glaubenstruppen aus, bis er sich durch die Wendung, welche das Einrücken der Franzosen zu Ungunsten der Verfassungskämpfer bewirkte, zum Rückzug in seine Vaterstadt veranlaßt sah.

Im Jahr 1834 trat Narvaez in dem über die Erbfolge entbrannten Streite wieder in die Armee der Prinzessin Isabella und kämpfte abermals mit Auszeichnung gegen die Carlisten. 1836 ward er Brigadegeneral unter Espartero und schlug am 25. November desselben Jahres den kühnen Carlistengeneral Gomez, der bereits Madrid bedrohte, auf der Hochebene von Majaceite bis zur Vernichtung. Dieser bedeutende Erfolg in dem sonst wenig glücklich geführten Kriege der Christinos legte den Grund zu Narvaez' Popularität, machte ihn aber auch von da an zum Nebenbuhler Espartero's. Um Beider Ehrgeiz drehten sich kurze Zeit darnach die Geschicke Spaniens.

Narvaez war der Mann der eisernen Strenge, mit der persönlichen Gegnerschaft des 1840 zum Siegesherzog ernannten Espartero auf die conservative Seite gedrängt. Die Wiederherstellung der Ruhe in der Mancha durch ein Schreckensregiment verschaffte ihm das Generalcapitanat von Altcastilien und den Oberbefehl einer Reservearmee als Gegengewicht gegen die Nordarmee und die Partei Espartero's, gegen den die Königin Christine intriguirte. Fürs Erste blieb Espartero das Feld; ein Aufstand ward vereitelt, Narvaez flüchtete nach Frankreich, wohin bald auch die Königin-Mutter folgte.

Der Hof dieser intriguanten Frau bildete nun den Mittelpunkt für Narvaez' eigenes Talent in der politischen und militärischen Intrigue. Unglückliches Land, dessen ganze Geschichte seit Jahrzehnten eigentlich nichts ist als eine Intrigue heute glücklicher, morgen gestürzter, übermorgen wieder emporkommender hochstehender Abenteurer.

Fassen wir uns möglichst kurz. Narvaez kehrte nach Spanien zurück; sein Sieg über den Progressistengeneral Serane bei Torrejon de Ardoz am 23. Juli 1843 ließ ihn in die Hauptstadt Spaniens einziehen. Die Regentschaft Espartero's war zu Ende, das Fliehen vom Schauplatze war nun an ihn gekommen. In dem ersten Ministerium nach seinem Sturze hatten jedoch die liberalen Elemente noch die Mehrheit, bis Narvaez es für gut fand, völlig hinter den Coulissen hervorzutreten (Mai 1844) und, zum Herzog von Valencia ernannt, das Präsidium im Ministerrathe zu übernehmen.

Narvaez, nun auf dem Gipfel des Glückes, mit der höchsten militärischen Würde, der eines Generalcapitäns bekleidet, Graf von Canadas Altas und Herzog von Valencia, sonst nur Titel königlicher Prinzen, Inhaber des goldenen Vließes und der königlichen Huld, an der Quelle großer Reichthümer — rief Maria Christina zurück und ließ die Verfassung von 1837 in dem Sinne seines ganzen Systems, einer offenen Reaction gegen die liberale Partei und die liberalen Principien überhaupt, revidiren — zwei Schritte, von denen man zweifelhaft sein kann, welcher unheilvoller genannt werden muß. Aufstände schlug er mit gewohnter Energie nieder. Aber Spanien ist das Land des Wechsels und beständiger Katastrophen. Hochfahrendes Benehmen entfremdete ihm selbst persönliche Anhänger, dazu eine Hofintrigue und — Narvaez war am 10. Februar 1846 nicht mehr Minister; kurze Zeit darauf Gesandter. Aber schon am 4. October 1847 war er wieder an der Spitze eines Ministeriums und blieb es bis zum 10. Januar 1851.

Man muß gestehen, daß Narvaez während dieser Zeit das Ruder des Staates mit Festigkeit führte und sich den Ruf eines begabten und bedeutenden Staatsmannes erwarb. Vielleicht wäre er, etwas anders geartet, durch die zweifellose Energie seines Charakters, durch die Entschiedenheit und Kraft seiner Entschlüsse fähig gewesen, unter andern Umständen und Umgebungen Spanien nicht bloß die gezwungene Ruhe im Innern und die Achtung nach Außen auf die Dauer zu geben, deren es sich unter seinem Regimente, das selbst dem interventionslustigen England zu imponiren verstand, eine Zeit lang erfreute. Spanien aber bedarf zu seiner Wiedergeburt schaffender, reformatorischer Hände, nicht bloß gewaltthätig erhaltender und niederhaltender, — und jene würden eine Riesenaufgabe haben. Daher findet es vorerst nur die letzteren, deren Herrschaft selbst wieder von Hofintriguen abhängig ist. Es ist der Fortschritt in der Tretmühle.

Hofintriguen führten auch abermals den Sturz des der Königin längst lästig gewordenen Marschalls herbei. Er trat zurück, ward Gesandter in Wien.

Espartero und O'Donnell machten sich nun eine Zeit lang den Rang streitig, bis Narvaez wieder der Mann der Situation geworden war und am 12. October 1856 an die Spitze des Ministeriums gerufen wurde, um — gerade nach einem Jahre, trotz der reactionärsten Maßregeln im Sinne der verblendeten Hofcamarilla, abermals überflüssig und weggeworfen zu werden. Narvaez war auf einmal allzu exclusiv, hätte dem reactionären Andrängen des Hofes allzusehr nachgegeben!

Es folgte ein gemäßigt progressistisches Ministerium, dann O'Donnell, die Aufstände Prims, welche die Intermezzos waren, um immer wieder eine starke Hand als „Staatsretter" erscheinen zu lassen; und so zieht sich mit einigen scheinbar glücklicheren, an alte Ruhmeszeiten erinnernden Zwischenspielen, die Tragödie Spaniens fort, bis im Jahre 1866 ein letztesmal der Herzog von Valencia das Staatsruder erhielt, um nun Spanien in einem gerade so zweifelhaften Zustande zu hinterlassen, als es je während der Herrschaft der Königin Isabella, der letzten Bourbonin auf einem europäischen Throne, gewesen!

Für Spanien selbst gilt das Wort eines scharfsinnigen Historikers über Louis Philipp: „Das Dasein der Krone ist ein unablässiger Kampf um die Krone, ein Kampf, der jeden Gedanken an eine schöpferische, für die Dauer wirkende Staatskunst im Keime erstickt."

†.

Ein ungedruckter Brief der Mutter Goethe's.

Die „Reform" veröffentlicht einen „Brief der Mutter Goethe's an ihren Sohn Wolfgang in Rom"; das Original ist, wie der Einsender angibt, im k. k. österr. Haus-, Hof- und Staats-Archiv aufgefunden worden. Der Brief, der das Gepräge der Wahrheit schon insofern an sich trägt, als aus jeder Zeile desselben das innige, gemüthvolle Wesen der edlen Frau spricht, lautet wörtlich:

Frankfurt, den 17. November 1786.

Lieber Sohn!

Eine Erscheinung aus der Unterwelt hätte mich nicht mehr in Verwunderung setzen können, als dein Brief aus Rom. Jubiliren hätte ich vor Freude mögen, daß der Wunsch, der von frühester Jugend an in deiner Seele lag, nun in Erfüllung gegangen ist. Einen Menschen wie du bist, mit deinen Kenntnißen, mit deinem großen Blick vor Alles, was gut, groß und schön ist, der so ein Adlerauge hat, muß so eine Reiße auf sein gantzes übriges Leben vergnügt und glücklich machen, und nicht allein dich, sondern alle, die das Glück haben, in deinem Wirkungskreiß zu leben. Ewig werden mir die Worte der seligen Klettenbergern im Gedächtniß bleiben: „wenn dein Wolfgang nach Maintz reiset, bringt er mehr Kenntniße mit als andere, die von Paris nach London zurückkommen." Aber sehen hätte ich dich mögen beim ersten Anblicke der Peterskirche. Doch, du versprichsts ja, mich in der Rückreise zu besuchen, da mußt du mir Alles haarklein erzählen. Vor ungefähr vier Wochen schriebe Fritz von Stein, er wäre deinetwegen in großer Verlegenheit; kein Mensch, selbst der Herzog, nicht wüßte, wo du wärest — Jedermann glaubte dich in Böhmen u. s. w. Dein mir so sehr lieber und interessanter Brief vom 24. November kam Mittwochs den 15. ditto Abends um 6 Uhr bei mir an. — Denen Bethmännern habe ich ihren Brief auf eine so drollige Weiße in die Hände gespielt, daß sie gewiß auf mich nicht rathen. Von meinem inneren und äußeren Befinden folgt hier ein genauer und getreuer Abdruck. Mein Leben fließt still dahin, wie ein klarer Bach. Unruhe und Getümmelt war von jeher meine Sache nicht, und ich danke der Vorsehung vor meine Tage. — Tausend würde so ein Leben zu eintönig vorkommen, mir nicht, so ruhig mein Körpper ist, so thätig ist das was in mir denket, — da kann ich so einen gantzen geschlagenen Tag gantz allein zubringen, erstaune, daß es Abend ist, und bin vergnügt wie eine Göttin, und mehr als vergnügt und zufrieden sein braucht man wohl in dieser Welt nicht. Das Neueste von deinen alten Bekannten ist, daß Papa la Roche nicht mehr in Speyer ist, sondern sich ein Haus in Offenbach gekauft hat, und sein Leben allda zu beschließen gedenket. Deine übrigen Freunde sind alle noch die sie waren, keiner hat so Rißenschritte wie du gemacht. Wir waren aber auch auch immer die Laqueien, sagte einmal der verstorbene Max Mohrs: Wenn du herkommst, so müssen diese Menschen-Kinder alle eingeladen und herrlich traktirt werden, Wildpreis, Braten, Geflügel wie Sand am Meer, — es soll eben pompos hergehen, lieber Sohn, da fällt mir nun ein unterthäniger Zweifel ein, ob dieser Brief wohl in deine Hände kommen möge, ich weiß nicht, wo du in Rom wohnest, du bist halb in conito (wie du schreibest). Wollen das beste hoffen, du wirst doch, ehe du kommst, noch etwas von dir hören lassen, so glaube ich, jede Postchäße brächte mir meinen einzig geliebten, — und betrogene Hoffnung ist meine Sache gar nicht.

Lebe wohl, Bester. Und gedenke öfters an

deine treue Mutter

Elisabetha Göthe."

Frankfurter Theater.

Erste Gastdarstellung der Fräulein Aglaja Orgeni.

Der Name dieser Künstlerin steht bei uns von den Museumsconcerten her noch in sehr gutem Andenken. Fräulein Orgeni, eine Schülerin der Viardot-Garcia, hat seit längerer Zeit schon die Stellung einer ausschließlichen Concertsängerin aufgegeben und sich der Bühne zugewendet. Theils als engagirtes Mitglied, theils als Gast war sie an vielen Bühnen, darunter an den Hofopernttheatern zu Berlin und Wien, mit glücklichem Erfolg thätig. In der jüngsten Zeit war Leipzig der Ort, an welchem sie in einem längeren Gastspiele ungewöhnliches Aufsehen machte. Die von dort ausgegangenen, größtentheils sehr günstigen Berichte, erregten unsere Erwartung in höherem Maße, welche auch, nach dem ersten Auftreten als Laie zu urtheilen, nicht nur nicht getäuscht, sondern vielmehr in hohem Grade erfüllt wurde. Fräulein Orgeni hat darin sich im günstigsten Lichte gezeigt und nicht nur allen Anforderungen, die man an eine Coloratursängerin zu machen berechtigt ist, in ausgezeichneter Weise genügt, sondern auch, was der Kunstkritiker weit höher anschlagen muß, den dramatischen Theil ihrer Aufgabe mit einem Verständnisse, einer Innigkeit und poetischen Weihe zur Geltung gebracht, wie es selten vorkömmt und wovon andere, selbst berühmte Vertreterinnen desselben Faches, kaum eine Ahnung haben. In einer Zeit, wie die unsere, wo der flachste Naturalismus im Gebiete der Oper herrschend ist, hat eine solche Erscheinung erhöhte Bedeutung und verdient um so wärmere Anerkennung. Die Stimme der Dame, ein umfangreicher Sopran (wir hörten am Schlusse des Sextetts nach einem vom As aufsteigenden prächtigen Kettentriller das hohe Des noch kräftig und gehalten) ist von schönem, durchgeistigtem, wenn auch nicht sehr starkem, Klange, der von der unteren Hälfte der Mittellage an nach abwärts an Kraft abnimmt und, wie wir bereits früher erwähnten, vortrefflich ausgebildet, mit allen Vorzügen einer ächten guten Schule begabt. Im Vereine mit der gelungenen Darstellung, deren Färbung vielleicht nur eine etwas mehr als nöthig sentimentale war, erzielte sie daher auch eine Wirkung, die sie weit über eine gewöhnliche erhob. Gleich nach der ersten Arie, die wohl die Perle des Abends genannt werden darf, sprach das Publikum seinen Beifall in stürmischster Weise aus, der sich nach dem Sextette zum gebieterischen Wiederholungsbegehren steigerte und auch, mit Ausnahme des weniger wirkungsvollen Duettes im zweiten Acte, bis zum Schlusse die Leistung begleitete. Das weitere Gastspiel wird uns Gelegenheit geben, was uns heute versagt ist, näher auf die Leistungen des geschätzten Gastes einzugehen, und sind wir der Hoffnung, daß sie der dießmaligen nicht nachstehen werden.

Es gereicht uns zu besonderem Vergnügen, hinzufügen zu können, daß der Gast von den Mitgliedern unseres Theaters (Solisten, Chor und Orchester) unter Leitung des Herrn Capellmeisters Goltermann auf das Beste unterstützt und dadurch eine Gesammtvorstellung erzielt wurde, wie wir sie in solcher Abrundung und Wirkung lange nicht mehr beobachtet haben. Insbesondere sind die beiden Herren Colomann-Schmidt und Pichler zu erwähnen, die als Edgar und Asthon heute ganz besonders gut bei Stimme waren und großen Antheil an dem Beifalle des Publikums verdienten.

Frankfurt, 1. Mai.

Gestern Abend hielt der Verein zur Förderung baulicher Interessen seine Monatssitzung ab. Dieselbe war sehr zahlreich besucht. Herr G. Oppenheim machte dabei interessante Mittheilungen über den Plan, am hiesigen Platze Pensionshäuser zu gründen. Es wurde dargethan, daß dergleichen Etablissements, wo sie bestehen, auf den Zuzug unabhängiger ausländischer Familien eine bedeutende Anziehungskraft ausüben, und ihr solides, mitunter glänzendes Aufblühen gleichzeitig eine entsprechende Hebung der gewerblichen und geschäftlichen Interessen der betreffenden Städte zur Folge habe. Weiter erfuhren wir, daß der Verein zur Hebung des öffentlichen Verkehrslebens den hiesigen Unternehmern vertragsmäßig das Patronat zugesichert habe und im Interesse der Gemeinnützigkeit die Tarife der zu begründenden Anstalt regle, wogegen derselbe sich verpflichte, durch die Presse und durch Errichtung eines Auskunftsbureau für die Rentabilität der Etablissements insbesondere zu wirken. Was die Wahl des Platzes anlangt, so hatte man vor Allem das Bedürfniß des bezüglichen Publikums im Auge und wählte einen Platz unmittelbar an der Promenade in der Nähe des Theaters, Museums, Bürgervereins rc. Hinsichtlich der Eintheilung der zu errichtenden Gebäulichkeiten liegt es im Project, daß das ganze einheitlich zu gestaltende Etablissement doch gleichwohl in drei von einander zu unterscheidende Gruppen zerfallen soll, nämlich in zwei Seitenflügel, die je drei Pensionshäuser enthalten, und in das Hauptgebäude, ebenfalls drei Häuser zu einem Ganzen verschmolzen. Dieß Hauptgebäude wird im Parterrestock — der Promenade zu — ein großes Café-Restaurant, außer mehreren Saalräumlichkeiten Lese- und Billardzimmer rc. enthalten. Jeder Bewohner des Etablissements genießt die vollständigst Freiheit in der Wahl der Lebensweise; jeder Anforderung, sowohl in Bezug auf Comfort und Luxus als auf Einfachheit des bescheideneren Touristen, ist durch nöthige Abstufungen genügt. Die Construction sämmtlicher Gebäude ist von der Art, daß sie jeder Zeit sofort und ohne irgend erheblichen Aufwand in gewöhnliche Wohnhäuser umgewandelt werden können.

Literatur-Notizen.

Das neueste Heft von „**Unsere Zeit**" enthält einen interessanten Aufsatz von Richard Andree: „Ein deutscher Maler in Abyssinien", der gewiß in weiten Kreisen Beachtung verdient. Der Herzog von Dessau befindet sich im Besitz der Manuscripte und Zeichnungen des Malers Christoph Eduard Zander, der vor zwanzig Jahren aus Dessau auswanderte, sich nach Abyssinien begab und dort nach mancherlei Abenteuern im militärischen Rang der nächste nach dem Kaiser Theodorus wurde. Der Herzog hat mit großer Liberalität dem Verfasser des Artikels diese Manuscripte und Zeichnungen überlassen und ihn so in den Stand gesetzt, einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik der abyssinischen Zustände zu veröffentlichen, der in der jetzigen Zeit von doppeltem Interesse ist. In der That enthält der Artikel viele neue Mittheilungen; der Standpunkt Zander's ist ein wesentlich anderer als der der meisten abyssinischen Reisenden, indem der Freund des Kaisers die Lichtseiten im Charakter des vielverketzerten Despoten hervorhebt.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Leop. Bode in Frankfurt: Heimkehr von der Alpe, nach Scheffels Ekkehard. — Ph. Rumpf in Frankfurt: Porträt, Aquarell. — Ph. Winterwerb in Frankfurt: Porträt. — Eugen Krüger in Hamburg: Landschaft nach dem Regen. — E. Gleim in München: Eine Porphyrhöhle des Odenwaldes. — Feodor Diez, Professor in Karlsruhe: Eine amerikanische Familie, vertheidigt von einigen Männern zu Pferd, flieht über den Jamesfluß zur Zeit des Krieges gegen die Royalisten 1684. — C. Ludwig in München: Mittag im Walde. — J. L. Buhl in Frankfurt: Partie aus dem Innthale.

Städel'sches Kunst-Institut.

Neu ausgestellt.

Oelgemälde: Maria und Elisabeth von Philipp Veit in Mainz. — Aquarell: Stillleben von Fräulein Elisabeth Schultz. — Aus den Sammlungen des Instituts: Kupferstiche nach Josuah Reynolds und Blätter aus Franfurts Geschichte.

Sonntag, den 3. Mai ist die Gallerie geschlossen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 3. Mai: **Tannhäuser** und: **Die Keilerei auf Wartburg**, große Zukunftsposse in 3 Acten von J. Nestroy. Musik von Carl Binder.

(Abonnements-Vorstellung Nr. 153.)

Montag, 4. Mai. Gastdarstellung der Fräulein **Aglaja Orgeni**: **Der Barbier von Sevilla**, komische Oper in 2 Acten. Musik von Rossini. Rosine: Fräulein Aglaja Orgeni.

(Außer Abonnement.)

Dienstag, 5. Mai. **Dorf und Stadt**, Schauspiel in 2 Abtheilungen und 5 Acten, mit freier Benutzung der Auerbachischen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Charlotte Birch-Pfeiffer.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 154.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 124 und 125. Dienstag, den 5. Mai 1868.

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

„Ich will Dir ganz offen sagen“, hob Clotilde an, „warum dieses Duell nicht stattfinden darf.“

In ihrer Stimme lag Etwas, was dem Baron ein leichtes Frösteln verursachte.

Indessen nahm er alle seine Courage zusammen und die Arme à la Napoleon über die Brust kreuzend, antwortete er:

„Ich höre.“

„Du weißt so gut, wie ich, daß Linden Dir in Führung der Waffen überlegen ist. Er wird Dich tödten, ohnfehlbar. Ich will aber nicht die, wenn auch unschuldige, Urheberin Deines Todes sein. Und dann bist Du auch noch nicht bereit zum Sterben.“

Dem Baron lief es kalt über den Rücken. Sein Muth sank auf den Nullpunkt.

Er sah ein, daß es Zeit war, den Rückzug anzutreten; wenn er noch länger sich hartnäckig weigerte, dann war es möglich, daß seine Frau ihre Vermittlung, die ihm doch so sehr erwünscht kam, aufgab. Es kam nur noch darauf an, mit Anstand sich aus der fatalen Affaire zu ziehen.

Er lachte hell auf.

„Ach das sind die Folgen des Umgangs mit dem frommen Vetter. . . . Ich soll nicht in meiner Sünden Maienblüthe dahinfahren.“

Der Grund war ihm in der That einleuchtend.

Seine Lustigkeit beunruhigte Clotilde. Sie hielt ihn wirklich für muthiger, als er in der That war.

„Du verlangtest neulich von mir Geld“, sagte sie in dringenderem Tone, während der Baron bei dieser unerwarteten Wendung des Gesprächs die Ohren spitzte, „ich wies Dich an Johannes. Ich will Dir — drei Viertheile Dessen überlassen, was ich besitze, wenn Du auf dieses Duell verzichtest.“

Die letzten Worte hatte sie eilig, in fieberhafter Hast herausgestoßen.

Mit zurückgehaltenem Athem, die Hand gegen die Brust gepreßt, erwartete sie die Antwort ihres Mannes.

Der Baron hatte Mühe, seine freudige Ueberraschung zu verbergen. Das war ein glückliche Wendung, die er sich nicht im Entferntesten geträumt hatte. Er mußte sich wirklich sammeln, um sich nicht zu verrathen.

„Wahrlich“, lächelte er endlich, „ich hätte nicht geglaubt, daß mein Leben Dir so theuer wäre“ — Clotilde wendete rasch ihr Gesicht ab — „indessen, da Dir so viel daran liegt, daß dieser Kugelwechsel mit diesem Herrn Linden unterbleibt, so verzichte ich darauf.“

Ein tiefer Athemzug entrang sich ihrer Brust.

„Und Du erklärst dieß schriftlich in ein paar Zeilen?“ setzte sie hinzu.

Der Baron lächelte.

„Wenn es Dir Vergnügen macht . . .“, mit diesem Worten deutete sie auf ihren Schreibtisch.

Er nahm Papier und Feder und schrieb:

„Ich bedauere den Vorfall von heute morgen und bitte Sie, meine Worte als nicht gesprochen zu betrachten.

Mit Hochachtung

Alfred Baron von Portheim.“

Er reichte ihr den Brief.

Bist Du damit zufrieden?“

„Ich danke“, antwortete sie mit leiser Stimme.

Er couvertirte das Billet und schrieb die Adresse darauf.

„Hier“, sagte er, ihr den Brief überreichend, „und da es ein lateinisches Sprüchwort gibt von der manus manum lavat, so thust Du mir wohl den Gefallen und gibst mir Dein Versprechen — schriftlich.“

Clotilde zuckte nur leise mit der Schulter.

„Glaubst Du mir nicht?“

Dann ging sie an den Schreibtisch und warf ihr Versprechen auf einen Bogen Papier.

Lächelnd überflog der Baron die Zeilen.

„Merci!“ sagte er lächelnd, und ihr die Hand küssend, setzte er hinzu: „nun ist die Sache in Ordnung. Gnädige Frau, ich habe die Ehre, mich zu empfehlen.“

„Sapristi!“ sprach er dann für sich, als er die Treppe zu seinem Zimmer hinaufstieg, „was wird der fromme Vetter für Augen machen?“

Oben angekommen, klingelte er seinem Diener.

„Bring' mein Gepäck in Ordnung, Louis“, befahl er, „wir werden bald aus dem langweiligen Nest abreisen. Und wenn Du einen Schatz hier hast, so nimm zärtlichen Abschied von ihm, wir kommen nicht sobald wieder . . . wir gehen nach Paris. . . . . . Aber warte, frommer Vetter“, setzte er, als er wieder allein war, hinzu, „vorher werde ich mich noch revanchiren. Canaille, der ich nicht mehr als dreißigtausend Thaler werth war.“ Und er rieb sich vergnügt über seinen Einfall die Hände.

Johannes hatte seine Geschäfte in Leipzig rascher erledigen können, als er gehofft hatte. Schon am anderen Tage konnte er, den Schnellzug der Thüringer Bahn benützend, wieder abreisen. In Weimar nahm er Extrapost und trieb den Postillon durch reichliches Trinkgeld zu möglichster Eile an.

Trotzdem dunkelte es schon, als er in das Thal hinabfuhr, in welchem der Badeort lag.

Dem schönen Tag war ein herbstlich-rauher Abend gefolgt; dunkle Wolken bedeckten den Himmel, ein feiner Sprühregen schlug gegen die Wagenfenster der Postchaise, in welcher Johannes der Villa Portheim zurollte.

Er träumte. In die Ecke des Wagens gelehnt, ließ er die Bilder der Zukunft an sich vorüberziehen.

Eine flammende Leidenschaft erfüllte die Seele dieses Mannes, der vorgab, nur Gott zu dienen; und in dieser Stunde, so nahe dem Ziele seiner geheimsten, glühendsten Wünsche, gab er sich ganz den Phantasien hin, welche diese lodernde Leidenschaft in ihm erweckt hatte.

Seine Hand griff in die Brusttasche und zog eine verblichene, rothe Sammetschleife heraus. Es war dieselbe, welche Clotilde vor Jahren auf dem Balcon des Schlosses Friedrichshaide aus ihrem Haar verloren hatte.

Seit jener Zeit hatte er sie auf seiner Brust getragen und seine Lippen hatten oft in wildlodernder Gluth sich auf die Schleife gepreßt. Er glaubte den feinen Duft ihrer Locken zu athmen, ihr Haar selbst zu küssen, dieses prächtige, dunkle Haar, dessen üppige Flechten kaum der goldene Kamm zusammenhielt.

Sieben lange Jahre hatte er diese Liebe in seinem Herzen getragen. In ihr wurzelte der Ursprung des Hasses, den er vom ersten Tage ihrer Bekanntschaft an gegen Victor Linden hegte; auf ihr beruhten seine Pläne, seine Zukunft, sein ganzes Leben. Mit einem Scharfsinn, der die Entwicklung der Dinge auf Jahre hinaus berechnete, hatte er vorhergesehen, daß seine Hoffnung nur in Erfüllung gehen könnte, wenn Clotilde Portheims Gattin würde. Er sah den Jammer dieser unseligen Ehe voraus, er wußte, daß ein Tag kommen würde, an dem sich Clotilde elend, einsam und verlassen fühlen, an dem sie zu ihm ihre Zuflucht nehmen würde, zu ihm, ihrem einzigen Anhalt, ihrer einzigen Stütze. Darum hatte er Portheim, den er ebenso verachtete, wie er Linden haßte, in seinen Plänen gegen Victor unterstützt, darum Alles aufgeboten, um einen Bruch zwischen Clotilde und Linden herbeizuführen. — Und es war ihm geglückt — er stand am Ziel, wie er wähnte.

Am Ziel? — Ein dunkler Schatten lagerte sich auf seine Stirn. Das Bild jener Gruppe stieg vor ihm auf, das er vor einigen Tagen mit Portheim gemeinschaftlich von dem Berge aus beobachtet hatte: Victor, sein Kind und sie.

Ein bösartiges Lächeln schlängelte sich um die vollen, blühenden Lippen des Missionsvorstehers.

„Nimm Dich in Acht, Victor Linden, daß Du mir nicht zum zweitenmal in den Weg trittst. Und wenn ich Dir den Kopf zertreten müßte, wie einem giftigen Wurm."

War dieser Mensch nicht ohnehin ein Feind göttlicher und menschlicher Ordnung, ein Verächter der Kirche und Umsturzprophet. . .

Da stieß der Postillon schmetternd in das Horn, der Wagen rasselte den Abgang hinab und hielt vor der Villa.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kehrseite des Peterspfennigs.

Rom, im April.

Die „Zugereisten" in der Ewigen Stadt theilen sich in vier Gruppen: die Gläubigen, die Vergnügungsreisenden, die Künstler, die Alterthümler. Man könnte noch eine fünfte hinzufügen, die Gesundheitsreisenden, wenn nicht mancherlei Gründe vorlägen, dieselben in die zweite Kategorie zu verweisen.

Die Gläubigen sind Zugvögel, die sich ihren Segen zu holen kommen und mit demselben so schnell als möglich über die Alpen zurückeilen. Eine andere Art von Gläubigen hat sich in der Stadt festgesetzt, entweder um ein ganz besonderes seliges Ende hier abzuwarten, oder um unter dem Schutze und mit der Unterstützung der Kirche ein beschaulich-sorgloses Leben weiter führen zu können. Diese ziemlich zahlreichen Frommen sind meistens Convertiten aus verschiedenen Ländern der Erde. Sie leben entweder in Klöstern, oder auch als harmlose Civilisten, mit denen aber nicht gut Kirschen essen ist, wenn in der Unterhaltung mit ihnen das Gespräch auf die Kirche gelenkt wird. Sie sind eine Art geistiger Leibgarde des Heiligen Stuhles, die keinen Pardon geben und — keine Vernunft annehmen.

Die Vergnügungsreisenden recrutiren sich vorzugsweise natürlich aus England und Amerika; den Deutschen kann man selten als Vergnügungsreisenden betrachten, denn er wirft sich bald mit angeborner Arbeitslust auf irgend eine Beschäftigung, die ihn Tag und Nacht in Anspruch nimmt: sei es die Kunst, oder die Archäologie, oder das Soldatenspiel — oder auch die Frömmelei. Was immer er in dieser Beschäftigung zuwege bringt, ist gleichgültig, wenn er nur die stille Ueberzeugung hat, daß er arbeitet. Kein geringer Theil der Archäologen in Rom gehört in diese Classe. Aus Deutschland kommen die besten Kenner des alten Rom, und aus Deutschland kommen die meisten Dilettanten. Sie sind überall bei der Hand, wo etwas ausgegraben wird; sie finden sich zuerst mit den lateinischen Inschriften zurecht, Dank ihrem mehr oder minder gefüllten Schulsacke; sie erkennen an dem Aufgefundenen zuerst die Kunst- oder Geschmacks-Periode, welcher es angehört; sie stellen mit bewunderungswürdiger Entschiedenheit den Werth der Sache fest.

Zahlreicher als diese verschiedenen Classen von Besuchern zusammengenommen sind die Künstler in Rom. Es wird schwerlich eine nennenswerthe Nation oder ein Natiönchen auf dem Erdenrund existiren, welche hier in dieser Beziehung ohne Vertreter wäre. Hagen wir doch selbst eine Tochter Nubiens kennen gelernt, die unter Anleitung einer weißen Freundin sich der Sculptur widmete. Kleinliche Neider sagten der schwarzen Dame zwar nach, daß sie ihren Figuren immer Plattfüße mache, aber das nimmt der ethnologischen Erscheinung nichts von ihrem Werthe. — Natürlich stellt Italien noch immer das größte Contingent, denn Rom ist und bleibt die Hauptstätte ihrer Kunst, wenn es auch niemals die politische Hauptstadt werden sollte. Die italienischen Künstler nehmen den Römern gegenüber eine besondere Stellung ein, die in erster Linie nicht als eine freundschaftliche bezeichnet werden kann. Die Einheimischen haben bei ihren fortlaufenden Beziehungen zum Clerus und bei dem Umstande, daß dieser die Unterthanen in guter Laune zu erhalten genöthigt ist, den Vorrang bei Stipendien, Aufträgen, Unterstützungen u. s. w. Und es handelt sich hiebei keineswegs um geringfügige oder momentane Aushülfe, denn wer einigen Einblick in die Verhältnisse genommen hat, findet die Behauptung nicht mehr übertrieben, daß der Vatican, die Kirchen Roms, die Cardinäle und die römischen Adeligen mehr Künstlerhände in Bewegung setzen, als die übrigen Städte Italiens zusammengenommen. Ein einziges Fest in Rom beschäftigt Hunderte von Bildhauern, Decorationsmalern und Architekten. Ein Kirchenfest, welches 100,000 Scudi, das sind 200,000 Silbergulden, in Anspruch nimmt, gehört nicht zu den außerordentlichen, und das Geld fließt fast ohne Ausnahme in die Taschen der „römischen Bürger", die es spielend verdienen.

Nichts auf der Welt ist lächerlicher oder verwerflicher, als von einer pecuniären Bedrängniß des heiligen Stuhles zu reden, und aus dieser Angabe einen Appell an die Mildthätigkeit der armen, ja oft sehr armen Seelen jenseits der Berge zu formiren. In keiner Stadt der Welt mehr, wird so viel Geld in Flitterwerk vergeudet, denn ernstliche Kunstbestrebungen wird man hinter diesen

großen, aber eilfertigen Decorations-Arbeiten nicht suchen wollen. Dieselben dienen auch zumeist nur einige Tage hindurch ihrem Zwecke und dann wandern sie für ewige Zeiten hinter die Coulisse. Große und bedeutendere Vorwürfe scheinen sogar unter dieser Sucht oder Nothwendigkeit, viele Hände oftmals zu beschäftigen, vernachlässigt zu werden. In dieser Bevorzugung der Römer liegt ein Grund der Gegnerschaft zwischen den italienischen und einheimischen Künstlern. Derselbe führt zugleich den zweiten herbei, die Gesinnung. Die von draußen kommen, bringen mehr oder weniger freie Ideen mit, die dem in anderer Atmosphäre aufgewachsenen Römer fremd sind. Jene sagen diesen nach, daß sie nur Decorationen und Heiligenbilder machen können und daß eine Concurrenz mit ihnen nicht möglich, weil sie zu gut auf Madonnen und Santi dressirt seien. Wie dem nun immer sein mag, so viel wissen wir aus eigener Erfahrung, daß die Einheimischen das antike und profane Gebiet doch nicht völlig vernachlässigen, denn die Herren Cardinäle sind ja Freunde der Antike.

In der neueren Zeit wetteifern die Scultori in der Bildung zarter Marmor-Genien (wenn der Ausdruck am Platze ist) in der Höhe von beiläufig einem Schuh, zu denen die bekannten pompejanischen Genien die Anregung gegeben haben mögen. Aber das Zarte und Hohe jener antiken Schöpfungen hat einem modern sinnlichen, pikanten Charakter Platz gemacht, der, so schön noch immer die Statuette sein mag, doch mehr oder weniger balletmäßig erscheint.

Das Hauptmoment bei diesen und größeren Schöpfungen ist eben die Sinnlichkeit, und es ist zum Staunen, bis zu welcher Höhe Neigung und Virtuosität den südländischen Künstler auf diesem Gebiete führen können. Aber immerhin läßt der Einfluß der Antike — sie bleibt trotz alledem das Fundament, auf welchem der römische Künstler steht — die Schranke, in welcher sie das moderne Element bei diesen zierlichen Heben, Bacchantinnen, Grazien u. s. w. hält, einen rein lasciven Eindruck nicht aufkommen.

(Schluß folgt.)

Mendelssohn-Bartholdy an Baronin Ertmann, geb. Graumann aus Offenbach, die Freundin Beethovens.

Ein Verwandter der Baronin Dorothea Ertmann, geb. Graumann aus Offenbach bei Frankfurt a. M., hat der Redaction des neuen musikalischen Blattes „Die Tonhalle" einen interessanten ungedruckten Brief von Felix Mendelssohn-Bartholdy, dd. Leipzig, 12. April 1846 an die obengenannte in Wien lebende Kunstfreundin mitgetheilt.

Wir lassen ihn aus dieser ganz neuen und daher vielleicht weniger beachteten Quelle nachstehend folgend:

„Liebe verehrte Frau Baronin!

Seit jenen mir unvergeßlichen Tagen in Mailand habe ich mich nicht brieflich an Sie gewendet, und vielleicht wissen Sie kaum, wie tief und unveränderlich mir die Dankbarkeit gegen Sie ins Herz gewachsen ist. Aber es sind wenige Tage seitdem gewesen, an denen ich nicht oft und lange Ihrer Güte und Freundlichkeit gedacht und Ihnen aufs Neue dafür gedankt hätte, und an allem Guten und Lieben, was ich von Ihrem Leben seitdem erfahren habe, war mir mein Antheil beschieden, wenn ich auch in der Ferne sein und ihn verschweigen mußte! Heute ist nach den langen Jahren einmal eine Gelegenheit da, Ihnen zu schreiben, die ich nicht vorübergehen lassen kann, weil ich weiß, daß ich Ihnen eine Freude dadurch bereite. Nämlich meine Freundin Jenny Lind geht nach Wien, und ich möchte, daß Sie einander kennen lernten; denn eine edlere, ächtere, aufrichtigere Künstlerin ist mir im Leben nicht begegnet, und das weiß ich, daß Ihnen nichts mehr Freude machen kann, als eine solche zu finden. Wenn sie Ihnen irgend ein kleines Lied oder irgend eine große Arie vorgesungen hätte, so brauchte ich weiter nichts hinzuzufügen, und Sie werden sie ja hören, also füge ich auch weiter Nichts hinzu. — Nun noch die Bitte, daß auch Sie mir zuweilen einen Augenblick freundlichen Andenkens bewahren möchten. Die Stunden damals in Ihrem Hause waren gar so herrlich! Wollen Sie etwas Näheres von meinem Leben und Treiben wissen, so kann es Ihnen Fräulein Lind am Besten erzählen, die ich seither oft gesehen habe und die von mir und den Meinigen Alles weiß.

Mögen Sie an der unwandelbaren Anhänglichkeit und an der herzlichen Dankbarkeit nicht zweifeln, mit der ich mein Lebelang bin und bleibe

Ihr ergebenster

Felix Mendelssohn-Bartholdy."

Ueber Dorothea Freifrau v. Ertmann sei nur Folgendes erwähnt. Eine geborene Offenbacherin, Tochter eines reichen Fabrikherrn, wurde sie früh zu musikalischen Studien angehalten. Obschon sehr talentvoll, hatte sie doch wenig Ruhe und ward daher von der Mutter oft an den Clavierstuhl buchstäblich gebunden. Mit 18 Jahren ward sie die Gattin des österreichischen Hauptmanns Baron Ertmann, der später als Feldmarschalllieutenant in Mailand starb.

In Wien lernte die Baronin ganz zufällig Beethoven kennen. Sie sah in der Musikalienhandlung von Tobias Haslinger die eben erschienenen Sonaten des Meisters, spielte dieselben sogleich prima vista im anstoßenden Salon und war ganz hingerissen von dem genialen Fluß derselben. Ein junger Mann mit schüchterner Geberde trat, als sie geendigt, auf sie zu und stellte sich ihr als der Tonsetzer vor. Seitdem verkehrte Beethoven täglich im Hause der Baronin und studirte ihr die Sonaten ein. Streng und rücksichtslos, empfindlich, launisch, wie er immer war, so zeigte er sich auch hier, fand aber bei der Baronin die schonendste Begegnung und größte Geduld. Oft schmollte er trotzdem mit ihr wochenlang, kam aber immer wieder. Als die Baronin auch das letzte ihrer Kinder verlor, war Beethovens Trauer groß. Erst nach Wochen konnte er ihr dieselbe in Tönen andeuten, indem er sie stumm neben sich an den Flügel setzen ließ und nun in sphärischen Klängen phantasirte. Als er geendigt, konnte er vor Weinen nicht reden und verließ das Zimmer.

Die Sonate op. 101 A-dur ist der Baronin gewidmet. Sie besaß alle Sonaten mit Beethovens eigenhändigen Anmerkungen.

Mannichfaltigkeiten.

(Chevaleresk.) Bei den Hochzeitsfeierlichkeiten in Turin tanzte die Prinzessin Margheritta mit dem Sohne des Bankiers Cassano und dieser hatte das Unglück, der Prinzessin ein Stück von dem Besatze ihres Kleides abzutreten. Die Ehrendamen sind in großer Verlegenheit, was zu beginnen! Da naht der Kronprinz von Preußen, zieht aus seiner Rocktasche ein Portemonnaie, nimmt eine kleine Scheere heraus, läßt sich auf ein Knie nieder und schneidet den abgerissenen Besatz ab. Als dann die junge Prinzessin die Hand ausstreckte, um die abgeschnittenen Spitzen in Empfang zu

nehmen, war man nicht wenig erstaunt, zu sehen, wie der Prinz aufstand, die kostbare Reliquie ans Herz drückte, sie dann methodisch zusammenlegte und in die Rocktasche steckte. „Es ist ein veritabler Ritter!“ murmelte man unter den Umstehenden. Diese kleine Scene, — so meldet die „Liberté“ — erfreute sich großen Erfolges.

Literarische Novitäten.

I.

A. H. Zu den fühlbarsten Mängeln in unserer deutschen poetischen Literatur gehört eine gute Sammlung humoristischer Dichtungen. Diese Gattung steht, was die Pflege seitens der Literarhistoriker betrifft, auf einer niederen Stufe einfach deßhalb, weil wenig Werthvolles producirt wird. Wir meinen nicht bloß die kleinen lyrischen Gelegenheitsdichtungen, sondern auch die höheren Gattungen. Erst im „Kladderadatsch“ hat das moderne Deutschland eine Art von Ersatz für einen Aristophanes bekommen. Und in Fritz Reuter's Erfolgen, obwohl sie nicht wie dort in objectivem Witz, sondern im Humor beruhen, sehen wir zum ersten Male in Deutschland, welche ungeheure populäre Macht diese Dichtungsart zu gewinnen im Stande ist. Solche Betrachtung drängt sich uns auf, indem wir die eben neuerschienene zweite Auflage der verdienstlichen „Bibliothek humoristischer Dichtungen“, herausgegeben von Gustav Haller (Halle, Barthel) prüfend durchgehen. Es sind da in den zwei ersten Bändchen Gelegenheitspoesieen, meist für gesellige Kreise, viel leichte Waare, auch manches Gute und für den Vortrag in heiterer Stunde Geeignete. Weit schwerer wiegt das dritte Bändchen: eine Uebersetzung der „Acharner“ des Aristophanes von Rudolph Westphal. Das ist doch eine Uebersetzung! Mit solchem Aristophanes, begleitet vom Verständniß des Philologen, läßt sich doch vor ein großes Publikum treten. Freilich hat Droysen auch eine nicht verächtliche Bahn gebrochen; aber wie viele von unseren „Gebildeten“ sind durch ihn bei dem „ungezogenen Liebling der Grazien“ wirklich zu Hause? Herr Westphal hat die Dedication seines Büchleins an Fritz Reuter adressirt und wir finden das sehr passend. Hat er ihn doch glücklich nachgeahmt; der Gedanke, den megarensischen Bauer im mecklenburgischen Platt reden zu lassen, ist ganz vortrefflich. Aber auch die „attische Eleganz“ des Restes gestehen wir gerne zu. Fließende, gut scandirte Verse (der Verfasser ist zu sehr Metriker, als daß er seine Trimeterschwierigkeit in der Vorrede nicht selbst eingesehen hätte), eine gute Anzahl Noten, die mitunter nur etwas zu knapp sind, machen Westphals Acharner für das größte Publikum zugänglich.

Im Verlage von Paul Neff in Stuttgart sind zwei neue Uebersetzungen römischer Historiker erschienen: der Sallust'sche „Catilina“ von C. Holzer und die „Germania“ des Tacitus von A. Bacmeister. Aus dem gleichen Format, Anordnung ꝛc. schließen wir, daß eine Art Sammlung von Uebersetzungsproben beabsichtigt ist und würden es willkommen heißen, wenn wirklich noch andere Autoren nachfolgten. Der Anfang ist ein guter. Beide Stücke, passend gewählt auch für den Schulgebrauch, sind in geläufige deutsche Form gebracht, die lateinischen Texte immer nebenhin gestellt, Capitelüberschriften zum besseren Verständniß zugefügt. Beide Verfasser haben es verschmäht, leitende Gesichtspunkte ihrer Arbeit in der Vorrede zu geben. Ueber Details der Uebersetzung wollen wir mit den Uebersetzern nicht rechten; Herr Bacmeister wird ohne Zweifel wissen, daß der Vorname Cajus bei Tacitus keineswegs so feststeht, als er ihn auf den Titel gesetzt hat. Solche Kleinigkeiten sind weniger im Interesse des Gymnasialschülers zu vermeiden als in dem des halbgebildeten oder doch nicht classisch gebildeten Lesers, für den doch derartige Translationen wesentlich bestimmt sind. Im Uebrigen gehören diese beiden Schriften recht passend zusammen, wie denn auch Tacitus und Sallust in ihrer geistesverwandten Größe mehrfach gleiche Uebersetzer gefunden haben, wir nennen nur v. Strombeck und Schlüter.

Die ägyptische Gräberwelt. Vortrag, gehalten in der Museums-Gesellschaft zu Frankfurt a. M., den 15. November 1867 von Heinrich Brugsch (Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung). Es wird kaum am Platze sein, nochmals ein Wort der Empfehlung für diesen Vortrag zu verschwenden, den wir hier gehört haben und der in diesen Blättern bereits besprochen worden ist. Es ist jedoch auf die Publication aufmerksam zu machen und dem angesehenen Aegyptologen Dank dafür zu sagen. Wollten nur alle die Vortragenden, die ihr Thema und dessen Behandlung für druckwerth halten, diesem Beispiel folgen; noch lieber sähen wir es freilich, wenn sie von der so ersprießlichen Centralisation Nutzen zögen, wie sie die Virchow'sche Sammlung in Berlin angebahnt hat.

Lesser in Berlin hat bekanntlich die glückliche Idee einer „Internationalen Bibliothek“, die zwar nicht neu ist, aber doch in Deutschland noch keine Ausführung erfahren hat, in einer splendiden Weise in Angriff genommen. Hervorragende literarische Erscheinungen der ausländischen und inländischen Literatur sollen zu dem Preise von durchschnittlich einem halben Thaler per Band dem deutschen Publikum zugänglich gemacht werden. Die Gefahr für eine solche Unternehmung liegt auf der Hand: es ist nicht immer leicht, die Spreu vom Waizen zu sondern. Neben Vorzüglichem wird gewöhnliche und geringe Waare zu stehen kommen, zumal die Gattung der literarischen Producte nicht streng limitirt ist und nur im Allgemeinen sich auf die poetische richtet. (Vielversprechendes bietet das Programm als demnächst erscheinend, darunter Memoiren von Alfred Meißner.) Um so erfreulicher finden wir es, daß sich Lesser's Bibliothek mit einem so hervorragenden Werke, wie Laboulaye's „Paris in Amerika“ introducirt. Die Uebersetzung dieser meisterhaften politischen Satire, die nach der 17. Auflage des Originals zwar von verschiedenen Händen, aber doch recht gut und einheitlich ausgeführt ist, wird wohl dazu beitragen, das Buch auch in Deutschland bekannter zu machen als es bis jetzt noch zu sein scheint. Laboulaye selbst hat einen recht schmeichelhaften Brief für uns Deutsche als Einführung und Vorrede abdrucken lassen. Von den deutschen, das heißt originalen Beiträgen zur Bibliothek nennen wir zunächst als die neuesten: Rodenberg „Aus aller Herren Länder“ und Frenzel „Deutsche Fahrten“. Diese Werkchen der beiden gewandten Berliner Essayisten haben viel Verwandtes. Es sind Gelegenheits-Arbeiten, meist Feuilletons aus verschiedenen Zeitungen und verschiedenen Jahren. Wenn uns Karl Frenzel mit ernstem Sinne und leichter Feder in die Festhalle des Leipziger Turnfestes (1863) führt und gleich darauf die schönen fränkischen Frauen mit Jean Paul-Erinnerungen belebt, so hat das etwas Widerspruchsvolles, denn es ist eine ephemere und vielleicht jetzt weggeworfene politische Idylle mit einer unvergänglichen Natur- und Menschheitsidylle zusammengebracht, aber dennoch ist hier der rothe Faden vorhanden, wenn wir ihn auch nicht in der chronologischen Folge suchen und die letzte Skizze der Sammlung „Berliner Bilder“ als etwas Heutiges gerne acceptiren. Den Charakter des Feuilletonartikels tragen noch etwas mehr die von Rodenberg's Künstlerhand ausgearbeiteten Essays aus Paris, London, der Türkei. In dieser höchst geschmackvollen Auswahl findet sich auch eine Skizze „Durch Holland im Fluge“, die dem deutschen Leser ganz besonders empfohlen sei.

Ein Pendant zu der Lesser'schen Internationalen Bibliothek ist die in demselben Verlag erscheinende „Welt-Bibliothek“. Wenn wir auch nicht recht einsehen, welch ein Unterschied von der obengenannten durch diesen etwas pomphaften Titel bezeichnet werden soll, da vielmehr hier ausschließlich deutsche Producte auf dem Programme stehen, so ist doch auch dieß Unternehmen mit Dank zu begrüßen, insoferne es uns zu noch billigerem Preis (10 Sgr. per Band) ganz werthvolle Novitäten bringt. Wir brauchen bloß die Namen Johannes Scherr und M. M. v. Weber zu nennen, um diese gute Wahl zu bezeichnen. Von Ersterem ist ein Bändchen „Mischmasch“ geliefert, aus Novellen und historischen Skizzen bestehend. Vorzüge und Schwächen dieses kraftstrotzenden Autors sind auch hier wieder in gewohntem Gleichmaß. Die Gespenstergeschichte „Herr Gottlieb Napser auf und unter der Erde“ ist gut erzählt und hat uns nicht übel gefallen. Weber's Skizzen „Aus der Welt der Arbeit“ sind zwar fast durchgängig aus Zeitschriften schon bekannt, haben aber für Den, der sie zum zweiten Male liest, vollkommen den Reiz der Neuheit. Weber ist einer unserer besten Stylisten; seine Feder ist mit einem wahrhaft duftigen Zauber begabt und übergießt alle die mannichfachen Schlupfwinkel ihres Lieblingstummelplatzes, des modernen Verkehrslebens, mit lebendiger Poesie.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 5. Mai. **Der Fabrikant**, Schauspiel in 3 Acten nach dem Französischen von Eduard Devrient. Cantal: Herr Hellmuth vom k. k. priv. Karltheater in Wien als Gast. Hierauf: **Die Glocke**, Gedicht von Fr. Schiller, vorgetragen von Herrn Hellmuth.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 155.)

Mittwoch, 4. Mai. Gastdarstellung der Fräulein Aglaja Orgeni: **Der Freischütz**, große romantische Oper in 4 Acten von Friedrich Kind. Musik von C. M. v. Weber. Agathe: Fräulein Aglaja Orgeni.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 126. Mittwoch, den 6. Mai 1863.

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

Die Nacht war indessen vollständig hereingebrochen und hatte ihr schwarzes Gewand über die Erde gebreitet. Kein Stern schimmerte am Himmel, die halbe Mondsichel, die über dem Walde stand, wurde nur auf Augenblicke sichtbar, graues Gewölke verbarg sie stets wieder.

Mit einem Sprung war der Missionsvorsteher aus dem Wagen. Er warf einen raschen Blick nach Clotildens Fenstern, sie waren dunkel; dagegen war das Zimmer des Barons hell erleuchtet.

Sollte Clotilde im Zimmer des Barons sein?

Noch ehe er Zeit hatte, sich die Frage zu beantworten, knarrte die Thüre des Gartens; Louis kam mit der Stalllaterne und nahm Johannes die Reisetasche ab.

„Ist die Herrschaft zu Hause?“ frug er den Diener.

„Der Herr Baron ist auf seinem Zimmer.“

Hastig stieg Johannes die Treppe hinan. Hier begegnete ihm Clotildens Mädchen:

„Ist die gnädige Frau zu sprechen?“ frug er sie.

„Die Frau Baronin war sehr müde und hat sich schlafen gelegt“, antwortete die Zofe.

Wäre das Treppenhaus etwas heller erleuchtet gewesen, so würde ihm eine gewisse Verlegenheit des Mädchens bei seiner Frage nicht entgangen sein.

Rasch öffnete er die Thüre Portheims.

„Guten Abend, Vetter“, begrüßte er ihn.

„Ach, guten Abend, Vetter, schon zurück?“ grüßte lächelnd der Baron, indem er seine Papiere ordnete und zusammenpackte.

„Ja“, antwortete Johannes, indem er sich einen Sessel an den Tisch rollte, „ich wurde früher fertig, als ich hoffte.“

„Und doch zu spät gekommen“, meinte der Baron mit einem sonderbaren Lächeln, indem er ein Packet Schriften in seine Reisetasche schob und dann im Ordnen der übrigen Papiere ruhig fortfuhr.

„Zu spät, wie so?“ frug Johannes unruhig.

Der Baron wandte ihm das Gesicht zu.

„Brennen Sie sich erst eine Cigarre an“, lächelte er ironisch, „Ihre Stimme verräth eine gewisse nervöse Unruhe und Sie wissen, der Tabak wirkt beschwichtigend, einschläfernd auf das Nervensystem. Meine Mittheilung ist aber etwas aufregender Natur.“

„Aber so sprechen Sie doch!“ stieß der Missionsvorsteher in heftiger Ungeduld hervor.

„Gewiß, aber Sie müssen mir versprechen, ruhig zu bleiben.“

Johannes zuckte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck die Achseln.

„So hören Sie denn“, näselte der Baron, indem er mit der größten Gleichmüthigkeit ein Packet Briefe nach dem andern zusammenband und in die Tasche schob. Und nun erzählte er ihm die Begegnung, die er heute Morgen mit Linden gehabt und wie er diesen zum Duell gefordert.

„Er nahm es an?“ unterbrach Johannes begierig den Erzähler.

Der Baron lachte.

„Ja, er nahm es an, — aber von Annehmen bis zur Mensur ist ein weiter Weg. Ich glaube, Sie würden nicht böse gewesen sein, lieber Vetter, wenn Sie bei Ihrer Rückkehr uns beide, mich und den Advocaten, todt gefunden hätten; und — gestehen Sie es nur — Sie würden inbrünstige Gebete für diese beiden Sünder zum Himmel emporgeschickt und Gott gedankt haben, daß er uns von der Erde genommen.“

Unter den gesenkten Augenlidern des Missionsvorstehers schoß ein haßerfüllter Blick hinüber zu dem Baron, der eine kleine Unterbrechung in seiner Erzählung machte, um sich an der Wachskerze seine Cigarre anzubrennen.

„Als ich ein paar Stunden später nach Hause kam, ließ mich meine Frau um eine Unterredung bitten. — Ach, das Sprüchwort muß wahr sein, alte Liebe rostet nicht. — Die arme Clotilde war schrecklich besorgt für das Leben des Herrn Linden, und sie malte mir die Sache mit so grellen Farben aus, daß ich anfing, weich zu werden. Schließlich — Sie sehen, es rollt das Blut eines Kaufmanns in ihren Adern — machte Sie mir einen Vorschlag, dem ich unmöglich widerstehen konnte. Gieb mir die Freiheit, sagte sie, und ich gebe dir drei Viertheile meines Vermögens. Gestehen Sie, der Vorschlag war annehmbarer, als der Ihrige. Wir einigten uns und die Frau Baronin Portheim wird nächstens Frau Rechtsanwalt Linden heißen.“

„Sind Sie mit Ihrem Märchen zu Ende“, frug Johannes, über dessen Züge sich eine tiefe Blässe ausgebreitet hatte, während die Augen in unheimlicher Gluth aufleuchteten.

„Märchen? — Voilà, mon cher cousin!“ Und der Baron hielt seinem Vetter die Erklärung Clotildens vor die Augen.

Der Missionsvorsteher langte nach dem Papier, aber Portheim zog es hastig zurück.

„Mit Permission“, lächelte er, „solche Documente gebe ich nicht einmal in Freundeshände“, und er legte die Schrift zu den übrigen Papieren.

Es trat eine kurze stumme Pause ein.

Der Missionsvorsteher hatte den Kopf gegen die Hände gedrückt und saß wie ein Mensch da, dem sein Todesurtheil verkündigt wurde. Dann erhob er sich, und den Sessel zurückschiebend, sagte er mit etwas heiserem Tone:

„Ich danke für die Mittheilung, Vetter. Gute Nacht!“

„Sie wollen schon schlafen gehen?" frug der Baron, dem die innere Aufregung seines Verwandten nicht entging.

„Ja; ich bin müde von der Reise."

Vergnügt rieb sich der Baron die Hände, als sich die Thüre hinter Johannes geschlossen hatte.

„Ja, geh' und schlaf' nur und träume. Für diese Nacht habe ich Dir Brennesseln in das Bett gestreut. Es geschieht Dir schon recht, Canaille, warum hast Du mich so niedrig taxirt. Dreißigtausend Thaler, mich, den Baron Portheim."

Und er lachte, wie ein boshafter Narr.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kehrseite des Peterspfennigs.

(Schluß.)

Durchgängig wird von den Ausländern zugegeben, daß die Italiener den ersten Rang unter den Bildhauern in Rom einnehmen. In der Malerei ist dieß unbedingt nicht der Fall. Jener Charakter der Decorations-Malerei tritt nicht nur, scheint uns, in ihren Arbeiten für die unterschiedlichen und sehr zahlreichen Festlichkeiten zutage, sondern er kommt auch bei ernsteren und historisch sein sollenden Schöpfungen zum Vorscheine. In den deutschen Kreisen wird viel gestritten, ob man die Italiener zur französischen Schule zählen soll, oder ob bei ihnen eine eigene und eigenthümliche Richtung zu erkennen sei? Vielleicht würde sich eine solche Selbstständigkeit schärfer herausbilden, wenn sie weniger Tendenzmalerei trieben, wenn sie weniger beeinflußt, gleich den Ausländern, ihren historischen und Naturstudien oblagen.

Die berührte Decorationskunst in Rom verdient wohl eine ausführlichere Erwähnung, denn sie ist durchaus nicht kleinlicher und gewöhnlicher Art. Maler, Bildhauer, Architekten und Beleuchtungskünstler, denn das sind die S. Pedrini, vereinigen sich zur Herstellung imposanter, leider nur zu vergänglicher Schöpfungen. Es liegt jedenfalls der Sorgfalt, welche man auf dergleichen verwendet, neben der bekannten katholischen Idee, durch Aeußerlichkeiten das Gemüth zu stimmen, auch die Absicht zu Grunde, den anwesenden Fremden und den Gläubigen in erster Reihe eine unvergeßliche Erinnerung an die alte, wunderbare Stadt mit auf den Heimweg zu geben. Die Lust und Geschicklichkeit des Publikums kommt dieser Absicht zu Hülfe. Wenn den Römern nichts Anderes aus dem Erbe ihrer Altvordern geblieben ist, so ist es unbestritten ein großer Kunstsinn, ein einfacher, heiterer, oft edler Geschmack, der umsomehr in Erstaunen setzen muß, als er Gemeingut des Volkes geworden ist. Er tritt bei jeder Gelegenheit hervor, wo das Volk sich betheiligen kann, bei öffentlichen Aufzügen, Kirchen- und Künstlerfesten, bei jeder Girandola, bei jeder Todenfeier. Und — noch einmal Dank dem Peterspfennige! — stehen ihnen immer die Mittel zu Gebote. Wir haben von den Vertretern verschiedener Nationen, und natürlich von Künstlern besonders, häufig die Bemerkung gehört, daß sie nur mit Lächeln auf die ähnlichen Versuche in der Heimath zurückblicken können. Allerdings kommt den Römern immer eine monumentale und pittoreske Umgebung zu Hülfe, die ihresgleichen nicht mehr hat und die oft selbst schon der Decoration ihre Linien vorzeichnet. Eine Illumination in Rom z. B. macht den Fremden gewöhnlich erst klar, was diese Bezeichnung eigentlich zu bedeuten hat, dort, wo sie ihren Namen wirklich verdient. Die Peterskuppel über der Stadt ein riesiger Feuerball; das ungeheure Trümmerwerk des Colisео, gespensterhaft im bengalischen Lichte sich bewegend; der Monte Pincio, durch Feuerströme zu einem Vulcan verwandelt; die Fontana Trevi, sprudelnd und rauschend in rosiger Beleuchtung — — freilich der Hintergrund! Aber in den Straßen und auf den Plätzen sucht man diesen Vorbildern würdig nachzukommen. Von den obligaten, endlosen Fensterlichtern und ölpapiernen Transparenten ist da nirgends die Rede. Sie bringen Styl in die Sache, und wo ihnen ein Bauwerk die angemessenen Linien nicht liefert, da stellen sie ein Neues mit unglaublicher Schnelligkeit her. So wundert man sich denn, statt auf das gewohnte Gebäude oder Denkmal auf eine völlig neue Erscheinung zu stoßen und derartige Verwunderungen werden den Fremden viele an einem Abende bereitet. Es ist, als ob sie ein besonderes Augenmerk darauf richteten, daß man aus den Ueberraschungen und dem Staunen nicht herauskomme, und dabei ist es auffallend, daß die meisten der Formen keineswegs herkömmliche sind: sie wechseln je nach der Veranlassung zum Feste. Man erkennt daran, wie „ernst" die Decorationskünstler ihre Aufgabe nehmen, aber auch, mit welchem Raffinement sie zu Werke gehen. Zu dem Schönsten, das wir jemals sahen, gehörte eine Umwandlung der Piazza Colonna. Die Säulenreihe der Piazza Colonna, welche dem Corso zugekehrt ist, war verschwunden und an ihrer und an des Palastes Stelle erhob sich strahlend und flammend ein gothischer Dom. Das Spitzbogensystem war von den niederen Eingängen bis zu den flankirenden Thürmen meisterhaft nachgeahmt. Die Deutschen freuten sich dieses „einzigen" gothischen Bauwerkes in Rom; aber merkwürdigerweise sagte es den Römern selbst nicht zu: „sia per una notte", sagten sie. Nur für eine Nacht mochten sie es und dann wieder ihre Säulen! Es ist dieses dieselbe Abneigung, an welcher alle gothischen Versuche in Rom scheiterten, und ihr vornehmster Repräsentant soll kein geringerer sein als Pius IX. selbst. Die römischen Künstler haben eine eigene Gewandtheit, für solche Gelegenheiten Bildwerke herzustellen. Dieselben werden meistens in Thon, aber sehr sorgfältig ausgeführt, denn die Leiter des Festes wollen keine Unehre einlegen, um nach einigen Tagen wieder zerschlagen zu werden. So riefen beim Centenarium in St. Peter zwei riesige und prachtvoll ausgeführte Candelaber die allgemeine Bewunderung der Künstlerwelt hervor. Weniger gelobt wurde ein Dutzend zwischen den Säulen hängende Heiligenbilder, die ebenfalls in den größten Dimensionen ausgeführt waren. Solche Arbeiten werden, wie gesagt, nur den Einheimischen anvertraut; die fremden Künstler erhalten selten Aufträge; am seltensten die deutschen.

(N. fr. Presse.)

Proceß Keller.

†* Darmstadt, 4. Mai.

Der in den letzten Tagen bei dem Assisenhof zur Verhandlung gekommene Fall hatte ein außerordentliches Aufsehen erregt, aber nicht sowohl wegen der Bedeutung der dem Angeklagten zur Last gelegten Verbrechen, als vielmehr der Eigenthümlichkeit des Falles halber und infolge des Zusammenhanges der Anklage mit einem früheren Vorfalle, welcher das Interesse für den Angeschuldigten erregte.

Der Beschuldigte, P. Keller von Büttelborn, welcher einer Reihe von Diebstählen, jedoch fast nur ausschließlich von Bibeln, Agenden u. s. w. angeschuldigt war, sprach sich überall entschieden als Gegner der „Pfaffen", insbesondere der Jesuiten aus. In dem Proceß Warburg war dessen Zeugniß gegen Schwester Adolphe sehr belastend und er glaubte sich nun deßhalb von den Jesuiten verfolgt.

Bei der Hausdurchsuchung, welche infolge Verdachtes gegen den Beschuldigten gerichtsseitig angeordnet worden, war ein Landgerichts-Assessor, ein Mitglied des Ortsgerichtes und der Brigadier

Bauer anwesend und die Haussuchung fruchtlos. Brigadier Bauer kehrte abermals, und zwar allein, in Kellers Haus zurück und überbringt die dort von ihm aufgefundenen gestohlenen Bücher; wenige Tage aber, bevor die öffentliche Verhandlung der Anklage gegen den Beschuldigten stattfinden sollte, wobei Bauer als Hauptbelastungszeuge in Aussicht genommen war, endete derselbe durch Selbstmord. Daß unter solchen Verhältnissen zu mannichfachen Combinationen Veranlassung gegeben war, ist leicht erklärlich.

Die Staatsanwaltschaft hatte 32 Zeugen, die Vertheidigung 18 laden lassen und als Experten waren die Medicinalräthe Dr. Cellarius und Dr. Bix anwesend.

Die in der Voruntersuchung von Keller abgelegten Geständnisse wurden als durch Vorspiegelungen von ihm entlockt in öffentlicher Sitzung erklärt. Motive zur Begehung von allen demselben zur Last gelegten Diebstählen waren nicht erfindlich; die Staatsanwaltschaft glaubte, der Haß gegen Geistliche und gegen die Kirche sei Veranlassung der Verbrechen und der Angeschuldigte sei durch Lectüre materialistischer und fortschrittlicher Bücher zu seinem Verbrechen geführt worden. Gewinnsucht konnte nicht unterstellt werden, da Nichts verkauft worden und von dem Angeschuldigten auch nur erklärt war, er habe diese Bibeln zum Zwecke der Kuren durch Sympathie verwenden wollen.

Die Gutachten der Gerichtsärzte wichen bedeutend von einander ab, indem der von der Staatsanwaltschaft beigezogene Arzt den Angeschuldigten für vollständig gesund erklärte; der von der Vertheidigung zugezogene Dr. Bix jedoch 14 Krankheits-Erscheinungen nachwies, in Folge deren Geistesstörungen bei dem Angeschuldigten mit großer Wahrscheinlichkeit wohl vorauszusetzen seien.

Eine weitere Beschuldigung wegen eines groben Verbrechens gegen die Sittlichkeit war von der Staatsanwaltschaft erhoben worden und war auch deßhalb der Knecht des Beschuldigten vor die Assisen verwiesen. Ueber dieses, in nicht öffentlicher Sitzung verhandelte Verbrechen ist nur das mittheilbar, daß P. Keller auf das Bestimmteste Widerspruch entgegensetzte und die Aussagen des Mitangeklagten P. Helfmann wegen dessen an Stumpfsinnigkeit gränzenden Benehmens auf Glaubwürdigkeit keinen Anspruch machen konnten.

Der Vertheidiger bedauert, daß der Angeschuldigte nicht schon während der Untersuchungshaft einem Irrenarzte zur Behandlung übergeben worden, da in Folge dieser Unterlassung möglicherweise die Verurtheilung eines Geisteskranken denkbar.

Obgleich der Präsident des Assisenhofes in seinem Resumé sich den Ansichten der Staatsanwaltschaft, selbst in verstärktem Maße anschloß, erfolgte von Seiten der Geschworenen ein einstimmiges Nichtschuldig, da die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit einer Geistesstörung bei Begehung der Diebstähle nicht ausgeschlossen sei. Während der, Donnerstag Vormittag begonnenen Verhandlungen, bis zu deren Schluß, Sonntag Abend, waren die Räume des Schwurgerichtes mit Hunderten von Zuhörern gefüllt und die Verkündigung des Urtheils wurde mit lebhafter Acclamation begrüßt. — Die Staatsanwaltschaft hat jedoch Nichtigkeit angezeigt, deren Verfolgung ist aber zweifelhaft.

Mannichfaltigkeiten.

(Jahn-Denkmal.) Die für das Denkmal Jahns auf dem Turnplatze an der Hasenhaide bestimmten Steine, zum Theil aus fernen Welttheilen nach Berlin gesandt und mit entsprechenden Inschriften versehen, lagerten bisher unentgeltlich auf dem Grundstücke eines Wirthes in der Gartenstraße. Derselbe hatte auf starken Besuch seines Locals von Seiten der Besichtiger der Steine gerechnet. Indeß ist das Interesse daran so erloschen, daß der Wirth nunmehr Lagergeld für die Steine verlangt und es darüber möglicher Weise noch zum Prozesse kommt. Um die Steine, die über tausend Centner schwer sind, für das Denkmal zu verarbeiten und dieses überhaupt herzustellen, ist noch eine beträchtliche Summe erforderlich. Es ergeht deßhalb eine Mahnung an die Turner und Turnfreunde, das schon lange beabsichtigte Werk endlich zu Stande zu bringen.

(Eine Entführungsgeschichte) eigenthümlicher Art macht in Wien von sich reden. Der Entführte ist ein junger Mann, früher Erzieher in einem hocharistokratischen Hause. Eines späten Abends wird derselbe auf der Straße plötzlich von drei vermummten Männern angefallen, die ihn beim Halse packten, daß er nicht schreien konnte, dann in einen Wagen warfen und mit ihm nach einem einsam gelegenen Hause fuhren, wo er in eine Zelle eingesperrt wurde. Am folgenden Tage wird er bald heraus und in einen innern Hof des Gebäudes gelassen. Dort fand er mehrere andere Personen, aus deren Redensarten er bald erkannte, daß es Wahnsinnige seien und er sich in einer Irrenanstalt befände. Hier ward er von dem Director, dem er ebenfalls dem Wahnsinn verfallen angekündigt war, mehrere Wochen zurückgehalten, bis es sich als unzweifelhaft herausstellte, daß er vollständig bei gesunder Vernunft sei. Das Gerücht geht, der Gewaltact wäre von der Familie ausgegangen, in der er Lehrer war, um auf diese Weise gewissen zärtlichen Beziehungen zwischen ihm und einer der Töchter des Hauses ein Ende zu machen.

(Charakteristik der europäischen Hauptstädte.) Von dem bekannten Reisenden Kohl soll folgende witzige Charakteristik der europäischen Hauptstädte herrühren: Amsterdam, marchandirt; Athen conspirirt; Berlin medisirt; Brüssel debattirt; Dresden wundert sich; Dublin bettelt; Edinburgh träumt; Florenz gafft; Frankfurt zählt; Genua lacht; Hamburg ißt; Hannover schläft; Kassel schnarcht; Konstantinopel badet sich; Kopenhagen schminkt sich; Leipzig liest, aber bloß sein Tageblatt; Lissabon schmollt; London gähnt; Lyon arbeitet; Mainz freut sich auf den Cardinal; Manchester packt; Mannheim flucht; Marseille singt; München trinkt; Neapel schwitzt; Palermo fächelt sich Kühlung zu; Paris plaudert; Pesth schwatzt, Petersburg schweigt; Rom betet; Stockholm amüsirt sich; Turin schmückt sich; Venedig liebt; Warschau seufzt; Wien verdaut.

(Kaiser-Denkmal.) Tief in der Riesenwelt der Alpen, im Dörfchen Breitenwang bei Füssen und Reutte auf der bayerisch-tyrolerischen Gränze, ist kürzlich das Andenken an den Tod eines deutschen Kaisers durch ein Denkzeichen festgehalten. Im Jahr 1137 starb in einem elenden Bauernhause zu Breitenwang Kaiser Lothar von Sachsen, der letzte Vorgänger der Hohenstaufen, auf der Rückkehr von Italien zu seinem Schwiegersohn, dem Welfen Heinrich dem Stolzen von Bayern, das er nicht mehr erreichen konnte. Der römischen Kirche in einer Weise ergeben, die Deutschland schwer bedrohte, gedachte Lothar Krone und alles Besitzthum den Welfen zu überweisen. Aber das Schicksal bestimmte es anders und brachte die Hohenstaufen auf den Thron. Bis vor einigen Jahren wurde Durchreisenden, wenn sie wollten, in jenem Hause das Todeszimmer des Kaisers gezeigt. Seitdem steht ein neues Gebäude an der Stelle. Der Herzog von Anhalt, als Nachkomme der alten Sachsenherzöge, hat nun kürzlich an den Mauern der Kirche von Breitenwang eine Gedenktafel an des Kaisers Tod in lateinischer Inschrift anbringen lassen.

(Gegen die Todesstrafe.) Vor dem Hause eines Schenkwirths in Kasan wurde Ende März ein Weib hingerichtet, welches

seinen Mann ermordet hatte. Die Frau des Schenkwirthes sah dem grausigen Schauspiel zu, aber statt davon erschüttert zu werden, hat sie nichts Eiligeres zu thun, als in das Haus zurückzukehren und ihren eigenen, ruhig schlafenden Mann mit einem Beile zu erschlagen. Hierauf nahm sie eine tüchtige Portion Branntwein zu sich und ging ihren Geschäften nach. Als später nach dem Gemordeten gefragt wurde, erklärte die Frau, die Tartaren hätten ihn todt geschlagen und sie selbst nur gegen ein Geschenk von 700 Rubel am Leben gelassen!

(Im Löwenzwinger.) Im Circus Rice zu London unternahm dieser Tage der Sohn des Circusbesitzers wie gewohnlich seine Production im Käfige der wilden Thiere; nur betrat er den Käfig nicht wie sonst im indischen Costüme, sondern in Folge einer Wette im Frack. Dieß sollte ihm theuer zu stehen kommen. Kaum erblickte ihn sein Lieblingslöwe in der ungewohnten Kleidung, als er wüthend auf ihn losstürzte und ihm den einen Fuß furchtbar zerfleischte. Es mußte eine Amputation vorgenommen werden, die aber nichts half; der junge Rice erlag seinen Wunden.

(Merkwürdiges Zusammentreffen.) Wenn man den Durchmesser der Erde mit 108 vervielfacht, erhält man den Durchmesser der Sonne. Die daraus entstehende Zahl wiederum vervielfacht mit dem Durchmesser der Sonne ergibt die Entfernung zwischen der Erde und der Sonne. Vervielfacht man endlich den Durchmesser des Monds mit 108, so entsteht eine Zahl, welche genau der Entfernung der Erde vom Monde gleichkommt.

Literatur.

Lenning's „Allgemeines Handbuch der Freimaurerei“ (Leipzig, A. Brockhaus) liegt nun in zweiter, völlig umgearbeiteter Auflage in drei Banden vollendet vor uns.

Jeder Gebildete weiß heut zu Tage, daß die Freimaurerei, deren wahre und ihrem Ursprunge nach einzige Aufgabe es ist, innerhalb ihrer stillen geschlossenen Kreise die edle Menschlichkeit in ihren Anhängern zu pflegen und zu fördern und dadurch mittelbar auf das fortschreitende Wohl der gesammten Menschheit zu wirken, seit nun bald zwei Jahrhunderten im innigsten Zusammenhang mit der allgemein menschlichen Bildung gestanden hat. Mögen nun Viele wähnen, sie habe ihre Aufgabe bereits gelöst, so weit es in ihrer Kraft gelegen, und andere Vereinigungen müßten nun, auf ihren Schultern stehend und mit ihren Waffen kämpfend, die Menschheit ihrem idealen Ziele näher führen: immer bleibt es für jeden Gebildeten von höchstem Interesse, der Entstehung und Entwicklung dieses mächtigen, über die ganze Erde ausgebreiteten Bundes in seinen Siegen und in seinen, zum Theil durch Irrwege selbstverschuldeten Niederlagen zu folgen und ein Gesammtbild von dem Wesen und der Geschichte, der Verfassung, den Zuständen und der Wirksamkeit der Freimaurerei in allen Ländern der Erde zu gewinnen.

Ein solches Gesammtbild hat das allgemeine Handbuch der Freimaurerei bei seiner Ankündigung (1861) versprochen. Die Herausgeber: Professor Schletter und Director Zille (beide in Leipzig) haben Wort gehalten. Sie haben mit gewissenhafter Bewahrung der nothwendigen Grundlagen, wie sie Lenning mit Benutzung der Krause'schen „Urkunden“ (1810—1813) in seiner „Encyclopädie“ (1822—1828) gelegt hat, die Züge des Gesammtbildes auf Grund neuer Urkunden-Forschung berichtigt und nach seiner vierzigjährigen Weiterentwicklung mit rastlosem Eifer und strengster Gewissenhaftigkeit vervollständigt, so daß selbst die Vorgänge des verflossenen Jahres 1867 in den Nachträgen ihre Berücksichtigung gefunden haben. Es liegt in der Natur eines solchen encyclopädischen Werkes, daß viele Kräfte zusammenwirken müssen, daß also die Einheit des Styles, des Maßes, ja selbst der Anschauungsweise in ihm nicht ebenso gewahrt werden kann, wie bei dem Werke eines einzelnen Verfassers. Demungeachtet erkennt man überall die einigende Hand der Herausgeber und gewinnt zugleich die Ueberzeugung, daß ein wesentliches Auseinandergehen der Ansichten bei den Mitarbeitern nicht stattgefunden habe. Unter diesen werden von den Herausgebern die Herren Stadtrath Keller in Gießen, Dr. med. Lachmann in Braunschweig und Oberbibliothekar Dr. Merzdorf in Oldenburg mit besonderem Danke erwähnt. Auch wir fühlen uns ihnen zu Danke verpflichtet und wünschen um der Förderung der guten Sache willen, daß das allgemeine Handbuch der Freimaurerei überall in maurerischen und nichtmaurerischen Kreisen prüfende und eingehende Beachtung finde und in dem Kampfe der großen Zeit fördernd wirke.

Frankfurt, 4. Mai.

Im Kunstverein, dessen Salon er, wir wissen nicht aus welchem Grund, mit seinen Arbeiten längere Zeit fern geblieben, hat Ph. Winterwerb zwei Porträts ausgestellt, die besondere Beachtung verdienen. Man rühmt daran mit Recht die feine und geistvolle Auffassung, wie die Noblesse der Behandlung, die bei aller Einfachheit und gerade dadurch der besten Wirkung sicher ist. Namentlich gilt das von dem Bild der Dame, zu dem freilich, wie wir beifügen müssen, der Maler sich bescheiden durfte, nur eben dem stillen Walten wahrer Weiblichkeit, die sich in der ganzen Erscheinung ausspricht, Raum zu lassen. In dem anderen Bilde finden wir eine Hand, welche einem Niederländer alle Ehre machen würde. Die Beigabe des Hundes ist für weniger glücklich und wohl nur für eine Concession an den Wunsch des Herrn zu halten.

Kunst- und Literatur-Notizen.

London. (Schumann-Evenings.) Unter diesem Namen hat der bekannte Klavierspieler und Componist Herr Adolph Schlösser vor Kurzem vier Concerte gegeben, deren Programm, wie der Titel schon angibt, ausschließlich den Werken Schumann's gewidmet war, und freut es uns, über den glänzenden Erfolg derselben berichten zu können. Das Unternehmen hat wahres Aufsehen in der Kunstwelt gemacht, um so mehr, da die Presse im Allgemeinen höchst ungerecht gegen die Compositionen dieses Meisters ist, und jede Gelegenheit ergreift, das Genie desselben in Frage zu stellen; und doch ist die Wirkung auf das Publikum bei der Aufführung einer seiner Symphonieen oder dergleichen gar nicht zu verkennen. Herr Schlösser war aber trotz dieser Verhältnisse auf ächt künstlerische Weise von der guten Sache durchdrungen und widmete sich mit solchem Enthusiasmus dem Studium des großen Meisters, daß er sein Auditorium wahrhaft begeisterte. Die zum Vortrag gelangten Nummern waren mit Sorgfalt gewählt und feierte Schumann einen wahren Triumph bei einem höchst ausgewählten und zahlreichen Publikum, das mit steigendem Interesse von einer Woche zur anderen den Concerten entgegensah. Herr Schlösser bewährte sich aufs Neue als einen unserer tüchtigsten Pianisten und brachte die verschiedenen Werke in seltener Vollendung zur Aufführung; unter den, den geschätzten Pianisten unterstützenden ersten Künstlern Londons befand sich auch der von seinem Aufenthalt in Ihrer Stadt auch bei Ihnen gewiß noch in bestem Andenken stehende Ludwig Strauß. Ich kann nur im Namen des gebildeten Publikums Herrn Schlösser für den seltenen Kunstgenuß, den er geboten, danken und ihm gratuliren zu dem Erfolge, den er für sich selbst und für Schumann errungen. Hoffentlich werden diese interessanten Abende von Jahr zu Jahr wiederholt, und somit diesen Werken immer mehr Eingang und Anerkennung verschafft werden.

Kurze Geschichte der deutschen Kaiser und Könige nebst Wahlsprüchen in einer Reimchronik von Ph. W. (Frankfurt, Auffarth.) Den Besuchern des Kaisersaales, welche in wenigen Worten eine Charakteristik der Kaiser, oder irgend etwas Bemerkenswerthes über dieselben zu lesen begehren, wird damit das Gewünschte dargeboten.

„**Practisches Wochenblatt**“, allgemeine deutsche landwirthschaftliche Zeitung, herausgegeben von K. Stein (Malchin, Wendt), ist zwar zunächst für Norddeutschland bestimmt, aber von Wichtigkeit für die Landwirthe aller Länder. Wir empfehlen sie namentlich auch den Lesevereinen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 4. Mai. Gastdarstellung der Fräulein Aglaja Orgeni: **Der Freischütz**, große romantische Oper in 4 Acten von Friedrich Kind. Musik von C. M. v. Weber. Agathe: Fräulein Aglaja Orgeni.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 127. Donnerstag, den 7. Mai 1868.

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Marlenburg.

(Fortsetzung.)

Nur wenige Minuten vor Johannes' Ankunft hatte Clotilde, in einen schwarzen Schleier und einen dunklen Shawl gehüllt, die Villa Portheim verlassen. Sie schlug den Weg nach Victors Wohnung ein.

Es war schon dunkel und aus den Fenstern des einsam gelegenen Hauses leuchtete ein Lichtschimmer ihr entgegen.

Sie wollte Victor die Erklärung ihres Mannes einhändigen und dann Abschied von ihm nehmen. Morgen wollte sie den Ort verlassen.

Eine innere Unruhe, eine finstere Ahnung, die sie vergebens zu verscheuchen suchte, flüsterte ihr zu, daß Victor von einer unsichtbaren Gefahr bedroht sei, so lange sie in seiner Nähe weile. Immer und immer wieder überfiel sie dieses bange Gefühl.

Es mochte sein, daß ihre ohnehin aufgeregten Nerven durch die Ereignisse dieses Morgens noch gereizter geworden waren; aber das war es nicht allein. Sie hatte das Gefühl, daß um sie herum etwas Unheimliches ausgebrütet werde.

Warum war Johannes so plötzlich verreist? Was hatte er immer mit dem Baron heimlich zu verhandeln? Und dann die seltsamen Blicke, mit denen er sie betrachtete, wenn er sich unbeobachtet wähnte?

Längst schon hatte sich ihr der Gedanke aufgedrängt, daß Johannes sie liebte. Vergebens hatte sie sich zu überreden gesucht, daß es eine Täuschung, ein Irrthum sei, immer und immer wieder war ihr der Gedanke zurückgekehrt und hatte sie mit Furcht und Grauen erfüllt.

Darum fort, weit weg von hier — Trennung von Victor, aber auch Trennung von Johannes. Lieber wollte sie das unwürdige Benehmen des Herrn von Portheim ertragen, als diese — Liebe des Missionsvorstehers, dessen Frömmigkeit in dem kleinen Clärchen ein Kind der Sünde sah und dessen Glaube ihm erlaubte, kaltblütig die kleinen Vögel, die in den Zweigen ihre Lieder sangen, todt zu schießen, weil es in der Schrift hieß: „Und herrschet über die Vögel unter dem Himmel und alles Thier, was auf Erden kriechet."

Alle diese Gedanken gingen ihr durch den Kopf, während sie den Abhang hinauf stieg, auf dessen Höhe das kleine Haus lag. Jetzt stand sie vor der Thüre. Sie war offen.

In diesen thüringischen Walddörfern kennt man noch nicht das Mißtrauen großer Städte. Man fürchtet weder Diebe, noch Räuber, und es gibt noch eine Menge Häuser in den thüringischen Walddörfern, welche bloß eine halbe Thüre haben, die von der Schwelle bis zur Mitte des Eingangs reicht.

Mit klopfendem Herzen stieg Clotilde die Treppe hinan. Leise pochte sie an Victors Zimmerthüre.

„Herein!" rief seine Stimme.

Sie öffnete und trat in das Gemach.

„Mama Clotilde! Mama Clotilde!" rief freudig Clärchen, die, mit ihren Puppen spielend, am Tische saß, während Victor sein Buch überrascht niederlegte.

„Herzlich willkommen!" sagte er, ihr entgegengehend und die Hand bietend.

Aber schon war ihm die Kleine zuvorgekommen. Wie ein Vogel war sie vom Stuhle heruntergehuscht und auf die junge Frau zuhüpfend und deren Kniee umfassend, rief sie:

„Ach, wie lieb bist Du, daß Du kommst, Mama Clotilde. Nun zeige ich Dir meine ganzen Spielsachen."

„Mein liebes, liebes Kind", flüsterte die Baronin, bestürmt von einer Fluth süß-schmerzlicher Gefühle, und hob die Kleine zu sich empor und küßte sie inbrünstig und verbarg ihr Gesicht in dem weichen Lockenhaar des Kindes.

Aber die Kleine drängte zum Spieltisch.

Mit einem Lächeln reichte die junge Frau Linden die Rechte.

„Wir müssen ihr schon nachgeben, mein Freund."

Victor nickte stumm.

Er ahnte die Bedeutung dieses Besuches — und sein Herz zog sich zusammen bei dem Gedanken, daß diese Begegnung vielleicht die letzte sein sollte, die letzte fürs ganze Leben.

Wie unbefangen, wie glücklich die Kindheit ist!

Das kleine Mädchen da mit dem blonden Lockenhaar, das ihr in lieblicher Verwirrung um das Köpfchen hing, mit den großen, strahlenden, langbewimperten, braunen Augen; hatte keine Ahnung von den Schmerzen, welche die Herzen der Beiden, die da neben ihr saßen, marterten.

Sie zeigte Mama Clotilde ihre Puppen, ihre Arche Noah, ihren Garten, in welchen hölzerne Schäfchen unter den hölzernen Bäumen standen, und ihr Bilderbuch, auf dessen Titelblatt eine Thierbude abgebildet war, vor welcher ein Ausrufer und ein buntscheckiger Hanswurst mit einer Trompete und Pauke und eine Menge großer und kleiner Menschen standen.

Wie eifrig plauderte das kleine Plappermäulchen, welche Geschichten und Abenteuer wußte sie von ihren Püppchen zu erzählen!

Plötzlich mitten im Gespräch stockte sie und brach in ein so fröhliches Lachen aus, daß es im Zimmer von der hellen Kinderstimme widerhallte.

„Sieh' nur Papa und Mama Clotilde den dummen Belly, was er für große Augen macht."

Der kleine Hund lag in der That in possirlicher Stellung, den Kopf zwischen den Pfoten, die Augen starr auf den ungewohnten Besuch gerichtet, in seinem Puppenbett, das ihm Clärchen als Lager angewiesen hatte.

Die Fröhlichkeit des Kindes entlockte auch Victor und Clotilde ein Lächeln — und einen Augenblick fühlten sie sich so glücklich im Genusse der Gegenwart, wie das Kind, dessen Heiterkeit weder durch eine Erinnerung an die Vergangenheit noch durch einen Hinblick auf die Zukunft getrübt wurde.

Rasch verstreicht die Zeit den Glücklichen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Nachlaß der Gräfin Mathilde Chorinsky.

Der „Neuen Freien Presse" wird aus München eine Mittheilung über diesen Nachlaß gemacht, die nicht ohne Interesse für die Charakteristik der unglücklichen gemordeten Frau ist und die wir deßhalb hier folgen lassen:

Gräfin Mathilde Chorinsky bewohnte zu München bekanntlich ein Zimmer in der Amalienstraße, Haus Nr. 12, im vierten Stocke. Die Amalienstraße, nördlich von der alten Stadt gelegen, steht noch nicht so gar lange; ihre Häuser, sämmtlich von neuerer Bauart, sind daher reinlich und heiter. Die Straße selbst liegt außerhalb des großen Verkehrs und wird zu den stilleren gerechnet; es wohnen da wenig Gewerbsleute — mehr Beamte, Offiziere, Gelehrte. Das Zimmer, das die Gräfin innehatte, zeigt zwei Fenster, welche auf die Straße gehen. Die Einrichtung ist einfach — ein Bett, ein Sopha, an dessen Rande die Gräfin todt gefunden wurde, etliche Stühle, eine Commode, ein Hängkasten. Letztere beiden Behälter wurden gleich nach der Entdeckung der That von dem Gerichte versiegelt, sind aber vor Kurzem wieder geöffnet und ihr Inhalt versteigert worden. Es fanden sich darin zunächst die Kleider und Wäsche der Gräfin, standesmäßig, hübsch und gut gehalten, doch keineswegs über Bedarf. Bei der Versteigerung, die das Gericht anordnete, wurden etwas über 300 fl. daraus gelöst. Die Pretiosen, die Albums, die Bücher und andere schriftliche Reliquien behielt man für die Erben zurück. Erstere, die Pretiosen, sind nicht erheblich: einige Armreife, Fingerringe, Brochen, eine Damenuhr, ein silberner Trinkbecher.

Die Bibliothek besteht aus etwa fünfzig Nummern, darunter ein halbes Dutzend Gebetbücher, fünf katholische, ein protestantisches (S. H. W. Witschel, Morgen- und Abendopfer, Sulzbach). Das liebste darunter scheint der Besitzerin „der Heiligen Geleit zum Himmel" gewesen zu sein, welches zu Münster ohne Jahreszahl herausgekommen ist — ein kurzer, dicker Saffianband in Goldschnitt. Daraus hängen an drei grünen Bändchen ein Kreuz, ein Anker, ein Herz — Glaube, Hoffnung und Liebe. Vorne steht auf einer weißen Seite: Initium sapientiae timor domini. Unterzeichnet ist: Al. C. Barnabò, wenn wir uns recht erinnern, einer der Cardinäle. Diese Inschrift rührt sicherlich von der italienischen Reise, von dem Aufenthalte in Rom her, wo die Gräfin, wie es scheint, vielfach ausgezeichnet worden. In dem Saffianbande liegen einige Heiligenbildchen, wie man sie in Gebetbücher zu legen pflegt, meist aus Frankreich stammend.

Die weltliche Bibliothek der Gräfin ist klein, aber gut gewählt. Außer ein paar abgegriffenen und zerschlissenen Schul- und Lehrbüchern, die zum Unterrichte in der französischen Sprache dienten, finden sich fast nur Dichterwerke vor, sämmtlich in den bekannten Goldschnitt-Ausgaben. Wir nennen z. B. Goethe's, Schillers Gedichte, „Emilia Galotti" von Lessing, Geibel, Lenau, Chamisso, Kobell, Kinkel, Redwitz. Einige dieser kleinen Bücher sind laut der vorne stehenden Dedicationen Geschenke von Freunden und Freundinnen aus früherer Zeit. Auch Byrons Werke in Böttgers Uebersetzung kommen vor. Mit diesen scheint sich die Gräfin gerne beschäftigt zu haben. Wenigstens fand sich im ersten Bande ein eingelegtes Blatt, auf welchem sie eigenhändig einige Abweichungen der Gildemeister'schen Uebersetzung von der Böttger'schen notirt hat. Wir erwähnen noch eines dünnen Büchleins von vierzig Seiten: „Mußestunden, meiner theuren Schwester Mathilde in brüderlicher Liebe gewidmet von B." (Augsburg, 1855.) Ist diese Mathilde die Gräfin Chorinsky? Das Büchlein enthält übrigens nur Gedichte, über deren Werth wir nicht aburtheilen wollen, da wir nicht Zeit hatten, sie zu lesen. Auch wo der Dichter B. hingekommen, wissen wir nicht. Uebrigens liegt in dem Büchlein ein blauseidenes Band und auf dem Bande liegt ein weißes, durchbrochenes Papier, auf welchem mit blauer Seide, in der Farbe der Treue, ein Name eingestickt ist, nämlich: „Gustav". Ein Geschenk ist auch augenscheinlich ein anderes Buch, welches den Titel führt: „Musikalische Märchen, Phantasien und Skizzen" von Elise Polko. (Leipzig 1855.) Da findet sich auf der Seite vor dem Titelblatte ein Gedicht eingeschrieben, dessen Verfasser sich aber nicht genannt hat.

Es lautet:

Lausche dem Vöglein
Im grünenden Laube,
Der Nachtigall lausche,
Der girrenden Taube,
Du hörst von Allen,
Von Allen
Das himmlische Wort „Mathilde" erschallen.

Lausche dem Murmeln
Der sprudelnden Quelle,
Am Ufer lausche
Der silbernen Welle!
Du hörst von Allen,
Von Allen
Das himmlische Wort „Mathilde" erschallen.

Horche des Sturmwinds
Mächtigem Brausen,
Wenn seine Flügel
Den Felsen umsausen!
Du hörst erschallen
Erschallen
Von Allen: „Mathilde" — von Allen!

Wichtiger für die Charakterisirung der Gräfin, als die bisher erwähnten Gegenstände, möchte ein „Gedenkbuch mit Sprüchen der Weisheit für jeden Tag" erscheinen. Dieses Gedenkbuch in Groß-Octav (Ed. Linn und Comp. in Mainz) hat der Verleger so eingerichtet, daß jeder Tag des Jahres mit dem Spruche eines Dichters oder Weltweisen bedacht ist, und daß sich unter jedem Spruche ein weißer Raum findet, auf welchem der Besitzer des Büchleins andere Findlinge oder auch seine eigenen Gedanken eintragen mag. Die Gräfin hat diese Gelegenheit bis zum neunten Blatte benützt und dann, wahrscheinlich schon vor ihrer Verheirathung, aufgehört. Der erste Spruch, den sie eintrug, lautet:

O sei im Leben selber dir genug!
Du selber wirst dann stets der
beste Schild dir sein!
Du selbst!!!

Nach diesem folgen mehrere Sentenzen aus W. v. Humboldt, unter andern auch folgende:

Freundschaft und Liebe bedürfen des Vertrauens, des tiefsten und eigentlichsten; aber bei großartigen Seelen nie, der Vertraulichkeiten.

W. v. H.

Unter dieser Stelle findet sich folgende mit M. R. unterzeichnete Gegenbemerkung:

Ich glaube aber, daß gerade bei großartigen Seelen am meisten Hingebung gegenseitig stattfinden soll, sie zeigen alsdann ihre Größe.

(Schluß folgt.)

Aus Abyssinien.

Die nunmehr vorliegenden Briefe neuesten Datums — welche die „Engl. Corresp.“ veröffentlicht — führen den Gang der Ereignisse dem entscheidenden Tage immer näher (sie reichen bis zum 7. April) und zeigen uns die Expedition in der Talanta-Ebene, nicht ganz 30 englische Meilen vor Magdala.

In Sindhi war die erste Brigade am 3. April angekommen, nachdem sie die Strecke von Santorai dorthin in zwei bequemen Tagemärschen zurückgelegt hatte. Hier, nur wenig niedriger, hatte sich die Temperatur zu einer nicht unbedeutenden Hitze gesteigert, bei völliger Windstille zeigte das Thermometer 90 Grad F. im Schatten und 145 Grad in der Sonne. Dabei heftige Gewitterschauer in der Nacht, welchen die Zelte keinen wirksamen Widerstand entgegensetzen konnten; noch jede Nacht, seit die Brigade sich auf der Talanta-Ebene befand, hatte sie solche Gewitter auszuhalten, das heftigste derselben goß sich am Abende des 6. April in Gießbächen über dem Lager aus, und machte es buchstäblich zu einer Wasserpfütze. Ein Glück war es, daß diese Wasserfluthen nicht in dem gewaltigen Maße niederstürzten, als die Truppen den Djedda überschritten, sonst wäre wohl außer den Lastthieren, die bei diesem Kunststück blieben, auch noch manches Menschenleben zu beklagen.

Der Uebergang über diesen Fluß, oder vielmehr diese Schlucht, welcher am 4. April bewerkstelligt wurde, bildet den Hauptinhalt der letzten Berichte.

Obwohl Theodor durch die für die Nachführung seiner Kanonen gemachten Wegarbeiten den Engländern ein gutes Theil an Zeit und Mühe gespart hatte, blieben der Hindernisse doch nicht wenige. Man denke sich ein (allerdings vollkommen trockenes) Flußbett, welches, bei einer Breite von nicht ganz 300 Ellen, etwa 3400 Fuß in der Tiefe mißt. Diese abschüssigen, felsigten Ufer hinab- und wieder hinaufzusteigen, war kein leichtes Unternehmen; die Lastthiere rutschten die ganze Strecke hinunter, und mehrere erlagen den Strapazen.

Was die Natur dieses Flußbettes betrifft, das wie mit Hammer und Meißel aus dem Felsen gehauen zu sein schien, muß wohl eine große Erderschütterung als dessen Ursache angesehen werden. Der hier von Theodor angelegte Weg war 20 bis 40 Fuß breit, und verrieth einige Kenntniß der Ingenieurkunst. Das Aufsteigen an der anderen Seite war wo möglich noch schwieriger für Menschen und Thiere, die sich mit leerem Magen (einige der Mannschaften hatten seit 36 Stunden keine Nahrung gehabt) und unter schwerem Gepäck ungefähr 18 Meilen durchgearbeitet hatten.

Hier wurde es allmälig zur Gewißheit, daß der letzte Bericht Rassam's — er traf am 3. April im Lager ein, und enthielt die Nachrichten, Prideaux und Leblanc seien von den Fesseln befreit worden, und Theodor beabsichtige, am Baschilo, oder wo möglich am Djeddaflusse Position zu nehmen — in Bezug auf den zweiten Punkt unrichtig sei.

Inzwischen war die Recognoscirungstruppe unter Sir Roberts eigener Leitung schon bis 10 Meilen vor Magdala vorgedrungen, und die von ihr eintreffenden Nachrichten über die Lage und Stärke der Festung lauteten nicht sehr erquicklich. Es verbreitete sich die Ansicht, falls Theodor sich überhaupt nicht aus Magdala herauswagen, oder, wenn verfolgt, dahin zurückziehen sollte, werde eine große Schlacht bevorstehen, die manches Menschenleben fordere, da die Vorräthe an Medicamenten ausgegangen waren.

Die zweite Brigade war am 6. April in der Talanta-Ebene angelangt und hatte 3 Meilen hinter der ersten Halt gemacht, die das Resultat der Recognoscirungen erwartete, um den Baschilo überschreiten zu können, von welchem Magdala noch etwa 12 bis 14 Meilen entfernt ist. Man mußte daher das Hauptaugenmerk darauf richten, eine günstige Lage zur Errichtung eines Standlagers zwischen dem Baschilo und Magdala aufzufinden.

Unterdessen wäre es fast am 3. April zu einem Scharmützel gekommen, das die bisher errungenen Erfolge der Diplomatie mit einem Schlage wieder hätte vernichten können. Gobazye's Gesandter nämlich kehrte mit einer Begleitung von etwa hundert Fußsoldaten und Reitern von einem Besuche im englischen Lager zurück, von wo aus man ihn sicher über die Vorposten hinaus geleitete. Doch kaum hatte er eine halbe Meile Wegs zurückgelegt, als er auf die von der zweiten Brigade ausgestellten Feldwachen stieß, welche, angesichts einer bewaffneten Schaar, die die Parole nicht kannte, naturgemäß sofort Feuer gab. Die heldenmüthigen Gallas stutzten, erwiderten die Salven, kniffen aber bald aus, und kamen durch die Hälfe ihrer flinken Ponnys bald aus dem Bereich der schwerfälligen indischen Cavallerie. Allerdings hatten sie zwei Todte und einen schwer Verwundeten, und die Aufregung in beiden Lagern war eine große, doch ließ sich der Zorn des Häuptlings nach Aufklärung des Mißverständnisses leicht beschwichtigen.

Wulda Jesus hatte einmal wieder einiges Unheil angerichtet, indem er den abyssinischen Transport zu stören gewußt. Doch Kassai von Tigre ergriff Maßregeln, um die Macht dieses Rebellen vollständig auszurotten.

Die Landbevölkerung von Talanta und Daunt war wieder auf der Heimkehr in ihre Dörfer begriffen, aus welchen Theodor sie vertrieben, und die vor Jenem verborgenen Vorräthe kamen in großen Quantitäten auf den Markt.

Die nächste Post wird uns nun wohl die Details über die Vorgänge bei Magdala bringen.

Mannichfaltigkeiten.

(Das älteste Bier.) In einem Aufsatz: „Die älteste Universität der Welt“ wird in der „A. A. Z.“ von Platons ägyptischen Lehr- und Wanderjahren erzählt. Es heißt dabei u. A.: „Die ägyptischen Studenten wußten sich übrigens für ihre Mühsale reichlich durch den Genuß des Biers (hag)*) zu entschädigen. Häufig liest man die Ermahnungen, sich nicht zu sehr diesem berauschenden Getränke zu ergeben, da es einen üblen Geruch und Zurückbleiben in der Literatur verursache; auch das „Schwänzen“, d. h. die eigenmächtigen Vacanztage, werden gerügt — beides traditionell gewordene Uebungen. Schon aus diesem Beiwerke wird Mancher geneigt sein, auf die Existenz einer wirklichen Universität im vollen Sinn des Worts bei den alten Aegyptiern zu schließen **).

---

*) Zur Entschuldigung dieser und anderer Studiosen mag es vielleicht dienen, daß im Todtenbuche das Trinken eines andern Biers (sodh) Capitel 79 auch bei den Seligen vorkommt: „Ich sitze an meinem Platz am Horizont, ich empfange Opferkuchen auf der Tafel, ich trinke das sodh-Bier zur Zeit des Abends, es kommen zu mir die Bewohner des Horizonts mit Freude.“

**) Prophetisch also hat Heine die deutschen Professoren und die Pyramiden zusammengestellt.

Wir sind übrigens hiebei nicht auf bloße Muthmaßungen beschränkt; denn eine Kalksteinplatte (Ostrakon) des königl. Antiquariums zu München zeigt uns, wenn auch in verblaßten Zügen, eine beiläufig drei Jahrtausende alte Ermahnung eines Vaters (Chroti) an seinen Sohn (Pepi) zum fleißigen Betrieb der Studien auf der Schule zu Chennu (Silsilis), wo die Söhne der Vornehmen unterrichtet wurden.

(Wie man in Oesterreich noch immer Deutsch schreibt.) Ein mißhandeltes Kind, scheint's, ist am rührendsten darzustellen in einer mißhandelten Sprache, und wenn der schnöde Gerichtsarzt auf „leichte Beschädigungen" erkennt, so sind die schweren Beschädigungen, die man dem Style und dem Geschmacke zufügt, eine sinnreiche Revanche dafür. Zum Beispiel: Ein Geflecht von Bestialität, welches . . . . kennzeichnet. — Das Elend . . . kam zur Verhandlung. — Der frierenden Sünde wird aus der Garderobe der Strafe ein Sommermäntelchen umgehangen. — Die winselnde Kinderseele in ihrer Noth enthüllen. — Hat der Richter die zwei Elenden figürlich unter den Arm genommen, um sie an den Sommerstunden vorüberzuführen? — Die breiten Striche des Verhörs gegen Detailmalerei vertauschen. — Das weggekrümmte Kind. — Die frevelhaft gejagte Blutwelle. — Hinter dem Kinde kreuzen sich Tausende von Händen vor der Brust. — Der Verzweiflung preisgegebene Dinger. — Ein Scandal, der sich unanständig entkleidet. — Ein Rosenkranz von Bewunderung. — Narben, die ihre Biographie erzählen u. s. w. Diese theils schwülstig empfundenen, theils ungrammatisch ausgedrückten Casimiriaden lasen wir in einem einzigen Wiener Feuilleton, dessen Verfasser — und das ist das Merkwürdige! — Professor der deutschen Sprache und Literatur ist!!

Kunst- und Literatur-Notizen.

Paris, 1. Mai. Fräulein **Nilsson**, die hochgefeierte Ophelia der großen Oper, hat am vergangenen Mittwoch einen Triumph gefeiert, wie er selten in den Annalen des Hauses vorgekommen ist. In und nach dem vierten Acte des „Hamlet" wurden ihr über 40 Blumensträuße zugeworfen; außerdem schleppten die Theaterdiener ganze Wälder von Lilas, Fliederblumen, auf die Bühne, die zu gewichtig waren, um von den begeisterten Verehrern der blonden Schwedin direct auf die Bretter befördert zu werden. Das gesammte Publikum hatte sich von den Sitzen erhoben und applaudirte, daß das Haus dröhnte. Auch Fauré hatte seinen Antheil an dem Triumph: es wurden ihm zwei Lorbeerkränze zugeworfen, welche ein aus den Coulissen hervortretender Kamerad ihm aufs Haupt setzte. Diese Huldigungen sind um so höher anzuschlagen, als sie von dem blasirtesten Theaterpublikum der Weltstadt dargebracht worden sind.

Deutsche Bühnenschriftsteller. Die Wiener „Presse" schreibt: Wie man uns mittheilt, haben mehrere der in Wien lebenden Bühnenschriftsteller die Initiative ergriffen, einen Verein dramatischer Schriftsteller in Deutschland ins Leben zu rufen, der nach Art des seit nahezu dreißig Jahren bestehenden bekannten französischen Autorenvereins bestimmt wäre, die Rechte der Schriftsteller gegenüber den Bühnenleitern geltend zu machen. Man wird sich von hier aus, sowie nur einige definitive Anknüpfungspunkte gewonnen sind, mit den außer Oesterreich lebenden Bühnenschriftstellern ins Einvernehmen setzen. Bei der energischen Willkür, mit der augenblicklich ein großer Theil der deutschen Theaterleiter Cassenvortheile über die Berücksichtigung des Interesses der Schriftsteller setzt, ist nicht zu zweifeln, daß eine Einigung der Letzteren erfolgen wird, sowie die praktischen Resultate, welche der Pariser Bühnenautorenverein erzielte, hoffen lassen, daß die Association der Schriftsteller auch in Deutschland gute Früchte tragen wird. Das Mindeste, was sie erreichen könnte, wäre die Einführung der Tantièmen an allen Bühnen, eine Maßregel, der sich bisher die meisten Theater-Directoren widersetzten. Offenbach allerdings wurde in Deutschland eine womöglich noch höhere Tantième bewilligt als in Frankreich; den deutschen Dichtern gegenüber hält man aber fest an dem Herkömmlichen. Selbst Theater ersten Ranges honoriren hervorragende Autoren für ein den Abend füllendes Stück mit einem Betrag von 50 bis höchstens 60, in Ausnahmsfällen 70 Gulden für alle Aufführungen, die dasselbe erlebt. Man wird gestehen, daß eine solche Honorirung gegenüber den fabelhaften Summen, die ein Autor in Frankreich erhält, einen kläglichen Eindruck macht, und daß hier Besserung noththut.

Geschichte des Jahres 1867 von Professor W. Müller. Das Werk soll den Anfang einer fortlaufenden politischen Geschichte der Gegenwart bilden. Wir haben zwar bereits ein ähnliches Unternehmen der Art in dem Geschichtskalender von Schultheß, aber der neue Versuch Müllers unterscheidet sich von dem Geschichtskalender dadurch, daß er den Freunden geschichtlicher Lectüre eine zusammenhängende Erzählung in die Hand geben will, während Schultheß mehr ein Nachschlagebuch für Publicisten und Historiker beabsichtigt. Müller hat nebenbei übrigens auch für die Bequemlichkeit des Nachschlagens einzelner Datas gesorgt. Der Text selbst gibt eine belebte räsonnirende Darstellung der Ereignisse in sachlicher und synchronistischer Anordnung. Wichtigere Partieen treten gehörig hervor und sind nach ihren Ursachen und Wirkungen beleuchtet, die einschlägigen diplomatischen Actenstücke, Kammerverhandlungen und Journalartikel sind zweckmäßig eingeflochten, und wir gewinnen ein concretes Bild der Vorgänge. Der Verfasser bekennt sich gleich in der Einleitung zu dem neuen Deutschland, das durch die Kühnheit der Bismarck'schen Politik aufgerichtet worden ist.

„Welt und Gemüth", Novellen von F. **Brunold**. Drei Bände (Malchin, Wendt). Wir haben schon vorlängst unseren Lesern größere Arbeiten des Verfassers empfohlen. Hier gibt er uns eine Reihe kurzer Erzählungen, welche wir großentheils moderne Idyllien nennen möchten. Frauenhafte Zartheit und Reinheit der Empfindung, eine entsprechende, von gemachter Sentimentalität weit entfernte Darstellung ist ihnen allen eigen, ebenso auch ein elegischer Ton; viele schließen sogar allzu traurig. Ein Theil derselben hat die Lebenskreise des Arbeiters in ihren mannichfachen Abstufungen zum Gegenstande, andere das Leben der Künstler und Dichter, sei es in seiner Entwickelung oder in einzelnen Episoden; so treten auf: Franz Schubert, J. Körner, Hölscher, Henriette Sonntag, Nanette Schechner. Der Dialog bedarf bisweilen der Abkürzung oder vielmehr stärkeren Wechsels der Redenden. Ueber allen Novellen schwebt der Duft der Romantik in einem Maße, in welchem sie auch noch der Geist unseres Zeitraums zuläßt, und mit jenem milden Lichte, nach welchem wir uns sehnen, wann unsere Augen zu lange nur in sprühendes Feuer oder in volle Sonnenhelle geblickt haben.

Aus dem Nachlaß **Frederike Bremer's** ist bei F. A. Brockhaus in Leipzig der erste Band einer Sammlung unter dem Titel „Lebensschilderung, Briefe und nachgelassene Schriften", herausgegeben von ihrer Schwester Charlotte Quiding, geborne Bremer, in drei Theilen erschienen. Er enthält die Biographie der berühmten Schriftstellerin aus der Feder ihrer Schwester, woran sich Blätter aus dem Tagebuche Frederikens unter dem Titel „Aus meinem Leben" anschließen. Der zweite und dritte Theil, welche rasch folgen sollen, werden den sehr reichhaltigen und interessanten Briefwechsel der Verstorbenen und ihren literarischen Nachlaß, bestehend in bisher ungedruckten Erzählungen, Skizzen und Gedichten, veröffentlichen. Wir machen auf diese neue Publikation aufmerksam, die einen nothwendigen Abschluß der Bremer'schen Schriften bildet und schon im ersten Theil durch die außerordentlich frische Selbstschilderung sehr anspricht.

„Erwiderung der drei evangelischen Superintendenten des Großherzogthums Hessen auf die Schrift des Herrn Bischofs von Mainz „Die wahren Grundlagen des religiösen Friedens" (Darmstadt, Zernin). In dieser neuen Schrift wird jene friedenstörende Friedenspredigt und ihr Verfasser nach Würden gekennzeichnet und zwar in einer Form, deren Anstand Letzteren beschämen soll.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 7. Mai. **Uriel Acosta**, Trauerspiel in 5 Acten von C. Gutzkow. De Silva: Herr **Hellmuth** vom k. k. priv. Karltheater in Wien als Gast.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 155.)

Freitag, 8. Mai. Gastdarstellung der Fräulein **Aglaja Orgeni**: **Margarethe**, große Oper in 5 Acten und 6 Bildern. Nach Goethe von J. Barbier und M. Carré. Musik von Gounod.

(Abonnements-Vorstellung Nr. 156.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 128. Freitag, den 8. Mai 1863.

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

Eine Stunde war seit dem Eintritt der Baronin verflossen und noch immer lauschten die Beiden dem lieblichen Plaudern des Kindes, das in seiner Freude über Mama Clotildens Besuch unerschöpflich an drolligen Einfällen war.

Aber plötzlich stockte der kleine, rosige Mund, sie strich sich mit der flachen Hand über die Augen und lächelte gähnend der jungen Frau zu:

„Mama Clotilde, ich bin sehr müd'. Trag' mich ins Bett", und dabei streckte das Kind die kleinen, runden Aermchen Clotilde entgegen.

Die junge Frau zog die Kleine an sich.

„Hast Du mich lieb, Clärchen?" frug sie mit halberstickter Stimme.

„O, so lieb — so lieb", rief das Kind und drückte ihre Händchen gegen ihr kleines Herz.

Die junge Frau überströmte mit ihren Liebkosungen das Kind, und eine Thräne tröpfelte auf Clärchens Stirne.

„Gute Nacht, Papa", und sie streckte ihm das blonde Lockenköpfchen entgegen, das Victor innig küßte. „Gute Nacht, Anna, gute Nacht, Bertha und Betty", rief sie noch aus dem Schlafzimmer ihren Puppen und dem kleinen Hunde zu.

Eine Minute später war sie in süßen Schlummer versunken.

Victor und Clotilde waren nun allein. Eine Weile saßen sich diese beiden Menschen, deren Lebensfaden einst so eng verknüpft war und die weniger durch ein tragisches Schicksal, als durch unglückliche Mißverständnisse und niedrige Intriguen getrennt worden waren, stumm gegenüber.

War es Zufall oder Absicht, um die Bewegung zu verbergen, die ihr Wesen ergriffen, — Clotilde saß außerhalb des Lichtkreises der Schirmlampe, im Halbdunkel, während auf Victors Züge der helle, volle Schein des Lichtes fiel.

„Ich komme, um mein Versprechen zu lösen", begann endlich die junge Frau, „das ich Ihnen heute Morgen gab, als ich Ihnen ein baldiges Widersehen versprach — und zugleich, um Ihnen diese Erklärung des Baron von Portheim zu geben."

Sie reichte ihm den Brief ihres Mannes.

Victor überflog die wenigen Zeilen mit einem raschen Blick. Dann richtete er sein Auge forschend auf die junge Frau und frug sie:

„Um welchen Preis haben Sie diese Erklärung dem Baron von Portheim abgerungen?"

Ein schwaches Lächeln zuckte um den Mund der jungen Frau.

„Der Preis war in meinen Augen sehr gering gegen Das, was ich dafür einhandelte", sagte sie; „aber wozu diese Frage? Nicht deßhalb bin ich gekommen, sondern um Ihnen mein Lebewohl zu sagen."

Ihre Stimme war dabei fast unhörbar leise geworden.

Victor senkte das Haupt.

„Das sah ich voraus und habe es erwartet", sagte er und strich sich mit der Hand über Stirn und Augen.

Darnach wurde es still im Zimmer.

Stumm, unbeweglich saßen sich die Beiden gegenüber, den Nacken gebeugt unter der Wucht eines traurigen Verhängnisses. Beide hatten sie die Augen gesenkt, Keines wagte das Andere anzublicken; vielleicht fürchteten sie, daß eine Trennung dann unmöglich sein würde und sie mußten sich doch trennen.

Mußten? — Mußten sie wirklich? . . . Kann ein Mensch gezwungen werden, zu müssen? . . . Diese und ähnliche Gedanken wirbelten Victor durch den Kopf. — Ist Clotilde verurtheilt, das Joch dieser Ehe bis zu ihrem Tode zu tragen, kann sie den unseligen Irrthum nicht wieder gut machen durch die Lösung der Fessel? Aber er wagte das Wort nicht auszusprechen — lieber das Unvermeidliche tragen.

O, unheimlich still ist es in dem Gemach — todtenstill; und draußen, sechs Schritte von dem Fenster, an der Wand des Berg-Abhanges lehnt eine dunkle Gestalt, deren Augen starr, durchbohrend auf den Beiden haften.

Nicht zum ersten Male steht der Mann im dunklen Mantel an der Bergwand und beobachtet Victor Linden; oft schon hatte er hier gestanden und das Treiben des Todfeindes belauscht.

Die Nacht ist finster und stürmisch und der Wind weht heulend um den Berggipfel. Einen Augenblick tritt die Mondsichel, die über dem dunklen Wald steht, hinter dem grauen nebeligen Gewölk hervor und wirft einen schwachen, blassen Schein über das Gesicht und die Gestalt des lauernden Mannes.

Furchtbar ist der Anblick der Zerstörung, welche die entfesselten Kräfte der Natur bewirken. Aber noch furchtbarer und ergreifender die Verwüstung, welche menschliche Leidenschaften in dem Spiegel der Seele, dem Antlitz, erzeugen.

Wie er so dastand, Johannes, den Oberkörper spähend vorgebeugt, beide Hände auf den Lauf seiner Jagdflinte gestützt, ohne einen Blutstropfen in den Wangen, den Mund von Haß und Eifersucht verzogen, die Augen mit durchbohrender Starrheit auf die Gruppe im Gemach gerichtet — flößte sein Anblick Entsetzen ein.

Da drinnen saß er, den er am Grimmigsten auf dieser Erde haßte, sein Todfeind; und neben ihm saß sie, die Frau, die er mit einer wilden, verzehrenden Leidenschaft liebte. Er konnte ihre Züge nicht unterscheiden, er sah nur ihre weiße Hand, die auf den Polstern des Sessels ruhte und das Glitzern eines Diamantringes, den sie am linken Zeigefinger trug.

Jetzt sah er, wie er sich zu ihr hinüber beugte und zu ihr redete.

Er hätte seine Seele darum gegeben, wenn er ihr Gespräch hätte belauschen können.

Die Beiden ahnten nichts von der Gegenwart des Lauschers.

(Fortsetzung folgt.)

Der Nachlaß der Gräfin Mathilde Chorinsky.

(Schluß.)

Die Gräfin, damals noch Mathilde Rueff, hat sich auch als Dichterin versucht und ein paar Gedichte in diesem Gedenkbuche niedergeschrieben. Das eine derselben ohne Titel ist eine Friedhofs-Phantasie, laut des beigesetzten Datums vom 28. Mai 1857. Die erste Strophe lautet:

Ich trat in die Friedhofshallen
Beim gold'nen Sonnenschein;
Ich ging zur Todtenkammer,
Da lagen Leichen d'rein.

Das Gedicht schließt mit folgenden Zeilen:

Doch unter Blumen und Blüthen
Und einem grünen Baum
Kann ich Stunden sitzen und träumen
Einen längst entschwundenen Traum.

M. R., den 28. Mai 1857.

Ein anderes Poëm vom 21. October 1856 ist überschrieben: „Zum Geburtsfeste von Isidor und Laura", Persönlichkeiten, die aber nicht näher bezeichnet sind. Die Gedanken dieses Gedichtes sind ansprechend, die Ausführung ist etwas mangelhaft. Es folgen hier einige Zeilen:

Es sind nur Flora's Kinder,
Die ich euch bieten kann.
Es sind nur dürft'ge Blumen,
Die euch Mathilde beut.
Sie ist die dürftigste Geberin
Von all' den Gebenden heut.
Blumen und meine Liebe
Sind Alles, was ich hab'. —
Lieb'? Ist denn Lieb so wenig,
So ärmlich diese Gab'?

Die Sinnsprüche, die sich Mathilde ferner gesammelt, sind aus Goethe, Schiller, Schleiermacher, Jean Paul, Prutz u. s. w. In dem Gedenkbuche liegen auch ein paar lose Blätter, auf welchen sich Abschriften aus Heine und Rückert gemacht. Da findet sich auf einer sonst leeren Seite noch folgendes Gedicht:

„Ob ich an Liebe glaube", fragst Du mich?
— Ein seltsam Wort! —
„Ich glaub' an Liebe!" antworte ich;
Da blickst du fort.
„Ich glaub' an Liebe, wenn auch nie empfunden,
An eine Liebe, die so schön und rein
Gleich einem Kranz schon Tausende umwunden,
An eine Lieb', die ewig müßte sein."

M. R., im August 1854.

Für den poetischen Hang Mathildens zeugen übrigens noch verschiedene andere Blumenlesen, die sie sich mit eigener Hand angelegt. Ein sehr ansehnliches, zierlich in Leder gebundenes Schreibheft wurde in den Jahren 1853—1863 von ihr und einigen anderen freundlichen Händen fast ganz mit gesammelten Gedichten gefüllt. In einem anderen kunstlos zusammengenähten Hefte finden sich abermals Gedichte, aber auch der Anfang zu einem Conversations-Lexikon der deutschen Dichter, d. h. verschiedene biographische Notizen über Goethe, Schiller, Uhland u. s. w.

Wenn wir die Bücher, die sie sich erwählt, die Sinnsprüche, die sie sich auserlesen, und die Gaben ihrer eigenen Muse zusammenhalten, so dürfen wir wohl anerkennen, daß Mathilde Rueff bei aller äußeren Heiterkeit, die man ihr zuschreibt, doch einen ernsten Zug des Gemüthes in sich barg und die Aufgaben des Lebens in idealer Weise zu erfassen suchte. Wir bemerken ausdrücklich, daß sich in dem Nachlasse, unter den Büchern, unter den Schriften nichts Frivoles, nichts Lüsternes findet, keine pikanten Romane, keine üppigen Bilder.

In einem Münchener Taschenkalender vom Jahre 1867 fällt die Sorgfalt auf, mit welcher alle Geburts- und Namenstage der ganzen Verwandtschaft: Vater, Mutter, Onkel, Sophie, Pepi, Karl u. s. w. — im vorhinein mit Bleistift markirt sind, gleichsam als wollte und dürfte sie nicht vergessen, an diesen Tagen ihren Lieben die freundlichen Zeichen ihrer Aufmerksamkeit zu geben.

Für Photographien hat die Gräfin drei Albums angelegt. Eines davon, das wohl während des Aufenthaltes in Italien entstanden, zeigt auf dem vordersten Blatte Pius IX. Dann folgen Franz und Marie von Neapel, Letztere die Pathin, als Mathilde v. Chorinsky nach katholischem Ritus gefirmt wurde. Das königliche Ehepaar hat seinen Taufnamen eigenhändig auf die Rückseite gesetzt — François — Marie. Nach diesen erscheinen der Cardinal Antonelli und Georg Talbot (Shrewsbury), Beide in ihrem Ornate, Beide mit eigenhändiger Namensunterschrift; dann der Cardinal Bedini, der zwar nicht seinen Namen, wohl aber die Devise: „Tout pour Dieu" spendirte. Hierauf folgen lauter Porträts, denen die Namen nicht beigeschrieben sind und die wir daher auch nicht bezeichnen können. Dasselbe gilt von den Bildnissen, welche die beiden anderen Albums enthalten.

Einige Photographien sind auch in Glas und Rahmen gefaßt. Darunter finden wir Pius IX. wieder und dabei das Motto: „Quia acceptus eras Deo, necesse fuit ut probaret te" — von italienischer Hand — vielleicht von der des Papstes selbst? Mit dieser Vermuthung wollen wir natürlich besser Unterrichteten nicht vorgreifen. Es ist uns selber zweifelhaft, ob es die Etiquette erlaubt, daß Se. Heiligkeit die Gläubigen mit solchen autographischen Andenken erfreue. Die übrigen Physiognomien sind uns unbekannt, bis auf die eines alten Freundes, des wackeren Moriz Rugendas, des Malers und Amerika-Reisenden, der schon vor mehreren Jahren in Schwaben gestorben ist. Er scheint früher mit Mathilden viel verkehrt zu haben.

In einer Schachtel findet sich außer einigen Heiligenbildern, die aus italienischen Klöstern stammen, auch ein Papierumschlag mit der Aufschrift: „Firmband und Baumwolle von Se. E. Monsignor Bedini, Erzbischof von Viterbo und Toscanella. Pathin: Ihre Majestät Königin Marie beider Sicilien; Stellvertreterin: die Herzogin Francisca di S. Cesario, Obersthofmeisterin Ihrer Majestät der Königin. Am 27. April 1861." In dem Verschluß liegen ein blauseidenes Band und etwas Baumwolle. Ein anderer Umschlag enthält vertrocknete Blumen; außen ist zu lesen: „Blumen vom Kinderl, den 24. April und 4. Mai."

In einem weißen Schächtelchen fanden sich zwei kleine Papierdüten, die eine überschrieben: „Bild Mathildens (früher von anderer Hand daraufgesetzt; dann von der Hand der Gräfin:) mir von meinem Manne zurückgeschickt als lästig." Auf der andern steht: „Haare vom Gustel; mit meinem Bilde als lästig zurückgeschickt."

Zum Schlusse sei noch einer pergamentenen Urkunde erwähnt, welche wir unter den Habseligkeiten der Gräfin Mathilde kaum zu finden vermeint hätten. Sie rührt von der Loge des Großen Orients in Frankreich her und belehrt uns, daß Herr Alexander Zobel, Probst und Canonicus des hochadeligen Stiftes zu Fulda, als Bruder in besagter Loge aufgenommen worden sei. Es geschah am siebenten Tage des achten Monats im Jahre des wahren Lichtes 5811, was ungefähr nach christlicher Zeitrechnung dem Jahre 1811 zu entsprechen scheint. Wie muß dieß seltsame Document unter Mathildens Papiere gerathen sein!

Ein Erbschaftsprozeß

interessanter Art spielt gegenwärtig in England, über den Londoner Blätter folgendes melden:

„Dieser Tage ist hier eine Dame plötzlich gestorben, an deren Name sich ein eben im Gange befindlicher, sehr merkwürdiger Erbschaftsprozeß knüpft, und mit welcher einer der wichtigsten Zeugen in diesem Prozesse aus dem Leben geschieden ist. Sie hieß Lady Henrietta Félicité Tichborne, und besagter Prozeß, der vorerst noch nicht über die Vorbereitungsstadien hinauskam, ist unter dem Titel the Tichborne Case seit Jahr und Tag in den englischen Journalen oft besprochen worden.

„Die Sache verhält sich kurz folgendermaßen:

Besagte Dame war eine geborne Seymour, Verwandte des herzoglichen Hauses von Somerset und Halbschwester der beiden Parlamentsmitglieder Danby und Alfred Seymour. In ihrer Ehe mit Sir James Francis Tichborne gebar sie einen Knaben, Roger Charles, der der Erbe des Titels und ansehnlichen Vermögens zu werden bestimmt schien, der aber auf einer Reise nach Südamerika mit dem Schiffe „Bella" zu Grunde ging, jedenfalls als zu Grunde gegangen betrachtet werden mußte, da er seit 26 Jahren nichts hatte von sich hören lassen. Als Sir James starb, ging daher das Erbe auf den jüngeren Bruder über, der eine Tochter Lord Arundells of Wardour heirathete, aber wenige Jahre später mit Hinterlassung eines einzigen Knaben, als seines präsumtiven Erben starb. Das geschah im Jahre 1866. Es blieben somit die Wittwe des älteren Tichborne, deren Sohn als todt betrachtet werden durfte, und die Wittwe des jüngeren mit ihrem unmündigen Knaben, dem Erben des Hauses, zurück. Aber siehe da! kaum war der zweite Tichborne gestorben, kam ein Brief aus Amerika von dem Todtgeglaubten, längst Verschollenen an die Mutter, dem er nach mehreren Monaten selber folgte, um sein väterliches Eigenthum in Anspruch zu nehmen. Seiner Aussage nach befand er sich wirklich an Bord des vor 27 Jahren zu Grunde gegangenen Schiffes „Bella", war aber wundersamer Weise von allen Passagieren allein gerettet worden, hatte sich seitdem in Australien niedergelassen, dort verheirathet und — aus Gründen, die er wohl später vor Gericht enthüllen wird — nichts weiter von sich hören lassen, selbst seiner Mutter nichts von seiner Rettung mitgetheilt. Die Sache klingt unwahrscheinlich in der That. Daß ein junger Mann aus einem der besten Häuser Englands auf eine schöne Stellung und Erbschaft, auf Heimath, Mutter und Angehörige, von denen er in Liebe geschieden war, um eine Vergnügungsreise nach Amerika zu machen, verzichtet, viele Jahre hindurch alle Glücksgüter, die ihm das Schicksal bescheert hatte, freiwillig entbehrt haben soll, um in Australien mühevoll sein Brod zu verdienen, ist jedenfalls etwas Ungewöhnliches, kaum Glaubliches; aber geradezu unmöglich sind dergleichen Dinge nicht, am allerwenigsten würde ein Gericht auf den Beweis der Unwahrscheinlichkeit hin ein Urtheil gegen diesen Prätendenten der Tichborne'schen Erbschaft fällen mögen. Die Tichborne'sche Familie dagegen hat ihn von Anfang an für einen falschen Demetrius erklärt. Nicht ohne Grund in der That. Der Auferstandene hat nämlich weder in seinem Aeußeren, noch in seinem Auftreten, noch in Bildung die geringste Aehnlichkeit mit dem seit 27 Jahren Verschollenen. In 27 Jahren ändert sich in einem Menschen zwar Vieles, Physiognomie, Redeweise, Manier des Ausdrucks, des Organs und auch die Handschrift. Seltener schon dürfte es vorkommen, daß einer seine Muttersprache und ihm altbekannte Orte, sammt den an diesen hängenden Jugend-Erinnerungen vergäße. Dieß ist bei dem Auferstandenen verdächtiger Weise der Fall. Er, der von Jugend auf in einem Pariser Collegium erzogen worden war (die Familie ist streng katholisch), das Französische als seine Muttersprache sprach und schrieb, dagegen im Englischen einen fremdartigen Accent behielt, bis er auf Reisen ging, versteht heute kein Wort Französisch mehr. Und an Menschen, Orte und Gegenstände, die er als Knabe gekannt und mit denen er als junger Mann in inniger Berührung gestanden hatte, will er sich nur oberflächlich erinnern können. Als er auf Reisen ging, war er Offizier in einem der königlichen Garde-Regimenter. Jetzt erinnert er sich keines einzigen seiner damaligen Kameraden, und wer ihn von diesen wiedersieht, schüttelt das Haupt und erkennt den alten Kameraden nicht in ihm. Alle diese Umstände zusammengenommen, berechtigen wohl zu der Annahme, daß ein kühner Abenteurer nach dem Erbe einer reichen Familie greifen wolle; aber wenn dieses auch die Ueberzeugung der gesammten Familie Tichborne ist, haben ihn doch zwei Menschen in England als den verloren Geglaubten erkannt: ein alter schwarzer Diener des Hauses und — seine eigene Mutter, die eben verstorbene Lady Henriette Félicité. Solche Zeugnisse würden schwer ins Gewicht fallen; aber der schwarze Diener steht stark im Verdacht, die ganze Intrigue in Scene gesetzt und den angeblichen Erben in die nöthigen Einzelheiten eingeweiht zu haben; und die Mutter andererseits war seit dem Verschwinden ihres Sohnes so sehr überzeugt gewesen, daß er wieder erscheinen müsse, daß sie in eine Art tiefsinniger Unzurechnungsfähigkeit verfiel und, noch ehe sie den plötzlich wieder Aufgetauchten gesehen hatte, mit Entschlossenheit erklärte, ihn auf jeden Fall als ihren verlorenen Sohn anerkennen zu wollen. Das that sie denn auch — die Einzige der großen Familie —, als er in England erschien, und sie allein hielt an ihm fest, bis sie vor mehreren Tagen starb. Mit ihr verschwindet der bedeutendste Zeuge zu Gunsten des angeblichen Erben, und es ist begreiflich, daß des Letzteren Anwalt auf eine gerichtliche Todtenschau drang. Bei dieser Gelegenheit behauptete der Wiederaufgetauchte, er wisse, daß seinem Diener 1000 L. St. geboten worden seien, um ihn aus dem Wege zu räumen, und sprach damit deutlich genug seinen Verdacht aus, daß auch Lady Henrietta unnatürlicher Weise gestorben sein dürfte. Die Gerichtsärzte jedoch erkannten auf natürlichen Tod durch ein Herzleiden, und von dieser Seite wenigstens wird der merkwürdige Prozeß nicht durch einen neuen criminalistischen Incidenzfall bereichert werden. Der Casus ist an sich interessant genug, gleichviel ob der aus dem Grabe Auferstandene der wirkliche Tichborne oder ein kühner Abenteurer sei.

Mannichfaltigkeiten.

(Drittes deutsches Bundesschießen.) Der Vorstand des württembergischen Schützenbundes, dessen Vorort gegenwärtig Ulm ist, hat einen Aufruf an die Schützen Württembergs behufs der Anmeldungen zur Betheiligung am Bundesschießen und der Widmung von Ehrengaben erlassen und bekannt gegeben, daß sich min-

destens 400 Schützen bei dem Feste in Wien einfinden werden. Dieselben werden die Reise gemeinschaftlich machen, und ist der 24. Juli für die Abfahrt bestimmt. — Die Wein-Karte für die Festwirthschaft ist definitiv festgesetzt. Es werden auf derselben 22 Gattungen österreichischer Weine und 17 Sorten Ausländer-Weine, von den renommirtesten Firmen geliefert, vertreten sein. Vorläufig sind zur Bestellung in Aussicht genommen: 12,500 Flaschen Ausländer-Weine, 17,500 feine österr. Bouteillen-Weine und 160,000 Flaschen Schützenwein, zusammen: 190,000 Flaschen. Diese Ziffer, im Zusammenhange mit der sorgfältigen Auswahl, die getroffen wurde, bürgt dafür, wie gut es das Wirthschafts-Comite mit der Befriedigung der Bedürfnisse der Festgäste in dieser Richtung meint.

(**Kaum glaublich, aber vollkommen wahr!**) Man schreibt der „Bresl. Ztg." aus Breslau: Der Zeug-Lieutenant B. wurde im März d. J. von hier nach Königsberg in Preußen versetzt und räumte in Folge dessen sein im Zeughause auf dem Burgfelde befindliches Quartier. Außer diversem Mobiliar 2c. sollte auch ein der B.'schen Familie gehöriger schwarzer Kater in dessen Besitz sich dieselbe schon längere Zeit befand, die Reise mitmachen, und wurde zu diesem Behufe in eine Kiste, in deren Deckel Löcher zur Erhaltung der nöthigen Lebensluft, sowie zur Verabreichung des Futters für das Thier angebracht waren, gesperrt und der Eisenbahn übergeben. In Königsberg langte gleichzeitig mit der B.'schen Familie auch der schwarzbepelzte Fahrgast glücklich an, machte sich seinen Besitzern aber bald unsichtbar und wurde von diesen verloren gegeben. Mittlerweile hatte der Nachfolger des Herrn B. das leergewordene Quartier im Zeughause auf dem hiesigen Burgfelde bezogen und wunderte sich nicht wenig, nach einiger Zeit eine schwarze, erschrecklich abgemagerte Katze daselbst zu bemerken, die mit allen Localitäten so vertraut sich zeigte, daß gar nicht gezweifelt werden konnte, sie sei einst heimisch hier gewesen. Nahrung nahm das augenscheinlich sehr ausgehungerte und abgemattete Thier erst nach vierundzwanzig Stunden an, erholte sich dann aber sichtlich und schien sich ganz wohl in den — wie man vermuthete — ihm nicht unbekannten Räumen zu fühlen. In einem an seinen Amtsvorgänger gerichteten Schreiben fragte der gegenwärtige Herr Zeug-Lieutenant beiläufig auch wegen jener Katze an und das kaum Glaubliche fand Bestätigung: das Thier hatte in der Zeit von 16 Tagen seine Rückreise von Königsberg nach Breslau bewirkt und war glücklich in dem Hause eingetroffen, in dem es die Vorjahre verlebt!! Nach dem Erfahrungssatze, daß die Katze mehr zum Hause als zur Person sich hält, erscheint es allerdings nicht wunderbar, daß unser schwarzer Peter seinen bisherigen Besitzern untreu wurde und der Heimath wieder zustrebte; daß er sie aber und wie er sie fand, bleibt räthselhaft, wenn man erwägt, daß er die weite Fahrt nach Königsberg per Eisenbahn und in einer Kiste eingeschlossen machte, also einer „Spur" zu folgen eigentlich nicht vermochte; wenn man ferner erwägt, welche Hindernisse — man denke nur an Wasser und Wälder — sich dem kleinen Reisenden auf seinem gewiß doch geradesten Wege hierher entgegenstellen mußten! Wäre uns die kleine Geschichte nicht von völlig glaubwürdiger Seite berichtet worden, wir würden Anstand genommen haben, sie weiter zu erzählen.

Frankfurt, 7. Mai.

Als sich der **Dombauverein** anschickte, eine Collecte durch die ganze Stadt zu veranstalten, um jedem unserer Mitbürger Gelegenheit zu geben, nach Kräften zu dem großen Unternehmen der Wiederherstellung und künstlerischen Vollendung unseres Kaiserdomes beizutragen, brachte es die Künstlerschaft in Anregung, ob nicht sämmtliche **Frankfurter Künstler** sich als Corporation durch eine gemeinsame Gabe betheiligen sollten. Man war der Meinung, daß eine Verloosung von Kunstwerken ebensowohl von Künstlern wie Bürgern freudig begrüßt und unterstützt werden würde. Dieser Gedanke fand denn auch so allgemeinen Anklang, daß die meisten hiesigen Künstler Gaben zu diesem Zwecke zusagten. Aufgemuntert durch diesen Erfolg, ergingen nun auch Anfragen an auswärtig wohnende Frankfurter Künstler, sowie an solche, die längere Zeit hier gelebt, oder an dem Städel'schen Kunstinstitut einen Theil ihrer künstlerischen Ausbildung erlangt hatten, und bei welchen Allen Interesse und Anhänglichkeit an unsere Stadt vorausgesetzt werden durfte. Wie nicht anders zu erwarten war, fanden die hiesigen Künstler auch hier ein bereitwilliges Entgegenkommen und freundliche Zusagen. So waren es F. Andreae, F. Bamberger, W. Lindenschmidt, C. Rey und Victor Müller, welche von München aus ihre Betheiligung versprachen; Director Veit und Settegast in Mainz; O. Scholderer, A. Schmitz, C. Schweig, Ph. Röth, L. Thoma und F. Ebel in Düsseldorf; Professor Funck in Stuttgart; Architect Hoffstadt in Paris; Jean Zwecker und Leighton in London und Inspector Hausmann, Cornicelius und Bildhauer Körner in Hanau. Nachdem Anfangs April die Erlaubniß der Regierung zu diesem Unternehmen ertheilt war, wurde eifrigst Hand an das Werk gelegt und bald waren so viele Geschenke eingegangen, daß die Betheiligten in einer Generalversammlung zur Bildung eines Comites schreiten konnten, welches nunmehr eine Ausstellung und Verloosung der Kunstwerke ins Werk setzen sollte. Da bei einem solchen Unternehmen die Mitwirkung von erfahrenen Geschäftsleuten unentbehrlich erschien, so wurden die Herren J. Chun und D. Ziegler, von denen man ein warmes Interesse für die Sache voraussetzen konnte, in das Comite gewählt; aus der Künstlerschaft die Herren A. von Nordheim, O. Cornill, A. Hendschel, A. Hoffler und J. Ziplius. Dieses Comite hat nunmehr seine Arbeiten so weit gefördert, daß das Unternehmen nächster Tage ins Leben treten und eine öffentliche Ausstellung der Gewinnste beginnen wird. Wesentlich gefördert wurde das Comite durch allseitiges Entgegenkommen, da wo es Beihülfe beanspruchen mußte, und geschah dieß besonders in hervorragender Weise von Seiten des Verwaltungsrathes des alten Bürgervereines, welcher bereitwilligst ein Parterre-Local rechts vom Eingange auf Monate hin unentgeltlich für die Ausstellung der Kunstwerke zur Verfügung stellte und hiermit dem Unternehmen eine Stütze geliehen hat, die wesentlich zu dessen Gelingen beitragen wird. Hinsichtlich der Lotterie selbst wurde die Anzahl der auszugebenden Loose (à 1 Thaler) auf Grund der zugesagten, zum größten Theil bereits abgelieferten Kunstwerke auf 6000 festgesetzt und bleibt eine Erweiterung dieser Zahl nur für den Fall einer wesentlichen Steigerung des Lotteriewerthes durch fernere Gaben vorbehalten. Wenn wir somit in den nächsten Tagen einer kleinen Ausstellung von Kunstwerken entgegensehen, so darf dieselbe doch nicht wie andere öffentliche Kunstausstellungen betrachtet werden, denn die Entstehungsweise und ihr Zweck werden ihr einen besonderen Charakter aufprägen und das Publikum wird nicht vergessen dürfen, daß sich hier nur ein verhältnißmäßig kleiner Kreis von Künstlern betheiligen konnte. Das viele Schöne aber, das sie uns bietet, wird um so mehr das Interesse der hiesigen Bürgerschaft in Anspruch nehmen, als es ein Zeugniß ablegt von dem ernsten Willen unserer Künstlerschaft, nach Kräften zur Herstellung des hervorragendsten Kunstdenkmales unserer Vaterstadt mitzuwirken. Hoffen wir daher, daß dieser Künstler-Dombau-Lotterie die allgemeine Theilnahme nicht fehlen werde, durch welche allein ihr Gelingen möglich sein wird.

Frankfurt, 8. Mai. Aus der eben geschlossenen Ausstellung von Werken Darmstädter Künstler in Darmstadt (einer Art historischen Ausstellung) sind einige größere Arbeiten zu uns herübergekommen und gegenwärtig im Locale des Kunstvereins ausgestellt. Es sind dieß zwei historische Gemälde des großherzoglich hessischen Hofmalers A. Noack von Darmstadt, 2c. 2c.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 8. Mai. Gastdarstellung der Fräulein **Aglaja Orgeni**: **Margarethe**, große Oper in 5 Acten und 6 Bildern. Nach Goethe von J. Barbier und M. Carré. Musik von Gounod.

(Abonnements-Vorstellung Nr. 156.)

Samstag, 9. Mai. **Die Jäger**, ländliches Sittengemälde in 5 Acten von Iffland. Oberförster: Herr **Hellmuth** vom k. k. priv. Karltheater in Wien als Gast.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 157.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Litz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 129. Samstag, den 9. Mai 1868.

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

Victor hatte endlich das Schweigen, das düstere Schweigen, das bleiernschwer auf ihm drückte, gebrochen.

„Ich habe Ihnen auch noch einen Gruß und ein Lebewohl zu sagen", sprach er, „einen Gruß und ein Lebewohl von Clärchens Mutter, von Adele."

Clotilde zitterte. Das war ein Moment, den sie bis jetzt kaum flüchtig berührt hatten in ihren Gesprächen.

„Sie war mir ein gutes, treues Weib", fuhr Victor fort, „und ihr Herz war das edelste und großmüthigste. Sie kannte nur dunkel die Vorgänge, welche ...", er stockte und schien nach einem passenden Worte zu suchen, „welche unserer Trennung vorhergegangen. Ich habe niemals mit ihr darüber gesprochen, aber ich weiß, sie liebte Sie und einige Aeußerungen verriethen mir, daß sie zuweilen sich Vorwürfe machte, als trüge sie die Schuld an den Dingen, wie sie eben gekommen sind."

Er sprach es langsam, aus gepreßtem Herzen heraus.

Clotilde hatte das Gesicht mit beiden Händen bedeckt und weinte still.

„Wenige Tage vor ihrem Hinscheiden", fuhr Victor fort, „nahm sie meine Hand und sagte: Grüße mir Clotilde, und sage ihr, ich lasse sie um Verzeihung bitten, wenn ich ihr etwas Böses gethan."

Ein leises Schluchzen unterbrach ihn.

„Ich redete ihr den Gedanken aus und beruhigte sie darüber, aber den Gruß band sie mir auf die Seele."

Er reichte der Weinenden seine Rechte.

Immer unheimlicher glühten draußen die starrblickenden Augen des Lauschers auf, und die Rechte faßte krampfhaft den Lauf der Flinte.

Sein Inneres schmerzte ihn, als wenn es von Krallen zerfleischt würde, alles Blut seiner Adern drängte sich nach seinem Herzen, es war ihm zu Muthe, wie einem Menschen, der dem Ersticken nahe ist.

Clotilde hatte Victors dargebotene Hand ergriffen.

„So leb' denn wohl", sprach sie unter Thränen und erhob sich von dem Sessel, „leb' wohl — grüße mir mein liebes, süßes Clärchen und sage ihr, daß ich . . .", sie vermochte nicht zu vollenden, Thränen erstickten ihre Stimme.

„Mama Clotilde . . . ach die schönen Blumen . . ." Der Mund der laut träumenden kleinen Schläferin sprach es.

Clotilde hörte es und noch einmal ging sie ins Schlafgemach und hauchte Abschiedsküsse auf die Stirn des Kindes.

„Und nun leb' wohl — Victor — — Gott schütze Dich!"

„Gott schütze Dich, Clotilde", wiederholte er tief erschüttert. „Gott schütze Dich! — Leb' wohl!"

Er streckte die Arme nach ihr aus, er zog sie sanft an sein Herz — — um einen Kuß — — einen einzigen Kuß auf ihre Stirn zu hauchen — —

Da zuckte es wie ein Blitz auf.

„Barmherziger Gott!" schrie sie und warf sich vor ihn, und klirrend zerschmetterte die Kugel die Fenster und, Victors Brust streifend, traf sie Clotildens Schulter.

„Papa — Papa!" schrie, durch den Schuß erweckt, entsetzt die Kleine auf.

„Mörder! — Meuchler!" donnerte Linden und, Clotilde in den Sessel niederlassend, sprang er, das Fenster aufreißend, über den Balcon in's Freie.

Vor ihm, den Bergabhang hinab, jagte in flatterndem Mantel eine dunkle Gestalt in wahnsinniger Eile. Nur wen das böse Gewissen treibt oder wem der Tod auf den Fersen folgt, kann in so tollem Laufe jagen.

Aber in wilden Sätzen folgte Linden. Ueber Stock und Stein, durch Büsche und Gestrüpp ging die wilde Jagd.

Da gellte ein durchdringender Schrei zum Himmel auf! — Der Fliehende war über einen Haufen loser Feldsteine gefallen und hatte sich das Schienbein blutig gestoßen. Zwar hatte er sich im nächsten Augenblick schon wieder aufgerafft, allein diese kurze Spanne Zeit war hinreichend gewesen, ihn seinem Verfolger in die Hände zu liefern.

Mit einem Sprunge stürzte sich Linden auf den Meuchelmörder. Er wußte nicht, wer er war, nur eine dunkle Ahnung über den Urheber der Frevelthat dämmerte in ihm.

Es entstand ein wildes, verzweifeltes Ringen zwischen den beiden Männern.

Ein schwacher Mondstrahl, der zwischen den Brombeersträuchen und wilden Rosenbüschen des Hohlwegs hindurch herab in die Schlucht fiel, wo die Beiden mit einander rangen, glitt über sie hin.

Vergebens bemühte sich Linden, die verhüllende Mantelkapuze von dem Gesichte seines Gegners zu reißen. Die Hände des Feindes lagen an seinem Halse und drohten ihn zu ersticken, wenn er die Handgelenke ihm freiließ. Keiner sprach ein Wort. Man hörte nichts, als ein keuchendes Athemholen und das Knirschen der Steine unter den Füßen der Kämpfenden.

Victor fühlte, wie ihm der Andere an Körperkraft überlegen war, aber er war gewandter, elastischer, als sein Gegner. Wie eiserne Klammern umspannten dessen Finger seinen Hals und drohten ihm die Kehle zusammen zu schnüren. Er fühlte ein leichtes Brausen in den Ohren und vor seinen Augen flimmerte es. Da, alle seine Kräfte zusammenraffend, schnellte er mit dem Oberkörper zurück, und das linke Handgelenk des Anderen frei lassend,

versetzte er ihm einen Faustschlag mitten gegen die Stirne. . . . Durch den Schlag erschüttert, schwankte der Andere zurück, seine Hände öffneten sich und im nächsten Augenblicke rangen sie Brust an Brust mit einander; aber nur einen Moment, dann hatte Victor seinen Gegner zum Falle gebracht und das Knie ihm auf die Brust setzend, riß er ihm die Kapuze vom Gesicht, auf welches der schmale, bleiche Strahl des Mondes fiel.

Lautlos starrten sich die beiden Männer an.

Dann zog Victor seine Kniee zurück und sprang vom Boden auf, mit einer Bewegung sich schüttelnd, wie Einer, der eine giftige Schlange von sich wirft.

Auch der Missionsvorsteher, der von dem Augenblicke an, da ihm Victor die Kapuze vom Gesicht gerissen und er sich erkannt sah, auf jeden Widerstand verzichtet hatte, richtete sich langsam empor.

Einen Moment noch standen sich die beiden Todfeinde gegenüber. Dann streckte Victor stumm und befehlend den Arm aus. Der Missionsvorsteher senkte das Haupt, schlug die Hände vor das Gesicht und jagte davon, wie von den Rachegeistern gepeitscht. Victor aber eilte in vollem Laufe zurück nach seiner Wohnung.

(Schluß folgt.)

Pädagogische Briefe aus Paris.

Von Dr. Albert Wittstock.

8.

Es ist ohne Zweifel eine falsch verstandene Freiheit, wenn man sich noch jetzt in Frankreich gegen die Schulpflichtigkeit auflehnt. Alle Gebildeten und Aufgeklärten sollten umsomehr dagegen wirken, als es namentlich auf dem platten Lande noch sehr Viele gibt, welche, selbst ohne jeden Unterricht aufgewachsen, von den Wohlthaten der Volksbildung keinen Begriff haben. Mit solchen Leuten hat der Jesuitismus leichtes Spiel, indem er unter der Maske des Liberalismus den Schulzwang als ein Attribut der Tyrannei hinstellt. Wie heute der Stand der Volksbildung in Frankreich ist, würde die Regierung, wollte sie allgemeine Schulpflichtigkeit einführen, auf allgemeinen Widerstand stoßen.

Als das Gesetz von 1833 erlassen war, dachte Guizot sogleich daran, die Lehrer für sich zu gewinnen, von deren lebendiger, beharrlicher Mitwirkung ja eigentlich Alles abhing. Der Minister erließ in dieser Absicht ein Circular an die Schullehrer von ganz Frankreich, in welchem er sie aufmunterte in ihrem ernsten Berufe und ihnen die Wichtigkeit ihrer Mission vorhielt. Man betrachte folgende Stelle daraus, um den Geist kennen zu lernen, der die damalige Schulregierung beseelte:

„Was die sittliche Erziehung betrifft — schreibt der Minister —, so muß ich mich vorzüglich auf Sie selbst verlassen; kein fremder Antrieb kann in Ihnen den Entschluß, Gutes zu wirken, ersetzen. Sie wissen wohl, daß dieß der wichtigste und schwierigste Theil Ihrer Aufgabe ist. Sie wissen, daß, wenn die Familie, wenn der Staat Ihnen ein Kind anvertraut, jene verlangt, daß Sie ihr dasselbe als Ehrenmann wiedergeben, dieser als tüchtigen Bürger. Die Tugend ist aber nicht immer im Gefolge der Verstandesbildung und der Unterricht der Jugend kann eine Gefahr für dieselbe werden, wenn er sich bloß an den Verstand wendet. Der Lehrer darf daher nicht fürchten, dem Rechte der Familien Eintrag zu thun, wenn er auf die innere Seelenbildung seiner Schüler die vorzüglichste Sorgfalt verwendet. So sehr er sich hüten muß, den Secten- oder Parteigeist in seiner Schule Eingang gewinnen zu lassen oder die Kinder mit religiösen oder politischen Ansichten zu nähren, welche sie zur Auflehnung gegen das Ansehen der häuslichen Gewalt treiben, ebensosehr muß er sich angelegen sein lassen, unaufhörlich jene unvergänglichen Principien der Vernunft und der Religion zu verbreiten und zu befestigen, ohne welche die allgemeine Ordnung gefährdet ist, und tief in die Herzen der Jugend den Samen der Tugend und der Ehre zu streuen, welchen die Zeit und die Leidenschaften nicht zu ersticken vermögen. Der Glaube an die Vorsehung, die Heiligkeit der Pflicht, die Unterthänigkeit gegen das väterliche Ansehen, die Achtung gegen die Gesetze, gegen die Rechte der Nebenmenschen, das sind die Gefühle, welche er zu entwickeln streben muß. Nie darf er sich dazu verleiten lassen, durch sein Gespräch oder durch sein Beispiel in den Kindern die Ehrfurcht vor dem Heiligen zu erschüttern, nie darf er sich durch Worte des Hasses oder der Rache für die blinden Vorurtheile geneigt machen, welche gleichsam im Schoße derselben Nation feindliche Nationen erzeugen. Der Friede und die Eintracht, welche er in seiner Schule pflegt, sollen womöglich den Frieden und die Einigkeit der künftigen Geschlechter herbeiführen."

Ein Exemplar des Rundschreibens wurde an jeden Lehrer versandt und von 39,300 Schullehrern antworteten 13,850 in einer so tüchtigen Weise, daß Guizot darauf in seinem „Rapport au Roi" seine Freude und Hoffnungen für das neue Schulgesetz aussprach. Aber trotz der Wohlthaten dieses Gesetzes ist die französische Volksschule nichtsdestoweniger hinter denjenigen Deutschlands und Nordamerika's zurückgeblieben, was man hauptsächlich den Schulbehörden und Beamten zuschreibt, welche den hohen Gegenstand vernachlässigten.

Uebrigens hatte das Gesetz nicht nur den Zweck, die allgemeine Verbreitung des Volksunterrichts zu sichern, sondern es sollte daneben das Versprechen der Charte in Bezug auf die Unterrichtsfreiheit zunächst wenigstens im Primär-Unterricht verwirklichen. Die mächtigste Seite der Unterrichtsfreiheit ist die Gewissensfreiheit, welche in der Charte zugesichert wurde und die durch den §. 2 garantirt war, welcher besagt, daß in Bezug auf die Theilnahme der Kinder am Religionsunterricht der Wille der Eltern gehört werden müsse. Dieser Paragraph wurde allerdings durch ein späteres Circular Guizots an die Präfecten dahin modificirt, daß in den Communen, deren Bewohner verschiedenen Confessionen angehören, besondere Schulen für eine jede derselben errichtet werden können. Das Princip der Confessionsschulen war also nicht vollständig aufgegeben.

Die Juli-Regierung war auch noch darum für das französische Unterrichtswesen von großer Bedeutung, weil sie die salles d'asile (Kleinkinderschulen) einführte, deren Sorge sich noch heute die Regierung angelegen sein läßt. Die erste Idee derselben wird sich auf den ehrwürdigen Oberlin und später auf Frau v. Pastoret zurückführen lassen, während in Deutschland durch Fröbels Spielgaben und durch die Kindergärten eine sehr wichtige Reform für die Kinderbewahranstalten eingetreten ist.

Was die Methode des Elementarunterrichts, die Art und Weise der Betreibung desselben betrifft, so herrscht auch hier der Mechanismus und die Geistlosigkeit ebensosehr, wie schon oben bei der Methode des Secundärunterrichts angedeutet wurde. Die Disciplin ist hier wegen der Methode, indem mehrere verschiedene Abtheilungen in einer Classe zusammensitzen, noch schwieriger.

Außerdem gibt es noch Abend-, Sonntags- und Arbeiterschulen, die eine Zeit lang vernachlässigt waren, deren Vermehrung jedoch der jetzige Unterrichtsminister sich angelegen sein läßt. Der Unterricht für Erwachsene ist auch nothwendiger geworden, denn je, weil nämlich die Zahl der Leute, denen ein früherer Schulbesuch mangelt, bedeutend zugenommen hat. Derartige Schulen finden sowohl für Männer als für Frauen statt.

Hinsichtlich der Lehrerbildung ist zwar die Gründung von Schullehrer-Seminarien schon sechzig Jahre alt, aber weder unter dem ersten Kaiserreich, noch unter der Restauration, noch auch unter dem zweiten Kaiserreich wurde die Sache mit dem gehörigen Ernst und Eifer gepflegt. Nicht nur ist die Organisation nebst Lehrplan ungenügend, sondern die Zahl der Normalschulen ist auch zu gering. Freilich ist dabei richtig, daß bei dem gegenwärtigen Stande der Pflege der pädagogischen Wissenschaft es reiner Zufall ist, gute Seminar-Directoren zu erhalten.

Ueber die Vernachlässigung der Pädagogik selbst kann man sich allerdings nicht wundern, da heute noch Viele derselben Ansicht sind, die Barreau in seinem Buche de l'éducation morale à l'aide des écoles normales primaires ausgesprochen hat. Er sagt:

„Dieses griechische Wort (Pädagogik), welches man uns kürzlich aus Deutschland herübergebracht hat, mag dort nicht lächerlich erscheinen, bei uns ist es lächerlich. Man mußte für die Sache einen besseren Namen suchen, wenn es der Mühe lohnte. Aber in Wahrheit, ich glaube es nicht. Der Unterricht über eine derartige Wissenschaft scheint mir unnütz, das Lesen eines guten Buches, worin nützliche Rathschläge enthalten sind, kann genügen. Wenn es überhaupt eine Kunst gibt, die Menschen zu erziehen, wie das Vieh, und wenn diese Kunst von gewissen Gesetzen abhängt, glaubt man, daß eine nach diesen Gesetzen gebildete Theorie der Fassungskraft der jungen Normalschüler angemessen sei? Nein, mit der Zeit allein, durch eigene Erfahrung, durch Annahme guten Rathes, durch die Ausübung aller Tugenden, durch religiöse Uebungen und Gebet wird der Lehrer fähig, die Jugend gut zu erziehen. Glaubt man, daß sich dieß wie die Geometrie demonstriren, wie die Geschichte erzählen lasse?"

So viel ich weiß, ist der Verfasser obiger Schrift mit diesen seinen Ansichten allein geblieben.

(Schluß folgt.)

Ueber den angeblichen Brief von Goethe's Mutter,

welcher in der Didaskalia Nr. 123 abgedruckt ist, erklärt Heinr. Düntzer in der „Köln. Ztg." Folgendes:

„Der in Ihrem Blatt aus der Wiener „Reform" mitgetheilte Brief vom 17. November 1786 ist freilich zum größten Theile mit Geschick in der Weise der Frau Rath gedichtet, so daß man ohne äußere Gründe den Beweis der Unächtheit kaum unternehmen würde, wenn auch bei genauerer Vergleichung sich einzelne Bedenken aufdrängen; aber daß wir es hier mit einer Fälschung zu thun haben, mag nun der Brief wirklich in der als Fundort angegebenen Sammlung sich befinden, oder bloß im Kopfe des Einsenders entstanden sein, ergibt sich aus Folgendem. Es soll eine Antwort sein auf einen Brief Goethe's an seine Mutter vom 4. November 1786. Nun wissen wir aber bestimmt, daß Goethe Ende 1786 gar nicht an seine Mutter geschrieben hat. Noch am 17. December fragt diese Fritz von Stein, ob er noch immer nicht wisse, wo ihr Sohn sei. Erst am Ende des Jahres erhielt sie die erste Nachricht vom Aufenthalte ihres Sohnes durch Frau v. Stein, welcher Goethe aufgetragen hatte, Auszüge aus seinen Briefen der Mutter mitzutheilen. Ihren Dank dafür und ihre Freude über die Nachricht spricht die Frau Rath am 9. Januar 1787 der weimarer Freundin aus. Der Fälscher scheint aus der Stelle dieses Briefes geschöpft zu haben: „Ich freue mich, daß die Sehnsucht, Rom zu sehen, meinem Sohne geglückt ist; es war von Jugend auf sein Tagesgedanke, Nachts sein Traum", ohne zu bedenken, daß schon dieser Brief allein die Fälschung nachweist. Hiernach scheint es uns unnöthig, auf Anderes einzugehen, wie anziehend es auch sein mag, die Fälschung im Einzelnen zu verfolgen, wo sie bald mehr, bald weniger gelungen ist. Bei dieser Gelegenheit erneuern wir den Wunsch, daß die Erben Goethe's die Briefe der Frau Rath an ihren Sohn, so wie so viele andere höchst bedeutende Briefe an Goethe, welche nutzlos im Hausarchive ruhen und deren Zurückhaltung die Forscher überall hemmt, endlich an das Licht treten lassen mögen, wonach sie so lange schmachtend verlangen. In Weimar selbst ist ihnen ja ein ganz dazu berufener Herausgeber in Adolph Schöll zur Hand. Auch die Herausgabe der Tagebücher ist eine Pflicht, welcher sie sich nicht länger entziehen dürfen. Weßhalb sollen sich die Forscher mit so manchen Dingen quälen, die in den Tagebüchern klar vorliegen, von solchen zu schweigen, die keine noch so eingehende Untersuchung entdecken kann! Goethe's Werke sind endlich freigegeben; möge denn auch das Goethe'sche Haus-Archiv seine Schätze spenden, die nicht der sie verwaltenden Familie, sondern dem deutschen Volke angehören!"

Mannichfaltigkeiten.

(Zeising über das Pentagramm.) Unsere Leser kennen die Stelle des Goethe'schen „Faust", wo der Drudenfuß auf der Schwelle, das Pentagramma, den Mephistopheles am Weggehen hindert. Adolph Zeising hat ihm nun eine Abhandlung gewidmet, die in der „Deutschen Vierteljahrschrift" Nr. 121 erschienen ist, und ebenso vom Talent and Blick des Mathematikers, wie des Aesthetikers zeugt, zugleich aber für die Geschichte der Philosophie und der Naturforschung interessant ist, indem es klar wird, warum die Pythagoräer dem Sternfünfeck die große Bedeutung beilegten, und wie es noch einem Kepler für die Entdeckung seiner Weltgesetze von Wichtigkeit sein konnte. Die Fünfzahl erschien als ein Band harmonischer Vereinigung und war dadurch das Symbol der Gesundheit; die Figur aber zeigt auf überraschende Weise das Verhältniß des goldenen Schnitts, welches bekanntlich darauf beruht, daß der kleinere Theil sich zum größeren wie der größere sich zum Ganzen verhält. Soll ein Ganzes in ungleiche Theile getheilt werden, die doch zugleich die Einheit im Unterschiede bewahren, so ist dieses Verhältniß das logisch richtige, wie es das ästhetisch wohlgefällige ist; darum herrscht es in der Natur wie in der Kunst. Dieß hat Zeisings Proportionslehre nachgewiesen, und wir heißen die neue Erweiterung und Bestätigung seiner gediegenen Arbeit willkommen; denn gerade in dieser mathematisch-ästhetischen Formlehre liegt die Stärke des Autors, die ihn vor allen Mitarbeitern auf dem Gebiete der Wissenschaft vom Schönen auszeichnet. — Der Neuplatoniker Jamblichos erzählt im Leben des Pythagoras: ein Pythagoräer sei nach langer Fußwanderung durch öde Gegend in einem Wirthshause eingekehrt, sei dort krank geworden und habe dem Wirth die lange Pflege nicht mehr zahlen können. Da habe er vor seinem Ende ein Zeichen auf eine Tafel geschrieben. Die sollte der Wirth an der Straße aufhängen, und darauf achten, ob ein Vorübergehender das Zeichen erkenne; der werde dann die Auslagen zahlen und sich dankbar erweisen für das, was an dem Verstorbenen geschehen sei. Nach langer Zeit sei wirklich ein Pythagoräer vorüber gekommen, habe sich nach dem Zeichen erkundigt, und, als er den Hergang erfahren, den Wirth reichlich bezahlt. Wegen dieses guten Dienstes, den das Gruß- und Erkennungszeichen der Pythagoräer dem Wirthe geleistet, soll das Pentagramm bei den Gastwirthen überhaupt zu Ansehen gekommen sein und daher die Sitte stammen, es in seiner ursprünglichen oder etwas modificirten Form als Wirthshausschild oder Bierzeichen zu benutzen.

(Ein interessanter Schwindler.) Der neueste „Eberhart'sche Polizei-Anzeiger“ enthält die Photographie und Gaunergeschichte eines 21jährigen Menschen, der sich in Gießen bei der medicinischen Facultät immatriculiren ließ und sich durch einen englischen Paß und das Patent eines englischen Schiffslieutenants auf den Namen Beresford Lyndhurst legitimirte. Die sichtbare Subsistenzlosigkeit und das schwindelhafte Schuldenmachen des jungen Mannes erregte jedoch den Verdacht der Gießener Polizei und sie ließ ihn dieserhalb in Kassel, wohin er sich heimlich begeben hatte, verhaften. Aus den bei ihm noch gefundenen vielfachen Legitimationspapieren ging hervor, daß er unter verschiedenen Namen und Charaktern in London, Amsterdam u. s. w. mehrfache Schwindeleien verübt hatte. Nach vielen Verhören und nachdem die Gießener Polizei sich fast mit allen großstädtischen Behörden von Europa in Verbindung gesetzt hatte, gestand dieser angebliche Schiffslieutenant Lyndhurst endlich, daß er der ehemalige Schusterlehrling Wehrmann aus Barmen sei. Dieser jugendliche Gauner besitzt ganz besondere Talente, denn obgleich er seit seinem Knabenalter vagabondirte und niemals regelrechten Schulunterricht gehabt hat, so besitzt er doch eine mehr als gewöhnliche Bildung; er schreibt Romane, spricht das Englische so fertig, daß man ihn für einen Engländer halten kann, und außerdem noch französisch, italienisch und spanisch mit ziemlicher Geläufigkeit. Er ist als Matrose weit in der Welt gewesen, hat sich einige Arzneikenntnisse aus Büchern verschafft und will auch als Schiffsarzt fungirt haben. Da ihm keine Hauptverbrechen nachzuweisen waren, so konnte er nur wegen Führung falschen Namens, Charakters und falscher Legitimationspapiere zu mehrmonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt werden.

Frankfurter Theater.

Fräulein Orgeni als Rosina und Agathe.

Die Beschränkung auf ein bestimmtes Rollenfach wird beim deutschen Theater immer mehr zum veralteten Begriffe. Bühnenleitungen wie Darsteller thun das Ihrige, daß er gänzlich zerstört werde; erstere aus Sparsamkeit, letztere aus Ehrgeiz oder Selbstüberschätzung, selten hiezu durch die Allgewalt ihres Genies berechtigt. Besonders die gastirenden Schauspieler wie Frau Niemann-Seebach und die Herren Emil Devrient und Dawison haben darin das Aeußerste geleistet. Die singenden Gäste ahmen dieß nach und so ist die Thatsache Mode geworden. Jetzt wollen alle Sängerinnen, wenn nur irgend möglich, wie einst Jenny Lind, die Norma und die Regimentstochter, Amina und Agathe singen. Sie vergessen hiebei aber, daß es bisher nur dieser wunderbaren Tochter Scandinaviens allein gelungen ist, solche Gegensätze in sich zu vereinen, zu künstlerischer Geltung zu bringen, und daß auch Diese für den ruhigen und strengen Beurtheiler hiedurch die Gränzen ihrer Individualität überschritten habe und keineswegs im Stande war, alle diese Rollen in gleicher Vollendung und gleicher entsprechender Charakteristik wiederzugeben. Besser thäten sie daran, ihr bestimmtes Fach strenge einzuhalten und in den Gränzen desselben das Bestmöglichste zu leisten; als durch die Mängel, welche bei dem Hin- und Herspringen in verschiedenen Gattungen unabwendbar zum Vorschein kommen müssen, begründete Veranlassung zum Tadel zu geben.

Fräulein Orgeni hat sich in Lucia uns als Coloratursängerin vorgeführt. Wir haben im Verein mit dem Publikum völlig ihre hervorragende Berechtigung hiezu anerkannt und noch besonders lobend hervorgehoben, was sie vor anderen Fachgenossinnen auszeichnet. Von ihrer Rosina, ebenfalls eine Coloraturpartie, können wir im Allgemeinen dasselbe sagen, wenn wir auch die Bemerkung nicht zu unterdrücken vermögen, daß die muntere Schalkhaftigkeit von Bartholo's Mündel ihrem Wesen minder zu entsprechen scheine. Nun tritt sie aber plötzlich als Agathe vor uns hin in einer entschieden lyrischen Partie, die zu den beiden früheren im entschiedensten Gegensatze steht. Zwingt uns die Dame nicht dazu, bei aller Anerkennung vieler vortrefflicher Einzelnheiten in ihrer Leistung, dennoch aussprechen zu müssen, daß ihre Stimmmittel für diese Rolle nicht ausreichen?

Die Partie der Rosina bietet außer der Arie und (zum Theile) dem Duette mit Figaro keine Gelegenheit, als Coloratursängerin zu glänzen; deßhalb nehmen die Sängerinnen immer zu Einlagen ihre Zuflucht. Als solche hörten wir dießmal, nachdem unser liebenswürdiger Gast schon mit dem ganz vortrefflich gesungenen Andante der Arie einen Sturm von Beifall errungen hatte, ein russisches Volkslied und eine Arie aus Verdi's „Traviata“, deren erstere wohl wegen der reizenden Ausführung des Trillers wiederholt werden mußte. Die Allegros der Rosinen- und der Traviata-Arie gefielen uns weniger, ersteres, weil die Auswahl der Verzierungen eine nicht durchaus geschmackvolle und deren Ausführung nicht durchaus vollendet war, letzteres, weil Verdi's Cantilene eine derbere Färbung verlangt, als ihr dießmal verliehen' wurde. Die Zuhörer ermüdeten jedoch nicht weder im Beifall- noch im Kränze-Spenden.

Abgesehen von dem bereits früher Gerügten war die Agathe der Fräulein Orgeni eine durchaus edle, weihevolle Leistung. Die große Arie, mit Ausnahme des Schluß-Allegro's, sowie die Cavatine im letzten Acte boten Viel des Vortrefflichen. Schon nach der ersten Hälfte des Adagio's „Leise, leise, fromme Weise“ unterbrach stürmischer Beifall die Künstlerin und wurde ihr auch an mehreren anderen Stellen im Verlaufe des Abends noch gespendet, woran sich, wie in der früheren Rolle, mehrfache Hervorrufe reihten. Vor zu großer Sentimentalität glauben wir jedoch warnen zu müssen; die Jägerstochter, das Kind des Waldes, sollte davon nichts wissen.

Die Leistungen unserer engagirten Mitglieder in den genannten beiden Opern sind zu bekannt, als daß sie noch einer Besprechung bedürften.

Schließlich stellen wir an den Herrn Setzer die ergebene Bitte, unsere kritische Berechtigung nicht wieder so gänzlich in Frage zu stellen, als er dieß in Nr. 123 in unserem Berichte über das erste Auftreten der obenerwähnten Künstlerin durch die Verwandlung des Wortes „Lucia“ in „Laie“ gethan hat. △

Kunst- und Literatur-Notizen.

In Pest starb vor einigen Tagen der bekannte Wiener Bildhauer **Hans Gasser** im kräftigsten Mannesalter, nachdem er lange und schwer gelitten hatte an den Folgen einer ursprünglich leichten Verletzung an der Hand. Er stammte aus Kärnthen, machte eine sehr harte Jugendzeit durch, arbeitete sich aber mit aller Kraft in München und Wien zu einer bedeutenden Stellung in seinem Fache durch. Das bekannteste seiner Erzwerke ist die Wielandstatue in Weimar, die in den Septembertagen von 1857 zugleich mit dem Doppelbilde Goethe-Schiller eingeweiht wurde. Gasser und Rietschel waren beide zugegen. In Wien schuf er die Statuen und Büsten „Weisheit“ und „Stärke“, die des Malers Rahl und viele Figuren zum Schmucke freier Plätze. Was sein Wesen betrifft, so war Gasser ein Sonderling; fast immer allein lebend, im seltsamsten Aufzuge, stets über seine Gesundheit grübelnd, verfiel er endlich der Schwermuth. Seine letzten Arbeiten, am neuen Operntheater in Wien, sind unvollendet geblieben. Schon starben drei große Künstler, die an diesem Bau betheiligt waren: der Maler Rahl, der Bildhauer Gasser, der Architect van der Nüll.

Braunschweig. Der in weiten Kreisen bekannte Schauspieler und Director des Hoftheaters, Eduard Schütz, ist gestorben.

Emil Devrient ist in diesen Tagen in Dresden zum letzten Male als Torquato Tasso aufgetreten und hat sich nun ganz von der Bühne zurückgezogen.

Darmstadt, 2. Mai. Der Kölner Männergesang-Verein wird seiner, im vorigen Jahre ertheilten Zusage zufolge, nach Beendigung der Luther-Feier in Worms, Sonntag, den 28. Juni, hier ein Concert zum Besten der Stiftung von Abt Vogler geben.

„Der platonische Gottesstaat,“ verdeutscht von **W. Wiegand.** Zweites Buch (Worms, Kranzbühler). Der Director des Gymnasiums zu Worms gibt diese Fortsetzung seiner Uebertragungen Platons als Beilage zum Programme d. J., wiederum eine sehr dankenswerthe Arbeit, deren schöne und deutliche Form jedem Wißbegierigen jenen Weisen des Alterthums verständlich macht.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 9. Mai. Gastdarstellung der Fräulein Aglaja Orgeni: **Margarethe,** große Oper in 5 Acten und 6 Bildern. Nach Goethe von J. Barbier und M. Carré. Musik von Gounod.

(Abonnements-Vorstellung Nr. 157.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 130. Sonntag, den 10. Mai 1868.

Begraben und auferstanden.

Novelle von Karl Wartenburg.

(Schluß.)

Der Schuß, welcher Victor gegolten, hatte Clotildens Schulter getroffen. Glücklicherweise hatte die Kugel kein edleres Organ verletzt.

Als Victor athemlos zurückkehrte, fand er bereits Frau Mathes und deren Tochter, die durch den Schuß aufgeschreckt worden waren, um die Verwundete beschäftigt.

Clärchen kauerte laut weinend vor ihrer Mama Clotilde, die blaß, mit halbgeschlossenen Augen, in dem Sessel ruhte.

Die Frauen im Thüringerwalde treiben fast alle ein wenig Haus-Arzneikunde. Sie destilliren die aromatischen Kräuter des Waldes und bereiten aus der Johannisblume eine blutstillende Tinctur.

Frau Mathes hatte das Blut, welches ziemlich reich aus der Fleischwunde floß, gestillt und einen Nothverband aufgelegt, bis der Arzt aus dem Städtchen, nach welchem sie ihren Buben geschickt, gekommen sein würde.

Als dieser endlich angelangt war und die Wunde untersucht hatte, erklärte er die Verwundung zwar nicht für gefahrvoll, doch hielt er es in Hinsicht auf den Blutverlust und die Nervenerschütterung für nothwendig, die Baronin zu Bett bringen zu lassen.

Frau Mathes räumte ihr ihrer Tochter Kammer ein, da ein Transport in der Nacht hinunter zur Villa Portheim unmöglich war.

Daß die Verhältnisse oft mächtiger sind, als der Wille des Menschen, das zeigte sich auch hier.

Am anderen Tage war das Ereigniß dieser Nacht im Munde aller Bewohner des Ortes und der noch anwesenden Badegäste.

Victor hatte gegen Niemanden, selbst nicht gegen den Arzt und Clotilde, den Namen des Thäters genannt. Er hatte erklärt, er habe den Mörder verfolgt, aber in der Dunkelheit der Nacht habe er dessen Spur bald verloren und die Sorge um die Verwundete habe ihn die Verfolgung aufgeben lassen.

Der Baron, der allein den Zusammenhang der blutigen Begebenheit dieser Nacht errieth, zog es vor, zu schweigen, aus Gründen, die man leicht erklärlich finden wird.

Ohne seine Frau wiederzusehen, reiste er am nächsten Tage ab, nur ein kurzes Billet folgenden Inhalts an sie zurücklassend:

> Nach den Begebenheiten dieser Nacht wirst Du es erklärlich finden, wenn ich Dir die Freiheit wiedergebe. Ich werde dafür Sorge tragen, daß die Affaire ohne Eclat erledigt wird. Betrachten wir von heute an unsere Verbindung als gelöst.
>
> Arthur Baron von Portheim.

Er schüttelte um so leichter die für ihn drückende Fessel dieses Ehebundes ab, als ihn Clotildens schriftliche Erklärung ohnedieß in den Besitz Dessen gesetzt hatte, was für ihn die Hauptsache war.

Ihre Ehe wurde, da auf beiden Seiten der entschiedene Wille dazu vorhanden war, schon nach einigen Monaten förmlich gelöst.

Clotilde hatte diese Monate mit Clärchen zusammen in der Villa Portheim verlebt, während Victor, den seine Geschäfte in die Hauptstadt riefen, dort ungeduldig den Tag erwartete, an dem er sein Kind und sie, die dem Kinde nun eine zweite Mutter werden sollte, an sein Herz drücken durfte.

Endlich kam dieser Tag — es war ein schöner Octobertag — der 20. October — Clotildens Geburtstag.

In der Hauptkirche des kleinen thüringischen Waldstädtchens wurde ihre Ehe eingesegnet. Die junge Frau trug den einfachen Kranz von Orangeblüthen, den ihr Clärchen, die ganz glücklich war, daß Mama Clotilde nun immer bei ihr bleiben sollte, entgegengebracht hatte.

„Das Diadem", sagte Clotilde zu Victor, das Kind zärtlich an sich drückend und ihm dann in die Arme legend, „soll für sie aufbewahrt werden, für Adelens, für unser Clärchen, wenn sie einst die Myrthe schmückt. Bis dahin aber, das gelobe ich Dir mit Hand und Mund, will ich ihr eine treue Mutter sein."

Sie erhob die Augen zu Adelens Bild, das frisch bekränzt sie freundlich anzulächeln schien.

„O, Mama Clotilde, sieh' nur, wie meine Mama dort uns ansieht", rief das Kind und streckte die kleinen Aermchen gegen das Bild aus.

Victor aber, sein Kind und sein Weib an seine Brust ziehend, sprach tief ergriffen:

„Unsere Liebe ward begraben und ist auferstanden — und meinem Kinde ist eine treue Mutter erstanden . . ."

Und die Sonne strahlte durch die Fenster und goß ihr flüssiges Gold um die drei glücklichen Menschen.

Johannes war und blieb verschwunden. Weder Baron Portheim, der seit den eben geschilderten Ereignissen in Paris lebte, noch Victor und Clotilde hatten seit jener Nacht irgend eine Kunde über ihn erhalten.

Da besuchte eines Tages, vielleicht drei Jahre nach den Begebenheiten, die wir in Vorstehendem treu und wahr, wie sie sich ereignet, zu erzählen versucht haben, Baron Portheim die Kirche St. Eustache in Paris. Nicht weil er das Bedürfniß nach religiöser Erbauung gefühlt hätte, sondern weil es bei der eleganten Welt eben Mode war, die Predigten eines Jesuitenpaters zu hören, der die Kanzelberedtsamkeit des berühmten Pater Hyacinthe zu verdunkeln drohte.

Portheim lorgnettirte anfänglich die anwesenden Frauen, unter denen sich auch nicht wenige Damen der Demi-monde befanden,

bis ihm plötzlich die Stimme des Redners auffiel, der in wildem Fanatismus gegen den revolutionären Geist des neunzehnten Jahrhunderts donnerte.

Der Baron klemmte das Lorgnon fester ins Auge und betrachtete mit steigendem Interesse den Priester, dessen eingefallene Wangen, von dem Schimmer der Wachskerzen beleuchtet, in fieberhafter Extase glühten.

„Können Sie mir Etwas über die Abkunft dieses Mannes sagen?“ frug er einen neben ihm stehenden Weltgeistlichen.

„Es soll ein Deutscher sein, der erst vor Kurzem in den Schooß unserer Kirche zurückgekehrt ist.“

„Parbleu!“ murmelte der Baron für sich, „er ist es!“

Baron Portheim wartete bis zur Beendigung des Gottesdienstes und stellte sich dann an die Thüre der Sacristei, aus welcher der Priester treten mußte.

Endlich erschien dieser. Die Gluth der Extase war verschwunden und eine leichenfarbige Blässe hatte das Gesicht mit den dunkelglühenden Augen überzogen.

„Vetter Johannes“, redete ihn der Baron deutsch an, indem er ihm grüßend die Hand entgegenstreckte.

Der Priester blickte auf. Eine flüchtige, aber im Nu verschwindende Röthe färbte seine bleiche Stirne.

„Sie irren sich, mein Herr, ich kenne Sie nicht“, antwortete er französisch, „mein Name ist Vater Augustin.“

Und ohne ein Wort weiter zu sagen, verlor er sich unter der Menge.

Verdutzt blickte ihm der Baron nach.

Die Mainquelle.

Von Joseph Roth.

Im Schooße öder Berge
Und moosigen Urgesteins,
Umrauscht von Fork' und Lärche,
Dort steht die Wiege des Mains.

Der Föhren weiches Sausen
Und Rieseln in dem Wind,
Ihr Branden und ihr Brausen
Singt Ammenlieder dem Kind.

Steinalte Mären umsitzen
Den Wolkensäugling im Wald;
Rings von granitenen Spitzen
Ihr Zauberchor erschallt.

Scheu in die nahen Blöcke
Verkriecht er sich da und bebt
Leis unter der Wiegendecke,
Von blanken Nebeln gewebt.

Doch, recken sich vom Felse
Mit klingendem Waldgeschell'
Neugierige Ziegenhälse,
Lacht laut der kleine Gesell.

Der Nadeln Duft, der Brodem
Der Meiler macht ihn stark:
Balsamisch dringt ihr Odem
Und nordisch ihm in das Mark.

Und sieh! schon tummelt er munter
Auf ockerrothem Gestein
Kopfüber den Berg hinunter,
Die wildeste Schlucht hinein.

Dort übt er die junge Stärke
An Allem, was er errafft;
Am Rade der Eisenwerke
Versucht er der Arme Kraft.

Frisch in die Schaufeln rollt er,
Hei! wie er da jauchzt und stiebt!
Bis drinnen mit Gepolter
Der Hammer ihm Antwort gibt.

Nun macht er gern sich breiter,
Doch irre führt ihn ein Zwerg
Und läßt ihn lang' nicht weiter,
Der Hüter von jenem Berg:

Dem Ochsenkopf ...., welch' finster
Uralt Teutonen Panier!
Aus seiner Stirn' sproßt Ginster
Und Farrenkraut herfür.

Er sendet in jeder Richtung
Die Wasser niederwärts;
Sie führen Körner der Dichtung
Tief in der Länder Herz.

Denn schwarz auch aus den Stollen
Schon lang' das röthliche Gold,
Von Gnomen, tückevollen,
Versteckt in die Teufen gerollt:

Hat nicht ein ewiger Dichter
Gepocht in des Berges Schacht? —
Wie funkelt sein Jean Paul Richter
In goldner Gedankenpracht!

Würzburg.

Pädagogische Briefe aus Paris.

Von Dr. Albert Wittstock.

8.

(Schluß.)

Zum Schlusse dieses Briefes will ich noch ein Wort über die Mädchenschulen sagen. Dieselben gingen bisher nicht über die Anforderungen der Primarschulen hinaus. Erst ganz seit Kurzem besteht ein höherer Mädchenunterricht und wird der dieserhalb entstandene Kampf der Geistlichkeit aus den Zeitungen allgemein bekannt sein. Namentlich ist es der Bischof Dupanloup von Orleans, welcher gegen den Unterrichtsminister Duruy wegen der Hebung des Mädchenunterrichts zu Felde zieht. Es beweist dieß, wie sich der Clerus das Princip der Unterrichtsfreiheit zurechtlegt. Wenn es sich um die Einführung der Schulpflichtigkeit handelt, dann ist der Clerus liberal, er tritt auf gegen den Schulzwang, weil derselbe gegen die Freiheit sei. Wenn aber Verbesserungen im Volksunterricht eingeführt werden sollen, dann ist keine Unterrichtsfreiheit erlaubt. Das Traurigste aber ist dabei, daß der Clerus in seinen Absichten der Volksverdummung noch manche Stütze im Volke findet, lediglich aus Unwissenheit.

Das Kapitel der Mädchenerziehung ist zu groß und wichtig, als daß wir es hier ausmachen könnten. Nur das sei bemerkt, daß zur sittlichen Hebung des Volkes das Meiste von der Mädchen-Erziehung abhängt, daß daher vorzüglich in der Bildung der Frauen, in der Stärkung ihres sittlichen Charakters, in der Belebung ihres häuslichen Sinnes und gemüthlichen Wesens die Wiedergeburt der Massen zu erstreben ist. Freilich ist dabei nicht alles Heil von der Mädchenschule allein zu erwarten. Doch was Noth thut, ist die Reform der Familie, und da nun eben recht eigentlich die Frau in der Familie herrscht, so kann man sich auch nur durch eine neue Frauenbildung eine neue Zukunft der Gesellschaft denken. Leider ist aber die Ueberzeugung von der großen, dringenden Nothwendigkeit und den wahren Bedingungen dieses Werkes noch lange nicht in die öffentliche Meinung gedrungen.

„Nichts ist so vernachlässigt als die Erziehung der Mädchen." Mit diesen Worten begann vor zwei Jahrhunderten Fenelon sein treffliches Buch über Mädchen-Erziehung, und diese Worte können noch heute in Frankreich gelten, weil man hier eben den Beruf der Frau nicht richtig auffaßt; und doch sagte schon Fenelon weiter: „Haben die Frauen nicht Pflichten, welche die Fundamente des ganzen Lebens sind? Sind sie es nicht, welche die Familien verderben oder erhalten? Sie üben den wichtigsten Einfluß auf die guten und bösen Sitten fast aller Welt. Eine verständige, fleißige, fromme Frau ist die Seele eines ganzen Hauses, sie ordnet es in Bezug auf die zeitlichen und ewigen Güter." Noch eine andere Stelle aus Fenelons Buch, die auch heute noch auf gar viele Mädchen höherer Stände paßt, wollen wir anführen. „Unwissenheit — sagt Fenelon — ist oft die Ursache, daß ein Mädchen Langeweile hat und sich nicht auf eine unschuldige Weise zu beschäftigen weiß. Wenn sie ein gewisses Alter erreicht hat, ohne sich mit ernsten Dingen zu beschäftigen, so kann sie weder Geschmack an denselben haben, noch sie gehörig zu würdigen wissen. Alles, was ernst ist, kommt ihr dann traurig vor, Alles, was anhaltende Aufmerksamkeit verlangt, ermüdet sie. Der Hang zum Vergnügen, der in der Jugend so stark ist, die Beispiele von Altersgenossinnen, die den Zerstreuungen ergeben sind, Alles dient dazu, ihr vor einem geregelten, arbeitsamen Leben Furcht einzuflößen."

Es fehlt der französischen Literatur nicht an guten Büchern über Mädchen-Erziehung, aber sie scheinen nicht gelesen, wenigstens nicht befolgt zu werden.

Frau Necker-de Saussure zeigt noch auf einen andern wunden Fleck hin; sie sagt:

„Die Mütter, welche bei der Erziehung die einzige Verheirathung ihrer Töchter geradezu als Ziel vor Augen haben und deßhalb eine sklavische Rücksicht auf die Stimme des Publikums nehmen, weihen nach unserer Meinung ihre Töchter einer unausbleiblichen Mittelmäßigkeit."

Wie beherzigenswerth sind die trefflichen Worte der Frau Campan:

„Die Frauen haben die Herrschaft verloren, welche ihnen ehemals die ritterliche Galanterie einräumte. Sie würden heutzutage diejenige verschmähen, welche sie später in ihrem Boudoir oder auf dem glänzenden Theater des Hofes ausübten. Nicht auf Kosten der Sittlichkeit selbst muß ihre neue Herrschaft begründet werden. Ihre Erfolge werden je geräuschloser um so schmeichelhafter und dauernder sein. Jeder Tag vermehre ihre Bildung, ohne ihre gefällige Anmuth, ihre bescheidenen Tugenden zu beeinträchtigen. Aber nicht genug, daß ihre Schönheit gefalle, daß man von ihrem Geiste entzückt sei; ihre Vorzüge müssen Achtung gebieten, ihre Talente müssen bestimmt sein, den Schmuck ihrer Häuslichkeit zu bilden, und der Kreis ihrer Pflichten muß auch der ihrer Freuden sein."

Was fehlt aber vor allen Dingen, daß die weibliche Erziehung eine bessere werde? Diese Frage soll von einer Französin beantwortet werden. Zu Frau Campan, der treu ergebenen Dienerin und Freundin der unglücklichen Marie Antoinette, sagte einst Napoleon: „Die alten Erziehungs-Systeme taugen nichts, was fehlt den jungen Mädchen in Frankreich, um gut erzogen zu werden?" „Mütter", antwortete Frau Campan.

Mannichfaltigkeiten.

(Der Einsturz der Linzer Brücke.) Ueber den bereits gemeldeten Einsturz der Linzer Donaubrücke liegen nun ausführliche Berichte der dortigen Blätter vor: Der „Linzer Abendbote" schreibt: „Heute (5. Mai), Mittags 2 Uhr ereignete sich eine Katastrophe, welche die ganze Stadt mit Schrecken erfüllte. Der Remorqueur „Thetis", welcher sich auf dem Strome in der Nähe des Gasthofes „zum rothen Krebse" befand, bugsirte an einem Taue ein mit 3000 Ctr. Getreide befrachtetes Schleppschiff zwischen dem zweiten und dritten Joche vom Linzer Ufer bei dem gegenwärtig hohen Wasserstande von 8 Fuß 10 Zoll durch die Brücke. Hierbei geschah es, daß die Steuermannshütte auf dem Schleppschiffe durch die Querbalken der Brücke weggerissen wurde und das Schleppschiff infolge Nachlassens des Taues die Richtung verlor, in die Mitte des Stromes hinausfuhr und sich quer vor das sechste und siebente Brückenjoch legte. Eine wahrhaft unverzeihliche Neugierde trieb eine Masse Menschen von mehreren hundert Personen auf die Brücke, um möglichst in der Nähe den Unfall besehen zu können. Das Schleppschiff, welches wohl bei einer Viertelstunde in dieser Lage blieb, fing allmälig an sich zu senken, und es ist nur dem Capitän Walzl, welcher die Leute mit Hülfe seiner Matrosen gewaltsam wegtrieb, zu danken, daß nur Wenige der Neugierigen die darauf folgende Katastrophe mitzumachen hatten, denn kaum war das Schleppschiff unter Wasser, so erfolgte ein furchtbares Gekrache und das sechste und siebente Joch stürzten sammt den darauf Befindlichen ein. Auf den im Strome dahintreibenden Trümmern befand sich der k. k. Statthaltereibeamte Franz Hable, der in der Nähe der Straßerau gerettet wurde und trockenen Fußes davon kam. Der halbe Theil des untergegangenen Schleppschiffes tauchte am linken Ufer auf und blieb dort auf einer Untiefe, mit der Spitze über das Wasser ragend, liegen. Mehrere Personen kamen unter das einstürzende Gebälke und wurden von zu Hülfe eilenden Personen, namentlich von Leuten der Donaudampfschifffahrts-Gesellschaft, mittelst Kähnen gerettet. Einer der Ersten war der am Donauufer wohnende Goldschläger Friedrich Nirschl und dessen Sohn, welche den Handlungscommis Bergmann retteten. Leider mißglückte ihnen der Versuch, auch ein Weib vom Lande zu retten, von dem sie nur ein seidenes Kopftuch erhaschen konnten. Geradezu wunderbar ist der Sturz einer Steuermannsfrau, welche mit ihrem Säuglinge und einem kleinen Kinde auf der Brücke stand, ohne verletzt zu werden auf das unter dem Wasser befindliche Schleppschiff auffiel und von dort nebst ihren Kindern vollkommen unversehrt gerettet wurde. Einen eigenthümlichen Eindruck machte die Rettung der Holzweiber, welche sammt ihren Kindern und ihrer Bürde aus dem Wasser gezogen wurden. Noch läßt sich der ganze Umfang des Unglücks nicht ermessen." Der „Presse" wird geschrieben: „Es mögen wohl an 30 Personen mit hinabgestürzt sein, von welchen Einzelne auf die Trümmer des berstenden Schleppschiffes, Andere wieder auf Fragmente der forttreibenden Brücke fielen; wie viele nun von diesen und den direct in den Strom Gefallenen gerettet wurden, oder aber zu Grunde gingen, läßt sich vorläufig nicht mit Bestimmtheit sagen, und sind darüber erst die Resultate der genauen Erhebungen abzuwarten. Jedenfalls scheinen die anfänglich ausgesprochenen

Annahmen über Verluste von Menschenleben übertrieben; daß solche jedoch überhaupt zu beklagen sein dürften, ist leider außer Zweifel. (Nach einem Telegramme zog man um 5 Uhr Nachmittags 13 Todte aus dem Wasser.)

(Saulus und Paulus.) Die Bekehrung eines abgefeimten und verhärteten Verbrechers in einen zuverlässigen und dienstbeflissenen Agenten der Sicherheitsbehörde, wie sie Walter Scott in seinem „Kerker von Edinburg“ an dem zum Strange verurtheilten Ratcliffe noch im Kerker vollziehen läßt, ist auch im wirklichen Leben minder selten, als man glaubt. So melden jetzt Wiener Journale, daß der berüchtigte und einst so gefürchtete Räuber Rozsa Sandor, der Cartouche und Schinderhannes der ungarischen Pußten in den fünfziger Jahren, dem unlängst eine Amnestie zu Theil wurde, sich dieser Tage dem Ministerpräsidenten Grafen Andrassy präsentirt habe, um für die Begnadigung sich zu bedanken und gleichzeitig um einen Posten als Sicherheits-Commissär in der Gegend von Csongrad zu candidiren. Er habe bei seiner Bewerbung um diesen Posten seine genaue Kenntniß der dortigen Gegend, des Schauplatzes seines früheren Räuberlebens, zur Empfehlung geltend gemacht. Graf Andrassy habe ihn vorerst nur mit Reisegeld versehen.

Frankfurt, 8. Mai.

Wie schon in d. Bl. erwähnt, sind gegenwärtig im Kunstverein zwei historische Gemälde von A. Noack aus Darmstadt ausgestellt. Das eine derselben behandelt die erste Zusammenkunft Philipps des Großmüthigen, Landgrafen von Hessen, mit Martin Luther auf dem Reichstage zu Worms, das andere das Religionsgespräch in Marburg zwischen Luther, Zwingli und ihren Freunden. Auf dem ersten dieser Bilder sehen wir den jugendlich frischen, für alles Edle und Wahre begeisterten Landgrafen mit seinen Begleitern (von Riedesel und von Feige) zu Worms im Stübchen Luther's in eifrigem Gespräch, der Moment, in welchem des großen Reformators Bescheidenheit, vereinigt mit gewaltigem Ernst und männlicher Unerschrockenheit, auf Philipp einen solchen Eindruck machte, daß er nach dem Schluß des Reichstages, hingerissen von dem: „Ich kann nicht anders“, alsbald anfing, in Luther's Sinne eine Reformation der Kirche in seinen Landen einzuführen. Die schlichte Einfachheit der Composition und die wohlthuende Harmonie der Töne verleihen diesem Bilde einen ganz eigenen Reiz. Mit dieser Unterredung im nahen Zusammenhang steht die durch Philipp in Hessen eingeführte Reformation, welche er insbesondere dadurch zu fördern suchte, daß er eine Vereinigung der Lutheraner und Reformirten herbeizuführen versuchte. Zu diesem Zwecke veranstaltete Philipp im September 1529 das bekannte Religionsgespräch in Marburg, um den Streit der Wittemberger und schweizer Theologen, welcher besonders über die Lehre vom Abendmahl entstanden war, auszugleichen. Dieses Gespräch stellt das zweite Bild Noack's dar, welches durch den Reichthum an Figuren, durch Symmetrie der Composition, durch Correctheit der Zeichnung und die vollkommene Harmonie in Farbe und Ton das Interesse des Beschauers fesselt und gewiß dessen vollsten Beifall findet. Wir befinden uns im Saal des Marburger Schlosses, wie er noch heute vorhanden ist, in einer ehrwürdigen Versammlung von lauter Männern, die wirklich zugegen waren. Sämmtliche Köpfe — zwei ausgenommen — sind nach den besten Original-Gemälden entworfen und zeugen ebenso, wie die bis in das Kleinste getreuen Costüme, von dem ernsten Fleiß des Meisters. An der einen Seite des Tisches in der Mitte des Saales stehen Luther und Zwingli im Augenblick der letzten entscheidenden Bewegung. Zwingli bittet mit Thränen im Auge um Verständigung und Frieden. Luther weist ihn leidenschaftlich zurück mit dem Finger auf das Wort „ἐστι“ in dem „das ist mein Leib“, das er auf den Tisch geschrieben hatte, deutend. An demselben sitzen die gelehrten Genossen der Beiden, Melanchthon, Bucerus, Oecolampadius u. A., während Lampert von Avignon und Jonas weiter zurück einander gegenüberstehen. Die Fürsten mit ihren Räthen, Philipp der Großmüthige, Herzog Ulrich von Württemberg, die Abgesandten der Städte, Sturm von Straßburg, Funk von Zürich u. A. gruppiren sich unter und neben den Theologen. Es ist tief ergreifend, wie aus der gewaltigen Erregung dieses Luther zugleich die Macht der Persönlichkeit spricht, die eine Welt umgestaltet und die leidenschaftliche Festigkeit, welche sich von dem einmal als wahr Erkannten durch keine Ueberredung abbringen läßt, während Zwingli's ruhiger Ernst und Milde die lebhafteste Theilnahme des Beschauers für sich gewinnt. Man dürfte wohl den Wunsch beifügen, daß ein solch bedeutendes historisches Bild, wie das Marburger Gespräch, von der Direction der großherzoglichen Gemäldegallerie in Darmstadt erworben werden möchte, um so mehr, als die gegenwärtigen politischen Verhältnisse keine Aussicht gewähren, daß dasselbe in Kassel oder Marburg, wohin es eigentlich am besten passen würde, angekauft wird.

Kunst-Notizen.

Frankfurt. Frl. Elise Brand, ein beliebtes Mitglied unserer Bühne, dessen Abgang von hier eine empfindliche Lücke zurücklassen würde, fand nach Berichten aus Mannheim bei ihrem neulichen Gastspiel daselbst sehr ehrenvolle Anerkennung. So schreibt die „Neue badische Landeszeitung“: „Die Gastdarstellung der Fräulein Elise Brand als „Donna Diana“ erfreute sich, gleich den vorhergehenden, des allgemeinsten Beifalls. Die Darstellerin hat sich als eine Künstlerin hier eingeführt, die richtiges Verständniß der dichterischen Vorlage und correcte Auffassung des Darzustellenden mit einem feinen Spiele verbindet; eine gewinnend schöne Persönlichkeit, ein wundervolles Organ, glänzende Toilette, vereinigen Alles in sich, den Gewinn derselben für unsere Bühne freudig zu begrüßen.“

Mainz, 9. Mai. Das hiesige Sommertheater ist nun der Frau v. Heßling genehmigt worden und wird demnächst eröffnet werden.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Brühl in Wiesbaden: Porträtbüste. — E. Schleich in München: Mondnacht an der Elbe. — O. Recknagel in München: Fuchs mit Haase. — Aug. Noack in Darmstadt: Das Marburger Religionsgespräch. — Von Demselben: Der Besuch des jungen Landgrafen Philipp von Hessen, genannt der Großmüthige, bei Dr. Martin Luther in Worms. — Emil Lugo in Freiburg: Landschaft mit mythologischer Staffage. — Von Demselben: Herbst-Sturm. — Van Schendel in Amsterdam: Der Gemüsemarkt. — Gudin in Paris: Marine. — Swebach in Paris: Parforcereiter. — Ida Braubach in Hanau: Kreidezeichnung nach Vandyck. — J. G. Steffan in München: Herbstbild der Umgegend von München. — Kuhnen und Verbockhoven: Landschaft mit Kühen.

Städel'sches Kunst-Institut.

Neu ausgestellt.

Jahreszeiten und Lebensalter, zwei colorirte Entwürfe zu einer Saaldecoration von Georg Wecker. — Loreley, Marmorfigur von A. Kaupert. — Crucifix in Kupfer von H. Petry, Galvanoplastik von C. v. Kreß jun. — Pläne für den Fußsteig am Fahrthor.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 10. Mai. **Wilhelm Tell**, Schauspiel in 5 Acten von Schiller. Stauffacher: Herr Hellmuth vom k. k. priv. Karltheater in Wien als Gast.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 158.)

Montag, 11. Mai. Gastdarstellung der Fräulein Aglaja Orgeni: **Rigoletto**, Oper in 3 Acten nebst einem Vorspiel in 1 Act. Nach dem Italienischen des F. M. Piave von J. C. Grünbaum. Musik von Verdi. Gilda: Fräulein Aglaja Orgeni.

(Außer Abonnement.)

Dienstag, 12. Mai. **Die Jäger**, ländliches Sittengemälde in 5 Acten von Iffland. Oberförster: Herr Hellmuth vom k. k. priv. Karltheater in Wien als Gast.

(Abonnements-Vorstellung Nr. 159.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 131 und 132. Dienstag, den 12. Mai 1868.

Edelmann und Bürger. *)

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

1.

Einige Jahre vor Ausbruch der französischen Revolution im vorigen Jahrhundert hatte der Mai zu blühen begonnen. Der Fichtenwald, der sich in der Nähe von Mainz, über den Leniaberg herab, damals noch hinter den Dörfern Budenheim und Mombach hinzog, hatte sich gleichsam mit einem jugendlichen Unschuldskleid angethan, der Boden war mit blumendurchwirktem Grün bedeckt, auf allen Zweigen sangen Vögel und die Morgensonne vergoldete alle Baumwipfel, während ein duftiger Schatten noch den sich am Wege hinziehenden Hohlweg erfüllte.

Zwei Wanderer gingen eben um die Biegung des Weges am Fuß des Berges. Sie schritten rüstig vorwärts, sich auf der rechten Seite des Weges haltend.

Der eine von ihnen war ein Bauernknabe, der etwa zwölf Jahre zählen mochte und nur mit einer Hose und einem Hemde von ungebleichter Leinwand bekleidet war.

Der andere war ein Mann in bürgerlicher Kleidung, die auf eine bescheidene Stellung schließen ließ. Er trug einen von oben herab zugeknöpften Rock von blauem Tuch, eine weiße Weste und Hosen nebst Gamaschen von grauem Manchester.

Von edler Gestalt, sicherem Tritt, einer sichtlich starken, in Schranken gehaltenen Natur, schien er sechsundzwanzig bis dreißig Jahre alt zu sein, das heißt in dem Mannesalter der Leidenschaften zu stehen. In der einen Hand hielt er seinen runden, breitränderigen Hut, und mit der andern stützte er sich auf die Schulter seines Begleiters. Er ließ so einen ausdrucksvollen Kopf frei, mit breiter Stirne und schwarzen Haaren, die hinten mit einem schwarzen Bande in einen Zopf zusammengebunden waren; sein schönes Gesicht war bleich und hatte starke Züge, die durch ein Paar feurige Augen erhellt wurden, aber die Festigkeit, die der Mund ausdrückte, compensirte die Gluth der Augen. Die Physiognomie war im Ganzen höchst edel, aber sie wurde durch den Ausdruck einer ehrgeizigen Strenge bedeutend beeinträchtigt.

Der Kopf des jungen Burschen, der mit ihm ging, war ebenfalls unbedeckt, aber nur aus dem Grunde, weil er weder einen Hut, noch eine Mütze hatte.

Er hatte kurz abgeschnittenes lockiges Haar, das schwarz war, wie die Nacht; sein ovales Gesicht war braun, wie die Dämmerung, und aus seinen runden schwarzen Augen sprach Geradheit und Offenherzigkeit.

In der Hand, die sich auf seine Schulter stützte, hielt sein Begleiter einen Brief, den er halb zwischen den Fingern zerknittert hatte.

Er sprach mit einer männlichen, aber sorgenvollen Stimme:

„Also Roman, Du hast gestern den ganzen Tag nichts Auffälliges gesehen?"

„Nein, Herr Mildner, ich habe nichts gesehen."

„Es scheint aber doch Neues auf dem Pachthofe gegeben zu haben. Besinne Dich, Bursche!"

„Hm, Herr Mildner, ich entsinne mich, daß ich die Schaafe unter die Pappelbäume hinter dem Dorfe geführt, und daß ich den ganzen Tag Pfeifen geschnitzt habe."

„So, Du warst also im Feld?" begann Mildner wieder, und da er sodann schwieg, indem er die Stirne bedeutend runzelte, so glaubte Roman mit wichtiger Miene hinzufügen zu können:

„Es gibt nichts besseres für Pfeifen, als die Pappeln zur Zeit, wo der Saft in ihnen gährt."

„Wann bist Du wieder nach Hause gekommen?" hob Mildner barsch wieder an.

„Wann ich nach Hause gekommen bin?"

„Ja. Um wie viel Uhr kamst Du in den Pachthof?"

„Nu so als die Nacht anbrach. Die Nachtigallen sangen."

„Und was that man zu Hause?"

„Ei, man aß zu Nacht. Die Leute saßen alle um den Tisch herum und der Pfarrer Hilgert war da!"

„So, der Pfarrer war da? Was sagte er denn?"

„Er sagte nichts. Er ging mit großen Schritten in der Stube auf und ab, hatte seinen Priesterrock aufgeschürzt und die Hände in den Taschen."

Da Mildner wieder in seine Gedanken versunken war, so glaubte Roman eine Bemerkung nach seiner Art machen zu dürfen.

„Nicht wahr, Herr, wir haben einen tüchtigen Mann zum Pfarrer, einen Mann, der was gesehen hat, der im Krieg gewesen ist, der Alles kennt und weiß. Herr Gott, sieht er stattlich aus, wenn er auf seinem gelben Pferde sitzt, das er Kollin nennt, weil, wie er sagt, die Oesterreicher bei Kollin den lutherischen Preußen eine tüchtige Schlappe beigebracht haben. Ja, Kollin heißt er ihn, mit seinem Dreimaster auf dem Kopf, seinen rothen Ohren, seinem weißen Schwanz, seinem viereckig abgestutzten Rock und seinen großen Stiefeln. O, man muß ihn sehen, wenn er im Galopp dahinreitet, um die Messe an drei verschiedenen Orten zu lesen ..."

„Und was hat er sonst noch gemacht?" unterbrach ihn Mildner.

„Ei, er zog seine Hände aus den Taschen und auch sein Sacktuch und seine Schnupftabaksdose, und er schneuzte sich so laut, daß Dreibel, der Mäher, der doch kein Schwächling ist, auf seiner Bank in die Höhe fuhr; dann öffnete er seine Dose und schnupfte Tabak, aber Tabak ..."

(Fortsetzung folgt.)

*) Vor Nachdruck wird gewarnt.

Zum Prozeß Chorinsky.

Ein höchst merkwürdiges Document zum Prozeß Ebergenyi-Chorinsky finden wir in einigen Blättern unter Münchener Chiffre. Es ist ein Bericht des Polizei-Directors in München, Herrn Karl v. Burchtorff, der Aufklärung gibt über die Verhaftung des Grafen Gustav Chorinsky und den wir nach dem Wiener „Tagblatt" hier wiedergeben:

Karl v. Burchtorff, königlicher Polizei-Director in München.

Als ich am 23. November Abends zwischen 9 und 10 Uhr von dem Jour habenden Beamten die Nachricht von der Auffindung der Leiche der Gräfin Chorinsky-Ledske erhalten und die bei derselben vorgefundenen Papiere, insbesondere eine letztwillige Verfügung vom Jahre 1864 durchgesehen hatte, in welcher von dem Grafen Gustav Chorinsky — ihrem Manne — die Rede ist, der sie ungerecht verstoßen habe, faßte ich sogleich die Meinung, daß, wenn überhaupt ein Verbrechen vorliegen würde, dasselbe vielleicht von dem Manne der Ermordeten ausgegangen sein könnte. Ich habe deßhalb, nachdem die entsprechenden polizeilichen Maßnahmen wegen Sicherung des Thatbestandes getroffen waren, an die k. k. Polizei-Direction Wien das Telegramm abgesendet. In diesem Telegramm habe ich um Verständigung der Verwandten von dem Falle gebeten und neben dem Manne der Verstorbenen absichtlich ihre Schwägerin, Gräfin Auersperg, genannt, um die Betreffenden vollständig sicher zu machen.

Am Montag den 25. November erschien in Folge des Telegrammes Graf Chorinsky sen. Morgens 8 Uhr auf meinem Bureau, stellte sich mir als k. k. Statthalter von Niederösterreich mit dem Bemerken vor, daß er mit seinem Sohne Gustav Chorinsky, k. k. Oberlieutenant, hierher gekommen sei und mich um die näheren Umstände des Ablebens seiner Schwiegertochter bitten müsse. Es war mir sogleich sehr auffallend, daß der junge Graf, obgleich bei den Ereignissen am nächsten betheiligt, nicht bei mir erschien, und auf meine Frage, wo er sich aufhalte, erhielt ich vom Grafen Chorinsky zur Antwort, daß er in dem Gasthofe „zum bayerischen Hof" zurückgeblieben sei, weil er zu aufgeregt und erschöpft sei.

Ich theilte sodann dem Grafen Chorinsky sen. mit, daß die Ursache des Todes seiner Schwiegertochter nicht festgestellt und nur wahrscheinlich sei, daß sie Gift bekommen haben müsse.

Darauf fragte Chorinsky, ohne daß ich den wahrscheinlichen Giftstoff bezeichnet habe:

„Doch nicht etwa Cyankali?"

Die Aeußerung ist vielleicht durch den Umstand zu erklären, daß dieser Giftstoff ein specifisches Wiener Präparat ist, mir war es jedoch sehr auffallend.

Im Verlaufe des weiteren Gesprächs fragte ich ihn auch, ob er oder sein Sohn nicht die Leiche der Unglücklichen sehen und von ihrer letzten Wohnung Einsicht nehmen, sowie dem Leichenbegängnisse beiwohnen wollten?

Alles dieses wurde an diesem Vormittage entschieden abgelehnt, so daß ich mir den eigentlichen Grund ihrer Reise nach München nicht erklären konnte.

Sie wollten damals, nach Angabe des Grafen Chorinsky sen., noch am nämlichen (Tage) Abende nach Wien zurückkehren.

Bei einem längeren Gespräche mit dem Grafen Chorinsky sen. theilte er mir seine Familien-Verhältnisse mit, namentlich auch den Lebenslauf seines ältesten Sohnes Gustav Chorinsky, daß derselbe seit ungefähr drei Jahren von seiner Frau freiwillig getrennt sei, und zwar in Folge heftiger Auftritte in seinem eigenen Hause; daß er (Chorinsky sen.) bei dem Wiedereintritte seines Sohnes in die österreichische Armee die Heirathscaution, 12,000 fl. ö. W., gestellt habe und seit der Trennung seiner Schwiegertochter die Zinsen hieraus mit monatlich 50 fl. derselben an ihren jeweiligen Aufenthaltsort unter der Adresse: „Madame de Ledske" mit Angabe der Wohnung versendet habe.

Auf meine weitere Frage, ob sein Sohn nicht irgend eine Verbindung mit einer Dame in Wien habe, antwortete er mit aller Bestimmtheit, „es sei ihm davon nichts bekannt und er glaube es auch nicht, weil sein Sohn ein ganz eingezogenes und sparsames Leben führe, so daß er mit ihm jetzt in allen Beziehungen zufrieden sei".

Graf Chorinsky sen. sagte mir damals nicht, daß er, ehe er zu mir kam, bereits auf der österreichischen Gesandtschaft gewesen sei und von dem Legationsrath Zwierzina umständliche Aufschlüsse über die in der Stadt cursirenden Gerüchte über die Ermordung der Gräfin Chorinsky und die muthmaßlichen Motive hiezu erhalten habe. Er theilte mir dieß erst kurz vor seiner Abreise am Mittwoch Abend mit und suchte damit den Umstand zu rechtfertigen, daß er seinen Sohn nicht mit zu mir gebracht habe.

Ich führte den Grafen dann zum Herrn Untersuchungsrichter und hatte vor, den jungen Grafen in seinem Gasthofe aufzusuchen. Durch ein dringendes Geschäft hievon abgehalten, blieb ich auf meinem Bureau bis ungefähr 12 Uhr, wo Graf Chorinsky sen. wieder erschien. Ich erklärte ihm hierauf, nunmehr seinen Besuch erwiedern zu wollen und mich mit ihm in seinen Gasthof zu verfügen, wobei ich die Absicht hatte, den jungen Grafen zu sehen und kennen zu lernen, weil ich ihn wahrscheinlich außerdem nicht zu Gesicht bekommen hätte.

Es schien dieß dem Grafen Chorinsky nicht sehr angenehm zu sein, gleichwohl ging ich mit ihm durch das Finzergäßchen auf den Promenadeplatz, und hier fiel mir auf, daß Graf Chorinsky nicht unmittelbar in den Gasthof hineingehen wollte, sondern mich auf dem Platze selbst, angeblich, um die dortigen Monumente zu sehen, herumführte, obgleich er diese Monumente keines Blickes würdigte. Als er gegenüber der Einfahrt zum Gasthof gelangte, gingen wir direct auf dieselbe zu, und ich war überrascht, in dieser Einfahrt, und zwar ziemlich im Schatten verborgen, einen Mann zu sehen, welchen mir der alte Graf als seinen Sohn vorstellte. Er schien mir sehr bestürzt, als er hörte, daß ich der Polizei-Director sei und ihn besuchen wolle, und wir verfügten uns zusammen auf das rückwärts über zwei Stiegen gelegene Zimmer, welches die Grafen innehatten.

Hier fragte ich den jungen Grafen, ob er die Leiche seiner Frau und ihre letzte Wohnung nicht sehen, ob er dem Begräbnisse nicht beiwohnen wolle. Er lehnte dieß bestimmt ab, unter dem Vorgeben, daß er von seiner Frau schon seit Jahren nichts mehr habe wissen wollen, und daß er theils von der schrecklichen Nachricht, theils von der Reise so sehr erschöpft und überdieß nur in Reisekleidern sei, welche er bei seiner schnellen Abreise von Wien habe entlehnen müssen.

Mir machte dieser Mann, anscheinend 35 bis 36 Jahre alt, nach seiner äußeren Erscheinung, sowie nach seinem scheuen und zurückhaltenden Benehmen, den subjectiven Eindruck, daß an seiner Schuld nicht gezweifelt werden könne.

Er hatte Beinkleider und einen Rock an, die offenbar nicht für ihn gemacht waren, und schien meinen Blicken möglichst auszuweichen.

Da Graf Chorinsky sen. an diesem Vormittage noch den österreichischen Gesandten Grafen Trauttmansdorff sprechen wollte, so erbot ich mich, ihn sammt seinem Sohn in das Gesandtschafts-Local zu führen, und wir gingen zusammen, ich in der Mitte, vom „bayerischen Hof" in die Ludwigsstraße.

Auf diesem Wege blieb der junge Graf mehrmals zurück und schaute sich scheu und verlegen um, namentlich wenn uns ein

Gendarm begegnete, und erkundigte sich angelegentlich nach der Aufgabe der Gendarmen.

An dem Gesandtschaftshotel angekommen, glaubte ich nichts Anderes, als daß die beiden Grafen in dasselbe eintreten würden; allein der junge Graf blieb zurück, angeblich, weil er nicht entsprechend angezogen sei. Ich ging sodann mit ihm die Ludwigsstraße entlang, und hier theilte er mir mit, daß er keine Civilkleidung besitze, daß er die Kleider, welche er anhabe, behufs seiner Reise nach München habe entlehnen müssen, daß er, da die Zinsen aus dem Heirathscautions-Capitale von seiner Frau bezogen wurden, lediglich auf seine Gage angewiesen sei und daß ich mir wohl deßhalb denken könnte, wie schlecht seine pecuniären Verhältnisse stünden.

Ungefähr um 1½ Uhr verließ ich ihn, nachdem ich zuvor schon seine genaueste Ueberwachung angeordnet hatte.

Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr war ich wieder in der Ludwigsstraße, wo ich beide Grafen, welche inzwischen in ihrem Hotel Mittag gemacht hatten, wieder traf und sie einlud, bis 6 Uhr Abends zu mir auf das Bureau zu kommen.

Da ich inzwischen zu dem Minister des Innern gerufen worden war, kam ich erst um halb 7 Uhr auf mein Bureau, wo Graf Chorinsky sen. auf mich wartete, während der junge Graf die ganze Zeit vor dem Polizeigebäude auf und ab ging. Erst auf meine dringende Aufforderung, doch zu mir heraufzukommen, trat er bei mir ein; und nun erfuhr ich, daß die Beiden ihren Entschluß geändert hatten, daß sie nicht mehr an diesem Abende abreisen, sondern dem Leichenbegängnisse gleichwohl beiwohnen wollten.

Nachmittags 3 Uhr hatte ich einen Besuch von dem österreichischen Legationsrathe Zwierzina empfangen und von demselben erfahren, daß der österreichische Offizier, welcher sich vor mehreren Wochen an ihn um Recherchen über den Aufenthalt der Madame de Ledske gewendet hatte, der österreichische Oberlieutenant Graf Chorinsky gewesen sei, daß er Letzteren damals nicht gekannt, aber nun aus Anlaß dieses fraglichen Ereignisses von dem österreichischen Gesandten Grafen Trauttmansdorff gehört habe, daß der Statthalter Chorinsky ein Ehrenmann sei, dieser sein Sohn aber nichts tauge und ihm schon viel Verdruß und Kummer gemacht habe; es sei diese Aeußerung um so bezeichnender, als Graf Trauttmansdorff ein Mann von ungemein mildem und nachsichtigem Urtheil sei.

Alle diese Wahrnehmungen und Mittheilungen ließ ich durch meinen Commissär Bauer in das Untersuchungsgericht gelangen und hielt in Erwartung des Verhaftungsbefehles die beiden Grafen auf meinem Bureau zurück.

Als der Haftbefehl ungefähr um 8 Uhr bei mir eintraf, eröffnete ich sofort denselben den beiden Grafen, worüber der jüngere in die größte Bestürzung gerieth und die Zulässigkeit seiner Verhaftung deßhalb bestritt, weil er österreichischer Unterthan und österreich. Offizier, deßhalb der Militär-Gerichtsbarkeit allein untergeordnet sei.

Alle Belehrungen unter Hinweis auf unsere strafgesetzlichen Bestimmungen brachten ihm keine andere Ueberzeugung bei, was insoferne von Bedeutung sein mag, als es die Unvorsichtigkeit seiner Reise von Wien nach München erklären kann.

Graf Chorinsky sen. entfernte sich von mir, um einerseits die Rücknahme des Haftbefehles und andererseits die diplomatische Intervention zu erwirken, und blieb anderthalb Stunden aus, während welcher Zeit ich mit dem Grafen allein war.

Während dieser langen Zeit zeigte sich der Graf im höchsten Grade exaltirt, verpfändete hundertmal sein Ehrenwort, daß er unschuldig sei, und äußerte unter Anderem auf meine Frage, daß seine Frau eine heftige, leidenschaftliche Person gewesen sei, daß er sie hasse, unauslöschlich hasse, daß sie sein ganzes Lebensglück zerstört habe u. dergl.

Als nach der erfolgten Zurückkunft des Grafen Chorinsky die Abführung des Sohnes in die Frohnveste in's Werk gesetzt wurde, fiel der Sohn dem Vater wiederholt um den Hals, und ich beobachtete, daß er ihm etwas in's Ohr flüsterte, was ich, da es überdieß, wie es schien, in czechischer Sprache war, nicht vernehmen konnte.

Der Graf Chorinsky sen. besuchte mich am Dienstag und Mittwoch fast zu jeder Zeit und auf viele Stunden und ließ mich bei seinem Abschiedsbesuche einen Brief lesen, welchen sein Sohn aus dem Gefängnisse an ihn geschrieben hatte.

In diesem Briefe ist unter vielen Unschuldsbetheuerungen der Auftrag enthalten:

„Sage meiner Julie, daß ich unschuldig bin.“

Auf meine Frage, wer denn diese Julie sei, mit welcher sein Sohn in so intimem Verhältnisse stehe, antwortete der Vater:

„Es sei eine entfernte Verwandte, heiße Ebergenyi, und habe er von diesem Verhältnisse erst in den letzten Tagen durch seinen Sohn Kenntniß erhalten.“

Letztere Aeußerung machte er, nachdem ich ihn auf den Widerspruch, welchen er mir am Montag gelegentlich einer Aeußerung machte, aufmerksam gemacht hatte.

Schließlich bemerke ich, daß Graf Chorinsky sen. gleich beim erstenmale, als er bei mir war, und dann später wiederholt sagte, sein Sohn habe gleich bei der Nachricht von dem Tode seiner Frau den Entschluß gefaßt, sogleich nach München zu reisen, und er, der Vater, habe ihn nur nicht allein reisen lassen wollen.

Burchtorff. Geiger. Müller.

Mannichfaltigkeiten.

(Einsturz der Michaeliskirche in Breslau.) Die „Schlesische Zeitung“ vom 9. d. M. berichtet über den traurigen Vorfall Folgendes: „Seit einiger Zeit war über dem linken der beiden gothischen Fenster in der zweiten Façade des eingestürzten Thurmes ein Sprung wahrgenommen worden, der sich bis zur Spitze hinauf erstreckte und immer mächtiger zu werden anfing. Um sich zu vergewissern, ob er in der That sich ausdehne, wurde die Oeffnung mit Cement verstopft. Doch auch dieser brach bald aus einander und der Riß in dem Mauerwerk wurde so drohend, daß die Arbeiter gestern Abend insgesammt beschlossen, keinen der Thürme, die beide noch nicht vollendet und daher noch mit Gerüsten umgeben waren, zu besteigen. Der Pfarrer von St. Michael, Herr Hauke, war Zeuge der Katastrophe. Er hörte in seiner provisorischen Wohnung, gegenüber dem Neubau in der Blüchergasse, plötzlich ein lautes Knistern und Knarren, welches im nächsten Moment in ein furchtbares Rollen überging, als wenn ein schwer mit Eisenbahnschienen beladener Wagen über eine gepflasterte Straße fährt. Zu gleicher Zeit sah er die Mauern des Thurmes aus einander bersten, und bald darauf stürzte die schlanke, bereits mit einem Kreuze geschmückte Spitze ein. Der 283½ Fuß hohe Thurm war verschwunden, und nur noch ein Chaos von Trümmern war zu sehen. Die Erderschütterung war so mächtig, daß man in den benachbarten Häusern ein Erdbeben vermuthete. Die Detonation bei dem Einsturze war nicht bedeutend, doch wurden die Steine bis auf den Kirchhof geschleudert. Ein Herr, der gerade am Grabe seiner Mutter sein Gebet verrichtete, wurde von einem Holzsplitter auf den Rücken getroffen, indeß nur unerheblich verletzt. Dagegen wurde sein Hund von einem Steine schwer am Kopfe beschädigt.“

Literarische Novitäten.

II.

A. H. Es ist nicht anzunehmen, daß dem Publikum unserer Vorlesungen und Vorträge die treffliche Charakteristik allzu bekannt sei, die Martin Hertz, einer unserer geachtetsten Alterthumsforscher, vom Publikum der Vorlesungen im alten Rom entworfen hat*). Insoweit dürfte es nicht unnützlich erscheinen, das „Alles schon dagewesen" des Rabbi Ben Akiba wieder einmal zu variiren. Die Klage des jüngeren Plinius über die Fluth eitler Rederergüsse vor gelangweiltem Publikum, über die Claqueurs in den Sälen und — ermesse moderner Mensch, wie tief du noch unter dem alten Rom stehst — das Dreinreden und beifällige Erheben von den Sitzen Seitens der Zuhörer ist nahe daran, bei uns ein Echo zu finden. Nahe daran, sagen wir; denn wenn wir auch in dem Bedürfniß nach diesen geistigen Vergnügungen bald auf der Plinianischen Stufe angelangt sind, so ist doch wenigstens in Deutschland, so lange es Universitäten gibt, eine gewisse Garantie für den Gehalt jener Kost und das Motiv des persönlichen Ehrgeizes steht noch nicht in erster Linie. Aber wir werden auch das noch bekommen. Bereits sehen wir vereinzelte Versuche, poetische Producte, seien sie nun dramatischer oder epischer Art, durch Lectüre Seitens des Verfassers zur Geltung zu bringen; vom Standpunkt der absoluten Freiheit und Verbreitung des geistigen Verkehrs müssen wir ihnen die ausgedehnteste Unterstützung gewähren. Eine andere Frage ist es, ob die Zeit schon herannaht, wo wir diese Lectionen, productive und receptive, in ein System bringen müßten. Im Princip ist ein solches System ohne Weiteres zuzugeben. Die Ausführung ist aber nicht die leichteste. Sei dem wie ihm wolle, wir begrüßen es als eine Anregung guter Art, daß einer jener Vorleser oder vielmehr Vortragenden, deren Namen in Deutschland bereits einigen Klang hat, Ludwig **Eckardt**, sich principiell über die Sache ausspricht. Es hängt in der That Vieles davon ab, daß die kommende Generation dieses Bildungsmittel in systematischer und bewußter Reife aus unseren Händen empfängt. Eckardt hat kürzlich eine Reihe selbstgehaltener Gelegenheitsvorträge publicirt unter dem Titel „**Wandervorträge aus Kunst und Geschichte.** Erste Hälfte" (Stuttgart, Rieger'sche Buchhandlung). Es sind dieß literarische Monographieen in essayistischer Form, zu verschiedenen Zeiten abgefaßt, hier in eine gewisse chronologische Folge gebracht: 1) Schiller, David, Thorwaldsen, Beethoven. 2) Jean Paul. 3) Die romantische Schule. 4) Die deutsche Kunst in der Zeit der Freiheitskriege. 5) Lessing. 6) Uhland. Diese Abschnitte, von gedankenreichen und lebhaften Discursen über die modernen Kunstideale durchflochten, sind von dem Verfasser mit bemerkenswerther Spontaneität zu dem Versuch einer, wie er es nennt, „Weltgeschichte der Kunst" zugespitzt. Wir wollen diese mehr oder weniger subjective Anschauung hier bei Seite lassen, und nur vorübergehend bemerken, daß aus solchem Zuschnitt, namentlich aus dem Ueberschätzen des Zusammenwirkens der „Zukunftskunst" in letzter Instanz ein weniger demophiles als aristokratisches Element resultirt, ganz gegen die Absicht des Verfassers. Für jetzt sei nur auf diejenige Stelle der Vorrede hingewiesen, in der Eckardt seine Idee von der Zukunft der öffentlichen Lectionen in etwas vorgreifender Weise auseinandersetzt. Hier ist sie: „Es ist noch nicht so lange her, daß sich auch in Deutschland das Institut der Wanderlehrer ausbilden und durch sie die künftige Volkshochschule anbahnen will. Ich verstehe unter dieser, auf ihrer ersten Stufe der Verwirklichung öffentliche, von den Städten und Gemeinden geschaffene Säle, in denen die der Schule entwachsene, durch das Leben gereifte, aber auch geistig zerstreute Bevölkerung fortdauernd einen allgemeinen Bildungsstoff empfängt und in den verschiedensten Fächern auf die Höhe der Zeitanschauung und der augenblicklichen Forschung gehoben wird. Die öffentliche Vorlesung kann selbstverständlich nicht wie die academische den mühsamen und oft trockenen Weg der Untersuchung gehen; sie hat die in Vorstudien gewonnenen Ergebnisse zu verwerthen und der großen Masse des Publikums auf eine anregende, auch formell fesselnde Weise zuzuführen." Inwieweit die letztere Behauptung vom Vermeiden des „trockenen Weges der Untersuchung" gerechtfertigt ist, soll hier nicht weiter berührt werden; nur ist davor zu warnen, daß man sie so verstehe, als wünschte Herr Eckardt die Untersuchung selbst entbehrlich zu machen. Die Kritik ist bei **jedem** Thema die Basis des Vortrages und vorzugsweise von den Detailarbeitern auf wissenschaftlichem Gebiete, wenn sie gleichzeitig, wie ein Virchow, Helmholtz, v. Sybel, auch einigen philosophischen Geist und geschmackvolle Form mitbringen, ist die populäre Monographie am Vollendetsten zu erwarten; ja wir möchten Herrn Eckardt selbst hierfür als Exemplificanten aufführen, da er es ohne Zweifel versteht, mit eigenen Gedanken und subjectiver kritischer Untersuchung zu operiren. So wie wir also von dem abstractesten Gesichtspunkte diese Principienfrage betrachten, an der das ganze Wohl und Wehe der Zukunft unserer öffentlichen Vorträge hängt und dem wir Geltung in allen; auch nicht academischen Kreisen zu verschaffen suchen müssen, wenn nicht die vollkommenste Verflachung einreißen soll, so willkommen heißen wir zugleich den Gedanken einer Volkshochschule. Hierin beruht der Kern der ganzen Frage. Man ist in Deutschland, trotz unserer hochgepriesenen universalen Schulbildung, nicht gewohnt, radical genug in Sachen des allgemeinen Unterrichts zu denken. Die gebildeten Classen nehmen mit einer erstaunenswerthen Exclusivität das Monopol alles populären Wissens für sich in Anspruch; die unteren Volksclassen, bildungsbedürftig wie sie in den großen Städten sind, gehen leer aus. Herr Eckardt hätte hier der Frage mehr auf den Grund gehen dürfen. Er wird es freilich gewohnt sein, vor einem Publikum zu sprechen, das meist der geistigen Aristocratie ebensowohl angehört, wie der gesellschaftlichen. Aber ob „Wanderlehrer", ob Universitätslehrer — was nach unserem Begriff vollkommen nebensächlich bei der Sache ist — muß sich der Vortragende doch nothwendig an das Gros der Gesellschaft wenden und umgekehrt von ihm getragen werden. Daß man in einem Dutzend großer Städte in Deutschland in jeder Winter-Saison zu den zahlreichen Kunstgenüssen neuestens auch das Divertissement eines wohlpräparirten Cyclus alternirender Vorträge hinzufügt, ist gewiß annehmbar und kann für die gebildete Gesellschaft als Caviar zu dem Uebrigen dienen, ist aber durchaus das Unwesentliche in einer so wichtigen Frage der Allgemeinheit. In vielen Fällen wird diesem Publikum nicht einmal Neues gesagt. Die Reform **dieser** Vorlesungen kümmert uns wenig; und nur im Vorbeigehen geschieht es, daß wir eine schon in einem hiesigen Blatte gegebene Anregung zu unserem Theile unterstützen, die Frankfurt's exquisitem Museumsprogramm galt und eine Suite von drei bis vier auf mehrere Stunden vertheilten Vorträgen dem seither gewohnten Dutzend einstündiger vorzog, mit denen in der That, auch bei meisterlicher Behandlung, gar nichts gewonnen wird. Doch lassen wir diese Bedenken, die sich in allen großen Städten heutzutage wiederholen, bei Seite, so finden wir auf alle Fälle für das undefinirbare Ding, das man in Deutschland heute noch Volk nennt, so gut wie Nichts gethan. Wie oft geschieht es denn, daß ihm von Seiten bürgerlicher Association freier Zutritt zu Vorlesungen offerirt wird? Daß solche dargebotene Gelegenheit nicht benutzt wurde, ist ein leicht widerlegter Einwurf. Wir haben bereits eines, aber auch ein glänzendes Beispiel vollkommenen Erfolges; es ist der Handwerkerverein in Berlin. Die ausgezeichnetsten Universitätslehrer scheuen sich nicht, dort ihre Vorträge zu halten. Hier ist der wahre Boden für eine fruchtbare Saat der Zukunft. Die Metropole unseres geistigen und politischen Verkehrs hat im „Handwerkerverein" und im „Wissenschaftlichen Verein" wahre Muster für eine elementare Volksbildung aller Gesellschaftsclassen geschaffen. Sie besitzt neuerdings noch ein drittes, ebenso wichtiges, ebenso unentbehrliches Förderungsmittel, das jenen ebenbürtig zur Seite steht. Wir meinen die vortreffliche „**Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge**", herausgegeben von Rud. **Virchow** und Fr. von **Holtzendorff**, die in der Lüderitz'schen Buchhandlung (A. Charisius) regelmäßig in etwa monatlicher Folge heftweise erscheint. Vielleicht ist die Wirkungssphäre dieses Unternehmens, das auf der liberalsten buchhändlerischen Basis ruht — denn jedes einzelne Heft, das einen abgeschlossenen Vortrag enthält, kostet im Abonnement fünf Sgr. — eine noch ausgedehntere als die der Vorträge selbst. Zwar sind wir des Glaubens, daß diese bei aller Billigkeit dem gemeinen Manne noch lange nicht mundgerecht erscheinen, so lange sie eben schwarz auf weiß vor ihm liegen; aber die Verbreitung solcher Schriften im Mittelstand ist doch auch schon ein großer Gewinn. Es läßt sich ohne Weiteres behaupten, daß die Virchow'sche Sammlung, wenn sie ihrem seitherigen Geiste treu bleibt, in Kürze bereits den Charakter einer populären deutschen Encyclopädie gewinnen wird: so vollständig und erschöpfend bewegt sie sich auf allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst. Nur kirchliche und politische Streitfragen sind ausgeschlossen, um ihr die wissenschaftliche Objectivität zu wahren. Wenn wir einen Wunsch aussprechen dürften, so wäre es der, daß sie etwas mehr wie bisher in philosophischen Gebieten sich erginge. Die mit dem 49. Heft beginnende dritte Serie der Sammlung wird hoffentlich dazu Veranlassung finden. Unsere deutschen Schriftsteller aber seien aufgefordert, die wahre Volksbildung unter der Aegide eines so gediegenen Unternehmens fördern und verbreiten zu helfen.

*) Schriftsteller und Publikum in Rom. Vortrag, gehalten im Wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Berlin, Hertz 1853.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 12. Mai. **Die Jäger**, ländliches Sittengemälde in 5 Acten von Iffland. Oberförster: Herr **Hellmuth** vom k. k. priv. Karltheater in Wien als Gast. (Abonnements-Vorstellung Nr. 159.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 133. Mittwoch, den 13. Mai 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

III. „Was hat meine Mutter gemacht, Roman?“ frug Mildner.

„Die Herrin? Nun, sie legte den Leuten vor, ganz ruhig und ohne ein Wort zu reden, wie gewöhnlich. Aber zuweilen blickte sie den Pfarrer an mit ihrem befehlshaberischen Blick, den Er ja kennt. Sie sieht dann so kalt und unzufrieden aus, als wenn sie eine Königin wäre, die Jemand etwas nachträgt — denn die Pächterin ist eine gewaltige Frau, so wie Er ihr gewaltiger Sohn ist, Herr Mildner. Aber sie thut nicht so . . .“

„Und meine Base, Luciane?“

„Unsere Jungfer? Sie that so, als wenn sie in einem Winkel bei einer Lampe arbeitete, aber so oft ihr der Pfarrer den Rücken zuwandte, sah sie ihn an — zu sonderbar sah sie ihn an, und ihre schönen Augen standen voll Thränen, und sie that nichts mehr, ihre Nähnadel rührte sich nicht von der Stelle, so daß die Pächterin sie schlafen gehen hieß . . .“

„Und dann?“

„Dann standen Alle vom Tische auf, um sich ebenfalls auf das Ohr zu legen, und ich ging hinter den Andern her, als der Pfarrer plötzlich zu mir sagte: Roman, bleibe da. Dann verlangte er Feder und Tinte, setzte seine Brille auf, und begann oben am Ende des Tisches zu kritzeln. Dann sagte er wieder zu mir: Weißt Du, wo Herr Mildner in Mainz wohnt? — Ja, Herr Pfarrer, sagte ich, er wohnt in der Schustergasse, ziemlich nahe am Markt, und vor seiner Ladenthüre sind auf einem Gestelle ganze Stöße Halstücher aufgehäuft. — Gut, sagte er, so wirst Du ihm morgen Früh, sobald Du aufstehst, diesen Brief bringen, und wirst nicht ohne ihn wiederkommen.“

„Und als Du allein bei meiner Mutter und dem Pfarrer warst, hast Du da nichts gehört?“

„Warte Er einmal — —, als der Pfarrer sich vor den Tisch hockte, um zu schreiben, sagte er zu der Pächterin: Nu, ich hatte Unrecht; aber das Unglück ist nicht groß. — Und die Frau hat nur gesagt: Hofft! — Der Pfarrer hat die Achseln gezuckt.“

„Das ist mir unerklärlich“, sagte Mildner mit finsterer Miene, und den Brief, den er in der Hand hielt, wieder vor seine Augen haltend, begann er ihn mechanisch mit lauter Stimme zu lesen, ohne Roman zu beachten.

Es war eine Art Rathgebung, eine räthselhafte Meldung in militärischem Style und lautete:

„Mildner!

Während Du in Deinen Cantonnirungen schläfst, wurde heute, am 27. Mai, der Krieg zwischen dem Pachthof und dem Schlosse erklärt. Und es ist keine Gränz-Chikane, sondern ein Invasionskrieg, es ist Alles oder Nichts; es heißt siegen oder sterben, und siegen ist uns unmöglich. Nach sechsjährigem Stillschweigen verlangt die Gräfin von Schönborn ganz plötzlich Deine Base Luciane, die Tochter von Michel Werner. Sie gestattet Dir drei Tage, um die Waise mit Waffen und Gepäck auf das Schloß zu schicken. Sie gibt an, sie wolle sie aussteuern und verheirathen. Wenn Du Dich weigerst, so wird sie bei den Gerichten klagen. Du wirst alsdann die Einwilligung der Wittwe Werner vorlegen, die Dir das Mädchen, ihre Tochter, anvertraut hat. Sie aber wird das Testament des Vaters beibringen, worin er der Gräfin sein Kind empfiehlt. Sie ist eine vornehme Dame, welche die Richter nach Gefallen lenkt, sie wird gewinnen. Dieses hat sie heute Morgen selbst der Mutter Mildner eröffnet, und zwar in dem Ton von Jemand, der durchsetzen will, was er verlangt. Ich überlasse es Dir, den Vorfall zu beurtheilen. Deine Mutter hielt sich, Gottlob, ziemlich tapfer, aber unsere Schloßfrau ist ein wahrer Pandur.

Wir werden nicht nachgeben, das steht fest, aber Gott weiß, wie die Sache endigen wird. Doch welches ist der Grund? Deine Mutter behauptet, ihn zu kennen, ich aber behaupte, daß sie nichts davon weiß.

Die gute Frau hat sich einen gewissen Neffen der Gräfin, den Baron Felix von Wiesenhütten, in den Kopf gesetzt, den wir nie gesehen hatten, weil er vor zehn Jahren das Land verließ, und erst vor zwei Monaten wieder gekommen ist, gerade zu der Zeit, als Du es für geeignet hieltest, Gott weiß warum, den Pachthof zu verlassen. Sie behauptet, besagter Edelmann sei dem Offensiv-Verfahren der Gräfin nicht fremd. Wie und warum? Was vermuthet Deine Mutter? Sie sagt es nicht, sie behält es für sich. Das ist unerträglich. Ich würde nichts sagen, aber nach Dem, was heute im Pachthofe vorgefallen, und nach Dem, was ich von der Sache halte... Mein Gott, bin ich denn ein alter Narr, so sage man es mir. Ich verstehe mich nicht mehr auf brave Leute, ich vermag die gute Race nicht mehr zu erkennen. Doch motus! folge dem Appell. Ich sage, er ist ein Löwe; Deine Mutter sagt, er ist ein Wolf. Du wirst entscheiden.“

Mildner machte eine ungeduldige Bewegung und zerknitterte neuerdings den Brief in seiner Hand. Ein bitterer und spöttischer Ausdruck wurde in seinem Gesichte sichtbar.

„Ein Löwe — ein Wolf!“ murmelte er, die Achsel zuckend. „Meine Mutter hat sich nie betrogen, das sollte er wissen.“ Und er verfiel wieder in sein düsteres Nachdenken.

Vor einem jungen Hirten vom Wolf sprechen, heißt dem kindlichen Hannibal von Rom erzählen.

Während Mildner schweigend weiter schritt, rief Roman mit drohender Miene:

„Es war ein Wolf? So, es war ein Wolf? — Aber nun seid Ihr da, Herr Mildner, und Ihr werdet ihn tödten."

„Ob ich ihn tödten werde!" rief Mildner, ohne daran zu denken, mit tiefer, schrecklicher Stimme. Dann plötzlich erwachend, sagte er, indem er zu lächeln versuchte: „Du vergissest, Roman, daß man seinen Nächsten nicht tödten darf."

Roman riß seine runden Augen weit auf und fuhr mit der Hand in sein krauses Haar, und da Mildner nicht weiter Acht auf ihn gab, so murmelte er mit erbostem Tone:

„Ist denn so ein verfluchter Wolf unser Nächster? . . . Ach! das wäre mir was."

In dem Augenblick, da sie eben um eine Biegung gingen, sahen sie etwa fünfundzwanzig Schritte vor sich einen merkwürdigen Reiter, der auf sie zu kam.

(Fortsetzung folgt.)

Ein richtiger Mann.

Am 10. Mai 1796 ward einem aus dem Hohenzollern'schen in das Dorf Weisenbach im Murgthale Badens zu einem Kirchenbau gekommenen Maurerpalier ein Knabe geboren, und am 21. April d. J. ward derselbige Knabe auf dem Kirchhofe desselben Dorfes Weisenbach, Angesichts seiner Lieblingsschöpfung, einer schönen gothischen Kirche des Ortes, als einer der geachtetsten und begütertsten Bürger des Landes unter allgemeiner Theilnahme eines zahlreichen Trauergeleites zur Erde bestattet.

Und in der That! zwischen dem 10. Mai 1796 und 21. April 1868 lag bei dem Werkmeister **Johann Belzer** — so hieß der Geschiedene — ein ungemein reiches Leben rastloser Thätigkeit, ungewöhnlichen Schaffens, guten Erfolges. Aus dem einfachen, armen Handwerksgesellen, der als angehender Meister für seine erste Kuh bei der Verheirathung das Geld bei dem Heiligenfond zu Forlach entlehnen mußte, war, freilich auf dem Grunde eines angeborenen bedeutenden Talentes, ein richtiger und tüchtiger Meister seines Faches im vollsten Sinne des Wortes durch eisernen Fleiß und rastlose Selbstausbildung geworden. So mannichfaltig wie weitverbreitet sind Belzers Schöpfungen im ganzen Lande Baden. Es ist kaum glaublich, was dieser Mann Alles gebaut hat, und wohl kaum ein zweiter Name so überall bekannt in seiner badischen Heimath. Sein erster größerer Bau, die Kapelle zu Reichenthal, zu Anfang der zwanziger Jahre, war buchstäblich in allen Theilen sein Werk. Zu ihr hat er nach seiner Gewohnheit nicht nur selbst die Steine gebrochen, gemauert, bemalt; auch den Altar schnitzte er, da er dieß nebenbei gelernt, mit eigener Hand, und dessen Leuchter, und auch die Vergoldung ist seine Arbeit.

Dieß Werk trug seinen Namen in weitere Kreise; der um Baden hochverdiente Oberst Tulla lernte den tüchtigen Meister kennen; er und Andere unterstützten den Strebenden mit Stoff zum Studiren. Es gab Arbeit genug im Murgthale, wo die Fluth Brücken und Anderes zerstört hatte, sowie reichliche Staatsbauten. Belzer baute die Fürstencapelle in dem reizenden Lichtenthal bei Baden-Baden, die Kirche zu Langenbrand, den Aquädukt der Spinnerei zu Ettlingen, eine Anzahl Schul- und Pfarrhäuser im Murgthal, die schöne Trinkhalle zu Baden-Baden nach Hübsch's Plänen, sowie dann an diesem lieblichsten Punkte des schönen Badener Landes ferner noch zahlreiche Prachtgebäude und schöne Privathäuser, das Dampfbad, die Capelle des neuen Friedhofes, die evangelische, englische und griechische Kirche.

In der neuerbauten Festung Rastatt rührt fast alle Steinhauerarbeit von Belzer her; zahlreiche Eisenbahnbrücken hat er ausgeführt, darunter namhafte Bauten von zum Theil staunenerregender Kühnheit, wie die Uebergänge bei Laufenburg, Hauenstein und Albbruck.

Einen ganz neuen Zweig der Thätigkeit eröffnete er in der Bearbeitung des Granits, wozu ihm die schöne Granitfindlinge im nahen Raumünzach Anlaß gaben. Da gab es Verwendung für Brückenbauten, wie zu monumentalen Zierden, die, wie sie das Theater in Carlsruhe und fürstliche Säle zierten, auch außer Landes gingen, wie die Säulen der Kirchen zu Ludwigshafen und Bietigheim und die Piedestale der Denkmäler von Schiller und Goethe und Wieland in Weimar, des Grafen Eberhard in Stuttgart und List's in Reutlingen.

Das ist ein wahrer Werkmeister gewesen, ein Autodidakt, wie es wohl wenige gibt und dessen Bild erhalten zu werden verdient. Vervollständigt wird es, wenn wir von seinen Freunden erfahren, daß der auch vom Glücke begünstigte, mit den Gütern seines rastlosen Fleißes reich gesegnete Mann seine Bescheidenheit nicht verlor, noch in reiferen Jahren eine Prüfung als Müllermeister bestand, um eine Mahl- und Sägemühle neben einem bedeutenden Holzhandel zu betreiben, sein kleines Dorf nie verlassen hat, hier aber und für alle Bewohner des schönen Murgthals der Mittelpunkt der sorgendsten Wohlthätigkeit und unbegränzter Gastfreundschaft war. In Baden wird Belzers Name lange in gutem Gedächtnisse bleiben; und diese Zeilen mögen einem tüchtigen Manne, wie sie wohl immer seltener sich finden, auch in weiteren Kreisen gerecht werden.

†.

Ueber Wachtel's — Notabene, des Wachtel sen. — Tenorgeschichte

gibt der Feuilletonist eines Hamburger Blattes sehr amüsante Aufschlüsse. Er erzählt:

„Vor zwei bis drei Decennien veranstaltete ein Hamburger Makler Pfefferkorn, ein heiterer Lebemann, sehr nette Landpartieen am Sonntage, bei denen eine Quartettgesellschaft liebliche deutsche Weisen nach guter alter Sitte vortrug, nachdem man „der Speise und des Trankes", wie es Hamburgern ziemt, in „lieblicher Fülle" genossen.

Der blutjunge Wachtel war der Leib-Droschkier dieser vergnügten Gesellschaft, und weil er ein hübscher, anstelliger und heiterer Bursch war, ward er zugleich zum „Oberkellner" ernannt, deckte auf dem blühenden Rasen das leckere Mahl auf, arrangirte die wichtige Partie der Kaffeebereitung, zu der „mitgebrachter" ächter Mokka verwendet wurde, kurz, machte sich auf jede Weise nützlich und angenehm.

Einmal begab es sich, daß die Quartettsänger ihr Lied beginnen wollten, aber als es losgehen sollte, da war auf einmal der Tenor heiser. Er hatte sich durch das Sitzen auf dem feuchten Grase sehr stark erkältet, da sein kokettes weißes Höschen ihn nicht genug vor dem unfreiwilligen Sitzbade schützte, und hatte einen wahrhaften „Kater" in der Kehle.

Holland war in größter Noth. Ohne Tenor war nichts anzufangen und höchst ärgerlich rief unser guter Makler in seinem damals noch ausschließlich privilegirten Plattdeutsch:

„Na dat is eine scheune Tucht! Nu sitten wi hier un köönt nix maken! De Deuwel sall de witten Büxen halen!"

Und damit warf er dem schuldigen Tenor, der so wenig auf seine „kostbare Gesundheit" gegeben hatte, einen vernichtenden Blick zu, der aber an dessen feiner Havanna und ihren bläulichen Nebeln fruchtlos abprallte.

Da nahte sich schüchtern Wachtel in Hembärmeln und stotterte: „Wenn Se mi mitsingen laaten wöllt, denn kann't losgahn. Ik heff dat ohle Leed all männichen Sündag mit anhört!"

Der Kunstmäcen betrachtete seinen Kutscher mit einem Staunen, als wäre er das fabelhafte, jetzt von Livingstone noch nicht entdeckte Einhorn und stammelte:

„Du wullt singen? Kennst Du denn de Noten?"

„Nee, de kenn ick nich, dat geiht sau ook ganz goot. Mit so veel Wittlöstigkeiten gifft sick unser eener nich aff!"

Und man lachte und ließ Wachtel singen, da man die Sache für eine „prächtige Küür" hielt, wie wir Hamburger sagen. Aber als die wunderbare, wenn auch ungeschulte Stimme erscholl, da lachte kein Mensch mehr und Pfefferkorn fiel seinem Kutscher um den Hals und schrie, daß Wachtel singen lernen müsse.

Und Morgens, als Wachtel in Holzpantoffeln dastand und seinen Wagen wusch und die ganze Geschichte schier vergessen hatte, da stürmte der eifrige Sängerfreund auf ihn zu, nahm ihn mit, wie er ging und stand, und schleifte ihn, den Widerstrebenden, zur Grandjean hin, die natürlich auch sofort über diesen „Fund" entzückt war und die ersten, schweren Schritte des Kunstnovizen lenkte, der ihr's auch nicht vergessen hat. An Dornenhecken mußte er sich genug ritzen, ehe sich ihm der Blumenpfad der Kunst öffnete, aber den Muth verlor er nie und jetzt freut er sich seiner Ausdauer mit so großem Recht, wie wohl wenige seiner Mitstrebenden.

Noch einmal der Brief von Goethe's Mutter.

Die „Köln. Ztg." erhält folgendes Schreiben:

„Verehrliche Redaction! Herr Heinrich Düntzer hat im Aufsatze: „Der angebliche Brief von Goethe's Mutter" (Kölnische Zeitung Nr. 123), mit „Fälschung" und „Fälschern" herumgeworfen und herausrechnen wollen, daß besagter Brief ein gefälschter Brief sei.

Da ich nun diesen Brief aufgefunden, selber buchstäblich copirt und in der historischen Schrift: „Die theologische Dienerschaft am Hofe Josephs II.", veröffentlicht habe, dürfte ich mir wohl schmeicheln, daß der größte Theil der Höflichkeit des Herrn Düntzer für mich bestimmt sei *). Um nun die Aufregung des Herrn Düntzer in etwas zu calmiren, wird diesem Herrn hier folgende Erklärung des k. k. Regierungsrathes und Vicedirectors Alfred Ritter v. Arneth, des berühmten Historikers, zum aufmerksamen Durchlesen übersandt:

„Wien, 6. Mai 1868.

Die gefällige Anfrage vom heutigen Tage beehre ich mich dahin zu beantworten, daß meines Erachtens an der Aechtheit des im k. k. Haus-, Hof- und Staats-Archive befindlichen und in Ihrem Werke: „Die theologische Dienerschaft am Hofe Josephs II.", veröffentlichten Briefes der Mutter Goethe's an ihren Sohn vom 17. November 1786 ein begründeter Zweifel um so weniger obwalten kann, als dieser Brief eine in dem Berichte des Card. Herzan vom 24. März 1787 ausdrücklich erwähnte Beilage dieses Berichtes bildet, demselben also seit mehr als 80 Jahren beigeschlossen ist, und somit sowohl eine damalige als eine seitherige Fälschung gleich undenkbar erscheint. Hochachtungsvoll ꝛc. Alfred v. Arneth."

*) Gewiß nicht; Herrn Düntzer waren diese Umstände unbekannt. Cardinal Graf Herzan war österreichischer Gesandter in Rom. Herr Dr. Brunner fand den Brief als eine Beilage seiner geheimen Correspondenz mit dem Fürsten Kaunitz vor. Es ist nicht abzusehen, wozu Herzans deutscher Secretär, welcher mit Goethe bekannt war, einen nachgemachten Brief dieser Art seinem Chef gebracht hätte. D. Red.

Ferner möge der geneigte Leser, der sich die Seelenruhe durch Auffindung dieses Briefes nicht hat stören lassen, in besagter Schrift Seite 156—159, über Goethe's Aufenthalt in Rom, dann Seite 6 über Herzans geheime Correspondenzen nachsehen, um in Erfahrung zu bringen, wer in diesem Streite zu einer sehr unnöthigen Exaltation sich hat fortreißen lassen.

Wien, 6. Mai 1868. Dr. Sebastian Brunner, apostolischer Prälat.

Mannichfaltigkeiten.

(Unglück beim Rudern.) Aus Hamburg vom 11. Mai schreiben die „Hamb. Nachr.": „Am Freitag Abend machte ein junger, sich hier aufhaltender Kaufmann von 22 Jahren, Baron v. Girard aus Reval, mit der vom hiesigen Thalia-Theater abgegangenen Schauspielerin, Fräulein Herrlinger, in einem von einem Jollenführer geruderten Boote eine Spazierfahrt auf der Alster. Als das Boot um 9 Uhr von der Außen-Alster her die Lombardsbrücke passirte, kam es, indem es in eine unrichtige Durchfahrt gerathen sein soll, in den Cours eines von der Stadt kommenden Dampfbootes, welches vergebens die gehörigen Signale gab. Da das Ruderboot, welches wahrscheinlich nicht richtig gesteuert wurde, nicht ausbog, so wurde es von der Mannschaft des Dampfbootes mittelst Schifferhaken von diesem abgehalten und bei Seite geschoben. Dennoch kenterte es, als es bereits auf der Seite des Dampfbootes war, wie man hört, dadurch, daß der junge Mann sich an dem Dampfboot festzuhalten suchte. Alle drei Personen stürzten in's Wasser. Fräulein Herrlinger und der Jollenführer wurden glücklich durch das Dampfboot gerettet. Leider aber ertrank Baron v. Girard, obgleich er ein fertiger Schwimmer gewesen sein soll. Seine Leiche war am Sonnabend noch nicht aufgefunden.

(Verhaftung einer Engelmacherin.) In Königsberg ist in diesen Tagen eine sogenannte „Engelmacherin", eine Arbeiters-Wittwe, verhaftet worden, die man in Verdacht hat, alle die kleinen unehelichen Kinder, welche ihr gegen ein geringes Honorar in Pflege gegeben worden sind, seit dem December vorigen Jahres sechs, zu „Engeln" gemacht zu haben. Die „Engelmacherei" ist eine neue schwarze Seite unserer modernen socialen Zustände, eine scheußlich teuflische Erscheinung, welche ihre Schatteneeiten wirft nicht nur auf das arme, verkommene Proletariat, sondern auch auf die sogenannten höhereren Stände ꝛc. Wer sein uneheliches Kind der Kostenersparniß wegen rasch loswerden will — in London, in Berlin, wie in anderen Haupt- und Residenzstädten — der gibt es zu einer „Engelmacherin". Je geringer das Kostgeld ist — 1 Thlr. 10 Sgr. bis 2 Thlr. pro Monat pränumerando — desto eher wird das Kind zu den Engeln versetzt. Es ist gar nicht nöthig, derlei Kinder zu vergiften, zu ersticken, ihnen Nadeln zum „zufälligen" Verschlucken zu geben; ach nein, man läßt sie allmälig verhungern. Dann ist das Kind an irgend einer der vielen Kinderkrankheiten gestorben, es wird auf dem Armenkirchhof umsonst begraben, und die Pflegemutter, deßhalb „Engelmacherin" genannt, singt: „Der liebe Gott hat den Engel zu sich genommen!" Sie bewirbt sich, neue uneheliche Kinder in Pflege zu bekommen, um von den „pränumerando" erhaltenen Pflegegeldern so viel als möglich zu ersparen; bei der Noth der Zeit und in der Armuth wird dafür Sorge getragen, daß das Kind so rasch wie möglich, jedenfalls noch vor Monatsschluß, zu den Engeln versetzt wird.

(Ominöser Druckfehler.) Gegenwärtig macht ein ominöser Druckfehler die Runde und erregt die allgemeinste Heiterkeit. Graf

Bismarck hatte in der Debatte über die Redefreiheit diese Frage einen „preußischen Streit“ genannt. In der Druckerei der „Norddeutschen Allgemeinen“ aber, wo die stenographischen Protocolle gedruckt werden, hat ein Setzer „Streit“ in „Staat“ verwandelt. Hiernach sagt Graf Bismarck folgende, an Hochverrath streifende Worte (S. 86. 7. Sitzung): „Für so wichtig halte ich die Frage, ob dieser preußische Staat ein Jahr früher oder später aus der Welt geschafft wird — für so wichtig halte ich die Frage nicht.“

Correspondenzen.

Darmstadt, im Mai.

Am vorletzten Tage des verwichenen Monats gab die großherzogliche Hofmusik unter der bewährten Leitung des Hofcapellmeisters Herrn Neswadba das letzte ihrer diesjährigen Concerte im Saale der Vereinigten Gesellschaft. Mehr noch als zu ihren früheren Soireen hatte zu dieser ein zahlreiches Auditorium, die Elite der Gesellschaft und der künstlerischen Kreise der Residenz, sich versammelt. Herr Franz Nachbaur, der nun in wenigen Wochen von der hiesigen Bühne, die mit ihm eine ihrer schönsten Zierden verliert, scheidet, um einem Rufe an das königliche Hoftheater in München zu folgen, erfreute uns an diesem Abende in dem Vortrag einer Arie aus Mozart's „Cosi fan tutte“ und zweier Lieder von Schumann und Abt wieder mit der Entfaltung aller der Vorzüge, die ihn auch als Concertsänger auszeichnen. Ihn lohnte reichen Beifall, der um so inniger war, als er gleichsam einem Abschied in diesem Raume galt. Einer höchst anerkennenden Aufnahme erfreute sich Herr Anton Urspruch (aus Frankfurt), Ihres trefflichen Martin Wallenstein würdiger Schüler. Er trug das C-dur-Concert von Beethoven und eine der schwierigsten Liszt'schen Compositionen vor. Der jugendliche Künstler erfüllte seine Aufgabe in bester Weise; die allseitige lebhafte Würdigung, die ihm zu Theil ward, möge ihm ein Sporn zum Beharren bei so schönem und erfolgreichem Kunststreben sein. Nur möchten wir den Wunsch nicht verschweigen, daß Herr Urspruch in seinem Spiele eine etwas größere Wärme entwickelte, die Anlage fehlt ihm nicht. Der Vortrag eines Diethe'schen Concertinos für Oboe durch Herrn Hofmusikus Müller reihte sich den Solopartieen des Abends würdig an. Die Hofcapelle selbst leistete mit voller Meisterschaft Ausgezeichnetes in Beethovens Symphonie in A-dur und in der Schumann'schen Ouverture zu „Manfred“.

Bockenheim, 10. Mai.

Ein gestern von dem hiesigen „Liederkranz“ zum Besten der Kleinkinderschule gegebenes Concert zeigte in recht erfreulicher Weise, wie auch hier nicht nur die Lust und Liebe, die Kunst ernstlich zu pflegen, sich regt, sondern auch ein vielfach anerkennenswerthes Können nicht fehlt, dessen Herausbilden dem Dirigenten des Vereins, Herrn Reich, alle Ehre macht. Einzelne der Chöre, darunter ein Doppelquartett, brauchten selbst eine scharfe Kritik keineswegs zu scheuen, indeß man für die Soli, zumal soweit sie Erstlingsversuche waren, vorerst noch die Zukunft sorgen lassen darf. Verdienten, großen Beifall fand Frau Calvelli-Adorno mit der coloraturenreichen Cavatine aus Rossini's Semiramide und mit einem tiefempfundenen Kücken'schen Lied. Mit Rücksicht auf die schönen und so sympathischen Stimmmittel der Dame und deren von künstlerischem Verständniß geleitete Verwendung ist es zu verwundern, daß eine solche Kraft größeren musikalischen Kreisen bis jetzt ganz fern blieb. Den Instrumentalpart vertrat mit zwei Pianopiecen ein Fräulein Hauswald und sehr wacker, so daß die Sicherheit, Energie und zugleich die Geläufigkeit kaum das Debut erkennen ließ. Auch die declamatorische Recitation des Abends war von Frauenseite übernommen, im komischen Genre mit glücklichem Erfolg.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Paris, 8. Mai. Das Palais Royal gab gestern eine neue Operette von Offenbach und seinen bewährten Mitarbeitern Henri Meilhac und Ludovic Halevy, unter dem Titel „Le Château à Toto“. Der Erfolg ging ein wenig decrescendo, er war durchschlagend für den äußerst amüsanten ersten Act, befriedigend für den zweiten, obgleich derselbe, was das Sujet betrifft, eine ziemlich getreue Nachbildung der Auctionsscene in der „Weißen Dame“ ist, und unbedeutend für den dritten und letzten. Die Musik ist gar zu leicht, wie immer, wenn Offenbach für die stimmlosen Komiker des Palais Royal schreibt; dieser Fehler hat aber nicht gehindert, daß die Vie parisienne ihrer Zeit dreihundert Mal hintereinander gegeben wurde, er wird also auch dem Erfolg der gestrigen Novität nicht im Wege stehen; an Witz und Laune fehlt es derselben keineswegs und die durch Fräulein Bouffar verstärkte Truppe des Palais Royal sorgt für das Uebrige.

Bunsen's Memoiren. Wir können unseren Lesern das baldige Erscheinen eines Werkes ankündigen, das sicher nicht verfehlen wird, lebhaftes Interesse in den weitesten Kreisen zu erregen: „Bunsen's Memoiren und Biographie“, herausgegeben von seiner Wittwe. Schon seit dem Tode Bunsen's wurde ein solches Werk mit Spannung erwartet, und nach dem, was wir über seinen Inhalt erfahren, zweifeln wir nicht, daß dasselbe auch hohen Erwartungen entsprechen werde. Wie die letzten Werke Bunsen's selbst alle in doppelter Ausgabe, deutsch und englisch, erschienen, und wie er überhaupt auf die wissenschaftliche und religiöse Entwickelung beider Nationen gleich bedeutend einwirkte, so wird auch dieses über ihn handelnde Werk von der Verfasserin, als einer geborenen Engländerin, zunächst ihren Landsleuten geboten. Die deutsche Bearbeitung des Werkes hat ein dazu vorzüglich befähigter deutscher Gelehrter, Professor Dr. Nippold in Heidelberg, übernommen, dessen im vorigen Frühjahre erschienenes Werk über die Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts (seit 1814) ungewöhnliches Aufsehen erregte, so daß es schon nach drei Monaten in zweiter und soeben in dritter Auflage erschien. Diese deutsche Ausgabe wird von der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig veröffentlicht, welche alle späteren bedeutenderen Werke Bunsen's („Die Zeichen der Zeit“, „Gott in der Geschichte“ und vor allem sein „Bibelwerk“) verlegte und seiner Zeit von dem Verewigten selbst dazu auserwählt wurde. Ueber den höchst interessanten Inhalt des Werkes behalten wir uns weitere Mittheilungen für später vor und wollen hier nur für die mit den Verhältnissen weniger Vertrauten in Erinnerung bringen, daß Bunsen — ebenso bedeutend als Mensch wie als Gelehrter und Staatsmann — sowohl während seiner diplomatischen Laufbahn in Rom, Bern und London als später in Deutschland mit den bedeutendsten seiner Zeitgenossen in lebhaftem Verkehr und Briefwechsel stand. Sein persönliches Verhältniß zu drei preußischen Königen ist ja wohl eben so bekannt wie die tiefe wissenschaftliche Anregung, die von ihm ausging, und das Verdienst, das er sich durch seine „Zeichen der Zeit“ der damals (1855) auf ihrem Höhepunkt stehenden Reaction gegenüber erworben hat. Hiernach läßt sich also erwarten, daß die mit Benutzung seines Nachlasses und seines Briefwechsels verfaßten Memoiren Bunsen's, abgesehen von seiner Person, hohen Werth für die Geschichte seiner Zeit haben werden.

„Entfesselte Furien“, culturhistorischer Roman aus dem dreißigjährigen Kriege von M. A. Niendorf. Drei Bände (Berlin, Lesser). Gegenstand und Titel lassen ein Schauergemälde aus jener schrecklichsten Zeit Deutschlands befürchten; aber der Verfasser hat in jeder Beziehung Maß gehalten und nur, so weit es nöthig war, auf die Entartung der menschlichen Natur in jenem Kriege hingewiesen. Schon die als Vorrede gegebene geschichtliche Einleitung, welche nicht ungelesen bleiben darf, zeigt den ernsten und würdigen Standpunkt des Verfassers in seiner Anschauung der damaligen wie der gegenwärtigen Zeit. Die verderblichsten Factoren jener Zeit, die Kasten der Junker, Krieger und Pfaffen, sind noch heute wirksam und lassen die Gesundheit des Staates und der Gesellschaft nicht aufkommen. Daran sind aber nicht bloß die Regenten schuld, sondern nicht minder die Völker selbst. Beiden hält dieser Roman den Spiegel vor. Indessen hätte der Dichter die besten Einzelnen, deren Geschichte er mit der allgemeinen verwebt, nicht so traurig enden lassen sollen, soweit dieß in seiner Hand stand.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 13. Mai. Letzte Gastdarstellung der Fräulein Aglaja Orgeni. **Lucia von Lammermor**, große Oper in 3 Acten von Salvator Cammarano. Musik von Donizetti. Lucia: Fräulein Orgeni.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 160.)

Donnerstag, 14. Mai. **Die Schwägerin von Saragossa**, komische Operette in 2 Acten nach dem Französischen des Charles Nuiter von Carl Treumann. Musik von J. Offenbach. Hierauf: **Das Schwert des Damokles**, Schwank in 1 Act von G. zu Putlitz.

(Abonnements-Vorstellung Nr. 161.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 134. Donnerstag, den 14. Mai 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Der Blick des Bürgers, der eben auf diesen den Weg begränzenden Punkt gerichtet war, schien jenseits desselben etwas Unbekanntes, etwas Todfeindliches zu suchen, als der Reiter sich zeigte, und diese plötzliche Erscheinung traf unglücklicherweise für Mildner mit dem Gedanken zusammen, der in ihm grollte und gährte.

Er hatte ihn jedoch nie gesehen, und der Edelmann, denn ein solcher schien der Reiter zu sein, hatte nichts in seiner Person, das Anstoß erregen konnte.

Er trug einen polnischen Rock von dunkelgrünem Sammt, der auf der Brust mit goldnen Schnüren geschlossen war; der mitten auf der Stirne sitzende Hut war ebenfalls mit Gold bordirt, die glänzenden Lederstiefel reichten bis an die scharlachrothen Hosen. Er ritt ein prächtiges schwarzes Pferd, das mit einem Netz von weißem Filet bedeckt war, welches das Ende seiner mit Knötchen versehenen Kördelchen bis auf die Steigbügel fallen ließ, und der neue Sattel krachte leise bei jeder Bewegung des eben so geschmeidigen als lebhaften Thieres.

Der Reiter schien ungefähr fünfunddreißig Jahre alt zu sein, seine Gestalt war hoch, schmächtig und dennoch stark. Sein Gesicht zeigte eine liebliche Schönheit, die jedoch frei von Weichlichkeit war, die Färbung desselben war fein, obgleich leicht gebräunt durch die Strapatzen der Reisen oder des Krieges. Blonde Augenbrauen und ein blonder Schnurrbart bekundeten die Farbe seiner unter dem Puder versteckten Haare, — seine langen Wimpern ließen nur halb ein Paar überaus sanfte Augen sehen, und wenn diese Augen sich belebten, so hatten sie Reflexe, wie die eines Falken, der ein edler Vogel ist. Kurz, das Aeußere dieses Mannes besaß eine mächtige Anziehungskraft.

Aber man sagt, daß das arabische Pferd bebt und sich bäumt bei dem Anblick der anmuthigen Aloe, hinter welcher ein Schlangennest verborgen ist.

Vielleicht herrschte in Mildners Familie eine Ueberlieferung, welche alle Vornehmen mit Fluch belud.

In dem Maße, als er näher kam, betrachtete der Reiter den Bürger mit mehr Aufmerksamkeit und Starrheit, und diese Inquisition überstieg bei weitem die Gränzen des Betrachtens zwischen Reisenden, die sich begegnen.

Er beobachtete lange das Gesicht des Plebejers, und dann auch den Brief, den er in der Hand hielt, — endlich betrachtete er auch seinen Begleiter, und als er an ihm vorüberkam, griff er schweigend mit der Hand an den Hut und grüßte ihn zuerst.

Augenblicklich setzte Mildner, der bisher seinen Hut in der Hand getragen hatte, denselben auf, drückte ihn mit einem Faustschlag tief in die Stirne und ging seines Weges weiter.

Der Fremde schien weder erstaunt noch verletzt zu sein. Er schien nur zu überlegen, indem er im Schritt weiter ritt; dann, plötzlich umwendend, ritt er den beiden Fußgängern nach, die er im Trab einholte und wieder an ihnen vorüber ritt, aber dießmal ohne zu grüßen, ja, nur nach ihnen hinzusehen.

Nachdem er eine kleine Strecke von ihnen entfernt war, stieg er ab und erwartete sie ohne weitere Umstände. Dann sein Pferd am Zaum führend, schritt er auf Mildner zu, welcher verächtlich lächelte.

Der Fremde nahm das Wort, und sich mit ungezwungenem Anstand ausdrückend, sagte er:

„Ich irre mich nicht, Sie sind Herr Mildner aus dem Johanneshofe?"

„Ja, mein Herr, ich bin ich."

„Sie haben sich mit dem Rufe eines ausgezeichneten Menschen zum Krämer gemacht, zum Kattunkrämer, bewohnen ein alterthümliches Haus und haben sich eine Kundschaft von Bauern zusammengebracht. Das ist ein schöner Zug, mein Herr, es ist der Zug eines Zenos."

„Es ist ein Zug, der in allen Straßen zu finden ist, mein Herr, er heißt: an seinem Platze bleiben."

„Ihre Mutter ist Pächterin des der Familie Schönborn gehörenden Johanneshofes, folglich ist sie eine reiche Pächterin. Sie sehen, daß ich Sie so ziemlich kenne."

„Aber wer sind denn Sie, mein Herr?"

„Ich heiße Felix von Wiesenhütten, und ich sehe, daß Sie mich wohl schon nennen gehört haben. Ich besitze einiges Vermögen und einige Eigenschaften. Aber was will das heißen, Herr Mildner? Ich bewohne eben das meiner Tante, der Gräfin von Schönborn, gehörende Schloß Waldeck auf dem Leniaberg. Ich gehöre zu den philosophischen Edelleuten, zu den Neuerern, wie man uns nennt. — Wie Sie mich hier sehen, hielt ich mich drei Jahre in England auf, und habe mich fünf Jahre lang in Amerika geschlagen."

„Ei, da müssen Sie ja sehr in der Mode sein."

„Sie wollen scherzen. Aber ich habe den König Georg in den Feldern mit seinen Pächtern sprechen sehen, wie ich hier mit Ihnen spreche, ich habe Washington gesehen . . ."

„Mein Herr, ich verabscheue die Fremden."

„Nach Ihrem Belieben. Aber Jene, welche diese großen rivalisirenden Nationen besucht, haben die Lösung des uns quälenden Problems von ihnen mitgebracht. Es heißt, uns unter den dritten Stand mischen, uns an seinen Tugenden erkräftigen und die Menschenrechte proclamiren . . ."

„Mein Herr, ich verabscheue die Politik."

„Hm! Sie rühmen sich hier Ihrer größten Misère . . . aber wir sind Schuld daran. Heute gibt uns der Despotismus eine harte Lehre, aber er wird mit der Zeit umgestürzt werden."

„Gut, gut, ich habe die Geschichte gelesen, ich kenne Ihre fixe Idee."

„Herr Mildner, ich habe unter Lafayette gekämpft, und die Gefährten Lafayette's haben eine edle Idee aus der Freiheit gemacht." Und in den Augen des Barons glänzte ein hoher Enthusiasmus, als er fortfuhr: „Amerika ist heutzutage unser Palästina, aus dem wir nicht mehr das göttliche Recht, wohl aber, ich wiederhole es Ihnen, das Menschenrecht zurückbringen. Amerika ist das Land der Männer, die sich für die Vernunft und für das Positive begeistern, der Männer, die sich in der Freiheit zu beherrschen wissen. O welch ein Anblick und welch ein Land!"

„Mir ist Deutschland lieber, und in Deutschland das Kurfürstenthum Mainz, und in diesem meine Heimath."

„Sie sagen, daß Sie Deutschland lieben? Wir lieben es auch, und darum suchen wir Männer Ihres Schlags, um es zu emancipiren. Ein Mann, wie Sie, wird von uns erkannt, adoptirt und vorwärts gebracht werden. Eines Tages wird er in irgend einem Gemeinderathe sitzen, und wir werden nur noch seine Nebenbuhler sein . . ."

„Ja, seine Nebenbuhler, das ist möglich", fiel ihm Mildner mit einem bitteren Lächeln in das Wort. „Aber ich rathe Ihnen wohlmeinend, mein Herr, bleiben Sie auf Ihrem Wege, das wird besser sein, als wenn Sie sich auf dem meinen betreffen lassen."

Felix hörte plötzlich auf, das taube Ohr zu machen. Nach einer kurzen Pause begann er im Tone des Erstaunens und nachsichtsvollen Scheltens:

„Man sollte denken, Herr Mildner, daß Sie sich nie auf Jemandens Wegen befänden."

„Ich verstehe Sie nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Lord Brougham †.

Mit dem am 9. Mai in Cannes (südliches Frankreich) in dem hohen Alter von fast 89 Jahren verstorbenen Lord Brougham hat nicht bloß England einen seiner besten Söhne verloren, auch Staat und Wissenschaft überhaupt einen ausgezeichneten Vertreter, eine hohe Zierde, unser ganzes Jahrhundert einen geistigen Heros. Was die Erscheinung dieses Mannes so besonders ungewöhnlich machte, war, daß er, frei von einem specifischen Britenthume, die Vorzüge seiner eigenen Nation mit denjenigen der continentalen Völker, mit der Leichtigkeit und Formgewandtheit der Franzosen und dem vielseitigen reichen Wissen der Deutschen in sich vereinigte. Eine frische, unverwüstliche Kraft wie wenige, war Brougham bis in sein höchstes Alter von dem hervorragendsten Einflusse auf die gesammte politische und sociale Entwicklung seines Vaterlandes.

Versuchen wir eine möglichst gedrängte Skizze eines so reichen Lebens:

Henry Brougham, geboren am 19. September 1779 (1778?), ist nicht, wie mehrfach angegeben wird, von Geburt ein Schotte, sondern erblickte das Licht der Welt auf einem kleinen Gute seines Vaters in der Grafschaft Westmoreland, erhielt aber seine erste Erziehung in Edinburg, unter den Augen des bekannten Historikers Robertson, seines mütterlichen Oheims, und seine Jugendzeit fällt mit der höchsten Blüthe schottischer Wissenschaft zusammen, in die Tage der Adam Smith, David Hume, Douglas Stewart, Jeffreys, Sidney Smith.

Mathematik und Physik waren das Lieblingsstudium des jungen 15jährigen Studenten, dessen Abhandlung „über das Licht" die Royal Society in London, deren Mitglied er einige Jahre darauf wurde, der Aufnahme in die Philosophical Transactions würdig erachtete.

Nach einer Reise in Holland und Preußen Advocat in Edinburg geworden, ward er 1802 Mitbegründer der seitdem so berühmt gewordenen „Edinburgh Review", des ersten Sammelpunkts der liberalen Opposition, dessen Ansichten damals, in der Zeit einer starren Tory-Reaction, für staatliche und politische Ketzereien galten, das aber bald von der in einer Edinburger Dachstube ausgeheckten Zeitschrift zu einer Macht im Lande wurde.

Broughams 1803 erschienene Abhandlung über Colonialpolitik war eine glänzende und staatsmännische Arbeit, welche die frühe politische Reife ihres Verfassers documentirt, und als er 1808 als Advocat nach London übersiedelte, hatte er bereits einen anerkannten Namen, dessen Bedeutung durch sein Plaidoyer als Sachwalter für die Handelsstädte London und Liverpool gegen die berüchtigten Orders in council, einer kurzsichtigen Repressalie gegen die Napoleonische Continentalsperre, stieg. So ward schon 1810 dem jungen Redner und Staatsmanne ein Parlamentssitz für Camelford eingeräumt. Er schloß sich der Whigopposition an, und seine erste bedeutende Rede galt einer strengeren Bestrafung des Sklavenhandels, wie er denn für die Emancipation der Sklaven, damals mit Wilberforce und Clarkson, zu allen Zeiten mit der vollen Energie seines Wesens gekämpft hat.

1816 machte er der Repressivpolitik des Liverpoolministeriums, der heiligen Allianz und ihrer Reaction eifrige Opposition.

In diese Zeit fällt auch der Anfang eines Hauptverdienstes Broughams um die innere Entwicklung seines Landes, seine beginnenden Bemühungen um eine bessere Gestaltung des Schul- und Unterrichtswesens in England, wie er denn stets für die heilige Sache der Volkserziehung leitender Vorkämpfer gewesen und diese ihm vor Allen ungemein viel verdankt.

Das Jahr 1820 ward für ihn die Epoche neuen Ruhmes und einer großen Popularität durch die erfolgreiche Vertheidigung der Königin Karoline (geb. Prinzessin von Braunschweig) als deren Attorney-General in ihrem Processe vor dem Oberhause. Hierbei zeigte sich Brougham als einer der ersten Redner und Juristen aller Zeiten. Das Ministerium mußte Anklage und Scheidungsbill fallen lassen. Das Volk hatte Partei für die unglückliche, von einem jedenfalls schuldigeren Gatten verfolgte Frau genommen; darum ward nun auch ihr siegreicher Vertheidiger sein Liebling.

Ungemein vielseitig war die Thätigkeit Broughams an der Barre als leitender Advocat vor den Assisen des nördlichen England, im Parlamente, zum Theil an der Seite Cannings, für die Katholiken-Emancipation, für die Verbesserung der Lage der Sklaven, für Rechtsreform, wie außerhalb des Unterhauses durch seine Mitbetheiligung an der Errichtung der Handwerkerbildungsvereine, der Stiftung der Gesellschaft für die Verbreitung nützlicher Kenntnisse und an den Anfängen der Universität London, drei gewaltige Handhaben für die Bildung der untern und Mittelclassen, für welche damals noch gar keine entsprechenden Mittel vorhanden waren. Wir möchten diese Anstrengungen des „Schulmeisters" Brougham um die „Pfennigwissenschaft", wie man damals spöttisch sagte, noch als weit höhere Verdienste in Anrechnung bringen, als Alles, was er auf politischem und parlamentarischem Felde hat miterkämpfen und miterreichen helfen, wie die Emancipation der Katholiken und Dissenter, hierbei wenigstens an der Seite Wellingtons und Peels, und für die Parlamentsreform mit Lord John Russell und Georg Lambton (später Lord Durham).

Bei der Neuwahl des Parlaments nach dem Tode Georgs IV. ward Brougham von der größten englischen Grafschaft York in das

Parlament gewählt — die größte Ehre für ein Mitglied des Unterhauses.

Bei den heftigen Stürmen im Unterhause über die Reformbill und der steigenden Unpopularität wich das Toryministerium. In dem neuen Whigministerium Grey ward Henry Brougham, der unbeugsame Volkstribun, Vielen unerwartet, Lordkanzler von England als Baron Brougham und Vaux, damit Inhaber des Präsidentenstuhles des Oberhauses, des berühmten Wollsackes.

An den bedeutenden Reformen des Ministeriums Grey, der englischen Reformacte, den Reformacten für die Vertretung von Schottland und Irland, der Reform des englischen ganz verrotteten Armenwesens (erst vom Ministerium Melbourne schließlich durchgesetzt), der Vorbereitung für die Municipalreform, hatte Brougham den entschiedensten Antheil; ebenso an der Sklaven-Emancipationsacte (1833).

Im November 1834 endigte Broughams ministerielle Laufbahn für immer; nicht ohne seine Schuld, obgleich manche seiner Fehler schon heute eine andere Beurtheilung erfahren werden, als damals in der Zeit des unmittelbaren Kampfes. Dem unruhigen, von Leidenschaften nicht freien Geiste mochte Manches zum Minister fehlen; aber wenn er sich seitdem von der liberalen Partei mehr und mehr entfremdete, selbst zum unerbittlichen Kritiker des liberalen, aber haltlos schwachen Ministeriums wurde, so mag nicht allein gekränkter Ehrgeiz im Spiele, sondern die Schuld auch auf der andern Seite gewesen sein. Immerhin bleibt ihm unbestritten, daß er ein geborener Rechtsreformer, das treibende Ferment, und daß keine erhebliche Rechtsreform seitdem ins Leben getreten ist, die nicht ihren Ursprung oder ihre entschiedenste Unterstützung von Lord Brougham erhalten hat. Vor diesem unläugbaren Verdienste des ausgezeichneten Redners, Staatsmannes und Schriftstellers verschwinden manche Ungleichheiten und selbst Excentricitäten des berühmten Mannes, deren ihm viele nachzuweisen wären. Für die Reform der Rechtspflege in allen ihren Zweigen, für Vereinfachung der Gesetzgebung hat er stets mit unermüdlichem Eifer gearbeitet. Er war auch Präsident der Law-Amendement-Society, einer Gesellschaft von Juristen und Staatsmännern zur Verbesserung des englischen Rechts. Auch einer der ältesten und entschiedensten Freihändler im Oberhause ist Lord Brougham gewesen; kräftigst unterstützte er Robert Peel in der Anbahnung des Freihandels. An den politischen Fragen hat er sich gelegentlich bis vor wenig Jahren lebhaft betheiligt.

Als Staatsmann unter den Ersten seiner Zeit zu nennen, von umfassendstem Wissen, beredt wie wenig Andere, und in seiner classischen Beredtsamkeit kühn und von mächtigem Einflusse, eine männliche, energische Natur, zugleich ächt wohlwollender, philantropischer Geist ist Brougham auch auf den verschiedensten Gebieten der Literatur als Schriftsteller thätig gewesen, auch auf dem Felde der Naturwissenschaften. Seine bedeutendsten Reden hat er selbst 1838 in 4 Bänden herausgegeben. Am bekanntesten sind die Werke „Leben der Staatsmänner unter Georg III." (3 Bde. 1840—1843) und „Leben der Gelehrten unter Georg III." (3 Bde. 1845); am beachtenswerthesten aber und den deutlichsten Einblick in Broughams politische Grundanschauung (besonnener Fortschritt auf dem festen Unterbau der realen Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens) gewährend, die „Political Philosophy" (in Heften erschienen, zusammengedruckt London 1844). Auch eine neue Ausgabe seiner zahlreichen Werke hatte Brougham vom Jahre 1857 an begonnen.

Dr. Ln.

Das Ende des Grafen Crivelli.

Einem glaubwürdigen Berichte über die näheren Umstände des so plötzlich erfolgten Todes des Grafen Crivelli in Rom, welcher in Wien angelangt ist, entnimmt die „Weser-Zeitung" folgende Details.

Noch am Nachmittage des 2. Mai befand sich Graf Crivelli nach den Versicherungen seiner Umgebung, wenigstens dem Anscheine nach ganz wohl und munter. Um 5 Uhr Nachmittags, als er sich anschickte, seinen Spazierritt, auf dem er meist ohne jede Begleitung war, anzutreten, sprach er mit seiner Gemahlin, einer geborenen Gräfin Serbelloni (wen erinnert dieser Name nicht an die herrliche Villa am Comosee?) und bat sie, ihn um 7 Uhr auf der Piazza del Popolo zu erwarten, um von dort aus sich mit ihr zu dem gewöhnlich um diese Zeit stattfindenden Diner begeben zu können. Er fügte hinzu, sie möge sich nicht beunruhigen, wenn er nicht pünktlich zu dem Rendezvous erscheine, da er heute eine neue, ihm bisher völlig unbekannte Tour vorhabe. Daß man in dieser Aeußerung nachträglich einen Schatten von dunkler Ahnung erkennen will, darf nicht befremden.

Präcise 7 Uhr fuhr die Gräfin in ihrer Equipage auf dem Orte des Rendezvous vor. Da sie den Grafen jedoch noch nicht am Platze fand, so machte sie einen kleinen Giro in der Umgebung. Zurückkehrend, fand sie den Erwarteten noch immer nicht. Neues Warten. Endlich nach einer Weile gewahrt sie den Reitknecht des Grafen, der, das Pferd, auf welchem der Botschafter ausgeritten war, an der Hand führend, sich ihr nahte, um ihr ganz verstört mitzutheilen, das Pferd sei vor einer halben Stunde ohne Reiter in das Botschaftshotel heimgekehrt, weßhalb er sich denn sofort auf den Weg gemacht habe, um nach der Ursache dieser befremdlichen Erscheinung zu forschen.

Die Gräfin hieß den Jockey aufsitzen und den Kutscher alsogleich zur Porta Pinciana fahren, zu welcher der Graf rückkehren sollte. Wenige Schritte vor dem Thore gewahrte sie drei Landleute, die einen auf dem Boden liegenden Körper umstanden — in letzterem erkannte die bedauernswerthe Frau ihren Gemahl. Er lag ausgestreckt seitwärts am Rande der Straße, den Hut noch auf dem Kopfe, die beiden Hände krampfhaft gegen die Brust gepreßt, das eine Knie etwas emporgehoben.

Die drei Bauern wollten der Frau und ihren Leuten wehren, Hand an den „Fremden" zu legen, es sei — so riefen sie ihr zu — eine Leiche, man müsse warten, bis die Gerichtsdiener kommen. (Die Bauern der Romagna haben darin Erfahrung.) Erst als sich Gräfin Crivelli förmlich legitimirt hatte, duldeten sie es, daß der Körper — die Gräfin glaubte nur an eine Ohnmacht — mit Hülfe des Kutschers und des Reitknechtes, in den Wagen gehoben wurde, um schleunigst in das Botschaftshotel gebracht zu werden, wohin der Jockey mittlerweile mehrere Aerzte holen mußte.

Alle Wiederbelebungsversuche erwiesen sich indeß fruchtlos. Die Gräfin glaubte trotz alledem nicht an den Tod ihres Gatten. Erst spät in der Nacht gelang es, ihr diese traurige Gewißheit beizubringen — da brach sie bewußtlos zusammen.

Nach dem ärztlichen Gutachten erlag Graf Crivelli einem Anfalle von Apoplexie. Er konnte, wahrscheinlich sich unwohl fühlend, noch vom Pferde steigen, sich abseits der Straße niedersetzen — da erreichte ihn der Tod. Die anfängliche Vermuthung, daß ein Sturz vom Pferde die Todesursache gewesen sei, erscheint nach Aussage der Aerzte schon dadurch ausgeschlossen, daß an dem Leichnam keine Spur einer äußerlichen Verletzung wahrnehmbar war.

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

Wien, 9. Mai.

Das Central-Comite hat bereits im Monat Februar d. J., wie wir auch in dieser Correspondenz mittheilten, an sämmtliche betheiligte Eisenbahn- und Dampfschifffahrts-Verwaltungen das Ersuchen gerichtet: den Festtheilnehmern des dritten deutschen Bundesschießens möglichst weitgehende Fahrpreisbegünstigungen zu gewähren. Die betreffenden Verwaltungen haben in überwiegender Mehrzahl mit voller Bereitwilligkeit diesem Ansuchen entsprochen und fast durchgehends eine 50procentige Preisermäßigung zugesichert. Nur die Direction der großherzoglich badischen Verkehrsanstalten und beinahe sämmtliche Bahnverwaltungen in Preußen haben ablehnend geantwortet. Nachdem die letzteren insbesondere auf die mangelnde höhere Ermächtigung hinwiesen, hat es das Central-Comite im Interesse der Festtheilnehmer aus Norddeutschland für seine Pflicht gehalten, sofort unmittelbar bei der königlich preußischen Regierung die geeigneten Schritte einzuleiten und zu diesem Behufe an das k. preußische Handelsministerium eine Immediat-Eingabe gerichtet, in welcher unter Hinweisung auf ähnliche Ausnahms-Begünstigungen bei den früheren Bundesfesten und auf das dem Central-Comite allseitig bewiesene Entgegenkommen die thunlichste Rücksichtsnahme auf die Festtheilnehmer des dritten deutschen Bundesschießens befürwortet wurde. Leider blieb auch dieser Versuch ohne Erfolg.

Die dem Central-Comite über die fragliche Eingabe zugekommene Erledigung lautet:

„Berlin, 26. April.

Dem Comite erwidere ich auf die Vorstellung vom 2. d. M., daß ich dem Antrage, den Mitgliedern des deutschen Schützenbundes zum Zwecke der Theilnahme an dem am 26. Juli c. in Wien beginnenden Bundesschießen auf den preußischen Staats- und unter Staatsverwaltung stehenden Privat-Eisenbahnen eine Ermäßigung des tarifmäßigen Fahrpreises zu gewähren, zu meinem Bedauern nicht Folge geben kann. Derlei Vergünstigungen sind seither nicht selten erbeten, von mir aber grundsätzlich abgelehnt worden, und ich würde daher zu begründeten Beschwerden Anlaß geben, wenn ich von dieser Praxis zu Gunsten des von dem Comite vertretenen Unternehmens eine Ausnahme machen wollte.

Der Minister für Handel und Gewerbe und öffentliche Arbeiten:

Graf Itzenplitz m. p."

Der allgemeine Eintrittspreis während des Festes wurde vom Central-Comite vorbehaltlich allfälliger Erhöhung an den Tagen, an welchem ganz außergewöhnliche Festlichkeiten stattfinden sollten, ohne Unterschied für Erwachsene und Kinder mit 30 kr. Oe. W. festgestellt. Abonnements und Familienkarten werden grundsätzlich ausgeschlossen sein.

Vom 1. Juni angefangen wird das officielle Festblatt für das dritte deutsche Bundesschießen herausgegeben werden. Bis zum 15. Juli wird dasselbe zweimal in der Woche, von diesem Tage an aber bis zum Schlusse des Festes täglich erscheinen. Prospect und Abonnementsbedingungen dieses Festblattes werden demnächst veröffentlicht werden. (Schützenfest-Correspondenz.)

Correspondenzen.

Badenweiler, im Mai.

Die bewährte Heilsamkeit unserer Thermen, sowie der durch seine Höhenlage für Brustleidende ganz besonders geeignete und empfehlenswerthe Aufenthalt, haben in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit der Touristen und Hülfesuchenden in den weitesten Kreisen auf sich gezogen. Nach den bis heute erfolgten Anmeldungen dürfte die heurige, am 1. Juni beginnende Saison zu den besuchtesten gehören, und werden außer dem nahegelegenen Elsaß und der Schweiz, hauptsächlich Angehörige des Nordbundes längeren Aufenthalt nehmen. Durch die reichen Mittel, welche von Staatswegen zur möglichst comfortablen Herstellung jährlich aufgewendet werden, ist den verschiedensten Anforderungen reichlich Genüge geleistet; insonderheit sind für Zuleitung kalten Wassers von den Höhen des „Blauen" die Arbeiten nahezu vollendet und die Einrichtung eines Schwimmbades in nächste Aussicht genommen. Eine regelmäßige und täglich mehrfache Postverbindung nach der etwa 1½ Stunden von hier gelegenen Eisenbahnstation Müllheim sowie eine Abzweigung der Telegraphenleitung hierher, erhalten die Kurgäste in fortwährendem Verkehr mit der Außenwelt und erleichtern die abwechselnden Ausflüge in die reizenden Thäler des Schwarzwaldes und nach den naheliegenden Städten Freiburg, Basel und dem nicht sehr entlegenen Straßburg. Durch verschiedene Neubauten und Einrichtungen hier und in dem dicht beiliegenden Oberweiler ist für die Unterkunft von nahe 1000 Personen Gelegenheit geboten.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Franz Wallner, der vielgenannte und weitbekannte Director des Wallnertheaters in Berlin, ist kürzlich nach Verpachtung seiner Bühne in das Privatleben zurückgetreten. Die Berliner Blätter sind voll von ausführlichen Beschreibungen dieses Ereignisses. Publikum, Kritik und die Mitglieder des Wallnertheaters schieden unter den rührendsten Beweisen der Achtung und Theilnahme von dem verehrten Director. Der König verlieh demselben bei seinem Rücktritt den Geheimrathstitel.

„Ergänzungsblätter" (Hildburghausen, Bibliographisches Institut) III. 6—8 bieten dem Leser wieder sehr vielseitige und anziehende Belehrung, wie namentlich durch Schilderung bedeutungsvoller und folgenreicher naturwissenschaftlicher Beobachtungen, z. B. der laubenbauenden Vögel in Australien, der Noctiluca (der Meerbeleuchterin), der, die Merkmale einer Reptilienreihe verbindenden, Hatteria in Neuseeland. Sodann werden wir mit dem wesentlichen Inhalte werthvoller neuer Bücher bekannt gemacht, u. a. mit J. R. Mayer, Mechanik der Wärme; G. de Saporta, Geologische Temperaturperioden; Lotze, Geschichte der Aesthetik; Bernhard, Geschichte Roms; A. v. Dommer, Musikgeschichte. Selbstständige Artikel besprechen die Gefäßnerven, die gegenwärtigen Zustände Oesterreichs, Mittel- und Südamerikas u. s. w., Leben und Werke Mendelssohn-Bartholdys.

„Geschichtsbilder", historische Novellen von L. Mühlbach. Drei Bände (Leipzig, Costenoble). In geschickter und lebhafter Weise mischen diese fünf Novellen Geschichte und Phantasie. Die erste schildert die Dämonen des Krieges und das Sinken der Menschheit durch sie. Napoleon, der nicht wahrhaft Große und der viel kleinere Franz II. stehen einander gegenüber. Wieweit die spannende Romantik in dem Stücke Grund habe, wissen wir nicht. Die ergreifende zweite Novelle ist sehr altenfritzig patriotisch. Die dritte und die fünfte lassen uns die alte und neue Sündenschuld der europäischen Fürsten, Diplomaten und Pfaffen gegen das unglückliche Volk der Griechen — bei allen Fehlern das höchstbegabte des Ostens — lebhaft empfinden. Die vierte erzählt einige Wahrheit und wahrscheinlich viel Dichtung über die Gründung der Dynastie Rothschild, jedenfalls uns Frankfurtern interessant.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 14. Mai. **Die Schwätzerin von Saragossa,** komische Operette in 2 Acten nach dem Französischen des Charles Nuiter von Carl Treumann Musik von J. Offenbach. Hierauf: **Das Schwert des Damokles,** Schwank in 1 Act von G. zu Putlitz.

(Abonnements-Vorstellung Nr. 161.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 135. Freitag, den 15. Mai 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

„Herr Mildner", begann Felix von Wiesenhütten nach einer kurzen Pause, „die Besitzer des Schlosses auf dem Leniaberg hatten eine Familie aus Heidesheim adoptirt . . ."

„Sprechen Sie nicht weiter, mein Herr", fiel ihm Mildner in die Rede. „Der alte Werner war ein Vetter von meinem Vater, und sein Sohn Michael Werner war ein braver Mensch, schwächlich von Körper, aber stark an Geist. Der liebe Gott hatte ihn mit dem Talent eines Waldvögleins begabt — er war ein Dichter. Wenn er von einer Blume oder einem Grashalm sprach, so geschah es in einer Art, daß man gleich an Gott denken mußte; und hätte er von dem türkischen Sultan gesprochen, so würde das gerade so gewesen sein, denn er war ein Dichter. Seine Frau sagt noch heute, daß sie es nicht bereue, ihn geheirathet zu haben, denn sie habe von ihm himmlische Musik gehört. Warum ist es nicht dabei geblieben? Sie hatte Vermögen, sie war hübsch, sanft und zärtlich, sie liebte ihn, wie man bei uns auf dem Lande liebt, von ganzem Herzen. Aber die gräfliche Familie von Schönborn hat nicht ermangelt, ihn an sich zu ziehen und ihm einen Jahrgehalt auszusetzen. Das ist so üblich bei den Vornehmen, sie halten sich einen Dichter, wie man sich einen Papagei oder einen Affen hält. So lange er nun der Dichter der Schönborner war, bereicherte er sich, ohne sein Weib und sein Feld zu verlassen. Noch einmal, wäre es dabei geblieben. Aber da kam Einer aus Mainz, der den Dichter halb mit Gewalt in seine Chaise packte und ihn dem Kurfürsten vorstellte. Von dort nahm ihn ein Anderer mit nach Berlin, wo er ihn dem König als ein seltenes Wunderthier empfahl. Dieser Monarch, der, sonst ein Geizhals war, fand Gefallen an ihm und ließ ihn zu seiner Ausbildung in Deutschland und Frankreich reisen. Es ist unglaublich, daß man das Recht hat, einen Menschen aufzustöbern, ihn in einen Käfig zu setzen und ihn bei Hofe zu zeigen, weil er eine Seele hat. Aber je höher man es erhebt, je sehenswerther ist das Thier. — Werner wollte sich auf der Höhe erhalten, aber er war nicht stark genug dazu. Er faßte Leidenschaften, vergaß seine Frau und verschwendete dreimal mehr, als er besaß. Nun forcirte er sein Talent; Alles, was er sang, klang hohl, er fühlte es, aber man bewunderte ihn darum nicht weniger. Alles das schwellte ihn mit Hochmuth und betäubte ihn, und eines Tags platzte ihm der Kopf und das Herz, wie die Hülse des Pfriemenkrauts unter der Junisonne. Er starb an einem Pulsadergeschwulst, seine Wittwe blieb ruinirt zurück mit einer Tochter, die damals zwölf Jahre alt war und die deren jetzt achtzehn zählt und ganz und gar die Natur ihres Vaters hat."

„Diese Wittwe und dieses Kind wollte man im Schlosse aufnehmen. Es war dieses eine Schuld, ein Ersatz, und daher ein Recht, zudem da Michael Werner in seinem Testament den Wunsch ausgedrückt hat, daß seine Tochter — von der Gräfin aufgenommen werden möge. Aber hatte ich denn nicht Recht, zu sagen, daß Sie Andern in den Weg treten? Sie, Ihre Mutter und der Pfarrer Hilgert, drei anerkannte Starrköpfe, ihr habt das junge Mädchen in den Johanneshof eingesperrt. Das war gleichzeitig eine Unterschlagung und eine Herausforderung. Und wissen Sie nicht, daß das Eine wie das Andere sehr unvorsichtig war. Gestehen Sie, daß Sie zu sich selber sagten: Man hat den Vater auf Abwege geführt, aber die Tochter ist wohl behütet, man hole sie aus unserer Mitte heraus . . . Sie antworten nicht?"

Mildner erhob stolz den Kopf, und jede Zurückhaltung bei Seite setzend, sagte er:

„Ja, mein Herr, wir wollen sie vor dem Loose ihres Vaters behüten. Dieses Kind ist eben so wenig wie er für das weltliche Treiben geeignet, und sie uns entreißen, um sie in dieses Treiben zu stürzen, hieße sie verderben und tödten, wie ihren Vater. Sie ist ein Wesen mit unschuldigen Instinkten, aber mit einem entflammbaren Geist, der noch zwischen dem Guten und dem Bösen schwebt, und den man mit Gewalt auf den Weg der Gradheit und Reinheit lenken muß. Mein Herr, die Gräfin von Schönborn ist nur thöricht, aber nicht bösartig, und hinter ihren Ansprüchen auf Lucianen mögen sich wohl die perfiden Absichten einer anderen Person verbergen."

„Und wer bürgt mir dafür", hob der Baron hochfahrend an, „daß sich hinter aller Ihren Weisheit und allen Ihren Träumereien nicht auch persönliche Absichten verbergen, die ich nicht qualificiren will."

„Mein Herr Baron!" rief Mildner mit erstickter, aber schrecklicher Stimme, dann sich gewaltsam bewältigend, setzte er achselzuckend und ungezwungen hinzu: „Sie sind kein Hexenmeister!"

Wiesenhütten schwieg einen Augenblick, dann den Ton, oder vielmehr den Spott ändernd, begann er sehr heiter:

„Sie gleichen nicht ihrem Gefährten."

„Wem? dem Roman?"

„So, er heißt Roman? Das ist mir sehr lieb zu hören. — Stellen Sie sich vor, daß ich ihm im Felde, in Begleitung seiner Schaafe begegnete, und er war beschäftigt . . . Ach! sehen Sie, gerade wie jetzt."

In der That hatte Roman seit dem Zusammentreffen mit dem Edelmann, den er sehr wohl erkannte, kein Wort gesprochen, aber wer ihn beobachtet hätte, würde erkannt haben, daß sein Schweigen ein sehr spöttisches war — und in einem von Schößlingen gebildeten Busch einen ihm behagenden Zweig erblickend, zog er sein Messer, das wichtigste Stück seines Inventariums, das der Hirte über Alles hoch hält, heraus, schnitt den Zweig ab, und ihn in

mehrere Stücke zertheilend, begann er, Pfeifen daraus zu machen und eine nach der andern an dem Echo der Wälder zu probiren.

„Du verstehst also nichts anderes zu machen?“ fragte der Baron.

„Es ist eben die Jahreszeit zum Pfeifenschneiden“, erwiderte Roman mit seiner einfältigsten Miene.

„Gut! Und was macht man denn im Sommer?“

„Im Sommer macht man Trompeten aus Korn.“

„Und im Herbst?“

„Da schnitzt man spitze Stäbe und wirft Aepfel damit.“

„Und im Winter?“

„Im Winter schnitzt man gabelförmige Stöcke und schleudert Steine damit.“

„So hat jede Jahreszeit ihre Beschäftigungen. Dieser Tage, Herr Mildner, begegnete mir Roman, der Pfeifen schnitzte. Ich wollte mit ihm reden, aber er scheint sehr Leutscheu zu sein, denn er fing damit an, mich zu fragen, wer ich sei und warum ich in der Woche spazieren ginge. Das war etwas schwierig, ihm zu erklären, und ich sagte ihm, daß ich täglich spazieren gehen müsse, aus dem Grunde, weil ich der ewige Jude sei. Er hat es jedoch nicht gleich geglaubt, und hat mir Einwendungen gemacht. Er sagte: Ihr habt ja keinen langen Bart. — Das kommt daher, erwiderte ich, weil ich mich alle fünf Jahre auf Ostern rasiere, und das ist erst vor sechs Wochen geschehen. — Ihr habt auch keinen ledernen Schurz an. — Ich habe mir Stiefel daraus gemacht, die ich eben an den Füßen habe. — Aber Ihr habt ja Sporen dran. — Weil es mir erlaubt ist, zu reiten, wenn ich müde bin. — Ach geht, das Ende der Welt muß wohl nahe sein. — Kurz, Roman hat lieber an das Ende der Welt geglaubt, als daß er den ewigen Juden nicht in mir gesehen hätte.“

Hier ließ Roman eine lange Modulation auf seinem zuletzt fabricirten Instrumente ertönen, dann rief er:

„O, ich bin nicht mehr so dumm, wie seit jenem Tage.“

„Seit welchem Tage?“

„Seit Ihr am Morgen in dem Park am Bergabhange saßet. Ihr saßt auf einer Bank neben unserer Jungfer, und von Euch steht geschrieben, daß Ihr bis zum Tage des jüngsten Gerichtes rastlos wandern müßt.“

(Fortsetzung folgt.)

Kloster Arnsburg.

Von W. Herold.

Erschrecken Sie nicht, geneigte Leser, wenn ich Sie heute einlade, einen Ausflug in die Wetterau zu machen. Allerdings ist sie das Land des nicht allzulieblich duftenden Milchproducts „Handkäse“ benamst; aber so berüchtigt sie deßhalb auch jedem zartbesaiteten Geruchsorgane erscheinen mag, eins muß man ihr lassen, daß sie einen wenig bekannten Schatz birgt, um den zu heben es schon der Mühe verlohnt, dieses fruchtbarste Fleckchen deutscher Erde einmal zu durchstreifen; umsomehr, wenn es ermöglicht wird, solche Lust- und Landpartie ohne jegliche Nasenbelästigung von, ja in seinem Stübchen auszuführen.

Nun denn, den Wanderstab zur Hand! Wer noch nicht Bürger des norddeutschen Bundes geworden, muß wohl oder übel die Mainlinie kühn überschreiten. Noch ein paar Stündchen dem Nordpole zu; an Vilbel, dem alten Friedberg und dem rien ne va plus durchhallten Nauheim vorbei, wo die Croupiers ihren Ruf in rien n'ira plus biemtôt variirt haben, — und wir sind am Ziele.

Freundlich grüßt Ruine Münzenberg mit ihren beiden Thürmen, das „Wetterauer Tintenfaß“, und ladet uns ein zu mühelosem, lohnendem Besuche. Wir aber wollen es heute unterlassen, dieses wohlerhaltene Ueberbleibsel romantischer Ritterzeit zu besichtigen und den hier gedeihenden Grüneberger Prima-Qualität zu kosten; da unten, schüchtern versteckt im grünenden Waldthale, zieht uns ein anderes Denkmal vergangener Tage an: Kloster Arnsburg, dicht an dem Ding, Wetter genannt, von dem man nicht weiß, ob es unter der Kategorie Fluß oder Bach figuriren soll; ein wenig abseits zur Rechten von der Heerstraße, die von der Mainweserbahnstation Butzbach nach der an der Abdachung des Vogelsbergs gelegenen Solms'schen Residenz und Frankfurter Waisenanstalt Lich hinzieht.

Nicht mit Unrecht wird man häufig schon beim ersten Anblick eines erhaltenen oder verfallenen Klosters durch eine Rundschau über den Platz, an dem es steht, in eine bissig ironische Stimmung versetzt. Da thronen sie, wie Herrenburgen und Raubschlösser, verwegen und stolz auf lachenden Hügeln mit herausforderndem Blicke auf das zu Füßen liegende Unterthanenland. An den üppig-reichsten Orten mit luftiger, lustiger Fernsicht erbaut, rufen sie es spottend hinaus, wie es mit der vermeintlichen Weltabgeschlossenheit und Entsagung bestellt ist, und sind somit schon durch die bauliche Anlage allein ein Hohn auf die gepriesene Dienerstellung und Demuth der Kirche; ein Pendant — wie es treffender nicht gezeichnet werden kann — zu der oft wiederholten Scene, wo ein Nachfolger Petri in scheinheiliger Zerknirschung sich servus servorum nannte und dabei weltgebietenden Herrschern den Fuß auf den Nacken setzte.

Anders hier in Arnsburg. Der auf der Chaussee von Butzbach nach Lich Wandernde läßt dasselbe in der Mitte des Weges etwa, kaum 10 Minuten entfernt, zur Rechten liegen, ohne jedoch die geringste Spur seines Anblicks, die leiseste Ahnung seiner Existenz zu erfahren, wenn er nicht dicht am Saume des Waldes, den die Straße jetzt erreicht hat, ablenkt, um nach wenigen Schritten auf ziemlich steil abfallender Biegung den Thalkessel erreicht zu haben, wo unser Kloster still und verborgen sich ausdehnt. Und doch wahrlich gerade in seiner bescheidenen Lage um so traulich ladender! Eine wirklich fromme Gegend voll keuscher Anmuth und demüthiger Schöne, voll kindlich unschuldiger Reize! Erst sanfte Hügel zu beiden Seiten des Wiesenthals der Wetter, dann steiler ansteigende Höhen, die man auf eingehauenen bemoosten Treppenstufen erklimmt, nicht um verschwommene Fernsicht, sondern einen klaren Blick auf ein liebliches Landschaftsbildchen zu genießen: der schwellend grüne Teppich, durchzogen von geschlängeltem Silberband im Thale und Hügelzüge in weichen Wellenlinien aneinander gereiht, alle eingehüllt in den hellen Mantel frischen Laubwaldes, der hie und da mit dunkleren Lappen von Nadelholzbestand geflickt ist. Ein harmonisch abgerundetes Panorama, weit genug, um das schweifende Auge zu befriedigen und doch nicht bis ins unendliche Blau sich verlierend, mit einer Nadelspitze am fernen Horizonte, die der kundige Führer Dir als den Thurm irgend eines Domes einer Gott weiß wie weiten Stadt erklärt. Was Du hier erblickst, siehst Du genau: Waldbäume, deren riesenhafter Wuchs das Sprüchwort: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen“, Lügen zu strafen scheint. Denn hier hat noch nicht überall moderne Forstunkultur die unbarmherzig wüthende Axt geschwungen; es gilt noch nicht der sonst vielfach treffende Spottreim:

Die Wälder werden jetzt hesse und zierlich alles Wild,
Und Bäume zur Mühlenwelle — die sieht man nur noch im Bild.

Was Du hier gewahrst, athmet Leben! Horch, da raschelts im Dickicht unten am Waldessaum, vorsichtig tritt ein Reh auf die

Lichtung, hinter ihm noch eins — eine ganze Sippe, labenden Trank, nährende Aesung suchend auf der wellerdurchflossenen Waldwiese. Oder sieh gen Himmel: wie ein winziger Punkt kreist es dort oben im Aether. Jetzt schießt er herab wie der Blitz und ein paar Schritte neben Dir thront auf luftigem Eichengipfel ein stattlicher Bussard. Wie horcht er nach der Gefährtin seines freien Luft- und Liebelebens, wie späht er sehnend nach ihr aus, wie durchzittert sein heiserer Schrei die feierliche Stille! Ja fürwahr, hier ist heiliges Land! Die Schuhe aber deßhalb auszuziehen, wie es dort befohlen ist, möchte ich um des Ginsters und Haidekrauts willen nicht rathen, ohne mit zarten Füßen in Collision zu kommen.

Doch wir müssen fort; gar vieles noch harrt der Besichtigung, sonst müßtest Du bis zum Abend bleiben, um auch einmal, wie ich schon so häufig, hier oben auf der „Karlsruhe" Sonnenuntergang zu genießen. Wenn die letzten Strahlen des feurigen Balls dem Waldabhange drüben den Gute-Nacht-Kuß geben; wenn da und dort ein Vogel ihm das Schlummerlied singt; wenn am Horizonte Himmel und Hügel, erst golden glühend, dann in immer geheimnißvolleren Tinten sich zu umarmen und ineinander zu fließen scheinen; wenn gar erst in lauer Sommernacht der Sternenhimmel hier über Dir feierlich erglänzt — da fühlst Du bis ins Mark das Dichterwort: „Auf den Bergen ist Freiheit", da wirst Du der Allseele näher gerückt und möchtest aller Erdenbande los in den Aether steuern, um mit ihr Dich zu vereinen. Aber wie gesagt, heute müssen wir das Sehnsuchtsschwärmen sein lassen. Kloster Arnsburg wird sonst ungehalten und schließt die gastlichen Thore. Also herab von der Höhe durch den Wiesengrund, der wegen seiner Stille „Gottesackerthal" genannt wird, zurück nach unserem Wanderziele.

Zuerst etwas aus seiner durch Monumente und Urkunden beglaubigten Chronik. Schon in der Zeit, als noch kein römischer Fuß deutsches Land betreten, als noch Ur und Elenn in seinen Forsten hausten, war Arnsburgs Umgegend dicht bevölkert. Nach 2000 Jahren beweisen das noch dem grabenden Epigonen die zahlreichen Hünengräber, die Ruhestätte unserer Ahnen. Mehrere sind aufgebrochen worden und haben dem Forscher interessanten Fund an Urnen, Steinwaffen, Donnerkeilen geliefert; viele noch harren der Auferweckung. Dann später, als einige Jahre vor Christi Geburt der römische Kaisersohn Drusus, den Plan seines genialen Großonkels Cäsar aufnehmend, in Germanien einbrach, betraten zum erstenmal römische Legionen Arnsburgs Weichbild. Hier zog der langgedehnte limes, Pfahlgraben, vom Niederrhein über Coblenz, Ems, Taunus kommend, dicht vorbei. Ringwälle zeigen sich heute noch überall. Ja, nur wenige Schritte vom nachmaligen Kloster erhob sich in den Zeiten des ungestörten Besitzes, in welchem die Römer während der zwei ersten Jahrhunderte unserer Aera das ostrheinische Deutschland hielten, ein festes Kastell. Es stürzte mit dem Fall des morschen Reiches, und auf derselben Stelle, wo der quirin'sche Adler gehorstet hatte, triumphirte später das christliche Kreuz.

Gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts, 1125, gründete hier Ritter Konrad von Hagen und Arnsburg ein Benedictiner-Kloster, Altenburg genannt, sichtlich in Erinnerung an die frühere Befestigung. Sein Sohn Cuno baute die Burg Münzenberg und schenkte seinen bisherigen Wohnsitz, eben unser Arnsburg, dem Cisterzienser- oder Bernhardiner-Orden, welcher, noch ganz von dem Feuergeiste seines Stifters Bernhard v. Clairvaux beseelt, die bereits üppig und stumpf gewordenen und in Mißachtung gekommenen Benedictiner überall verdrängte. Auch in Altenburg wurden sie ihres sittenlosen Wandels halber zum Abzuge genöthigt. Somit erscheint denn Arnsburg von 1174 an unter dem Prädicat Kloster, während es bereits 1093 zum erstenmal urkundlich aufgezeichnet ist. Altenburg aber zerfiel gar bald. Und wunderbar: während heute keine Spur mehr auf die Klostergebäulichkeiten hinweist, erscheinen im Verlaufe der den Boden immer tiefer durchwühlenden Feldarbeit wiederum die Ueberreste des älteren Römerkastells: Mauerspuren, terra cotta, Wappen und Stempelabdrücke der XXII. Legion und Siegel der aus Aquitaniern gebildeten XVIII. Cohorte; ja, in einem trockenen Sommer der 40er Jahre traten auf dem zu Hofgill gelegenen Feldstücke, das noch jetzt den Namen Altenburgsacker führt und welches damals gerade mit Kleewuchs bestellt war, ganz deutlich die Fundamente der Kastellanlage zu Tage, so daß man nach den Strichen, wo der Klee dürr und spärlich vegetirte, den vollständigen Grundriß der einstigen Römerburg aufgenommen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Eine militärische Schlußprüfung.) Der „Presse" entnehmen wir folgende charakteristische Mittheilung: Anläßlich der Errichtung der fünften Bataillone bei den Infanterie-Regimentern sah sich das erste Truppen-Divisions-Commando gezwungen, die Frequentanten (Offiziere) zu ihren betreffenden Truppenkörpern einrückend zu machen und ordnete zu diesem Behufe eine am 7. April in der Alserkaserne in Wien stattgefundene Schlußprüfung unter Beisein der Herren Generale Ringelsheim und Appel, ferner sämmtlicher dem ersten Truppen-Divisions-Commando unterstehenden Regiments-Commandanten an. Es wurde mit der Militär-Geschichte begonnen, und dann mit der Taktik, Geographie ꝛc. fortgefahren. Die Offiziere antworteten ziemlich fließend und bestand die Mehrzahl recht gut die Prüfung. Der anwesende Herr Feldmarschall-Lieutenant Phillipovich legte besonderes Gewicht auf die Geschichte und wurde ziemlich unwirsch, als ihm ein Herr nicht die Frage zu beantworten wußte: wer der berühmteste Führer der Landsknechte unter Kaiser Karl IV. gewesen? Um halb 1 Uhr erhob sich die Commission und die Prüfung war beendet. Vor seinem Abgehen hielt der Feldmarschall-Lieutenant, wie die „Sonn- und Montags-Ztg." meldet, folgende verblüffende Ansprache an die frequentirenden Offiziere: „Meine Herren! Ich habe Ihnen gleich bei Beginn des Curses wärmstens an's Herz gelegt, fleißig zu sein, und sehe mich heute bezüglich der Resultate sehr getäuscht. Der französische Prinz Joinville hat gelegentlich den Kronprinzen von Preußen befragt: wem er eigentlich den außerordentlichen Sieg bei Königgrätz zu verdanken habe, und Letzterer erwiderte ihm: Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so habe ich ihn nur den Hauptleuten und Lieutenants zu verdanken, die mit einer besonderen Umsicht und Tapferkeit ihre Abtheilungen führten. Meine Herren! Der Feldherr ist nicht berufen, einzelne Abtheilungen zu leiten, er ist für das Große, für die Disposition da. Die subalternen Offiziere sind es aber, die für ihre Abtheilungen verantwortlich sind, und ein Offizier, der nicht die nöthige Bildung besitzt, ist nicht fähig für diesen Beruf; für solche österreichische Offiziere bedanke ich mich. Daß Sie tapfer sind, das will ich Ihnen, meine Herren, nicht absprechen, allein die Tapferkeit genügt nicht, sie allein brachte sogar schon oft böse Folgen. Die Classificationen werden an die Regimenter einlaufen und es wird jedem Einzelnen nach seinen Kenntnissen in der Conduiteliste angemerkt werden, ob er zum Avancement fähig ist oder nicht. Was die Resultate dieser Anmerkung sein werden, können sich die Herren denken. Und was mich betrifft, so werde ich darauf dringen, und wenn ich bis zu Sr. Maj. dem Kaiser gehen sollte, daß die Herren aufs künftige Jahr wieder in die Schule kommen."

(Vili Horvath.) Die in dem Ebergenyi'schen Prozesse viel genannte Vili Horvath existirt wirklich — nämlich nach der Behauptung der „Pesti Napol". „Einer unserer Bekannten", schreibt das genannte Blatt, „dessen Worten wir unbedingtes Vertrauen schenken, kennt sie. Er traf 1863 in Baden bei Wien mit ihr zusammen, wo sie ihm als Baronin Horvath vorgestellt wurde, doch glaubt er nicht, daß sie wirklich eine Baronin sei. Diese angebliche Baronin lebte in Gießhübel bei Mödling, hat brünetten Teint, braune Haare, ein langes, schmales Gesicht, das an einen Vogelkopf erinnert, und ist hoch und schlank gewachsen. Es scheint also, daß dies dieselbe Frau, welche in dem anonymen Briefe, der dem die Schlußverhandlung leitenden Präses überreicht wurde, erwähnt ist und deren Vorhandensein Niemand glauben wollte."

(Kalter Blitzschlag.) Ein eigenthümlicher Unglücksfall wird dem „A. M." aus Elmshorn berichtet. Zwei Landleute saßen während eines Gewitters in einer dortigen Wirthschaft bei dem Kartenspiele. Der eine von ihnen fühlte sich plötzlich auffallend unwohl und wollte sich auf einige Augenblicke niederlegen. Kaum zu Bett gebracht, verschied er. Die ärztliche Untersuchung der Leiche ergab, daß der Verstorbene von einem sogenannten kalten Blitzschlage gestreift worden war, welcher zum offenen Fenster herein in die Stube und dicht an dem Beine des Verunglückten vorbei in den Fußboden eingeschlagen hatte. Das Bein war leicht verletzt und der Stiefelschaft an demselben war versengt. An dem Fußboden hatte der Blitzschlag sichtbare Spuren hinterlassen. Die in der Gaststube Anwesenden hatten übrigens von demselben nichts bemerkt.

Frankfurter Theater.

Fräulein Orgeni als Margarethe, Gilda und Lucia.

Wenn wir noch Zweifel an der Richtigkeit unseres Ausspruches gehegt hätten, den wir in der letzten Besprechung über den Umfang des Talentes von Fräulein Orgeni thaten, ihre Leistung als Margarethe in Gounod's gleichnamiger Oper mußte auch den leisesten derselben verscheuchen. Diese war entschieden die schwächste von den bisher vorgeführten, nicht allein in stimmlicher, sondern auch in gesanglicher und darstellerischer Hinsicht. Schon an ihrer Agathe mußten wir das Ueberwiegen der Sentimentalität rügen. Jedoch das träumerische Wesen dieses Mädchens und dessen fromme Gemüthsrichtung konnten da einigermaßen als Entschuldigung dienen. Anders ist es aber bei Margarethen. Von dem Augenblicke an, als sie zum ersten Male vor uns hintritt „halb Kinderspiele, halb Gott im Herzen", bis zum letzten, in welchem Verklärung des Todes die trübe Nacht des Irrsinns durchbricht und läuternd beendet, muß die Darstellerin der Rolle auch in der Oper uns die ganze, schaurig-süße Geschichte des weiblichen Herzens in ihren Hauptstadien und Phasen vorführen. Das muß aber aus dem Großen und Ganzen geschehen. Mit kräftigen, lebenswarmen Farben darf da nicht gespart werden; blasse, matte Töne, nur zuweilen von schwachem Rosenroth angehaucht, genügen nicht. Letztere überwogen aber dießmal, ja herrschten beinahe ausschließlich in Spiel und Gesang. Und deßhalb befriedigte uns die ganze Leistung so wenig, deren spärlich vertretene gelungene Einzelnheiten nicht für das Vermißte zu entschädigen vermochten. Das Publikum verhielt sich im Beginne der Leistung ganz theilnamslos; erst am Schlusse der Gartenscene zollte es Beifall und rief die Sängerin, was auch später noch mehrere Male erfolgte.

Herr Colomann-Schmidt erzielte durch die Energie, mit der er seine schöne Stimme zur Geltung brachte, großen Erfolg. Er war von den vielen Faustsängern, die der Berichterstatter gehört hat, bis jetzt der Einzige, dem es gelang, gleich in der ersten Scene so lebhaften Beifall zu erringen. Herrn Köhler's Mephistopheles ließ uns mit großem Bedauern der Zeit gedenken, wo wir diese herrliche Stimme nicht mehr hören sollen. Herr Pichler hat als Valentin leider nur wenig Gelegenheit, sich als Sänger besonders geltend zu machen, mehr Fräulein Labitzky als Siebel. Sämmtliche genannte Mitglieder wurden vom Publikum durch Beifall ausgezeichnet, der auch dem Soldatenchor zu Theil wurde. Das Orchester unter Herrn Capellmeister Lachner wirkte angemessen. Die Ausstattung ließ Manches zu wünschen übrig. Unangenehm wirkte die schnellwechselnde Mondsbeleuchtung in der Gartenscene.

In der Rolle der Gilda in Verdi's „Rigoletto" vermochte Fräulein Orgeni sich wieder in bedeutend günstigerem Lichte zu zeigen, wie überhaupt die italienische Oper (Bellini, Donizetti und Rossini mehr, als Verdi) für sie als Coloratursängerin der entsprechendste Boden ist. So stattete sie ihre Arie im ersten Acte („Theurer Name, dessen Klang tief mir in die Seele drang"), welche zu solcher Behandlung ganz besonders geeignet ist, in gelungenster Weise mit allen Reizen aus, die ein edel- und feinempfindendes weibliches Gemüth im Bunde mit vortrefflicher Gesangsbildung zu verleihen vermag. Kaum minder gelungen war ihre Mitwirkung in den beiden Duetten (zuerst mit dem Vater, dann mit dem Herzoge) desselben Actes. Die etwas schwankende Ausführung der großen zweistimmigen Kadenz in dem letzten derselben war nicht ihr zuzuschreiben. In dem späteren Duette mit Rigoletto, sowie in dem großen Quartett des letzten Actes vermochte sie nur Einzelnes, ihrer Richtung Entsprechendes, zu schöner Geltung zu bringen, da es hier mehr auf großen Ton und Feuer der Ausführung ankömmt, was sie nicht besitzt. Das Publikum war wieder entschieden günstig für sie gestimmt und ließ es an Beifall, Hervorruf und Kränzen nicht fehlen, wie es auch das oben erwähnte Quartett stürmisch zur Wiederholung verlangte.

Die Künstlerin nahm als Lucia von uns Abschied, in der Rolle, mit welcher sie gleich bei ihrem ersten Auftreten die Herzen aller Hörer eroberte und welche auch die beste der hier vorgeführten war. Ausgezeichnet gut bei Stimme, von ihrer Umgebung höchst wirksam unterstützt, wußte sie auch dießmal wieder die lebhafteste Theilnahme der zahlreich versammelten Hörer zu erwecken.

Die Mitwirkung zweier unserer engagirten Mitglieder in Rigoletto war zu hervorragend und von zu bedeutendem Erfolge begleitet, als daß wir sie mit Stillschweigen übergehen könnten, und zwar die des Herrn Pichler in der Titelrolle und die des Herrn Colomann-Schmidt als Herzog. Beide wurden von dem Publikum in schmeichelhafter Weise ausgezeichnet; Letzterer mußte sein Lied „O wie so trügerisch sind Weiberherzen" wiederholen. △

Cöslin, 10. Mai. Heute, an dem jährigen Todestage des Verewigten, fand hier die Einweihung des dem Abgeordneten Major Dr. Beitzke gesetzten Denkmals auf dem Kirchhofe statt. Das Denkmal, aus grauem Marmor in Berlin von dem Bildhauer zur Straffen gearbeitet, ist von Anhängern des Entschlafenen aus dem von ihm im preußischen Abgeordnetenhause früher vertretenen Wahlkreise Hamm-Soest errichtet. Dasselbe bildet eine vierseitige oben abgeplattete Pyramide und enthält auf der Vorderseite in Medaillonform im Profil das Bildniß des Verewigten, außerdem den Geburts- und Todestag, sowie die Widmungsworte: „Dem treuen Volksvertreter." Kurz nach drei Uhr begann die eigentliche Feier, welche durch den Cösliner Gesangverein eingeleitet wurde. Der Herr Ober-Prediger Wagener hielt in allgemein ansprechendem milden evangelisch-protestantischen Geiste die Festrede. Der Verewigte hatte ein ernstes Streben und war schon als Jüngling mit dem Schwerte für das Vaterland und die Freiheit eingetreten, so daß er auch als Mann den Gelöbnissen seiner Jugend treu blieb. Indem er die Geschichte der Kriege von 1813 bis 1815 aufzeichnete, erzählte er dem deutschen Volk die Thaten der denkwürdigsten Epoche Preußens, einer Zeit, in welcher der preußische Staat sich aus den Ruinen neu erheben und zu einer größeren und vollendeteren Gestaltung gelangen sollte. Als von dem Denkmal unter dem Geläute aller Glocken die schützende Hülle fiel und das Antlitz des Verewigten in sprechender Treue sichtbar wurde, hob der Redner hervor, daß, dem Charakter des Entschlafenen entsprechend, auch aus diesem Bilde Ernst und Milde hervorblicke und der Grabhügel für die Verwandten, Freunde und Mitbürger dadurch noch besonders werthvoll geworden sei. Ein schönes Panorama lieh dem Feste am Grabhügel seinen Hintergrund: der Gollenberg mit seinen waldbekränzten Höhen und nicht fern davon bespült das heilige Meer die Dünen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 15. Mai. **Die Jüdin**, große romantische Oper in 5 Acten, nach dem Französischen des Scribe von Fr. Ellmenreich. Musik von Halevy. Cardinal: Herr Birlinger vom Hoftheater in Hannover als Gast. (Abonnements-Vorstellung Nr. 162.)

Samstag, 16. Mai. Zum ersten Male wiederholt: **Y 1**, Lustspiel in 1 Acten von Dr. Otto Girndt. Hierauf, zum ersten Male wiederholt: **Er kann nicht lesen**, Schwank in 1 Act von M. Grandjean. (Abonnement-Vorstellung Nr. 163.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 136. Samstag, den 16. Mai 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Das Erstaunen, die Erschütterung, die Mildner ob der Erzählung Romans empfand, war so groß, daß ihm anfänglich die Stimme versagte; dann aber rief er fast wider Willen:

„Wie, Sie sprachen . . .“

„Mit der Jungfer Luciane Werner — was ist denn da so Erstaunliches dabei? Es ist unerhört, mein bester Herr, daß Sie glauben, der unumschränkte Gebieter dieses jungen Mädchens zu sein. Ich habe mit ihr gesprochen, weil sie sich im Bereich des Schlosses befand. Ich habe im Namen der Gräfin, und zwar sehr väterlich mit ihr gesprochen.“

„Mein Herr Baron, ich zweifle nicht daran.“

„Und zwar habe ich in der gesetzlichsten Weise mit ihr verkehrt, denn das Testament des Vaters ist gültig.“

„Das Testament eines durch Ihresgleichen irregeleiteten Mannes.“

„Das mag sein. Aber indem ich dieses junge Mädchen anhörte, mit dem der Zufall mich zusammen führte, fand ich, daß sie nicht so ganz Das ist, wofür ihr sie ausgebt. Ich erkannte in ihr einen lebhaften Geist voll Saft und Kraft, voll Reichthum und Erhabenheit, voll Begierde zu existiren, und nach jenen Weltfreuden trachtend, vor denen sie sich fürchte, wie Sie sagen; und durchaus fähig, sich darin zu benehmen. Kurz, ich sah, daß sie Flügel hat zum Fliegen, und daß Sie sie nicht in einem Heiligthum beschützen, sondern in einem Käfig ersticken, und ich will das bereits Gesagte über den Zweck, den Sie haben können, nicht wiederholen.“

„O Unglück! o Unglück!“ murmelte Mildner leise. Da er aber beschlossen hatte, sich bis zum Ende zu beherrschen, so sagte er nur: „Nun, ist das Alles?“

Roman glaubte die Frage an sich gerichtet, und rief, mit dem Edelmann redend:

„O nein, noch lange nicht. Vorgestern sah ich unter den drei Eichen, wie Ihr in der Dämmerung unserem Drescher, dem Valentin Steuner, einen großen Thaler gabt, und wenn Ihr der ewige Jude wärt, dürftet Ihr nur fünf Kreuzer in der Tasche haben.“

„Der verteufelte Roman sitzt fest im Sattel auf seinem ewigen Juden“, sagte der Baron lächelnd.

„So, der Herr hat also dem Valentin einen großen Thaler gegeben?“ sagte Mildner anscheinend ruhig.

„Ja wohl“, erwiderte der Edelmann ebenfalls in dem ruhigsten Tone. „Nur“, setzte er lächelnd hinzu, „wußte ich nicht, daß der Mensch Valentin hieß.“

Mildner sah den Baron an, und der Baron sah Mildner an. Es war nur ein Blitz, der aber Alles in Brand steckte. Es fand zwischen diesen beiden Männern ein vollständiger Austausch von Verständniß und Haß statt.

„Und warum“, wandte sich Mildner an Roman, „warum hat der Herr Baron dem Valentin einen großen Thaler gegeben?“

„Valentin hat gesagt, er hätte ihm das Geld für Nichts gegeben, man hätte nur von Diesem und Jenem geschwätzt.“

„Was kann einfacher sein“, sagte der Baron, „ich wollte einen Glücklichen machen.“

„Und Valentin hat den Thaler behalten?“

„Nein, Herr Mildner, er hat ihn gestern mit dem Han Adam Drais vertrunken.“

„Es ist gut. Noch heute wird Valentin den Johanneshof verlassen.“

„Der arme Teufel!“ rief der Baron und setzte hinzu: „Sie werden es natürlich finden, Herr Mildner, daß ich mich seiner annehme.“

„Ich werde ihn zu Ihnen schicken. — Guten Morgen, Herr Baron.“

Und Mildner schickte sich an, mit Roman, den rechts am Wege sich hinziehenden Wald zu beschreiten.“

„Wie, werden Sie mir nicht Gesellschaft leisten bis auf das Schloß?“

„Nein, Herr Baron, das Schloß liegt oben auf dem Berge, und das Dorf erreiche ich am angenehmsten, wenn ich durch dies schattige Baumstraße gehe.“

„Aber dieser Pfad führt ja in den Mordgrund, und Sie wollen da hinein?“

„Ich fürchte nichts“, erwiderte Mildner mit einem harten Lächeln. „Ich habe meinen Vetter bei mir, der mich nie verläßt!“

„Ihren Vetter. Sie meinen Roman?“

„Nein, was ich meinen Vetter heiße, ist dieses.“

Bei diesen Worten zog der rauhe Mann eins von den großen Einschlagemessern hervor, die man zur Zeit unserer Großväter fabricirte. Dieses Messer war augenscheinlich zu dem Zweck persönlicher Vertheidigung ausgesucht worden. Es war noch ganz neu, außerordentlich solid gearbeitet und von einer nicht gewöhnlichen Größe. Der gerade schwarze Stiel war von Büffelhorn und mit drei großköpfigen Nägeln von polirtem Kupfer befestigt, die Klinge erhob sich in zwei Tempos und griff in eine Feder ein, die sie verhinderte, wieder zuzuschnappen. Also geöffnet, wurde das Messer zu einem breiten, starken Dolche.

Mildner öffnete es bedächtig, und es dem Edelmanne am Stiele darbietend, sagte er:

„Was halten Sie davon, Herr Baron?“

„Es ist ein Bundesgenosse, auf den man sich verlassen kann“, sagte Wiesenhütten, indem er das Messer nahm und es leicht in

seiner Hand aufspringen ließ. Dann es Mildnern zurückgebend, setzte er hinzu: „Aber man muß den Feind in der Nähe haben und eine feste Hand besitzen."

Den Stiel mit Kraft umfassend, antwortete Mildner:

„Die Hand wird fest sein, wenn der Feind nahe ist."

Während die beiden Männer sehr höflich und kaltblütig mit einander sprachen, hatte Roman nicht Augen genug, um das Messer zu bewundern, das man vor ihm aufwies. Das unwürdige Werkzeug, dessen er sich selber bediente, entfiel seinen Händen, und hing vergessen an seinem ledernen Riemen. Das schöne Messer sollte nicht mehr aus seinem Gedächtniß scheiden und mehr als einmal in seinen Träumen glänzen.

„Ich", sagte der Baron, „ich habe keinen Vetter, aber ich habe ein Paar Bouledogues aus London mitgebracht, die mich ebenfalls nie verlassen."

Und der Edelmann zog aus seinem polnischen Rock ein Paar Taschenpistolen heraus.

„Was halten Sie von diesen?" fragte er nun seinerseits.

Mildner betrachtete sie mit ziemlicher Geringschätzung.

„Von weitem taugen sie nicht viel", sagte er, „die Hand kann zittern und die Kugel geht fehl."

„Ja, aber in der Nähe; zum Beispiel auf die Entfernung Ihres Vetters."

„Auf die Entfernung meines Vetters wird die Hand ganz gewiß zittern, weil man alsdann ein schlechtes Gewissen hat."

Bei diesen Worten klappte er sein Messer zu und that einen Schritt nach dem Walde hin.

„Aber zum Teufel", rief Wiesenhütten, „wie sind Sie denn auf die Idee gekommen, das ihren Vetter zu nennen?"

„Das ist sehr einfach", erwiderte Mildner, indem er stehen blieb. „Da Werner nicht mehr am Leben ist, so habe ich mir einen Vetter gekauft, um meine Base besser beschützen zu können."

Und jetzt zuerst an seinen Hut greifend, grüßte er den Baron, der seine Höflichkeit stillschweigend erwiderte, und von Roman begleitet, verlor er sich in den Mordgrund, also genannt, weil von dem Hundsrück und aus dem Sonwalde kommende Räuberbanden damals das Land unsicher machten und einige Mordthaten an dieser Stelle begangen hatten, die ein neben der Landstraße sich hinziehender Hohlweg war, in dem hundertjährige Bäume standen.

Der Baron blieb noch einen Augenblick auf derselben Stelle stehen, die Augen auf den dunklen Pfad gerichtet, auf dem Mildner verschwunden war.

„Ich habe mich nicht geirrt", murmelte er vor sich hin, „ich muß den Valentin Stenner aufsuchen."

(Fortsetzung folgt.)

Kloster Arnsburg.

Von W. Herold.

(Fortsetzung.)

Wir wollen Altenburg verlassen und wieder die Mönche in Arnsburg aufsuchen.

Von hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen, wie sie anderen Stätten der Weltentsagung verdankt werden, läßt sich hier nichts Bedeutendes melden. Dennoch muß angenommen werden, daß auch unsere Abtei das Ihrige zur kulturhistorischen Aufgabe der Klöster, ein Hort für altklassische Geistesblüthe zu sein, beigetragen hat. Aber in materieller Hinsicht gedieh den frommen Brüdern der neue Wohnsitz gar sehr. Geschenke aller Art bereicherten des Klosters Grundbesitz und Säckel, credit mobilier et immobilier, wie der welsche Börsenterminus jetzt lautet. Viele vermachten in den Zeiten der Kirchenmacht 20, 30, ja 100 Morgen Land gegen die Leistung einer jährlichen Seelenmesse. Eine „frum adliche Frow us Gambach" warf ein Legat aus mit der Bedingung, daß das Kloster jährlich einen Eber mästen und schlachten solle, dessen Fleisch dann auf einem noch stehenden Steine bei Münzenberg eingesolbert wurde, damit „so arme, schwangere Wiben sich an Eberfleisch lustiren möchten, solches mit fehle!" Große und Niedere aus Nah und Fern kamen mit Gaben, um für eine Sündenschuld Ablaß und Absolution zu erhalten. Manches Besitzthum gelangte auch durch Kauf oder Tausch in die Hände der speculativen Mönche. Ueber 5000 Morgen lagen arrondirt um die Klostermauern. Aus einem Umkreis mehrerer Quadratmeilen wurden Zehnten und Gerechtsame aller Art hier abgeliefert; in Frankfurt gehörte der reichdotirte „Arnsburger Hof" neben dem jetzigen Gymnasium zu unserer angesehenen reichsunmittelbaren Abtei. Im Ganzen besaß dieselbe mehr als 20,000 Morgen Gelände, viele Zinsen und Zinsgefälle, Höfe und Häuser in Städten und auf dem Lande, und in den Tagen der höchsten Blüthe — die Ueberlieferung mag wohl allmälig etwas hinzugethan haben — konnte der hochwürdige Abbas, stets auf eignem Grund und Boden einkehrend, von seinem Herrschersitze nach Wien reisen.

Da kam die Reformation oder, wie unsere Arnsburger Insassen schrieen, die lutherische Ketzerei ins Land mit ihren Revolutionen in den Köpfen der Menschen, und auch unserem Kloster flossen die Beiträge spärlicher. Lange Zeit blieb der Besitzstand stabil, bis der 30jährige Krieg ihm schweren Schaden brachte. Die Sage erzählt, über zehn Jahre seien die Räume öd und verlassen gestanden und schon wollten die Solmser Herren — auf Grund von Verträgen und dem damals schon grassirenden, wenn auch freilich dem Namen nach noch unbekannten Annexionsgelüste — sich in den unbewohnt geglaubten Mauern heimisch niederlassen, als ihnen das Aebtlein, welches während der ganzen Drangsalsperiode hier verborgen gewesen und von mitleidigen Bauern der Umgegend gespeist worden war, entgegentrat und mit dem Rufe: „Halt, ihr Herren; ich bin der Herr v. Arb!" sein Veto gegen die Besitzergreifung einlegte. Sie mußten dießmal mit langer Nase abziehen; aber später wußten sie doch gar manches fette Bröcklein wegzuschnappen und endlose Streitigkeiten wurden vor Kaiser und Reich, meist zum Nachtheile des Ordens, ausgeglichen oder blieben, bei dem bekannten Eilgange der Reichskammergerichtsverhandlungen, eben in der Schwebe hängen.

Auch während des 7jährigen Krieges brachen Tage der Noth und der Sorge herein. Herzog Ferdinand von Braunschweig erpreßte 36,000 Thlr. von dem Kloster und ließ zehn Mönche als Geisel nach Kassel transportiren. Dazu war ein großer Theil der Gebäude dermaßen baufällig geworden, daß in den 70er Jahren ein theilweiser Abriß und Neubau unternommen werden mußte, und so zeigen denn die heute noch stehenden Räume den ächten Styl der späteren Renaissance: der Prälatenbau mit buntgemalter Sonnenuhr, das Kapitelhaus, der Bursenbau und das Portal mit Bildsäulen des St. Bernhardus auf dem Avers und der Muttergottes an der nach dem Hofraum zugekehrten Seite. Darunter das die Jahreszahl der Erbauung 1772 enthaltende Chronostikon:

Matri a Deo absqVe noXa ConCeptae
gLorIae et laVdI aeternae. *)

Seit geraumer Zeit nistet ein Taubenpaar hinter dem passabeln Bildwerke: eine recht sinnige Illustration zu Schillers: „Und neues Leben blüht aus den Ruinen". Schade nur, daß unsere ungläubige Welt für solche Dinge keinen Sinn mehr hat; sonst ließe sich

*) Der ohne Schuld von Gott empfangenen Mutter zu ewigem Ruhm und Lob.

mit leichter Mühe ein gewinnbringendes Wunder, das der „lönenden Maria“ etwa, etabliren.

Hätten die vertrauensseligen Restauranten ahnen können, welcher Blitzstrahl nur zu bald in des Klosters Hallen schlagen würde, oder besser, hätten sie in richtiger Zeiterkenntniß die gewitterschwangeren Wolkengebilde der damaligen, politischen und socialen Zustände beachtet, so wäre der kostenreiche Neubau wohl unterblieben. Aber das hieße ja so viel als, auf der Höhe der Situation stehend, den Geist und die Ideenströmung seiner Mitwelt erfassen und begreifen. Das hat — unsere Tage verkünden's mahnend genug — die starre Kirche selten vermocht. Damals vollends war dem Klosterleben im Allgemeinen, wie insbesondere unserer Arnsburger Congregation in trägem, behaglichem dolce far niente, in geistlosem Ritualkultus jedes Streben nach Wissenschaft und frommer Weisheit, jeder Aufschwung zu reger Theilnahme am Dichten und Trachten der Gegenwart abhanden gekommen. Ihre geistige Armuth und die proportional mit dieser wachsende Dünkelhaftigkeit ließen sie die flammenden Zeichen der Zeit nicht erkennen oder verachten. So war ihr Todesurtheil zum voraus von ihnen selbst unterschrieben.

Zürnenerregend und wehmüthig zugleich ist der Eindruck des Treibens, das, je mehr es auf die Neige ging, desto toller sich gestaltete. „Sie aßen und tranken“ — und das nicht wenig und das nicht schlecht. Allwöchentlich mußte ein feister Ochse das Leben lassen; ein köstliches Bier wurde in eigener Brauerei fabricirt. „Sie freiten“ oder wollten doch wenigstens freien. So hatte der Liebesblick einer Licher Beamtentochter einem Frater das Herz unter der Kutte tief verwundet. Vom Sehnen kams zum Schreiben und dann zum Sehen. Ein Hinterpförtlein in der Mauer und ein solches in seinem Gewissen ließen ihn allabendlich zum Walde und dort seiner Heloise entgegen eilen. Aber der gestrenge Herr Abbas kam hinter die heimlichen Spaziergänge. Eines Abends drang man in des Fraters Zelle, fand sie leer, stöberte unter seinen Papieren und fand bald einen Cyclus glühender Erosgesänge, sämmtlich seinem Ideale gewidmet. Bei seiner Heimkunft würde er verhaftet, verhört und in die Strafzelle gesperrt, aus welcher er jedoch in derselben Nacht noch auf beinahe unglaubliche Weise, durch Losschrauben der Thürangeln, entkam. Die weiteren Schicksale des compromittirten Mädchens habe ich nicht erfahren. Der Mönch aber lebte noch in den zwanziger Jahren als niederer Weltgeistlicher in einem kleinen Dorfe zwischen Marburg und Gießen. Soviel aus der chronique scandaleuse als Beleg für die vorhin gefällte Verurtheilung.

Die Stürme der französischen Revolution warfen den alten Ballast aus dem Schiffe des europäischen Völkerdaseins. Zwetschgenfürsten wurden mediatisirt; die geistlichen Herrschaften: Bisthümer, Abteien und Stifter oder nach Schiller: Wüstthümer, Raubteien und Diebesklüfter — fielen als Vergütung den unterthanlos gewordenen Fürsten zu. Das hieß Säkularisation. Die Bauern sagten: Einsädeln! Wahrlich tout comme chez nous; nur zahlte man damals an Depossedirte keine „exorbitanten“ Summen. Arnsburg kam 1803 infolge des Reichsdeputationshauptschlusses zum größten Theile an das Gesammthaus Solms als Entschädigung für verlorene überrheinische Besitzungen; das Klostergebäude selbst zur gräflich Laubach'schen Linie. Jahre lang zog sich die Theilungsarbeit hinaus. Neben den in Wahrheit vorhandenen äußerst verwickelten Verhältnissen soll doch auch — wie die böse Welt sagt — nicht die geringste Schuld daran der in den Klosterkellern aufgestapelte köstliche Firnewein getragen haben, welchen sich die in Arnsburg tagende und nachtende Repartirungscommission von Delegirten aller Solms'schen Zweige so trefflich munden ließ, daß sie erst, nachdem das letzte Faß beim Anklopfen einen widerwärtig hohlen Ton von sich gab — aber dann auch wunderbar rasch und, um allseitig gerecht zu sein, in unparteiischer und befriedigender Weise — ihre Aufgabe zu Ende brachte. Es war diese lustige Zecherperiode eine Galgenfrist für unser Kloster gewesen; denn als das damals durch die anhaltende Kriegsnoth sowohl wie durch die großartigen patriotischen Opfer des dermaligen Grafen, des Freundes von Stein in übeln Finanzverhältnissen, vulgo Schulden steckende Laubach faktischer und rechtlicher Besitzer geworden war, wurden die scheinbar für die Ewigkeit errichteten Quader zu ziemlich profanen Zwecken abgerissen, um u. a. auf den gräflichen Gutsverwaltungen zu Münzenberg, Utphe 2c. als Scheunen und Stallungen wieder aufeinander geschichtet zu werden. Tempora mutantur. Auf alle Fälle werden die geweihten Steine, deren Ohr sonst nur Orgelklang und Chorgesang oder auch bisweilen Bechergeklapper vernommen hatte, sich gewundert haben, als die nicht immer harmonischen Accorde wiederkäuender Vierfüßler ihnen entgegenkamen. Aber wie dem auch sei, sie sind wenigstens nicht vor Furcht oder Scham aus den Fugen gegangen, sondern stehen heute noch, des Alters spottend; also könnte es auch uns gleichgiltig gelassen haben; ja wir müßten den Abbruch und die Anderverwendung der Klostersteine nur gutheißen, da auch sie, der todten Hand entrissen, Bausteine zum ökonomischen Wohlstand der Wetterau wurden — wenn nur nicht die traurigen Ueberreste der ehemaligen Klosterkirche in uns den Wunsch wachriefen: Wäre doch wenigstens dieß eine Denkmal aus früheren Tagen des Arnsburger Flors in geschichtlich-architektonischem und Kunstinteresse erhalten worden.

(Schluß folgt.)

Beaumarchais und sein Postillon.*)

(„Beaumarchais und Sonnenfels“, von Alfred Ritter v. Arneth, Wien 1868, bei Wilhelm Braumüller.)

Geschichte nennen wir den Inbegriff dessen, was wir von der Vergangenheit zu wissen glauben. Die Thatsachen, die vorgefallen, die berühmten Personen, die eine hervorragende Rolle gespielt, erscheinen uns nicht, wie sie wirklich waren, sondern wie sie ungefähr sein konnten; durch Zeit, falsche Ueberlieferung und willkürliche Urtheile mannichfach verrückt und entstellt. All unser historisches Wissen leidet unter dem Einflusse dieser regelmäßigen Ablenkung, die man das Gesetz der geschichtlichen Strahlenbrechung nennen dürfte. Wir sehen tausend Dinge, über die wir sehr genau unterrichtet zu sein meinen, am unrechten Orte und in falschem Lichte. Vielen gegenüber werden wir niemals unsern Irrthum erkennen, über einzelne klärt uns zuweilen ein glücklicher Zufall, der Fund eines alten Documentes, ein scharfer und rücksichtsloser Forscher auf. Nicht immer zu unserem Vergnügen, denn die Täuschung beleuchtet nicht bloß unsere Mitlebenden, auch historische Persönlichkeiten meist weit rosiger als die Erkenntniß der Wahrheit, und es schmerzt uns fast, wenn uns die weisende Hand des Gelehrten an den Bewunderten und Gepriesenen die faule, bisher verborgene Stelle zeigt.

Es ist wirklich etwas wie Schmerz, das den Leser von Arneths neuester Broschüre: „Beaumarchais und Sonnenfels“ beschleicht. Auf Beaumarchais ruhte, seit Goethe sein spanisches Abenteuer im „Clavigo“ verherrlicht, ein goldener Schein. Brachvogel hat ihn erst kürzlich zum Helden eines Romanes gemacht und ihn mit allen ausgezeichneten Eigenschaften ausgestattet. Als Kämpfer für die Freiheit, als Johannes der Revolution sah man den Mann, der seine Laufbahn damit begonnen hatte, daß er den altjüngferlichen

*) Aus der „N. Fr. Pr.“

Töchtern Ludwigs des Fünfzehnten Scandälchen erzählte und sich frühzeitig durch gewagte Speculationen ein Vermögen zu erwerben wußte. Seine beißenden Lustspiele, sein verwegener Prozeß gegen den Grafen de la Blache und den Senator Goëzman führten dazu, ihn zum Vorfechter socialer Gleichheit zu stempeln, während er selbst keinen heißeren Wunsch hegte, als in die Reihen der Bevorrechteten aufgenommen zu werden. Das Abenteuerliche, das in seinem Charakter lag, machte ihn nur noch interessanter, und man öffnete ihm bereitwillig die Pforten des Pantheons, in welchem die Geschichte den Vertretern hoher Ideen, ob sie den Lorbeer des Sieges auf die kampfheiße Stirn drückten oder als Verbrecher hingerichtet wurden, willig und dankbar einen Platz einräumt.

Und nun wird er auf einmal dieser Ehrenstelle unwürdig erklärt; die Statue, die wir ihm in unserem Gedächtniß errichtet, wird zertrümmert, sein Charakter als unedel, verlogen und nichtswürdig aufgedeckt. Dieß geschieht mit Beweisen, die beinahe gar nicht anzufechten sind, mit Actenstücken, von denen der Hauch emsiger Forschung den Staub der Zeit hinwegbläst. Der Zeuge, der wider Beaumarchais auftritt, ist kein Staatsmann, kein Schriftsteller, sondern ein armer, unbedeutender Mensch, der sein Brod mühsam erworben, ein Sohn des Volkes, für das der Verfasser der „Hochzeit des Figaro" gestritten haben soll. Seltsame Ironie! Siebenzig Jahre nach seinem Tode wird der glänzende, bewunderte Beaumarchais, um dessen Freundschaft sich Prinzen bewarben, entlarvt, sittlich vernichtet durch die Aussagen eines deutschen Postknechtes! Was ist der Ruhm, wenn ihn die Peitsche eines Kutschers zerstören kann?

Wie das möglich ist, wollen wir in Folgendem erzählen:

Beaumarchais hatte eine besondere Vorliebe für geheime Missionen. Einmal war es ein Bedürfniß seiner Eitelkeit, um dadurch wichtig zu werden und eine Rolle zu spielen, zweitens bringen derlei Aufträge gewöhnlich viel mehr Geld ein, als schriftstellerische Leistungen. Schandsold wiegt schwerer denn Ehrensold.

Anfangs 1774 erfuhr man zu Paris, daß in London ein Pasquill gegen die berüchtigte Dubarry erscheinen sollte. Dem alten König Ludwig XV. lag natürlich sehr viel daran, die Schrift in der Geburt zu ersticken, weniger vielleicht aus Sorgfalt für den Ruf seiner Maitresse, als aus Furcht, die Person Sr. allerchristlichen Majestät möchte in der Schrift allzu übel wegkommen.

Ein Ueberfall im mittelalterlichen Style, den man auf den Verfasser unternommen, mißglückte, und es handelte sich nun darum, den Mund, den man nicht in der Bastille stumm machen konnte, mit Gold zu stopfen.

Mit dieser nicht sehr anständigen, aber schwierigen Sendung ward Beaumarchais betraut, der sich ohne Zweifel eigens darum beworben hatte, um die Gunst des Königs zu erlangen. Im März 1774 reiste er nach London. Der Verfasser des Pasquills war ein ehrenwerther Mann: gegen zwanzigtausend Francs baar und eine lebenslängliche Rente von viertausend Francs lieferte er die Handschrift, sowie die bereits gedruckten dreitausend Exemplare aus, und beide wurden in einem Kalkofen bei London verbrannt.

Beaumarchais war bei diesem Brandopfer gegenwärtig und reiste mit vergnügten Sinnen nach Frankreich zurück. Allein der alte König lag im Sterben, und sein Nachfolger vergaß den diplomatischen Agenten für seine Mühe zu entschädigen; das Geschäft fiel also schlecht aus.

Kurze Zeit darauf theilte Beaumarchais dem Polizeiminister Sartines mit, daß in London abermals ein Pamphlet erscheinen solle, dießmal aber gegen die junge Königin Marie Antoinette gerichtet. Ein italienischer Jude, Namens Angelucci, der sich in England William Atkinson nenne, hätte den Druck besorgt; die Veröffentlichung würde gleichzeitig in London und Amsterdam erfolgen. Natürlich schickt man Beaumarchais, der sich schon einmal so gewandt erwiesen, wieder nach London und nun entwickelt sich ein förmlicher Roman, dessen einziger Bürge Beaumarchais selbst ist. Angelucci, so erzählt er, verlangte vierzehnhundert Pfund Sterling für die Vernichtung der Schrift, er lieferte die Londoner Exemplare aus, und sie wurden verbrannt. Auch die in Amsterdam aufbewahrten traf dasselbe Schicksal, aber Angelucci rettet ein Exemplar und entwischt damit. Beaumarchais jagt ihm nach, über Cleve, Düsseldorf, Frankfurt, gegen Nürnberg, wo der Jude angeblich die Schrift neuerdings drucken lassen will. In einem Walde vor Neustadt an der Aisch holt er Angelucci ein; dieser entflieht in das Dickicht, Beaumarchais folgt ihm, reißt ihn vom Pferde, nimmt ihm das unterschlagene Exemplar und die 1400 Pfund ab und läßt ihn laufen. Wie er zu seinem Wagen zurückkehren will, wird er von zwei Räubern angefallen, deren einer ihm mit einem großen Messer einen Stoß auf die Brust versetzt. Der Stich gleitet an der Kapsel ab, worin Beaumarchais das Beglaubigungsschreiben des Königs bewahrt, und verwundet ihn nur an Hals und Kinn. Er sucht, nachdem seine Pistole versagt, dem Strolche das Messer zu entreißen, zerschneidet sich dabei die Hand, wirft ihn trotzdem zu Boden und will ihn binden, als der berittene Spießgeselle mit einigen Collegen „im Hintergrund sichtbar wird". Nun schleppt sich Beaumarchais zu seinem Wagen und fährt weiter nach Nürnberg, wo er das Abenteuer gerichtlich anzeigt, nach Wien, wo er der Kaiserin Maria Theresia lästig fällt und in den an sie und an seinen König gerichteten Briefen den Ueberfall, wie seine Lebensgefahr und Aufopferung äußerst beredt ausmalt.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Börsengeschichte.) Die Wiener „Presse" erzählt aus Wien: Auch die Börse hat ihre Specialitäten und zu den verbreitetsten Typen zählt der commerzielle Aufschneider A-meyer, der bei allen großen Unternehmungen natürlich in erster L nie betheiligt, bei allen Falliments stark „mitgerissen" ist. Im Café Würth in der Strauchgasse saßen nun vor Kurzem mehrere Stammgäste zusammen und B-meyer las aus einem Abendblatte vor. Als er die Depesche publicirte: „Magdala ist gefallen", ruft A-meyer mit allen Zeichen gutgespielten Entsetzens aus: „Gefallen! Er soll versinken auf ewig in die Erd — ich verlier' zehntausend Gulden bei dem Schuften! . . ."

Frankfurt, 15. Mai.

In den schönen Saal- und Gartenräumlichkeiten des Herrn Jansen in Bockenheim (Café Frascati) wird im Laufe dieses Sommers die Schauspielergesellschaft des Herrn Director W. Kern Vorstellungen geben. Herr Kern hat dem Vernehmen nach ein ausreichendes und tüchtiges Personal engagirt, um billigen Anforderungen gerecht werden zu können. Auch soll er durch frühere Directionsführungen seine Befähigung zur Leitung eines solchen Unternehmens dargethan haben, so daß zu hoffen steht, daß die Leistungen den Erwartungen entsprechen werden. Wir setzen als selbstverständlich voraus, daß unser Publikum — welches immer über Mangel an Unterhaltungsstoff klagt — das ihm hier Dargebotene unterstütze, in der Voraussetzung, daß sich das neue Institut dessen würdig zeige.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 16. Mai. Zum ersten Male wiederholt: **Y 1**, Lustspiel in 1 Acten von Dr. Otto Girndt. Hierauf, zum ersten Male wiederholt: **Er kann nicht lesen**, Schwank in 1 Act von M. Grandjean.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 163.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 137. Sonntag, den 17. Mai 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

2.

Als Mildner von Gespenstern verfolgt, die eben so düster waren, wie der Ort, durch den er schritt, durch die Tiefe des Mordgrundes ging, ertönte plötzlich eine männliche Stimme hinter ihm, welche den Vers aus den Psalmen sprach:

„Ecce quam bonam et quam jucundum habitare fratres in unum.“ (Wie ist es doch so schön, Brüder in Eintracht neben einander wohnen zu sehen.)

Mildner wandte sich um, aber in der hier herrschenden Dunkelheit vermochte er eine große, menschliche Gestalt nur undeutlich zu unterscheiden, die hinter ihm drein kam. Er hatte jedoch die Stimme hinreichend erkannt, um alsobald auszurufen:

„Seid Ihr es, Pfarrer? Welch verteufelten Platz habt Ihr gewählt, um mich zu erwarten.“

„Ich habe nichts gewählt, mein Sohn, der Zufall hat es gethan. Im Begriffe, Dir entgegen zu gehen, sah ich, als ich dort oben auf die Landstraße einbiegen wollte, Dich von weitem mit dem Mann conferiren, von dem ich mit Dir zu sprechen habe. Da machte ich Halt und blieb beobachtend hinter den Bäumen stehen. Endlich gingest Du vorwärts und ich hinter Dir her. — Nun, was sagst Du dazu? Ich denke, daß ich Recht hatte. Streauus vir et lepidus, wie! Ein ausgezeichneter Mensch, tapfer und charmant. Kein Wunder, daß zwei Gesellen von gleichem Werth sich gleich erkannten und einander würdigten. Wie schient ihr euch Beide zu verstehen! wie habt ihr freundschaftlich und ehrbar mit einander gesprochen. Und ich hoffe, daß ihr auf dem besten Fuße stehend von einander geschieden seid, denn ihr habt euch höflich und anständig gegrüßt. Nur konnte ich nicht verstehen, was ihr sagtet, noch sehen, was ihr so kordial einander zureichtet. Gewiß irgend ein gegenseitiges Pfand des Friedens und des Einverständnisses, foederis pignus. Doch wozu brauche ich es zu wissen? Habe ich doch eure ruhige Haltung gesehen, eure ernsten, höflichen Stimmen gehört. Und zudem kenne ich euch, den Einen, wie den Andern auswendig. O, o, ich habe es wohl gesagt. Auch ich habe ihn vom Kopf bis zu den Füßen gemessen, als er gestern in den Johanneshof kam.“

„In den Johanneshof? Er ist in dem Johanneshof gewesen?“ rief Mildner.

„Freilich ist der tapfere Ritter, der zweite Prinz Eugen, der würdige Edelmann, dort gewesen.“

„So habe ich mich also nicht geirrt. Doch vor allen Dingen, laßt uns aus diesem Hohlweg kommen. — — Roman, laß uns allein; laufe voraus, um uns anzumelden.“

Und während Roman im Schatten verschwand, wie eine wilde Katze, streckte Mildner die Hand nach dem Pfarrer aus, und ihn am Arm ergreifend, half er ihm voll Ungeduld eine Höhe hinauf.

Als sie in dem oberen Theil des Waldes waren, wurde die große und starke Gestalt des Pfarrers deutlicher und man konnte unter seinem dreieckigen Hut seine gepuderten grauen Haare wahrnehmen, die hinter die Ohren gestrichen waren, und die er bei jeder Gelegenheit so heftig schüttelte, daß sein Rock bis in die Mitte des Rückens weiß davon wurde, auch konnte man sein braunes Gesicht erkennen, das colorirt war wie eine hetrurische Vase, und dessen toleranter Ausdruck sehr gut zu seiner vertraulichen Sprache stimmte.

„Also“, hob Mildner an, „also dieser Wiesenhütten . . .“

„Hat sich unter Euerem Dache niedergesetzt, wie Coriolan, ja, mein Freund, das hat er gethan. Es war Nachmittags drei Uhr, zu welcher Stunde ich der Kleinen Unterricht zu geben pflege. Ich war auf dem Meierhof zwischen Budenheim und Ingelheim gewesen, um dem Pächter Hildebrand, der ein alter Soldat und ein hartgesottener Sünder ist, die letzte Wegzehrung zu reichen. Er hatte viel auf dem Gewissen, aber ich habe ihn getröstet und gestärkt, und so ist er sehr ruhig gestorben. Ich war, als ich zurückkam, sehr müde, denn der Weg ist weit und Kollin wird zum Harttraber, sobald ich den Chorknaben hinter mir sitzen habe. Ich war daher im Johanneshof . . .“

„Und Ihr gabt Lucianen Unterricht . . .“

„O nein, ich saß bei Tische, mein Freund. Die Kleine hatte gesagt, es solle kein Unterricht ertheilt werden, weil ich zu müde sei, und auch nicht nüchtern bis zum Abendessen im Pfarrhause bleiben könne, sondern einen Bissen essen müsse.“

„Es scheint, daß die Kleine das Commando im Hause führt.“

„Deine Mutter war nicht zu Hause. Luciane hatte mir einen Schinken aufgetragen, die kalten Ueberreste einer Gans und die Hinterkeule eines Rehs, Käse und Butter und etwas Obst . . .“

„Nun, und der Wiesenhütten?“

„Nun, dieser gute junge Mann war im Jagdkleide. Er schien weit herzukommen, wie ich auch. Er hatte von der Magd eine Schale Milch verlangt.“

Und der Pfarrer schnitt im Schatten ein sehr verächtliches Gesicht.

„Man geht nicht auf die Jagd im Monat Mai“, sagte Mildner. „Wo war denn die Hausfrau?“

„In dem Schlosse, um eine Rechnung auszugleichen — und dort hatte sie die Gräfin dazwischen genommen.“

„Ha! nun verstehe ich Alles.“

(Fortsetzung folgt.)

Kloster Arnsburg.

Von W. Herold.

(Schluß.)

Noch heute erregt der verstümmelte Leichnam der Klosterkirche unser Mitgefühl und Staunen zugleich. Wir bewundern den Riesenbau des Körpers, das sehnige Knochengerüste der himmelanstrebenden Pfeiler, die zierliche Liniatur des gothischen Maßwerkes; aber freilich mit der tiefen Trauer und Mißstimmung im Herzen ob des schonungslosen Barbarismus, der solche Kunstschöpfung vernichten konnte. Nicht der Alles zerstörende Zahn der Zeit zernagte und zerbröckelte sie! Nein, in voller Blüthe und im besten Alter — Anno 1810 —, nachdem sie glücklich Kriegesstürme überdauert und den Untergang der alten Abtei erlebt hatte, fiel sie einseitiger Sparsamkeit zu schnödem Opfer. Man sagt, die mit der Kirche verbundene Pfarrpfründe sei der neuen Herrschaft in ihrem allerdings löblichen und auch herrlich mit Erfolg gekrönten Unternehmen der Schuldentilgung zu lästig gewesen und deßhalb die Veranlassung zum Abbruch geworden. Es läßt sich dazu nur noch eine, wenn auch bei weitem nicht entschuldigende, Erklärung für diese immerhin vandalische Handlungsweise des sonst in jeder Beziehung so achtungswerth erscheinenden Grafen in dem Umstande auffinden, daß er vielleicht befürchtete, durch Belassung der Priesterstelle der unter der Klosterwirthschaft vielfach herabgekommenen und zu Professionsbettlern gesunkenen Population der Umgegend eine fernere Stütze angedeihen zu lassen. Gewiß ein ehrenwerthes Bedenken! Aber — man verzeihe dem künstlerischen Unmuthe die sine ira et studio gezogene Parallele — warum ließ denn derselbe Besitzer nicht jeden Gaul todtschlagen, an dem eine Schmeißfliege schmarotzte? Doch so fest hafteten die Brudersteine aneinander, so unzertrennlich war der Bau gefügt, daß die Kosten des Abrisses zu einer Höhe anwuchsen, die endlich einzuhalten bestimmte; besonders als der noch lebende Rentamtmann Fabricius, der einzige heut noch jugendfrische Zeuge der Klosterperiode Arnsburgs, sich energisch für das Aufgeben der Demolirungsarbeit und Erhaltung der Kirchenruine verwandte. So ist es denn uns heute wenigstens vergönnt, in den öden, aber in ihrer schmuckberaubten Einfachheit um so erhabener, um so mahnender dastehenden Hallen des Kreuzgangs, an dem Schauplatze der prunkenden Prozessionen der Mönche und auf ihren Gräbern herumwandelnd, über den Wandel und das Vergehen der irdischen Dinge nachzudenken und so, Jeder nach seiner Façon, unter der das Gewölbe bildenden Himmelsdecke Gottesverehrung zu halten.

Manchmal in schönen Sommertagen wird hier auch ein gemeinsamer Gottesdienst gefeiert; schade nur, daß er trotz mancher wohlthätigen Erfolge wegen seiner exclusiven Richtung und der zu sehr auf äußerliches Missioniren gerichteten Tendenz nicht ganz die Billigung tolerant-denkender Menschen erhalten kann. Aber gewiß ergreifend und weihevoll müßte an solcher Stätte eine gottbegeisterte Rede aus dem Munde eines Predigers in Ohr und Herz der Hörer tönen, der nicht an den Formen von Dogma und Kultus erstarrt, sondern von dem ewig wahren sittlichen Kern der Religion lebendig durchdrungen wäre; gewiß würde sie eher die Seele aus der Sinnenwelt heraus und zu Regungen und Bestrebungen des Höheren, Guten, Schönen und damit Göttlichen hinanziehen, als es finstere Strafandrohungen blinder Zeloten des Protestantismus sowohl, wie ehedem einlullendes Rosenkranzgeplapper indolenter Mönche zu thun vermochten.

Jetzt aber heraus aus den Säulenhallen des alten Klosters, die uns ganz ernst gestimmt haben, zum jungen Arnsburg.

Phönixgleich ist es nach tiefem Falle neuverjüngt erstanden, seit einigen Jahren glänzend metamorphosirt zur Residenz des Erbgrafen von Laubach. Das zeigt auf den ersten Blick der restaurirte Prälatenbau, jetzt die herrschaftliche Wohnung; ferner ein mit wohlgepflegten Bogengängen aus Laubwald geschmückter, von Fasanen belebter Park, Pfaffenstein; endlich der in modernem Geschmacke, mit Teich, Pavillon und Gewächshaus angelegte Garten, dem man nur noch etwas allzumerklich seine große Jugend ansieht. — Der vordere Klosterhof ist zur Oekonomie umgewandelt, ein unter Leitung des Secretärs des landwirthschaftlichen Vereins für Oberhessen in jeder Beziehung mustergiltig betriebenes Landgut. Außerdem befinden sich eine Wassermühle, Schmiede, Wohnhäuser des Rentamtmanns, Oberförsters und der gräflichen Bediensteten in dieser relativ demnach ungemein bevölkerten und besonders mit ganz enormem Kinderreichthum gesegneten Gemarkung. Seitab von der quer durchziehenden Hauptstraße, aber noch innerhalb der das gesammte Weichbild umfriedigenden Mauer ist in dem ehemaligen Gartenhaus der frommen Brüder eine Rettungsanstalt untergebracht. Obwohl man mehrfach unglückliche Resultate ihr durchaus nicht allein, sondern mindestens zu gleichen Theilen den ihrer Erziehungsperiode vorausgegangen, wie den ihr nachfolgenden Lebensverhältnissen der Zöglinge zuschreiben muß, und wiewohl man andererseits derselben auch recht erfreuliche Erfolge nachrühmen darf, soll ihr dennoch der pädagogische Vorwurf gemacht werden, das Princip der religiösen Ueberfütterung und den finstern Geist ungesunder Frömmelei in einer die Kinderseele schädigenden Weise hochzuhalten. Es gilt das freilich nicht allein von dem Arnsburger Rettungs-Institut.

Der Wanderer wird ermüdet sein. Nur noch ein paar Schritte zur Oase für Lechzende! Das letzte Haus ist glücklicherweise ein Wirthshaus. Größere Gesellschaften finden zu Belustigungen jeder Art einen weiten hohen Saal, dessen kunstvolle, leider nur durch etwas allzugut gemeinte Weißbinder-Renovation ein wenig dick überstrichene Stuttaturarbeit Bewunderung erregt. Aber auch der einsam seine Straße Ziehende wird hier Erquickung genießen in den beiden aus den Klostertagen herübergeretteten Errungenschaften, dem vortrefflichen Weinkeller und der zuvorkommenden Gastlichkeit. Sonst hat alles Mönchisch-Ascetische einer freudigeren, fröhlicheren Lebensanschauung weichen müssen; das lächeln uns beredt die überall neugierig hervorlugenden Mädchengesichter zu, deren rosige Wangen selbst ehrwürdigen Patribus der Vorzeit einen Ausruf der Freude entlockt hätten.

Wer sich durch die kleine, weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibende Schilderung oder in Folge der geschichtlichen Reminiscenzen bewegen ließe, in lieblicher Sommerszeit einen Ausflug oder Abstecher nach Arnsburg zu machen, thäte gut, bittend beim „alten Rentamtmann" anzuklopfen. Vielleicht läßt ihn dieser jugendliche Greis, der noch mit den Kuttenmännern zu Tische gesessen, einen Blick werfen in den reichen Schatz historischer Momente, interessanter Anecdoten, Documente und Reliquien aus Arnsburgs Vergangenheit, wie er mir einen solchen vergönnte. Vielleicht erzählt ihm diese deutsche Eiche, die nun beinahe ein Dreivierteljahrhundert mit allen ihren Lebenswurzeln hier haftet, ein Stücklein aus dem Klosterwalde, wie ich ihr Manches abgelauscht! Möchte die vorliegende Skizze als Dankeszoll angenommen werden!

Beaumarchais und sein Postillon.

(Schluß.)

An dem Kampfe mit den Räubern zu zweifeln, dachte bisher, obwohl Kaunitz gleich starke Bedenken dagegen hatte, eigentlich Niemand. Für jene Zeit hatten derlei Reise-Intermezzo's auch in Deutschland nichts Besonderes, und zehn Tage, ehe Beaumarchais

den Neustädter Wald kreuzte, war der Postwagen bei Possenheim angehalten und geplündert worden. Wir würden noch heute Beaumarchais glauben, hätte nicht Arneth das Protocoll entdeckt, das am 14. August 1774, einige Stunden, nachdem Beaumarchais durch das Städtchen gefahren, zu Neustadt an der Aisch mit dem Postillon Johann Georg Dratz aufgenommen ward. Die Aussage dieses schlichten Mannes deckt ein ganzes Gewebe von Lügen auf, sie reißt Beaumarchais die Larve vom Gesicht, die er so lange nach seinem Tode noch für unser Urtheil getragen.

Er habe, erzählt Dratz, einen fremden Herrn sammt Bedienten von Langenfeld durch Neustadt nach Emskirchen geführt und meine, daß es im Kopfe seines Passagiers nicht recht richtig sei. Er habe bemerkt, wie der Herr im Wagen aufgestanden sei und sein Rasirmesser herausgenommen habe, als ob er sich während der Fahrt rasiren wolle. Im Neustädter Wäldchen angelangt, ließ der Fremde halten, stieg mit dem Stock in der Hand aus, ging in den Wald hinein und befahl dem Kutscher, weiterzufahren. Am Ausgange des Wäldchens wartete der gute Dratz über eine halbe Stunde, ehe der Fremde zurückkam. Dieser behauptete dann, Spitzbuben gesehen zu haben, war aber vollständig unverletzt. Später, als der Wagen Neustadt passirt hatte, ließ der Passagier die Fenster aufmachen und nun trug er um Hand und Kinn Verbände, war blutig und erklärte auf die Frage des Postillons, er sei geschossen worden. Umkehren und die Sache in Neustadt anzeigen, wollte er jedoch nicht, und Dratz, der ihn neugierig betrachtet hatte, schloß seine Aussage mit den bezeichnenden Worten, es komme ihm vor, der Reisende habe sich mit dem Refirmesser selbst verwundet, um in Nürnberg Lärm zu machen und die Straße in Verruf zu bringen.

Der böse Postillon! In seiner Einfalt trifft er den Nagel auf den Kopf, und unser Vertrauen in Beaumarchais' Ehrlichkeit ist dahin. Wer zuerst behauptet, durch einen Schuß verwundet worden zu sein, und dann einen Messerstich zu Protocoll gibt, ist jedenfalls sehr unverläßlich. Dazu kommt, daß Dratz weder einen Schuß gehört, noch irgend etwas Verdächtiges in dem lichten Wald bemerkt hat.

Seine Verletzungen wollte Beaumarchais in Nürnberg, wo er die gerichtliche Anzeige machte, Niemandem vorweisen, ließ sich auch nicht von einem Wundarzte verbinden, sondern fuhr rasch weiter. Von einer Verfolgung, von einem Reiter, dem Beaumarchais in den Wald nachgeeilt wäre, hat Dratz nichts gesehen. Dazu kommt noch ein anderer Umstand, der sehr gegen Beaumarchais spricht. In seiner in Nürnberg erfolgten Anzeige beschreibt er nicht nur die beiden Räuber mit einer Genauigkeit, die bei der Kürze der Zeit, die ihm zu ihrer Betrachtung gegönnt war, und der Gefahr, in welcher er nach seiner Versicherung schwebte, jedenfalls sehr überraschen muß, sondern er nennt sogar ihre Namen. Die beiden Strolche waren so gefällig, sich vor dem Opfer ihrer Raubgelüste gegenseitig anzurufen, sie hießen — Angelucci und Atkinson. Den Nürnbergern mag es sicher merkwürdig vorgekommen sein, daß ein Italiener und ein Engländer auf deutschem Boden ein Compagnie-Geschäft für Straßenraub errichtet haben sollten, die eigentliche Bedeutung dieser Namen ahnten sie nicht. Angelucci hieß nach Beaumarchais' eigener Angabe der Drucker des Pasquills, Atkinson nannte er sich.

Indem Beaumarchais den beiden Räubern in muthwilliger Laune diese Namen beilegt, erhebt er die Vermuthung, daß Angelucci nur ein Geschöpf seiner Phantasie sei, beinahe zur Gewißheit. Hätte es wirklich einen Angelucci gegeben und hätte er ihn verfolgt, so müßte erstens Dratz den Flüchtling gesehen und zweitens Beaumarchais sich gehütet haben, den nächstbesten Räuber so zu nennen. In der That konnte man von Angelucci so wenig wie von seinem Ahn Ahasverus jemals eine Spur entdecken. Existirte aber Angelucci nicht, dann liegt der Verdacht sehr nahe, daß Beaumarchais das Pasquill selbst geschrieben und dann angezeigt habe, um ein gutes Geschäft zu machen, daß er ein gemeiner Betrüger und Erpresser gewesen.

In Wien hielt man ihn für nichts Besseres. Am 19. August war er hier angekommen und hatte gleich den nächsten Tag ein Schreiben an die Kaiserin gerichtet, worin er sie beschwört, ihm eine geheime Audienz zu gestatten, denn er habe ihr Dinge von der äußersten Wichtigkeit mitzutheilen, welche ihre Ruhe und das Innerste ihres Herzens beträfen.

Die Kaiserin empfing ihn Tags darauf in Schönbrunn in Gegenwart des Grafen Seilern, Statthalters von Niederösterreich, und Beaumarchais las ihr, nachdem er die Geschichte seiner Abenteuer erzählt, das ganze Pasquill von Anfang bis zu Ende vor.

Ueber den Inhalt desselben gibt uns Herr v. Arneth leider nur sehr dürftige Andeutungen, obwohl er die im hiesigen Hof- und Staatsarchive befindliche Abschrift gelesen. Wir erfahren bloß, daß die Schmähschrift die Königin Marie Antoinette des beabsichtigten Ehebruchs, sowie Marie Theresia des unerlaubten Umganges mit Kaunitz beschuldigt; daß sie ferner eine Reihe hochgestellter und vornehmer Personen am französischen Hofe, darunter den Kanzler Maupeou und den Minister Sartines, sowie den Abbé Terray schwerer Vergehen anklagt. Details theilt Arneth nicht mit „aus Rücksichten der Schicklichkeit“; über Styl, Sprache und Geist der Schrift äußert er sich mit keinem Worte.

Nachdem Beaumarchais der Kaiserin das Pasquil vorgelesen, rückte er mit dem Vorschlage heraus, sie möchte es umdrucken lassen. Bei dieser veränderten Ausgabe, die er selbst redigiren wollte, sollten alle die Königin betreffenden Stellen fortgelassen werden. Dem jungen Könige müsse man das Pasquill ohne alle Frage vorlegen; bei seinem mißtrauischen Wesen und seiner Sittenstrenge sei aber zu befürchten, daß die Anschuldigungen seiner Gemahlin die betrübendsten Folgen nach sich zögen. Er dürfe diese niemals erfahren und daher müsse man einen Umdruck vornehmen.

Maria Theresia schlug dieß Begehren sofort ab und erbat sich nur für ein paar Tage die Schmähschrift, um sie genau durchzulesen. Kaunitz aber machte einen Gewaltstreich im damaligen Regierungsgeschmacke; er ließ Beaumarchais am 22. August Abends verhaften. Aus dem Gefängnisse, in welchem Sonnenfels ein Protocoll mit ihm aufnahm, richtete er eine Denkschrift an die Kaiserin, worin er sie nochmals beschwor, den Umdruck des Libells zu gestatten, und ihr mit glühenden Farben die Gefahren für ihre Tochter auseinandersetzte, die daraus entstehen müßten, wenn Ludwig XVI. die Schmähschrift unverändert zu Gesicht bekäme. Die Kaiserin blieb jedoch unerschütterlich, und die mittlerweile von Nürnberg eintreffenden Protokolle stimmten weder sie noch den Staatskanzler zu Gunsten des Gefangenen, der einen Monat in seinem Arreste zubrachte. Erst als sich Sartines durch den österreichischen Gesandten in Paris, den Grafen Mercy, für Beaumarchais verwendete, wurde dieser freigelassen und durch ein Geschenk von tausend Dukaten, die er sehr gerne annahm, für seine Haft entschädigt.

Eilig reiste er nach Paris, wo man während dessen seine Schriften, die ihm bei der Verhaftung abgenommen und nach Frankreich geschickt worden waren, durchgelesen, jedoch nichts Anstößiges darin gefunden hatte. Sartines, der Beaumarchais zuerst gegen die Bemerkungen des Grafen Mercy sehr warm vertheidigt hatte, war wohl durch die von Kaunitz in einem Briefe hingeworfene Idee: Beaumarchais selbst möchte der Verfasser des Libells sein, nachdenklich geworden. Zuerst hatte er mit jenem Mangel an Verstandesschärfe, der bei hochgestellten Staatsmännern zuweilen vorkommt, den Herzog von Aiguillon im Verdachte der Autorschaft, weil — das ist wirklich sehr schlau — dieser in der Schmähschrift auf-

fallend geschont war. Später aber bekannte die schöne Polizeiseele in einem vertraulichen Gespräche mit Mercy, Kaunitz möchte doch Recht gehabt haben. Es sei nicht möglich, irgend eine Spur des Verfassers ausfindig zu machen, wenn es nicht Beaumarchais selbst wäre. Von Angelucci hat man niemals wieder gehört, auch von dem Libell nicht, dessen einziges gedrucktes Exemplar sich wohl noch in Paris befinden wird. Der König äußerte mit keiner Silbe, daß er es zu lesen wünsche, und die ganze Sache ward vergessen. Beaumarchais berechnete für Ankaufs- und Reisekosten die Kleinigkeit von zweiundsiebzigtausend Francs, die man ihm auch baar ausbezahlte. Weiter redete man nicht über die Angelegenheit, und als Beaumarchais sich bei Sartines über die Behandlung beschwerte, die ihm in Wien widerfahren, erwiderte der Minister trocken: „Was wollen Sie, die Kaiserin hat Sie für einen Abenteurer gehalten!"

Der Scharfblick Maria Theresia's und ihres Staatskanzlers, deren Benehmen gegen Beaumarchais viel und herbe getadelt worden ist, scheint das Rechte erkannt zu haben. Der Ueberfall im Neustädter Walde, sowie die Verfolgung Angelucci's sind durch die Aussage des Postknechtes Dratz als Märchen hingestellt. Einem Manne, der so unverschämte Lügen ersinnt, kann man ganz wohl die Erbärmlichkeit zutrauen, zuerst ein Pasquill zu schreiben und sich dann den Preis für dessen Unterdrückung einzustecken. Die morgenländische Devotion, mit welcher Beaumarchais in dem Memoire, das er aus dem Gefängniß an Maria Theresia gerichtet, von dem französischen Königspaare spricht — diese unwürdige Demuth, die ihren kriechenden Sinn in schöne Floskeln hüllt, paßt ganz für einen Menschen, der ein so gemeines Geschäft macht. Aber vollkommen überzeugt davon, daß Beaumarchais das Pasquill geschrieben, sind wir nicht; in der Kette der Beweise fehlt ein Glied — die Schrift selbst. Ein so geistreicher und origineller Schriftsteller, wie Beaumarchais, kann seine Schreibweise nicht vollständig verleugnen. Rührt das Libell wirklich von Beaumarchais her, so muß es einem genauen Kenner seiner Schriften und seines Styls möglich sein, das aus dem Texte zu beweisen. Das wäre eine Aufgabe, die wohl eine und die andere philologische Spürnase reizen könnte, ihren feinen Geruchssinn zu erproben. Für Beaumarchais' Andenken ist davon allerdings wenig zu hoffen. Auch wenn er von der Anklage, das Pasquill selbst geschrieben zu haben, noch freigesprochen werden könnte, sein Bild ist durch Lüge und Heuchelei befleckt; den Ehrenkranz auf seinem Grabe hat die rauhe Hand des deutschen Postillons entblättert, der, ohne jede Ahnung von der geschichtlichen Wichtigkeit seiner Beobachtung, den fremden Reisenden mit so neugieriger Sorgfalt betrachtete!

Karl v. Thaler.

Frankfurt, 15. Mai.

Die Wandelausstellung des Städel'schen Kunstinstituts bietet gerade eben nach verschiedenen Richtungen hin ein hohes Interesse. Zunächst präsentirt sich für einen historischen Antiquarius die Zopfzeit ganz charakteristisch in einer langathmigen Reihe von Illustrationen, welche die hier bei verschiedenen Kaiserkrönungen gegebenen Festivitäten in trostloser Flachheit veranschaulichen. Daneben gibt eine schöne Serie von Porträts einen Ueberblick der Thätigkeit des vielgefeierten Sir Jos. Raynolds. Die unmittelbare Gegenwart aber und ihr Bedürfniß wird vertreten durch die ausgehängten Skizzen zu dem projectirten Brückensteg, die, bis in das kleinste Detail ausgeführt, den Sachkenner befriedigen und dem Laien erst einen Begriff geben, wie sich das Unternehmen in seinem Umfang zu der so bescheiden lautenden Bezeichnung verhält. Doch die Kunstfreunde zieht es nach den anderen Sälen, zunächst zu einem Oelbild, das ein nun hochbejahrter Meister, Phil. Veit, als erfreuliches Zeichen seiner Rüstigkeit gesendet hat, und das, wie man hört, die Administration des Instituts erwerben will. Es ist ein Magnificat in Farben, die Darstellung des Lobgesanges der Maria nach ihrer Begegnung mit Elisabeth, wie ihn die Legende des Lucas (1. 46) enthält. Die Urtheile über das Werk, insbesondere was dessen Vortrag betrifft, mögen je nach der Stellung des Einzelnen zu dem Standpunkt, welchen Veit vertritt, sehr auseinandergehen, — über die Innigkeit der Empfindung darin, über die Wiedergabe des beseligenden Momentes im Mysterium werden Alle einig sein. In dem Entwurf zu einer Saaldecoration bethätigt G. Wecker von hier, eine jüngere und erhebliche Kraft, auf die hinzuweisen wir schon früher Gelegenheit nahmen, einen sehr sichtlichen Fortschritt. „Jahreszeiten und Lebensalter" nennt der Künstler die beiden im Ganzen, wie fast durchweg im Einzelnen sehr glücklich und sinnig durchgeführten Aquarellblätter, welche in geistvoller, architectonischer Umrahmung mit vier Hauptbildern als Inhalt des Menschen-Daseins den Jugendübermuth fahrender Schüler, das Lieben und Werben, das Behagen des Familienlebens und den von kindlicher Liebe geleiteten Heimgang des Alters, sowie in dem correspondirenden Fries durch Kindergruppen den ewigen Kreislauf der Natur vorführen. Zu passenden Zwischengliedern sind als Darstellungen des Anfangs und des Endes Adam und Eva, wie der Engel des Gerichts, und weiter der Mühen und der Freuden des Lebens in Feld und Haus gewählt. Neben den anziehenden Ideen macht sich ein gesunder Realismus überall erkennbar, und zu einer überraschend schönen Wirkung ist der jeweilige landschaftliche Hintergrund gestimmt. — Ihr gutes Theil hat zu der Ausstellung auch die Sculptur beigesteuert durch eine in Marmor ausgeführte Loreley von Professor Caupert, dem Nachfolger Zwerger's, welche den reizend belebten romantischen Anhauch zeigt, wie ihn die Nixe heischt, — das Werk mußte bereits an seinen Bestimmungsort Leipzig abgehen — und durch einen in Kupfer sehr sorgfältig und tüchtig gearbeiteten Crucifixus im rein gothischen Styl von H. Petry.

Die Eröffnung der Geschenke-Ausstellung der Künstler-Dombau-Lotterie hat am verflossenen Montage in dem Parterre-Local des alten Bürgervereins stattgefunden und wird bereits von Kunstfreunden zahlreich besucht. Wenngleich viele der zugesagten Gaben noch nicht abgeliefert sind, so konnte die Eröffnung doch mit 34 Oelbildern, 14 Aquarellen, 1 Handzeichnung, 1 Carton, 12 Kupferstichen, wovon mehrere Abdrücke avant la lettre sind, 2 Lithographieen, 2 Holzschnitten, 19 Photographieen, 11 Werken und 18 plastischen Gegenständen, zusammen 100 Gaben, geschehen. Wir müssen bekennen, eine reichliche und dankenswerthe Anzahl, wenn man den kleinen Kreis der Künstler bedenkt, in welchem sich die Unternehmung nur bewegen konnte. Hoffentlich werden die noch fehlenden Gaben noch in den nächsten Wochen abgeliefert werden, um die dafür reservirten Räume zu füllen. In Betreff des Absatzes der Loose hat sich das Comite vorerst auf die bekannte patriotische Theilnahme unserer hiesigen Bürgerschaft gestützt und versendet in die verschiedenen Kreise derselben eine Anzahl, mit der Bitte, daß jeder der Empfänger sich nach Kräften bemühen möge, das Werk durch Absatz an nähere Bekannte fördern zu helfen. Hoffen wir, daß die Anzahl der zurückgehenden nur gering sein und dem Dom dadurch eine reichliche Gabe zum Ausbau gesichert werden möge.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Jacob Hoff in Frankfurt: Landschaft. — Interieur aus Hessen. — Susenbeth in Frankfurt: Porträtbüste. — J. G. Steffan in München: Landschaft. — H. Hoffmann in Frankfurt: Waldpartie. — Lier in München: Die Jahreszeiten. — Die Tageszeiten, acht Gemälde. — Ludwig Seeger in Darmstadt: Gegend am Wurmsee. — Ed. Grützner in München: „Sie wird nicht fertig." — Philipp Rumpf in Frankfurt: Interieur (Aquarellgemälde).

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 17. Mai. **Orpheus in der Unterwelt**, burleske Oper in 4 Tableaux von Hector Cremieux. Musik von J. Offenbach.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 164.)

Montag, 18. Mai. **Lucrezia Borgia**, große Oper in 3 Acten von Romani. Musik von Donizetti.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 165.)

Dienstag, 19. Mai. **Aschenbrödel**, Schauspiel in 4 Acten von Roderich Benedix.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 166.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 138 und 139. Dienstag, den 19. Mai 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

„Ich sage Dir", fuhr der Pfarrer eifrig fort, sich näher an Mildner anschließend, „daß ich nicht hören kann, wenn ein Mann — das heißt das, was ich einen Mann nenne —, eine Schale Milch verlangt. Ew. Gnaden, habe ich gesagt, indem ich aufstand, werden Sie einem Geistlichen, der den siebenjährigen Krieg mitgemacht hat, erlauben, Ihnen die Hälfte seiner Mahlzeit anzubieten. — Sie haben den siebenjährigen Krieg mitgemacht? sagte er, und ich den amerikanischen. Ich nehme Ihre Einladung an, wie es unter Soldaten Sitte ist. Hierauf setzte er sich mit mir an den Tisch. Ich sprach von meinen Feldzügen und Wiesenhütten von den seinigen. Aber welch ein Unterschied in der Kriegführung, welch ein Unterschied mit der Schlacht bei Kollin und selbst mit der Belagerung von Prag. Solch ein Krieg in den Urwäldern, am See Ontario, am Niagara, muß majestätisch und höchst erhaben gewesen sein. Die tätowirten Wilden, die Scalps, die Kanonen in den Savannen, das muß schrecklich gewesen sein. Und die Franzosen, stets edel und großmüthig, haben sich dort wie Helden für das Princip der Freiheit und der Unabhängigkeit der Nationen geschlagen. Und er, obgleich er ein Deutscher ist, hat das Alles mitgemacht; dort war er tapfer, groß, und hier tritt er bescheiden, doch voll Sicherheit auf, immer in Bildern sprechend, wie die Propheten, wenn sie von Moses und Josua, von der Wüste und den Philistern erzählen. — Und was sagte er mir doch, als er mit mir anstieß? Er sagte: Gestehen Sie, Pfarrer, daß das Leben zwischen dem Tod und der Freiheit schön ist; gestehen Sie, daß dieses Leben uns gegeben ward, um es vollständig auszufüllen. Das geheime Streben des Menschen geht dahin, Ketten zu zerbrechen. — Alle Wetter, Herr Baron, das ist auch mein Wahlspruch, erwiderte ich. Man muß den Pfirsich auseinander brechen, um zu dem Kern zu gelangen. Wer nicht gelebt hat, ist niemals weise, und wenn man sich einmal vergessen hat, je nun, so erweckt man Reue und Leid. Man muß vorwärts gehen mit guten Vorsätzen, und die Reue ist die gewisseste aller Tugenden . . ."

„Ich habe mir's gedacht, daß Ihr Eueren ganzen Rosenkranz abgeleiert habt", rief Mildner. „Ihr besitzt die Moral eines Musketiers, aber bisher habt Ihr sie nicht proclamirt, wenigstens nicht vor den Schwachen und Verdächtigen."

„Wie — was? Wollt Ihr von der Kleinen reden? — Nun die achtete nicht auf meine Reden, sie bediente uns zwar bei Tische, aber sie befand sich ganz und gar in den vereinigten Staaten. — Das ist so wahr, daß in einem Augenblick, wo mein Alcibiades von einer großen Gefahr erzählte, der er ausgesetzt gewesen, ich glaubte, er sollte von Huronen gefressen werden, und stimmte bereits seinen Todesgesang an, ein Stück wilder Poesie, da ließ sie den Präsentirteller fast aus den Händen fallen, auf dem sie uns den Kaffee nebst den heiligen Oelen brachte. Glücklicherweise gelang es ihr noch, ihn auf den Tisch zu stellen, und es ging nur etwas von der braunen Brühe verschüttet."

„Ei, das war ja vortrefflich."

„Ich fand die Sache ganz natürlich und sagte zu dem Edelmann: Mein Seel, Ew. Gnaden, es würde mir gerade so gegangen sein, wie dem jungen Dinge da. — Wer ist, hob er darauf an, „wer ist die reizende Person, die meiner Odyssee so viel Interesse schenkt. — Luciane setzte sich ganz beschämt an das andere Ende des Zimmers, und ich versäumte die Gelegenheit nicht, unsere Zöglingin geltend zu machen. Sie müssen Sie entschuldigen, sagte ich, sie ist die Tochter eines Dichters, ein Feldblümchen, ein Kräutchen rühr' mich nicht an, das wir sorgfältig in unserer Mitte bewahren. — Kurz, ich erzählte ihm die ganze Geschichte."

„Nun wundert es mich nicht mehr, daß er sie vorhin so gut wußte", sagte Mildner.

„O, er wußte schon etwas davon, das gestand er mir rund heraus. Seit den zwei Monaten, die er wieder im Lande weilt, ward seine Neugierde und seine Selbstliebe mächtig erregt. Er ist natürlich der Ritter seiner Verwandten, die Luciane als ihrem Hause angehörend betrachtet. Ihr Besitz, so sagte er, sei nun ein Ehrenpunkt für das Schloß. Was bedeutete das beleidigende Vorenthalten des jungen Mädchens, ihren reichen Beschützern gegenüber? Setzte man Mißtrauen in deren Zartgefühl? Warum die Kleine ferne von einer glücklichen Welt halten, für die sie geschaffen zu sein scheint?"

„Und das Alles sagte er vor ihr?"

„Ja, aber er fügte sogleich hinzu: Ich schwöre Ihnen, mein lieber Pfarrer, daß, wenn Sie mich nicht so cordial aufgenommen hätten, ich sie Ihnen im Namen meiner Tante streitig gemacht haben würde. Aufrichtig gesagt, bin ich deßhalb hergekommen und zwar mit Vollmacht versehen, aber Ihre Bonhommie hat mich entwaffnet. Unsere Waise kann in keinen besseren Händen sein, und ich gebe die Ansprüche an sie auf. Alsobald erhob er sich, und vor Lucianen hintretend, sagte er: Erlauben Sie mir nur, schöne Jungfer, die hübsche Hand zu küssen, die gezittert hat, als ich von meinen Gefahren erzählte. — Das konnte ihm die Kleine nicht abschlagen. Hierauf nahm er Abschied — und das ist Alles! . . . He, Geselle, kann man galanter, bescheidener und zugleich großartiger sein. Aber Du wirst ihn gerade so beurtheilt haben, wie ich. Das entsetzliche Schreckbild Deiner Mutter war nichts anderes, als ein guter Verbündeter, ein Vermittler, er ist unser mit Leib und Seele.".

„Also", begann darauf Mildner, „wir haben ein Kind von außerordentlicher Gefühlstiefe bei uns aufgenommen, wir sind übereingekommen, sie ferne von den lebhaften Bildern zu halten, die ihren Vater ins Verderben gestürzt haben, wir erzogen das Mädchen in jener Einfachheit und Stille, in welcher die Ausnahmewesen Früchte tragen, und außer welcher sie nichts sind; sie wuchs in Ruhe und Unschuld auf; ein braver Mann würde in ihr den Stolz seines Lebens sehen, und in einem Tag, in einem Augenblick, unter Euern Augen, unter Euerem Schutz, ja sogar durch Eure Bemühungen . . ."

„Wie, was muß ich hören? Was soll das heißen . . ."

„Ihr werdet mir vielleicht Widerpart halten. Meine Mutter hat Recht gehabt, hört Ihr, Euer Geld ist ein unerbittlicher Feind, der Einzige, der vorhanden ist, der Einzige, der gehandelt, der diesen Kampf hervorgerufen hat, welcher durch seine Schuld ohne Barmherzigkeit sein wird."

„Nu, das ist stark. Und vorhin sah ich, wie ihr euch grüßtet."

„Ja, wie man sich vor dem Beginne eines Zweikampfes grüßt."

Der Geistliche war einen Augenblick wie betäubt, dann sagte er:

„Ich lasse es mir nicht ausreden, er ist ein ehrlicher Kerl. — Er ist unser Verbündeter und nicht unser Feind."

„Wißt Ihr, welches die Pfänder waren, die wir vorhin ausgewechselt haben. Es waren unsere Waffen. Wißt Ihr, was er vorgestern, am Vorabend der cordialen Zusammenkunft gethan hat? Er gab einem unserer Knechte Geld, um zu erfahren, um welche Zeit meine Mutter am folgenden Tag abwesend sein würde. Während die Gräfin sie bei sich behielt und die Feindseligkeiten ankündigte, eröffnete er sie bereits; er kam in den Johanneshof, wo er Luciane allein zu finden glaubte, und sie alsdann vielleicht entführt haben würde. Er traf Euch an, und prellte Euch, wie einen alten Fuchs."

„Warum nicht gar! Welche Einbildung!"

„Wißt Ihr, wie oft er mit Lucianen gesprochen vor dem kecken Besuch von gestern?"

„Nicht ein einziges Mal, darauf wollte ich schwören.

„Er hat vielleicht täglich mit ihr gesprochen seit den zwei Monaten, daß er in der Gegend ist; er traf an einer einsamen Stelle mit ihr zusammen, da wo der Weg nach dem Berge den Schloßpark durchschneidet."

„Gut! — Aber Luciane besuchte erst seit vierzehn Tagen ihre kranke Mutter in Heidesheim."

„So, seit vierzehn Tagen? Und habt Ihr sie während dieser Zeit ein einziges Mal überwacht? Erst seit vierzehn Tagen! Aber wißt Ihr denn nicht, welch ein Umschwung sich in vierzehn Tagen in einer so eindrucksfähigen Natur vollziehen kann? Wer weiß jetzt, ob dieses Werk von vierzehn Tagen jemals, selbst durch die schnellsten und außergewöhnlichsten Maßregeln, wieder verwischt werden kann?"

Der Pfarrer sträubte sich in dem Maße, als er niedergeschmettert war.

„Ich sage aber nein, nein, und hundertmal nein! Du hast Dir einen Roman zusammengesetzt; Du hast einen fieberhaft aufgeregten Geist, der Alles vergiftet, und siehst alle Dinge schwarz. Du verstehst Dich nicht auf Männer der That, auf Soldaten . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Schwarzwald-Lieder.

Von Ludwig Auerbach in Pforzheim.

I.

Du lieblich Waldesgrün
Lachst mir von ferne zu,
Rufst in mein gramvoll Herz:
Sage, was trauerst Du?
Komm auf die freien Höh'n,
Wo frisch die Tanne rauscht,
Wo süßem Vogellied
Taglang die Blume lauscht:
Da sollst Du sein!

Wo über Felsen keck
Freudig der Waldbach tost,
Wo sich das Wild erfrischt
Quillt Dir ersehnter Trost, —
Wo Dich das duft'ge Moos
Ladet zu süßer Rast,
Wo sich weltfern Dein Geist
Löst von der Sorgen Last:
Herz! sollst Du sein!

Laß Deiner Stadt Getos,
Trinke der Freiheit Hauch!
Bald flieht der Wonnemond —
Seele Dir auch!
Laß ungenossen nicht
Schönheit der Welt verblüh'n,
Such' sie zu retten Dir,
Wo sie das Waldesgrün
Herz! Dir verheißt!

Ein deutsches Unternehmen im Auslande.

Unter den vielerlei nützlichen Unternehmungen, welche deutsche Geschicklichkeit, deutscher Fleiß und deutsche Ausdauer im Auslande in's Leben gerufen haben, steht die durch Herrn Julius Reuter in London gegründete und seinen Namen führende „Telegramm-Compagnie" in erster Reihe.

Ein dieses Unternehmen besprechender Artikel in der „Londoner Money Market Review", einer Wochenschrift über Handel und Finanzen und industrielle Gesellschaften, enthält über das Entstehen und die allmälige Ausbreitung des Reuter'schen Instituts interessante Angaben, denen wir Folgendes entnehmen:

In weniger als zehn Jahren ist dieses Unternehmen von einem Privatgeschäft zu einer Art kosmopolitischer Nothwendigkeit angewachsen. Durch seine Verbindungen sind die Londoner Tageszeitungen in den Stand gesetzt, jeden Morgen und von Stunde zu Stunde im Laufe des Tages Nachrichten aus allen Gegenden der Erde zu veröffentlichen und in gleicher Weise werden diejenigen, welche die Journale, sei es über Politik oder über Handel, selbst bringen, in beiden Hemisphären verbreitet. Eine Erzählung der Kämpfe gegen Vorurtheile und Hindernisse aller Art, welche der Gründer zu bestehen hatte, und mit so außerordentlichem Erfolg überwunden hat, würde zu weit führen. Im Jahre 1866 nahm das Unternehmen, nachdem es aus Privathänden in die einer Gesellschaft übergegangen war, durch eine von Herrn Reuter von der

damaligen hannöver'schen Regierung erlangte Concession weitere Proportionen an. Dieselbe sicherte der Gesellschaft auf dreißig Jahre das ausschließliche Recht, zwischen der englischen und der hannöverschen Küste unterseeische Kabel niederzulegen und gleichzeitig nach verschiedenen der wichtigsten Städte Deutschlands Drahtleitungen zu ziehen. Nächstdem wurde ein Uebereinkommen mit der internationalen Telegraphen-Compagnie getroffen, wonach diese sich verpflichtete, die Linie auf fünf Jahre in Betrieb zu nehmen und von dem erforderlichen Capital von 150,000 L. 15% Zinsen zu bezahlen. Die Kabel und Linien wurden 1866 und 1867 vollendet, so daß die Gesellschaft zwei directe Linien nach Hamburg, eine nach Bremen und eine nach Berlin hatte. Bis zum Anfang dieses Jahres waren nur drei Leitungen in Thätigkeit; aber im Februar und März waren alle vier im Betrieb und wie rentabel das durch dieselben vermittelte Geschäft ist, zeigt die Summe der Netto-Revenüen der ersten drei Monate dieses Jahres. Eine weitere Ausdehnung hat die Gesellschaft durch ein neuerlich abgeschlossenes Arrangement mit der indo-europäischen Telegraphen-Compagnie auf die Dauer von 10 Jahren, von der Eröffnung der Linie im Jahre 1869 an; zugleich ist der vortheilhafte Contract mit der internationalen Telegraphen-Compagnie auf dieselbe Dauer ausgedehnt worden. Die Drähte der indo-europäischen Compagnie werden die kürzeste Route durch Rußland und Persien nehmen, sich mit den Linien der indischen Regierung verbinden und so zum Communicationsmittel mit dem ganzen Osten werden. Dabei ist die Vorkehrung getroffen, in Rußland und Persien die Depeschenbeförderung durch englische Assistenten und auch die Reparaturen durch englische Arbeiter besorgen zu lassen. Zuerst nur die Verbindung Englands mit Europa im Auge habend, hat die Reutersche Compagnie durch das atlantische Kabel Amerika in ihren Geschäftskreis gezogen und dehnt sie nun denselben auch nach dem ganzen Osten aus. Wenige Unternehmungen können sich einer so außerordentlichen Entwickelung und einer die ganze Civilisation umfassenden Ausdehnung in so verhältnißmäßig kurzer Zeit rühmen.

Brand eines Dampfers auf dem Michigan-See.

Amerikanische Blätter berichten:

Der Dampfer „Sea Bird" hatte in dieser Saison vier Fahrten gemacht und befand sich auf der fünften, als er von dem schrecklichen Unglück betroffen wurde. Als das Schiff sich am Morgen des 9. April (gegen halb 7 Uhr) auf der Höhe von Waukegan befand, sah man aus dem Gepäckhausen, nahe der Damen-Kajüte, Flammen emporlodern, die so schnell um sich griffen, daß nach Verlauf von zehn Minuten der hintere Theil des Dampfers in Flammen eingehüllt war. Der Aussage eines der Geretteten zufolge, bemächtigte sich Aller an Bord — die Offiziere nicht ausgenommen — sofort die größte Verwirrung, so daß kein ernstlicher Versuch gemacht wurde, die Boote in die Fluth hinabzulassen. Herr Hannebury, einer der drei Geretteten, schätzt die Zahl der an Bord gewesenen Personen auf 100. Unter denselben befanden sich 8 bis 10 Damen und 7 bis 8 Kinder. Hannebury sah die Flammen aus dem Stroh und den Sachen, die außerhalb der Damen-Kajüte lagen, emporschlagen und rief sofort: „Feuer!" Es währte nicht lange, so erschienen die vom Entsetzen ergriffenen Passagiere auf dem Deck. Das Feuer griff so schnell um sich, daß Herr Hannebury der Ueberzeugung ist, es müsse schon lange gebrannt haben, ehe er die Flammen sah. Nach Hannebury's Ansicht hatten nicht alle Damen und Kinder Zeit, ans Freie zu gelangen, und es werden wohl manche Personen in ihren Kojen verbrannt sein. Ein Theil der Mannschaft machte den Versuch, die Rettungs-Boote herabzulassen, aber ohne Erfolg.

Herr Chamberlain, der ebenfalls gerettet wurde, sagte, er habe einen Bediensteten aus der Damen-Kajüte kommen sehen, der ein Gefäß voll Asche und glühender Kohlen trug, dessen Inhalt er in der Nähe der Damen-Kajüte über Bord warf. Einige Funken mögen durch den Wind zurückgeweht worden sein und das schon erwähnte Material entzündet haben. Schon nach einer Stunde brannte es an der genannten Stelle lichterloh und zehn Minuten später war das ganze Hintertheil des Schiffes in Flammen. Ein Geräusch, das von einer Kessel-Explosion herrührte, hat keiner der beiden Geretteten vernommen.

Capitän Yates von dem Schooner „Cordelia" sagt, daß er um die genannte Zeit einen brennenden Dampfer gesehen habe. Er war vier oder fünf Meilen davon entfernt, fuhr hin und es gelang ihm, zwei Passagiere zu retten, einer war im Wasser und einer auf dem Dampfer. Er glaubt nicht, daß noch andere Personen gerettet worden sind, hat von einem der Geretteten erfahren, daß, nachdem der Dampfer in Brand gerathen war, das Steuerruder sich sperrte und verursachte, daß der Dampfer sich wie im Kreise herumdrehte, während die Maschine noch arbeitete. Der Dampfer „Cordelia" verließ das Wrack nicht eher, als bis es auf den Wasserrand niedergebrannt war.

Der dritte Gerettete, ein Herr Namens James H. Leonard, erzählte seine Rettung folgendermaßen:

„Früh gegen 4 Uhr ging ich auf das Verdeck und sprach den ersten Steuermann des Dampfers in Betreff der Entfernung von Chicago und ich erfuhr von ihm, daß die Stadt etwa 20 Meilen von dem Schiffe entfernt sei. Dann ging ich in die Koje zu meiner Frau und bald darauf hörte ich den Alarmruf „Feuer!" Ich ging hinaus, um zu sehen, was es gab, und fand das Boot in Flammen. Ich stürzte hinzu, um meine Frau zu retten, aber die Flammen verwehrten es mir und schnitten die Verbindung mit den Kojen ab. Ich sah und hörte, nachdem ich auf den Alarm die Koje verlassen hatte, von meiner Frau nichts mehr."

Herr Leonard glaubt, daß nicht mehr als 30 Passagiere an Bord gewesen seien. Eine große Anzahl landete zu Milwaukee, und er glaubt, daß die Anzahl der Ausgestiegenen viel größer, als die Zahl Derer gewesen sei, die in jenem Hafen an Bord gekommen sind. Als es Herrn Leonard an Bord zu heiß wurde und er zur Ueberzeugung kam, daß die Zerstörung des Dampfers unvermeidlich sei, sprang er in das Wasser und da er ein tüchtiger Schwimmer ist, so wußte er bald ein Brett zu ergreifen und bald nachher gelang es ihm, den in der Nähe daran vorbeitreibenden Radkasten zu erklettern. Er klammerte sich an denselben, trieb darauf mit den Wellen südöstlich und landete 3 Meilen nördlich von Evansdown, nachdem er sich auf einem Fragment des Wracks 12 Stunden lang, naß bis auf die Haut und mit steifgefrorenen Kleidern, aufgehalten hatte. Herr Leonard hat etwa zwanzig Passagiere in das Wasser springen sehen. Einige derselben schwammen eine Zeit lang umher, andere schienen sogleich unterzusinken. Er sah eine Frau über Bord springen. Er glaubt, daß etwa zehn Frauen an Bord waren, die alle in den Flammen umgekommen sein müssen. Man machte einen Versuch, die Boote des Dampfers in das Wasser zu lassen, aber die Schnelligkeit, mit der die Flammen um sich griffen, machte das Vorhaben unmöglich. Die See war nicht sehr wild und die Boote hätten sich leicht halten können, wenn man sie nur hätte hinablassen können. Kein Versuch wurde gemacht, die Maschinen zum Stillstand zu bringen, bis endlich das Feuer der weiteren Bewegung derselben Einhalt that. Deßhalb geschah es, weil das Ruder derangirt worden war, daß das Schiff sich im Kreise herumdrehte. Sachverständige glauben, daß, wenn man sogleich beim Ausbruch des Feuers der Bewegung des Dampfers

Einhalt gethan hätte, die Boote hätten in das Wasser gelassen und alle an Bord befindlichen Menschen gerettet werden können.

Mannichfaltigkeiten.

– (Noch einmal Düntzer über den Brief der „Frau Rath“.) In der „Köln. Ztg.“ veröffentlicht Herr Düntzer folgendes Schlußwort über den Brief der Frau Rath: „Wenn der mir nur aus der Wiener „Reform“ bekannte Brief, wie wir jetzt vernehmen, Beilage eines Berichtes aus dem März 1788 ist, so muß jeder Zweifel an der Aechtheit schwinden. Aber mein scharf ausgesprochener, keine bestimmte Person treffender Verdacht war nichtsdestoweniger ein wohlbegründeter, da die Annahme, durch welche allein der Widerspruch zwischen diesem und einem unzweifelhaft ächten Briefe gelöst werden konnte, sich aus mehreren Gründen als höchst unwahrscheinlich ergab. Daß aber das Unwahrscheinlichste oft wirklich sei, zeigt auch dieser Fall. Des apostolischen Prälaten Herrn Dr. Sebastian Brunner Voraussetzung, ich habe seine Person der Fälschung zeihen wollen, streitet mit meinen klaren Worten. Das, was mir Anstoß an jenem Brief bot, macht ihn jetzt, wo er glücklich gesichert ist, erst recht bedeutend.“

(Adelige Exclusivität.) Die „Neue Freie Presse“ schreibt: „Das Nonplusultra adeliger Exclusivität, welche sich noch über den Rand des Grabes hinaus erstreckt, ist wohl folgender aus Laibach vom 6. Mai berichtete Vorfall. Im verflossenen Monat starb in einem Pfarrort Oberkrains die Frau eines Bauernhofbesitzers und wurde auf dem Friedhofe in nächster Nähe eines pensionirten Hauptmanns von adeliger Geburt zur Ruhe bestattet. Aber in dieser sollte sie wider Erwarten gestört werden. Man erzählt, daß ein Mitglied jener adeligen Familie die plebejische Grabesnachbarschaft unerträglich fand und es erwirkte, daß der bäuerliche Leichnam 18 Tage nach der Beerdigung in nächtlicher Stille ausgegraben und in etiquettemäßiger Distanz wieder eingebettet ward. Die zum Grabe der Mutter gekommene Familie kniete vor einem leeren Grabe. Die Indignation der Verwandten und der Pfarrgemeinde überhaupt ist groß. Der Pfarrer beruft sich jedoch dem Vernehmen nach auf eine Anordnung der politischen Obrigkeit.“

(Die Pacific Railway) macht schnelle Fortschritte. Am 13. April wurden bereits auf dem höchsten Punkte der Linie, in dem Felsengebirge 8242 Fuß über dem Meeresspiegel, die Schienen gelegt. Die Arbeiten auf dem östlichen Abhange gehen ebenfalls der Vollendung entgegen.

Frankfurt, 16. Mai.

Die hiesige gemeinnützige Baugesellschaft hielt ihre zehnte ordentliche Generalversammlung ab. Dieselbe schritt nach dem Rechenschafts-Berichte des Vorstandes in ihrer Entwickelung in erfreulicher Weise vorwärts. Bis jetzt hat die Gesellschaft 89 Wohnungen vermiethet und waren dieselben von 404 Personen bewohnt. Der an der Heister- und Mühlbergstraße aufgeführte Neubau besteht in 7 getrennten Häusern mit 75 Wohnungen. Dieselben sollen bis zum 1. Juli d. J. zur Vermiethung gelangen. Dieser Bau kostete die Gesellschaft bis zum Schlusse des Jahres 1867 102,893 fl. 2 kr. Das Miethertragniß der bis jetzt bewohnten 40 Häuser der Gesellschaft, an welchen 109 Actionäre participiren, stellt sich auf 11,500 fl. 22 kr. Die Gesammteinnahme auf 16,438 fl. 43 kr. Die Gesammtausgaben betragen 15,124 fl. 54 kr., so daß sich also ein Ueberschuß von 1313 fl. 48 kr. ergibt. Der Capital-Conto der Gesellschaft beziffert sich auf 288,250 fl. Die verschiedenen hiesigen milden Stiftungen haben der Gesellschaft in ihrem Streben, billige und gesunde Wohnungen herzustellen, hülfreich unter die Arme gegriffen: der allgemeine Almosenkasten mit 30,000 fl., der lutherische Almosenkasten mit 20,000 fl., der katholische Gemeindekasten mit 20,000 fl., der israelitische Almosenkasten mit 20,000 fl., der Frauenverein mit 10,000 fl., die niederländische Gemeinde mit 7500 fl., die deutsch-reformirte Gemeinde mit 20,000 fl. und das Hospital zum heil. Geist mit 14,000 fl. Das Eigenthum der Gesellschaft hat einen Werth von 440,568 fl. 2 kr. Die statutengemäß aus dem Vorstand ausscheidenden Herren J. Chun und J. Hessel wurden wieder erwählt. Zu Revisoren wurden die Herren Dr. Schrader, Dr. A. v. Harnier und E. Finger ernannt.

Frankfurt, 18. Mai.

An der gestrigen Partie zu Ehren des vierzigsten Stiftungstages des „Liederkranzes“ nahmen über 200 Mitglieder theil. Die Fahrt durch das Rheingau und in das Nahethal war wunderbar schön. Kaum daß hie und da ein Wölkchen im Aether schwamm und seinen Schatten über die in üppigster Fülle stehenden Felder gleiten ließ. Kurz nach 9 Uhr gelangte die Gesellschaft, an Mainz, Bingen und Creuznach vorüber, in Münster am Stein an. Unter Vorantritt eines von Mainz requirirten Musikcorps setzte sich der Zug sofort nach der Ebernburg in Bewegung, die, in reichstem Fahnenschmucke prangend, weit in das Land hinauslugte und die heranziehenden Sänger mit fleißig unterhaltenen Böllerschüssen begrüßte. Ein kleines Hinderniß, das sich beim Einzug erhob, war bald beseitigt, indem der Schloßcommandant in freundlichster Weise den Besuch gestattete und seinen Mannen, acht Stück an der Zahl, anbefahl, die Gäste reichlich zu bewirthen, jedoch unter der Bedingung, daß weder gesungen, noch politische Reden gehalten werden dürften. Der herrliche Wein wirkte aber so mächtig, daß man sich um dieses Verbot nicht kümmerte und nicht allein frisch und fröhlich in den prachtvollen Maimorgen hineinsang, sondern auch die Rede eines Mitgliedes mit rauschendem Beifall begleitete, worin auf den classischen Boden, auf dem man sich befand, mit schwungvollen, warmen Worten hingewiesen wurde, auf die „Herberge der Gerechtigkeit“, auf Sickingen, Hutten und Luther, und die mit einem Hoch auf das nicht durch Waffengewalt, sondern durch die geistigen Heroen der Nation geeinigte ganze Deutschland endigte. Das schien indessen dem Herrn Commandanten doch über die Gränze des Erlaubten hinaus zu gehen; er ließ den kühnen Sprecher verhaften, stellte ihn vor ein Kriegsgericht und dieses verurtheilte ihn kurzer Hand zum Tode mittelst Pulver und Blei. Glücklicherweise hatte sich der Herr Commandant aber in seinen Leuten verrechnet. Diese verweigerten die Execution, warfen ihre Gewehre weg und den Commandanten in das Burgverließ, während andere gleichzeitig den Delinquenten auf ihre Schultern nahmen und im Triumph durch den Burghof trugen. Durch diese im richtigen Momente ausgebrochene Meuterei ist also ein Menschenleben gerettet worden, was um so erfreulicher empfunden wurde, als das hier in Rede stehende im gewöhnlichen Leben dem schönen Berufe der Erziehung eines künftigen, kräftigen Geschlechts obliegt. Nach Schluß der hier geschilderten, immerhin nervenerschütternden Scene zog die Gesellschaft von der Burg ab, um die Salinen von Münster, das Huttenthal und den majestätischen Rheingrafenstein zu besuchen. Um 3 Uhr entführte sie ein Extrazug nach Bingerbrück und von da das Trajectboot nach Rüdesheim, wo ihrer das Diner in der Rheinhalle harrte. An Toasten, ernsten und heiteren Inhaltes, fehlte es hier natürlich nicht und auch die beiden wohlbekannten Mainzer Freunde trugen ihr Scherflein wieder in liebenswürdigster Weise bei. Sie brachten ein komisches Duett zum Vortrag, das ihnen Director Gellert, wie man zu sagen pflegt, auf den Leib geschrieben und errangen damit selbstverständlich einen großen und wohlverdienten Erfolg. Nach dem Diner entwickelte sich auf der vor der Rheinhalle befindlichen Terrasse ein lebhaftes Treiben und nur zu schnell rückte der Moment der Heimreise heran, die um 8 Uhr angetreten wurde und die fröhliche Gesellschaft kurz nach 10 Uhr in die Vaterstadt gelangen ließ. Der „Liederkranz“ hat auch bei dieser Gelegenheit seinen Reichthum an musikalischen, humoristischen und organisatorischen Talenten bewiesen, und sind es namentlich die letzteren, denen die Theilnehmer zum aufrichtigsten Dank verpflichtet sind. Es ging Alles wie am Schnürchen und wenn es einmal einen Augenblick schien, als ob etwas versäumt worden wäre, so war doch gleich der Trost zur Hand, daß Alles schließlich gelingen muß. Dem „Liederkranz“ ferne Stehende werden letzteren Satz nicht ganz klar finden, der Liederkränzler aber versteht ihn und weiter hat er keinen Zweck.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 19. Mai. **Aschenbrödel,** Schauspiel in 4 Acten von Roderich Benedix.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 166.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 140. Mittwoch, den 20. Mai 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

„Wenn Wiesenhütten dem Kinde was Unrechtes zugemuthet hätte“, fuhr der Pfarrer in seinem Eifer fort, „so würde sie es uns nicht haben verbergen können. Ich sage und ich behaupte, daß dieser gnädige Herr edelmüthig und natürlich ist. Er hat gewollt, was die Gräfin wollte, und hat es eifriger gewollt? Hat er mehr gewollt? Gut, es mag sein. Er hat aber eingesehen, daß er Unrecht hatte, und hat die Sache aufgegeben, und Alles das that er als ein gradsinniger, aufrichtiger Mensch. Du hast Alles verdorben, denn indem Du das Böse voraussetztest, hast Du den Haß herausgefordert, als die Sache zwischen ihm und mir im Handumdrehen geschlichtet worden war. Man würde sich verglichen haben, und Alles wäre von selbst gegangen.“

Mildner brach in ein schmerzliches Gelächter aus, und die Hände zum Himmel erhebend, rief er:

„O, ihr Leichtgläubigen, ihr seid doch ein wahrer Fraß für die großen Herren. Bei meiner Seele, da Ihr österreichischer Soldat gewesen seid, so hättet Ihr es bleiben sollen.“

„Das ist denn doch zu stark“, rief der Pfarrer, und da er im Zorn heftige Bewegungen machte, so hüpfte sein gepuderter Zopf mehr als je von seiner einen Schulter zu der anderen, und er fuhr mit vieler Zungengeläufigkeit fort: „Das Kind tadelt mich, und ich habe ihm die Leviten gelesen. Nun ja zum Teufel, ich war Soldat, ich war mit dabei zu Kollin, zu Roßbach, zu Prag und bei all den anderen Schlachten. Mein Taufpathe, der Domherr Edmund Geduld von Jungenfeld, hatte mich in das Convict gesteckt und wollte einen Pfaffen aus mir machen. Das gefiel mir damals nicht, denn erst wollte ich leben; ich lief davon, bis ich österreichische Werber fand, und war ein Soldat der großen Maria Theresia. Nachdem ich das Leben genugsam gekostet hatte, kam ich wieder, sagte mea culpa, mea maxima culpa, that Buße, und nachdem ich meine Strafe erlitten, erhielt ich die Weihen und ward später Pfarrer in Budenheim. Ich bin nur ein Mensch, und Potz Krautkopf, ich sage, man muß das Scharmützel beginnen. Aber wenn ich das Getümmel liebe, wenn ich mich den Streichen aussetze, so vermeide ich auch das Schlachtfeld nicht, noch nehme ich einen mehrmonatlichen Urlaub während des Feldzugs. Du aber bist seit zwei Monaten fahnenflüchtig geworden. Rechtfertige Dich, wenn Du kannst.“

„Dazu hatte ich meine guten Gründe, — Gründe, deren Wichtigkeit ich nicht erörtern kann.“

„Das sind mir saubere Gründe. Ich kann sie Dir nennen.“

„Ihr?“ rief Mildner voll Besorgniß.

„Ja, ich. — — Du liebst Dein Bäschen.“

„Schweigt, Pfarrer! Das ist nicht der Fall, das kann er nicht sein.“

„Als ob das ein Verbrechen wäre! Man kann Dispens nachsuchen. Ich sage Dir, daß Du Dein Bäschen liebst, und gerade weil Du sie liebst, hast Du sie verlassen; weil man nach Deiner Ansicht alle menschlichen Regungen ersticken muß, selbst die süßesten Regungen des Herzens, selbst die schönsten Empfindungen, weil Du Alles in Dich verschließen, Allem zuvorkommen willst, denn Du bist ein Kolossus von Hochmuth . . .“

„Ihr irrt Euch“, unterbrach ihn Mildner mit solcher Autorität und Energie, daß der Geistliche verstummend auf dem Wege stehen blieb.

Auch Mildner blieb stehen.

„Ihr wollt Alles wissen und treibt mich zum Aeußersten. — So erfahrt denn, daß in mir etwas Heftiges und Bösartiges ist, das man nicht in Berührung mit irgend einer Flamme bringen darf. — Ihr wollt Alles wissen. — Nun, so hört denn auch noch Das: Wenn ich, wie Ihr behauptet, mein Bäschen liebte, so würde ich sie mit jener wilden Leidenschaft lieben, die mich erschreckt und die ich zu unterdrücken suche, und alsdann würde der Mensch, der mir vorhin aufgestoßen ist, der Mensch, der es gewagt hat, mich herauszufordern, der Mensch, der Lucianen bewegt hat, zu einem stillen Manne werden, denn Ihr sollt wissen, daß der Tod zwischen ihm und mir steht — — und seht Ihr jetzt Eueren Fehler ein?“

Mildner sah den alten Pfarrer mit finster flammenden Augen an. Dieser nahm seine Zuflucht zu seiner Tabaksdose, und sich eine gewaltige Prise in die Nase stopfend, sagte er:

„Ich sehe allerdings die Frucht des Uebermaßes, das ich Dir zum Vorwurf mache. Ich sehe, wozu ein wie der Deinige ausgestatteter Kopf fähig ist, wenn man die närrischen Gedanken, die heraus wollen, wieder in denselben zurückdrängt. Und was meinen Fehler betrifft, das heißt, den Deinigen, so finde ich ihn durch Dein eigenes Geständniß entschuldigt — denn wenn Du Luciane liebst, warum fliehst Du sie? warum heirathest Du sie nicht?“

„O, wegen einer Kleinigkeit“, rief Mildner bitter, „wegen weniger als Nichts — weil sie mich nicht liebt . . .“

„Sie liebt . . .“

„Nein, sie liebt mich nicht“, fuhr Mildner fort, „weil ein Zufall, weil ein Lichtstrahl ihr plötzlich gezeigt hat, was ich bin, weil ich vor zwei Monaten vor ihren Augen einen Menschen fast erwürgt habe.“

„Einen Menschen?“

„Ja, einen Vagabunden, der sie hier auf diesem Wege durch Betteln belästigte, und vor dem sie sich fürchtete. Ich war zufällig hinter der Hecke, sprang wie ein Tiger über dieselbe, packte den Kerl an der Gurgel, und warf ihn halbtodt in das Dorngestrüppe. Hierauf wollte ich Lucianen den Arm geben, aber sie zögerte, sie ward verwirrt — ich verstand sie und schritt schweigend neben ihr

her, aber so oft ich die Augen auf sie richtete, bemerkte ich, daß sie mich mit Furcht und Entsetzen betrachtete."

„Nun, das muß ich sagen, wenn ich nicht Pfarrer wäre, so würde ich lachen, daß mir der Bauch platzte."

„Lacht, wenn Ihr Lust habt. — Seit diesem Augenblicke hat sie mich vermieden, hat sie nicht mehr mit mir gesprochen, sie konnte mich nicht mehr in ihre Nähe kommen sehen, ohne blaß zu werden und zu zittern. — — Ja lacht, denn ich kam nicht wieder heraus, und während meiner Abwesenheit, nicht wahr, ist Niemand gekommen, der den Gegensatz zu mir bildete."

„O Narr, Narr, der Du bist", rief der Pfarrer Hilgert, indem er in seine Hände patschte. „Aber höre, wir Andern, die wir eine Musketiermoral haben, wir wissen wenigstens Eins, daß man natürlich sein muß; man muß die Weibsleute nicht erschrecken, sondern man muß sich eifrig um sie bemühen, hörst Du? Die erste Bedingung zum Gewinn einer Schlacht ist, daß man nicht desertiren, nicht fahnenflüchtig werden darf. — O die Kapuziner!"

Trotz Mildner's Starrköpfigkeit machte doch die ironische Rede des Pfarrers Eindruck auf ihn.

Er betrachtete ihn mit großen Augen, schwieg still und versank in tiefes Nachdenken.

So gelangte man an den Johanneshof und hatte nur noch längs der Hofmauer hinzugehen, die sich am Wege hinzog.

(Fortsetzung folgt.)

Eine schweizerische Landsgemeinde.

Alljährlich zur Zeit, da die ersten Frühlingsföhne über die Gebirgskämme gestrichen und durch die Thäler gebraust sind und den dichten Schnee des Winters rascher zum Weichen gebracht haben, als es dem heftigsten Regen und dem glühendsten Sonnenscheine gelungen wäre, zur Zeit, da die Natur aufwacht von ihrem Winterschlafe und sich erhebt zu neuem, frischem Leben, zu regem Gestalten und Schaffen, da halten in der Schweiz die Kantone rein demokratischer Verfassung ihre Landsgemeinden. In den ersten Frühlingstagen kommen sie nach altgermanischer Sitte zum freien Ding zusammen, um unter freiem Himmel ihre Richter- und Verwaltungsstellen zu berufen, ihe Gesetze zu schaffen und des Landes Wohl zu berathen. Alljährlich auch zieht es der Anwohner des deutschen Bodenseeufers so Manche über die wogende Fläche, um der einen oder andern dieser Landsgemeinden Zeuge zu sein. So auch uns, eine Gesellschaft von Freunden. War auch Morgens bei der Abfahrt der Himmel mit dichten Wolken bedeckt und herrschte empfindliche Kühle, welche den Aufenthalt auf dem Deck verleidete, so tröstete doch der Ausspruch des erfahrenen Steuermanns, daß das Wetter sich bald aufhellen werde. Auch bei bedecktem Himmel hat der See seine Reize. Vor uns lagen die Vorarlberge und die Appenzeller Vorberge halb verhüllt von weißen Nebelwolken, während das Rheinthal hinauf wogende, dunkle Dämpfe zogen. Rückwärts erschien das deutsche Ufer wie in leichten Regenduft gehüllt. Unter uns schwankte die Seefläche, von leichtem Morgenwind bewegt, in bleifarbigem Grau. Aber gegen Konstanz hin schillerte sie in verschiedenen Färbungen; das Bleigraue verlor sich in ein Weißgrün und dieses ging allmälig in das schönste Smaragd über, bis in der weitesten Entfernung ein tiefes Stahlblau erschien. Dazwischen hinein fuhren Streifen farblosen Ansehens oder hellsten Azurs, je nachdem ein Windstoß über die Fläche glitt, oder durch eine Oeffnung der Wolken ein Sonnenstrahl brach. Allmälig kam Leben in die Nebel und Dämpfe. Sie wogten auf und nieder, zogen hin und sanken tiefer und tiefer, bis die Sonne, durch die Wolken brechend, sie zerstreute.

Unter der Betrachtung dieses reizenden Schauspiels war die Zeit der Ueberfahrt rasch vergangen.

Das Ziel unserer Tagesfahrt war Trogen. Hier wurde die dießjährige Landsgemeinde des Kantons Appenzell Außer-Rhoden gehalten. Um den kürzesten Weg dahin zu gewinnen, mußten wir nach St. Gallen fahren. Der Schienenweg nach dieser Stadt führt durch ein interessantes Terrain voll Kurven, Viaducte und Ueberdämmungen, unausgesetzt ansteigend und endet zuletzt in St. Gallen selbst durch einen Tunnel, welcher kurz vor dem Bahnhofe mündet und über welchem die Straßen der Stadt liegen. Im St. Galler Bahnhofe herrschte reges Leben. Der von Walliselen kommende Zug hatte viele Passagiere gebracht. Ein großer Theil bewegte sich in der Richtung, die wir einzuschlagen hatten, und wir fanden, daß es viele Appenzeller Kantonsbürger waren, welche den Weg über St. Gallen zu nehmen hatten.

Heitern Sinns die schönen Straßen des Neubaus und die interessanten der alten Stadt durchwandernd, gelangten wir bald auf die Trogner Landstraße, welche, an Villen und Einzelhöfen vorüberführend, nach einer Stunde mäßigen Steigens nach dem reizend gelegenen, bekannten und beliebten Gasthause Vägelisegg leitet. Auf dem freien Platze vor demselben wandten wir uns, um, wie wir schon ansteigend von Zeit zu Zeit gethan, das Schauspiel der in unserm Rücken wachsenden Aussicht zu genießen. Da lag majestätisch in hellem Sonnenscheine blauend die Fläche des Bodensee's vor unsern entzückten Blicken und über seinen Ufern grünend im Frühlingsschmuck das geliebte deutsche Vaterland. Wie lieblich dehnte sich die Aussicht! Von den Algäuer Alpen über die weißschimmernde Waldburg und die Württemberger bewaldeten Höhen hinab nach den Felskegeln des Höhgau (Hegau) über das alte Costnitz hinweg nach dem reizenden Untersee. Doch die Zeit drängte; wir mußten eilen, um den Beginn der Landsgemeinde nicht zu versäumen. Darum vorüber an dem gastlichen Vägliseck, nicht ohne das heimliche Gelübde, rückwärts dort einzukehren zum stärkenden Mahle und zum feurigen „Oberländer". Hier wartete unser eine Ueberraschung, wie man sie schöner nicht träumen kann. Auf einem coupirten Hochplateau breiten sich, fast aneinander gebaut, die Flecken, Speicher und Trogen aus. Ihre zierlichen Häuser, von Gärten umgeben, inmitten der sammtgrünen Alpenwiesen liegend und von nahem Gehölze fast umrahmt, lachen hinein in den blauen Aether.

Von allen Seiten führen abwärts und aufwärts aus Thälern, und von Höhen, helle Fußpfade. Und auf all diesen Fußpfaden wallen Männer in dunkler Tracht das Schwert an die Seite gegürtet, oft auch nur in der Hand tragend, theilweise von Frau und Kind begleitet, dem Orte Trogen zu. Wahrhaftig, das sind die Männer des Rütli! Hier tauchen sie aus dem Thale empor, dort steigen sie von den Felsen herab, ernst und gemessen, Alle mit Eifer dem Versammlungsort zueilend. Der Eindruck ist überwältigend. Trotzdem der Marktplatz in Trogen, auf dem die Verhandlungen stattfinden, sehr geräumig ist, so vermag er doch kaum die Anzahl der 12,000 bis 13,000 stimmfähigen Bewohner des Kantons zu fassen. Er war zudem schon stark gefüllt, und wir müssen es heute noch der Freundlichkeit des Gemeindehaushälters Dank wissen, daß er uns an einem Fenster des Gebäudes einen prächtigen Platz zum Uebersehen der Verhandlung verschaffte. Bald hierauf begann dieselbe mit dem Aufzuge der Regierungsbehörden unter Vorantritt der drei Waibel und unter den Klängen einer eigenthümlichen Musik mit Trommelbegleitung. Die Gebräuche hierbei scheinen etwas veraltet, namentlich die Tracht der Waibel in den Landesfarben: zur Hälfte weiß, zur Hälfte schwarz und mit mächtigen Dreimastern alter Façon bedeckt. Vor den Regierungsbehörden wird das entblößte Landesschwert einhergetragen. Ihm folgte der Landammann, eingehüllt in einen langen, schwarzen Man-

tel; diesem die übrigen Chargirten, alle mit entblößten Häuptern. Sobald sie auf der für dieselben errichteten Tribüne Platz genommen haben, eröffnet der „regierende" Landamann die Versammlung, indem er zum stillen Gebete auffordert. Man muß Zeuge dieses erhebenden Gebrauches gewesen sein, um den mächtigen Eindruck zu empfinden, den das plötzliche Entblößen der Häupter und die augenblicklich eintretende Stille der betenden Versammlung hervorruft. Wir wenigstens konnten uns eines eigenthümlichen Gefühls nicht erwehren, und uns war mit Uhland, „als ob der Himmel sich öffne", um seinen Segen über diese Männer auszugießen, welche des Vaterlandes Wohl zu berathen gesonnen waren. Der derzeitig regierende Landamann Dr. Roth setzte hierauf in einer glänzenden Rede die Nothwendigkeit verschiedener vorzuschlagender Aenderungen und neuer Gesetze auseinander, worauf die Versammlung in die Discussion der einzelnen eintrat. Man mußte dem Tacte dieser Leute alle Anerkennung zollen. Kurz, bündig, ohne persönliche Ausfälle waren Reden und Gegenreden und über alle Vorschläge wurde rasche Einigung erzielt. Nach diesem Acte kam die Neuwahl der Behörden. Da als erster Beamte der Landamann gewählt wird, so tritt der regierende während dieser Zeit sein Amt an den „ruhenden" ab. Zu diesem Zwecke entledigt er sich aller äußern Zeichen seiner Würde und tritt barhäuptig in den Hintergrund der Tribüne. Der Landesweibel hat die Aufgabe, jeden aus der Versammlung ihm entgegentönenden Namen auszurufen mit der Formel: „Wems wohl gefallt, daß Herr N. N. bestätigt werden soll, der hebe die rechte Hand auf." Im Nu fliegen 10,000 Hände über den schwarzen Hüten empor — für den Zuschauer ein interessanter Anblick. Den Schluß der Verhandlung bildet die Eidesleistung. Die Versammelten sprechen mit zum Schwur erhobenen Händen und entblößten Häuptern laut den Eid auf die Landesverfassung. Und diese und die des Gebetes sind die würdigsten und imponirendsten Augenblicke der Landsgemeinde. Die Versammlung ist hierauf geschlossen. Rasch kommt Bewegung in dieselbe. Freunde nähern sich, um sich die Hände zu drucken, Mütter und Bräute drängen sich zu den Gatten und Bräutigamen; die zuschauenden Gäste kommen von den Wohnungen herab und mischen sich unter die Berufenen. Bald aber begibt sich Alles in die verschiedenen Gasthäuser und Tabagien, um den materiellen Anforderungen nachzukommen, nachdem die gemeindlichen Angelegenheiten erledigt sind.

Wir auch begaben uns auf den Rückweg, um im Wägelisee bei feurigem Oberländer Labung und in traulichem Gespräch nachdauernden Genuß des eben Erlebten zu finden. (N. C.)

Der Brand in Stettin.

In der Nacht vom 14. auf den 15. Mai nach 12 Uhr brach zu Stettin in der Oberwiek und zwar in einem zu der Brennerei des Herrn Commerzienrath Stahlberg gehörigen Gebäude aus einer noch nicht feststehenden Ursache Feuer aus, welches in Folge der dort gelagerten Spiritusvorräthe mit reißender Schnelligkeit sich der benachbarten Rückforth'schen Brennerei, der nahe gelegenen städtischen Schule, sowie mehreren Privatgebäuden mittheilte. Die bald herbeigeeilte Feuerwehr konnte der schmalen Straße wegen, welche überdies stellenweise durch gerettete Möbel und dichte Menschenhaufen eingeengt war, Anfangs mit den Spritzen nicht recht zur Thätigkeit kommen; auch war die Feuersgluth, genährt durch den Spiritus und die unserer Rayonverhältnisse wegen aus Holzwerk erbauten Gebäude so bedeutend, daß eine Annäherung sich von selbst verbot. Das Hauptaugenmerk mußte daher vor allem auf Wegschaffung der vom Feuer noch nicht ergriffenen Spiritusvorräthe gerichtet werden, und unterzog sich die Feuerwehr, unterstützt von Privatpersonen, mit lobenswerthem Eifer dieser nicht ungefährlichen Arbeit, da die Flammen um die eisernen Spiritusreservoirs bereits hoch emporloderten und eine Explosion derselben mit jedem Augenblick zu befürchten war. Leider sollte sich diese Besorgniß bald genug bewahrheiten; ein von einem Anwesenden plötzlich ausgestoßener Ruf: „Die Reservoirs werden explodiren", verbreitete einen panischen Schrecken unter der die Brandstätte rings umgebenden Volksmenge, Alles eilte schleunigst, von Entsetzen ergriffen, aus dem Bereich der Flammen, nur die Feuerwehr und einige muthige Privatpersonen harrten am Platze aus.

Im nächsten Augenblick erschütterte eine gewaltige Detonation die Luft, ein gefülltes Reservoir war geplatzt und hoch in die Luft und nach allen Seiten sprühten zischend die blauen Flammengarben. Viele der Umstehenden wurden bei dieser Gelegenheit von brennenden Spiritusmassen bespritzt und trugen theils leichtere, theils schwerere Verletzungen davon, da u. A. die Kleidungsstücke an den getroffenen Stellen sofort in Brand standen. Die Gewalt der sprühenden Flammen-Eruption war so groß, daß die blauen Feuerflocken bis zum Bahnhofsgebäude geschleudert wurden.

Die Sprengung des Reservoirs war für die getroffenen Lösch-Anstalten von der verhängnißvollsten Wirkung.

Das Reservoir ergoß seinen brennenden Inhalt über den Stahlbergischen Hof, floß in der tiefer gelegenen Straße und brannte hier in den Rinnsteinen in so hoher Flamme, daß ein Ueberschreiten der Straße unmöglich wurde.

Das Beklagenswertheste war, daß dem Feuer nach allen Seiten hin neue Nahrung gegeben wurde und die Flammen sich schnell dem nahegelegenen hölzernen Schulgebäude, sowie der Rückforth'schen Brennerei mittheilten, welche im Umsehen ein Raub der Flammen wurde.

Nachdem so das Feuer an der einen Seite der Straße drei Grundstücke der Vernichtung preisgegeben hatte, verbreitete es sich, begünstigt durch die enge Bauart, auch nach der anderen Seite der Straße hin und ergriff dort noch drei Gebäude, so daß das Feuer ein einziges Flammenmeer bildete, dessen Lohe hoch gen Himmel schlug und die Stadt in weitem Umkreise fast tageshell beleuchtete. Die Thätigkeit der Feuerwehr konnte sich bei dieser Sachlage nur auf eine Abwehr der von den Flammen noch nicht ergriffenen umliegenden Gebäude beschränken und die im Keller liegenden Spiritusfässer von der Brandstätte zu entfernen. Dieselben wurden in weiterer Entfernung untergebracht, einige derselben rollten in den Strom und es war ein Glück zu nennen, daß dieselben nicht vom Feuer ergriffen wurden, in welchem Falle dieselben auf dem Strome unter den in der Nähe liegenden Schiffen eine nicht zu berechnende Verheerung hätten anrichten können. Von den umhergestreuten Flammengarben gerieth zwar ein Floß auf dem Strome in Brand, doch wurde derselbe sehr bald gelöscht. Gegen Morgen explodirte noch ein zweites Reservoir, welches wiederum mannichfache Verletzungen zur Folge hatte, jedoch blieb das Feuer in der beschriebenen Ausdehnung.

Mannichfaltigkeiten.

(Eisenbahnunglück.) Auf der Breslau- und Posen-Stargarder Bahn ist in der Nacht vom Freitag auf Sonnabend durch Springen der Gußstahlbandage an der Vorderachse der Locomotive ein großer Güterzug zum großen Theil aus den Schienen gerathen und zerstört und leider auch mehrere Leute des Dienstpersonals umgekommen. — Ein von der „Berliner Börsen-Zeitung" als zuverlässig bezeichneter Bericht schildert die Zerstörungen, welche der

Unfall herbeiführte, folgendermaßen: Der circa 140 Achsen starke, meist aus beladenen Wagen bestehende, von Posen kommende Güterzug entgleiste in Folge des Zerspringens eines Stahl-Radreifens der Vorderachse der Locomotive. Leider sind Verluste an Menschenleben zu beklagen; der Bremser Bröse wurde von den sich übereinander schiebenden Wagen zerquetscht. Drei Bremser wurden schwer verwundet, von welchen einer bereits verstorben sein soll. Der Locomotivführer und der Heizer sind unversehrt geblieben, ebenso der Zugführer und der Packmeister, welche in dem Packwagen, dicht hinter dem Tender sich aufhielten. Ein anschauliches Bild der Unglücksstätte zu geben, ist schwierig. Rechts, 18 Fuß entfernt neben dem Geleise, liegt die 3 bis 4 Fuß tief in den Sand eingebohrte Maschine. Nebenan, quer über dem Geleise, liegt der auf die Seite gestürzte Packwagen, welcher 4 Personen barg. Dann folgt ein Trümmerhaufen von 90 Fuß Länge, welcher aus ineinandergeschobenen und übereinander gethürmten Wagen der verschiedensten Gattungen besteht. Darunter werden bemerkt 6 mit Getreide beladene Wagen, 2 Kalkwagen, ein mit Spiritus beladener Wagen hat seine Ladung in die Trümmer hineingeschleudert, ohne daß die gefährliche Flüssigkeit zum Brennen gekommen ist. Die Zahl der übrigen Wagen, welche den 30 Fuß breiten und stellenweise 24 Fuß hohen Haufen bilden, läßt sich nicht bestimmen. Der Inhalt der Wagen liegt zerstreut umher. Hinter diesem großen Haufen stehen ineinandergeschoben mit zerbrochenen Puffern 5 Getreidewagen. Dann folgt ein zweiter 60 Fuß langer Trümmerhaufen von aufeinandergethürmten Wagen, welcher die furchtbare Gewalt des auf einem Gefälle von 1 : 1200 dahinrollenden schweren Güterzuges ermessen läßt. Zwei eiserne mit Getreide beladene Wagen sind auf gedeckte, allerdings zusammengebrochene Wagen geschoben worden. Aus den Trümmern lassen sich 12 ineinander geschobene Wagen nachweisen. Vier entgleiste, rechts und links neben dem Bahngeleise stehende Wagen bilden den Schluß des verunglückten Wagenparks. Dem Berichterstatter ist in Deutschland kein Eisenbahnunfall von solchen Dimensionen bekannt geworden. Wenn man bedenkt, daß der längst zerbrochene Radreifen sich eben so gut an dem Triebrade einer Personenzugmaschine befinden konnte, so muß man im Interesse des reisenden Publikums wünschen, daß die Controle der Maschinenmeister in ganz anderer Weise gehandhabt werden möchte, sonst geht das bisherige Vertrauen auf den sicheren Betrieb der deutschen Eisenbahnen verloren.

(Liebes-Correspondenz.) Die „Presse" erzählt Folgendes aus Wien: Eine heitere Geschichte cursirt von einem älteren Börsianer, der eine junge, liebenswürdige Frau heimgeführt hat, die ebenso sentimental wie blondlockig ist und also Alles besitzt, was ein „fühlendes Herz" verlangen kann. Unser würdiger Gatte hat nach und nach bemerkt, daß seine schöne Hälfte sehr gern die Besuche eines jungen Fondsspeculanten mit untadelhaften blauen Glacés und Shakspeare-Kragen empfängt, wenn er gerade in Geschäften abwesend ist, dem sie sehr oft den Baccio vorsingt, wogegen er ihr mühsam memorirte Bruchstücke Geibel'scher Dichtungen recitirt, die in seinem Kopfe mit den „neuesten Cursen" manchmal in seltsame Collisionen gerathen mögen. Indeß dachte sich der prosaische Gatte nichts Böses und ließ das holde Weib ruhig im „Seelenaustausch" Jean-Paul'scher Gattung schwelgen. Neulich aber kommt er einmal Nachmittags nach Hause und ergreift, da sein Weibchen gerade ausgegangen, einen schönen Band, der auf dem Tische liegt. Es ist ein neuer Roman Brachvogel's und auf dem Titelblatt steht der Name des blaubehandschuhten Adonis. Er blättert zerstreut in dem Buche und ihm fällt auf, daß einzelne Worte, die ganz harmloser Art sind, mit Bleistift unterstrichen sind. Die Sache fängt an, ihn zu interessiren, er setzt sich oben erwähnte Hieroglyphen zusammen und findet die zierliche Phrase: „Darf — ich — Ihnen — gestehen — daß — ich — Sie — anbete? —" Unser Börsianer ist resolut wie ein Pappenheim'scher Cürassier. Abends erhält der Seladon seinen Brachvogel zurück. Krampfhaft öffnet er ihn. O Wonne — im nächsten Capitel, das an sein „markirtes" grenzt, finden sich Bleistiftstriche. Die Himmlische hat geantwortet! Rasch entziffert! Was fand unser Romeo? Nichts als die prosaische, aber verständliche Weisung: „Kommen — Sie — mir — wieder — über — die — Schwelle, — so — fliegen — Sie — zum — Fenster — hinaus!" Man sieht, auch Prosaiker wissen sich zu helfen.

Frankfurt, 18. Mai.

Die gestrige Sonntagsvorstellung des „Frankfurt-Bockenheimer Sommertheaters" war trotz des schönen Frühlingswetters, das zur Wanderung in Wald und Flur aufforderte, zahlreich besucht. Der Eindruck, den die Leistungen der Gesellschaft machen, ist ein ganz befriedigender und würde das Spiel einzelner Mitglieder derselben selbst einer größeren Bühne Ehre machen. Die Chargen des Ippelberger in „Englisch" und des Barbier Eisterwitz in „Die Kunst geliebt zu werden" wurden von Herrn Mackauer mit köstlichem Humor ausgeführt. Die von ihm gesungenen Couplets verfehlten durch ihre zeitgemäßen Anspielungen nicht, das Publikum zu electrisiren. Wir behalten uns für die weiteren Vorstellungen Besprechung des Gebotenen vor, glauben aber jetzt schon constatiren zu können, daß Herr Director Kern mit Geschick und Verständniß billigen Anforderungen an eine Sommerbühne gerecht wird.

Frankfurt, 19. Mai.

Ein neuer Bewerber um das durch den bevorstehenden Abgang des Herrn Köhler in Erledigung kommende Fach eines ersten Bassisten wurde als Cardinal in Halevy's „Jüdin" uns gestern in Herrn Birlinger, vom Hoftheater zu Hannover, vorgeführt. Der Name des Gastes, sowie dessen Stellung an der genannten Bühne waren uns bis heute völlig unbekannt. Daß letztere keine bedeutende sein könne, geht aus der Art der diesmaligen Leistung hervor, die im Ganzen als eine wenig genügende sich erwies, und nur an zwei Stellen im ersten und vierten Acte etwas bedeutender wurde. Die Stimme klang matt und angegriffen, in den tiefsten Tönen etwas zitternd (vielleicht durch die Aufregung des ersten Auftretens vor einem fremden Publikum), sonst ziemlich gleichmäßig und nicht unedel. Im Spiele bemerkten wir nichts Unpassendes. Allerdings bietet die Darstellung eines greisen Priesters auch keine besonderen Schwierigkeiten. Die Theilnahme der wenigen Zuhörer stand trotz der großen Hitze auf dem Gefrierpunkte. △

Vor Kurzem lief die Nachricht durch die Blätter, daß Heinrich Laube einen Ruf nach Braunschweig zur Uebernahme der Direction des dortigen Hoftheaters erhalten habe. Ob die Mittheilung begründet war, wissen wir nicht; aber aus zuverlässigster Quelle erfahren wir, daß ein solcher Ruf an Herrn Vollmer, den derzeitigen Ober-Regisseur unseres Stadt-Theaters, ergangen ist. So gewiß wir uns nun einerseits freuen würden, das bescheidene, verdienstvolle Wirken des Herrn Vollmer auf diese Weise gewürdigt zu sehen, so sehr würden wir und gewiß mit uns der urtheilsfähige Theil des Theaterpublikums es bedauern, unserem Institut ein Mitglied entzogen zu sehen, dessen mühevolle Thätigkeit, wenn auch nicht immer so in die Augen springend, wie die der nur activen Kräfte, so doch gleich verdienstvoll ist. Die „N. N. Z." theilt übrigens mit, daß Herr Vollmer den Ruf abgelehnt habe.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 20. Mai. Gastdarstellung des Kammersängers Herrn Walter vom k. k. Hofoperntheater in Wien. **Die Zauberflöte**, große Oper in 2 Acten von Schikaneder. Musik von Mozart. Tamino: Herr Walter.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 141. Donnerstag, den 21. Mai 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

3.

Der Hof des Johanneshofs bestand aus einem ungeheueren länglichen Viereck. Das Wohnhaus nahm nebst den anderen Gebäuden die eine der schmalen Seiten ein, auf den drei anderen Seiten lief ein Graben herum, den man mit einer dreifachen Reihe Eichen bepflanzt hatte, und die jetzt in ihrer vollen Pracht und Stärke standen; zwei Drittheile des Hofes waren außerdem mit Aepfel- und Nußbäumen bepflanzt, unter denen sich ein üppiger Rasenplatz ausbreitete. Das andere Drittheil enthielt die Ställe, Schuppen, Scheunen und den Hühnerhof.

Wenn solch ein Meierhof bedeutend war in damaliger Zeit, wenn der innere Comfort der äußeren Größe entsprach, und wenn man aus dem Hofraum Wagen fahren sah, mit sechs Grauschimmeln bespannt, welche eine fürstliche Equipage geziert haben würden, so faßte man keinen kleinen Respect vor der Meierin und ihrem ländlichen Königthum.

Der Johanneshof gehörte nicht gänzlich in diese Classe, obgleich er ihr nahe kam.

Das am Ende des Baumstücks stehende Haus stieß links an den Wald, es bestand nur aus einem Erdgeschoß, dessen Mauern mit Balken durchzogen waren und von einem Moosdache bekrönt wurden.

Die ersten Personen, die sich den Augen Mildners darboten, als er in den Hof trat, waren die Hausfrau und Valentin Stenner, der Drescher.

Die Pächterin war eine Frau von fünfzig Jahren, von mittlerer Gestalt, ziemlicher Fülle und einem kalten, stolzen Gesicht. Sie mußte einmal blond und sehr schön gewesen sein. Man sagte im Dorfe von ihr, daß sie das Regiment zu führen wisse und sehr hellsehend sei.

Sie sah ihrem Sohne sehr ähnlich, aber die Strenge, die bei ihm nur aufgesetzt zu sein schien, schien bei ihr das Fundament zu bilden. Kurz, sie war ein Kernweib mit der Büste einer Kaiserin, mit einem ruhigen Blick und einer starken Seele, der das mit Gold gestickte Kamodchen von gestärktem Piqué, das sie auf den grauen Haaren trug, noch immer sehr schön stand.

Neben dem Entenpfuhl links am Eingange stehend, war sie beschäftigt, einer jungen Kuh zu trinken zu geben, und das ist ein krittisches Unternehmen, wobei der eine Theil sich bemühen muß, einen Zuber voll Wasser ganz grad zu halten, während der andere Theil sich bestrebt, das Gefäß in's Schwanken zu bringen und das Wasser auszuschütten. Aber die Hausfrau vollbrachte ihre Aufgabe mit der größten Kaltblütigkeit und einem charakteristischen Erfolg.

Rechts war eine Leiter an das Haus angelehnt, und auf dieser Leiter stehend, erneuerte Valentin Stenner das Moos an dem Rand des Daches.

Aber die Thüre und die Fenster des großen Wohnzimmers standen offen, und da die Leiter gerade vor dem einen Fenster stand, so konnte Valentin, während er arbeitete, Alles sehen, was im Innern vorging.

Bei dem Anblick dieses Menschen stieg Mildnern das Blut in den Kopf, und ehe er noch seine Mutter begrüßte, ja ehe er sie nur angesehen hatte, rief er mit schallender Stimme:

„Valentin!"

Der Bauer wandte den Kopf herum.

Mildner deutete auf ein Thor zur Seite, das auf einen Weg ging, der auf die Landstraße führte.

„Dort ist der Weg zum Schlosse", fuhr er in demselben Tone fort. „Gehe hin und diene bei Denen, die Dich bezahlten, um zu spioniren."

Valentin stieg die Leiter herunter und wollte reden.

„Kein Wort — und keine Minute Zeit verloren", rief Mildner, mit dem Fuße stampfend, „der Baron von Wiesenhütten erwartet Dich."

Der Drescher sah ein, daß seine Sache verloren war. Er senkte den Kopf und stieg eine Treppe hinauf, die in seine Kammer führte, als ob er dort seine Siebensachen zusammensuchen wolle. Aber diese Kammer, die unter dem Fache angebracht war, wie die aller Andern, die auf dem Johanneshof dienten, befand sich gerade über der großen Wohnstube, und wenn man das Ohr auf den Boden von ungehobelten Brettern legte, die auf Balken ruhten, so konnte man ganz gut hören, was unten gesprochen wurde.

Der kurze Auftritt, den wir eben geschildert haben, war im Innern des Hauses um so weniger deutlich vernommen worden, da auch das darauf folgende Gespräch, das im Hofe stattfand, nur mit leiser Stimme gesprochen wurde.

Mildner trat zu seiner Mutter, die, nachdem sie den leeren Zuber auf den Rasen gestellt hatte, sich von ihrem Sohne auf beide Backen küssen ließ, ohne dabei ihre hartherzige Miene zu verändern; hierauf sagte sie nur:

„Besser spät, als niemals."

„Ist Luciane zu Haus?" frug Mildner.

„Sie ist mit der Magd in der Stube, wo sie den Tisch decken. Sonst würde sie in Heidesheim sein."

„Ich weiß das."

„Hat es Dir der Pfarrer gesagt? — Der Valentin, den Du eben zum Teufel gejagt hast, hat sie oft begleitet. Ich setzte kein Mißtrauen in ihn."

„Weil Sie höher hinauf suchte."

„Und es scheint, daß ich Recht hatte", sagte die Pächterin, indem sie den Pfarrer ansah.

„Zum Henker", brummte dieser, „da man durchaus Krieg führen will, so lasse man ihn beginnen."

„Wir werden ihn ganz gewiß beginnen", sagte Mildner. „Komme Sie, Mutter! Kommt auch Ihr, Pfarrer!"

Und alle Drei, Mildner an der Spitze, betraten die Wohnstube.

(Fortsetzung folgt.)

Schwarzwald-Lieder.

Von Ludwig Auerbach in Pforzheim.

II.

Maigruß.

O sonnenlichte Maienwelt,
Hast du die ganze Erde
Verwandelt in ein Blüthenzelt,
Daß sie recht lieb uns werde?
An Strauch und Baum mit Liebesmacht
Hast Rosenflammen du entfacht,
Die aus den grünen Zweigen
Lenzfroh zum Himmel steigen.

Und droben in dem lichten Blau
Wie jauchzt da deine Seele
Und strömt den frischen Liederthau
Aus heller Lerchenkehle!
Und erst im Wald gibt's lust'gen Klang:
Der Amsel und der Drossel Sang
Zieht durch die grünen Räume
Wie laute Jugendträume.

Du märchenhafte Maienluft,
Du junges kräft'ges Leben!
Wie rührst du dich in meiner Brust
Und willst dich sehnend heben,
Um mit dem ersten Morgenstrahl
Rasch über Berg' und tiefes Thal
Beim Glockenschall mit andern
Mailustigen zu wandern.

Frisch wie der Strom das Thal durchrauscht,
So geht es durch die Auen!
Und nimmer müd die Seele lauscht,
Die schöne Welt zu schauen,
Wo sie entschleiert ihre Pracht
Dein Auge gluthbegeistert lacht
Und Gottgedanken schweben
Verklärend durch dein Leben!

Und ging ein schöner Tag zur Ruh —
Dann winkt im Mondenscheine
Uns manche traute Schenke zu,
Bei duft'gem Maienweine,
Zu feiern noch mit Rundgesang
Bei Hörner und bei Becherklang
Bis Mitternacht im Freien
Die goldne Lust des Maien.

Aus Abyssinien.

Die Erstürmung und Zerstörung Magdala's.

Es liegen jetzt die lange erwarteten Einzelheiten über die letzten Tage von Magdala vor, aus denen die „Engl. Corresp." vorerst das Interessanteste: die Erstürmung und Zerstörung der Festung, heraushebt:

Zunächst ist durch die eingetroffenen Nachrichten der Zweifel gehoben, ob Theodor im Kampfe fiel, oder, um einer schmachvollen Gefangenschaft zu entgehen, sich mit eigener Hand das Leben nahm. Die Aussage der Sachverständigen, daß der Schuß in den Mund, welcher den Tod des kühnen Wilden verursachte, nicht von fremder Hand herrühren könne, wurde durch das Zeugniß eines Soldaten, der darauf schwur, den Selbstmord gesehen zu haben, und das des Waffenträgers Theodors bestätigt. Letzterer gab auch die Einzelheiten über das Verhalten seines Herrn in den letzten Stunden während des Angriffes der Engländer, in welchen der sonst so gefürchtete Tyrann nur mit wenigen Getreuen Stand hielt. Zweimal brach unter den hervorragendsten Häuptlingen und deren Gefolge Meuterei aus. Sie weigerten sich, an seiner Seite zu kämpfen und auch, ihn auf der Flucht zu begleiten; sie beschlossen, ihn dem Feinde auszuliefern, doch hatten sie noch immer nicht Muth genug, ihr Vorhaben auszuführen. Nur Wenige, fünf an der Zahl, hielten bis zum letzten Augenblicke an seiner Seite aus, und es ist zu verwundern, daß diese Männer, entschlossen, ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen und im Besitze von guten Waffen — etwa ein Dutzend englische Hinterlader fanden sich vor —, den auf unwegsamen Pfaden herankommenden Feinden nicht einen bedeutenden Schaden zugefügt haben, denn aus allen vorliegenden Berichten geht hervor, daß der Zugang zu der Festung von wenigen entschlossenen Leuten mit Erfolg gegen eine große Uebermacht hätte gehalten werden können, und daß es nur die allgemeine Muthlosigkeit der Truppen war, welche den Engländern den Sieg so leicht machte. Nahezu fünfzig Punkte zwischen Fahla und Magdala hätten einen heftigen und wirksamen Widerstand ermöglicht, und die Festung selber, von steilen Felsen beschützt, bot nur zwei Zugänge, an der Nord- und Südseite, die so enge waren, daß nur Ein Maulthier sie jedesmal passiren konnte und die jeder zu einem starken, wohl verrammelten Thore führten. Das nördliche Thor, beherrscht von der Position von Schilasse, war es, durch welches der Eingang erzwungen wurde.

Das erste Bombardement wurde durch die bei der Avantgarde befindlichen Zeitungscorrespondenten eröffnet, und zwar mit Theodors eigenen schweren Geschützen, welche sie, wohlgeladen auf die Engländer gerichtet, entdeckten. Flugs wurden die 8 Kanonen auf Magdala zu gekehrt und abgeschossen. Doch zum Unglücke, gerade als die Helden im Begriffe standen, ein Geschütz abzufeuern, das — darüber waren Alle einig — sicher Jemanden tödten mußte (bisher war dieß bei der harmlosen Composition von Theodors Schießpulver noch nicht gelungen), kam eine Ordonnanz des Höchstcommandirenden herangesprengt, welche das Dilettanten-Concert einstellte.

Gegen $2\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags begann das eigentliche Bombardement, und nach einer zweistündigen Kanonade ward der Befehl zum Sturm gegeben. Die Truppen erkletterten den zum Thore führenden Pfad, fanden aber dieses, wie die dasselbe umgebenden Pfahlwerke von den Kugeln vollkommen unverletzt. Die Pallisaden mußten daher mit Hülfe einer Strickleiter überstiegen werden, um das Festungsthor von beiden Seiten angreifen und die Vertheidiger zurücktreiben zu können. Den Zugang bildeten zwei etwa zehn Fuß von einander entfernte Thore; der Zwischenraum zwischen denselben war mit schweren Steinen angefüllt. Als charakteristisch ist zu

bemerken, daß das Ingenieurcorps, als es sich mühsam bis an diese Thore hinaufgearbeitet hatte, inne wurde, daß es vergessen, Pulver und andere Spreng-Materialien mitzubringen. Dadurch wurde der Sturm um eine halbe Stunde verzögert, bis man daran ging, die Pallisaden zu übersteigen. Hatte die Kanonade auch keinen directen Vortheil erzielt, trieb sie doch die Vertheidiger zurück; nur sechs Häuptlinge stellten sich mit Todesverachtung den Angreifern entgegen, doch waren ihrer zu wenige; um die Position halten zu können; sie fielen auf ihrem Posten.

Theodors Leichnam fand sich nicht in der Nähe des Thores, wo die Häuptlinge gefallen waren, sondern allein auf einer etwas entfernteren Anhöhe. Es ist eine sonderbare Ironie des Schicksals, daß Theodor sich höchst wahrscheinlich mit einer jener Pistolen das Leben genommen, welche ihm „die Königin Victoria zum Zeichen ihrer Dankbarkeit für die Güte geschenkt hatte, die er ihrem Diener Plowden erwiesen." Dieß ist die Inschrift des sechsläufigen Revolvers. Das Gesicht des Todten ließ allerdings nicht auf seine früheren Züge schließen, zumal da das Auge das Feuer und den Ausdruck verloren, die als sein Charakteristikum bezeichnet wurden, aber auf seinen Wangen lag ein Zug von roher Sinnlichkeit, der keineswegs heroisch oder königlich genannt zu werden verdiente. Die Stirne zeigte dagegen von Intelligenz und der Mund von Entschlossenheit und Grausamkeit. Ein sonderbares Lächeln umspielte seine Lippen, als ob sein letzter Gedanke der gewesen sei, daß er seine Feinde beschäme, indem er wie ein König sterbe. Eine Anzahl englischer Truppen hielt bei seinem Leichnam Wache, bis er — noch am Nachmittage des 14. — in der Kirche von Magdala begraben wurde.

Bis zum letzten Augenblicke konnte man sich der Furcht nicht erwehren, Theodor möchte entschlüpfen und später wiederum der Unterdrücker seines Landes werden, und anderseits würde er, wenn lebend gefangen genommen, den Engländern viel Kopfzerbrechen und manche Unbequemlichkeiten bereitet haben. Daher wurde die Kunde von seinem Tode allgemein mit Befriedigung vernommen, und Alle waren der Ansicht, daß er einen Tod gefunden viel ehrenvoller, als er ihn über Bessere, denn er selbst, zu verhängen pflegte. Seine Grausamkeit war schrecklich. Davon legte das Leichenhaus bei Magdala Zeugniß ab, in welchem zwei Haufen verwesender menschlicher Leichname lagen, Leichname von 300 Gefangenen. Am Tage vor der Schlacht metzelte Theodor sie alle mit eigener Hand nieder, nachdem er die übrigen Gefangenen gezwungen, Zeugen dieser Scheußlichkeit zu sein. Grund dazu war, daß er fürchtete, sie während einer Belagerung nicht halten zu können, und daß er es mit seiner Würde nicht verträglich erachtete, sie, die doch nur höchst Unbedeutendes begangen hatten, frei zu lassen.

Sir Robert Napier hatte Magdala dem Wagschum Gobazye angeboten; dieser lehnte das Geschenk jedoch ab, weil er es wohl nicht gegen die Angriffe Wullu Gallas halten könne. Nach dem Sturze Theodors ist Gobazye, der seinen Nebenbuhler Desso Gobazye in der Schlacht getödtet hat, unangefochtener Herr des ganzen Landes südlich von Antalo und nördlich von Magdala. Wäre Letzteres irgend Jemanden gegeben worden — mit Ausnahme Gobazye's — würden sich wahrscheinlich schon in nächster Zeit politische Schwierigkeiten ergeben, und ebenso, wenn der Platz unbewacht zurückgelassen worden wäre. Daher beschloß der Höchstcommandirende, Magdala zu zerstören. Er hat damit sehr weise gehandelt, Gobazye ist zufriedengestellt, während sich andererseits die übrigen Häuptlinge, die den Engländern hülfreiche Hand boten, nicht über Zurücksetzung und Uebervortheilung beklagen können.

Am Nachmittage des 17. April wurde die Festung in Brand gesteckt. Die hochaufwirbelnden Feuer- und Rauchsäulen verkündeten den erstaunten Eingeborenen, daß ihr Unterdrücker gefallen, seine Zwingburg nur noch ein Schreckmittel für kleine Kinder sei. Doch kaum jemals hat sich nationales Rachegefühl unter so geringen Verlusten befriedigt.

Die Welt hat an Magdala sehr wenig verloren, denn, was es merkwürdig machte, seine natürliche Stärke als Felsenfeste, ist unzerstörbar. Die künstlichen Befestigungen bestanden nur in einigen Ellen roh gearbeiteten Mauerwerks und Pallisaden, deren Zerstörung eine Stunde in Anspruch nahm, und den stark verbarrikadirten Thoren.

Die Stadt an und für sich war sehr uninteressant, sie bestand aus den gewöhnlichen Hütten, meist aus Gras und Holz gebaut, mit kegelförmigen Strohdächern. Nicht ein einziges Gebäude zeichnete sich vor dieser Alltäglichkeit aus, wenn nicht etwa der „Palast" Theodors und die Kirche. Letztere stach dadurch ab, daß sie die gewöhnlichste und schmutzigste war, die auf der ganzen Expedition gesehen wurde, während der Palast sich von den schmutzigen, strohgedeckten Hütten nur dadurch unterschied, daß er zwei Stockwerke hoch war, und von einem flachen, nicht kegelförmigen, Strohdache bedeckt wurde. In ihm fanden sich eine Anzahl europäischer Luxusartikel vor: Klaviere, Harmoniums, Spieldosen, Patronen für Hinterlader und eine Masse anderer Gegenstände. Sonst fanden sich Zeichen der Civilisation nur in den Werkstätten der von Theodor gefangen gehaltenen Handwerker; die Kriegsbeute ist daher über alle Erwartung schmal ausgefallen, obwohl schon diese Erwartung eine äußerst beschränkte war. Zum mindesten glaubte man, daß Theodor Gold- und Silberschätze besessen habe; war diese Ansicht richtig, dann müssen sie irgendwie verschwunden sein. Und es ist dieß nicht unmöglich, denn durch Versehen wurden keine Befehle noch auch Vorsichtsmaßregeln gegen Plünderung getroffen, und zweifelsohne begannen viele Abyssinier, die wußten, wo der Hase im Pfeffer lag, während des Sturmes nach Beute auszuschauen. Tags darauf wurden allerdings Befehle erlassen, daß Alles wieder zurückgegeben werden sollte, aber manche Gegenstände hatten inzwischen schon mehrere Male ihren Besitzer gewechselt und hübsche Curiositäten und Andenken an Magdala den Käufern ein ansehnliches Stück Geld gekostet; daher war die Ordre unpopulär und wurde wahrscheinlich nicht besonders strikte befolgt. Der Verkauf der Beute, dessen Ertrag für die Unteroffiziere und Gemeinen bestimmt ist, wird daher wohl keinen großen Ertrag liefern.

Doch sind einige werthvolle Curiositäten entdeckt worden. So hat Herr Holmes, welcher die Expedition als Archäologe für das britische Museum begleitete, und der auf der Reise auffallend wenig erworben, eine hübsche Krone, vermuthlich die eines Erzbischofs, und einen goldenen Becher an sich gebracht. Letzterer wurde, seiner Inschrift zufolge, von einem Waldo Georges angefertigt, und der Kirche von Kworkwan vom Könige Adam Segud, genannt Yassu, Sohn der Königin Bran Moguffa, zum Geschenk gemacht; die Inschrift gibt außerdem das Gewicht, 25 Wollits, und den Werth, 500 Thaler, an. Auch die Krone Theodors war aufgefunden worden, und man beabsichtigte, sie der Königin Victoria zu schicken; zwei andere werthvolle Gegenstände, ein Juwelenbesetztes Kreuz und ein dito Hirtenstab, welche mit dem verstorbenen Abunes begraben worden waren, sind gestohlen worden. Die anderen Beute-Gegenstände sind die Mörser Theodors, deren einer während des Sturmes geplatzt war, und die sämmtlich zerstört wurden (mit Ausnahme von zweien, welche man als Trophäen nach England mitzunehmen gedachte), ferner eine große Anzahl Speere, Säbel, Kreuze, Glocken, majarische Bibeln, einzelne Bände von Encyclopädieen, gewöhnliches Papier, alte Flintenschlösser, Pistolen, Pulverbüchsen, Zündhütchen rc.

Auch der Sohn Theodors ist erbeutet worden. Sir R. Napier beabsichtigte, ihn unter Obhut des Dr. John Willson, eines Geistlichen in Bombay, zu stellen. Von den übrigen Eingeborenen sind nur noch die beiden Königinnen erwähnenswerth. Die Eine, Theo-

dors rechtmäßige Gattin, zeigte sich in ihrer ganzen Erscheinung als das vollkommene Gegentheil ihres Gatten. Sie ist eine vornehm aussehende Frau von etwa 26 Jahren, mit heller Hautfarbe, lebhaften Augen, schöngeformter Adlernase und hübscher Hand. Die meiste Aufmerksamkeit erregte ihr wunderschönes Haar, welches in dichten Locken auf die Schultern herabfiel. Ihr Kleid war das gewöhnliche weiße Baumwollenkleid des Landes, an der Hüfte mit einem Gürtel gehalten. Die andere Königin, Theodor's Favoritin, war stämmig, von dunkeler Farbe und sinnlichen Gesichtszügen; sie erinnerte sehr an eine jener fetten indischen Amahs.

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

Wien, den 16. Mai.

Das Comite für das dritte deutsche Bundesschießen veröffentlicht so eben folgendes definitive Festprogramm:

Am 24. und 25. Juli festlicher Empfang der corporativ ankommenden Gäste an den betreffenden Stationsplätzen; Abends gesellige Vereinigung an den noch näher zu bestimmenden Orten.

Sonntag, den 26. Juli: Festzug. Aufstellung 7 Uhr früh auf der Ringstraße vom Park bis zum Burgring; Abmarsch d.s Zuges Schlag 9 Uhr früh durch die Burg, über den Kohlmarkt, Graben, auf den Stephansplatz. Daselbst Begrüßung der Festgäste Namens der Stadt Wien durch den Bürgermeister und Gemeinderath; sodann Fortsetzung des Zuges durch die Rothenthurmstraße über die Aspernbrücke durch die Jägerzeile zum Praterstern und von da durch die Hauptallee des Praters auf den Festplatz. — Um 2 Uhr Banket in der Festhalle. — Nachmittags gesellige Unterhaltung. — Abends Musikproduction und großes Feuerwerk.

Montag, den 27. Juli: 6 Uhr früh beginnt das Schießen, und wird täglich innerhalb der schießordnungsmäßigen Zeit fortgesetzt. — Täglich findet Mittags halb 1 Uhr das Festbankett statt. — Montag, den 27. Juli, Abends: Fest-Liedertafel des niederösterreichischen Sängerbundes in der Festhalle.

An den weiteren Festtagen täglich Abends Musikproductionen, Feuerwerk, Ball in den hiezu hergerichteten Räumlichkeiten.

Ferner werden an noch erst näher zu bestimmenden Tagen Festausflüge auf den Kahlenberg, in die Dreher'sche Brauerei in Schwechat und auf den Semmering veranstaltet werden, und an verschiedenen Abenden Festvorstellungen in mehreren hiesigen Theatern stattfinden.

Am letzten Festtag feierliche Vertheilung der Haupt- und Ehrenpreise an die Gewinner. (Fest-Corresp.)

Mannichfaltigkeiten.

(**Die Hungersnoth in Algerien**, — Auszug aus einem Privatbriefe aus Constantine.) . . . Seit meinem letzten Briefe haben sich die verschiedenen Geldbeiträge in Frankreich unter den Protestanten so gesteigert, daß wir seither 200 Pfund Brod täglich, und alle andere Tage ein Pfund Reis unter jede Familie vertheilen konnten. Eine neue bedeutende Sendung von 1400 Francs durch H. erlaubt uns, weitere 50 Pfund den übrigen anzuschließen. Auch kleiden wir die nackten Weiber und Kinder. Alle Morgen um halb 7 Uhr findet die Vertheilung statt, welcher beide Pfarrer anwohnen, und die dann 1½ Stunden dauert; aber schon um halb 6 Uhr füllt sich der Platz vor unserem Haus und weckt uns mit dem Gesumse aus dem Schlaf. Ihr könnt Euch kaum denken, wie gesegnet unser Werk ist und wie unsere Vertheilung schon wohlgethan hat. Bei 300 Personen werden täglich dem ärgsten Hunger entrissen und finden ihre Nahrung für den Tag; jede Familie ist eingeschrieben und erhält im Verhältniß ihrer Kinder so viel Brod und Reis, daß alle wenigstens Eine genügende Mahlzeit haben können. Bis jetzt war es nicht möglich, Alle, die darum anhielten, zu befriedigen; denn das Elend ist entsetzlich und täglich mehren sich die Armen; doch wenn die Liebesgaben noch einige Zeit fortdauern, so können wir wenigstens Alle, die um Brod anhalten, befriedigen. Wir haben während mehreren Wochen mehrere Familien mit zahlreichen Kindern beherbergt, denen ich täglich den größten Kessel voll Suppe und Reis bereiten ließ; zwei Kinder starben uns, diese waren so ausgehungert und schwach, daß sie eine bessere Nahrung nicht mehr ertragen konnten; eine Frau hatte die Pocken. Es ist entsetzlich, wie viel Opfer täglich Hunger und Kälte unter den Arabern fordern; in unserer nächsten Umgebung liest die Polizei täglich mehrere Leichname auf. Wie wird es erst im Innern des Landes aussehen, wo sie weniger Unterstützung als in den Städten erhalten! Man prophezeit einen ganz schlimmen Sommer voll von Krankheiten; es ist die Rede von der Pest; denn die vielen unbegrabenen Leichname, die den sengenden Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, verpesten die Luft und verursachen unvermeidlich Krankheiten. Man sagt, der Typhus habe schon seinen Einzug im Militärspital gehalten.

(**Le style c'est l'homme.**) Belgische Blätter enthalten folgenden Brief eines Metzger-Lehrlings aus Verviers an seine Eltern: „Es gefällt mir hier sehr gut, mein Meister hat mir schon die Haut abziehen lassen, und mir gesagt, wenn ich so fortführe, so würde er mich zu Ostern schlachten lassen. Neues weiß ich nicht zu schreiben, als daß es mir gut geht, und daß man neulich im Walde zu Polleur einen Mann an einem Baume hangen gefunden hat, ich hoffe mein Brief wird Euch ebenso finden. Euer dankbarer Sohn Jean."

Kunst- und Literatur-Notizen.

Wien. Die übereinstimmenden Berichte der „Presse", des „Fremdenblattes", des „Neuen Fremdenblattes", der „Morgenpost" und des „Tagblattes", die uns vorliegen, melden, daß das Drama: „Maske für Maske" von Bernhard **Scholz**, welches am Samstag zum ersten Male in dem Hofburgtheater in Wien gegeben und am Sonntage wiederholt wurde, einen sehr günstigen Erfolg errungen hat. Der Dichter wurde nach dem 2., 3. und 4. Acte gerufen; da er nicht anwesend war, dankte in seinem Namen der Regisseur, Herr Retlich.

Der „**Rechenschaftsbericht** des Vereins zur Pflege verwundeter und kranker Soldaten im Königreiche Sachsen 1866—1867" (Dresden, G. am Ende) gibt erschütternde Beispiele für die Menschenopfer des neuesten deutschen Krieges.

„**Abt G. J. Vogler**", ein Lebensbild des berühmten Orgelspielers, ist bereits in zweiter Auflage bei Jonghaus in Darmstadt erschienen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 21. Mai: **Der Kaufmann von Venedig**, Schauspiel in 5 Acten von Shakespeare. Uebersetzt von A. W. v. Schlegel.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 167.)

Freitag, den 22. Mai. Gastdarstellung des Kammersängers **Herrn Walter** vom k. k. Hofoperntheater in Wien: **Die weiße Frau**, Oper in 3 Acten nach dem Französischen. Musik von Boieldieu. Georg: **Herr Walter**.
(Außer Abonnement.)

Samstag, den 23. Mai: **Dorf und Stadt**, Schauspiel in zwei Abtheilungen und 5 Acten, mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Charlotte Birch-Pfeiffer.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 168.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 142 und 143. Samstag, den 23. Mai 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Mitten in der Stube stand ein großer Tisch, auf dem zwei Gedecke für Mildner und den Pfarrer Hilger mit großer Sorgfalt aufgelegt waren.

Zwei junge Mädchen in bäuerischem Anzuge waren beschäftigt, noch verschiedene Geräthe auf den Tisch zu stellen.

Aber eben so grob als die Gewänder der einen waren, eben so reizend in seiner Einfachheit war der Anzug der anderen, und eben so derb und gemein als die eine aussah, eben so schön, edel und elegant sah die andere aus.

Sie hatte ein enganschließendes Jäckchen von weißem Basin an und einen Rock von grauem sehr feinem Wollenstoff, der über einem blüthenweißen Unterrock in Bögen in die Höhe gezogen war. Eine Schleife von schwarzem Sammt befand sich oben am Halsausschnitt und unten an der Schneppe des Jäckchens. Ein goldenes Kreuz an einem schwarzen Bande hing an ihrem Hals. Ihr kastanienbraunes, außerordentlich glänzendes Haar, das über der Stirne gescheitelt war, war unter den Schläfen zu dicken Puffen aufgerollt, die ihr die Ohren der Art bedeckten, daß nur der kleine Goldknopf in dem weißen Ohrläppchen sichtbar blieb, dann verloren sie sich nach hinten unter dem Chignon, auf welchem ein leichtes, durchsichtiges Häubchen saß, das mit zwei silbernen Nadeln festgesteckt war. Ihr Gesicht mit dem edelstolzen Profil trug jenes Gepräge von Melancholie, Erhabenheit und Unschuld, welches die Wesen kennzeichnet, die sich gegen alles Schlechte auflehnen. Ihre langbefranzten Augen von dunkler Bläue hatten einen sanften, liebenswürdigen Ausdruck, aber in diesem Augenblick hielt sie sie niedergesenkt; ihr Gesicht war blaß und verwirrt; ihr feines, spitzenbesetztes Halstuch verrieth gegen ihren Willen ihr heftiges Athmen, und während ihre Gefährtin beim Eintritt ihrer Herrschaft sich tief vor derselben verneigte, fuhr sie fort, mit zitternden Händen und ohne die Augen aufzuschlagen, den Tisch zu bestellen.

„Anneliese", sagte Mildner zu der Magd, indem er seinen Hut auf einen Schrein legte, „Anneliese, mache die Fenster zu".

Die Magd gehorchte sofort. Dann sagte Mildner abermals zu ihr:

„Jetzt kannst Du hinausgehen. Mache die Thüre hinter Dir zu und lasse Niemand eintreten."

Als diese Befehle ausgeführt waren, blieb das andere junge Mädchen noch eben so theilnahmlos wie zuvor, nur konnte man bemerken, daß ihre Hände aufgehört hatten, das Tischgeräthe zu ordnen, und daß sie sich halb abwandte, indem sie sich auf den Rücken eines Stuhles lehnte.

Nach einem kurzen Schweigen sagte Mildner mit tiefbewegter Stimme, die jedoch nach und nach fester wurde:

„Luciane, Du weißt, was im Werke ist. Sich auf das Testament Deines Vaters berufend, verlangt die Gräfin von Schönborn, daß wir Dich binnen drei Tagen in ihre Hände geben."

Das junge Mädchen machte weder eine Bewegung, noch gab sie eine Antwort.

Mildner wartete ziemlich lange, endlich fragte er:

„Was sagst Du dazu?"

Luciane zögerte einen Augenblick, dann sich halb umwendend, sagte sie zitternd und mit noch immer niedergeschlagenen Augen:

„Hat die Gräfin ein Recht dazu?"

„Das ist nicht gänzlich die Frage", erwiderte Mildner sanft. „Doch vernimm, auf was sich das Recht der Gräfin gründet, die Deine Pathin ist, weil Dein Vater als Dichter keinen Bauernnamen für sein Kind haben wollte. In seiner letzten Stunde begriff Dein Vater, was Schuld an seinem Ruin und an seinem Tode war, aber gleichzeitig sah er auch ein, daß dieser Ruin auf Dich übergehen würde. Im Kampfe mit zwei sich widerstreitenden Gefühlen, die ihm gewordenen unseligen Gaben verwünschend, aber keine andere habend, die er Dir hinterlassen konnte, schrieb er in seinem Testamente die Worte nieder: Ich empfehle meine Tochter Ihrer Erlaucht, der Frau Gräfin von Schönborn, Hochwohlgeboren. Wenn diese edle Dame geruhen sollte, mein Kind zu sich zu nehmen, so ersuche ich meine Frau, als natürliche Vormünderin ihrer Tochter, sich dem gräflichen Willen nicht zu widersetzen. — Du wirst einsehen und begreifen, daß dieses nur eine Formel ist, die Phrase eines Mannes, der eine Pflicht der Höflichkeit erfüllt, weiter nichts. Er wagt nicht, abzuschlagen, aber er fordert auch nicht und besonders verlangt er nicht, daß man sie unbedingt annehme. Nach den in unserem Lande herrschenden Gesetzen kann ein Vater seine Wittwe der Vormundschaft über seine Kinder nicht entkleiden, aber er hat das Recht, ihr einen Beistand zu ernennen. Dein Vater hat sich gehütet, Gebrauch von diesem Rechte zu machen; er bittet nur Deine Mutter, in dem Falle, daß man ihr ein Anerbieten machen würde, sich demselben nicht zu widersetzen, da er selber nicht die Kraft hatte, einen endgültigen Entschluß zu fassen. Deine Mutter aber dachte im Geheimen wie wir, und sie hatte genügende Ursachen dazu — und daher hat sie Dich uns anvertraut. Jetzt aber ist sie alt, krank und abgeschwächt durch eine einzige Erinnerung, und es wird daher mächtigen Leuten leicht, das Testament Deines Vaters auszubeuten. Verstehst Du mich wohl?"

„Ja!" wurde ihm mit leiser, schüchterner Stimme geantwortet.

„Alsdann, Luciane, wirst Du einsehen, daß, wenn die Gräfin auch kein Recht hat, sie sich ein solches anmaßen wird. Was uns betrifft, so wirst Du wohl begreifen, daß wir einen Kampf aufgeben, der nicht auszuführen ist. Wir müssen nachgeben, Luciane. Von heute, ja von diesem Augenblicke an bist Du frei."

Diese Worte berührten alle Anwesenden gleich einem electrischen Schlage.

„Frei!" rief Luciane, sich hoch aufrichtend und ihren Vetter Mildner mit einem fast irren Blick betrachtend.

„Wie so das?" fragte der Pfarrer. „Bei dem Commandostab des alten Laudon, das ist eine leuchtende Idee."

Die Hausfrau, die sich bereits von ihrer Ueberraschung erholt hatte, sagte nur:

„Es ist Recht."

„Frei!" widerholte Luciane, und ließ denselben verwirrten, fast erschreckten Blick in der Stube herum schweifen.

Mildner lächelte.

„Fasse Dich", sagte er. „Du gleichst jetzt dem Vogel, dem man den Käfig öffnet und der nicht herauszugehen wagt. Aber Du wirst Dich an die Freiheit gewöhnen, besonders an die vergoldete Freiheit, die man Dir gibt. Oder ist es vielleicht nicht wahr, daß Du seit einiger Zeit einen gewissen Hang für das Weltleben empfunden hast. Du bist jetzt achtzehn Jahre alt und in diesem Alter kann man seinen Beruf erkennen, und nicht wahr, eine geheime Stimme hat Dir den Deinigen bereits offenbart?"

Luciane senkte erröthend den Kopf. Man sah, daß ihr das Herz zu schlagen begann.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Abyssinien.

Die letzten Tage vor Magdala. — Die Auslieferung der Gefangenen.

Die bereits geschilderte Erstürmung Magdala's wurde den englischen Truppen durch die Entmuthigung der Truppen Theodors in Folge der Schlacht am Charfreitage bedeutend erleichtert. Hätten die 3000 Mann, welche die Engländer in dem Arogy-Thale angriffen, in der Festung, wohl verschanzt, den Sturm abgewartet, dürfte der Erfolg, wenn auch nicht zweifelhaft, doch mit bedeutendem Blutverluste erkauft worden sein.

Um dem Verlaufe der Thatsachen mit Klarheit folgen zu können, müssen wir da anknüpfen (sagt die „Engl. Corr."), wo die früheren Berichte — bis zum 9. April, dem Gründonnerstage, reichend — abschlossen. Man wird sich erinnern, daß in ihnen zuletzt mitgetheilt worden war, wie die Expedition den äußerst schwierigen Djeddafluß passirt hatte und vor dem Flusse Baschilo, etwa 18 Meilen von Magdala stand. Am Morgen des 9. April überschritt die ganze erste Brigade den von heftigen Gewitterregen angeschwollenen Fluß, nachdem Obrist Phayre, zur Recognoscirung der Gegend und Aufsuchung eines günstigen Lagerplatzes für die Nacht, vorausgeschickt worden war. Vom jenseitigen Ufer des Flusses führten zwei Wege nach Magdala, oder, besser gesagt, nach dem Plateau von Arogy am Fuße der Anhöhe von Fahla. Der eine war die von Theodor angelegte Straße, welche das Arogythal eine Strecke weit verfolgte, sich dann aber nach rechts auf das Plateau zu hinwendete. Da jedoch aus strategischen Gründen nicht rathsam erschien, diesen Weg einzuschlagen, nahm man den anderen, der über mehrere zwischen dem Flusse und dem Arogyplateau liegende Anhöhen hinwegführte. Der Marsch war sehr beschwerlich, der Tag schrecklich heiß und Wasser nirgendwo zu finden. Ursprünglich schien beabsichtigt, auf der ersten Anhöhe zu campiren, doch rückte Obrist Phayre in Folge eines Mißverständnisses zu weit vor, bis in die unmittelbare Nähe von Fahla und in den Bereich der dort aufgepflanzten Geschütze.

Dieß gab die Veranlassung zum Kampfe. Theodor, welcher das Herannahen des Feindes genau beobachtet hatte, glaubte die Gelegenheit gekommen, ein gutes Stück Beute zu machen und den Muth seiner Truppen zu erhöhen. Daher eröffnete er fast unmittelbar, nachdem sich die Recognoscirungstruppe auf der Anhöhe gezeigt hatte, das Geschützfeuer von Fahla aus, und gleichzeitig machte eine große Schaar abyssinischer Truppen — die Schätzungen laufen weit auseinander, man spricht von 2000, Andere sagen 5000 — einen Ausfall. Es waren Fußgänger und Reiter, theils mit Musketen, theils mit Speeren bewaffnet. Alle Berichte stimmen darin überein, daß die Wilden den äußersten Muth zeigten, daß sie ihre Speere wohl zu handhaben verstanden, und die Reiter ihre Rosse mit großer Geschicklichkeit lenkten.

Mit lautem Freudenschrei empfingen die englischen Truppen den Feind, der, begleitet von den dumpftönenden Kanonenschüssen von Fahla und Islamgy her, auf sie eindrang. Sonderbarer Weise verfehlte aber die feindliche Kanonade ihre Wirkung vollkommen, und obwohl einzelne Kugeln, aus einer Zinn- und Eisencomposition angefertigt, sowie große Steine, die ebenfalls aus den Kanonen geschossen wurden, dicht über den Köpfen der Truppen hinwegsausten, waren sie doch sehr harmloser Natur. Von den Engländern verwundeten sie keinen Einzigen; von den eigenen Leuten dagegen tödteten sie mehrere. Theodor selbst war zur Beaufsichtigung der Geschütze zurückgeblieben, welche zu bedienen er die gefangenen Hände werker zwang. Der berühmte große Mörser, der ihm so ungeheure Mühe gemacht, sprang beim ersten Schusse. Inzwischen waren auf dem Schlachtfelde 7 Compagnien eingetroffen, welche sich eiligst in Schlachtordnung aufstellten und dem Feinde unter Beihülfe der Artillerie gehörig zusetzten. Bald war die Flucht der Abyssinier allgemein. Englischerseits wurde darauf die Bergbatterie in 3 Theile getheilt, 2 ihrer Geschütze wurden mit den Pionieren vorausgeschickt, 2 blieben im Centrum und 2 auf dem rechten Flügel. Die Punjabee's, müde, Pulver und Blei unnöthiger Weise zu vergeuden, stachen den Feind mit ihren Bajonetten nieder. Während dieser ganzen Zeit stürzte der Regen in Strömen auf die Kämpfenden und nun begann es dunkel zu werden. Gerade hatte General Schneider eine Flankenbewegung commandirt, um so fast die ganze feindliche Armee vom Rückzuge abzuschneiden, als eine Ordre Sir Robert Napiers eintraf, die Verfolgung nicht zu weit fortzusetzen, noch auch Munition zu vergeuden.

Das Ganze ist kaum eine Schlacht zu nennen, es war eine große Metzelei. Ueber 500 Abyssinier blieben todt auf dem Platze und wenigstens dreimal mehr wurden verwundet, während auf englischer Seite kein Todter und nur 19 Verwundete, darunter ein Offizier, waren. Unter den Gefallenen befand sich auch der Oberbefehlshaber der abyssinischen Truppen und der König gestand — wie sich später ergab — den Gefangenen ein, daß er seine halbe Armee verloren habe. Wenn dieß auch numerisch nicht ganz richtig ist, in der Wirklichkeit überstieg der Verlust die Hälfte seiner Streitmacht; denn, obwohl von den Geflohenen während der Nacht Viele wiederum in sein Lager zurückkehrten, um nicht den Wolla Gallas in die Hände zu fallen, waren es doch die Muthigsten von seinen Truppen, die im Kampfe ausgehalten hatten und gefallen waren.

Der Anblick des Arogythales am nächsten Morgen war ein schrecklicher. Ueberall fiel das Auge auf jene grausigen Scenen, wie sie ein Schlachtfeld immer darbietet, und wie sie die Schlacht vom Charfreitage insbesondere darbot. Unter den Haufen von Leichen zeichneten sich die des Oberbefehlshabers durch das Hemd des Kaisers aus. Diese Auszeichnung machte ihn zum Zielpunkte manchen Schusses, indem man glaubte, es sei Theodor selbst. Um ihn lagen sieben Häuptlinge, die den Versuch, wenigstens seinen Leichnam den Händen der Feinde zu entreißen, mit dem Tode büßen mußten.

Das neue Snidergewehr hat sich in der Schlacht von Arogy — darin stimmen alle Mittheilungen überein — gut bewährt. Unaufhörlich folgte Schuß auf Schuß und, wie ein Correspondent sagt, der Feind fiel vor ihnen wie das Gras vor der Sichel.

Die Nacht nach dem Kampfe, die doch eigentlich den Truppen Erholung und Rast hätte bringen sollen, bot beiden Brigaden, namentlich aber der ersten, manche Beschwerden. Nachdem die Truppen des Morgens um 4 Uhr ein Stück Brod und eine Tasse Thee verzehrt hatten — Manche hatten den ganzen Tag noch gar nichts gegessen —, nachdem sie einen weiten Marsch zurückgelegt und hart gefochten, mußten sie sich ohne Abendessen, und, was fast noch schlimmer war, ohne jede Bedeckung zur Ruhe begeben. Auf einen nassen Tag folgte eine kalte Nacht. Der Durst war bei einigen Leuten so schrecklich, daß sie an den kalten, feuchten Steinen ihre Zungen zu kühlen versuchten. Feuer, um die durchfrorenen Glieder zu wärmen, durfte auch nicht angezündet werden, denn man fürchtete einen nächtlichen Ausfall des Feindes, eine Furcht, die durch das lebhafte Treiben auf der Anhöhe nicht eben verscheucht wurde. Bei Tagesdämmerung war Jedermann auf den Beinen, die zweite Brigade war inzwischen herangekommen und Befehl eingetroffen, sich zum Sturme bereit zu halten. Doch sollte es sobald noch nicht zum Angriffe auf die Festung selbst kommen.

Theodor hatte gesehen, wie seine tapfersten Truppen von den Händen einer bedeutend geringeren Zahl fielen und wie seine Geschütze diesen Fremden nicht den geringsten Schaden zuzufügen vermochten. Er sah wie das Zutrauen des Restes der Krieger in ihn gewichen, wie sein Prestige geschwunden sei. Daher dachte er die für ihn günstigsten Bedingungen zu erzielen. Mit Geschenken an Ochsen und Schafen schickte er zwei Parlamentäre ins feindliche Lager, die dem Höchstcommandirenden die Auslieferung sämmtlicher Gefangenen anbieten sollten, falls dieser sich dazu verstände, ihm bei der Wiedereroberung seines Reiches behülflich zu sein. Laute Freudenrufe schallten durch die Reihen der Engländer, als sie am Vormittage des 12. April eine kleine Anzahl Leute der Höhe von Magdala herabsteigen sahen, unter denen eine britische Uniform und eine Friedensflagge sich unterscheiden ließen. Es waren zwei Häuptlinge von Magdala nebst Flad und Lieutenant Prideaux, denen die Unterhandlung übertragen worden. Gegen Mittag kehrten sie mit der Antwort zurück, daß Theodor die Gefangenen bedingungslos ausliefern, und sich selbst der Königin Victoria unterwerfen müsse. Noch einmal sandte Theodor die Parlamentäre ins Lager, doch Sir Rob. Napier gab ihnen dieselbe Antwort, und traurig waren sie im Begriffe, in die Gefangenschaft zurückzukehren, als sie auf dem Wege Capitän Cameron, Herrn Rassam und alle Anderen, mit Ausnahme des Herrn Flad und einigen der Handwerkerfamilien, antrafen. Am nächsten Morgen wurden alle übrigen Gefangenen, der Franzose Bardel, den man für den schlechten Rathgeber Theodors hält, ausgenommen, freigelassen. Bardel fanden die Truppen später, bei der Einnahme von Islamgy hinter einem Felsen liegend, sterbend vor Hunger und Fieber. Theodor hatte ihn aus Magdala hinausgejagt. Er wurde ins Feldlazareth gebracht. Die Gefangenen waren alle von gutem Aussehen, nur Capitän Cameron's Gesundheit scheint während der Gefangenschaft stark gelitten zu haben.

Am nächsten Morgen ward ein Ultimatum nach Magdala gesandt, welches Uebergabe auf Gnade oder Ungnade forderte. Da auch auf dieses hin Theodor die Festung nicht auslieferte, wurde die Erstürmung beschlossen und, wie gemeldet, am Ostermontage zur Befriedigung der ganzen civilisirten Welt ausgeführt.

Magdala, wenn auch von Gobazye (der, nebenbei bemerkt, den Engländern nicht den geringsten Dienst erwiesen, sich nicht einmal sehen gelassen hat) in seiner früheren Gestalt verschmäht, reizte, selbst nachdem es nur noch ein ödes Gestein war, noch zum Besitz. Zwei einander feindliche Königinnen kamen ins englische Lager geritten, voll von Hoffnungen, es zu erlangen: die Eine, Workeit, Schwester des verstorbenen Königs der Gallas, Amada Beschir, die ihr Reich ungerne an ihre großjährig gewordene Nichte abtrat; die Andere, eine Tochter Amada Beschir's, ließ es nicht bei Worten allein bewenden; sobald die englischen Truppen den Rückzug angetreten hatten, nahm sie mit einer Abtheilung Infanterie und Kavallerie den Platz in Besitz.

Die Vorhut begann den Rückmarsch am 17., das Hauptquartier folgte am 18. April. Die Gefangenen waren um diese Zeit schon eine gute Strecke voraus; eine starke Escorte wurde ihnen zum Schutze bis Zula mitgegeben, doch verlautete, daß einige der Deutschen gesonnen waren, bleibenden Aufenthalt in Adowa zu nehmen.

Wie selbstverständlich, waren alle Leute begierig, die See zu erreichen, denn wenn auch keine Schlacht mehr zu erwarten stand, hatten sie doch noch manche Strapatze vor sich. Das Wetter, heiß und trocken am Vormittage, naß am Nachmittage und kalt in der Nacht, wenig Abwechslung in den Nahrungsmitteln, viel Fleisch, wenig Mehl, weder Rum, noch Thee, noch Zucker, noch Gemüse, schließlich der am meisten fühlbare Mangel an Wasser, machen auch den Rückzug nicht zu einer Vergnügungsreise.

Noch während der Anwesenheit der britischen Truppen in der Nähe von Magdala fingen die Wallo Gallas an, von der Furcht vor Theodor befreit, ihren Uebermuth an den armen Gefangenen auszulassen. Dieselben hatten nämlich am Fuße der Anhöhe von Magdala ihr Lager aufgeschlagen, um von dort allmälig in die Heimath zurückzukehren. Dieses Lager und die Züge der unglücklichen Heimkehrenden wurden von den spitzbübischen Gallas in großen Truppen umschwärmt. Sie raubten und plünderten Alles, trieben das Vieh hinweg, schleppten Weiber und Kinder in die Gefangenschaft und tödteten Jeden, der sich ihnen widersetzte. Selbst die englischen Maulthiere und Vorräthe waren vor ihnen nicht sicher, achtzehn Gallas wurden auf ihren Spitzbübereien erwischt und gefangen gehalten.

In welchem Maße jene Horden ihr Unwesen treiben werden, wenn die englischen Truppen abgezogen sind, ob sich die Zustände Abyssiniens nicht noch schlimmer gestalten, denn bei Lebzeiten Theodors, muß die Zukunft zeigen.

Mannichfaltigkeiten.

(Ebergenyi.) Die Wiener „N. Fr. Presse" berichtet: Julie Ebergenyi wird in den nächsten Tagen nach Neudorf, als dem Orte, wo sie ihre 20jährige Kerkerstrafe abbüßen soll, gebracht werden. Ihr Verhalten ist keineswegs ein reuevolles. Man erzählt sogar, daß sie wegen einzelner Vorfälle, durch welche sie eine besondere Vorliebe für männliche Schicksalsgenossen an den Tag legte, mehrfache Disciplinarstrafen, als die Einsperrung in einsamer, dunkler Zelle, hartes Lager u. s. w., wider sich heraufbeschwor.

(Ein Gefangener in den Lüften.) In Paris ist jetzt das Tagesgespräch der gefesselte Luftballon, le ballon captif, wie man ihn nennt. Während der letzten Wochen der Ausstellung hatte man bereits verschiedene interessante Versuche mit diesem Ballon angestellt, die jedoch wegen der eintretenden ungünstigen Herbstwitterung unterbrochen werden mußten; in diesem Jahre ist nun der Ballon mit seinem endlosen Kabel, mit seiner Dampfmaschine und dem ganzen Apparat, der zu seiner Benutzung nöthig ist, im Hippodrom aufgestellt worden. Man bedarf zu dieser Luftreise keinerlei Gepäck, da man nur eine Viertelstunde in den Lüften bleibt, sogar

der Regenschirm ist überflüssig, denn der Ballon deckt den Nachen, in welchem die Passagiere Platz nehmen, vollkommen. Dieser Ballon erhebt sich zu der ziemlich ansehnlichen Höhe von 300 Meter und ist an einem starken Kabel oder Ankertaue befestigt, das sich um einen Wellbaum dreht, der durch Dampfkraft in Bewegung gesetzt wird. Das Auf- und Niedersteigen dauert etwa eine und eine halbe Minute; 14 Personen auf einmal können in dem bequemen und eleganten Nachen, der am Ballon befestigt ist, die Luftfahrt unternehmen. Der bekannte Luftschiffer Godard leitet alle diese Fahrten und ist zu allen möglichen Erklärungen und Aufklärungen auf das Liebenswürdigste erbötig. Sonderbarerweise scheinen ganz besonders Damen an diesen modernen Luftfahrten großes Wohlgefallen zu finden; der Nachen ist in der Regel zum größern Theile vom schönen Geschlechte besetzt. Ich selbst, schreibt ein Correspondent des „Dresd. Journ.", habe bereits diese Luftfahrt mehrmals unternommen; die Sache kam mir sehr amüsant vor; das Aufsteigen namentlich erregt ein ganz unbeschreiblich angenehmes Gefühl von Leichtigkeit, Freiheit und Wohlbehagen — einem Vogel mag etwa also zu Muthe sein, wenn er seinen Flug nimmt; zu seinen Füßen hat man natürlich ein wundervolles Panorama — ganz Paris. Jedenfalls ist die Anwendung des ballon captif nicht ohne Bedeutung, vielleicht ist es der Ausgangspunkt für die menschliche Intelligenz, um zur Herrschaft der Lüfte zu gelangen; der erste Schritt wäre also gethan und dieser erste Schritt kostet — 10 Frans . . . der Eingangszoll, den man entrichten muß, wenn man die Luftfahrt unternehmen will.

(Die Maikäfer) verfolgt man jetzt nicht bloß des Schadens wegen, den sie anrichten, sondern um Nutzen aus ihnen zu ziehen. Ein Berliner Naturforscher sagt darüber: „In neuester Zeit bereitet man aus Maikäfern eine Suppe, welche für entkräftete Kranke von großem Werthe sein, krebsähnlich schmecken und sehr angenehm duften soll. Sodann werden die Maikäfer zur Mast für Schweine, Hühner und Enten und zur Bereitung eines vorzüglichen Düngers benutzt. Massenhaften Gebrauch macht man von ihnen zur Gewinnung von Wagenschmiere, Brennöl und Farbe."

Correspondenzen.

Wien, 18. Mai.

Mit Spannung sah der intelligente Theil der Wiener Bevölkerung der Aufführung von Scholz' „Maske für Maske" entgegen, einem Schauspiele, dem durch den günstigen Erfolg an anderen deutschen Bühnen, an denen es zur Aufführung gelangt war, der beste Ruf voranging. Es konnte nicht Wunder nehmen, daß das Publikum den ersten Scenen mit einer gewissen Voreingenommenheit folgte, denn der Pessimismus ist die Lieblingsrichtung der Wiener, die sie in politischer wie in künstlerischer Beziehung einschlagen. In das Burgtheater läßt sich der mit einem strengen ästhetischen Gewissen behaftete Wiener keine Contrebande einschmuggeln, durch erbarmungsloses Schweigen wird sie gerichtet und diese Todtenstille ist dann auch der Tod des betreffenden Stückes, von dem es kein Auferstehen mehr gibt. Finden aber die Richter ein wahres Talent, ein Stück, das vielleicht noch nicht in allen Theilen gelungen ist, aber in der Anlage sittlichen Ernst, in der Durchführung einen consequenten Charakter, in der Sprache Bildung und Schwung, in der Zeichnung der einzelnen Figuren Lebenskenntniß und humoristischen Geist bekundet, da klatschen die Zuhörer und Zuschauer freudig in die Hände und der Dichter heimst sich die wohlverdienten Lorbeeren ein oder der Regisseur erscheint in Abwesenheit des Autors im feierlichen Festgewande und dankt im Namen des Dichters. In dieser angenehmen Lage war auch am Sonnabend der diensthabende Regisseur des Hofburgtheaters, Herr Netlich, der vom zweiten Acte angefangen nach jedem Acte erscheinen mußte — stürmisch gerufen — um im Namen des Dichters für die überaus günstige Aufnahme der Novität zu danken. Ich beschränke mich in diesen flüchtig hingeworfenen Zeilen nur über den äußeren Erfolg und über die Darstellung zu berichten. Den Werth des Stückes haben diese Blätter bereits genügend gewürdigt, auch über den Inhalt wurde bereits in eingehender Weise gesprochen und ich kann dem nur hinzufügen, daß man es in der That mit dem vielversprechenden dramatischen Erzeugnisse eines hochbegabten Talentes zu thun hat, das auf dieser Bahn weiter schreiten und sich zu noch glänzenderen, weihevolleren Leistungen auf dem Gebiete des Schauspiels emporschwingen möge. Einen wesentlichen Antheil an der günstigen Aufnahme der Novität hatte die Darstellung, obgleich zweijährige Entfernung vom Schauplatze ehemaligen Wirkens den Autor zu einem kleinen Fehlgriffe verleitet hatte, indem er die Rolle der Heldin des Stückes, der Anna Gyllensterna, der Frau Gabillon zutheilte. Frau Gabillon ist seit dem Engagement der Fräulein Wolter für tragische Rollen von diesem Gebiete abgegangen und hat sich mehr dem Conversationsstücke zugewandt, in welchem diese graziöse und mit feinem Verständnisse spielende Künstlerin verdiente Triumphe gefeiert hat. Die genannte Schauspielerin führte ihre Rolle mit großer Virtuosität durch und suchte den Mangel an physischer Kraft durch ein fein pointirtes Spiel zu verdecken, was der Darstellerin auch vollkommen gelang, namentlich in der Erzählung des Märchens, die eine meisterhafte war und der rhetorischen Künstlerin nach jedem Absatze der Erzählung den rauschendsten Beifall eintrug. Den Titelhelden gab Herr Sonnenthal, dessen romantisches Wesen für den König von Schweden, der solch ein abenteuerliches Vorleben führte, vollkommen paßt. Charakteristisch in Maske und Haltung, adelig in seinem Benehmen, bot dieser gleichfalls mit großem Beifall bedachte Künstler ein harmonisches und treffendes Bild des Helden dieses interessanten Schauspieles. In den episodisch gezeichneten Figuren der Friederika Gyllensterna und des Hans von Boode excellirten Frau Schellberger-Hartmann und Herr Baumeister, deren humoristisches Darstellungstalent in der glänzendsten Weise zur Geltung kam. Die Herren Gabillon (Graf Nist) und die mit kleineren Rollen bedachten Kräfte gingen gleichfalls mit Eifer und Liebe an die Sache und trugen zum Gelingen des Ganzen bei. Die Direction des Burgtheaters hatte auf die Ausstattung des Stückes große Sorgfalt verwendet, die Costüme waren prachtvoll und historisch treu. Das Herz und Geist anregende Stück wird wohl vielfache Aufführungen erleben und seinen Weg über alle Bühnen Deutschlands machen. S. Wallerstein.

Literatur-Notizen.

„**Briefe über Frh. v. Kettelers neueste Schrift**" ꝛc. von Pfnor (Darmstadt, Diehl). Wiederum eine Schrift gegen den vielgenannten Friedensprediger, dessen Genossen im Grunde durch ihre officielle Anerkennung der berüchtigten Moraltheologie von Gury (datirt Mainz, den 29. April d. J.) das Ansehen der Kirche tiefer erschüttern, als ihre Gegner dieß vermögen. Ein besserer Katholik, als diese Verblendeten, hat in einer Schrift: „Der heilige Rock" (Leipzig, Wiegand), die „Partei oder Bande, welche mit frecher Stirn die Geschichte fälscht" in scharfen Zügen gezeichnet. Zur Geschichte und Kritik des gegenwärtigen Protestantismus gehören die Schriften: „Die kirchlichen Nothstände unserer Zeit" ꝛc. von Ethinos (Altona, Voges); und „Die neuen evangelischen Landestheile Preußens und der Union) (Berlin, Nauh). Den sittlichen Gehalt des Mosaismus und seiner Bekenner bespricht Orenstein in seiner „Umschau im Judenthume" (Prag, Selbstverlag).

„**Vorwärts!**" Magazin für Kaufleute, herausgegeben von Amthor (Leipzig, Rübling). Der neunzehnte Band enthält unter verschiedenem Anderen Aufsätze über die Buchführung, die vereideten Makler, die Bezahlung der Bediensteten, Wucher und Schuldhaft, Zurückweisung mangelhafter Waaren, moderne Verkehrsmittel, internationale Münzeinigung, Hypothekenversicherung, Accise und Tabakssteuer in Preußen, Einfluß des Krieges von 1866 auf Eisenbahneinnahmen, Stahlfedernfabrikation, Lebensversicherungen; Viel zur Statistik und Geschichte der Volkswirthschaft und des Handels-Verkehrs im Inland und Ausland; eine große Zahl einzelner Neuigkeiten und Bemerkungen.

„**Irad und Zilla**", von F. Büttner (Pirna, Diller) ist ein schwungvolles tragisches Epos aus der Zeit vor aller Zeit, aus der Geister- und Menschengeschichte vor der großen Fluth.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 23. Mai: **Dorf und Stadt**, Schauspiel in zwei Abtheilungen und 5 Acten, mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Charlotte Birch-Pfeiffer.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 168.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 144. Sonntag, den 24. Mai 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

„Die Gräfin", hob Mildner wieder an, „ist sehr reich, sie sieht viel vornehme Gesellschaft bei sich und dabei ist sie eine gute Frau, die keine Umstände macht, und mit der Du, Luciane, bald auf dem besten Fuße stehen wirst. Sie wird Dir das Leben angenehm machen, dafür bürge ich Dir, denn es ist mehr als ein Grund dazu vorhanden. Du wirst in dem Schlosse gehalten werden, wie ihre Tochter, wirst immer im Staate gehen, wirst bedient werden, von einem Feste zum andern eilen, kurz, Du wirst glücklich sein. Du mußt Dich nicht fürchten, Luciane. Du wirst bald das peinliche Verhältniß vergessen, in dem Du bisher gelebt hast, sobald Du weißt, wie leicht und herrlich das Leben unter diesen Leuten ist. Und eines Tages wird die Gräfin, um Dich fest an dieses angenehme Leben zu ketten, Dich mit irgend einem Edelmann aus ihrer Verwandtschaft verheirathen."

Während Mildner sprach, begannen des armen Kindes Thränen zu fließen.

Sie unterbrach ihn schluchzend:

„Vetter, ich weiß nicht, was Ihr gegen mich habt. . . . Vor zwei Monaten habt Ihr uns so barsch verlassen, als ob Ihr Ursache gehabt hättet, mit Jemand unzufrieden zu sein; heute kommt Ihr ganz zornig wieder und richtet mit einer gütigen Miene grausame Worte an mich. Es ist allerdings wahr, daß während Eurer Abwesenheit Ihro Gnaden die Frau Gräfin etwas sehr Unerwartetes gewollt hat, das ist aber nicht meine Schuld, ich habe gewiß nichts Unerlaubtes gethan. . . . Niemand hat etwas zu mir gesagt, das geeignet wäre, mir das Gewissen zu beschweren. Wenn ich einen Augenblick von dem geträumt habe, was Ihr sagtet, so ist es mir doch nie in den Sinn gekommen, mich je von Euch zu trennen."

„Das ist jedoch unerläßlich."

„Aber Ihr habt mich doch erzogen", sprach sie angsthaft, „Ihr seid meine Wohlthäter geworden, ohne daß mein Vater das von Euch verlangt hat, und mein Vater sowohl, wie meine Mutter, fürchteten diese Fremden für mich. Mein Gott, ich weiß nicht, was ich sagen soll, aber ich fühle mich hier durch Etwas zurückgehalten, das ich nicht erklären kann. Ist es die Aufrichtigkeit des Pfarrers, ist es die Ehrbarkeit Eurer Mutter, ist es — ist es meine Kindheit, die ich unter Euch verlebt habe? ist es der Johanneshof, oder das Dorf, oder die Stimme der Felder? Ich weiß es nicht."

„Aber es ist doch Etwas in dem Schlosse, das Dich anzieht?"

„Nein, nicht in diesem Augenblick, nicht wenn Ihr da seid, wenn Ihr mit mir sprecht. — Und doch seid Ihr so streng gegen mich, Ihr habt mir nie Freundschaft bezeigt, und ich weiß auch nicht, ob ich viel Freundschaft für Euch empfinde. Aber es däucht mich, als ob Ihr größer, stärker als alle Andern wäret, und als ob Ihr mich ermuthigtet. O, verzeiht mir, Vetter, daß ich mir so viel Freiheit gegen Euch herausnehme."

„Sprich nur frei heraus", sagte Mildner mit einem peinlichen Lächeln, indem er seine Mutter und den Pfarrer ansah, als ob er sagen wollte: Ihr seht es ja!

Aber die Eine und der Andere machten große Augen und schienen sehr erstaunt über seine Naivität.

„Wohlan", sagte Luciane mit dem starren Blick der Leute, die eine scharfe Frage an sich selbst richten, „wohlan, es scheint mir jetzt, daß ich klar in mir selber sehe. Was ich in Eurer Abwesenheit dachte, war das Böse; was mich hier festkettet, ist das Gute; und wenn ich in das Schloß ginge, so müßte ich schon nach Verlauf eines Tages hierher zurückkehren, als ob Gott selber seinen Wohnsitz hier aufgeschlagen hätte."

„Das ist Kinderei und ein Irrthum. Glaubst Du denn, daß es nicht viele Leute in der Welt gibt, die rein bleiben, obgleich sie ein lustiges Leben zu führen scheinen?"

„Diese sind stark, oder wenn sie schwach sind, wie ich, so stützen sie sich auf Jemand, wie ich es unbewußt that."

„Du wirst uns von Zeit zu Zeit besuchen, Luciane; wirst in einer Equipage angefahren kommen."

„O schweigt, Vetter, schweigt aus Mitleid. Ihr seid es nicht, der so zu mir spricht. Eure Reden sollten mich aufrecht halten, und sie thun mir unaussprechlich weh, sie tödten mich. Mein Gott, ich muß schwer gesündigt haben, da ich so hart bestraft werde. . . . O, verzeiht mir! Nein, nein, jagt mich nicht fort, liefert mich nicht aus."

Und Luciane that einen Schritt auf Mildner zu, und hob die gefalteten Hände zu ihm auf.

Aber der unerbittliche junge Mann sagte kalt:

„Was willst Du, daß wir thun sollen? Es handelt sich nicht darum, zwischen dem Guten und dem Bösen zu wählen, sondern es handelt sich darum, der Gräfin zu gehorchen."

„Wie, gibt es gar kein Mittel zum Widerstande?"

Dieser Aufschrei Lucianens drückte einen für den Augenblick so aufrichtigen Wunsch aus, daß Mildner entwaffnet zu sein schien. Die Aufregung, die er nach und nach niedergekämpft hatte, bemächtigte sich seiner neuerdings; er erwiderte mit Anstrengung:

„Es gibt eins — aber es gibt auch nur dieses einzige."

„Es gibt eins, das ist genug", rief sie lebhaft. „Welches ist dieses Mittel?"

Sie wartete angsthaft auf die Antwort.

„Du mußt Dich verheirathen", sagte Mildner.

Bei dieser Erklärung, die eben so unerwartet kam, wie die erste, schlug sich der Pfarrer vor die Stirne.

„O, was war ich für ein großer Esel!“ rief er. „Das heiße ich gut manövrirt; das ist ein prächtiger Angriffspunkt.“

Aber Luciane hörte und errieth nichts. Sie wich zurück, und sich wieder auf den Stuhl lehnend, den sie verlassen hatte, rief sie erschreckter als je:

„Mich verheirathen?“

„Ja, und ohne zu zögern.“

„Lieber Gott, was sagt Ihr mir da? — — Das ist ja nicht möglich. — — Ich kenne Niemand — Niemand. — — Mit wem meint Ihr denn, daß ich mich verheirathen soll?“

Mildner ging langsam auf sie zu, sah sie fest an und sagte:

„Mit mir, Luciane.“

Dießmal schien die Pächterin zufriedengestellt und der Geistliche triumphirte; aber für Luciane war die Ueberraschung zu stark. Sie erbleichte, ihre Augen schlossen sich und ihr Kopf beugte sich unter Mildners Blick.

Die eine Hand auf die Brust legend, sank sie auf einen hinter ihr stehenden Stuhl, indem sie stammelte:

„Euch! — — Euch!“

Mildner schüttelte den Kopf, und sich nach seiner Mutter und dem Pfarrer umwendend, sagte er mit finsterer Miene:

„Ich wußte es wohl. Nun ist sie ganz bestürzt; reden wir nicht mehr davon.“

(Fortsetzung folgt.)

Schwarzwald-Lieder.

Von Ludwig Auerbach in Pforzheim.

III.

Wie's nun Abend wird!

Wie's nun Abend wird! — die letzten Gluthen
Blitzen um des Berges Silberschnee,
Suchen sich ein Grab im tiefen See,
In den Wellen dämmernd zu verbluthen.

Wie's nun Abend wird! — die Vöglein schlagen
Träumerisch ihr traulich Abendlied
Und die Winde tragen's durch das Ried,
Allen Blumen: „Gute Nacht!“ zu sagen.

Wie's nun Abend wird! — die Glocken singen,
Engel Gottes nah'n im Glockenton
Unsichtbar dem müden Erdensohne
Der Verheißung Friedensgruß zu bringen.

Wie's nun Abend wird! — aus Wolkenthoren
Tritt des Mondes helle Silberpracht,
Die nun aufblüht, da in Schattennacht
Sich des Tages Schimmer bleich verloren.

Wie's nun Abend wird! — die Straßen dunkeln
Und ihr Brausen stirbt. Im Wiederhall
Brunnenrauschen — eine Nachtigall —
Stummberedt die Sterne niederfunkeln.

Tiefer sinkt der Abend! — leise, leise
Weht auch Dir der Ruhe Palme zu
Und im Nachthauch hörst die Stimme Du:
„Frieden, Frieden unter'm Sternenkreise!“

Die Milchnoth.

Jahr aus Jahr ein ertönen in den größeren Städten die Klagen über mangelhafte Zufuhr und schlechte Qualität der Milch. Die Klagen der Hausfrauen, daß die Milch für Kaffee oder zu Speisenbereitungen in Folge ihrer mannichfachen Zusätze von Seife, Mehl, Kreide, Potasche, Borax ꝛc. unbrauchbar sei, verhallen nicht, und in schauerlichem Chor schließen sich ihnen die Klagen der Aerzte an, dahin lautend, daß die zum Verkauf gelangende Milch weder für die Ernährung von Kindern überhaupt tauge, noch als stärkendes Mittel für Kranke verwendbar sei. Selbst im Sommer, wo doch auf dem Lande die Nahrung für die Kühe in Ueberfluß vorhanden ist, die Milchbildung bei den Thieren reichlicher vor sich geht und die Qualität der Milch ursprünglich eine bedeutend bessere ist, verstummen die Klagen über schlechte Milch nicht. Namentlich in Seestädten trat der Milchmangel empfindlich zu Tage. In den letzteren muß man insbesondere bemüht sein, die Milch, die durch kein anderes Lebensmittel völlig ersetzt werden kann, in solcher Weise und in solchen Mengen zu beschaffen, daß man sie für weite Reisen verwenden könne. Und wieder waren es wie bei so vielen anderen Erfindungen der Neuzeit die Amerikaner, welche auf ein höchst einfaches Mittel verfielen. Die Natur producirt Milch in enormen Quantitäten, in Europa erzeugen besonders die Alpenländer eben so gute als reichliche Milch. Es handelt sich nur darum, dieser eine solche Eigenschaft zu geben, daß sie dauerbar und transportfähig werde. Und dieß gelang so vollständig, daß die ersten Autoritäten unter den Chemikern, Freiherr v. Liebig in München, Professor Bock in Leipzig, Jacquemin in Straßburg, Dr. Werner in Breslau und Eichhorn in Berlin, dem gewonnenen Producte in jeder Beziehung das beste Zeugniß geben. Amerikaner und Engländer haben nämlich zuerst in Cham (Schweiz) eine Fabrik errichtet, in welcher frische, reine Alpenmilch zu einem dichten Brei eingedickt (condensirt), mit Zucker versetzt, in Blechbüchsen gepreßt, in diesen luftdicht verschlossen wird, so daß sie vollkommen geeignet ist, jahrelang frisch zu bleiben und jederzeit durch Verdünnung mit Wasser in beliebig starke oder schwache Milch verwandelt zu werden. Eine vierfache bis sechsfache Verdünnung gibt noch immer eine vorzügliche Milch, und bis zur zehnfachen Verdünnung wird man mit dem Galaktometer noch nicht in Conflict kommen, wobei man überdieß den Vortheil hat, daß man gewiß ist, reine, ächte unverfälschte Milch zu trinken.

Nach dieser anglo-amerikanischen Fabrik hat sich eine Gesellschaft deutscher und schweizerischer Männer gebildet in einem anderen Orte des schweizerischen Alpenlandes, in dem schönen und gewerbfleißigen Vevey und in dem an dem bayerischen Hochgebirge liegenden Kempten, um Fabriken zur Erzeugung „condensirter Alpenmilch“ zu gründen, und diese haben jetzt vollauf zu thun, um dem mächtigen Andringen von nach ächtem Getränke lechzenden Groß- und Kleinstädtern aller Theile Europas gerecht zu werden. Die genannten Capacitäten haben auch die condensirte Milch aus den Fabriken dieser Gesellschaft analysirt und sie in wissenschaftlichen Kreisen und öffentlich (siehe Gartenlaube Nr. 12, Fol. 187 vom Jahre 1868) angelegentlichst empfohlen. Namentlich ist der Bericht des Professor Liebig in München vom April 1867 bemerkenswerth und gewiß geeignet, in Jedermann Vertrauen zu erwecken, der in die Lage kommt, sich dieses ausgezeichneten Productes zu bedienen. Diese condensirte Milch wird täglich in der oben angegebenen Weise frisch erzeugt.*)

*) Wir hatten vor einiger Zeit Gelegenheit, das Fabrikat der Chamer Fabrik, welches hier in der Adlerapotheke (Döngesgasse) zu haben ist, selbst zu kosten und können das oben darüber Mitgetheilte somit aus eigener Erfahrung bestätigen. Die Milch schmeckt im nichtverdünnten

Auf diese Art kann condensirte Milch alle Wechsel der Temperatur und des Klimas jahrelang ertragen und weder die tropische Hitze in den Ländern unter dem Aequator, noch die grimmigste Kälte in den nördlichsten Gegenden wird eine Veränderung in der reinen Güte der Milch bewirken.

Mit diesem Erzeugniß wäre also die Milchfrage gelöst, und mit diesem Product hat die Milchnoth ihr Ende erreicht, wenn sich das Publikum demselben in dem Maße zuwendet, wie es die condensirte Milch verdient. Den gewissenlosen Milchlieferanten ist damit das Handwerk gelegt; die Sonnenhitze kann diese Milch nicht gerinnen machen und unsere Aerzte werden getrost neben Fleisch-Extract diese Milch den Kindern zu trinken geben, in welcher kein Anis- oder Kandiszuckerwasserzuguß nöthig ist, da die Milch, auf das Zehnfache verdünnt, noch immer ein gesundes und nahrhaftes Getränk, weil ächt und rein, gewiß aber ein besseres als unsere „abgeblasene Kochmilch" gibt.

Für Spitäler und Versorgungshäuser, für Kasernen und für Erziehungshäuser, überhaupt in allen Anstalten, in denen es sich darum handelt, eine große Anzahl von Personen in sicherer, verläßlicher, gesunder und hinreichender Weise mit Proviant zu versehen, daher auch überhaupt auf Schiffen leistet condensirte Milch Alles, was Arzt und Proviantmeister nur verlangen können.

Wie daher den Reisenden für See- und Landreisen die Versorgung mit diesem gemeinnützlichen und nothwendigen Nahrungsmittel, dem ärztlichen Personal als Medikament bestens empfohlen werden kann, erfüllt es auch den Zweck, auf Vergnügungspartien, selbst bei Spaziergängen mit Kindern, als Erfrischungstrank zu dienen; wo nur Wasser ist, kann man sich das lieblichste Getränk bereiten, wenn man sich mit einer Büchse condensirter Milch versehen hat.

Zustände wie die reinste und süßeste Sahne, ohne jeden fremden Beigeschmack und ist zur Ernährung der Kinder, auf Reisen u. s. w. jedenfalls zu empfehlen. Nach einer Notiz des „Berner Bund" wurde eine Büchse aus der Fabrik zu Vevey auf der Reise nach Brasilien am 27. September v. J. unter dem 24 Grade südl. Breite und eine andere am 8. October geöffnet. Trotz der langen Seereise und der Passirung des Aequators hatte sich der Inhalt vollkommen gut erhalten, so daß das Kind, zu dessen Ernährung die Milch mitgenommen worden war, sich bei dem Genusse derselben sehr wohl befand. Die Broyer Fabrik, deren Etablissement für den Zollverein sich in Kempten (Bayern) befindet, hat die Generalagentur für ganz Europa den Herren B. Braff und P. Eckert, Praterstraße 14, in Wien übertragen. D. Red.

Aus Abyssinien.

Von Herrn Rassam liegt ein Brief vor (schreibt die „Engl. Corr."), der, vom 5. April datirt, uns einen interessanten Einblick in das Verhalten Theodors kurz vor der Schlacht am Charfreitage gestattet. Wir stellen daher das Wichtigste aus diesem Schreiben zusammen.

Als Theodor am 18. März den Baschilo überschritt, sandte er einen Brief an Herrn Rassam, in welchem er bedauerte, daß dieser in Fesseln gelegt worden sei. Es sei dieß ohne sein Wissen von den Behörden der Festung geschehen, und gleichzeitig habe er Befehl gegeben, ihn zu entfesseln.

Am 26. erreichte er Salamgy und am 27. Magdala. Tags zuvor hatte sich ein Häuptling mit Weib und Kind des Nachts aus der Festung geflüchtet. Zwei andere Häuptlinge wurden angeklagt, Menilek, den König von Schoa, eingeladen zu haben, die Festung in Besitz zu nehmen. Dieß Alles setzte Theodor so in Wuth, daß er zuerst beschloß, die alte Garnison aus der Festung zu entfernen und durch eine neue zu ersetzen; Tags darauf jedoch gab er Gegenordre und beschränkte sich darauf, den Commandanten seines Postens zu entsetzen und die Besatzung durch 1000 Mann zu verstärken. Inzwischen ließ er alle Gefangenen strenge bewachen, weil ihm zu Ohren gekommen war, daß einige derselben mit dem Herannahen der Engländer geprahlt hatten.

Am 29. schickte Theodor nach Herrn Rassam, den er in einem seidenen Zelte empfing. Die bis zu dem Augenblicke, wo Rassam eintrat, gezeigte Wuth verwandelte sich in freundliche Höflichkeit. Er theilte ihm mit, daß er ihn nur darum übel behandelt habe, weil er wünschte, die Engländer möchten gegen ihn zu Felde ziehen. Darauf drückte er den Wunsch aus, Rassam in seiner Uniform zu sehen. Ungefähr 400 Offiziere erwarteten ihn vor dem seidenen Zelte, in dessen Innerem sich Theodor mit den europäischen Handwerkern befand. Wiederum wurde Rassam mit der größten Freundschaft empfangen und dem königlichen Prinzen vorgestellt; darauf ließ Theodor dem Lieutenant Prideaux und Dr. Blanc die Fesseln abnehmen, unter der Bedingung, daß Rassam für ihr gutes Verhalten bürge, und schließlich wurden die Gefangenen nach dem Lager in Salamgy escortirt.

Am 2. April wurden Rassam, Prideaux und Blanc herbeigerufen, um die Ankunft des Riesenmörsers „Sebastopol" mit anzusehen und ihre Meinung über denselben abzugeben. Theodor selbst beaufsichtigte die Wegearbeiten und war von dem Erreichen seines sehnlichen Wunsches so erfreut und gut gelaunt, daß er auch den fünf anderen Gefangenen die Ketten abnehmen ließ.

Nachdem alle Kanonen und Mörser glücklich an Ort und Stelle angelangt waren, erkundigte sich Theodor bei Rassam aufs genaueste über die Zahl der gegen ihn ausgesandten englischen Truppen. Letzterer erwiderte, man spreche von 10,000, er glaube aber nicht, daß mehr denn 6000 bis Magdala kommen würden. Darauf hin setzte Se. abyssinische Majestät auseinander, wenn er noch so mächtig wäre, wie ehedem, hätte er die Engländer bei ihrer Landung erwartet und sie gefragt, was sie denn eigentlich wollten; aber jetzt habe er mit Ausnahme Magdalas das ganze Land verloren, und müsse sich damit begnügen, sie hier zu erwarten. Zur Feier der Ankunft der Riesenmörser ließ er Freudenschüsse abfeuern. Darauf wurden die drei Gefangenen wieder nach dem Lager von Salamgy gebracht, wo man sie nebst den ebenfalls dorthin escortirten übrigen europäischen und abyssinischen Gefangenen aufs strengste bewachte. Sie wurden stets in unmittelbarer Nähe des Königs gehalten, der schon am 7. durch sein Fernrohr kleinere Truppenabtheilungen den Baschilo überschreiten sah.

Mannichfaltigkeiten.

(Auch eine Bekehrung.) Im Londoner Unterhaus ist am 18. Mai eine Geschichte zur Sprache gekommen, die zu charakteristisch ist, als daß man sie unerwähnt lassen dürfte. Herr Taylor richtete nämlich an den Minister für Irland, Lord Mayo, die Anfrage, ob es seine Richtigkeit habe, daß im Mountjoy-Gefängnisse in Dublin ein Gefangener, der seines religiösen Bekenntnisses Unitarier, durch mehrtägigen Aufenthalt in der Strafzelle bei Wasser und Brod Seitens der Gefängnißbehörden gezwungen worden sei, die anglikanische, presbyterianische oder katholische Religion anzunehmen, worauf er sich schließlich zu der letzteren bekehrt habe. Der Minister erklärte darauf, es sei allerdings ein Fall vorgekommen, auf den die vorgebrachte Anfrage sich zu beziehen scheine, indessen datire die Geschichte von vor drei Jahren. Der Thatbestand sei

folgender gewesen: Am 31. Juli 1865 wurde ein Verbrecher, Namens John Brophy, auch Heide O'Leary genannt, in das obenerwähnte Gefängniß abgeliefert, der unter den reglementsmäßig zu registrirenden Personalangaben bezüglich seiner Religion die Erklärung abgab, er gehöre zu keiner und habe nie eine Kirche besucht; überhaupt sei er einfach Heide und wolle sich keinerlei religiöser Belehrung unterziehen lassen. Der Gefängnißverwalter, durch diese, der täglichen Routine zuwiderlaufende Aeußerung einigermaßen außer Fassung gebracht, consultirt den Director, und dieser, ein alter Soldat, zerhaut den gordischen Knoten einfach mit dem Schwerte. Für drei Bekenntnisse, das anglikanische, presbyterianische und katholische sind in dem Mountjoy-Gefängnisse Seelsorger angestellt, der Gefangene hat keine Religion, in den Registern befindet sich eine Rubrik mit der Ueberschrift „Confession“, dieselbe muß ausgefüllt werden. Die Lösung ist aber einfach. Der Gefangene erhält den kategorischen Befehl, sich zu einer der drei im Gefängniß vorgesehenen Confessionen zu entscheiden. Er weigert sich und wandert wegen Widersetzlichkeit auf drei Tage bei schmaler Kost in die Strafzelle. Aus der letzteren geht er auf vier Tage als Kranker in das Gefängnißlazareth und weigert sich auch dann noch, sich zum Christenthume zu bekennen. Kurz, es gehörten noch weitere drei Tage in der Strafzelle dazu, den modernen Heiden auf andere Gedanken zu bringen, worauf er dann endlich, durch die Argumente des Directors überzeugt, den katholischen Glauben annahm. Unter lautem Gelächter hörte das Unterhaus die Angaben des Staatssecretärs über diesen merkwürdigen Fall und vernahm am Schlusse mit Befriedigung, daß die Regierung, seit ihr dieser Fall zur Kenntniß gekommen, Berichte von den übrigen Gefängnißhäusern über das dort in ähnlichen Fällen übliche Verfahren verlangt habe und zu gelegener Zeit eine Instruction für die Zukunft vorlegen werde.

(Eine Rabenmutter.) Aus Neusalz a. O., 14. Mai, wird der „N. Pr. Ztg.“ geschrieben: Am gestrigen Tage wurde hier im Johanniterkrankenhause ein kleines verwachsenes Mädchen eingeliefert. In dem Nachbardorfe Heinzendorf fiel es seit längerer Zeit bei einem reichen Bauer der Magd auf, daß die Hausfrau nach der Essenszeit mit einem kleinen Theil davon ging. Einmal allein, spürte sie dem Gange nach, kam an ein Gewölbe und suchte sich den Eingang zu verschaffen, was ihr auch gelang. Zu ihrem Schreck fand sie hier eine Kiste, aus der ihr krähenähnliche Töne entgegenkamen. In dieser Kiste befand sich das obenerwähnte verwachsene Wesen. Es ist ein Mädchen, das mit dem dritten Jahre verschwand und nun seit 19 Jahren in die Vergessenheit gekommen ist. Wie das möglich ist, muß die bevorstehende Untersuchung ergeben. Die Mutter ist die Stiefmutter und muß im Einverständniß mit dem Vater gehandelt haben.

(Glänzendes Elend.) Die Wiener „Presse“ meldet: Es wurde kürzlich gemeldet, daß der k. k. österreichische Lieutenant Reichherzer, am Neubau wohnhaft, sich erschossen habe. Nachträglich verbreiteten sich Gerüchte, daß der unglückliche Offizier, dessen Gage für seine Existenz kaum ausreichte, förmlich Hungers gestorben sei. In der That wurde, wie die „Vorstadt-Zeitung“ erzählt, in dem Obductionsprotocoll, das bei der Secirung der Leiche des erschossenen Lieutenants Reichherzer aufgenommen worden, constatirt, daß Reichenherz durch mindestens 48 Stunden ohne alle Nahrung gewesen sein mußte. Bei dem Offizierscorps rief dieser Fall das größte Mitleid hervor und sämmtliche Offiziere der Brigade wohnten dem Leichenbegängnisse des Unglücklichen bei.

(Aus Liebe zum Handwerk.) Wiener Blätter berichten: Der 70jährige Scharfrichter Mathias Straßer, der im Jahre 1849 der Held des Arader Trauertages gewesen, hat sich am 16. Mai in Pest im Elisabeth-Spital selbst erhengt.

Frankfurt, 23. Mai.

Der k. k. österreichische Kammer- und Hofopernsänger Herr Gustav Walter eröffnete gestern als George Brown in Boieldieu's „Weißer Dame“ ein leider nur kurzes Gastspiel. Der hier noch von früher her in bestem Andenken stehende Sänger wurde von dem zahlreich versammelten Publikum sehr freundlich empfangen und im Verlaufe des Abends wiederholt durch Beifall und Hervorruf ausgezeichnet. Sein zweites Auftreten soll Montag in Mozart's „Zauberflöte“, das dritte Mittwoch in Meyerbeer's „Hugenotten“ stattfinden, ein viertes, zu welchem das aufzuführende Werk noch nicht endgültig bestimmt ist, wahrscheinlich nächsten Freitag. Es steht uns demnach eine Woche, reich an musikalischen Genüssen, in Aussicht.

△

Literatur-Notizen.

Von A. Bernstein's „**Naturwissenschaftlichen Volksbüchern**“ ist Band 10—13 erschienen, in denen das Leben der Pflanzen, der Thiere und der Menschen behandelt ist. Der Leser wird hier mit den wichtigsten Lehren der Physiologie und der Psychologie bekannt gemacht. Berthold Auerbach sagt in seinem neuesten Volkskalender über Bernstein's Werkchen, unser neuliches Urtheil bestätigend: „Seit Hebel's Darstellung des Weltgebäudes und anderen kleinen naturgeschichtlichen Aufsätzen des unübertroffenen rheinländischen Hausfreundes ist nichts in deutscher Sprache erschienen, was klarer, gesunder und anschaulicher die großen Eroberungen der Naturwissenschaft dem schlichten Verstande darlegt, als das oben genannte Buch.“

Preis-Concurrenz der „Victoria.“ Die Muster- und Mode-Zeitung „Victoria“ hat, nachdem ihre Preis-Concurrenz für weibliche Handarbeiten ihr Ende erreicht, neuerdings wiederum eine Preisconcurrenz für deutsche Schriftsteller eröffnet, und für die beste Erzählung ꝛc. eine Prämie von fünfzig Ducaten, für die zweitbeste eine Prämie von 25 Ducaten ausgesetzt. Concurrenz-Manuscripte werden bis zum 31. October dieses Jahres angenommen.

„**Kriegs und Revolutionsbilder**“ von Max Schlägel. Zweite vermehrte Auflage (St. Gallen, Scheitlin) sind tief empfundene und mit bald flammenden, bald düsteren Farben gemalte Bilder des Lebens und des Todes.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Ludwig Gebhardi in München: Partie an der Amper. — Georg van Haanen in Düsseldorf: Partieen an der Maas, Zwei Gemälde. — Franz Quaglio in München: Oesterreichische Lagerscene. — C. Gugel in München: Vorbereitung zum Bade. — Antonio Becker in Frankfurt: Försterfamilie. — A. Eymer in Frankfurt: Der Frankfurter Dom nach dem Brande. — Hugo Kauffmann in Cronberg: Genrebild. — Lorenz Maas in Frankfurt: Sonntagnachmittag. — Waldmüller † in Wien: Frühlingsscene.

Städel'sches Kunst-Institut.

Neu ausgestellt.

Oelgemälde: Genrebild von Professor Jacob Becker; Oelgemälde: Zwei Porträts von August Humbert. — Aus den Sammlungen des Instituts: Kupferstiche und Handzeichnungen: Frankfurter Gegenstände.

An den beiden Pfingstfeiertagen ist die Gallerie geschlossen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 24. Mai: **Tannhäuser** und: **Die Keilerei auf Wartburg**, große Zukunftsposse in 3 Acten von J. Nestroy. Musik von Karl Binder. (Abonnement-Vorstellung Nr. 169.)

Montag, den 25. Mai. Gastdarstellung des Kammersängers Herrn Walter vom k. k. Hofoperntheater in Wien: **Die Zauberflöte**, große Oper in 2 Acten von Schikaneder. Musik von W. A. Mozart. Sarastro: Herr Birkinger. Tamino: Herr Walter.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 145 und 146. Dienstag, den 26. Mai 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Sitz.

(Fortsetzung.)

Die letzten Worte Mildners riefen Lucianens Lebensgeister zurück, ihre Wangen färbten sich wieder, indem sie rief:

„O, irrt Euch nicht; was ich empfinde, ist nicht Das, was Ihr meint. Ich habe in Euch nie etwas Anderes gesehen, als einen Gebieter, einen Vormund. — — Vorhin noch wart Ihr so streng, und dann plötzlich . . ." Und sich mit einem schüchternen Lächeln unterbrechend, fügte sie hinzu: „Ihr flößt mir Respect ein, Vetter, aber ich habe keine Abneigung gegen Euch, und was Ihr verlangt, macht mir, ich versichere es Euch, große Freude . . ."

„Wie!" rief Mildner, der nun auch zu zittern begann, „wie glaubst Du, daß Du mich wirst lieben können — später — ein wenig — so wie man seinen Mann liebt?"

„Verlangt nur das Eine von mir, daß ich einwillige. Ich thue es von ganzem Herzen. Was soll ich Euch sonst noch sagen? Ich kann nichts in mir entwirren, außer daß ich ganz ruhig und ganz sicher bin. Warum doch habe ich gleichzeitig eine so große Erschütterung verspürt? Ich weiß es nicht. — Was ich für Euch fühle, ist etwas so Ernstes, daß damit plötzlich Heirathsgedanken zu verbinden über meine Kräfte ging. Vielleicht werdet Ihr, wenn Ihr mein Mann sein werdet, sanft und vertrauensvoll wie ein rechter Ehemann sein — — und dann — denn hier, mit Ausnahme meiner Mutter, hat mir nie Jemand ein liebkosendes Wort gesagt."

Augenblicklich streckte ihr Mildner, durch eine Bewegung, deren er nicht Herr war, beide Hände entgegen, und durch einen ähnlichen Trieb erhob sich Luciane und ging auf ihn zu, aber auf halbem Wege überkam sie die Scham, und so verbarg sie ihr mit Verwirrung übergossenes Gesicht an dem Busen der Pächterin.

Mildner ergriff den Arm des Geistlichen, und zog ihn in eine anstoßende Kammer, ohne zu wissen, wohin er ihn führte, um allein mit ihm zu sein.

„Freund, Freund, glaubt Ihr, daß sie mich lieben wird?" fragte er mit Ungestüm.

„Ob ich es glaube?" gegenfragte Hilgert. „Erinnere Dich, daß Du mir heute Morgen sagtest, daß Du sie gegen einen Vagabunden vertheidigt habest. Nun denn, an jenem Tage hielt sie sich für verpflichtet, mir den neuen, sonderbaren Eindruck mitzutheilen, den sie empfand, und jetzt sehe ich deutlich, daß es der Keim eines tiefen und mächtigen Gefühls war, welches zu entwickeln nur von Dir abhing."

Mildner ließ die Augen umherschweifen und verfiel in Träumerei, denn sie befanden sich in Lucianens Kammer, deren Wände freundlich angestrichen waren. Weiße Vorhänge hingen an den Fenstern, die Geräthe waren von eleganter Form. Eine Harfe und Blumen vervollständigten den Schmuck des kleinen Raumes.

Auf diese Gegenstände deutend, sagte Mildner mit einem tiefen Seufzer:

„Ja, ja, bei Lucianen ist ein anderes Gefühl bereits gänzlich entwickelt, es ist der Durst der menschlichen Gedanken."

„Sappermacht, das ist ein Bischen mehr als erlaubt", sagte der Geistliche. „Gott hat uns die wahren Güter dieser Welt gegeben, um sie zu genießen, und wahr sind alle Güter, die man in seiner Gegenwart genießen kann. Du vergißt, daß wir sie hier das Studium, das Nachdenken und die Weisheit lieben gelehrt haben."

Und er zeigte auf den Arbeitstisch und die Bücher des jungen Mädchens.

„Ferner vergissest Du, daß Gott hier täglich ihr Gebet empfängt."

Und er deutete im Hintergrund des Zimmers auf einen Betpult von geschnitztem Eichenholz, über welchem sich ein silbernes Kruzifix erhob, wie man sie auf die Altäre zu stellen pflegt.

Der Gedankengang des jungen Mannes war indessen sanfter geworden.

„Ihr meint also, daß sie mich lieben wird, Hilgert? — Aber der Feind im Schlosse, den wir vor zwei Monaten noch nicht hatten, wird außer sich gerathen, denn das war erst der erste Angriff. Doch noch heute werde ich erfahren, woran ich bin."

Luciane war allein mit der Pächterin geblieben, und die Worte dieser Frau, die gewöhnlich kalt und schweigsam war, erweckten eine unbekannte Kraft in ihr.

„Nu, nu, Du bist ein braves Mädchen, ich wußte es wohl. Halte nur zu uns, wir werden Dich unterstützen. Du findest mich vielleicht ein wenig derb, aber wenn man die derben Leute für sich hat, so kann man ruhig schlafen, siehst Du; sie verstehen es, die Thüre zu behüten, und der Teufel macht sich nichts aus ihnen. Und meinen Buben findest Du streng, aber er ist es nicht. Er stellt sich nur so, besonders Dir gegenüber, denn es ist schon lange her, daß er Dich gerne hat, aber er wollte es Dir nicht zeigen. Und weil er es Dir einmal unwillkürlich gezeigt hat, so ist er davongelaufen, und hat sich seit zwei Monaten nicht bei uns sehen lassen. Er ist nun einmal so, siehst Du. Er besitzt einen kranken und stolzen Geist, der Alles verbirgt, was Gutes in ihm ist. Nu, ich hätte Dich schon lange gern als meine Schwiegertochter angesehen, denn Du bist die Frau, wie mein Sohn sie braucht, und ich werde Dir dankbar dafür sein."

So weit war die Pächterin in ihrer Rede gekommen, als Mildner wieder auf der Schwelle von Lucianens Kammer erschien, und zu dieser sagte:

„Bäschen, hast Du Dir auch die Sache wohl überlegt? — Bist Du fest entschlossen?"

„Ja, ja, Vetter Adam", antwortete sie.

„So kommt denn — Mutter führt sie her."

Die Mutter nahm die eine Hand des jungen Mädchens in die ihrige, und führte sie zu ihrem Sohn.

Als sie in Mildners Nähe kam, reichte ihm Luciane lebhaft ihre andere Hand, und alle Drei betraten die jungfräuliche Kammer.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ausstellung des Wormser Lutherdenkmals zu Lauchhammer. *)

Seitab von den großen Verkehrsstraßen, in den sandigen, waldigen Niederungen der preußischen Lausitz liegt einsam das gräflich Einsiedel'sche Eisenhüttenwerk Lauchhammer **). Selten nur verirrt sich ein Reisender dahin; nur dem Namen nach, nur durch ihre in alle Himmelsgegenden gehenden Erzeugnisse ist die ziemlich anderthalbhundert Jahre alte, große Industriewerkstätte bekannt. Und dennoch ist ein Besuch derselben lohnend, lohnend besonders bezüglich des Einblickes in die altehrwürdige Eisenindustrie, den ein Besuch des Werkes gewährt. Aber auch die Lage des Ortes ist besser als ihr Ruf, und nicht ohne allen idyllischen Reiz. Die freundlichen Gärten der Beamtenwohnungen, die bachdurchrauschten Wiesen drücken einen frischgrünen, blüthendurchwirkten Kranz der Cyklopenwerkstatt in die rußige Stirn. Und selbst die materielle Verpflegung, welche der Wanderer, nachdem er die lange, dürre Haide hinter sich hat, im dortigen Gasthofe findet, läßt den Ort als eine Oase in der Wüste erscheinen.

Nur der Arbeit geweiht, kennt der Lauchhammer keine feiernden Hände. Jahraus, jahrein raucht der Hohofen; „die Werke klappern Nacht und Tag, im Tacte pocht der Hämmer Schlag". Doch auch für den Lauchhammer ziehen nach Jahren saurer Arbeit frohe Festtage herauf. Die stillen Waldwege ringsum beleben sich, aus Städten und Dörfern, Rittergütern und Weilern pilgern fröhliche Schaaren zu Wagen und zu Fuß dem Hüttenwerke zu. Das Fest des Lauchhammers wird zum Fest für die ganze Umgegend. Und fragen wir nach dem Festgeber, so ist dieß die Kunst, deren Sonne auch diesem abgelegenen stillen Winkel der Erde lacht. Es ist ein Kunstfest, ein ächtes, rechtes, ein Kunst- und Volksfest zugleich.

Ein derartiges Fest bietet sich gegenwärtig in der Ausstellung des Wormser Lutherdenkmals, das, bekanntlich eine der größten monumentalen Schöpfungen der Neuzeit, in Lauchhammer in Erz gegossen worden ist. Das Monument wurde im Jahre 1856 vom Professor Ernst Rietschel begonnen, d. h. entworfen, wie theilweise ausgeführt, und nach dem 1861 erfolgten Tode des Meisters von den Bildhauern G. Kietz, A. Donndorf und J. Schilling in Dresden vollendet.

Die nach glücklich vollbrachtem Guß am 15. Mai in Lauchhammer eröffnete Ausstellung währte bis mit 21. Mai; das Monument wird nun nach seinem Bestimmungsort, nach Worms, überführt, wo es in den Tagen des 24., 25. und 26. Juni feierlich enthüllt und eingeweiht werden soll.

In Lauchhammer war das Denkmal auf einem freien Platze zwischen dem Walde und der Broncegießerei aufgestellt, ganz in der Weise, wie es in Worms zur Aufstellung gelangen wird; die syenitenen Umfassungsmauern und Postamente waren genau in Holz nachgebildet, so daß die Wirkung des gestaltenden Werkes sich vollständig bemessen ließ. Und diese Wirkung ist eine große, erhebende, entsprechend der deutsch-nationalen Idee, der das Monument dient, würdig des Künstlernamens, den dasselbe trägt. Leider ist es dem Meister nicht mehr vergönnt, sich des gelungenen Werkes zu freuen. Die künstlerische Thätigkeit Rietschels aber hat durch dasselbe einen herrlichen Abschluß gefunden, und für immer wird Rietschels Name, mit diesem Werk verbunden, in der Kunstgeschichte fortleben. Man kennt bereits den großartigen, plastisch klar und schön gedachten Entwurf; in der Tiefe seines Gedankengehaltes, in seinen neuen, glücklichen Motiven ist er schon öfters geschildert worden. Das Ganze erhebt sich auf einem durch zwei Stufen erhöhten, viereckigen Granitunterbau, von dem jede Seite 40 Fuß rheinisch mißt. An den vier Ecken dieses Unterbaues stehen auf 8 Fuß hohen Postamenten aus polirtem Syenit die $8^1/_2$ Fuß hohen Bronzestatuen der mächtigsten Stützen und Förderer der Reformation: Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen, und Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen, Johann Reuchlin und Philipp Melanchthon; also die ritterlichen Fürsten, welche mit dem Schwerte, und die großen Gelehrten, welche mit der Schrift und der Macht des Geistes für die neugewonnene Freiheit des Geistes kämpften. Die Vorderseite des Vierecks ist offen und bildet zwischen den Gestalten der beiden Fürsten den 30 Fuß breiten Eingang in den innern Raum; die drei übrigen Seiten dagegen sind durch drei 4 bis 5 Fuß hohe Zinnenmauern, ebenfalls aus Syenit, abgeschlossen, aus deren Mitte sich auf 7 Fuß hohem Syenitpostament je eine 6 Fuß hohe sitzende Städtefigur erhebt, nämlich: Augsburg mit der Friedenspalme, die trauernde Magdeburg und die protestirende Speyer. Auf der Innenseite der 24 Zinnen sind die Wappen von 24 Städten angebracht, welche für die Reformation gestritten und gelitten haben. Inmitten dieser architektonisch ernst und schön gegliederten burgartigen Umfriedigung steht das Hauptdenkmal. Auf den vorspringenden vier Stockpfeilern des 16 Fuß hohen, lebendig gegliederten, reich verzierten Postaments sitzen die Vorkämpfer der Reformation: Petrus Waldus, Johann Wiklef, Johann Huß und Hieronymus Savonarola; als krönender Abschluß endlich überragt auf dem Postamente oben das Ganze die $10^1/_2$ Fuß hohe Kolossalstatue Luthers. Der Künstler hat in ihr Luthers Persönlichkeit im Vollgewicht ihres Charaktercentrums hingestellt. Das Postament, welches die Lutherstatue trägt, besteht aus drei Theilen: dem Untersatz oder Sockel von polirtem Syenit und zwei Würfeln in Broncegnß ausgeführt. Der obere Würfel enthält auf seinen vier Seitenflächen je ein Kraftwort Luthers und darunter je zwei Porträtmedaillons von Männern, welche vor, mit und nach Luther für die Reformation thätig waren. Auf der Vorderseite, unmittelbar unter der Lutherstatue, liest man jenes kühne und entscheidende Wort, um dessenwillen das Denkmal in Worms errichtet wurde und das der Künstler auch als Grundmotiv für Stellung und Ausdruck seines Luther wählte: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen!" Darunter sieht man die Bildnisse der beiden sächsischen Kurfürsten, Johann des Beständigen und Johann Friedrich des Großmüthigen. Auf der Rückseite steht die Stelle: „Das Evangelium, welches der Herr den Aposteln in den Mund gelegt hat, ist sein Schwert; damit schlägt er in die Welt als mit Blitz und Donner". Darunter befinden sich die Bildnisse der beiden Ritter Ulrich v. Hutten und Franz v. Sickingen. Auf der Seitenfläche zur Rechten Luthers findet man die zwei Stellen: „Der Glaube ist nichts Anderes, denn das rechte, wahrhaftige Leben in Gott selbst"; „Die Schrift recht zu verstehen, dazu gehört der Geist Christi". Darunter die Bildnisse der treuen Gefährten und Mitarbeiter Luther's, des Justus Jonas und des Johann Bugenhagen. Auf der Seitenfläche zur Linken Luthers stehen die Worte: „Die Christus recht verstehen, die wird keine Menschensatzung

*) Aus der „D. A. Z."

**) Lauchhammer ist gleichbedeutend mit „Hammer im Moor". Lug oder Lauch heißt im Wendischen: Moor, Sumpf.

gefangen nehmen können. Sie sind frei nicht nach dem Fleische, sondern nach dem Gewissen." Darunter die beiden Schweizerreformatoren Johann Calvin und Ulrich Zwingli. Der untere Würfel sodann enthält Basreliefs, welche die Grundzüge von Luthers Leben und Lehre veranschaulichen, wie: Luther vor dem Reichstage zu Worms, Anschlag der Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg, das Abendmahl in beiderlei Gestalt, von Luther gespendet und die Priesterehe: Luther von Bugenhagen getraut, die Bibelübersetzung und die Lutherpredigt. Der Untersatz oder Sockel endlich zeigt auf seinen vier Feldern die Wappen der fünf deutschen Fürsten und der zwei Städte, welche die Augsburg'sche Confession unterschrieben und am 25. Juni 1530 dem Kaiser überantwortet haben. So steht Alles in strengem Wechselbezug, von den Inschriften und dem ornamentalen Schmuck an bis zur Hauptfigur, in der sich die Composition gipfelt, und das groß und feierlich wirkende Ganze wird zu einem Denkmal des gesammten Reformationszeitalters.

Noch von Rietschel selbst wurden modellirt: Luther und Wiklef; von A. Donndorf: Savonarola, Friedrich der Weise, Reuchlin, Pet. Waldus, die Magdeburg, vier Porträtmedaillons und zwei Reliefs; von G. Kietz: Philipp der Großmüthige, Melanchthon, Huß, die Augsburg, vier Porträtmedaillons und zwei Reliefs; von J. Schilling, die Speyer. Mit ebensoviel Geschick als Pietät sind die letztgenannten Künstler in die Intentionen Rietschels eingegangen und haben nach seinem Entwurfe und ganz in seinem Geiste das Werk in anerkennenswerthester Weise vollendet. Es würde zu weit führen, die Schönheiten der einzelnen Gestalten bezüglich ihrer Charakteristik wie formellen Durchbildung hier darzulegen; nur die glücklich erzielte Totalwirkung sollte constatirt werden. Diese Wirkung würdigend, ist dabei auch des Verdienstes zu gedenken, das sich Prof. Nicolai in Dresden um den architektonischen Theil des Werkes erworben hat. Und ebenso ist der trefflich ausgeführte Guß, wie die befriedigende Ciselirung hervorzuheben, welche das Monument in Lauchhammer gefunden hat.

Während der Ausstellung des Lutherdenkmals waren auch die verschiedenen Etablissements des Lauchhammers geöffnet, in denen das Eisen von den einfachsten Gebrauchsartikeln des täglichen Lebens bis zu den complicirtesten Maschinen und kolossalsten, kunstvollsten Bautheilen verarbeitet wird. Mit dem Eisenwerke verbunden ist die seit dem Jahre 1838 bestehende Bronzegießerei, in welcher gegenwärtig das Dorer'sche Nationaldenkmal für Genf sich in Arbeit befindet. Eine Besichtigung dieser Gießerei, wie der Ciselirwerkstatt, welche von dem als trefflichen Ciseleur bekannten Rudholzer geleitet wird, läßt den interessanten Proceß des Statuengußes in allen seinen Einzelheiten kennen lernen. Von nicht minderm Interesse, besonders für den Künstler, ist ein Besuch des Museums, wo die meisten Modelle aufgestellt sind, die in Lauchhammer in Bronzeguß ausgeführt worden sind. Wir nennen den St. Georg von Kiß; die Reiterstatue Friedrich Wilhelms III. für den Lustgarten in Berlin von Drake; die herrlichen Victorien Rauch's; die früheste plastische Arbeit Rietschel's: ein Neptun — Werke, denen sich noch zahlreiche beachtenswerthe Modelle von Drake, Bläser, Kalide, Gauer u. A. anreihen ließen. Mögen vorstehende Andeutungen genügen, zu einem Gange nach dem Eisenhammer anzuregen.

E. Clauß.

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

Wien, 23. Mai.

Das Programm für die durch das Fest- und Zugs-Comite auf Kosten der Festcasse zu besorgende Decorirung der Ringstraße, auf welcher der Festzug seine Aufstellung nimmt, und der Straßen, durch die sich derselbe bewegen wird, wurde in nachstehenden allgemeinen Umrissen festgesetzt.

Der ganzen Strecke entlang sollen theils einzelne Fahnen, theils ganze Flaggengruppen errichtet werden. Diese Gruppen werden aus einer 8 Ellen langen und 5 Ellen breiten Hauptfahne mit 7 Klafter hoher Stange und aus 2 nebenstehenden kleineren Fahnen mit entsprechendem Guirlandenschmucke bestehen.

Hieran schließt sich dann am Praterstern in würdigem Abschlusse des Ganzen ein großartiges Decorations-Object, bestehend aus einer die Germania darstellenden kolossalen Statue mit entsprechend ausgeschmückter Umgebung.

Außerdem wird auch das äußere Burgthor nach einem von dem bekannten Zeichner und Lithographen Petrovics künstlerisch ausgeführtem Entwurfe decorirt werden.

Die Aufstellung und Ausschmückung der Damen-Tribune auf dem Stephansplatze sowie die Herrichtung des Platzes, auf welchem die Begrüßung des Zuges durch den Bürgermeister stattfindet, wird ebenfalls vom Festcomite besorgt werden.

Die festliche Ausschmückung der Bahnhöfe und der Landungsplätze der Dampfschiffe wird den betreffenden Directionen anheimgegeben.

Die Linienthore, welche hierbei hauptsächlich in Betracht kommen, werden durch die löbl. Gemeinden der betreffenden Bezirke, unter Mitwirkung des Fest-Comites, entsprechend decorirt werden.

Die Ausschmückung der Privathäuser bleibt der Bereitwilligkeit der respectiven Eigenthümer überlassen und ist bei der regen Theilnahme, welche sich für das Fest in allen Kreisen der Bevölkerung Wiens manifestirt, sicher zu erwarten, daß diese freiwillige Decoration den Glanz des Festes nicht wenig erhöhen wird.

(Schützenfest-Corresp.)

Mannichfaltigkeiten.

(Ein Wohlthätigkeits-Concert.) Wiener Blätter melden vom 20. Mai: Anfangs dieser Woche erhielten mehrere wohlhabende Herren von gutem Namen folgende, fast gleichlautende Briefe, welche wir hier wörtlich abdrucken:

Euer Hochwohlgeboren!

Ich veranstalte im Salon Bösendorfer ein Wohlthätigkeits-Concert für eine sehr nothdürftige Familie, der es sehr gut ankommt, von hilfreichen Menschen eine kleine Spende zukommt; so bin ich so frei, Sie zu bitten, mir die Sitze nicht zurückzusenden und dem Ueberbringer des Briefes den Betrag auszufolgen, da die Leute schon zwei Tage keinen warmen Löffel Suppe zu sich genommen haben, so verbleibe ich in der Hoffnung, das Euer Wohlgeboren dieses Unternehmen Unterstützen werden. zeichne ich mich hochachtungsvoll

Ilma v. Murska,
k. k. Hofopernsängerin.

Concertsitz à 3 fl.

Dem Briefe waren eine Anzahl Cercle-Sitz-Billette und das Concert-Programm beigefügt. Der 18. Mai kommt, Equipagen fahren um 4 Uhr Nachmittags vor, Fußgänger erscheinen, sie wollen das Concert besuchen, zu welchem Herr Sonnenthal, Fräulein Rödel und Herr Erl ihre Mitwirkung zugesagt haben sollen. Der Portier des Bösendorfer'schen Hauses erscheint mit verwundertem Gesicht und sagt beiläufig: „Bei uns findet kein Concert statt, der Saal wurde nicht einmal gemiethet." Die Geprellten mußten natürlich ohne Einnahme eines Kunstgenusses abziehen.

(Als Zweck und Ziel der deutschen Nordpolar-Expedition) wird in der den Führern derselben mitgegebenen

Instruction die Erforschung und Entdeckung der arktischen Central-Region vom 75. Grade nördlicher Breite an bezeichnet, und zwar auf der Basis der Küste von Ostgrönland. Das Unternehmen trägt den Namen: „Die deutsche Nordpolar-Expedition von 1868“, das Fahrzeug trägt den Namen „Germania“, fährt unter der Flagge des norddeutschen Bundes und ist 80 Tons groß, eigens für die Fahrt im Eise eingerichtet. Der Oberbefehlshaber ist Obersteuermann Karl Koldewey, 35 Jahre alt. Stellvertreter und zweiter Oberbefehlshaber ist der Steuermann R. Hildebrandt. Die Namen einiger anderen Theilnehmer sind Steuermann Sengstade, Johann Werdel, Camp Werner, Paul Tilly, Daniel Heinrich Büttner, sämmtlich Matrosen. Es werden im Ganzen 12 bis 14 Mann sein. Die erste Aufgabe der Expedition ist, von Bergen aus die Ostküste von Grönland unter 74½ Grad nördl. Br. so schnell als möglich zu erreichen und zunächst die in dieser Breite belegene Sabine-Insel anzusegeln. Es handelt sich darum, die 3 bis 3½ Monat, welche der Expedition reichlich bis zu dem Zeitpunkte ihrer Rückkehr gegeben sind, nach allen Chancen, die sich, je nachdem sich der Charakter des diesjährigen arktischen Sommers gestaltet, ihr bieten, auszunutzen.

Correspondenzen.

Schwetzingen, 21. Mai.

Das Concert zum Besten eines auf dem Grabe des genialen Naturforschers Dr. Karl Schimper hier zu errichtenden Denkmals war heute — am Himmelfahrttage — vom schönsten Wetter begünstigt. Zahlreiche Fremde von Nah und Fern fanden sich dazu ein und füllten mit den eifrig Antheil nehmenden Bewohnern des hiesigen Städtchens das geräumige Schloßtheater, welches der Großherzog freundlichst zu dem Zwecke bewilligt hatte. Durch seine reiche Ausschmückung im Geschmack des vorigen Jahrhunderts erinnerte es an die Zeit der höchsten Blüthe des damaligen Mannheimer Hoftheaters, welches in den Sommermonaten regelmäßig mit dem Hof hierher übersiedelte. Nirgends in Deutschland wurden die damals ganz neuen Mozart'schen Opern vollkommener gegeben, als in Mannheim und Schwetzingen. Wenn sich auch die Musik, die wir heute in diesen Räumen hörten, diesem großartigen Maßstab entzieht, war sie doch dessen nicht unwürdig. Mannheimer Künstler, die Herren Unger (Violinist) und Langer (Cellist) und die Damen Frl. Hauffen, Hofopernsängerin und Frl. Eckardt Pianistin, in Verbindung mit Herrn Bassermann, dem ersten Tenoristen Heidelbergs, hatten die Hauptpartieen freundlichst und uneigennützigst übernommen. Doch auch der Schwetzinger vierstimmige Männerchor leistete über Erwarten Gelungenes. Schimpers sehr ähnliche, von dem hiesigen jungen Bildhauer Haßler nach der Todtenmaske gefertigte Büste, welche an sein Aussehen in der besten Zeit seines vielgeprüften Lebens erinnert, war im Orchesterraume aufgestellt, und Studiosus Wilhelm Thiese von Heidelberg sprach einen von ihm gedichteten Prolog, der dem Verstorbenen und seinen Verdiensten gerecht ward und den Gefühlen der Anwesenden in angemessenster Weise Ausdruck gab. Man erwartet einen Reinertrag des Concertes von gegen 200 fl., welche mit den schon gesammelten gegen 270 fl. ausreichen werden, Schimper ein entsprechendes einfach schönes Grabmal zu setzen. Es wird in der Nähe des Grabmals Hebels, des allemannischen Dichters, zu stehen kommen, der gleichfalls in Schwetzingen starb und um dessen Errichtung sich Schimper das Hauptverdienst erworben, wie er sich auch Hebels selbst in seinen Krankheitstagen bis zu seinem Ende auf das Liebevollste angenommen hatte. Auch er fand in Schwetzingen ähnliche Liebe und Treue bis an sein Ende.

Frankfurt, 26. Mai.

Ueber Bestimmung und Erziehung der Frauen.

Wenn wir auch etwas spät über diesen hochwichtigen Gegenstand uns äußern, den H. E. Gambs in einem Vortrag im Saale des „Kaufmännischen Vereins“ behandelt hat, so beweisen wir eben hierdurch, daß wir diese Frage nicht zu denjenigen zählen, welche wegen ihrem kurzen, ephemeren Interesse wichtigere vorläufig in den Hintergrund drängen, wo sie, oft über den mannichfaltigen und vielseitigen Anforderungen, welche an die Tagespresse erhoben werden, der Vergessenheit verfallen. In seinem Vortrage zeigte der Redner einige hervorragende geschichtliche Punkte, welche darthun, wie wir in der Gegenwart in Beziehung auf die Bedeutung der Frauen der vernünftigen Wirklichkeit viel näher stehen. In Vergleichung der beiden Geschlechter wälzt er unter andern den den Frauen so oft gemachten Vorwurf der Eitelkeit von denselben ab und den Männern aller Stände in großem Maße zu, indem er auf die oft leeren Titel, die Ordensbändchen, Kreuze und Sterne hinweist &c. Was die geistigen Fähigkeiten betrifft, die Verstandeskräfte, so mache die Natur nur persönlichen, keineswegs geschlechtlichen Unterschied in der Verleihung ihrer Gaben. Während einer Berufsthätigkeit von mehr als einem halben Jahrhundert hat Redner immer in beiden Geschlechtern in Beziehung auf die beiden Grundpfeiler der Verstandesbildung, Sprachen und Mathematik, drei Abtheilungen oder Klassen unterschieden: eine kleinere Zahl reich befähigt für beide, die große Mehrheit für eine der beiden vorwiegend, und wieder eine kleine Zahl mit wenig Sinn für beide Wissenschaften. Es ist aber ein schweres Vergehen, vorhandene Fähigkeiten nicht auszubilden, oder gar mit Gewalt zu unterdrücken; schlimm genug, wenn häusliche Verhältnisse hindernd in den Weg treten! Beispiele von Frauen, welche sich in Künsten und Wissenschaften ausgezeichnet, bieten die alte und neuere Geschichte und es liegt im Interesse der Kultur, die Frauen durch den ausgedehntesten Unterricht allseitig zu bilden. Den überzeugendsten Grund finden wir aber in dem Umstand, daß die Frauen die natürlichen Erzieherinnen der Kindheit sind, in welcher der Grund zu dem Charakter des künftigen Menschen gelegt wird, und daß ihr Einfluß das ganze Leben hindurch wirkt, wofür ja auch das Zeugniß vieler ausgezeichneter Männer spricht. Möchte Herrn Gambs die Gelegenheit geboten werden, durch Wiederholung seines Vortrages die Theilnahme, welche ihm seine Zuhörer und Zuhörerinnen bewiesen, indem sie seinem Vortrage beinahe zwei Stunden lang mit ungeschwächtem Interesse folgten, auf einen größeren Kreis auszudehnen.

Der etwas trübe, sonst aber zu ländlichen Ausflügen sehr geeignete Sonntag des 24. Mai sah im Gebirge viele Taunusfreunde vereinigt. Auch der Taunusclubb hatte mit etwa 50 Personen einen wohl gelungenen Familien-Ausflug nach Cronberg, Königstein und Falkenstein veranstaltet. Ein schon früher (am 10. Mai) nach dem Odenwalde gemachter Ausflug hatte sich gleicher Theilnahme und eben so befriedigenden Ausgangs zu erfreuen. Wenn der Clubb auf diese Weise seinen geselligen Zwecken zu genügen bestrebt ist, so wird er nunmehr auch nachhaltigere Arbeiten zur Erschließung bevorzugter Punkte des Taunus in die Hand nehmen. In dieser Beziehung hat der Vorsitzende gelegentlich einer Tischrede in Königstein am 24. Mai die Erbauung eines Thurmes auf dem Altkönig erneuert in Anregung gebracht, sowie die Erhaltung der dortigen Ringwälle dem Clubb als eine würdige Aufgabe hingestellt. Erfreuliches und Näheres hierüber hoffen wir mittheilen zu können, wenn dieser Gegenstand einer auf den 27. Mai in die Rosenau berufenen Hauptversammlung des Clubbs vorgelegen haben wird.

„Wasser und Seife“, die ganze Praxis der Wäscherei, Färberei &c. mit 50 Illustrationen, herausgegeben von Wilhelmine Buchholz. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage (Hamburg, Richter). Bekanntlich gehört der Verbrauch der Seife zu den Bildungsmerkmalen der Völker, was sich namentlich die würdigen Eltern unter den gebildetsten Völkern merken mögen, welche diesen Artikel kaum in das Budget ihrer Kindererziehung aufnehmen. Unser 648 Seiten umfassendes Buch ist eine reiche Fundgrube für die Wissenschaft der Reinigung und Verschönerung aller möglichen Fabrikate und der Menschheit selbst, und verschreibt eine Menge von Recepten, deren Erfolg sicherer ist, als der vieler medicinischen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 26. Mai: **Die Grille**, ländliches Charakterbild in 5 Acten, mit theilweiser Benutzung einer Erzählung von G. Sand, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 170.)

Mittwoch, den 27. Mai: Vorletzte Gastdarstellung des Kammersängers Herrn Walter vom k. k. Hofoperntheater in Wien: **Alessandro Stradella**, Oper in 3 Acten von Friedrich. Musik von Friedrich v. Flotow. Stradella: Herr Walter.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kilz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 147. Mittwoch, den 27. Mai 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Als Luciane den Geistlichen vor ihrem Betpult im Gebet auf den Knieen liegen sah, begriff sie, was man von ihr wollte.

Anfangs zitterte sie ein wenig, dann sah sie Mildner an und faßte Vertrauen.

Der Pfarrer hatte sich erhoben und erwartete sie. Luciane ließ sich vor ihn hinführen.

Der Geistliche entlehnte aus dem Copulations-Ritual einige Worte, die zu einem Verlöbniß paßten, und das silberne Kruzifix nehmend, stellte er es auf den Betpult.

Luciane und Mildner streckten die Hände nach dem Christusbilde aus.

„Mildner", sprach der Pfarrer, „versprecht Ihr, die hier gegenwärtige Luciane Werner zur Frau zu nehmen, sobald es die Kirche gestatten wird?"

„Ich verspreche es."

„Luciane Werner, versprecht auch Ihr, den hier gegenwärtigen Heinrich Adam Mildner zum Manne zu nehmen?"

„Ich verspreche es."

Der Priester vereinigte ihre Hände.

„Im Namen Gottes und in Voraussetzung der Einwilligung von Magdalene Werner, Lucianens Mutter, erkläre ich Euch für Verlobte durch ein gegenseitiges freiwilliges Eheversprechen, und diese Verlobung kann nur durch eine gegenseitige freiwillige Einwilligung rückgängig gemacht werden."

Als darauf Alle wieder in die große Stube gegangen waren, sagte Mildner:

„Luciane, wir müssen die Einwilligung Deiner Mutter haben, gehe hin und hole sie. Zudem erwartet sie Dich ja täglich um diese Stunde. Nimm Dein Tuch um und gehe nach Heidesheim, aber gehe allein, Luciane. Du bist kein Kind mehr und wir setzen Vertrauen in Dich."

„O, ich danke Euch", sprach Luciane aus tiefster Seele.

Aber die Hausfrau schüttelte den Kopf und richtete einige leise Worte an den Pfarrer, der die Achseln zuckte, ohne ihr zu antworten, worauf er sich dem Tische näherte, auf welchem ein verführerisches Frühstück aufgetragen war.

„Heute Abend", fuhr Mildner fort, „werden wir um Deine Hand bei Derjenigen werben, die das Recht hat, darüber zu verfügen, und wenn sie, wie ich hoffe, nicht zu schwach ist, werden wir sie in unserem Korbwagen mit hierher nehmen, dann sind wir Alle vereint, um uns nie mehr zu trennen."

„Ja, so soll es sein", rief der mit der Serviette unter dem Kinn an dem Tische sitzende Geistliche, „laßt uns recht fest zusammenhalten, denn noch nie ist ein im Viereck aufgestelltes Bataillon genommen worden."

Die Pächterin sah ihn ärgerlich von der Seite an, und nachdem Luciane fortgegangen war, sagte sie zu ihrem Sohn:

„An was hast Du denn gedacht, Heiner-Adam?"

„Ich weiß, was ich thue, und will es so haben", erwiderte Mildner.

„Laßt ihn nur gehen", rief der Pfarrer dazwischen; „ich dächte, für heute Morgen wäre genug geschehen. — Nu, Mildner, wirst Du endlich zum Morgenimbiß kommen, mein Sohn?"

„Nein, noch nicht", sagte dieser, seinen Hut ergreifend. „Ich bin noch zu aufgeregt, ich muß ein wenig frische Luft schöpfen."

„Nu, unser Herrgott sei bei Dir", sagte Hilgert, und als Mildner die Thüre hinter sich zugemacht hatte, sagte er zu der Hausfrau: „Schickt mir Jemand, der mir Gesellschaft leistet. — Schickt mir den Mäher Drais, den Ungläubigen, den Eselskopf, damit ich ihn belehre, das wird mich beschäftigen."

Und der Pfarrer begann brummend allein zu frühstücken, und bedauerte vielleicht, ohne es sich selbst zu gestehen, daß er den tapferen Gesellschafter vom vorigen Tage nicht bei sich hatte.

4.

Wir wollen nun den Leser mit dem Gedankengang des jungen Mädchens bekannt machen, das so leichtfüßig unter den blühenden Aepfelbäumen dahin geht.

„Nein, ich werde heute nicht durch das Elysium gehen", flüsterte sie leise vor sich hin. Er hat mich zur Frau erwählt, er, der mir eine so geheimnißvolle Zuneigung eingeflößt. Sie behaupten Alle, daß ich ihn lieben werde, und ich habe mich vorhin mit Ruhe, mit Freude verloben lassen; sie haben mich über mich selbst erhoben und er hat mich seiner würdig gehalten. — Ich will es auch sein. — — Muth, Luciane, Du bist ein Landmädchen. — Oft habe ich zu Gott gebetet: Gib mir etwas Muthvolles zu vollbringen. — Jetzt hat mich Gott erhört. O nein, ich werde heute nicht durch das Elysium gehen; ich könnte ja dem Edelmann wieder begegnen. Er hat mich allerdings seit den letzten vierzehn Tagen nur zwei bis dreimal angesprochen, und auch nur, weil ich auf der schönen Bank auf meinem Lieblingsplätzchen saß — und Alles, was er zu mir sagte, war höchst ehrbar, mein Vater hätte dabei sein können. Er sprach von dem kurfürstlichen Hofe, von Theater, von den vornehmen geputzten Damen, von seinen Reisen — aber er wußte mich auch dahin zu bringen, viel von mir zu erzählen. — Warum doch war ich so gefesselt auf der einen, und so mittheilend auf der anderen Seite? Warum fühlte ich mich so bezaubert und so hingerissen? Weil er Antwort gab auf meinen natürlichen Hang, den ich im Stillen liebkoste — weil er mir Dinge als möglich zeigte, die ich nie erreichen werde, und an die

ich nun nicht mehr denken darf unter den Bäumen. Und darin war seine Absicht gefährlich, das habe ich seit gestern gar wohl begriffen. — — O nein, nein, ich werde heute nicht durch das Elysium gehen."

Und indem sie so sprach, befand sich Luciane gerade am Eingang zum Elysium.

Durch den Park und die Umgebungen des Schlosses konnte man direct von Büdenheim nach Heidesheim gelangen, der Fahrweg ging rechts außen herum, aber der Fußpfad ging in Schlangenwindungen mitten durch das Elysium, welches den ganzen Abhang des Berges einnahm, und gerade weil das junge Mädchen so ganz und gar in seine guten Entschlüsse versunken war, hatten ihre Füße sie unbemerkt dahin getragen, wohin sie sie täglich führten.

Das Elysium trug sowohl der damals herrschenden Anglomanie, sowie auch den Träumereien Jean Jacques Rousseaus Rechnung. Es war ein großer, natürlicher Garten, der durch ein Eichenwäldchen mit dem Schloßpark verbunden war: graziöse Biegungen, sammtartige Rasenplätze, dunkle Haine, die sorgfältig studirt waren in ihrer Nachlässigkeit — nichts fehlte. Einsame Stellen wechselten mit gedankenreichen Lichtungen, und mit Anpflanzungen großer Fichten ab, in welchen der Wind das dumpfe, entfernte Geräusch des Meeres nachahmte.

Um der Natur getreuer zu sein, ließ man diesen Lustort offen für alle Welt; aber der nach Heidesheim führende Fußpfad ward wenig betreten, und so verlor die reizende Einsamkeit nichts von ihrer Frische und ihren Illusionen.

Wollte man nun den eine Viertelstunde entfernten Vicinalweg nicht aufsuchen, so bestand das einzige Mittel, das Elysium zu vermeiden, darin, daß man es umging, indem man den Weg durch das Eichenwäldchen nahm, in welchem ein schönes Halbdunkel herrschte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geheimnisse der Schlösser.

1.

Die Eremitage.

Sobald eine Erscheinung nicht mehr in der Zeit berechtigt ist, verschwindet sie zwar nicht sogleich, aber die Lächerlichkeit bemächtigt sich ihrer. Parodie tritt an die Stelle desjenigen, was einst volle Geltung besaß.

Ein guter Ernst lag in der ritterlichen Fehde, beim Ausgange des Mittelalters schickten sich die Küchenjungen Absagebriefe. So folgte die classische Welt dem Bedürfnisse der Verinnerlichung im Christenthume. Die Einkehr in sich selbst war nach den gänzlich hohl und äußerlich gewordenen Zuständen nothwendig. Zahlreiche religiöse Genossenschaften verbreiteten sich vom schwermüthigen Aegypten aus über alle Trümmer des Römerreiches. Mit Vorliebe in der Einsamkeit, in unwirthlichen Wäldern und Sandwüsten traten diese Pioniere einer neuen Aera auf.

Lange nachdem die Klöster in ihrer sittlichen Bedeutung vernichtet, bemächtigte sich fürstliche Ueppigkeit des Gedankens, um die zum Genusse so nöthige Abwechslung in das Freudenleben des Hofes zu bringen.

Georg Wilhelm, Markgraf von Brandenburg-Kulmbach, vermählte sich mit der schönen Sophie von Sachsen-Weißenfeld. Die junge Erbprinzessin zog viel ausländischen Adel an den Hof von Bayreuth.

In den nördlichen Theilen des grünen Frankenlandes, wo die Rebe nicht mehr gedeiht, herrscht die Waldbildung vor. Nur eine Meile von der Residenz entfernt, fanden sich liebliche Hügel mit Bäumen besetzt, vom Maine bespült. Das war die geeignete Stätte zu einer fürstlichen Eremitage.

Pavillons entstanden ohne Symmetrie, mit Baumrinde bekleidet, von außen Holzstößen ähnlich; versteckte Alleen führten zu Grotten und Wasserkünsten, mit dem doppelten Reize der Heimlichkeit umgab sich die Luft.

Wer aufgenommen in den Orden, was nur nach allgemeiner Zustimmung der Mitglieder geschehen konnte, bezog seine Zelle. Brüder und Schwestern gaben sich kleine Mahlzeiten. Man unterhielt sich des Tages über so gut es eben ging. Einmal kam Ernst ins tändelnde Spiel, als eine der künstlichen Ruinen zusammenstürzte und beinahe mehrere der Anwesenden erschlug.

Gegen Abend pilgerte der Convent nach dem Kloster, von außen mit Muscheln bedeckt, unscheinbar. Im Refectorium setzte sich die Gesellschaft klösterlich zusammen um den langen Tisch. Alle trugen sie Eremitenkleider, auch der Vorleser fehlte nicht auf der Tribüne.

Irgend ein Gedicht, die kleine Arbeit eines der Brüder, wurde vorgetragen, nachher hörte das klösterliche Stillschweigen auf. Munter schwirrten die Stimmen durcheinander, der Vater Abt gab das Vorbild zum Trinken, die Mutter Aebtissin zum galanten Schäferspiele. Auf die lustige Abendmahlzeit folgte der Tanz.

Damals rangen die jetzt so stillen Büsche in lauter Freude, durch die nur noch an Festtagen ein ruhiger Bayreuther Bürger schreitet und die Herrlichkeiten der Vergangenheit anstaunt. Könnten die Bäume erzählen von dem Kosen, das sie geschaut, von den feinen und derben Scherzen, deren Zeugen sie gewesen! sie redeten dennoch eine uns nur halbverständliche Sprache. Manchmal schlug die Freude auch über Rand und Band.

Der schwedische Baron Ragge saß stunden- und tagelang im Gemache der Erbprinzessin. Das Hofgesinde schürte, bis der Gemahl eifersüchtig ward. Nun ihm die Augen geöffnet, bemerkte Georg Wilhelm manche unanständige Vertraulichkeit. Der Schwede suchte das Weite.

Einige gute Worte der schönen Sophie hätten hingereicht, den Gatten zu versöhnen, denn er liebte sie zärtlich. Aber die übermüthige Fürstin reizte den Erzürnten noch durch ihre unverhohlene Abscheu.

Nun kam es zum offenen Bruche zwischen dem fürstlichen Paare; doch hing Georg Wilhelms Herz stets an der Gemahlin. Der fröhliche Abt der Eremitage wurde nimmer seines Lebens froh. Zu wiederholten Malen suchte er den Tod in einer Schlacht. Sophie erwarb sich den Namen der Laïs ihres Jahrhunderts. „Sie wechselte die Liebhaber wie die Leibwäsche", schreibt Friederike Wilhelmine in ihren boshaften, geistreichen Memoiren.

Mit dem Nachfolger Georg Friedrich Karl zog nüchterne, protestantische Ehrbarkeit in Bayreuth ein. Der Markgraf konnte sich rühmen, nichts mit der Maitressenwirthschaft zu thun zu haben. Von rauschenden Festen hielt ihn die durch zerrüttete Finanzen bedungene Sparsamkeit ab. Nur den Wein liebte er über die Maßen; da saßen Abt und Mönche stundenlang um den Schenktisch und — tranken tief.

Eine zarte, zierliche Prinzessin kam an den Hof, mit kleinem, feinem Kopfe, einer Haut, die gleich der der schönen Augsburgerin das Blut der Adern durchschauen ließ, und großen, klaren, blauen Augen. Dieß elfenhafte Geschöpf hatte Verstand wie ein Dämon. Philosophirend, raisonnirend und mehr französisch als deutsch, war Friederike Wilhelmine, die älteste Tochter des urdeutschen, urderben Friedrich Wilhelm I., aufgewachsen.

Sie, der Preußens neues Königthum so gewaltig im Kopfe stack, glaubte herabzusteigen, indem sie dem Erbprinzen Friedrich die Hand reichte. Indessen brachte sie es zu Stande, obwohl ihn

Friedrich der Große „un gredin“ nennt, den Gemahl mächtig zu lieben.

Minder gefiel ihr der Schwiegervater und seine Hofleute. Da waren die Voit, die Reizenstein von der reichsunmittelbaren fränkischen Ritterschaft, die in ihrem ehrlichen Selbstbewußtsein die hochmüthige Königstochter ärgerten.

Friedrike Wilhelmine legte gleich entschlossen ihre kleinen Hände an, die neue Heimath gründlich zu ändern. Gegen die Verhaßten vermag sie einstweilen nur die Waffen des Spottes zu kehren. Den Hofmarschall Freiherrn Voit von Salzburg nennt sie „Vater der Schwierigkeiten“, weil er mancher tollen Laune der Prinzessin sein „non possumus“ entgegensetzt.

Dem Markgrafen wird die Erlaubniß zu einem Feste auf listige Weise abgelockt.

In künstlichen Wald ist der Ballsaal verwandelt, am Ende sieht man ein Dorf mit Wirthshaus zum Schilde „der Frau ohne Kopf“. Das Haus ist von Baumrinden aufgeführt, auf dem Dache brennen lauter Lämpchen. Innen befindet sich ein Tisch mit hundert Gedecken, ein Blumenparterre umschließend. Die Bauernhäuser enthalten Büffets. Erbprinz und Erbprinzessin, als Wirth und Wirthin gekleidet, empfangen die, all die verschiedenen Gewerbe vorstellenden Gäste. An glänzendes Mahl reiht sich der Tanz. Diese Art von Festen war nur in Deutschland bekannt, man hieß sie „eine Wirthschaft“. Dieß war gewählt worden, weil man dabei keine Maske vornimmt, was der pietistische Markgraf nimmer geduldet hätte. Dessenungeachtet machte denselben sein Hofprediger die Hölle heiß.

Trauernd trank der Convent am folgenden Tage — die sündhafte Lust sollte sich nicht wiederholen. Grollend saß Friederike Wilhelmine in ihrem Gemache und schmiedete Pläne. Uebrigens schlug am Fürstenhofe zu Bayreuth die neue Zeit die alte, wie es überall geschieht. Altehrbares deutsches Fürstenwesen sollte witzelndem, scharwenzelndem Franzosenthume weichen, der ehrenfeste Reichsfreiherr dem französischen Courtisan Platz machen, der um des Lohnes willen über den Rhein kommt — gleich andern Bedienten.

Die Hände bekam Friederike Wilhelmine erst völlig frei, als ihr Georg Friedrich Karl den Gefallen that zu sterben und ihr Gemahl Friedrich succedirte.

Nun brachen Tage des Glanzes für die Eremitage an, wie nie früher. Baumeister führten das bescheidene Schloß größer auf, es soll eine Million gekostet haben. Der Sonnentempel, eine Colonnade, deren Wände, mit bunten Steinen besetzt, in der Sonne glänzten, hunderttausend Gulden. Neunhundert Bäume wurden aus Italien verschrieben, jeder kam angeblich auf dreihundert Gulden zu stehen.

Die geistreiche Memoirenschreiberin war dem Bayreuther Lande eine theure Fürstin.

(Schluß folgt.)

Eine Sonnenfinsterniß-Verordnung von 1699.

In dem zu Homburg v. d. H. erscheinenden „Taunusboten“ macht ein Herr L. J. folgende bemerkenswerthe Mittheilung:

„Die am 18. August d. J. zu erwartende große, lang andauernde Sonnenfinsterniß, wie sie bedeutender in geschichtlichen Zeiten noch nicht vorgekommen und auch, soweit man berechnet hat, in Zukunft nicht zu erwarten ist, hat mich an eine alte Sonnenfinsterniß-Verordnung aus dem Jahre 1699 erinnert.

Das Jahr 1699 liegt nicht so weit hinter uns; wer das Glück hatte, seine Urgroßmutter zu kennen, der konnte vielleicht manches mündlich aus jener Zeit überliefert bekommen. Und doch — wenn man die kurze Spanne Zeit in Betracht zieht: welcher große Unterschied in der Anschauung und Erkenntniß zwischen damals und jetzt! — Damals allgemeine Furcht vor jeder außergewöhnlichen Naturerscheinung. Ein Komet wurde als eine Strafruthe Gottes angesehen, er mußte irgend ein Unheil verkünden. Eine Sonnenfinsterniß, die doch von Zeit zu Zeit sich dem menschlichen Auge darbietet und sogar längst voraus berechnet wurde, mußte irgend eine schreckliche Krankheit im Gefolge haben und dem armen Erdbewohner Aergerniß bereiten. Heutzutage — wenn es auch noch Menschen geben mag, welche Kometen gerne als Unglücksverkünder bezeichnen wollen — kann doch Niemand wagen, ohne sich lächerlich zu machen, die Sonnenfinsternisse als Krankheitserzeuger zu bezeichnen. Selbst das Fortbestehen eines solchen Glaubens ist uns nicht bekannt geworden; denn auch der gewöhnliche Mensch, ohne große Schulbildung, findet er im Kalender eine für seine Heimath sichtbare Sonnenfinsterniß verzeichnet, so richtet er sich mit dunkeln Gläsern, sowie ähnlichen naturforscherlichen Geräthen und freut sich, daß es dem menschlichen Geiste gelungen ist, mit einer merkwürdigen Genauigkeit die Erscheinung vorher zu berechnen. Es wird daher nicht uninteressant sein, einen Blick in die Vergangenheit zu thun und hier eine sogenannte Sonnenfinsterniß-Verordnung zu veröffentlichen.

Dem Landgrafen Friedrich II. „mit dem silbernen Bein“, unter dessen Regierung die Verordnung publicirt wurde, soll durchaus kein Vorwurf deßhalb gemacht werden. Ein Mann, der sonst in Vielem über seinen Zeitgenossen erhaben stand, ein Fürst, der nicht allein das Beste und Mögliche für unser engeres Vaterland zu erreichen suchte, sondern auch dem großen deutschen Vaterlande seine Kräfte mit schönstem Erfolge widmete, ein so toleranter und aufgeklärter Kopf vermochte sich trotzdem nicht frei zu machen von dem allgemeinen Aberglauben und mußte den Anschauungen seiner Zeit Rechnung tragen.

Die erwähnte Verordnung lassen wir hier, dem Original entnommen, wörtlich folgen:

„Sept. 1699. —

„Demnach Se. Hochfürstl. Durchlaucht berichtet worden, daß am negstkünfftigen Mittwochen wird sein der 13/23 Septemb. Vmb 10 Uhr eine gahr gefährliche finsternus sein soll, alß haben Se. Hochfürstl. Dl. alß ein rechter Landevatter auch für ihre Unterthanen hierin sorgen vnd ihnen andeuten laßen wollen daß Sie ihr Vieh den tag zu Vor, vnd etliche tage hernach zu Hause halten, vnd deßfalls das nöthig futter anschaffen, vnd der ställen thür vnd fenster wohl schließen die brunnen wohl bedecken, die keller vnd kornböden wohl versorgen sollen, damit vmb diese Zeit die böse lufft nicht einlogiere vnd eine böse infection anhaffte, weil solch große finsternus vnd aspecten stickhusten, schweren flüßen, schlag, jähenfällen, grassirende gifftige Fieber, ja pestilentzische Seuchen vnd gantz unbekante Krankheiten vnd der gleichen trohet, wornach sich dan ein jeder wird zu richten wißen, vnd hat ꝛc.

„Sigl. Homburg d 7 t Septembr 1699

„mutatis mutandis ahn H Hofprediger Richter u H Ober Pfarrer Winther.“

Frankfurter Theater.

Herr Walter als George Brown und Tamino.

Wer erinnert sich nicht des außerordentlichen Erfolges, den das Gastspiel des Herrn Walter vor, wenn wir nicht irren, vier Jahren hatte? Alles wollte ihn hören und bewundern, zumeist die Frauen, zwischen denen und den Herren Tenoristen von jeher eine wundersame Wechselbeziehung stattfindet. Damals hatte überdieß nicht nur der gefeierte Gast, sondern auch die Theaterkasse gute Geschäfte gemacht. Nichts lag daher näher, als die Erwartung, das nächste Jahr werde ein wiederholtes Gastspiel bringen. Aber weder das nächste, noch das zweitnächste brachte es; erst der neuesten Zeit war die Erfüllung des allgemeinen Wunsches vorbehalten.

Das dießmalige Gastspiel hätte Mittwoch, den 20. Mai, beginnen sollen; aber eine Unpäßlichkeit des verehrten Gastes verhinderte dieß. Demnach trat er erst Freitag, den 22., und zwar als Georges Brown in Boildieu's reizender Oper: „Die weiße Frau“ zum ersten Male auf. Trotz des ungewöhnlich heißen Tages hatte sich ein zahlreiches Publikum eingefunden, das den Künstler sehr freundlich empfing und seiner schönen Leistung großen Beifall spendete. Wenn dieser nicht ganz auf derselben Höhe, wie bei dem früheren Gastspiele stand, so lag die Ursache hievon nur darin, daß die obenerwähnte Unpäßlichkeit noch nicht ganz überwunden war, ein Umstand, der bei dem ohnehin etwas dunklen Tonansatze um so mehr ins Gewicht fallen mußte. Daher kam es denn auch, daß die erste Arie: „Ha, welche Lust Soldat zu sein!“ nicht mit jenem fröhlichen Uebermuthe wiedergegeben werden konnte, der ihr zukommt. Erst im Verlaufe des Abends vermochte die Stimme sich allmälig, wenn auch nicht gänzlich, von der lästigen Fessel loszuringen. Deßhalb waren auch der reizende Vortrag der großen Arie: „Komm, o holde Dame“, das darauffolgende Duett mit Anna und die Leistung im letzten Acte von ungleich größerer Wirkung. Die Auffassung der Rolle weicht in so ferne von der seit Roger herkömmlichen ab, als sie weniger auf chevalereskem Grunde beruht, sondern vielmehr die einfach-natürliche Seite derselben in den Vordergrund treten läßt. Als Begründung hiefür läßt sich allerdings anführen, daß Georges Brown ein in untergeordneten Verhältnissen aufgewachsener Soldat und Schotte ist, der weder von seiner hohen Abkunft eine Ahnung hatte, noch mit den Gesetzen der französischen Chevalerie bekannt gewesen sein mochte. Erst Montags, am zweiten Abende seines Auftretens, als Tamino glänzte Herr Walter in vollem ungetrübtem Besitze seiner künstlerisch so bedeutenden Mittel und wußte seine Leistung zu einer wirklich hervorragenden zu gestalten. Wir vermöchten keinen Sängernamen der Neuzeit zu nennen, dessen Träger ihm in dieser Rolle den Rang streitig machen könnte. Schon der außerordentlich schöne und tief-innige Vortrag der Bildniß-Arie läßt den wirklichen Künstler erkennen, dem es nicht bloß darum zu thun ist, durch das Aufgebot aller Stimmkraft sich Beifall zu erschreien, sondern der durch den Zauber ächten, wahren und gefühlvollen Gesanges sich die Herzen der Hörer zu eigen zu machen versteht. Wie wohl überdacht und ausdrucksvoll wiedergegeben war nicht das große Recitativ vor der Scene mit dem Sprecher, diese selbst und die darauffolgende Arie: „Wie stark ist nicht dein Zauberton!“ Wie höchst entsprechend und vortrefflich ausgeführt war da die Anwendung der Halbstimme und des Falsetts! Wir haben diese Stellen, als die bedeutendsten der ganzen Partie, besonders angeführt, ohne jedoch die Ausführung der übrigen dadurch etwa als minder gelungen bezeichnen zu wollen. Der Beifall des leider nicht zu zahlreich versammelten Publikums (das aufgehobene Abonnement und die furchtbare Sommerhitze sind wohl hieran Ursache) war ein höchst lebhafter, so recht vom Herzen kommender.

An demselben Abende gastirte zum zweiten Male Herr Birkinger als Sarastro. Auch dießmal bewies er wieder, daß er leidenschaftlose Rollen ruhig und verständig durchzuführen vermöge, aber auch, daß seine Stimme nicht die entsprechende Tiefe besitze. Nach der Arie: „In diesen heiligen Hallen“ wurde er gerufen.

Die Leistungen der Mitglieder unserer Bühne glauben wir nicht näher beleuchten zu müssen, da wir den Werth derselben gerade in diesen beiden Opern als hinlänglich bekannt voraussetzen.

Frankfurt, 26. Mai.

Die gestern Abend abgehaltene Generalversammlung der zoologischen Gesellschaft war die elfte und bezeichnete gleichzeitig den Abschluß der zehnjährigen Epoche, für welche die Gesellschaft ursprünglich constituirt war. Leider hat die allgemeine Verstimmung und Niedergeschlagenheit nicht verfehlt, auch auf die Ergebnisse des abgelaufenen Geschäftsjahres dieser Anstalt ihren nachtheiligen Einfluß zu üben, und so kommt es, daß der Verwaltungsrath noch nicht in der Lage ist, mit einem günstigen Ausweis vor die Versammlung zu treten, denn eine Mindereinnahme, wie die des verhängnißvollen Jahres 1866 von beiläufig 15,000 fl., ist sobald nicht verschmerzt und eingeholt, obgleich sich die finanzielle Lage gegen das Vorjahr einigermaßen gebessert hat. Die Gesammteinnahme belief sich auf 36,369 fl. 4 kr. oder um 1194 fl. mehr als im Jahre 1866. Daran participirt der Billetverkauf mit 18,843 fl. 48 kr., welcher sich mithin um 3449 fl. 18 kr. steigerte. Anders verhält es sich aber mit den Abonnementsgeldern, die nur 16,247 fl. oder gegen das Vorjahr ein Minus von 2530 fl. 30 kr. aufweisen. In Berücksichtigung dieser Verhältnisse wurde an die ausgetretenen Abonnenten eine Einladung gerichtet, der Gesellschaft wieder beizutreten, wie denn seit Beginn der Saison überhaupt wieder 56 Abonnenten eingeschrieben registrirt wurden. Der Garten wurde von 69,235 Personen besucht. Der Bau-Conto beträgt zur Zeit 86,000 fl. Die im Garten befindlichen 1133 Thierexemplare, 292 Species angehörend, repräsentiren einen Werth von 50,499 fl. 51 kr. Eine Vermehrung des Thierbestandes durch Ankäufe war nach der gegenwärtigen Lage der Verhältnisse nur in beschränkterem Maße möglich, doch war die Gesellschaft bestrebt, zunächst die Lücken auszufüllen, welche durch den Verkauf der Raubthiere und durch den unvermeidlichen Abgang in Folge von Todesfällen entstanden waren. Unter den neuen Acquisitionen stehen obenan ein Paar Ducker-Antilopen und ein Paar schwarzrückige Schakale. Außer diesen fanden noch 30 Erwerbungen statt. Als Zuchtergebniß sind 18 Thiere und verschiedenes Dammwild anzuführen. Durch Tod verlor der Garten 12 Thiere, darunter einen Löwen, zwei Rennthiere, zwei Mähnenhirsche 2c. Von den Thieren, welche bei Eröffnung des Gartens am 8. August 1858 angeschafft wurden, befinden sich noch 25 am Leben, nämlich 1 Anubis-Pavian, 1 Drill, 1 brauner Bär, 1 Eisbär, 1 Zebra, 1 Lama, 1 weißer Dammhirsch, 1 Steinadler, 2 Uhu, 1 blauer Ara, 2 rothe Ara, 1 Illigers-Ara, 1 Amazonen-Papagai, 1 rothhaubiger Cacadu, 1 neuholländischer Casuar, 1 Kronkranich, 1 Saatgans, 1 canadische Gans, 3 egyptische Gänse, 1 Mantelmöve und 1 Cormoran. Die Zeitschrift des zoologischen Gartens erfreut sich einer regen Theilnahme, doch sind die Opfer für dieselbe so erheblich (das zu deckende Deficit beläuft sich auf 700 fl.), daß der Verwaltungsrath Seitens der Versammlung beauftragt wurde, die Frage des Eingehens der Zeitschrift nach Ablauf der eingegangenen Verpflichtungen in Erwägung zu ziehen. Die aus dem Verwaltungsrath statutengemäß ausgetretenen Herren H. Mumm und Cohn-Speyer wurden wieder erwählt. Aus dem größeren Ausschuß traten aus die Herren C. A. Becker, L. Brentano, J. Reiß, A. Engelhard und E. Finger; durch den Tod Herr Dr. v. Qualta. An Stelle der beiden Letzteren wurden die Herren Michel und Schmidt-Holzmann erwählt.

Leipzig, 20. Mai.

Dieser Tage hatte die dritte Hauptprüfung im Conservatorium der Musik statt, die mit Mozart's Quintett für Streichinstrumente eröffnet wurde. Das Schumann'sche Trio für Pianoforte, Violine und Violoncell wurde gleichfalls, wie das „Leipziger Tageblatt“ vom 19. Mai erklärt, mit Geschmack vorgetragen. Für Ihre Gegend aber möchte folgende Bemerkung von Interesse sein, die wir wörtlich dem „Tageblatt“ entnehmen, um sowohl in Frankfurt auf den jungen Künstler aufmerksam zu machen, als in Darmstadt, wo er mit Erfolg die Gymnasialbildung absolvirte, die Ergebnisse seines Leipziger Studiums mitzutheilen: „Die Krone des Abends verdiente Herr August Scheuermann aus Birkenau, welcher durch den Vortrag des Präludiums und der Fuge in A-moll für Orgel von Joh. Seb. Bach, für Pianoforte bearbeitet von Fr. Liszt, und des Präludiums mit der Fuge in E-moll von F. Mendelssohn-Bartholdy zu erkennen gab, daß er bereits auf dem Boden des wahren Künstlerthums steht und für die Oeffentlichkeit wacker vorbereitet ist. Der weiche und doch kräftige Anschlag, die Sauberkeit in der Ausführung der Passagen, das verständnißvolle Hervorheben der Themen bei klarer Reproduction der einzelnen Stimmen im polyphonen Satze und die künstlerische Ruhe ohne Kälte des Ausdruckes sind Vorzüge, welche Herrn Scheuermann eigen sind und ihn in die Reihe der tüchtigen Pianisten stellen.“

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 27. Mai: Vorletzte Gastdarstellung des Kammersängers Herrn Walter vom k. k. Hofoperntheater in Wien: **Alessandro Stradella**, Oper in 3 Acten von Friedrich. Musik von Friedrich v. Flotow. Stradella: Herr Walter.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 148. Donnerstag, den 28. Mai 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Luciane blieb ganz bestürzt stehen, aber ohne zu zögern wandte sie sich rechts und nahm ihre Richtung auf das Eichenwäldchen zu.

Als sie sich demselben näherte, sah sie unter den ersten Bäumen einen schönen, mit einem weißen Filetnetz bedeckten Rappen stehen, der im Freien umherirrte, und fast gleichzeitig bemerkte sie etwas weiterhin den Herrn des Pferdes, der stehend mit großer Aufmerksamkeit einen Bauern anzuhören schien, der die Mütze in der Hand haltend mit ihm sprach.

Der Reiter kehrte Lucianen den Rücken, aber der Bauer wandte ihr das Gesicht zu, und sie erkannte ihn. Es war der Drescher Valentin Stenner.

Der Verdacht, der das junge Mädchen bewegte, verwandelte sich augenblicklich in Gewißheit. Der Reiter war der Baron von Wiesenhütten.

Sie bebte lebhaft zurück. Es war nicht möglich, durch das Eichengebüsch zu kommen, ohne bemerkt zu werden, und vielleicht hatte der Bauer sie sogar bereits erblickt. Wie kam es nur, daß dieser Mensch noch so nahe bei dem Meierhof war, und was hatte er dem Baron zu sagen.

Von tausenderlei Gedanken bestürmt, kehrte Luciane um. Jetzt schien es ihr am sichersten, durch das Elysium zu gehen. Aber jetzt war wirklich Gefahr in der Luft; der Feind war da, und sie fürchtete jeden Augenblick, ihn auf ihrem Wege erscheinen zu sehen. Nach und nach ging sie jedoch langsamer und schon wollte sie besiegt in den Johanneshof zurückkehren, als ein plötzlicher Gedanke ihr aufstieß.

Warum schickte Mildner sie allein und um diese Zeit nach Heidesheim, statt selber zu gehen, sie begleiten zu lassen, oder bis gegen Abend zu warten? Er wußte doch, daß das Elysium auf ihrem Wege lag, und welche Begegnung darin öfters stattgefunden hatte. Er wußte besonders, wie kritisch es bei dem jetzigen Stand des Streites war, Lucianen das Gebiet des Schlosses beschreiten zu lassen. Warum schickte er sie denn? War es nicht, um den Angriff herauszufordern, wie der Pfarrer sagen würde, um den Feind zu zwingen, seine Stellung zu demaskiren, und um auch sie zu zwingen, sich auszusprechen und ihren Fehler wieder gut zu machen.

Ja, ja, man stellte sie auf die Probe, man wollte wissen, ob ihre Entsagung von heute, oder ihr Wunsch von gestern tiefere Wurzel geschlagen hatte. Man wollte eine Bürgschaft für die Zukunft haben. Und wer konnte wissen, ob Mildner ihr nicht im Geheimen gefolgt war, ob er nicht irgendwo hinter einem Busche stand, bereit, jede Art von Gefahr von ihr zu entfernen, und keinen anderen Zweck habend, als den, sie zu beobachten.

„Du bist kein Kind mehr“, hatte er gesagt, „und wir setzen Vertrauen in Dich.“ — Nun, wenn Das ist, so wird Heiner-Adam mit mir zufrieden sein.“

Und sich freudig mit jener heiligen Kraft bewaffnend, in welche sie am Morgen eingeweiht worden war, schritt sie mit sicherem Schritte vorwärts.

Wie bereits erwähnt, schlängelte sich der Fußpfad durch dieses irdische Paradies, und bald erreichte Luciane die Stelle, an welcher sie täglich auszuruhen pflegte.

Ihr Herz schlug gewaltig, und wie immer, stand sie auch heute still.

Es war ein Asyl von wilder Schönheit, eine kleine Lichtung, welche junges Gebüsch von zarter Schattirung umgab, das balsamische Düfte aushauchte, und an einer Stelle, wo das Buschwerk eine Oeffnung hatte, sah man die dunkeln Schwarztannen des nahen Waldes. In dem Zwischenraum erhob sich eine Birke mit ihrem silberschimmerndem Stamm von schwarzen Ringen umgeben, und ihrem durchsichtigen Laube, das gleich Haaren von den Zweigen herabfiel.

In der Ferne hörte man das Murmeln der alten Tannen und Fichten, das wie Orgelklänge lautete.

Die Moosbank, auf welche sich Luciane niederzusetzen pflegte, war ihr noch durch ein Hollundergebüsch verborgen, worin sie halb versteckt war. Sie wand sich um das Gebüsch herum und fuhr mit einem lauten Schrei zurück.

Es saß Jemand auf dieser Bank, und dieser Jemand war der Baron von Wiesenhütten.

Obgleich sie es fast erwartet hatte, so machte doch der Anblick des ruhig dasitzenden Edelmannes, den sie kaum erst unter den Eichen gesehen hatte, einen sonderbaren Eindruck auf sie. Von diesem Augenblick an kam er ihr vor, wie ein übernatürliches Wesen, dem nicht auszuweichen sei.

Mit beengter Brust und niedergeschlagenen Augen blieb sie anfänglich regungslos stehen.

Nach dem ersten Augenblick einer gutgespielten Ueberraschung erhob sich der Edelmann und grüßte traurig und achtungsvoll.

Luciane sah sich gezwungen, seinen Gruß durch eine tiefe, zitternde Verbeugung zu erwidern.

„Verzeihung, liebe Jungfer“, sagte er, „ich war weit entfernt, zu vermuthen, daß Sie heute hieher kommen würde, daher habe ich es gewagt, mich auf Ihren Platz zu setzen.“

Während er sprach, rief das junge Mädchen durch eine gewaltsame Anstrengung jenen Muth in sich wach, den zu haben sie sich selbst gelobt hatte, und erwiderte langsam:

„Sie sagen, gnädiger Herr, daß Sie weit entfernt gewesen seien, mich heute hier zu erwarten.“

„Ja wohl“, erwiderte Wiesenhütten; „ist Sie nicht seit heute die Verlobte Mildners und bald seine Frau?“

„Wie, Das wissen Sie! — das wissen Sie schon? — Doch ich begreife; Valentin Stenner, den ich vorhin unter den Eichen bei Ihnen stehen sah, hat es Ihnen gesagt."

„Nun, ja", erwiderte er, „ich vermag nicht zu lügen; ja, der Valentin hat es mir gesagt, und während er mit mir sprach, sah er Sie auf dem Wege, und da eilte ich schnell durch das Gebüsch hierher, um Sie zu erwarten. — Ist Sie nun zufrieden gestellt, Jungfer? Wird Sie eben so aufrichtig sein, wie ich? Wird Sie eingestehen, daß Sie mich betrogen, gräulich betrogen hat?"

„Ich, gnädiger Herr, ich Sie betrogen?"

„Wie, während ich hier auf dieser Stelle ihr offenherzig mein ganzes Leben erzählte, während diese Bäume, dieser Himmel, diese Natur uns denselben Gedanken eingab, unser Geschmack übereinstimmte, unsere Herzen sich so wohl verstanden, daß ich glaubte — daß ich hoffte — denn Sie war aufrichtig, Luciane, ich las in Ihren Augen, und als ich Ihr unsere glänzenden Feste, unsere fröhlichen Gewohnheiten schilderte, hörte Sie mich eifrig an und sagte: O, wenn ich nur einen Tag lang alle diese Dinge genießen könnte! Und da hat die Gräfin und ich es unternommen, Ihr diesen Genuß zu verschaffen, und statt zu uns zu kommen, hat Sie sich unseren Feinden in die Arme geworfen. Heißt das nicht uns betrügen? Ja, es heißt mehr als Betrug, es heißt sein Spiel mit uns treiben. Das war wohl im Voraus so abgekartet, um noch einmal Diejenigen zu demüthigen, die Ihren Vater geliebt haben."

(Fortsetzung folgt.)

Die Geheimnisse der Schlösser.

1.

Die Eremitage.

(Schluß.)

Im Jahre 1743 führte Friedrich der Große einen Gast mit sich in die Eremitage, der seiner Schwester so recht paßte. Als der König seiner großen schlesischen Pläne halber die fränkischen Fürstenhöfe besuchte, ließ er ihn in der Eremitage zurück. Die Prinzen August Wilhelm von Preußen und Ferdinand von Braunschweig sind zugegen, aber Friederike Wilhelmine und ihr Schwarm von hübschen Hoffräuleins umringen den Götzen — Voltaire

Heiß brennt die Augustsonne, doch die dichten Lindenalleen lassen keine Strahlen durch. Die feine, geistreiche Fürstin und der glatte Franzose können ungescheut lustwandeln. Sie spenden sich gegenseitig Weihrauchwolken. Dem eiteln, zungengewandten, zweideutigen Manne behagt dieß Spiel und Friederike Wilhelmine berauscht sich an französischem „Esprit".

Die guten, alten, deutschen Namen sind jetzt beinahe aus dem Hofetat verschwunden, dafür kamen Riquet de Mirabeau, ein Verwandter des berühmten Volkstribunen, Montperny als Intendant der Schauspiele, und ein Marquis d'Adehmar sollte auf Voltaire's Empfehlung noch folgen. Indessen klopfte der verschriebene Höfling erst an alle Thüren in Frankreich, bevor er sich entschloß, zu den Barbaren in den Norden zu ziehen. Eine zur Gesellschafterin der Markgräfin bestimmte Französin bedankte sich für — die Verbannung.

Also der weibliche Hofstaat war gezwungener Maßen deutsch geblieben, den Voltaire-Cultus hinderte dieß nicht.

So zog denn der glänzende Haufe schäckernd dahin, am Ende jeder dunkeln Allee harrte eine andere Ueberraschung. Vexirwasserwerke bespritzten den Besucher, Muschelgrotten nahmen ihn auf, künstliche Felsen starrten ihm entgegen. Ein großes Theater im Freien begrüßte den Dichter.

Hierauf stiegen sie den Hügel hinab und traten in ein Bosquet; durch die Ruine eines Musentempels führte die Fürstin Voltaire in ihre eigene Einsiedelei. Nach niedlichem mit Majolica ausgestattetem Gemache gelangten sie in größern Raum. Da erblickte der entzückte Gast sein Bild, umgeben von Bayle, Decartes, Newton, Locke und Leibnitz. Nun spann sich subtil die Rede aus, daß man darüber beinahe das Mahl vergaß.

Zur Tafel begab sich die Gesellschaft ins Schloß zurück, einstöckig im Rusticalstyl aufgeführt. Den Eingang in die Gemächer der Markgräfin bildete ein kühler, hoher Saal mit dem Marmor des Fichtelgebirges bekleidet. Daran reihte sich ein Zimmer mit japanischem Holzwerk, das kostbare Geschenk des königlichen Bruders. Nachher kam der Musiksaal mit seinen grünen und weißen Marmorwänden, am Fries durch Bildnisse schöner fürstlicher Frauen geziert. Daneben, mit einem Fenster in den Garten schauend, das Cabinet, aus dunkelm Lacke traten natürliche Blumen hervor — hier schrieb Friederike Wilhelmine ihre Memoiren.

In der ihm homogenen Umgebung weilte Voltaire vierzehn Tage; in Vers, in Prosa pries er später den Bayreuther Aufenthalt. Seine eigenen Theaterstücke wurden ihm zu Ehren aufgeführt. Der Mont Parnasse kam in Contribution, Apollo und die neun Musen feierten den Gast mit Wort und Lied. Das waren die Feste der neuen Aebtissin — ob nicht die früheren gemüthlicher gewesen?

Die geistreiche Markgräfin und ihr philosophirender Verehrer wurden Beide von der Philosophie im Stiche gelassen, als der Ernst des Lebens an sie herantrat — die ächte mag es niemals gewesen sein!

Eine Lieblingshofdame raubte der Fürstin die Liebe ihres Gemahles und Friederike Wilhelmine weiß sich darüber nicht zu trösten. Später schlich ein gemeines Weib mit frechem Blicke und dem Stempel, den das Laster den Seinen aufdrückt, durch die Gänge der Eremitage.

Therese Immer ist es, die aus Casanova's Memoiren bekannte Venetianer Buhldirne. Das Theater bildet den Vorwand, um als Maitresse des Markgrafen Friedrich in Bayreuth zu leben.

Zu häuslichen Widerwärtigkeiten gesellten sich die ernste Sorge um Friedrich des Großen Kriegsglück. Jede Niederlage des Bruders war ein vernichtender Schlag für die Schwester, die in ihm ihres Hauses Glanz leidenschaftlich liebte.

In Colmar sahen sich Friederike Wilhelmine und Voltaire wieder, — elf Jahre mit vielem Elende lagen zwischen der heitern Zeit in der Eremitage und der Gegenwart. Des Preußenkönigs Gunst war dem Franzosen mittlerweile verloren gegangen, das eigene Vaterland stieß ihn aus; ein müder, alter Mann, der ein Asyl suchte, traf mit einer durch Krankheit und Kummer gebrochenen Frau zusammen.

Als sie sich so in die Augen schauten, war es eine Ehre für Voltaire, daß die seinen feucht wurden. Die Verwüstungen im Aussehen der Markgräfin entlockten ihm einen wahren, tiefgefühlten Schmerzensruf. Dessen schämt sich Voltaire freilich später wieder und versucht, die Rührung wegzuspotten.

Die Reise nach dem Süden brachte keine Heilung, den 14. October 1768 entschlief Friederike Wilhelmine und mit ihr schwanden die Tage des Glanzes für die Eremitage.

Wieder weitere elf Jahre erlischt die Linie Brandenburg-Bayreuth und das Land fällt an den Ansbacher Vetter.

Die Lustschlösser stehen verödet.

Nachdem der letzte Markgraf von Ansbach seine Regierung an Preußen abtrat, gebot der Statthalter Hardenberg über die Eremitage. Der Garten wird jetzt aus dem Altfranzösischen ins Eng-

lische übersetzt, die theuren Orangenbäumen der Markgräfin kommen unter den Hammer und 1 fl. 30 kr. geht für die schöneren Exemplare ein.

Etwas Pietät für die Schöpfungen der Ahnen würde uns weit interessantere Geschichte aufbewahren, als es die Folianten thun.

Auch ein Bild der gespenstischen weißen Frau enthält die Eremitage. Sie trägt Schäferinnencostüm und reicht ungefähr in die Zeit der galanten Markgräfin Sophie zurück. Im Anfange unseres Jahrhunderts befand sich in Diensten eines fränkischen Edelmannes eine historische Kammerjungfer, die sah dem Bilde auf der Eremitage auffallend ähnlich — sie hatte in ihren somnambülen Träumen stets mit der Erlösung der weißen Frau zu thun.

Im Bayreuther Schlosse ist ein doppelt so altes Gemälde, eine Frau in halbdunkler Tracht darstellend. Dem glich die angeblich mehrere Male beobachtete Erscheinung. Die Schloßverwalterin Schluter sollte zu der Nachkommenschaft eines illegitimen Bayreuther Fürstensprößlings gehören; — vielleicht erklärt dieß den Geisterspuk und die Aehnlichkeit mit dem Porträt?

Minutoli hat durch geschichtliche Forschung zu vollständiger Klarheit bewiesen, daß die Sage von der kindermordenden Gräfin Kunigunde oder Beatrix von Orlamünde in das Reich der Fabeln zu verweisen sei.

Die nüchternste Erklärung gibt Pöllnitz. Er behauptet, der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg habe beim Schloßbaue in Berlin eine alte Frau gezwungen, ihm ihr Haus abzulassen und diese dafür geschworen, ihn und seine Nachkommen zu quälen.

Im Jahre 1809 übernachtete General d'Espagne im Schlosse zu Bayreuth, man hörte Lärm in seinem Zimmer und er erschien den nächsten Tag verstört. Er behauptete, das berühmte Gespenst gesehen zu haben und nahm dieß als böses Omen auf. Wirklich mußte der General kurz darauf bei Aspern sein Leben lassen.

Drei Jahre später kam Napoleon selbst. Er verlangte Zimmer, die zu dem Spucke in keiner Beziehung stünden. Ueber Das, was der Kaiser sah oder zu sehen glaubte, hat er sich niemals geäußert, nur war er am Morgen sehr übler Laune und verweigerte, einen Blick auf das Porträt der weißen Frau zu werfen. In Bayreuth wollte er nie mehr übernachten.

Graf Münster der Schloßhauptmann, glaubte felsenfest an die Erscheinung und will sie mehrere Male selbst gehabt haben.

Die fränkischen Markgrafschaften wurden durch Napoleons Machtgebot bayerisch.

Haugwitz wehrte sich gegen die Abtretung und sagte: „Sire, c'est le berceau de la Prusse!“

„Bah!“ erwiderte der Kaiser, „quand on est grand on n'a plus besoin de berceau!“

Bayreuth ist nun zu einer unbedeutenden Provinzstadt herabgesunken, die zunehmende Centralisation hebt in Bayern, wie anderwärts, die Hauptstadt empor auf Kosten des Landes.

Selbst die weiße Frau hält es nicht mehr der Mühe werth, in dem verlassenen Fürstenschlosse einherzugehen.

Auf dem Wege von Bayreuth nach der Eremitage liegt das Rollwenzelhaus, bekannt geworden durch ein barockes Genie, welches dort alltäglich mächtig viel Bier zu trinken pflegte — Jean Paul!

Das Ziel eines genußreichen Spazierganges ist die Eremitage, ein höchst interessantes Gedenkbuch der Vergangenheit. In ihren grünen Irrgängen scheint die Zopfperiode wieder aufzuleben. Menschen wandelten hier, gewohnt, tändelnd und spielend ihre Tage abzuspinnen. Jedes kleine persönliche Interesse wurde historisch wichtig und erhielt sein Monument. Die geistreiche Markgräfin hatte im Parke einem Lieblingshunde ein Denkmal gesetzt: Chien de tombeau! Tombeau de chien! machte der Hofmarschall Graf Bulbus den wohlfeilen Witz.

An einer andern Stelle befindet sich eine Steintafel, darauf steht: „Albertine de Marwitz“ und unter dem Namen: „Mieux que sur la pierre ton souvenir est gravé dans mon coeur!“

Die Erinnerung galt dem nämlichen Hoffräulein, welches Friederike Wilhelmine so viel Kummer bereitete. Markgraf Friedrich gab seiner Liebe ungescheut Ausdruck und that es französisch, wie es im Geiste seiner Zeit lag.

Friedrich des Großen Schwester hatte glücklich den derben deutschen Fürstenhof verwelscht.

Die zur Eremitage gehörige Meierei nannte man „Mon Plaisir“. Der galante Ausruf eines preußischen Generals taufte sie später: „Sans Pareil!“

Der Koloß schlief eben damals noch, der heute „deutsche Nation“ heißt.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein Brief Kaiser Josephs II.) aus dem Jahre 1781 wirft genügend Beleuchtung auf die Gründe, warum der österreichische Adel und die Clerisei noch heute so übel auf den Kaiser zu sprechen sind. Es heißt in dem Briefe unter Anderem: „Die Vorurtheile, der Fanatismus, der Parteigeist, die geistige Knechtschaft müssen verschwinden und alle meine Unterthanen den Besitz ihrer natürlichen Rechte wieder erlangen. Das Mönchthum ist in Oesterreich zu einer unerträglichen Entwicklung gelangt; die Capitel und Klöster haben sich maßlos vermehrt. Nach gewissen Anordnungen, auf welche die Mönche sich berufen, würde die Regierung so zu sagen kein Recht auf ihre Person haben. Sie sind die selbstständigsten und gefährlichsten Bewohner des Landes, denn sie versuchen, alle bürgerlichen Gesetze zu umgehen und wenden sich fortwährend an den Oberpriester in Rom. Wenn ich den leeren Plunder der ascetischen Träumerei von meinen Hochschulen verbannt und den beschaulichen Geistlichen in einen Arbeiter verwandelt habe, so werden einige Personen der frommen Partei von meinen Reformen vielleicht anders reden. Meine Aufgabe ist eine schwierige, denn ich will das Heer der Mönche vermindern und diese Fraktion, vor deren geschorenen Köpfen das Volk mit Ehrfurcht niederkniet, und die sich eine Herrschaft über die Herzen des Pöbels erworben haben, gegen die es fast kein Gegengewicht gibt, in Menschen verwandeln. Leben Sie wohl! Wien im Februar 1781. Joseph.“

(Aus Paris.) Es bereiten sich, wie es scheint, für die Sommersaison Belustigungen vor, die bisher den Parisern noch gänzlich unbekannt waren: Wettrennen — aber nicht etwa Pferdewettrennen, das wäre nichts Neues, sondern menschliche Wettrennen. Es sind zu diesem Behufe bereits eine Anzahl arabischer Schnellläufer hier eingetroffen; „Rekass“ nennt man diese Leute in ihrem Lande. Bei den Nomadenstämmen des südlichen Algeriens übernehmen die „Rekass“ die Besorgung mündlicher und schriftlicher Depeschen; vor der Eroberung Algiers durch die Franzosen erstreckten sie ihre Functionen sogar bis an die Küsten des Meeres. Der „Rekass“ führt seine Mission stets im Trabe aus; um sich die Brust freier zu halten, umklammert er mit den Händen die beiden Enden eines Stockes, den er sich horizontal hinter den Hals legt. Er führt keine andere Provision bei sich, als ein paar Dutzend Datteln, und trägt kein anderes Kleidungsstück, als eine leichte Badehose; zum Ueberfluß besitzt er wohl auch noch ein Paar Sandalen, die er jedoch nur anlegt, wenn der Wüstensand durch die Hitze glühend geworden ist. Unterwegs verliert der „Rekass“ so wenig Zeit als möglich. Wenn er Athem schöpfen muß, bleibt er stehen, zählt 60 Athemzüge und trabt dann weiter; er schläft nur

2 oder 3 Stunden auf 24; um dem Schlafe nicht zu lange nachzugeben, bindet sich der „Rekaff" ein Strickende an den Fuß und zündet es an; der Strick brennt langsam, ist er niedergebrannt, so berührt natürlich das Feuer den Fuß des Schläfers, und der dadurch verursachte Schmerz benachrichtigt ihn, daß es Zeit zum Aufbruch ist. Ein sonderbarer Wecker, der aber zuverlässiger erscheint, als alle Weckuhren der Welt.

(Aus einem Musikalien-Catalog.) Nachstehende Lieder fanden sich mit Angabe des Preises also annoncirt: Ich bin ein freier Mann und singe für 5 Sgr. — Aennchen von Tharau 4händig. — Es waren einmal zwei Schwestern für gemischten Chor. — Auf, tapfere Brüder, sammelt Euch 7½ Sgr. — Der Feind ist da, die Schlacht beginnt mit Violin-Begleitung. — Fordere Niemand 2½ Sgr. — Gott erhalte Franz den Kaiser 4stimmig. — Einsam bin ich doppelchörig. — Was ist des Deutschen Vaterland? Gemischter Chor. — 's ist Alles eins, ob ich Geld hab' oder 5 Sgr. — Blaue Aeuglein sind gefährlich für Streich-Instrumente. — Drei muntere Burschen saßen 8händig für 2 Pianofortes eingerichtet. — Bekränzt mit Laub für 4 Männerstimmen. — Was klappert am Dach mit Guitarre. — Gieb, blanker Bruder, gieb mir Wein für vollständiges Orchester. — Im kühlen Keller sitz ich hier Solo mit Viola. — Fünfmalhunderttausend Teufel für den Baß arrangirt.

Correspondenzen.

Von der Bergstraße, 24. Mai.

Das herrliche Maiwetter führt der reizenden Bergstraße wieder viele Fremde zu. Insbesondere wird auch das angenehme Birkenauer Thal sehr zahlreich besucht. Von dem freundlichen Städtchen Weinheim zieht es in vielen Windungen nach dem schön gelegenen Birkenau. Mit jedem Schritte bieten sich dem Freunde der Natur hier neue Schönheiten. Mit Bewunderung steht der Fremde vor den fast senkrecht aufsteigenden, ungeheuren Steinmassen und kolossalen Steinbrüchen, mit inniger Freude betrachtet er die Wasserfälle der munter dahinfließenden Weschnitz. Prächtige Mühlen mit freundlichen Gärten und Grasplätzen machen das Thal besonders angenehm. Aus dem grünen Gebüsch der Bergabhänge ertönt ein liebliches Concert von Nachtigallen, Amseln ꝛc. Der Rückweg von Birkenau über den „Wagenberg" oder die „Schwabsluft" bietet eine Aussicht nach der Rheinebene und dem Odenwald, die wahrhaft entzückend ist.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Generalversammlung der dramatischen Schriftsteller und Tondichter Wiens. Zur Gründung eines Vereins zum Schutze des literarischen Eigenthumsrechtes versammelten sich die dramatischen Schriftsteller und Tondichter Oesterreichs in Wien. Unter den circa dreißig Anwesenden befanden sich: Dr. Heinrich Laube, Dr. Mosenthal, v. Flotow, Joseph Weilen, E. v. Bauernfeld, L. Feldmann, Sigmund Schlesinger, C. Mautner, Arnold Hirsch, Poly Henrion, Braun-Braunthal, F. v. Suppé, Zeyß, Titl, Hopp, Sacher-Masoch, Eckard, Schneegans, Elmar, Bittner, Genée, Mirani und mehrere Andere. Um 7 Uhr eröffnete Dr. Mosenthal die Sitzung mit einer kurzen Ansprache, in welcher er Zweck und Interesse des neu zu gründenden Vereins auseinandersetzte und namentlich betonte, daß durch bestimmte Satzungen und Anforderungen den Directoren und Agenten gegenüber der bereits sprüchwörtlich gewordenen Misère der deutschen Autoren gesteuert werden solle und müsse. Laube beginnt nun die Verlesung des Statuten-Entwurfes. Nach jedem Paragraphen wird eine dießbezügliche Debatte eröffnet. Die beiden ersten Paragraphen werden schließlich in folgender Fassung angenommen: §. 1. Der Verein deutscher dramatischer Schriftsteller und Tondichter zum Schutze ihres literarischen Eigenthumsrechtes wird von den in Wien lebenden dramatischen Autoren gegründet und hat seinen Sitz in Wien. §. 2. Der Beitritt zu diesem Vereine steht jedem deutschen dramatischen Schriftsteller und Tondichter offen. Der §. 4, wonach jedes Mitglied verpflichtet sein soll, alle seine Werke nur durch den Verein zur Aufführung versenden zu lassen, ruft eine große, fast eine Stunde währende Debatte hervor. Nach der endgültigen Fassung des §. 4 hat jeder Autor das Recht, seine Werke auch direct versenden zu können, jedoch nicht unter dem vom Vereine systemisirten Tantièmensatz und unter der Bedingung, daß der Autor alle Honorare durch den Verein eincassiren lasse und dadurch die Procente der Vereinscasse nicht entgehen. In Bezug auf anonyme Stücke bestimmt §. 5: „Jedes Mitglied, welches ein Werk anonym veröffentlichen will, darf dieß direct ohne Vermittlung des Vereins, jedoch nur unter den statutenmäßigen Procentual-Gesetzen und mit der Verpflichtung thun, dem Vereine alle Vereins-Abgaben nachträglich zu ersetzen, sobald der Autor die Anonymität ablegt." Die interessanteste Debatte rief natürlich §. 6 hervor, welcher von Tantièmen und Honoraren handelt. Laube proponirt den Procentualsatz des Wiener Burgtheaters anzunehmen und zwar 10 Procent für ein Stück, welches den ganzen Abend spielt, 6 Procent für ein zwei- oder dreiactiges und 3 Procent für jedes einactige. Nach langen Kämpfen ward dieser Vorschlag angenommen. Hopp bittet, das Verhältniß zwischen Librettisten und Componisten zu ordnen. Laube: Das sind Privatverträge, in welche sich der Verein nicht mengen kann. Warum schließt man auch ungünstige Contracte ab!? Das provisorische Comite, welches die vollgiltige Redaction der Vereinsstatuten und deren Unterbreitung an die Regierung zu besorgen hat, besteht aus Laube, Flotow, Mosenthal als Ausschuß und Suppé und Mautner als Ersatzmänner. Hierauf wird die Sitzung geschlossen.

Leipzig, 25. Mai. Die Enthüllung der Kolossalbüste unseres Liedermeisters **Karl Zöllner**, am Saume der großen Wiese im Rosenthale, gegenüber der Gellertstatue, welche ebenso wie Zöllner's Büste von Knaur ausgeführt ist, erfolgte am gestrigen Vormittag unter reger Theilnahme aus Sängerkreisen und dem größeren Publikum. Ein ansehnlicher festlicher Zug, geleitet von Fahnen und Musik, ordnete sich um die Stelle des Denkmals; Zöllner's Morgengebet: „O wundersames, tiefes Schweigen", ward von Sängern unter Leitung des Universitätsmusiklehrers Dr. Langer gesungen und mußte an dieser Stelle und bei dieser Gelegenheit einen ganz besonderen Eindruck hervorbringen. Dr. Roderich Benedix, welcher die Weihrede übernommen hatte, hob namentlich den Standort des Denkmals, den Wald, hervor, dessen Pracht immer aufs neue wächst, grünt und blüht, in dessen Zweigen der frische Wind säuselt, der Sturm braust, der Donner kracht, den Wald, unter dessen Schutze aber auch das Lied der Nachtigall und der anderen gefiederten Sänger erschallt, begleitet von den Lebenszeichen der Bienen, der Käfer sowie der komischen Gesellen, der Frösche. In all' diesen Lauten vernehme der kunstbegabte Mann, der durch den Hain walle, das Gemüth, das Athmen und Wehen der Natur; sein Verständniß begeistere ihn dann zu künstlerischem Schaffen, er dichte dann selbst Lieder oder verleihe den Liedern ihre Gesangsweise. So habe auch Zöllner im frischen grünen Walde oft Begeisterung geschöpft; seine Melodieen aber seien freudig vom Volke erfaßt worden und hinausgetragen nach allen Himmelsgegenden. Redner übergab zum Schlusse das Denkmal in die Hand der Stadt, und Bürgermeister Dr. Koch nahm es mit schwungvollen Worten entgegen.

Darmstadt, 25. Mai. Die Altistin Fräulein Clara **Perl** von Frankfurt a. M. ist für die nächste Saison von unserer Hoftheaterdirection engagirt worden.

„Gaea" (Köln, E. H. Mayer) IV. 3. enthält den Schluß der wichtigen Abhandlung über die Wärme von J. Müller und der Erinnerung an die erste Weltumseglung von Lallemant; die Fortsetzung der Abhandlung über das Meer; Mohr, über die Einwirkung des Basaltes auf Glanzkohle; O. Buchner, die Glashütten von Venedig und Murano; unter den mannichfachen Miscellen mehrere über die Meteoriten.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 28. Mai. Zum ersten Male: **Die guten Freunde,** Lustspiel in 4 Acten. Nach Sardou's „Nos intimes" für die deutsche Bühne bearbeitet.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 171.)

Freitag, 29. Mai: Letzte Gastdarstellung des Kammersängers Herrn **Walter** vom k. k. Hofopernthater in Wien: **Die Hugenotten**, große Oper in 5 Acten, nach dem Französischen des Scribe von Castelli. Musik von Meyerbeer. Raoul: Herr **Walter**. — Marcel: Herr **Birkinger**.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 149. Freitag, den 29. Mai 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

„Gnädiger Herr, hören Sie mich an", sagte Luciane. „Eines Tages haben Sie mich angeredet, indem Sie von meinem Vater sprachen und von den Palästen und Prunksälen, worin er gelebt hatte, dann kamen Sie auf die Blumen, die Vögel, die Wälder, kurz, auf Alles zu sprechen, was ich liebe. Dann als Sie von sich sprachen — ich wollte sagen von der Gräfin — hörte ich Sie noch immer voll Vertrauen an. Ich habe Unrecht daran gethan, sehr Unrecht, das beweisen Sie mir jetzt. — Andere hatten es mir bereits bewiesen. Ich habe mein gläubiges Vertrauen bereut; Gott hat mich einen Augenblick erleuchtet, vielleicht zum Erstenmale."

„Und ist Sie denn auch gewiß, daß dieser augenblickliche Blitz, der Ihr zum Erstenmale leuchtete, aus Ihrem Gewissen kam, daß Sie selbst heute Morgen gedacht und gehandelt hat, daß nicht Andere Sie beeinflußt haben? Haben Jene, von Denen Sie spricht, die Macht gehabt, in einem Augenblick Ihr anderes Selbst, das mir so beständig erschienen ist, zu verwandeln?"

„Die, von Denen ich spreche, sind meine Freunde, meine Wohlthäter; ich glaube an sie, ich verehre sie von Kindheit an, und wenn mich Jemand auf Irrwege geführt hat, so . . ."

Luciane hielt ein.

„So bin ich es, nicht wahr?" fiel ihr Wiesenhütten, eine freudige Regung unterdrückend, in das Wort. „Aber als Sie von dem Johanneshofe sprach, so sprach Sie davon wie von einem Verbannungsorte, und das Leben dieser Freunde, dieser Wohlthäter, schien Ihr sehr einförmig. Ihre Derbheit verletzte, ihre Strenge ärgerte Sie, und besonders Mildner flößte Ihr eine Art Entsetzen ein. Als ich Sie einst lachend fragte, ob Sie ihn wohl zum Manne haben möchte, gebot Sie mir mit Schrecken, zu schweigen, ja Sie zitterte bei dem bloßen Gedanken daran. Wen hat Sie also diesen Morgen betrogen?"

Zum Aeußersten getrieben, verschanzte sich Luciane hinter ihre neue Religion.

„Nun denn", sagte sie, „ich habe mich früher selbst betrogen, aber heute habe ich aus freiem Antriebe gehandelt. — Ich war überzeugt, ruhig, glücklich. — Als der Vetter mich der Gräfin abtreten wollte, bat ich ihn, mich zu behalten. Als er glaubte, daß ich mich weigern würde, seine Frau zu werden, habe ich ihn zum Manne genommen. Der Herr Pfarrer hat uns vor dem Kruzifix, vor welchem ich täglich bete, mit einander verlobt — und jetzt fordern wir Sie heraus."

Wiesenhütten senkte den Kopf; er wurde bleich; Thränen traten in seine so stolzen und doch so sanften Augen.

„Es ist genug, Jungfer", sagte er mit bewegter Stimme, „glaubt Sie, daß von diesem Augenblicke an ich — das heißt die Gräfin, sich überwunden erklären wird, — daß sie jedem Anspruch entsagt?"

Außer Fassung gebracht durch diesen schnellen Sieg, glaubte Luciane, zu weit gegangen zu sein. Ein unwiderstehliches Mitleid, eine Art Reue bemächtigte sich ihrer.

„O gnädiger Herr, ich möchte Sie nicht betrübt haben", sagte sie zitternd, „und da Sie sagen, daß die Frau Gräfin allen Ansprüchen entsagt . . .

Luciane hielt ein.

Beide schwiegen mit niedergeschlagenen Augen, — dann hob Wiesenhütten an:

„Sie heirathet Mildner und wird einen braven Mann an ihm bekommen, Jungfer."

Glücklich, daß sie sich an das Bild ihres Verlobten festklammern konnte, und gerührt durch die zarte Art, womit es ihr vor die Augen gestellt wurde, faltete das junge Mädchen die Hände.

„O, nicht wahr?"

„Er ist ein ausgezeichneter Mensch, der fähig ist, wenn er will, sie hoch zu erheben, und all die feenhaften Träume, die Sie träumen kann, zu verwirklichen."

„Glauben Sie das wirklich, gnädiger Herr?" sagte sie, ihm näher tretend.

„Ja, ich glaube es. Mildner thut mir heute sehr wehe, aber ich lasse ihm Gerechtigkeit widerfahren."

„Das ist sehr großmüthig von Ihnen", sagte Luciane, indem sie die Augen wieder senkte.

Und da der Edelmann ihr die Hand bot, um sie zum Sitzen einzuladen, so nahm sie diese Hand, und aus Mitleid, aus Achtung, aus Dankbarkeit setzte sie sich an seine Seite.

Wiesenhütten fuhr fort:

„Sie ist besser als er, denn er hat mich heute Morgen sehr rauh angelassen. Mildner ist ein Schiffer, der durchaus gegen den Strom fahren will. Er behandelt Diejenigen, die abwärts fahren und zuweilen gerne landen möchten, als seine Feinde."

„O, gnädiger Herr, verzeihen Sie ihm."

„Sei Sie ruhig, künftige Frau Mildner", sprach der Edelmann mit großer Bitterkeit, „das Verzeihen ist bei uns eine alltägliche Sache. Sie gehört freilich zu den Unfehlbaren, zu den Unerbittlichen, und wird daher selbst nie der Nachsicht bedürfen. Aber sehe Sie, wir Leute von Stande, wir lassen unsere Herzen schlagen, und da wir viele Schwächen besitzen, so halten wir auch für Andere vielfaches Verzeihen in Bereitschaft. Bei uns glaubt man an das gutmüthige, liebevolle junge Mädchen, das eines Tags zu uns sagt: Ich gehöre zu Euch! — Man wird betrogen. — Sie rief uns mit dem Blick und stößt uns mit dem Fuß zurück. Man kann leiden, man kann sterben, aber man verzeiht."

Luciane fühlte sich wieder auf einem glatten Boden; aufgeregt und gleichzeitig gerührt, versuchte sie mit einem erzwungenen Lächeln zu sagen:

„Sie wollen doch wohl nicht von mir reden. Die Gräfin wird nicht daran sterben . . .“

Der Baron fiel ihr sogleich in das Wort:

„Wozu jetzt noch diese Lüge“, sagte er. „Die Gräfin ist gar nicht bei der Sache interessirt. Das wußte Sie wohl, Luciane. Sie hatte errathen, daß ich Sie liebe.“

Das junge Mädchen wollte sich erheben, aber Wiesenhütten hielt sie ohne Mühe im ersten Augenblick zurück. Das verhängnißvolle Wort überfiel sie entwaffnet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hölle.*)

Nicht nur in dem äußeren Glanze, der sie so viele Jahrhunderte umkleidete, auch an Innerlichkeit und herzergreifender Wirkung haben die christlichen Feste verloren. Es wäre thöricht, dafür die Werke und Worte einzelner Menschen, den Unglauben und die Philosophie verantwortlich zu machen. Die Stimmungen der Menschen, welche einst die Kirche emporgetragen, viel sicherer als die Engel, welche das heilige Haus nach Loretto trugen, ließen allmälig nach und erlahmten; dem Jenseits, das bisher allein alle tieferen Gedanken und höheren Interessen der Christen in Anspruch genommen, stellte sich gleichberechtigt die Natur, die Wirklichkeit gegenüber, ja es zeigte sich bald, daß sie viel wandlungsreicher und unerschöpflicher sei, als Himmel, Fegefeuer und Hölle, daß sie unmittelbarer und unabwendlicher auf das Leben einwirke, als der gigantische Schatten, welchen „das Drüben“ auf die Erde warf. Mit dieser Erkenntniß begann die große Veränderung der christlichen Religion; aus einer Sammlung dogmatischer Glaubenssätze wurde sie eine Morallehre. Noch so fest und scheinbar wandellos mag die Kirche auf ihren Dogmen bestehen, für das Leben besitzen dieselben keine Kraft mehr. Die Hälfte Derer, die selbst noch im gläubigen Sinne Weihnachten und Ostern andächtig begehen, sieht in dieser Feier eine historische Erinnerung, ein Dankopfer, einer unvergleichlich edlen und liebenswürdigen Persönlichkeit dargebracht, deren Charakter und Stellung in dem dogmatischen System vollständig für sie verblaßt und gleichgiltig geworden ist.

Den Angelpunkt des dogmatischen Christenthums hat von jeher die Auferstehung und deren beide Seiten, nach oben der Himmel, nach unten die Hölle, gebildet. Was ist das Jenseits? Der Versuch des menschlichen Gemüths, eine Ausgleichung für das Ungleiche im irdischen Leben zu finden. Schon den Barbaren, die eben erst aus der thierischen Wildheit zu menschenwürdigerem Dasein sich entwickelt, flößte der Tod einen geheimnißvollen Schauer und eine gewisse Ehrfurcht ein. Für die Leichen seiner Verwandten und Freunde bestimmte der Wilde einen besonderen, den innersten Raum seiner Höhle, um sie vor dem Zahn der Hyäne zu sichern. So in Amerika, Europa, Aegypten. Einmal mit dem Räthsel des Todes beschäftigt und immer wieder darauf zurückgeführt, mußten das Herz wie die Phantasie zugleich seine Lösung versuchen, sie befriedigten damit nur ihre eigenen Wünsche und Bedürfnisse. Aus dem Wesen des Todes heraus verknüpfte die Phantasie ohne Schwierigkeit die Vorstellungen der Dunkelheit und der Kälte mit ihm; wo eine Bestattung der Leichen stattfand, trat der Begriff der Tiefe hinzu: der Tod und mit ihm Alle, die er getroffen, wohnte im Westen, am Berg der Abendröthe, unter der Erde. Aber diese Arbeit der Phantasie befriedigte nicht alle Hoffnungen des Herzens, das sich vielleicht nach einem Wiedersehen mit einem geliebten Gestorbenen sehnte, in Träumen ihn erblickte und frühzeitig für sein Fortkommen in der Tiefe sorgte. Denn überall waren Götter und Geister. Amulette, kleine Geldstücke, Wasserkrüge, Gerstenkörner wurden dem Todten in das Grab vorsorglich mitgegeben. Mit dem Obolus sollte er die Fahrt über den Styx bezahlen, mit den Amuletten die Dämonen von sich fernhalten. War der Mensch erst so weit gekommen, so mußte gerade in den Nachdenklichsten die Frage auftauchen: welch Gesetz herrscht in der Tiefe, in der Welt der Schatten? Zu unbegreiflich ist das Geschick der Einzelnen auf Erden. Wenn auch zuweilen der Schuldige, der Uebermüthige von der rächenden Hand des Fatums getroffen wird, im Allgemeinen triumphirt der Böse über den Guten. Der Eine wird als Sklave, der Andere als König geboren. Ist dieß ein unabwendliches Gesetz? oder wird in irgend welcher Form nach dem Tode eine Ausgleichung dieser schrecklichen Mißverhältnisse und Leiden eintreten? Je unbekannter in den Anfangen der Civilisation Derjenige, der so im Nilthale, am Ufer des Ganges, auf den Bergen Baktriens philosophirte, mit dem Kreislauf des Lebens und der in ihm sich vollziehenden wunderbaren Auflösung der Dissonanzen der einzelnen Erscheinungen war, um so bereitwilliger setzte er die höchste und ewige Gerechtigkeit in das Jenseits. Irgendwo, irgend einmal will der denkende Mensch die Wahrheit, die Schönheit, die Gerechtigkeit in vollkommener Gestalt sehen; dieß ist das Gesetz des Denkens, von dem kein Weiser, kein Religionsstifter sich befreien kann. Buddha glaubte an keine Götter und lehrte keine, aber, o Ironie, zuletzt mußte er doch die Heiligkeit des vollendeten Büßers mit einem göttlichen Scheine umgeben. In welch tiefsinnigen und klangvollen Versen lädt uns Lucrez ein, nicht zu den Altären zu laufen, nicht die Hände zu den Göttern zu erheben, sondern Alles, den Wechsel der Erscheinungen, mit beruhigtem Geiste zu betrachten, und dennoch wird ihm der Wirbel der Materie zur Gottheit und auf die Kniee niederfallend ruft er den großen Pan an. In ein Jenseits also setzten schon die ältesten Weisen das Ideal der Gerechtigkeit; dort erhielten die Guten ihren Lohn, die Bösen ihre Strafe. Je sündhafter der Indier gelebt, in desto niedrigerer Gestalt wurde er wiedergeboren. Zur Zeit, als die Pyramiden bei Gizeh errichtet wurden, mußte die Seele des gestorbenen Aegypters vor dem Tribunal des Osiris und seiner zweiundvierzig Beisitzer die Prüfung auf der Wage der Wahrheit aushalten. Sehr scharf und bestimmt sind in diesen Anschauungen das Reich der Seligen und die Hölle geschieden. „Furchtbare Thiergestalten“, erzählt Brugsch nach den Aufzeichnungen der Papyrusrollen, „schreckenerregende Dämonen bedrohen den Ankömmling an der Pforte der Hölle, mächtige Schlangen und Drachen hindern seinen Weg, infernalische Pförtner in gräulichen Thiermasken fragen wachehaltend den Eintretenden nach seinem Namen und nach den Bezeichnungen der höllischen Pforte. Der Fromme, unter dem Schutze seiner Tugenden, sowie der Todtenrolle und Talismane, welche seiner Mumie beigesteckt sind, durchschreitet ohne Beben die schrecklichen Thore der Unterwelt und erreicht die Gefilde der Seligen, die Felder der blumigen Wiese Aaru, in welchen der Gott Horus die Heerden der Menschen als ein guter Hirt weidet“. Vorstellungen, welche sämmtlich aus dem ägyptischen Heidenthume in das Christenthum übergegangen, die siegreiche Wiedergeburt der Ideen bezeugen. An demselben Weltmorgen ließ Zoroaster, der Weise der Iranier, die guten und die bösen Geister um die Seele des Gestorbenen streiten. Drei Tage nach dem Tode kommen die Seelen der Todten bei Sonnenaufgang an die von Hunden bewachte Brücke Tschinvat an, welche zum Sitz der guten Götter, dem Lande der Lieder führt. Nun entbrennt ein heftiger Geisterkampf, die Dämonen fürchten den Geruch

*) Aus der Wiener „Presse“.

der reinen Seele und müssen ihr besiegt den Uebergang über die Brücke gestatten. Die kranken, grauenvollen Seelen aber ergreifen sie und schleudern sie gebunden hinab in die Finsterniß, an den Ort der Schlechten. Aus der erlöschenden Lehre Zoroaster's hat Mahomed die Brücke des Gerichts in die seine hinüber gerettet. Juden wie Griechen wurden von diesen persischen und ägyptischen Anschauungen berührt; allein das Jenseits gewann bei ihnen in der eigentlichen Volksreligion nicht den breiten Raum; nur zögernd nahmen die Juden das Dogma der Unsterblichkeit an; als Jesus in der Synagoge zu Kapernaum lehrte, gab es noch eine zahlreiche und angesehene Secte, die der Sadducäer, die, auf die Worte des Moses gestützt, das Fortleben der Seele läugnete.

Den Griechen malten ihre Dichter die Unterwelt phantastisch als ein Reich der Schatten aus, so wenig anziehend, daß der stolze Achilleus lieber als Knecht einem dürftigen Manne das Feld bestellen, als die gesammte Schaar der geschiedenen Todten beherrschen wollte. Den Aegyptern entlehnten sie den Höllenhund und die Höllenrichter, die Wiese Anuru wurde zur Asphodelos-Wiese, doch war ihre Phantasie zu heiter, zu schönheitstrunken, durch die mehr liebliche als schreckliche Natur ihres Landes nicht zu furchtbaren und gräßlichen Schöpfungen erregt, um sich in Erfindungen qualvoller Strafen der gestorbenen Sünder lange zu gefallen. Zwar schöpften die Danaiden ohne aufzuhören Wasser in ein Sieb, ewig vergeblich wälzte Sisyphus den tückischen Marmor zur Höhe des Berges, auf das schwingende Rad war Ixion geflochten und Tantalus streckte umsonst die Hand nach dem fruchtbeladenen Zweige; aber diese großen Sünder und Gottesfrevler abgerechnet, lebten die übrigen Schatten ein stilles, trauriges, doch schmerzloses Leben in Vergessenheit um den Thron Persephone's geschaart. Ernsthaft, wie die Aegypter, beschäftigten sich die Hellenen mit dem Tode nicht, nur in den Mysterien-Culten bildete das Jenseits einen wichtigen Bestandtheil der Lehre, der Betrachtung und phantastischer Vermuthungen.

(Schluß folgt.)

„Ein alter Schleswig-Holsteiner."

Der bekannte Pz-Correspondent der „Weser-Ztg." berichtet in sehr humoristischer Weise über das Festmahl des Zollparlaments zu Kiel:

„Wo das brennende Herz mit dem logischen Zusammenhange der Rede sich brouillirt, wo die Geschäftsordnung nicht stricte vorschreibt, daß immer nur ein Redner oder höchstens zwei zusammen sprechen sollen, wo die Bravos, die Ahas und Ohos die lauteste Stimme der parlamentarische Größen übertönen, die Hochs um so lauter schallen und bei der neuen Rede um so heftiger noch nachschallen, als man nicht immer genau weiß, wem das Hoch des letztes Toastes galt: da hat der Reporter einen schwierigen Stand. Im Anfange ging es noch leidlich. Vice-Admiral Jachmann forderte auf, auf das Wohl des Schirmherrn des norddeutschen Bundes, des Präsidenten des Zollvereins, des obersten Befehlshabers der Flotte zu trinken. Er erwähnte auch die verbündeten Regierungen, aber daß sie zu kurz kamen, wurde von den aufgeregten Gemüthern von der andern Seite des Mains wohl bemerkt. Graf Solms-Laubach, als Landratte, wie er sich ausdrückte, ließ die deutsche Flotte leben, die nicht eine bloß norddeutsche wäre, denn sie käme ganz Deutschland zu Gute. Oho! Der Rector Magnificus der Kieler Universität klirrt mit seinem Glase, um sich zum Worte zu melden. „Es wird einem alten Schleswig-Holsteiner gestattet sein . . ." Weiter kam er nicht, denn gleichzeitig sprach Professor Sepp aus München, und er hatte das Glück, in seiner Umgebung den Lärm niederzuschlagen, was dem Rector Magnificus mit seiner dünnen Stimme, die noch durch einen steifen, weit aus der weiten Kravatte hervorragenden Hemdenkragen geschwächt wurde, nicht gelang. Der bayerische Professor sprach von dem Obersten v. d. Tann, von dem Hammer, unter den die deutsche Flotte gekommen, wir Bayern haben keine Sondergelüste; Baseler Frieden, Bruderhand; wir können Preußen nicht entbehren, wir Bayern werden ihm nicht bloß gegen Frankreich, sondern auch gegen Rußland helfen; nicht bloß im Norden gibt es tüchtigen Matrosenschlag, bei Lissa haben Deutsche gesiegt, (Aha!), wir stehen zu Ihnen, aber stehen Sie auch zu uns, Allianz zwischen Preußen und Oesterreich, Krieg muß kommen, (Oho!), glorreicher Sieg, Jachmann hoch! Stürmisches Hoch folgte. Rector Magnificus: „Es wird einem alten Schleswig-Holsteiner . . . ." Präsident Dechend hat inzwischen das Wort. Er läßt auf das „Gedeihen und Blühe" des Bundesrathes, des Parlaments und des Zollvereins anstoßen. Rector Magnificus: „Es wird einem alten Schleswig . . . ." Hoch! hoch! nämlich das Comite der vereinigten Eisenbahnen, das mittlerweile von Waldeck in langer Rede gefeiert ist. Hessischer Bevollmächtigter Hofmann: „Wir Männer zanken uns (Bamberger'scher Antrag), es leben die Frauen. Hoch! hoch!" Aus anderen Regionen der Tafel schallt es gleich stürmisch: Hoch! denn eben hat gleichzeitig Professor Edel aus Würzburg diejenigen Redner leben lassen, die den Muth des Schweigens heute haben. Rector Magnificus: „Es wird einem alten . . ." Ruhe, Ruhe! Wer spricht? Prof. Hänel schüttet seinen deutschen Enthusiasmus aus. Hurrah hoch! Wen läßt er denn leben? Das Parlament? Nein. Bismark? Bewahre, er läßt die deutschen Stämme leben. Rector Magnificus: „Es wird einem . . ." Aber meine Herren", ruft der auf einen Stuhl gesprungene Graf Stolberg-Wernigerode aus, „so lassen Sie doch meinen politischen Antipoden Lasker auch zu Worte kommen." Lasker will sprechen. Die Capelle des Stabshautboisten der Stammdivision der Flotte der Ostsee spielt „Hab ich Dich nur allein", Lied von Gumbert. Musik stille! Lasker verherrlicht Moltke. Rector Magnificus: „Es wird . . ." Bravo! Bravo! Es gilt dem württembergischen Minister v. Linden, der sich freut, daß heute zum ersten Male die leidige Competenzfrage nicht auf das Tapet kommt. Gelächter. Graf Stolberg-Wernigerode, wieder auf dem Stuhle: Vincke-Olbendorf hat das Wort! Vincke macht vergebliche Versuche. Er verzichtet auf das Wort. Steinmetz übertönt mit mächtiger Stimme den Lärm: Die Ehre des norddeutschen Bundes for ever! Rector Magnificus: „Es . ." Die Musik spielt Chor der Zigeuner aus „Troubadour." Völk erzwingt sich wieder Aufmerksamkeit. Der Taumel der Begeisterung erreicht seinen Höhepunkt, denn Völk verspricht, mit seinen Brüdern aus dem Süden als Missionär für die deutsche Sache zurückzukehren. Linden spricht schon wieder: Steinmetz ist ein Mars, aber auch Mars hat die Liebe gekannt. Er citirt aus Arndt: Die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn! Schiller, Schiller, ruft die Versammlung. Rector Magnificus: „Es . ." Badischer Bevollmächtigter Kilian: Es lebe Bismarck! Scheel-Plessen: (Redner ist von der Journalistentribüne unverständlich). Unruh-Bomst macht Verse. Bei jedem Reime ruft das hohe Haus: Ha! Ha! Capitän zur See Held: Die Gäste aus dem Süden sollen leben! Rector Magnificus, der während der ganzen Mahlzeit gestanden hat, mit dem Glase in der Hand und dem Toaste im Herzen, setzt sich und verzichtet auf das Wort."

Mannichfaltigkeiten.

(Capitan Faulkner,) der erst vor Kurzem aus dem Innern Afrikas zurückgekehrt ist, hat in Dublin bereits eine neue Afrika-Expedition ausgerüstet, um den See Nyassa einer genauen Er-

forschung zu unterwerfen, als dieß der Livingstone-Expedition im September vorigen Jahres möglich war. Die nöthigen Arrangements sind schon alle getroffen, und werden die Reisenden sich am 9. Juni in Southampton nach Natal einschiffen. Außer Capitän Faulkner nehmen Capitän Norman, Capitän Casement, Capitän Gubbins und Herr Perrin, ein Ingenieur, an dem Unternehmen Theil. Eine eigens zu diesem Zwecke gebaute, hübsche, kleine Dampf-Yacht lief unlängst vom Stapel. Von Natal soll die Reise bis zur Mündung des Zambesi zu Schiff zurückgelegt werden, um dann den von der Livingstone-Expedition eingeschlagenen Weg zu verfolgen und die Erforschung des Nyassa an dem Punkte aufzunehmen, wo die letzten Nachrichten von Livingstone eingetroffen waren.

(Aus Peking) trifft die Nachricht ein, daß der 27. März als der Tag bestimmt war, an welchem für den jungen vierzehnjährigen Kaiser eine Frau gewählt werden sollte. Nicht weniger als 120 chinesische Jungfräulein zwischen 10 bis 19 Jahren begaben sich am Abend zuvor in den kaiserlichen Palast als Candidatinnen für diese hohe Ehre; aber nur sieben davon wurden für eine genauere Besichtigung zurückbehalten. Nach chinesischer Sitte entscheidet die Kaiserin-Wittwe, aber der kaiserliche Bräutigam hat das Recht, früher die Candidatin zu sehen. Bis heute ist noch nichts Näheres darüber bekannt, wer die Glückliche war, welche die Wahl getroffen; erst die nächste Post wird über dieses glückliche Familien-Ereigniß Bestimmtes bringen.

Correspondenzen.

Aus dem Breisgau, 22. Mai.

Nach einem langen, langen Winter, wie wir ihn schon seit Jahren nicht mehr erlebt haben, erfreut uns der Wonnemonat Mai mit anhaltend herrlicher Witterung. Die Ueppigkeit der Vegetation, welche sich auf unseren Bergen und in unseren Thälern so vortrefflich zeigt, scheint ihren Einfluß auch auf die Reiselust auszuüben. Wie noch nie vorher, so sehen wir jetzt schon Touristen aller Länder ihren Weg einschlagen durch unseren eigenthümlich schönen und anziehenden Schwarzwald nach der majestätischen Schweizergegend. Auffallend ist die seit einigen Jahren erhöhte Frequenz des Schwarzwaldes, des Vestibulums von Helvetien. Aber nicht nur zum raschen Durchwandern wählt sich der Reisende diese Gegend, nein, auch zu längerem Aufenthalt bestimmt ihn die reine, der Gesundheit zuträgliche Luft. Was wir hier schreiben, ist keine Reclame. Wir erwähnen nur Baden-Baden, die Renchbäder, Triberg mit seinem Wasserfall, das fischreiche Elzthal mit dem industriellen Städtchen Waldkirch, das lachende Freiburg — die Perle des Breisgaues —, das Höllenthal, den Titisee, Schluchsee das wild-romantisch gelegene St. Blasien, die naheliegende, durch fünf Tunnels führende Albthalstraße, das in kurzer Zeit zu erreichende Werra-, Wiesen- und Münsterthal mit den gewerbreichen Orten Lörrach, Schopfheim, Schönau, Zell und Todtnau und erst jetzt zeigen sich die Riesen unserer Gegend, der Kandel, der Feldberg, der Balchen und der Blauen, alle vier wetteifernd in Bezug auf Fernsicht und malerische Punkte ihrer näheren Umgebung. Das von Justinus Kerner so schön besungene Badenweiler ist zu sehr bekannt, denn davon zeugt der jetzt schon vorhandene Besuch dieses durch seine Thermen wie durch sein Klima immer mehr bekannt werdender Badeort. Der Tourist wird in dieser Gegend überall freundliche Aufnahme und genaue Auskunft über die Gegend erhalten.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Newyork, 1. Mai. Fanny Janauschek hat nicht nur auf ihrer Tour im Westen gute Geschäfte gemacht, sondern auch bei ihren letzten fünf Abschiedsvorstellungen in der großen Academy of Music volle Häuser gezogen. Eine ihrer letzten Rollen und neben Medea und Deborah ihr größter Erfolg war die Titelrolle in der Racine-Schiller'schen „Phädra", in welcher sie ihre großartige Begabung für die leidenschaftliche Tragik zur vollen Geltung bringen kann. Die mit der von ihr engagirten Gesellschaft abgeschlossenen Contracte liefen mit vorigem Monat ab und wurden nicht erneuert. Sie selbst wird in einigen Wochen nach Europa zurückkehren. — Frau Ristori, von Havanna mit Lorbeeren und Gold reich beladen, ist eben zu einem kurzen Gastspiele wieder hier.

Leipzig. Der Theaterdirector, Herr v. Witte, hat beim Rath um Entbindung von seinem Contracte nachgesucht und zwar nach Ablauf des ersten Jahres mit dem Erbieten, seinem Nachfolger das ihm gehörige Inventar unter den günstigsten Bedingungen zu überlassen.

Darmstadt. Die Nachricht, daß Fräulein Perl von Frankfurt a. M. von der hiesigen Theaterdirection für die nächste Saison engagirt worden sei, entbehrt, wie wir aus ganz sicherer Quelle mittheilen können, jeden Grundes.

Die Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts der Firma Brockhaus in Leipzig ist nach der langen Winterpause in würdiger und anziehender Weise wieder eröffnet worden. Wir erhalten nämlich eine Auswahl von Dichtungen des Malers Müller, der allerdings für die jetzige Welt ein verschollener Mann ist, aber es verdient, der Vergangenheit entrissen zu werden. Dieß Verdienst hat sich der Literar- und Kunsthistoriker Hermann Hettner erworben, der dazu ja ganz der rechte Mann war, da ja Friedrich Müller auch Dichter und Künstler zu gleicher Zeit gewesen ist. Dieß Doppelwesen ist es wohl eigentlich, das ihn nicht hat so hoch und weit kommen lassen, wie es die Natur mit ihm vorgehabt zu haben scheint. Lenz und Klinger werden viel mehr als er genannt, während Müller sie doch an dichterischer Begabung weit überragt. Durch äußere Verhältnisse zur Malerei getrieben, zersplitterte er seine Kräfte, ging mit 28 Jahren nach Rom (1778) und verlor nun überdieß das Verhältniß zur deutschen Literatur, und zwar gerade in ihrer mächtigsten Zeit, fast aus Auge und Hand. Nachdem er immer absonderlicher geworden war, starb er 1825 in Rom und wählte sich die Grabschrift: „Wenig gekannt und wenig geschätzt, hab' ich beim Wirken nach dem Wahren gestrebt, und mein höchster Genuß war die Erkenntniß des Schönen; ich hab' gelebt! Daß Fortuna mich nie geliebt, verzeih' ich ihr gern." — Hettner wählte aus Müllers Dichtungen die besten aus: einige mythologische Idyllen, Prachtstücke keckſten Humors und komischer Charakterzeichnung; eine kleine Zahl von Liedern und Balladen; das höchst seltsame Faustfragment; endlich die Dramen „Niobe" und „Golo und Genoveva", Dichtungen von wirklicher poetischer Bedeutung. — In einem anderen Bande der Bibliothek vereinigt Hettner die drei großen Dramen von Lessing und spricht dabei warme beherzigenswerthe Worte über die gebietende Stellung Lessing's in unserer Literatur. Ferner gibt Bibliothekar Köhler in Weimar den „Oberon" von Wieland neu heraus, mit werthvollen Mittheilungen über die Geschichte von Hüon von Bordeaux und das Verhältniß des Gedichtes zu demselben. — Auch von der **deutschen Nationalliteratur** des bibliographischen Instituts liegt eine Reihe von Lieferungen vor und zeugt von guter Ordnung und gutem Geschmack; denn obwohl die Bibliothek von einem Schriftsteller zum anderen abspringt, ist die Regelmäßigkeit streng gewahrt. Auch die Anordnung innerhalb der Bände ist geschickt. Die Lieferungen 12—14 enthalten die großen Goethe'schen Dramen vom „Götz" bis zur „natürlichen Tochter" als einen Band; 16—18 in gleicher Weise, von Schiller „Don Carlos", „Wallenstein" und „Maria Stuart". Soeben schließen sich hieran in fünf Lieferungen, auf zwei Bände vertheilt, die Werke von Heinrich von Kleist, vollständig. Beide Bibliotheken werden den besten Fortgang haben und verdienen ihn.

„Schubert-Album," neu revidirte Ausgabe (Leipzig, Peters) umfaßt die schöne Müllerin, die Winterreise, den Schwanengesang und 15 ausgewählte Lieder des herrlichen, der Kunstwelt nur zu früh entrissenen Tondichters. Die Zierlichkeit der Ausstattung empfiehlt dieses Werk zu Geschenken; viel mehr noch sein Inhalt, der uns seine Verbreitung namentlich auch im Gegensatze zu den Erzeugnissen eines verirrten Geschmackes in der Gegenwart wünschen läßt.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 29. Mai: Letzte Gastdarstellung des Kammersängers Herrn Walter vom k. k. Hofoperntheater in Wien: **Die Hugenotten**, große Oper in 5 Acten, nach dem Französischen des Scribe von Castelli. Musik von Meyerbeer. Raoul: Herr Walter. — Marcel: Herr Birkinger.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Litz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 150. Samstag, den 30. Mai 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

„Was fürchtet Sie denn?“ begann der Baron. „Wird Sie nicht das Weib Mildners, der ein starker und tugendhafter Mensch ist? Wird Sie es nicht aus freiem Willen? Habe ich Ihr nicht gesagt, daß ich Allem entsage? Weiß ich nicht, daß meine Narrheit Sie nicht angesteckt hat? — Ich spreche nur von mir, Luciane. — Ja, ich liebte Sie, das schwärmerische, reizende Mädchen, das ich eines Tages in dieser Einsamkeit fand. Dieser Ort spricht nur von Zärtlichkeit, und Sie hatte ihn gewählt; Ihre Augen, Ihre Stimme sucht das Herz. Ich hielt mich für unempfindlich, aber ich ward von Ihr eingenommen, wie ein Kind, das von Allem angeregt wird, und es schien mir, als ob Sie im Stillen, ganz im Geheimen, eben so fühltet, wie ich — und schon allein dieser Gedanke war ein so großes Glück, daß er mein ganzes Leben ausfüllte. O, was ich Ihr da sage, ist die Wahrheit, ich schwöre es Ihr.“

Und die Stimme, die tiefe Bewegung des Edelmannes bezeugten in der That die Aufrichtigkeit seiner Worte, und mit mehr Folgerichtigkeit, aber auch mit weniger Zurückhaltung hob er wieder an:

„Und ich liebte Sie nicht, wie Ihr Mildner, um Sie in eine Kammer einzuschließen, sondern um Sie aller Welt zu zeigen, und Sie von Allen angebetet zu sehen, wie ich Sie anbetete. Ich würde mir nicht angemaßt haben, Sie zu leiten und zu beherrschen, denn sie soll wissen, daß in Ihren Augen ein Strahl von Oben ist, vor dem Alle sich beugen sollen. Sie würde mit einem Wink über den ersten Ihrer Sclaven verfügt haben. Er würde alle seine Zeit, alle seine Triumphe, alle seine Freuden Ihr zu Füßen gelegt haben.“

„O genug — o, das ist zuviel“, rief Luciana, indem sie neuerdings, und zwar dießmal mit Entschlossenheit aufstand.

„Ja, es ist genug“, sagte er mit betrübter Stimme, indem auch er sich erhob, „denn ich habe einen Augenblick geglaubt, daß Alles nicht ein Traum sei. Furchtsam und bescheiden dachte ich daran, mich laut auszusprechen, mich Ihrer Sympathie zu versichern, um Ihre Hand zu werben.“

Luciane, die den Fuß bereits zum Fortgehen erhoben hatte, blieb erstarrt stehen.

„Was sagen Sie da?“ rief sie. „Sie wollten mich freien? Sie, ein Edelmann?“

Wiesenhütten erwiderte mit einem gewissen Unwillen:

„Ei, welche Idee hat man Ihr denn über sich selbst beigebracht? Ist Sie nicht die Tochter eines Mannes, der seine Adelstitel erobert hatte den sein Talent an verschiedene Höfe geführt hat? War Ihr Platz nicht hier im Schlosse, in Mitte der Freunde Ihres Vaters? Hat man sie nicht Denen gestohlen, zu welchen Sie gehört? Dieser Mann, der das bitterste Leid über mich bringt, dieser Mildner, beweist er nicht, daß er Sie von mir getrennt und sorgfältig bei den Seinigen erzogen hat, um desto sicherer Ihr Schicksal beherrschen zu können.“

„Ach!“ rief sie so schmerzlich, als ob sie mit einem glühenden Eisen berührt worden wäre.

„Ja“, fuhr er mit schneidendem Tone fort, „ja es ist so, ja, man hat unwürdige Kunstgriffe angewandt, hat Ihren guten Glauben irre geführt. Dieser Mildner ist ein duckmäuserischer, und dabei gewaltsamer Pedant. Was er Ihr einflößt, ist Haß und Furcht. Der Pfarrer Hilgert ist ein lustiger Narr, ein Feldpater, der die Religion nach Art der Dragoner behandelt. Er hat heute Morgen eine profane Komödie gespielt, aber ich werde ihn dafür seinem Erzbischof empfehlen.“

„Gnädiger Herr! gnädiger Herr Baron!“ unterbrach ihn das junge Mädchen ganz außer sich, „vorhin haben Sie ganz anders gesprochen.“

Statt aller Antwort warf sich Wiesenhütten zu Lucianens Füßen und ergriff ihre Hände.

„Luciane, Sie ist frei, hört Sie, frei. Ich liege vor Ihr auf den Knieen. Noch ist es Zeit, — komme, o komme Sie, — ich schwöre es, daß Sie meine Gemahlin werden soll. — Luciane, ich liebe Sie — das Schloß ist in der Nähe, — sprech Sie ein Wort, ein einziges — — O, dieser Augenblick, diese Gelegenheit ist für mich eine Entscheidung über Leben und Tod. — Luciane, Luciane, will Sie leben oder sterben?“

Nie ward ein unschuldigeres Herz von einer stärkeren Versuchung, von einer größeren Verlegenheit zerrissen. Diese ihr unbekannte feurige Sprache, diese Widersprüche, diese lebhaften Bewegungen theilten ihr ihre ephemere Flamme mit, die über aller Vernunft stand.

Luciane schwankte einen Augenblick, das war aber auch Alles. Der Schwur, den sie auf das Kruzifix abgelegt hatte, stand ihr noch zu nahe, und die beleidigenden Aeußerungen über Mildner und den Pfarrer klärten sie auf, indem sie sie empörten.

„Niemals! niemals!“ rief sie zurückweichend und zur Flucht bereit.

Außer sich, schritt der Baron auf sie zu.

„Sie wird nicht gehen, wird mich nicht verlassen. — — Ich liebe Dich — hörst Du es wohl, — ich will Dich nicht verlieren! ich will es nicht. — Dir zum Trotze sollst Du glücklich gemacht werden. — — Wir sind allein — ich werde Dich fortziehen — werde Dich in das Schloß tragen . . .“

Er streckte die Hand aus, um sie zu ergreifen.

Plötzlich aber ganz ruhig werdend, sah ihn Luciane kalt und mit Würde an.

„Sie haben soeben Ihr Werk ganz und gar zerstört", sagte sie. „Gott allein weiß jetzt, was ich für Sie empfunden haben mag, denn ich erinnere mich jetzt dessen nicht mehr. Reißen Sie mich meinetwegen fort, gnädiger Herr! tragen Sie mich auf das Schloß. Ich aber werde für Den, der mir eine solche Gewalt angethan, stets nur Haß und Verachtung haben."

Bei diesen Worten schwand die Exaltation des Edelmannes plötzlich, als ob sie weggeblasen worden wäre. Er bedeckte die Augen mit beiden Händen, und als er sie wieder wegzög, war sein Gesicht bleich und entstellt.

„Vergeb' Sie mir, Luciane! — Ach! man ist so, wenn man liebt — Sie sieht es — ein Wort von Ihr hat mich besiegt, bestraft — denn Sie liebt mich nicht — ich hatte das vergessen. — Leb' Sie wohl, Luciane! — aber laß Sie es sich gesagt sein, Sie wird nicht glücklich werden; bevor die Blätter von den Bäumen fallen, wird sie wieder hierher an diese Stelle kommen, und wird zugestehen, daß ich Recht hatte, daß ich aufrichtig war. Ich aber werde noch heute, noch in dieser Stunde abreisen, und Sie wird mich nicht wiedersehen."

„Sollte er wirklich aufrichtig sein?" sprach Luciane zu sich selbst, indem Sie dem Baron mit den Augen folgte, der sich entfernte, nachdem er sie traurig gegrüßt hatte, und der in dem Gebüsche verschwand, ohne sich noch einmal nach ihr umzusehen.

Voll trauriger Gedanken und in der marterndsten Ungewißheit, verfolgte sie nun den Weg nach Heidesheim.

Der Anblick ihrer Mutter erinnerte sie wenigstens an die von ihr getroffene Wahl, die nicht mehr rückgängig zu machen war.

Magdalene Werner vernahm mit Freude die große Neuigkeit. Sie ermuthigte sanft ihre Tochter, indem sie ihr mehr Glück versprach, als ihr selbst zu Theil geworden war.

Gegen Abend fand sich auch Mildner ein.

Luciane fürchtete diesen Augenblick. Wird er sie ausfragen, oder wird er durch sein Schweigen eingestehen, daß er ihr im Geheimen gefolgt war und sie belauscht hatte. Welch ein Gesicht würde er machen? Sollte sie ihm sagen, was vorgefallen war?

Doch als er kam, herrschte eine ruhige, tiefe Zufriedenheit in Mildners Zügen.

Er fragte das junge Mädchen nicht nur nichts, sondern er wich sogar zwei- bis dreimal ihren schüchternen Versuchen, ihn zu ihrem Vertrauten zu machen, geflissentlich aus.

Es war augenscheinlich, daß, wenn er sie belauscht hatte, er zufrieden mit Lucianen war, und jedenfalls wollte er nicht mehr an ihr zweifeln.

Luciane schwieg still.

Der gemeinsame Heimgang nach dem Johanneshof und die Vorbereitungen zur Hochzeit verwischten völlig den allzulebhaften Eindruck, den der Auftritt im Elysium auf sie gemacht hatte.

Vierzehn Tage darauf wurde die Ehe eingesegnet, und Luciane fügte sich in ihr Geschick, wenn nicht mit Freude, so doch mit ruhiger Heiterkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hölle.

(Schluß.)

Zur wahren Hölle, zu jener eigenthümlichen Vorstellung, die wir mit diesem Worte verbinden, machte erst das Christenthum diese unterirdische Welt der Schatten. So tief und mächtig war der Gegensatz seiner Anschauungen zur Wirklichkeit, daß sich schon in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens die Phantasie seiner Bekenner ausschließlich von der Natur ab dem Jenseits zuwendete. Mein Reich ist nicht von dieser Welt, hatte der Heiland gesagt. Die Erde war ein Jammerthal, drüben winkten die goldenen Zinnen des himmlischen Jerusalems. Die Wiederkehr Christi in den Wolken, der Weltuntergang, der Beginn des tausendjährigen Reichs wurden früh zu Glaubenssätzen, deren unmittelbare Verwirklichung die Gläubigen hoffnungsvoll oder zagend erwarteten. Wohl mußte der Zeitpunkt des jüngsten Tages immer weiter hinausgerückt werden, stets anders und entgegengesetzt wurden die Zeichen gedeutet, die sein Nahen verkündigen sollten; aber der Tag selbst, das Weltgericht, stand doch in greller Beleuchtung vor Allen. Es war gewiß, daß einst die Guten belohnt, die Schlechten gezüchtigt werden würden, und der Forscher darf nur die Eigenschaften der menschlichen Phantasie ins Auge fassen, um es erklärlich zu finden, daß der Garten der Seligen, die Stadt Gottes mit wenigen Strichen, der Ort der Qual dagegen mit einem Aufwand von Formen und Farben dargestellt wurden. Das Glück und die Ruhe sind einfach, ohne Wandel, die Strafe mannichfaltig, wechselvoll, wie die Sünde. Zu den Einzelheiten des Bildes entnahm freilich jeder Schilderer gewisse Erscheinungen der ihn umgebenden Wirklichkeit, aber diese Aenderung des Vordergrunds wandelte den dunkeln, düsteren, flammenhauchenden Hintergrund nicht um. Aus dem Dienste, welchen die Perser der Sonne und dem Feuer darbrachten, aus den alten Sagen und Cultstellen des feurigen Moloch, deren Trümmer noch zu Christi Zeiten in der Nähe von Jerusalem gezeigt wurden, entwickelte sich die Vorstellung von der strafenden und sühnenden Gewalt des Feuers; im Feuer zu brennen erschien nicht nur als die härteste Pein, sondern auch als eine wenigstens theilweise Entsühnung von der Schuld. In der Legende vom armen Lazarus schmachtete der Reiche im Feuer und bat den Armen, der im Schoße Abrahams selig ruhte, um einen Tropfen Thau von der Spitze seines Fingers. Wie ideal und luftig verschwommen ist diese Vorstellung gegenüber den groben, materialistischen Bildern der Hölle, die nur zu bald die Herzen der Christen ängstigen, erschüttern und verwildern sollten!

Eine andere, derbere und glühendere Phantasie, als die Christi, übernahm diese Arbeit; seltsam genug borgte sie ihre Schilderungen von dem Orte aller Gräuel, von dem Gegenstand des tiefsten Abscheus der Christen, dem heidnischen Theater. Tertullian lud die Gläubigen ein, die Qualen der Verdammten als das höchste und ergreifendste Schauspiel zu betrachten, das Gottes Allmacht ihnen darbieten könnte, gleichsam zum Ersatz für die irdischen Theatervorstellungen, die sie nicht besuchen durften. „Wie groß", ruft er begeistert aus, „wird dieß Theater sein! Wie werde ich anstaunen, lachen, mich freuen! Wie werde ich frohlocken, wenn ich so viele und so berühmte Könige, von denen es hieß, sie seien in den Himmel aufgestiegen mit Jupiter, ihrem Gotte, in der tiefsten Finsterniß der Hölle werde jammern sehen! Dann werden die Richter, die den Namen des Herrn verfolgt haben, in grausameren Flammen brennen, als jemals die waren, die sie selbst für Christi Bekenner angezündet hatten. Und die Philosophen, die so oft behauptet, daß es keine Seelen gäbe oder daß sie doch nicht in ihre früheren Leiber zurückkehren könnten, wie werden sie in glühendem Feuer roth werden vor ihren Schülern! Seht die Dichter angstvoll zagend nicht vor des Minos, sondern vor Christi Richterstuhl geschleppt! In ihrem eigenen Unglück werden die Tragödienspieler traurigere Rufe ausstoßen, als die, von denen sie einst die Bühne widerhallen ließen. Wie geschickt sind die Komiker durch das Feuer geworden, das ihnen die Glieder löst: Da kömmt der Wagenlenker des Circus daher, flammend im feurigen Wagen! Nicht von Speeren, sondern von Feuerspießen durchbohrt sinken die Gladiatoren. Auf seinem curulischen Sessel thront der Herr Jesus Christus. . . Verglichen mit solchen Schauspielen, mit Triumphen, wie diese, was kann ein Prätor oder Consul, ein Quästor oder Pontifex bie-

ten? Und sogar im gegenwärtigen Leben kann sie uns der Glaube nahe bringen, die Einbildung sie vor unsere Augen führen." In diesen Worten stecken, wie in einem entwicklungsreichen Kern, alle Bilder der mittelalterlichen Maler, Prediger und Dichter von der Hölle; noch mehr, hier ist die Wurzel jenes schrecklichen Gedankens, den der heilige Thomas von Aquino dahin ausspricht: „Die Seligen im Reiche des Himmels werden die Qualen der Verdammten schauen, damit ihnen ihre Glückseligkeit um so mehr gefalle."

Wenn die Kirche behauptet, daß die Aeußerungen der Materialisten ihr Herz zerreißen, was sollen wir von diesen Aussprüchen ihrer Heiligen sagen? Empören sie nicht jedes menschliche Gefühl tiefer, als die Meinung, daß der Tod ein ewiger Schlaf sei? Tertullian hatte es nicht nöthig, die Phantasie seiner Jünger und Leser noch besonders auf die Hölle zu richten, die ganze Stimmung der Zeit lenkte sie darauf. Wiederholt ging der Schauer des jüngsten Gerichts durch die Christenheit: bei der Zerstörung Jerusalems, in der Verfolgung des Diocletian, bei den Zügen Attila's, zur Zeit Otto's III., bei dem Beginn des ersten Kreuzzuges. Und in der Zwischenzeit bedrohten Meteore, Kometen, Hungersnoth und Pest die Aengstlichen. Alle Kanzeln hallten von Darstellungen der Hölle wider; war doch der Schrecken vor dem Jenseits der einzige Zügel gegen die Wildheit und Leidenschaft der Barbaren. Der Gesunde mochte in der Fülle seines Lebens, dem Bewußtsein seines Reichthums und seiner Kraft, diesen unsichtbaren Schrecknissen trotzen, sie ergriffen ihn um so sicherer auf dem Krankenbett. Die Unbarmherzigkeit der irdischen Strafen wurden noch von der Grausamkeit und Ewigkeit der jenseitigen übertroffen. In der Erfindung von Qualen ist keine Priesterschaft reicher und begabter gewesen, als die christliche. Die Bilder und Gesichte der Einsiedler und Mönche offenbaren nach dieser Hinsicht eine Gefühlshärte und Bosheit, daß die Vorschriften des Inquisitions-Tribunals und des Hexenhammers als durchaus natürliche, nothwendige Folgen dieser Anschauung, dieser Verrückung des Gehirns erscheinen. Da sie sich selbst mit Geißeln blutig schlugen, warum sollten sie es nicht den Anderen eben so thun? Die Dämonen, die sie in die Hölle setzten, waren in ihnen, die Fledermäuse, die sie umschwirrten, die Schatten, die während der Dämmerung mit ihnen durch den Kreuzgang schlüpften, wurden zu höllischen Heerschaaren. Groteskes und Widerliches, Riesiges und Kindisches mischte sich darin, wie in den Schilderungen der jüdischen Propheten. Der größte Blödsinn galt für höchste Offenbarung.

Wie gewaltig aber auch die Macht der Geistlichkeit über das Volk war, wie bald sie auch in der Furcht vor der Hölle das beste Werkzeug ihrer Herrschaft erkennen mochte, nie wären diese Vorstellungen zu solcher Ausbildung und Verbreitung gediehen, wenn die Rohheit und der Materialismus der Menge ihnen nicht zum fruchtbaren Boden gedient hätten. Die Gottesverehrung des Mittelalters streift hinter dem Schleier des Christenthums an den Fetischdienst: Bilder, heilige Knochen, Haare, Gewänder werden bis zur Anbetung verehrt. Alles wird sinnlich gefaßt, Christus ist ein gewaltiger König, ein strenger, fürchterlicher Gerichtsherr: so sitzt er noch auf dem Gemälde des Weltgerichts, das Michel Angelo in der Sixtina gemalt hat. Das Unfaßliche — die Gottheit, das Leben nach dem Tode — wurde in rohester Weise durch Skulptur und Malerei dem Volke sinnlich vermittelt. Teufelsfratzen, Thierungeheuer bedeckten in Stein und Holz das Aeußere seiner Kirchen, auf dem Teppich, der vor dem Altar lag, war der Triumph des Todes, das Fegefeuer oder der Sieg Michaels über Satan gestickt. Auf andern Bildern sahen sie die Seelen in der Schale der Wahrheit gewogen und die Teufel sich daran hängen, um sie nieder zu ziehen.

Je lächerlicher diese Darstellungen waren, um so leichter fanden sie in Kopf und Gemüth der Einfältigen Eingang. Von der Orgel herab scholl drommetentönig das dies irae, dies illa; ein bleicher Mann bestieg die Kanzel; seine Stimme, erst leise, wurde immer dröhnender, seine Gestalt hob sich, sein Gesicht glühte wie in Verzückungen, je tiefer er im Geiste die Leiter hinabstieg, die Gregor VII., als er noch Cardinal war, in die Schlünde der Hölle hatte hinabreichen sehen. Die Menschen, die an eine physische Seele, an eine Auferstehung des Fleisches glaubten, mußten natürlich auch die Strafe für physisch und materiell halten. Wie wäre es darum jenem Zeitalter, auch ohne den Druck, welchen die Priesterschaft ausübte, möglich gewesen, die Widersprüche aufzulösen, welche der Begriff der Hölle einschließt? Widersprüche, welche in einem philosophischeren Jahrhundert selbst die Stirn eines Leibnitz in Falten zogen!

Auch die Reformation vermochte dieß unterirdische Reich nicht zu stürzen. Jeder weiß, daß der Teufel sogar mit dem Doctor Luther seine Schülerstreiche trieb. Im Gegentheil, der Höllenglaube erstarkte in der frommen Wiedererweckung der Menschen. Loyola gebot seinen Jüngern, wenigstens einen Tag der Woche dem Nachdenken über die ewige Verdammniß zu widmen und Calvin erfand die Lehre von der absoluten Gnadenwahl Gottes. Die brennenden Ketzer und Hexen versinnlichten zugleich die Gewalt des Satans und der höllischen Strafen. Wenn wir uns jetzt mühsam an einem stillen Feiertage in jene finstern, abenteuerlichen, wildphantastischen Vorstellungen zurückversetzten, rechts der Höllenbreughel, links die Verlockungen des heiligen Antonius, und über allen Dante's Höllenkreise und Michel Angelo's Weltgericht sich vor uns aufbauen, wandelt unser Gedanke doch auch durch eine Welt voll Trümmer. Nicht eine Säule von der flammenden Stadt des Dis ist aufrecht geblieben. Die Pechteufel ziehen keinen armen Sünder mehr mit Widerhaken aus dem Schwefelpfuhl, in keinem Ofen wird mehr eine Magdalena geröstet, die leider kein Salböl für die Füße des Herrn hatte und ohne Reue starb.

Wie eine längst verschollene Geschichte klingen uns diese Legenden, Träume und Fieberphantasien.

Vor zehn Jahren hörte ich an einem lieblichen Maiabend einen Jesuiten in der Hedwigskirche zu Berlin dem gähnenden Publikum beweisen, daß die Hölle noch nicht ganz ausgebrannt sei; zum Zeugniß standen auf seinen gerötheten Wangen dicke Schweißtropfen; für ihn mag sie freilich noch immer brennen; es kann keinem Verständigen einfallen, das individuelle Behagen an der persönlichen Bekanntschaft mit dem Junker Satan stören zu wollen. Aber die Hölle — und das ist der Fortschritt — hat für die Christenheit aufgehört, die Völker erschreckt sie nicht mehr, von dem Staate kann sie nicht mehr die Fackel und das Schwert borgen. Denn so wesenlos ist jenes Reich der Qual, daß es den irdischen Scheiterhaufen brauchte, auf dem der Ketzer verbrannt wurde, um den seinigen anzustecken. Als der eine erlosch, fing die Flamme des andern trüber zu brennen an, die Fittige des Satans wurden immer kleiner, seine Erscheinungen auf Erden seltener. Er erfuhr das Schicksal aller Götter: die fortschreitende Logik mediatisirte ihn, dann wurde er zum Symbol und verlor seine Leibhaftigkeit, zuletzt trat das Verdämmern auch des Symbols ein. In dieser Periode der höllischen Geschichte befinden wir uns: noch ein Jahrhundert und selbst das Bild ist dahin, wie der sperberköpfige Horus für uns nicht mehr die Sonne bezeichnet und der bärbeißige Charon keinen geliebten Schatten mehr über den Acheron führt. Aus der Erde steigen die Dünste empor, die sich in uns zu Vorstellungen verdichten, als solche die Geschicke der Sterblichen mitleiten helfen, dann zu Träumen erblassen und als Nebel zur Erde wieder sinken, aus der sie gekommen.

Karl Frenzel.

Mannichfaltigkeiten.

(Billige Reisegelegenheit.) Die „Badische Landeszeitung“ schreibt aus Kehl, 20. Mai: „Eine Wette ganz eigenthümlicher Art hat kürzlich in Ungarn zwischen einigen Edelleuten stattgefunden, zu deren Ausführung Herr Michailowich gestern hier ankam, um seine Reise weiter fortzusetzen. Die Wette bestand in der Behauptung von Seiten des Herrn Michailowich gegen seine Gegner, daß die deutsche und französische Gastfreundschaft ebenso groß sei als die ungarische, und daß der wettende Parteimann, Herr Michailowich, es unternehmen wolle, von Pest nach Paris lediglich auf das Vertrauen der ihm zu gewährenden Gastfreundschaft zu reisen und weder für Unterhalt noch Reisekosten irgend eine Auslage machen müsse. Während den neunzehn Reisetage, welche Herr Michailowich nun bereits zurückgelegt hat, ist es ihm vollständig gelungen, auf verschiedenen Edelhöfen, in Klöstern, bei Gutsbesitzern, Privaten und Militärs die freundlichste Aufnahme und Weiterbeförderung zu finden. Von hier wurde derselbe nach Saverne und wie wir heute hören, von dort bereits nach Nancy bestens empfohlen, und so ist mit Gewißheit anzunehmen, daß der kleine Rest des Weges bis Paris unter ähnlichen Verhältnissen zurückgelegt, die Wette für Herrn Michailowich als gewonnen zu betrachten ist. Eigenthümlich und neu ist die Idee, von Pest nach Paris unter ganz unbekannten fremden Personen freie Reise auf Kosten der Gastfreundschaft zu finden; natürlich gehört dazu auch die einnehmende Persönlichkeit des Wettenden; einem Jeden möchten wir gleichen glücklichen Ausgang nicht in Aussicht stellen.“

(Geistesgegenwart.) Ein von Oberitalien kommender Bahnzug schwebte jüngst in gräßlicher Gefahr. Die Apenninenbahn zwischen Bologna und Pistoja hat häufig ein sehr starkes Gefäll (von 1 : 40), und so kam dieser Zug von 40 Wagen beim Herunterfahren plötzlich ins Laufen, so daß alle Versuche, zu bremsen, vergeblich waren und der Zug unaufhaltsam die Apenninen herabraste. Die Zugführer gaben alle Hoffnung auf und wiederholten fortwährend die Nothsignale. Da hatte ein Bahnwärter den guten Gedanken, mit kaltblütiger Entschlossenheit den Wechsel so zu stellen, daß der Zug nicht mehr in der ursprünglichen Richtung weiter konnte, sondern in eine Seitenbahn eingelenkt wurde, welche nach einem Steinbruch führt. Dadurch war der Zug gerettet.

Correspondenzen.

Offenbach, im Mai.

Das alte Schloß der Isenburger, eines der schönsten Denkmäler der Renaissance in Deutschland, welches sich hier in den Ufern des Stromes spiegelt, der Ihre und unsere Stadt verbindet, jenes Schloß, dem auch diese Blätter stets eine so wohlwollende Theilnahme erwiesen, hat neuerdings auch eine der Bedeutung des Baues würdige Aufnahme und Wiedergabe gefunden: in einem der letzten vorjährigen Hefte der Wiener „Allgemeinen Bauzeitung“ hat unser Landsmann, der junge Architect Wilhelm Manchot, ein Schüler Lübke's, sich durch Veröffentlichung einer Reihe von bildlich-architectonischen Darstellungen dieses Bauwerkes aufs Vortheilhafteste in seinen Beruf eingeführt und damit gleichsam „das Handwerk begrüßt.“ Auf Tafeln in Kupferstich gibt uns diese erste Monographie des Schlosses 1) einen Situationsplan, 2) Ansicht der Vorderseite, der prachtvollen Südfaçade, 3) und 4) die Loggien des Erdgeschosses und der beiden Stockwerke, 5) Eingangsthüre des südöstlichen Thurmes, 6) Details der Treppen &c. mit dem schönen Erker der Nordseite, 7) Ansicht dieser Letzteren und 8) Offenbach mit dem Schloß von der Stromseite nach Merians Aufnahme vom Jahre 1646, zur Vergleichung. Möge diese saubere und correcte Arbeit Manchots dem schönen Bau des ungenannten Meisters die erhöhte Theilnahme der Künstler und Touristen zuwenden. Bekanntlich hat Professor Burkhardt in Basel dieses Schloß, dessen Erbauung um das Jahr 1570 fällt, „eine der zierlichsten Renaissancebauten von ganz Deutschland“ genannt und Professor Lübke in der „Allgemeinen Zeitung“ dem noch verstärkend hinzugefügt: „Ja, an Feinheit und Grazie der Ausführung in den ornamentalen Theilen sucht es diesseits der Alpen seines Gleichen... Die Zartheit der Ornamentik übertrifft weitaus die des gleichzeitigen Otto-Heinrichsbaues in Heidelberg, dem sonst das Offenbacher Schloß am nächsten steht. Das Heidelberger Schloß hat etwas Heroisches; das Offenbacher Schloß ist eine anziehende Idylle in Stein. Es ist ein kleines Meisterstück von Grazie.“ — Wenn nun Manchot die seiner Arbeit beigegebenen kurzen Textesworte Ende October mit den Worten schloß: „Soeben, während des Schreibens dieser Zeilen, verkünden die Glocken den zu Birstein erfolgten Tod des seitherigen Fürsten Wolfgang Ernst III. von Isenburg; hoffentlich wird sein Nachfolger, welcher dem Schloß seiner Ahnen Interesse abgewonnen hat, wenn auch nicht für eine Restauration, so doch wenigstens für die Erhaltung der noch vorhandenen Ueberreste Sorge tragen.“ — so hat sich diese vielfach genährte und getheilte Hoffnung bis heute leider noch nicht erfüllt, und zur Erhaltung und Abwendung des Verfalls dieses herrlichen Baudenkmals geschieht, trotz der in unseren Mauern residirenden edlen Florentinerin auf dem Fürstenstuhl der Isenburger, deren Vorfahren einst diese Hallen aufgerichtet, beiläufig — gar Nichts! Und es ist auch leider gar nicht abzusehen, ob und wann jemals Etwas geschehen werde! Ein eigenthümliches Spiel des Zufalls hat es übrigens so gewollt, daß die beiden einzigen künstlerischen Momente unserer Industriestadt in diesem Baue zusammentreffen: in dem Isenburger Schlosse wohnt unser trefflicher Maler Leopold Bode von früher Jugendzeit an; sein Atelier hingegen befindet sich im Städel'schen Institut zu Frankfurt, dessen (Steinle's) Schüler er ist, und allwo sein neuestes, von der Gesellschaft für deutsche Kunst bestelltes Bild jetzt im Entstehen begriffen ist.

Literatur-Notizen.

Unter dem Titel **„Die norddeutschen Börsenpapiere“** ist im Verlage der Haude- und Spener'schen Buchhandlung (F. Weidling) in Berlin ein von A. Saling, Redacteur der „Berliner Börsenzeitung“ herausgegebener ausführlicher Commentar zu allen an der Berliner Börse Cours habenden in- und ausländischen Staats- und Prämien-Anleihen, Pfand- und Rentenbriefen, Bank-, Industrie- und Eisenbahn-Effecten erschienen. Zum Gebrauche für Verwaltungs-Bureaux, Capitalisten, Banquiers, Industrielle, Handlungsbeflissene &c. bestimmt, enthält das Buch sowohl für Laien berechnete einleitende Erklärungen über Cours- und Zinsenberechnung, Berechnung der fälligen Coupons, Fonds-Geschäfte, Börsenusancen, Report, Deport, Valuta-Differenz, Courtage, Provision, Berechnung der Disconto- und ausländischen Wechsel, Geld-, Gold- und Papiergeld-Sorten &c., wie im Haupttheil die wichtigsten gesetzlichen, statutarischen und vertragsmäßigen Bestimmungen, die finanziellen und Rentabilitäts-Verhältnisse der einzelnen Papiere (bei den Staatspapieren zugleich eine übersichtliche Darlegung der Finanzlage der betreffenden Staaten), ferner alle Daten über Grundcapital, Anleihen Appoints, Einzahlungen, die Emissionscourse der neueren Effecten, die genauesten Angaben über die Auszahlung der Zins-, Dividenden- und Abschlags-Dividendencoupons, alle Bestimmungen über Amortisation, die Verloosungs- und Rückzahlungstermine, die Art der Rückzahlung, die Dividenden der letzten zehn Jahre, die Coursschwankungen der letzten fünf Jahre, die Verloosungspläne der Lotterie-Anleihen, sowie außerdem die beim Handel jedes einzelnen Papiers zu beobachtenden Usancen (Coupon-Detachirung, Valuta-Differenz, abweichende Courtage, usancielle Zinsen), die Courserklärung und genaue Berechnung mit einem Beispiel zu jedem einzelnen Papiere, nebst einer Anleitung zur Berechnung, wie die von auswärts gemeldeten Course auf hier auskommen würden, &c. Das 30 Bogen starke, auf Schreib-Velin gedruckte Buch ist, in bequemem Taschenformat gebunden, zum Preise von zwei Thalern durch alle Buchhandlungen zu beziehen, und empfehlen wir dasselbe unseren Lesern hiermit angelegentlichst.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 30. Mai. Zum ersten Male wiederholt: **Die guten Freunde**, Lustspiel in 4 Acten. Nach Sardou's „Nos intimes“ für die deutsche Bühne bearbeitet.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 172.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kiz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 151. Sonntag, den 31. Mai 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

5.

Vier Monate waren vergangen. Man befand sich zu Ende Septembers und die schönen Buchen, welche die Gartenmauern des Jesuiten-Collegiums in der Schustergasse zu Mainz überragten, ließen bereits ihre Blätter auf die menschenleere Straße fallen. Wenn der Wind zu blasen begann, so wirbelte er diese Blätter auf den Pflastersteinen herum.

Dieser Gartenmauer gegenüber befand sich ein bescheiden aussehender Kaufladen, an dessen Außenseite hölzerne Gestelle standen, worauf Stücke Kattun, Baumwollenzeuge und Kamelotte in allen Farben aufgestapelt lagen. Selbst zwischen der Thüre stand ein solches Gestell, nur war es kleiner. Durch den engen Eingang gelangte man in einen langen, niedrigen und dunkeln Laden, der mit Waaren vollgestopft war. Links befand sich eine Theke, die eben so lang als der Laden war, und die sich in der Mitte durch ein zurückschlagbares Brett öffnete. Rechts erhob sich ein Pult, an dem man stehend schrieb.

Während des Tages strömten beständig Kunden in diesen Laden, doch gehörten sie meistens den geringen Ständen an, denn sie bestanden aus Bauern, Handwerkern und Schiffleuten, die hier ihre Einkäufe machten und dafür sehr mäßige Preise bezahlten.

Abends um 8 Uhr war selten mehr etwas zu thun, und zwei Ladendiener begannen dann, unter dem Beistand eines Hausknechts, die Waarengestelle herein zu schaffen, die Läden einzuhängen und die Thüre zu verschließen. Um 9 Uhr befestigte man das letzte Hängeschloß, die letzte Eisenstange, die Ladendiener gingen schlafen, und der Principal blieb mit seiner Frau allein, um, dem Gebrauche gemäß, die tägliche Rechnung abzuschließen.

Es hatte eben 8 Uhr auf dem Dom geschlagen. Ein junger Mann stand aufrecht vor dem Pult, eine junge Frau saß hinter der Theke; beide kehrten die Gesichter einander zu.

Man hatte jedem eine Lampe gebracht, die Ladendiener liefen thätig und schweigsam hin und her, indem sie Stücke Waaren abhingen, zusammenlegten und in die gehörigen Fächer ordneten.

Der Mann am Pult schrieb ohne einzuhalten, die Frau hinter der Theke war unbeschäftigt und starrte träumerisch in das Blaue. Sie saß so, daß sie einen der in dem Jesuitengarten stehenden Bäume sehen konnte, deren Blätter in der Luft herum flogen und bis in den Laden hineingeweht wurden; sie wandte ihren Blick nicht ab von dieser Richtung, und dieser Blick war niedergedrückt und tief-traurig. Weder das Hereinbringen der Lampe, die ein lebhaftes Licht warf, noch das Getriebe der Ladendiener um sie herum, noch die Dunkelheit, die außerhalb vollständig wurde, vermochte sie von dem entfernten Orte abzuziehen, wo ihre Gedanken weilten.

Jetzt schlug es halb 9 Uhr.

Der schreibende junge Mann erhob den Kopf, und seine Frau ansehend, sagte er sanft:

„Dein Vater, Luciane, hat sehr hübsche Sachen über das Fallen der Blätter geschrieben.“ Dann setzte er lächelnd hinzu: „Aber von der Buchführung hat er nichts verstanden.“

Luciane kam schnell zu sich selbst. Sie erröthete, ihre Augen füllten sich mit Thränen, und ohne sie auf ihren Mann zu richten, schlug sie ein Register auf, und begann das Journal in das Hauptbuch einzutragen.

Diese Beschäftigung dauerte eine halbe Stunde. Der Laden war zugeschlossen.

Die beiden Eheleute waren allein und es herrschte Stillschweigen. Luciane legte die Feder hin, stützte den Kopf in die Hand, und ihr Auge, das nicht mehr in die Straße blicken konnte, heftete sich schmerzlich auf ihren Mann, der noch immer mit seiner Correspondenz beschäftigt war.

Dieser fühlte wohl, daß er der Gegenstand der Aufmerksamkeit seiner Frau war, und er sagte immer gleich sanft und vertraulich, doch ohne den Kopf zu erheben:

„Willst Du nicht Deinen Cassenabschluß machen?“

Der Ton dieser Stimme war hinreichend, um abermals Thränen in die Augen der jungen Frau zu ziehen, doch auch jetzt gehorchte sie, ohne ein Wort zu sagen.

Sie schloß die in der Theke angebrachte Schublade auf und begann die Gulden, Kopfstücke und kleine Münze zu sortiren, aus welcher die Einnahme des Tages bestand.

Bald aber begannen die stärker strömenden Thränen ihr das Gesicht zu trüben. Nachdem sie mechanisch einige Stöße Geldstücke gezählt und aufgestapelt hatte, wühlten ihre Hände planlos in dem Gelde, mischten die Sorten wieder untereinander und ließen sie fallen, als ob ihr Gewicht von Blei gewesen wäre.

Mildner betrachtete sie einen Augenblick, dann sagte er halb wohlwollend, halb spöttisch:

„Kannst Du denn das Geld nicht lieb gewinnen? Das würde Dich der Menschheit näher bringen.“

„Nein, ich kann es nicht“, erwiderte sie niedergeschlagen, und das Gesicht mit ihrem Taschentuch bedeckend, warf sie sich in den Sessel zurück, auf dem sie saß.

Ohne ein Wort zu sagen, verließ Mildner seinen Platz, ging hinter die Theke und setzte sich auf einen Stuhl neben seine Frau, ohne daß sie es gewahr wurde.

„Was hast Du denn wieder, arme Schwärmerin, armes Kind eines Poeten?“ fragte er.

„Ich weiß es nicht — ich habe Dir nichts mehr zu sagen, — ich habe Dir Alles gesagt. Und dennoch, o mein Gott, leide

ich mehr als jemals — der Kummer tödtet mich — ich möchte todt sein."

Bei den Worten: „Ich habe Dir Alles gesagt!" war Mildner erbleicht und hatte die Stirne gerunzelt. Aber Luciane bemerkte es nicht, sie schaute vor sich nieder, während sie sprach, wie es die betrübten Leute zu thun pflegen, und er vermied es sichtlich, auf den ersten Theil ihrer Phrase eine Antwort zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Eine internationale Käferfrage. *)

Der Schade, welchen die Maikäfer und ihre Larven, „Engerlinge" genannt, in Garten, Feld und Wald jährlich anrichten, übersteigt alle Begriffe.

Ein paar Ziffern als Beleg.

Böhmen zählt 15 Millionen Obstbäume. Schätzen wir den Ertrag eines Baumes jährlich nur auf 1 fl. und den Maikäferschaden noch mäßiger, nur auf den dritten Theil des Gesammt-Ertrages, so würde der jährliche Schade sich schon bei den böhmischen Obstbäumen allein auf 5 Millionen Gulden belaufen.

Im Canton Bern wurden nach officiellen Ausweisen eine auf 625 Millionen berechnete Menge von Maikäfern und an 1500 Millionen Engerlinge in einem Jahre eingeliefert. Ein dortiger bewährter Naturforscher berechnete nun, wenn alle diese Käfer und Larven am Leben geblieben wären, die Zahl der Engerlinge in der Zwischenzeit bis zum nächsten Flugjahre sich um circa 64,000 Millionen vermehrt, die Zahl der Maikäfer aber sich verdreißigfacht haben würde. Da nun jeder Engerling bis zu seiner Entpuppung zwei Pfund Pflanzen-Nahrungsstoff verbraucht, so würden die gesammten Engerlinge nicht weniger als etwa 130,000 Millionen Pfund Pflanzen-Nahrungsstoff verbraucht haben. Erinnern wir uns, daß hier nur von einem einzigen Schweizer Canton die Rede ist, so wird man sich eine Vorstellung von der Höhe des Schadens machen können, den Engerlinge und Maikäfer unserer Boden-Production zuzufügen im Stande sind.

Fabelhaft sind die Verheerungen, welche während der letzten drei Jahre der Maikäfer und seine Larve in Frankreich angerichtet hat.

Der Ertrag der Zuckerrüben war für einige Gegenden (im Departement Seine-Inférieure) gleich Null. Das schöne, so frischgrüne Gras der Normandie bot für das Vieh meist nur eine welke Nahrung ohne Saft, und die des Laubes beraubten Bäume boten im Juni den traurigen Anblick des Winters dar. Ein amtlicher Bericht schätzt den Schaden im Jahre 1866 im Departement Seine-Inférieure auf mehr als 25 Millionen Francs. Und auch in einigen anderen Departements war der Schade so groß, daß mehrere Pächter sich durch diese Calamität berechtigt glaubten, den Pacht nur theilweise oder gar nicht entrichten zu dürfen.

Das Traurigste an der Sache aber ist, daß sich seit einer Reihe von Jahren Engerlinge und Maikäfer in erschreckender Weise vermehren, und noch trauriger ist es, daß an dieser Vermehrung Niemand mehr Schuld trägt, als die Herren Land- und Forstwirthe selbst. Der Engerling, wie der Maikäfer hat in der Natur seine Feinde. Da ist zuerst der Laufkäfer, ein fleischfressender Käfer, nach dessen Ansicht es keine größere Delicatesse gibt, als die Eingeweide eines Maikäfers. Grund genug für ihn, den Maikäfersport mit Vorliebe zu betreiben. Wald und Feld wimmeln um die Maikäferzeit von diesen unermüdlichen Jägern. Die Dienste, die sie dadurch dem Landmanne erweisen, sind unschätzbar.

Ein weit gefährlicherer Feind der Maikäfer ist der Maulwurf, dieser vielverkannte und verfolgte Freund des Landmannes, der unglaubliche Quantitäten „Engerlinge", die er zu seinen Leibgerichten zählt, alljährlich vernichtet.

Zahllose Maikäfer werden durch die insectenfressenden Vögel vernichtet, von denen jedoch die Eulen, Bussarde, Staare rc. jedenfalls die größten Verheerungen anrichten. In Maikäfer-Jahren sieht man übrigens fast alle Vögel und Säugethiere beständig mit dem Fang von Maikäfern beschäftigt. Die einen thun es ihm zu Leid, die andern sich zur Lust, denn wie es scheint nimmt der Maikäfer in der Gastronomie unserer Vögel und Säugethiere denselben Rang ein, wie bei den „Herren" und „Frauen" der Schöpfung die Auster.

Selbst ein so gewiegter Feinschmecker wie der schlaue Reinecke, der lieber auf das Dessert verzichtet, bevor er saure Trauben genießt, zieht im Wonnemonat fette Maikäfer jeder anderen Frühlings-Assiette entschieden vor. Forstmeister Wiese in Eldena erzählte vor einigen Jahren in den „Annalen", daß er in einem überreichen Maikäfer-Jahre einen Fuchs geschossen, der nicht weniger als eine halbe Metze Maikäfer im Magen hatte.

Während aber die Natur für den Menschen, um die Früchte seiner Arbeit zu schützen, aus den erbittertsten Feinden der schädlichen Insecten eine ebenso billige wie wirksame Flurpolizei organisirte, hat es unseren Land- und Forstwirthen Jahrzehnte lang beliebt, gegen diese ihre naturgemäßen und getreuesten Alliirten selbst ins Feld zu ziehen und sie schonungslos zu verfolgen.

Man verfolgte den Maulwurf, die Saatkrähe in oft sinn- und ruchloser Weise, und noch mehr die Singvögel. Nicht minder sinnlos wurde auf Raubvögel Jagd gemacht und in Böhmen allein wurden in einem der letzten Jahre nicht weniger als 25,000 Raubvögel geschossen.

Da hindert denn den Maikäfer freilich nichts, weiter sich ins Ungemessene zu vermehren und also ist für unsere Cultur eine neue Frage entstanden, die Maikäferfrage, welche in allen landwirthschaftlichen Journalen besprochen, in allen landwirthschaftlichen Versammlungen debattirt wird, die Sorge der Regierungen — — das heißt jener Regierungen, die sich um dergleichen Fragen kümmern — um eine neue vermehrt hat.

Schon hat sich die Gesetzgebung mehrerer vorgeschrittener Culturstaaten mit dieser Frage beschäftigt. In Preußen hat man zuerst vom verkehrten Wege wieder abzulenken gesucht, indem man die Pächter der fiscalischen Jagden der Verpflichtung, alljährlich eine bestimmte Anzahl Raubvögel abzuliefern, entledigte und Gesetze zum Schutze der Singvögel decretirte.

In der Sitzung des k. k. Landes-Oeconomie-Collegiums vom 3. März d. J. ist sogar bereits die Idee wegen Einleitung von Verhandlungen mit fremden Regierungen wegen Erlaß eines internationalen Gesetzes zum Schutze der Singvögel zur Sprache gekommen und wir wollen hoffen, daß die Verhandlungen der Diplomaten zum Schutze der Singvögel in Europa hier von günstigerem Erfolge begleitet sein mögen, wie die zum Schutze der Juden in Rumänien.

Auch in Frankreich wird die Frage in diesem Augenblicke bereits mit vieler Lebhaftigkeit debattirt und J. Reiset, der im Auftrage der Regierung im vorigen Jahre die Maikäferfrage studirte, hat in einer der letzten Sitzungen der französischen Akademie der Wissenschaften ein höchst interessantes Memoire darüber verlesen.

In Oesterreich aber hat unseres Wissens bis heute blos der böhmische Landtag ein Gesetz zum Schutze der Singvögel aus Anlaß der Maikäferfrage erlassen. Julius Hirsch.

*) Aus der „Neuen Fr. Presse".

Georg Egestorff.

Hannover trauert um einen seiner ausgezeichnetsten Söhne, um den größten Industriellen unserer Provinz, um einen unserer verdientesten Mitbürger, um Georg Egestorff, der, wie schon mitgetheilt, gestern Morgen um halb 5 Uhr nach langen schmerzlichen Leiden verschied. Wir nannten ihn den größten Industriellen Hannovers; ein Blick auf seine industriellen Unternehmungen wird genügen, diese Bezeichnung zu rechtfertigen. Georg Egestorff, 1802 geboren, trat schon in seinem 13. Lebensjahre seinem Vater Johann helfend zur Seite, der sich von einem Böttcher und Holzflößer durch eigene Thatkraft zu einem angesehenen Fabrikanten aufgeschwungen hatte, zunächst durch glückliche Ausbeutung des Kalkberges in Linden, durch Ziegelbrennereien, Holzhandel, dann, 1824, durch die Gründung einer, später freilich dem Schutzzolltarif zum Opfer gefallenen Zuckerfabrik und durch die Uebernahme von bedeutenden Kohlenbergwerken am Deister, bis zu welchen von der Chaussee nach Hameln ab eine eigene Egestorff'sche Landstraße erbaut wurde. Diese war bereits ein Werk Georg Egestorff's, ebenso die 1832 erstandene Saline Egestorff's Hall, die größte und ergiebigste Saline des Landes (300,000 Centner jährlich). Nach des Vaters Tode, 1835, wurde die Maschinenfabrik errichtet, die bereits über 350 Locomotiven geliefert hat, und die Eisengießerei, 1840 eine chemische Fabrik zur Erzeugung von Soda, Schwefelsäure, Chlorkalk &c., 1850 eine Cementfabrik, 1861 eine Zündhütchen- und eine Ultramarinfabrik. Tausende von Arbeitern sind in diesen Fabriken und Werken, den beredten Zeugen des unternehmenden Blickes und Geistes von Georg Egestorff, beschäftigt und Tausende von Arbeitern segnen das Andenken ihres einstigen fürsorglichen Brodherrn, des größten Industriellen Hannovers.

Auch das Land und die Stadt seiner Geburt gedenken seiner dankbar als eines ihrer verdientesten Bürger. Egestorff nahm an allen öffentlichen Angelegenheiten lebhaften, fördernden Antheil. Im politischen Leben gehörte er der liberalen Partei an, war dieser ein treuer, wenn auch öffentlich wenig hervortretender Genosse und hatte für sie und die nationale Sache, die sie vertrat, stets ein warmes, offenes Herz und eine offene — Hand. Seine Opferwilligkeit wurde nie vergebens in Anspruch genommen und entsprach den reichen Mitteln, die ihm zu Gebote standen. Für die Verwundeten im Krimkriege, für die schleswig-holsteinische Erhebung, für die schleswig-holsteinschen Offiziere, für nationalliberale Sammlungen und für zahlreiche andere ähnliche Zwecke zeichnete er namhafte, zum Theil sehr bedeutende Summen. Seine Freigebigkeit erstreckte sich auch auf andere Gebiete. Sie ließ sich nie lässig finden, wo es galt, Unternehmungen zu gemeinnützigen Zwecken, für das öffentliche Wohl, für das Wohl besonders der arbeitenden Classen zu gründen und zu fördern.

Auch der Pflege höherer Geistescultur, der Kunst und Wissenschaft wandte Georg Egestorff stets reiche Mittel zu, und endlich der Privatunterstützung, der Unterstützung aufstrebender Talente und der Wohlthätigkeit war bei ihm im eigentlichsten Sinne des Wortes keine Schranke gesetzt.

Unter seinen gemeinnützigen Schöpfungen ist die Speise-Anstalt in Linden, die Volksküche, gegründet 1854, am bekanntesten geworden, nach deren Muster zahlreiche gleiche Anstalten in allen Ländern errichtet wurden, und die anfänglich täglich 4000 Portionen kräftigen Essens zu 13 Pf. für die Portion ausgab, später leider nicht mehr so benutzt ist als zu wünschen wäre. Wir nennen unter seinen Schöpfungen ferner die Freischule in Linden, die Wander-Bibliothek für Arbeiter, deren Bildungsverein ihm gleichfalls einen jährlichen bedeutenden Zuschuß verdankt &c.

Wir müssen uns auf diesen kurzen Rückblick auf das Leben und die Wirksamkeit Georg Egestorffs beschränken; derselbe wird wenigstens eine Andeutung geben von der Schwere des Verlustes, den wir durch den Tod des verdienten außerordentlichen Mannes erleiden. Ehre seinem Andenken! (Z. f. N.)

Die Hinrichtung des Feniers Barett

ist die letzte, — schreibt die „Engl. Corresp." aus London vom 27. Mai — welche außerhalb der Gefängnißmauern stattfinden durfte, weil die Verurtheilung vor der Passirung des bezüglichen Gesetzes erfolgt war. Daher hatte sich zu dieser traurigen Scene eine noch größere Menschenmenge als gewöhnlich eingefunden, unter der namentlich das weibliche Geschlecht äußerst zahlreich vertreten war. Sonst unterschied sich die Hinrichtung nebst den ihr vorhergehenden Scenen wenig von Schauspielen dieser Art.

Wie gewöhnlich am Tage vor einer Execution, hatte man am Montage die Barrieren vor dem Gefängnisse aufgestellt, vor denen sich schon im Laufe der Nacht eine große Anzahl Neugieriger einfand, um die neunte Stunde des kommenden Morgens zu erwarten, und ihr unbequemes Nachtlager, oder eigentlich ihre Entbehrung des gewohnten Schlafes, durch einen guten Stehplatz belohnt zu sehen. So lange die Wirthshäuser geöffnet waren — bis etwa 2 Uhr — verfehlten die von dorther requirirten Spirituosen nicht, ihre Wirkung unter dem Volkshaufen zu zeigen, und ein komischer Anblick war es, wenn ein Vertheiler frommer Traktätlein (deren sich wie immer eine hübsche Anzahl eingefunden hatte) von einem Haufen halbtrunkener Frauenzimmer umtanzt wurde, wenn sich mit den getragenen Melodien von Kirchenhymnen die Uebermuth sprudelnden Töne bekannter Gassenhauer mischten, oder wenn einer der Straßenprediger in seiner Bußpredigt von einem witzigen Zurufe oder einer anhaltenden Katzenmusik unterbrochen wurde.

Gegen 2 Uhr, wie gesagt, stellten die Wirthshäuser ihr Geschäft ein, der Alkoholdunst schwand allmälig, und die wilde Laune legte sich bis zur Ankunft des Schaffots, welches mit lauten Hurrahrufen begrüßt wurde.

Excesse kamen indessen dießmal nicht vor, es blieb bei dem allgemeinen „Galgenhumor", der die oben geschilderten Scenen in unendlichen Variationen durchführte und sich in dem gewaltigen Gedränge wohl fühlte, — hie und da fiel zwar ein Frauenzimmer in Ohnmacht, aber der Pöbel weiß sich zu helfen, flugs wurde sie von der lachenden Menge in die Höhe gehoben, und über den zahllosen Köpfen von Hand zu Hand herumgereicht, bis sie in Sicherheit war. Lautes Jauchzen, Pfeifen und Zischen durchschallte die Luft, als eine prächtig gekleidete Frau, von zwei Herren begleitet, auf dem von der Polizei offen gehaltenen Wege herankam und darauf gerade dem Galgen gegenüber an einem Fenster erschien, die bekanntlich bisher bei solchen Gelegenheiten zu bedeutenden Preisen vermiethet wurden. Doch bald richtete sich die Aufmerksamkeit des Haufens auf einen anderen Punkt, denn die drei Personen warfen von ihrem Fenster aus eine Anzahl Scheidemünzen zwischen die Menge, welche anfing, sich um deren Aufgreifen zu balgen.

Mit dem Glockenschlage acht erhob sich ein gewaltiges Gebrüll, das in dem Rufe: „Hut ab, Hut ab!" endigte, und bald stand die ganze Masse baarhaupt da, in tiefem Schweigen, Alle mit todtenbleichem Gesicht, noch mehr hervorgehoben durch die freundlich strahlende Morgensonne, als sich die Thüre des Gefängnisses öffnete, eine starke Polizei-Escorte den Verurtheilten bis zum Fuße des Schaffots geleitete und dieser, begleitet von seinem Beichtvater (er war katholisch), die Leiter erstieg.

Barett trat seinen letzten Gang mit Festigkeit an; sein Gesicht war bleich wie Marmor, aber kein Zucken einer Muskel zeigte von Verzagung. Als er dann anlangte, begrüßten ihn laute Zurufe der

Menge, denen sich jedoch bald das starke Zischen beigesellte. Abermals folgte lautlose Stille, die Barett jedoch nicht zu einer Ansprache benutzte; er schien den Worten des Beichtvaters Gehör zu schenken, und im Gebete versunken zu sein.

Da nahte der Henker und that seine Pflicht. Im nächsten Augenblicke lebte Barett nicht mehr. Er starb sofort, und bewegte sich nicht mehr, nachdem das Brett weggezogen war.

Sobald dies vorüber war, zerstreute sich der größere Theil der Menge. Viele aber warteten bis 9 Uhr, wo der Henker kam und unter Flüchen und Verwünschungen, wie sie selbst bei solchen Gelegenheiten nur selten gehört wurden, den Leichnam abschnitt.

Jetzt ging auch der Rest nach Hause, unter dem gewöhnlichen Geleite von Prügeleien und Taschendiebereien, nachdem er seine Schaulust in vollem Maße befriedigt hatte.

Barett starb, ohne ein Bekenntniß zu machen, wenigstens den Behörden gegenüber. Sein Beichtvater erklärte sich mit seinem Benehmen in Bezug auf Angelegenheiten der Seelsorge vollkommen zufrieden.

Nun sind auch die Polizeimannschaften, welche das Newgate-Gefängniß seit Monaten bewachten, von ihrem harten Dienst erlöst. Die polizeilichen Maßregeln bei Gelegenheit der Hinrichtung waren einfacher Natur, außer den regulären Polizeimannschaften hatte eine beträchtliche Anzahl zu diesem Zwecke eingeschworener Spezial-Constabler es übernommen, wo nöthig, die öffentliche Sicherheit zu wahren. Glücklicherweise jedoch ereignete sich Nichts, was ihre Hülfe in Anspruch genommen hätte.

Mannichfaltigkeiten.

(Russische Ehrlichkeit.) Als ein weiteres Pröbchen der in gewissen Kreisen Rußlands herrschenden Ehrlichkeit dient folgende Geschichte. Die Großfürstin Alexandra hatte vor sechs Jahren bei der Geburt ihres Sohnes Wenzel der Wenzelscapelle am Prager Dom eine goldene Lampe verehrt. Dieselbe war aber, wie dieß oft bei russischen Hofgaben zu geschehen pflegt, vorläufig in ihrer nordischen Heimath verblieben. Erst als die genannte Großfürstin im vorigen Jahre den Prager Dom besuchte und sich nach der Lampe erkundigte, stellte sich der Verdacht einer Unterschlagung unzweifelhaft heraus. Die hierauf angestellten Recherchen blieben lange umsonst, bis endlich die Lampe in Petersburg selbst zum Vorschein kam. Der russische Staatskanzler, Fürst Gortschakoff, sah sich nunmehr veranlaßt, dem kaiserlichen Gesandten in Petersburg die Lampe zur Weiterbeförderung zu übergeben, und es ist dieselbe soeben in Prag eingetroffen, wo sie dem Domcapitel übergeben und dem Prager Domschatze einverleibt wird. Die Lampe ist ampelförmig aus dem feinsten Golde angefertigt und reich ciselirt.

(Vom Sporte.) Während auf dem europäischen Festlande sich allmälig das englische Flachrennen und die irische Steeple-Chase einbürgert, figuriren diese Arten des Sport auf der andern Seite des atlantischen Oceans, wo sie wegen der Stammverwandtschaft eigentlich noch besser als anderswo gedeihen sollten, nur in zweiter Linie neben den Wagenrennen mit schnellen Trabern, die sich zum nationalen amerikanischen Sport heraufgeschwungen haben. Gute Traber werden zu enormen Preisen gekauft. Eines der namhaftesten Thiere, das durch die ganzen Vereinigten Staaten berühmt war, Flora Temple, brachte seinem Eigenthümer im 6 Jahren bei 39 Siegen an Einsätzen allein 46,580 Dollars ein und wurde im Jahre 1858 für 8000 Dollars verkauft. Im vergangenen Jahre zahlte ein Zeitungseigenthümer und Sportliebhaber in Newyork 33,000 Doll. für Dexter, einen andern Traber ersten Ranges, und kurze Zeit nachher realisirte Kentucky, ein Rival Dexters, beim Verkauf runde 40,000 Dollars.

(Sonntagsheiligung.) Der bockbeinigen Kirchlichkeit der Engländer hat der schwarze Zufall in Abyssinien eine curiose Lection ertheilt. Im vorletzten englisch-chinesischen Kriege wurde Canton gerade am Ostersonntag angegriffen, und jetzt werden die Abyssinier am Charfreitag und Ostermontag niedergeschlagen. Das Vergießen von Menschenblut, sollte man meinen, sei doch noch etwas profaner als die Verzapfung von Bier oder Branntwein im Wirthshaus, die am englischen Sonntag so scharf verpönt ist und durch eine vorliegende Bill noch strenger verhindert werden soll.

„**Marlene oder Magd und Gräfin,** ein Tendenzroman von L. Würkert (L. Rein). Zwei Bände (Leipzig, Matthes). Der hochachtbare Verfasser schrieb diesen Roman in seiner Zelle als Maigefangener zu Waldheim. Er beweist durch dieses Werk, daß seine Leiden ihn weder beugten, noch auch seine milde, wahrhaft duldsame Beurtheilung ihm fremdartiger Religionsanschauungen ändern und verbittern konnten. Seine liebevolle Achtung jedes ehrlich gemeinten Glaubens und jeder reinen und warmen Empfindung beseelt seine ganze Erzählung. Zugleich aber erspart er dem halben Glauben und der Trägheit der Geister seine bald ernsten bald satyrischen Rügen nicht. Seine sehr ausführliche Darstellungsweise und die derbere Seite des darin häufigen Humors erinnern uns lebhaft an einige gesinnungsvolle Romane des vorigen Jahrhunderts; seine Empfindung für die Sprache der Natur und für das rein Menschliche zeigt ihn wahlverwandt mit J. Paul. Diese Vorzüge werden ihm auch die Leser zuerkennen, welche ihm die Naivität mancher Aeußerungen und die Ueberfülle vertraulicher Scherzworte im Dialoge nicht verzeihen. Er hat eben in seiner ganzen Subjectivität sich ausgesprochen, und der tiefe Gehalt derselben hält die künstlerische Kritik ab, ihren strengen Maßstab an sein Werk zu legen. Wer Romane nicht liebt, in welchen der Zweck, die Gesinnung, die Weltanschauung die Hauptsache sind, Den verwarnt schon der Titel. Näher auf Inhalt und Form einzugehen, gestattet unser Raum nicht.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

L. A. Ricard in Frankfurt: Basrelief in Gyps. — Hermann Koekkoek in Cleve: Bewegte See. — Hans Beckmann in München: Vorüberziehendes Gewitter am Starnbergersee. — Hugo Kauffmann in Cronberg: Genrebild. — Bensa in Wien: Zigeunerfuhrwerk. — Braith in München: Gewitter auf der Alm. — Labor in Paris: Morgenlandschaft. — Mormans in Paris: Dame am Tisch.

Alte Meister: Guido Reni. P. Neefs. Carlo Dolce. Breughel aus der Sammlung des Herrn J. Speltz.

Am ersten Feiertage ist die Ausstellung geschlossen.

Städel'sches Kunst-Institut.

Neu ausgestellt.

Oelgemälde: Genrebild von Professor Jacob Becker; Oelgemälde: Zwei Porträts von August Humbert. — Aus den Sammlungen des Instituts: Kupferstiche und Handzeichnungen: Frankfurter Gegenstände.

An den beiden Pfingstfeiertagen ist die Gallerie geschlossen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 31. Mai, bleibt das Theater geschlossen.

Montag, 1. Juni: **Orpheus in der Unterwelt,** burleske Oper in 4 Tableaux von Hector Cremieux. Musik von J. Offenbach.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 173.)

Dienstag, 2. Juni, bleibt das Theater geschlossen.

Mittwoch, 3. Juni. Gastdarstellung der Solotänzerinnen Fräulein Melani Jaksch, Fräulein Minna Jaksch, Fräulein Mauthner, Fräulein Stadelmayer, Fräulein Wildhak und der Herren Caron und Price, Solotänzer vom Hofoperntheater in Wien, unter Leitung des Hofballetmeisters Herrn Carl Telle: **Der verliebte Teufel,** phantastisches Ballet in 3 Acten (6 Tableaux) von Mazilier. Musik von Benoit und Reber.
(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 152. Dienstag, den 2. Juni 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

„Hattest Du Dich über mich zu beklagen, seit wir verheirathet sind?“ fragte Mildner.

Die Hände faltend und sich zu ihm hinüber neigend, erwiderte Luciane:

„O, Du bist ein Engel an Verstand und Nachsicht.“

Mildner erhob einen bittern Blick an die Decke.

„Aber vielleicht habe ich mich jener leichten Fehler gegen Dich schuldig gemacht, von denen man nicht spricht, die aber bedeutend werden, wenn sie sich stets wiederholen — oder auch von denen, die man nicht erwähnt, weil man Alles ändern müßte, um sie wieder gut zu machen?“

„Ich weiß nicht — ich urtheile nicht — aber ich leide.“

„Luciane, indem Du die Existenz annahmst, die ich Dir bot, hast Du mehr denn ein großmüthiges Opfer gebracht. Du hast einem Charakter entsagt, der sich zur Begeisterung, zur Idealität hinneigte.“

„Ich war glücklich, es zu thun.“

„Ich verlangte nicht so viel. Indem wir Dich erzogen, haben wir Deine Natur respectirt, die ich nicht verachten wollte, indem ich Dich zu meiner Lebensgefährtin nahm. Deine Anwesenheit im Laden ist freiwillig. Du hast Dein Zimmer, Deine Stickerei, Deine Harfe, Deine Blumen. Jeden Sonntag gehen wir auf den Johanneshof und es hängt gänzlich von Dir ab, so lange dort zu bleiben, als Du willst. Nur etwas ist aufgehoben worden —“

Luciane fiel ihm mit vagem Tone in das Wort:

„Ja, ja, ich weiß . . . die Werke meines Vaters, von denen Du vorhin sprachst und die man mir noch nicht zu lesen erlaubt hat.“

„Verzeihe uns Das, aber wenn man jung ist, so nimmt man die Worte der Dichter leicht ernstlich, und für Dich sind es noch obendrein die Worte eines Vaters. Doch wenn Das Dein Kummer ist, so soll Dir noch heute Deine Erbschaft ausgeliefert werden.“

„O, Du wirst doch nicht glauben, daß mein ganzes Herz daran hängt.“

„Bedauerst Du vielleicht, nicht Theil an den Lustbarkeiten der Welt zu nehmen oder Deinen Mann nicht eine glänzende Laufbahn verfolgen zu sehen? Ich habe jedoch gedacht, was gut für mich sei, auch gut für Dich sein würde. Was Geister, wie der Deinige, bedürfen und ihm nachjagen ohne es zu wissen, was sie allein hienieden zufrieden stellen kann, ist die Weisheit; und dann finden sie ihre sichere Zufluchtsstätte in jener geregelten, gleichförmigen, fleißigen Existenz, die ich bereit für Dich halte, ohne sie Dir aufzuerlegen.“

„Ich weiß es, ich glaube es, ich bin davon überzeugt, und doch vermag ich nicht . . .“

Mildner hatte bisher gesprochen, indem er sich mühsam beherrschte. Plötzlich fühlte er sich von einer unwillkürlichen Heftigkeit fortgerissen.

„Aber was verhehlst Du mir alsdann?“ rief er. „Was ersehnst Du? . . etwa einen andern Gatten?“

„O!“ rief sie, ganz verwirrt von Erstaunen, Schmerz und Unwillen, und dann wider Willen ausbrechend, fuhr sie fort: „Was ich ersehne, das bist Du selbst. Wenn mir je eine Illusion lachte, so war es, als ich die Hoffnung hatte, von Dir geliebt zu werden. Wenn ich hier meine Zufluchtsstätte und mein Glück habe, so ist es nur unter der Bedingung, von Dir geliebt zu werden, und Du liebst mich nicht.“

„Ich!“ rief Mildner mit einem Aufschrei, den er sogleich unterdrückte.

„Ja, Du! Das geht ja deutlich aus Deinen abscheulichen Klagen hervor. Du kannst es erkennen an Dem, was in Dir vorgeht; und es wäre eigentlich an mir, zu fragen: Was verbirgst Du mir und was ersehnst Du? Ich wiederhole nochmals, daß ich Dir Alles gesagt habe. Ich habe mich Dir gänzlich hingegeben, habe nicht einen Winkel meines Herzens behalten, in den ich mich vor Dir flüchten könnte. — und jetzt wirst Du einsehen, daß, wenn Du mir nicht so gänzlich angehörst, wie ich Dir, mir nichts übrig bleibt, als zu sterben. Aber Dein Herz ist verschlossen für mich, ich kenne weder Deine Leidenschaften, noch Deine Schwächen. Du läßt Dich nie gehen, schüttest nie Dein Inneres aus, Du stehst mir gegenüber wie ein Fremder. Glaubst Du, daß man das aushalten könne? Glaubst Du, daß ich allen andern Welten entsagt hätte, um nicht in der Deinigen zu leben? Was liegt mir an Deiner Weisheit, ich will Dich haben. Du besitzest mich und ich besitze Dich nicht. Ich habe endlich gesprochen und Du hast nicht geantwortet. Ich stehe allein in der Welt, einzig allein. O, es ist ein unermeßliches Leiden und ich tappe in einer Nacht herum, die kalt ist wie die des Grabes!“

Dieser Schmerz, einer der wahrsten, der zwischen zwei Eheleuten entstehen kann, drückte sich durch unzusammenhängende Worte aus, die von Schluchzen unterbrochen wurden.

Mildner vermochte dießmal nicht zu widerstehen, er fing an ganz laut zu denken und, ohne das Gewicht seiner Worte überlegend, sagte er mit unheildrohender Stimme:

„Ja, Du hast gesprochen, . . Du hast mir gesagt, daß dieser elende Wiesenhütten es gewagt hatte, Dich wiederzusehen.“

„Ach! ich glaubte zuletzt, daß dieses die Ursache Deiner Qual sei.“

„Du hast mir aber nicht Alles erzählt.“

„Konnte ich Dir seine beleidigenden Worte wiederholen; zudem hast Du ja eingestanden, daß Du zugegen warst, und meinst Du etwa, ich begriffe nicht, was Du gelitten hast? Sollte ich diese Qual wiederholen?"

„Was liegt mir an seinen Beleidigungen! Er rühmte sich, Deine Sympathie erregt zu haben und Du strafest ihn nicht Lügen. Er hat Dir ferner gesagt, daß Du vor dem Fallen der Blätter wissen würdest, daß er Recht gehabt habe, und vorhin betrachtetest Du die fallenden Blätter."

„Ha! Das habe ich also dabei gewonnen: Du zweifelst an mir, Du hast mich in Verdacht."

„Luciane", rief Mildner, „ich schwöre es bei dem lebendigen Gotte, daß Du weder meine Liebe, noch mein Vertrauen in Deine Tugend kennst, und wenn ich es doch sagen muß, ich glaube, daß Du es bist, die mich nicht liebt."

Statt sich in die Arme ihres Gatten zu werfen, wie es jede ihrer selbst sichere Frau gethan haben würde, wich sie vor ihrem Mann zurück und sah ihn mit Entsetzen an.

„Das glaubst Du?"

Mit dem Finger auf sie deutend, sagte er:

„Ja, ich glaube es; und siehst Du, Du hast Furcht."

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, ohne etwas zu erwidern.

„Wirst Du jetzt noch fragen, warum ich Dir wie ein Fremder gegenüberstehe?" fuhr Mildner fort; „wirst Du noch fragen, welches der geheime Kummer ist, der Tag und Nacht an mir nagt? Warum hast Du mir den Mund aufgebrochen? Jetzt werde ich Alles heraus sagen. Ich wußte, daß die Probe, auf welche ich Dich im Elysium gestellt hatte, nicht hinreichend sei und daß eine größere, schrecklichere stattfinden müsse! Wahnsinniger Thor, der ich war. Es drängte mich, glücklich zu sein, und ich beeilte mich, Dich für geheilt zu halten. Du bist es aber nicht. Geh, beklage Dich über Dich selbst. Du bist es, die fortwährend von meinen geheimen Gedanken verfolgt wird. Das Bild, die Stimme, die Lehren des Verführers sind noch da, süßer und stärker als Alles. Sie führen Dich in Versuchung, sie wiegen Dich ein, sie trösten Dich."

„Nein, das ist zu viel, das ist nicht wahr!" rief Luciane, sich ermannend. „Ich bin in diesem Grade nicht schuldig. Du bist strenger als Gott, Du bist unerbittlich!"

„Nimm Dich in Acht! würde Herr von Wiesenhütten sagen."

„Schweige, o schweige! Habe ich Dir nicht gesagt, daß ich nicht wüßte, ob ich Dich je mit Liebe lieben würde; Du müßtest die Güte und Nachsicht eines Ehemanns für mich haben; daß ich seit meiner Kindheit weder mein Herz hätte ausschütten können, noch eine Liebkosung empfangen hätte. Lieber Adam, an jenem Tage hast Du mir die Arme geöffnet und seitdem . . ach! Glück, Vertrauen und Entzücken haben nicht lange gedauert!"

„Da haben wir wieder die Frucht der Lehren aus dem Elysium. Du möchtest, daß Dein ganzes Leben ein Roman sei. Eheliche Liebe scheint Dir etwas Unmögliches zu sein. Du verräthst Dich selbst. Du verlangst Ueberspannung, um Dich zu betäuben. Du bist verrückt."

„O, das tödtet mich", rief sie, ihre Stirne mit beiden Händen pressend. „Ich vermag nichts zu erlangen, obgleich ich Alles gethan, Alles aufgeboten habe, um ein wenig Hingebung, ein wenig Aufrichtigkeit zu erlangen, und mir wird nichts als die Worte: Du bist verrückt. Und ich werde es werden, wenn Du so fortfährst. Wenn Gott mir wenigstens Kinder gäbe! Diese stellen uns keine Bedingungen, sie geben uns Herz für Herz!"

Und von einem plötzlichen Paroxismus ergriffen, schlang sie die Arme um Mildners Hals und verbarg ihr in Thränen gebadetes Gesicht an seiner Brust.

„O mein lieber Mann", rief sie, „ich habe nur Dich, nur Dich allein. Stoße ein armes Weib nicht zurück, die nicht mehr weiß, an was sie sich halten soll. Es schien mir, daß eines Tags, wenn ich stärker sein würde, wenn ich es in mich fassen könnte, ein mächtiges, unermeßliches Gefühl mich an Dich ketten würde. Da Du mich liebst, so sage es mir; aber sage es ohne Zwang und es wird auch mich erfassen. Du, der Du groß bist, erlöse mich von dem mich quälenden Teufel; zeige mir eine erhabene Leidenschaft, die mich mit fortreißen wird. Wenn Du doch wüßtest, was eine wahre und gefühlvolle Regung Alles von uns erlangt. Wenn Du wüßtest, was man an Tugend verliert, wenn man nicht lieben kann. O laß eine Seele nicht ohne Religion, laß ein Weib nicht ohne Liebe!"

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Nordpol=Expedition.

Wie sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die großen seefahrenden Nationen Concurrenz in Entdeckungsfahrten machten, so ist in unserer Epoche der Trieb erwacht, jene denkwürdigen Unternehmungen durch Erforschung der Polargegenden, und besonders der arktischen, zu vervollständigen und zu krönen. In diesem Augenblicke sind in England, Frankreich und Deutschland Nordpol-Expeditionen im Werke. In Frankreich wird die Sache ganz als Volkssache behandelt. Die Regierung thut das Ihrige, dieselbe zu fördern, aber sie enthält sich der Leitung im bureaukratischen Sinne. So eben brachte der „Moniteur Universel" die dreiundfünfzigste Liste von Unterzeichnungen, welche durch ganz Frankreich verbreitet sind und die kleinsten Beträge von 50 Cent. bis zu hohen Summen veröffentlichen. Es ist dieß gewiß der rechte Weg, wenn er auch minder rasch zum Ziele führt, als der durch kaiserliches Decret. Zum ersten Male tritt Deutschland in dieser Weltangelegenheit als Mitbewerber auf, ja, die Sache ist recht eigentlich als eine aus deutschem Geiste und deutschem Wissen geborene zu betrachten. Daher dürfte es auch Ehrensache des deutschen Volkes sein, für die materielle Seite des Unternehmens nach Kräften zu sorgen. August Petermann veröffentlicht in der „Kölnischen Zeitung" folgenden Aufruf zur Theilnahme und Unterstützung durch Geldbeiträge und Sammlungen für die deutsche Nordpol-Expedition:

„Seit Hunderten von Jahren hat die Geographie und Erforschung der Polar-Regionen unserer Erde bei allen gebildeten Völkern großes Interesse gefunden, und dieses Interesse ist seit drei Jahren in den seemännischen und wissenschaftlichen Kreisen Englands, Frankreichs, Schwedens, Amerikas und Deutschlands neu erwacht. Als eine ernste Mahnung tritt an vorwärts strebende und thatkräftige Männer unserer Zeit der lebhafte Wunsch heran, den noch völlig unbekannten Kern dieser Gebiete endlich erforscht zu sehen, da ohne seine Kenntniß alles geographische Wissen unserer Erde durchaus lückenhaft und unzusammenhängend bleibt und des Schlußsteines in seiner Grundlage entbehrt. Amerikanische Wallfischfänger sind auch bereits im vorigen Jahre mit bloßen Segelschiffen in das arktische Centralgebiet eingedrungen und haben ein neues Polarland entdeckt. Die Schweden senden in diesem Sommer eine neue Expedition nach Spitzbergen, ausgerüstet von einer einzigen Stadt, Göteberg, mit nur 40,000 Einwohnern. Sie wird neuerdings aufs lebhafteste unterstützt vom Könige und von der Regierung, damit sie bis zum Nordpol selbst vordringe. Frankreich, um seinem Capitän Lambert zur Ausrüstung einer französischen Expedition zu verhelfen, hat eine allgemeine Nationalsammlung eröffnet, an deren Spitze sich der Kaiser Napoleon mit einem Beitrage von 50,000 Francs gestellt und die bis zum ersten April die

Summe von 140,000 Francs ergeben hat. Wir Deutschen rühmen uns, ein wissenschaftliches Volk zu sein. Soll Deutschland aber in Vollbringung dieser, der größten übrigbleibenden That in der Erforschung unserer Erde hinter Schweden und Frankreich zurückbleiben? Um zu Gunsten Deutschlands vorzugehen, habe ich eine für mich bedeutende Schuldenlast contrahirt und eine deutsche Nordpol-Expedition ausgerüstet, die am 25. Mai von Bergen aus (in 60 Grad nördlicher Breite) in See gehen wird. Es ist das erste derartige Unternehmen zur See, welches von Deutschland ausgeht, und ich habe mit Freuden Alles daran gesetzt, um ein Werk fördern zu helfen, welches mit Gottes Hülfe wieder einmal zeigen wird, daß Deutsche mit kleinen Mitteln Bedeutendes zu leisten vermögen, und daß deutsche Seeleute neben denen anderer Nationen auch tüchtig und thatkräftig sind. Deutschland sehnt sich schon lange nach ruhmvollen und Achtung gebietenden Thaten zur See, und indem ich die vollendete Thatsache einer deutschen Nordpol-Expedition hiermit anzeige, wende ich mich vertrauensvoll an das deutsche Volk um seine gütige Sympathie und Unterstützung. Wie gern Deutschland für sein Seewesen Opfer zu bringen bereit ist, haben die Flottensammlungen und das Marine-Budget des norddeutschen Bundes bewiesen; in Oesterreich schickt man eine neue Expedition nach Ost-Asien. Unsere braven Seeleute dürsten nach Thaten, und es fehlt nur an dem Willen der Nation, um ihnen zu solchen Thaten zu verhelfen. Die bereits von allen Seiten gezeigte Zustimmung und Theilnahme an diesem deutschen Unternehmen zur See zeigt, daß man dasselbe ernsthaft durchgeführt haben will, und läßt es mich als meine Pflicht erkennen, diesen Aufruf an unsere stets hülfbereite Nation zu richten, um ihre moralische und materielle Theilnahme anzusprechen. In dem gleichzeitig erscheinenden ausführlichen Berichte nebst Karte habe ich den Zweck und die Bedeutung, den Ursprung und die Ausrüstung, die Bestimmung und die Aussichten des Erfolges der deutschen Nordpol-Expedition zu beschreiben versucht. Wer ihn eines näheren Einblickes würdigt, wird dem Unternehmen seine Theilnahme und Unterstützung nicht versagen. Auch die kleinsten Beiträge werden willkommen sein. Es handelt sich um die Vollbringung und erfolgreiche Durchführung einer deutschen That.

Gotha, den 20. Mai 1868. A. Petermann.

Mannichfaltigkeiten.

(Derwisch-Ceremonie.) Der Ungar Vamberg schildert in seinem Werke „Skizzen aus Mittelasien" sehr anschaulich die Derwisch-Ceremonieen. „Was die Derwische in der Extase des Zito vollführen können, habe ich selbst einmal in Samarkand mit angesehen. In Dehbid, nahe am Grabe des Machdum Aazam, war eine solche Brüllgesellschaft um den dortigen Pir (Chef) herum im Kreise versammelt. Anfangs begnügte man sich in gelassenem Tone, ich könnte sagen, fast im Tacte, die üblichen Formeln auszurufen. Der Pir war in allertiefstes Towedsehuh (Nachsinnen) versunken, alle Augen und Ohren hingen an ihm, und mit jeder Bewegung, die er mit dem Haupte machte, mit jedem Athemzuge, den er hören ließ, stieg die Begeisterung der immer dumpfer und wilder singenden Jünger. Endlich schien er aus der schlafähnlichen Anschauung zu erwachen, und als er sein Haupt aus der gekrümmten Stellung emporrichtete, sprangen die Derwische wie Besessene von ihren Sitzen auf. Der Kreis löste sich, die einzelnen Mitglieder fingen in wellenförmigen Bewegungen zu hüpfen an, und kaum hatte der Pir sich ganz auf seinem Fuße erhoben, als die begeisterten Sänger in eine Wuth geriethen, die mir, der natürlich Alles mitmachen mußte, ein inneres Grauen erregte. Wie von einem Wirbelwinde ergriffen, flogen sie rechts und links über Stock und Steine hin, von der weichen Wiese geriethen viele auf die Bröckelsteine, das Blut floß ihnen aus den Füßen und dennoch tanzten sie rastlos weiter, bis Viele zuletzt ohnmächtig zusammen sanken." Anderswo logirte er neben einem Derwisch, dem es als Buße auferlegt war, die ganze Nacht hindurch: Ja hu! Ja hakk! La illahi illa hu! (Ja er ist es! Er ist der Gerechte: Es gibt keinen Gott außer ihm) zu schreien. Aehnliche Gebräuche haben die Mongolen, z. B. beim Djanan oder Powo: „Plötzlich wird Alles stumm und dann läßt sich nur die Stimme des Atschitu Lama (hek, hek, hek schreiend) hören. Durch die Zauberkraft dieser Worte fallen alle Einzuweihenden in Ohnmacht und würden wirklich sterben, ohne rasche Hülfeleistung der Lamen, die sie aus dem Zelt tragen und nach Bespritzen mit Wasser die Worte Ga-ga-ga aussprechen lassen. Von dem Kutuktu ausgesprochen kann das Wort Hek Jeden tödten, wie das Wort Ga zum Leben bringt."

(Das Ende eines Liebespaars.) Die Schützen-Insel in Prag war am 26. Mai um 11 Uhr Vormittags, wie uns von dort geschrieben wird, der Schauplatz einer tragischen Begebenheit. Ein junger Mann erschien mit einer kleinen niedlichen Dame am Arme auf der Insel und ließ sich dort mit ihr an einem Tische nieder. Nachdem Beide vier Flaschen weißen Wein getrunken hatten, begaben sie sich auf den Schießplatz und lagerten daselbst im Grase. Nach einigen Minuten betraten Fremde den Platz und erschracken nicht wenig, als sie auf zwei Leichen stießen, die sich fest umschlungen hielten. Es lag eine Vergiftung vor und die Reste des Giftes wurden in den Gläsern gefunden, aus welchen das Liebespaar den Wein getrunken hatte. In dem vergifteten jungen Mann erkannte man den gewesenen Corrector der Narodni Listy, der auch im vorigen Jahre als verantwortlicher Redacteur bei diesem Blatte fungirte. Eine Nachlässigkeit, die er sich bei der Correctur eines Leitartikels hatte zu Schulden kommen lassen und die dann dem Blatte einen Preßprozeß zuzog, hatte seine Entlassung zur Folge. In der letzten Zeit war er in der Druckerei bei Steinhauser und Nowak thätig. Ueber das Mädchen, welches mit ihm aus dem Leben schied, ist noch nichts bekannt geworden.

(Von Hunden zerrissen.) Das unerhörte Ereigniß, daß ein Mensch durch Hunde zerrissen wurde, war unlängst in Steiermark der Gegenstand einer erschütternden gerichtlichen Schlußverhandlung und hat nun dieser Tage (24. d. M.) in der nächsten Nähe von Pest ein trauriges Seitenstück gefunden. Der „Pester Lloyd" erzählt darüber nachstehende Einzelheiten: Klavierlehrer Schmidt, ein passionirter Schmetterlingsfänger und von einer solchen Excursion heimkehrend, wurde in der Nähe eines aufgelassenen Friedhofes nächst der Uellöerstraße von einer Meute Hunde überfallen und zu Boden geworfen. Die Hunde ließen von dem unglücklichen Opfer erst ab, als ein Finanzwächter einen Hund niederschoß, worauf die übrigen die Flucht ergriffen. Der Körper Schmidts war fürchterlich zugerichtet. Der Stadthauptmann hat die umfassendsten Recherchen eingeleitet; der Eigenthümer der Hunde ist entflohen und sind bisher drei seiner Knechte verhaftet.

(Künstliche Edelsteine.) In der Erzeugung künstlicher Edelsteine dürfte, wenn eine von französischen Blättern mitgetheilte Meldung sich bestätigt, ein Umschwung eintreten, dessen Nachwirkung auf den Juwelenhandel unausbleiblich sein würde. Der Chemiker Gaudin soll Nachbildungen von Diamanten, Sapphiren, Rubinen und Smaragden hergestellt haben, die nicht nur die Farbe, das Feuer und Strahlenbrechungs-Vermögen der natürlichen Edelsteine haben, sondern auch ungemein hart sind, sich schleifen lassen und selbst Glas ritzen.

(Eine gesunde Idee.) Am Georgstage herrscht in Bukarest ein sonderbarer Gebrauch. Vor den Schenken niederen Ranges be-

finden sich unter improvisirten Bäumen Wagen in ursprünglichster Form aufgehängt, auf denen der Wirth seine Stammgäste abwägt. Derjenige, welcher während des Jahres an Köperfülle und somit auch an Gewicht zugenommen hat, erhält zur Belohnung die Zeche an diesem Tage frei, welche die im Laufe des Jahres Abgemagerten zur Strafe bezahlen müssen.

Correspondenzen.

Leipzig, 26. Mai.

Die Theaterkrisis in Leipzig.

Wir befinden uns gegenwärtig inmitten einer heftigen Theaterkrisis, wie ein Wolkenbruch in den tiefen Alpen ist sie über unser Haupt hereingebrochen, heftig, plötzlich aus heiterem Himmel. Die Geschichte ist kurz, aber lehrreich. Unser schönes neue Theater hatte unter der alten Direction und den alten Kräften seit seiner Eröffnung in den letzten Tagen des Januar laufenden Jahres eine solche Anziehungskraft auf das Publikum ausgeübt, daß das geräumige, über 1800 Personen fassende Haus jedesmal, sogar — mirabile dictu — wenn classische Dramen aufgeführt wurden, zum Erdrücken voll war. Man riß sich förmlich um Theaterbillets, man bezahlte höhere Preise, der Zwischenhandel mit Theaterbillets begann sich einzubürgern. Das unschöne und schöne Geschlecht bildete vor den Pforten des Theaters jeden Tag Queue; man kümmerte sich um das schlechte Wetter nicht; die Herren gaben dem Regen ihre nicht immer abgetragenen Cylinder Preis, die Frauen ließen sich mit einer bewunderungswürdigen Gemüthsruhe Putz und Röcke derangiren. Man konnte sich nach Wien vor das Burgtheater versetzt glauben, wenn man täglich sah, daß schon um drei Uhr Nachmittags Personen beiderlei Geschlechts sich auf dem Augustplatze — nach einer neuen Einrichtung — in zwei langen Reihen hintereinander aufstellten und geduldig warteten, bis um halb sechs Uhr die geschlossenen Pforten sich aufthaten und die geduldig Harrenden einließen. Die Zufriedenheit mit unseren Theaterzuständen schien eine allgemeine, und wenn man hier und da Einen Murren hörte, so konnte man sicher sein, daß man einen Unglücklichen vor sich habe, der kein Billet hatte bekommen können, ein Geschick, das er übrigens mit Vielen theilte. Da auf einmal fiel es vor etwa vier Wochen einigen angesehenen Männern, die früher als Consortium mit dem gegenwärtigen Director v. Witte um den Pacht des neuen Theaters concurrirt hatten, ein, in „Flugblättern" Angriffe gegen die Theaterleitung zu richten, mit dem, gegenüber der sechsjährigen Dauer des Pachtcontractes etwas verfrüht scheinenden, Ruf: „Die Directions-Wirthschaft muß fallen!" In wenigen Tagen gesellte sich zu dieser ersten Angriffs-Colonne das in unserer stupend musikalischen Stadt nicht kleine Häuflein Derjenigen, die unzufrieden waren, daß die Oper im neuen Theater nicht so dominirt wie früher im alten, dann die große Schaar der Possen-Liebhaber, denen man zu wenig Stücke dieser Kunstgattung vorführte. Kurz, Angesichts der so angewachsenen Zahl der Angreifenden, die sich anschickten, die feste Position der zahlreichen Abonnenten zu stürmen, zog Director v. Witte vor, ohne Kampf zu capituliren. Vorgestern richtete er an den Stadtrath das Gesuch, ihn nach Ablauf des Jahres von dem Contracte zu entbinden. Was der Stadtrath beschließen wird, läßt sich augenblicklich noch nicht sagen, um so weniger, als Herr v. Witte an die Auflösung des Pachtcontracts die Bedingung knüpft, daß der kostspielige Fundus und die Contracte mit dem Theaterpersonal ihm abgenommen würden. Mittlerweile beschäftigt die Theaterkrisis alle Geister im hohen Grade, und die Theaterfrage tritt wieder wie heute vor einem Jahre als „brennende" auf. Die Meinungen sind gerade so getheilt wie damals darüber, ob die Stadt das Theater in eigener Regie führen soll, ob Consortium oder Privatdirection, wie bisher. Für Uebernahme in eigener Leitung tritt ein hier lebender Kritiker und Literarhistoriker von Ruf entschieden auf. Sollte dieß von den Vätern der Stadt beliebt werden, so bleibt wahrscheinlich der Ruf an Laube ergehen, die oberste Leitung zu übernehmen, und sollte dieser, was wahrscheinlich ist, ablehnen, so hätte Rudolph Gottschall Aussicht, an die Spitze der Leitung gestellt zu werden.

Heinrich Sandbank.

Generalversammlung der Pariser Gesellschaft dramatischer Schriftsteller und Tondichter. Am 14. Juni findet in Paris die Generalversammlung der Gesellschaft für die Bühne schaffender Schriftsteller und Tonsetzer statt. Dieselbe erregt schon an sich in dem Augenblicke erhöhteres Interesse, wo eine den Zielen jener Gesellschaft nachstrebende Vereinigung von Bühnendichtern in Wien stattfand. Allein die bevorstehende allgemeine Versammlung wird auch zu sehr heftigen Kämpfen führen, da sich in jener Gesellschaft zwei Parteien schroff gegenüberstehen, von denen eine Fortschritt und also Aenderung der Satzungen, die andere deren Aufrechthaltung will. Zunächst ist den Mitgliedern des Vereines ein Bericht Seitens des Ausschusses zugestellt worden, wonach die Bühnen von Paris den verschiedenen Autoren zusammen im letzten Jahre an Gewinnstantheilen 1,836,951 Francs zu bezahlen hatten. Allein diese Ziffern sind eben nicht ganz dem Sachverhalte entsprechend, da die Verträge vielfach in versteckter Weise umgangen werden.

Wir müssen der im Hallberger'schen Verlag in Stuttgart erscheinenden illustrirten Zeitschrift **„Ueber Land und Meer"** das Zeugniß ausstellen, daß sie sich, nunmehr schon im zehnten Jahrgang, vollständig auf der Höhe der Anforderungen eines verwöhnten Publikums hält. Es ist immerhin schon etwas für ein derartiges Unternehmen, wenn es bei einer so starken Concurrenz, wie sie von Jahr zu Jahr mehr in Deutschland sich geltend macht, nicht nur hinter den neuen Erscheinungen nicht zurücksteht, sondern sie überbietet. Es gehört dazu eine genaue Kenntniß der jeweiligen Tages-Ansprüche, energische Disposition über die zu Gebote stehenden materiellen und künstlerischen Mittel und manches Andere, was der gemüthliche Leser sich nicht träumen läßt. Hallberger hat diese geschäftlichen Gaben von Anfang an seinem Unternehmen in vollem Maße zu Theil werden lassen. Daher eine zunehmende Vervollkommnung von Jahr zu Jahr; die Holzschnitte, die Anfangs etwas primitiv waren, stets sich idealisirend, gegenwärtig meist recht anerkennenswerth, mitunter vorzüglich. Der Text in guter Auswahl, eine Reihe namhafter Autoren, namentlich im erzählenden Gebiet. Etwas mehr Sorgfalt dürfte vielleicht auf den tagesgeschichtlichen Theil verwandt werden, wo auch die Illustration oft im Stich läßt. Sehr gut gerathen dem Blatte die Allegorien und die Kunstblätter zweiter Qualität; bei bedeutenderen Copien von Gemälden finden wir häufig noch englische oder französische Clichés, meist auch fremde Originale, verwendet. Wir dächten, es würden in Deutschland gegenwärtig genug werthvolle Bilder gemalt, daß man auch hier eine reiche Ausbeute für Originalarbeiten im Holzschnitt fände und nicht mit Namen zweiter und dritter Gattung, wie Mouilleron oder selbst den Herren Bodmer und Doré, vorlieb zu nehmen brauchte. Einzelne Versuche, wie die Wiedergabe der Murillo'schen Madonna, sind dem Blatte nicht besonders geglückt. Ungeachtet dieser Aussetzungen, die den Gesammtcharakter der Zeitung nicht treffen, sind wir doch überzeugt, daß es ein deutsches Familienblatt in schönster Bedeutung zu werden oder zu bleiben sich anschickt.

Practischer Lehrgang zur Erlernung der französischen Sprache für Bürger-, Real- und Töchterschulen von J. P. Magnin und A. Dillmann, Lehrern der höheren Bürgerschule zu Wiesbaden (Kreidels Verlag, Wiesbaden). Seit dem ersten Erscheinen von Ahn's practischem Lehrbuch zur Erlernung der französischen Sprache, welches trotz seiner Mängel und Lückenhaftigkeit die ausgedehnteste Verbreitung gefunden, ist kein ähnliches Lehrbuch erschienen, welches, wie das hier vorliegende, die im Ahn'schen Buche vorhandenen Lücken und Mängel so glücklich zu ergänzen, respective zu beseitigen verstanden hätte. Der practische Lehrgang der beiden genannten Verfasser verbindet mit der von Ahn so zweckmäßig in Anwendung gebrachten practischen Methode eine größere Gründlichkeit und empfiehlt sich dadurch besonders für Schulen, welche fürs practische Leben vorbereiten. Die Verfasser haben durch langjährige Erfahrung das richtige Maß Dessen erkannt, was zu diesem Zwecke nothwendig ist, und führen durch eine gut gewählte Vertheilung des Stoffes den Lernenden mit den ersten Lectionen sogleich practisch und so zu sagen spielend in die Sprache ein, indem er auch die Leseregeln nur successive kennen lernt. Das Buch enthält in zwei Abtheilungen die regelmäßige und unregelmäßige Formenlehre. Die noch nicht erschienene Fortsetzung wird, ebenfalls in zwei Abtheilungen, die Syntax nebst Synonymen, Homonymen und Stylistik enthalten.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 2. Juni, bleibt das Theater geschlossen.

Mittwoch, 3. Juni. Gastdarstellung der Solotänzerinnen Fräulein Melani Jaksch, Fräulein Minna Jaksch, Fräulein Rauthner, Fräulein Stadelmayer, Fräulein Wildhak und der Herren Caron und Price, Solotänzer vom Hofoperntheater in Wien, unter Leitung des Hofballetmeisters Herrn Carl Telle: **Der verliebte Teufel**, phantastisches Ballet in 3 Acten (6 Tableaux) von Mazilier. Musik von Benoit und Reber.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 152. Mittwoch, den 3. Juni 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Mildner war einen Augenblick lang überwunden, er drückte das arme Kind an sich und eine Thräne glänzte in seinen strengen Augen. Aber er suchte sich zu bezwingen und, sich aus den Armen seiner Frau Frau losmachend, erhob er sich, indem er mit gebrochener Stimme sagte:

„Luciane, ich habe diesen Auftritt vorausgesehen, habe ihn erwartet und dennoch übersteigt er meine Kräfte. Du weißt nicht, welchen Kampf Du von mir verlangst . . ich kann nichts versprechen . . ich muß mich erst selber fragen. Auch Dir thut es Noth, Dich auszuruhen, frei zu athmen. Morgen werde ich Dich auf den Johanneshof bringen, wo Du einige Tage bleiben wirst; dann wollen wir das Weitere sehen."

Luciane antwortete nicht. Bleich, kalt, in sich selbst zurückgezogen, stand sie auf, nahm ihre Lampe und bot ihre Stirne dem Gutenachtkuß ihres Mannes dar.

„Gute Nacht, Luciane, gute Nacht und auf morgen", sagte Mildner.

Sie entfernte sich, ohne zu antworten.

Indem ihr der zurückbleibende Mildner mit den Augen folgte, sagte er sich:

„Ich verstehe sie wohl; ich soll vor ihr auf den Knieen herumrutschen, soll Worte ohne Zusammenhang sprechen, Herzensworte, soll den schmachtenden Liebhaber agiren, soll ihr entgegenkommen, das heißt ich soll jeden Augenblick durch meine Zärtlichkeit gegen die Gedanken aufkämpfen, die ich deutlich in ihr lese. Nein, das ist nicht möglich."

Dann sich auf den Platz seiner Frau setzend, beendigte er die Kassenrechnung, um sich sodann wieder an seine Correspondenz zu begeben.

Den andern Morgen brachte schon zeitig ein Miethwagen die beiden Eheleute nach dem Johanneshof.

Unbeweglich in einer Ecke des Wagens sitzend, sprach Luciane kein Wort, als um die bedeutungslosen Reden zu beantworten, die ein Mann, der mit der Leitung seines Pferdes beschäftigt ist, von Zeit zu Zeit ausspricht.

Die Bäume hatten bereits ihr herbstliches Gewand an und sahen daher traurig, ja drohend aus.

Als sie in der Meierei ankamen, fanden sie nur Magdalene Berner, Lucianens Mutter, die jetzt dort wohnte, zu Haus; denn zu dieser Jahreszeit pflegte die Pächterin schon früh Morgens auf das Feld zu gehen und erst Abends wieder heim zu kommen. Auch der Pfarrer Hilgert war abwesend; er war fortgeritten, um einem Mittagessen beizuwohnen, welches der Pfarrer von Niederingelheim seinen Amtsbrüdern gab.

Mildner äußerte, daß er ihn aufsuchen, sich zum Mittagessen einladen und nach demselben den Pfarrer zurückbringen wolle. Er ließ ein Pferd satteln, zog hohe Stiefeln an und sprengte im Galopp fort durch den Wald, der sich damals noch zwischen Budenheim und Niederingelheim hinzog.

Als sie ihn fortsprengen sah, sagte Luciane zu sich selbst:

„Er flieht mich —, er will mich nicht schützen —, nicht retten! Aber, lieber, gerechter Gott, was soll denn alsdann aus mir werden?"

— — — —

Gegen Abend befanden sich drei Personen am Waldesrand auf dem Fußpfad, der vom Johanneshof nach dem Mordgrund führte. Es waren Mildner, Luciane und der Pfarrer.

„Geht nicht weiter mit" sagte Mildner. „Roman wartet am Ende des Fußpfads auf der Heerstraße mit dem Wagen auf mich. Adieu, Luciane! Adieu, Pfarrer! ich vertraue Euch einander an."

Als er die letzten Worte mit erkünstelter Heiterkeit gesagt hatte, gab er seiner Frau einen kalten Kuß, drückte dem Geistlichen die Hand und verschwand zwischen den Bäumen.

Luciane blieb unbeweglich und mit starrem Blick auf dem Wege stehen.

„Nichts, nichts!" sprach sie schmerzbewegt im Stillen.

Der Pfarrer hatte bereits einige Schritte nach dem Johanneshof zugethan und wartete auf sie. Sie holte ihn ein, und als sie ihn erreicht hatte, drehte sie sich noch einmal nach dem Walde um. Plötzlich stieß sie einen erstickten Schrei aus. Mildner war an der ersten Krümmung des Fußpfades umgekehrt. Halb versteckt von einem Baum, kniete er am Boden und folgte ihr mit den Augen; er schien zu beten.

„O mein lieber, lieber Mann!" rief sie mit einer Bewegung, als ob sie zu ihm hineilen wollte.

Aber augenblicklich machte Mildner eine abwehrende Geberde und flüchtete in den Wald.

„Nichts! nichts!" rief Luciane abermals. Aber sie hatte es dießmal mit Trostlosigkeit ganz laut gesagt, ohne sich an der Gegenwart des Pfarrers zu stören, indem sie ihre beiden geballten Fäuste zu dem Himmel erhob und dabei krampfhaft zitterte. Hierauf verbarg sie ihr Gesicht in den Händen und würde ohne Zweifel auf die Erde gefallen sein, wenn der arme, ganz perplexe Pfarrer sie nicht mit seinen Armen aufgefangen hätte.

Es hätte weniger bedurft, um die üble Laune, die schon lange in dem Geistlichen gährte, zum Ausbruch zu bringen.

„Möge ihn der Teufel holen", rief er. „Nun, erhole Dich, mein Kind. Höre, willst Du, daß ich Dir Alles sagen soll, Alles, was er mir heute vorgeschwatzt hat?"

Dieses Mittel konnte seinen Erfolg nicht verfehlen. Luciane lebte wieder auf. Sie begann weiter zu wandeln, aber ihre Physiognomie war nicht mehr dieselbe. Ein fieberhafter, unheilweissagender Ausdruck hatte sich über ihre Züge verbreitet.

„Ja, redet, geistlicher Herr!“ sagte sie mit einer gewissen Verwirrung. „Ihr kennt ihn durch und durch und Ihr liebt mich, redet also.“

„Es thut mir leid für Dich, daß ich es Dir sagen muß“, sprach der Pfarrer zornvoll, „aber Du hast einen Erznarren geheirathet, den ich als meinen Zögling verläugne. Weißt Du, was er sich einbildet?“

„Nein, aber sagt es immerhin.“

„Daß Du ihn nicht liebst, daß Du noch immer an den Baron Wiesenhütten denkst.“

„Ich weiß das.“

„Hat er es Dir gesagt? Ei, wie höflich. Und dann, wenn Du ihn nicht liebst, potz Krautkopf, so wird das daher kommen, weil er nicht liebenswürdig ist, und wenn ein Mädchen, wie Du, an den Edelmann denkt, so kann es nur in allen Ehren sein, und das ist, bei dem Ohre des Malchus, begreiflich, denn er ist liebenswürdig, ist ein wackerer Bursche und ein vortrefflicher Tischgesellschafter. Ich bin ganz von meiner früheren Meinung zurückgekommen. Am ersten Tage hatte man ihn gewissermaßen herausgefordert und ich habe für nichts gestanden, denn ein Edelmann weicht nicht zurück. Als ich aber sah, daß das Schloß sich ergab, da habe ich meinen schönen Hauptmann oder Oberst, ich kenne seinen Grad nicht, erkannt und habe zu mir selbst gesagt: Er ist weiser und größer als wir; das ist ein edler Zug; Hilgert, schenke ihm Deine Freundschaft. Und jetzt ist es eine ausgemachte Sache; es soll Niemand versuchen, ihn bei mir anzuschwärzen, wie man es vorhin gethan hat.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus A. Silberstein's „Mein Herz in Liedern“ *).

O lasse Lieb' nicht von Dir geh'n!

Eine Hand, die in der Deinen liegt,
Das Herz, das sich an Deines schmiegt,
O halte fest und lasse nicht!
Das Aug', das sich in Deines senkt,
Das Herz, so Liebe Dir geschenkt,
Wer weiß, wie bald, wie bald es bricht!

Heut sind im Garten Rosen viel,
Und morgen treibt der Wind sein Spiel,
Die Dornen stechen gar so sehr!
Nun brennt die Flamme hell und klar,
Bald streut sie Asche Dir ins Haar,
Und düster wird es rings umher!

O lasse Lieb' nicht von Dir geh'n,
Ein Herz in Treuen niemals schmäh'n,
Wer weiß, wie lang, wie lang es währt!
Die schönen Tage sind wie Hauch,
Ein Weilchen noch, dann gehst Du auch,
Und Lust ist bald in Leid verkehrt!

*) Erscheint demnächst, vorzüglich ausgestattet, in der Hofbuchdruckerei in Stuttgart, C. Grüninger.

In ein schönes Frauenantlitz sehen.

In ein schönes Frauenantlitz sehen
Und das Reine zart bemerken,
Heißet eine Andacht still begehen,
Gott empfinden in den Werken.

Laß Dein Auge nur auf Schönheit blicken!
Wenn sich zücht'ger Dank Dir zeiget,
Mög' Dein Herz der fromme Trost erquicken,
Daß ein Engel sich Dir neiget!

Ein genialer Hochstapler.

Zu Ende vorigen Jahres erschien in der Universitätsstadt Gießen ein junger Mann, der sich als Studiosus medecinae einschreiben ließ. Sein bei der Universitäts-Behörde niedergelegter Paß, d. d. London, 16. October 1866, lautete auf Arthur Beresford Lyndhurst. Außerdem war er Inhaber eines Urlaubspasses, in welchem er als englischer Marine-Offizier charakterisirt war. Mit dieser Stellung stimmten auch seine Visitenkarten überein: „Arthur Beresford Lyndhurst, Lieutenant auf Ihrer Majestät Schiff Euryalus.“ Ferner stimmte damit, daß er hin und wieder seine Aufwartung in Marine-Uniform machte. Er trug dann eine Mütze mit Goldborten eingefaßt, als Cocarde daran einen goldenen Anker mit der Königskrone darüber, Beinkleider mit Goldborten und eine goldene Degenkuppel. Der junge Mann erklärte vor den Universitäts-Behörden, sein Vater sei der Baronet James Edwin B. Lyndhurst, pensionirter Contre-Admiral zu Quebeck in Canada. Der also genugsam legitimirte Gentleman, der seinen mehrfachen Aeußerungen zufolge jährlich 600 Pfd. Sterl. zu verzehren hatte, erhielt eine Matrikel und eine Legitimationskarte als Studirender. Er schaffte sich nun auch ein anatomisches Besteck an, von dem er indeß, da er die Anatomie nicht besuchte, keinen Gebrauch machte. Es konnte nicht fehlen, daß er bemerkt wurde, und dies geschah namentlich auch von Seiten der Polizei, der er in etwa auffällig und zweifelhaft erschien und zu Nachforschungen anregte.

Im Januar d. J. enthielt die „Times“ zweimal Warnungen vor den Betrügereien eines Lyndhurst. Auch in der „Coblenzer Zeitung“ warnte ein Engländer seine Landsleute gegen den angeblichen Hülfsarzt Lyndhurst. Endlich theilte ein Engländer in Rouen mit, daß er von einem Schiffs-Lieutenant betrogen worden sei.

Als unserem Studiosus die erste Warnung in der „Times“ bekannt geworden war, verließ er Gießen mit Zurücklassung einiger Schulden.

Nachdem die dortige Polizeibehörde dann ermittelt hatte, daß der vermeintliche Marine-Offizier viele falsche Paß-Formulare hatte drucken lassen, schritt dieselbe zur Verfolgung. Der Flüchtling wurde zu Kassel, wo er sich zwischenzeitlich als Lehrer der englischen, französischen und italienischen Sprache niedergelassen hatte, ermittelt, verhaftet und nach Gießen ausgeliefert.

Nunmehr begann für die dortige Polizeibehörde eine von dem Polizeirathe Nover geleitete, überaus mühevolle und nur durch große Umsicht und Ausdauer an das Ziel führende Nachforschung über die Herkunft und Vergangenheit des angeblichen Lyndhurst.

Derselbe erklärte jetzt, daß er am 4. März 1845 zu Jersey geboren sei und von seinem zweiten Lebensjahre an mit seiner aus Canada stammenden Mutter, Elvire, gebornen Thomson, im Dorfe New-Forest bei Southampton gewohnt habe. Seine Mutter lebe jetzt mit einer zwölf Jahre alten Schwester Sylvia in Italien,

wo, sei ihm unbekannt. Ein älterer Bruder von ihm, Edmund Lyndhurst, sei Gutsbesitzer in Jamaica. Sein vor dreizehn Monaten gestorbener Vater sei Schiffscapitän gewesen und habe zuerst in Diensten der südlichen conföderirten Staaten von Nordamerika und später in Diensten der argentinischen Republik gestanden. Er selbst, der Verhaftete, wollte in seinem vierzehnten Jahre nach Italien gekommen sein und auf den Hochschulen von Pisa, Padua und Bologna Medicin studirt und hiernächst sich acht Monate in Paris aufgehalten haben. Von da sei er nach Spanien gegangen und habe acht bis neun Monate lang in Salamanca seine medicinischen Studien fortgesetzt. Aus Spanien nach England zurückgekehrt, habe er nach einigem Aufenthalte in verschiedenen Städten sich nach Amerika begeben und, als Schiffsarzt auf einem Blocadebrecher dienend, am Kriege der Conföderirten gegen die Nordstaaten Theil genommen. Das Schiff habe der größeren Sicherheit wegen die englische Flagge geführt, und die Mannschaft desselben sei mit englischen, in den Südstaaten gedruckten Pässen versehen gewesen. Er selbst habe 300 falsche Paß-Formulare erhalten und viele davon ausgefüllt, den Rest aber als Andenken behalten und aufgehoben. Es seien dieß die Formulare, die man in seinem Besitze gefunden habe. Der Verhaftete mußte übrigens einräumen, daß er nie in englischen Diensten gestanden und die Marine-Uniform unbefugter Weise getragen habe.

Als der nachforschende Polizeibeamte ihm vorhielt, daß er ein Deutscher sei, erwiderte er:

„Ich würde mich lieber umbringen, als über meine jüngeren Jahre Auskunft geben. Man wird mich schon wieder auf freien Fuß setzen müssen."

In einem Briefe, worin er von den Verhören sprach, die er zu bestehen habe, schrieb er: „— — aber ich weiß nichts. Je suis ce que je suis."

Seine Papiere, unter welchen ältere Notizen dazu dienen sollten, ein falsches Alibi zu beweisen, gaben keinerlei Aufschluß. Endlich stieß der inquirirende Beamte auf einen Steckbrief, in welchem ein gewisser H. Appel aus England verfolgt wurde. Dieser Appel sprach Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch und Spanisch, wie der angebliche Lyndhurst, hatte große Reisen in fremden Erdtheilen gemacht, wie dieser; als Sprachlehrer und Zeitungs-Correspondent sich durchzubringen gesucht, wie dieser. Selbst besondere Kennzeichen des Appel trafen zu. Endlich stimmten auch die Schriftzüge in Scripturen, welche Appel an verschiedenen Orten (München, Weinheim, Frankfurt a. M., Bonn, Godesberg, St. Goar) zurückgelassen hatte, mit den seinigen. Er wollte sogar einen von Appel zu München geschriebenen Aufsatz anfänglich als von ihm herrührend anerkennen, sagte aber nach längerem Betrachten: „Nein, das hab' ich nicht geschrieben." Um die Sache noch mehr zu verwickeln, wurde auch ein photographisches Porträt des vermeintlichen Lyndhurst in Weinheim als das Porträt Appel's anerkannt.

Der Inquisit gab indeß nicht zu, daß er der Appel sei, weigerte sich aber fortwährend, seinen wahren Namen zu sagen. Er meinte: „So lange ich nicht sehe, daß ich von einem Geständnisse profitiren kann, bleibe ich bei meinem „je suis ce que je suis". Doch erklärte er sich bereit, seinen Namen zu nennen und sich als preußischer Deserteur zu bekennen, wenn man ihn überzeuge, daß auf Desertion keine hohe Strafe gesetzt sei.

Nach einer Menge von Rückfragen bei auswärtigen Behörden, nach oftmaligen Vernehmungen und Vorhaltungen, gelang es endlich dem die Untersuchung führenden Polizeibeamten, den angeblichen Lyndhurst zu überzeugen, daß längeres Läugnen ihm in keiner Weise nützen, sondern nur nachtheilig werden könne.

Derselbe gestand nun, daß er der in Elberfeld domicilirte ehemalige Schusterlehrling August W. sei. Diese Angabe erwies sich als richtig; die Identität des Arthur Beresford Lyndhurst mit dem August W. wurde zweifellos festgestellt.

Was die persönlichen Verhältnisse und die Vergangenheit des A. W. betrifft, so ergab sich, daß derselbe im Jahre 1847 zu Barmen geboren wurde und in früher Jugend mit seinen Eltern nach Elberfeld kam; daß sein Vater dort im Armenhause lebt, die Mutter längst gestorben ist; daß A. W. als zehnjähriger Knabe wegen verschiedener kleiner Diebstähle zur Untersuchung gezogen, aber wegen mangelnden Unterscheidungsvermögens nicht bestraft, sondern im Juni 1857 in der Anstalt zu Brauweiler untergebracht wurde; daß er dort das Schusterhandwerk lernte und im November 1859 von dort entlassen und zu Elberfeld als Schusterlehrling untergebracht wurde; daß er sich hier Anfangs gut betrug, dann aber im Jahre 1860 wegen kleiner Diebstähle zu kurzen Gefängnißstrafen verurtheilt wurde; im Frühjahre 1861 als vierzehnjähriger Knabe auf die Wanderschaft ging und einige Zeit zu Brüssel als Graveur arbeitete; endlich daß er zu Mecheln wegen mangelnder Unterhaltsmittel aufgegriffen und über die preußische Gränze gebracht wurde. Von da ab bis zum März 1864 fehlen amtliche Feststellungen, und an ihre Stelle treten wieder die eigenen dürftigen Angaben des abenteuernden jungen Mannes, der nach seiner Ausweisung aus Belgien mit einem holländischen Kauffahrer nach Newcastle gekommen sein will, allem Anscheine nach aber große und mannichfache Reisen gemacht haben muß, da er Gelegenheit fand, mehrere Sprachen zu erlernen. Im März 1864 kam er wieder nach Elberfeld, wo er sich einen Paß als Schuhmacher und Matrose ausstellen ließ, mit welchem er die Wanderung nach Hamburg antrat. A. W. hatte sich damals schon eine gewisse Tournure angeeignet, die es ihm möglich machte, mit Hülfe falscher Bescheinigungen eines Capitäns vom Schiffe „Flora of Glasgow", worin gesagt war, daß der Seconde-Lieutenant dieses Schiffes, Ferdinand Freiherr von Fürstenau-Alma, sich in unglücklicher Lage befinde, weil das Schiff in Folge einer Explosion gescheitert sei, in der Rolle dieses Freiherrn von Fürstenau-Alma aufzutreten und zu betteln, wozu er außer jenen Bescheinigungen auch Visitenkarten benutzte, lautend auf: F. Freiherr v. Fürstenau-Alma, Seconde-Lieutenant an Board of the Warrior. In Hannover ließ sich unser A. W. wieder Paßformulare für englische Marine-Offiziere drucken.

Seine nächsten Erlebnisse resumiren sich nun wie folgt: Wegen Bettelei zur Verantwortung gezogen, bestraft und nach Bückeburg ausgeliefert, hier abermals wegen Bettelns, Führung eines falschen Namens und Annahme des Adelsprädicats bestraft und nach Minden transportirt, dort im Mai 1864 wegen derselben Vergehen verurtheilt und eine Zeit lang in der Arbeits-Anstalt zu Benninghausen detinirt. Von hier entlassen, ging A. W. nach Swinemünde und blieb seitdem verschollen. Doch ist gewiß, daß er seit October 1866, nachdem es ihm zu London gelungen war, einen Paß auf den Namen Arthur Beresford Lyndhurst zu erschwindeln, unter diesem Namen auftrat. Nach aufgefundenen Papieren hat er sich im Januar und Februar 1867 zu Greenock in Schottland aufgehalten, wo er als Offizier der italienischen Marine auftrat und als Dolmetscher in dem Geschäfte eines Schiffsmäklers thätig war. In Irland will er, als des Feniertthums verdächtig, verhaftet gewesen sein. Von Greenock begab er sich nach einigen anderen Orten Schottlands, wo er wegen Schwindeleien in Untersuchung gerieth und eine achttägige Gefängnißstrafe zu verbüßen hatte. Im April und Mai finden wir ihn zu Manchester, Anfangs Juni zu Antwerpen, im Juli und August zu Harwich und Scarborough, auch einige Male zu Rotterdam, wo er sich abermals Visitenkarten und Paßformulare für englische Offiziere drucken ließ. Gegen Ende August erschien er zu Crefeld, wo er sich als Lehrer der englischen, französischen und italienischen Sprache niederlassen wollte und einige

100 Formulare zu Zeugnissen der Vorbereitungsschule zu London drucken ließ, dann aber sein bei der preußischen Regierung zu Düsseldorf eingegebenes Concessions-Gesuch wieder zurückzog. Ende October kam er nach Coblenz, wo er bei einem Engländer als Assistenz-Arzt auf dem preußischen Schiffe „Thunder" acht Thaler erbettelte. Eine zu St. Goar versuchte gleichartige Schwindelei hatte keinen Erfolg. Im November gelangte W. als Student der Medicin nach Heidelberg, wo er anfänglich Uniform trug, aber sehr bald wieder das Feld räumte, nämlich nachdem sein Wirth, der falsche Dollarstücke bei ihm gesehen, ihm die Rechnung vorgelegt hatte. Am 11. November ließ sich W. zu Luxemburg in der Uniform eines Marine-Offiziers photographiren. Von dort ging er über Ems, wo er sich bei einem dortigen Lehrer als Offizier vorstellte und in dieser Qualität vier Thaler entlieh, nach Gießen, wo er sich zwar als Studiosus medicinae einschreiben ließ, sich aber auch schon als Doctor medicinae ausgab und als solcher Recepte verschrieb, die auch wirklich in einer dortigen Apotheke gemacht worden sind. (Unter seinen Papieren wurde eine gedruckte Tabelle über die in der preußischen Pharmacopöe üblichen Maße und Gewichte gefunden.) In das abenteuerliche Leben des jungen Wupperthälers spielt auch ein Liebesverhältniß mit einer anscheinend ganz achtbaren englischen jungen Dame, von der Briefe an ihn nach Gießen gelangten und die, nach einem photographischen Portrait zu urtheilen, von ungewöhnlicher Schönheit sein muß. Bezüglich seiner Verhältnisse in den Jahren 1865 und 1866 gehen die eigenen Angaben des A. W. dahin, daß er im ersteren Jahre Hauslehrer im Hause des Lord Clarence gewesen sei; Umstände hätten ihn genöthigt, diese Stellung aufzugeben. Nachdem er noch in Brighton als Hauslehrer fungirt, sei er als Dolmetscher mit einem Amerikaner auf Reisen gegangen und zwar nach Italien, der Türkei, Armenien, Syrien, Palästina, Nubien, Abyssinien und Ostindien. Die Rückreise sei über Beyrut und Alexandria nach Griechenland, von da über Bona, Algier, Tanger nach Gibraltar genommen worden. In Spanien habe er sich, um die spanische Sprache zu erlernen und Medicin zu studiren, 7 bis 8 Monate zu Salamanca aufgehalten, von wo er über Paris nach Schottland gegangen. Zu Greenock habe er sich als ausländischer Correspondent, dann zu London als Mitarbeiter einiger Journale beschäftigt. Die zu Gießen geführte Untersuchung endete damit, daß A. W. wegen Führung eines falschen Namens und Gebrauchs eines auf seinen Namen nicht ausgestellten Passes vom großherzoglichen Stadtgericht zu acht Wochen Gefängniß verurtheilt wurde. Wenn man bedenkt, daß W., ohne regelmäßigen Schulunterricht erhalten zu haben, es dahin gebracht hat, daß er Romane schreiben, correspondiren, Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch und Holländisch sprechen kann, und zwar das Englische so gut, daß er gebildeten Engländern gegenüber sich als deren Landsmann vorstellen darf, dann kann man dem vom Polizeirath Rover ausgesprochenen Bedauern, daß ein mit so reichen Geistesgaben ausgestatteter junger Mann auf schlimme Wege gerathen ist, gewiß nur beistimmen. (Köln. Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

(Die persönliche Erscheinung des gefallenen Abyssinier-Königs) beschreibt ein Correspondent der „Times", welcher ihn als Leichnam gesehen hat, in folgenden Worten: „Das Gesicht, wiewohl von sehr dunkler Farbung, hatte durchaus nichts vom Neger an sich. Die Züge waren schön geschnitten, doch mehr auf Kraft und Entschlossenheit, als auf Feinheit oder Zartsinn deutend, die Stirn massig und gedankenvoll, die dünnen und eng geschlossenen Lippen von seltener Festigkeit des Willens zeugend; die Gestalt klein und schmächtig, aber wohl und fest gebaut, dabei sehr verschrumpft und abgemagert, muthmaßlich in Folge der fortwährenden Strapazen und Aufregung der letzten Jahre, verbunden mit fast täglicher Ausschweifung. In seinen besten Tagen mag Theodor's persönliche Erscheinung alles Lob seiner Bewunderer gerechtfertigt haben; aber das zügellose Leben in der letzten Zeit hatte seinem sonst imposanten Gesichte, wenigstens als ich es sah, das Gepräge grober Sinnlichkeit aufgedrückt. Herr Holmes, ein vorzüglicher Kunst-Dilettant, hat indessen ein Porträt vom ihm gemalt, das von Allen, welche den berühmten oder berüchtigten Kaiser von Abyssinien kannten, für höchst ähnlich erklärt wird, und dessen Vervielfältigung wird die bezügliche Neugier in Europa befriedigen. Seine Leiche wurde seiner Wittwe zur Verfügung gestellt — oder richtiger, seiner Hauptwittwe, denn es gibt wenigstens zwei solcher königlichen Damen, und wer zählt die vielen halbköniglichen? Auch in Abyssinien gilt nämlich, wie es scheint, die orientalische Sitte, daß jedes Weib, auf welches ein huldvoller Blick des Monarchen fällt, sofort für Se. Majestät bei Seite gestellt wird; und da Theodor beständig auf dem Marsche und seine Neigungen, wenigstens in der letzten Zeit, sehr kurzlebig waren, so wuchs sein Harem, gleich jenem seines vorgeblichen Stammvaters, des weisen Salomo, bald ins Große, woran ihn sein „Christenthum" durchaus nicht behinderte. Als während der Unterhandlungen Lieutenant Prideaux dem Könige sagte, er habe, wenn er sich und die Festung Magdala übergebe, für sich und seine Familie eine ehrenvolle Behandlung zu erwarten, rief derselbe mit einer eigenthümlichen Mischung von Humor und Entrüstung: „Was versteht euer Anführer unter meiner Familie? Ist er darauf gefaßt, ein Tausend aufzunehmen?" Bei der Niederbrennung Magdala's wollte man die Kirche schonen, aber trotz der getroffenen Vorsichtsmaßregeln wurde sie von den Flammen ergriffen, und bald war sie sammt der Kaiser- und Königsleiche verbrannt. Dieser unglückliche Zufall war vielleicht ein glücklicher, denn so können die wilden Wollo-Galas, Theodors unversöhnliche Feinde, ihn nicht im Tode schänden."

(Die Familie der kleinen Planeten) zwischen Mars und Jupiter und damit auch die Arbeit der Astronomen ist fortwährend im Zunehmen begriffen. Der am 17. Februar d. J. von Coggia in Longchamp-Marseille entdeckte 96. Planet Aigle hat nach Vogel in Leipzig eine Umlaufszeit von 1951 Tagen; der ebenfalls am 17. Februar d. J. von W. Tempel in Marseille entdeckte 97. Planet Clotho hat nach Dr. Maywald in Berlin eine Umlaufszeit von 1586 Tagen. Am 18. April ist neuerdings Herrn Professor C. H. F. Peters zu Clinton, dem Löwen unter den amerikanischen Planeten-Entdeckern, im Sternbilde des Löwen die Entdeckung des 98. der kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter gelungen, welcher zwölfter Größe erscheint und nur durch die größten Fernröhre sichtbar ist. Von den 16 amerikanischen Planeten-Entdeckungen sind 7 Herrn Professor Peters, die übrigen 9 vier anderen amerikanischen Astronomen zu verdanken. Die Gesammtzahl aller bekannten Planeten beträgt jetzt 106.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 3. Juni. Gastdarstellung der Solotänzerinnen Fräulein Melani Jaksch, Fräulein Minna Jaksch, Fräulein Mauthner, Fräulein Stadelmayer, Fräulein Wildhak und der Herren Caron und Price, Solotänzer vom Hofoperntheater in Wien, unter Leitung des Hofballetmeisters Herrn Carl Telle: Der verliebte Teufel, phantastisches Ballet in 3 Acten (6 Tableaux) von Mazilier. Musik von Benoit und Reber.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 154. Donnerstag, den 4. Juni 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

„Mildner hat Euch also wieder gesagt . . .?“ frug Luciane den Pfarrer.

„Ei, meinst Du denn, daß Der da auf halbem Wege stehen bliebe? Das ist noch lange nicht Alles. Er behauptet, Felix von Wiesenhütten hätte die Gegend gar nicht verlassen, er verlöre Dich nicht aus den Augen und schleiche im tiefsten Geheimniß, sowohl in der Stadt, wie auf dem Lande, um Dich herum.

„O heilige Clara, das ist nicht möglich!“

„Ich bitte Dich, zu glauben, daß mein edler Ritter dessen unfähig ist. An Deinem Verlobungstage sah ich ihn Mittags um vier Uhr in einer vierspännigen Postchaise fortfahren. Wenn er Dich geliebt hat, so geschah es augenscheinlich in der Absicht, Dich zu heirathen. Und wenn er Dich geheirathet hätte, so würde er Dich glücklich gemacht haben.“

„Der liebe Gott sei gelobt. Wenn er wirklich fort ist, so ist er ein Ehrenmann.“

„Wohlgesprochen. Aber ein Ehrenmann hat das Recht, wieder heim zu kehren. Eine mehrmonatliche Abwesenheit war schon sehr artig von seiner Seite. Man kann nicht ewig in der Welt herumlaufen, man muß sein Winterquartier nehmen und jetzt haben wir schon Herbst.“

„Was wollt Ihr sagen? . . . .“

„Daß wenn der Baron jetzt im Schlosse wäre, Mildner mit ihm zusammentreffen könnte.“

„Wie, Mildner will . . .“

„Er hat Dich entfernt, um freie Bahn zu haben, um der Sache ein Ende zu machen; wie er sagt, gibt es kein anderes Mittel. Einer von Beiden soll auf dem Platze bleiben. Er will, sobald er allein mit dem Baron zusammentrifft, ihn herausfordern und sich mit ihm schlagen.“

„O all ihr Heiligen, das hat er Euch gesagt?“

„Er hat mir gleich nach dem Mittagessen die Ohren damit betäubt, das war sehr angenehm. Den ganzen Tag über, den wir zu Fuß durch den Wald zurückgelegt haben, ein köstlicher Spaziergang, welcher der Verdauung sehr zuträglich gewesen wäre, hat er nur von Liebe, Eifersucht, Rache und Todtschlag gesprochen.“

„Aber das ist ja abscheulich. Er will einen Menschen tödten, der kein anderes Unrecht begangen hat, als das, mich zu lieben, als ich noch frei war, und der sich, wie er es versprochen hatte, von hier entfernte — einen Menschen, der sich nichts vorzuwerfen hat, gar nichts. O mein Gott, und wenn nun mein Mann unterliegt. Aber wann und wo wird er mit ihm zusammentreffen?“

„Das sagt er eben nicht, aber es läßt sich errathen. Um wie viel Uhr ist er heute Morgen von hier abgeritten?“

„Um zehn Uhr?“

Nun, er ist erst um zwei Uhr in Ingelheim angekommen. Wir saßen eben beim Nachtisch. Der Weg läßt sich in dreiviertel Stunden zurücklegen. Was hat er die übrige Zeit gethan? Er wird links und rechts umhergespäht, wird das Schloß beobachtet haben. Wer weiß, ob er sich nicht irgend ein Obdach in der Nähe ausgemacht hat, vielleicht im Forsthause oder sonstwo.“

„O ich Unglückliche! Aber man muß dieses Zusammentreffen um jeden Preis verhindern.“

„Freilich, obgleich ein kleiner Denkzettel meinem Zögling nichts schaden würde. So ein kleiner Aderlaß erfrischt das Blut.“

„O, redet nicht so, Einer von Beiden . . .“

„Weder dem Einen noch dem Andern soll ein Leid geschehen. Potz Gewehrläufe und Kanonenschlünde, ich trage sie Beide im Herzen, und noch heute Abend werde ich an den Baron schreiben, werde ihn beschwören —“

„Thut das ja nicht, hochwürdiger Herr; denn alsdann — ich schwöre es Euch, ich weiß es gewiß — würde er sich beeilen, Mildner herauszufordern.“

„Du bist dessen gewiß? Ei, der Teufel, da habe ich ja wohl gethan, Dich zu Rathe zu ziehen. Aber bei dem heiligen Mauritius und der thebanischen Legion, was ist alsdann zu thun?“

„Ja, was ist zu thun? Ich weiß es vielleicht, und Gott möge mir beistehen; denn das ist das einzige Mittel!“

„Einen Augenblick, Kleine. Laß uns der Vorsicht nicht vergessen, welche die Mutter der Weisheit ist und das Genie im Zaume hält. Bedenke, daß Dein Mann mir all dieses unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut hat. Und in was besteht denn Dein Mittel?“

„Das ist mein Geheimniß und ich theile es nicht mit. Schlaft ruhig, mein Vater, und betet für mich.“

„Aha, ich verstehe, Du willst für Dich allein manövriren. Es ist irgend ein häusliches Geheimniß. Sie wird den Heiner Adam bearbeiten; gebe Gott, daß sie den Spalt in seinem Panzer kennt; ich mag die Sache ganz gern ihren Händen anvertrauen. Nun, ich werde für alle Drei beten. Guten Abend, meine Tochter, habe guten Muth und möge der Sieg Dir zu Theil werden. Hier bist Du am Johanneshof und ich gehe geraden Wegs in das Pfarrhaus.“

Indessen hatte Mildner die Landstraße erreicht, wo ihn das Wägelchen erwartete. Roman hielt das Pferd. Sein Herr zögerte lange. Er ging rund um das Gespann, untersuchte das Lederzeug, prüfte die Räder nebst der Achse und konnte sich nicht entschließen, einzusteigen. Endlich widerstand er der Nothwendigkeit nicht länger, wenigstens seiner anscheinenden Vorsicht eine Form zu geben; er

näherte sich dem Schäfer, legte ihm beide Hände auf die Schultern, und ihm in das Gesicht sehend, sagte er:

„Roman, wenn vielleicht während meiner Abwesenheit etwas Besonderes in dem Johanneshof vorfallen sollte, hörst Du wohl, etwas Besonderes . . ."

„Ja, ja", sagte der Schäfer gedehnt.

„Nun so schwöre mir hier bei dem heiligen Roman, Deinem Schutzpatron, sogleich in die Stadt zu kommen und mich zu benachrichtigen."

„Ich schwöre es Ihm, Herr Mildner", sagte Roman, in dessen Augen ein Blitz von Intelligenz leuchtete.

„Gut!" versetzte Mildner, und in den Wagen springend, fuhr er im scharfen Trab davon.

(Fortsetzung folgt.)

Die Weltumseglung der „Magenta".

Am 28. März warf die Corvette „Magenta" im Hafen von Neapel Anker, nachdem sie die erste italienische Weltumseglung in $2\frac{1}{2}$ Jahren vollendet hatte. Das Project einer solchen Fahrt war, wie das andere der Durchbohrung des Mont Cenis, schon von Karl Albert gefaßt worden, und später drang namentlich Graf Persano mehrfach darauf, persönlich eine italienische Weltumseglung leiten zu dürfen. Die von dem damaligen Erzherzog Maximilian mit so viel Umsicht ins Werk gesetzte und mit so viel Erfolg durchgeführte Weltumseglung der österreichischen Fregatte „Novara" scheint am Meisten zur Nacheiferung in Italien angeregt zu haben. Es wurde für dieselbe die Corvette „Magenta" ausgewählt, welche sich damals in Montevideo befand; nachdem die „Regina" den Kommandanten der Expedition, Capitän Arminjon, und einen Theil der Mannschaft von Neapel nach Montevideo gebracht hatte, trat die „Magenta" am 2. Februar 1866 die Reise wirklich an. Sie wandte sich gegen Osten, um in der Zone zwischen dem 42° und 44° südl. Br. über eine stürmische düstere See das Vorgebirge der guten Hoffnung zu erreichen. Auf dieser ersten Strecke hatte das Schiff eine große Gefahr zu überwinden, indem Feuer an Bord ausbrach, welches nur mit der größten Anstrengung bewältigt wurde. Der ganze Weg von Montevideo bis zur ersten Haltstelle in Batavia wurde in 86 Tagen zurückgelegt; der Aufenthalt daselbst dauerte acht Tage, worauf die „Magenta" unter beständigen Windstillen in 9 Tagen nach Singapur gelangte.

Am 8. Juni legte sie in Saigon in Cochinchina an, um sich von den Fortschritten zu überzeugen, welche dort die Franzosen mit ihren Colonisationsbestrebungen erreicht haben. Der Hauptzweck der Reise war jedoch der Abschluß von Handelsverträgen mit China und Japan, wofür der Commandant Arminjon mit Vollmachten ausgestattet war. Deßhalb wendete sich die „Magenta" am 16. Juni direct von Saigon nach Japan, hatte aber bei Formosa ein ziemlich stürmisches Meer zu passiren, und gelangte erst am 5. Juli nach Jokohama, wo sie bis zum 2. September blieb.

Der Abschluß des Handelsvertrags stieß auf manche Schwierigkeiten, da in Japan noch immer jene Partei sehr mächtig ist, welche das Land von allem Verkehr mit den Ausländern möglichst abgeschlossen sehen möchte, obwohl auch ihr nachgerade eine Idee von der Entwicklung des Verkehrs unter den civilisirten Völkern aufzudämmern beginnt.

Wie kaum eine andere der europäischen Seemächte war Italien bei einem Handelsvertrag mit Japan interessirt, da bei der herrschenden Seidenraupenkrankheit sich die Herbeiholung von frischem, gutem Samen aus Japan allein als erfolgreich bewiesen hatte. Der Geschicklichkeit des Commandanten Arminjon gelang der Abschluß des Vertrags trotz aller Schwierigkeiten, ebenso in China, wo allerdings Italien vorläufig weniger zu suchen hat, und gegen die Engländer und Amerikaner nicht so leicht aufkommen kann.

Das Schiff kam am 11. Sept. nach Schanghai, von wo sich der Commandant zum Abschluß des Vertrags nach Peking begab; als derselbe fertig war, wurde Hongkong besucht, und dann vor der Abfahrt nach Australien in Batavia angelegt, um einige Schäden auszubessern. Da sich um diese Zeit auf dem Schiff einige Fälle von Blattern zeigten, so wurde schnell die Wiederimpfung der ganzen Mannschaft vorgenommen.

In Australien fand die „Magenta" die festlichste Aufnahme; von dort legte sie bloß mit Segelkraft in 50 Tagen den Weg über den Stillen Ocean zurück, legte in Callao und Lima an, und gelangte von Peru in 33 Tagen bei ununterbrochenen Windstillen nach Valparaiso.

Am 30. October 1867 wurde von Valparaiso abgesegelt, um die schwierige Fahrt durch die noch lange nicht hinreichend erforschte Straße von Magellan zu machen; man mußte auf derselben bei Nacht immer Halt machen und bei Tage mühsam den Weg durch Klippen und Untiefen suchen. Doch die Fahrt ging glücklich von statten, und die Erfahrungen der „Magenta" werden künftigen Umschiffungen des Cap Horn zu statten kommen.

Am 5. Januar gelangte das Schiff in den atlantischen Ocean, und nach ein paar furchtbaren Stürmen war am 17. Januar 1868 das ersehnte Montevideo wieder erreicht.

Leider verlor Italien auf dieser Fahrt einen seiner tüchtigsten Gelehrten, Filippo de Filippi, aber die Frucht seiner Anstrengungen und Opfer wird nicht verloren sein; die commerciellen, politischen, naturwissenschaftlichen, nautischen und geographischen Ergebnisse werden demnächst veröffentlicht werden und versprechen interessante Resultate. (A. Z.)

Russische Phantasien und das Heidelberger Philologen-Fest.

Wer das „Journal de Petersbourg", also eine der ersten Zeitungen des Kaiserstaates, liest, hat vielleicht seinen Augen nicht getraut, als er unter der Rubrik: Faits divers folgende Nachricht fand, die wir einfach wortgetreu wiedergeben. Jeder Commentar ist überflüssig, und die Moral davon ist, daß es nicht blos amerikanischen, sondern auch russischen Humbug gibt.

„Man spricht von einer Riesenversammlung von Philologen und Gelehrten aller Länder, welche in einigen Monaten zu Heidelberg statthaben soll, der alten deutschen Stadt, die schon seit Jahrhunderten durch ihre Universität und das unermeßliche Wissen ihrer Mitglieder berühmt ist. Schon vor zwei Jahren hatten sich vierhundert deutsche Philologen zu Heidelberg versammelt, um sich gegenseitig Aufschlüsse über antike Sitten und Gebräuche zu geben. Da gab es Bankette, glanzvolle Sitzungen, und vor Allem taktische Uebungen nach griechischem und macedonischem Muster, bei einem Sommerhimmel, der nicht wenig an den griechischen erinnerte, durch eine große Anzahl Studirender unter dem Commando des Professor Langsdorf aufgeführt. Man hatte in Eile ein Amphitheater errichtet mit terrassenförmig aufsteigenden Sitzen, welches an den altrömischen Circus erinnerte und mehr als 10,000 Zuschauer fassen konnte. Inmitten desselben kämpften die jungen Leute, mit Schild und Lanze bewaffnet, halb griechisch, halb deutsch gekleidet, unter sich, nachdem sie sich in griechischer Sprache herausgefordert hatten, zu den Klängen eines Marsches von Tyrtäus, gesungen von einer

Liebhaber-Gesellschaft. Die anziehendste Sitzung dieser großen Versammlung war ohne Zweifel diejenige, wo man sich übte, das Pilum zu werfen, und vor Allem mit Katapulten und Balisten zu schießen. Diese Kriegsmaschinen waren mit großer Sorgfalt und in natürlicher Größe auf Befehl des Kriegs-Ministeriums erbaut worden, unter Oberleitung des Artillerie-Commandanten Deimling, welcher diese Uebungen überwachte und mit vieler Gewandheit die Manöver befehligte. Obgleich der Circus einen außerordentlichen Umfang besaß, war es doch nicht möglich, die ganze Tragweite der Kraft, welche diese Kriegsmaschinen besitzen, zur Entfaltung zu bringen. Doch konnte man sich ein vollkommenes Urtheil bilden über die Dienste, welche diese Maschinen zu leisten vermögen. Einige Liebhaber dieser Dinge hatten sich sogar eine große Geschicklichkeit in Handhabung des Katapultes erworben."

Weiß man schon nicht recht, wie sich die von uns in gesperrter Schrift wiedergegebenen Abenteuerlichkeiten mit den offenbaren Eindrücken eines Augenzeugen des Septemberfestes von 1865 reimen sollen, so hört vollends Alles auf, wenn der Verfasser, vielleicht einem verworrenen Gerüchte von Plänen für eine neue, jedenfalls aber nicht in Heidelberg stattfindende Philologen-Versammlung folgend, den Bären, den er sich in dieser Beziehung hat aufbinden lassen, oder Anderen aufbinden will, folgender Weise zu Markt trägt:

„Die Versammlung, zu der man nunmehr Vorbereitungen trifft, soll, wie man hört, noch viel ansehnlicher und vielleicht auch viel interessanter werden. Unsere gelehrten Nachbaren, die es lieben, ihr Leben bei den Pfeifen, Schoppen und Büchern zuzubringen, machen jeden Tag neue Entdeckungen in der Philologie. Dieses Mal will man sich nicht etwa mit Kriegsmaschinen begnügen, sondern denkt daran, mit den seltenen Werkzeugen der Ackerbaukunst, die man ehedem kannte, Versuche anzustellen. Auch spricht man davon, ein lebendes Bild, um uns so auszudrücken, aufzuführen, welches das Alltagsleben der Alten darstellen soll. Man hatte sogar die Absicht, nautische Experimente mit Triremen anzustellen. Doch hatte man in diesem Fall den Ort der Versammlung in eine Seestadt verlegen müssen, aber Heidelberg hat sich sofort dagegen verwahrt und sich die Ehre, die gelehrten Philologen zu empfangen, vorbehalten. Es versteht sich von selbst, daß es dabei nicht an Festmahlen und Reden fehlen wird, und daß die Mauern Heidelbergs noch lange widerhallen werden von dem wirren Getöse, welches dieses der Vergangenheit gewidmete Fest verursachen wird."

Gute Philologen-Versammlung! Wie glücklich bist du, drei Jahre nach deinem Dagewesensein noch einen solchen Humor gefunden zu haben!

Mannichfaltigkeiten.

(Ein Seitensprung und seine Folgen.) Die „Presse" schreibt aus Wien: „Vielen Spaß in Sportsmen-Kreisen verursacht ein kleines Malheur, das in der vergangenen Rennen-Octave einer unserer reizendsten Reiterinnen zugestoßen. Besagte Amazone — vorzüglich wegen ihrer Vorliebe für czechische Grooms und wappengeschmückte Metallkämme bekannt — ritt eben die große Allee herauf, als gegenüber dem Thiergarten ihr Pferd scheute und einen Seitensprung machte, der sie zwar nicht aus der Contenance brachte, aber doch Ursache ward, daß die Centaurin es verschworen hat, nie mehr ein Pferd zu besteigen. Nur Wenige wissen um den Grund, und wenn wir so indiscret sind, ihn zu verrathen, geschieht es nur zur Warnung und Danachachtung ähnlich situirter Reiterinnen. Die kühne Reiterin thut sich nämlich viel zugut auf ihre schönen Perlen-Zähne und liebt es, die Wirkung ihrer übrigen Körperreize durch ein bezauberndes Lächeln zu erhöhen. Dieses bezaubernde Lächeln soll namentlich magisch wirken, wenn die Dame hoch zu Rosse sitzt und den hellen Blicken der Emails zwischen ihren üppigen Lippen einen fragenden Blick aus ihren großen braunen Augen zu Hülfe schickt. So manches Männerherz, das unverzagt im Kugelregen ausgeharrt und unverletzt aus dem Kreuzfeuer eines ganzen Balletcorps hervorgegangen, ist vor diesem Blick, vor diesem Lächeln geschmolzen. Zu solch einem Lächeln und Blick hatte die Amazone sich eben angeschickt, sie galten einem jungen ausländischen Cavalier, dem der Ruf der Unüberwindlichkeit nach Wien vorausgegangen, als ihr Pferd den heimtückischen Einfall hatte, auf die Seite zu springen. Das Schrecklichste geschah. Durch die Erschütterung bewogen, sahen sich zwei der allerliebsten Elfenbein-Zähnchen veranlaßt, dem Vulcanitgebiß der schönen Dame rasch Adieu zu sagen und ein weiches Bett im Schotter der Allee zu suchen. Die Reiterin war im Galopp dem verhängnißvollen Schauplatze enteilt, aber ein dienstfertiger Roßjunge, wie sie sich auf dem Prater-Rasen herumtreiben, hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Flüchtlinge aufzulesen. (Vor Nachahmung wird gewarnt!) Doch konnte er ihre Herrin nicht mehr einholen und mußte sich mit dem Trinkgeld begnügen, das ihm ein Verehrer der Amazone, als der „sentimentale Riese" bekannt, für Ueberlassung des Fundes behufs Rückstellung an die Eigenthümerin auszahlte. Wie böse Clubzungen erzählen, sollen jedoch die beiden Zähnchen nicht an die Amazone zurückgelangt, sondern vom Ersteher seiner vielberühmten Sammlung „weiblicher Curiosa" einverleibt worden sein."

(Selbstmord.) Im Middlesex-Hospital in London wurden am 28. Mai Untersuchungen über die Leiche eines jungen deutschen Arztes angestellt, der sich durch eine Dosis Morphium vergiftet hatte. Emil Albrecht, 23 Jahre alt (sein Diplom ist von der Universität Berlin ausgestellt), war seiner Stelle als Assistenzarzt in Houndsditch entlassen worden, und nahm sich eine Wohnung in Charlotte-Street. Ein in der Nähe dienstthuender Polizist wurde am Dienstag Morgen in dessen Wohnung gerufen, um ihn wegen Diebstahls eines goldenen Ringes zu verhaften. Die Thüre des Zimmers war geschlossen, und auf die Aufforderung von Außen, den Ring zurückzugeben, erwiderte Albrecht, er könne ihn nicht zurückgeben, bis er Geld von seiner Schwester erhalten habe. Durch das Schlüsselloch bemerkte der Polizist das bleiche Aussehen des Unglücklichen, der mit Schreiben beschäftigt war. Nachdem dieser die Thüre geöffnet, sagte er, er habe Morphium genommen, wurde daher sofort nach dem Hospital gebracht, wo der Tod während eines tiefen Schlafes eintrat. Die in seiner Wohnung vorgefundenen Documente konnte man nicht entziffern, da sie in deutscher Sprache abgefaßt waren, mit Ausnahme eines Stückes Papier, das dreimal die Worte „Dear lovely Nelly" enthielt. Eine junge Dame ließ sich als Zeugin einschwören, welche aussagte, sie kenne Albrecht; am Tage vorher habe er ihr mitgetheilt, wenn etwas passirte, wollte er seiner Familie keine Schmach anthun, er wollte sich das Leben nehmen. Das Verdict der Jury lautete auf „Selbstmord während temporärer Geistesstörung".

(Kurzer Prozeß.) Man schreibt aus London, 26. Mai: Auf einem Theater des East-End wird jetzt vielfach die Oper „Rigoletto" gegeben. Während der Vorstellung am letzten Sonnabend schien ein Zuhörer von der Stimme der Primadonna nicht sehr befriedigt zu sein und er that deßhalb einen höchst kräftigen Pfiff. — — Das Publikum schien nicht ganz seiner Meinung und es ertönte der Ruf: „Hinaus mit ihm!" — Der Mißvergnügte antwortete darauf mit einem noch schrillenderen Pfiff als der erste war. Ein Policeman machte den Versuch, ihn zum Schweigen zu bringen, da dieß aber nicht gelang, so schickte er sich an, den Störenfried aus dem Theater zu entfernen. Dieser aber wich nicht von

der Stelle, er war stärker als der Policeman und führte außerdem eine sehr solide Faust. Rigoletto schien inzwischen sich oben auf der Bühne zu langweilen, er bat das Publikum um Ruhe, stieg von der Bühne durchs Orchester hinab, ergriff den widerspenstigen Pfeifer beim Kragen, zog ihn mit nerviger Faust zum Saale hinaus, gab ihm draußen eine riesige Ohrfeige, stieg sofort wieder auf die Bühne und fuhr dann ohne Weiteres in dem Duetto fort, welches durch den Pfiff unterbrochen worden war. Wenn dieses kleine Intermezzo auch nicht zu dem Programme der Vorstellung gehörte, so wurde der Sänger deßhalb doch um so mehr mit Beifall überschüttet.

(Ueber eine Grotte bei Wien) schreibt die Wiener „Presse": In den nächsten Tagen wird eine der interessantesten Naturmerkwürdigkeiten, eine Höhle von riesiger Ausdehnung und voll der herrlichsten, imposantesten Stalaktiten, dem Publikum zugänglich gemacht werden. Es ist das die Hermannshöhle im Eulenberge nächst Kirchberg am Wechsel. Mit dem Vergnügungszuge der Südbahn gelangt man in zwei Stunden nach Gloggnitz, von dort führt ein reizender Waldweg in anderthalb Stunden — der Fahrweg ist sehr bequem, aber länger, weil man auf einer serpentinartig gebauten Straße über das Gebirge fahren muß — nach Kirchberg. Zehn Minuten von Kirchberg liegt der Eulenberg, ein Pfad, ungefähr fünfhundert Schritte lang, führt zum Eingang der Grotte. Weidmann gibt in seinem bekannten Buche: „Die Alpengegenden Niederösterreichs" folgende Schilderung der Grotte und ihrer Auffindung. Vor länger als einem halben Jahrhundert hatten Hirtenjungen durch Zufall die Höhle gefunden. Sie ward nur von wenig Reisenden besucht, und auch diese begnügten sich mit dem Anblick der ersten Halle; weiter vorzudringen getraute sich Niemand, der unzugänglichen Abstürze wegen. Der Dietrich'sche Verwalter, Herr Hermann Steiger, Edler v. Amstein, wagte es 1842 zuerst, die Höhle näher zu untersuchen, und seine kühnen Forschungen gaben die staunenswerthesten Resultate. Er ward der Entdecker einer der größten Naturmerkwürdigkeiten unseres Vaterlandes, denn diese Höhle gehört zu den merkwürdigsten Gebilden dieser Art. Ihre Ausdehnung ist auch jetzt noch nicht vollständig bekannt, und die Verzweigung so vielfach, daß selbst die Durchwandlung der bis jetzt erforschten Räume mehrere Stunden in Anspruch nimmt. Dieselben sind jetzt durchaus gangbar gemacht, und dürften bald einen der anziehendsten Zielpunkte für Wiener Ausflügler bilden.

(Für Rheinreisende.) Auf der Station Kreuznach kann zu Vergnügungsreisen auf der Rhein-Nahe-Bahn ein halbgedeckter, auf Federn ruhender und dadurch gegen unsanfte Bewegungen geschützter, nach hinten offener Wagen, welcher stets als letzter im Zuge einrangirt wird, mithin volle Uebersicht der Bahn und Gegend gewährt, gegen den Minimalpreis von 12 Einzeln- oder Retourbillets 2. Classe zur Verfügung gestellt werden, sofern die Anmeldung eine halbe Stunde vor Abfahrt des betreffenden Zuges auf Bahnhof Kreuznach erfolgt.

(So blau!) Eine junge Dame mit blauen Gamaschen, blauem Kleide, blauem Paletot, blauem Spitzenkragen, blauem Hut mit blauer Feder, blauem Sonnenschirm, blauem Fächer, blauen Glacéhandschuhen, blauen Strümpfen, blauen Augen, Armband, Halsband und Ohrringen aus Türkisen, erregte vor einigen Tagen in den Straßen Newyorks die allgemeinste Sensation.

(Eine gefährliche Concurrenz für Dumas und Consorten.) Ein japanesischer Romanschriftsteller Kioyte Bakin hat vor Kurzem Ein Werk von 106 Bänden vollendet, welches 38 Jahre brauchte, um durch die Presse zu gehen.

Correspondenzen.

Dresden, 1. Juni.

Der dritte deutsche Schriftstellertag ist gestern hier zusammengetreten. Die Annahme, daß Dresden eine besondere Anziehungskraft ausübe und die Zahl der theilnehmenden Schriftsteller größer, als in den Jahren 1865 und 1867 in Leipzig sein werde, hat sich als irrig erwiesen. Es sind deren 70—80 anwesend, darunter die Herren Frenzel und Genée aus Berlin, Schmidt aus München, Dulk aus Stuttgart, Wehl aus Hamburg, Meißner aus Prag, Silberstein aus Wien, Wartenburg aus Gera, Wuttke aus Leipzig und die Frauen Otto-Peters, Elise Schmidt, Marie Norden, Anna Löhn, Clara v. Glümer &c. Im Ganzen zählt der deutsche Schriftstellerverein unter den Tausenden der deutschen Schriftsteller nur 130—140 Mitglieder. Die Berathungen betrafen die Fragen des Rechtes der dramatischen Schriftsteller den Bühnen gegenüber, des literarischen Eigenthums, des Nachdrucks &c., also sehr wichtige Gegenstände, welche zu bewältigen, zu entscheiden und mit seiner Autorität die Entscheidung zu decken, dem Schriftstellertag zufiel. Gleich Anfangs kam es zu lebhaften Erörterungen über die erste Frage, die endlich zur Wahl eines mit der Befugniß, sich zu ergänzen, ausgestatteten Ausschusses, bestehend aus den Herren Feodor Wehl, Alfred Meißner und Herrmann Schmidt, führte, dem die weitere Erwägung der Sache übertragen, unter Anderem auch der Auftrag wurde, sich mit dem neugebildeten Vereine der dramatischen Schriftsteller zu Wien in Verbindung zu setzen. Noch lebhaftere Verhandlungen fanden in Bezug auf das Eigenthumsrecht statt, an welchen sich Professor Wuttke mit ganz besonderem Eifer im Sinne der strengsten Erhaltung desselben betheiligte. Man einigte sich dahin, die früheren Beschlüsse vom Jahre 1865 in der Sache aufrecht zu erhalten, und dem norddeutschen Reichstage sowie dem Wiener Reichsrath nochmals zur Kenntniß zu bringen. Wider Erwarten wurde die Angelegenheit des Nachdruckes rasch mit dem Beschlusse erledigt, den Vorstand aufzufordern, die Sache fortdauernd im Auge zu behalten und zugleich für das Insolebentreten eines Organes zu wirken, welches die Interessen der Schriftsteller zu wahren und Angebot und Nachfrage auf dem literarischen Markte zu regeln hat. Was noch die anderen Berathungsgegenstände anbetrifft, so verdient erwähnt zu werden, daß ein Antrag von Wehl, ein Jahrbuch des Schriftstellervereins herauszugeben, Annahme fand; eine Sterbe- und Unterstützungscasse mit einem Beitrage von 15 Sgr. bei jedem Sterbefalle zu gründen beschlossen wurde. Zum Vorort für das nächste Jahr wurde einstimmig Berlin, zum Versammlungsort aber Weimar gewählt. Vorstandsmitglieder sind: Frenzel, Silberstein, Friedrich (Berlin), Wehl, Kletke (Berlin), Schmidt und Meißner.

Literatur-Notizen.

Koner's Zeitschrift der Geschichte für Erdkunde (Berlin. Reimer) III. 2. bringt unter anderem eine gedankenreiche Abhandlung von G. Friebel über den See- und Strandraub der Nikobaren, zugleich als Beitrag über Anthropologie der sogenannten Naturvölker überhaupt, in deren — keineswegs idyllischen — Zuständen und Sitten die Culturvölker einen Spiegel ihrer eigenen Urzeit, leider mitunter auch noch ihrer Gegenwart, erblicken mögen. Das goldene Zeitalter ist eine Mythe; der Mensch muß den alten Adam ablegen, wenn er zur Selbstachtung und zu der Seligkeit gelangen soll, zu welcher ihn seine Natur befähigt! — Meinicke bereichert unsere Kunde der Inselwelt der Südsee durch einen inhaltreichen Bericht. G. Fritsch gibt wissenschaftliche und practische Belehrungen über Südafrika, nebst Karte. Die Miscellen sind mannichfaltig und anziehend.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 3. Juni. Gastdarstellung der Solotänzerinnen Fräulein Amalie Jaksch, Fräulein Minna Jaksch, Fräulein Mauthner, Fräulein Stadelmayer, Fräulein Wildhak und der Herren Caron und Price, Solotänzer vom Hofopertheater in Wien, unter Leitung des Hofballetmeisters Herrn Carl Telle: Der verliebte Teufel, phantastisches Ballet in 3 Acten (6 Tableaux) von Mazilier. Musik von Benoit und Reber.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 174.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 155. Freitag, den 5. Juni 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

6.

Nachdem sich Luciane von dem Geistlichen getrennt hatte und in die Meierei zurückgekehrt war, fand sie dort nebst ihrer Mutter auch ihre Schwiegermutter vor, die sich Beide in der großen Stube befanden.

Die Hausfrau war gerade zur rechten Zeit von dem Felde heimgekommen, um ihrem Sohn Adieu zu sagen, auch hatte sie nicht die leiseste Bemerkung gemacht, als sie erfuhr, daß ihre Schwiegertochter einige Tage bei ihr bleiben würde. Aber als diese jetzt wieder nach Hause kam, sagte sie zu ihr:

„Du bist sehr bleich, mein Kind."

„O", sagte Luciane mit einem gezwungenen Lächeln, „das kommt daher, weil ich mich glücklich fühle, denn ich weiß ein Mittel, die Freude in meine Häuslichkeit zurückzuführen.

„Das ist ein guter Gedanke", versetzte die Matrone; dann sich zu dem Ohre der Magdalene Werner neigend, die spinnend in einer Ecke saß, berührte sie ihre Stirne mit dem Finger und sagte, während Luciane in ihre Kammer ging, mit leiser Stimme zu ihr:

„Sie thut wohl daran, hier frische Luft zu schöpfen."

„Bah, bah!" sagte die Spinnerin gutmüthig, „wir wissen, was das zu bedeuten hat. Der Honigmonat hat lange gedauert, aber man findet ihn noch immer zu kurz."

„Das glaubt Ihr wirklich? Ihr thätet wohl daran, in ihre Kammer zu gehen und mit ihr zu reden, denn Ihr seid ja ihre Mutter."

Als die Mutter allein mit ihrer Tochter war und sie im Gesicht betrachtet hatte, erschrack sie über die Veränderung ihrer Züge.

„Mein Kind", rief sie mit gefalteten Händen, „was hat man Dir gethan und was wirst Du thun?"

„Ich weiß es nicht", erwiderte Luciane, „seid gestern Abend hat mich ein neues, sonderbares Leid erfaßt. Indem Ihr mit mir sprecht, sollte mich Eure Stimme zum Weinen bringen, aber es scheint mir, daß alle meine Thränen da hinein gedrungen sind", sprach sie, die Hand auf das Herz legend. „O Mutter", fügte sie hinzu, ihr Haupt auf Magdalenens Schulter legend, „o Mutter, ich habe allzuviel Kummer, ich muß ihn abschütteln oder sterben.

„Bei dem Andenken Deines Vaters beschwöre ich Dich, mein Kind, Dich vor Dir selbst zu hüten", sagte die Alte, ihre Tochter in ihre Arme schließend. „Thue nichts, unternimm nichts in dem schrecklichen Zustand, in dem Du Dich befindest. Auf ihn auch machten die Ereignisse des Lebens, als sie ihn berührten, einen unermeßlichen Eindruck. Auch er wollte vorwärts schreiten, wie sein Gedanke. Er ist daran gestorben. O meine Tochter, ich weiß nicht, was Dich betrübt, aber nimm den Schmerz an, denn er kommt von Gott. Schließe Dich ein, verbirg Dich, verlasse uns nicht, unternimm nichts unter dem Einfluß des Leidens, dann wirst Du rein aus der Prüfung hervorgehen."

So sprach die Wittwe des Dichters, indem sie unwillkürlich bei besondern Gelegenheiten sich einer Sprache bediente, die sie so oft gehört hatte.

„Ja", sagte ihre Tochter mit einem erschreckenden Ausdruck, „aber weiß Sie, durch welches Thor ich herausgehen werde? . . . durch das Thor des Hasses und ich will meinen Mann nicht hassen."

„Sieht es so aus?" sagte Magdalene mit einem traurigen Lächeln. „Nun, die Pächterin hat vielleicht Recht. Es steckt irgend eine Kinderei dahinter. Schlafe ruhig, mein Kind. Weiber, wie Du, hassen nicht."

„Was thun Sie dann?" fragte sich Luciane, nachdem ihre Mutter sich zurückgezogen hatte.

Und von diesem Augenblick an versank sie in eine tiefe Träumerei, aus der sie nicht mehr herauskam.

Sie legte sich nieder, aber sie vermochte die ganze Nacht nicht zu schlafen.

Beim Frühstück gelang es ihr, so viel hinunter zu bringen, um die Wachsamkeit ihrer Mutter zu täuschen. Dann stand sie auf und schritt auf die Thüre zu.

„Luciane, verlasse den Johanneshof nicht", rief Magdalene.

„Nein, Mutter."

Sie ging an das Ende des Hofs, stieg auf eine dort angebrachte Erhöhung und setzte sich unter die großen Eichen.

Dort blieb sie einige Stunden lang, in tiefem Nachdenken versunken, sitzen.

Armes, sehr schwaches Opfer, das zum ersten Mal dem energischen und wachsenden Wirken des bösen Engels anheimgegeben war, der selbst die Stärksten zermalmt.

Mehrmals schickte Magdalene, die das Alter gebrechlich gemacht hatte, die Magd hinaus, die sie von Weitem beobachten mußte, und jedesmal kam die Dirne zurück, sagend, Frau Mildner säße unter den Eichen und rühre sich nicht. Endlich gelangweilt von diesem ewigen Schicken und seinem unwandelbaren Resultat, machte die Magd nur noch den halben Weg und brachte, ohne die junge Frau gesehen zu haben, jedesmal dieselbe Antwort.

Die Sonne fing an hinter dem Johanneshof zu verschwinden.

Plötzlich erhob sich Luciane bebend, aber entschlossen. Leicht wie ein Vogel eilte sie die Höhe hinunter, übersprang den Graben, lief mitten durch die Felder und schlug dann einen Fußpfad ein, der auf die Heerstraße führte, worauf sie mit Ungestüm auf das Elysium zuschritt.

„Wie“, rief sie mit Trostlosigkeit, „man will nicht eine flüchtige Erinnerung verwischen, die Erinnerung eines einzigen Augenblicks, man verläumdet fortwährend alle meine Gedanken, erdrückt mich durch Gleichgültigkeit, und um der Sache ein Ende zu machen, findet man nichts Besseres, als umzubringen oder sich umbringen zu lassen. O eiserne Tyrannei, wilde Gewalt! Und wen will man umbringen? den liebenswürdigsten, den wahrhaftigsten aller Menschen, der auch zugleich der großmüthigste ist; denn er war abgereist, wie er es gesagt hatte, . . und wenn er jetzt wieder da ist, so hat er es auch versprochen . . und wo ich bin, dahin wird er nicht kommen. Aber ich weiß einen Platz, an dem er mich nicht mehr zu finden erwartet und wohin er gewiß noch kommt. Mit ihm will ich reden, denn von dem Andern bin ich überzeugt, daß ich nichts erlangen werde. Ihn aber werde ich anflehen, Mitleid mit mir zu haben, sich um meinetwillen abermals zu entfernen, und ich bin gewiß, daß er es thun wird. Aber auch Heiner Adam kennt diesen Platz, er wird zum zweiten Mal dahin kommen. Nun, dann werde ich mich zwischen sie werfen, und Derjenige von ihnen, der tödten will, muß mit mir anfangen. O ja, lieber sogleich den Tod, als das Leben, das mir bleiben würde.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Hinrichtung in Wien.

In Wien wurde am 30. Mai der Raubmörder Ratkay gehenkt. Derselbe war in das Zimmer seiner Wirthsfrau, bei der er erst wenige Tage wohnte, in früher Morgenstunde gedrungen, hatte dieselbe, welche noch schlafend im Bette lag, mit einem Hobel erschlagen und dann aus Kisten und Kasten Geld und Werthgegenstände mitgenommen. Ratkay war schon vor dieser Unthat auf dem Weg des Verbrechens gewandelt; während seiner Haft hatte er sich grobe Widersetzlichkeiten zu Schulden kommen lassen und einen Aufseher, sowie einen Mitgefangenen am Leben bedroht. Es sprachen keine Milderungsgründe für den zum Tod Verurtheilten, und der Kaiser bestätigte kürzlich das Urtheil.

Da der gegenwärtige Justizminister sich als Abgeordneter mit der denkbarsten Entschiedenheit gegen die Todesstrafe erklärt hatte, war erwartet worden, den Wienern würde das traurige Schauspiel einer Hinrichtung erspart bleiben. Der Kaiser ließ jedoch der Justiz ihren Lauf, und es leuchtet ein, wenn angegeben wird, daß der Minister eine Sache der kaiserlichen Gnade nicht wohl zur Cabinetsfrage machen konnte.

Ueber die letzten Lebensstunden und den Act der Hinrichtung bringen Wiener Blätter spaltenlange Berichte. Von dem Berichte, welchen die „N. Fr. Presse“ unterm 30. Mai gibt, bildet Folgendes nur einen kleinen Auszug. Das genannte Blatt schreibt:

Die letzten Stunden vor seiner Hinrichtung, d. i. von der Stunde, wo ihm die Urtheilsvollstreckung bekannt gegeben worden, bis zu dem letzten Momente seines Lebens, hat sich Ratkay sehr bußfertig gezeigt und beschäftigte sich ausschließlich mit einer reumüthigen Verabschiedung von der Welt. Im Laufe des gestrigen Tages erbat er sich, von zweien seiner ehemaligen Freunde und Landsleuten, zwei Soldaten, von seiner Geliebten und von zweien seiner ehemaligen Zellengenossen Abschied zu nehmen. Diese Bitte wurde ihm denn gewährt; er empfing die Gäste unter Thränen, bat sie um Verzeihung, bot ihnen Sträußchen, die er selbst gebunden hatte, an und sagte: „Ja, ich sehe es ein, ich habe es verdient.“ Sobald die Gäste sich entfernt hatten, brach er vollends zusammen und blieb durch einige Zeit bewußtlos. Nachdem er sich wieder erholt hatte, wurde er in den Hofraum geführt, wo er eine Weile spazieren ging, eine Cigarre anbrannte und rauchte. Nach ungefähr einer Stunde kam er in die Zelle zurück und sank erschöpft nieder. Seine tiefe Erschütterung hatte einer ruhigen Ergebung in sein Schicksal Platz gemacht. Häufig las er in einem Erbauungsbuche und pflog Unterredung mit dem Seelsorger. Gestern beschäftigte er sich viel mit Binden frischer Blumen zu Kränzen und Bouquets. Gestern Abend, am Vorabende vor dem letzten Gange zum Richtplatze, nahm Ratkay noch ein Nachtmahl und blieb schweigsam bis 1 Uhr nach Mitternacht wach. Schlag 5 Uhr Morgens wurde er in die Hauskapelle geholt, wo der Hausseelsorger eine stille Messe las, der er andächtig unter vielen Seufzern anwohnte. Nach der Messe empfing er die heilige Communion und verharrte dann einige Zeit im stillen Gebete. Er wurde in die Zelle zurückgeführt, wo ihm ein Frühstück, eine Schale schwarzen Kaffees und ein Glas Slibovitz, gereicht wurde. Das Frühstück nahm er zum Theile zu sich. Ein Viertel vor 7 Uhr trat der Hausseelsorger in die Zelle des Delinquenten und sprach ihm tröstend zu, bis der Kerkermeister Zemlizka mit der Meldung eintrat, daß es Zeit sei. Der Aufseher Steininger trat heran, um dem Delinquenten die Hände zu fesseln, worüber Ratkay zusammenschrak. Der Hausseelsorger trat ermahnend heran und sagte: „Liebes Kind, Sie haben mir versprochen, Alles geduldig zu tragen, was man noch über Sie verhängen sollte. Halten Sie also Ihr Versprechen.“ Ratkay hielt geduldig seine Hände hin und ließ sich fesseln. Der Seelsorger gab ihm das Bild des Gekreuzigten sammt einem Blumenstrauß in die Hände. Schlag 7 Uhr trat Ratkay, von dem Seelsorger unter dem Arme geführt, an den Wagen heran, grüßte die Umstehenden und mußte in den Wagen gehoben werden. Vom Landesgerichte bis zum Richtplatze war das Gedränge so groß, daß die Wagen oft minutenlang stockten. Unterwegs sprach Ratkay gar nichts, hörte geduldig auf die Zusprüche des Priesters, küßte wiederholt das in den Händen gehaltene Kreuz; außerhalb des Linienschrankens wurde er von einer Ohnmacht befallen, und der Priester labte ihn mit vorsorglich mitgenommenem Hirschhorngeist und Essigäther. Außerhalb der Linie war die Menge zu einem dichten, undurchdringlichen Knäuel angewachsen: Staubwolken wirbelten hoch auf. Es ertönten Rufe: „Lebe wohl!“ und nur mit Mühe langte die Commission um 8 Uhr auf dem Richtplatze an. Die Gerichtscommission übergab den aus dem Wagen vom Seelsorger und Aufseher gehobenen Delinquenten dem Scharfrichter. Gestützt von zwei Aufsehern, sank der Delinquent vor dem Priester in die Kniee und erhielt die Absolution und den priesterlichen Segen. Der Priester hob ihn auf, umarmte ihn, gab ihm auf beide Wangen den Friedenskuß, machte ihm auf Stirne, Mund und Brust das Zeichen des heiligen Kreuzes. Der Aufseher Steininger entfesselte den Delinquenten; die Knechte des Scharfrichters zogen ihm den Rock aus, legten seine Hände übereinander, banden sie mit einer Rebschnur zusammen, zogen mit einem Stricke, der nach rückwärts zusammenlief und in der Nähe des Schulterblattes angebracht war, die Oberarme zusammen, die Verlängerung dieses Strickes wurde zwischen den Beinen durchgezogen und mit dem Bande an der Hand vereinigt. Der Delinquent trat einen Schritt zurück und wurde mittelst eines eingreifenden Strickes an einem in einem Rade befindlichen Seile befestigt. Die Knechte drehten das Rad, der Scharfrichter bestieg den Schemel, legte dem in die Höhe gezogenen Delinquenten die Schlinge um den Hals, befestigte dieselbe an dem rückwärts des Galgens angebrachten Haken, hob leicht den Unterkiefer des Delinquenten in die Höhe, und Ratkay war todt. Die ganze Operation war das Werk einer Minute. Ratkay hatte nichts mehr empfunden, als die Execution vollzogen wurde, denn er war bewußtlos. Doch die Menge johlte und johlte beim Anfahren des Delinquenten, als er aus dem Wagen gehoben wurde und als das

Urtheil an ihm vollstreckt war, in wahrhaft empörender Weise. — Der Gerichtete blieb bis 6 Uhr Abends auf dem Galgen, dann wurde er im Beisein der Gerichtscommission abgenommen, in einen von dem Arimathäa-Vereine gespendeten Sarg gelegt und zur Ruhe bestattet. Georg Rattay hatte gestern Abends sein Testament gemacht und zu Erben seines aus 300 Gulden bestehenden Vermögens seine Mutter und seinen Bruder eingesetzt.

Ueber das Bild, das der Richtplatz bot, gibt ein anderer Correspondent nachstehende Schilderung:

„Die Tribünen nächst der Richtstätte erhoben sich amphitheatralisch auf der Wiese. Die Menge hatte sich von zwei Uhr Nachts an bereits dahin gedrängt und campirte, das Schauspiel erwartend. Die Dächer der Magazine der dort liegenden großen Leimsiederei, sowie des Wirthshauses waren ebenfalls zur Tribüne geworden, indem dieselben von einer dichtgedrängten Menschenmenge besetzt waren. Der speculative Besitzer dieser Gebäude ließ sich 30 kr. für einen Sitz- oder Stehplatz auf seinem Dache bezahlen. Auch die Preise auf den improvisirten Tribünen waren verhältnißmäßig ziemlich hoch gestellt, 30, 40 und 50 kr., ja später selbst 1 fl. wurden bereitwilligst gezahlt. Wo von den Tribünen irgend ein kleiner Raum freigeblieben, stellten sich Miethwagen aller Art, sogar Möbelwagen auf. Auch die Dächer und Kutschböcke dieser auf der Neustädter Straße in drei dichten Reihen stehenden Fahrzeuge, sowie leere und auch mit Ziegeln, Holz, Säcken etc. bepackte Streifwagen wurden zu Steh- und Sitzplätzen verwendet und als solche vermiethet. Während der Zeit, welche in Erwartung vorüberging, suchten die Tribünen-Unternehmer durch allerlei Geschäftskünste noch die wenigen übrigen Plätze an den Mann zu bringen. Die anwesende Menge, zu welcher der ältere Theil des schwachen Geschlechtes, sowie die niedere Demi-monde ihr stärkstes Contingent gestellt hatte, conversirte meist über die bevorstehende Execution und die Zahlenlotterie. Während Einige die verschiedene Henk- und Strangulirungs-Methoden einem noch naiven und aufmerksam lauschenden Zuhörerkreis zergliederten, versicherten Andere, sie müßten es besser verstehen, denn sie seien heute bereits das fünfte- oder sechstemal dabei. Brach irgend eine zu schwer belastete Tribüne oder das Dach eines Magazins durch, oder geriethen die auf den steilen Dächern Sitzenden ins Gleiten, so konnte sich der Janhagel nicht enthalten, in lautes Halloh und Hurrah auszubrechen.

Mit Genugthuung können wir constatiren, daß der bessere Theil des Wiener Publikums bei dem gräßlichen Schauspiel nur in geringer Anzahl vertreten war, und die Wenigen, die erschienen waren, insbesondere Damen, mußten es sich eben gefallen lassen, vom Mob als seinesgleichen behandelt zu werden."

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

Wien, 30. Mai.

Von dem kaiserlich österreichischen Consul in Christiania, Herrn Peter Petersen, welcher sich der Förderung des Interesses für das bevorstehende deutsche Nationalfest unter den Bewohnern des fernen Nordens mit nicht hoch genug anzuerkennender Thätigkeit widmet, sind neuerliche Berichte angelangt, denen zufolge sowohl der norwegische Scharfschützenverein, als der Centralverein für Ausbreitung der Leibesübung und des Waffengebrauches bei dem Bundesschießen durch zahlreiche Deputationen vertreten sein werden. Eben so erfreulich lauten neuere dem Centralcomite von der Direction des Nationalschießens in Belgien zugekommenen Nachrichten. Die Direction hat die Einladung zum Besuche des Bundesschießens und Auszüge aus der Schießordnung in den officiellen „Moniteur" einrücken lassen, nach welchem die meisten übrigen belgischen Journale die betreffenden Mittheilungen ebenfalls brachten. In Folge dessen ist die Theilnahme der belgischen Schützen für das Bundesschießen in Wien eine äußerst lebhafte geworden und dürfte der Besuch des Festes von dort ein sehr zahlreicher werden. Weiter meldet der kaiserlich französische Hofbüchsenmacher Gastinne-Renette, daß Vertreter der Schützengesellschaften in Pontoise, Nancy, Metz und Verdun bei dem Bundesschießen erscheinen werden. In Deutsch-Oesterreich wurden bis zum heutigen Tage mit Ausnahme von Tyrol über 5000 neue Mitglieder des Schützenbundes angemeldet und sind bis zum Beginn des Festes noch 2—3000 weitere Anmeldungen zu gewärtigen.

In Tyrol ist die Theilnahme seit dem letzten Aufrufe des Landes-Oberst-Schützenmeisters in stetem Steigen begriffen und positiven Nachrichten zufolge werden Tyrol und Vorarlberg allein ein Contingent von mindestens 1500 der bewährtesten Schützen zum großen Wettkampfe in Wien stellen.

Der bekannte Claviervirtuose Herr Leopold v. Meyer, welcher soeben aus Newyork hier eintraf, theilt mit, daß Herr Steinway, der Chef der weltberühmten Pianoforte-Fabrik Steinway u. Comp. in Newyork, mit seiner ganzen Familie zum Bundesschießen nach Wien kommen und persönlich den von den Festunternehmern Newyorks als Ehrengabe gewidmeten Prachtflügel überbringen wird. Dieser Flügel ist ein von der genannten Fabrik angefertigtes Preisstück, welches bei der Pariser Weltausstellung mit der goldenen Medaille ausgezeichnet wurde.

Mannichfaltigkeiten.

(Großartige Fälschung.) Nachrichten aus Florenz sprechen von einer großartigen Fälschung, der man auf die Spur gekommen ist. Bekanntlich erhält Italien jedes Jahr eine Million Cartons mit Seidenraupen-Eiern aus Japan gesandt. Man hat nun in Mailand 20,000 Cartons gefunden, die mit allen Zeichen der Authenticität, mit Stempeln und Marken der japanischen Provinzen, mit der großen schwarzen Ziffer des Vertrags versehen, ganz so sind, als die ächten Cartons, nur daß der Stempel des Consulats fehlt. Nun aber sind diese Cartons leer und man wollte sie mit inländischen Eiern füllen. Diese Fälschung erklärt denn sehr leicht, warum man sich in letzterer Zeit so sehr über die schlechte Qualität der Eier beklagt hat. Diese Cartons hätten, wären sie mit ächten Eiern gefüllt, jede den Werth von 30 bis 35 Frcs., während die inländischen Eier einen sehr geringen Werth haben. Es handelte sich mithin um eine recht großartige Betrügerei. Jedenfalls haben Alle, welche von Italien aus diese Seidenraupen-Eier beziehen, Ursache, auf ihrer Huth zu sein. Der Handelsminister, welcher diese Betrügerei zur öffentlichen Kunde gebracht hat, hat, wie es heißt, die Spur der Betrügerei verloren. Man hat es nicht gewagt, bei den Häusern in Mailand, an die die Cartons adressirt waren, eine Untersuchung anzustellen. Die Angelegenheit scheint, vielleicht absichtlich, erstickt zu sein. Gewarnt ist man jedenfalls.

(Ein komischer Schwindel.) Auf einem kürzlich abgehaltenen Meeting der Edinburgher Association für Verbesserung der Lage der Armen, welche am verwichenen Freitag stattfand, machte ein anwesender Geistlicher, Namens Dr. Robertson, Mittheilung über einen komischen Schwindel, der kürzlich von einem armen Ehepaar verübt worden war. Bei einem Professor in Edinburgh erschien eine arme Frau, die ihn unter Thränen und Schluchzen um eine Geldunterstützung bat, damit sie in den Stand gesetzt werde, ihren Gatten begraben lassen zu können. Der Professor äußerte sein Bedenken über die Wahrheit dieser Angabe. „O, mein Herr", sagte

die Frau, „wenn Sie sich nach meinem Hause bemühen wollen, so können Sie selbst die Leiche in Augenschein nehmen. Ich bitte Sie sogar dringend, mit mir zu kommen und sich persönlich von der Wahrheit meiner Angabe zu überzeugen. Die Frau sprach so ergreifend und betheuernd, daß der Professor sich veranlaßt sah, derselben alles Geld, was er im Augenblicke bei sich hatte — sechs Schillinge — zu verabfolgen. Unter den feurigsten Dankesbezeugungen und einem Strom von Thränen entfernte sich die Frau. Der Professor, dennoch argwöhnisch geworden, folgte ihr auf dem Fuße nach und trat mit ihr, gänzlich unbemerkt, in das Haus, woselbst er in einem Parterrezimmer auch wirklich die Leiche des Mannes auf einem ärmlichen Bette liegen sah; aber beim Eintreten in das Zimmer rief die Frau freudig aus: „O, ich habe sechs Schillinge bekommen!" Kaum waren diese Worte gesprochen, als sich die Leiche mit Blitzesschnelle vom Bett erhob und ganz entzückt die Hände zusammenklatschte.

(Russisch.) Das vom Professor Pogodin in Moskau herausgegebene ultra-slavische Wochenblatt „Ruski" brachte dieser Tage Folgendes: „In einem dem Fürsten Galitzyn gehörigen Dorfe empörten sich neulich die Bauern. Um die Ruhe herzustellen, wurde eine Escadron Dragoner mit scharfgeladenen Gewehren abgeschickt. Der Escadrons-Chef befahl, daß ein jeder Dragoner an seinem Sattel zwei Bund Ruthen anbinden sollte. Das Militär langte im Dorfe an. Keine Ueberredung konnte die Ruhe herstellen. Es wurde geschossen, jedoch ohne Erfolg. Die Bauern schrieen tumultuarisch: „Alle könnt ihr uns doch nicht todtschießen." Die Gährung nahm immer mehr zu. Der Escadrons-Chef befahl sodann, einige der Aufwiegler zu fangen und ihnen eine tüchtige Tracht Ruthenschläge zu verabreichen — und siehe da, alsbald fiel das Volk auf die Kniee und bat um Vergebung. In Keslow war ein ähnlicher Fall; die Dragoner hatten jedoch keine Ruthen mit, sie schossen. Es fielen viele Aufwiegler, es gab Todte und Verwundete; nichts half. Die Soldaten machten einen Ausfall mit dem Bajonnet — immer nichts. Nur mit Hülfe derber Knüttel wurden die Ruhestörer zu Paaren getrieben." — So berichtet der russische Correspondent einer russischen Zeitung.

(Unter dem Pantoffel stehen.) Der schwäbische Augustinermönch Benedictus Anselmus berichtet über den Ursprung der Redensart: „Er steht unter dem Pantoffel", Folgendes: Vor grauen undenklichen Zeiten lebte ein gewaltiger Ritter, Polyphem mit der eisernen Stirn. Papst und Kaiser hatten nach langer blutiger Fehde Frieden gemacht und zur Feier desselben Feste und Turniere angeordnet, zu welchen die Blüthe der Ritterschaft geladen wurde. Jeder der Turnierenden sollte entweder des Papstes oder des Kaisers Farbe tragen, Polyphem aber schwur, er trage nie die Zeichen der Knechtschaft, weder das rothe Kreuzband des Papstes, noch die schwarze goldgeränderte Schleife des Kaisers, er trotze dem Bannfluche und der Reichsacht und fürchte Keinen im ganzen Reiche. Da aber kam Frau Beatrix, seine Gemahlin, und bat ihn inständigst, ihretwegen eines der Zeichen zu tragen, brach in Thränenströme aus, als der Ritter sich weigerte, und behauptete, er liebe sie nicht. Der Ritter betheuerte ihr das Gegentheil und erbot sich, seine Liebe im Kampfe mit scharfer Waffe gegen zwölf Ritter zu beweisen, seine schöne Frau aber wollte von nichts wissen, schluchzte herzbrechend und klagte: „Wenn Du nur eine Spur von Liebe zu mir in Deinem Herzen hättest, würdest Du meine Bitte gewähren und eines der Zeichen an Deinen Helm heften." Damit ging sie in ihre Kammer, schlug die Thüre hinter sich zu und ließ den bestürzten Ritter vor der verschlossenen Thüre stehen. In diesem Augenblicke schmetterten die Trompeten zum Turnier, halb bewußtlos ergriff der gewaltige Polyphem den kleinen goldgestickten Pantoffel, den seine zürnende Eheliebste in der Hast verloren, befestigte ihn an seinem Helm und eilte in die Schranken. Die Herolde riefen ihn an: „Stellst Du Dich unter das Scepter des Kaisers oder unter den Krummstab des Papstes?" „Unter den Pantoffel!" war die Antwort. In dem Ritterspiel blieb Polyphem der alleinige Sieger, und als ihm des Kaisers Schwester den Kampfpreis, eine goldgestickte Schürze, über die Schulter hing, flüsterte sie ihm zu: „Herr Ritter! Ihr stellt Euch weder unter den Kaiser, noch unter den Papst, Euch vermag kein Mann zu überwinden; aber unter dem Pantoffel steht Ihr doch." Dieses Wort war bald im ganzen Reiche bekannt und es zeigte sich, daß der Pantoffel mehr Unterthanen habe, als Scepter und Krummstab zusammen.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Auf dem Schriftstellertag zu Dresden wurde eine interessante Antwort der königlich bayerischen Gesandtschaft in Berlin auf eine Beschwerde des Schriftstellers Ludwig Habicht daselbst ausgetheilt. Das bezügliche Schreiben lautet: „Die königlich bayerische Gesandtschaft am königlich preußischen Hofe eröffnet, erhaltener Weisung zufolge, dem Schriftsteller Herrn Ludwig Habicht auf sein unterm 27. v. M. an den königlichen Staatsminister des Aeußeren gerichtetes Schreiben, daß den concreten Fall betreffend, im Art. 9 des Gesetzes am 28. Juni 1865 jeder billige Schutz gewährt sei. Hat Adressat in der Zeitung, in welcher er die in Frage stehende Erzählung erscheinen ließ, den Abdruck untersagt, so erscheine der unbefugte Abdruck in dem Tage- und Anzeigeblatt von D. als Nachdruck, wegen dessen die im Art. 37 bestimmte Entschädigungspflicht und Bestrafung nebst Confiscation einzutreten hatte. Hätte derselbe den Abdruck nicht untersagt, so konnte das genannte Blatt die Erzählung zwar abdrucken, es mußte aber die Quelle angeben und der Redacteur hat, wenn letzteres nicht geschehen ist, nach Abschn. 3 des cit. Art. 9 eine Geldstrafe bis zu 50 fl. verwirkt. Adressat mußte aber nach Art. 61, Abschn. 4, dessen Bestimmung sich übrigens wohl in allen Nachdrucksgesetzen findet, rechtzeitig, d. h. in der Art. 88 des Strafgesetzbuches festgesetzten Frist, Antrag auf gerichtliche Verfolgung stellen, was ihm in Bayern gar keine Mühe und keine Kosten verursacht hätte, da das bayerische Gesetz für derartige Anträge keine Form vorschreibt, also ein einfacher Brief an den Staatsanwalt oder Untersuchungsrichter genügt hätte. Außerdem verjähre die im ersten der oben erwähnten Fälle Platz greifende Entschädigungsklage, welche unabhängig von der strafrechtlichen Verfolgung bei dem Civilgerichte erhoben werden könne, nach Art. 68 des Gesetzes vom 28. Juni 1865 erst in 5 Jahren, von dem Zeitpunkte an, wo der Nachdrucker die letzte widerrechtliche Handlung vorgenommen hat. Sonach dürfte die bayerische Gesetzgebung über den Schutz der Autoren gegen Nachdruck der Gesetzgebung eines anderen Landes sich an die Seite stellen. Berlin, den 13. Juli 1867. Der königlich bayerische Geschäftsträger."

Darmstadt. Fräulein Clara Perl ist nun doch als Mitglied des hiesigen Hoftheaters engagirt und wird somit das von uns neulich mitgetheilte Dementi der „Hess. Ldsztg.", das dieselbe jetzt selbst zurücknimmt, hinfällig.

Wormser Luther-Buch und Luther-Büchlein heißen zwei Festschriften, erstere von Hase (zweite Auflage, Mainz, Kunze), von bereits bekanntem und anerkanntem Werthe; die zweite von Bast (Worms, J. Stern), ein Büchlein für das Volk und seine Jugend, welches die Thatsachen jener großen Zeit bündig zusammenfaßt.

Petermann's Mittheilungen V. enthalten: Whitney, Landesvermessung in Californien; Schweinfurth, Pflanzengeographie der Gebiete des Nils und des rothen Meeres; die Nordpolfrage; Brenners Reise in den Galla-Ländern, mit Berichten über eine merkwürdige und folgenreiche Völkerwanderung in diesem Theile Afrikas; der englische Feldzug in Abyssinien, mit Karten; geographischer Literaturbericht.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 5. Juni. **Der Troubadour,** große Oper in 4 Acten von S. Cammarano. Musik von Verdi.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 175.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 156. Samstag, den 6. Juni 1863.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

In zehn Minuten hatte Luciane die Lichtung im Elysium erreicht, sie wußte selber nicht, wie sie dahin gekommen war. Einsamkeit und Stille umgaben sie plötzlich, wie durch Zauberei. Der Wind fuhr mit harmonischen Klagetönen durch die Fichten und der Herbst streute mit vollen Händen seine Melancholie in die Wälder aus.

Athemlos von ihrem schnellen Lauf und erschöpft durch einen heftigen Act des Willens, ließ sie sich auf die Moosbank fallen. Eine Art Erstaunen klärte gradweise ihr Gesicht auf. Ein unüberwindliches Sehnen bemächtigte sich ihrer . . . eine Reaction ging in ihr vor.

„Was hatte ich doch nur? ich bin allein hier. Niemand wird kommen. Ich war verrückt. Hier beruhigen sich meine Nerven, ich kann athmen, das abscheuliche Herzklopfen läßt nach und mein ganzes Wesen beginnt einzuschlafen. Hier ist nichts verändert. Hier stehen noch dieselben Bäume, über denen sich derselbe Himmel wölbt; hier singen noch, wie sonst, die Vögel und murmeln die Fichten. Sie sagen mir heute, was sie mir gestern sagten. Wie ist doch Alles, was mich hier umgibt, so zärtlich und so nachsichtsvoll und wie harmonirte damit die Stimme, die ich einst hier gehört. Nein, nein, er ist nicht zurückgekommen, er hat sich vollständig geopfert. O, er hat mich geliebt, er! Und jetzt bin ich allein, allein, wie ehemals. Warum aber bin ich hier nicht glücklich, wie ehemals? Was fehlt mir denn? Warum diese Thränen, die sich in meinem Kopfe drängen und nicht fließen wollen. O meine liebe Zufluchtsstätte, meine Bäume, meine Rasen und mein Haidekraut, die ihr gewachsen seid und euch jetzt so traurig unter dem Hauch des Herbstes beugt, könnt ihr mir es sagen? Mich däucht, daß, wenn Einer, der sanft und edel wäre, noch da wäre und liebevoll mit mir spräche, so würde ich weinen können. O, meine Mutter hat Recht, ich vermag nicht zu hassen und habe Niemand zu lieben, Niemand . . , denn wenn ich Den liebte, der abgereist ist, so wäre es ein Verbrechen."

Luciane ließ den Kopf auf die Brust sinken und blieb einen Augenblick regungslos. Dann begann sie wider Willen aus der Tiefe ihrer unschuldigen und muthlosen Seele zu sagen:

„Wie kommt es, daß ich an ein Verbrechen denke?"

„Wollen Sie es wissen?" sagte neben ihr eine sanfte, traurige Stimme.

Ein entsetzenvolles Beben durchschüttelte die junge Frau. Sie hob den Kopf auf. Der neben ihr stehende bleiche, düstere, tief niedergeschlagene, in einen Mantel eingehüllte Mann war Felix von Wiesenhütten.

In ihrer Bestürzung vermochte sie nur zu stammeln:

„O, aber, das ist eine Treulosigkeit. Sie hatten geschworen, nicht wieder zu kommen."

„Was liegt daran", versetzte er, der sie in seiner Redeweise jetzt nicht mehr als Bäuerin behandelte. Ich habe Sie betrogen, wie ich mich selbst betrogen habe. Ich war abgereist. Ich wollte meine Qual recht weit forttragen. Ich sagte mir: Sie ist glücklich. Der sie besitzt ist mehr werth als ich. Aber durch einen eisernen Instinkt wurde ich zurückgetrieben. Seit zehn Tagen irrte ich um Ihr Haus herum, ich habe Sie gesehen und habe Alles verstanden."

Luciane machte eine Bewegung.

„O Himmel, mein Mann hat sich nicht betrogen", dachte sie, „Gott hat es ihm eingegeben."

„Ja, ich habe Ihr bleiches Antlitz gesehen, ich begriff, was Sie leiden, Madame Mildner, und ich sage Ihnen, daß Alles verändert ist."

„Nehmen Sie sich in Acht, o nehmen Sie sich in Acht!" rief sie. „Ja, Alles ist verändert, denn sie haben sich zehn Tage lang in meine Nähe geschlichen und mein Mann hat es errathen, gnädiger Herr. Und wissen Sie, warum ich hier bin? Weil er Sie sucht und vielleicht hinter diesen Hecken steht, um uns zu belauschen, denn er will entweder Sie tödten oder von Ihnen getödtet werden."

„Luciane", sprach der Edelmann mit einem bittern wegwerfenden Ton. „Luciane, ist es mein Leben, das Sie retten wollen?"

„Ach!" sagte sie, ohne direct zu antworten, „ach, ich hatte gehofft, daß Sie Wort halten würden."

„Luciane, ängstigen Sie sich wenigstens für uns alle Beide."

„Gnädiger Herr, gnädiger Herr, Alles ist verändert, ich ängstige mich für meinen Mann." Und sie blickte mit Entschlossenheit um sich. „Sie sind Edelmann, der Degen ist Ihr liebster Gefährte, ein Kampf ist Ihr Leben, aber er — er. O, gnädiger Herr, Sie sind Edelmann und hatten mir ein Versprechen gegeben . . es ist noch Zeit, es zu halten . . entfernen Sie sich. Wenn Sie mich lieben, so beweisen Sie es. Wenn Sie mich lieben, so tödten Sie meinen Mann nicht."

„Also Sie fürchten nur wegen Ihres Mannes?"

„Ja, für meinen Mann . . . für mich . . . . O, fliehen Sie, fliehen Sie."

Mit einer schnellen und edeln Geberde löste Wiesenhütten seinen Degen ab und warf ihn weit weg in das Gebüsch, und mit beiden Händen seinen Mantel öffnend, beugte er ein Knie vor Lucianen.

„Mag er kommen und zustechen", rief er. „Ich konnte fern von Ihnen nicht leben, und wenn Sie mich nicht lieben, so will ich sterben."

Luciane hatte einen Beweis von Liebe verlangt. Sie erhielt einen unerwarteten, unwiderleglichen. Aber das war mehr, als die

gemarterte Tugend vertragen kann. Luciane empfand in ihrem Innern eine Regung von Freude und schuldvollem Stolz, eine verhängnißvolle Trunkenheit verdunkelte ihr Urtheil. Sie vergaß die Gefahr, von der sie gesprochen hatte und rief mit gefalteten Händen:

„O, kann man denn so geliebt werden!“

Und von nun an ohne Kraft gegen eine so mächtige Leidenschaft, ließ sie mit getrübten Augen und überwundener Seele den Baron aufstehen und sich schüchtern neben sie setzen. Kaum bemerkte sie es, daß er ihre brennende Hand ergriff, und die Unglückliche, die bei der Stimme ihrer Mutter nicht geweint hatte, zerfloß in Thränen.

Nun begann er sanft und fortwährend zu ihr zu sprechen, indem er seine Worte fließen ließ, wie ein Laufbrunnen neben einem erschöpften Wanderer fließt.

(Fortsetzung folgt.)

Krähenzucht.

Als in den Unglücksjahren die Franzosen zuerst nach Deutschland kamen, wunderten sich hier die Leute höchlichst darüber, daß sie so eifrig Krähen schossen und sich „Bouillon“ davon kochen ließen. Ja, gerade diese noble Passion — freilich nebst noch mancherlei anderen ähnlichen — trug zweifellos nicht wenig dazu bei, dem beschränkten Landvolke die gehaßten Unterdrücker nur noch unheimlicher und verabscheuungswerther erscheinen zu lassen. Dennoch verzehrten damals die Franzosen die Krähensuppe u. dgl. doch bekanntlich keineswegs aus Noth, sondern nur des Wohlgeschmackes wegen.

Seitdem hat das vorzugsweise aufs Materielle gerichtete Streben unserer Zeit, unterstützt von der immer tiefer in alle Volksschichten dringenden naturwissenschaftlichen Aufklärung, derartige Vorurtheile bereits allenthalben längst umgestoßen. Man verspeist überall, selbstverständlich je nach Geschmack, Bedürfniß und Gelegenheit, alle die früher mit wahrhaftem Grauen angesehenen Leckereien der Franzosen, wie Froschkeulen, Schnecken, Muscheln und vieles andere mit großem Behagen. In bekannter deutscher Gründlichkeit ist man sogar noch viel über die französischen Feinschmeckereien hinausgegangen: man hat bei dergleichen gastronomischen Experimenten sogar die, von den Franzosen niemals berührten, Ratten, Mäuse ꝛc. versucht.

Nur in einer Hinsicht ist man zurückgeblieben: man hat den Ekel vor den „Aasvögeln“ nicht abzulegen vermocht und wohl überall in ganz Deutschland gelten alle krähenartigen Vögel für durchaus ungenießbar. Selbst einer der hochstehendsten Deutschen, Karl Vogt, bedauert in seinen „Vorlesungen über nützliche und schädliche ꝛc. Thiere“ (Leipzig 1864) die armen Studenten als solche Märtyrer des jugendlichen Appetits, daß sie sich weidlich an jungen Dohlen letzten, welche ihnen unter der schmeichelhaften Bezeichnung von jungen Tauben vorgesetzt wurden. Sonderbarer Weise habe ich aber die Jungen von einigen Familien dieser Krähenvögel, vorzugsweise die der Dohlen und Saatkrähen, immer für ein ganz außerordentlich schmackhaftes Geflügelwildpret gehalten. De gustibus — — — freilich ist nicht zu rechten, allein gegen den Widerwillen, blos weil sie „Aasvögel“ sind, muß ich denn doch entschieden ankämpfen. Weder die Dohle noch die Saatkrähe gehen jemals an die Cadaver gefallenen Viehes, sondern stehen in ihrer Nahrung den so köstlich mundenden Schnepfen ziemlich nahe. Zu meiner großen Freude sah ich kürzlich auch, daß ich mit dieser Liebhaberei im lieben deutschen Vaterlande doch nicht ganz einsam dastehe.

Als ich vor Kurzem wieder die Rheinlande durchpilgerte, fand ich in einigen Bezirken der Saargegend die Saatkrähen nicht blos zahlreicher und offenbar zutraulicher, als sie sonst in der Nähe anderer Dörfer zu sein pflegen, sondern ich sah dort auch überall Nester aus Holzkästen oder Strohgeflecht auf den Erlen ꝛc. für diese Krähen angebracht. Dieß letztere erschien mir um so erfreulicher, da die bereits vieljahrelange so sehr lebhafte und energische Agitation zahlreicher populär-naturgeschichtlicher Schriftsteller bisher die Kenntniß der für den Naturhaushalt nützlichen und unentbehrlichen Thiere leider noch keineswegs in dem Maße in's große Publikum zu tragen vermochte, daß man schon allenthalben diese Wohlthäter der Menschheit energisch oder vielmehr verständnißvoll geschützt und gehegt sähe. Um so achtungswerther erschien mir die Aufklärung dieser Bauern; ich hatte aber leider nicht die Zeit, nähere Erkundigungen einzuziehen.

Zu meiner Verwunderung finde ich nun aber im „Praktischen Wochenblatt“ von Iglau eine Mittheilung von Ferdinand Stieber, Secretär des dortigen landwirthschaftlichen Vereins, nach welcher man die Saatkrähen hier förmlich züchtet. Aber nicht allein die Einsicht des überall großen Nutzens der Saatkrähen für den Naturhaushalt ist es, welche die Bauern hierzu veranlaßt, — nein, ihre Intelligenz geht noch viel weiter, denn sie wissen die jungen Saatkrähen auch als delicaten Sonntagsbraten gar wohl zu schätzen. Aus allen Nestern auf den Bäumen rings um die Gebäude werden die fast flüggen jungen Saatkrähen für die Küche geraubt. Dabei muß jedoch stets die Vorsicht beobachtet werden, daß man niemals sämmtliche Jungen eines Nestes fortnehme, sondern mindestens je eins zum Heranwachsen zurücklasse, weil einerseits die alten Krähen nach mehrmaligem völligen Ausrauben der Nester die ganze Gegend für immer verlassen, und weil andererseits die nützlichen Vögel auch zu sehr verringert würden.

Es ist sehr interessant, diese gleichsam an Stelle der Tauben, aber ungleich minder kostspielig und zugleich auch mit größerem indirecten Nutzen gehegten Krähen in ihren Brut-Colonien zu beobachten.

Von vornherein wählt die Krähe stets einen bis zur Krone möglichst astlosen Baum zur Ansiedlung und dieß kommt ihrem Gastherrn sehr zu statten, denn er stutzt den Erlen ꝛc. alle unteren Aeste möglichst glatt ab und benimmt dadurch anderen Liebhabern die Gelegenheit, seinen köstlichen Sonntagsbraten heimlich zu rauben. Auf einem solchen Baume werden nun über, unter und nebeneinander so viele Nester als irgend möglich anzubringen sind, oft zwanzig bis dreißig Stück, befestigt und meistens währt es gar nicht lange, bis sie sämmtlich bewohnt sind. Und da die Saatkrähen je zweimal im Jahre jedesmal vier bis sechs Junge erziehen, so ist der Ertrag keineswegs ein geringer.

Etwas Anderes ist's nun aber mit dem Werthe dieses Wildprets. Jene Bauern schätzen dasselbe sehr hoch, wachen eifersüchtig über jede Entziehung, sei es durch Erlegung oder nur Störung ihrer geliebten Vögel. Mir, wie gesagt, mundete es ebenfalls sehr gut, so daß ich es dem der jungen Tauben wirklich vorziehe. Und den in Hinsicht der Gourmandise weltbekannten Franzosen gilt es ebenfalls als köstlich. In allen den Fällen, wo man junge Krähen unschmackhaft gefunden, wird die Schuld daran zweifelsohne die Zubereitung tragen. Wer sich davon überzeugen will, der verschaffe sich junge Saatkrähen oder Dohlen in dem Alter, da sie soeben ausfliegen wollen, lasse sie aber nicht etwa bloß rupfen, sondern sorgfältig entbalgen (abziehen), dann wie Rebhühner spicken oder mit Speck belegen und braten; er wird ihr Wildpret hinfort nicht unterschätzen. In dieser Weise zubereitet, schmecken sogar junge Nebel- oder Raben-Krähen delikat. Alte Saatkrähen, ebenso zubereitet, werden von jenen Bauern zuweilen ebenfalls gegessen; ich kann sie jedoch nicht als besonders schmackhaft rühmen. Alte Nebel- und

Rabenkrähen dagegen erschienen mir, trotz der sorgfältigsten Zubereitung, fast ungenießbar. Letztere taugen auch nicht einmal viel zur Bereitung von Brühe (Bouillon), welche dagegen von alten Saatkrähen, sorgsam zubereitet, in der That sehr wohlschmeckend und kräftig ist. Immerhin aber dürfte das erwähnte lateinische Sprüchwort für jeden Einzelnen zu berücksichtigen bleiben.

Ohne jede Frage steht dagegen der kulturliche Werth oder Unwerth aller krähenartigen Vögel fest. Karl Vogt bezeichnet sie zwar alle, „welche im einfach schwärzlichen Kleide dahergehen", also die ganze Rabenfamilie, als durchaus nützliche Vögel, die man hegen und pflegen soll. Andere Schriftsteller, namentlich die forstwissenschaftlichen, verdammen sie sämmtlich, und zwar mit einem gewissen Rechte, denn selbst die besten unter ihnen werden immerhin einem Neste voll junger Vögel, einem ganz kleinen Häschen und dergleichen, wenn sie gerade der Zufall dazu führt, gefährlich. Aber auch hier liegt, wie so oft im Leben, das Rechte in der Mitte. Alle praktischen Waidmänner, z. B. Winkel-Tschudi im Handbuch für Jäger (Leipzig, 1865), und eben so alle bedeutenderen zoologischen Schriftsteller, wie Lennis, Lenz, Gloger, Brehm u. A. stimmen in Folgendem überein: Der Rabe, die Raben-, Nebelkrähe und Elster sind für den Naturhaushalt durchaus überwiegend schädlich, denn sie plündern nicht allein sämmtliche Nester aller möglichen Vögel aus, sondern sie überwältigen und fressen — freilich neben vielen Mäusen, Ratten, Hamstern 2c. — Hasen, Auer-, Birk-, Hasel- und Rebhühner, Fasanen, allerlei Hausgeflügel und viele andere Thiere.

Ganz anders aber die Saatkrähen und Dohlen. Deren Nahrung besteht in dem für die Landwirthschaft allerverderblichsten Ungeziefer: in Engerlingen nebst Brach-, Rosen- und Maikäfern, allerlei Schnecken, Maden und Regenwürmern, Maulwurfsgrillen, Schnecken, Heuschrecken, Raupen 2c., auch wird jede Maus eifrig verfolgt. Um die Thätigkeit dieser beiden Krähenvögel kennen zu lernen, braucht man sie nur in der Furche hinter dem Pflüger zu beobachten. Da stellen sie oft in ganzen Schaaren sich ein und sammeln emsig alle diese schädlichen Geschöpfe fort, welche der Pflug an das Tageslicht gebracht hat. Ebenso gesellig gehen diese beiden Vogelarten beim Maikäferfang im Frühjahre zu Werke. Ja, hierbei entwickeln sie sogar eine ganz eigenthümliche Industrie. Ein Schwarm flattert nämlich oben in den Zweigen herum und schüttelt die Maikäfer herunter, während der andere die fallenden unten aufsammelt. Dann wechseln sie sich ab, so daß die unteren nach oben und die oberen nach unten kommen. Sobald eine von ihnen die dehnbare Speiseröhre mit zehn bis fünfzehn Maikäfern gefüllt hat, fliegt sie schleunigst davon, dem Neste zu, verfüttert hier die Ladung ihren immer heißhungrigen Jungen und in wenigen Minuten ist sie wieder zurück, bei der eifrigen Arbeit. So geht es tagelang fort, und man kann unschwer ermessen, von welcher außerordentlichen Bedeutung für den Naturhaushalt diese Thätigkeit sei. Wo diese Vögel minder zahlreich sind, geben sie in noch anderer Weise zu Werke. Jeder Einzelne flattert von der Spitze des Baumes aus in dem schlanken, dünnen Gezweige schnurgerade und mit den Flügeln schlagend herunter zur Erde, gerade dorthin, wo er die herabgeschüttelten Maikäfer vorfindet.

Fast noch bemerkenswerther ist die Thätigkeit der Saatkrähen im Frühlinge, oder vielmehr das ganze Jahr hindurch in den Feldern, auf Wiesen, Triften 2c., bei der Jagd auf Engerlinge. Vermöge ihres äußerst scharfen Geruches bemerken sie die Engerlinge — oder Maikäferlarven — überall im Boden, falls sie nicht in zu beträchtlicher Tiefe sich befinden, und stoßen nun ihren Schnabel hinein, um den Fraß hervorzuholen. Alle übrigen krähenartigen Vögel hacken für den gleichen Zweck ein geräumiges, rundliches Loch in die Erde; die Saatkrähe thut dieß letztere auch, falls die Beute sehr tief sitzt, immer aber bezeichnet ihre Thätigkeit ein tiefer, spitziger Eindruck des mit großer Kraft hinabgestoßenen Schnabels und man kann hieran überall auf den Feldern sehr leicht die Wirksamkeit der Saatkrähe von der anderer Krähenarten unterscheiden. Durch dieß häufige Hinabstoßen des Schnabels in die Erde werden die, bei allen Krähen denselben umgebenden Borstenhaare völlig abgerieben und man kann diese überaus nützlichen Vögel bereits von vornherein an dem kahlen Schnabel und häßlichen, fahlgrauen Gesichte erkennen. Noch sei bemerkt, daß sie in gleicher Weise auch alles übrige schädliche Gethier, wie Werren oder Maulwurfsgrillen, Schnecken, selbst Mäuse und deren Bruten 2c. aus dem Acker hervorholt. Wo diese Vögel nicht verfolgt werden, findet man an den Waldrändern, in Hainen und sogar in Obstgärten, gerade in der wundervollen Maienzeit, Gelegenheit genug, sie in ihrer Wirksamkeit zu beobachten.

Der Schaden, den diese beiden Krähenvögel anrichten, fällt dieser großen Nützlichkeit gegenüber kaum ins Gewicht. Darum ist ihre Hegung, womöglich in der verständigen Weise jener Bauern der Saargegend, allenthalben dringend anzurathen. Die Dohlen sind, vermöge ihrer Brutweise in hohen Thürmen und anderen schwer zugänglichen Orten — wo die Flügel der von ihnen und ihren Jungen gefressenen Maikäfer oft scheffelweise angehäuft zu finden sind — ziemlich gegen Verfolgungen ihrer Bruten gesichert und bedürfen nur des Schutzes gegen Sonntagsjäger oder unverständige Schützen. Allein die Saatkrähen, welche immer gesellig, am liebsten in kleinen, hochstämmigen Feldgehölzen nisten, bedürfen gar sehr eines verständigen Schutzes gegen muthwillige Buben oder gegen das Vorurtheil der Jäger und Anderer.

Wo man irgend kann in solchen Feldgehölzen, oder an stillen Landwegen, Waldrändern 2c., sollte man allenthalben im mittleren und südlichen Deutschland Brutanlagen in oben geschilderter Weise für die Saatkrähen herstellen — wo diese dagegen im nördlicheren Deutschland nicht mehr heimisch sind, sollte man dafür die Dohlen desto ernstlicher hegen. Wo man, wie z. B. in England, die Saatkrähen ausgerottet, hat sich dieß stets durch immer zunehmenden, sehr häufig wiederkehrenden Insectenfraß auf das Empfindlichste bestraft. Im Gegensatz hierzu hat aber auch eine unverständige Hegung der Saatkrähen ihre großen Bedenken. Wenn dieß nämlich in zu großer Nähe der Ortschaften, auf Wegebäumen 2c. geschieht, so wird der während des Nestbaues und dann später wieder beim Heranwachsen der Jungen entstehende Lärm ein so furchtbarer, daß er kaum zu ertragen ist. Man bedenke, daß in einer solchen, vielleicht aus zehn bis hundert Paaren bestehenden Ansiedelung von früh bis spät um die Nester und Baustoffe gezankt und gelärmt wird; dann tritt während der Brut eine Pause ein, aber die Jungen wieder machen ein Geschrei, welches, je größer sie wachsen, desto stärker und zuletzt so betäubend wird, daß es wohl Niemand aushalten kann.

Auch die auf den Allee- oder Promenadenbäumen nistenden Saatkrähen können äußerst lästig werden, indem sie die Fußwege nebst dem Spaziergänger aufs Aeußerste beschmutzen. Dazu sind sie von den einmal gewählten Brutorten nur äußerst schwierig zu vertreiben. So hat z. B. der wohlweise Rath der guten Stadt Leipzig lange Zeit hindurch alle möglichen Hülfsmittel versucht, bevor es gelang, diese zudringlichen ungebetenen Gäste von den dortigen herrlichen Promenaden zu vertreiben.

Wiederum ein Beispiel, daß auch das Gute nachtheilig oder doch lästig werden kann — wenn der Mensch nicht mit Einsicht und Verstand die Gaben der hehren Allmutter Natur recht zu benutzen und recht zu genießen weiß. Im Uebrigen sei der Dohlen- und Saatkrähenschutz allen warmherzigen Freunden der Natur, allen wohlmeinenden Volksfreunden dringend ans Herz gelegt. Alle lüsternen Feinschmecker seien zugleich daran erinnert, daß die jungen Saatkrähen ihnen vielleicht Krammetsvögel und „Leipziger Lerchen"

ersetzen können — —, welche in der That für den Naturhaushalt und für das an Naturschönheiten sich erlabende Menschenherz viel nothwendiger sind, als für die Bratpfanne. Dr. Karl Ruß.

Eine Hand mit grünen Baumblättern.

Paris, den 29. Mai.

Die Sergeanten haben es abgesehen auf den jungen Rouflet; dreimal schon wurde er wegen Vagabundirens gestraft, immer nahm ihn die Mutter, Wittwe Rouflet, wieder zu sich. Heute ist er das viertemal wegen bestimmungslosen Herumstreichens vor dem Zuchtpolizei-Gericht.

Präsident (zur Mutter): Reclamiren Sie Ihren Sohn? Man hat ihn wieder einmal gefunden.

Madame Rouflet (rasch einfallend): O nicht doch; bin froh, daß ich ihn wieder verloren hab'; zahle keinen Finderlohn für ihn, schon lange nicht. Wer ihn findet, mag ihn behalten, ich reclamire ihn nie wieder. Die eine Hälfte meines Lebens habe ich geweint über seine bösen Streiche, die andere Hälfte bin ich ihm nachgelaufen und in der dritten Hälfte soll ich ihn reclamiren bei den Gerichten. Drei Hälften hat kein Mensch; nein, nein, das geht nicht; hab' schon genug, danke, danke.

Präs.: Sie scheinen ihn schlecht zu überwachen.

Mad. Rouflet: Ich überwache ihn nicht? ich habe ja lange Tage und Nächte nichts gemacht, als Acht gegeben auf ihn. Keinen Schatz der Welt hätt' ich so hüten können.

Der Junge: Nur dießmal reclamire mich noch!

Mad. Rouflet: Ich reclamire nur noch Eines, daß man Dich in den letzten Winkel unserer Strafcolonien schicke, wenigstens auf so lange, bis Du heirathen kannst. (Heiterkeit.) Früher reclamire ich Dich nicht.

Präsident (zum Angeklagten): Was haben Sie die ganze Zeit her gethan?

Angeklagter: Ich habe meine Hand in einer Schaubude ansehen lassen.

Präs.: Was soll das bedeuten? Ist das eine Beschäftigung?

Angekl.: Nein und Ja, wie Sie wollen. Ich wenigstens lebte davon. Das war so: Eines Tages sitze ich in einer Kneipe, da kommt Herr Simon Malatorchi, ein Schaubuden-Inhaber, der lauter Phänomene, lauter Mißgeburten hat, aber nur in Weingeist und gar manche falsche darunter, die er beim Drechsler extra fabriziren läßt oder beim Fleischhändler kauft. (Heiterkeit.) Nun müssen Sie wissen, Herr Präsident, es war Winter und wenn es Winter ist, schwillt meine Hand wegen der Frostbeulen zu einem unförmlichen Klumpen auf.

Präs.: Wollte er Sie curiren?

Der Junge: Nicht doch. Er ging voll Freude auf mich zu, besah sich die Hand von allen Seiten und sagte: Herrlich, herrlich, das ist einmal die ächte Mißgeburt, eine lebendige Mißgeburt, die hat mir schon lange gefehlt. Willst Du Dich ums Geld sehen lassen, Bursche? Ich gebe Dir täglich zehn Sous, freie Kost und Wohnung. Warum nicht? sagte ich; aber was haben Sie denn an meiner Hand? Er sagte: Oh, die ist Gold werth, die ist eine sehenswürdige Hand, ein Phänomen, Du verstehst Dein Glück nicht. Deine Hand sieht aus wie ein Baumstrunk, und ich werde den Leuten sagen, daß er im Frühjahr ausschlägt und grüne Blätter bekommt. (Gelächter.)

Mad. Rouflet: Wahr ist's, Herr Präsident, die Hand ist im Winter dick wie mein Kopf. (Ungeheure Sensation.)

Präs.: Hat er Sie wirklich ausgestellt in der Schaubude?

Der Junge: Ja freilich, und wie gescheidt er das that! Er ließ ein großes Gemälde machen, worauf ich abgemalt war, die rechte Hand vorgestreckt, sie endete in einen Baumstrunk, aus welchem grüne Blätter schlugen. Wir haben halb Frankreich durchreist und rasendes Geld eingenommen, alle Welt wollte die Hand mit dem Baumstrunk und seinen grünen Blättern sehen. Sobald die Leute in der Bude waren, erzählte Herr Malatorchi eine schauerliche Geschichte von der Mißgeburt, ließ meine Hand besichtigen, explicirte die Naturgeschichte der exotischen Bäume und zeigte die Stellen, wo im Frühjahr die grünen Blätter ausschlagen werden. Natürlich, im Winter gebe es keine Blätter, aber er habe mich draußen malen lassen, wie der Baumstrunk im Frühling aussieht, wo ja alle Bäume ausschlagen. (Heiterkeit.) Die Bauern glotzten mich groß an, bekreuzten sich, baten uns, im Frühjahre wieder zu kommen und legten für mich extra ein paar Sous dazu. (Gelächter im Auditorium.) So trieben wir's den ganzen Winter. Natürlich im Mai war's aus, denn jetzt hätten doch schon die Blätter kommen müssen, die draußen aufgemalt waren. Eines Tages entließ er mich plötzlich, denn meine Hand wurde gesund und er behalf sich mit den Mißgeburten in Weingeist. (Großes Gelächter.) Mama, reclamire mich wenigstens im Sommer.

Mad. Rouflet verharrt bei ihrer früheren Anschauung.

Das Gericht sieht in dem Burschen einen unverbesserlichen Vagabunden und Tagdieb; er wird zu dreijähriger Einsperrung im Correctionshause verurtheilt. Er lacht dazu . . .

Frankfurt, 5. Juni.

Ueber das soeben hier gastirende Wiener Ballet, dessen Vorstellungen wir bis jetzt beizuwohnen verhindert waren, entnehmen wir einem hiesigen Blatte Folgendes: Zu der ersten Vorstellung unserer leichtfüßigen Gäste hatte sich ein zahlreiches Publikum eingefunden. Zur Aufführung gelangte das phantastische Ballet von Magilier: „Der verliebte Teufel" mit der Musik von Benoit und Reber. Es spielten in demselben unter der Leitung des k. k. Hofballetmeisters Carl Telle die Damen Fräulein Amalie und Minna Jaksch, Mauthner, Stadelmayer und Wildhack, sowie die Herren Caron und Price. Während der erste Act theilweise ermüdend wirkte, sprach der zweite um so lebhafter an. Reichen Beifall erntete die Tarantella von Fräulein Stadelmayer und Herrn Price; noch mehr aber gefiel der von allen Gästen außer Fräulein Minna Jaksch ausgeführte Pas de la fascination, in dem namentlich die Damen Amalie Jaksch und Mauthner brillirten.

Literatur-Notizen.

„**Mittheilungen** aus der neuesten Geschichte der Diöcese Mainz" rc. von L. Schmid (Gießen, Heinemann). Wer den Unfug der ultramontanen Clique in Kirche und Staat und die unbegreifliche Nachgiebigkeit der meisten Staatsmänner gegen denselben kennt, wird diese neueste Schrift des wackeren Professors mit großem Interesse lesen — die Freunde der Wahrheit und des Volkswohls mit Freude über die Offenheit und den Rechtssinn des Verfassers, die Usurpatoren der katholischen Kirche mit bangem Zorne über die Entschleierung ihres Treibens. Das arme Mainzer Journal wird sich eben wieder anstrengen müssen, seine Empfindungen unter einem verzerrten Lachen zu verstecken.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 6. Juni. Gastdarstellung der Solotänzerinnen Fräulein Amalie Jaksch, Fräulein Minna Jaksch, Fräulein Mauthner, Fräulein Stadelmayer, Fräulein Wildhak und der Herren Caron und Price, Solotänzer vom Hofoperntheater in Wien, unter Leitung des Hofballetmeisters Herrn Carl Telle: **Saltarello**, oder: **Der hupfende Freier**, komisches Ballet in 1 Act von H. Frappart. Musik von verschiedenen Componisten. Vorher: **Die Unglücklichen**, Lustspiel in 1 Act von A. Kotzebue, neu bearbeitet von L. Schneider.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 176.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 157. Sonntag, den 7. Juni 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

„Armes, tiefverwundetes Wesen“, sagte der Baron zu Luciane, „o wie anders würde es mit Dir werden, wenn Du meine Liebe annehmen wolltest, wenn Du nur ein Wort sagtest, ein einziges Wort! Und warum solltest Du es nicht sagen? Warum solltest Du verlassen bleiben, Du, die so jung und so schön ist, Du, die jeder Mann um den Preis seines Blutes von jedem Kummer befreien möchte! Fühlst Du jetzt, da Du weinst, nicht neuerdings das Bedürfniß, geliebt zu werden, in Dir erwachen. Findest Du nicht Dein ganzes verlorenes Leben wieder? Siehst Du nicht den leuchtenden, blumenbedeckten Weg, den die Natur Dir eröffnet hatte, den aber die Menschen ohne Mitleid vor Dir verschlossen haben? Hier auf dieser Stelle hat Gott selbst Dir Deinen Freund, Deinen Gefährten offenbart. Gott führt ihn heute zu Dir zurück. O, laß Dich lieben! Du fürchtest übel zu thun? aber wer spricht davon? Seit wann sind zwei Herzen, die sich verstehen, gezwungen, das furchtbare Weh zu ertragen, das uns zerreißt? Seit wann dürfen sie nicht mehr ehrbar zusammenkommen, um mit einander zu sprechen, sich zu trösten und aufrecht zu erhalten? Warum solltest Du nicht eingestehen, daß Du mich liebst, da ich es doch weiß und ich es entdeckt habe? Warum willst Du gegen mich schweigen, da ich doch in Deinem Herzen lese, wie in einem offenen Buche? Gönne mir ein Wort, liebe Luciane, nur ein Wort, oder, wenn das zu viel verlangt ist, dann nur einen Blick, einen einzigen Blick!“

Die junge Frau erhob ihren Kopf und heftete einen Augenblick ihre feuchten Augen voll Sehnsucht und Ungewißheit auf die sanften Augen des Barons.

„Habe Dank!“ rief er in einem Ausbruch des Entzückens, „habe Dank, jetzt gehörst Du mir, wir werden nun nicht mehr leiden!“

Und er schlang den Arm um sie und wagte es, sie an sich zu drücken.

Aber diese Umschlingung, die nicht die eines Gatten war, weckte Luciane plötzlich auf. Voll Entsetzen machte sie sich los, erhob sich und wich voll Schaam und Verwirrung einige Schritte zurück.

„O, das Verbrechen! das Verbrechen, da ist es!“ rief sie, und, ohne zu zögern oder vielmehr ohne Ueberlegung, ergriff sie die Flucht.

„Magst Du auch fliehen, Luciane“, rief Wiesenhütten, während sie ihn noch hören konnte, „magst Du auch kämpfen wie Du willst, jetzt wirst Du mir nicht entgehen.“

Sie lief, ohne sich umzusehen, fort, als wenn hinter ihr die auseinandergeborstene Erde die Hölle hätte sehen lassen. Der Zufall oder ihr Instinkt leitete sie unter die großen Eichen im Johanneshof. Dort hielt sie an, um Athem zu schöpfen. Sie wollte nachdenken, aber ihre Verwirrung war zu groß. Die ehebrecherische Liebe war ihr gefolgt und umstrickte sie, wie die Flamme, welche die Kleider eines Kindes ergriffen hat. Sie bot ihre ganze Festigkeit auf, um ihrem Gesicht einen gleichgültigen Ausdruck zu geben, wie es die Schuldbewußten zu machen pflegen.

Die Nacht war eingebrochen, als sie das Wohnhaus betrat und sie bemerkte mit Freude, daß die Pächterin noch nicht vom Felde nach Hause gekommen war.

Ihre Mutter sagte zu ihr:

„Die Luft hat Dir wohlgethan, Du siehst besser aus, obgleich Du das Mittagessen versäumt hast.“

„Ich befinde mich in der That besser“, versetzte sie, „und daran ist das Fasten schuld. Ich will auch jetzt nichts essen, sondern ohne Jemand mehr zu sehen, mich schlafen legen. Morgen“, sagte sie, indem sie ein Lächeln erzwang, „morgen wird Alles vorüber sein. Gute Nacht, Mutter.“

Nicht um die ganze Welt hätte sich Luciane ihrer Schwiegermutter gegenüber befinden mögen. Sie nahm ein Licht und ging in ihre Kammer, die sie hinter sich verschloß.

Sobald die Thüre hinter ihr zu war, verließ sie alle Kraft. Sie fiel auf einen Stuhl neben ihrem Bett, und den Kopf und die Arme auf dieses Bett legend, blieb sie bewegungslos sitzen. Die Stunden verschwanden, wie am Morgen unter den Eichen, aber ein anderer Gedanke riß sie hin wie ein Strom. Von Zeit zu Zeit verrieth ein krampfhaftes Zucken, daß das Schlachtopfer noch zu ringen versuchte, aber fast allsobald gab sie mit geschlossenen Augen und lächelnden Lippen der unseligen Strömung nach. Dieser Gedanke war der Gedanke an eine fremde Liebe, war die Versuchung ihrer Jugend, die siegreich zum Sturm auf ein Herz ohne Kraft und ohne Hoffnung anlief. Sie wollte sich anfänglich an das Bild ihres Mannes festketten, aber in ihrem Zusammenleben mit Mildner gab es nicht einen einzigen jener Momente, in denen man die Seelen austauschte, nicht einen jener befestigten Punkte, an denen man sich nach einer regellosen Flucht wieder sammeln kann.

Einen Augenblick wollte sie sich in die Arme ihrer Schwiegermutter werfen und ihr mit Zorn und Verzweiflung Alles gestehen. Aber dieses Weib ohne Schwächen flößte ihr Furcht ein. Sie flüchtete zitternd in den Gedanken an ihre eigene Mutter, an die sanfte Magdalene. Aber ihre Mutter würde ihr rathen, zu beten und sich einzuschließen.

Nun keinen Ausweg aus diesem Labyrinth findend, wurde sie hingerissen durch einen unwiderstehlichen Schwindel, in welchem die Furcht selbst eine schreckliche Wollust war. Die letzten Worte des Barons: Nun wirst Du mir nicht mehr entgehen! begannen vor ihren Augen zu flammen. Die Kammer, in die sie sich geflüchtet hatte, war kein Asyl mehr für sie. Jeden Augenblick glaubte sie,

den Versucher den Eingang erzwingen, die Mauer durchbrechen zu sehen. Ihr durch Fasten und heftige Empfindungen überreiztes Gehirn vermochte sich keine Rechnung mehr über die Hindernisse und die Entfernungen abzulegen. Und wenn plötzlich dieser mit zauberhafter Gewalt begabte Mann bei ihr eindränge, sie allein fände, so würde nichts in der Welt sie schützen. Eine Beute dieses Wahns, der lebendig und unerträglich wurde, wollte sie sich durch Untersuchung der Kammer, die sie als junges Mädchen bewohnt hatte, beruhigen. Sie richtete sich lebhaft auf, ihre Lampe war erloschen. Es schlug eben zehn Uhr auf dem Kirchthurm im Dorfe. Die Nacht war dunkel und still. Alle Leute in dem Johanneshofe und in dem Dorfe schliefen. Jetzt hatte der Wahnsinn des armen Geschöpfs keine Gränzen mehr. Sie warf sich auf die Kniee und rief:

„Mein Gott, mein Gott, ich befinde mich in der Tiefe eines Abgrunds! Möge wenigstens Deine Stimme zu mir dringen, damit ich weiß, wohin ich mich retten soll.“

Ihr Gebet wurde erhört, denn eine innere Stimme schien ihr zu antworten:

„Was suchst Du, Weib ohne Muth? wache auf, wache auf! Hast Du nicht Deinen Mann?“

„Ja, ja“, sprach sie mit Kraft, „Das Andenken an ihn ist nicht hinreichend, um mich zu beschützen, aber sein Haus ist meine Zufluchtsstätte. Ich will zu ihm, ich werde ihm sagen . . ach! ich weiß nicht, was ich ihm sagen werde, aber ich muß zu ihm gehen, nicht morgen, nicht in einer Stunde, sondern gleich, gleich muß ich fort.“

Und ihre Kammer mit unsichern Schritten durchlaufend, sich in der Dunkelheit an den Möbeln stoßend, fand ihre Hand ein Umschlagetuch, mit dem sie sich zitternd bedeckte; dann versuchte sie sich zu sammeln, um einen Plan zu machen. Aber das war eine geistige Arbeit, die jeden Augenblick durch die in ihren Ideen herrschende Unordnung und Gährung zurückgestoßen wurde. Wie konnte sie um diese Zeit Jemand wecken, um ein Pferd, einen Wagen, einen Führer zu bekommen? wie ihren sonderbaren Schritt erklären? wie der furchtbaren Pächterin die Wahrheit gestehen?

„Was ist daran gelegen!“ rief sie endlich. „Ich werde zu Fuß fortgehen. Wer kann mich daran verhindern, wer mich aufhalten? Wenn mir der Weg zu weit ist, so werde ich auf den Knieen fortrutschen, und wenn ich bei meiner Ankunft todt hinfalle, so werde ich wenigstens unschuldig vor meinem Manne niederfallen.“

Und da sie nicht zur Thüre hinaus konnte, ohne Alle zu wecken, so suchte sie tappend das Fenster, das von außen durch einen schweren Laden verschlossen war. Sie öffnete den Laden. Wir haben früher gesagt, daß ihre Kammer sich im untern Stockwerke befand. Das ziemlich niedere Fenster ging in einen kleinen mit einer Hecke umschlossenen Garten, der sich hinter der Meierei befand und in dem Winkel lag, der von den zwei Wegen gebildet wurde. Das Fenster war nur drei Fuß hoch von dem Gartenboden entfernt.

(Fortsetzung folgt.)

Das 45. niederrheinische Musikfest.

* In die Stagnation unseres Musiklebens ist durch die drei großen Concerte des 45. niederrheinischen Musikfestes eine recht frische und erfreuliche und, wie wir hoffen wollen, nachhaltige Strömung eingetreten.

Es ist jetzt fünfzig Jahre her, daß vereinigte Musikfreunde aus Düsseldorf und Elberfeld durch eine enthusiastisch aufgenommene, obwohl mit verhältnißmäßig geringen Mitteln bewerkstelligte Aufführung der beiden oratorischen Werke Haydn's den Keim zu den großen Aufführungen legten, durch welche sich die Pfingtage eines halben Jahrhunderts zu großen musikalischen Freudenfesten gestaltet haben. Man muß es diesen Pfingstfesten, welche Vater Rhein schon im Jahre 1821 aus der Taufe hob, nachrühmen, daß sie von Anfang ihres Bestehens an unverrückt an ächt künstlerischen Principien festgehalten haben. Erst als in den dreißiger Jahren mit den Eisenbahnen und Dampfschiffen die Virtuosen an den Rhein kamen und durch Mendelssohns Einfluß die festgezogenen Schranken durchbrachen, welche ihnen bis dahin den Zutritt zu diesen Festen verwehrt hatten, haben sich zugleich mit dem Zurücktreten des volksthümlichen Charakters dieser Feste vorübergehende Schwankungen und Abweichungen von den strengsten Principien der Kunst bemerkbar gemacht; der im Jahre 1833 zuerst auftauchende „dritte Tag“ und das „Künstler-Concert“ bezeichnet den Beginn bedenklicher Concessionen an Virtuosenthum und Künstler-Eitelkeit. Doch hat sich der gesunde Sinn und das Gefühl für das Hohe und Heilige der Kunst allezeit wieder Bahn gebrochen und dem unverwüstlichen volksthümlichen Elemente mag es vor Allem zu danken sein, daß unsere Musikfeste noch heut zu Tage dastehen als leuchtende Wahrzeichen deutscher Kraft und deutschen Geistes, eine Bethätigung und Erscheinung des Edelsten, was in den tiefsten Tiefen unserer Nation schlummert. Gewiß ist die Virtuosität, die vollendete technische Fertigkeit, die unentbehrliche Basis jeder Kunstübung, und gewiß war Mendelssohns That eine gerechtfertigte Concession an die unerbittlichen Ansprüche der Kunst; aber so ganz Unrecht hatte der alte Ries nicht, als er im Jahre 1829 an das Aachener Comite schrieb: „Sie müssen suchen, die Solis durch Liebhaber zu besetzen; es befeuert die Mitwirkenden mehr und hat seinen eigenen Reiz.“ Dem sei nun, wie ihm wolle, wir dürfen uns der Thatsache freuen, daß das Institut diese inneren Umwälzungen ebensowohl, wie die politischen und socialen Strömungen eines halben Jahrhunderts glücklich überstanden hat und nur in den Jahren 1831, 1848, 1849, 1850 und 1862 zu unfreiwilligen und unwillkommenen Pausen gezwungen, in frischer, ungeschwächter Lebenskraft weiterblüht. Es sind die drei Städte Köln, Aachen und Düsseldorf, an die in erster Reihenfolge abwechselnd die Aufgabe der Inscenirung dieser Feste tritt, da Elberfeld in dem Jahre 1827 aus dem Verbande ausgeschieden ist, und es ist gewiß eine besondere Gunst des Geschicks, daß es gerade Köln sein mußte, welchem im Jahre 1868 die Jubelfeier des 50jährigen Bestehens dieser Feste zufiel. Denn wo fände sich wohl anderswo ein Gürzenich, ein Concertchor von 400 Mitgliedern und ein Ferdinand Hiller?

Die beiden getreuen Wächter am Eingange unseres Kaufhauses, Agrippa und Marsilius, mögen sich am verflossenen Pfingstsonntage nicht wenig verwundert haben über die glänzenden Scharen festlich geschmückter Damen und befrackter Herren, welche, vielleicht wenig auf sie achtend, sich nach dem Eingange des großen Saales hindrängten. Und wer in denselben hineingelangte, — es waren dieser Glücklichen aber nur 1260, und Manche mußten unverrichteter Sache wieder abziehen — der erblickte im Hintergrunde des festlich beleuchteten Saales auf einer Tribüne von 72 Fuß Breite und 72 Fuß Länge einen wallenden und wogenden Tonkörper: wohl 342 weißgekleidete Jungfrauen und fast ebensoviele sangeslustige Jünglinge und zwischen ihnen keilförmig vorgeschoben ein Orchester von 149 Instrumentalisten; an der Spitze die Phalanx von 51 Violinen, 19 Violen, 39 Bässen u. s. w., und hoch über allen diesen die gewaltige Orgel. An dem Dirigentenpulte aber stand Ferdinand Hiller und schickte sich an, das unsterbliche Werk Händels, den „Messias“, zum siebenten Mal auf diesen Festen in alter Macht und Majestät herauf zu beschwören. Und neben seinem Pulte standen Hill, der sich in Köln seit Langem eine zweite künst-

lerische Heimath gegründet hat, Dr. Gunz, der weltberühmte Tenorist, Frau Joachim und Frau Dustmann aus Wien. Letztere war erst vor 14 Tagen an der Stelle von Frau Harriers-Wippern eingetreten und von unserem wackeren Bassisten erzählte sich alle Welt mit freudigem Dank, daß er erst gestern Abend die Partie des in sehr übel disponirtem Zustande hier angelangten Dr. Schmidt aus Wien übernommen hatte.

Vielleicht erwartete manches ängstliche Gemüth diesmal nichts Großes von der Aufführung, nachdem solche drohenden Gewitterwolken an dem Horizonte des Festes aufgegangen waren; wußte man doch sogar von unserem Chor, daß er noch in den letzten Proben Anlaß zu manchen Bedenken gegeben hatte und daß namentlich unsere Tenore an gutem reinem Klang, an Präcision der Einsätze und rhythmischer Sicherheit Manches zu wünschen übrig ließen. Und so saßen denn 1600 Kunstfreunde — denn wohl 400 mögen sich in die tropische Hitze der Gallerien gewagt haben — in gespannter Erwartung da und hofften, sich aus den beengenden Schranken des Alltagslebens hier einige Stunden lang emporgetragen zu sehen in das lichte Reich der Kunst und der Schönheit.

Wir wollen es nicht beklagen, daß man bei der Aufführung dieses Werkes noch nicht über die Mozart'sche Bearbeitung hinausgekommen ist, und glauben noch viel weniger, daß es dem subjectiven Ermessen der Capellmeister anheimgegeben sei, nach eigenem Gutdünken Aenderungen vorzunehmen, besonders wenn solche Modificationen, wie die Intonation des ganzes Chores in Nro. 12 der Partitur, in welcher der Eintritt der Solisten dem Geiste der Composition so angemessen und von so unvergleichlicher Wirkung ist, vielleicht nur durch praktische Rücksichten motivirt sind. Da es zwar nicht über die Kräfte der Musikgelehrten, — denn was können diese Herren nicht Alles ertragen? — wohl aber des Publikums geht, das ganze Werk vollständig mit Freude und Verständniß zu verfolgen, so können wir vernünftige und vorsichtige Auslassungen einzelner Nummern nur billigen und sind auch mit den bei diesen Gelegenheiten veranstalteten, mit einer einzigen Ausnahme, vollkommen einverstanden. Durch die Uebergehung des Chores Nr. 7 nämlich ist die Brücke zwischen den ihn einschließenden Nummern gänzlich abgebrochen und wenn auch die Mehrzahl der Hörer ohne Anstoß über die Lücke hinwegkommt, so sollte man doch den Intentionen des Componisten einige Rechnung tragen.

Nun zu der Ausführung! Wenn dieselbe sich zu einem wahren Jubelfeste der edeln Tonkunst gestaltet hat, so dürfen wir mit freudigem Stolze diesen Erfolg als das unbestreitbare Verdienst unseres vortrefflichen Chors begrüßen. Wenn man schon die materielle Wirkung eines Zusammenklanges von mehr denn 600 jugendfrischen Stimmen nicht gering anschlagen darf, wie überwältigend muß dann der Eindruck sein, wenn aus diesem brandenden und tosenden Tonmeere die lichte Klarheit und ewige Jugend Händel'scher Tongedanken emporsteigt! Und hatte noch die letzte Probe den Capellmeister in eine gelinde Verzweiflung versetzt, so sah man jetzt, wie die Größe der Aufgabe alle Mitwirkenden erfüllte und wie mit steigender Begeisterung der Chor seine Schwingen immer mächtiger entfaltete. Da waren keine unsicheren Einsätze, keine schwankende Intonation mehr, und ließen auch einige Chöre den rechten, begeisterten und begeisternden Aufschwung vermissen, so waren doch andere, wie der köstlich malerische „Der Heerde gleich“, der majestätische „Hoch thut euch auf“ und der Schlußchor, wo Führer und Gefährthe mit spielender Leichtigkeit von einer Stimme der anderen zugeworfen wurde, von hinreißender Wirkung. Und als nun das „Halleluja“ in voller, gesättigter Schönheit zum Himmel brauste, da hätte man fast fürchten sollen, die Wände des Saales möchten einstürzen vor solcher Kraft und Wucht des Stimmklanges, — noch einmal wünschte man von diesem Strome himmlischer Melodien erquickt zu werden, und mit erneuter Begeisterung erhoben sich Chor und Solisten und vereinigten ihre Stimmen zum erhabensten Lobgesang aller Zeiten und Völker.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Maikäfer-Krieg.) Es dürfte gewiß keinen Ort geben, in welchem zur Vertilgung der Maikäfer — Dank der Umsicht und den Bemühungen der städtischen Behörden — so viel geschehen ist, als in Königslutter. Bis Ende Mai sind 300 Ctr. eingeliefert, wofür aus der Stadtcasse, da das Pfund mit 1 Sgr. bezahlt ist, die bedeutende Summe von 1000 Thlrn. verausgabt ist. Rechnet man auf das Pfund 450 Stück, so sind 13½ Millionen Maikäfer getödtet. Nimmt man an, daß die Hälfte davon Weibchen sind, von denen man jedem eine Nachkommenschaft von mindestens 30 Stück zuzählen kann, so ist für die folgende Flugzeit eine Brut von 202½ Millionen Maikäfer vernichtet. Welch einen ungeheuren Schaden vermag ein solches Heer von Nimmersatt-Larven anzurichten! Es lohnt sich darum der Mühe, nicht nur in jedem Flugjahre einen allgemeinen Vertilgungskrieg gegen den Käfer anzustellen, sondern auch in jedem Frühjahre das Einsammeln der Larven nicht zu versäumen. Einzelne Familien haben durch das Einsammeln von Maikäfern einen Wochenlohn von 23 Thalern verdient.

(Tod in der Chloroform-Narkose.) Ein Unglück, wie es seit Erfindung und Einführung der Chloroform-Narkose jedem Operateur passiren kann und vielen schon passirt ist, ereignete sich kürzlich in Wien auf der chirurgischen Klinik des Herrn Professor Billroth. Auf das Ambulatorium des genannten Operateurs kam ein Mann, der in Folge einer Schnittwunde am kleinen Finger eine Arterie derart verletzt hatte, daß er dadurch sehr viel Blut verlor und aus diesem Grunde sehr schwach war. Bei der Untersuchung Behufs Unterbindung der angeschnittenen Arterie hatte der Mann die rasendsten Schmerzen. Um dem ohnedieß herabgekommenen Kranken diese zu ersparen, ließ ihn Professor Billroth narkotisiren. Aber in kaum einer Minute hörte der Mann zu athmen auf, so daß es nothwendig war, um den Mann zu retten, die Tracheotomie (Oeffnung der Luftröhre durch einen Schnitt von Außen) zu machen, welche auch Herr Professor Billroth mit größter Ruhe und Kaltblütigkeit vornahm und eine Operation, die unter gewöhnlichen Umständen wenigstens fünf Minuten in Anspruch nimmt, in kaum einer Minute vollführte. Es wurden nun die künstlichen Respirations-Versuche eingeleitet und durch eine halbe Stunde fortgesetzt, aber leider ohne Erfolg. Der Patient verschied auf dem Operationstische. Es wurde sogleich die Anzeige an die Direction des allgemeinen Krankenhauses und an die politische Behörde gemacht und die Anordnung der gerichtlichen Section bestimmt; diese wird die Todesursache ergeben.

(Verkehrte Welt.) Der Pariser „Figaro“ erzählt eine kleine Coulissen-Geschichte, welche recht lustig die Zustände an gewissen Theatern des Babels an der Seine kennzeichnet. Es soll Directoren geben, welche nicht nur den Dämchen, die auf den Brettern ihrer Bühne erscheinen, keine Gage geben, sondern sich sogar von denselben allmonatlich eine Entschädigungssumme dafür, daß sie ihnen gestatten, da aufzutreten, bezahlen lassen. Eines Tages wurde einer unserer Freunde durch einen dieser hübschen „Schnäbel“ nicht wenig verblüfft. Die Schöne trat aus ihrem Theater, laut rufend: „Hat man je so etwas erlebt! Nein, ich bleibe nicht länger in dieser Bude; denken Sie, mein Director hat die Frechheit, mich zu steigern!“

(Brutalität.) Ueber die in den unteren Classen Englands herrschende Brutalität ist schon viel geklagt worden; Mißhandlungen zwischen Eheleuten sind leider noch immer keine seltenen Erscheinungen, sogar Grausamkeiten von Eltern gegen ihre eigenen Kinder sind in letzter Zeit wieder häufiger Gegenstand der Gerichtsverhandlungen geworden. So stand dieser Tage ein Ehepaar vor dem Polizeigerichte in Blackburn wegen Mißhandlung eines kleinen Knaben, der Sohn des Weibes und Stiefsohn des Mannes war. Die unnatürlichen Eltern hatten diesen in eine Art Hühnerkorb gesperrt, $14\frac{1}{2}$ Zoll tief, 25 Zoll lang und 18 Zoll breit, in welchem er weder sitzen, noch stehen oder liegen konnte. In diese Zelle war das arme Kind an zwei aufeinander folgenden Tagen von Morgens bis Nachmittags eingesperrt worden, nur mit einem Hemde bedeckt, während die Eltern einen Spaziergang machten. Zeugenaussagen stellten überdieß fest, daß das Kind und seine drei Geschwister beständig an Hunger litten, und daß, als ein Nachbar einem derselben ein Stück Brod gegeben hatte, der Stiefvater hinzukam und es ihm aus der Hand schlug. Die Angeklagten wurden zu sechsmonatlicher Zwangsarbeit verurtheilt; sicher ein sehr glimpfliches Strafmaß.

(Ein trauriger Vorfall) hat sich dieser Tage in London ereignet. Ein neunjähriges Mädchen erkaufte die Rettung zweier Spielgenossen mit seinem eigenen Tode. Margaret Wilson, das ist der Name der kleinen Heldin, spielte mit ihrem Bruder und zwei jüngeren Kindern auf dem Schienenstrange an der Leamside Station der North-Eastern-Eisenbahn, als in aller Geschwindigkeit eine Locomotive mit Tender heranfuhr. Das Mädchen mit ihrem Bruder hörten den schrillen Pfiff der Locomotive und eilten auf die Plattform zu; nachdem sich Erstere jedoch nochmals umgedreht und bemerkt hatte, daß die beiden kleinen Kinder in größter Lebensgefahr schwebten, kehrte sie eiligst zurück und schleppte dieselben auf die Plattform zu, die sie auch erreichten. Aber gerade, als sie im Begriffe waren, dieselbe hinaufzusteigen, kam die Locomotive heran, die Blauelstange erfaßte den Kopf des heldenmüthigen Mädchens und warf es mit den beiden anderen Kindern zu Boden. Inzwischen war der kleinere, 4jährige Bruder an der Plattform entlang gelaufen, um einen Platz ausfindig zu machen, wo sie niedrig genug für ihn zu ersteigen wäre. Auch ihn erfaßte dieselbe Treibstange, sie zerschmetterte seinen Kopf und tödtete ihn auf der Stelle. Das neunjährige Mädchen lebte nur noch zwei Stunden, während die beiden durch sie geretteten Kinder mit nur unbedeutenden Verletzungen davon kamen.

(Im Brienzer See) wurde dieser Tage eine fluthähnliche Erhebung des Wasserspiegels um $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß bemerkt, die in Zeit einiger Minuten vor sich ging und wieder verschwand. Vermuthlich stand dieses Phänomen mit einer vulkanischen Bewegung im Zusammenhang.

(Der Kaiser Napoleon) hat einen schmerzlichen Verlust erlitten. Nero, sein Lieblingshund, ist verendet. Das war gewiß, sagt die „Presse“ sententiös, der uneigennützigste und am wenigsten schmeichlerische Freund, welchen der Kaiser an seinem Hofe gehabt hat.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Dr. **Ferdinand Stolte's Theaterschule in Hamburg.** Unter den praktischen Bestrebungen in Kunst und Wissenschaft verdient Dr. Stolte's Theaterschule eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Die Anstalt, auf richtige Grundlage erbaut, wird einer entwickelungsreichen Zukunft entgegen gehen. Der Unternehmer derselben, der Dichter des neuen Faust, sagt in seiner neuen Zeitschrift „Weltbühne und Bühnenwelt“ darüber selbst: „Zu keiner Zeit wohl gab sich das Bedürfniß dramatischer Kunst-Schulen so dringend kund, als eben jetzt, wo es gilt, durch sichere Grundlegung einer wahrhaft künstlerischen Bildung dem allgemeinen Uebel einer mark- und kraftlosen Verflachung, oder virtuosen Spielerei einerseits und und den schmackvollsten sittlichen Verirrungen andererseits ein Ende zu machen. Daß es noch viele junge Leute gibt, die mit ihrem Drange für den Kunstberuf ehrenwerthe Bahnen einzuschlagen wünschen, erkenne ich aus der von Nah und Fern sich zeigenden Bereitwilligkeit, unter meiner Führung die nöthigen Kunststudien zu machen. Bereits hat die Sache einen so erfreulichen Aufschwung genommen, daß ich demnächst mit meiner Theaterschule eine Privat-Bühne in Verbindung setzen werde, die meinen Eleven dann Gelegenheit gibt, vor einem feingebildeten Zuschauerkreise ihre gewonnene technische Fertigkeit gleich praktisch zu prüfen und zu üben.“

Doré's Bibel. Schon bei der ersten Ankündigung der Doré'schen Bilderbibel haben wir unser Erstaunen über die Leichtigkeit ausgesprochen, womit der Künstler die größten Aufgaben überwältigt, als wäre es ein Spiel für ihn, Scenen von solcher Bedeutung wie ganz natürliche, wenigstens wie vollständig klare Vorgänge zu behandeln. Die soeben von Ed. Hallberger in Stuttgart versandte zweite Abtheilung der genannten Prachtbibel steigert unsere Bewunderung für diese Fähigkeit des Künstlers. Auch hier wieder nehmen die Geheimnisse der dargestellten Begebenheiten den unumwundensten Ausdruck an. Die fünfte Lieferung wird z. B. mit einem Blatt eröffnet: Der Traum Jacob's. Im Vordergrunde der schlafende Hirt, halb aufgerichtet, und vor seinem geistigen Blicke emporsteigend die Leiter zum Himmel, von auf- und niederwallenden Engeln bis zu der Höhe hin belebt, auf welcher Gott Vater selber thront. Das ist wie aus der Phantasie eines Kindes geschöpft und doch mit männlicher Bestimmtheit in allen Gestalten ausgeführt. Eine außerordentliche Wirkung bringt Doré an anderen Stellen durch die Landschaft, die Architectur, den Himmel, die Beleuchtung hervor. Joseph und Pharao gibt ihm Gelegenheit zu dramatischen Hofscenen im altägyptischen Styl, die Rettung des Moseskindes zu idyllischer Einkehr, die Plagen zu historischen Umrissen des sagenhaft Grauenvollen. Die Bilder der zweiten Abtheilung enden nach dem Durchzuge der Israeliten durchs rothe Meer und der Gesetzgebung auf dem Sinai mit der Bestrafung der Rotte Korah.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Fritz Bamberger in München: Motiv aus Spanien. — Louis Mayer † Haag: Marine. — A. Göbel in Frankfurt: Porträt. — Xylander in München: Mondnacht in Schweden. — Baade in München: Motiv aus Norwegen, Mondbild. — A. Stademann in München: Sommerlandschaft. — Winterlandschaft. — Otto Scholderer in Düsseldorf: Genrebild. — Jos. Hoffmann in Wien: Zwei Landschaften.

Städel'sches Kunst-Institut.

Neu ausgestellt.

Oelgemälde: Zwei Porträts von Ph. Winterwerb. — Cartons zu den Fresken des Mainzer Domes von Ph. Veit in Mainz; Cartons: Heiligung eines Knaben am Bethesda-Teiche von Otto Cornill. — Aus den Sammlungen des Instituts: Photographieen nach Handzeichnungen des Leonardo da Vinci im Louvre; Kupferstiche moderner deutscher Meister.

Sonntag, den 7. Juni, ist die Gallerie geschlossen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 7. Juni. Gastdarstellung der Solotänzerinnen Fräulein Amalie Jaksch, Fräulein Minna Jaksch, Fräulein Mauthner, Fräulein Stadelmayer, Fräulein Wildhak und der Herren Caron und Price, Solotänzer vom Hofoperntheater in Wien, unter Leitung des Hofballetmeisters Herrn Carl Telle: **Saltarello**, oder: **Der hüpfende Freier**, komisches Ballet in 1 Act von H. Frappart. Musik von verschiedenen Componisten. Vorher: **Das Versprechen hinter'm Herd**, Posse aus den österreichischen Alpen mit Nationalgesängen in 1 Act von A. Baumann. (Abonnement-Vorstellung Nr. 177.)

Montag, 8. Juni. Gastdarstellung des Balletpersonals vom Hofoperntheater in Wien. **Die verwandelten Weiber** (le Diable à quatre), komisches Ballet in 4 Tableaux von Mazilier. Musik von A. Adam.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. A. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 158 und 159. Dienstag, den 9. Juni 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Durch die frische Luft und den von außen hereinfallenden Schein belebt, stieg Luciane auf das Fensterbrett, sprang von da auf den Rasen, lief an eine kleine Thüre, die nur vermittelst eines hölzernen Riegels verschlossen war, und befand sich in einem mit dicklaubigen Aepfelbäumen eingefaßten Hohlweg, der auf die Landstraße führte.

In demselben Augenblick schienen sich im Innern des kleinen Gartens zwei Männer von der belaubten Hecke loszulösen und schritten geräuschlos ebenfalls auf die kleine Thüre zu. Der Eine von Beiden trug einen mit Goldborden besetzten Mantel und sein Gang war lebhaft und stolz.

„Was hat das zu bedeuten?" fragte er mit leiser Stimme. „Man sollte denken, daß sie uns gesehen oder errathen hat. Laufe, Valentin, und verliere sie nicht aus den Augen. Sie kann unmöglich weit gehen. Halte Dich immer in einer Entfernung von zwanzig Schritten hinter ihr."

Und während der Bauer nun ebenfalls in dem Hohlwege verschwand, schritt der Mann im Mantel gedankenvoll auf das Haus zu.

„Das arme Ding ist wahnsinnig!" flüsterte er leise. „Ach warum aber auch hat sie mir den Kopf verdreht? Ich liebe sie, ja, ich liebe sie. Seit fünf Monaten hat mich ihr süßes Bild auf Schritt und Tritt verfolgt. Studien, Ehrgeiz, Alles hat sie in den Hintergrund verdrängt. Und in den drei Tagen . . ." hier machte der Mann eine lebhafte Bewegung und sagte barsch: „Ich muß der Sache ein Ende machen; ich habe vor mir nur ein Weib, das mich liebt, und einen verhaßten, gefährlichen, unerbittlichen Nebenbuhler. Das ist eine doppelte Versuchung. Wer sein Leben in die eine Wagschaale wirft, darf wohl seine Leidenschaft in die andere werfen.

Als er das gesagt hatte, schlug auch er denselben Weg ein, den der Bauer genommen hatte.

Luciane hatte die beiden Männer nicht wahrgenommen. Sie schritt rasch vorwärts, aufrecht erhalten durch das in ihr tobende Fieber und den ersten Antrieb ihres Willens; so erreichte sie die Landstraße, die sie eine Weile allein und im Dunkeln verfolgte. Schon näherte sie sich dem Walde, aber jetzt fühlte sie, wie ihre Kniee wankten, wie aller Muth aus ihrem Herzen floh und wie das Blut gewaltig in ihren Adern schlug. Sie erinnerte sich zu spät, daß sie seit dem Frühstücke keine Nahrung zu sich genommen hatte. Furcht wandelte sie an, ein kalter Schweiß brach bei ihr aus. Jetzt wäre sie gerne wieder umgekehrt und wandte sich wirklich wieder dem Johanneshof zu. Aber nachdem sie etwa dreißig Schritte gemacht hatte, fühlte sie sich plötzlich von aller Kraft verlassen und erkannte, daß ihre Natur erliegen würde. Sie schleifte sich bis an den Rand des Weges, und sich mit der Hand an einem Baum stützend, fiel sie auf die Kniee und schickte ein glühendes Gebet zum Himmel.

„Mein Gott, wirst Du mich denn verlassen? Mein Gott, wirst Du mich nicht beschützen?"

Sie wollte sich wieder erheben, aber sie vermochte es nicht. Die Felder, der wolkenbedeckte Himmel, der Baum, wider den sie sich lehnte, begannen sich in einem schwarzen, blutigen Kreise um sie zu drehen und fast in demselben Augenblick fiel sie besinnungslos nieder.

Infolge des Umkehrens der jungen Frau befand sich der ihr nachfolgende Bauer jetzt nur zwei bis drei Schritte von ihr. Er hatte sich zur Seite gedrückt, als er sie wiederkommen sah und sein Gefährte stieß gerade zu ihm, als sie niederstürzte. Beide eilten schnell herbei.

„Fatales Mißgeschick!" rief der Mann im Mantel.

„Wie so denn, Euer Gnaden?" fragte der Bauer. „Jetzt dürfen Sie sie nur hintragen, wohin Sie sie haben wollen."

„Schweige, Elender!" Und sich über den leblosen Körper beugend, sagte er sodann: „Theure, göttliche Schönheit, es ist das Leben Deiner Augen, die Liebe Deines Herzens, die ich bedarf. Mich soll hier vor Dir der Blitz erschlagen wie einen gemeinen Verbrecher, wenn ich Dich so in meinen Armen haben will."

Und er winkte dem Bauer, ihm behülflich zu sein, das ohnmächtige Weib aufzurichten und fortzutragen.

Der Baum, unter welchen Luciane der Zufall geführt hatte, war die erste Ulme der großen Allee, die von der Landstraße aus nach dem Schlosse auf dem Leniaberge führte.

7.

Wie lange auch eine Ohnmacht dauern mag, so scheint sie doch für Den, den sie befallen, nur die Dauer einer Minute zu haben. In dem Augenblick, in welchem eine lethargische Nacht Luciane umschloß, war es ihr auch schon, als erwache sie in einem glückseligen Aufenthalt. Ihre getrübten Augen, ihre betäubten Sinne erlaubten ihr anfänglich nicht, irgend einen Gegenstand zu unterscheiden. Eine glänzende Beleuchtung umgab sie, eine angenehme Wärme durchdrang ihre Glieder und sie fühlte sich wie eingewiegt durch eine ferne Musik. Dann hörte sie weibliche Stimmen Worte voll wohlthuender Theilnahme um sich murmeln. Sie begriff, daß man ihr einen stärkenden Trank an die Lippen hielt und sie zum Trinken einlud. Sie gehorchte und eine Art Trunkenheit begann ihre Adern zu durchfließen, indem gleichsam der letzte Nebel vor ihren Blicken schwand.

halb auf einem Sopha liegend, sah sie, daß sie sich in einem kleinen Saal befand, der eine gewölbte vergoldete Decke hatte, in deren Mitte ein strahlender Kronleuchter herabhing. Zwischen durch den schweren Draperien, die zu beiden Seiten einer offenen Thüre zurückgeschlagen waren, sah sie eine lange Reihe hell erleuchteter Gemächer, aus welchen ein harmonisches Geräusch zu ihr herübertönte. Acht bis zehn junge Damen waren mit zärtlicher Theilnahme um sie beschäftigt. Gold und Silber, Perlen und Blumen prangten auf den seidenen Gewändern von hellen Farben, die in breiten Falten ihre schlanken Gestalten umgaben. Diamanten schimmerten auf ihren bloßen Nacken, und wie von einem Glorienschein waren ihre glatten Stirnen von Perlendiademen oder weißen Blumenkronen umgeben. Eine einzige ältere Dame saß neben Luciane und zeichnete sich durch ein schärfer ausgeprägtes Gesicht aus. Ihr Gewand von aurorafarbigem Damast, die schwarze Spitzenmantille, die kleine Flügelhaube mit feuerfarbenem Bande, verkündigten gleichzeitig die Frau von vierzig Jahren und die Dame des Hauses. Ihr Gesicht war braun, ohne Schönheit und ohne Ansprüche, aber ihre Züge waren wohlwollend; die kleinen, lebhaften, schwarzen Augen mit den langen Wimpern, die offenherzige Stimme verriethen bei ihr eine fast männliche Güte, die wunderbar ermuthigend war. Sie vereinigte damit einen gewissen Ausdruck philosophischer Leichtfertigkeit, der damals sehr Mode war, und die dazu diente, das schüchterne Wesen, das durch ihr mütterliches Gebahren hingerissen war, vollends zu betäuben.

Sie hielt in ihren Händen noch die silberne Tasse, aus der Luciane die ihr gereichte Kraftbrühe getrunken hatte, und in der ungenirten Sprache unserer Großmütter plapperte sie:

„Gott sei Dank, jetzt ist das gute Kind wieder zu sich gekommen. Sehen Sie, meine Damen, sie schlägt die Augen auf. Und wie schön sind diese Augen. Sie sieht uns an und scheint ganz aus dem Häuschen zu sein. Geht es Dir besser, meine liebe Kleine? Kannst Du reden? Sage doch diesen Damen, daß Du Luciane Werner, die Tochter meines lieben Freundes Michael Werner bist."

Luciane nickte bejahend, dann fügte sie mit schwacher Stimme hinzu:

„Es scheint mir, gnädige Frau, daß ich Sie wieder erkenne."

„Sehen Sie, meine Damen, sie erkennt mich", rief die gute Frau. Ja, mein Liebchen, ich bin die Gräfin Schönborn, die Dich gehörig verzogen hat, als Du noch klein warst. Aber es gibt Leute, die der Ansicht sind, daß man Kinder nicht verziehen soll. Diese Leute sind wichtige Personen, mit denen man mit dem Hute in der Hand sprechen sollte, und es ist nicht ihre Schuld, daß ich diese liebe Waise in einem Zeitraum von fünfzehn Jahren zwei- bis dreimal gesehen habe, noch werden sie es gut heißen, daß sie der liebe Gott heute in mein Schloß zurückgeführt hat."

(Fortsetzung folgt.)

Das 45. niederrheinische Musikfest.

(Fortsetzung.)

Nun zu den Solisten! Man weiß, was für ein schwieriges Ding der sogenannte getragene Gesang ist, oder vielmehr, wie leicht es unsere Künstler mit demselben nehmen. Die Schuld liegt nicht an ihnen allein. Eine kräftige Lunge, einige hohe Töne, ein Paar stereotype Gesten, das genügt ja heutzutage, um auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, bereitwillig gespendete Lorbeern zu erlangen. Daher der Mangel an brauchbaren Solisten, wenn es gilt, eines der Meisterwerke unserer alten Oratorien-Componisten aufzuführen, daher die Freude hier zu Lande, an Stelle von Frau Harriers-Wippern wenigstens eine Frau Dustmann auftreiben zu können.

Sprechen wir zuerst von dieser renommirten dramatischen Künstlerin, welche wohl geeignet sein dürfte, die eben ausgesprochene Klage zu bestätigen. Daß Frau Dustmann einen richtigen Begriff von stylvollem oratorischem Gesange hat, dürfen wir annehmen, wenn wir auch entschieden in Abrede stellen müssen, daß sie im Stande ist, denselben thatkräftig und künstlerisch zu verwerthen. Eine Sängerin, die so den ganzen, realistischen Apparat des Theaters mit in den Concertsaal bringt, den ruhigen klaren Fluß der Empfindung durch solche Zuthaten des modernen Realismus trübt, die an Stelle der stillen Größe und plastischen Objectivität Händels nichts zu geben weiß, als weiche, kernlose Sentimentalität und ein unstätes Haschen nach den extremsten Mitteln des Ausdrucks, kann trotz aller technischen Vollkommenheit und musikalischen Sicherheit nur den Eindruck des höchsten Mißbehagens erzeugen. Man hatte bei einem jeden Tacte, den sie sang, das peinliche Gefühl, als werde der alte Meister von ihren Händen auf's jämmerlichste zerzaust. Die Sängerin mußte selbst den Abstand ihrer Leistungen von denen ihrer Gefährten merken; sie sparte keine Mühe und rang offenbar mit ihrer Aufgabe, aber auf diesen idealen Gefilden wollten ihr keine Rosen blühen.

Einen wahrhaft erfreulichen Gegensatz zu diesen unglücklichen Eindrücken bildete die vollendete Gesangskunst unserer vortrefflichen Altistin, der Frau Joachim. Alle Töne, die ihrer Brust entstiegen, waren Perlen ächt musikalischer Schönheit, voll süßen Wohllauts und seelischen Zaubers. Wenn man nur mit Schrecken jener frechen Uebergriffe gedenken kann, durch welche unsere Altistinnen ihrem tieferen Register so häufig einen gewissen männlichen Klangcharakter aufnöthigen, so gaben bei dieser Künstlerin alle Chorden so rein und voll, so weich und mächtig aus, wie die Violinsaiten ihres Gemahls, von dessen Bogenführung sie auch das Muster für die Behandlung der Respiration genommen zu haben scheint. Und doch vergaß man dieser äußeren Mittel ganz und gar unter dem unwiderstehlich wirkenden Zauber des Gesammt-Eindrucks. Hier war Anmuth und Würde, Geist und Schönheit, hoher Ernst und inniges Gefühl im innigen Bunde, hier hatte die milde Majestät Händel'scher Tongedanken ein entsprechendes Organ gefunden, es war der Geist des alten Tondichters, dessen Wehen wir in diesen Tönen empfanden. Und wir wundern uns nicht, wenn einige Hörer einen Mangel von Gefühlswärme in ihrem Gesange zu empfinden glaubten; nicht jedes Auge verträgt den strengen Blick der Pallas Athene.

Bewundern wir also in dieser Frau das vollkommene Gleichgewicht zwischen materiellem Besitz und geistiger Kraft, so ist es bei Herrn Hill die letztere, welche die nicht immer durchaus willfährigen, nicht geradezu überreichen äußeren Mittel den künstlerischen Zwecken dienstbar macht. Er weiß sich andachtsvoll in den Geist einer jeden Aufgabe zu versenken, ihren verborgenen Kern mit sicherem Bewußtsein zu erfassen und mit überzeugender Kraft zum Ausdruck zu bringen. Und weil er zu rechter Zeit zu sparen versteht, kann er auch, wo es Noth thut, einmal mit der ganzen Wucht seiner Kraft hervorbrechen und dreinschlagen, wie Gottes Wetter. Seinen höchsten Triumph feierte er in der schwierigsten aller Arien: „Das Volk, das im Dunkeln wandelt"; hier erfaßte er uns mit starker Hand, uns zu führen durch nächtliches Grauen bis hinauf zum Lichte der neuen Hoffnung. Und mit wahrhaft erzgepanzerten Schritten schritt sein Gesang in der Arie „Es schallt die Posaune" einher. Man glaubte den fernen Donner des jüngsten Gerichtes zu vernehmen.

Von Dr. Gunz müssen wir mit all der Anerkennung sprechen, welche einem so stimmbegabten und gebildeten Sänger gebührt;

wir glauben aber, daß er trotz alles Großen, was er geleistet hat, noch Größeres hätte leisten können. Es liegt unseren Tenoristen nur zu nahe, an eine gewisse feine Sinnlichkeit des Publikums zu appelliren, welche dem süßströmenden lyrischen Gesang, der hinschmelzenden Sentimentalität des Vortrags nur zu gerne ihre besten Kränze zuwirft. Aber von Dr. Gunz erwarten wir ein Höheres, wir wünschen, daß er dem geistigen Prinzip in der Kunst mehr Rechnung trage, daß er alle Nuancen des Ausdrucks, den Ernst wie den spielenden Scherz, die jubilirende Freude wie das thränengesättigte Leid, die ruhige Würde des gesammelten Gemüths wie den Ausdruck neckischen Humors mit gleicher Wahrheit und Wirkung wiedergebe. Wenn nun solchen Anforderungen gegenüber der Künstler auch einige Nonchalance verrieth, so wollen wir doch gerne bestätigen, daß er das Publikum zu manchen lebhaften Bezeugungen des Beifalls erregt hat. Und eine Stelle: „Er leitet sanft, die da gebären soll", sang er wirklich zum Entzücken schön.

Wenn nun, Alles in Allem genommen, die Aufführung im Allgemeinen eine des Werkes würdige war, so wird man es begreiflich finden, daß der Eindruck auf den Empfangenden ein wahrhaft überwältigender war; der Geist tiefer und stiller Andacht schwebte über der Versammlung und das allgemeine Entzücken machte sich in stürmischen Ovationen Luft. Der erste Tag war und blieb auch der Glanzpunkt des ganzen Festes.

(Fortsetzung folgt.)

Licht- und Schattenseiten der Narkose.

Wien, den 5. Juni.

Als im Jahre 1846 der Zahnarzt Morton in Boston die ihm von seinem Freunde, dem Geologen Jackson, empfohlenen Aether-Inhalationen versuchsweise anwendete, um den zu Operirenden die Schmerzen zu ersparen und die glücklichen Erfolge dieser Versuche in der medicinischen Welt bekannt wurden, begrüßte man allseitig mit freudigem Enthusiasmus die neue Panacee. Und fürwahr mit Recht! Die Wissenschaft sowohl, als die leidende Menschheit, konnten sich Glück zu einem Mittel wünschen, welches dem Arzte seine Aufgabe physisch und moralisch erleichtert und den höchst üblen Folgen vorbeugt, welche über das Maß gesteigerte Schmerzempfindungen auf das Gesammt-Nervensystem auszuüben pflegen. Jetzt erst war eine ganze Reihe von Operationen möglich gemacht, welche sonst wegen ihrer Schwierigkeit, Schmerzhaftigkeit und wegen ihrer langen Dauer gar nicht ausführbar gewesen wären.

Doch wurde der Schwefel-Aether, der so rasch zu hohen Ehren gekommen war, bald von einem andern Präparate verdrängt. Die lästigen Apparate, deren es zu der Aether-Inhalation bedarf, die längere Zeit, welche die Narkotisirung selbst in Anspruch nimmt, sowie die Unverläßlichkeit der Reinheit des Präparates ließen ein Mittel wünschen, welches alle Vortheile ohne die mit der Aether-Inhalation verbundenen Nachtheile bietet. Und dieses Mittel wurde im Chloroform gefunden, das, nachdem es zuerst von englischen Aerzten zu Inhalationen verwendet worden, im ausschließlichen Gebrauche bei allen Chirurgen steht.

Das Chloroform, zuerst im Jahre 1831 von Soubeiran in Paris, von Liebig, der es Chlorkohlenstoff nannte, im Jahre 1832 dargestellt, wird durch Destillation von Alkohol mit Chlorkalk und Wasser gewonnen, und präsentirt sich als eine farblose, leicht bewegliche, obstartig riechende und süßschmeckende Flüssigkeit, welche schwerer als Wasser ist und bei 60 Grad siedet. Es verdunstet rasch und leicht, wirkt sicher und angenehm und ist zur Narkotisirung eines Menschen nur das einmalige oder wiederholte Vorhalten eines oft nur mit wenigen Tropfen befeuchteten Schwammes oder Tuches nothwendig. Der Chloroform-Dunst geht, wenn er eingeathmet wird, alsbald in das Blut über und in Folge der Wirkung des so veränderten Blutes auf das Gehirn und Nervensystem tritt meist im Verlauf Schlaf, Unempfindlichkeit und Bewußtlosigkeit ein.

Doch ist die Einwirkung des Chloroform-Dunstes auf verschiedene Individuen nicht gleich, und es gibt Naturen, sogenannte Refracteurs — zumeist Gewohnheitstrinker — welche jedem Narkotisirungs-Versuche Hohn sprechen und absolut durch Inhalationen nicht zu betäuben sind.

Allein in der Regel erfolgt bei ruhigem Verhalten des Patienten oft schon nach wenigen Athemzügen ein Zustand der vollständigsten Bewußtlosigkeit und Unempfindlichkeit. Der Prozeß geht gewöhnlich in der Weise vor sich, daß einer kurz währenden Aufregung zu Beginn der Inhalation, dem Stadium der Exaltation, ein längerer tiefer Schlaf, die Depression, folgt.

Der Uebergang zur Depression wird meistens durch einen „Mittelrausch" — Toleranz — vermittelt, ein Zustand, in welchem eben noch nicht die volle Erschlaffung eingetreten, und mit welchem man sich in der Mehrzahl der Fälle begnügt, wenn nicht ein bedeutender Eingriff in den Organismus die Depression wünschenswerth macht.

Aus der Depression selbst erwachen die Narkotisirten mit voller Unkenntniß alles Dessen, was inzwischen vorgegangen, und gewöhnlich sind es, im glücklichen Contraste mit der Wirklichkeit, die sie unterdessen zu überstehen hatten, die entzückendsten Träume, in welchen sie während ihres Schlafes geschwelgt. Die Chloroform-Träume haben schon Manchen, der sie, indem er Linderung von quälenden Schmerzen suchte, kennen lernte, zur gefährlichen Leidenschaft des Narkose-Rausches verleitet und selbst Männer der Wissenschaft, welche an sich selber mit Chloroform experimentirten, konnten nur schwer dieser dämonischen Lockung widerstehen.

Leider hat, wie Alles auf Erden, auch das Chloroform seine Schattenseite. Die Gefährlichkeit des Präparates hat vorzüglich in den ersten Zeiten, als die Sicherheit des Verfahrens durch Mangel an Erfahrung eine geringere war, ihre Opfer gefordert. Es kamen Fälle vor, wo den Narkotisirten der Chloroform-Schlaf zum ewigen Schlafe wurde und er mit einemmale und gegen den Willen des Operateurs von allen irdischen Leiden befreit wurde.

Jedoch haben diese Unglücksfälle im Laufe der Jahre im umgekehrten Verhältnisse mit der allgemeinen Verbreitung, welche das Narkotisiren gefunden, an Häufigkeit verloren und stellt sich, wenn man auch hier Zahlen gelten lassen will, das statistische Verhältniß so, daß auf 20,000 Fälle von Narkotisirung ein Fall mit tödtlichem Ausgange kommt. Wenn es auch für das unglückliche Opfer selbst kein Trost ist, daß es eben als die verschwindend kleine Procentziffer bezeichnet wird, so muß die Wissenschaft doch constatiren, daß ein tödlicher Ausgang der Narkose zu den seltensten Ausnahmsfällen gehört und daß sie, sowie sie bereits zu dem glücklichen Resultate gelangt ist, daß beispielsweise im Krimfeldzuge von 25,000 narkotisirten Verwundeten nicht ein Einziger in der Narkose blieb, die berechtigte Hoffnung hat, diese allerseltensten Fälle zu den unmöglichen zu machen.

Bei den hohen Fortschritten, welche das Narkotisirungs-Verfahren gemacht, bei der Vorsicht, mit welcher dieselbe vorgenommen wird, bei dem glücklichen Erfolge, welchen in der Regel die von der Wissenschaft und der Erfahrung gelehrten Wiederbelebungs-Versuche haben, kann sich die Chirurgie vor jedem Vorwurfe geschützt betrachten und sich selbst durch einen Unglücksfall, wie er sich dieser Tage auf der hiesigen Schule ereignete (und in Nr. 157 der Did. mitgetheilt wurde), in ihrem Streben nicht erschüttern lassen und einen Heilbehelf aufgeben, für dessen Berechtigung und segensvolle

Wirksamkeit die Millionen glücklicher Fälle das beredteste Zeugniß abgeben.

Die Narkose ist schon lange kein Experiment mehr und im Hinblick auf die großen Dienste, welche durch dieselbe für die Menschheit bereits geleistet worden, kann sich der Arzt, mittrauernd um das vom Geschicke, vor dem jede menschliche Kunst und Vorsicht Ohnmacht ist, geforderte Menschenleben nicht in seiner Aufgabe irre machen lassen, und diese Aufgabe ist: der leidenden Menschheit zu helfen. („Presse.“)

Mannichfaltigkeiten.

(Wasserkünste.) Am Pfingstmontag wurde in Uerdingen eine sehr interessante Wette zum Austrag gebracht, und zwar zwischen einem sogenannten Wasserschuh und einer englischen Ruderschaluppe, Eigenthum hiesiger und Crefelder Herren. Punkt sechs Uhr verkündete ein Signalschuß die Abfahrt von der Kölner Brücke: der Wasserschuh, in stehender Stellung geführt von Herrn Hüveler, die Ruderschaluppe, mit sechs kräftigen Ruderern bemannt, gesteuert vom holländischen Capitän Kreylenbug. Die Aufgabe war, quer über den Rhein zu fahren, dann Bergfahrt von einer englischen Meile bis zu einer Signalflagge, wieder über den Rhein um eine Ankerboje herum, endlich thalwärts bis zur Abfahrtsstelle herunter. Pfeilschnell schoß der Wasserschuh dahin, nicht minder flink das schmucke Boot mit gleichmäßigem, kräftigem Ruderschlag. Das Ufer und die Dünen wimmelten von Zuschauern. An 3000 Personen waren von Crefeld hierhin gepilgert, um sich das Schauspiel anzusehen. Der Sieg schwankte lange hin und her, bald gewann das Boot, bald der Wasserschuh einen Vorsprung, bis endlich unter Aufbietung aller Kräfte kurz vor dem Siegespfahl die Schaluppe einer Seemöve gleich an dem mystischen Wasserschuh vorbeiflog. Zweihundert Gulden, das Object der Wette, fielen dem vom Hurrahrufen der Menge begleiteten Sieger als Preis zu. Die ganze Fahrt hatte nur 18 Minuten in Anspruch genommen.

(Zwei junge Flüchtlinge.) Im Anfang dieses Monats wurden in Brünn zwei Knaben im Alter von 9 und 12 Jahren wegen Ausweislosigkeit angehalten und der Behörde vorgeführt. Als sie um ihre Heimath und sonstigen Verhältnisse befragt wurden, gaben sie an, daß sie Johann und Karl Folt heißen, aus Hauskirchen gebürtig seien, zu Ostern mit Bewilligung ihrer Eltern ihren Onkel in Ebenthal besuchen wollten, sich aber nach Brünn verirrt hätten. Es wurde deßhalb an das Bezirksamt Zistersdorf geschrieben und dasselbe von den Angaben der beiden Knaben in Kenntniß gesetzt; von dort aber kam die Antwort, daß alle diese Angaben erdichtet sein müßten, da dort eine solche Familie nicht bekannt sei. Als den Knaben dieß vorgehalten wurde, blieben sie nicht nur bei ihren Aussagen, sondern fügten, um diese glaubwürdig zu machen, sogar die Namen der Nachbarn ihres Vaters, der Ortsgeistlichkeit und Lehrer, sowie die Anzahl der Häuser des Ortes hinzu. Als nun dem Bezirksamte Zistersdorf wiederholt davon Mittheilung gemacht wurde, kam dieselbe Antwort zurück, daß Alles unrichtig und erdichtet sei. Bei der abermaligen Vernehmung der Knaben rückten sie endlich mit der Wahrheit heraus und gestanden, daß sie Karl und Johann Weiß heißen, in Pyrawarth (Niederösterreich) ihre Heimath haben und daß sie schon im März in Folge der rohen Behandlung von Seite ihres Vaters vom Hause sich entfernt und seitdem sich herumgetrieben hatten, mit dem Entschlusse, nicht mehr in das elterliche Haus zurückzukehren. Als man sich sofort an das Bezirksamt Pyrawarth wendete, wurden von diesem die Angaben der Knaben bestätigt. Aber das Bessere kommt nach. Als die Knaben verschwunden waren, tauchte das Gerücht auf, daß der Vater, der als ein roher, gewaltthätiger Mensch bekannt war, seine beiden Kinder ermordet habe. Dieses Gerücht gewann so an Consistenz und Wahrscheinlichkeit, daß sich das Untersuchungsgericht Maßen veranlaßt fühlte, den Vater wegen angeblicher Ermordung seiner Söhne in Untersuchung zu ziehen.

(Wunderbares Ereigniß.) Dem „Nouvell. Vaudois“ wird aus Moudon folgendes, ans Wunderbare streifende Ereigniß gemeldet: Der Sohn einer in Denezy wohnenden Familie Deppierraz, ein Knabe von 11 Jahren, sieht ein Paar Tauben auf das Dach des väterlichen Hauses sich niederlassen. Sofort erwacht in ihm der Gedanke, die Tauben zu fangen, und er klettert schnell bis zur First des Daches empor, um sein Vorhaben auszuführen. Aber die Tauben fliegen fort; der Junge will nach ihnen haschen, verliert das Gleichgewicht, kollert die steile Dachböschung hinunter und stürzt in die Tiefe. Sein Schwesterchen, ein Kind von 9 Jahren, hat den Fall gesehen, stürzt hinzu und will den Bruder mit seinen Aermchen auffangen. Das Kind wird natürlich unter der Wucht des Sturzes zu Boden gerissen und man glaubt beide Kinder todt. Da erheben sich Beide unversehrt vom Boden; die Vorsehung hat die Hingebung und Geistesgegenwart eines Kindes nicht unbelohnt gelassen.

(Der König von Siam,) dessen Familie bisher im gothaschen genealogischen Kalender nicht verzeichnet war, hat eine offizielle Liste seiner Kinder anfertigen lassen, die nicht weniger als 81 an Zahl sind. Der älteste Sproß wurde 1823 geboren, während der Benjamin der Familie erst im nächsten Jahre seinen zweiten Geburtstag feiern wird. 66 von diesen sind jetzt noch am Leben.

(Excesse.) Der „Dortmunder Anzeiger“ berichtet wörtlich: Am 25. v. M. wurde der in der Pollackengasse hier wohnende Anstreicher Heinrich Meininghaus, ein notorischer Trunkenbold, auf seinem Hausboden erhängt gefunden. Derselbe hatte in letzter Zeit schon vielfach derartige Excesse begangen.

Literatur-Notizen.

„**Ein offenes Wort** über Fortbildungsanstalten und kaufmännische Schulen“ von Zimmermann (Leipzig, Waldow) bespricht mit der hohen Wichtigkeit dieser Anstalten auch die Nothwendigkeit, ihr Bestehen besser zu sichern. Ein „Weck- und Mahnruf“ von E. Sack hat die „**Schulpflege-Aemter**“ (Berlin, Kieckebusch) zum Gegenstande, welche durch geistliches Uebergewicht bedroht sind. Jeder Menschenfreund und jeder Staatsmann sollte sich verpflichtet fühlen, zur Befreiung alles Unterrichtswesens von confessioneller Dogmatik und Halbmoral mitzuwirken!

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 9. Juni. **Die Zauberflöte**, große Oper in 2 Acten von Schikaneder. Musik von W. A. Mozart. Sarastro: Herr Baumann vom Hoftheater in Stuttgart als Gast.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 178.)

Mittwoch, 10. Juni. Gastdarstellung der Solotänzerinnen Fräulein Amalie Jaksch, Fräulein Minna Jaksch, Fräulein Mauthner, Fräulein Stadelmayer, Fräulein Wildhak und der Herren Caron und Price, Solotänzer vom Hofoperntheater in Wien, unter Leitung des Hofballetmeisters Herrn Carl Telle: **Die verwandelten Weiber** (le Diable à quatre), komisches Ballet in 4 Tableaux von Mazilier. Musik von A. Adam. (Abonnement-Vorstellung Nr. 179.)

Donnerstag, 11. Juni. **Marie, oder: Die Regimentstochter**, komische Oper in 2 Acten, nach dem Französischen von Karl Gollmick. Musik von Donizetti.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 180.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 160. Mittwoch, den 10. Juni 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Luciane war weder fähig, sich zu erinnern, noch ein Raisonnement oder gar eine Beschuldigung zu verstehen. Nur das Herz überlebte alles Andere in ihr, das schwache Herz, das so begierig nach Zärtlichkeit und nach Ruhe war. In der Rede der Gräfin faßte sie nur Das auf, was diesem Bedürfnisse entsprach oder was in den letzten Worten besonders hervorgehoben wurde. Erfahrend, daß sie im Schlosse sei, empfand sie eine leichte Verwunderung.

„Ich bin im Schlosse?“ rief sie und fuhr mit der Hand nach der Stirne.

Das war Alles.

Die Schloßfrau verfolgte ihren Weg in ganz gerader Richtung.

„Du bist erstaunt?“ sagte sie. „Das finde ich ganz in der Ordnung. Das Gedächtniß ist noch nicht zurückgekehrt. Du weißt nicht, mein Schätzchen, daß Du vor einer Stunde sozusagen wie todt am Anfange meiner großen Ulmenallee lagst. Jemand, der des Weges daherkam, hat Dich gesehen und hat Dich hieher tragen lassen. Aber, mein Kind, was hattest Du denn um diese Zeit ganz allein auf der Landstraße zu thun?“

„Ich weiß es nicht“, sagte Luciane dumpf. „Ich glaube, ich habe mich gefürchtet . . ich hatte schwer geträumt und hatte mich ins Feld geflüchtet.“ Dann die Augen nach dem Salon richtend, setzte sie hinzu: „Ein Fest . . hier im Schlosse.“

„Einen schweren Traum hast Du gehabt? Ei, Du lieber Gott, der muß wirklich sehr beängstigend gewesen sein.“

„Ja, ja, ich habe gelitten, sehr gelitten.“

„Da haben wirs? Ich war überzeugt, daß sie nicht glücklich sei. Und das ist das Werk dieser klugen Leute. Was haben Dir die Bösewichter gethan, meine Tochter?“

Luciane antwortete in demselben Ton:

„Ich kann mich nicht besinnen. . . Es gibt Jemand, der mir viel Leid zugefügt hat . .; ich habe gekämpft, so lange ich vermochte . . dann geschah, was ich hoffte: daß man mir zu Hülfe kam.“

„Liebe Kleine, Dich hat gewiß Dein Vater hieher geführt. Hörst Du wohl, es ist nicht meine Schuld, daß Du bei diesen Leuten bist. Und wenn ich sie in Ruhe lasse, wenn ich sie dulde, so geschieht es nur um Deinetwillen, mein Kind. Man hat Dir Leids angethan! Wer hat es gethan? Ist es etwa meine Frau Pächterin? oder der verrückte Pfarrer, der immer Reue und Leid erweckt, wenn er etwas Gutes gethan hat. Oder ist es vielleicht Dein Mann, dieser Mildner, den ich verabscheue? Wie nennt doch mein schöner Neffe diesen Schlag heute in England, diese Scheinheiligen? Ach ja, Puritaner nennt er sie, und das ist eine Benennung, die ganz auf diesen charmanten Mildner paßt. Er hat früher alles Uebel angerichtet, und er thut es heute wieder, dessen bin ich gewiß. Ich wette, es hat Streit zwischen euch gegeben. Vier Monate nach der Hochzeit, wie ist das so erbaulich! — Na, wenn mir Der jemals in die Hände geräth, so mag er sich in Acht nehmen. Aber Du hörst mir ja gar nicht zu, mein Liebchen.“

Luciane hatte in der That auf dieses Geschwätz nicht Acht gegeben. Gleich nach den ersten Worten hatte sich ihre Aufmerksamkeit abgewendet, um dem bezaubernden Geräusch des Festes zu folgen, das in ihrer Nähe fortgesetzt wurde. Sie horchte auf die ferne Musik, sie sog die warme durchduftete Luft ein. Die Fee des Vergnügens lockte die schwache Neulingin mit ihrer sanftesten Stimme, ihrem süßesten Lächeln. Sie gab nicht mehr Acht auf ihre Umgebung. Mit starren Blicken und lächelnden Lippen lauschte sie in die Ferne.

Die Gräfin erhob sich leise, und den Finger auf die Lippen legend, versammelte sie durch einen Wink die jungen Damen um sich und sagte:

„Da habe ich einen prächtigen Einfall. Lieber Ingelheim, lassen Sie doch gefälligst die Portiere zufallen. Fräulein von Heuser, haben Sie die Gefälligkeit, meinen Kammerjungfern zu schellen; und Sie Alle, hören Sie mich an.“

Es gab ein Geflüster zwischen der Gräfin und den Damen, die ihr sämmtlich beizustimmen schienen. Hierauf trat die Gräfin zu der noch immer in Gedanken versunkenen Luciane, und ihre Hand ergreifend, sagte sie.

„Fühlst Du Dich stark genug, mein Kind, um Dich aufrecht halten zu können?“

„O ja“, sagte Luciane, die gänzlich ihrer fixen Idee hingegeben war.

„Nun dann schnell, mein schöner Engel, reiche mir den Arm und erhebe Dich; setze Dich hier in den Sessel vor den großen Ankleidespiegel und lasse mit Dir machen, was man will.“

Die indessen hereingekommenen Kammerjungfern der Gräfin, die in kurzen Worten ihre Befehle erhalten hatten, bemächtigten sich des armen Kindes. Die eine begann sie zu frisiren, die andere zog ihr ihre städtischen, jedoch bürgerlichen Kleider aus und zog ihr ein Kleid von weißem Kammertuch mit ausgeschnittener Taille an, das kurze Aermel hatte, die mit Rosa-Atlasschleifen, sowie auch der Leib und untere Theil des Rocks, verziert waren. Ein Perlenhalsband rundete sich um ihren Nacken, und entsprechende Armbänder umschlossen die Handgelenke an ihren schönen Armen. Luciane war bleich, und die Erregung, die wider ihren Willen ihren jugendlichen Busen hob, war die der Unschuld, die an der Schwelle unbekannter Freuden steht; aber auf ihrem Gesichte war noch immer der gewissermaßen glückliche Irrsinn zu lesen, der auf ihre Ohnmacht gefolgt war, und der gegebenen Impulsion gehorchend, ließ sie mit sich machen, was man wollte. Nichts vermag das zaube-

lungswürdige, rührende Geschöpf zu schildern, das nach einem Augenblick aus den Händen der um sie beschäftigten Frauen hervorging.

„Ist sie nicht wunderschön, meine Damen?" fragte die Gräfin. „Komm, mein Kind, stütze Dich auf meinen Arm, verlasse mich nicht und habe ja keine Furcht. Du sollst nun mit eigenen Augen sehen, wie abscheulich die Kreise sind, die man Dir so streng untersagt hat."

Von ihrem weiblichen Gefolge begleitet, führte die Gräfin Luciane fort.

„Habe nur Muth", sagte sie. „Wir werden vor allen Dingen zu Nacht speisen, das wird Dich kräftigen."

Sie schritt mit ihr durch den Saal, der in diesem Augenblick verlassen war, wie alle anderen; dann öffnete sich eine in diesem Raume befindliche Thüre, die sich auf der den Fenstern entgegengesetzten Seite befand.

Luciane sah sich plötzlich in einem glänzend erleuchteten Speisesaal, in welchem die ganze Gesellschaft versammelt war. Die Damen saßen um die mit den leckersten Speisen bestellten Tische, die Herren standen hinter ihnen und bedienten sie. Die reichen Anzüge, das prachtvolle Tafelgeschirr, der Glanz der Lichter, das anmuthige Gemurmel aller dieser Stimmen, die auf hunderterlei Weisen den Wunsch, zu gefallen, ausdrückten, ergriffen das junge Wesen auf die angenehmste Weise. Dann hörte sie fortwährend den Ton der Instrumente, die überall waren und die man, nach dem Brauch der damaligen Zeit, nirgends sah, weil man es liebte, die Feste mit so viel Poesie als möglich zu verbinden. Unter allen den Männern war Der nicht zu finden, dessen Anblick sie hätte erschrecken können, und den sie doch suchte, ohne es zu wissen; er vermied es, sich schon zu zeigen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein feierlicher Act.

Paris, 1. Juni.

Im letzten Winkel des dichtgefüllten Verhandlungssaales des Zuchtpolizei-Gerichtes stehen zwei schlichtgekleidete Männer aus den unteren Volksclassen. Der Aeltere hat die Brust über und über bedeckt mit goldenen und silbernen Medaillen, überstrahlt von dem Sterne des Ehrenlegions-Ordens; der Jüngere, erst 19 Jahre alt, ein blasser, schüchterner, schwächlicher Mensch, trägt auf seiner Brust schon vier Ehrenmedaillen.

Sobald der Saaldiener diese beiden Männer erblickt, schreitet er auf sie zu und ladet sie im Namen des Präsidenten des Gerichtshofes und im Namen des Barreaus ein, einen für Personen von Distinction reservirten Ehrenplatz einzunehmen, und das Publikum bricht über diese Auszeichnung in stürmischen Beifall aus.

Was hat denn diesen beiden Männern aus den untersten Volksclassen, Simon Faivre, dem vormaligen Schleusendiener, jetzt Wächter im Handelsgerichts-Gebäude und seinem Sohne Amédée Faivre, einem einfachen Schleusentaglöhner, alle diese Ehrenmedaillen, Orden und Auszeichnungen verschafft?

Wir erfahren dieß aus dem Schluß-Plaidoyer des Staats-Anwalts Troplong, welcher so anhebt:

Meine Herren vom Gerichtshofe! Die Bescheidenheit des jungen Amédée Faivre und die absichtliche Kürze, mit welcher er über seine schöne Handlung vom 24. April gesprochen hat, legen mir die angenehme Verpflichtung auf, Ihnen die Details derselben umständlicher vorzuführen. Erlauben Sie mir vor Allem, Ihnen zu sagen, wer denn diese beiden Faivre, Vater und Sohn, sind, daß sie sich solche Auszeichnungen verdient haben.

Die Brust des Vaters ist, wie sie sehen, fast zu eng, um Platz zu bieten für alle die Ehrenzeichen, welche ihm sein mannhafter Muth durch eine Reihe von Jahren verschafft hat; er hat alle nur denkbaren Ehrenmedaillen, und auch das Kreuz der Ehrenlegion ziert die Brust des schlichten Mannes. Schon im Jahre 1856, als man ihm keine weitere neue Auszeichnung mehr zuwenden konnte, erhielt er den Monthyon'schen Preis für edle Handlungen. Und bedenken Sie, der Mann, dem diese höchste Auszeichnung des dankbaren Vaterlandes zu Theil wurde, war damals ein schlichter Schleusendiener; das sagt Alles. In dieser Dienstleistung hat er nach und nach einhundertdreizig Personen das Leben gerettet. Ich bin glücklich, Ihnen zu sagen, daß unser Frankreich eine solche Bilanz für edle Thaten gezogen hat. Mit Stolz beglückwünsche ich den alten schlichten Mann, der zu den Bravsten der Braven zählt. (Stürmischer Beifall.)

Sein Sohn Amédée, ein junger Mensch von neunzehn Jahren, ist der würdige Nachkomme eines solchen Vaters; er wandelt in dessen Fußstapfen. Schon mit fünfzehn Jahren schmückte eine Ehrenmedaille die Brust, heute trägt er deren schon vier; mögen Sie aber auch wissen, meine Herren, daß dieser junge Mann schon siebenzehn Menschenleben aus den Fluthen der Seine und des Meeres gerettet hat. (Große Bewegung.)

Das sind die beiden Ehrenmänner, und nun zu ihrer letzten Ehrenthat.

Der Vater und der Sohn sehen aus ihrem Fenster, wie ein junger Mann in der höchsten Gefahr schwebt, in der Seine zu ertrinken. Seine verzweifelnden Hülferufe, sein Händeringen machen die schleunigste Hülfe nöthig. Vater und Sohn Faivre stürzen aus dem Hause, der Sohn wirft im Laufen seine Kleider unter die Menge, er vertraut sie der öffentlichen Ehrenhaftigkeit, und stürzt sich in die Seine, um das Leben eines Mitmenschen zu retten. Der Vater bleibt hülfebereit am Ufer stehen, überwacht, leitet und ordnet die Bewegung seines Sohnes. Noch einen Augenblick, und er sieht ihn in hoher Lebensgefahr; der Ertrinkende hatte ihn in das Wasser hinabgezogen. Der Vater wirft sich, ganz angezogen, wie er war, in die Fluth; die Beiden waren eben unter ein daherbrausendes Dampfschiff gerathen; ein Seil desselben schlägt dem Vater vier Finger der einen Hand blutig wund, gleichwohl erfaßt er die beiden Untersinkenden mit der anderen Hand und bringt die nahezu Leblosen mit fast übermenschlicher Kraft gerettet an das Ufer.

Die Menschenmenge, welche am Pont-au-Change dieses schauerliche Drama mit seinen Gefahren für drei Menschenleben mit angesehen, angstvoll und bewundernd mitgefühlt hatte, begrüßte die Geretteten mit freudigem Zujauchzen.

Und während die unermeßliche Menschenmenge diesen Gefühlen der Freude und der Bewunderung begeisterten Ausdruck gab, verübten die zwei jungen Männer, die Sie hier auf der Anklagebank sehen, Jean Humbert und Louis Leboeuf, den Act der unglaublichsten Niederträchtigkeit; sie haben, wie eingestanden, aus den Kleidern des edelmüthigen Lebensretters Amédée Faivre dessen goldene Uhr und Kette gestohlen und sie bald darauf um 50 und 15 Francs verpfändet. Wahrlich, das Vorleben dieser beiden Gauner ist befleckt genug, aber vor einer solchen elenden, erbärmlichen Handlung hätten sie doch zurückschrecken sollen. Fast sollte man alles Vertrauen zu den Menschen verlieren. . . . Nicht doch, Männer von dem Gehalte der beiden Faivre halten es aufrecht. Die Sympathien von Hoch und Nieder begleiten diese Ehrenmänner . . . .

Schon bevor wir im Saale hier ihm unsere Achtung und Bewunderung zollen konnten, ist uns der Kaiser zuvorgekommen. Er

erfuhr die edle Handlung und schickte ihm sofort eine prachtvolle goldene Uhr und Kette, begleitet über seinen Befehl von einem großherzigen Schreiben, das ich Ihnen hier wörtlich vorlege:

„Cabinet des Kaisers.

Palast der Tuilerien, 29. April 1868.

Mein Herr!

Se. Maj. der Kaiser beglückwünscht Sie zu dem Acte muthvoller Aufopferung, in Folge dessen Ihnen die Rettung eines Menschen vom sicheren Tode in den Fluthen der Seine gelang.

Der Kaiser hat gehört, daß, während Sie in einer so edelmüthigen Weise Ihr Leben auf das Spiel setzten, ein Dieb Ihnen aus den am Seine-Ufer abgeworfenen Kleidern die Uhr sammt der Kette gestohlen hat; er schickt Ihnen hier zum Ersatze eine neue Uhr und Kette. Möge Ihnen dieß ein kostbares Andenken sein, von welcher Achtung und von welchem Interesse für Ihre Handlungsweise Se. Majestät der Kaiser erfüllt ist.

Bestätigen Sie mir gefälligst den Empfang dieses kaiserlichen Andenkens und empfangen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung.

Der Staatsrath, Secretär des Kaisers, Cabinetschef Sr. Majestät:

Conti, m. p.“

Das Auditorium bricht nach der Vorlesung dieses Cabinetsschreibens in lebhaften Beifall aus.

Der Staatsanwalt schließt, zu Amédée Faivre gewendet, mit folgenden Worten:

„Mögen Sie, junger Mann, diesen kostbaren Brief wohl bewahren; Sie haben vollen Grund, darauf stolz zu sein; er ist für Sie eine Erinnerung mehr an den Monthyon'schen Ehrenpreis Ihres edlen Vaters. — Sie aber, meine Herren vom Gerichtshofe, werden Kraft Ihres Amtes die feige, niedrige That der beiden Angeklagten bestrafen, welche unter solchen Umständen, an einem solchen Manne verübt, Ihre volle Strenge herausfordert.“

Der Gerichtshof verurtheilt Humbert und Leboeuf nach dem Antrage des Staatsanwaltes zu dreizehnmonatlichem Gefängniß. (Presse.)

Mrs. Lincoln

erregte bekanntlich bald nach dem Tode ihres Mannes peinliches Aufsehen durch die Art, wie sie Spitzen, Juwelen u. dgl. zu Gelde zu machen suchte. Die farbige Nätherin und langjährige Vertraute im Lincoln'schen Hause, Elisabeth Keckley, berichtet nun in ihrem Buche „Behind the Scenes“ (Hinter den Coulissen) Folgendes:

Mrs. Lincoln war auf's emsigste für die Wiederwahl ihres Gatten zum Präsidenten der Vereinigten Staaten besorgt. Indem sie es für nöthig hielt, einen ihrer hohen Stellung entsprechenden Aufwand zu machen, stürzte sie sich in bedeutende Kosten, zu deren Bestreitung Mr. Lincolns Gehalt durchaus unzureichend war. Sie war mithin gezwungen, Schulden zu machen, und that es in der Hoffnung, daß das Glück ihr zur Seite stehen und sie sich eines Tages aus aller Verlegenheit ziehen würde. Die kostbarsten Gegenstände wurden auf Credit entnommen, und so kam es, daß im Sommer 1864 die unbezahlten Rechnungen sich auf eine enorme Summe beliefen.

„Wie denken Sie über die Wahl, Elisabeth?“ sagte sie eines Morgens zu mir.

„Ich glaube, Mr. Lincoln wird noch vier Jahre im Weißen Hause bleiben“, erwiderte ich, indem ich von meiner Handarbeit weg- und sie anblickte.

„Weßhalb glauben Sie das? Mich überschleicht manchmal die Furcht, daß er nicht wiedergewählt wird.“

Die Vertraute sprach die Ueberzeugung aus, daß der Präsident als Mann des Vertrauens des Volkes werde wiedergewählt werden, und Mrs. Lincoln entgegnete:

„Ihre Anschauung läßt sich hören, Elisabeth, und Ihr Vertrauen erfüllt mich mit neuer Hoffnung. Ach, was soll aus uns Allen werden, wenn er nicht erwählt würde? Für ihn, für mich gilt diese Wahl mehr als er ahnt.“

Sie legte nun das Geständniß ab, daß sie ungefähr 27,000 Dollar Schulden habe.

„Sie begreifen, Elisabeth, daß Mr. Lincoln keine Idee von den Garderobe-Bedürfnissen einer Dame hat. Er sieht meine kostbaren Roben an und freut sich, in dem Glauben, daß ich die Kosten derselben mit ein paar hundert Dollars, die er mir gibt, bestreite. Ich muß mich elegant kleiden. Man kritisirt meine Toilette schonungslos, um so mehr, als man weiß, daß ich nicht in der Hauptstadt, sondern im fernen Westen auferzogen bin. Unser Ansehen aufrecht zu erhalten, brauche ich Mittel — mehr Geld, als Mr. Lincoln mir zu erübrigen vermag. Er ist zu ehrlich, um einen Pfennig über seinen Gehalt zu beziehen, und deßhalb blieb mir und bleibt mir auch jetzt keine andere Alternative, als Schulden zu machen.“

„Hat denn Mr. Lincoln keine Ahnung von der Höhe Ihrer Schulden?“

„Gott! nein! und er soll nichts davon ahnen. Wenn er wüßte, daß und wie bedeutend seine Frau verschuldet ist, er würde außer sich sein. Seine Aufrichtigkeit und Geradheit machen ihn jede derartige Heimlichkeit verabscheuen. Er weiß nichts von Schulden und ich schätze seine Zufriedenheit, von der meinigen nicht zu sprechen, viel zu hoch, um ihn etwas davon merken zu lassen. Das ist es, was mich so beunruhigt. Wird er wieder gewählt, so vermag ich ihm diese Angelegenheit zu verbergen; wenn er aber unterliegt, werden die Rechnungen eingesandt werden und er wird Alles erfahren!“

Ein hysterischer Seufzer entrang sich ihrer Brust. Die Besorgniß, daß politische Gegner in das Geheimniß ihrer Schuldenlast dringen und es als Waffe gegen die Wahl ihres Gatten benützen könnten, ergriff manchmal Mrs. Lincoln und versetzte sie in aufregende Angst und Schrecken.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein gutmüthiger Policist.) Aus Berlin wird geschrieben: „Vor einigen Tagen kam ein Polizeibeamter aus Leipzig hierher, um eine von dort aus requirirte Gefangene abzuholen. Das Frauenzimmer war zufällig erst kurz vorher in der Stadtvoigtei von einem munteren Knaben entbunden worden, so daß der Transporteur auf der Rückreise wohl oder übel seine Fürsorge auch auf den kleinen Weltbürger ausdehnen mußte. Die Aufgabe war keineswegs leicht, da die Mutter nicht im Stande war, ihr Kind selbst zu nähren und der Junge mitunter so heftig schrie, daß der Beamte sich in seiner Verzweiflung öfter herbeilassen mußte, ihm in eigener Person die Flasche zu reichen. Trotz aller Unannehmlichkeiten gelangten die Drei glücklich nach Wittenberg. Kaum war der Zug in den Bahnhof eingelaufen, als der Kleine auch wieder mit wahrhaft mörderischem Geschrei nach seiner Saugflasche verlangte, in der sich unglücklicher Weise kein Tropfen Milch mehr vorfand. Die Gefangene zeigte sich um ihr Kind sehr besorgt und bat den Beamten schließlich, dasselbe einstweilen in Obhut zu nehmen, während sie etwas Milch herbeischaffen wolle. Aehnlich dem bekannten „Stadt-Soldaten“, war der Leipziger gutmüthig genug, darauf einzugehen. Er wiegte den Säugling in seinen Armen und suchte ihn auf alle

mögliche Weise zu beruhigen, während die Mutter den Waggon verließ und dem Stationsgebäude zueilte. Nach einiger Zeit ertönte die Signalglocke zur Weiterfahrt, das Frauenzimmer aber war noch nicht zurückgekehrt. Da begann dem Beamten ein Licht aufzugehen. Mit dem Kinde auf dem Arme stürzte er auf den Bahnhofs-Inspector zu und theilte demselben sein Mißgeschick mit. Der Zug mußte warten; der ganze Bahnhof, ja späterhin die ganze Stadt wurden durchsucht, aber nirgends fand man eine Spur von der Entflohenen. Mit schwerem Herzen mußte der Transporteur sich endlich auf den Weg machen, um wenigstens den Säugling glücklich in Leipzig abzuliefern, für welchen derselbe bis dahin nolens volens Mutterstelle übernehmen mußte. Seine Arrestantin hat sich bis jetzt noch nicht wieder ermitteln lassen."

(Eine merkwürdige Gänsegeschichte) erzählt die „K. Z.": „Obwohl die Gänse in vorchristlichen Zeiten einigen Gottheiten, wie z. B. der Juno, geheiligt waren und bisweilen die Ehre hatten, dieser stolzesten Bewohnerin des Olymps von Priesterhand geschlachtet zu werden; obwohl ferner von der Sage gemeldet wird, daß sie einst das Capitol gerettet und hiedurch bestimmend auf den Gang der Weltgeschichte eingewirkt hätten; obwohl endlich ihnen die Kiele zu verdanken sind, mit welchen von den heiligen Kirchenvätern an bis zu den großen Geistern des neunzehnten Jahrhunderts so unendlich viel Weisheit zu Pergament und zu Papier gebracht worden ist, trotz alledem und alledem sind die Gänse eine höchst untergeordnete, prosaische und gering geachtete Thierfamilie, und wer die kleine Comödie: „Das Gänschen von Buchenau", gesehen, der weiß zur Genüge, daß besagtes Diminutivum nicht angewandt wird, um jungen Fräuleins ein Compliment zu machen. Und dennoch können wir heute von zwei Gänsen ein durch zuverlässige Mittheilung als wahr verbürgtes Geschichtchen erzählen, das schier poetisch und rührend ist. Auf einem Hofe zu Troisdorf waren von einer früheren zahlreichen Schaar von Gänsen zwei Exemplare, Männchen und Weibchen, übrig geblieben, denen man aus Dankbarkeit für die von ihnen erzielte Nachkommenschaft mit löblicher Pietät das Gnadenbrod zu Theil werden ließ. Das vielleicht gegen zwanzig Jahre mit einander alt gewordene Pärchen empfand schon die Gebresten des Alters, und namentlich war die mit einem stattlichen Fettbäuchlein behaftete Gans in letzter Zeit nicht wohl mehr im Stande, allein den nahen Teich zu erreichen. Da half ihr denn mit rührender Beflissenheit der treue Lebensgefährte durch Aufmunterung, Ziehen und Schieben vorwärts, so gut es gehen wollte. Dieser Tage aber war Alles umsonst. Die Gans kam nicht mehr von der Stelle, und nach vergeblichen Anstrengungen schmiegte sich das resignirende Männchen an, legte zärtlich seinen Hals über den Rücken der geliebten Freundin, und beharrte wohl eine Stunde lang in dieser Haltung, die endlich auffiel und die Hofbewohner zum Nachsehen veranlaßte. Man fand das Männchen todt; es war ohne sichtbaren Todeskampf an der Seite der Gattin gestorben. Diese aber starb in gleich stiller Weise eine Stunde nachher. Der Fall ist für das Thierleben zu charakteristisch, als daß wir ihn nicht hätten mittheilen sollen."

(Ein anständiges Honorar.) Die amerikanische Verlagsbuchhandlung Messrs. Appleton hatte Charles Dickens 20,000 Doll. für einen Roman von derselben Länge wie „Our Mutual Friend" angeboten, der Schriftsteller das Anerbieten jedoch abgewiesen, weil er augenblicklich nicht beabsichtige, ein größeres Werk zu schreiben.

(Festtagszähne.) „Aus Kiel zurückgekehrt, empfiehlt zum bevorstehenden Feste einzelne Zähne, sowie ganze Gebisse, dauerhaft gearbeitet, gut und billig, fest und auch leihweise Dr. Dumont, Dentiste de Paris." (Annonce der „Zukunft").

Correspondenzen.

Karlsruhe, 7. Juni.

Vor der Strafkammer des Bezirksgerichtes zu Offenburg wurde vor Kurzem ein Fall verhandelt, der ein würdiges Seitenstück zu dem bildet, welcher in diesen Blättern unter dem Titel „Der Teufel von Wollmarsingen" mitgetheilt wurde. Im katholischen Orte Fischerbach, Amts Haslach, kam es seit einigen Jahren vor, daß Kühe zeitweilig keine Milch gaben und sonstige unbegreifliche Dinge geschahen. Es war kein Zweifel: Hier ist eine Hexe im Spiel, und nach dem Grundsatze: Similia similibus curantur wandten sich die Betroffenen an eine Frau, die im Geruche übernatürlicher Künste stand. Bis die Kühe wieder Milch gaben, hatte die kluge Frau freilich etwa 700 Gulden angerechnet und auch ausbezahlt erhalten, indessen das schadet ja nichts, war nun doch der Hexerei gesteuert. Die Zauberkünstlerin, die 51jährige ledige, schon zwei mal wegen Diebstahls bestrafte Taglöhnerin Therese Bürkle von Hofstetten, mußte jedoch das Fischerbacher Terrain als einen recht ergiebigen Boden erkannt haben, denn sie setzte einen der Bauern von dem beklagenswerthen Umstand in Kenntniß, daß seine verstorbene Schwiegermutter im Schweinstalle des Hofes umgehe und von dort aus demnächst die Familie heimsuchen werde, wenn man nicht Anstalt zu ihrer Erlösung treffe. Sie wisse das ganz gewiß von einem Geistlichen, dem die Abgeschiedene schon zwei Mal bei der Wandlung erschienen sei. Der Bauer, von dem Unpassenden des Aufenthaltes seiner Frau Schwiegermutter im Schweinstalle überzeugt und wohl auch von dem leicht verzeihlichen und vielgetheilten Wunsche beseelt, sich seiner Schwiegermutter möglichst bald zu entledigen, äußerte die Absicht, deren Geist zu erlösen. Es wurde ihm nun durch die Bürkle eröffnet, der fragliche Geistliche sei hiezu bereit, aber unter einer Belohnung von 700 Gulden für die schwierige Arbeit könne er es nicht thun, auch der Lehrling des Geistlichen, der bei ihm das Geisterbannen studire, müsse ein Trinkgeld haben. Die Bürkle erhielt nun die 700 Gulden für den Pfarrer in zwei Raten von je 350 Gulden, der Zauberlehrling einige Gulden Trinkgeld und der Geist war erlöst. Es galt jetzt noch einen dritten Fischerbacher anzuschwindeln und ihm den, wie es scheint, festen Satz von 700 Gulden zu entlocken. Dießmal war es nicht die Schwiegermutter, sondern die Mutter des zum Opfer Auserwählten, welche umging. Aber, entweder ist die Sohnesliebe nicht so opferwillig wie die Liebe eines Schwiegersohnes, oder ist die Aussicht, seine Mutter wieder zu sehen, nicht so schreckhaft, als die, seiner Schwiegermutter wieder ansichtig zu werden, kurz der dritte Bedrohte verlangte erst von dem Pfarrer, der wieder als Gewährsmann aufgetrumpft wurde, etwas Schriftliches zu sehen. Daran zerschlug sich die Sache, sie wurde ruchbar und die Betrügerin „zu Stande gebracht". Am Schlusse der öffentlichen Verhandlung zu Offenburg wurde die Bürkle zu drei Jahren Arbeitshaus verurtheilt. Aus dieser Verhandlung heben wir noch hervor, daß ermittelt wurde, die Angeklagte habe sich für angebliches Heilen einer Geisteskranken durch Gebet und andere Wundermittel etwa 60 Gulden zu verschaffen gewußt, so daß sie allein an Baar in dem Dorfe Fischerbach 1460 Gulden erschwindelte. Zur näheren Charakterisirung des Falles führen wir noch an, daß der Pfarrer des Dorfes ein in der Wolle gefärbter Ultramontaner ist, der zu Anfang 1867 wegen einer in betrunkenem Zustande verübten Majestäts-Beleidigung zu einem halben Jahre Kreisgefängniß verurtheilt wurde. Wie derlei Leute zum geistlichen und zeitlichen Schaden ihrer Gemeinde wirken, kann man sich denken und bildet für letztere Richtung der vorliegende Fall eine sprechende Illustration, der wir nur noch die beifügen, daß die Frau eines der Geschädigten auf die Frage des Gerichtspräsidenten: ob sie denn Alles geglaubt habe, was die Bürkle vorbrachte, zur Antwort gab: „Ha, das muß man ja glauben." In dieser einfachen Antwort liegt eine so furchtbare Anklage gegen die ganze Dunkelpartei, daß der Fall, der sie dem Munde der Frau entschlüpfen ließ, die weiteste Verbreitung finden sollte.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 10. Juni. Gastdarstellung der Solotänzerinnen Fräulein Amalie Jaksch, Fräulein Minna Jaksch, Fräulein Mauthner, Fräulein Stadelmayer, Fräulein Wildhak und der Herren Caron und Price, Solotänzer vom Hofoperntheater in Wien, unter Leitung des Hofballetmeisters Herrn Carl Telle: **Die verwandelten Weiber** (le Diable à quatre), komisches Ballet in 4 Tableaux von Mazilier. Musik von A. Adam. (Abonnement-Vorstellung Nr. 179.)

Donnerstag, 11. Juni. **Marie, oder: Die Regimentstochter,** komische Oper in 2 Akten, nach dem Französischen von Karl Gollmick. Musik von Donizetti.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 180.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 161. Donnerstag, den 11. Juni 1848.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Luciane mußte Platz an der Tafel neben der unermüdlichen Gräfin nehmen, die sie nicht zu Athem kommen ließ, voll Zärtlichkeit mit ihr sprach und sie wie eine Tochter behandelte. Sie bemerkte, daß alle Augen sie mit einer schmeichelhaften Theilnahme suchten, und dadurch steigerte sich die Trunkenheit, die sie seit ihrem Erwachen aus ihrer Ohnmacht eingewiegt hatte. In ihrem neuen Schwindel konnte sie keinen Uebergang erfassen. Wie eine Decoration verwandelt wird, sah sie sich plötzlich in dem großen, hellerleuchteten Saal, in dem sich vornehme Leute bewegten, die von Gold, Atlas und Edelsteinen strahlten.

Eine rauschende Musik, die von einem Orchester ausging, welches rings um den Saal herum lief, trat jetzt an die Stelle der geheimnißvollen Harmonie. Der Ball nahm wieder seinen Fortgang und Tänze aller Art wurden vor den Augen der geblendeten jungen Frau aufgeführt.

Luciane saß im Hintergrunde des Saales, wo ihr graziöse Huldigungen dargebracht wurden. Ihr gegenüber gingen die offenstehenden Fenster, sowie auch eine große Flügelthüre auf den Perron des Gartens. Der Mond versilberte den Gipfel der Bäume, und man athmete stoßweise den nebelhaften, durchduftenden Hauch des Herbstes.

Plötzlich fühlte sie einen Stich im Herzen. Wiesenhütten stand aufrecht neben der offenstehenden Thüre, die in den Garten führte. Er trug die elegante, glänzende Uniform eines amerikanischen Obersten und starrte bleich und schweigend Luciane an, welche nur durch die Breite des Saales von ihm geschieden war.

Die Tänze wurden jetzt ausgesetzt. Das Orchester schlug sanftere Accorde an, um melodische Stimmen zu begleiten. Die Weisen von Mozart, von Dittersdorf, von Cimarosa, die leidenschaftlichen Gesänge aus den Opern Orpheus, Páris und Armida entzückten die Zuhörer.

Plötzlich trat eine große Stille ein, dann wurden nur drei Harfen hörbar, sie begannen ein tief ergreifendes Vorspiel, um sodann eine herrliche, durchdringende Altstimme zu begleiten, die sich langsam und melancholisch erhob, während die Silberklänge eines Mädchenchors sie zuweilen unterbrachen.

Sie sang folgende Worte:

O höret die Klagen der armen Seelen,
Die ohne Liebe gestorben sind,
Wie hauchen sie, während wir schrecklich uns quälen,
In alle Bäume im Abendwind.
Wir sind von den Schlangen der Reu' umwunden,
Die uns zu ihren Opfern erkürt.
Wir Armen, wir haben den Weg nicht gefunden,
Der zum Himmel führt.

Wenn silbernes Mondlicht auf's Feld sich gießet
Und in die Rose sich senkt der Thau,
Dann seufzen und wachen wir, wo entfließet
Die Thrän' dem Aug' der jungen Frau.
Ihr findet überall unsere Fährte,
Wo Einsamkeit ins Herz euch schallt —
Wie singen die düsteren Herbstconcerte
In dem grünen Wald.

O denket an uns, wenn im Thal durch Blätter
Ein geisterhaftes Gestöhne rauscht!
O denket an uns, wenn in Sturm und Wetter
Ihr einen theuern Namen erlauscht!
Besonders ihr, denen ein süßes Träumen
Denn Sinn umfängt, das sich fast nie erfüllt!
Gedenkt an uns — und suchet ohne Säumen,
Was das Sehnen stillt.

Eine tiefe Rührung wurde durch diese Composition erregt, deren Musik auf unsichtbaren Flügeln große Trauer und Lehren aus einer andern Welt zu bringen schien. Aber die allgemeine Bezauberung war nichts im Vergleich zu der Illusion, die sich Lucianens bemächtigt hatte. Es war ihr, als ob in der tiefsten Tiefe ihres Innern eine Saite vibrire und daß der in dem Liede ausgedrückte Gedanke der ihrige sei, daß ihr anderes Selbst gesprochen habe. Als die letzten Töne verklungen waren, saß sie noch immer regungslos, mit vorgebeugtem Haupte da und lauschte, als ob noch etwas kommen müßte.

In diesem Augenblick, während die Versammlung wieder lebendig wurde, hörte sie, daß Jemand mit ihr sprach und sah die Gräfin vor sich, die den Baron Wiesenhütten bei der Hand hatte, der ihr nur gezwungen zu folgen schien.

„Bedanke Dich bei diesem Herrn", sagte die Schloßfrau, „denn er hat uns das eben gehörte Fragment einer Cantate Deines Vaters von Wien mitgebracht."

„O Himmel, ist es möglich!"

„Der große Gluck hat die Musik dazu componirt, und darauf hin stelle ich Dir meinen Neffen, den Baron Felix von Wiesenhütten, vor, der ein Scipio, ein Washington, kurz, ein Mensch ist, der sich nur mit Ruhm, Republiken und Staatsgeschäften beschäftigt. Damit verbindet er eine heroische Tugend und eine lächerliche Bescheidenheit. Laß mich doch ausreden, Herr Neffe, ich kehre mich nicht an Dein übertriebenes Zartgefühl. Ja, mein Schätzchen, er hat mich gezwungen, Frieden mit dem Bauernvolke im Johannes-

hofe zu schließen, in Deine Heirath zu willigen, die eine so erfreuliche Wendung nimmt, Dich zu entbehren und seit fünf Monaten kein Lebenszeichen zu geben. Es fragt sich aber nun, ob ich ihn trotz aller seiner Verdienste auch noch ferner anhören werde. Er war es, der Dich vorhin auf der Landstraße fand und Dich hierher transportiren ließ, und auch Das sollst Du nicht wissen, will er haben. Ich frage Dich, warum will er das? Sieh nur seine ärgerliche Miene an. Ganz gegen seinen Willen habe ich Dich in die bei mir versammelte Gesellschaft gebracht, und auch geschah es gegen seinen Willen, daß die Dichtung Deines Vaters öffentlich gesungen wurde, er wollte sie für Dich allein aufheben. Warte nur, Du kannst Dich nachher bei ihm bedanken. Ja, mein Kind, der große Gluck hielt sehr viel auf Deinen Vater, der ihm diese Cantate widmete, als er sich in Wien aufhielt. Du wirst mich fragen, was mein Neffe in der Kaiserstadt gethan hat; das weiß ich nicht, denn er hat ja aller Herren Länder durchstrichen. Ich weiß nur so viel, daß in Wien der Zufall ihn zu dem alten Componisten führte und daß er auf dessen Clavier den letzten Gesang Deines Vaters fand, den Gluck ebenfalls zu seinem Schwanengesang gemacht hatte. Da ich mit meinem Neffen von Dir gesprochen hatte, so bot er viel Geld für das Notenblatt, das ihm rund abgeschlagen wurde, weil man sich von einem so lieben Andenken nicht trennen wollte. Nun bat er darum für die Tochter des Dichters und erhielt es auf der Stelle.

Indessen hatte sich Luciane nach und nach erhoben und starrte nun stehend den Baron an, der mit niedergeschlagenen Augen und würdevoller, trauriger Miene vor ihr stand.

„O, das war brav", sagte sie, ihm die Hand reichend, „das Alles war sehr brav, aber es war zu viel . . ich habe Vertrauen zu Ihnen."

„Das lasse ich mir gefallen, obgleich es das Geringste ist, hob die alte Dame wieder an. Doch nun, mein Liebchen, reiche dem Herrn Deinen Arm, und Du, mein lieber Neffe, lasse Deine anderen Pläne fahren und führe das Kind in den Garten, wo die Wirkung des Musikstücks bezaubernd sein soll. Ihr sollt es beurtheilen, ich werde den Gesang wiederholen lassen."

Auf einen Wink der Gräfin erklang die schöne Altstimme wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Abyssinien.

Einem Privatbriefe des Missionärs Flad auf dem Rückmarsch von Magdala entnimmt der „Schwäb. Merkur" Folgendes:

Lat in Lasta, den 30. April.

Wir sind heute mit der 2. Brigade hier angekommen und werden übermorgen unsere Reise weiter fortsetzen. Die Lastthiere sind ermüdet, Tausende sind gefallen, und täglich sterben eine Menge. Ueberall, wo wir übernachten, ist eine englische Station, die mit Lebensmitteln für Menschen und Vieh versehen ist. Wir Befreite erhalten täglich für uns und unsere Thiere unsere Ration von der englischen Regierung.

Doch ich will euch jetzt eine kleine Beschreibung von unseren letzten Erlebnissen in Magdala geben.

Zwei Wochen vor Ostern kamen wir mit dem Könige vor Magdala in Salamgie an, wo er sein Lager aufschlug. Einige Tage nachher plünderte und zerstörte er alles Land um Magdala herum. Meine Frau hatte ich schon drei Wochen früher nach Magdala gesendet, und acht Tage ehe der König nach Magdala kam, hatte er mich mit einem Schreiben an Rassam abgesandt, um ihm seine Ketten abzunehmen und 2000 Thaler zu übergeben, nämlich 1000 Thaler von dem Geld, das ich für Rassam gebracht, das aber der König ihm abgenommen hatte, und 1000 Thaler als Vergütung für Eß- und Trinkwaaren, welche der König ebenfalls dem Gesandten vorenthalten hatte. Aus dem Brief an Rassam und seinen Aeußerungen ging hervor, daß der König sich mit den Engländern zu versöhnen wünschte. Einige Tage nach seiner Ankunft in Magdala wurden dem Dr. Blank und Lieutenant Prideau die Ketten abgenommen, später unseren Freunden Brandeis und Staiger und dann den Herren Eßler, Schiller und Materer und endlich auch HH. Stern und Rosenthal, Kerens und Petro. Alles schien gut zu gehen, bis einige europäische Arbeiter dem König sagten, seine Ehre verlange es, sich mit den Engländern zu schlagen. Von der Zeit an war er wieder finster wie ein Gespenst. Als die Engländer noch zwei Tage von uns entfernt waren, ließ er alle Gefangenen, auch meine Frau, von der Festung ins Lager kommen, wo alle Europäer streng bewacht wurden. Er rühmte und prahlte täglich auf eine lästerliche Weise. Was ist stärker — Goliaths Schwert oder die englischen Kanonen — Davids Schleuder oder die englische Kriegskunst? Habe ich Glauben wie ein Senfkorn, so kann ich Berge versetzen und die Engländer schlagen, konnte er täglich rühmen.

Am Gründonnerstag Abend zwischen 4 und 6 Uhr hatten wir eine schauerliche Scene. In unserer Nähe wurden 308 Gefangene erschossen und niedergemetzelt und (manche noch halb lebend) über einen Felsen hinuntergeworfen zum Futter der Hyänen und Raubvögel. Da wir den anderen Tag die englischen Truppen in unserer Nähe erwarteten, dachten wir alle ernstlich daran, daß diese Scene ein Vorspiel für uns sein könnte. Am Charfreitag Morgen sandte der König alle Gefangenen auf den Berg Magdala und brachte seine Kanonen und Mörser auf die Vorfestungen Faala und Selassie. Um 11 Uhr hörten wir, daß die englischen Truppen, 200 Mann stark, in Arogie, eine Stunde von unserem Lagerplatz, angekommen seien und ein Lager machten. Man kann es sich denken, wie es uns ums Herz gewesen sein muß. Hätten wir fliegen können, wären wir zu ihnen geflogen in dieser Entscheidungsstunde. Um 3 Uhr rückte die ganze Armee des Königs aus, und um 4 Uhr gab er durch einen Kanonenschuß das Signal zum Angriff. Von Faala und Selassie begann ein starker Kanonendonner hinunter auf die Engländer. Die erste Kanone zerplatzte beim ersten Schuß, sie hieß „Theodoros" und war in Gaffat gemacht worden. Nach einer halbstündigen Kanonade beorderte der König seine Truppen den Berg hinunter, um in's Gefecht mit den wenigen Engländern zu treten. Es waren etwa 300 Mann, welchen der König 6- bis 7000 Mann entgegenstellte. Bisher hatte man von unten keinen Schuß gehört; sobald aber die Abyssinier den Berg hinab waren, so wurde ein gewaltiges Musketenfeuer von unten eröffnet mit dumpfem Kanonendonner und Raketenfeuer, dem von Faala und Selassie aus geantwortet wurde, ohne aber Jemand von den Engländern zu tödten. Der König hatte indessen den Muth seines Raubgesindels so sehr gereizt, daß sie mit habgieriger Wuth sich den Engländern nahten, um ihnen ihre Schätze, Gold und Silber u. s. w. abzunehmen, aber nur wenige kamen mit heiler Haut davon. Hunderte wurden erschossen und Tausende verwundet. Die armen Frauen und Diener, die ihren Männern und Herren mit Ledersäcken folgten, um den Raub nach Hause zu tragen, mußten leer zurückkehren, und Manche verloren ihr Leben. Der erste Bote, der nach oben kam (wo wir streng bewacht wurden), brachte die Nachricht, daß die Engländer zurückgeschlagen seien. Bald aber kamen leicht Verwundete vom Schlachtfeld zurück, welche sagten: Unser halbes Heer ist gefallen, und die Engländer haben ihren Platz um keinen Schritt verändert. Das Gefecht dauerte bis zum Einbruch der Nacht fort. Uns war es bange auf die Rückkehr des

Königs. Unsere Freunde, Waldmaier, Saalmüller und Herr Moritz, waren bei ihm. Endlich um 9 Uhr kam er zurück, aber gedemüthigt und geschlagen. Noch zwischen 10 und 11 Uhr mußte ich zu Rassam auf den Berg und ihn auf Verlangen des Königs bitten, er möchte ihn mit den Engländern versöhnen. Am anderen Morgen, mit Tagesanbruch, gingen Lieutenant Prideau, Detsches-matsch Alamie und ich ins englische Lager mit der Bitte des Königs um Frieden. Wir wurden mit vielem Hurrah im Lager empfangen, und der Obergeneral schrieb an den König, es sei sein ernster Wille, daß kein Blutvergießen mehr stattfinde; er hoffe daher, der König werde sich der Königin von England unterwerfen und alle Europäer in seinen Händen am selbigen Tag oder den anderen Tag frühe ins englische Lager bringen. Gute Behandlung für den König und seine Familie wurde garantirt. Aber dieser Brief wurde vom König nicht gut aufgenommen, sondern wieder zurückgesandt ohne Antwort. Indessen hatten ich und Prideau am Ostersamstag Nachmittag nochmals in's englische Lager zu gehen, und eine Stunde vor Einbruch der Nacht wurden wir an den König zurückgesandt mit derselben Antwort wie am Morgen. Wir gingen wie Schaafe zur Schlachtbank den Berg hinan, denn es war beschlossen, daß man dem König keine Zeit mehr geben, sondern am Ostermontag Magdala beschießen und stürmen werde. Ehe wir aber halbwegs waren, kam Maier mit der Nachricht, daß die Gefangenen alle kämen. Wir kehrten wieder in's englische Lager zurück, und welche Freude war da! Nur meine Frau und Kinder waren zurück, weil Rassam versäumt hatte, dem König zu sagen, er solle sie mitkommen lassen. Es wurde ihm diese Handlungsweise im Lager übel ausgelegt. Man kann sich denken, welche Nacht dieß für mich war, und was meine Frau in jener Nacht ausgestanden haben mag! Am Ostermorgen ging ich mit Waldmaier, Saalmüller und Maier zurück, um sie zu holen. Sir Robert Napier hatte uns einen Palankin mitgegeben, in welchem die arme kranke Frau von uns und meinem Diener den Berg hinunter getragen wurde; die Kinder ritten. Ich packte meine Wenigkeiten so schnell als möglich zusammen, und nun ging es im Sturmschritt, bis wir die Vorposten unserer Befreier erreicht hatten. Ich dachte bei unserem Wegeilen an Lot und sein Weib, sah auch oft zurück den Berg hinauf, aber nicht, weil unsere Sachen noch zurück waren, sondern ob uns kein Reiter nachkomme und zurückhole. Um 8 Uhr waren wir sicher im englischen Lager. Welch ein Dankgefühl uns durchdrang, kann ich nicht beschreiben. Die Rettung unseres Lebens haben wir nebst den Engländern der Gnade Gottes und den Gebeten vieler seiner Kinder zu verdanken.

Theodoros mit seinen Blutgesellen hatte es anders beschlossen. Sein Entschluß war, falls er von den Engländern überwunden würde, alle Europäer mit Weib und Kindern in kleine Stücke zerschneiden zu lassen und dann sich selbst zu erschießen. Seine Großen gaben ihm wenige Stunden, ehe wir ins englische Lager gesandt wurden, den Rath, alle Europäer mit ihren Familien in ein Strohhaus zu werfen und zu verbrennen, aber eine höhere Hand waltete in diesen entscheidungsvollen Stunden über den grausamen Unmenschen. Es durfte uns nach Gottes Rath kein Haar gekrümmt werden, sondern im Frieden und freundlich mußte der König uns in's englische Lager senden. Aber kaum waren wir dort angekommen, als es ihn reute, wie einst den König Pharao. Verzweiflung kam über ihn, seine Blutschulden traten vor sein Gewissen, und als am Ostermontag Magdala gestürmt wurde, erschoß er sich selbst.

Am Ostermorgen hatte der König dem englischen Obergeneral einen Brief übersandt und ihm angezeigt, daß er ihm einige Hundert Kühe und Schaafe senden werde, ob er sie annehmen wolle; er habe sich gestern, vom Teufel angetrieben, erschießen wollen, daher komme es, daß er Sir Robert Napiers Brief zurückgesandt habe. Der General nahm das Geschenk nicht an und beharrte auf der Forderung, ihm alle Europäer auszuliefern. Der Bote jedoch sagte dem König, der General wolle die Kühe und Schafe annehmen und danke dafür. Der König nahm diese Antwort als ein Freundschaftszeichen an, sandte die Kühe und Schafe ab und sagte, wir sollten Alle gehen, er hoffe aber, Waldmaier und Saalmüller werden ihn nicht verlassen, sondern wiederkommen. Dieß geschah, ehe ich mit meiner Frau den Berg verließ. Als die Thiere im englischen Lager ankamen, wurden sie nicht angenommen. Hätte der König dieß gewußt, er hätte Keinen gehen lassen. In der Nacht auf den Montag wollte er fliehen, aber da er keinen Freund hatte, zu dem er gehen konnte, kehrte er zurück und war entschlossen, auf dem Berg zu sterben. Sein Heer war ihm untreu geworden. Ostermontag früh kamen Boten über Boten, welche sagten, der König sei durchgerannt, die Engländer möchten kommen und den Berg in Besitz nehmen. Dann kamen einige Große vom Heer abgesandt und erklärten, sie wollten die Waffen strecken, man möchte sie aufnehmen.

Innerhalb zwei Stunden befand sich das englische Heer auf dem Marsch nach Magdala. Halbwegs sagte mir ein bekannter Abyssinier, der König sei zurückgekommen und wolle sich auf der Festung vertheidigen. Sogleich meldete ich dieß dem Obergeneral, der mich mit dem 33. Regiment vorausschickte, um sie durch einen Felsengang, der mir bekannt war, auf Selassie zu leiten. Bald begann der Kanonendonner und das Raketenfeuer nach der Bergfeste, wo der König wirklich war, und nach 3 Uhr wurde gestürmt, ein Viertel nach 4 Uhr wehte die englische Flagge auf der Festung, und der König hatte sich durch einen Pistolenschuß ein Ende gemacht. Noch eine Stunde vorher soll er gesagt haben: „Ich meinte nach dem Willen Gottes die Grausamkeiten an meinem Volk verübt zu haben, aber jetzt sehe ich, daß ich von Gott verlassen bin und glaube jetzt, daß es der Teufel war, der mich zu allen meinen grausamen Thaten trieb; aber gefangen gebe ich mich nicht, ich kann die Vorwürfe, die mir über meine Regierungsweise gemacht werden, nicht ertragen.“ In seinem verwirrten Zustand fastete er vier Tage und vier Nächte und glaubte Gott dadurch zu bewegen, ein Wunder zu thun wie bei Hiskias und Sanherib. Da er aber sah, daß das erste Thor der Festung erstürmt war und die englischen Soldaten bereits das zweite Thor zu erstürmen angefangen hatten, so erschoß er sich unweit dieses Thores. Dort fanden wir ihn todt im Wege liegen. Das ganze Landvolk triumphirt über seinen Tod, aber sie jammern, daß die Engländer wieder abziehen und ihr Land nicht in Besitz nehmen.

Bereits sind die Aegypter im Westen und Norden in's Land eingebrochen. Wahrscheinlich werden sie einen bedeutenden Theil Abyssiniens in Beschlag nehmen, was ohne Zweifel den Verkehr und die Stellung der Europäer, so wie auch die Thätigkeit der Mission sichern wird, da die ägyptische Regierung so viel als möglich Ordnung und Sicherheit herstellt und walten läßt. Für jetzt werden für einige Zeit die blutigsten Kriege zwischen den Häuptern der verschiedenen Provinzen Abyssiniens entstehen, bis sich Einer derselben zum Thron emporgeschwungen haben wird.

Meine Freunde, die Missionäre Mayer und Bender, gedenken sich in Adowa und Tigre niederzulassen, wenn Sir Robert Napier es ihnen gestattet. Waldmaier und Saalmüller werden nach Jerusalem gehen, und ich mit meinen Kindern und meiner Frau, die vor sechs Tagen von einem Töchterchen entbunden wurde, werde so schnell als möglich mich nach Deutschland begeben, bis mein neuer Wirkungskreis mir angezeigt werden wird.

Noch muß ich mittheilen, daß der Franzose Bardel acht Tage vor Ostern einen Sonnenstich bekommen hat und die ganze Woche bewußtlos dalag. So wurde er unschädlich gemacht und konnte dem König keinen Rath ertheilen. Er ist bewacht und wird als

Gefangener nach Frankreich transportirt werden. Er hätte ohne Zweifel die Herausgabe der Gefangenen dem König abgerathen und ihn zum äußersten Widerstand ermuntert.

Franz Pfeiffer †.

In der Nacht vom 29. auf den 30. Mai ist Franz Pfeiffer in Wien verschieden; nach längerem Leiden hat den hochverdienten deutschen Gelehrten ein Gehirnschlag hinweggerafft. Was der Verstorbene für Deutschlands Sprachwissenschaft und Literatur geleistet, ist nicht nur von Fachgenossen anerkannt, sondern wird vom ganzen deutschen Volke gewürdigt: neben Jakob und Wilhelm Grimm, Ludwig Uhland und Karl Lachmann wird Franz Pfeiffers Name Allen unvergeßlich sein, die für das Entstehen und die Ausbildung der deutschen Sprache und Literatur Herz und Sinn besitzen.

Pfeiffer war 1815 zu Solothurn geboren, studirte in München unter Maßmann und Schmeller deutsche Philologie, war dann längere Zeit in Stuttgart als Bibliothekar angestellt, bis er 1857 einem Rufe als Professor der deutschen Sprache und Literatur nach Wien folgte, wo er seitdem auf das Erfolgreichste in Wort und Schrift gewirkt hat.

Er ist als das Haupt einer eigenen Schule zu betrachten, die der von Lachmann gegründeten vielfach entgegengetreten ist.

Persönlich war Pfeiffer ein unabhängiger Charakter, voll hohen Sinnes und treuer Hingebung an alles Edle in Leben und Wissenschaft und hat den segensreichsten Einfluß auf jüngere Freunde und Mitstrebende geübt. Eine in den letzten Jahren mitunter in seinen wissenschaftlichen Arbeiten und Controversen aufgetretene Reizbarkeit und Schärfe mag mit auf eine krankhafte Anlage zurückzuführen sein, deren Ausbildung den kräftigen Mann im 53. Jahre hinweggerafft hat.

Pfeiffers wissenschaftliche Thätigkeit war eine sehr umfassende und fruchtbare. Seine bedeutendsten Arbeiten waren die Ausgaben der „Deutschen Mystiker", der „Marienlegenden" und vieler andern alt- und mittelhochdeutschen Dichtungen. Die von ihm 1856 begründete Zeitschrift „Germania" kann als Hauptorgan und Mittelpunkt der altdeutschen Studien betrachtet werden. Von außergewöhnlichem und nachhaltigem Erfolge begleitet waren die von Pfeiffer auf Veranlassung der Firma F. A. Brockhaus in Leipzig herausgegebenen „Deutschen Classiker des Mittelalters", von denen bisher fünf Bände vorliegen und eine Anzahl weiterer Bände sich unter der Presse befindet; die von Pfeiffer besorgte Ausgabe des „Walther von der Vogelweide", mit welcher jenes Unternehmen 1864 eingeleitet ward, war ein literarisches Ereigniß zu nennen und erlebte binnen Jahresfrist eine zweite Auflage. In jüngster Zeit gab er Uhlands sprachwissenschaftlichen Nachlaß heraus.

Das Andenken des trefflichen Mannes, des unermüdlichen Streiters für alles Edle und Große, des scharfsinnigen Forschers wird im Herzen des deutschen Volkes lange fortleben. (D. A. Z.)

Frankfurt, 9. Juni.

Wo es immer einen guten, zumal patriotischen Zweck gilt, sind wir hier gewöhnt, zu sehen, daß ein tüchtiger Gemeinsinn sich werkthätig rührt und Jeder in seinem Kreise und auf seine Art als Theil des Ganzen wirkt. Einen neuen Beleg dafür geben unsere Künstler und ihre auswärtigen Genossen, die aus früheren Beziehungen zu Frankfurt der Stadt ein liebevolles Andenken bewahrt haben, in der zur Zeit im Bürgerverein eröffneten Ausstellung von künstlerischen Gaben, welche zum Besten des Dom-Ausbaues zur Verloosung bestimmt sind. Ein eben vom Comit: veröffentlichtes Verzeichniß der bis jetzt eingelangten Werke zeigt eine verhältnißmäßig reichhaltige Sammlung aus allen Gebieten der Kunst; die Umschau selbst aber in den Ausstellungsräumen bietet dem Besucher Vieles, was an sich ihn anzieht und was er zudem zu gewinnen Hoffnung hat und zu gewinnen wünschen wird. An Zeichnungen finden wir von Director Ph. Veit das Martyrium des heiligen Sebastian, von L. Bode eine Genoveva, — an Aquarellen eine heilige Familie von Settegast und eine alttestamentliche Scene von Professor Oppenheim, an Genres, bezw. aus der Märchenwelt, Bilder von W. A. Beer (zur Zeit in Rußland), Graeff, Juncker, E. Klimsch, in Landschaft und Architectur von Hoffstedt (Paris), v. Hoven, Ludwig, J. Maurer (Düsseldorf), Mylius, Peipers, Reiffenstein, eine Schrift-Miniatur von J. Mehler und Pferdestücke von Reutter. Im Oelbild vertreten die Landschaft, zum großen Theil in werthvollen, größeren Piecen die Münchener T. Andreae, Lindenschmidt und C. Metz, Funk in Stuttgart, Ebel von Düsseldorf, unsere bekannten Aelteren Heerdt, Morgenstern und Pose, welchen sich J. B. Bauer, P. Becker (mit Architectur), Burnitz, Engel, Höffler, K. Hoffmann, Kaufmann, F. Metz und Wecker anreihen. Auch Damen brachten ihre Spenden, Fräulein E. Dilthey ein Fruchtstück und Fräulein C. Schierholz spielende Kinder. Im Genre nach seiner vielseitigen Art haben wir zu nennen Professor J. Becker, A. Becker, Cornill, Hammel, Hasselhorst, Hendschel, Hoppe, Rümpler, Wick, Dreßler (Breslau). Größere Vorwürfe sind von Winterwerb (Faust und Mephisto), Zwecker in London (Don Quixote) und F. C. Klimsch (Lear mit dem Narren) behandelt. Einen Studienkopf gab C. Müller in Stuttgart, ein Carnationsstück Leighton in London, Scholderer ein Stillleben, Wittmann (Geisenheim) eines seiner kleinen Interieurs, Ettling eine Copie nach Leikarth, Susenbeth eine solche nach Roos. Für die weiter dargebrachten Werke behalten wir uns einen zweiten Bericht vor.

Wir haben der gestrigen Sonntags-Vorstellung im Bockenheimer Sommer-Theater angewohnt und ein Publikum gefunden, welches den besten Willen mitbrachte, sich gut zu amüsiren und in diesem Bestreben durch die Leistungen der Gesellschaft recht wacker unterstützt wurde. „Pech-Schulze" ist bekanntlich eine Posse, die sich in einzelnen wirklich komischen Scenen über die Trivialität anderer Berliner Producte dieses Genres erhebt; aber es hat uns doch scheinen wollen, als sei dieses Stück so recht dazu gemacht, im Freien gespielt zu werden, wie es bekanntlich Cigarren gibt, deren Rauchen im geschlossenen Raume minder rathsam ist. Möge sich unser der Thalia geweihter Tempel in der Stadt nie mehr einfallen lassen, aus profanem Kasseninteresse den lustigen Sommerbühnen auch auf diesem Gebiet der dramatischen „Kunst" (!) Concurrenz zu machen. So unter grünen Bäumen sitzend und Bier trinkend, kann man die Berlinerischen und „Dräjen"erischen Couplets, die drastischen Bewegungen der Sommertheaterdamenwelt, und sogar manchen unverantwortlichen Kalauer mit Gemüthsruhe über sich ergehen lassen; die Kritik bleibt da hübsch zu Hause, man lacht schon aus Sympathie mit den vielen heiteren Gesichtern, deren Lachmuskeln die Herren Mackauer und Hagen, die Damen Lindner, Kotzla rc. in unaufhörliche Bewegung zu setzen verstehen. Im Stadttheater freilich dürfte die Recensenten-Brille nicht im Futteral bleiben und die allgemeine Heiterkeit nicht als der alleingültige Maßstab der theatralischen Leistungen anerkannt werden. Freuen wir uns also des neutralen Gebiets, wo Darsteller und Kritiker, Schauspieler und Publikum in so schöner Harmonie leben, und auch die wilderen Gewächse der Berliner Vorstadt-Dramaturgen ein günstiges Clima finden, Dank dem munteren Zusammenwirken des ganz tüchtigen Personals dieser kleinen Sommerbühne.

Leipzig, 8. Juni. Gutem Vernehmen nach hat am Sonnabend der Rath der Stadt Leipzig im Plenum gegen wenige Stimmen beschlossen, das Gesuch des Herrn Theaterdirectors v. Witte um Entbindung von seinem Contracte nach Verlauf des ersten Geschäftsjahres nicht zu genehmigen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 11. Juni. **Marie, oder: Die Regimentstochter,** komische Oper in 2 Acten, nach dem Französischen von Karl Gollmick. Musik von Donizetti. (Abonnement-Vorstellung Nr. 180.)

Freitag, 12. Juni. Vorletzte Gastdarstellung der Solotänzerinnen Fräulein Amalie Jaksch, Fräulein Minna Jaksch, Fräulein Mauthner, Fräulein Stadelmayer, Fräulein Wildhak und der Herren Caron und Price, Solotänzer vom Hofoperntheater in Wien, unter Leitung des Hofballetmeisters Herrn Carl Telle: **Carnevals-Abenteuer in Paris**, komisches Ballet in 3 Acten (6 Tableaux) von Pasquale Borri. Musik von M. Strebinger. (Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Kiz. — Druck und Verlag: Keller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 162. Freitag, den 12. Juni 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Wiesenhütten bot Lucianen den Arm und führte sie in den Garten, wo sie in einer Laube auf einer Bank Platz nahmen. Luciane dachte nicht daran, ihren Arm zurückzuziehen, der noch immer in dem Arm des Barons ruhte. Sie war ganz Ohr für die väterliche Dichtung. Flüsternde, nur mit sich selbst beschäftigte Paare, welche Einsamkeit und geheimnißvollen Schatten suchten, huschten hie und da durch die matt erleuchteten Haine. Der Zauber war vollkommen.

Luciane hatte nicht mehr die Kraft, so viele Gefühlsaufregungen zu ertragen. Von Zeit zu Zeit schlossen sich ihre Augen, ihr schwerer Kopf senkte sich und ruhte, ohne daß sie es wußte, auf der Schulter des Barons und bei den letzten Worten des Gesanges schlief sie, an ihren Vater denkend, ein.

Wiesenhütten warf einen schnellen Blick um sich. Alle Gruppen waren verschwunden, nur zwei oder drei Portechaisen standen in der Nähe. Sie bestanden aus breiten, weichen Sesseln, die zwischen vier eleganten Holzwänden eingeschlossen waren, wie man sie damals machte. Die Träger standen zerstreut umher und sahen von weitem dem Feste zu.

Der Baron winkte die nächsten herbei. Eine der Chaisen wurde gebracht und Luciane vorsichtig in dieselbe hineingeschafft, ohne daß sie erwachte.

Der Baron sagte zu den Trägern:

„Geht nur die große Allee hinunter, ich werde euch bald einholen."

Hierauf begab er sich in die Vorhalle des Schlosses und sagte zu einem Lakaien:

„Sagt der Gräfin, die junge Dame sei eingeschlummert; ich hätte sie in eine Portechaise gesetzt und nach Hause bringen lassen. Geht. Aber zuvor gebt mir einen Mantel.

Wiesenhütten wußte, daß seine Tante sich weder erstaunen, noch böse werden würde, da sie wähnte, daß ihm die Anwesenheit Lucianens in dem Schlosse sehr mißfällig sei. Sie würde denken, daß er mit der besten Manier einer Sachlage ein Ende gemacht habe, die anfing, beschwerlich zu werden und die bei dem Charakter Mildners sogar gefährlich für die Gräfin werden konnte.

Wiesenhütten schritt mit großen Schritten fort und erreichte bald die kostbare Portechaise. Bald war der kurze Weg zurückgelegt. Der Baron ließ in der Nähe des Johanneshofes, unter den letzten Aepfelbäumen im Hohlweg, der sich hinter dem Gebäude hinzog, halten.

Das plötzliche Unterbrechen der Bewegung weckte Luciane halb auf. Von dem Baron unterstützt, der seinen Arm um sie schlang, stieg sie mechanisch aus der Sänfte und stand aufrecht auf dem Weg.

Eben schlug es zwei Uhr auf dem Kirchthurm im Dorfe.

„Wo bin ich?" fragte sie, die Augen öffnend, doch ohne von ihrer Betäubung frei zu sein. Dann den Baron erkennend, setzte sie mit ruhigerer Stimme hinzu: „Ach! Sie sind da . , ja, ja . . ich setze Vertrauen in Sie . . mein Vater . ."

Und sie ließ sich sanft fortziehen bis dahin, wo die beiden Wege einen Winkel bildeten. Der Baron hatte die Träger mit der Portechaise zurückgeschickt.

„Hier sind wir am Johanneshof", sagte er leise zu ihr. „Soll ich Jemand aufwecken?"

„Nein, nein", rief sie, ihren Körper zurückwerfend, unter dem Eindruck einer unbestimmten Erinnerung, „o nein, das dürfen Sie nicht thun!"

„Was ist alsdann zu thun?"

„Hier müssen wir durch", sagte sie, auf das kleine Gartenpförtchen deutend."

Und etwas sicherer gehend, durchschritt sie den Garten, sich nur auf Wiesenhüttens Arm stützend. So kamen sie an das Fenster, durch welches Luciane entflohen war.

Dieses Fenster erhob sich in einer Höhe von drei Fuß über der Erde. In einem Anfall von Fieber und Geistesverwirrung hatte Luciane von innen herausspringen können; aber jetzt, wo sie so schwach und hinfällig war, vermochte sie nicht hinauf zu klettern.

Erstaunt und stumm sah sie ihren Begleiter schüchtern an.

„Ich verstehe", sagte dieser mit höflicher Lebhaftigkeit. „Sie konnten heraus, aber Sie können nicht wieder hinein. Warten Sie einen Augenblick."

Und sogleich mit der eilfertigen Geschäftigkeit eines Mannes, der nur darauf bedacht ist, einer Frau aus der Verlegenheit zu helfen, schwang sich der Baron mit Hülfe eines vorspringenden Steines in die Kammer, von wo aus er Lucianen beide Hände reichte und sie leicht hineinhob.

8.

Als der erste schwache Schein der Dämmerung auf den runden Wipfeln der Aepfelbäume erschien und die Hahnen zu schreien begannen, wachte Roman in seiner Dachkammer auf, die unmittelbar über Lucianens Schlafgemach gelegen war. Es konnte fünf Uhr sein und am Fuß der Bäume herrschte noch vollständige Dunkelheit. Der Hirtenjunge rieb sich die Augen, sprang aus seinem Bette und stack schnell in den Kleidern. Hierauf war es sein Erstes, vor einem kleinen Bilde des heiligen Romans niederzuknieen, der, in bunten Farben in seinem bischöflichen Ornate prangend, an die Felsenwand geklebt war, welche das Kämmerlein von dem Speicher

trennte. Romans Einfalt war so groß, daß der Pfarrer, nach unzähligen Versuchen, ihn zu unterrichten, zornvoll zu ihm sagte, daß das Himmelreich ihm, als einem Einfältigen an Geist, gehöre, und statt aller Religionsübung hatte er ein kurzes, aber beredtsames Gebet für ihn verfaßt, das der Hirtenjunge jeden Abend und jeden Morgen gewissenhaft wiederholte und das also lautete: „Großer, heiliger Roman, mein Schutzpatron im Himmel, sei so gütig, für mich zu sorgen, da ich selber es nicht kann, weil ich ein erzdummes Vieh bin."

Als er nach dem Schluß dieses Gebets das Kreuz gemacht hatte, glaubte Roman seine Pflicht gegen seinen Schöpfer genügend erfüllt zu haben und hatte nun nur noch mit seiner weltlichen Herrschaft abzurechnen.

Er schickte sich nun an, das Fenster seiner Dachgaube aufzumachen. Plötzlich entfuhr ihm ein Laut und er riß die Augen und den Mund gleichzeitig auf, wie dieses seine Gewohnheit war in den Augenblicken großen Erstaunens. Sicher hatte er unter sich, trotz der noch herrschenden Dunkelheit, etwas Ungewöhnliches gesehen, und es fiel ihm ein, welchen Befehl ihm Mildner schließlich gegeben hatte.

Roman dachte nach, insoweit ihm dieses möglich war, dann schwankte er einen Augenblick, warf einen entsetzten Blick um sich, der auf dem Bilde seines Schutzpatrons haften blieb, und begann abermals sein Gebet herzusagen. Hierauf war sein Entschluß gefaßt. Die nägelbeschlagenen Schuhe in den Händen tragend, schlich er langsam die Stiege hinunter und verließ den Johanneshof, bevor noch Jemand aufgestanden war, was übrigens in der Natur seiner Functionen lag, und begann durch den Wald bis an die Landstraße zu laufen. Dort erst zog er seine Schuhe an und schritt tapfer auf die Stadt zu.

(Fortsetzung folgt.)

Das 45. niederrheinische Musikfest.

2.

Das Programm des zweiten Abends mag man betrachten von welchem Gesichtspunkte man will, es stellt sich als ein unter verschiedenen Einflüssen und Rücksichten zusammengewürfeltes Conglommerat von durchaus disperaten Elementen dar, unter denen nur Beethovens neunte Symphonie wie ein mächtiger, imposanter Gebirgsrücken hervorragt.

Die erste Nummer brachte einen jener „Cantaten" betitelten Monologe des alten Leipziger Cantor Bach. Wir sagen „Monologe", denn daß der tiefsinnige Organist in manchen dieser Schöpfungen so recht mit der äußeren Welt verkehrt habe, ist kaum glaublich. Hat dieselbe seiner Zeit doch auch herzlich wenig auf ihn geachtet, und daß die Leipziger Spießbürger sich sonderlich an seinen contrapunktischen Ergüssen, die er mit einem defecten Chor und schlecht besetzten Orchester aufführte, ergötzt hatten, davon ist uns nichts berichtet. Und doch ist diese Cantate, zu den Worten „O ewiges Feuer u. s. w." gesetzt, wirklich etwas mehr als eine contrapunktische Studie und unter dem Zopf und der Perrüque schlägt ein ehrliches und warmes deutsches Herz. Aber verdenke es Einer dem Publikum, daß es vor Allem den Zopf und die Perrüque sieht! Ein Glück, daß der alte Meister in der folgenden Alt-Arie sich so schön und so ächt menschlich zu geben weiß, und nicht minder ein Glück, daß er hier in Frau Joachim eine so beredte und so verständnißvolle Interpretin gefunden hatte! So war auch dießmal wieder seine Ehre gerettet.

Darauf Hillers A-dur-Ouverture, ein bewegtes, feurig treibendes musikalisches Drama in einem Act; gute Exposition, gute Schürzung des Knotens, wirksame Contraste, effectvoller Conflict und glückliche Lösung — Alles in einem Athem, ohne Ruh' und Rast — so daß man hineingezogen, mitgerissen und wieder an's Ufer geworfen wird, man weiß selbst nicht wie. Aber man hat was gesehen, was erlebt — vielleicht auch etwas empfunden und klatscht zweimal Beifall, wenn das Orchester so gut seine Schuldigkeit thut, wie diesmal.

Das Gewitter ist abgezogen, die Luft still und kühl, und ein ruhiger Sommerabend erquickt Herz und Sinn: Mendelssohns Psalm 114. Kein Bach'scher Tiefsinn, keine Händel'sche Urkraft, aber freudige, gläubige Begeisterung und — phantastische Naturschilderung. Man begreift, was Mendelssohn hier zum Schaffen provocirt hat. Und mag sein Werk von den Theorienstechern bemängelt werden, so bot die vortreffliche Stimmführung unserem herrlichen Chore Gelegenheit, seine Schwingen mit voller Kraft zu entfalten und einen erquickenden Strom harmonischer Klangwellen über die Hörer zu ergießen.

Und jetzt ging's mit Einem Sprunge aus dem alten Testament in's alte Römerreich und sein innerstes Heiligthum — der Tempel der Vesta, aus der sinnig-sanften Mendelssohn'scher Tondichtung in die leidenschaftlichen Klänge des modernen Gluck, genannt Spontini. Der große Mann hat dies Werk so recht aus seiner glühenden Seele herausgeboren, ohne Vorbild und Meister, lediglich von dem Studium Glucks angeregt und von der Ueberzeugung durchdrungen, daß auch die Werke der Tondichter in ihrer Zeit, in der Gegenwart wurzeln, daß in ihnen gewissermaßen der musikalische Niederschlag ihres Jahrhunderts zu Tage treten müsse. Diese Eigenmächtigkeit, diese Originalität hat man ihm nie verziehen und noch heute sieht man unsere Kunstrichter bemüht, ihm den wohlverdienten Lorbeer von der Stirne zu reißen. Wir aber werden nie aufhören, die Wahrheit seines Ausdrucks, die Gluth seiner Empfindung, die bewältigende Macht seiner Chöre zu bewundern und ihn nur für einen desto größeren dramatischen Componisten halten, weil seine Musik im Concertsaale den größeren Theil ihrer Wirkung einbüßt. Denn was der Componist zusammengebunden, soll der Capellmeister nicht trennen und ohne die scenische Illusion, ohne die Spannung des vor unseren Augen sich vollziehenden dramatischen Conflictes bekommen nur die Gelehrten und Enthusiasten ihren Theil, während die Menge, die nach Genuß lechzt, nach vollem, ungetheiltem Genuß, leer ausgeht, besonders wenn Frau Dustmann aus der „Julie" eine winselnde Meyerbeer'sche oder Verdi'sche Bühnenheldin macht. Kurz, was dem Dargestellten fehlte, vermochten die Darsteller nicht zu ersetzen, und so blieb der Eindruck dieser Nummer für die Mehrzahl der Empfangenden ein verfehlter.

Und so mögen denn die gesammten Eindrücke der ersten vier Nummern weggeflogen sein wie Spreu vor dem Winde, sobald das Orchester den gewaltigen Sturm der 9. Symphonie losließ und das Wehen eines gewaltigen Geistes ein brandendes und tosendes Tonmeer erregte. Es ist dieß die eigentliche Symphonie der Musikfeste, weil sie nur mit solchen Mitteln, wie sie dort vorhanden sind, würdig aufgeführt werden kann, auch nur bei solcher Aufführung ihre ganze Wirkung zu erreichen vermag, und endlich, weil sie in ihren unendlichen Höhen und Tiefen Geheimnisse birgt, schaurig und süß, in deren inneren Grund so leicht kein menschliches Auge dringt; sie wird so gar bald nicht „abgespielt" sein.

Unserem Orchester war hier eine breite Arena zur Bewährung seiner Tüchtigkeit eröffnet, und man kann in der That die Einheit und Festigkeit des Strichs bei den Geigern, die wuchtige Macht der Contrabässe, die Feinheit der Nüancirungen und die verständnißvolle Hervorhebung der musikalischen Phrasen nicht genugsam anerkennen; auch das richtige Verhältniß der Streicher zu den Bläsern ist bekanntlich eine Hauptzierde unserer Musikfeste; doch mußten wir diesmal die Erfahrung machen, daß die Holzbläse

zuweilen von dem Glanze der Geiger verdeckt werden, während das Blech hier, wie überall, seinen Platz zu wahren weiß. Im Ganzen wird man von einem aus so virtuosen Kräften zusammengesetzten und von einem so genialen Dirigenten, wie Hiller, inspirirten Orchesterkörper auch unter den erschwerenden Verhältnissen eines Musikfestes einer trefflichen Wiedergabe des Tonwerkes im Voraus gewiß sein können, und so konnten die drei ersten Sätze nicht verfehlen, die Hörer aufs tiefste zu ergreifen und zu erschüttern. Wenn dagegen der vierte Satz weniger wegen seiner ästhetischen, als vielmehr seiner musikalischen Monströsität vielleicht noch nie einen wahrhaft erhebenden Gesammt-Eindruck erzeugt hat, so konnte er diesmal umsoweniger gefallen, als weder das Solo-Quartett, hauptsächlich durch Schuld der Frau Dustmann, den Anforderungen entsprach, noch im Ganzen die nöthigen Vorbereitungen so weit getroffen waren, daß Orchester und Chor zu einem festgeschlossenen Ensemble sich hätten vereinigen können. Und vielleicht that die Ermüdung von Ausführenden und Empfangenden ein Uebriges, um den freudigen frischen Aufschwung der Stimmen und der Geister zu lähmen.

Noch mannichfaltiger als das Programm dieses Concertes gestaltete sich die Aufführung am dritten Tage; man ist aber über die Bedeutung dieses musikalischen Epilogs noch immer nicht ganz in's Reine gekommen, und man mag sich immerhin zufrieden geben, wenn neben den Ansprüchen der Künstler und Virtuosen das höhere Interesse der Kunst im Allgemeinen gewahrt bleibt.

(Schluß folgt.)

Die verschiedenen Friedensgesellschaften in Europa und Amerika.

In dem Momente, wo mit Erlaubniß der kaiserlichen Regierung in Paris der Congreß einer Friedensliga tagt, dürfte es nicht ohne Interesse sein, eine kurze Uebersicht über die Organisation und die Tendenzen all' der Friedensgesellschaften, welche diesseits und jenseits des Oceans thätig sind, zu geben. Amerika hat das Verdienst, im ersten Viertel dieses Jahrhunderts die Reihe dieser Gesellschaften eröffnet und von da nach England hinübergepflanzt zu haben. Die amerikanische Association of Friends of Peace basirt ihre Bestrebungen auf religiöse Grundsätze, hauptsächlich auch deren der Secte der Quäker und hat zu ihren Organen den „Herald of Peace", den „Herald of Truth", den „Christian Neighbour" ꝛc. Die englische Peace Society mit ähnlichen Principien wie die amerikanische gewann hauptsächlich von den 40er Jahren an an Ausdehnung durch die beispiellose, beinahe fieberhafte Thätigkeit des Quäkers und amerikanischen, in Birmingham residirenden Consuls Elihu Burritt. Nebst Veröffentlichungen im speciellen Gesellschaftsorgane, dem „Herald of Peace", welches seit Jahren sich unter der Leitung von Henry Richard befindet, wurden jährlich Hunderttausende von „Olive Leaves" (Oliven- oder Friedensblätter) in sechs verschiedenen Sprachen auf dem Continent unentgeltlich verbreitet und jedesmal kostspielige Deputationen an die größeren europäischen Höfe gesandt, wann ein Krieg auszubrechen drohte. Außerdem veranstaltete diese Gesellschaft in Europa die Friedenscongresse und zwar den ersten in Brüssel im Monat September 1848 unter dem Präsidium von Visschers, den zweiten in Paris Ende August 1849, von Victor Hugo präsidirt. Die nachfolgenden fanden in Frankfurt, London, Edinburg ꝛc. in den 50er Jahren statt.

Welche Unterstützung diese Gesellschaft genießt, geht schon aus dem jüngst veröffentlichten Rechenschaftsbericht hervor, wonach die Einnahme pro 1867 480 Pfd. St. oder Fr. 12,000 betragen und wonach einzelne Mitglieder, wie z. B. der Citykaufmann Samuel Morley, seit vielen Jahren ein Fixum von 300 Pfd. St. oder 7500 Fr. per Jahr beisteuern.

In den 60er Jahren ist es auf dem europäischen Continent mit derartigen Friedensagitationen ziemlich still geworden, bis die Schlacht von Sadowa und die darauf allseitig erfolgten ungeheuern Bewaffnungen die Geister wieder aufweckten und sich gegen solches Vorgehen bei allen Vernünftigen durch ganz Europa nur ein Schrei der Entrüstung erhob. Diese Aufregung hatte im Sommer 1867 auf dem Continent beinahe gleichzeitig die Gründung von zwei neuen Friedensgesellschaften zur Folge: die eine, während der Pariser Industrieausstellung mehr von conservativen Elementen begünstigt und durch Männer, wie der Senator Michel Chevalier, Baron von Liebig von München, Visschers von Brüssel, Oberrabbiner Isidor von Paris, Bürgermeister Dollfuß von Mühlhausen, Fred. Passy ꝛc. gegründet. Diese Gesellschaft nennt sich einfach Friedensliga, bequemt sich unter jede Regierungsform, hat kein eigenes Organ, hat bis jetzt erst ein Flugblatt, „les guerres contemporaines", veröffentlicht und tritt gegenwärtig zum ersten Male öffentlich, nicht unter dem Namen Congreß, sondern als Generalversammlung in Paris mit Verhandlungsgegenständen auf. Bezeichnend ist hierbei, daß derselbe Michel Chevalier, welcher vor 15 Jahren als Präsident des Generalraths in Bordeaux vor dem Kaiser eine Friedensrede halten durfte und das berühmte: „l'Empire c'est la paix" zur Antwort erhalten, nun ebenfalls wieder als Hauptfriedensredner figurirt. Wir wollen nicht hoffen, daß auf seine diesmalige Rede Krieg auf Krieg erfolgt, wie es vor 15 Jahren auf seine Rede von Bordeaux geschehen ist.

Die andere Gesellschaft hatte ebenfalls in Paris ihren Ursprung, ging aber aus dem demokratischen Lager hervor, hielt zuerst in Genf einen Congreß unter dem Ehrenpräsidium von Garibaldi ab, organisirte sich unter einem Centralcomite, das in Bern seinen Sitz hat, durch ganz Europa mit dem Namen „Internationale Friedens- und Freiheitsliga", und bekundete bis heute in deutscher und französischer Sprache durch ein eigenes Organ, „Die Vereinigten Staaten von Europa", ihre Grundsätze. Diese Gesellschaft, resp. ihre zahlreichen Mitglieder, gehen von der Ueberzeugung aus, daß nur durch die Freiheit der Völker der Friede zwischen denselben ermöglicht wird.

Gegen Schluß des vorigen Jahres ist endlich mit dem Hauptsitze in Havre unter der Leitung von Hrn. Santallier die „Union de la Paix" (Friedensbund) gegründet worden. Diese Gesellschaft, ohne besonderes Organ, wirkt nur durch Flugschriften und scheint hauptsächlich in der französischen Bourgeoisie und in der Geschäftswelt, ohne Beziehung zu den Regierungskreisen, zahlreiche Anhänger zu haben. (Bund.)

Mannichfaltigkeiten.

(Zur Knal-Lisko'schen Geschichte.) Ein Rabbi in der Nähe Frankfurts hatte ein Büchlein auf eigene Kosten herausgegeben, in welchem er darzuthun suchte, daß Kopernikus Unrecht habe und daß vielmehr die Sonne gehe und die Welt, wie er sich ausdrückte, stehe. Er bot sein Büchlein den Leuten selbst an, so lästig er auch Manchem damit kam, indem sein Hauptzweck wohl der kleine Verdienst war, den er sich dadurch zu verschaffen gedachte. Da sagte ein geistreicher Mann Frankfurts zu ihm: „Mein lieber Rabbi A., folgen Sie mir! Lassen Sie die Sonne stehen und die Welt gehen."

(Bären-Begegnung.) In dem wildromantischen Uralthale nächst Mojstrana, das sich gegen den Fuß des Triglau erstreckt, thut sich Meister Petz, wie alljährlich, auch heuer mit den dorthin

gebrachten Bienenstöcken gütlich. Die Bienenhüter aus Mojstrana waren nicht wenig betrübt, beim Besuche ihrer Bienen die meisten Stöcke zerstört zu finden, während der von dem fleißigen Volke gesammelte Honig eine Beute des zottigen Gastes geworden war. Den 23. Mai gelang es nun dem Ruard'schen Gemsenjäger Jacob Schelina zufällig, die Bekanntschaft mit dem ungebetenen Honigfreunde zu machen. Jener war auf den hohen Zmir, einen Nachbarberg des Triglau, der sich ober dem Uratathale schroff erhebt, gestiegen, um dort die Salzlicke für die Gemsen wieder einzurichten. Zur leichteren Erkletterung der Felsen ließ Schelina sein Gewehr in der Höhe der Mlinarza zurück. Doch alsbald begegnete er einer kleinen Bärin mit einem Jungen. Obwohl wehrlos, ergriff er beherzt das letztere, und sah zu seinem Staunen, daß die Alte nach einem fruchtlosen Angriff zur Wiedererlangung des Jungen, wobei sie Gelegenheit hatte, die kräftigen Fäuste des Jägers kennen zu lernen, sich nicht weiter zur Wehr setzte, sondern in der Flucht ihr Heil suchte. Als er wieder zu seinem Gewehr gelangt war, pürschte er vergebens nach der Mutter, um ihr den Garaus zu machen. Im Thale angelangt, ließ sich die junge Bärin, die von der Größe einer Hauskatze ist, die dargereichte Milch sehr wohl schmecken. In dem Gasthause des Schmerz in Mojstrana ohrfeigte sie schon Hunde von mittlerer Größe, die Bekanntschaft mit ihr machen wollten. Schelina überbrachte das Junge nach Sava, wo es sich sehr wohl befindet, während man am folgenden Tage von den Felswänden der Mlinarza herab das Geheul der alten Bärin, die ihr geraubtes Junge suchte, vernahm.

(Auf der Straße ertrunken.) Vor wenigen Tagen ereignete sich in der Gegend von Linz ein Fall, welcher vielleicht ein Unicum sein dürfte. Anderthalb Stunden von Linz, bei Pasching, war ein Landmann Nachmittags auf dem Felde beschäftigt, als ein Ungewitter mit Schloßen losbrach. Er setzte sich schnell auf das vor den Pflug gespannte Pferd, um nach Hause zu reiten. Die Schloßen beängstigten das Pferd, und der mit ungeheurer Macht daherbrausende Sturm, sowie die sich öffnenden Wolkenschleusen vermehrten noch seine Verwirrung. Ein niedergehender Wolkenbruch hatte in wenigen Minuten den sonst ganz trockenen Straßengraben zu einem reißenden Bache angeschwellt. Als der Reiter in die Nähe des Grabens kam, stürzte er hinein, und zwar so unglücklich, daß das Pferd auf ihn zu liegen kam. So geschah es, daß der Arme, ehe Hülfe kam, im Straßengraben umkam. Wie der ärztliche Befund zeigte, war er keineswegs durch das auf ihn gestürzte Pferd beschädigt, sondern factisch ertrunken.

(Der Lieblingshund des Kaisers Napoleon.) Die „Köln. Ztg." läßt sich aus Paris unterm 3. Juni schreiben: Die „Patrie" behauptet heute, der Kaiser sei unpäßlich und habe deßhalb heute dem Ministerrath nicht präsidirt, wogegen der „Abend-Moniteur" meldet, daß heute ein Ministerrath in den Tuilerien unter dem Vorsitze des Kaisers stattgefunden habe. Es ist nicht begründet, daß der Kaiser unpäßlich ist; er ist nur von Trauer ergriffen, weil sein Lieblingshund, der famose Nero, sein treuester Freund, wie er ihn zu nennen pflegte, gestorben ist. Er erschien dieserhalb auch nicht auf dem gestrigen Hofballe. Nero erregte voriges Jahr zum erstenmale das Aufsehen der Pariser; der Kammerdiener des Kaisers, der ihn spazieren zu führen pflegte, verlor ihn nämlich. Die Tuilerien waren in furchtbarer Aufregung, aber glücklicherweise wurde Nero wieder aufgefunden, noch ehe der Kaiser seinen momentanen Verlust erfahren hatte. Daß der Kaiser Napoleon seinem Hunde, dem er auch selbst seinen Namen gegeben hat, äußerst zugethan war, ist übrigens allgemein bekannt. Nero verließ seinen Herrn nur höchst selten; er hatte seine Wohnung in den Appartements des Kaisers, war in seinem Studirzimmer, wenn dieser dort arbeitete, hatte sogar in den Salons Zulaß, und er nahm seine Mahlzeiten nur selten zu sich, ohne daß der Kaiser zugesehen hatte, daß er auch ordentlich bedient sei. Die Kaiserin, welche die Thiere und besonders die Hunde nicht gern hat, sah Nero nur selten, dagegen war der kaiserliche Prinz ein großer Freund desselben. Die Züge Nero's werden übrigens auf die Nachkommenschaft übergehen, da er neben der Statue figurirt, welche Carpaux von dem kaiserlichen Prinzen angefertigt hat. Nero, welchen der Kaiser vom Kammerherrn Baron v. Bulach (aus Straßburg) erhalten, war ein großer englischer Wachtelhund; sein Fell war dunkelbraun, ohne einen jeden Flecken. Er war 1861 geboren, also erst sieben Jahre alt. Er starb eines fast plötzlichen Todes und der Kaiser ließ ihn in dem reservirten Theile des Tuilerien-Parkes begraben. Er wohnte dem Begräbnisse selbst an, und es sollen ihm die Thränen auf seinen grauen Schnurrbart herabgefallen sein, als die Gärtner das Grab zuscharrten. Der Pariser „Figaro" dagegen sagt, man erzähle über den verstorbenen Nero, den — Cäsar Napoleon allerdings sehr liebte, viel unrichtige Dinge; „Nero sah seinen Herrn nur während des Sommeraufenthaltes seines Hofes in St. Cloud; sonst war er in Verpflegung bei dem Gardisten Barthel, welcher 12 Francs monatlich dafür erhob. Nero begleitete den Kaiser auf die Wildjagd, und sein Amt war, die erlegte Beute herbeizuschleppen". Sei dem wie immer, die Stützen des Kaiserreichs fallen, die Menschen und die Hunde; es mag wohl sein, daß Napoleon III. unter den letzteren seinen „treuesten Unterthan" gefunden und an Nero jetzt verloren.

Frankfurt, 10. Juni.

Zu den trefflichen Thiermalern Münchens lernen wir einen neuen, C. Braith, von dem wir hier, soviel wir uns erinnern, bis jetzt noch Nichts gesehen haben, durch ein ganz bedeutendes Werk kennen, welches zur Zeit im Kunstverein aussteht. Es ist ein Bild von meisterhafter Art, Alpenvieh darstellend, das, von einem Sturmwetter überrascht, auf der Flucht zum Stall durch eine vom Bergwasser zerstörte Brücke aufgehalten wird. Die Situation der Thiere, ihr Schrecken, die Rathlosigkeit, da das Hinstieren auf die Gefahr, dort ein aufdämmerndes Begreifen, das ängstliche Umhersuchen, das Fühlen nach einem Ausweg finden in den einzelnen Stücken der Gruppe einen so überraschend charakteristischen und so glücklich abgestuften Ausdruck, daß die Wirkung auf den Beschauer in der That eine dramatische genannt werden darf, die man um so mehr bewundern muß, wenn man weiß, wie beschränkte Mittel, sie hervorzubringen, dem Thiermaler in seinen Objecten selbst von Haus aus gegeben sind. Nicht minder effectvoll und wahr ist die Landschaft behandelt, das plötzliche Hereinbrechen des Unwetters, die Gewalt der Elemente versinnlicht. Auf gleicher Höhe mit der Composition steht die Technik, sowohl in der Zeichnung, als namentlich in der Farbe und in ihrer Stimmung.

„**Das preußische Militär-Medicinalwesen**" von Störzel (Schwerin, Hildebrand). Ein erfahrener und wohlwollender Arzt bespricht vorerst die Krankenpflege und die Lazarethe im Frieden. Die beste Kur wäre ohne Zweifel die Entlassung des ganzen, zu activen und passiven Menschenopfern bestimmten, Standes in allen Landen, statt daß man in dem bewaffneten „Frieden" nicht minder, als im Kriege, um Leben und Gesundheit der kräftigsten Männer bange Sorge tragen muß.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 12. Juni. Vorletzte Gastdarstellung der Solotänzerinnen Fräulein Amalie Jatsch, Fräulein Minna Jatsch, Fräulein Mauthner, Fräulein Stadelmayer, Fräulein Wildhal und der Herren Caron und Price, Solotänzer vom Hofoperntheater in Wien, unter Leitung des Hofballetmeisters Herrn Carl Telle: **Carnevals-Abenteuer in Paris**, komisches Ballet in 3 Acten (6 Tableaux) von Pasquale Borri. Musik von M. Strebinger. (Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Ritz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 163. Samstag, den 13. Juni 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Noch vor acht Uhr war Roman an Mildners Thüre. Die Commis öffneten eben den Laden und räumten die Waaren aus. Der Herr war noch in seinem Zimmer. Roman stieg die Treppe hinauf, klopfte an und trat ein.

Bei seinem Anblick wechselte Mildner die Farbe, aber sich sogleich wieder fassend, war er entschlossen, Alles, selbst das Schlimmste, anzuhören, ohne sich vor dem Knaben eine Blöße zu geben. Er warf sich in einen Sessel vor einem Tische, worauf sein Frühstück stand, und begann, bald sprechend und bald den Hirten anhörend, seinen Kaffee zu trinken.

„Setze Dich, Roman, Du wirst müde sein. Also da bist Du schon? Bist Du auch fest überzeugt, daß Du mir etwas zu sagen hast?"

„O Jemine, gewiß, wenn mir anders der Teufel nicht ein Blendwerk vorgemacht hat, und das wäre doch sonderbar, da ich eben erst mein Morgengebet verrichtet hatte."

„Ach ja, ich kenne Dein Gebet. Nun, so sprich, was hat es denn gegeben?"

Mildner that diese entscheidende Frage, ohne irgend eine Aufregung wahrnehmen zu lassen. Roman antwortete weder so ruhig, noch so bestimmt:

„Seht, Herr Mildner, es konnte der Teufel nicht sein, obgleich er einen rothen Rock anhatte."

„Ei!"

„Und dann war er so schnell weg."

„Aber so sage doch wer?"

„Der, den ich gesehen habe, der aus dem Fenster Eurer Frau sprang und dann durch den Garten nach den Aepfelbäumen hin lief."

Mildner schloß die Augen, um einen unwillkürlichen Schwindel zu vertreiben, dann sagte er mit anscheinend fester Stimme, die er jedoch durch einen Ton etwas krampfhafter Ironie fest erhalten mußte.

„Gut! und wann hat sich das zugetragen?"

„Heute Morgen, als die Hahnen krähten, es war noch nicht Tag."

„Nun denn, Dummkopf, Du hast schlecht gesehen. Welche Geschichte erzählst Du mir da? Es war Nacht, Du warst noch schlaftrunken, Du waist verblendet."

„Verblendet? ei ja doch, ich hatte mich ja eben erst meinem Schutzpatron empfohlen. In jedem Falle geht mich die Sache nichts an, aber ich habe ihn so deutlich gesehen, wie ich Euch eben sehe, Herr Mildner, und ich lege mir die Sache so aus, daß es ein Dieb gewesen ist."

„Und wenn ich es nun gewesen wäre?"

„Ihr?"

„Ja, ich", sagte der unglückliche Ehemann, der jedes Aergerniß vermeiden wollte, denn er wußte, daß die Menge stets auf ein solches begierig ist, und wollte ihr diese Freude nicht gönnen.

Roman betrachtete seinen Herrn und erwog in seinem Kopfe, ob das von ihm Behauptete wohl möglich sei. Mildner hatte bessere Beine als er; er hatte ihn bereits aufgefunden und er schien ebensowenig überrascht von seinem Besuch, als von den von ihm gebrachten Neuigkeiten zu sein. Ueberdieß sagte dem Knaben eine innere Stimme, daß junge Eheleute wohl sonderbare Phantasieen haben könnten.

„Hm!" sagte er, sich hinter den Ohren kratzend. „Es kann wohl sein, wenn es kein anderer Dieb gewesen ist . . oder gar der Teufel . . denn seht, Herr Mildner, er hatte einen rothen Rock an, und Ihr habt keinen rothen Rock."

„Das kannst Du ja nicht wissen."

Dem Knaben blieb das Wort im Halse stecken vor der überführenden Antwort. Auch imponirte ihm die Festigkeit und die Willenskraft seines Herrn nicht wenig, der sich von seinem Stuhl erhebend, zu ihm sagte:

„Gehe hinunter in die Küche, Roman, und laß Dir ein Frühstück geben und dann kehre sogleich nach Hause zurück. Du begreifst, daß ich nicht haben will, daß ein Wort über die Geschichte verlautet. Du wirst weder sagen, woher Du kommst, noch was Du gesehen hast, oder es setzt Watschen", fügte Mildner mit erhobener Stimme hinzu, indem er den Knaben an seinen struppigen Haaren faßte und ihn daran zog, ohne ihm jedoch weh zu thun.

„Ich habs verstanden, Herr Mildner."

„Und solltе nochmals so was vorkommen, so binde ich Dir auf die Seele, Dich ruhig zu verhalten, Augen und Ohren zuzumachen und das Maul zuzuhalten. Du hast Dich nicht in Dinge zu mischen, die Dich nichts angehen, und nun mache, daß Du fortkommst."

Roman ging hinaus.

Mildner ließ sich wieder in seinen Sessel fallen. Seine angespannten Nerven erschlafften, das Haupt sank ihm auf die Brust, seine rechte Hand lag auf dem Tisch, die linke hing am Sessel herab. Eine große Niedergeschlagenheit hatte sich seiner bemächtigt, und einige Minuten glich er einem vom Schlage getroffenen Menschen; er konnte sich weder bewegen, noch irgend ein Lebenszeichen von sich geben. Man hätte dieses Gesicht ganz in der Nähe betrachten müssen, um die dumpfen Phasen der wiedererwachenden Gedanken darauf zu erfassen: erst ein über sich selbst erstaunter Schmerz, dann die verzweiflungsvolle Ueberzeugung, dann d s Feuer der Scham, das plötzlich seine entstellten Züge übergoß und

endlich der furchtbare Ausdruck, der diese Röthe ablöste, indem die fest aufeinandergepreßten Zähne laut knirschten und die starren Augen von Blut unterlaufen wurden.

Während dieser letzten Krisis blieb das Haupt gesenkt und die Arme rührten sich nicht, aber die auf dem Tische ausgestreckte Hand schloß sich nach und nach zu und öffnete sich ebenso wieder, begann umher zu tasten, fand ein Messer, das sie ergriff und die Spitze auf die den Tisch bedeckende Serviette richtete; dann blieb die Hand lange wieder regungslos, als habe sie sich nur in dieser Lage erhalten wollen; aber als nach Verlauf einer Viertelstunde Mildner aus seiner Betäubung erwachte, war die Klinge des Messers gänzlich verschwunden, indem sie die Serviette und die hölzerne Tischplatte mit einer schaudererregenden Langsamkeit durchdrungen hatte.

Was ihn so jäh erweckt hatte, war das Geräusch der Schritte von Jemand gewesen, der die Treppe heraufstieg und gleich darauf an der Thüre pochte.

Mildner bemerkte mit einem bittern Lächeln, was indessen unbewußt seine rechte Hand angerichtet hatte, und das Messer mit einem verächtlichen Ruck herausreißend, rief er sogleich:

„Herein!“

Es war einer seiner Ladendiener, der ihn benachrichtigte, daß seine Gegenwart im Geschäfte nothwendig sei.

„Ist Roman fortgegangen?“ fragte Mildner.

„Ja, Herr, er ging schon vor einer Weile.“

„Gut. Ich komme gleich hinunter.“

Der Ladendiener ging voraus, Mildner folgte ihm mit ruhiger, entschlossener Miene nach, wie man gewohnt war, ihn zu sehen.

Der Tag verging in der gewohnten Ordnung; keine Veränderung ward in der Beschäftigung noch in der Stimmung des Hausherrn bemerkbar; Abends um neun Uhr wurde der Laden geschlossen, die jungen Leute zogen sich in ihr Zimmer zurück, den Herrn bei seinen Rechnungen und seiner Correspondenz lassend.

Um zehn Uhr schlief Alles im Hause, ausgenommen Mildner, der da erst, die Feder niederlegend, sein Schreibepult und seine Bücher verließ.

Zu dieser Stunde, in der sich zwei Tage zuvor Luciane in seine Arme geworfen und ihn beschworen hatte, ihr sein Vertrauen und seine Liebe zu schenken, nahm Mildner seinen Hut, blies das Licht aus und verließ seine Wohnung.

(Fortsetzung folgt.)

Das 45. niederrheinische Musikfest.

(Schluß.)

Es war wieder das Orchester, welches vor Allem die Ehre des Tages wahrte und durch Aufführung der A-dur-Ouverture von Rietz und der Symphonie in D-moll von Schumann sich ungetheilte Anerkennung erwarb. Erstere ist ein recht sinniges und poetisches Tongemälde, ein frisches, duftiges Blumenstück, fein instrumentirt und feurigen Flusses. Man glaubt hier einmal wirklich den belebenden Anhauch einer schöpferischen Begeisterung zu empfinden und hat nicht, wie bei so manchen Producten unserer Epigonen-Zeit, beständig das Gefühl, als sei jeder Satz ein mühsam ausgearbeitetes Paradigma zu den Regeln des alten Compositions-Catechismus. Aber freilich, wie viel reicher und heller sprudelt der Born musikalischer Erfindung in der ihres Namens würdigen rheinischen Schumann'schen Symphonie!

Wir können uns nicht versagen, an dieser Stelle die Worte anzuführen, mit denen Herr Adv.-Anw. Schlink von Köln die Aufzählung der Componisten beschloß, welche an den Musikfesten mitgewirkt hatten: „Wie in dem erschütternden Gedichte, das einst Macbeth sah, die Reihe der Könige mit ihrer Etlichen schloß, die drei Kronen auf dem Haupte tragen, so schließt auch unser Reigen mit zwei Männern, die der Kronen mehrere tragen, finster schauend der Eine, selig bewegt der Andere. Das ist Schumann, die glühende Seele, der hochfliegende Geist, er, der wie kein Anderer nach Tag und Licht gestrebt, und doch von der neidischen Hand des Schicksals in Nacht und Finsterniß gestoßen wurde, und Mendelssohn, das von den Grazien gewiegte Elfenkind, das seine Wundergaben über uns gezaubert wie einen Sommernachtstraum, und dann selber zerflossen ist wie ein Sommernachtstraum.“ Ist es doch gerade diese Symphonie, welche als die Vermählung Schumann'scher Kraft und Mendelssohn'scher Formschönheit, als das Bekenntniß des den Mächten seiner glühenden Phantasie wie kaum ein Anderer dahingegebenen Meisters erscheint, daß Form und Maß die Grundbedingungen alles Schönen seien.

Wir sind übrigens durchaus der Meinung, daß es Sache unserer Musikfeste sei, einmal das größte symphonische Werk dieses Meisters zu Ehren zu bringen, und wenn man wirklich dieser vierten Symphonie wegen ihrer Popularität den Vorzug gegeben hat, so scheint man vergessen zu haben, daß, mehr als irgend ein anderes musikalisches Institut, unsere Musikfeste den Beruf haben, nicht sich zur Menge herabzulassen, sondern dieselbe zu sich zu erheben.

War die Ausführung dieser beiden Orchesterstücke ein wahrer Triumph für unsere trefflichen Musikanten; so bildeten beide doch nur die goldene Einfassung, aus welcher ein blitzender und funkelnder Demant nur desto helleren Scheins hervorleuchtete. Es war Joachim, der König der Geiger, welcher wiederum alle Herzen mit unwiderstehlicher Macht an seinen Triumphwagen bannte. Hier, bei dem Spiele dieses Mannes, ist Niemand mehr im Stande, auf Einzelnes zu achten; man kommt gar nicht dazu, auf Strich, Ton, Technisches und dergleichen zu merken, da alles Einzelne aufgeht in dem einen mächtigen Gesammt-Eindruck, in dem allmächtigen Zauber, mit dem dieß kleine, tönende Instrument, als habe es Seele und Sprache bekommen, Sinn und Herz gefangen nimmt. Wir haben nicht gerade häufig das Glück, diesen Künstler zu hören, aber es war dießmal einmüthiges Urtheil sämmtlicher Kunstfreunde von Nah und Fern, daß sein Spiel dießmal von ganz besonderer Schönheit und Wirkung gewesen sei. Er trug drei Piecen vor, Bruchstücke des 7. Concertes von Spohr, eine Sonate in H-moll von Bach und ein neues Concert von Bruch. Der Componist der „Loreley“ und der „Ingeborgsklage“ darf es wohl dem Schicksal danken, daß der erste aller Violinisten sein neues Werk unter seine Aegide genommen hat, und er hat ein Recht darauf, sich der Ovationen zu freuen, mit welchen das entzückte Publikum den Spieler sowohl wie den Componisten beehrte. Trotzdem fehlt dem Werke noch gar Manches von dem Prestige eines „Violin-Concertes“; eine Schwalbe macht noch keinen Sommer und ein Andante mit vorausgehendem recitativischen Allegro und einem Finale von mindestens zweideutigem Charakter noch kein Concertstück. Möge der Componist recht bald ein zweites, reiferes Werk von festerer Form und großartigerem Charakter folgen lassen!

Unsere Solosänger ließen sich, abgesehen von Frau Joachim, leider die Gelegenheit entgehen, durch glückliche Ausstellung einiger virtuosen Cabinetsstücke eine auch nicht unwichtige Seite der Kunst zu Ehren zu bringen. Nachdem bereits im ersten Theile eine recht duftige und luftige Composition Hiller's: „Frühlingsnacht“, ihre Stimmen gewissermaßen zu einem Blüthenstrauß vereinigt hatte, trug die Gemahlin des Violinkönigs eine köstliche Reliquie des alten venetianischen Psalmen-Componisten Marcello, „weltliche Cantate“

betitelt, vor und gewann mit dieser dem musikalischen Empfinden und Verständnisse der meisten Hörer gewiß nicht gerade naheliegendem Tongebilde einen hohen Triumph edler Sangeskunst und geistig verklärten Vortrags. Dagegen konnte weder die Wahl noch der Vortrag der von Herrn Hill und Dr. Gunz gewählten Schumann'schen, Schubert'schen und Hiller'schen Lieder einen Eindruck hervorrufen, welcher eines Musikfestes würdig gewesen wäre; das Fest ging eben zur Neige und die Gedanken der beiden Herren schweiften vielleicht schon in die Ferne. Dasselbe Schicksal hatte Frau Dustmanns „Du wunderschönes Kind" und nun gar ihr „Haiden-Röslein"! — Aber nein, es gibt Fälle, wo die Kritik ihr Haupt verhüllt und schweigt.

Zum Schluß riefen die hehren Klänge des „Halleluja" noch einmal die glücklichsten Erinnerungen des ersten Tages wach und unter stürmischem Jubel der Versammlung lohnte ein Lorbeerkranz und ein wahrer Sturzregen von Rosen die unermeßlichen Bemühungen des hochverdienten genialen Dirigenten.

Alles in Allem genommen, hat sich das 45. Musikfest den vorangegangenen Aufführungen in nicht unwürdiger Weise angeschlossen, und mag man auch im Einzelnen Grund zu mancherlei Ausstellungen gefunden haben, so konnte man sich doch im Ganzen der erfreulichen Wahrnehmung nicht entziehen, daß das wichtigste Fundament eines gedeihlichen Musiklebens unerschüttert fortbesteht, und das ist die im gesunden Sinne des Volkes begründete Liebe zum Edlen und wahrhaft Schönen der Kunst. *

Zum Prozeß Chorinsky. *)

München, 8. Juni.

Die Anklageschrift gegen den Grafen Gustav Chorinsky liegt vor. Sie führt eine Reihe von Thatsachen auf, welche aus dem Prozeß Ebergenyi und aus dem Polizeibericht des Hrn. v. Burchtorff bereits bekannt sind. Nur folgende Stellen der Anklageschrift wollen wir hervorheben: Aus Allem, heißt es, geht hervor, daß Graf Gustav Chorinsky den Mord nicht nur gewollt und gefördert, sondern geradezu veranlaßt hat. Es wurde deutlich, daß er die Bekanntschaft mit Julie v. Ebergenyi gesucht und angeknüpft, daß er diesem Verhältniß, welches sie wohl kaum ernster aufgefaßt haben würde als die zahlreichen anderen ähnlichen Verbindungen, durch den stürmischen Drang seiner Leidenschaft, durch seine Auffassung solcher Verhältnisse, jene ernste Wendung gab: „ich will, ich werde, ich muß dich heirathen." Es wurde gezeigt, wie in Folge dieses Andrängens sie hierauf einging, wie sie eine Verlobung feierten, wie der Graf um ihre Hand warb, hiebei das in seiner Ehe vorhandene Hinderniß den Eltern und Verwandten verheimlichte, und statt dessen einen Prozeß vorschützte, der jedoch einer glücklichen Lösung nahe sei. Wir sehen ihn lange vor dem Tode seiner Frau mit der Geliebten Vorbereitungen zur Heirath treffen. In seiner Ehe bestand das Hinderniß der neuen, so sehnlich gewünschten Verbindung, er mußte daher zunächst auf dessen Beseitigung verfallen, zumal da ihm seine frühere Verheirathung schon längst als eine Thorheit, sein Eheband als eine qualvolle Fessel, die ihn von Zukunft, Glück und Reichthum schied, erschien, und die neue Leidenschaft den alten unmenschlichen Haß gegen sein Weib zu neuer Gluth angefacht hatte. Er trat zu diesem Zweck mit dem ihm bekannten und verpflichteten Rampacher, später durch diesen mit Dielers in Verbindung, er suchte aus gleichem Grund später mit Julie Hülfe bei Lo Presti, und flehte diesen sogar kniefällig um seine Mitwirkung an. Er sagt in seinem Verhör, daß begreiflicherweise der Rücktritt Lo Presti's von seinem Versprechen, der hiedurch bedingte Aufschub ihm gräßlich war. Seine Geliebte, die in ihren zahlreichen Verhören, trotz ihrer vollkommenen Hülflosigkeit, ihn nie der Mitschuld bezichtigte, sagt doch einmal, daß er etwas für die Kasten haben wollte, und daß, als die Sendung in Folge eines Versehens zurückgeschickt wurde, er von der weiteren Verfolgung dieses Weges abrieth. Er war es, der bei der verfänglichen Sendung jener Schachtel mit candirten Früchten diese siegelte, mit verstellter Schrift adressirte und Rampacher zur Bestellung übergab, nur er konnte den damaligen Aufenthalt seiner Frau ermittelt haben, er brachte das übrig gebliebene Gift in jenem Packet nach Szecsen, er holte, als seine Geliebte über das Schicksal der Schachtel in banger Sorge war, Rampacher herbei, um sie zu beruhigen. Als endlich die Reise nach München beschlossen war, besorgte er die Umwechslung des Geldes, die Paßkarten, den Empfehlungsbrief. Er schrieb am 18. Nov., dem Tage vor der Abreise: „Ich muß noch heute einiges mit dir besprechen . . . . ich werde dir heute noch einige Hotels in M . . . . aufschreiben, wir werden beide beten, daß uns Alles glücke, und nicht nachlassen, wir müssen uns jetzt heirathen, denn ich könnte so nicht fortleben." Er besorgte den Wagen zur Eisenbahn, und veranstaltete, daß sie ihre von hier aus zu schreibenden Briefe nicht unter seiner Adresse, sondern an Rampacher schickte. Er schrieb, während sie hier den Mordanschlag ausführte, jene drei Ergüsse nieder, die beredte Zeugen seiner vollkommenen Kenntniß ihres Vorhabens sind, seiner Angst um sie, seiner Besorgniß des Fehlschlagens, seines wahrhaft teuflischen Hasses gegen seine Frau, seiner Furcht, daß es ihrer Liebenswürdigkeit gelingen könnte, die Mörderin umzustimmen und von ihrem Vorhaben abzubringen. Er bereitete inzwischen jene Freundin seiner Frau, welcher er den Empfehlungsbrief für seine meuchelmörderische Buhlerin abgelockt hatte, durch das unwahre Vorgeben, daß nach erhaltener Mittheilung seine Frau sehr gefährlich krank sei, auf deren durch Mord nahe bevorstehenden Tod vor, und suchte den vielleicht widersprechenden Inhalt einer etwaigen Antwort auf den Empfehlungsbrief von vornherein durch die Vorspiegelung zu paralysiren, daß sie von ihrem gefährlichen Zustande nichts ahne. Wie seine Geliebte nach dem Mord, offenbar in der Absicht, sich wieder in den Besitz des sofort ihre Spur verrathenden Empfehlungsbriefes zu setzen, eine Menge der in letzter Zeit an Mathilde Chorinsky gelangten Briefe an sich raffte, so traf auch er Veranstaltung, daß eine etwaige, den Empfehlungsbrief erwähnende Zuschrift seiner Frau an die Mariott ihm ausgehändigt werde, ja er war sogar bemüht, derartige Briefe schon bei den Briefträgern aufzufangen. Gleichzeitig sann er darauf, einem aufkeimenden Verdachte mit einem falschen Alibi-Beweis zu begegnen, wie er denn auch nach seiner Verhaftung von hier aus durch Telegramm und Schrift die Angehörigen Juliens zur eidlichen Bestätigung ihrer Anwesenheit in Szecsen vom 19. bis 22. Nov. zu bestimmen versuchte. Nach ihrer erfolggekrönten Heimkehr fand ihn Rampacher in höchster Aufregung und Furcht, weil bei der schleunigen Flucht der Mörderin ungewiß geblieben, ob Mathilde wirklich todt oder nur betäubt war, reiste dann in seinem Auftrage mit dem nächsten Zuge hierher, um diese qualvolle Ungewißheit zu heben. Die durch die hiesige Polizei vermittelte Gewißheit ihres Todes belebte seinen Muth wieder so weit, daß er mit seinem Vater, im falschen Gefühle seiner vierfachen Unangreifbarkeit als Ausländer, Offizier, Edelmann und Sohn des Statthalters von Niederösterreich, die vom Anstand gebotene Reise hierher zu machen wagte. Dann folgen die bekannten Briefe Chorinsky's an die Ebergenyi. Die Anklageschrift schließt: „Demgemäß ist Gustav Graf v. Chorinsky Frhr. v. Ledske, früher Oberlieutenant im k. k. österreichischen 12. Infanterieregiment, angeklagt des mit Todesstrafe bedrohten Verbrechens der Theilnahme an dem durch Julie Ebergenyi von Telekes am 21. Nov. v. J. an

*) Aus der A. A. Z.

seiner Gattin Mathilde v. Chorinsky Ledske verübten Verbrechens des Mords."

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

Wien, 8. Juni.

Die Festbau-Arbeiten nehmen im Prater einen günstigen Fortgang. Der Bau der Festhalle wurde in voriger Woche in Angriff genommen. Für die Aufstellung der Bünder wurden 9 Klafter hohe Rollgerüste gebaut, die sich je auf vier Bahnwagen bewegen. Das Mittelschiff der Festhalle dürfte, da durch diese Hülfsmaschinen die Bünder im Ganzen aufgestellt werden können, so wie sie vom Zimmerplatze kommen, schon im Laufe dieser Woche vollständig aufgestellt sein. Die 1120 Fuß lange Schießhalle mit ihren 160 Schießständen, die ihrer ganzen Länge nach fertig ist, wird eben mit Lade- und Scheibenständen eingerichtet. Die Dachpappe-Eindeckung durch die Herren Hoffmann & Comp. in Offenbach a. M., geht außerordentlich rasch von statten.

Der Monstre-Festplatz dürfte mindestens 30,000 Menschen zu fassen im Stande sein; die Festhalle ist auf 6000 Menschen, die gleichzeitig an dem Bankett theilnehmen können, berechnet.

Nach dem Situationsplane bildet der Festplatz ein von einer 1500 Klafter langen Plante umfaßtes Viereck, an dessen inneren Fronten sich außer der Schieß-Festhalle und dem prachtvoll ausgestatteten Gabentempel dreißig recht zierliche (hölzerne) Gebäude für Restaurationen, Kaffeesieder, Zuckerbäcker, Erfrischungen u. s. w., ferner für die Comités, die Druckerei und Redaction der Fest-Zeitung, für das Telegraphen- und Postbureau, für Waffen-Reparaturwerkstätten u. s. w. befinden. Die Hauptpforte befindet sich rechts von der Hauptallee, gegenüber vom Rondeau, und man hat beim Eintritt durch dieselbe die Fronte der Festhalle, die gemalt und mit Fahnen geschmückt wird, in der Perspective. Die Aufstellung der Hauptfronte ist bereits in Angriff genommen.

Von der Thiergarten-Allee aus führt eine zweite große Pforte zum Festplatze und man hat von dieser aus die Perspective auf die Fronte der Schießhalle, in deren Mitte ein Belvedere mit einer 1600 Personen fassenden Gallerie und einem hohen Thurme einen Vorbau bildet. Die durch diesen Vorbau in zwei Hälften getheilte Fronte der Schießhalle erhält an beiden Seiten kleinere ähnliche Vorbauten. Von der Gallerie aus genießt das Auge das herrlichste Panorama von Wien.

Von der Rasumoffsky-Kettenbrücke aus gelangt man durch eine dritte große Pforte zum Festplatze, dessen mittlerer Theil in einen Park mit Fontainen 2c. umgewandelt wird.

Die Herren Gerstle und Obermayer, welche den ganzen monströsen Bau leiten, kommen, gleich den vielen Hundert Zimmerleuten und Tagwerkern, vom frühen Morgen bis zum späten Abend nicht vom Platze. Der Architekt der Festbarten, Herr Hinträger, hat für den Kaiser einen bis ins kleinste Detail gehenden Situationsplan angefertigt.

Rückwärts von der Schießhalle werden die Schutz- und Fangdämme gebaut. Es werden nicht weniger als 436 Zieler und Warner an diesen beiden Dämmen beschäftigt sein. Der Schutzdamm wird mit dem grünen Rasen überkleidet, welcher auf jenen Flächen ausgehoben wird, auf welche die Festhalle und der Gabentempel zu stehen kommen. Die Fangdämme werden von Holz aufgeführt und mit Erdanschüttungen überkleidet.

In den rings um den Festplatz liegenden großen kaiserlichen Waldungen wurde das „Forstmeister-Mais" ausgeschlagen, um Promenade und Fahrwege zu bahnen.

Das Central-Bureau für das dritte deutsche Bundesschießen befindet sich in der Stadt, Opernring (Heinrichshof) erster Stock.

Frankfurt, 11. Juni.

Dem neulichen Bericht über die von der hiesigen Künstlerschaft zum Besten des Dombau-Ausbaues veranstaltete Ausstellung noch ein Oelbild von Ph. Rumpf (Mutter und Kind) nachtragend, haben wir weiter die in gelungenen Gypsabgüssen bestehenden Sculpturen zu besprechen. Zunächst finden wir v. d. Launitz mit vier Nummern, dem Medaillonwappen des Kunstvereins, einem Engel von Pampaloni, S. Cecilia von St. Maderno, und dem Christuskopf voll tiefer Schönheit von Kessels, A. v. Nordheim mit zwei psalmodirenden Engeln in Hautrelief. Körner (Hanau) brachte eine lebensgroße Statue der Religion, C. Rumpf eine heilige Familie in einer Gruppe, Petry und Schierholz gefällige Statuetten, Eusenbeth zwei seiner Thierbilder und Hoffeß einige Jagdstücke in Medaillonform. Zahlreich sind die vielfach sehr werthvollen Geschenke an Kupferstichen, Holzschnitten, Litho- und Photographieen, welche theils die nachbildenden Künstler selbst, wie Prof. E. Schäffer, R. Hoff, Styr und die kunstthätigen Ateliers von Huth, Mylius, Schäfer, theils Kunst- und Verlagshandlungen, wie Prestel, Keller und Private gespendet haben. In dieser Form betheiligten sich auch namentlich einige unserer Architekten. Schließlich gedenken wir verschiedener Mappen und illustrirter Buchwerke von Huth und Keller, sowie der fleißigen Reliefkartenarbeiten von Delkeskamp, und hoffen, da noch mancherlei Einsendungen, die in Aussicht sind, zurückstehen, demnächst einen Nachtrag bringen zu können.

Frankfurter Theater.

Die Bassisten-Frage scheint sich endlich ihrer Lösung zu nahen. Nachdem Herr Birlinger als Marcell in Meyerbeer's „Hugenotten", in welcher Oper Herr Walter als Raoul unter den wärmsten Beifallsbezeugungen des Publikums sein diesmal leider so kurzes Gastspiel beschloß, wiederholt bewiesen hatte, daß seine Stimmittel für die hiesigen Anforderungen nicht ausreichen, trat Dienstags in Herrn Baumann vom Hoftheater zu Stuttgart, dem Vernehmen nach ein Sohn unseres geschätzten ersten Oboisten, ein neuer Bewerber um die erledigte Stelle, und zwar mit ungewöhnlich günstigem Erfolge, auf. Können wir auch nicht verschweigen, daß uns der überaus lebhafte Beifall das richtige Maß zu überschreiten schien, so müssen wir anderseits doch zugeben, daß Herr Baumann an Schönheit, Kraft und Fülle der Stimme seine beiden Vorgänger bei Weitem überrage. Um über den Grad der Ausbildung derselben urtheilen zu können, wollen wir fernere Leistungen abwarten. Nach seinem Sarastro zu schließen, dürfte der Gast den Standpunkt des Anfängers kaum überschritten haben.

Nach glücklicher Beseitigung einer längeren Heiserkeit betrat endlich gestern wieder Fräulein Seffi als Regimentstochter unsre Bühne. Die zahlreich versammelten Hörer spendeten ihrer virtuosen Leistung den lebhaft verdienten Beifall. △

„Führer durch die musikalische Welt", herausgegeben von Bartholf Senff. Erstes Bändchen: „Leipzig" (Leipzig, Bartholf Senff). Durch vorstehendes Bändchen erhält der Leser nicht nur einen exacten „Leipzig-Führer", dasselbe dient auch zugleich als Probeheft des seit länger als Jahresfrist in Vorbereitung begriffenen größeren Werkes, welches alle Städte von nur irgend bemerkenswerthem musikalischen Interesse in ähnlicher Weise wie die Stadt Leipzig darstellen soll. Die Herausgabe dieses „Führers durch die musikalische Welt" wird in Lieferungen erfolgen, deren jede meist eine größere Anzahl Städte nach alphabetischer Ordnung aufzunehmen bestimmt ist, während die großen Weltstädte, des erforderlichen Raumes wegen, je ein besonderes Heft oder Bändchen für sich in Anspruch nehmen dürften. Sorgfalt und Vollständigkeit werden den „Führer durch die musikalische Welt" Künstlern und Kunstfreunden zu einem erwünschten und nützlichen Begleiter machen.

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 164. Sonntag, den 14. Juni 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Es schlug eben Mitternacht, als ein Mann in dem Hohlweg stehen blieb, der sich hinter dem Johanneshof hinzog. Dieser Mann, dessen Athem pfeifend aus seiner Brust hervorging und der wie ein vom Wind bewegtes Rohr hin- und herschwankte, schien krank oder sehr ermüdet von einem weiten, mit raschen Schritten zurückgelegten Lauf zu sein. Er nahm den Hut ab, um sich die schweißbedeckte Stirn zu trocknen, dann, durch die den Garten umgebende Hecke verdeckt, schlich er langsam und vorsichtig bis an das kleine Pförtchen, das nur von innen durch einen hölzernen Riegel verschlossen zu werden pflegte.

Hier hielt der geheimnißvolle Wanderer wieder an und konnte durch die aus einem Gatter bestehende Thüre das Haus in ziemlicher Nähe sehen, da er nur durch einen etwa zwölf Schritte breiten Gemüsegarten von demselben getrennt war.

Alles war ruhig. Nichts berührte die angespannten Sinne des Lauschers, als das vage Gemurmel und die Ausdünstungen der Felder. Ein einziges, ziemlich großes Fenster zu ebener Erde war auf dieser Seite der Meierei befindlich. Dieses Fenster war sorgfältig mit einem in gutem Zustande befindlichen Laden geschlossen und oberhalb desselben befand sich eine Dachgaube, die ebenfalls mit einem Laden verschlossen war. Man sah und hörte nichts, was von dem abwich, was ein Bewohner des Dorfs jeden Tag zu dieser Stunde und in dieser Jahreszeit hätte beobachten können.

War es diese Ruhe, dieses unveränderte Fügen in eine ewige Ordnung, welches Eindruck auf den finsteren Wanderer machte? Erwartete er hier irgend eine Veränderung, eine unselige Unterbrechung im Lauf der Dinge zu finden, und war er betreten durch das regelmäßige, unschuldige, tröstliche Aussehen? Zuweilen stößt sich die strengste Seele durch einen höheren Willen an irgend einem schwachen Umstand und zersplittert daran wie Glas.

Der Mann, von dem wir sprechen, fiel plötzlich auf die Kniee am Rand des Weges.

„Mein Gott", murmelte er, „wenn es ein falscher Lärmen war, so schwöre ich hier, und zwar gleich in diesem Augenblick, Alles wieder gut zu machen. Vor allen Menschen will ich Reue und Leid erwecken. Derjenige ist bestraft, der zu viel Vertrauen in sich selber setzt. Derjenige ist verflucht, der sich nicht demüthigen will. O Gott, gib mir meine Stärke wieder, ich werde dann die Stunden der Schwäche nie vergessen."

Als dieser Mann sich erhob und zufällig an die Thüre stieß, ging sie von selber auf. Das war hinreichend, um alle seine Hoffnung zu vernichten. Die anklagende Neuerung, die er gesucht hatte, war in diesem geringfügigen Umstande enthalten.

„Es ist zu spät", knirschte er.

Und düster, mit gesenktem Kopf und über der Brust gekreuzten Armen näherte er sich langsam dem Fenster, vor dem er stehen blieb, ohne eine Bewegung zu machen. Im Innern war ohne Zweifel das Fenster offen geblieben, denn er hörte eine weibliche Stimme in der Kammer sprechen.

Diese Stimme war dumpf, aber deutlich; sie offenbarte schreckliche Geheimnisse.

„Fort willst Du, fort . . . nicht verlassen willst Du mich auf einige Stunden, sondern Du willst das Land verlassen, willst in die Ferne ziehen und das noch in dieser Nacht, in dieser Stunde! O mein Gott, das ist ja nicht möglich! Und was soll aus mir werden, aus mir? O, gnädiger Herr, bedenken Sie das! Wie wollen Sie, daß ich lebe, wenn Sie mich verlassen!?"

Eine männliche Stimme antwortete darauf mit krampfhafter Festigkeit:

„Du wirst leben, denn es muß sein. Der Kurfürst, der Staat befiehlt mir. Ich muß mit dem preußischen Gesandten, Freiherrn von Böhmer, morgen in aller Frühe von Mainz aus nach Berlin reisen, aber ich werde wiederkommen."

Ohne auf ihn zu hören, fuhr die andere Stimme fort:

„Wie, Sie haben so viel Talent, so viel Beharrlichkeit entwickelt, um eine arme Frau vom Lande in den Abgrund des Verderbens zu stürzen, und dann verlassen Sie sie! Welchen Werth hatte sie denn für Sie, und wie kommt es, daß dieser Werth so viele Anstrengungen werth war?"

„O, dieser Werth war unermeßlich! Seit einem halben Jahre habe ich Alles vergessen, Alles aufgeopfert. Man hielt mich für närrisch; man wußte nicht, daß ich liebte. Man würde es jetzt errathen, wenn ich einen Tag länger hier bliebe."

„Aber ich liebte Sie nicht . . und jetzt flößen Sie mir Abscheu ein. Was uns verbindet, ist eine Kette von glühendem Eisen, in die man mich während meines Schlafes geschmiedet hat. Jetzt will ich Sie lieben, hören Sie . . es bleibt mir nichts anders übrig. Sie sind es mir schuldig . . ich will Zeit haben, Sie zu lieben. . . Und wenn Sie meine Liebe haben wollen, so bleiben Sie, gnädiger Herr, bleiben Sie; denn bis jetzt empfinde ich nur Verzweiflung und Abscheu."

„Du sollst und mußt mich lieben, Du hast es gesagt, und die Abwesenheit wird diese Liebe in Dir hervorbringen. Dir selbst überlassen, wirst Du Dich wehren, wirst Du eitle Phantome bekämpfen. Die Vernunft wird Dich erleuchten, Du wirst über Deine Befürchtungen lachen, wirst Dich an meine Zärtlichkeit erinnern; Du wirst mich lieben, das wird nicht ausbleiben."

„Sie glauben, daß das nicht ausbleiben wird?"

„Ich zweifle nicht daran. Eine zeitweilige Abwesenheit wird Deine sogenannten Gewissensbisse zerstreuen, die im Grunde nichts anders sind, als das erste Erstaunen des gegen seinen Herrn be-

waffneten Sklaven. Ja, Du wirst es einsehen lernen, daß das Leben weit ausgedehnter ist, als man es Dich glauben machen wollte. Es ist kurz an Jahren, aber es ist unermeßlich lang, sobald Du Dein Herz öffnest, sobald Du es gänzlich zu wollen wagst. Und Du wirst es jetzt wagen, da ich die Schranken vor Deine Füße geworfen habe. Und es wird ein Tag kommen, wo Du von der Höhe des Lebens herab das Gefängniß beurtheilen wirst, in dem Du jetzt erstickst."

„O, o, begreifen Sie denn nicht, daß ich die abscheuliche Sprache, die Sie zu mir reden, oft, daß ich sie immer hören muß, daß sie mich durchdringen, daß ich mich damit nähren muß. Daher müssen Sie hier bleiben. Ich habe eine solche Sprache nie von den einfachen Leuten gehört, die mich umgeben, und werde sie nie von ihnen hören. Sie haben mir, wie Sie sagen, ein Gewissen zu ihrem Gebrauch anerzogen, und ich muß um jeden Preis ein anderes haben — sonst werde ich eines Tages mit dem Gewissen, das ich noch habe, todt vor ihren Füßen niederfallen. Und sterben wäre das Wenigste, aber sie werden dann die Schande und die Verdammniß in meinem Gesichte lesen. . . Wenn Sie abreisen, so sind Sie ein feiger Wicht, hören Sie. Ich muß mich ganz und gar in meine Infamie tauchen, um jene andere Natur zu erlangen. Sie müssen da bleiben, Sie müssen mir diese entsetzlichen Dinge stets wiederholen! Reden Sie, reden Sie immerfort, es thut mir wohl, Ihre schändlichen Reden anzuhören."

„Bei der Hölle, bist Du, die mir angehört, denn so stark und so groß! Wohlan, so sei denn das Loos geworfen. Komm, Du bist schön, gehe mit mir, wir wollen miteinander augenblicklich abreisen, und sobald meine Geschäfte in Berlin beendigt sind, wollen wir einen Welttheil mit einem andern vertauschen; wir werden mit hocherhobenem Kopfe und unverhülltem Gesichte einhergehen, Du wirst mein Stolz sein und ich werde mich Angesichts der ganzen Welt zu Dir bekennen."

„Ja, nicht wahr, ich soll davon laufen, soll es machen wie Sie . . weit forttragen, was man gestohlen hat, und es dann mit Unverschämtheit genießen? Hier haben Sie Furcht . . Sie bedürfen ein feiges, ruhiges Glück."

„O schweige. Nimm Dich in Acht! Siehst Du denn nicht ein, was Allem ich Trotz biete?"

(Fortsetzung folgt.)

Eine internationale Käferfrage.

Unsere Ackerbau-Cultur ist zwar hoch, aber keineswegs naturgemäß entwickelt, schreibt die Wiener „Presse". Die Natur bedeckt nirgends große Flächen mit derselben Pflanze, in Folge dessen können auch die Insecten, welche instinctgemäß jeder Pflanze anhaften, sich nicht in alarmirender Weise vermehren. Sie bleiben wie die Pflanzen von einander getrennt, und sind isolirter ihren Feinden mehr ausgesetzt. Was aber thut der Mensch? Er besäet ungeheure Flächen mit einer einzigen Getreideart, Rüben überziehen die Felder ins Unendliche, und also macht er es mit allen nützlichen Pflanzen. Unter diesen Umständen ist es natürlich, daß sich auch die Insecten, welche sich der Pflanze anhaften, in alarmirender Weise entwickeln, sich wohl erhalten und ins Unendliche zu vermehren im Stande sind. Daraus folgt, daß die Flurpolizei, welche die Natur für die natürlichen Verhältnisse geschaffen, für unsere künstlichen Culturen nicht zureichen kann, und daß deßhalb neben der Anwendung von Vorbeugungsmitteln auch die Anwendung von Vertilgungsmitteln zur Verminderung der Maikäferplage eine unabweisbare Nothwendigkeit geworden ist.

Reiset hat in seinem Memoire, welches er vor einigen Wochen über die Maikäferfrage in der Pariser Akademie der Wissenschaften gelesen, den Landwirthen einige sehr praktische Vorschläge in dieser Richtung gemacht, die weitaus mehr Beachtung verdienen, als alle vorbenannten Mittel.

Diese Vorschläge basiren auf das genaue Studium der Bewegungen, welche der Feind im Boden ausführt, und den Metamorphosen, welche er daselbst erleidet.

Die von Reiset angestellten Beobachtungen zeigten, daß die Larven die Vorsicht gebrauchen, im Herbste (October) sich in die Tiefe zurückzuziehen, so lange das Thermometer noch 10 Grade über Null zeigt, und zwar in immer größerer Tiefe, sowie das Thermometer tiefer sinkt. Sobald ihnen aber ihr Gefühl im Februar eine stetige Zunahme der Temperatur ankündigt, so kehren sie ebenso allmälig wieder zur Oberfläche zurück.

Auf diese Beobachtung gestützt, ertheilt nun J. Reiset den Landwirthen den Rath, vor dem Anfang der Saison Gruben auszuschaufeln, um genau zu wissen, in welcher Tiefe sich das Insect aufhält. Die zu dessen Vernichtung nöthigen Mittel werden alsdann je nach der Tiefe, bis zu welcher sich die Larve eingegraben, variiren. Angenommen, der Landwirth sei beschäftigt, den Boden für die Saat von Raps oder Weizen im September oder October vorzubereiten, wo die gesammte Menge der Engerlinge sehr nahe an der Oberfläche sich befinden, so wird ein ganz seichtes Ackern und darauf ein energisches Eggen eine vollständige Vernichtung herbeiführen, während ein Tiefpflügen unter diesen Umständen sehr zu widerrathen sei, weil es ein Wiederverschütten der Insecten zur Folge haben würde.

Die Boden-Arbeiten für Sommer-Gewächse jedoch dürfen, weil sie sonst keineswegs alle Larven, die nur langsam von der Tiefe aufsteigen, an die Oberfläche befördern, nicht zu frühzeitig vorgenommen werden. Auch hier empfiehlt J. Reiset eine Grube zu machen, um zu erkennen, wie groß die Anzahl der Insecten ist, welche unterhalb der Pflügungstiefe verbleiben, und ist diese Tiefe bedeutend, so darf der intelligente Landwirth sich nicht bedenken, einige Wochen mit der Arbeit einzuhalten, um den Feind später sicher abzufassen, der sonst nicht verfehlen würde, die dem Boden anvertraute Saat aufzuzehren.

Das wirksamste Mittel zur Vernichtung der Engerlinge wird jedoch immer die Vernichtung der Maikäfer selbst bleiben, weil diese eine Vernichtung der Engerlinge in sich schließt. Da die Metamorphosen des Maikäfer-Eies zum ausgebildeten Käfer einen Zeitraum von vier Jahren (in einigen Ländern auch nur drei Jahre) in Anspruch nehmen, so genügt es, wenn auch nur in jedem vierten Jahre, in dem sogenannten großen Flugjahre, energisch mit dem Einsammeln und der Vernichtung der Käfer vorgegangen wird. Man hat es in mannichfaltiger Weise versucht, die Landwirthe zur Masseneinsammlung zu ermuntern.

In Frankreich, wo heuer ein Flugjahr ist und wo laut bereits eingelaufenen Berichten die Käfer wieder enormen Schaden verursachten, wurden vom Generalrath einzelner Departements namhafte Summen für diesen Zweck, so z. B. im Departement Seine Inférieure 25,000 Francs, ausgeworfen. In einigen Departements hat man nach dem Beispiele vieler deutscher Gemeinden die Einsammlung der Maikäfer den Kindern der Elementarschulen unter Aufsicht der Lehrer anvertraut und das Kilogramm (2 Pfund) Wild, welche diese kleinen Sportsmen erlegten, mit 5 bis 10 Centimes (2 bis 4 Kreuzer) bezahlt. Der Gedanke scheint vortrefflich; der Unterricht leidet dadurch nicht, indem die Maikäferjagd ohnedies nur am frühen Morgen, wo die Käfer in einem schlummerähnlichen, betäubten Zustand auf Bäumen und Sträuchen fast erstarrt gefunden werden, mit Vortheil unternommen werden kann. Bei dem geringsten Schütteln der Bäume und Sträuche fallen die Käfer dann herab und können gesammelt werden.

Wollte man in Oesterreich dieses Beispiel nachahmen, so ließen sich große Erfolge erzielen. Österreich zählt nahe drei Millionen Schulkinder; rechnen wir, daß jedes Kind täglich nur drei Maikäfer, also während der ganzen Flugzeit circa 100 Stück tödtet, so würden nichtsdestoweniger 300 Millionen Käfer und circa 6000 Millionen Engerlinge vernichtet und 12,000 Millionen Pfund Pflanzen-Nahrungsstoff gerettet werden. Wenn wir ein Pfund dieser Nahrungsstoffe auch nur mit einem Kreuzer bewerthen, so würden nicht weniger als 120 Millionen Gulden dem National-Vermögen durch dieses „kindische Spiel" erhalten bleiben.

Die Zeitungen haben sich jüngst darüber lustig gemacht, daß die päpstlichen Soldaten vor einigen Wochen zum Einfangen von Heuschrecken commandirt wurden. Rom hatte diesen Gedanken nicht zuerst gehabt, denn der Festungs-Commandant zu Saarlouis ließ schon im Jahre 1865 Maikäfer durch Soldaten einsammeln. Wir möchten übrigens glauben, daß jedes wirksame Mittel, durch welches dem Nationalwohlstand Hunderte Millionen erhalten werden können, weit eher einer reiflichen Erwägung werth wäre, als daß es lächerlich gemacht zu werden verdient.

Die beste Methode hat man jedoch in Oesterreich bereits vor langer Zeit in Vorarlberg angewendet. Wie J. N. Lecher vor längerer Zeit in der „Allg. land- und forstwirthschaftlichen Zeitung" mittheilte, wurde vor beiläufig dreißig Jahren der Bregenzer Wald von der Maikäfer-Geißel furchtbar heimgesucht. Damals kam man auf die Idee, eine Maikäfer-Steuer auszuschreiben. Per Kopf mußten zwei Vierlinge ($1/2$ Malter) Maikäfer eingeliefert werden. Wer mehr lieferte, erhielt für jeden Vierling einen halben Zwanziger Prämie, wer weniger lieferte, mußte einen halben Zwanziger Steuer zahlen. Die Prämien wurden durch die Strafbeträge gedeckt, und wo diese nicht ausreichten, der Rest der Gemeindecasse entnommen. Der Erfolg dieser Maßregel war ein so glänzender, daß die provisorische Maikäfer-Steuer wegen Mangel an Maikäfern schon nach wenigen Jahren herabgesetzt werden mußte, und der Bregenzer Wald bald von dieser Geißel befreit wurde.

Diese vortreffliche Methode wurde in ganz Oesterreich — nirgends, in der ganzen Schweiz jedoch überall nachgeahmt. Sie läßt nur das Eine zu wünschen übrig, daß sie in allen Ländern allgemein, und zwar gleichzeitig Anwendung finden möge. Denn sowie aller Schutz der Vögel in nördlichen Ländern nichts nützt, insolange sie während ihres Aufenthaltes im Süden verfolgt werden, und wie „Gloger" so oft betonte, deßhalb ein internationales Gesetz zum Schutz der Vögel nothwendig ist, ebenso ist es einleuchtend, daß sich die Schweiz fruchtlos mit dem Einsammeln der Käfer beschäftigt, wenn neue Schwärme aus den angränzenden Ländern wieder ihren Flug dahin richten, und deßhalb sollte die „Käferfrage" als internationale betrachtet und durch ein internationales Gesetz erledigt werden. Sie ist eine Frage der Civilisation und des Volkswohlstands, und wir glauben darum, daß es der europäischen Diplomatie gar nicht unwürdig wäre, sich damit zu beschäftigen.

In unseren Tagen, wo es keinen werthlosen Stoff mehr gibt, hat man auch über die Nutzbarmachung der Maikäfer nachgedacht, und man hat bereits mehrfache Methoden der Verwerthung gefunden, welche die Kosten des Einsammelns nahezu decken. Zuerst bilden die Maikäfer ein vortreffliches Schweinefutter. Ferner kann man sie zur Dünger-Erzeugung verwenden. Der Centner Maikäfer berechnet sich auf einen Düngerwerth von beiläufig $1^1/_2$ Gulden und darüber.

Auch zur Oel-Erzeugung hat man die Maikäfer verwendet. Sie werden zu diesem Zwecke in ein Gefäß gefüllt und erstickt; hierauf werden sie ausgepreßt, und man erhält ein trübes, schwarzes Oel, das, wenn es sich abgeklärt hat, gelb und klar wird, sich leicht entzündet und hell brennt. Bei der Abklärung scheidet sich ein solides Fett ab, welches eine gute Wagenschmiere abgibt. Etwa 25 Liter Maikäfer geben zwei Liter Oel. Die bei Pressung erhaltenen festen Rückstände enthalten 14 Procent Stickstoff und sind daher ein activer Dünger.

In Frankreich hat man ferner versucht, die Käfer der trockenen Destillation zu unterwerfen, um Gas daraus zu erzeugen und die Rückstände der Gas-Erzeugung zur Darstellung von Berliner-Blau zu benützen. Endlich hat man auch den Rath eines berühmten Naturforschers befolgt, der eines Tages einen Vortrag über die Mittel zur Vertilgung schädlicher Insecten mit den Worten schloß: „Schließlich, meine Herren, empfehle ich Ihnen noch folgendes einfache Vertilgungsmittel", bei diesen Worten nahm er eine Handvoll Insecten und verschluckte sie mit dem erläuternden Zusatz, „denn verschlingen sie uns, so verschlingen wir sie".

Die Maikäfer werden wirklich und wahrhaftig auch gegessen. Wir können uns hier auf keine geringere Autorität als auf Fräulein Wilhelmine v. Sydow berufen, welche in Deutschland einen nicht weniger geachteten Namen besitzt, wie Anna Dorn und Katharina Prato in den cis- und transleithanischen Ländern, und welche in ihrem „Koch- und Wirthschaftsbuch" mit Begeisterung von einer „Maikäfer-Suppe" spricht, die dem Geschmack einer Krebssuppe gleichkommen soll.

Die Maikäfer-Suppe wird nach Angabe dieser Autorität am besten also bereitet: Man nimmt etwa 30 frische Käfer auf eine Portion, wäscht sie rein ab, reißt ihnen Kopf, Decken, Flügel und Beine ab und zerstößt sie in einem Mörser, sodann wird diese Masse in heißer Butter härtlich geröstet und in dünner Fleischbrühe oder auch in Wasser aufgekocht, das Ganze dann durch ein feines Haarsieb über geröstete Semmelscheibchen gegossen und nun fehlt der Suppe sonst nichts, als Jemand, der sie ißt. Verwerthe man die Maikäfer aber wie immer, wenn man sie nur vertilgt.

Julius Hirsch.

Der Schiffbruch des „Lessing".

Ueber das Unglück, von dem das Bremer Schiff „Lessing", Capt. Gerdes, am 23. Mai betroffen wurde — schreibt die „W.-Z." — liegen jetzt Zeitungsnachrichten, Consulatsberichte, sowie Schreiben und Depeschen des Capitäns vor; aus diesen ergeben sich die Einzelheiten des traurigen Vorfalls mit einiger Gewißheit.

Zwischen den Orkaden und den Shetlands-Inseln liegt das kleine Eiland Faira oder Fara, das von etwa 250 Menschen bewohnt wird, welche sich von Vogelfang, Fischerei und Viehzucht ernähren; die Insel umgürtet ein Kranz von steilen Felsen, und weit ins Meer hinein erstrecken sich die Riffe. Am Morgen des 23. Mai glaubte der Capitän des „Lessing", der widriger Winde wegen die Umfahrt um Großbritannien dem Wege durch den Canal hatte vorziehen müssen, an der Insel bereits vorbei zu sein. Ein starker Nebel lag auf dem Wasser. Plötzlich gewahrte man Land; das Wenden mißglückte; das schöne starke Schiff lief auf den Sleep-Craig, eine Stelle, wo die Felsen am steilsten sind, und saß bald in einer kleinen Bucht zwischen Riffen fest, die hoch über die Masten hinwegragten.

Bis zum letzten Momente, in dem die äußersten Anstrengungen sich als erfolglos erwiesen, hatte an Bord Niemand eine Ahnung des Unglücks; ein jäher Stoß zerbrach die Mitte des Schiffs und weckte zugleich die armen Auswanderer, die größtentheils noch in ihren Kojen ruhten, aus ihrem Schlafe. An Bord befanden sich 20 Mann Besatzung und an Passagieren 355 Erwachsene, 69 Kinder und 27 Säuglinge. Mit großer Gewalt stürzten sofort die Wogen in die Räume des Schiffs; in jäher Flucht mußten Alle das Zwischendeck verlassen, um nicht zu ertrinken.

Der Capitän setzte sogleich das eine Boot aus und drang mit demselben bis zum Fuße des einen der beiden scharfen, 3- bis 400 Fuß hohen Felsens vor, zwischen denen das Schiff eingeklemmt war; er kletterte auf die Oberfläche des Riffs, um die Scene seines Unglücks zu übersehen; es war wenig Aussicht auf Rettung.

Mittlerweile waren indeß die Insulaner gewahr geworden, was sich zugetragen hatte; unverzüglich thaten sie das Aeußerste für die Lebensrettung der unglücklichen Schiffbrüchigen; in der That haben diese armen Eilandsbewohner gegen ihre unerwarteten Gäste viel Muth und Güte gezeigt. Da dem Schiffe von der See aus nicht nahe zu kommen war, so war die einzig ausführbare Art der Rettung die, daß die muthigen Fischer von Faira ihre kleinen Böte in eine Höhle brachten, welche durch die Felsen ging und in die Bucht mündete, wo das Wrack lag. Diese Fahrt gelang. Nachdem die Männer, Weiber und Kinder unter großen Mühen an Bord der kleinen Böte gebracht waren, hatten die Insulaner eine Zwischenpause in den Wellenschlägen abzupassen, um wieder durch die Felsenhöhle hindurch zu kommen; sonst würden ihre gebrechlichen Fahrzeuge von der Fluth ergriffen und gegen die Felsen geschleudert worden sein. Auch dies Manöver gelang: man fuhr aufwärts nach einem Theile des Felsens, welcher minder steil und nicht so zackig war; dort wurden die sämmtlichen Schiffbrüchigen auf die Oberfläche der Klippe gezogen und von hier aus glücklich ans feste Land geschafft; die Kinder wurden den Männern auf den Rücken gebunden und auf diese Weise hinaufgebracht. Mehrere Stunden gingen mit der Landung hin.

Sobald es das Wetter erlaubte, verließ der Steuermann des „Lessing" die Insel in einem Bote, um Hülfe zu holen; derselbe kam glücklich in Sunburgh an; am 26. Mai erreichte die Nachricht von dem Schiffbruche Lerwick, die bekannte Hauptstadt der Shetland-Insel Mainland. Sogleich wurde ein Schoner ausgerüstet und nach Faira gesandt.

In drei Fahrten brachte dieß Schiff die Unglücklichen nach Lerwick. Zuerst weigerten sich Viele, ohne ihre in dem Wrack begrabene Habe die Insel zu verlassen; sie gefährdeten sogar das Leben des Capitäns. Nach und nach sah man indessen ein, daß an eine Bergung der Effecten nicht zu denken sei; nur dann und wann gelang es, von der Klippe aus einige Gegenstände, theils Schiffsutensilien, theils Passagierkisten aufzufischen. In der Fluthzeit war das Wrack fast ganz unter Wasser; zur Ebbe war aber auch nicht in den Schiffsraum zu kommen; jeder Versuch, an Bord zu gehen, war mit Lebensgefahr verbunden, da der Hintertheil des Schiffs, dessen Mitte nur von den Felsen zusammengehalten ward, von den Wogen hin und her geworfen wurde.

Am 3. Juni verließen die letzten Passagiere und die Mannschaft Faira, um sich ebenfalls nach Lerwick zu begeben.

Der Zuwachs von nahezu 500 Personen zu der Bevölkerung dieses Ortes, der so schon übervölkert ist, war äußerst bedenklich. Die Bequemlichkeiten waren, wie man leicht denken kann, sehr beschränkt, und da die armen Auswanderer meistens nur mit den Kleidern, die sie auf dem Leibe trugen, gerettet wurden, demnach kein Zeug wechseln konnten, ohne Betten und Bettwäsche waren, und schon dadurch, daß sie mehrere Tage lang dem Wetter ausgesetzt gewesen, schwer gelitten hatten, war die Gefahr, daß ansteckende Krankheiten unter ihnen ausbrachen, nicht gering. Sie wurden in einem Theil des Stadthauses und des Gefängnisses, sowie in zwei Zimmern auf dem Fort, auch in einigen Lagerhäusern, die sofort ausgeräumt wurden, untergebracht. Nach den letzten telegraphischen Nachrichten ist der Gesundheitszustand befriedigend gewesen; allein manche herzzerreißende Scene ist auf Faira und in Lerwick vorgekommen.

Wir erwarten die Unglücklichen mit dem Dampfer Schwalbe des Norddeutschen Lloyd am Ende dieser Woche. Möge doch der Aufruf, den das hiesige Auswanderer-Bureau erlassen hat, recht viele Hände zu freiwilligen Gaben willig machen, damit den Armen, die Nichts als das nackte Leben gerettet haben, einige Hülfe gewährt werden könne.

Mannichfaltigkeiten.

(Nichts Neues unter der Sonne.) Aus Stuttgart, 6. Juni, berichtet der „St.-A. f. W.": Der Consul der Niederlande in Kanagawa (Japan), Herr van der Pot, hat dem König mit einer japanesischen Hinterladungskanone ein Geschenk gemacht. Dieselbe wurde schon vor etwa drei Jahrhunderten, zur Zeit des Kaisers Goguen-Sama, in Japan fabricirt und von diesem als Kriegstribut einem japanesischen Fürsten abgenommen. Seit 100 Jahren befand sich die Kanone in dem Antiquitätenmuseum des Taikuns zu Yeddo bis zum Anfang dieses Jahres, wo das Taikunat infolge des ausgebrochenen Bürgerkrieges abgeschafft wurde. Herr van der Pot erhielt das Geschütz nebst einigen andern Bronzegeschützen neuern Ursprungs an Zahlungsstatt. Die Kanone befindet sich noch unterwegs auf einem französischen Packetboot, welches von Japan nach Marseille geht.

(Auch ein Experiment.) Die „Elb. Ztg." berichtet von einem Streiche, der an die „bösen Buben von Korinth" der Münchener „Fliegenden Blätter" erinnert, nur daß der Ausgang minder tragisch ist. In Kempen kamen am letzten Sonnabend zwei Knaben von 12—14 Jahren auf den Einfall, sich in der Nähe des Bahnhofes auf die Schienen der Kempen-Venloer Bahn zu legen, weil sie einmal probiren wollten (!), ob der von Venlo kommende Zug ihretwegen anhalten werde. Dem Zugführer gelang es, den schon nicht mehr mit voller Kraft fahrenden Zug so zeitig zum Stehen zu bringen, daß die beiden Buben mit heiler Haut davonkamen.

Nach einer Mittheilung der „Allg. Ztg." aus Coburg ist die Entlassung Fr. Haase's als Director des dortigen Hoftheaters (und des Dramaturgen G. v. Mayern-Hohenberg) aus Motiven erfolgt, „die auf einer Verwickelung beruhen, welche sich den Bollmann'schen Enthüllungen zur Seite stellt". Wie man weiter vernimmt, wird der Herzog Ernst von Coburg aus ganz speciellem Interesse für die Bühne vom 1. Sept. an persönlich die Leitung seines Instituts übernehmen.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Fennel von London, derzeit in Frankfurt a. M.: vier Aquarellgemälde. — Hollenroth auf Johannisberg: David vor Saul (Kreidezeichnung) — C. Engel in Rödelheim: Ein schlafendes Kind. — Hugo Kauffmann in Cronberg: Das Aeffchen. — Tourny in Paris: Ländliches Concert nach Barbarelli (Aquarellgemälde). — A. Hoffmann in Erfurt: Lahnlandschaft. — J. C. Susenbeth in Frankfurt: Hühner. — Burnitz in Frankfurt: Landschaft mit Staffage. — Die Königin von England im Hochlande, Kupferstich nach Landseer.

Städel'sches Kunst-Institut.

Neu ausgestellt.

Portraitbüste von Heinrich Petry. — Aus den Sammlungen des Instituts: Kupferstiche nach Ary Scheffer und Flandrin.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 14. Juni. Die Entführung aus dem Serail, große Oper in 3 Acten von Bretzner. Musik von W. A. Mozart.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 182.)

Montag, 15. Juni. Rose und Röschen, Original-Schauspiel in 4 Acten von Charlotte Birch-Pfeiffer. Röschen: Fräulein Krey als Gast.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 183.)

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Kitz. — Druck und Verlag: Deller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 165 und 166. Dienstag, den 16. Juni 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

„Ja, wahrlich, Angesichts der ganzen Welt, wie Sie sagten, aber fern von einem gewissen Menschen, wollen Sie meine Schande aufpflanzen, sie überall herumtragen, wie man eine Fahne herumträgt, und wenn Sie meiner müde sind, werden Sie mich in irgend einem Winkel der Erde sitzen lassen, etwa da, wohin man die Menschen von schlechtem Lebenswandel schickt. Aber Sie werden eher von mir befreit werden, denn ich werde nicht weit gehen. Um jetzt leben zu können, bedarf ich des Kampfes; Sie Sie müssen hier bleiben, hören Sie, hier, wo eine entsetzliche Drohung über mir schwebt, aber diese bedarf ich, um mich aufrecht zu erhalten. Aber Sie, Sie fürchten sich. So lange die Leidenschaft Sie schwindlich machte, haben Sie den Ereignissen Trotz geboten. Jetzt aber sehen Sie wieder hell, Sie messen den Abgrund und haben Angst."

„Unglückliche, Du sprichst Dein Urtheil aus. Weißt Du nicht, wahnsinniges Weib, daß gerade die Drohung, von der Du sprichst, mich in Versuchung geführt hat. Ich habe Dich geliebt und hatte Mitleid mit Dir. Dieses Mitleid verschmähst Du und ich habe es nicht mehr. Nun gut denn, ich werde bleiben."

„So ist's recht, ich glaube Ihnen, Sie werden bleiben."

„Ja, aber merke Dir es wohl, es beliebt mir, das tragische Glück, das mir gefällt, zu verlängern. Der Augenblick, in dem wir uns befinden, ist kritisch. Meine Abreise wird um Deinetwillen nicht stattfinden, aber alle Welt muß glauben, daß ich abgereist sei, man muß mich in Berlin wähnen. Höre mich an. Ich habe im Schloß gesagt, daß ich morgen Frühe um sechs Uhr abreisen würde, aber ich habe es um eilf Uhr verlassen, um nicht mehr dahin zurückzukehren. Meine Spuren sind daher verloren. Die Nacht ist nicht mehr allzulange, um mich in die Stadt zu begeben und mich dort an irgend einem unauffindbaren Ort zu verbergen. Von dort aus, magst Du nun hier bleiben oder in Dein Haus zurückkehren, was besser sein wird . ."

„Ich werde morgen wieder in die Stadt gehen."

„Ich sage also, daß von dort aus unsere Zusammenkünfte festgestellt werden können."

„Und Sie gehen jetzt zu dieser Stunde allein und zu Fuß in die Stadt?"

„Freilich, doch fürchte nichts für mich; ich bin an die Gefahren gewöhnt, die Dich mit Besorgniß erfüllen, und habe in dieser Beziehung mit Huronen und Mohicanern gerungen, die ganz andere Banditen sind, als die unsrigen."

„Werden Sie nicht wenigstens den Weg über die Landstraße nehmen?"

„Ich werde mich wohl hüten, denn dort könnte man mich möglicherweise sehen. Ich werde vielmehr den Weg durch den verrufenen Mordgrund nehmen, welches ein vortrefflicher, bedeckter Weg ist, und sollte man da im Hinterhalte liegen, so werde ich die Offensive ergreifen. Schlafe also ruhig, wenn es Dir anders nicht belieben sollte, für den armen Teufel zu beten, der sich mit diesen da messen wollte."

Und er ließ die Hähne von zwei Pistolen knacken.

In diesem Augenblick begann der Mann, der außen an dem Laden lehnte, sich in Bewegung zu setzen und verließ den Garten, ohne daß ein Sandkorn unter seinen Tritten ächzte, ohne daß er einen Zweig berührte, und den Weg einschlagend, der in den Wald führte, begab er sich, rüstig ausschreitend, in den Mordgrund.

9.

Es war sieben Uhr Morgens. Der Schulze von Budenheim, Hans Peter Rund, ein kurzer, breitschultriger Mann, der sich wenig vor der Nachbarschaft der Räuber fürchtete, die zuweilen ihr Wesen in der Umgegend trieben, und den man im Dorfe den muthigen Holophernes nannte, spazierte im Hauswamms und der Zipfelmütze lebhaft in seiner Gerichtsstube auf und ab, die sich zu ebner Erde in seinem Hause befand. Sein Schreiber saß bereits angekleidet an einem Tische, der in der Vertiefung eines in den Hof gehenden Fensters stand.

„Also, Veit Eberhard", sagte der kleine Dorfbeamte, „seit Fünfvierteljahren, als wie lange ich im Amte bin, haben wir noch nicht einen einzigen Criminalfall gehabt. Das ist zum Erbarmen. Ich glaubte einen Ehrenposten erhalten zu haben. Doch wer kann sich auf Altweibergeschwätz verlassen. Unser Wald ist kein Aufenthalt mehr für Räuber und Mörder; er ist gleichsam nur wie die gemalten Decorationen in dem Theater in der Stadt, das ich schon mehreremal besucht habe. Heute werde ich oben im Schlosse zu Mittag essen. Ihro Gnaden die Frau Gräfin ist eine kreuzbrave Dame, wohlgelitten bei Hofe, und ich bin gut angeschrieben bei ihr, sie muß mir eine Stelle in der Stadt verschaffen, ich kann ja Hirsenrentschreiber oder sonst etwas werden. Aber wird denn heute der Esel Niklas nimmer kommen, um mich zu barbiren?"

In diesem Augenblick vernahm man einen großen Lärm in dem Hofe, und durch die Fensterscheiben blickend, sagte der Schreiber:

„Da kommt ja der Niklas, aber in Begleitung von vielen Leuten."

Fast gleichzeitig mit diesen Worten ging die Thüre auf und der Dorfbarbier, ein großer, phlegmatischer, sehr gefühlvoller Mann, trat in das Zimmer.

Er sah entsetzlich blaß aus und zitterte wie Espenlaub.

„Was gibt es?" fragte der Schulze. „Ihr kommt sehr spät

und befindet Euch, Gott sei es geklagt, in einem schönen Zustand, um ein Rasirmesser zu halten."

„Ach, gestrenger Herr Schulze, Sie sollen wissen, da ist der Schneider Kerbler, der täglich von Rombach durch den Wald hierherkommt, der stolperte vorhin, als er durch den Mordgrund ging, und fiel dann auf den Körper eines Menschen, der ausgestreckt im Sande lag. Nun ist der Kerbler da, um seine Aussage abzugeben. Aber die Andern lassen ihn nicht vorwärts kommen, weil Jeder ihn auszufragen trachtet. Er glaubt, daß dieser Mensch heute Nacht ermordet worden ist."

„Hat sich denn der Einfaltspinsel dessen nicht versichert?"

„Ach, gestrenger Herr Schulze, erstens hat er zu große Angst gehabt und hat nur daran gedacht, sich aus dem Staube zu machen, und dann sieht man in dem Mordgrund ja kaum die Hand vor den Augen. Dann gibt es Leute in dem Dorf, die heute Nacht gegen zwei Uhr zwei Schüsse im Walde gehört haben wollen, und endlich spricht die Sache, die eine schreckliche Sache ist, durch sich selbst. Kerbler hat Blut an den Knieen und an den Händen."

„Ei, der Teufel", rief der Schulze, indem er, die Hände auf den Rücken gelegt, wieder auf- und abzugehen begann, und da Kerbler, von der Menge begleitet, jetzt eintrat, so maß er mit einem schnellen, erfahrenen Blick diesen Menschen, dessen Züge und Haltung noch immer Furcht ausdrückten, und der in der That an seiner Person ein blutiges Zeugniß zur Schau trug.

„Schreibt seine Aussage auf, sowie die der Leute, welche die beiden Schüsse im Walde gehört haben", sagte der Schulze zu seinem Schreiber. Dann sich an die Menge wendend, fragte er: „Hat Jemand die Polizeidiener benachrichtigt?"

„Da sind sie schon", ertönte eine Stimme.

In der That traten die beiden dem Dorfe zugetheilten Polizeidiener ein, denen ein Viertelsmeister voranschritt, der eben zufällig in einer Dienstangelegenheit aus der Stadt gekommen war.

„Gut!" sprach der Schulze, und sich an Niklas wendend, der sich auf einen Stuhl hatte fallen lassen, um sich zu erholen, sagte er: „Gib Er mir meinen Rock, meine Perrücke und meinen Hut, denn ich sehe wohl, daß ich heute unrasirt bleiben muß. Aber so warte er doch einen Augenblick", fuhr er fort, indem er den Dorfbarbier an einem Knopfe seines Rockes festhielt. „Ist Er nicht gewissermaßen der Arzt im Dorfe? In diesem Falle ist es Seine Schuldigkeit, mich zu begleiten, und ich hoffe, daß Er sich sogleich wieder wohl befinden wird. Wir werden uns den Hufschmied, den Feldschützen und zwei freiwillige Zeugen beigesellen. Ah, da ist ja die Aussage schon. Gebt her, damit ich sie unterschreibe. . . . Herr Viertelsmeister, Einer von Ihren Leuten muß dieses Papier sogleich zu dem Herrn Hofgerichtspräsidenten Hugo von Frankenberg bringen und ihn ersuchen, einen Regierungsrath und seinen Schreiber zur Untersuchung des Thatbestandes hierher zu schicken. Und nun wollen wir uns an Ort und Stelle begeben. Doch halt, noch einen Augenblick; wir müssen uns mit einigen Fackeln und einer Tragbahre versehen. . . So, nun vorwärts, die Polizeimannschaft geht voran, Er, Schreiber, bleibt an meiner Seite, und Er, Dorfbarbierer, folgt mit den beiden Zeugen nach.

(Fortsetzung folgt.)

(Fortsetzung folgt.)

Physiognomische Plaudereien.

Das Auge.

Die Rivalität zwischen Auge und Ohr in Bezug auf den Rang in der Reihe der Sinneswerkzeuge ist durch die öffentliche Meinung längst zu Gunsten des Auges entschieden worden, wiewohl die neuesten Entdeckungen über den inneren Bau des Ohres höchlich geeignet sind, die Ansprüche des letzteren zu unterstützen. Das menschliche Bewußtsein legt auf die Eindrücke von Licht, Farbe, Form einen so hohen Werth, erkennt im Auge einen so zuverlässigen Führer durch die Irrgänge der Gegenständlichkeit, verdankt dem Sehen so unendlich viele unersetzliche Genüsse, daß man allgemein den Blinden, zumal den Blindgewordenen, für unglücklicher hält, als den Tauben. Wir unserer Seits fühlen uns geneigt, dem Blinden unmittelbar den Stummen an die Seite zu stellen, den Bedauernswerthen, dem das Göttergeschenk der Sprache versagt blieb, und wir glauben, daß unserer Meinung die zugleich schönere und zahlreichere Hälfte der Menschheit aus angeborenen Gründen beistimmen wird, nämlich unsere geehrten „Mitmenschinnen", die uns zugleich die Blindheit der Liebe nicht nur erträglich, sondern sogar beneidenswerth zu machen verstehen.

Den Spiegel der Seele nennen die Dichter das Auge, und preisen es als das köstlichste Juwel unseres Leibes. Die Natur selbst gibt ihnen Recht. Sie hat den zarten Ball sorglich in weiche Fett- und Zellgewebspolster gebettet und tief in ein festes, knöchernes Gehäuse eingesenkt, um es vor roher Gewaltthat möglichst zu schützen. Sie hat es überdieß mit dem seidenen Vorhang der Wimpern ausgestattet und als blitzschnelle Wächter die Lider davorgestellt, welche ihn augenblicklich zuziehen, sobald Gefahr droht, oder wenn Ermüdung den Blick nach innen kehrt zu erquickendem Schlafe. Dicht unter der gebietenden Stirne, dem Gehirne von allen Organen am nächsten, sendet dieser Doppel-Koh-i-nur seine Strahlen aus und saugt die Eindrücke der Erscheinungswelt in sich auf, um sie, gleichsam fluorescirend wie ein ächter Diamant, nach innen zu leiten, wo sich das Gehirn ihrer bemächtigt und sie in Vorstellungen, Begriffe und Gedanken umwandelt.

Und für diese Producte der Seelenthätigkeit gibt sich das Auge wiederum als Vermittler an die Außenwelt, oder mindestens als begleitender Dollmetsch her und illustrirt den im Worte Klang gewordenen Gedanken durch den verständnißvollen Blick, ja oft kann und muß der Mund dem Auge ganz und gar das Wort abtreten und kann es getrost thun, denn selten wird dieses seiner Aufgabe nicht gewachsen sein. Gibt es doch eine überaus zahlreiche Classe der Menschen, für welche die Augensprache geradezu unentbehrlich ist, welche sie sogar jeder anderen linguistischen Möglichkeit vorziehen, ich meine die stets paarweise vertretenen „Herzleidenden", die Liebenden. Und in dem Blicke, den die schöne Leserin erröthend niederschlägt, klingt eine verschämte Bejahung an!

Gewiß, das Auge sagt mehr, als alle Worte der Zunge zu bewältigen vermögen, ja es macht Geständnisse, welche die schüchterne, die begehrliche, die schuldbewußte Seele niemals die Lippen überschreiten ließe. Alle Leidenschaften, die edelsten wie die niedrigsten, Zorn, Haß, Neid, Furcht, Stolz, Mitleid, Demuth, Liebe sprechen durch das Auge; es belehrt, straft, fragt, droht, lächelt, grollt, es späht, winkt, bejaht und verneint, es verspricht, es bittet, es befiehlt und spendet Gnade, es belebt und tödtet, es betet und es träumt.

So ist das Auge ein Hauptmedium des seelischen Lebens und derjenige Theil des Angesichtes, welcher die Regungen des Geistes am getreulichsten und unmittelbarsten wiedergibt. Deßhalb haben wir es mit einigem Fug zum ersten Gegenstande physiognomischer Betrachtung gewählt. „Doch ein System muß bei der Sache sein", und wir würden fürchten, aus der Zunft der deutschen Schriftsteller ausgestoßen zu werden, wenn wir nicht vorerst mit althergebrachter Gründlichkeit den Stoff in gehörige Unterabtheilungen gliedern und dem Leser gleichsam ein wohlgeordnetes Programm Dessen, was er zu hören bekommen soll, vorlegen würden.

Wir könnten, wollten wir unüberlegt sein, diesen physiognomischen Küchenzettel kurz fassen und die Augen schlankweg in schöne

und häßliche eintheilen. Aber Schönheit und Häßlichkeit sind unbestimmte Begriffe; man weiß nie genau, wo die eine aufhört und die andere anfängt; sie fließen in einander über, wie Tag und Nacht, und die Dämmerung, welche den Uebergang bildet, ist manchmal köstlicher, als der strahlende Tag selbst. Auch hat bekanntlich so ziemlich ein Jeder seine eigene Schönheitsskala, und von Demokrits äthiopischer schwarzer Venus, deren relative Schönheit den Abderitinnen nicht einleuchten wollte, bis zur Venus Anadyomene gibt es zahllose Münzfüße des Schönen, für welche eine gemeinsame Währung zu finden fast noch schwieriger sein möchte, als auf der Pariser Münzconferenz die Vereinbarung über ein Universalgoldstück. Nur ein Dichter, wie Heine, durfte sich den Verstoß gegen alle Galanterie erlauben, gerade seiner Geliebten die „schönsten Augen" zu vindiciren!

Eine andere Eintheilung wäre die nach der Farbe. Allein es gibt Augen von unbestimmter, ja solche von gar keiner Farbe, und wieder solche, die je nach Umständen in allen Farben spielen. Sodann ist die Farbe auch nicht das Wesentlichste, sondern der Ausdruck.

Die Poeten werden uns die sicherste Leitung in dieser schwierigen Frage geben, und ihnen folgend, wollen wir also im Folgenden plaudern von Veilchenaugen, Sternenaugen, Ochsenaugen, „Augen wie Feuerkohlen", „Augen, in denen der Himmel liegt", Katzenaugen, Taubenaugen, Kinderaugen, vom Mutterauge, vom „Auge des Herrn, das den Acker düngt"; vom „Auge des Gesetzes", von Schlangenaugen, Adleraugen u. s. w. Von Hühner-Augen ist hier nicht der Platz abzuhandeln, da diese mehr zur Physiognomie der Füße gehören, und was die Fettaugen betrifft, so thut ein deutscher Schriftsteller am besten, wenn er sich incompetent erklärt, darüber zu urtheilen.

Veilchenaugen und Sternenaugen gehören zusammen. Ist es nicht, wenn man davon reden hört, als thäte sich dem Gemüthe eine unendliche blühende Landschaft voll Frühling, Lerchensang, Fliederduft auf, als blickte man vom Berge Nebo weit hinein ins gelobte Land? Und wer ein paar solche Augen sein nennen und seinen Blick in ihre blauen Kelche versenken oder zu ihrem milden Glanze emporschauen kann, ist Der nicht mitten im Herzensfrühling drinnen? Man träumt von tiefer Waldeinsamkeit, von Bachesmurmeln, süßer Mittagsruhe am klaren Bergquell, man sieht sein eigenes Spiegelbild aus unermeßlicher blauer Tiefe heraufzittern und noch ein blondes Milch- und Blut-Gesichtchen daneben. Rings leuchten süße Beeren im Moose und wunderbare weiße Blüthen duften daneben, und wenn man sich neigt, um zu pflücken und zu kosten, so sind es rothe Lippen und zarte Fingerspitzen. Oder es liegt zauberische Nacht über der Welt und dem Gemüthe, und ein Himmel von ahnungsvoller Seligkeit wölbt sich über der schlummernden Schöpfung, die Veilchen aber, die am Tage ihre Köpfchen schamhaft zur Erde gesenkt hatten, die haben sich ans Firmament erhoben und schauen mit leuchtenden Blicken, mit unsäglich wonnigem Schimmer hernieder in das sehnsüchtige Menschenherz. Und wenn sich manchmal ein Sternlein von der tiefblauen Wölbung ablöst und herabzufallen scheint, so ist es ein solches Veilchenauge, das dem Geliebten entgegenzittert und, ganz in Hingebung zerflossen, an seinem Herzen seine schimmernden Liebesthränen ausweinen will. Prosaische Menschen nennens Sternschnuppen und die superklugen Astronomen gar erklären sie für Weltspäne, für Abschnitzel von der Drehbank, auf der die Fixsterne und Planeten, die Sonnen, Erden und Monde gedrechselt werden. Wir Dichter aber wissen Das besser und öffnen die Arme, wenn ein Sternlein fällt, ob es vielleicht bestimmt ist, unser Sehnen zu stillen.

Blauäugig, blondlockig denkt man sich unwillkürlich vereinigt, und verbindet damit die Vorstellung zarter, duftiger Mädchenhaftigkeit, naiver Natürlichkeit, ewig lächelnder, reizend blaßroth schwellender Lippen, ächten deutschen, treuherzigen, zutraulichen Gemüthes. Man erinnert sich an die lachenden Gelände des biederen Schwabenlandes, an lange reichgeflochtene Zöpfe mit schwarzer oder blauer Bandschleife, an glatte Scheitel und linkische Knixe, an schelmisches Kichern und ein allerliebst breitmäuliges: „Grüeß Di Gott, bischt au wieder da!"

Dieser Reiz der Anmuth und sanften Lieblichkeit kommt aber eigentlich nur dem tiefblauen, dem Veilchenauge par excellence zu, wie wir es vorzugsweise beim weiblichen Geschlecht in der schönsten Jugendblüthe antreffen. Um eine Tinte blasser und das Vergißmeinnicht-Auge blickt uns mit seiner rührenden Unschuld, seiner selbstlosen Hingebung an, aber der Duft der Genialität, der über das dunkele Blau ausgebreitet ist, jenes poetische Feuer fehlt und seine Stelle hat ein Anflug von Schwäche eingenommen, der uns mehr bewegt, als anzieht.

Das dunkelblaue Männerauge ist noch viel seltener, als beim schönen Geschlechte, wo immer es jedoch vorkommt, ein sprechender Zeuge weihevoller Anlage, poetischen Sinnes, lebhaften, tiefinnerlichen Temperaments, welches uns aus dem ruhigeren, mehr sinnigen als genialen, häufig mit Phlegma gepaarten hellblauen Auge weit weniger entgegenleuchtet. Dafür ist letzteres solider, zuverlässiger, klar verständiger.

Was aber sollen wir von jenen schwimmenden, wasserblauen, weitgeöffneten Augen sagen, die beim Weibe geistlos, grobsinnlich, träge und selbstgefällig dareinschauen, am Manne aber nur allzuoft die Verräther vergeudeter Jugend, bankerotter Kraft und selbstsüchtiger, gemüthloser Sinnesart sind. Diese reizlosen Wassertümpel, in die weite Fläche eines ausdruckslosen Gesichtes dahingegossen, gleichen gewissen Seen der kaspischen Steppe oder Neuhollands, in denen sich keine Alpen, Wälder und Rebengelände, sondern nur salzkrustige Sanddünen spiegeln, aus denen kein Glöcklein märchenhaft herauftönt, in deren Tiefe kein neckisches Nixenvölklein der Laune und des Witzes haust, und statt der rothen Spangen und Geschmeide eines Nibelungenhortes nur ein einbruchfester Wertheimschrank mit vollwichtigen Randducaten und fälligen Coupons versenkt liegt. Diese Augen sind „gut" im Sinne der Börse, jeder Blick ein sicheres Accept, aber im Reiche des Phantasus, wo die Kunst, die Poesie, das Gemüth herrschen, haben sie kein Bürgerrecht und ihr Giro keine Geltung.

(Schluß folgt.)

Die Petermann'sche Nordfahrt.

Also die „Germania" schwimmt glücklich auf blauem Wasser und steuert mit frischem Südwest auf Jan Mayen zu.

Es ist höchst erfreulich zu sehen, wie das Interesse an der Fahrt zunimmt mit der fortschreitenden Ausführung. Der Zauber der Thatsache übt auch hier seinen Reiz; Hand in Hand damit geht das geläuterte Verständniß von der Aufgabe, von welcher Petermann in seinem letzten Hefte der „Mittheilungen" den letzten Schleier gehoben. Endlich sind alle Phantasieen von offenen oder zu forcirenden Eiswegen Ost oder West von Spitzbergen bei Seite gelegt, die so vielfach bedenkliches Kopfschütteln erregt haben, und der Boden bewährter, unbestreitbarer Thatsachen betreten, welche ein fast mathematisch sicheres Gelingen in Aussicht stellen. Das ist es, was wir den Lesern dieser Blätter möglichst bündig vorzuführen wünschen, damit auch sie sich von den wirklich guten Chancen eines Unternehmens überzeugen, das nicht luftig, nicht improvisirt angelegt, wohl geeignet ist, eine technische wie wissenschaftliche Prüfung zu bestehen.

Es ist eine bekannte Thatsache, wenn im Frühjahr das Eis von stehenden Gewässern, Gräben, Canälen, Seen wegschmilzt, daß

dann am ehesten das Wasser sichtbar wird längs dem Ufer und an verschiedenen minder widerstandsfähigen Stellen der Eisfläche selbst. In Gräben und Canälen bildet sich das Ufer entlang ein mehr oder weniger breiter Wasserstreifen, in der Mitte scheint sich das Eis zu wölben, dem Schmelzwasser nach beiden Seiten hin Abfluß gestattend, und häufig kann man noch bequem und sicher auf dem mittleren Eise gehen und selbst nach einem Nachtfroste Schlittschuh laufen, wenn man seine Noth hat, von da trockenen Fußes ans Ufer zu gelangen. Ganz ähnlich ist der Hergang auch in strömenden Gewässern, wenn die Eisdecke so fest würde, daß das Eis zum Stehen käme, und ebenfalls in den Ebbe und Fluth haltenden Mündungen der Flüsse und an unseren flachen Küstengewässern der Nordsee, nur daß dort überall der Eissaum von vornherein aus brüchigem Eise bestand, weil die Hebung und Senkung der Eisfläche und das Uebertreten der Uferwatten keinen dauernden Zusammenhang gestattet. In allen Fällen ist die größere Erwärmung des festen Erdreichs durch die Insolation die Ursache der rascheren Schmelzung des benachbarten Eises; erst später zerfällt wegen verschiedener Widerstandskraft der einzelnen Theile die übrige Fläche in kleinere Felder und Platten, welche von der Strömung und den Winden dann längere Zeit hin- und hergetrieben werden und zeitweise auch das Ufer blockiren können.

Abgesehen von der Anwendbarkeit der physikalischen Erklärung, die möglichen Falls durch vorhandene Meeresströmung modificirt werden dürfte, so ist der factische Hergang genau derselbe an der Ostküste Grönlands — auch dort bildet sich in den langen warmen Sommertagen, welche die drückende Wärme von 17 Grad R. und darüber erreichen, ein 3—4 Meilen breiter Saum eisfreien Wassers, und dann erst kommt ein 100—150 Meilen breiter Gürtel schwimmenden Treibeises, welcher aber nach Mitte Juli so leicht zu durchsegeln ist, daß man häufig kaum dadurch aufgehalten wird. Darüber liegen die unverdächtigsten Zeugnisse dänischer und englischer Nordfahrer und Wallfischführer vor.

Und gerade nach dieser Ostküste Grönlands ist die deutsche Nordfahrt gerichtet.

Grönlands Südspitze endet im Cap Farewell auf 60 Grad N. Breite, der nördliche Polarkreis in 66½ Grad Breite geht gerade über die Nordküste Islands weg, die bekannte Insel Jan Mayen liegt mit dem Nordcap in derselben Breite von 71 Grad, Sabine Insel an der Ostküste Grönlands in 75½ Grad N., ist der nördlichste bekannte Punkt dieser Küste.

Wohlan, von 60—65 Grad hat der Däne Graah in zwei 38 Fuß langen, 7 Fuß breiten, 2½ Fuß tiefen Böten die Küste befahren, im Jahre 1829 und nach Ueberwinterung in 63 Grad 20 Fuß im Jahre 1830 bereits am 23. Mai fand er 1—2 Meilen breites Fahrwasser längs der Küste, und Ende August konnte er unbeschränkt überall segeln und kreuzen. Im Winterquartier hat er Regen noch am 29. October, sehr mildes Wetter bis Ende Februar gehabt, dann wurde es kälter, aber die höchste Kälte war nur 16 Grad R. Im Februar und März war das Meer noch auf 12—15 Meilen eisfrei.

Zwischen	60—61	Grad fand er an	2	Punkten	32	Eingeborene
„	61—62	„ „ „ „	2	„	70	„
„	62—63	„ „ „ „	3	„	31	„
„	63—64	„ „ „ „	4	„	223	„
„	64—65	„ „ „ „	2	„	180	„

also zunehmende Bevölkerung nach Norden hin.

Schon früher hatten 1822 Scoresby und Sohn einen seit Anfang ihrer 1819 begonnenen Wallfischfahrten lieb gewonnenen Plan ausgeführt, mit ihrem Wallfischfänger — also einem vollständigen Schiffe — die damals freilich schon häufig von ihnen gesehene (!) aber nie genau bestimmte und aufgenommene Küste Grönlands zu erforschen und zu vermessen, insbesondere aber die von ihnen zwischen 74 und 60 Grad vermutheten alten isländischen Ansiedelungen in Ost-Grönland aufzusuchen. Ihr Kreis war also vorwiegend südlich, sie landeten, nachdem sie ohne Schwierigkeit die Nebelzone und das Packeis durchbrochen hatten, bei durchweg heiterstem Wetter Ende Juli und Anfang August an 4 Stellen in 70—72 Grad N. Breite und vermaßen überhaupt die Küste zwischen 74—69 Grad. Das Meer war überall schiffbar, man bedenke für einen Wallfischfänger, die Luft ruhig, der Himmel heiter in der Nähe der Küste und nach Land zu, während auf See hinaus man häufig eine Nebelbank stehen sah, die Hitze drückend bis 17 Grad R., die Einwohner deßhalb fast nackt gehend, der Torf trocken, so daß die Matrosen ohne Weiteres an ihm Kaffee kochten und Vögel brieten; die Vegetation entwickelt; so schöne Wiesen, als man nur irgend in England sehen kann, Bienen mit gefüllten Stöcken und eine sehr mannigfaltige Fauna. Scoresby fand eine im Allgemeinen südliche und westliche Strömung, „das Treibeis zerfiel und verschwand mitunter in fabelhaft kurzer Zeit."

In der Strecke von 69—64 Grad, d. h. in der Enge zwischen Island und Grönland, scheinen die Eisstopfungen die Regel zu sein; diese Küstenstrecke ist in neuerer Zeit noch nicht zu Wasser untersucht.

Das dritte Zeugniß für die Befahrbarkeit der grönländischen Ostküste legt die Sabine-Clavering'sche Expedition vom Jahre 1823 ab. In einer Kanonenbrigg von 90 Lasten erreichte sie am 4. August die grönländische Küste in 74 Grad 4 Fuß N. Breite und ging nach Durchbrechung des Treibeisgürtels und nach einigen Kreuzungen und Recognoscirungen in den vollkommen schiffbaren Fahrwasser an der Küste am 13. August bei der Sabine-Insel in etwa 74½ Grad Breite vor Anker; Windstille an der Küste, Strömung nordöstlich, Ebbe und Fluth 3 Fuß; während General Sabine dort die ihm aufgetragenen magnetischen Beobachtungen anstellte, unternahm Clavering einen Ausflug in zwei kleinen Ruderböten, zwölf Tage lang, während welcher die Leute des Nachts in ihren Decken schliefen, nie von Kälte litten, da die Temperatur zwischen + 9 bis — 4 Grad schwankte und überall Spuren von Eingeborenen und Vorräthe von Speck fanden. Bis zum 31. August wurde das Meer beim Observatorium weit und breit ganz eisfrei, und war von den Höhen der Sabine-Insel selbst nach Norden hin kein Eis zu sehen. Bis zum 13. September, wo die Expedition dem erhaltenen Auftrage gemäß beobachtete — sie sollte eben nicht nördlicher gehen — war schönes Wetter, „Gefahren irgend welcher Art existirten an der von uns aufgenommenen Küste nicht."

Es ist zu verwundern, daß diese Berichte so wenig jetzt bekannt zu sein scheinen, „daß selbst wissenschaftliche und geographische Größen ersten Ranges über Ost-Grönland absprechen, ohne z. B. das allerdings seltene Werk von Graah gesehen, ohne davon je gehört zu haben."

Die Instructionen Petermann's an den Führer der deutschen Nordfahrt fußen auf jenen Berichten, und unsere Nordfahrt soll da beginnen, wo die Engländer zurückgekehrt sind. (H. N.)

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 16. Juni. **Erziehungsresultate, oder: Guter und schlechter Ton,** Lustspiel in 2 Acten von C. Blum. Hierauf: **Englisch,** Lustspiel in 1 Act von Görner.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 184.)

Mittwoch, 17. Juni. Gastdarstellung des Kammersängers Herrn Beck vom k. k. Hofoperntheater in Wien. **Wilhelm Tell,** große Oper in 4 Acten. Musik von Rossini. Tell: Herr Beck.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. B. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 167. Mittwoch, den 17. Juni 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Einige Minuten später hielt die kleine Truppe auf der Landstraße auf derselben Stelle an, wo einige Monate früher Mildner sich von dem Baron von Wiesenhütten getrennt hatte. Rechts führte der verhängnißvolle Fußsteig unter dichtbelaubten Bäumen in den Mordgrund.

Die neugierige Menge war anfänglich dem Schulze und seiner Begleitung nachgezogen, in der Absicht, ihn bis ans Ende zu begleiten, aber nach und nach blieb bald da, bald dort Einer auf dem Wege zurück, je nach dem Grade von Energie, der seine Neugierde unterstützte.

Es herrscht stets eine gewisse Feierlichkeit in dem letzten Halt vor dem Eingang an einen Ort, der durch einen Mord besudelt worfen ist. Dort unter jenen Bäumen, in der Tiefe dieses finstern Orts, lag ein Gegenstand des Schreckens. Aber der muthige kleine Schulze ließ die Geister sich nicht entnerven, er hielt nicht länger an, als nothwendig war, um ein paar Pechfackeln anzuzünden, welche die Polizeidiener mitgenommen hatten, gebot ihnen wieder, vorauszugehen, und den Andern mit einem guten Beispiel vorangehend, schritt er rasch den Weg hinunter, der in Schlangenwindungen bis an das Allerheiligste des Mordgrundes führte.

Die Pechfackeln vermochten nur eine etwa zwölf Fuß lange Strecke zu erleuchten. Ringsum erhoben sich riesige Baumstämme, die, wie enge beieinander stehende Säulen, ein Laubgewölbe trugen, von welchen eine grünliche Dämmerung sich mit dem Schein der Fackeln vermischte. In der Mitte des Fußpfads sah man der Länge nach den regungslosen Körper eines Menschen liegen, der halb auf der rechten Seite liegend, die Füße nach der Landstraße gewendet, mit dem Gesichte im Waldgenisle lag. Die obgleich einfache Kleidung deutete doch auf einen höheren Stand; die Haare waren gepudert, die Beine mit Stiefeln bekleidet; ein goldbordirter Hut lag nicht weit von dem Kopfe auf der Erde; ein in Unordnung gerathener Mantel war noch an dem Körper befestigt. Keine Spur von Blut war zu sehen.

Ein Dutzend Menschen mit blassen, krampfhaft verzerrten Gesichtern drängten sich hinter dem Schulzen und seinem Schreiber der Dorfbarbierer nebst dem Hufschmied, der Flurschütz und der Schreiner Kerbler standen vorne an.

„Wie ist Er denn gefallen, Mann?“ fragte der Schulze den Schreiner.

„Ich habe halt an den Leichnam angestoßen, bin gestolpert und mit den Knieen und den Händen ins Genisle gefallen.“

Sehr wohl! das hätte ich mir denken können. Aber wir müssen Alles ordnungsmäßig betreiben. An Euch ist es, anzufangen, ihr Arzneikundigen. Eberhard, halte Er sich in ihrer Nähe und schreibe Er. Meister Niklas, Er, der sich auf Wunden versteht, beliebe Er uns zu sagen, ob keine Hoffnung vorhanden ist, diesen Menschen ins Leben zurückzurufen.“

Der arme Dorfbarbier hatte einigen Muth aus seiner Liebe zu seiner Profession geschöpft, sowie auch aus dem ein wenig tyrannischen und spöttischen Vertrauen, welches die Magistratsperson in die Nothwendigkeit setzte. Dennoch sah er sich nicht ohne eine neue Erregung dazu berufen, die erste Rolle in diesem gesetzlichen Vorspiel zu spielen.

Glücklicherweise genügte hier die oberflächlichste Untersuchung. Auf den Knieen neben der Leiche, durfte er nur die Brust und den Puls befühlen, indem er den Arm des vor ihm Liegenden aufzuheben versuchte.

„Gestrenger Herr Schulze“, sagte er, „dieser Körper ist bereits kalt und fängt schon an steif zu werden. Das Leben muß ihn bereits vor länger als vier Stunden verlassen haben.“

„Es ist gut. Hufschmied, nun ist die Reihe an Ihm.“

Von einer schweren Last befreit, erhob sich der Dorfbarbierer, während der Hufschmied, der zugleich Thierarzt war und eine stärkere Natur hatte, als er, an seine Stelle trat und seine amtliche Verrichtung durch Angabe der bestimmten Einzelheiten beendigte, die zu dem Verbalprozeß nothwendig waren.

Der Schulze resumirte nach Maßgabe seine Bemerkungen und dictirte sie seinem Schreiber.

„Schreibe Er, Eberhard: Wir haben ferner constatirt, daß die Kleidung des Besagten die eines Mannes von Stande ist, der sich auf einer Reise befindet oder im Begriffe ist, eine solche anzutreten; der mit großer Sorgfalt untersuchte Körper zeigt nur eine einzige Wunde, die mit einem breiten, schneidenden Instrumente, etwa einem Dolche, an dem Hals gemacht worden ist, worauf der Tod schnell erfolgt sein muß durch Erstickung und Ausfluß des Blutes, von dem sich noch große Lachen in dem Gebüsche vorfanden; daß die rechte Hand des Leichnams noch eine einläufige Pistole mit krampfhafter Stärke festhielt, das abgefeuert war. Die Aussage Derer aber, die zwei Schüsse in der Nacht gehört haben wollten, veranlaßte uns, nach einem zweiten Pistol zu suchen, das denn auch in der That in den Wurzeln, zwei Schritte hinter dem Leichnam, aufgefunden wurde. Dieses Nachsuchen führte zu einer weiteren Entdeckung auf der andern Seite, doch in gleicher Entfernung, denn es fand sich ein mit Blut befleckter Dolch von besonderer Form vor, welcher allem Anschein nach das Werkzeug des Verbrechens gewesen ist. Wir erklären, das Depositum dieser drei Gegenstände oder Beweisstücke dem Flurschützen zur Obhut anvertraut zu haben; ferner haben wir die Taschen des Ermordeten durchsuchen lassen und den Inhalt derselben in die Hände unseres Schreibers gegeben, um sie als Werthgegenstände unter Amtssiegel zu legen; dieselben bestanden in einer reichlich mit Gold gefüllten Börse und in

einer Brieftasche, die eine beträchtliche Summe in Banknoten enthält, woraus die Bestätigung einer beabsichtigten Reise hervorgeht, sowie auch die Vermuthung, daß der Mord nicht aus Habsucht, sondern aus Haß oder Rache begangen worden ist. — So, das ist Alles, wie ich glaube. . . He! Hufschmied, was sagt Er dazu? . . Ach! sehr gut. Schreibe Er, Eberhard. Wir erklären, daß, als der Hufschmied das Gesicht des Todten genauer betrachtete, er in demselben einen Edelmann erkannte, der in dem Laufe des Sommers einmal vor seiner Werkstätte angehalten hatte, um einen verlorenen Nagel in das Hufeisen seines Pferdes einschlagen zu lassen, welches ein schöner junger Rappe von englischer Race war."

Als er so weit dictirt hatte, trat der Schulze dem Cadaver näher, und plötzlich laut aufschreiend, rief er:

„Alle Wetter, das ist neu und höchst wichtig! Schreibe Er, Eberhard, schreibe Er noch dazu: Wir, der Schulze Hans Peter Rund, bestätigen, bei näherer Besichtigung den Edelmann erkannt zu haben, dessen Leichnam vor unsern Augen liegt. Wir haben diesen Edelmann seit dem Monat Mai dieses Jahres öfters in dem Schlosse Ihrer Erlaucht der Frau Gräfin von Schönborn angetroffen, deren Neffe er ist. Es ist der hochgeborene Baron Felix Nestor Ildefons Manfred von Wiesenhütten."

Und sonderbar electrisirt durch diesen schrecklichen Incidenzpunkt, verdoppelte der Schulze seine Thätigkeit, erklärte die Voruntersuchung für geschlossen, unterschrieb den Verbalprozeß und ließ ihn unterschreiben von wem rechtens, sprach und handelte gleichzeitig, ohne jedoch die erforderliche Kaltblütigkeit und Würde bei Seite zu setzen.

„Wir sind jetzt im Klaren und wissen, welchen Weg wir zu verfolgen haben. Auf in das Schloß, meine Freunde! Bringt die Tragbahre her, legt den Leichnam fein säuberlich darauf und deckt ihn mit seinem Mantel zu. Einer wird sich am Wege, der aus der Stadt führt, halten, um den Herren vom Gericht zu sagen, wo sie uns zu suchen haben.

Die nun folgende halbe Stunde war einer von jenen Augenblicken, wo das Drama in Harmonie mit dem Schauplatze ist, wo der durch den Wald führende Weg den Auftritt bot, der in Uebereinstimmung mit seinem Charakter stand: ernsthaft einherschreitende Magistratspersonen, Polizeidiener und Bauern, die eine Bahre trugen, die mit einem blutbefleckten Mantel bedeckt war; ein stummes Gefolge, das unter einem traurigen Himmel einherschritt, und der Herbstwind, der in den alten Eichen stöhnte und die abgefallenen Blätter mit einem Geräusche fortwirbelte, welches dem Röcheln eines Sterbenden glich.

(Fortsetzung folgt.)

Physiognomische Plaudereien.

Das Auge.

(Schluß.)

Alles Absonderliche hat das Vorrecht, für schön, mindestens für reizend verschrieen zu werden; es wird zuerst angestaunt, dann beneidet, dann nachgeahmt und kommt endlich womöglich in die Mode, wenn es den wohlfeilen Beifall des schönen, und noch mehr putzliebenden Geschlechtes errungen hat.

Die Römerinnen der Kaiserzeit borgten ihren teutonischen Sclavinnen den Schmuck des reichen, wellig röthlich-blonden Haares ab, um den dunkeln Scheitel darunter zu verbergen; es war Mode, als Füchslein einherzuwandeln, und mag sich drollig genug ausgenommen haben, wenn der schwarze Doppelbogen der südländischen Brauen und die mächtige Wimper oder gar der verrätherische Flaum der Oberlippe sich gegen die rothe Perrücke abhob, seltsamer fast noch, als die Unsitte des Puders, der, ursprünglich von der Eitelkeit erfunden, um das Silbergrau des angehenden Alters zu verhüllen, nach und nach selbst die braunen Locken der zartesten Jugend mit seinem ekelhaften, gesundheitswidrigen Staube verunstalten mußte.

Das sind Lächerlichkeiten; wenn aber Mutter Natur einmal ihrer Laune freies Spiel läßt und Contraste schafft, so verfällt sie nie ins Geschmacklose, sondern beschenkt ihr Geschöpf stets mit einem gewissen Maße von Reiz, gerade genug, um es interessant zu machen. Und eben Das zieht uns unwiderstehlich an, wenn uns ein Antlitz begegnet, wo Rabenlocken und blaue Augen sich vereint finden. Man pflegt diese Absonderlichkeit, welche übrigens nicht allzuselten, am häufigsten wohl bei den Töchtern vom Stamme Juda vorkommt, als ein Stück vorzüglicher Schönheit zu preisen, ein Urtheil, dem nur bedingt beizupflichten ist, dann nämlich, wenn auch die übrigen Erfordernisse ästhetischen Wohlgefallens sich damit vereinigt finden. Interessant aber und anziehend sind diese blonden Augen, wenn der Ausdruck erlaubt ist, immerhin; sie gleichen den krystallhellen Bergseen der Karpathen, in deren azurne Fluthen düstere Fichtenwälder hineinsehen, und die das dortige Volk mit unübertrefflicher Poesie Meeraugen nennt.

Wer näher zusieht, der findet in Form und Ausdruck selbst dieser hellgefärbten Augen etwas Brünettes, nur dem dunkeln Schlage Eigenes. Das langgeschlitzte Lid, die mandelförmige Schweifung desselben, der prächtige Aufschlag und der besondere, fast möchte man sagen, broncirte Anflug des Weißen im Auge, dazu die dunkle Wimper, sind Merkmale, die keinem ächt blonden Auge zukommen.

Das gerade Gegenstück dazu liefern Blondinen mit dunkeln Augen. Diese trifft man häufiger an und schreibt ihnen hergebrachter Weise, vielleicht wirklich nicht ohne Grund, erhöhtes Feuer des Temperaments, starke Leidenschaften, sozusagen ein gewisses extrait de sentiments zu. Auch sie prangen in eigenthümlichem Reize, der ihnen den besonderen Anschein lebhafter Koketterie verleiht. So ausgesprochen und auffallend ist dem Verfasser dieser Gegensatz aber nirgends und niemals begegnet, wie an einem jungen Mädchen aus dem südöstlichen Ungarn, der mit vierzehn Jahren schon zur herrlichsten jungfäulichen Blüthe erschlossenen Tochter eines bäuerlichen Ansiedlers in Szocsan, Krassoer Comitats. Unter einer edelgeformten Stirne, deren blendendes Weiß selbst die heißere Sonne jenes Himmelstriches nicht zu verderben vermocht hatte, blitzten ein Paar pechschwarze, gluthvolle Augen in die Welt hinein, jeder Blick ein Kobold von Muthwillen, Schalkhaftigkeit und sprühender Lebenslust, beschattet von langen, seidenen Wimpern und eingerahmt von schöngeschwungenen Brauen. Auch diese waren, wenn auch nicht schwarz, so doch bedeutend satter von Färbung als das flachsblonde, fast überreiche Haar, das in mächtigen Flechten auf dem Scheitel zusammengelegt war. Das feingeformte Köpfchen, welches durch die leicht aufgeworfene Nase zugleich Abbruch an regelmäßiger Schönheit erlitt und dafür an naivem Reiz gewann, glich mit seinem zarten und frischen Teint einem jungen Röschen, das sich auf schlankem Stengel wiegt. Die ganze Gestalt war die verkörperte Anmuth und Zierlichkeit, jede Bewegung des jugendlichen, durch keinen Toilettenzwang gehemmten Leibes graciös. Wie malerisch stand diesem reizenden Geschöpfe die an sich schon kleidsame Landestracht, das weiße, selbstgesponnene, selbstgewobene Linnenhemd, an den Achseln, der Brust und den Aermeln mit bunter Wollenstickerei verbrämt, das in reichem Faltenwurf vom Halse bis zu den Knöcheln herabfiel und um die Mitte des Leibes von einem breiten rothen Wollengürtel zusammengehalten wurde. An der rechten Seite ein wenig aufgeschürzt, ließ es den Anfang eines höchst zierlichen Beines bemerken. Hinten und vorne hing

vom Gürtel je eine hochroth gemusterte Schürze herab; die Vorderschürze war einfacher im Dessin und ganzrandig, die charakteristische Rückenschürze, die Gizelje, aber in ihrem oberen Drittel mit Silberfäden reich und brokatähnlich durchwirkt und löste sich nach unten in eine Reihe langer rother Fransenbüschel auf, die bis unter die Kniekehlen reichten. Kein Mieder verunstaltete die natürliche Schlankheit der Taille zur wespenähnlichen Karrikatur, frei und ungehindert hob und senkte sich der griechische Busen unter der faltigen Leinwand. Kopf und Füße waren bloß, ersterer der Sitte gemäß, welche nur verheiratheten Frauen eine Kopfbedeckung gestattet. Eine Schnur blauer Glasperlen umschlang den Hals, und aus der Haarflechte über dem Ohre grüßte als einziger Schmuck der blaue Kelch einer Gentiane hervor. Das ist die ganze Bekleidung, welche trotz ihrer Leichtheit und Kargheit doch bei Weitem züchtiger sich darstellt, als die ausgeschnittenen Kleider unserer modernen Salons. Im Winter tritt dazu ein Mantel oder eine ärmellose Weste aus Schafpelz und die Füße bis zur halben Wade werden in ein viereckiges Stück Wollenzeug gewickelt und in Sandalen eingeschnürt.

Ermüdet von mehrstündigem Ritte in der Hitze eines Julitages war ich bei der armseligen Dorfschenke abgestiegen, ließ mein Pferd am Straßenraine grasen und labte mich unter dem schattigen Vordache des Hauses an scharfsalzigem Schafkäse, grobem Brode und dem blaßrothen, aber feurigen Rebenblute der dortigen Gegend, als die beschriebene Dorfschöne des Weges kam und gesenkten Auges mit dem schönen Gruße: **Sanetate!** (Gesundheit! dem altgriechischen ὑγίαινε entsprechend) an mir vorüber das Haus betreten wollte.

Ueberrascht durch die klangvolle Stimme und das Anmuthige der ganzen Erscheinung, fügte ich zum Gegengruß eine scherzende Frage, und nun schlug sie fröhlich lachend den Blick gegen mich auf, daß ich erst jetzt die schwarzen, übermüthig glänzenden Sterne gewahr wurde, in denen sich noch kindlicher Frohsinn mit jungfräulicher Verschämtheit um den Vorrang stritt.

Diese prächtigen Augen blicken mich noch heute, nach Jahren, wie eine liebliche Erinnerung an, und doch entbehrten sie vollständig die Merkmale eigentlicher orientalischer Schönheit; sie waren groß, weit und rundlich geöffnet und trugen in ihrer ganzen Form und ihrem Ausdruck das schlichte Gepräge unserer germanischen Vergißmeinnicht-Augen. Nur ihr tiefes, unergründliches Schwarz ließ sie fremd und eigenartig erscheinen, und ihr Gegensatz zu der sonstigen ausgesprochen blonden Tracht muthete den Beschauer seltsam an.

Unbefangen ging das reizende Kind auf ein munteres Geplauder ein, indeß die Jüdin, welche die Schenke hielt, den mitgebrachten Krug mit Wein füllte, und als sie dann, nach Landessitte, die Bürde auf den Kopf nehmend, schwebenden Schrittes sich entfernte, klang mir der freundliche rumänische Scheidegruß; **So treasca cu sanetate, Domnule!** (Mögest Du in Gesundheit gedeihen, Herr!) noch lange in Ohr und Gemüth nach.

Meine Fragen bei der Wirthin bestätigten meine Vermuthung, daß ein so merkwürdiger Contrast zwischen Auge und Haar nur das Ergebniß einer Racenkreuzung sein könne. Der Vater der ländlichen Schönheit sei, so hieß es, Abkömmling jener Colonisten aus Würtlemberg, welche unter Maria Theresia im Banate sich niederließen und, wenn auch nicht die heimische Tracht, so doch deutsche Sitte und Sprache und deutsche Gesichtsbildung bis auf den heutigen Tag bewahrt haben, wiewohl auch schon viel magyarisches Wesen sich neben den schwäbischen Penaten breit macht. Ich sah den Mann nachher selbst und wunderte mich nicht mehr, daß diese derbe, blonde Schwabengestalt ihrem Kinde so vollständig den Stempel germanischer Abstammung aufprägen konnte, daß für den Antheil der Mutter, einer stark brünetten Rumänin, in deren Adern sogar, wie versichert wurde, vom Großvater her ein Tropfen Zigeunerblut floß, nichts übrig blieb, als das dunkle Colorit des Auges.

Doch brechen wir nunmehr diese etwas lang ausgesponnene Episode, zu der eine heitere Erinnerung den Erzähler verleitet hat, ab, indem nur noch beiläufig der absonderlichsten aller Absonderlichkeiten in Bezug auf die Augen Erwähnung geschehen möge.

Bei manchen Hunden nämlich, besonders bei gewissen getigerten Spielarten der Bullenbeißer, findet sich das Naturspiel, daß die Augen an einem und demselben Exemplare von ungleicher Farbe sind. Das eine Auge kann beliebig gefärbt sein, braun oder schwarz oder wie immer, das andere aber zeigt stets ein wässeriges, glanzloses, blasses Blau. Der Gesichtsausdruck dieser Thiere erhält dadurch etwas Heimtückisches, Falsches, Bösartiges, Schielendes. Diese ganz anomale Erscheinung kommt nur selten bei Menschen vor.

Mir ist aus eigener Erinnerung nur ein einziger Fall bekannt, indem ein Mädchen, das gleichzeitig mit mir die Volksschule meines Geburtsstädtchens besuchte, buchstäblich mit Einem blauen Auge davon gekommen war; das andere Auge war vom schönsten Braun. So viele Neckereien sich auch in Folge Dessen gegen das verschüchterte Kind richteten, so habe ich doch nie bemerkt, daß eine bösartige Charakteranlage das Unsichere des Blickes wiedergespiegelt hätte. **28**

Toptschider bei Belgrad.

Ein Leser der „Presse“, der kürzlich Belgrad und seine Umgebung besuchte, beschreibt den Schauplatz der Blutthat, die ganz Europa in Athem hält, in folgender Weise:

Toptschider ist ein sehr einfaches Landhaus, nichts weiter. Von fürstlichem Glanze und Gepränge ist da nichts zu finden. Mancher Wiener Bürger hat in irgend einem der fashionablen Landaufenthalte ein ganz anderes „Lustschloß“, als der Fürst von Serbien in Toptschider.

Die Belgrader indeß lieben Toptschider und die Erinnerungen, welche sich daran knüpfen. Die Umgebungen Belgrads sind ziemlich fruchtbar, aber fast baumlos. Zwar in fast jedem Hof der alten türkischen Häuser stehen Bäume (Akazien) dicht gepflanzt, so daß man reichlichen Schatten genießt, aber außerhalb der Stadt brennt überall die Sonne. Toptschider nun ist zugleich Schönbrunn und Prater der Belgrader. Eine prächtige Straße verbindet Belgrad mit Toptschider.

Fürst Michel ist auch Wien nicht fremd gewesen. Er erhielt hier seine Erziehung während des Exils seines Vaters, und auch später kam er oft hieher. Man kennt sein Palais in der Salesianergasse. Etwa von ähnlichen Dimensionen ist der fürstliche Konak auf der Terrasia in Belgrad. Ein blumenreicher Vorgarten dehnt sich bis an die Straße, von welcher er durch ein Eisengitter getrennt ist. Unmittelbar neben dem Konak und mit diesem in Verbindung befinden sich in einem neuen Hause die meisten Ministerien.

Der Fürst wohnte ziemlich wenig in dem Konak auf der Terrasia. Gleich seinem Vater hatte er eine große Vorliebe für das nahe bei Belgrad gelegene Toptschider und auch während des Winters brachte er viele Zeit dort zu. Die pietätvolle Erinnerung, welche der Fürst seinem Vater Milosch geweiht hatte, mag dazu viel beigetragen haben.

In Belgrad heißt man Toptschider ein fürstliches Lustschloß. Ehe man es merkt, befindet man sich inmitten gartenartiger Anlagen, und man ist ganz erstaunt, wenn der Kutscher vor einem

unscheinbaren Hause hält und, darauf hinweisend, sagt: „Da ist das Schloß."

Das Schloß sieht etwa wie das Verwalterhaus eines größeren Maierhofes nach westeuropäischen Begriffen aus. Hinter dem Schlosse und zu beiden Seiten dehnt sich der Park. Diese Anlagen sind ein Muster dafür, wie man Gärten nicht anlegen soll.

Ein älterer Diener, welcher gebrochen deutsch sprach, empfing mich freundlich und war sogleich erbötig, mich durch das ganze Haus zu führen. Das Haus hat nur ein Erdgeschoß und darüber noch ein Stockwerk. Das Erdgeschoß enthält Dienerschaftswohnungen; das erste Stockwerk bewohnte der Fürst. Als wir die Treppe hinangestiegen waren, traten wir in einen großen Vorraum, welcher sich in der Mitte mit einer Art Veranda nach dem Garten zu öffnete. Verblichene Seidenvorhänge bedeckten die Fenster und der Diener theilte uns mit, diese Veranda sei der Lieblingsaufenthalt des Fürsten, hier verbringe er studirend und arbeitend die meiste Zeit. An den Wänden des Vorhauses und auf großen Tischen war ein recht hübsch geordnetes pomologisches Cabinet untergebracht, welches alle in Toptschider gezogenen Früchte in Wachs sehr gut ausgeführt enthielt und das Fürst Milosch aus Graz bezogen hatte. Milosch verlebte hier seine letzten Tage und beschloß hier sein vielbewegtes Leben. In gebührender Pietät hat man die Zimmer, in welchen dieser merkwürdige Fürst litt und starb, unberührt gelassen. Im Sterbezimmer zeigt man seine Todesmaske und seine Kleider und auch alle übrigen Räume weisen durch irgend ein Geräth oder dergleichen auf ihn. So liegt in dem türkisch decorirten Zimmer noch das letzte Stück Holz und die Kohlenzange im offenen Camin, mit welchem er den Tschibuck anzündete, wenn er mit seinen Vertrauten die Angelegenheiten des Staates, um das helle Feuer sitzend, besprach. In einem anderen Zimmer zeigte man mir den Betschemel des alten Fürsten und die Gabel, welcher er sich bis an sein Lebensende bediente und welche das erste solche Eßwerkzeug in Serbien gewesen sein soll. In der kleinen Capelle wird noch in einem Kästchen die letzte Anaphora (die Hostie der orientalischen Kirche, welche an die altchristliche Agape erinnern soll) aufbewahrt die er vor seiner Abdankung im Jahre 1839 empfing und bei seiner Rückkehr im Jahre 1859 ganz wohl erhalten wiederfand.

Neben dem Palais war eine Musterwirthschaft, auf welche Fürst Michael viele Sorgfalt verwendete und die zur Hebung des Ackerbaues sehr viel beitrug. Trotzdem ist sie vor einigen Jahren durch einen Beschluß der Skuptschina aufgehoben worden. Noch findet sich dort eine Baumschule, eine Tuchfabrik — und eine Strafanstalt.

Mannichfaltigkeiten.

(Drittes deutsches Bundesschießen.) Der Gemeinderath der Stadt Wien hat beschlossen, für das dritte deutsche Bundesschießen im Namen der Stadt Wien zwei Ehrengaben zu stiften, und zwar 1) 300 Stück Dukaten in Gold, 2) 1000 Stück Vereinsthaler in Silber nebst entsprechender Decorirung. Ferner hat der Gemeinderath dem Central-Comite das dermalen leerstehende Versorgungshaus in der Alserstraße und das von der Commune erst kürzlich angekaufte Esterhazy-Palais auf der Mariahilferhauptstraße zur Unterbringung von Schützengästen zur Verfügung gestellt und den Magistrat beauftragt, wegen Ausmittlung weiterer geeigneter Räumlichkeiten städtischer Gebäude sofort die Einleitung zu treffen.

(Vergiftung.) Aus Berlin berichtet die „Staatsbürger-Zeitung": „Ein bedauernswerther Vorfall versetzte am Freitag früh die Bewohner des Hauses Charlottenstraße 63 in Bestürzung. Der dort wohnende Weinhändler Schmidt und sein einziges Kind, ein Knabe von sechs Jahren, wurden todt in einem Zimmer der Schmidt'schen Wohnung gefunden. Die herbeigerufenen Aerzte constatirten eine Vergiftung, und ein halbgeleertes Fläschchen mit Blausäure, welches auf dem Tische stand, ließ darauf schließen, daß der Vater sich und seinem Kinde freiwillig den Tod gegeben hatte. Schmidt befand sich seit längerer Zeit in zerrütteten Vermögensverhältnissen, die ungünstigen Conjuncturen ihren Ursprung verdankten; dieser Umstand würde ihn jedoch wahrscheinlich nicht zum Aeußersten getrieben haben, wenn er nicht überdieß unglücklich verheirathet gewesen wäre. Die fortwährenden Zwistigkeiten zwischen ihm und seiner (zweiten) Frau fanden in der Existenz eines Kindes erster Ehe ihren Grund. Als seine Frau am Freitag früh ausgegangen war, mischte er eine Quantität Blausäure mit Wasser, flößte zuerst dem Knaben das tödtliche Gift ein und trank dann selbst die größere Hälfte, indem er sich mit dem sterbenden Kinde im Arm auf das Sopha setzte. In dieser Lage wurden die beiden Leichen durch die heimkehrende Frau aufgefunden.

(Komet.) Der kaiserlich russische Collegienrath Herr Dr. Winnecke schreibt aus Karlsruhe, daß er in der Nacht von Samstag auf Sonntag (13. auf den 14. d. M.) einen teleskopischen Kometen in der Nähe von α Perseus aufgefunden hat. Eine genäherte Position ist.

Juni 13. Mitternacht $\alpha = 46^\circ\ 50'$ $\delta = +\ 47^\circ\ 18'$
Tägliche Zunahme $+\ 2^\circ$ $-\ 1^\circ$

Der Komet zeigt eine schwache Schweifspur und einen sehr kleinen Kern in stärkeren Fernröhren. — Der Encke'sche Komet tritt gleichfalls gerade jetzt wieder in unseren Beobachtungskreis; derselbe hat jedoch keinen Schweif.

Correspondenzen.

Bockenheim, 12. Juni.

Die günstige Lage unseres Platzes in der dichten Nähe Frankfurts, welche auch in neuerer Zeit die Stellung unter dessen Polizei-Präsidium veranlaßte, gab schon im Jahre 1819, da das Dorf zur Stadt erhoben wurde, den Grund ab, in gewerblicher Beziehung Freiheiten zu ertheilen, wie sie damals ganz außergewöhnliche waren. Das aber, was beabsichtigt wurde, und was sich nachher andererseits in Offenbach verwirklichte, blieb leider aus, weil spätere Hemmungen und der Mangel staatlicher Nachhülfe die guten Anfänge verkümmern ließ. Nichts destoweniger hob sich Bockenheim, Dank seiner Rührigkeit auf der einmal gegebenen Bahn, nach und nach der Art, daß es z. B. in der vorletzten Zählung den enormen Zuwachs von 20 Procent aufweisen konnte. In Folge dessen fühlt sich die Stadt und gibt es nun in der Verbesserung und Verschönerung ihrer äußeren Seite, geleitet von einer tüchtigen Gemeindeverwaltung, zu erkennen. Sie hat sich jüngst einen Marktplatz geschaffen, durch welchen sie sowohl in dessen Ausdehnung, als in der geschmackvollen Anlage (Seitens der weitbekannten Kunst- und Handelsgärtner Gebr. Siesmaier auf eigne Kosten) mit jeder großen Stadt zu rivalisiren vermag. Bereits ist auch ein neues Rathhaus auf der nördlichen Seite des Platzes in Angriff genommen, und gegenüber wird derselbe eine weitere, stattlichere Zierde durch den Kirchenbau erhalten, welchen die katholische Gemeinde aufführt. Den Plan dazu hat noch der leider zu frühe in Cassel verstorbene Architekt G. Ungewitter entworfen. Wie es schon der Name desselben, anerkannt eines unserer bedeutendsten Gothiker, verbürgt, wird die Kirche ein dreischiffiger Bau, im reinen Styl der älteren Gothik (der S. Elisabethkirche zu Marburg), mit einer Vorhalle unter dem Thurm, von schön aufstrebender Gliederung, ein sehenswerthes Kunstwerk werden.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 17. Juni. Gastdarstellung des Kammersängers Herrn Beck vom k. k. Hofoperntheater in Wien. Wilhelm Tell, große Oper in 4 Acten. Musik von Rossini. Tell: Herr Beck.
(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 168. Donnerstag, den 18. Juni 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Es war Morgens neun Uhr, als man die zu dem Schlosse führende Allee erreichte.

Hier machte man einen kurzen Halt, um den Zug zu ordnen, und der Leichnam des Barons weilte einen Augenblick an derselben Stelle, wo die Tochter des Dichters das Bewußtsein verloren hatte.

Der Schulze befahl seinen Leuten, einen Umweg zu nehmen und das Schloß durch die Hinterthüre zu betreten. Er allein schritt mit seinem Schreiber durch die Allee und gelangte an das Hauptthor. Er ließ sich bei der Gräfin von Schönborn melden, die sich noch in ihrem Schlafzimmer befand, und ließ sie in einer höchst wichtigen Sache, die keinen Aufschub erleide, um geheimes Gehör bitten.

Er wurde auf der Stelle vorgelassen.

Aber kaum war er seit einer Viertelstunde mit der Gräfin von Schönborn eingeschlossen, als ein sonderbarer Lärmen in dem Schlosse sich erhob, und in demselben Augenblicke stürzte die Gräfin, außer sich, in einem in Unordnung gerathenen Morgenkleide, sich den Handen ihrer herbeieilenden Frauen entwindend, die sie zurückhalten wollten, und den Bitten des Schulzen widerstehend, ungestüm aus ihrem Zimmer und die Treppe hinunter eilend, rief sie mit ihrer männlichen, klangvollen, aber dabei doch zitternden Stimme:

„Wo ist er? Ich will ihn sehen. Wo ist er? Laßt mich. Ihr müßt Euch irren. . . Es wäre ja entsetzlich! . . Es ist nicht möglich!"

Ihr Instinkt sowohl, wie das Geräusch der Stimmen und die Richtung, in der die Leute hinliefen, die von allen Punkten des Schlosses herbei eilten, führten sie in den großen Saal, in denselben Saal, in dem sie zwei Tage zuvor ein glänzendes Fest voll Luxus und Poesie gegeben hatte.

Welch ein Unterschied! Eine entsetzliche Unordnung, ein wirrer Tumult herrschte jetzt darin. Polizeidiener, Bauern, die männliche und weibliche Schloßdienerschaft, gerade so, wie sie zu dieser frühen Morgenstunde von der niederschmetternden Nachricht überrascht worden war, Alles untereinander, Gäste und Lakeien, ohne Unterschied des Ranges und des Charakters, von ihren Plätzen gerückte oder umgestürzte Möbel, auf den Sophas ohnmächtige Frauen, alle Fenster weit offen, und zwar waren sie mit solcher Heftigkeit aufgerissen worden, daß die seidenen Vorhängen in Fetzen herunterhingen, ein wildes Gesumme, einzelne Ausrufe von tragischer Natur, eine vollständige Trostlosigkeit, und in Mitte der Menge, die bei dem Anblick der Gräfin eine Gasse bildete, stand eine mit einem Mantel bedeckte Tragbahre. Der Mantel war von kühnen Händen gelüftet worden und ließ den etwas herabhängenden Kopf einer Leiche sehen, die an dem entblößten Halse eine schreckliche Wunde hatte.

Die Schloßherrin fiel auf die Kniee, indem sie ihre Augen mit beiden Händen bedeckte.

Man bemühte sich um sie, man zwang sie sanft zum Aufstehen, sich in einen Sessel zu setzen.

Die Anwesenheit des Schulzen hatte das Decorum einigermaßen wiederhergestellt. Er befahl, die Leiche wieder zuzudecken, sie in ein anderes Gemach zu bringen und Alles zu vermeiden, was allzusehr auf das Gefühl einwirkte. Allein der Schlag war gefallen und es herrschte fortwährend eine große Verwirrung in dem Prunksaal.

Die Gräfin besaß eine blinde Güte, die außerordentlich war, aber dabei war ihr Charakter ein fast männlicher. Bald ließ sie die Hände auf ihre Kniee fallen und begann mit düsterer Stimme zu sprechen:

„Ich sage Euch, es ist unmöglich. Gestern noch stand er da vor mir — jung, stark, Allen überlegen und die schönste Zukunft in Aussicht habend. Er nahm Abschied von mir. Der Kurfürst, seine Verdienste erkennend, hatte ihn mit einer hohen politischen Mission an den preußischen Hof betraut; er sollte nach Berlin gehen. Und heute steht er auf demselben Platze vor mir, aber elend gemeuchelmordet. Und durch wen? durch wen? Er hatte keine Feinde; er lebte einsam seinen Studien, er war fast fremd in dieser Gegend, ausgenommen für uns, die wir ihn liebten, und mir war er fast so theuer wie ein Sohn. Ihn hat kein Räuber getödtet, aber auch kein Edelmann. Wer das Leben nimmt ohne die Börse ist kein Bandit; wer sich aber des Dolchs bedient, gehört dem Adel nicht an. Wer hat ihn also getödtet? Er war ein Freund des Volkes und ein Soldat der Freiheit. Wer hat ihn getödtet? Könnt Ihr mir's nicht sagen, ihr guten Leute?"

Die Gräfin belebte sich mehr und mehr während sie sprach. Plötzlich erhob sie sich.

„Schulze!" rief sie mit starker Stimme, „Schulze, ich werde Ihm zu einem guten Amte in der Stadt verhelfen, wenn Er mir den Schuldigen liefert. Wäre er auch im Eingeweide der Erde verborgen, würde er auch durch ein ganzes Volk vertheidigt, wir müssen ihn finden, damit wir Gerechtigkeit erlangen. Handle Er demgemäß, handle Er, ich kenne Ihn, aber handle Er sogleich und ich schwöre Ihm, daß ich für Ihn thun werde, was ich für Den gethan haben würde, den zu rächen Er mir behülflich ist."

Das war weit mehr, als der kleine Mann zu hoffen gewagt, seit er das Schlachtopfer erkannt hatte. Zudem bemerkte er, daß nach und nach ein Jeder sich selbst vergessen hatte, um der Schloß-

Frau zuzuhören und daher eine gewisse Ordnung und Stillschweigen eingetreten war.

Er verbeugte sich und sagte:

„Wollen Ew. Erlaucht erlauben, daß eine weitere Untersuchung vorgenommen werde?"

„Gewiß erlaube ich es, und ich will zu allererst verhört werden, und ihr Andern mögt Alle meinem Beispiel folgen und Niemand soll den Saal verlassen, bevor er Rede und Antwort gegeben hat."

Und die That mit dem Worte verbindend, gab die Gräfin Befehl, daß ihre sämmtliche Dienerschaft sich aufstellen sollte, dann legte sie beim Aufstellen der Stühle und Tische selbst mit Hand an, und zwar mit jener fieberhaften Aufregung der Leute, die gleichzeitig in ihrer Zuneigung, ihrem Urtheile und ihrem Stolze verletzt worden sind.

Diese zweite Voruntersuchung, die ziemlich lange dauerte, hatte keinen andern Erfolg, als daß sie die Katastrophe noch unerklärlicher machte. Ein Jeder bezeugte der Reihe nach die Macht der Liebenswürdigkeit, welche der Ermordete ausgeübt hatte. Der Eine erinnerte an seine Seelengröße und seine heroischen Abenteuer, der Andere an seinen ungewöhnlichen Geist, der, sich stets mit dem Wohle der Menschheit beschäftigend, die kühnsten Probleme der Philantrophen zu lösen und zu verwirklichen suchte. Alle schilderten ihn als einen Menschen, der nur bezaubern und die Herzen gewinnen konnte und der, um sogar den Neid zu entwaffnen, seine großen Eigenschaften stets mit dem Schleier der Bescheidenheit bedeckt und allzu enthusiastische Freundschaften vermieden habe; er habe die Einsamkeit gesucht und habe der Gesellschaft stets nur ein verschleiertes Bild seines Wesens überliefert und habe dadurch die allgemeine Sympathie stets gereizt und in Athem erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Pädagogische Briefe aus Paris.

Von Dr. Albert Wittstock.

9.

Im Jahre 1861 erschien hier eine kleine interessante Schrift: „l'instruction populaire et le suffrage universel". Dieselbe geht von dem Gesichtspunkte aus, daß es namentlich die Pflicht der Regierung sei, dem ganzen Volke, welches politische Rechte ausüben soll, ausreichenden Unterricht zu verschaffen. Wir erfahren auch hier wieder die ungenügenden Resultate des Elementar-Unterrichts in Frankreich, der in vielen Gemeinden sogar gänzlich fehlt. Nach französischer Art erkennt der Verfasser in dem Elementar-Unterricht nicht eigentlich ein durch sich selbst wirkendes Bildungsmittel, sondern er erblickt darin das unentbehrliche Mittel, daß der Erwachsene im Besitze dieses Mittels sich durch Bücher- und Journallectüre fortbilden kann. Nach des Verfassers Berechnung kann von allen Erwachsenen nur noch die Hälfte lesen und schreiben und nur ein Zehntel der Gesammtpopulation macht von der Lesefertigkeit Gebrauch.

Als eine Hauptursache dieser niederschlagenden Resultate betrachtet er die traurige Lage der Lehrer. Für die Lyceenlehrer war schon früher gesorgt worden.

Der Unterrichtsminister hatte 1857 folgendes Decret erlassen: Art. 1. Während des Jahres 1857 empfangen die Lehrer in den Departements-Lyceen die erforderliche Entschädigung, um ihren Gehalt auf das Minimum von 2000 Fr. zu bringen. Art. 2. Die Hülfslehrer in den Lyceen von Paris erhalten eine Entschädigung von 1500 Fr. für die erste und von 500 Fr. für die zweite Classe. Art. 3. Die Hülfslehrer der Lyceen in den Departements erhalten eine Entschädigung, welche ihren Gehalt für die erste Classe auf 2000 Fr., für die zweite auf 1800 Fr., für die dritte auf 1600 Fr. bringt. Art. 4. Die Hülfslehrer der vierten Classe erhalten dieselbe Entschädigung wie die der dritten Classe.

Weniger günstig ist die Fürsorge für die Volksschullehrer gewesen. Die Mehrzahl der französischen Lehrer — heißt es in der obigen Broschüre — haben kaum zu leben. Ihre materielle Lage setzt sie auf dem Lande noch hinter die kleinen Bauern, selbst hinter die Tagarbeiter zurück. Aber ihre Stellung ist nicht blos elend, sondern noch dazu prekär. Man kann sie versetzen und absetzen, sie zurückrufen ohne die Gründe anzugeben. Die Obrigkeit hat zu viel Einfluß auf sie und läßt sie manchmal ihre Abhängigkeit recht hart fühlen. Ein solcher Umstand lähmt den Eifer, stört auf alle Arten einen Beruf, welcher schon durch sich selbst undankbar ist und flößt oft das Verlangen ein, ihn zu verlassen. Unter diesen Umständen ist es schwer, daß die Primarschule das Gute leisten, was man von ihnen erwarten sollte.

Wenn man in Frankreich einen starken und den Bedürfnissen des Landes entsprechenden Volksunterricht will, so muß man vor allen Dingen erst die Stellung der Lehrer verbessern.

Eine beträchtliche Erhöhung der Gehalte und eine gewisse Unabhängigkeit, das sind die beiden Bedingungen, unter welchen junge tüchtige Leute mit Eifer und Erfolg sich der Laufbahn eines Volksschullehrers widmen werden.

Eine andere Stelle lautet: Frankreich hat 37 Millionen Einwohner. Aus der Militärstatistik von 1857 geht hervor, daß ungefähr der dritte Theil der jungen Leute gar keinen Unterricht empfangen hatte; unter 319,289 waren nur 192,873, welche lesen und schreiben konnten. In demselben Jahre besuchten von 2,250,000 Knaben 475,000 und von 2,593,000 Mädchen 533,000 die Schule nicht. Außerdem aber ist der Schulbesuch ein so unregelmäßiger, daß man sagen kann, die Hälfte der eingeschriebenen Kinder gehört nur auf dem Papier zur Schule.

Sehr beherzigenswerth ist es, wenn der Verfasser weiter bemerkt, daß die Gesetzgebung allein nicht genügt. „Man muß die Geister aufklären und sie einsehen lassen, daß das physische und moralische Gemeinwohl, die socialen und politischen Rechte nur ausgeübt werden können, vermittelst der Erziehung und der Arbeit." Wie uns das Schriftchen endlich mittheilt, waren unter tausend Personen, welche im Jahre 1857 criminaliter verurtheilt wurden, 787, welche keine, oder doch ganz ungenügende Schulbildung genossen hatten.

Charakteristisch ist es, wenn der Verfasser zu folgendem Resumé gelangt: Die Volksclassen sind unwissend in Frankreich und diese Unwissenheit schadet der Entwicklung ihrer moralischen und intellectuellen Fähigkeiten. Sie sind unfähig, mit dem nöthigen Ernst die politischen Rechte auszuüben.

Ueber den gegenwärtigen statistischen Zustand des französischen Unterrichtswesens ergeben die neuesten amtlichen Ausweise Folgendes:

Im Jahr 1867 war die Zahl derjenigen Conscribirten, welche nicht lesen und schreiben konnten, auf 23 Procent herabgegangen, dagegen betrug bei Verheirathungen die Zahl Derjenigen, welche ihren Heiraths-Contract nicht unterschreiben konnten, 34 auf 100. Im Jahre 1866 wurden in 44 Communen neun Schulen errichtet, so daß es heute in Frankreich nur noch 650 Gemeinden gibt, welche gar keine Schulen haben. Außerdem wurden 563 Schulen eröffnet in Gemeinden, die bisher wenigstens schon eine hatten. Von diesen 607 neu gegründeten Schulen sind 229 für Knaben und 378 für Mädchen. Die Gesammtzahl der öffentlichen Schulen war am 1. Januar 1867: 53,957 und zwar 38,858 Knaben- oder gemischte Schulen und 15,099 Mädchenschulen.

Auch die Freischulen wurden vermehrt. Zu den schon bestehenden 3510 Knabenfreischulen und 12,839 Mädchenfreischulen kamen neu hinzu: 89 für Knaben und 276 für Mädchen.

Der Schulbesuch hat während 1866 um 60,167 zugenommen, und zwar 37,838 Knaben und 22,329 Mädchen. Bei den Freischulen beträgt die Vermehrung 6983 Knaben und 12,347 Mädchen. — Hierzu sind noch 97 neue Kinderbewahranstalten mit 13,373 Kindern hinzuzufügen.

Ferner haben 824 Communen vom Staate Hülfe für den Bau neuer Schulhäuser verlangt und 2,226,843 Francs erhalten. Das Budget reicht hier lange nicht aus, denn 200 Millionen würden erforderlich sein zur Dotation der erforderlichen Schulhäuser.

Von den Lehrern wurden 431 im Jahre 1866 in den Ruhestand versetzt; die Durchschnitts-Pension beträgt heute 109 Francs per Jahr. Natürlich ist das durchaus unzureichend, es hat sich deßhalb schon ein Hülfsfond gebildet. Die Zahl der Volksschullehrer beträgt gegenwärtig 17,423.

Als neuer Lehrgegenstand wurde der Unterricht in Gartenbau und Landwirthschaft in die Elementarschulen eingeführt.

Vor drei Jahren wurden Unterrichtscurse für Erwachsene auf allen Punkten von ganz Frankreich eingerichtet, und diese Curse bestanden bereits am 1. April 1866 in 30,085 Communen, und am 1. April 1867 ergab sich, daß im Ganzen 829,555 Personen an dem Unterricht Theil genommen hatten. Die Resultate waren sehr erfreulich. 357,400 Schüler, welche ganz ohne Schulbildung waren, hatten das Versäumte nachgeholt. 27,314 hatten lesen gelernt, 58,377 lesen und schreiben und 248,435 lesen, schreiben und rechnen. In kleinen Gemeinden, wo die Mittel für diese Unterrichtscurse fehlten, gab der Staat eine Unterstützung zu diesem Zweck, und wurden im Jahre 1867 hierfür 1,145,304 Francs verausgabt.

Was das neue Gesetz vom 10. April 1867 über die Inspection der Primarschulen bestimmt, konnte bis jetzt nur wenig ausgeführt werden, denn weil dieses Gesetz die Schulen vermehrt, vergrößert es auch die Schwierigkeiten. Das Budget für 1868 hat jedoch derartig vorgesorgt, daß es künftig für jedes Arrondissement einen Schul-Inspector geben wird. Die Schulen werden von jetzt an regelmäßig inspicirt werden und das ist auch eine Garantie für den Fortschritt des Unterrichts.

In den Secundarschulen hat sich im letzten Jahre die Schülerzahl vermehrt. Am 1. November 1867 gab es 36,306 Schüler, davon 19,984 Interne und 16,322 Externe. Die beiden höchsten Classen des Lyceums haben 430 Schüler mehr als voriges Jahr und zwar die Rhetorik 67 und die Philosophie 119 Schüler.

Die Collèges, 253 an Zahl, haben 32,453 Schüler. Die Lyceen und Collegien zusammen zählen eine Schulbevölkerung von 68,759 Schülern, das ist eine Vermehrung von 1154 gegen das Vorjahr. Neue Lyceen und Verbesserung der alten sind in Aussicht. In Nancy wird ein kleines Collège erbaut, das Collège zu Limoges wird nächstens eröffnet. Neue Lyceen werden zu Lorient und Montauban und Algier errichtet. Die Gesammtzahl der Lyceen beträgt augenblicklich 81.

Große Anstrengungen geschahen im Jahre 1867 für den Specialunterricht. Derartige Specialschulen (für Handel und Gewerbe) werden in Mont-de-Marsan, in Cognac, in Bayonne construirt. Die école professionelle in Mühlhausen hat sich in ihrer Organisation vervollkommnet, so daß der eigentliche Realunterricht bald in Frankreich seine besonderen Schulen haben wird.

Bei der im Monat August vorigen Jahres stattgefundenen Lehrerprüfung erhielten von 8 Candidaten 6 das Fähigkeitsbrevet und 89 von 113 das „Diplome D'études". Das Gehalt der Secundarlehrer ist durch Decret vom 19. Juni 1867 auf 2200 Fr. erhöht worden.

Auch für den Mädchen-Unterricht geht man mit der Idee um, Secundarschulen zu errichten; die Regierung hofft, daß die Departements und die Gemeinden diese Sache in die Hand nehmen werden.

Die Facultäten der Universität ertheilten im Jahre 1866 zusammen 8762 Diplome. Uebrigens wird gegenwärtig im Unterrichts-Ministerium eine Schrift vorbereitet: Statistique de l'enseignement superieur en France.

Frankreich leidet an einem Grundfehler, es ist der der Eitelkeit. Einst hat dieses Land allerdings lange Zeit hindurch den Vorrang vor den andern Völkern sowohl in der Literatur, wie in der Politik behauptet, und wer kann es diesem ehrgeizigen Volke verdenken, daß es stolz darauf ist? Aber haben wir es heute noch mit jenem Frankreich zu thun, „qui marche à la tête de la civilisation"? Wer weiß nicht, daß diese Nation, welche einst eine so gewaltige Rolle spielte, gegenwärtig Rückschritte gemacht hat? Einst zeigte das Volk, daß es reif war zur ernsten Auffassung der höchsten Fragen der Menschheit, zur politischen Selbstregierung, und es wirft wahrlich ein gutes Licht auf das Schulwesen Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert, wenn man bedenkt, welche große Anzahl ausgezeichneter Männer plötzlich in der constituirenden Versammlung erschien, als das Land zum ersten Male alle seine Kräfte zur Erreichung der vollkommensten Staatsform aufbot. Ohne Zweifel müßte das alte Frankreich tüchtige Pädagogen haben, daß es solche Männer hervorbringen konnte. Und sollte der Geist der Väter ausgestorben sein? Aber wie gesagt, eine neue Zeit wird nur durch eine Neugestaltung der Erziehung kommen. Durch das Schulwesen wird der Volksgeist an seiner Quelle gefaßt und das ganze Gebäude wird den Stürmen der Zeit nicht widerstehen können, wenn das Fundament nicht recht gelegt ist. Darin wenigstens bewies einst der Convent seine republikanische Reife, daß er sofort das Unterrichtswesen in die Hand nahm, und so gründlich, daß noch heute die Denkmäler seiner Thätigkeit erhalten sind.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein mysteriöser Wanderer.) Die „Berner Zeitung" schreibt: Wie wir heute vernehmen, hat am 27. Mai in der Frühe um 4 Uhr ein Landeigenthümer bei Bärfischenhaus (Neueneck) einen schwarzgekleideten Mann gesehen, welcher in gerader Linie durch die schönsten Getreidefelder hindurchschritt. Der Landmann eilte dem sonderbaren Wanderer nach und stellte ihn wegen dieser verderblichen Rücksichtslosigkeit zur Rede, erhielt aber keine Antwort, sondern der Fremde machte nur eine freundliche Handbewegung und setzte unbeirrt seine auffallende Wanderung fort. Etwas nach 8 Uhr wurde derselbe schwarzgekleidete Mann bemerkt, wie er von Bösingen her schnurgerade durch die Felder gegen Laupen hinschritt. Er kam etwa 200 Schritte unterhalb der sogenannten Kuhbrücke an die Sense, ging ohne Weiteres durch den Fluß, wobei das Wasser ihm bis an die Schultern reichte und der Lauf stark genug war, sein Leben zu gefährden. Triefend kam der Fremde in das Gasthaus zum Bären, bestellte einen Schoppen, den er sofort bezahlte, und fragte, ob er Kaffe haben könnte; ohne diesen abzuwarten, erkundigte er sich nach dem Weg nach Delsberg und verließ das Gasthaus. Erst jetzt dachte man daran, den Mann überwachen zu lassen, machte dem Landjäger davon Meldung und dieser brach sofort auf, den Unbekannten zu suchen. Leider konnte ihm Niemand über die Richtung, die derselbe eingeschlagen hatte, Auskunft geben; erst später verlautete, der Fremde sei seitwärts durch die Felder gegangen, über die Straße nach Gümmenen und dann gegen die Saane. Von da an hatte ihn Niemand wieder

gesehen. Die Personalbeschreibung dieses räthselhaften Wanderers läßt mit Gewißheit annehmen, daß es Großrath Cuenin war, der am 31. Mai bei Oltigen todt gefunden wurde.

(Ein theures Pflaster.) Das „Journal des Debats“ bringt folgende eben so lehrreiche als piquante Notiz des Herrn Leon Say: Im Folgenden geben wir die Summen, welche die Stadt Paris nach den verschiedenen Compagnien der Bau-Unternehmer für die letzten ausgeführten Straßenanlagen oder für die, welche in der Ausführung begriffen sind, schuldet, und welche mit dem Ergebniß der projectirten Anleihe bezahlt werden sollen:

Rue Turbigo	67,260,406	Francs.
„ Reaumur	63,600,000	„
Boulev. Haußman	53,509,053	„
Rue Ollivier	36,500,000	„
„ de Rennes	34,243,096	„
Boulev. de l'Empereur	25,814,200	„
Rue Monge	24,608,850	„
Boulev. St. Germain	22,962,250	„
Plau de l'Etoile	18,783,629	„
Rue Monffetard	17,845,114	„
Boulev. Arago	16,678,883	„
Rue Lafayette	15,200,000	„
Abords des Holles	12,510,000	„
Boulev. St. Marcel	10,522,148	„
„ Magenta	10,500,000	„
Avenue Bosquet	6,526,750	„
Rue de Rome	6,465,824	„
„ de Manlieuge	6,456,372	„
Boulev. de l'Alma	2,346,420	„
Rue de la Municipalite . . .	700,000	„

Das macht nun im Ganzen über 453 Millionen Francs. — Man muß zu diesen Summen hinzufügen, was effectiv bereits bezahlt ist, denn dieser Etat von 453 Millionen ist nur ein Etat von Summen, die zu bezahlen übrig sind. Für die Rue Turbigo z. B. hatte man am 31. December 1866 bereits 7½ Millionen bezahlt, was mit der oben angeführten Summe 74 Millionen 800,000 Fr. ausmacht, wobei die Ausgaben von 1867 noch gar nicht mitgerechnet sind. Es wäre gar nicht übel, wenn man an die Straßenecken ein Schild anheften würde, welches neben dem Namen den Preis der Straße trüge. Man würde im Vorbeigehen die Millionen begrüßen.“

(Egestorfs Werke.) Der dieser Tage zu Hannover verstorbene Fabrikant Egestorf besaß folgende Fabriken: Die Maschinenfabrik, die circa 800 Arbeiter beschäftigt, hat 315 Locomotiven geliefert, wovon die letzte für die Bromberger Eisenbahn bestimmt, mit der laufenden Nummer 315 am Sterbetage nach dem Bahnhofe gefahren wurde; eine Eisengießerei mit etwa 35 Arbeitern, die chemische Productenfabrik mit etwa 50 Arbeitern, eine Ultramarinfabrik mit etwa 25 Arbeitern, eine Zündhütchenfabrik mit 35 Arbeitern, die Saline bei Badenstedt unweit Linden mit 110 Arbeitern, den Steinbruch bei Linden mit 65 Arbeitern, das Steinkohlenbergwerk bei Wennigsen mit 170 Arbeitern, das Steinkohlenbergwerk bei Barsinghausen mit 360 Arbeitern, die Kalktonnenmacherei bei Linden mit 35 Arbeitern, 5 Kalkbrennereien in Linden, Ronnenberg und Völksen mit 85 Arbeitern, 4 Ziegelbrennereien in Linden, Empelde und Böllern mit 110 Arbeitern. Die Steuern und Zölle, welche aus Egestorfs Industrien den Staatscassen jährlich zuflossen, betrugen circa 56,400 Thlr. Egestorf hat auch das schöne Aquarium in Hannover gegründet.

(Dr. Eisenbart.) Gewiß ist allgemein das Spottgedicht auf die Leistungen des Doctors Eisenbart bekannt, welches in einem früheren Jahrgang der Münchener Bilderbögen in ausgezeichneter Art illustrirt ist. Es wird aber auch angenommen, daß Dr. Eisenbart gar nicht existirt hat; dieser Annahme widerspricht geradezu sein Grabdenkmal in Münden in Hannover, welches folgende Inschrift hat: „Allhier ruhet in Gott der weiland hocherfahrene, Weltberühmte Herr Herr Johann Andreas Eisenbart, königl. Großbritannischer und churfürstlich braunschweigischer privilegirte Landarzt wie auch königl. preußische Rath und Hofoculiste von Magdeburg. Geboren Anno 1661, gestorben 1727 den 11. November. Aetatis 66 Jahr.“ Es ist anzunehmen, daß ein Mann, welcher von drei Regierungen geehrt wurde, wirklich auch etwas geleistet hat; wahrscheinlich hat er außergewöhnliche Mittel bei seiner Kurart angewendet, welche später im Volksmund zur Carricatur geworden sind.

(Les extrêmes se touchent.) Aus Klagenfurt schreibt man: „In Kärnten, sind gegenwärtig die Regen-Bittprozessionen an der Tagesordnung. Unlängst wurde ein hübsches Geschichtchen von einer solchen Prozession bei Villach erzählt, deren Theilnehmer so sicher auf Erhörung ihrer Bitten rechneten, daß sie gleich die Regenschirme mitnahmen. Auf den Luschariberg kamen Prozessionen aus Kärnten, die baten um Regen, und Prozessionen aus Krain, die baten um schönes Wetter, weil es dort genug geregnet.“

Correspondenzen.

Köln, 16. Juni.

Der Hansesaal, in welchem zur Zeit der Hanse die Berathungen gepflogen wurden, und der mit dem Verfalle der Größe Kölns auch seinem Verfalle entgegenging, ist nunmehr, nachdem die Rathhausbauten schon zum größten Theile umgebaut worden, auch wieder hergestellt und mit einer so prachtvollen Decoration ausgestattet worden, daß schwerlich sich am Rheinstrome ein zweiter, so geschmackvoller Rathhaussaal vorfinden dürfte. Am 10. d. M. ist die erste Sitzung der Stadtverordneten in demselben abgehalten worden, wobei der Oberbürgermeister Veranlassung nahm, in einigen kräftigen Zügen die Geschichte dieses Saales zu entwerfen, über die Pracht des Saales zur Zeit der höchsten Blüthe der Stadt, über den Verfall beider, über das Wiederaufblühen der Stadt (kurz vor den zwanziger Jahren zählte sie 50,000, jetzt 120,000 Einwohner) und über die Herstellung des Saales. An die Wiedereröffnung dieses Saales hat die Stadt einen Act geknüpft, welcher Zeugniß gibt, daß sie bereit ist, der Kunst und Wissenschaft zu dienen: Man beschloß, einen Stipendien-Fonds zu stiften, dessen Revenuen für unbemittelte und talentvolle Kölner, welche dem Studium der Mathematik und Naturwissenschaft obliegen, verwendet werden sollen, damit ihnen der Besuch der Universität ermöglicht werde. Zu diesem Zweck sind von den Zeichnern die im Jahre 1861 für die deutsche Flotte votirten Gelder im Betrage von 3700 Thlr. der Stadt zur Verfügung gestellt, und von den Stadtverordneten 3000 Thlr. hinzugefügt worden, um diese Stiftung bei dem am 3. August d. J. zu feiernden Jubiläum der Universität Bonn zu vollziehen.

Mainz, 16. Juli. Die Direction des Stadttheaters ist von dem Gemeinderath wieder dem seitherigen Director, Herrn Behr, auf drei Jahre übertragen worden.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 18. Juni, bleibt das Theater geschlossen.

Freitag, 19. Juni. Gastdarstellung des Kammersängers Herrn Beck vom k. k. Hofoperntheater in Wien. **Die Afrikanerin,** große Oper in 5 Acten von E. Scribe. Deutsch von F. Gumbert. Musik von Meyerbeer. Nelusco: Herr Beck.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 169. Freitag, den 19. Juni 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Luciane lauschte, und nachdem sie sich versichert hatte, daß die Pächterin fortgegangen war, öffnete sie die Thüre und trat in die Wohnstube.

Die Magd allein war darin und fing eben das fleißige Tagewerk einer Dorfbewohnerin an.

Luciane erwiderte ihren Morgengruß nicht und gab gar nicht Acht auf sie. Stolz die Stube durchschreitend, ging sie in den Hof, wo sie sich an einen Knecht wandte, der eben Hafer für seine Pferde siebte.

„Han-Peter", sagte sie, „wann könnt Ihr das Korbwägelchen anspannen und mich in die Stadt fahren?"

„Ei, will Sie uns denn schon wieder verlassen? Nun wenn es Ihr absoluter Wille ist, so kann es in einer Stunde geschehen, wenn meine Gäule abgefüttert sind."

„Es ist gut, ich verlasse mich auf Euch."

Als sie das gesagt hatte, ging Luciane wieder in die Stube und setzte sich auf ihren gewöhnlichen Platz an dem in den Hof gehenden Fenster. Sie schlug das Buch auf, das sie in der Hand hatte und fing an, es zu durchlaufen, ohne anfänglich recht zu wissen, was sie las, und nur zu dem Zwecke, um sich von der Magd abzusondern, die fortfuhr, die Stube aufzuräumen. Diese hatte Lust, ein Gespräch anzufangen und nach einer Weile sagte sie mit einem tiefen Seufzer:

„Unsere Jungfer ist stolz geworden, seitdem sie eine Frau ist. Ehemals hätte sie mir nicht allein alle Arbeit überlassen, besonders wenn die Pachterin nicht zu Hause ist und ich alle Hände voll zu thun habe."

Luciane erhob den Kopf und sagte:

„Wo ist sie denn heute?"

„Unsere Frau? Sie ist auf dem St. Annenfeld, Ihr wißt ja, der Acker, der nahe am Walde liegt; sie beaufsichtigt die Leute, welche die Wintersaat aussäen und wird wohl den ganzen Tag dazu brauchen."

„Ei, das ist gut, ich danke Dir", sagte die junge Frau mit dem Tone der Zufriedenheit.

Sie hörte nun das dicke Mädchen nicht mehr weiter an, welches mit einem abermaligen Seufzer verstummte, indem es Luciane verwundert ansah.

Das Buch, in welches Luciane sich versenkte, um Andern und sich selber zu entgehen, fing nachgerade an, ihre Aufmerksamkeit weit mehr zu fesseln, als sie gehofft hatte. Ihre Züge verloren ihre bisherige Spannung, ihr Blick belebte sich, ihre Hand wandte die Blätter rascher um, und ihre begierige Physiognomie, ihr schneller Athem, der zur Seite geneigte Kopf, das in ihren Augen concentrirte magnetische Fluidum, Alles verkündigte, daß der Inhalt des Buchs alles Leben in ihr absorbirte.

So verschwand über eine Stunde. Sie hörte nicht, daß ihre Mutter in die Stube kam. Magdalene Werner, die nur mit großer Mühe zu gehen vermochte, hatte Zeit, sich ihr zu nähern, und indem sie sie auf die Stirne küßte, zu sagen.

„Du bist ja sehr beschäftigt, mein Töchterchen."

„Luciane fuhr wie aus einem Traum empor.

„Ach, Ihr seid es! Guten Morgen, Mutter", sagte sie.

„Ist das ein langweiliges Gelese", sagte die Magd zu der alten Frau. „Seit einer Stunde steckt unsere Jungfer, wollte ich sagen, unsere junge Frau, ihre Nase in das häßliche Buch. Ich habe ihr schon ein paarmal gesagt, daß das Frühstück auf dem Tische stehe, sie hört und sieht mich nicht."

„Das ist ein gutes Zeichen", sagte die Alte vergnügt, „das beweist, daß Alles gut geht."

„Ja, Mutter", ließ sich Luciane vernehmen, „es geht Alles so gut, daß ich nachher gleich mit Han-Peter in dem Korbwagen fortfahren werde."

„Wirklich! Willst Du zu Deinem Mann in die Stadt zurückkehren?"

Luciane schlug die Augen nieder.

„So bist Du also geheilt", sagte Magdalene in heiterem Tone. „Ich wußte ja, daß es nur eine Kinderei war."

Während sie sprach, hatte die gute Frau ihre Brille aus der Tasche gezogen und auf ihre Nase gesetzt, und sich mechanisch über die Schulter ihrer Tochter beugend, suchte sie den Titel des Buchs, worin Luciane las, der mit großen Buchstaben oberhalb jeder Seite gedruckt war, zu buchstabiren.

„Was ist denn das für ein schönes Gelese, das Dich so aufgeräumt macht? Die Lei — Leiden des jun — gen Wer Werthers thers, Werthers."

„Ich weiß es nicht, ich habe nur darin geblättert. Es ist, glaub' ich, ein Roman."

„Was, ein Roman? Du liesest Romane?" rief die Alte und schlug vor Entsetzen die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Ach Gott, meine Mutter", erwiderte Luciane verwirrt. „Ich fand dieses Buch auf meinem Waschtisch und nahm es, ohne zu wissen, was es enthielt."

„Du weißt nicht, was Du sagst, Mädchen. Solch ein Buch ist nie in unser Haus gekommen. Und wer hätte es denn in Deine Kammer auf Deinen Tisch getragen?"

„Sicher bin ich es nicht gewesen", rief die Magd mit einem lauten Gelächter.

Diese einfachen Worte machten eine sonderbare Wirkung auf Lucianen. Sie ward sehr roth, und obgleich es ihr leicht gewesen wäre zu sagen, daß sie das Buch mit aus der Stadt gebracht

habe, so fiel ihr diese Lüge nicht ein. Sie blieb verlegen und wußte nicht, was sie antworten sollte.

In diesem Augenblick, während ihre Mutter und die Magd sie mit Verwunderung betrachteten, ging plötzlich die Thüre auf und man sah Jemand eintreten, den Niemand zu dieser Zeit erwartete. Es war die Pächterin.

Den drei Frauen entfuhr ein Ausruf, der aber schnell durch ein unüberwindliches Grauen erstickt wurde, welches das Blut in ihren Adern erstarren ließ.

Die Pächterin war bleich wie der Tod; sie sah Niemand an und sprach mit Niemand. Sie bewegte sich mechanisch in der Stube herum, einer unbekannten, schrecklichen fixen Idee gehorchend. Aller Augen folgten ihr mit unüberwindlichem Schrecken.

Sie griff zuerst nach einem an der Wand hängenden Korb, dann schritt sie auf einen großen Schrank zu, aus dem sie Leinwand und Binden nahm. Aus einem andern Schrank nahm sie eine Flasche Wein und von dem Frühstückstische mehrere Brödchen. Nachdem sie Alles in ihren Korb gelegt hatte, schritt sie wieder auf die Thüre zu.

Bei der Erscheinung dieser Frau, dieser Mutter, der sie einst zu trotzen hoffte, hatte Luciane gefühlt, daß ihr das Herz in der Brust stille stand. Dann hatte sich wider ihren Willen ihr Blick fest auf dieses harte Gesicht geheftet, dessen zerstörten Züge eine schreckliche Sprache redeten.

Im Begriffe, die Schwelle zu überschreiten, hielt die Pächterin an, wandte sich um und sah ihre Schwiegertochter scharf an. Der fahle Blitz ihrer Augen drang dem unglücklichen Weibe bis in das Mark der Knochen. Sie sagte langsam:

„Was hast Du heute Nacht gethan?"

Dann verschwand sie. In demselben Augenblick hielt der angespannte Korbwagen vor der Thüre.

„Für wen ist dieser Wagen?" ließ sich die Stimme der Pächterin außerhalb vernehmen.

„Für die junge Frau Mildner", lautete die Antwort.

„Hier gibt es außer mir keine Frau Mildner. Doch es ist gut, daß angespannt ist, ich brauche eine Fuhre."

Und alsobald rollte der Korbwagen mit der Pächterin, die selbst kutschirte, im scharfen Trab davon.

Der Knecht kam in die Stube, um Lucianen das Geschehene mitzutheilen.

Aber diese war nicht mehr im Stande, etwas zu hören. Sie war nicht geschaffen, um mit Gott zu ringen, denn gleich beim Beginne dieses Ringens war sie vom Blitz getroffen worden. Sie saß noch immer, aber kerzengerade, auf ihrem Stuhl. Ihre Hände lagen geöffnet, doch leblos auf ihren Knieen. Das Buch war auf auf den Boden gefallen. Ihr Gesicht war so weiß, so steif und kalt wie Marmor; ihre schwarzen Augen waren starr und glanzlos; nichts vermochte sie zu zerstreuen; sie gab kein Zeichen von sich.

Nachdem ihre Mutter sie mit stummem Erstaunen einige Augenblicke angestarrt und sich vergebens gefragt hatte, was das zu bedeuten habe, versuchte sie, mit ihr zu reden, sie auszuforschen; sie drängte sie mit immer kühneren Fragen und ging sogar so weit, sie an den Schultern zu fassen und sie zu schütteln. Sie rüttelte jedoch nur an einer Bildsäule, die alsobald wieder unbeweglich ward, ohne daß etwas in ihrer Haltung oder in ihrem Ausdruck verändert war.

Da wurde Magdalene Werner von Angst erfaßt. Auch sie wurde nun bleich, ihre Hände falteten sich zusammen, ihre Augen vergrößerten sich; sie glitt langsam auf die Kniee nieder, sie betete, sie hatte Alles verstanden.

Die erschrockene Magd fiel auch auf die Kniee nieder und betete im Stillen. Sie war ganz roth geworden und weinte heiße Thränen, ohne zu wissen warum.

Die Zeit verlief und die drei Frauen blieben in ihren Stellungen, ohne sich zu regen.

Der Knecht jedoch, nachdem er einige Worte gestammelt, hatte, ganz bestürzt über das sich ihm darbietende Schauspiel, schweigend die Stube wieder verlassen und hatte ohne Zweifel außerhalb erzählt, was vorgegangen war und was er gesehen hatte. Nach und nach waren sämmtliche Dienstleute von dem Pachthofe, Einer nach dem Andern und in längeren Zwischenräumen, an die Stubenthüre gekommen, bis sie Alle, bis auf den Letzten, eingetreten waren; hierauf fingen auch die Dorfleute an, sich nacheinander einzufinden und die Stube füllte sich rings um die drei Frauen, deren Stellung unverändert dieselbe blieb, wie die der Trauergruppen, die man in den ägyptischen Grabgewölben findet.

Die Bauern blickten mit Entsetzen um sich und sahen sich dann untereinander an, ohne ein Wort zu sprechen, ja, sie hielten sogar ihren Athem an.

Plötzlich hörte man außerhalb ein Gemurmel, das Aufstoßen von Waffen wurde vernehmlich, und der Schulze mit der von Mainz geschickten Untersuchungscommission, deren Schreiber und dem ganzen Anhang von Polizeidienern und indessen aus der Stadt gekommenen Soldaten trat ein.

Ohne weder Erstaunen, noch irgend eine Erregung zu offenbaren, jedoch in ihrem Gewissen überzeugt daß man nur ihretwegen kommen könne, erhob sich Luciane und schritt bis an den großen Tisch, der sie von den finsteren Personen trennte. Dort angekommen, sagte sie:

„Hier bin ich. Ich bin bereit zu reden."

Der anfänglich erstaunte Schulze wechselte einen schnellen Blick des Einverständnisses mit den Regierungsräthen von Gerstet und Kalkhofen, die gleichzeitig riefen:

„Rede Sie. Was hat Sie zu sagen."

Luciane zögerte. Es fehlte ihr die nöthige Kraft und Keckheit, um in dieser Weise zu gehorchen.

„Fragt mich, ich werde antworten", sagte sie.

Aber in dem Augenblick, in welchem die Männer des Gesetzes Nutzen aus diesem Incidenzfall ziehen wollten, in dem Augenblick, wo das Zeugniß dieser verwirrten Frau vielleicht Alles erklären und einen großen Skandal hervorrufen konnte, erhob sich eine Stimme in der Nähe der Thüre, welche sagte:

„Dein Mann verbietet Dir, zu reden."

Es war die Pächterin, die, zum zweitenmale nach Hause kommend, sich einen Weg durch die Menge bahnte und so bis in den Kreis gelangte, der sich um den Tisch gebildet hatte.

Bei den Worten: „Dein Mann verbietet Dir zu reden!" hatte ein Strahl der Freude Lucianens Gesicht verklärt. So hatte sie also noch einen Mann, einen Gebieter, der ihr seine Befehle ertheilte. Ihre Augen befragten begierig die Pächterin, die ihr mit einem Blick verächtlichen Mitleidens antwortete.

„Ja", hob sie darauf an, „ja, er verbietet es Dir."

„Ich werde gehorchen, o, ich werde gehorchen, und sollte man mir das Leben nehmen, so wird dennoch kein Wort über meine Lippen gehen."

(Fortsetzung folgt.)

Argos, der Mann mit hundert Augen.

Von Pfarrer Rudolph Frank in Rödelheim.

(Fortsetzung.)

Durch die Abgeschlossenheit in den Klostermauern wurde Schneider auf seine innere Welt verwiesen, fuhr desto eifriger fort zu philosophiren und zu dichten und seine starke Einbildungskraft mit

Idealen zu erfüllen, die einen beständigen Reiz für seine Seele hatten.

Es ist eine Wahrheit, daß solche Schwelgereien in idealen Genüssen schlimmer sind, als die wirklichen, weil sie die Seele reizen und doch keine Befriedigung gewähren, vielmehr den Gegenstand der Phantasie in die lockendste Entfernung rücken.

Aus dieser Zeit stammen einige Liebes-Sonette, worin der Franziskanermönch Schneider Blumen, Früchte und weibliche Reize sammt Scherzen und Küssen besingt und damit seine, der Welt zugewandte, Natur deutlich verräth, die das Kloster nicht zu tilgen vermochte.

Gegen den Cölibat, welchen Papst Gregor VII. (Hildebrand) mit eiserner Consequenz durchgeführt hatte, erhebt er die bitterste Klage mit den poetischen Worten:

„Aus dem Kloster."

Einsam schmacht' ich hier im Bette;
Thränen fallen auf die Kette,
Die der Tiger Hildebrand
Mir um Herz und Hände wand.

Dem kühnen Geiste des Dichters mußte es immermehr zum Bewußtsein kommen, wie groß der Abstand zwischen dem Zwang des Klosterlebens und der Freiheit der äußeren Welt, zwischen dem überlieferten Kirchensystem und den Ergebnissen philosophischer Weltanschauung, zwischen der Herrschaft finsterer Priester und Mönche und den Menschenrechten, sowie den Forderungen der Zeit sei. Schon fing er an, sich des Bettelns und der braunen Kutte zu schämen, die er als Ordensbruder tragen mußte, sowie den Strick um den Leib mit dem daran hängenden knotigen Geißelstrick lächerlich zu finden. Schon begann er starke Zweifel an einigen Lehren der katholischen Kirche zu hegen und das Volk zu bedauern, das im blinden Glauben daran befangen sei. Schon hegte er die innigste Freude über die Aufhebung des Jesuiten-Ordens und erblickte darin den ersten Strahl des aufgehenden Lichtes. Das ergibt sich mit zweifelloser Gewißheit aus einer poetischen Epistel, worin die Strophe vorkommt:

Dem Fanatismus Hohn zu sprechen,
Der Dummheit Zepter zu zerbrechen,
Zu kämpfen für der Menschheit Recht,
Ha, das vermag kein Fürstenknecht:
Dazu gehören freie Seelen,
Die lieber Tod, als Heuchelei
Und Armuth vor der Knechtschaft wählen.
Und wisse, daß von solchen Seelen
Die meine nicht die letzte sei.

Der starke Freiheitssinn und die unverhohlene Wahrheitsliebe, welche Schneiders Brust anschwellten und es ihm unmöglich machten, eine Gesinnung zu erheucheln, die er nicht hatte, oder hinter einer frommen Maske kläglich zu verbergen, was in ihm lebte, konnten den Oberen des Klosters und den übrigen Mönchen nicht lange verborgen bleiben. Diese hielten den Bruder Eulogius weder für einen regelrechten Ordensmann, noch für einen guten Katholiken, schalten ihn einen Ketzer und Freigeist und erklärten seine Beschäftigungen mit der Dichtkunst und mit philosophischen Forschungen für die Wurzel des Uebels, worauf ihm das Schreiben verboten wurde, insoferne es sich nicht auf solche Materien beziehe, die dem Ordenszwecke dienen können. Auch wurde er hiernach unter strengere Aufsicht gestellt. Während dieser Zeit übersetzte er die griechischen Reden des geistlichen Redners Chrysostomus in die deutsche Sprache und bewies auch in dieser Uebertragung den Reichthum seiner Kenntnisse.

Allein dieses verdienstliche Werk konnte den Fanatismus der Mönche nicht versöhnen und Schneider war der Mann nicht, der es über sich gewinnen konnte, einzulenken und seine Ueberzeugung zu verhehlen. So wurde er zur Strafe in das Franziskanerkloster nach Augsburg versetzt. Damals schrieb er voll bitteren Unmuths ein rauhes und gemeines Gedicht mit der Ueberschrift:

„Der böse Priester."

Der Priester, der ein Esel ist,
Und täglich für's Brevier
An seiner Kirche Krippe frißt,
Ist ein verworf'nes Thier.

Der Schelm, der mit dem Chorrock prangt,
Das Volk in Dummheit läßt,
Wenn's nur den Opferpfennig langt,
Ist seines Landes Pest.

Der Pfaff, der Menschen lächelnd kränkt,
Am rauchenden Altar
Auf Brudermord mit Wollust denkt,
Ist — Satan im Talar.

Man sieht, wie die erlittenen Verfolgungen Schneiders leidenschaftlichen Charakter immer höher gesteigert haben. Auch in Augsburg kam es nicht besser.

Am Gedächtnißtag der heiligen Katharina hatte er im Auftrag des Ordens die Weihepredigt zu halten. Sein Thema war: „die Toleranz", wobei er mit dem ihm eigenen Feuer und Nachdruck erklärte, wie Jeder das natürliche Recht habe, seines Glaubens zu leben und daß keine Kirche sich der anderen feindlich gegenüberstellen, noch sie auf Grund unbeweisbarer Glaubenssätze unterdrücken dürfe. Dagegen erhoben die Jesuiten und Mönche einen wüthenden Lärm, bezeichneten den kühnen Prediger als einen Abgefallenen und bedrohten ihn mit dem geistlichen Carcer. Nicht Ueberredungen konnten Schneiders Grundsätze erschüttern; nicht die Furcht konnte seinen Muth lähmen und einschüchtern. Er wollte lieber untergehen, als ein Wort verläugnen, das er gesagt hatte. Das erhellt am deutlichsten aus einer poetischen Epistel, die er an eine Freundin schrieb und worin unter anderem die Stelle vorkommt:

Bin ich nicht der zweite Huß,
Der mit Nächstem braten muß,
Und nach dessen Scheiterhaufen
Schon die Jesuiten laufen.

Freilich schonte Schneider seiner zahlreichen Feinde nicht und schrieb ein Epigramm „auf einen mageren Dichter", worin er fette Pröbste und Mönche mit „gemästeten Schweinen" verglich.

Endlich nahte das Ende dieser qualvollen Periode im Kloster, und unter ranzigen Bettelmönchen, die in Schneiders Augen als Müßiggänger und mechanische Gebetsmühlen, aber auch als Hemmschuhe der Aufklärung und Freiheit verächtlich waren.

Weil Schneider ein hochbegabter Prediger war und eines bedeutenden Rufes genaß, wurde er im Jahr 1786 als Hofprediger nach Stuttgart berufen. Damals regierte der Herzog Karl Eugen in Württemberg und zwar von 1737 bis 1793. Derselbe war katholischer Confession und sorgte dafür, daß sein Hofprediger, der im genannten Jahre sein Amt angetreten hatte, seiner Ordensgelübde enthoben wurde.

Was aber der Hofprediger Schneider über dieses Fürsten Vergangenheit, über seine Verschwendung und Prunksucht zu Lasten des armen Volks, über seine Streitigkeiten mit den Landständen, über seine maßlose Willkürherrschaft und Gewaltthaten gegen mißliebige Personen und Beamte hörte und was er selbst mit eigenen

Augen am Hofe sah, flößte ihm den entschiedensten Widerwillen ein und machte ihn zum Manne des Volks und zum Herold seiner Rechte. So war Niemand weniger zum Hofprediger geschaffen, als der scharfsinnige, freimüthige und jede Autorität gering achtende Eulogius Schneider. Dieser predigte zwar von den Pflichten der Fürsten, überging aber ihre beanspruchten Rechte und sagte oft Wahrheiten, die der Herzog von Höflingen und Schmeichlern nie zu hören bekam, obgleich diese Wahrheiten meist in eine Form gekleidet waren, daß sie unverfänglich zu sein schienen, im Grunde aber eine Kehrseite erkennen ließen, woraus des Predigers wahre Meinung hervorging. Ueberhaupt liebte er Satyre und Ironie, um darunter die Wahrheit zu verstecken. So stellte er einst „das Bild eines guten Fürsten" auf, brachte aber Züge in diesem Spiegel vor, die auf das Gegentheil hinwiesen, nämlich wer **kein** guter Fürst sei. Der Herzog erblickte darin Anspielungen auf sich und seine Regierungsart und wollte von dem demokratischen Hofprediger nichts mehr wissen. Zu dieser Ungnade trug namentlich ein Gedicht viel bei, das Schneider beim Abgang aus dem Kloster niedergeschrieben hatte und welches die Ueberschrift führte: „Abschied an die Theologie" (selbstverständlich die Mönchstheologie). Es lautet:

Lebe wohl, Theologie!
Lange hast du mich gequälet,
Weibermärchen mir erzählet
Und gedacht, ich glaubte sie.

Speise, wen du willst, mit Luft:
Hülle dich in falschen Schimmer.
Lebe wohl! Uns trennt auf immer
Eine himmelweite Kluft.

Schaffe dir Mysterien,
Um sie ewig zu erklären,
Ketzer, um sie zu bekehren,
Höllen, um sie voll zu sehen.

Lebe wohl! Apollo reicht
Mir die Harfe: frohe Lieder
Schwellen mir den Busen wieder
Und ich athme wieder leicht. rc. rc.

In solchen Selbstbekenntnissen fand der Herzog Beweise, daß Schneider ein Läugner kirchlicher Dogmen, ein Verächter pfäffischer Institute, ein Gegner von Mönchen und Jesuiten sei und suchte sich seines Hofpredigers zu entledigen, sobald sich die Gelegenheit dazu böte. Dadurch wurde Schneiders Stellung immer schwieriger.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(**Für Victor Hugo.**) Bei dem diesjährigen Festmahle des Ausschusses vom Vereine der französischen Bühnendichter wurde Herr Camille Doucet seitens des Ausschusses angegangen, bei den Ministern die nöthigen Schritte zu thun, um von ihnen die Genehmigung zur Wiederaufführung des „Ruy Blas" und überhaupt sämmtlicher Bühnengedichte Victor Hugo's zu erlangen. Der Urheber dieser Bestrebung ist Emile Augier, welcher damit seiner Bewunderung für den berühmten Verfasser der „Marion Delorme" genugthun wollte. Daß das Kaiserthum des 2. December noch immer mit dem bedeutenden Meister auch seine Dichtungen verbannt, das bezeichnet die französischen Zustände so treffend als kaum ein anderes Merkmal der Geistesknechtung.

(**Ein 94jähriger Ehecandidat.**) Vor einigen Tagen heirathete, wie der „Pester Lloyd" meldet, in Szécseny ein Israelite im Alter von 94 Jahren eine 70jährige Frau. Der alte Mann hatte nunmehr das vierte Weib, während auch die Frau sich zum vierten Male verheirathet. Die Nachkommenschaft des Mannes ist eine besonders zahlreiche. Er hat nicht weniger als 96 Enkel und die Familie, deren Stammvater er ist, besteht aus 125 Seelen.

Correspondenzen.

Worms, 17. Mai.

Je näher das **Lutherfest** rückt, desto gewaltiger erscheint die Arbeit, welche noch zu thun ist, um das Gelingen des Festes zu sichern. Die Einwohner von Worms, lebensfroh und meist nicht ohne Mittel, bieten Alles auf, um die gastfreundlichen Wirthe zu machen; da ist kein Haus und kein Häuschen, in dem nicht Küche, Keller und Schlafgelaß in Bereitschaft gesetzt werden, um die lieben Gäste zu empfangen; denn die guten Freunde von draußen haben sich alle angemeldet, und außerdem hat man noch einen oder mehrere der officiellen Ehrengäste im Quartier. Die Menschenmenge wird sicher eine außerordentliche, namentlich, da die Anwesenheit der Könige von Preußen und Württemberg, des Großherzogs von Hessen und wohl auch des von Baden, nebst anderen Fürsten, deren Antworten noch ausstehen, dem Feste einen gewissen politischen Charakter verleihen. Die Vorbereitungen, alle die Tausende zu empfangen, sind, soweit möglich, getroffen. Die Logis in der Stadt sind zwar alle schon an angemeldete Ehrengäste vergeben, aber in der nächsten Nachbarschaft sind noch viele Hunderte dem Comite zur Verfügung gestellt, und es haben die Verwaltungen der Bahnen mit großer Liberalität allen vom Einweisungsbureau mit Legitimationskarten versehenen Fremden freie Fahrt von Worms nach ihrem Quartierorte und zurück gewährt. Extrazüge, noch spät in der Nacht, werden die Gäste ihren Wohnungen zuführen. Was Speise und Trank betrifft, eine nicht unwichtige Sache, so sind nicht allein in allen Wirthschaften von Worms selbst Fürsorge in großem Maße getroffen, sondern es sind noch eine Reihe provisorischer Lokale geschaffen worden, von welchen besonders die 2000 Personen haltende, prächtig geschmückte Festhalle zu nennen ist. Die aufgestapelten Massen von Fleisch, Wein, rc. geben schon lange Stoff zur Wirthshausunterhaltung. Worms wird in diesen Tagen ein Festkleid tragen, wie noch nie. In allen Straßen erblickt man schon die Vorbereitungen zu Triumphbogen rc. Besonders erwähnen wollen wir die überaus schöne Dekoration des Festplatzes, der Tribünen und der Festhalle in reichem gothischen Style. Das Programm ist bekannt: viel Gottesdienst, berühmte Prediger, die Enthüllungsfeier selbst, Festessen und Concert, Billets zu haben zu hohen Preisen. Die letzteren, die hohen Preise nämlich, sind Gegenstand von tadelnden Bemerkungen gewesen, aber doch wohl mit Unrecht, denn wer z. B. bei der Enthüllungsfeierlichkeit einen bequemen Stuhl auf einer Tribüne haben will, der mag auch einen Theil der Einrichtungskosten dieser Tribüne tragen. Der ganze übrige Festplatz steht Jedermann offen. Es ist übrigens ein Theil der Eintrittskarten für Fremde reservirt, welche erst an den Festtagen selbst eintreffen. Das Denkmal steht seit heute, umhüllt von Tüchern, und wartet auf den Augenblick, in welchem die Hülle fallen wird. Der Totaleindruck der Gruppirung der zwölf Einzelfiguren muß ein überwältigender sein, und der Augenblick, in welchem er zuerst seine mächtige Wirkung auf Tausende von Bewunderern ausübt, wird jedem derselben unvergeßlich bleiben.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 20. Juni. **Der Dorfbarbier**, komische Operette in 2 Acten von Weidmann. Musik von Schenk. Vorher: **Herr und Sclave**, Drama in 2 Acten von Zedlitz.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 185.)

Sonntag, 21. Juni. **Tannhäuser und die Keilerei auf der Wartburg**, große Zukunftsposse in 3 Acten von J. Nestroy. Musik von Karl Binder.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 186.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kiß. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 169. Freitag, den 19. Juni 1863.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Der Schulze hörte Alles an, ohne ein Wort zu sagen. Einen Augenblick glaubte die Gräfin, daß er in Verlegenheit sei, aber als gewandter Mann bemächtigte er sich der Schwierigkeit selbst, um Licht darin zu finden.

„Da“, hob er an, „da der unglückliche Edelmann so viele verführerische Eigenschaften besaß und die Einsamkeit suchte, sollte er da nicht sich einen Augenblick bei der Frau oder der Tochter irgend eines Niedriggeborenen aufgehalten haben, der auf leichten Anschein hin . . .“

„O Schulze“, fiel ihm die Gräfin in das Wort, „mein Neffe war viel zu ernst und zu stolz dazu; mir sind nur noble Passionen von ihm bekannt, und ich würde ihm jedes weibliche Wesen anvertraut haben.“

„Hatte er irgend einen Diener, den er mit seinem besondern Vertrauen beehrte? Ein Lakai kann oft höchst wichtige Einzelnheiten offenbaren.“

„Er hatte kürzlich einen Bauer aus der Nachbarschaft Namens Valentin Stenner in seine Dienste genommen.“

„Nun, so lasse man diesen Valentin Stenner kommen“, sagte der Schulze.

„Aber, Schulze, dieser arme Teufel verdient in der That nicht . . .“

„Man lasse den Valentin Stenner kommen“, wiederholte der Schulze mit kalt-höflicher Beharrlichkeit.

Valentin erschien und wurde befragt; aber der Unglückliche schien völlig gelähmt durch den Schrecken. Er schwur, der gnädige Herr habe ihm nie das geringste Vertrauen geschenkt und daß er das unglückliche Ereigniß nicht begreifen könne.

Er trug die Maske eines durchaus braven Mannes zur Schau, der eben so unwissend als erschrocken zu sein schien. Der Schulze erachtete sich jedoch noch nicht für geschlagen.

„Da Sein Herr auf Reisen gehen wollte“, sagte er, „so wird er Ihn wohl dazu verwendet haben, seine Koffer zu packen.“

„Ja, Herr Schulze. Ich sollte sie heute Morgen in die Stadt in das Gasthaus zu den drei Reichskronen schicken.“

„War Er nicht zugegen, als Se. Gnaden fortging?“

„Ja, Herr Schulze, ich habe ihn sogar bis an die kleine Parkthüre begleitet, die nach dem Elysium führt.“

„Das ist ein sehr geheimnißvoller Ausgang, besonders da der Weg dem nach der Stadt führenden völlig entgegengesetzt ist. Schreibe Er, Eberhard. Wie viel Uhr war es, Valentin, als der Herr Baron fortging?“

„Es mochte so halb zwölf in der Nacht sein. Im Schlosse war Alles schon seit länger als einer Stunde schlafen gegangen.“

„Halb zwölfe. Und die beiden Schüsse sind erst gegen zwei Uhr gehört worden. Schreibe Er auch das auf, Eberhard. Wir finden hier einen Zwischenraum von zwei Stunden, während welchen der Baron von Wiesenhütten sich irgendwo in der Nähe des Schlosses aufgehalten haben muß, und zwar an einem Orte, von wo aus man durch den Mordgrund auf die Landstraße gelangt.“

Der Schulze befand sich endlich auf dem rechten Weg. Es blieb jetzt noch ein Punkt zu erhellen, der seiner Einsicht nicht hatte entgehen können.

„Warum, Valentin“, sagte er, „hat der Herr Baron Ihn in seine Dienste genommen?“

Valentin erzählte seine Geschichte; aber er hütete sich wohl, zu erklären, weßhalb man ihn aus dem Johanneshof fortgeschickt hatte, obgleich er genau die Worte wiederholt hatte, die sein früherer Brodherr bei der Verabschiedung zu ihm gesagt hatte: „Dort hinaus geht der Weg zum Schlosse. Diene künftig den Leuten, die Dich bezahlen, um hier zu spioniren. Der Baron von Wiesenhütten erwartet Dich“.

„O mein Gott!“ rief die Gräfin, der plötzlich ein Licht aufging. Und zitternd erinnerte sie sich an die Episode des vorgestrigen Balls, und sie erzählte, wie ihr Neffe die junge Frau in der Schloßportechaise nach Hause gebracht habe, und da ihr Zorn sich plötzlich auf den Gegenstand ihres geheimen Hasses lenkte, so setzte sie ganz außer sich hinzu:

„Ich werde mich an den Kanzler, an den Kurfürsten wenden und Nichts soll den verruchten Mörder retten. Ich stehe dafür und schwöre es, daß wer auch das Verbrechen begangen haben mag, mir Blut für Blut geben soll.“

In diesem Augenblicke traten die von dem Mainzer Gerichtshof abgeschickten Untersuchungsbeamten unter dem tiefsten Stillschweigen der Anwesenden in den Saal.

Der Schulze machte dieselben mit dem Ergebniß der Voruntersuchung bekannt, und während die Herren noch Kenntniß von dem Protokolle nahmen, sagte der Schulze:

„Die Herren werden ohne Zweifel der Ansicht sein, daß wir uns in die Stadt in die Behausung des Heinrich Adam Mildner begeben?“

„Was sagt Er da?“ rief der Regierungsrath von Gerster. „Heute Morgen kam einer der Ladendiener Mildners auf das Hofgericht, um unsern Schutz für seinen Herrn anzurufen, dessen Schicksal seine Leute mit Besorgniß erfülle, seines Herrn, der in der Nacht das Haus verlassen haben mußte, und zur Stunde, als wir aus der Stadt abfuhren, noch nicht zurückgekehrt war.“

„In diesem Falle, meine Herren, lassen Sie uns in den Johanneshof gehen“, sagte der Schulze mit feierlicher Würde.

An diesem Tage war Luciana Morgens gegen sieben Uhr durch das Hin- und Hergelaufe in der an ihre Schlafkammer anstoßenden Wohnstube aufgeweckt worden. Sie war plötzlich in die Höhe gefahren, obgleich das Geräusch nebenan nicht sehr bedeutend war. Sie hatte sich durch eine krampfhafte Bewegung in ihrem Bette aufgerichtet und war dann regungslos mit starren Augen sitzen geblieben.

Nach einer Weile fuhr sie mit beiden Händen nach der Stirne, als wolle sie die Masse ihres braunen Haares zurückstreichen; dann blickte sie sich in der uns bekannten Kammer um und sagte mit leiser Stimme:

„Es war kein Traum!"

Und gleichzeitig fielen ihre Hände wieder nieder und falteten sich über ihren Knieen.

Plötzlich aber erhob sie das Haupt wie empört und herausfordernd. Sie sprang aus dem Bette, öffnete das Fenster und den Laden, und als nun Luft und Tageshelle in ihre Kammer eindrang, athmete sie mehremals tief auf und fing an, sich mit affectirter Sorgfalt anzukleiden. Dann blieb sie vor dem Spiegel stehen, und trotz der Wirrniß ihrer Gedanken auf ihren Lippen das Lächeln, auf ihren Wangen die Farben und in ihren Augen den Glanz des Fiebers bemerkend, sprach sie zu sich selbst:

„Ich bin jung, stark und schön. Wozu hat man nöthig, mich zu solcher Verzweiflung zu treiben? Ich weiß wohl, daß mein Erwachen fortan stets peinlich sein wird, aber ich werde diese Schwäche abschütteln und Die, denen ich sie verdanke, flößen mir keine Furcht ein."

Jetzt griff sie zufällig nach einem Buche, das auf ihrem Waschtische lag, und mit hoch erhobenem Haupte auf die Thüre zuschreitend, schickte sie sich an, in das gemeinschaftliche Wohnzimmer einzutreten, als sie an der Stimme und dem Tritt die darin auf- und abgehende Person erkannte. Es war die Pächterin, welche der Magd ihre Befehle ertheilte, bevor sie sich anschickte, wie gewöhnlich in das Feld zu gehen.

Schon am vorhergehenden Tage hatte Luciane erst nach dem Weggang der Hausfrau einzutreten gewagt.

Auch heute blieb sie einen Augenblick stehen, bevor sie die Thüre öffnete, aber sie runzelte die Stirne und sprach zornvoll zu sich selbst:

„Dieses Weib schüchtert mich noch ein; aber Geduld! man hat es mir gesagt, daß ein Tag kommen wird, an dem ich meine Freiheit und Herrschaft erlangen werde. Dann wird sie mich vielleicht um die Ruhe ihres Sohnes anflehen und ich werde dann zu ihr sagen: Das ist die Frucht Ihrer unverschämten Tugend."

Nachdem sie einige Schritte in ihrer Kammer gethan hatte, setzte sie hinzu:

„Ich muß ein Ende machen und indem ich diesen Tag erwarte, muß ich sie meiden."

(Fortsetzung folgt.)

Argos, der Mann mit hundert Augen. *)

Von Pfarrer Rudolph Frank in Rödelheim.

Zur Zeit der ersten französischen Revolution und besonders in der Periode der Schreckensherrschaft war kein Amt verhängnißvoller für Freiheit und Leben der Bürger, als das der öffentlichen Ankläger, weil denselben der Auftrag und die Vollmacht ertheilt war, alle Verbrechen gegen die Staatsgesellschaft aufzuspüren und ihre gerichtliche Bestrafung zu erwirken. Zu solchen Aemtern wurden nicht sowohl studirte und besonnene Rechtsgelehrte berufen, die Wahres und Falsches, Wirkliches und Scheinbares, Reales und Ideales in ihren Rechtserwägungen zu unterscheiden wußten, sondern vielmehr entschiedene Democraten aus anderen Ständen, sobald sie nur für tauglich erachtet wurden, die neugegründete republikanische Staatsordnung zum Durchbruch zu bringen und die Gegner derselben durch Maßregeln des Schreckens — durch Einkerkerungen und Blutgerüste — zu beseitigen. Wie die, aus Geschwornen zusammengesetzten, Criminalgerichte nur so lange in Wirksamkeit bleiben sollten, als das Bedürfniß der Revolution es erheischte; so sah man auch damals in allen Städten auf Märkten und öffentlichen Plätzen die Guillotine aufgeschlagen, mit Blut gefärbt, und mit dem schwebenden Beil in der Höhe, um bei diesem schrecklichen Anblick die Alternative zu verkünden: „Entweder die Republik oder der Tod!"

So war es auch in Straßburg, wo damals ein deutscher Philosoph, Denker, Dichter und Redner das Amt eines öffentlichen Anklägers bekleidete und — nachdem er in seinem deutschen Vaterlande die Fahne der Aufklärung und Freiheit hoch getragen hatte — beim Eintritt in das französische Gebiet ein riesenhafter Revolutionär auf kirchlichem und politischem Boden wurde, dessen Name mit dem Fluche der Menschheit beladen ist. Eulogius Schneider heißt dieser Mann des Schreckens.

Man hat die Wahrnehmung gemacht, daß Druck und Zwang in der Jugend die entschiedensten Freiheitsmänner geschaffen; — der starke Kirchenglaube, trotz aller Verbote des Selbstdenkens, zur Freigeisterei geführt; — und der Cölibat bei katholischen Geistlichen hohen und niederen Ranges eine Härte, Einseitigkeit und Grausamkeit des Charakters mit sich gebracht habe, wie man dieser beispielsweise im Leben Sixtus V., der Cardinäle Richelieu, Ximenes u. A. bestätigt sah.

Es wäre eine interessante Aufgabe für Psychologen, die Frage zu behandeln, ob und in wie ferne der ehelose Stand das Gemüth vereinsame und den Charakter verhärte. So schön auch bei dem geistlichen Cölibat die Idee sein mag, losgebunden von der Welt zu sein, um dem höheren Beruf ungetheilt leben zu können, so wenig scheint es möglich zu sein, die menschliche Natur zu einer ätherischen zu verklären. — Warum findet man beispielsweise schon im gewöhnlichen bürgerlichen Leben unter den Hagestolzen die wunderlichsten und schroffsten Käuze, welche, wo Andere zweispännig und glücklich durch die Welt fahren, als Einspänner sich abmergeln und ihre eignen Wege ziehen? — Warum sind verheirathete Frauen in der Regel mitleidiger, geselliger und gebildeter als solche, die durch Verhältnisse genöthigt sind, ledig zu bleiben und sich häufig in einer gereizten und bitteren Stimmung befinden? — Warum haben sich so viele römische Päpste und sonstige geistliche Würdenträger durch mönchische Strenge, durch Herrschbegierde und Hadersucht, durch die härtesten Bannbullen, durch Ketzerverfolgungen, durch Schärfung der Inquisition, durch Jubiliren über Bartholomäusnächte u. s. w. hervorgethan und damit einen grausamen Charakter verrathen? Warum haben sich in Revolutionen gewesene Mönche und Ex-Capuziner am blutgierigsten gezeigt? Dürfte man hiernach nicht versucht sein, den Erklärungsgrund in der isolirten, von der Welt und dem Familienleben abgeschlossenen, Stellung zu finden!

Diese Wahrnehmungen haben ihren Gipfelpunkt in der Person des Eulogius Schneider erreicht.

Es genügt daher nicht, bloß eine dürre Skizze seines äußeren Lebens zu kennen, man muß vielmehr seinem inneren Entwicklungsgange folgen, aus den Schicksalen und Verfolgungen, die er in Deutschland erlitten, sowie aus seinen Charaktereigenthümlichkeiten,

*) Vor Nachdruck wird gewarnt.

Schriften und Reden den Schlüssel zu seinem späteren fürchterlichen Leben zu finden wissen, wenn man sich ein richtiges Urtheil bilden will.

Das soll hier geschehen, und zwar auf Grund eines Besuchs, den ein deutscher Landsmann im Juni 1793 bei Schneider gemacht und worüber er einen interessanten Bericht erstattet hat.

Eulogius Schneider ist am 20. October 1756 zu Wipfeld geboren, einem nicht unbeträchtlichen Ort am rechten Mainufer, fünf Stunden oberhalb Würzburg gelegen und zu diesem Stifte gehörig. In der Taufe erhielt er die Vornamen Johann Georg, welche er später mit dem Ordensnamen „Eulogius" vertauschte. Sein Vater besaß daselbst etwas Ackerland und einige Weinberge, wovon er sich und seine zahlreiche Familie kümmerlich nährte.

Unter dem Druck der Armuth und Noth verlebte sein Sohn Johann Georg die Zeit der Kindheit und Jugend, zeigte aber bei guten Naturanlagen einen leichtfertigen kecken Sinn, viel Rauflust und einen ebenso verschmitzten, als entschlossenen Charakter.

Den ersten gelehrten Unterricht erhielt er bei dem Caplan des Ortes und bezog hierauf das Gymnasium zu Würzburg, wo er in den alten Sprachen, sowie in den gelehrten Wissenschaften bedeutende Fortschritte machte, sich auch mit der Dichtkunst beschäftigte und zwei Hauptleidenschaften nachhing, nämlich der Liebe und dem Wein, die ihn zu manchen Verirrungen fortrissen. Immer mehr aber entwickelte sich in ihm ein trotziger, hochfahrender Sinn, der keine Zurechtweisung duldete, eine scharfe Beobachtungsgabe, welche die Schwächen Anderer leicht herausfand, ein Hang zu Spott und Hohn, welcher sich mit den schärfsten Stacheln waffnete, eine Freimüthigkeit, welche sich in den schroffsten Ausdrücken gefiel, und eine Rachsucht, welche nicht leicht eine Gelegenheit versäumte, sich auszulassen.

Bei der Armuth seiner Eltern, die immer mehr in Schulden versanken und ihn daher immer weniger unterstützen konnten, war Schneider genöthigt, sich durch Privatunterricht zu unterhalten, ohne sich aber durch solche Einschränkungen von seinen Begierden und Leidenschaften zurückbringen zu lassen, bis er endlich genöthigt wurde, das Gymnasium zu verlassen und eine Zuflucht im Franziskanerkloster in Bamberg zu suchen, wo er sich im zwanzigsten Lebensjahre als Novize aufnehmen ließ. Hier nahm er den Namen „Eulogius" an und behielt denselben auch für die Zukunft bei. Anfangs war er dem Kloster dankbar, das ihn aus der bittersten Noth gerissen hatte, unterwarf sich jenen Andachten, Bußübungen und Geißelungen, welche der Orden vorschrieb, um die sinnliche Natur und die Liebe zur Welt zu ertödten. Auch ließ er sich eine Zeitlang die drei Ordensgelübde — Armuth, Keuschheit und Gehorsam — gefallen, die einen Gegensatz zur Welt bilden sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Das große Händelfest.

EC London, 16. Juni.

Wenn schon der Sydenhamer Krystallpalast nach dem Dafürhalten Aller, die London besucht haben, von dessen Sehenswürdigkeiten die ist, welche am meisten überrascht und einen unvergeßlichen Eindruck hervorbringt, so ist der Reiz und die Großartigkeit seines Anblickes während des großen Händelfestes, das gestern begonnen hat, ein noch unendlich gesteigerter, und man darf kühn behaupten, daß keine andere unserer modernen Hauptstädte auch nur entfernt Aehnliches aufweisen kann.

Die Massenhaftigkeit allein ist es nicht, obwohl die Aufführung eines großen Oratoriums durch 4000 Personen, in Gegenwart einer Menge von 19,000 Menschen, wie sie sich gestern zur Aufführung des „Messias" einfand, an und für sich die Elemente zur Hervorbringung eines gewaltigen Eindruckes in sich schließt. Solche Massen in einem so herrlichen Raume, wie der Transept des Krystallpalastes ist, beisammen zu sehen, ist ein Anblick, der sich eine weite Reise wohl verlohnt, denn er bietet zugleich unendlich viel Liebliches, Großartiges und Imponirendes. Für die Musik war dießmal das Möglichste gethan, und was bisher für unerreichbar gegolten hat, ist, wenn nicht vollkommen, doch bis zu einem gewissen Grade erzielt worden, nämlich die Möglichkeit, selbst die Solopartieen in ihren feineren Nüancen bis in die entlegeneren Theile des gewaltigen Raumes vernehmbar zu machen.

Lange vor zwei Uhr waren die Sitzreihen von einem höchst eleganten Publikum gefüllt. Im Vordergrunde das amphitheatralisch aufsteigende Riesenorchester mit seinen 4000 Instrumentalisten, Sängern und Sängerinnen, denen die große Orgel zum Hintergrunde diente; vor dem Orchester, seiner ganzen Breite nach, grüne Sträucher und duftende Blumen, von denen sich Händels colossale Marmorbüste abhob; daran das Parterre der Zuschauer, buntfarbig durch glänzende Frauenschönheiten und Toiletten; und im Hintergrunde, den Raum abschließend, abermals ein grüner Wald von Sträuchern und Blumen, über welchem die dreigetheilte königliche Loge in rother, weißer und blauer Ausschmückung angebracht war.

Mit dem Glockenschlage Zwei erschienen die Solisten auf ihren Plätzen: die Damen Titjens, Sainton-Dolby und Rudersdorff, die Herren Santley, Sims Reeves, Cummings und Foli; ihnen folgte, wenige Secunden später, der Dirigent, Herr Costa, der mit einem noch größeren Beifallssturme, als die vor ihm eingetretenen Solisten, vom Orchester und den Zuhörern begrüßt wurde.

Als Einleitung zum Feste wurde die National-Hymne gesungen, die erste Strophe von den Sopranen, denen in der zweiten die Altstimmen antworteten, worauf die dritte von dem gesammten Chor und sämmtlichen Instrumenten ausgeführt wurde. Der Eindruck war ein gewaltiger, nimmer zu beschreibender, und zwar nicht — wie sich die Meisten wohl vorstellen dürften — durch die überwältigende Stärke der Tonmassen, sondern mehr durch ihre Fülle und Harmonie. Denn der Raum des Mitteltransepts ist so groß, und die Verwendung der dem Dirigenten zu Gebote stehenden Tonmassen eine so maßvolle von seiner Seite, daß das Ohr selbst bei den Fortissimis nicht unangenehm berührt wird. Ja, man kann wohl sagen, daß die Instrumente, obwohl über 400 an der Zahl, selbst beim stärksten Ineinandergreifen weniger in den Vordergrund traten, als dieß bei kleineren Orchestern in minder ausgedehnten Räumen der Fall ist. Nur wenn die Riesenorgel und alle Chöre mit voller Kraft zusammenwirken, entwickelt sich jene großartige, zuweilen geradezu überschwengliche Fülle des Tons, durch welche die Massen-Concerte des Krystallpalastes sich vor allen anderen ihres Gleichen auszeichnen. Diese Momente und der Anblick, den das elegante Auditorium im herrlich geschmückten Saale gewährt, sind es, welche den Hauptreiz des Festes ausmachen; denn was Zartheit der Darstellung und Feinheit der Nüancirungen betrifft, werden diese Monstre-Aufführungen von anderen, im kleineren Maßstabe angelegten, vielfach übertroffen.

In Einzelheiten der Aufführung des „Messias" einzugehen, ist hier nicht der Platz. Was daran ungewöhnlich gut, oder blos mittelmäßig war, darüber mögen musikalische Fachblätter berichten. Aber Fachmänner sowohl, wie Laien können ihr Erstaunen nicht verhehlen, daß es überhaupt möglich ist, ein so gewaltiges Orchester mit solcher Präcision zu leiten, daß sich in dem unmusikalischsten Lande Europas ein solcher Chor zusammenfindet, welcher so Herrliches zu leisten im Stande ist, und daß ein so gewaltiges Musik-

fest überhaupt organisirt werden konnte, ohne daß in irgend einem seiner Theile die geringste Störung zu beklagen gewesen wäre.

Nachdem die Aufführung des „Messias“, die über drei Stunden in Anspruch nahm, zu Ende war, zerstreuten sich die Zuhörermassen in den Erfrischungsräumen und Parkanlagen, die in voller Blumen- und Sonnenpracht strahlten. Die großen Terrassen, auf denen alle Fontainen spielten, waren noch bis spät am Abend von Spaziergängern belebt, und die ferne Aussicht hatte sich längst in Dunkelheit gehüllt, als die letzten Eisenbahnzüge von Sydenham nach der Hauptstadt zurückdampften.

Für morgen, wo eine Auswahl Händel'scher Compositionen zur Ausführung kommt, sind längst die meisten Plätze vergriffen. — Das Fest schließt am Freitag mit der Aufführung des „Israel in Aegypten“.

Mannichfaltigkeiten.

(**Brand des „Orpheum“.**) Aus **Wien** vom 15. Juni schreibt die „N. Fr. Presse“: Die Probe war kurz vor drei Uhr vorüber — morgen sollte ja die erste Vorstellung im „Orpheum“ sein! die letzten Einrichtungsstücke für die neue Singspielhalle in der Lothringer-Straße — Strohsessel — wurden abgeladen, einige Dienstmänner waren mit der Arbeit betraut, die Sessel aus der Emballage, gleichfalls aus Stroh bestehend, herauszuschälen und in das Innere zu schaffen. Während die Leute in dieser Weise hantirten — so schildert uns den Vorfall ein Augenzeuge — begann mit einemmale ein Strohsessel zu brennen; die Arbeiter suchten das Feuer auszutreten, allein das Element war schneller als sie, es sprang hastig, mit den feurigen Zungen um sich leckend und tausend gierige Funken sprühend, auf die auf dem Boden liegenden Emballagen über und hatte bereits das Holzwerk der Halle ergriffen, ehe die Leute der vollen Gefahr inne waren. Das Holzwerk brannte, als wäre es in Spiritus getaucht; vom jenseitigen Ufer der Wien wähnte man einem Feuerwerk Stuwers anzuwohnen und eine in Flammen gesetzte Fronte vor sich zu haben. Das Feuer lief wie mit tausend Füßen hinauf, hinab, in die Quere, und nach Ablauf von kaum zehn Minuten stand der ganze Bau in Brand; aus der rothgelben Lohe zuckten die bläulichen Flammen des Gases auf; als die Feuerwehr und Spritzen kamen, war nichts mehr zu thun, als das Feuer auf das Object zu beschränken und die Holzgallerie im Garten des Likey'schen Etablissements zu schützen. Diese Aufgabe ist auch der Feuerwehr gelungen; vom „Orpheum“ standen nach zwanzig Minuten nur mehr einige rauchende Balken und ein paar halbverkohlte Latten der Dachung. Die Halle war leider — wie wir hören — nicht assecurirt; die Kosten des Baues und der inneren Einrichtung betragen über 20,000 Gulden; gerettet wurden nur einige Decorationen und Costüme. Durch diesen Unfall kommen zunächst der Unternehmer Herr Löwe und der Bauleiter, Architekt Herr Couché, zu Schaden, Für Likey's Etablissement war der Umstand, daß die Behörde noch in den letzten Tagen den Unternehmer anhielt, an der der Garten-Veranda zugekehrten Seite eine Feuermauer aufzubauen, ein wahres Glück. Wir wollen nicht lange Reflexionen an diesen Unglücksfall knüpfen und begnügen uns, das Bild des jammervollen Unglückes anzudeuten, das sich ohne Zweifel entrollt hätte, wenn das Ereigniß morgen während der ersten Vorstellung eingetreten wäre. Recht sehr zu beklagen ist die Gesellschaft, welche, aus aller Herren Länder zusammengeholt, nun ohne Engagement und ohne Aussicht auf baldige Beschäftigung ist. Auf dem Brandorte war der Polizei-Director Hofrath v. Strobach erschienen.

Frankfurt, 17. Juni.

Das Gastspiel vom Herrn Hofopernsänger **Beck** aus Wien an unserer Bühne ward gestern eröffnet und zwar mit einem glänzenden Erfolge. Herr Beck, der an unserer Bühne seine europäische Carriere eröffnete und schon damals der Liebling des Publikums war, hat verstanden, als Tell in der gleichnamigen Oper Rossini's den freundlichen Erinnerungen die volle Lebenskraft wiederzugeben. Er ward nach jeder größeren Scene stürmisch gerufen, sowie am Schlusse durch wiederholten Hervorruf ausgezeichnet. Der renommirte Gast wurde durch unsere einheimischen Kräfte auf's Beste unterstüzt und fanden dieselben ebenfalls verdiente Anerkennung. Näheren Bericht über dieß Gastspiel, dem alle Theaterfreunde mit lebhaftem Interesse folgen, behalten wir uns vor.

Das gestrige Concert im **zoologischen Garten** war unstreitig eines der besuchtesten seit Bestehen dieser schönen Anstalt, welche wieder mehr als je der Sammelplatz aller Einheimischen und Fremden geworden ist. Der Platz um die Restaurationslokalitäten bot ein ungemein schönes und belebtes Bild und blieb bis zum späten Abend dicht besetzt, da der jetzige Pächter der Wirthschaft, Herr J. Christoph, es verstanden hat, in kurzer Zeit sich das beste Renommé zu schaffen. Die Speisen sind in einer Weise zubereitet, daß sie selbst einen verwöhnten Gaumen zu befriedigen vermögen, und die Preise sind mäßig, ja zum großen Theil gegen früher nicht unbedeutend herabgesetzt. Dabei ist die Einrichtung getroffen, daß selbst beim größten Andrange allen Anforderungen entsprochen werden kann, da jederzeit reichlicher Vorrath vorhanden ist. Wir freuen uns, daß der Garten auch in dieser Beziehung neben seiner kulturhistorischen und wissenschaftlichen Bedeutung, das erste Vergnügungsetablissement von Frankfurt zu repräsentiren, seinem früheren Renommé gerecht wird.

Literatur-Notizen.

„Aus jungen und alten Tagen“, Erinnerungen von E. Fh. v. **Bibra**, 3 Bände, (Jena, Costenoble). Der Name „Erinnerungen“ bezieht sich wohl zunächst auf die in Chile spielenden Novellen, deren Bilder aus dem Leben der Menschen und der Natur uns immer wieder mit exotischem Reize anziehen, insbesondere die prachtvollen Naturscenen. Mehr aber noch, als die Romantik, spricht uns die naturwüchsige Laune des Verfassers an, mit welcher er bald das alltägliche Leben im Hohlspiegel erscheinen läßt, bald minder harmlos von aristokratischem Standpunkte aus die Zeitideen durch den Gegensatz der Ereignisse bekämpft. Bei Letzterem vergißt er nur, daß jede Entwickelung ihre vorübergehenden Krankheiten hat. Wir haben alle neun Novellen aufmerksam gelesen und Nr. 4 unbedeutend, Nr. 5 sogar widerlich schließend, an allen übrigen aber viel Ergötzliches und Interessantes gefunden, allerdings mehr in Form und Einkleidung, als in den gewöhnlich bizarren und abenteuerlichen Lebensgeschichten an sich, in welchen jedoch die Selbstbekenntnisse getäuschter Menschen häufig aus leidiger Wirklichkeit gegriffen sind.

Die Frage der Frauenarbeit, der Herr A. Daul eine Art von Encyclopädie (in Heften, bei Joh. Friedr. Hammerich) unter Zugrundelegung einer reichhaltigen nordamerikanischen Literatur zur Ermittelung neuer Erwerbs- und Berufsarten für das weibliche Geschlecht widmet, wird von Jules Simon als eine Frage über Leben und Tod des weiblichen Geschlechtes bezeichnet. Denn es ist eine Thatsache, vor der wir unsere Augen nicht verschließen dürfen, daß die Anzahl der unversorgt bleibenden Mädchen und Frauen in stetem Wachsen und daß dagegen die ihnen zum Verdienen ihres Unterhaltes anzuweisenden Beschäftigungen in einer noch rascheren Abnahme begriffen sind. Mit anderen Worten ausgedrückt, lautet die Frage: wohin zuletzt in unserer Welt mit einem Ueberschusse des weiblichen Geschlechtes, den wir weder nach auswärts hin zu versorgen, noch bei uns zu Hause mit lohnender Thätigkeit zu versehen wissen? Die Antwort, welche hierauf ertheilt wird, ist zum Glück eine der Praxis bereits näher gebrachte. Einer anderen als der jetzigen Frauenerziehung bedarf es und zum Zwecke derselben vor Allem weiblicher Gewerbeschulen, wie solche schon bestehen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 19. Juni. Gastdarstellung des Kammersängers Herrn Beck vom k. k. Hofoperntheater in Wien. **Die Afrikanerin**, große Oper in 5 Acten von E. Scribe. Deutsch von F. Gumbert. Musik von Meyerbeer. Nelusco: Herr **Beck**. (Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. C. Litz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 171. Sonntag, den 21. Juni 1863.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

„Gute Frau", sagte der Regierungsrath von Gerster zu der Pächterin, „Ihr seid die Mutter Mildners und hintertreibt die einzige Erklärung, die ihn vielleicht hätte retten können."

„Ihn retten? von was?" fragte die Pächterin mit einer Kälte und einer Festigkeit, welche den Magistratspersonen imponirte.

Der Regierungsrath von Gerster schüttelte aber sogleich diese Ueberraschung ab, denn er sah, daß die Pächterin fortan allein vor ihm stand, daß das ganze Verhör sich auf sie beschränken und er es mit einer starken Gegnerin zu thun haben würde. Er winkte dem Feldschützen, der alsobald aus seiner Jagdtasche einen blutigen Dolch zog und auf den Tisch warf.

„Ist Jemand unter den Anwesenden, der das erkennt?" fragte der Regierungsrath mit starker Stimme.

Die Pächterin war durch diesen Meisterstreich einen Augenblick betreten. Dann wollte sie sprechen, wollte ihren Leuten verbieten, zu antworten; aber es war bereits zu spät.

Die Stimme Romans, der in der ersten Reihe stand, hatte sich sogleich unüberlegterweise erhoben:

„Das da? . . Ei, das ist ja der Vetter des Herrn Mildner."

„Unseliger Bube!" sprach die Pächterin mit Donnerstimme, indem sie den Arm erhob.

„Was habe ich denn gethan?" rief Roman weinerlich und fuhr sich mit beiden Händen in die Haare.

Luciane, die anfänglich nur mit sich selbst beschäftigt war, fing an, einen Blick voll sonderbarer Unruhe über die Anwesenden schweifen zu lassen.

„Sie gesteht es also ein?" wandte sich der Regierungsrath wieder an die Hausfrau; „Sie weiß, daß Ihr Sohn —"

„Wagt Ihr es, seine Mutter zu verhören?" rief die Pächterin mit entsetzlichem Tone. Niemand wird Euch hier Antwort geben. Kommt Ihr nicht aus dem Schlosse? Habe ich die Wagen nicht gesehen, d. Euch hergebracht? Seid Ihr nicht von der Gräfin geschickt? Weiß ich nicht, daß Nichts ihn zu retten vermag? Sprich nicht", sagte sie zu Luciane, die eine Bewegung machte, „sprich nicht, er befiehlt uns Allen, zu schweigen."

Der Richter sagte mit einer leichten Verbeugung:

„Dieser Befehl genügt, wir haben uns ihm zu unterwerfen. Die Mutter, die Frau und die Schwiegermutter des Beschuldigten können nur mit seiner Einwilligung vernommen werden. Wir hoffen in seinem Interesse, daß er sie nicht immer versagen wird."

„Thut Eure Schuldigkeit. Wir gehören nicht zu Denen, die sich durch Vorzeigung ihrer Wunden entschuldigen, aber wir verstecken uns auch nicht. Er hat Euch einen Augenblick vermieden, weil er mich sprechen wollte; aber wenn Ihr mehr wissen wollt, so könnt Ihr jetzt gehen, er erwartet Euch in seinem Hause."

Die Herren vom Gericht beriethen sich einen Augenblick miteinander, und überzeugt, daß sie hier nichts weiter erlangen würden, durchschauten sie den sonderbaren Charakter dieses Falles, bei dem die Thatsache sich von selbst überlieferte, wenn nur die Ursache geheim blieb.

Diese Familie, diese aufgeregte Menge hinter sich lassend, stiegen sie, ohne sich niedergesetzt, ohne der Form nach verfahren zu haben, von dem Ungestüm der Incidenzpunkte hingerissen, wieder in die Schloßwagen, und von den Polizeidienern begleitet, die sich beritten gemacht hatten, fuhren sie im Galopp in die Stadt.

In weniger als einer Stunde war der Weg zurückgelegt. Man hielt vor dem Hause in der Schustergasse. Der Laden war verschlossen.

Schon hatte sich ein dumpfes Gerücht von dem Vorgang verbreitet und einige Gruppen umstanden einen vor der Thür haltenden Korbwagen. Es war derselbe, mit dem die Pächterin am Morgen vom Johanneshofe fortgefahren war.

Man klopfte. Mildner kam und öffnete die Thüre. Er war allein im Hause.

Er zeigte das Gesicht eines Mannes, der sich durch Seinesgleichen verurtheilt weiß, der ihnen aber das Recht versagt, in sein Inneres einzudringen. Er trug den einen Arm in einer Binde.

„Mildner", sagte der Regierungsrath von Gerster, nicht ohne eine große Rührung und tiefes Mileid zu empfinden, „Mildner, ein Edelmann Namens Felix, Baron von Wiesenhütten, wurde diesen Morgen todt im sogenannten Mordgrund gefunden. Man beschuldigt Ihn, denselben gemeuchelmordet zu haben."

„Gemeuchelmordet? Das war nicht ich."

Der Richter sah ihn einen Augenblick an und begann dann wieder:

„Ist Er es gewesen, der ihn getödtet hat?"

„Getödtet? Ja, ich habe ihn getödtet."

Es trat ein kurzes Schweigen ein, während welchem der Actuar Fertig das Geständniß zu Protokoll nahm.

„Also", sagte der Richter mit einem geheimen Wohlwollen, „also ist Er wahrscheinlich angefallen worden und hat sich ehrlich vertheidigt, und in der That, Er ist ja verwundet."

„Ich unterwerfe mich keinem Verhör", erwiderte Mildner mit großer Kaltblütigkeit. Ueber diesen, sowie über einige andere Punkte, werde ich erst vor Gericht antworten, weil ich nur Einmal antworten will."

„Wird Er uns wenigstens sagen, wie er Seine Zeit seit gestern Abend verwendet hat?"

„Ich habe die Nacht in dem Walde bei Budenheim zugebracht; heute habe ich mit meiner Mutter auf einem Acker gesprochen, wo

ich wußte, daß sie hinkommen müßte. Sie brachte mir darauf Brod und Wein und verband mir eine Wunde, die ich am linken Arm hatte, dann ließ sie mich in die Flechte (Korbwagen) steigen, die sie mitgebracht hatte, und da ich noch eine Hand hatte, um das Leitseil zu halten, so bin ich ganz allein nach Hause zurückgekommen. Ich habe sogleich meine Leute bezahlt und verabschiedet, um Euch unverweilt folgen zu können."

„Hat Er nichts weiter mehr zu sagen?"

„Nein."

Der Regierungsrath hielt noch einen Augenblick an sich, dann sagte er mit einer gewissen Anstrengung:

„In diesem Falle, Mildner, nehme ich Ihn fest im Namen des Gesetzes."

11.

Man befand sich mitten im Winter. Ein von Budenheim kommender Reiter ritt nach der Stadt. Dieser Reiter war in einen weiten, braunen Mantel gehüllt und ritt ein ehemaliges Cavalleriepferd, einen Falben, der trotz seiner Magerkeit noch kräftig und lebhaft war und den seine glorreichen Erinnerungen beständig anspornten, den Kopf und den Fuß aufzuheben, während sein hohes Alter den einen wie den andern niederdrückten. Es entstand daher bei dem Thiere eine etwas sonderbare Gangart, die nur dem treuen Kolin eigen war, und ohne die es unmöglich gewesen wäre, in dem Reiter den Pfarrer Hilgert zu erkennen, so sehr war er begraben in seinem Dreimaster und seinem Mantel, und was man von seinem Gesichte zu sehen bekam, war farblos und drückte die tiefste Niedergeschlagenheit aus. Es war in der That der Pfarrer von Budenheim; aber ach! wie sehr war er verändert seit den letzten Ereignissen, über deren wahre Ursache er, wie alle Welt, in der grausamsten Ungewißheit war.

Er ritt durch das Münsterthor in die Stadt ein und lenkte sein Roß auf den Thiermarkt, wo das Kloster der heiligen Agnese stand. Vor der Pforte hielt er an, jedoch ohne abzusteigen. Die Pförtnerin erschien sogleich auf der Schwelle und der Pfarrer sagte zu ihr:

„Sind sie fertig?"

„Sie werden es gleich sein", erwiderte Schwester Benigna, die Pförtnerin. „Die junge Frau ist einigemal ohnmächtig geworden, als sie erfuhr, was heute vorgehen wird und was man von ihr verlangte; aber Dank der starken Frau, die bei ihr ist, fängt sie jetzt an, fester zu werden."

„So flößt sie ihr also keine Furcht mehr ein?"

„O nein, seit die Starke zu ihr gesagt hat: „Du bist es nicht, die ich verdamme!" ist alle Furcht vor derselben von ihr gewichen."

„Ist sonst nichts vorgefallen?" fragte der Pfarrer nach einem kurzen Stillschweigen.

„Gar nichts, Hochwürden."

„Sie werden selbst unter sich nichts sagen", seufzte der Geistliche. Dann setzte er laut hinzu. „Es ist gut. Thut ihnen zu wissen, daß ich in der Stadt bin und sie in dem Vicariat erwarte, wo sie nach mir fragen sollen."

Und die Pförtnerin grüßend, setzte er seinen Weg in das Innere der Stadt fort.

Vor dem Hof- und Stadtgerichtshause, das sich auf dem Höfchen befand, standen zahlreiche Gruppen beisammen und ein feierliches Gesumme schlug an das Ohr des Geistlichen.

Der Pfarrer brachte sein Pferd in einem Wirthshause in der Nähe des Marktes unter, hierauf begab er sich an ein Seitenpförtchen des Gerichtshauses, wo er sich zu erkennen gab und eingelassen wurde. Man führte ihn auf einen für ihn reservirten Platz, von wo er Alles sehen konnte, ohne gesehen zu werden.

Auf einem erhöhten Sitze saß der Justizpräsident Hugo von Frankenstein und zu seinen beiden Seiten, etwas tiefer, als Richter die Regierungsräthe von Gerster, Reuter, von Linden und Kallhof. Der Actuar Fertig saß an einem besondern Tisch, um das Protokoll zu führen.

Eine auserlesene Menge von Zuhörern hatte — obgleich die Gerichtsverhandlungen damals nicht öffentlich waren — dennoch durch Gunst die Erlaubniß erhalten, der Sitzung, in welcher ein so höchst wichtiger Fall abgeurtheilt werden sollte, beizuwohnen.

Vor den Gerichtsherren befanden sich in einem besonderen Raum die Advocaten, die Zeugen und einige besonders hochgestellte Zuhörer.

In der Nähe der Advocaten erblickte man auf einer rothüberzogenen Bank die unbewegliche Silhouette eines schwarzgekleideten Mannes in einer würdevoll demüthigen Haltung, die Arme gekreuzt, den Kopf auf die Brust gesenkt.

Es war Mildner, den man heute richtete.

(Fortsetzung folgt.)

Argos, der Mann mit hundert Augen.

Von Pfarrer Rudolph Frank in Rödelheim.

(Fortsetzung.)

Schneider fuhr indessen fort, in den aufgegrabenen Gängen der Weltweisheit weiter zu forschen, seine inzwischen ganz verarmten Eltern fortwährend reichlich zu unterstützen, an dem Wohl und Wehe seiner Mitmenschen regen Antheil zu nehmen und Gedichte niederzuschreiben, die als Belege dienen können, daß ihm Liebe zum Volke, Eifer für das öffentliche Recht, Hochachtung vor der Tugend und Sinn für Freundschaft keineswegs fremd waren. Diese Gedichte sind unterschiedlichen Werthes: einige heftig und schroff, wie des Verfassers Charakter war; andere voll lyrischen Schwunges, wohin besonders seine Oden zu rechnen sind; einige in Form von beißenden Epigrammen verfaßt; andere als Stammbuchblätter für Freunde und Freundinnen bestimmt. Auch die auf der Höhe des Jahrhunderts stehenden Monarchen der damaligen Zeit, Friedrich der Große von Preußen und Joseph II. von Oesterreich, waren Gegenstände seiner Muße und er hat dieselben in Oden gefeiert, die seine glühende Begeisterung für die von denselben vertretenen Tendenzen fast in jeder Zeile verrathen.

Die Ode auf den Tod Friedrichs verdient besonders hervorgehoben zu werden, weil der Strahlenkranz dieses großen Regenten dem Verfasser Veranlassung gegeben hat, kleine Despoten mit demselben zu vergleichen und düstere Schatten über diese letzteren zu breiten. Denn da sang er unter Anderem:

Verkriechet euch Despoten! was schauet ihr
Ihm in's Gesicht. Er tränkte den Schmeichler nicht
Mit Waisenblut, und feile Dirnen
Mästet' er nicht mit dem Mark des Bürgers.

In seinem Kerker fault der Denker nicht
Der Censor fraß nicht, gleich dem Getraidewurm,
Der Schriften Kern aus, daß die Hülsen
Schmachtenden Lesern den Gaumen reizten.

Sein Glaube war nicht künstliches Wortgeweb',
Nach keines Wurmes dreistem System geformt,
Nicht millionenfach durchflochten: —
Einfach, wie Gott und die Wahrheit, war Er.

Verheerten Friedrich's Jäger die Hoffnungen
Des Landmanns spottend? — u. s. w.

Es fehlte nicht an Auslegungen dieser Ode, welche darin Anspielungen auf den Herzog Karl erblickten. — Der Despot, welcher sich vor dem Angesicht des großen Königs verkriechen soll (der Herzog Karl war ein entschiedener Gegner Friedrichs im siebenjährigen Krieg, und hat bekanntlich 14,000 Mann unter Oesterreichs Fahnen gestellt, wodurch er sein Volk in Verzweiflung brachte) — der die Spionen und Schmeichler mit der Habe der Waisen nähre und die Buhldirnen auf Kosten des Landes halte; — der Denker und Dichter (von Moser, Schubart) im Gefängniß faulen ließe; — die Presse und die öffentliche Meinung unterdrücke; — den kirchlich formulirten Aberglauben auf dem Thron bekenne; — einen übermäßigen Wildstand auf Kosten des Landmannes unterhalte: — Alles paßte auf den Herzog Karl. Auch wurde diese Ode für ein Seitenstück zur „Fürstengruft" von Schubart gehalten. Mit dem Bekanntwerden dieser Ode war der Bruch des Herzogs mit seinem demokratischen Hofprediger vollendet. Er mußte fort.

Es kam zur gelegenen Zeit, nämlich im Frühjahre 1789, daß ihn der Kurfürst und Erzbischof Maximilian von Köln zum Professor der griechischen Sprache und Literatur an das Gymnasium nach Bonn berief. Dieser Kurfürst, ein dicker, jovialer und toleranter Herr, war ein Sohn der Kaiserin Maria Theresia von Oesterreich aus ihrer Ehe mit Franz I. von Lothringen, welche Ehe bekanntlich reich mit Kindern gesegnet war (5 Söhne und 11 Töchter). Unter diesen Kindern sind am bekanntesten geworden: ihr Nachfolger Joseph II. von Oesterreich durch seine Reformen; Max von Köln durch seine Milde und Humanität; die Königin Marie Antoinette von Frankreich durch ihr Unglück und die Königin von Neapel durch ihre Bösartigkeit.

Der Kurfürst Max hatte viel von Schneiders Gedichten gehört und auch einige gelesen, die in öffentlichen Blättern abgedruckt standen. Namentlich gefiel es ihm, daß Schneider ein Verehrer seines Bruders Joseph und seiner Reformen war. Dazu kam noch, daß er in diesem, sowie in dem großen Friedrich von Preußen und in dem trefflichen Emmerich Joseph von Mainz die erhabensten Vorbilder der weitgehendsten Toleranz vor Augen hatte. Deßhalb nahm er auch durchaus keinen Anstoß daran, daß Schneiders Rechtgläubigkeit sehr zweifelhaft wäre, und hielt es für das Geeignetste, ihm einen Lehrstuhl der alten classischen Literatur zu geben. Erst später wurde ihm Professor Schneider anstößig, als er dessen radicale Gesinnungen des Näheren kennen lernte.

Seitdem Schneider in Bonn eingetreten war, setzte er seine reformatorischen Bestrebungen eifrig fort, ließ eine Sammlung seiner Gedichte im Druck erscheinen (in der Andreae'schen Buchhandlung zu Frankfurt a. M., 1790), welcher auch sein Bildniß beigegeben ist und zog sich dadurch neue und sehr heftige Verfolgungen zu, weil nicht wenige von diesen Gedichten für Erzeugnisse eines wüsten Freigeistes gehalten wurden. Dagegen übte er durch seine Lehren und Reden eine große Herrschaft über die studirende Jugend aus, stellte derselben die religiöse und politische Freiheit als Zwillingsschwestern vor, die mit einander Hand in Hand gehen müßten, und erklärte, daß das Licht, als die feinste Materie, selbst durch geschlossene Fensterläden eindringen werde in das Gebäude der Finsterniß.

Nun war die französische Revolution ausgebrochen und die Strömung der Ideen wälzte sich wie ein aufgewühlter Ocean in hohem Wellenschlag über ganz Frankreich bis an das Ufer des Rheines fort. Diese Ideen schlugen wie zündende Blitze im Gemüthe des Professors Schneider ein und rührten Saiten an, die schon längst in seinem Inneren erklungen waren. Ihm war es, als ob ihm von Frankreich herüber der Preis für seine heftigen Kämpfe, für seine Leiden und Verfolgungen gereicht würde und er schonte der Finsterlinge, der politischen und religiösen Sünder weniger als jemals.

Um diese Zeit schieden sich die Parteien in Bonn schärfer aus, als je zuvor, und bewachten sich mit feindlichen Augen. Die Conservativen und Klerikalen, die sehr stark im Erzstift vertreten waren, bildeten ein Lager gegenüber der Fortschrittspartei, an deren Spitze Professor Schneider stand, welcher mit Flammenworten die Bewegung immer weiter trieb. Gleichwie ein Soldat im Schlachtgewühl seine Tapferkeit und ein Matrose im Sturm seine Geschicklichkeit zeigt, so war die Bewegung dasjenige Element, worin sich sein kaltblütiger und entschlossener Charakter am meisten heimisch fühlte; — durch jahrelange Kämpfe war seine Kraft gestählt, durch das Gewicht seiner Persönlichkeit drückte er Feinde nieder; — durch seine Geistesgegenwart und kühne Beredtsamkeit machte er Nebenbuhler verstummen.

Um ihm auf andere Weise beizukommen, arbeiteten seine Gegner eine Klagschrift aus und reichten sie bei dem Kurfürsten ein, worin Schneider beschuldigt wurde, die studirende Jugend durch seine kirchlichen und politischen Lehren irre geleitet und sie zur Verachtung der bestehenden Ordnung angeführt zu haben. Namentlich wurde er darin als Religionsspötter scharf angeklagt: er habe die Alleinseligmacherei der katholischen Kirche bezweifelt und gesagt, Jeder könne auch in einer anderen Religion rechtschaffen leben und selig werden; — er habe eine gesunde Predigt für besser erklärt, als das gedankenlose Messehören, die Messe selbst aber für ein Gaukelspiel angesehen und gefragt, wozu es nütze, wenn Gott millionenfach vom Himmel steige und sich verwandeln lasse; — er habe die Reliquien als Knochen und Lappen angesehen, welche von den Römern für Geld verkauft worden, wie denn überhaupt der Aberglaube als Gegenstand der kaufmännischen Speculation benutzt und zu einer ergiebigen Nahrungsquelle für Kirche und Geistlichkeit gemacht worden sei und habe sich über die Knochenanbeter und Lappenverehrer lustig gemacht; — er habe die Verehrung der Heiligen gering geschätzt, die Heiligen Augustinus und Hieronimus als Inspectoren und Patrone gewisser Insecten am menschlichen Körper, der L...e und F...e lächerlich gemacht, das Herumtragen des hochwürdigsten Gutes in Prozessionen für eine Veranlassung zu Streitigkeiten mit anderen Confessionen erklärt und den Gebrauch des Rosenkranzes als unziemlich für aufgeklärte Zeiten bezeichnet; — er habe die Klöster als Aufenthaltsörter der Faulheit, Unwissenheit und Schwelgerei angesehen und den Rath gegeben, die Mönche sollten, anstatt sich zu kasteien, hacken und graben, und die Franziskaner sollten, anstatt zu betteln, Strümpfe stricken; — er habe gesagt, die katholische Kirche besitze nicht einen einzigen brauchbaren Katechismus für die Jugend, indem vor lauter geheimnißvollen Glaubenslehren die praktische Moral fast ganz verschwinde; auch die gewöhnlichen Gebetbücher, als: „Der Himmelsschlüssel", „Das Myrrthengärtlein", „Der Rosenbusch", seien ganz von dieser Art und führten zum sinnlosen Mechanismus; — er habe den Cölibat für eine Erfindung herrschsüchtiger Päpste erklärt, wodurch die Geistlichen, besonders die höheren, in üblen Geruch kämen, weßhalb der Cölibat aufgehoben werden müßte; — er habe seine Gedichte den Gymnasiasten und Candidaten der Theologie vorgelesen und diese in Illuminaten (Lichtfreunde) und Ex-Jesuiten (Finsterlinge) abgetheilt u. s. w.

Auch die Rede, welche er zum Antritt seines Lehramtes im akademischen Hörsaale zu Bonn über „den gegenwärtigen Zustand und die Hindernisse der schönen Literatur im katholischen Deutschland" gehalten und inzwischen zum Druck befördert hatte, wurde nach ihrem Inhalte beanstandet.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Eine gelungene Persiflage) der neulich im Luxemburger „Avenir“ (dem von Hentre im französischen Interesse herausgegebenen Organ) veröffentlichten Proclamation, welche die Bewohner Luxemburgs zur Einverleibung an Frankreich aufforderte, bringt das dort erscheinende Witzblatt „D'Wëschfra“. Es publicirte nachstehende Proclamation. „Motto: Nous sommes conservateurs et catholiques. Luxemburger! Arbeiter, Hausbesitzer, Familienväter, Mütter, Brüder, Schwestern und alle die ihr Hunger leidet! Bei dem Barte unseres Propheten der da heißt Marabout von Mostagan beschwören wir euch: !!! Kommet zu uns !!! Wir stillen euren Hunger — — — — — nach dem Kreuz der Ehrenlegion und löschen euern Durst — — — — — nach zehn, dreißig und hundert Tausend Franken Gehalt. Familienväter! Euere Kinder werden alle Präfecten, Staatsräthe, Minister und Marschälle von Frankreich! Talente brauchen sie dafür nicht zu besitzen: denn wir können Alles! — Aus einem ordinären Schulmeister machen wir einen blutlechzenden Journalisten! — Fragt unsern Joris — Arbeiter! Theuere Brüder! Ihr braucht in Zukunft nicht mehr zu arbeiten; Jeder von euch bekommt täglich 10 Franken und eine Flasche Wein, wie eure Brüder in Lille und Lyon. Euere Töchter und Schwestern wandeln fortan in Sammet und Seide, — — — wenn sie jung, schön und liederlich sind! Familienmütter! Freuet euch ob des Glanzes Derer, die ihr unter dem Herzen tragt, denn der Herr wird Großes an ihnen thun! Bürger, Bauern und Tagelöhner!! Wir sind groß, reich und mächtig! Stürzt euch in unsere liebenden Arme und euer Brod ist für ewige Zeiten gebacken! — Und täglich wird in euern Töpfen ein eppelbach'scher Hahn brodeln. — Vive la Gaudriole! — Vive Robert Macaire! Mit der Vollstreckung des oben Verheißenen beauftragen wir unsern Hofbuchdrucker Peter Heintze, derzeit wohnhaft im Grund. Das Executions-Comite. Im Auftrage: Toutou.“

(Brigham Young), der Präsident der Mormonen-Gemeinde, hat — amerikanischen Berichten zufolge — 150 Acres mit Maulbeerbäumen bepflanzt, und „die Heiligen der letzten Tage“ folgen seinem Beispiele, um den Nachgrabungen nach edlen Metallen eine gesunde, und wie es heißt, vielversprechende Seiden-Cultur entgegenzustellen.

Frankfurter Theater.

Herr Beck als Tell und Nelusco.

Dem Gastspiele des k. k. österreichischen Kammer- und Hofopernsängers Herrn Beck sah man hier mit um so größeren Interesse entgegen, als wir Frankfurter ihn gewissermaßen als Einen der Unseren betrachten. Hat er ja doch hier sich zuerst einen Namen gemacht, von hier aus seinen Siegeslauf begonnen. So begrüßten wir ihn denn auch dießmal wieder mit herzlicher, aufrichtiger Freude. Seine prächtige, männlich-edle Stimme ist, wo möglich, noch schöner geworden als früher, wenigstens seit wir ihn zum letzten Male hörten. Die Behandlung und Verwendung derselben trägt den Stempel der vollendeten Reife. Rechnet man noch die außerordentlich deutliche Aussprache und das höchst belebte, wie charakteristische Spiel hinzu, so kann man ihn ohne Bedenken eine der ersten Zierden der deutschen Opernbühne nennen.

Mit „Tell“ begann Herr Beck Mittwoch sein Gastspiel und ließ Freitags hierauf den „Nelusco“ folgen. Erstere Rolle, die wir seit einer Reihe von Jahren oft von ihm gehört haben, hielten wir stets für eine seiner besten. Seit wir aber seinen Nelusco gehört und gesehen, müssen wir dieser unbedingt den Vorzug geben und sie eine wahre Musterleistung nennen. Meyerbeer selbst würde, wenn er noch lebte, zugeben müssen, daß der Sänger das Ideal des Componisten in einer Weise zu verwirklichen wußte, wie dieß besser kaum gedacht werden kann. Die fast thierische Wildheit, nur momentan, wo reinmenschliche Empfindungen zu wirken vermögen, durch den weichsten und wärmsten Ausdruck tiefer Liebe veredelt und durchgeistigt, machte einen ebenso berechtigten, als wahren und tiefen Eindruck. Das Publikum, schon bei der ersten Vorstellung in der günstigsten Stimmung, erschöpfte sich diesmal völlig in den rauschendsten Beifallsbezeugungen. Wenn wir sagen sollten, welche von den Gesangsnummern des verehrten Gastes in dieser Rolle die beste gewesen sei, wir wüßten keine einzelne zu bezeichnen; sie waren alle gelungen. Wenn wir aber dennoch welche besonders anführen, so können es nur die vom Componisten selbst bedeutsamer angelegten sein, als die Arie im zweiten und die Ballade im dritten Akte. Als Tell wirkte Herr Beck, wie stets, am Meisten durch die männlich-ernste Würde, das sichere, ruhige Kraftbewußtsein, womit er den Freiheitskämpfer, den Retter des geknechteten Vaterlandes wiedergab. Diesem Manne konnte man es glauben, daß er das Höchste wagen würde, um zum Ziele zu gelangen. Das Gebet vor dem Schuße gelang jedoch dießmal weniger, als sonst immer der Fall war; das genommene Zeitmaß war offenbar zu hastig, der Vortrag zu unruhig. Die nächste Rolle soll Rigoletto sein und hierauf Belisar folgen; Gelegenheiten genug, um näher auf des geehrten Gastes Leistungen eingehen zu können.

Es wäre höchst ungerecht, der hervorragenden Weise nicht zu erwähnen, in welcher an den beiden genannten Abenden unser gesammtes Opernpersonal sich bewährte. Besonders sind Herr Colomann-Schmid und Frau Fabbri zu nennen, Ersterer schon um der anstrengenden Aufgaben willen (Arnold im Tell und Vasco de Gama), die er in so rascher Aufeinanderfolge zu lösen hatte und wirklich mit ungeschwächter Kraft und Bravour ausführte. Die Afrikanerin gehört zu den besten Partien unserer gefeierten Primadonna, Frau Fabbri. Mit der an ihr gewohnten Energie und Verve erfaßt sie den Charakter und führt die auch stimmlich sehr anstrengende Rolle mit wirklich bewundernswerther Kraft und Ausdauer bis zur letzten Note durch. L.

London, 18. Juni. Das schöne Wetter hatte gestern nicht weniger denn 21,550 Personen nach dem Krystallpalaste hinausgelockt, wo, als am zweiten Tage des großen Händelfestes, eine Auswahl aus den Compositionen dieses Meisters aufgeführt wurde. Die Durchführung des Programmes war nach dem Urtheile aller Anwesenden eine überaus glänzende.

Karlsruhe, 19. Juni. Es verlautet, daß der Leiter unseres Hoftheaters, Ritter Eduard Devrient, ein neues kunstgeschichtliches Werk vollendet und druckfertig gemacht hat, einen starken Band Erinnerungen und Reliquien, die sich an den Namen eines seiner vertrautesten Freunde und künstlerischen Wahlverwandten, Mendelssohn-Bartholdy, knüpfen. Das neue Buch wird durch eine Auswahl ungedruckter Briefe Mendelssohn's an Devrient und Andere einen noch höhern Werth erhalten. Devrients Bekanntschaft mit Mendelssohn datirt wohl von der Zeit her, wo Beide in Berlin lebten und wirkten. Devrient war seinerzeit ein trefflicher Baritonist, wie auch sein ebenso berühmter Bruder Emil in Dresden als Sänger und Schauspieler zugleich seine Laufbahn begann. Schade, daß Eduard Devrient seine vorzügliche „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ noch immer nicht zum Abschluß gebracht hat. Es fehlen noch die Schlußbände des vor zwanzig Jahren, 1848, begonnenen Werkes.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Hugo Kauffmann in Cronberg: Genrebild. — W. von Breitschwert in Stuttgart: Sechs Aquarellgemälde. — Otto Scholderer in Düsseldorf: Stillleben. — A. Höffler in Frankfurt: Landschaft. — A. Vischer in München: die Neugierige. — C. Heinel in München: „Fromme Spende“. — Rümpler in Frankfurt: Ansicht von Frankfurt. — Ansicht von Sachsenhausen.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 21. Juni. **Tannhäuser und die Keilerei auf der Wartburg**, große Zukunftsposse in 3 Acten von J. Nestroy. Musik von Karl Binder. (Abonnement-Vorstellung Nr. 186.)

Montag, 22. Juni. Gastdarstellung des Kammersängers Herrn Beck vom k. k. Hofoperntheater in Wien. **Rigoletto**, große Oper in 3 Acten nebst einem Vorspiel in 1 Act. Nach dem Italienischen des F. M. Piave von J. C. Grünbaum. Musik von Verdi. Rigoletto: Herr Beck.

(Außer Abonnement.)

Für die Redaction verantwortlich: J. A. Ritz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 172 und 173. Dienstag, den 23. Juni 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Der Vertheidiger Katzen war ein junger Mann mit einer edlen Stirne und einem hinreißenden Organ. Aufrecht stehend und durch seine Vertheidigung angeregt, die schon lange dauerte, sprach er mit feuerblitzenden Augen und Begeisterung in allen Zügen.

Nachdem er die letzten Worte gesprochen hatte, setzte sich der junge Vertheidiger ganz erschöpft unter einem schmeichelhaften Beifallsgemurmel nieder.

Augenblicklich boten die Gerichtsdiener Stille und der Justizamtmann, der in damaliger Zeit die Stelle des öffentlichen Anklägers vertrat, erhob sich.

Mit wenig Worten untergrub er das glänzende Gerüste, welches der Vertheidiger erbaut hatte.

Der Advocat schwieg.

Die Verhandlungen wurden geschlossen. Es war indessen völlig Nacht geworden.

In diesem feierlichen Augenblicke glitt der gute Pfarrer Hilgert, der nicht mehr fähig war, die zahllosen Gefühlsregungen, die ihn niederdrückten, zu ertragen, auf seine Kniee nieder, und sein Gesicht mit beiden Händen bedeckend, begann er kräftig zu beten:

„Mein Gott, ich bin Schuld an Allem, ich bin der Hauptschuldige! Mein Gott, stehe mir bei!"

Indessen waren Lichter angesteckt worden und der Saal erstrahlte von Helligkeit.

Der Präsident stand aufrecht vor seinem Sitze und auch der Angeklagte hatte sich erhoben.

Die Stimme des obersten Richters erhob sich langsam und man hörte in dem schrecklichen Raum die Worte ertönen, die man mit Angst erwartet hatte:

„Zum Tode durch den Galgen verurtheilt!"

Da sagte Mildner mit demüthiger, aber würdevoller Stimme:

„Ich danke Ihnen, meine Herren!"

In diesem Augenblick drängte der Pfarrer Hilgert die ihn verbergenden Gruppen zur Seite, und mit festem, militärischem Schritt dahinschreitend, stellte er sich vor die Estrade, worauf die Richter saßen, und sprach, indem er auf Mildner deutete, mit ruhiger, männlicher Stimme zu ihnen:

„Von jetzt gehört der Schuldige Gott an. Ich, als sein Beichtvater und Freund, ich verlange, daß mir gestattet werde, ihm in seinem Gefängniß und in seinen letzten Stunden beizustehen."

„Nimmt der Verurtheilte den Pfarrer Hilgert als Beichtvater an?" fragte der Präsident.

„Ich nehme ihn an", erwiderte Mildner.

„In diesem Falle verordnet der Hof, daß der Priester Hilgert allein beauftragt werden soll, Mildner zum Tode vorzubereiten. Das Gericht empfiehlt ihn der Kirche."

Der Pfarrer war zu Mildner hingegangen. Im Angesicht Aller nahm er Besitz von seinem Büßenden. Ohne ein Wort zu sagen, bot er ihm seinen Arm, und ebenfalls ohne zu sprechen, stützte sich Mildner darauf. Von Wachen umgeben, verließen Beide langsam den Gerichtssaal.

Als sie das Vicariat betraten, worin Mildner gefangen saß, sprach der Pfarrer leise mit dem Kerkermeister.

Dieser verbeugte sich, und aus Rücksicht für den Priester eine brennende Lampe an dem düsteren Orte zurücklassend, entfernte er sich und man hörte ihn die dreifachen Schlösser verschließen.

Hilgert und Mildner befanden sich unter vier Augen allein. Einige Minuten lang verharrten sie im Schweigen, sich nur fest in die Augen sehend als Männer, die einander gewiß sind. Endlich sagte der Geistliche mit starker Stimme:

„Mildner, jetzt mußt Du Deine Lenden umgürten und Dein Gewand aufschürzen, wenn Du willst, daß Deine Aufgabe zur gehörigen Zeit vollbracht sei, wenn Du von dem Herrn des Weinbergs aufgenommen werden willst. Jetzt sind Deine Stunden gezählt. Jeder andere Gedanke ist überflüssig, und der Augenblick, von dem ich spreche, ist derjenige, in dem Deine Reue beginnen muß."

„Da haben wir's", sagte Mildner mit einem peinlichen Lächeln, und er setzte im affectirten Tone des Spottes hinzu: „Gesteht, Pfarrer, daß das Schicksal Eurer Moral gutes Spiel gegeben hat."

„Dein Herz ist getroffen, mein Sohn", sagte der Geistliche traurig; „ich habe Dich für stärker gehalten."

Diese Worte ermangelten nicht Eindruck zu machen. Mildner richtete sich heftig auf, dann begann er mit großen Schritten in dem Gefängniß auf- und abzugehen, hierauf blieb er wieder vor dem alten Priester stehen; und viel ernster dießmal, doch noch weit entfernt vom Gehorsam, rief er wild:

„Ich soll bereuen! Ich wiederhole es Euch in diesen Mauern, aus welchen meine Worte nicht herausdringen werden, daß ich aufs Gerathewohl nach diesem Menschen stieß. Nun, der Himmel hat meine Hand geführt. . . . Nein, trotz ihres Urtheils, trotz des Kerkers, trotz Gottes, der mich erwartet, kann ich es nicht bereuen, eines von jenen Wesen ohne Namen, die den Engeln die Flügel abschneiden, zerquetscht zu haben."

„So ist es also doch wahr?" rief der Pfarrer.

„Habt Ihr daran gezweifelt?"

„Nein. Aber dann existirt Jemand, dem Du Verzeihung schuldig bist."

„Verzeihung! Verzeihung!" murmelte Mildner dumpf.

„Und zweifelst Du Deinerseits daran?“ sprach der Geistliche. „Ich appellire an Dich selbst.“

In diesem Augenblick ging die dicke Bohlenthüre wieder auf. Zwei schwarzgekleidete Frauen erschienen am Eingang in den Kerker. Eine von ihnen, die mit einem langen Schleier bedeckt war, warf sich vor Mildners Füßen mit dem Gesicht auf den Boden, ohne zu sprechen. Die andere näherte sich ihm. Es war seine Mutter. Magdalene Werner war zu schwach, um das Kloster verlassen zu können.

„Mein Sohn, hier ist das Weib, dessen Fall Du verschuldet hast“, sprach die Pächterin. „Ich werde um Dich weinen, wenn Du Mitleid mit ihr gehabt haben wirst.“

„Und um würdig zu sein, ihr zu vergeben, mußt Du Dich erst mit Gott versöhnen“, setzte der Priester hinzu.

„Mutter! Mutter!“ rief Mildner in dem heftigsten Kampfe mit sich selbst.

„Als es Zeit war, zu wachen, hast Du die Augen geschlossen“, sprach die Eine.

„Als sie Dich anflehte, hast Du sie zurückgestoßen“, sagte der Andere.

„Erkenne Deine Schwäche!“

„Erkenne Deinen Hochmuth!“

Der in seinem schwarzen Trauerschleier auf dem Boden ausgestreckte Körper wurde von Minute zu Minute durch krampfhaftes Schluchzen emporgehoben.

Mildner machte eine unwillkürliche Bewegung auf diesen zuckenden Körper zu.

„Ich kann nicht“, sagte er schmerzbewegt. „Schwäche und Hochmuth, ja, ihr habt Recht . . . und dennoch kann ich nicht.“

„Man verlangt nichts weiter von Dir, als das Recht, an Deinem Grabe weinen zu dürfen“, sagte die barsche Pächterin zu ihm.

„Wohlan“, stieß Mildner mit Anstrengung hervor, „wohlan, so möge sie wieder kommen am Vorabend meiner Hinrichtung. Bis dahin werde ich mich bestreben, die Kraft und auch das Recht zu erlangen, ihr zu verzeihen.“

„O habe Dank“, tönte eine leise Stimme unter dem Trauerschleier hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Wormser Lutherfest.

(Am 25. Juni 1868.)

Ein uralt deutsches heil'ges Lied
Klingt hehr um Worms am Rheine;
Die Heldenmär von Siegefried
Durch alle deutschen Herzen zieht
Gewaltig wie sonst keine.

Im Land der Nebel tödtet' er
Die Riesen und den Drachen,
Der Held; errang mit seinem Speer
Den reichsten Hort, so licht und hehr,
Wohl werth ihn zu bewachen.

Das ist der Nibelungenhort,
Versenkt im deutschen Rheine;
Es wußte Keiner mehr den Ort;
Doch treu bewahrt als Dichterwort
Im Volksgemüth alleine.

Der Hort, das ist der Ehrensold,
Bewahrt im heil'gen Schreine
Des Volkes, daß der Wahrheit Gold,
Der Freiheit, die so rein und hold,
Funkele wie's Gold im Weine.

Als später Nebel wiederum
Auf allen Völkern lagen;
Wahrheit und Freiheit waren stumm,
Der Erde „Salz geworden dumm“; —
Spricht Einer: „Ich will's wagen!“

Es ist der Mann von Wittenberg
In Worms am deutschen Rheine;
Er bricht der Kirche engen Pferch,
Den Bann der Nibelungen-Zwerg',
Mit Gottes Wort alleine.

Das hohe Wort, das heil'ge Wort,
Der freien Forschung Waffe;
Die kämpft von nun an ewig fort
Für des Gewissens sichern Hort,
Daß sie die Freiheit schaffe.

Das ist des Glaubens Burg und Wehr,
Der Völker helle Waffen,
Der Streiter all' um Luther her;
Droh'n alle Teufel noch so sehr,
Sie können nichts erraffen!

Der Luther ragt ein Siegefried,
Ein Heldenbild am Rheine;
Stimm' an der Freiheit Jubellied,
Das durch die deutschen Herzen zieht,
Du deutsche Volk gemeine!

Darmstadt. H. Künzel.

Argos, der Mann mit hundert Augen.

Von Pfarrer Rudolph Frank in Ridelheim.

(Fortsetzung.)

Schon damals, als Eulogius Schneider noch als Hofprediger in Stuttgart stand, hatte er zehn Predigten, womit der Herzog Karl besonders unzufrieden war, in Breslau drucken lassen und diese Arbeiten wurden in kritischen Zeitschriften für Meisterwerke, und der Verfasser als einer der größten geistlichen Redner im katholischen Deutschland erkannt.

In Bonn aber war er mit einer pädagogischen Rede aufgetreten und darin von der Frage ausgegangen, warum die Wissenschaft und Geisteskultur im katholischen Deutschland niedriger stehe, als im protestantischen. Nachdem er hervorgehoben, daß in der katholischen Welt die Kunst (Musik, Malerei, Bildhauer- und Baukunst), sehr hoch gehalten und gepflegt worden sei, findet er den Erklärungsgrund darin, daß die katholische Kirche eine Zwangsgemeinschaft sei, ein abgeschlossenes Glaubenssystem biete und keine Wissenschaft darüber hinausschreiten lasse, vielmehr sie auf Das beschränke, was die Kirche lehre, während der Protestantismus Freiheit des Glaubens und Gewissens gestatte und den wissenschaftlichen Forschungen einen freien Spielraum lasse. Dort sei ein stehender Sumpf mit Kröten und Unken, hier das lebendig fließende Wasser aus frischer Quelle. Darauf kam der Redner zu dem Schluß, daß die Jesuitenschulen mit ihrer lateinischen Dressur für den Or-

denszweck, die Heckenschulen (Confessionsschulen unter Leitung von Geistlichen) mit ihrem eingeimpften Glaubensdespotismus und mit der eingetrichterten Mönchsmoral die alleinige Schuld dieses Zurückbleibens trügen. Diese Rede ist reich an den feinsten psychologischen Bemerkungen, an den umfassendsten philosophischen Anschauungen, voll unbestechlicher Wahrheitsliebe und in der reinsten blühendsten Sprache verfaßt, so daß diese Rede als ein Muster für alle Zeiten und Nationen gelten kann. Auch seine damalige Schrift: „Die ersten Grundsätze der schönen Künste", legt von seiner philosophischen Bildung ein rühmliches Zeugniß ab.

In Folge dieser Anklagen wurde Schneider vor eine geistliche Untersuchungs-Commission zur Verantwortung geladen und sehr viele Zeugen sind darüber vernommen worden. Gleichzeitig wurden aus dem klerikalen Lager Pasquille gedruckt und ausgestreut, worin die maßlosesten Schmähungen gegen Schneider als angeblichen Atheisten und sittenlosen Menschen im Publikum verbreitet, die Universität Bonn aber unter seinem Einfluß als ein zweites Sodom bezeichnet wurden. Sogar der Pöbel wurde rebellisch und bedrohte Schneidern mit Mißhandlungen.

Während der Untersuchung mußte Schneider vier Stunden lang, wie ein armer Sünder, vor seinen Inquisitoren stehen, ohne sich trotz seiner Ermüdung auch nur einen Augenblick auf einen Stuhl niederlassen zu dürfen.

Als die Untersuchung geschlossen war, kam der Bescheid, daß Professor Schneider vor dem Kurfürsten-Erzbischof in Köln erscheinen solle.

Auf dieser Reise nach Köln hatte sich Schneider gefaßt gemacht, in die Weidenbach (das geistliche Gefängniß) zu Köln gesetzt und jahrelang hinter Schloß und Riegel festgehalten zu werden. Trotzdem wankte sein Muth nicht. Aber der Kurfürst zeigte eine lobenswerthe Mäßigung und der Gedanke einer Einkerkerung war ihm fremd geblieben. In seinem Gespräche mit Schneider wies er auf die Revolutionsgräuel in Frankreich hin und daß er solche im Erzstifte Köln nicht zum Ausbruch kommen lassen dürfe, namentlich durch akademische Lehrer nicht, welchen die Führung der leicht entzündlichen Jugend anvertraut sei. Dabei berührte er mit tiefem Leid die gefahrvolle Lage seiner Schwester Marie Antoinette und der königlichen Familie. Dann schlug er Schneidern die freiwillige Abdankung vor, in welchem Falle er ihm hundert Karolin zur Auswanderung versprach. Da Schneider als republikanischer Enthusiast auf seinem Sinn beharrte, so kam es zu einem stürmischen Auftritt.

Der Fürst machte ihm heftigen Vorhalt und Schneider antwortete anzüglich. Zuletzt brach der Kurfürst in die Worte aus: „Wer schafft mir diesen Pfaffen vom Hals!" worauf ebenso schnell die Antwort erfolgte: „Sind denn Ew. Hoheit etwas anderes?" Mit diesem Auftritt im Februar 1791 war jede weitere Verständigung zur Unmöglichkeit geworden.

Einige Zeit vorher hatte Schneider „einen katechetischen Unterricht in den ersten Grundsätzen des praktischen Christenthums" geschrieben und mit Genehmigung der Censur drucken lassen. Jetzt fand man, daß die katholische Dogmatik in diesem Religionsbuch übergangen und nur die philosophische Moral behandelt war.

Sofort wurde dieses Werkchen verboten und in Verbindung mit dem Ergebniß der Untersuchung wegen angeschuldigter Ketzereien erhielt Professor Schneider seinen Dienstabschied.

In üblen Ruf gebracht durch fanatische Priester und Mönche, verfolgt von eifrigen Katholiken und verlassen von feigherzigen Freunden, die für ihn nichts zu thun wagten, sah Schneider wohl ein, daß er in Deutschland keine Anstellung mehr finden könne, und beschloß, sich nach dem Lande zu wenden, wo die Morgenröthe der Aufklärung und Freiheit angebrochen war, nämlich nach Frankreich.

Bis hierher kann man dem Mann, der für seine Ueberzeugung Schmach und Verfolgung erdulden mußte, seine Achtung nicht versagen; aber von der Zeit an, wo er den französischen Boden betritt und sich waffnet mit Schrecken und Entsetzen, um Rache zu nehmen an jenen Ständen, welchen seine Unterdrücker in Deutschland angehört haben, muß man sich mit Abscheu von ihm werden. Es ist ein haarsträubendes Schauspiel, einen gehetzten und angeschossenen Tiger auf seine Verfolger sich stürzen zu sehen.

Im Frühjahr 1791 kam Eulogius Schneider in Straßburg an und wurde, weil er als Anhänger der Revolution bereits bekannt war, sofort als Vicar des constitutionellen Bischofs Brendel zu Straßburg angestellt. Dieser war vorher Professor des kanonischen Rechtes daselbst gewesen und zum Nachfolger des Cardinals Prinzen von Rohan gewählt worden, welcher bekanntlich als eitler, verliebter Geck und weil er in die berüchtigte Halsbandgeschichte verwickelt war, sein Bisthum verloren hatte.

Brendel war schon ein bejahrter Herr, voll Sanftmuth und Klugheit, und hatte sich der neuen Staatsordnung nicht allein willig gefügt, sondern auch in seinen schönen Hirtenbriefen die Geistlichen der Diöcese zu einer gleichen Gefügigkeit ermahnt. Der gute alte Herr merkte aber bald, daß sein Vicar ziemlich ungeistlichen Sinnes war und sich über kirchliche Vorschriften hinwegsetzte, die derselbe von liberaler Seite ansah.

Allerdings traten, seitdem Schneider die freie französische Luft einathmete, seine beiden jugendlichen Leidenschaften, Liebe und Wein, die seither unter den Verfolgungen in Deutschland niedergenagt waren, wieder mehr hervor, weil er darin keine Sünde erblickte und den Wein als Mittel der Erheiterung und Begeisterung, die Liebe als Mittel der Bildung und Geselligkeit selbst für die rauhesten Naturen ansah. So ist es oft vorgekommen, daß er mit seinen neuen republikanischen Freunden in Straßburg beim Weinpocale die Nacht durchsaß, seine Gedichte declamirte und zwar besonders sein „Lied von der Zerstörung der Bastille" und am andern Morgen in der Frühe die Messe las, ohne aber nüchtern zu sein, wie es Vorschrift der Kirche ist. Denn in der Messe erblickte er nur ein Liebesmahl im Sinne der apostolischen Zeit. Ebenso gerne fand er sich in Gesellschaft von Damen aus den besseren Ständen ein, wo er durch sein lebhaftes Temperament, durch seine witzigen und scharfsinnigen Einfälle, durch seine artige und geistreiche Unterhaltungsgabe alle Gemüther zu bezaubern wußte. Als Prediger machte er durch die erhabenen Gedanken, welche er vortrug und durch seine gewaltige Declamation und Action, womit er sie hervorhob, nicht geringen Eindruck auf das Volk.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Zur Charakteristik der Ebergenyi) theilt die „Presse" einen Brief mit, welchen die Letztere an „ihren Gustav" wenige Tage nach ihrer Verurtheilung gerichtet hat. Derselbe überbietet an Widerwärtigkeit der Liebesgluth, die darin zum Ausdruck gebracht wird, Alles, was bisher aus der Correspondenz des unheimlichen Paares bekannt ist. Julie schreibt: „Den größten Theil Deines Geburtstages brachte ich mit Gebeten für Dich, mein Alter, zu... Gott und die heilige Marie mögen Dich in keiner Lage Deines Lebens verlassen... Du bist ein ehrenhafter Engel auf dieser Welt, der nur das Wünschenswertheste verdient..." Julie verspricht „ihrem Gustav", wenn ihr Gott zur Befreiung verhelfe, ihm ja nicht Anlaß zu Eifersucht zu geben, weil sie jetzt noch bedeutend mehr Achtung vor ihm habe, als sie jemals gehabt. Sie

gibt ihm die Versicherung, daß er in Betreff ihrer guten Laune beruhigt sein könne, daß sie ihre Passion zum Rauchen noch nicht aufgegeben habe, und daß sie die Erlaubniß zu erhalten hoffe, aus dem Pfeifchen rauchen zu dürfen, welches er ihr geschickt. Sie verspricht ihm Cigarren, ihre Photographie, welche er gewünscht, erzählt ihm, daß sie zwei Nächte von ihm geträumt und sich beim Erwachen selig, selig gefühlt habe; sie erinnert ihn an den ersten Tag ihrer Bekanntschaft, und ruft dabei aus: Wie gut, wie einzig schön warst Du mein Engel. Zum Schlusse gibt sie die seltsame Versicherung: „daß ich Dich, mein Alter, mein einziges, sehr geliebtes Wesen, mein Stolz und meine Freude auf dieser Welt über Alles vergöttere, hochachte und schätze, wie nur der von der ganzen Welt anerkannte Mensch es verdient.“

(Aus dem Reisemanual des rothen Prinzen) läßt sich die Wiener „Presse“, bezüglich seines Prager Aufenthalts, folgendes Histörchen schreiben: „Unter den Komikern Europas, mit denen sich der Prinz Napoleon in Prag belustigte, hat ihn Dr.*** am meisten amüsirt. Als dieser an der Spitze einiger Deputations-Mitglieder eingetreten, war sein erstes Wort an den Prinzen: „Ich werde mich lieber in einem schlechten Französisch, als guten Deutsch verständlich machen, kaiserliche Hoheit, und“, fuhr er fort, „ich bitte Sie, ja nicht zu glauben, daß ich hierher gekommen bin, um sagen zu können, ich habe mit Prinz Napoleon gesprochen.“ „O, ich weiß“, erwiderte rasch der Prinz mit mildem Lächeln, „Sie hatten die Güte zu kommen, auf daß ich die willkommene Veranlassung fände, sagen zu können, ich habe mit Dr. *** gesprochen.“ Der junge Mann — der unter den Czechen sehr berühmte Herr ist nämlich erst vor Kurzem aus dem Knabenalter herausgewachsen — soll bei diesen Worten seine Begleitung mit triumphirenden Blicken gemessen haben. Mit großer Zuversicht sprach er dann: „Ich bin gekommen, kaiserliche Hoheit, um Ihnen über die Wiener Comödianten die Augen zu öffnen, dieser Beust...“ Hier fiel ihm der Prinz ins Wort, indem er auf die Güte der österreichischen Cigarren hinwies und Dr. *** wie die anderen Herren zu rauchen einlud, da aber der Eiferer wieder seine unterbrochene Rede mit „dieser Beust“ anheben wollte, bat ihn der Prinz mit entschiedenem Tone, die Politik ruhen zu lassen, da er diese geflissentlich aus seinem Reiseprogramm gestrichen habe. Bald darauf empfahl sich etwas verblüfft der große Dr. ***.“

(Die erbeuteten Schätze Theodor's), welche der Königin von England überreicht werden sollen, sind folgende: a) eine schwere goldene Kette, die mit kostbaren Steinen oder möglicherweise auch mit vortrefflich nachgemachten Juwelen geschmückt ist, b) eine Krone von viel geringerem Werthe, die er gewöhnlich getragen haben soll, c) mehrere Staatsgewänder, ganz ausgezeichnet schönen Fabrikats, darunter eines, welches er eigens für die Königin Victoria hatte anfertigen lassen, und zuletzt einem der deutschen Handwerker in Magdala geschenkt hatte. Dieser lieferte es an Sir Robert Napier ab, d) das Siegel des Königs mit seinem Namen und Titel, ziemlich ordinäres Fabrikat, e) ziemlich abgetragene, goldverzierte Pantoffeln, den japanesischen ähnlich, f) ein Meßkelch und eine vom Abuna (hohen Priester) getragenen Krone, die beide aus der Kirche von Magdala genommen wurden.

(Böser Blick.) Die Römer lassen sich bekanntlich den Wahn nicht nehmen, daß Pius IX. ein Jettatore sei, daß er den „bösen Blick“ habe; in diesem Aberglauben werden sie neuerdings wieder durch ein Ereigniß bestärkt. Der Papst hat kürzlich Monsignore Giraud zur Würde eines Cardinal-Uditore bei der apostolischen Kammer erhoben; der Prälat beeilte sich, dem Papste seinen Dank auszusprechen, und war eine Stunde nach der Audienz eine Leiche. Die Trasteveriner behaupten nun, das habe der „böse Blick“ gethan.

Correspondenzen.

München, 18. Juni.

Die Hauptprobe zu den Meistersingern von Wagner ist eben zu Ende, sie dauerte fünf Stunden. Der Gesammteffekt war ein großartiger und das Werk, das reich an geistvollen Combinationen, an interessanten Harmonisirungen und voll der blühendsten Poesie ist und ein Textbuch besitzt, das sich durch seine spannende Handlung auszeichnet, wird in der deutschen Musikgeschichte Epoche machen. R. Wagner ist von seinen wüsten und formlosen musikalischen Gebilden, welche „Tristan und Isolde“ zeigt, wieder zurückgegangen und die Meistersinger sind viel mehr im Style des Lohengrin gehalten. Im ersten Akt gefiel vor Allem der Eintritt der Meistersinger, im zweiten das große Duett zwischen Evchen (Frl. Mallinger) und Hans Sachs (Hr. Betz aus Berlin) und das Finale, im dritten das klassisch schöne Quintett, der große Volkschor und das Schlußfinale. Die Aufführung ging heute unter Bülow's Leitung vor sich. R. Wagner, der im Theater anwesend war, wurde des Oefteren stürmisch gerufen. Auch der König hat sich von Berg in die Stadt begeben, um sich die Hauptprobe anzuschauen. Die Kosten für die Oper belaufen sich auf ca. 50,000 fl., wovon ein großer Theil auf die Gagen trifft, mit welcher die fremden Sänger (Hölzl, Schlosser und Betz) engagirt wurden. — Am Sonntag ist die erste Aufführung: wir zweifeln, ob sie so gut gehen werde, wie die Hauptprobe.

Königstein, 21. Juni.

Der Fremdenzuzug nach unserem freundlichen Bergstädtchen, welcher mit Anfang Juni den erfreulichsten Fortgang nahm, hat durch die zwei unfreundlichen Tage der Vorwoche einen ziemlichen Stoß erlitten. Nicht bloß, daß uns verschiedene Gäste verließen, auch neue wollen nicht wieder kommen, obgleich wir dermalen das herrlichste Sommerwetter haben. Wenn in den Ebenen und Niederungen die Sonnenstrahlen mit versengender Gluth hernieder scheinen, so umweht uns hier stets eine reine frische Luft, welche den Sonnenbrand mildert und darum belebend und kräftigend auf alle Wesen einwirkt. Wir möchten jedem Städter namentlich wünschen, daß er nach des Tages Hitze und Plage die Annehmlichkeiten eines Abends in Königstein genießen könne; erhöhte Arbeits- und Lebenslust wäre gewiß die lohnende Folge! — Unsere Gasthöfe wetteifern hinsichtlich guter Bewirthung der Gäste. Laut müssen wir es aber beklagen, daß die seit Ende Mai dahier errichtete Telegraphen-Station noch immer nicht dem Verkehre übergeben wird. Mancher Fremde, der sich ob dieser neuen Verkehrsanstalt gefreut, geht kopfschüttelnd einher und kann jene Vernachlässigung der Volks- und Staatsinteressen nicht recht begreifen.

Bockenheim, 21. Juni.

In Anknüpfung an die neulich in diesen Blättern gegebene Mittheilung über die Verschönerungen unserer Stadt dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß die Gemeindevertretung die vielfachen und stets uneigennützigen Bemühungen der Handelsgärtner Gebrüder Siesmayer, durch welche dieselben schon oft, bei allen öffentlichen Gelegenheiten und jetzt wieder bei Anlegung des Marktplatzes, ihren Bürgersinn bethätigten, mit der Verehrung eines Pokals verdankt hat. Die Ueberreichung an die schlichtbescheidenen Gefeierten erfolgte gestern bei einem Festmahl, das in der vorhergegangenen Grundsteinlegung zu dem neuen Rathhausbau, welcher auch der k. Landrath von Hanau beiwohnte, seine Veranlassung hatte. Die gleiche Feierlichkeit steht demnächst für den Bau der katholischen Kirche bevor.

Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, 23. Juni. **Der verwunschene Prinz**, Schwank in 3 Acten von J. v. Plötz. Hierauf: **Bädeker**, Schwank mit Gesang in 1 Act (nach einer Idee der fliegenden Blätter) von G. Belly. Musik arrangirt von A. Conradi.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 187.)

Mittwoch, 24. Juni. Gastdarstellung des Kammersängers Herrn **Beck** vom k. k. Hofoperntheater in Wien. **Hernani**, große Oper in 4 Acten, nach dem Italienischen des F. M. Piave, von Ritter von Seyfried. Musik von Verdi. (Außer Abonnement.)

Donnerstag, 25. Juni. **Donna Diana**, Lustspiel in 5 Acten nach dem Spanischen des Moreto von C. A. West.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 188.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 174. Mittwoch, den 24. Juni 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Katinka Zitz.

(Fortsetzung.)

12.

Es war fast zehn Uhr Abends, als der Pfarrer das Gefängniß verließ. Gedankenvoll schlug er den Weg nach seinem Wirthshaus ein, das er durch den Hof betrat, und ohne mit Jemand zu reden, ging er in den Stall, um sein Pferd zu satteln. Er wollte unverweilt nach Hause und dort alle Vorkehrungen treffen, um am nächsten Morgen sich in der Stadt installiren zu können.

„Der Herr Pfarrer werden ziemlich spät in der Nähe des Mordgrundes anlangen", wagte Jürge, der Stallknecht, zu bemerken.

Der Pfarrer öffnete einen der Sattelhalftern, und auf ein darin steckendes Pistol deutend, sagte er mit dumpfer Stimme:

„Ich möchte Jemand darin begegnen und ihm den Kopf zerschmettern, indem ich ihm die Absolution ertheilte."

Der Stallknecht verstand ihn und schwieg; als aber der Pfarrer den Fuß in den Steigbügel setzte, sagte er noch:

„Drin in der Wirthsstube ist ein kleines Kerlchen, welches sagte, wenn der Herr Pfarrer käme, solle man ihm sagen, daß er da sei."

„Potz Velten, das hätte ich ja beinahe vergessen. Führe mein Thier unter den Thorbogen."

Und indem er das Pflaster unter seinen großen bespornten Stiefeln erdröhnen ließ, begab sich der Pfarrer in die Wirthsstube, die den ganzen Tag über belebt gewesen, aber jetzt leer war und nothdürftig durch eine Laterne erleuchtet wurde, die auf dem großen Tische stand.

Neben dem riesigen Kachelofen schien ein Bauernknabe auf einem Stuhle eingeschlafen zu sein.

„Er schläft!" murmelte der Pfarrer. „Glückselig sind die Armen an Geist!" Dann setzte er mit lauter Stimme hinzu: „He, Roman, wache auf!"

Aber Roman schlief nicht, obgleich er physisch und moralisch sehr angegriffen war.

Es ist leicht zu begreifen, daß die Familie Mildner nach der Mordthat nicht mehr lange in dem Johanneshof bleiben konnte, welche dem Hause Schönborn gehörte. An dem Tage nach Mildners Festnehmung waren Luciane und Magdalene Werner von dem Pfarrer Hilgert als Kostgängerinnen in das Agnesenkloster nach Mainz gebracht worden. Die Pächterin war noch einige Tage auf dem Hofe geblieben, um mit Muth und Festigkeit ihre letzten Anordnungen zu treffen. Der Pachthof sammt den Dienstleuten war in andere Hände übergegangen; nur Roman hatte eine so aufrichtige Verzweiflung gezeigt, daß der Pfarrer, Mitleid mit ihm habend, ihm das Pfarrhaus geöffnet und ihn nicht nur als Diener seiner Person angenommen, sondern ihn auch zur Würde eines Chorknaben erhoben hatte. In glücklicheren Zeiten würde dieses dem guten Roman sehr geschmeichelt haben.

Berufen, in dem Prozeß zu figuriren, waren dem Knaben die beiden feierlichen Sitzungstage wie ein merkwürdiger Traum verschwunden.

Bei seiner Rückkehr ins Wirthshaus fühlte er in seiner Ermüdung eine Art Fieber, das ihn am Schlafen verhinderte, und er war jetzt noch in gränzenloses Nachdenken verloren.

Als er die Stimme seines jetzigen Herrns hörte, erhob er sich, ohne ein Wort zu sagen, und schritt auf die Thüre zu. Das Pferd war unter die Thorhalle geführt worden und der Pfarrer saß bereits im Sattel. Mit Hülfe eines Ecksteins schwang sich Roman hinter den Pfarrer auf die Croupe des Pferdes und schlang seine beiden Arme respectvoll um die Hüften des Pfarrers, der im scharfen Trab fortritt.

Nach Verlauf einer halben Stunde, als Kolin anfing, ein wenig im Schritt zu gehen, um eine Höhe zwischen Mombach und Budenheim hinan zu steigen, brach Roman zum erstenmal das Schweigen.

„Hochwürdiger Herr, wenn Ihr doch von der großen Güte sein wolltet, mir zu sagen, was der lange Richter, der mitten drein saß, eigentlich wollte, als er so lange plapperte und Herr Mildner sich bei ihm bedankte."

„Er hat zu ihm gesagt, daß man ihn hinrichten würde."

„Wie, was, so ist es also wahr, was man in dem Wirthshause sagte, daß man ihn an den Galgen hängen oder ihm den Kopf abschneiden würde?"

„Ja, es ist wahr."

Roman machte einen Satz auf dem Pferde und ließ die Kleider des Pfarrers los, so daß er beinahe heruntergefallen wäre. Genöthigt, sein Gleichgewicht wieder herzustellen, rief er:

„Was ihn! ihn! unsern Herrn Mildner wollen sie todt machen, und er hat sich noch bedankt. Ihr heiligen vierzehn Nothhelfer aus der Gonzenheimer Waldkapelle, ist denn so ein Heidengräuel menschenmöglich. Ein Mann, der so gerecht war, und so, ich weiß selbst nicht was, daß man gleich sein Gewissen erforschte, wenn er einem nur ansah, den will man hängen wie einen . . . O gehet doch, sie werden es sich nicht unterstehen. Sie sagen es wohl, aber sie thun es doch nicht."

„Es ist Alles aus!" sagte der Pfarrer, mehr um mit sich selbst zu reden, als um dem Knaben Antwort zu geben.

„Und Ihr glaubt, daß mein heiliger Schutzpatron das leiden wird?"

„Es gibt nur einen Patron, der ihn retten könnte, das ist der Kurfürst."

„Das ist wahr. Das hat man auch in dem Wirthshause gesagt. Der Kurfürst wird ihn begnadigen."

„Mildner wird nicht zu bewegen sein, seine Begnadigung zu verlangen. Wer sollte sich für ihn verwenden? Und selbst wenn sich Jemand fände, um laut genug zu reden, was würde man erlangen? Die Schönborns haben einen langen Arm und werden den Kurfürsten belagern. Der Kurfürst kann einen Krämer, der einen Adeligen getödtet hat, nicht begnadigen."

„Den ewigen Juden, heißt Ihr Den einen Adeligen? Ich heiße ihn einen Lügner. Der Kurfürst kann nicht begnadigen? He! was ist denn ein Kurfürst? Ich werde mit ihm reden, wollt Ihr wetten. Ich werde ihm sagen: Gnädiger Herr, werde ich sagen, visitiren Sie nur selbst einmal das Häuschen des Herrn Mildner und Sie werden sehen, ob er einen rothen Rock hat oder nicht. Ich lege meine Hand ins Feuer, daß er keinen rothen Rock hat und besonders keinen mit so goldenem Gehängsel auf den Achseln, und er hat auch keinen gepuderten Kopf, der schneeweiß ist, wie der des Herrn Pfarrers. Herr Mildner hat kein Mehl auf seinen Kopf gestreut, und ich habe das Alles in dem kleinen Garten gesehen, und das Blut stieg mir in den Kopf, und es rief etwas in der tiefsten Tiefe meiner Seele: Roman, es ist der ewige Jude."

„In der That, es könnte gut sein, wenn Jemand diesen Schrei der Wahrheit hörte", murmelte der Pfarrer vor sich hin.

„Und ich will ihm in das Ohr rufen: Kurfürstliche Gnaden, es war unser Herr nicht. Kann man sich irren in seinem Herrn? Und dann in der darauffolgenden Nacht, als ich Schlag Zwölfe aufwachte und durch mein Fenster guckte, habe ich mich da geirrt? Ei, behüte, da habe ich sauber unsern Herrn erkannt, der aufrecht wie ein Gränzstein neben dem Fenster seiner Frau stand, und er war es, der nach einer halben Stunde sich in aller Eile fortmachte, und hinter ihm her kam ein Mann, der aus der Mauer hervorzukommen schien, und von diesem kann ich nicht mit Gewißheit sagen, ob es der ewige Jude war; aber er hatte goldene Borden am Mantel und abermals die verwünschte weiße Perrücke."

„Wie! was! und warum hast Du niemals das gesagt?"

„Ei, weil der Herr mich an den Haaren gezaust und gesagt hatte: Roman, wenn dergleichen sich wiederholen sollte, so hältst Du das Maul und schließest Augen und Ohren zu. Ja, Hochwürden, das hat er gesagt, und darum hielt ich mich hinter meinem Gaubioch verborgen."

„Aber dreifaches Vieh, warum sagst Du es denn jetzt?"

„Weil Ihr gesagt habt, daß mein guter Herr an den Galgen gehängt werden würde."

„Sein Zeugniß kann nur als eine Erklärung betrachtet werden", dachte der Pfarrer, „aber um zu begnadigen, braucht man ja nur einen moralischen Beweis. Ich kann nicht sagen, was ich weiß, wie aber, wenn ich Roman reden ließe?"

„Ich werde dem Kurfürsten auch sagen", hob Roman wieder an, „kurfürstliche Gnaden, werde ich sagen, es ist ein Heiliger in die Sache verwickelt, der schwer gesündigt hat, denn wenn ich das Messer nicht erkannt hätte, . . verwünschtes Messer, Du wirst mich künftig nicht mehr reizen. Also, mein gnädiger Kurfürst, wenn die Heiligen sündigen, so muß man den Menschen etwas zu gute halten und ihnen verzeihen und es wird Ihnen Ehre machen, sorgsamer gewesen zu sein, als der große Heilige Roman."

Der Geistliche gab dem Hirtenknaben keine Antwort; er dachte aber einen kühnen Streich nach.

(Fortsetzung folgt.)

Luther.

Ein Held warst Du, der in den deutschen Landen,
Gleich Hermann, einstens gegen Rom gestritten;
Und kräftig auch wie Hermann schlugst Du mitten
Entzwei die Fesseln, die uns schmählich banden.

Doch härter war der Kampf, den Du bestanden.
Wie hat Dein zweifelnd Herz erst schwer gelitten,
Bis Du die innere Freiheit Dir erstritten,
Die Freiheit, die noch Wenige verstanden! —

Und als sie über Dir zu Rath gesessen,
Da schien es auch dem Muthigsten vermessen,
Daß Du's gewagt, zu zieh'n nach Worms am Rheine.

Wie anders heute! — Fast sind sie vergessen,
Die Dich verdammten; Dir ersteht indessen
Ein herrlich Denkmal dort zu Worms am Rheine!

Frankfurt a. M., im Juni 1868. G. Lg.

Argos, der Mann mit hundert Augen.

Von Pfarrer Rudolph Frank in Rödelheim.

(Fortsetzung.)

Aber es war in Straßburg damals, wie überall, wo eine Bewegung im Leben der Völker eintritt, daß die Anhänger der durch Gewohnheit und Herkommen geheiligten Staatsordnung sich denjenigen widersetzen, welche eine Neugestaltung anstrebten. An der Spitze der königlich gesinnten, mit Kirche und Geistlichkeit verschwisterten, aus den angesehensten Bürgern bestehenden, sehr zahlreichen Partei stand der Maire Dieterich, dessen Frau zu den ersten Schönheiten im Elsaß zählte. Mit diesem Dietrich war Schneider befreundet, ob er gleich der revolutionären Richtung zugethan war. Auch er wußte recht gut, daß die klerikale Partei in Deutschland durch geheime Canäle mit Geistesverwandten, sowohl in Straßburg, wie anderwärts, in Verbindung stand und im Verborgenen Fäden zu einem Netze spann, worin der kühne, aber auch unbesonnene, Reformator Schneider verstrickt werden sollte. Besonders an der Gränze von Deutschland und in den Städten am Rhein herunter standen die schwarzen Zionswächter auf der Warte und gaben sich Signale zu gemeinsamen Maßregeln. Schon liefen Gerüchte umher, Schneider sei ein Atheist und könne unmöglich einen Kirchendienst verwalten. Schon war ein Fanatiker erkauft worden, ihn von der Kanzel herunterzuschießen, wenn er den Mund zur Gottesläugnung aufthun würde. Allein Schneider predigte damals „über die Rache des Weisen und des Christen" und die That unterblieb.

Aber solche Nachstellungen, deren Ursprung und Zusammenhang ihm nicht zweifelhaft sein konnten, erfüllten seine Seele mit dem Durst nach Rache und bewogen ihn, seine geistliche Stelle niederzulegen und die ihm angetragene Stelle als Maire zu Hagenau bei Straßburg im Jahre 1792 anzunehmen.

In dieser Stellung blieb er bis zum November desselben Jahres, wo er auf Anrathen des Maires Dieterich, der sein Freund, Verehrer und Bewunderer war, zurückgerufen wurde, um die Stelle eines öffentlichen Anklägers am Revolutionsgericht zu übernehmen, weil dieser sein Gönner sich nicht denken konnte, daß ein so geistreicher und liebenswürdiger Gesellschafter strenger Maßregeln zur Durchführung der Republik fähig wäre. Wirklich hat auch Schneider sich lange besonnen, bis er zu einem festen Entschluß kam.

Endlich um die Mitte des Monats Februar des Jahres 1793, als Ludwig XVI. unter der Guillotine gefallen und die Republik förmlich proclamirt war, nahm er die verhängnißvolle Stelle an und entfaltete eine furchbare revolutionäre Kraft zur Reinigung des republikanischen Bodens von allen fremdartigen Auswüchsen.

Bemerkenswerth ist ein Gedicht, das er kurz vor dieser verhängnißvollen Ernennung geschrieben hatte und worin er seine republikanische Gesinnung ganz unverhohlen aussprach.

Es führt die Ueberschrift:

„Alcest."
Eine Erzählung.

In einer kleinen Stadt Italiens
War einst ein Mann; sein Name hieß Alcest.
Er hatte just das Pulver nicht erfunden;
Doch war er schlicht und meint' es herzlich gut.
Wenn er nicht schlief, so wacht' er ohne Fehl,
Und wenn er nicht bei seiner Arbeit saß,
So dacht' er über Dieß und Jenes nach —
Und manchmal fiel ihm auch was Gutes ein.
An einem Abend ging er um den Graben
Der kleinen Stadt spazieren; da ertönte
Die Todtenglocke. Plötzlich kehrt er um
Und eilte nach dem Thore, was er konnte,
Und fragte keuchend, wer gestorben sei?
„Der Gouverneur!" versetzten ihm die Leute.
„Der Gouverneur? — Verlaß'ne arme Stadt?
Wer wird denn nun regieren?" schluchzet er
Und weinte laut. Den Kummer zu vertreiben
Begab er sich in's nahe Kaffeehaus
Und ließ sich Limonade reichen. Hier
Vernahm er aus dem „Römischen Kourier":
„Der Kaiser sei gestorben!" — „Großer Gott!
Der Kaiser ist gestorben! Welcher Jammer
Für's ganze Reich. Wer wird es jetzt regieren?"
So seufzet er und will nach Hause geh'n.
Da kommt sein Nachbar und versichert ihn:
„Soeben sei die Nachricht angekommen,
Der heilige Vater sei in Rom verschieden."
„Der heilige Vater todt! O Christenheit,
Wer wird dich nun regieren? Ferner
Kann die Welt nicht mehr besteh'n: Morgen kommt
Der jüngste Tag!" — Mit kummervollem Herzen
Und banger Ahnung kehrt' er nun nach Hause
Und legte sich in's Bette, kreuzte sich,
Erweckte Reu' und Leid — und härmte sich
Bis Mitternacht: dann schlief er ein.
Des Morgens stand er voll Besorgniß auf
Und sah durch's Fenster, ob die Welt noch stände:
Und siehe da! die Bäume grünten noch
In seinem Garten; lieblich schien die Sonne,
Die Vögel sangen, Arbeitsleute gingen
In's Feld, wie sonst. Die Schmieden hämmerten,
Die Krämer machten ihre Läden auf,
Und Alles war, mit Einem Wort, wie sonst.
„Ei", sprach Alcest getröstet zu sich selber,
„Die Stadt bestehet ohne Gouverneur;
Das Reich bestehet ohne Kaiser; — selbst
Die Christenheit bestehet ohne Papst!
Die Herren sind uns also überflüssig!"

Wohin der Dichter zielt, bedarf keiner Erklärung.

(Fortsetzung folgt.)

Prozeß Chorinsky.

△ München, 22. Juni.

Heute Vormittags begann vor dem oberbayerischen Schwurgericht die Verhandlung gegen den Grafen Gustav Chorinsky, welcher der Theilnahme an der durch Julie v. Ebergenyi hier verübten Ermordung seiner Gattin angeklagt ist.

Die Zuschauerräume waren gedrängt voll und Hunderte mußten wieder fortgehen, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß es vergeblich sei, noch ein Plätzchen zu gewinnen.

Der Angeklagte erschien in einfacher, schwarzer Kleidung, seine Gesichtszüge sind regelmäßig, übrigens ohne irgend besonderen Ausdruck, lassen auch beim Eintritt keine Erregung wahrnehmen. Auf Befragen des Präsidenten gibt er zuvörderst seine bereits zur Genüge bekannten Generalien (Name, Stand, Abkunft ꝛc.) an, sowie ein kurzes curriculum vitae; er war zu drei verschiedenen Malen in österreichischen Kriegsdiensten, inzwischen einmal auch in päpstlichen, was Ihren Lesern auch schon längst bekannt ist.

Aus dem sodann verlesenen Verweisungs-Erkenntnisse und der Anklageschrift läßt sich ebenfalls wesentlich Neues nicht mittheilen. Was von Interesse ist, wurde im Prozeß gegen die Julie v. Ebergenyi so ziemlich zur Genüge an die Oeffentlichkeit gebracht.

Bei der Verlesung der Anklageschrift (s. Nr. 163 d. Bl.) blieb Chorinsky Anfangs ruhig, bald aber konnte er sich nicht mehr bemeistern; bei einer Stelle, wo das leichtfertige Wesen der Ebergenyi geschildert war, fuhr er mit den Worten auf: „Ist nicht wahr." Vom Präsident deßhalb zur Ruhe verwiesen, nahm er sich zwar zusammen und schwieg ferner, aber das Zucken der Lippen, das unausgesetzte Spiel der Finger ꝛc. verrieth seine heftige Erregung während des Anhörens der ihn beschwerenden Inzichten.

Während der Verlesung der Anklageschrift erschien Herzog Karl Theodor in Bayern und der Justizminister v. Lutz im reservirten Zuhörerraum.

Da der Staatsanwalt (Wülfert) die Verlesung eines Passus im „Wiener Fremdenblatt", sowie eines Schreibens eines Chemikers Schäfer in Bezug auf die Vergiftung von Früchten, endlich auch die verschiedenen Stellen aus dem Tagebuch der Gräfin beantragt hatte, so protestirte der Vertheidiger (Advocat Dr. v. Schauß) dagegen, daß Zeitungsartikel als Thatumstands-Urkunden produzirt würden, wie auch, daß das Schreiben jenes Chemikers, das nur Hypothesen enthalte, verlesen würde; man solle ihn, wenn es nöthig sei, ordnungsmäßig als Zeugen laden. Bezüglich der Tagebuchstellen ermahnte er die Geschworenen, sich nicht durch Sentimentalität bestimmen zu lassen und den Zusammenhang im Ganzen zu prüfen. Nachdem das Urtheil, welches im Prozeß Ebergenyi in zweiter Instanz gefällt wurde, sich nicht bei den Acten befinde, so stelle er den Antrag, daß der amtliche Originalbericht über dieses Erkenntniß, in welchem das Urtheil erster Instanz bezüglich der Motivirung aufgehoben wird, zur Mittheilung komme. Ferner beantrage er die Verlesung zweier Briefe des Grafen Chorinsky an eine gewisse Frau Bath in Heidelberg, eines Briefes der Julie v. Ebergenyi und einer Gebetsabschrift, welche der Angeklagte auf dem Herzen getragen habe, woselbst sie der Eisenmeister fand. Nachdem der Vertheidiger noch um Constatirung des Umstandes gebeten hatte, daß die Gräfin Mathilde Chorinsky zu der Zeit, als sie das Chorinsky'sche Haus in Wien verlassen hatte, entbunden habe, schloß er mit folgenden Worten: „Es wird mir jeder der Geschworenen, Richter, Zeugen und übrigen Zuhörer das Zeugniß geben, daß etwas für meinen Mandanten Günstiges durch die Presse bisher nicht zur Veröffentlichung gelangt ist."

Der Präsident theilt nun mit, daß er heute früh den k. k. Feldmarschall-Lieutenant Giuliani, dem Antrage des Vertheidigers

entsprechend, telegraphisch als Zeugen geladen habe. Hierauf wurde die Anwesenheit der Zeugen — 34 an der Zahl — constatirt, und dann der für den Dr. Aug. Benoit Morel in Rouen, welcher der deutschen Sprache nicht vollkommen mächtig ist, berufene Dollmetscher, Prof. Dr. Bedall von hier, beeidigt.

Es beginnt nun das Verhör des Angeklagten:

Präs.: Sie sind der Theilnahme an einem Morde, welcher an Ihrer Gattin Mathilde Chorinsky am 21. November 1867 dahier verübt wurde, beschuldigt, und zwar mittelst Theilnahme durch Anstiftung und Hülfeleistung?

Chorinsky: Was ich früher gesagt habe, bitte ich nicht so zu nehmen, als wenn ich es nur aus Bosheit gesagt hätte, oder daß ich nicht Alles gesagt habe, was zur Erklärung in dieser Sache dient; denn so lange ich die Ebergenyi in Wien vor Beendigung des Processes in dieser schrecklichen Lage gewußt habe, dachte ich mir, daß irgend ein Ausdruck von mir ihr schaden könnte und deßhalb habe ich immer zurückgehalten und nichts gesagt; aber jetzt werde ich die Wahrheit sagen, von dem Momente an, wo ich die verstorbene Mathilde Ruef kennen gelernt habe. Ich bin im Jahre 1858 von Agram nach Linz in Garnison gekommen und bemerkte dort nach einiger Zeit im Theater von der Loge aus, daß mich eine Dame immer besonders ansah. Ich schaute auch hin, sie gefiel mir so ziemlich; — kurz und gut, man hat mir gesagt, daß diese Dame mit mir bekannt werden wolle. Ich machte deren Bekanntschaft auch bei einer dortigen Schauspielerin, bei welcher wir uns öfter trafen, weil mein dermaliger Oberst es streng verboten hatte, sich öffentlich zu zeigen. Bei einer solchen Gelegenheit war ein kleines Gelage mit Maitrank — welches Getränk ich nicht kannte, und da war es, wo ich in beiderseitigem etwas starkem Rausche sie überredete, in einem Extrazimmer . . . . (hier murmelt der überhaupt etwas schwer zu verstehende Chorinsky einige Worte, welche der Journalistenloge und dem Saale unverständlich blieben.) Nur das ist mir erinnerlich, daß sie nicht Jungfer war. Sie erzählte mir alle Familiengeheimnisse; sie wäre eine v. Rueff, die Familie sei in Württemberg und eine ausgezeichnete Familie; die Mutter sei eine Gräfin; ich habe das Alles geglaubt, auch meinen Eltern hat sie diese Angaben gemacht. Sie sagte ferner, sie habe Vermögen, das sie einem Freunde, einem gewissen Moritz Hirsch in Württemberg, der überhaupt Alles von ihr in Verwahrung habe, gegeben; sie hat mich ferner gebeten, ihr Vorschüsse zu leisten; natürlich würde sie Alles wieder bezahlen. Ich habe ihr versprochen, sie zu heirathen, allein dieß hätte in Oesterreich schwer gehalten, wie in Oesterreich ein Officier keine Dame, die beim Theater sei, heirathen dürfe. Sie hat selbst vom Theater weggehen wollen; sie sprach auch von einer Verlobung, die ich mit ihr geschlossen hätte, aber eine Verlobung ist das nicht gewesen; ich habe ihr wie vielen anderen Frauenzimmern gesagt, ich will sie heirathen, es ist mir aber hinterher nicht eingefallen. Sie brach dann ihren Contract, verließ das Theater und ging nach München und Augsburg, was mir eine vierwöchentliche Arreststrafe von Seiten meines Obersten zuzog. Ihr Bruder präsentirte sich mir später als Württembergischer Officier. Später ging Mathilde Rueff nach Brünn und Troppau; ich habe immer mit ihr correspondirt. Unter anderem schrieb sie mir, die Sache gehe ganz gut; ich habe ihr immer Geld geschickt und bin so in Schulden gekommen, daß mir schließlich mein Oberst rieth zu quittiren. Auch mein Vater gab mir diesen Rath und meinte, ich solle nach Olmütz gehen, in's Kapitel eintreten, und Domherr werden. Ich habe dieß auch versprochen. Bis zum Jahre 1858 hatte ich eine ausgezeichnete Conduite, aber sie fuhr fort; leichtsinnig Schulden zu machen, so daß ich mich furchtbar geärgert habe. Endlich schrieb mir Mathilde, ich solle nach Salzburg kommen; und wie ich dorthin kam, hatte sie wirklich tausend Gulden. Sie redete mir zu, wieder Soldat zu werden. Dieß, fährt der Angeklagte fort, habe sein Vater erfahren, habe die Ausweisung der Rueff aus Oesterreich bewirkt und versprochen, falls er wieder in das Heer träte, seine Schulden zu bezahlen. Vor seiner Abreise habe er ihr aber noch heimlich telegraphirt, sie solle ihn in Verona treffen, und dort habe er von ihr Abschied genommen. Sie habe da heftig geweint und gejammert; er habe ihr aber damals gesagt, jetzt sei es mit dem Heirathen nichts. Dann sei er Offizier in Piemont, und bei Solferino Oberlieutenant geworden. Aus dem Felde zurückgekommen, habe er gefragt ob seine Schulden bezahlt seien, was aber nicht der Fall war; ferner habe er in Erfahrung gebracht, daß Mathilde eine Fehlgeburt gemacht habe; Sicherheit hierüber habe er nicht erlangen können. In Verona sei er am Typhus krank gelegen, wo sie ihn besucht habe; von da aus habe er sie nach München und Augsburg begleitet und am ersteren Orte 600 fl. von einem Adeligen aufgenommen, die er ihr einhändigte, da sie die weitere Reise nach Heidelberg allein machen wollte. Sie sei aber, da sie außerordentlich abergläubisch war, nicht nach Heidelberg, sondern nach Homburg gereist und habe das Geld verspielt. Er habe nun dem Kaiser seine Aufwartung gemacht und sei dann nach Graz versetzt worden. Dort hätten ihn seine Gläubiger von früher her schwer bedrängt, und er sei dann, da er ziemlich gut italienisch könne, zu einem italienischen Regiment versetzt worden. In Wien habe er zu damaliger Zeit ein Verhältniß mit der Tochter eines pensionirten Artillerieobersten angefangen, mit der er sich sehr gut unterhalten habe, dadurch aber in neue Schulden gekommen sei. Da schrieb mir auf einmal ein General, er wüßte für mich eine famose Stelle, fährt der Angeklagte fort, es würden Offiziere gesucht, die schon einen Feldzug mitgemacht und die eine Division oder ein Bataillon als Hauptleute commandiren könnten.

Ich bin auch gleich als ältester Hauptmann eingetreten, beritten worden, und der General hat mir versichert, daß ich später in Oesterreich wieder in meine frühere Charge eintreten könnte. Später kam ich nach Laibach, um 400 Mann päpstliche Truppen zu werben . . .

Hier unterbrach der Präsident den Angeklagten mit der Bemerkung, sich kürzer zu fassen, und nur das auf die verlebte Gräfin Bezügliche zu erzählen.

(Fortsetzung folgt.)

London, 20. Juni. Mit der Aufführung des Israel von Aegypten schloß gestern das **große Händelfest**. Nicht weniger denn 23,161 Personen wohnten dem Riesenconcerte bei, das durch Großartigkeit und Feinheit der Durchführung den Messias von Montag noch weit übertraf.

Frau **Julie Vieuxtemps**, die Gattin des berühmten Geigers Henri Vieuxtemps, verschied zu Paris am 20. Juni. Die Verstorbene war in der musikalischen Welt so bekannt, wie ihr berühmter Gatte, dem ihr Verlust ein unersetzlicher sein wird. Denn Vieuxtemps ist eine ächte Künstlernatur, die wenig Sinn für das praktische Leben hat, während seine Gattin gerade dieses in für eine Frau seltenem Maße kannte und beherrschte. Mit großer Energie verband sie einen fast männlichen Verstand, ohne daß ihr jedoch das volle Verständniß für die Kunst ihres Mannes abgegangen wäre. Man kann wohl sagen, daß in dieser Ehe sich die beiden so grundverschiedenen Theile zu einem organischen Ganzen ergänzt haben.

Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, 24. Juni. Gastdarstellung des Kammersängers Herrn **Beck** vom k. k. Hofoperntheater in Wien. **Hernani**, große Oper in 4 Acten, nach dem Italienischen des F. M. Piave, von Ritter von Seyfried. Musik von Verdi. (Außer Abonnement.)

Donnerstag, 25. Juni. **Donna Diana**, Lustspiel in 5 Acten nach dem Spanischen des Moreto von C. A. West.
(Abonnement-Vorstellung Nr. 188.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 175. Donnerstag, den 25. Juni 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Den folgenden Tag hatte er eine Audienz bei dem Weihbischof Heimes wegen des Kaplans, der ihn einstweilen in seiner Pfarrei ersetzen sollte. Er ließ sich von dem Chorknaben Roman begleiten. Wie der Pfarrer es vorausgesehen hatte, so kam die Rede bald auf Mildner, und wie er es ebenfalls vorausgesehen, so ermangelte Roman nicht, sich zu vergessen und, wie am vorigen Abend, in Hitze zu gerathen. Da Niemand darauf vorbereitet war, so wiederholte sich der Auftritt in seiner ganzen Natürlichkeit. Hilgert zitterte wohl ein wenig, denn die Sprache des ehemaligen Hirtenknaben stand sehr wenig im Einklang mit seinem jetzigen kirchlichen Gewande. Doch das noch widerhallende Todesurtheil überwog jede Kleinlichkeit.

Der Bischof empfand weder die Versuchung zu lächeln, noch sich zu formalisiren.

„Mein lieber Pfarrer“, sagte der Prälat, „das sind Dinge, welche die Sachlage gewaltig verändern. Warum hat der Knabe denn nicht so in der Sitzung ausgesagt?“

„Er war so verwirrt, bischöfliche Gnaden, und ist so einfältig, daß er die Verurtheilung seines Herrn gar nicht begriffen hat.“

„Der Advocat hatte Recht; Mildner gehört Gott, gehört der Kirche an.“

Nach einem kurzen Stillschweigen hob der Weihbischof wieder an:

„Ich kann Ihnen nicht sagen: Hoffen Sie, mein lieber Pfarrer; denn der Kurfürst wird gezwungen sein, sich streng zu zeigen; aber ich sage Ihnen: verzweifeln Sie nicht. Ich habe im Schlosse zu thun und werde den Versuch machen, etwas zu erlangen.“

Hilgert zog sich voll Vertrauen zurück.

— — — —

Einige Wochen waren vergangen. In einem abgelegenen Theil des Almosenklosters befand sich ein kleines Sprachzimmer zwischen zwei Zellen. Täglich Morgens um acht Uhr öffneten sich gleichzeitig die Thüren dieser beiden Zellen. Aus der einen trat eine bejahrte Frau mit einem ehemals strengen, jetzt noch regungslosen Gesicht hervor, das leise Niedergeschlagenheit ausdrückte. Es war die Pächterin, die Mutter des Verurtheilten. Durch die andere Thüre waren Luciane und Magdalene Werner eingetreten. Alle Drei waren schwarz gekleidet, sehr bleich und ihren Stirnen war der Stempel eines außerordentlichen Schmerzes aufgedrückt. Luciane schritt mit langsamen Schritten durch das Gemach und kniete stillschweigend vor der Pächterin nieder, die einen erloschenen Blick auf sie fallen ließ, und dann kalt, doch ohne Bitterkeit, zu ihr sagte:

„Bete und arbeite!“

Hierauf knieeten sich die drei Frauen auf den drei roh gezimmerten Betstühlen nieder, die vor dem im Hintergrunde des Zimmers hängenden Kruzifix von schwarzgebeiztem Holze angebracht waren, und die jüngste zwischen den beiden alten begann mit lauter Stimme die Bußpsalmen herzusagen. Dann erhoben sie sich, näherten sich dem Fenster und die junge setzte sich zwischen den zwei andern vor einen Tisch, auf welchen sie einen Haufen feiner, weißer Leinwand warf.

Luciane, die Nähnadel in der Hand, begann emsig mehrere Stücke dieser Leinwand zusammen zu nähen und die Ränder zu säumen. Die Mutter Mildners hielt eine Scheere in der Hand, und die Leinwand am andern Ende fassend, trennte sie jeden Morgen wieder auf, was ihre Schwiegertochter am vorhergehenden Tag zusammen genäht hatte. Auf der andern Seite saß Magdalene Werner am Spinnrad und spann das Garn, dessen ihre Tochter zu ihrer Arbeit bedurfte.

Diese Leinwand sollte das Todtenhemd des Verurtheilten geben.

Manchesmal begab es sich, daß die Pächterin sich plötzlich von jener Festigkeit verlassen fühlte, die sie früher für probehaltig unter allen Umständen gehalten hatte. Sie unterbrach dann ihre Beschäftigung, ihre Hände blieben regungslos, ihre Augen wurden starr und zwei Thränen rollten über ihre hohlen, wettergebräunten Wangen. In diesen Augenblicken hörte und sah sie nicht, was um sie vorging. Dann beugte sich Luciane zu Magdalene Werner, indem sie einen angsthaften Blick auf die Pächterin warf, und mit dem Finger auf sie deutend, sagte sie:

„O seht . . seht diese Mutter!“

Dann bedeckte sie das Gesicht mit den Händen und stützte ihre Stirne auf die Schulter der Spinnerin.

„O Mutter“, stöhnte sie, „ich glaube, daß mir auf Erden nie vergeben werden wird.“

„Mein Kind“, erwiderte die Wittwe des Dichters, indem sie ihre Tochter in ihre Zelle zog, „wenn man eine schwere Krankheit durchmacht, so sagt man oft in den Augenblicken, wo die Heilmittel am wirksamsten sind: „Ich werde nimmer davon kommen“. Diese Furcht, die Dich niederdrückt, ist ein Theil Deiner Strafe; ertrage sie also. Ach! hättest Du Dich rechtzeitig in Dein Schicksal zu ergeben gewußt, so würden sich die Augen Deiner Mutter nicht in Thränen schließen. Doch höre. Ich bin Deine Mutter und bin nicht so hartherzig wie die Andern. Mögen sie sagen, was sie wollen. Fürchte Dich durchaus nicht, es mir zu gestehen. Fühlst Du die Macht, die Kühnheit in Dir, Deinen Mann noch immer zu lieben?“

„O Mutter“, rief Luciane schmerzerglühend, indem sie den Kopf senkte, „o Mutter, Ihr habt in meiner Seele gelesen . . es ist ein schreckliches Geheimniß . . ich liebe ihn mit wahnsinniger Leidenschaft. Erinnert Ihr Euch des Tages, wo er den Vagabun-

den, der mich beschimpfte, niederwarf. Wohlan, ich fühle, was ich an jenem Tage empfand, aber, mein Gott, mit welcher Gewalt, mit welcher Klarheit . . seine Kälte war eine Lüge! O wie hat er mich geliebt, wie hat er mich geehrt. Ich Unglückliche begreife es jetzt erst, da es zu spät ist. Er ist verurtheilt, er leidet . . und ich kann ihn nicht aufrichten in seinem Gefängniß, wie die Frauen der größten Verbrecher es thun."

Da sagte Magdalene zu ihr:

„Mein Kind, man hat den Kurfürsten um Begnadigung für Deinen Mann angegangen. Ohne Zweifel hat die Gräfin von Schönborn Alles aufgeboten, um diesem Gesuch entgegen zu wirken, und sie ist sehr mächtig, aber der Clerus ist auch sehr mächtig. Unser Kurfürst ist fromm und gut, und unser hochwürdiger Pfarrer Hilgert hat Alles in Bewegung gesetzt, um den Sieg über die Gräfin davon zu tragen. Gestern war er noch voll Hoffnung. Nun, Luciane, wenn die Begnadigung Mildners anlangte und Du würdest sie ihm selbst, so wie Du geworden bist und wie es ihre Absicht ist, in das Gefängniß bringen . ."

„O Mutter! Mutter!" rief Luciane, indem sie ihre Hände faltete und mit gewaltiger Kraft aneinander drückte.

„Das wäre ein Augenblick, in dem Gott vielleicht ein Wunder thun würde."

„Genug! genug!" sagte Luciane, die Hand auf ihr Herz legend, und vor Hoffnung und Freude halb ohnmächtig in ihren Stuhl zurücksinkend.

In diesem Augenblick ertönte die Stimme der Pächterin im Nebenzimmer.

„Luciane!" rief sie mit eiskalter Autorität.

Der Ton dieser Stimme machte die junge Frau erbeben. Sie sah ihre Mutter an, welche seufzend die Augen niederschlug. Beide begaben sich in das Sprachzimmer zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Martin Luther's Vorfahren.

Die bevorstehende Enthüllung und Uebergabe des Lutherdenkmals in Worms läßt uns wieder etwas mehr mit dem großen Reformator beschäftigen und glauben wir daher auch den Lesern dieser Zeitschrift einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen die neuesten Forschungen über die Vorfahren Luthers mittheilen, welches zu erfüllen uns um so leichter werden wird, da wir die Forschungen eines Mitgliedes der Luther'schen Familie, des Herrn Rittergutsbesitzers K. Luther zu Rudersdorf bei Wittenberg, benutzen können, welche derselbe in einer kleinen Schrift unter dem Titel: „Geschichtliche Notizen über Martin Luther's Vorfahren", niedergelegt hat und denen wir Folgendes entnehmen:

Die Durchforschung der Fuldaischen, Hennebergischen, Hersfeldischen, Mansfeldischen, Sächsischen Chroniken und anderer Quellen haben ergeben, daß nämlich Martin Luther's Vorfahren von Alters her nicht bloße Bauern gewesen seien, sondern daß dieselben einer der alleräitesten Adelsfamilien angehört haben, — eine Ansicht, welche den meisten Biographen Luthers vollständig widerspricht, indem sie in Folge buchstäblicher Auffassung einer in seinen Tischreden von Letzterm gemachten Bemerkung, daß er der Sohn und Enkel eines „Bauern" sei, fast durchgängig ohne Weiteres angenommen, daß die Familie überhaupt von sehr ärmlichem und geringem Herkommen gewesen sei, obgleich historisch sicher steht, daß die buchstäbliche Auffassung dieser Aeußerung nicht durch die Wirklichkeit gerechtfertigt ist, und am wenigsten auf die Zeit in Luther's Leben paßt, in welcher sie gemacht wurde. Denn damals war sein Vater, Hans Luther, ein wohlhabender Bürger und Rathsherr zu Mansfeld; selbst in Bezug auf die Periode, wo Letzterer in Möhra bei Salzungen hauptsächlich vom Ackerbau lebte, kann der Ausdruck „Bauer" nicht im gewöhnlichen Sinne genommen worden. Jedenfalls ist die Familie Luther in Folge des Hussitenkrieges sehr in ihrer gesellschaftlichen Stellung gesunken, doch waren ihre Glieder immer noch für die damalige Zeit angesehene und wohlhabende Leute. Hans Luther war, wie jeder seiner beiden Brüder, Besitzer eines Drittels des von ihrem Ahnherrn, Wigand von Luter, herrührenden adeligen Besitzthums, und genau genommen bezieht sich die von den Historikern als charakteristisch angenommene Armuth und niedrige Stellung der Eltern Luther's bloß auf den kurzen Zeitraum, wo sein Vater, in Folge eines unglücklichen Ereignisses seinen Geburtsort Mösen plötzlich zu verlassen genöthigt, sein Vermögen einbüßte, und auf dessen anfänglichen Aufenthalt in Mansfeld. Der Ausdruck „Bauer" paßt noch weniger auf Luther's Großvater Heinz, da derselbe alleiniger Eigenthümer des Gutes war, welches bedeutend genug, um jeden seiner drei Söhne bei der Theilung desselben in Wohlhabenheit zu lassen. Jedenfalls ist dem Hussitenkriege die Hauptschuld des Verlustes der Familie Luther zuzuschreiben, denn es steht unter allen Umständen fest, daß vor jener Zeit die Luther eine der ältesten und einflußreichsten Adelsfamilien der dortigen Gegend waren. Ebenso läßt sich nachweisen, daß Kaiser Sigismund 1413 für seinen Hof- und Pfalzgrafen, den Freiherrn Fabian Luther von der Heede, das altadelige Luther'sche Wappen „vermehrte" und „verbesserte"; auch sein Mitreformator Melanchthon gibt den Adel Luthers zu; und außerdem beweisen viele Quellen noch, daß das Luther'sche Geschlecht schon im 12. Jahrhundert ein vornehmes und altes Geschlecht gewesen.

Nachdem über die Schreibart des Namens, der Verfasser sich ausgesprochen, glaubt er dadurch bewiesen zu haben, daß die Familie von einem Dorfe dieses Namens, an dem gleichnamigen Flusse gelegen, ihren Familiennamen genommen habe, sowie der Name überhaupt Lauter hieße.

Die ersten Luther, welche in Urkunden erwähnt werden, sind Almunt und Godofrid de Lutero, und zwar sind dieselben in einer Schenkungsurkunde der Dame Berterade vom Jahre 1137 als Zeugen unterschrieben. Die Familie scheint sich in der frühesten Zeit schon in zwei Hauptlinien getheilt zu haben, indem die einen den „heiligen Kreuzaltar" und die andern den „Muttergottesaltar" in der Kirche zu Luter gestiftet hatten, und nach diesen beiden Richtungen unterschieden sich die beiden Linien, denn die Linie vom „heiligen Kreuzaltar" nannten sich von Lutter zu Lutter; und die Linie vom „Muttergottesaltar" spaltete sich wieder in zwei Linien, von denen sich die eine von ihrem Wohnort Muns, von Lutter zu Lutter und Muns; die andere aber, nachdem sie die Güter zu Loßhausen erworben hatte, die von Lutter zu Lutter und Loßhausen nannten.

Ein Mitglied der Familie findet sich in einer Urkunde vom Jahre 1197, und ebenso in einer Urkunde des Abtes Heinrich zu Fulda von 1219 ein Albertus de Lutere als Zeuge unterschrieben, ebenso ein Reginhardus de Lutter im Jahr 1250 und im Jahre 1267 begegnen wir einem Eberhart von Luter als Domcapitular des Stiftes Worms.

Im Jahre 1269 wurde bei dem Orte Luter das Benedictiner-Frauenkloster Blankenau gegründet, und finden wir in der Gründungs-Urkunde als Zeugen unterschrieben: Berthous, Fridericus und Reginhardus de Luder. Während der ersten Jahrhunderte seiner Existenz kommen Aebte, Pröbste und andere Beamte, selbst eine Aebtissin aus der Familie Luther in Verbindung mit diesem Kloster vor, welches in den, dem dreißigjährigen Kriege vorausgehenden Religionskämpfen zerstört wurde.

Wigand von Luter, als directer Vorfahre von Martin Luther uns von besonderem Interesse, scheint sich, nachdem Kaiser Adolph von Nassau 1295 die Stadt Salzungen und das Schloß Frankenstein, den mächtigen Dynasten von Frankenstein gehörig, erobert und dem Abte von Fulda übergeben hatte, in dieser Gegend und zwar in der Nähe von More oder Möhra, angesiedelt zu haben, und nannte sein neues Besitzthum, zur Erinnerung an die frühere Heimath, Luter oder Lutere. Die Namen Luterbach oder Lutermich erinnern gleichfalls an die fuldaische Heimath. Ein Theil dieses Besitzthums heißt noch jetzt die Lutter- oder Lunger-wiese und der Lauterbacher Grund heißt beim Volke Luttermich. Dieser Wigand ist der Einzige, dessen Nachkommenschaft sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat; alle die andern Zweige der alten fuldaischen Luther sind gänzlich erloschen. Auch kommt derselbe als Zeuge bei einer Schenkung des Simon von Blankenwald an das Kloster zu Blankenau vom Jahre 1308 vor. Ferner noch in Urkunden von 1306 rc. Er stammte von einem Zweige der Hauptlinie vom heiligen Kreuzaltar, welche letztere mit dem Ritter Carl von Luter im Jahre 1483 ausstarb, und wird in Documenten immer miles strenuus genannt und stand in hohem Ansehen, auch wurde auf dessen Zeugniß und Urtheil Gewicht gelegt, doch erreichte erst seine Familie in dem Großonkel, dem Freiherrn Fabian Luther von der Heede, den Kaiser Sigismund zu seinem Hof- und Pfalzgrafen ernannte, in socialer Beziehung ihren Höhepunkt.

Nachdem 1317 der Fürst Bertholdus von Henneberg die sogenannte „neue Herrschaft" gegründet hatte, welche einen ansehnlichen Theil von Ostfranken umfaßte und bis 1347 bei dem Hennebergischen Hause blieb, kommen in dem Lehnhof derselben mehrere Mitglieder der Familie Luther vor, und zwar sämmtlich den Zweigen des „heiligen Kreuzaltars" angehörend. Die heutigen Herzogthümer Coburg, Hildburghausen und die Sachsen-Meiningischen Aemter Sonneberg, Neuhaus, Schallau, Schmalkalden, Kissingen rc., gehörten ebenfalls zu dieser „neuen Herrschaft".

Die von Steineck auf Poppenhusen und die von Luter werden unter Denen, die sich gegen ihren Lehnsherrn Friedrich, Abt von Fulda, empörten, speciell genannt. Die Letzteren begingen allerhand Gewaltthätigkeiten (caedes et incendia) anno 1394; wurden jedoch bald wieder unterworfen und bestraft. Die Familie muß damals ziemlich mächtig gewesen sein, um, wie aus den Documenten zu erhellen scheint, ein solches Unternehmen für sich zu beginnen.

Das Geschlecht der Luther befindet sich sowohl unter den deutschen Ordensrittern, als auch unter den turnierfähigen Familien aufgeführt, und zwar als Letztere nach dem Berichte des Bucellini und andern Schriftstellern.

Auch die Frauen aus diesem Geschlechte begegnen uns in der Localgeschichte des Klosters Blankenau, so eine Anna von Luter, welche ums Jahr 1501 Aebtissin dieses Klosters war; eine Andere aus der Familie, Wilhelmine von Luter, finden wir in einem Streit wegen 200 Talente mit dem Kloster Voglsdorf bei Lemphrichshusen, welcher durch Schiedsrichter gegen sie entschieden wird.

Im Jahre 1568 starb mit Philipp Wigand von Lutter die eine Linie vom Muttergottesalter, nämlich die von Lutter zu Lutter und Muns aus und blieb nur noch die zweite Linie vom Muttergottesalter, nämlich die Lutter zu Lutter und Loßhausen.

Das ursprüngliche Wappen des Luther'schen Geschlechts war eine Heppe, Kneip- oder Rebmesser, hatte einen goldenen Stiel mit oben gebogener, stählerner Klinge und stand in rothem Felde.

Der obenerwähnte Fabian hatte nur einen Sohn, welcher der Groß-Großvater Martin Luthers war. Er war gegen Ende des 14. Jahrhunderts geboren und starb ums Jahr 1456. Er hatte drei Söhne; der älteste hieß Heine, der zweite Heintz und der Name des dritten ist unbekannt. Der Letztere war Amtsschreiber zu Langensalza und er sowohl als sein ältester Bruder ließen ihren Adel fallen, weil wahrscheinlich ihre Mittel nicht mehr hinreichend waren, um standesmäßig leben zu können. Der zweite Sohn Heintz hielt den Adel aufrecht. Die Nachkommen des dritten Bruders wurden im Jahre 1570 in dem kaiserlichen Reichskammergerichtsrath Mathias Luther und seinen Brüdern vom Kaiser Maximilian II. von Neuem geadelt. Diese Linie starb mit Otto Bernhard von Luther gegen Ende des 17. Jahrhunderts aus. Heintz von Luther war Commandant der Festung Ziegenhain in Hessen.

Der obenerwähnte Heine, der Großvater Martin Luthers, hinterließ drei Söhne, Heinz, Hans und Hans der Kleine, welche sich in sein Erbe theilten, und scheinen alle Drei wohlhabend und gutstehende Leute gewesen zu sein. Es kann nur folgender Grund maßgebend sein, warum Hans Luther, der Vater unseres Martin, seinen Wohnort Möhra so plötzlich verlassen, den Michaelis in seiner Beschreibung des Berg- und Hüttenwerks in Kupfersuhl angibt: „Ich kann nicht mit Stillschweigen übergehen, daß des sel. Dr. Martin Luthers Vater, wie bekannt, erstlich in dem benachbarten Dorfe Möhra gewohnt; nachdem er aber unglücklich gewesen und einen im Grase hütenden Bauer mit seinen eigenen Pferdezäumen todtgeschlagen und sich retiriren müssen, ist ihm die damals mit Dr. Luther hochschwangere Frau nachgezogen, wo sie Beide in Eisleben blieben."

Er hinterließ bei seinem Tode ein nicht unbedeutendes Vermögen, was unter seine Kinder getheilt wurde. Seine beiden Söhne waren Martin und Jacob; die Nachkommen des Ersteren starben in dem Jahre 1759 mit Martin Gottlob Luther, Rechtsconsulent in Dresden, aus, die des Anderen bestehen noch jetzt fort.

Frankfurt a. M., den 20. Juni 1868.

Ernst Kelchner.

Prozeß Chorinsky.

△ München, 22. Juni.

(Fortsetzung.)

Das Verhör des Angeklagten, daß im Laufe des Nachmittags zu Ende geführt wurde, hat kein weiteres neues Geständniß von Seiten desselben zu Tage gefördert. Derselbe beharrte auf seiner Aussage, daß er schuldlos sei. Wir geben das Verhör nur in gekürzter Form, da es einestheils nicht viel Neues bietet, anderntheils der Cynismus des Angeklagten Antworten zu Tage fördert, die sich nicht wiedergeben lassen.

Der Angeklagte fährt fort: Meine Vermählung mit Mathilde Rueff hat stattgefunden, als ich noch in päpstlichen Diensten war. Während ihres Aufenthaltes in Ankona vertraute ich sie einem mir bekannten Oberlieutenant an. Dieser nahm sich um sie an, und schrieb mir auch, daß Mathilde die 24,000 fl. Caution erlegt habe, denn sonst hätte ich die Heirath nicht bewilligt bekommen; so aber erhielt ich zu meiner Ueberraschung plötzlich von Rom aus die Bewilligung, heirathen zu dürfen. Die Heirath fand auch wirklich statt. Aber ich war nur acht Tage bei ihr und da habe ich bemerkt, daß ich mit ihr nicht leben konnte, da sie einen so fürchterlichen Geruch hatte. . . . Andere Gründe waren: einmal daß sie zänkisch mit mir war; dann habe ich in Heidelberg auch erfahren, daß sie nicht adelig sei, daß sie kein Geld habe und auch ihre Mutter in keinem guten Rufe stehe.

Präs.: Sie wollen also durch Betrug veranlaßt worden sein, sie zu heirathen?

Angekl.: Ja, insoferne sie gesagt hat, daß sie dieses Vermögen habe.

Präs.: Wenn Sie aber nach dem Vermögen heiratheten, so mußten Sie sich doch zuvor erkundigen.

Angekl.: Das konnte ich nicht, und überdieß hat sie mich auf ihr Ehrenwort versichert, daß es so sei.

Präs.: Sie hat aber doch die Caution für Sie erlegt, also hatte sie doch Geld?

Angekl.: Dieses hatte sie theils vom Papste, bei dem sie Audienz hatte, und dem sie versicherte, daß sie ihren ganzen Schmuck im Werthe von 20,000 fl. verloren habe, und von dem sie dann eine Camee mit einem Christuskopfe zum Geschenke bekam; dann ist sie zu der Königin von Neapel gegangen, die ihr als Firmpathin ebenfalls einen kostbaren Schmuck schenkte.

Präs.: Ihre damaligen Briefe an Mathilde sind alle in den schwärmerischsten Ausdrücken geschrieben und athmen die glühendste Liebe, und es geht aus ihnen durchaus nicht hervor, daß Sie sie nur gezwungen geheirathet hätten.

Angekl.: Das ist ganz richtig, weil ich erst in Heidelberg erfuhr, daß sie früher mit einem preußischen Oberlieutenant ein Verhältniß gehabt und daß sie in ihrem Hause auch mit Studenten Umgang gepflogen, lauter Dinge, die mich schrecklich empörten.

Präs.: Warum haben Sie die Erfahrungen, die Sie in Heidelberg gemacht, nicht in der Voruntersuchung angegeben?

Angekl: Weil ich dort überhaupt nichts angeben wollte.

Auf des Vertheidigers Antrag werden nun Briefe verlesen, die der Angeklagte an die Frau Bath in Heidelberg und an Mathilde geschrieben; letztere sind alle in den überschwänglichsten Phrasen über seine Liebe zu Mathilde abgefaßt, in den ersteren beklagt sich Graf Chorinsky über den rohen und zänkischen Charakter seiner Frau.

Präs.: Welche Liebesverhältnisse haben Sie in der ersten Zeit nach dem Zerwürfnisse mit Mathilde unterhalten? Haben Sie nicht eine gewisse Baronin Schrey in Brünn kennen gelernt?

Angekl.: Ja, ich bin öfters zu ihr nach Brünn gekommen, aber weiter war es nichts.

Präs.: Sie war Stiftsdame?

Angekl.: Ja.

Präs.: Haben Sie nicht auch ein Verhältniß mit einer gewissen Hoiony gehabt? Es liegen Briefe vor, in denen Sie ihr sehr zärtlich geschrieben haben.

Angekl.: Ich habe ihr sehr zärtlich geschrieben, weil sie sehr gebildet ist und ich ihr noch hundert Gulden schuldig war.

Präs.: Wann haben Sie die Bekanntschaft der Stiftsdame Ebergenyi gemacht?

Angekl.: Ich sah sie zum ersten Mal am 6. Mai v. J.

Präs.: Sie haben auch ein Verlobungsfest mit ihr gefeiert?

Angekl.: Nein, wir haben bloß Champagner getrunken.

Präs.: Es wurde Silberzeug entlehnt, um die Sache etwas brillanter zu machen, es scheint also doch ziemlich ernst gewesen zu sein.

Angekl.: Ich wiederhole nochmals, es war keine Verlobung.

Präs.: Hat die Ebergenyi gewußt, daß Sie verheirathet sind?

Angekl.: Ja, ich habe es ihr gesagt.

Präs.: Warum haben Sie das früher geläugnet?

Angekl.: Weil ich überhaupt nichts sagen wollte, was meiner Julie schaden konnte.

Präs.: Ist nichts über den Zeitpunkt der Verehelichung bestimmt worden?

Angekl.: Nein.

Präs.: Womit wollten Sie eine Familie ernähren?

Angekl.: Ich habe immer von meinem Vater neben der Gage 60 fl. per Monat erhalten, so lange ich diene. Dann hatte auch die Julie 20,000 fl. Uebrigens hätte ich quittirt, wenn ich protestantisch geworden wäre.

Präs.: Ich bemerke Ihnen, daß Sie von den 20,000 fl., so lange der Vater der Ebergenyi am Leben ist, nur $1\frac{1}{2}$ Procent Zinsen bezogen hätten, was nur 300 fl. jährlich ausmacht. . . . Es werden Ihnen Briefe vorgelegt von Ihrer verstorbenen Frau, in welchen Sie von einer Scheidung Umgang nehmen, in denen Sie aussprechen, eine Scheidung nütze Ihnen nichts, weil Sie doch nicht heirathen könnten.

Angekl.: Damals habe ich an eine Heirath noch nicht gedacht.

Präs.: Sie haben in einem Briefe an Ihre Frau erklärt, eines von Ihnen sei überflüssig, und dadurch zu erkennen gegeben, sie solle sich selber das Leben nehmen.

Angekl.: Nein, ich habe ihr nie einen solchen Antrag gemacht. Ich war auch stets dafür, daß die Interessen der Caution ihr bleiben, damit sie anständig leben könne. Ich habe die Scheidung schon 1863 ausgearbeitet gehabt, da mußte ich aber in's Feld. Daß ich nicht Unrecht mit meiner Ahnung gehabt, daß sie ein Verhältniß unterhalte, hat ihre schnelle Abreise von Wien bei meiner Heimkehr bewiesen.

Präs.: Wo war die Julie Ebergenyi vom 19. bis 22. November 1867?

Angekl.: Hier.

Präs.: Warum haben Sie das Anfangs geläugnet?

Angekl.: Ich habe es nur Anfangs nicht gesagt, weil sie mich gebeten, es Niemandem zu sagen.

Präs.: Sie geben also zu, daß Julie mit Ihrer Einwilligung in München war?

Angekl.: Nein, mit meiner Einwilligung nicht.

Präs.: Sie haben aber Zeugen verleiten wollen, auszusprechen, daß Julie damals in Szecsen war. Es liegen Telegramme vor, worin Sie deren Familie auffordern, auszusagen, sie habe jene Tage in der Familie zugebracht; Sie haben also meineidige Zeugen angeworben.

Angekl.: Ich habe dieß nur gethan, weil sie mich darum gebeten.

Präs.: Was hat die Ebergenyi für eine Veranlassung gehabt, nach München zu reisen?

Angekl.: Sie hat mir eine Dame vorgestellt, welche sie Horvath nannte, mit deren Hülfe sie ihr Ziel erreichen wollte, indem sie die Papiere aus dem Kasten herausnehmen wollte, während die andere sich mit Mathilde unterhielte.

Präs.: Wer hat der Ebergenyi den Paß besorgt?

Angekl.: Ich habe sie besorgt, einen für die Horvath und einen für sie.

Präs.: Ich glaube, daß die Ebergenyi beide Pässe gehabt hat, denn diese Horvath ist eine Person, die in ganz Ungarn nicht aufgefunden werden konnte.

Angekl.: Dieselbe wurde mir vorgestellt.

(Fortsetzung folgt.)

London, 22. Juni. Der Reinertrag des diesjährigen Händelfestes läßt sich noch nicht nachweisen, derselbe verspricht aber ein recht günstiger zu werden, denn die Zahl der Besucher des Krystallpalastes am Tage der Probe und den drei Festtagen selbst, belief sich in diesem Jahre auf 82,465 (das größte Auditorium, nämlich 23,101 Personen, hatte sich zur Aufführung des „Israel in Egypten" eingefunden), während sie im Jahre 1865, in welchem das letzte Händelfest stattfand, nur 59,434 betrug.

Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 25. Juni. **Donna Diana**, Lustspiel in 5 Acten nach dem Spanischen des Moreto von C. A. West.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 188.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 176. Freitag, den 26. Juni 1863.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Die Pächterin war nicht mehr allein, der Pfarrer Hilgert war inzwischen gekommen, um die traurige Familie vollzählig zu machen. Die Bäuerin sowohl wie der Priester hatten sehr bestürzte Gesichter.

„Luciane", sagte die Erstere, „die Antwort auf das Gnadengesuch ist eingetroffen. Der Herr Pfarrer hat es mir soeben mitgetheilt, und da ich es bin, die alle Worte der Prüfung an Dich zu richten hat, so sage ich Dir, der Kurfürst hat das Gnadengesuch verworfen."

Luciane hob die Augen gegen den Himmel und drückte die Hand ihrer Mutter.

„Ach, ich habe es geahnt!" sagte sie. „Der Fehler war zu bitter."

Jetzt nahm der Pfarrer das Wort und sagte mit dumpfer Stimme und großer Bitterkeit:

„Sie sind Alle über einen Leisten geschlagen!" rief er. „Niemand will sich die Phantasie Mildners erklären, daß er in einem solchen Augenblick daran gedacht hat, sein Schlachtfeld zu wählen, und gerade dieses. Alle Welt sagt, bei ihm sei der Hochmuth stärker gewesen, als die Leidenschaft, daß er in seinem Feind etwas weniger als einen Menschen gesehen habe. Der Kurfürst hat zu dem Weihbischof gesagt: Ich glaube es, daß dem Mildner Hörner aufgesetzt worden sind, aber er hat sich weder wie ein Christ, noch wie ein Deutscher gerächt."

Luciane richtete ihren Körper vermittelst einer fieberhaften Bewegung empor. Eine lebhafte Röthe färbte ihre bleichen, hohlen Wangen.

„Und ich sage Euch, daß er gerecht gehandelt hat", rief sie. „Er muß die abscheulichen Reden des . . . gehört haben. O, kann man im Zweifel sein, ob dieser weniger als ein Mensch gewesen ist. Mildner hat mich errathen und hat mich gerächt. Versteht Ihr mich?" fragte sie, sich an ihre Mutter wendend: „Seht, darum darf ich ihn lieben und ihm sagen: Freund, Du hast recht gehandelt!"

Und völlig erschöpft durch diesen Aufschwung, der über ihre Kräfte ging, erblich Luciane und ließ sich auf einen Stuhl fallen, indem sie mit erlöschender Stimme sagte:

„Verschont uns doch mit eurem Richtern, eurem Kurfürsten und seiner Gnade und laßt uns durch den Tod vereinigt werden."

Und jetzt wurde dieser traurige Auftritt durch das Schreien und Schluchzen von Jemand vervollständigt, den man bisher nicht gesehen hatte. Als er die Verwerfung des Gnadengesuchs vernommen, hatte der trostlose Roman den Pfarrer beschworen, ihn doch mit in das Kloster zu nehmen. Er wolle noch einmal die arme Familie sehen, wolle sie nur durch die halboffene Thüre sehen. Unter dieser Bedingung hatte ihm der Geistliche den Willen gethan. Aber Roman hatte es nicht auszuhalten vermocht. Schritt vor Schritt war er in das Sprachzimmer eingedrungen, indem er den Athem an sich hielt.

Anfänglich hatte er Luciane nicht wieder erkannt und sich gefragt, wer wohl diese Fremde sein möchte . . . aber der Anblick dieser schwarzgekleideten Frauen, und der tiefe, feierliche Sinn dessen, was er hörte, wirkten auf ihn und er nahm plötzlich wahr, was der Schmerz aus der Frau seines Herrn gemacht hatte. Er fiel auf die Kniee, faltete die Hände und rief weinend:

„Ach! unsere Jungfer, verzeiht meinem Schutzpatron . . wie kann nur ein Heiliger ein so hartes Herz haben! . . o unsere gesegnete Jungfer. O lieber himmlischer Herrgott!"

Der Pfarrer mußte seine ganze Gewalt anwenden, um Roman aufzuheben und hinauszutragen, während Magdalene Werner ihre Tochter in ihre Zelle führte.

Es war keine Hoffnung mehr. Die Zeit verlief. Der Pfarrer ging von dem Verurtheilten zu dessen Familie. Seine Thätigkeit war außerordentlich und seine Stirne trug das Gepräge eines erhabenen Entschlusses, der an die Stelle der irdischen Betrübniß getreten war.

Oft nahm er die Pächterin bei Seite unter die großen Lindenbäume des Gartens, welcher anfing, sich mit einem schwachen Grün zu bekleiden.

„Mildner bringt mich zur Verzweiflung", sagte er eines Tags, „er schreit wie ein Verwundeter, der um Gotteswillen bittet, daß man ihm den Genickfang gebe. Er sagt, daß der Urtheilsspruch der Richter in meine Hände das Ende seiner Qual gelegt habe, die ich mit Lust zu verlängern suche. Er sagt, daß ich nie erlangen würde, was ich von ihm wolle. Ihr und mir hat er Alles eingestanden, Alles, Sie versteht mich, weil er der Geheimhaltung gewiß ist. Aber er weigert sich, Andern zu beichten."

„Warum auch sollte er Andern beichten?"

„Höre Sie, Mildnerin", sagte Hilgert, indem er seine Hand auf den Arm der Pächterin legte, „höre Sie, Sie ist eine erprobte Frau und man kann Sie an Das erinnern, was das Uebermaß des Unglücks euch alle Drei vergessen ließ. In einem Monat, am zweiten Tag der Bittwoche oder des sogenannten großen Gebetes, werden zwei Domherren, von dem Kapitelschreiber begleitet, sich in alle Gefängnisse der Stadt begeben."

„Es ist wahr, ich hatte das vergessen", sagte die Pächterin, leise erbebend.

„In ein verschlossenes Zimmer vor sie berufen, werden sie ihn drängen, auf den Knieen und mit der Hand auf dem Evangelium, in Gegenwart des Kruzifixes, sein Verbrechen so zu bekennen, wie es ist, kurz, die ganze Wahrheit zu sagen, hätte er sie auch den Richtern verborgen. Der als Priester geweihte Kapitelschreiber wird die-

ses Bekenntniß aufschreiben, welches später im vollen Kapitel mit lauter Stimme gelesen werden wird."

„Ich verstehe", unterbrach ihn die Pächterin bitter, „mein Sohn wird sich nicht der Gefahr eines öffentlichen Eingeständnisses seiner Schande aussetzen."

„Das eben bringt mich zur Verzweiflung. Ich habe Alles aufgeboten, um es dahin zu bringen. Der Offizial und seine Richter boten die Hand dazu. Aber an ihm selbst, an ihm allein scheitert Alles."

„Er denkt nicht an die Schmach des Schaffots, an diese weit größere Schmach, die auf uns haften bleiben wird."

„Er muß nachgeben", rief der Geistliche mit Kraft, „er muß, ich will es!"

„Und jetzt will ich es auch", sagte die Pächterin. Dann, als sie Luciane und Magdalene durch die Allee auf sich zukommen sah, sagte sie zu dem Geistlichen: „Jetzt stille. Es gibt ein Mittel, laßt mich nur machen. Geht jetzt und kommt morgen um dieselbe Zeit wieder."

(Fortsetzung folgt.)

Argos, der Mann mit hundert Augen.

Von Pfarrer Rudolph Frank in Rödelheim.

(Fortsetzung aus Nr. 174.)

Kaum war Schneider im Besitze der Gewalt über Leben und Tod, so begann er den Kampf gegen die Partei der alten Staatsordnung gegen die königliche, priesterliche und adelige Kette, sowie überhaupt gegen Alle, welche der Umwälzung widerstrebten. Aus diesem Kampfe ging Schneider siegreich hervor und die Häupter dieser Partei, sowie viele ihrer vornehmsten Anhänger, mußten das Blutgerüste besteigen. Darunter befand sich auch der Maire Dieterich, und es ist das Gerücht damals in Umlauf gekommen, Schneider habe der bildschönen Frau desselben entehrende Anträge gemacht und da er mit Verachtung abgewiesen worden, habe er aus Rachsucht ihren Gatten geopfert. Doch soll Dieses, wie vieles Andere, auf Verläumdung beruhen und aus der oben erwähnten Quelle stammen. Auch that Schneider, obgleich ihm solche böse Gerüchte zu Ohren kamen, durchaus nichts, um sie zu widerlegen, noch sich in Druckblättern dagegen zu rechtfertigen. Soviel ist aber außer Zweifel, daß er schnell die Herrschaft über Straßburg und den Elsaß erlangte, seinen Feinden fürchterlich und seinen Freunden gefährlich wurde, soweit diese eine andere politische und kirchliche Meinung hatten, wie er; daß er durch seine demosthenischen Reden in den Sitzungen der Richter und Geschwornen jeden Widerspruch lähmte und durch seine Meinung in der Regel über Leben und Tod entschied; — daß er auf dem blutigen Wege immer weiter vorschritt und eine große Anzahl von Personen aus allen Ständen und von jedem Geschlecht und Alter unter das Fallbeil brachte, wenn sie durch entfallene Aeußerungen, durch ihren Umgang und brieflichen Verkehr Verdacht erregt hatten, und daß er sich dabei von zwei Hauptgrundsätzen leiten ließ: nämlich vom Glauben, es sei ohne die Guillotine nicht möglich, die Republik durchzubringen — und sodann, daß die vom Wohlfahrts-Ausschuß in Paris vorgeschriebenen Maßregeln des Schreckens von allen Staatsprocuratoren pünktlich gehandhabt werden mußten. Schneiders leidenschaftlicher Charakter und sein aus Deutschland mitgebrachter Haß gegen Könige und Priester trieben seine blutige Thätigkeit bis zur äußersten Spitze. Er hatte nicht die politisch berechnende Natur des Robespierre, nicht die freche Feigheit des Marat, nicht die polternde Art des Danton, sondern er unterschied sich von diesen wesentlich durch die kaltblütige, grausame Entschlossenheit eines republikanischen Enthusiasten, der für seinen Zweck keines Menschen schont und den Tod verachtet.

Nach diesen einleitenden Worten ist es Zeit, den Mann des Schreckens in Person auftreten zu sehen und aus seinem eignen Munde die vermeintliche Rechtfertigung seiner Bluttheorien zu hören.

Der Gewährsmann, welcher Schneider in Straßburg besuchte und sich eine Stunde mit ihm unterhielt, heißt F. K. Laukhard, gebürtig aus der Pfalz, das seltsame Original eines deutschen Studenten, ein Renommist und Rabbulist, Wein- und Bierkneiper, Raufbold und Frauenverehrer, ein Erzschalk, der drei Universitäten besuchte und doch nichts lernte, als was ihm sein natürliches Talent zuführte, weßhalb man zu glauben versucht wird, er habe den Stoff zur „Jobsiade" geliefert.

Dieser Laukhard hatte es bis zum Magister der schönen Künste und zum preußischen Soldaten gebracht, wohnte mit seinem Regimente der Belagerung von Landau im Jahre 1792 bei, wurde mit französischen republikanischen Truppen bekannt und kam mit denselben im Juni 1793 nach Straßburg, als die Schreckenszeit ihren Höhepunkt erreicht hatte. Aus der angstvollen Physiognomie der Stadt und aus der scheuen Zurückhaltung ihrer Bewohner konnte Laukhard leicht erkennen, in welcher gefährlichen Krisis sich der Neufränkische Staat befand. Auch entnahm er aus einzelnen Worten und Zeichen, daß Astrologius (so nannten ihn die Landleute statt Eulogius) Schneider den ganzen Elsaß mit Blutgerichten durchzogen und überall Schrecken und Entsetzen verbreitet hatte.

Es ist zu verwundern, daß Schneider mitten unter seinen Blutthaten noch Zeit und Sinn für Dichtungen hatte. Denn auf den tragischen Tod seines Freundes Simoneau hat er ein Trauergedicht verfaßt, welches damals gedruckt wurde und von Laukhard mitgetheilt worden ist.

Es lautet:

Lasset uns der Wehmuth Thränen weinen
Auf das Grab des edlen Simoneau,
Weil er starb als Hirte für die Seinen,
Weil er nicht als feiler Miethling floh.

Weil er nur für seine Brüder lebte,
Weil er stand im Sturme der Gefahr,
Weil er vor dem Tode selbst nicht bebte,
Weil er treu dem Bürger-Eide war.

Keiner lebte noch im Frankenreiche,
Keiner starb so tugendhaft, wie Er;
Ach! daß ihm an Bürgersinne gleiche
Jeder Volksbeamte, jeder Maire. *)

Er versuchte nicht, das Volk zu blenden
Durch Betrug und falscher Andacht Schein,
Und das fromme Christenmahl zu schänden,
Um bewundert und gewählt zu sein **).

Er verlangte nicht von seinen Söhnen,
Das zu glauben, was ihm Thorheit schien:
Führte nicht, um einem Hof zu fröhnen,
Heuchelnd sie zu fremden Priestern***) hin.

Simoneau ernährte sich vom Fette,
Von dem Mark der guten Bürger nicht:
Er bewahrte keusch sein Ehebette,
That als Mann und Bürger seine Pflicht.

---

*) Anspielung auf den Maire Dieterich.

**) Wie Dieterich und die vornehmsten seines Anhangs, die kurze Zeit zuvor hingerichtet worden sind.

***) Die den Eid auf die Verfassung verweigert hatten.

Schaam und Würde stand auf seiner Stirne,
Er vermied das Laster wie die Pest.
Er beging mit keiner feilen Dirne
Ein entehrendes Bachantenfest.

Er beherrschte nicht des Volkes Wahlen,
Er betrog den schlichten Landmann nicht,
Sagte nicht bei Gläsern und Pokalen:
„Bürger schreibt! was euer Sultan spricht".

Andre mochten vor Ministern knieen,
Mochten küssen eines Prinzen Hand:
Er verkaufte nie den Tuilerien
Sein Gewissen und sein Vaterland.

Er verfolgte nie die Freiheitswächter,
Trennte brüderliche Liebe nie;
Aber ward auch Niemand zum Gelächter,
Da er wieder um Versöhnung schrie.

Ließ er je den Mann im Kerker schmachten,
Der den Schleier von dem Laster zog?
Haßt' er Jene, die für Freiheit wachten?
Liebt' er Den, der Freiheitsliebe log?

Ließ er ungeahndet das Verbrechen?
Zog er je das Laster in das Netz?
Ließ er Hohn dem Vaterlande sprechen?
Seine Gottheit — hieß sie nicht Gesetz?

Ach, er starb an ihrem Hochaltare,
Ach, er gab sich selbst zum Opfer hin.
Sehet dort den Edlen auf der Bahre:
Sehet und benetzt mit Thränen ihn.

Pflanzt um seine Stätte, Frankensöhne!
Einen Lorbeer- und Cypressenhain,
Und es stimme jede sanfte Schöne
In die dumpfe Todesfeier ein.

Bürgerinnen! führet Eure Kleinen
In den Hain, der unsern Helden ehrt!
Wenn sie dann bei seinem Namen weinen,
Freuet Euch, sie sind der Freiheit werth.

Jeder Leser wird einsehen, daß der Dichter dieser Elegie von der innigsten Liebe zum Volk und Vaterland, von der größten Hochachtung für wahre Bürgertugend und Reinheit des Herzens erfüllt gewesen sein muß; er wird sich aber auch verwundert fragen: wie ein Mann der grausamsten Energie so weicher und wehmüthiger Empfindungen fähig sein konnte.

Das fühlte und erkannte auch Laukhard, und da er leichter und zutraulicher Sinnesart war und sich auch zu außerordentlichen Charakteren hingezogen fühlte, so konnte er dem Verlangen nicht widerstehen, seinen deutschen Landsmann Eulogius Schneider zu besuchen. Das führte er auch sofort aus.

Auf der Straße fragte Laukhard nach der Wohnung des gefürchteten Mannes. Aber Alle, die er fragte, zeigten ängstliche, bedenkliche Mienen und in manchen Blicken glaubte er die Gegenfrage zu lesen: Was willst Du bei diesem Blutmenschen? Vielleicht auch Einen angeben und unter die Guillotine bringen? — Sein Weg führte ihn an der Münsterkirche vorüber, deren Thore offen standen und was er da gewahr wurde — die Zerstörung alles Kirchenschmuckes, der Altargemälde und Heiligenbilder rc. — ließ ihn erkennen, daß die revolutionäre Wuth auch in dieses Heiligthum gedrungen war.

(Fortsetzung folgt.)

Prozeß Chorinsky.

△ München, 22. Juni.

(Fortsetzung.)

Graf Chorinsky läugnet, daß die Ebergenyi Visitenkarten auf den Namen einer Baronin Bay habe machen lassen, und stellt auch in Abrede, ihr das Reisegeld verschafft zu haben; sie habe dasselbe selbst besessen. Er gesteht, daß die Ebergenyi durch ihn einen Empfehlungsbrief an Mathilde von einer gewissen Anna Meriot bekommen habe, weiß aber auch hier den Gebrauch des falschen Namens Baronin Bay nicht zu rechtfertigen, und widerspricht ebenso seiner von der Meriot beurkundeten Aeußerung: Mathilde sei an einem Halsleiden schwer erkrankt, wodurch er, wie der Präsident ihm vorhält, nur auf den Tod derselben, so schein es, habe vorbereiten wollen.

Präs.: Sie haben aus München zwei Briefe von der Ebergenyi bekommen; durch wen und wessen Inhalts?

Angekl.: Durch Rampacher, unter dessen Adresse ich dieselben schicken ließ, da dieß für mich bequemer war. Sie schrieb mir, daß Mathilde krank sei.

Präs.: Was hat die Ebergenyi nach ihrer Ankunft von München gethan?

Angekl.: Sie hat mich durch einen Dienstmann rufen lassen, und auf meine Frage, ob sie etwas bekommen habe, gesagt: „Nein, Nein! Ich werde es Dir später erzählen!" Später machte sie mir Andeutungen, die Horvath möchte der Mathilde etwas gethan haben, und hierüber erschrocken, schickte ich den Rampacher nach München, um sich zu erkundigen, wie es mit Mathilden stehe.

Präs.: So etwas thut nur, wer seine Frau liebt; dieß war aber nach Ihrem eigenen Zugeständnisse nicht der Fall.

Angekl.: Ich habe eben geglaubt, es sei der Mathilde etwas geschehen.

Hierauf fragt der Präsident den Angeklagten, wie es sich mit der Uebersendung kandirter Früchte von Wien nach Reichenhall im Jahre 1866, während seine Frau sich dort aufhielt, verhalte?

Der Angeklagte antwortete im Widerspruche mit der Angabe der Ebergenyi, daß er die Schachtel nicht versiegelt und sie der Rampacher erst in Brünn habe aufgeben lassen, nachdem er erfahren habe, die Horvath schicke diese Schachtel, welche etwas Abscheuliches enthalte; denn er habe gewußt, daß seine Frau sich darüber ärgern werde, was ihn sehr gefreut habe.

Der Präsident verlas hierauf ein Telegramm, wonach der Feldmarschall-Lieutenant Marenzi in Wien (wir haben gestern aus Versehen Giuliani geschrieben) nicht kommen wird, sondern in Wien vernommen und seine Aussage lediglich übersandt werden soll.

Der Staatsanwalt hält dieß nicht für statthaft; der Vertheiger hofft, daß auf ein erneutes Telegramm von seiner Seite bis morgen Feldmarschall-Lieutenant Marenzi doch kommen werde, und stellt das Weitere dem Gerichtshof anheim.

Hierauf verlas der Präsident die drei bekannten Briefe, welche der Angeklagte an die Ebergenyi, während sie in München war, schrieb. Dieselben sprechen, untermischt mit den überschwänglichsten Liebesbetheuerungen, aus, wie er voll Angst um seine Julie sei und bete, daß sie ihr Ziel glücklich erreiche; — und mahnt sie, sie möge sich nicht zu weit einlassen, sich nicht in Gefahr stürzen, ertappt zu werden, und sie möge sich ja von der Freundlichkeit dieses Comödianten-Aases nicht erweichen lassen und standhaft bleiben und sie nicht schonen, denn dieß Aas sei das durchtriebenste Luder in der Welt und dürfe nicht länger ihnen im Wege stehen.

Der Präsident fragt, welches Ziel, welches Gelingen, welche Gefahr er mit diesen Ausdrücken meinte, und der Angeklagte er-

klärt, daß sich diese Worte sämmtlich auf die Gewinnung jener Documente bezögen, welche den Ehebruch der Mathilde nachweisen sollten, und daß unter der Gefahr ein sich zwischen Mathilde und Julie etwa entspinnendes Handgemenge gemeint sei. Die Stelle in einem Briefe: „Gib acht, daß Du die Pulver nicht verwechselst", erklärt der Angeklagte damit, daß die Ebergenyi zweierlei homöopathische Pulver mit sich gehabt habe.

Der Präsident hält dem Angeklagten vor, daß die Ebergenyi die gravirenden Stellen durch Beziehungen auf ihre Familienverhältnisse zu erklären versucht habe und dieß mit den Aussagen des Angeklagten in Widerspruch stehe.

Graf Chorinsky schweigt.

Präs.: Nachdem Ihnen diese Briefe in der Voruntersuchung vorgelesen waren, haben Sie versprochen, ein Geständniß abzulegen; dieß ist nicht geschehen, — was haben Sie zu gestehen?

Angekl.: Der Untersuchungsrichter fragte mich, ob ich ein Geständniß ablegen wolle, und ich antwortete bloß Ja.

Präs.: Die Sache ist etwas anders; im Protocolle heißt es: Graf Chorinsky erklärte, er werde sich in einigen Tagen zum Verhör melden und ein vollkommenes Geständniß ablegen. Und im Verhör vom 27. December 1867 erklärte der Angeklagte, er wolle ein reumüthiges Bekenntniß ablegen, und bat, man möge ihm nur einige Tage Zeit lassen, um Alles gehörig in seinem Geiste zu sammeln und zu ordnen, dann werde er Alles angeben, was auf die Sache und auf seine Schuld hiebei Bezug habe.

Angekl.: Das habe er nicht gesagt, das sei ein Irrthum des Untersuchungsrichters.

Der Vertheidiger wünscht, der Präsident möge die Geschwornen darauf aufmerksam machen, daß von den verlesenen Briefen sich auch welche in einer Schublade des Angeklagten vorgefunden hätten, welche gar nicht abgesendet worden seien, und nur ein Theil bei der Ebergenyi.

Der Präsident constatirt, daß diese Briefe nebst der Annonce um Erlangung von Rattengift, und einem Fläschchen mit flüssigem Cyankalium in dem Pakete enthalten gewesen seien, welches die Ebergenyi ihrer Magd Kubesch zur Aufbewahrung übergeben habe, das mit J. E. gesiegelt war und von der Kubesch nur wieder an die Ebergenyi zurückgegeben werden sollte, aber zu Gerichtshanden kam. Ueber die Erwerbung des Cyankaliums habe die Ebergenyi unter anderm auch angegeben, sie habe einen Photographen mit einem Kistchen Chemikalien beschenken wollen, die Absendung desselben sei aber (zum Angeklagten gewendet) von Ihnen aus Eifersucht gehindert worden?

Angekl.: Ich weiß nichts, weder von einem Cyankalium noch von einem Geschenke an einen Photographen.

Präs.: Die Ebergenyi hat in der Voruntersuchung das Geständniß abgelegt, sie habe der Mathilde Cyankalium in Wein gegeben (sie hat aber dieses Geständniß wieder zurückgenommen); sie gestand ferner, dieß auch Ihnen gesagt zu haben, und daß ihr hiezu eine andere Person den Einschlag gegeben habe.

Angekl.: So eine That hat die Julie nicht gethan, dazu ist sie ein zu frommes und religiöses Mädchen.

Ebenso erklärte der Angeklagte, daß er von dem Briefe nichts wisse, in der Frohnfeste auf den Namen der Horvath geschrieben, in dem der Mord dem wirklichen Vorgang entsprechend geschildert war, den die Ebergenyi durch die Tochter einer Mitgefangenen herausgeschickt, von derselben habe abschreiben und dann der Frau Turneißen zuschicken lassen, welche denselben dem Untersuchungsrichter übergeben sollte, um ihn von der richtigen Spur abzulenken; — ferner gab er im Widerspruche mit der Ebergenyi, welche die Horvath als ihr ähnlich und klein schilderte, an, sie sei groß und der Julie unähnlich; auch läugnete er seine, bei dem Polizeidirector an den Tag gelegte Bekommenheit.

Präs.: Julie von Ebergenyi ist schuldig erklärt worden des Mordes an der Gräfin Mathilde v. Chorinsky, und Sie sind beschuldigt der Theilnahme an diesem Verbrechen durch Anstiftung und Hülfeleistung; der Anstiftung dadurch, daß Sie die Wohnung der Ermordeten erkundeten und den Rath gaben, wie die That ausgeführt werden solle.

(Angekl. (heftig): Nein, das ist nicht wahr; ich glaube es nicht, nie und nimmermehr, daß Julie das gethan hat; ich habe nichts gethan.

Präs. Sie sind der Hülfeleistung beschuldigt durch die Beschaffung der Reisepässe, der Mittel zur Reise und durch Verbergen der Gegenstände nach der That. So frage ich Sie nun zum Schlusse des Verhöres, ob Sie noch immer auf der Behauptung stehen bleiben wollen, daß Sie an den Ihnen zur Last gelegten Handlungen unschuldig sind?

Angekl. (rasch und entschieden): Ja.

Der Vertheidiger regt wiederholt an, es möge den Geschwornen gegenüber bestimmt vom Präsidenten ausgesprochen werden, daß einzelne der zuletzt verlesenen Briefe beim Grafen Chorinsky gefunden worden seien, worauf der Präsident einfach die Daten der Briefe und den Umstand constatirt, daß sie in dem von der Magd dem Gerichte übergebenen Pakete enthalten waren.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt, 25. Juni.

In der letzten Sitzung des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde, sprach der Vorsitzende zunächst ehrende Worte des Gedächtnisses für den Geh. Hofrath Stiebel und für Franz Pfeiffer, deren Dahinscheiden auch diese Blätter schon mit längeren Nachrufen begleitet haben. — Herr Senator v. Oven erwähnte zweier Zerstörungen des Hahns auf der Brücke in den Jahren 1635 und 1789, und berichtete weiter über eine Anzahl Schriftstücke und Druckwerke aus der Reformationszeit (aus dem früheren Carmeliterkloster stammend), die vor einigen Wochen aus dem Römer nach dem städtischen Archiv verbracht wurden. — Herr Dr. Stricker referirte unter Vorlage der Notices sur les travaux scientifiques über die Arbeiten des in Paris ansässigen Frankfurter Arztes Sichel, dessen Schrift über die Siegelsteine der römischen Augenärzte schon in früheren Sitzungen des Vereins und darnach von uns in der Didaskalia erwähnt worden war. — Herr Dr. Euler machte Mittheilungen aus der „Geschichte der reichsständischen Häuser Isenburg und Büdingen" von Dekan Simon in Michelstadt (Frankfurt 1865), einem dreibändigen, wissenschaftlichen Werke, das in seinem ersten Theile eine detaillirte Landesgeschichte, im zweiten die Hausgeschichte, im dritten die Urkunden enthält. Das Haus Isenburg stammt ursprünglich nicht aus hiesiger Gegend; sein Stammsitz, die Isenburg (Eisenburg) findet sich in dem Saynthal unweit Neuwied auf dem rechten Rheinufer; in nächster Nähe sind Bergwerke, durch welche Eisen zu Tage gefördert wird. Das Haus Isenburg kam in die Wetterau, als sich ein Sohn desselben mit einer Erbtochter Hedwig von Büdingen vermählte.

Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, 26. Juni. Letzte Gastdarstellung des Kammersängers Herrn Beck vom k. k. Hofoperntheater in Wien. **Die Afrikanerin,** große Oper in 5 Acten von E. Scribe. Deutsch von F. Gumbert. Musik von G. Meyerbeer. Nelusco: Herr Beck.

(Außer Abonnement.)

Samstag, 27. Juni. Zum ersten Male: **Günstige Vorzeichen,** Lustspiel in 1 Act von Roderich Benedix. Hierauf, zum ersten Male: **Fritzchen und Lieschen,** oder: **Französische Schwaben,** musikalisches Genrebild in 1 Act von P. Henrion. Musik von J. Offenbach. Zum Schluß: **Sonntagsjäger,** Burleske mit Gesang in 1 Act von D. Kalisch und C. v. Moser. Musik von A. Conradi.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 189.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 177. Samstag, den 27. Juni 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Als am folgenden Tag der Pfarrer Hilgert wieder in das Kloster kam, übergab ihm die Pächterin einen an Mildner adressirten Brief, der also lautete:

„Geehrter Mann!

Ich bin sehr unwürdig, Ihm zu schreiben, aber Seine Mutter befiehlt es mir, und da ich ihr in allen Dingen gehorche, sobald sie befiehlt, so bin ich gezwungen, Ihm diesen Brief zu schreiben, den Er nicht zu lesen braucht, wenn Er nicht will, den Er mit Füßen treten kann, wenn es Ihm gut dünkt. So will ich Ihm denn sagen, daß ich jeden Morgen, sobald ich aufgestanden bin, damit anfange, Seine Mutter um Verzeihung zu bitten. Sodann beschäftige ich mich, das Leichenkleid zu nähen, in dem Er zum Tode gehen soll, und stelle mir ohne Unterlaß den Augenblick vor, in welchem Er durch meine Schuld sterben wird. Ich bete viel bei Tag und bei Nacht, denn ich schlafe fast gar nicht, und wenn ich einmal auf kurze Zeit die Augen schließe, so ist mein Schlaf sehr peinlich. Ich hoffe, daß ich durch alles Das sehr verändert bin. Ich litt so sehr durch alle diese Ereignisse, daß ich nach und nach fühlte, wie sich das Leben unmerklich von mir zurückzog, und jetzt zweifle ich fast nicht mehr daran und fühle mich erleichtert durch diese Entdeckung, weil ich voraussehe, daß ich an Seinem Tode sterben werde und vielleicht zu gleicher Zeit mit Ihm. Ich bitte Ihn, es nicht übel zu nehmen, daß mir dieses Wort entschlüpft ist, denn Er hat ja gesagt, daß Er bis dahin alles Mögliche gethan haben würde, um mir zu verzeihen. Man hat mir gesagt, daß Er sich weigere, die ganze Wahrheit in einem Bekenntniß niederzulegen, das vielleicht dereinst veröffentlicht werden könnte. Ach! Er bedenkt nicht, daß an diesem Tage Sein Tod Seine Entehrung ruhmvoll wieder gut gemacht haben wird; daß dieses Bekenntniß den Flecken Seiner Hinrichtung abwaschen wird, da man dann sehen wird, daß diese Hinrichtung nicht verdient war, und ich allein, wenn ich Ihn überleben sollte, mit Schande bedeckt sein werde. Ich beschwöre Ihn, dieses Bekenntniß abzulegen. Meine Mutter hat mir gesagt, daß ich mich der vollen Büßung unterwerfen müßte und daß die Vergebung in dem Grund der Buße läge, wie sie in der Tiefe aller Herzen sei. Meine Mutter hat aber auch über ein Gefühl mit mir geredet, das lebendig in mir, aber sicher nicht in Ihm ist, denn ich hatte ihr ein Geständniß abgelegt, welches ich nicht das Recht habe, Ihm zu wiederholen; und sie hat mir auch gesagt, was sie von meinem Vater gehört hatte, daß das Gefühl, welches ich empfinde, daß größte und mächtigste Ding auf Erden sei. Ich versichere Ihn, daß ich auf Alles vorbereitet bin, außer zu wissen, daß der Schmerz Ihn allzusehr beherrscht, denn Er hat Niemand um sich, der Ihn tröstet. Ich kann Ihn nur beschwören, suche Er als Christ zu sterben und bedenke Er, daß Die, die ihm dieses schreibt, sehr verschieden von Der ist, die Er gekannt hat, und daß Alles geläutert wird, indem es durch den Tod geht. Ich kann Ihm nichts weiter sagen, denn ich bin sehr abgeschwächt und habe fast keine Gedanken mehr. Möge Gott Ihn in seinen heiligen Schutz nehmen und Ihn so sehr begnadigen, als eine arme Sünderin, wie ich, es von ihm verlangen kann. Luciane Werner."

Noch an demselben Abend kam der Pfarrer Hilgert in das Kloster der heiligen Agnese und verkündigte mit apostolischer Freude, daß der Versuch gelungen sei.

Mildner hatte Lucianens Brief mit Zittern gelesen, dann hatte er, den Kopf auf den Brief gelegt, lange geweint. Seine rebellische Natur hatte sich ergeben, er hatte versprochen, zu thun, was man von ihm verlange.

Von diesem Augenblick kam eine gewisse Ruhe über die drei in dem Kloster lebenden Frauen.

Die fatale Stunde hatte nur noch zu schlagen, denn die Zeit war indessen weit vorgeschritten.

— — — —

Eines Morgens ließ der Pfarrer, seiner Gewohnheit gemäß, die Pächterin in den Garten rufen und sprach eine Weile mit ihr. Bald darauf ließen sie auch Magdalene Werner zu sich bescheiden. Sie kam langsam herbei und Luciane blieb allein. Endlich wurde auch diese gerufen.

Sie sammelte sich und bat Gott sie aufrecht zu erhalten, denn sie ahnte, was man ihr sagen würde.

Der Priester zwischen den beiden Müttern erwartete sie am Ende der großen Lindenallee, an dem Fuße eines dort errichteten Calvarienbergs. Alle Drei sahen sehr feierlich aus, aber sie betrachteten die junge Frau mit tiefem Mitgefühl. Besonders setzte die Pächterin sie in Erstaunen durch ihren gänzlich veränderten Gesichtsausdruck, der fast Hoffnung und Ruhe ausdrückte. Diese Frau besaß einen mehr als menschlichen Geist.

„Meine Tochter", sprach der Geistliche mit einer Erregung, die er vergebens zu beherrschen suchte, „gestern hat Mildner das Bekenntniß abgelegt, zu dem Du allein ihn vermocht hast. Morgen wird ein Tag anbrechen, an dem wir alle unsere Gebete vereinigen müssen und wozu wir all unseres Muthes bedürfen . . ."

„Ja", beeilte sich die Pächterin, ihn zu unterbrechen, „und damit Gott uns aufrecht erhalte und Mitleid mit uns habe", fügte sie mit heiligem Eifer hinzu, „ist es jetzt an uns, unser Unrecht zu bekennen. Luciane, wir sind hartköpfig in unserer Familie, ohne das würdest Du nicht gefallen sein. Verzeihe mir meine allzugroße

Strenge, verzeihe dem Pfarrer seine Unvorsichtigkeit und Deiner Mutter ihre Schwachheit. Mein Kind, Deine Prüfung wird aufhören, heute Abend gehst Du zu Deinem Manne".

Luciane konnte sich nur auf ihre vereinigten Hände niederbeugen. Thränen flossen längst nicht mehr aus ihren Augen.

Heute, statt, wie sonst, das Leichenkleid wieder aufzutrennen, half die Pächterin ihrer Schwiegertochter, es fertig zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Lutherfest zu Worms.

Erster Tag.

Wie oft, du altehrwürdige Stadt, hat sich, ehe die letzten Jahrhunderte im Meere der Zeiten vergangen, nach dir der Blick ganzer Völker gerichtet, deren Wohl und Wehe sich in dem Weichbilde deiner längst zerfallenen Thürme entschied! Wie oft haben ganze Geschlechter auf große Ereignisse hingeschaut, die in gewaltiger Kraft innerhalb deiner Mauern sich vollzogen! Wie oft mit Furcht, mit Bangen, mit Hoffnung und Vertrauen auf die gewichtigen Worte geharrt, auf die entscheidenden Sprüche, an denen der Ausgang Jahrhunderte lang gereiften und von schwacher Gährung bis zu verzweifeltem Aufschrei angeschwollenen Grolles und Haders hing! Wer hörte nicht — wird dein Name genannt — Schwerdterklang bei festlichen Turnieren, aber auch Streit und bittere Klage um den gefeiertsten Helden der altdeutschen Sage?! Denn in deinem Schooße vollzog sich so manches erschütternde Ereigniß, als, in unserer Cultur noch so fernen Jahrhunderten, das heißere Blut der Bewohner der Ufer deines prächtigen Stromes in zügellosem Aufbrausen den jähen Gedanken zur schnellvollendeten That gestaltete. Wie mancher Haß, wie mancher Glaubensstreit erschütterte dich! Aber wie oft auch warst du der Schauplatz der glänzendsten Versammlung Derjenigen, die über Glück und Wehe der Staaten, über das Maß des Wissens und Glaubens endgültig sprachen für Tausende und Abertausende, die nicht nur das Flußgebiet des dem heiligen Gotthardberge entsprungenen Sohnes der Alpenwelt bewohnten, sondern auch jener, die weit, weit von dem „Herzen Europa's" in „glücklicheren Zonen" kaum eine Ahnung davon hatten, daß die langsam wachsende Kraft des ruhigeren Denkens der Bewohner von, ihren mittäglichen Climaten gerade entgegengesetzten, Himmelsstrichen ihrem in dolce far niente gewiegten Träumen die Waage halten, daß das Eis des Nordens der überreichen Phantasie der mittäglichen Sonne ein „Wache auf!" zurufen würde, um aus der Dichtung auszuscheiden, was auch vor der in Wissenschaft gereiften Erfahrung bestehen möchte. Eine solche Versammlung, entscheidend für die ganze Entwicklung der Völker, vollzog sich einst unter den Augen des Kaisers, in dessen Adern kaum ein Tröpflein germanischen Blutes rann, der, finster, fremd und unbekannt mit deutscher Weise, das „Reich" begrüßen wollte, auch nebenbei ein Mönchlein hören, das allerlei Sätze wider die hergebrachte Meinung gesprochen. Wie bunt und glänzend zog damals von allen Seiten eine unabsehbare Menge heran! Vor Allen der Kaiser selbst mit seinem zahlreichen Heere; mit Lanzen und Schwerter, mit Hellebarden und Büchsen bewaffnet das Fußvolk; in glänzender Rüstung die Ritter, mit Feder geschmücktem Helme, gekrönt von zweiköpfigem Reichsadler, je nach dem hohen Stande des Mannes, im Harnisch von blankem Stahle und undurchdringlicher Stärke, den mächtigen gezackten „Zweihänder", den gewaltigen „Flammberg" in der kräftigen Faust. Dort zogen daher die Bischöfe und Erzbischofe, die Prälaten und Aebte, die Canzler und Cardinäle in Sammt und Purpur, in Gold und Geschmeide, auf prächtigem Zelter, in reichgeschmücktem Wagen oder Sänfte, während nebenhin an der Landstraße in härenem Gewande ein Trüpplein Brüder des Ordens des heiligen Augustin schlich, in fast entblößten Füßen, die aber, hart durch die Uebung, kaum den spitzen Stein empfanden, der sich unter ihre Sohle drängte, noch den Dorn, der trotzig dem Pilger den Pfad streitig machen zu wollen schien. Dort kam, von einer großen Schaar tapferer Landsknechte umgeben, der sanfte, weise Fürst der Thüringer Berge, fest entschlossen, bei aller Achtung vor des Kaisers Hoheit, doch auch in der ihn so wichtig dünkenden Nebenfrage ein Wort mitzusprechen, und trotzigen Jugendübermuthes voll, betrat der 17jährige Landgraf des damals so mächtigen Hessens mit unverzagtem, kecken Schritte in gleicher Absicht den Saal des von Fremden aller Art, aller Costüme und Gauen wogenden Stadthauses. Da wimmelte es in der engen Kämmererstraße, der Hauptstraße der Stadt, von Menschen, Kopf an Kopf schaute aus den Fenstern, Kopf an Kopf stand die Masse — es war kein Durchkommen möglich.

Und heute, im Jahre des Heiles Eintausendachthundertachtundsechszig, bietet die Stadt wieder ein ähnliches Bild. Statt der Landstraßen sind jetzt die Bahnlinien der Verkehrsweg der Menschen und auf allen Bahnhöfen der nach Worms führenden Linien ist Gedränge zahlloser Menschen. Schon gestern, am 24., dem Tage der Vorfeier, hatten die Bewohner der Dörfer und Städtchen längs des Rheines ein festliches Gewand angelegt zu Ehren der Fremden, welche alle nach der Lutherstadt hinzogen.

Die Feier begann mit einem Gottesdienste in drei Kirchen. In der größten der protestantischen Kirchen sprach Oberconsistorialrath Gerock über die Worte: „Was seid Ihr gekommen zu sehen, ein Rohr das der Wind bewegt?", indem er Luther darstellt als den Mann, der die Wahrheit liebt, als den Mann, der kindlich fromm ist und der das Volk liebt. Die Predigt, im Ganzen in milder Ansicht gehalten, vermied Schroffheiten und bewegte sich in der bekannten etwas bilderreichen Ausdrucksweise des Redners. In den Straßen wogte es inzwischen hin und wieder. Mit Fahnen und Guirlanden über und über bedeckt, sah man in manchen fast die Häuser nicht mehr. Bis an den Rhein und zur Fischerweide trug die Stadt ihr festlichstes Gepräge. Gegen Abend zog Alles nach der Festeshalle, welche für 3000 Menschen berechnet und vom großherzogl. hessischen Hauptmann Beck ausgeführt ist. Das gothische Portal ist besonders gelungen. Den ganzen Festplatz umgeben in ziemlicher Entfernung von dem Denkmale Tribünen, welche gleichfalls mit Fahnen und Guirlanden geschmückt sind. Von diesen letzteren sind 24,000 Fuß in der Länge in der Knabenarbeitsanstalt in Darmstadt gefertigt. Wappen der Staaten, welche sich besonders an der Unterstützung des Denkmalfonds betheiligten, prangen rings um. Es wurde etwa halb 9 Uhr, bis Dr. Eich als Vicepräsident die Gäste begrüßte, für die große Theilnahme dankte und das dem Comite gespendete Lob in dem hohen Opfermuthe des Mannes begründet findet, dem ein Denkmal zu setzen das Comite vor zwölf Jahren den Gedanken faßte, welcher allgemeinen Anklang fand, weil der Reformator vor Allem Geistesfreiheit, Freiheit des Gedankens forderte. Unter einigen anderen Rednern, z. B. Schlottmann, der dem Comite den Dank der Stadt Halle (Wittenberg) bringt, ergreift Schenkel von Heidelberg das Wort und schildert Luther als den Mann aus dem Volk, der mit dem Volke fühlte, für es ein Herz hatte, es heben und weiter führen wollte; käme er heute, so würde er sprechen: „Damals war ich ein Kind, jetzt bin ich ein Mann". Heute würde Luther jedenfalls die Fahne der geistigen Freiheit schwingen.

Ungeheurer Applaus erhob sich, hauptsächlich von Laien ausgehend, da die freisinnige protestantische Theologie weniger stark vertreten war. Von orthodoxer Seite gab es Opposition durch Brummen und Ruf nach Schweigen. Das Laienpublikum hielt

aber seine Ansicht aufrecht und jubelte dem Redner noch begeisterter zu, der ihm so aus dem Herzen sprach, was es übrigens schon voraus ahnte, da es den tapferen Kämpfer für evangelische Freiheit schon mit stürmischem Applaus empfangen hatte.

Uebrigens gaben diese kleinen Meinungsverschiedenheiten keinen Anlaß zu weiterer Störung und bis in die späte Nacht blieb die Halle von friedlicher Unterhaltung belebt. A. M.

Argos, der Mann mit hundert Augen.

Von Pfarrer Rudolph Frank in Rödelheim.

(Fortsetzung.)

Endlich gelangte Landhard an Schneiders Wohnung, die sehr wenig Zierlichkeit und Luxus verrieth, im Innern aber, wie er sich nachher überzeugte, sehr einfach eingerichtet war. Schon auf der Haustreppe pochte Laukharden das Herz und er erkannte wohl, daß er die Rolle eines guten Republikaners spielen müsse, um vor dem Manne des Schreckens bestehen zu können. Auf dem Gang zum Zimmer hörte er lebhafte Stimmen, die mit einander debattirten, und als er in das Zimmer trat, sah er in der Mitte desselben einen großen runden Tisch stehen, worauf allerhand Schriftstücke lagen und um welchen mehrere Bürger saßen, die in einer lebhaften Berathung begriffen zu sein schienen.

Schneider stand vor dem Tische, als Laukhard eintrat, ein Mann von mittlerer Statur, breitschulterig, etwas beleibt, mit starkem braunen Haupthaar und Bart, lebhaft geröthetem Angesicht, flammenden Augen und ausdrucksvollen Gesichtszügen, die sich ungemein belebten, wenn er sprach.

„Was willst Du?“ fragte er Laukharden in deutscher Sprache, indem er ihm entgegentrat. (Man vergesse nicht, daß damals das brüderliche „Du“ zur Umgangssprache erhoben worden war.)

Laukhard antwortete rasch:

„Den berühmten Mann kennen lernen, der durch Philosophie den Aberglauben besiegte, um der Menschheit zu nützen, den Deutschland als einen seiner besten Dichter — und Frankreich als einen der wärmsten Republikaner schätzt.“

„Das sind Complimente, Freund!“ versetzte Schneider, „und an solche ist man jetzt in Frankreich nicht gewöhnt. Bloß darauf bin ich stolz, daß ich der Republik dienen kann. Aber wie ich an Deiner Sprache höre, bist Du ein Deutscher?“

Das bestätigte Laukhard und erzählte kurz seine Lebensgeschichte.

„Schön, Landsmann!“ entgegnete Schneider freundlich. „Du thust Recht daran, daß Du Dich nach Frankreich begibst, wo man die Fesseln des alten Aberglaubens und der angeerbten Despoten gebrochen hat, um dem Volke seine Freiheit und sein Recht zu verschaffen. Aber“, — es zuckte ein Blitzstrahl aus seinen Augen und verlieh denselben einen strengen, fast unheimlichen Ausdruck, — „was sagt man denn von mir?“

„Die Verständigen loben und ehren Dich“, war Laukhards Antwort, „die Gelehrten und Virtuosen (Tugendhaften) schätzen Deine Verdienste; aber die Pfaffen, die nur für ihren Vicegott in Rom schwärmen, — die Royalisten, welche das Ausland zum Kriege gegen Frankreich aufhetzen — — —“

„Ich verstehe Dich schon“, unterbrach ihn Schneider mit Lachen; „nicht wahr, die sprechen, ich sei ein Apostat, ein Ketzer, ein Freigeist, ein Taugenichts und wer weiß, was noch mehr. Das kann ich mir Alles schon recht gut vorstellen; aber ich bekümmere mich nichts darum. Ich bin ein Apostat vom Kirchensystem und glaube gewiß sein zu können, daß alle aufgeklärten Männer so denken, wie ich. Die Lehren der Pfaffen, welche beständig den Boden der Aufklärung und Freiheit unterwühlen, sind ebenso schädlich, als der Despotismus der Fürsten, welche das Volk knechten. Beide müssen zerstört werden, wenn das Volk glücklich werden soll.“

Nun glaubte Laukhard, daß die Frage an ihrem Platze sei, auf welche Weise und durch welche Mittel diese Neugestaltung des Frankenreiches durchzuführen sei.

„Durch Schrecken“, antwortete Schneider mit gehobener Stimme, „mit Blut und Eisen! Was hilft es, Schriften verbreiten, jahrelang debattiren und inmitten des Parteigezänkes Reden halten, wenn nichts dabei herauskommt. Das ist leere Theorie. Die Praxis ist Blut und Eisen, um den Durchbruch der Volksrechte zu erzwingen, da solche freiwillig und aufrichtig nie zugestanden worden sind. Vor dem erhobenen Beil der National-Justiz erblassen die Feinde des Volkes und verlieren den Muth, ihre alte Herrschaft zu behaupten.“

Schneiders Angesicht röthete sich im Eifer des Zorns und seine Sprache, seine Geberden wurden immer lebhafter, indem er fortfuhr:

„Diese Praxis des Schreckens und der Gewalt haben wir von den Tyrannen alter und neuer Zeit gelernt, um sie als Gegenmittel anzuwenden. (Man erinnere sich, daß es damals üblich war, alle Fürsten Tyrannen zu nennen.) Höre, deutscher Landsmann! Wenn solche Tyrannen ihre Heere gegen einander in das Feld stellen, wenn die Kanonen donnern und die Musketen knattern, glaubst Du wohl, daß man unterscheiden könne, welche Söldner gerne oder ungerne, freiwillig oder gezwungen in der feindlichen Linie stehen? — O nein! Man schmettert Tod und Verderben in die feindlichen Reihen hinein, bis sie auseinander stäuben. Oder glaubst Du, daß man die Verwundeten und Verstümmelten fein säuberlich zur Seite lege, wenn die Schwadronen Cavallerie über das Schlachtfeld hinstürmen? — O nein! Ueber Todte und Verwundete sprengen die Rosse mit blutbespritzten Hufen hinweg. Es kommt alles darauf an, die Schlacht zu gewinnen, wenn auch Hunderte und Tausende von Menschen fallen, Städte und Dörfer in Flammen aufgehen und die Saaten auf den Feldern zertreten werden. Man nennt es Kriegsrecht, Nothrecht — und ich möchte wissen, ob wir uns nicht in demselben Rechte befinden, wenn die Republik mit der Monarchie und Hierarchie im Kampfe liegt. — Im Siege liegt das Recht.“

In diesem Tone sprach er weiter: daß er das Amt eines öffentlichen Anklägers nur nach langem Widerstreben angenommen, weil er den schweren Kampf vorausgesehen, in welchen er mit den Verschwörern gegen die Republik (Maire Dieterich und seine Partei) gerathen würde, und daß nach diesem Siege die Zahl seiner Feinde wie Pilse aus der Erde aufgewachsen seien; — daß er nicht aus Privatleidenschaften, sondern aus Rücksicht für das gemeine Beste, nicht willkürlich, sondern auf Grund der vom Convent gegebenen Gesetze die Maßregeln des Schreckens in Vollzug gesetzt habe; — daß sein Privatleben von allen Seiten mit Verläumdungen überschüttet werde, deren Ursprung in einer weitverzweigten Priesterrotte zu suchen sei und woraus er sich nichts mache; — daß ihn weder Menschengunst noch Menschenfurcht abhalten könne, die Doppelzüngler, die Ränkeschmiede, die Monopolisten, die Wucherer und Assignatenfälscher, die Halbpatrioten und Einschläferer, sowie alle Hehler und Beherberger unbeeidigter Priester und ausgewanderter Kriegshetzer mit aller Macht zu verfolgen, wie es in den Pflichten seines Amtes liege. — Er schloß mit der Ermahnung an Laukhard, gut gesinnt zu sein und gab ihm schließlich ein Assignat von zehn Livres.

Aber noch beim Weggehen rief er Laukharden nach: „Du bist ein Ausländer und kannst leicht in den Verdacht kommen, ein Abentheurer zu sein, wie ich selbst manchmal erfahren muß; aber ein guter Patriot entgeht diesem Argwohn.“

(Schluß folgt.)

Prozeß Chorinsky.

△ **München**, 23. Juni.

(Fortsetzung.)

Die Zeugenaussagen bieten bis jetzt im Ganzen genommen wenig Neues. Das Streben der Vertheidigung, den Angeklagten als unzurechnungsfähig darzustellen (weßhalb auch sechs Psychiatriker als Sachverständige geladen sind), fand in gewisser Hinsicht eine Stütze an der Aussage des Adalbert Mikulitsch, der früher im Chorinsky'schen Hause Erzieher gewesen und mit der verlebten Gräfin Mathilde in sehr vertrauten Beziehungen gestanden hat. Er ist der Vater ihres noch lebenden Kindes. Dieser gab u. A. an: Nachstellungen von Seite ihres Mannes habe die Gräfin immer gefürchtet; ob gerade Nachstellungen nach ihrem Leben, kann Zeuge nicht angeben. Auf das Bestimmteste behauptet aber Zeuge, daß die Gräfin erzählte, ihr Mann habe ihr mehrmals vorgeschlagen, von Prostitution zu leben. Im Hause ihrer Schwiegereltern sei die Gräfin geachtet gewesen, doch habe sie das Haus verlassen, weil sie jede Hoffnung auf eine Aussöhnung mit ihrem Manne aufgegeben hatte. Die Gräfin habe auch erzählt, daß ihr Mann manchmal sehr gut, dann wieder ein höchst leidenschaftlicher Mensch sei, und daß es ihr vorkomme, als ob es bei ihm manchmal „rapple". Später sagte sie, sie spreche den Ausdruck „rappele", einem Arzte nach, der behaupte, der Graf Chorinsky sei ihm ein Räthsel; er könne nicht begreifen, wie man eine Frau, die gar nichts verschuldet hat, verstoßen und einen so enormen Haß gegen sie hegen könne. Auf die Frage des Vertheidigers, ob die Gräfin wirklich einen so üblen Geruch an sich trug, bemerkte Zeuge: „Es empört mich, das zu hören. Das ist eine freche Lüge." Auch Frau **Hartmann** bestätigt, daß die Gräfin keinen üblen Geruch hatte. — Daß die Gräfin Ebergenyi auf die Heirath nicht so erpicht war, als Graf Chorinsky, wird durch die Aussage der Rittmeistersgattin **Anna v. Hoye** bestätigt, welcher die Ebergenyi klagte, daß Chorinsky gar so heftig und jähzornig sei. Die Hoye rieth ihr deßhalb, ihn nicht zu heirathen, denn nach der Heirath würde dieser Fehler in noch viel stärkerem Maße hervortreten. Aber die Ebergenyi habe ihr erwidert, sie müsse ihn heirathen, sie wäre sonst compromittirt, da schon das ganze Comitat um das Heirathsproject wisse. — **Elise Hartmann**, bei welcher die Gräfin hier wohnte, gibt an, sie habe schon, als die Ebergenyi am 22. Abends sie zum Holen einer Droschke aufforderte, kurz vorher aus dem anstoßenden Zimmer der Gräfin einen Quitzer (Aechzen) vernommen gehabt, woraus sie schließt, daß die Gräfin damals schon todt war. — Zeuge Student **Struve**, der in einem ebenfalls anstoßenden Zimmer wohnte, hat am kritischen Abend im Zimmer der Gräfin eine sehr heitere Unterhaltung gehört, aber kein Aechzen, Stöhnen oder Fall; um sieben Uhr etwa hörte er die Thür heftig zuschlagen.

Die Sachverständigen Prof. **Buchner** und Prof. **Martin** halten es für kaum wahrscheinlich, daß den nach Reichenhall geschickten kandirten Früchten Cyankali beigemischt war, jedenfalls enthalten die unterersuchten Stücke kein Gift. Sollte Cyankali aufgestreut gewesen sein und sich durch die Verbindung mit Zucker zersetzt haben, so müßte man das reine Kali noch finden; darauf wurde die chemische Untersuchung nicht ausgedehnt, weil Kali kein Gift ist, Für den Fall es gewünscht würde, wurde das Erbieten gestellt, es nachträglich zu thun.

Dem Protest gegen die Vorlesung des gestern erwähnten Schreibens eines böhmischen Kupferbergwerkbesitzers an den Wiener Untersuchungsrichter über die Möglichkeit einer Vergiftung durch kandirte Früchte, gab der Gerichtshof Folge, indem er den bezüglichen Antrag des Staatsanwalts aus dem Grunde ablehnte, weil das Schreiben durchaus nicht als Gutachten im Sinn des Gesetzes zu betrachten sei. Prof. Martin und Prof. Buchner sagen übereinstimmend aus, daß die Gräfin Chorinsky durch Blausäure ihren Tod gefunden hat.

Aus den Zeugenaussagen erwähnen wir vorerst noch die des hiesigen Polizeidirectors v. **Burchtorff**. Er bekundete außer anderem, was schon bekannt ist, namentlich noch, daß, als er die beiden Grafen Chorinsky, Vater und Sohn, bei einem Gang zur österreichischen Gesandtschaft begleitete, ihm die Frage des jungen Grafen auffiel, ob er als Polizeidirector berechtigt sei, irgend Jemanden durch die Gensdarmerie verhaften zu lassen. Bei der Gesandtschaft eingetroffen, trat nur der alte Graf ein, während der junge zurückblieb. Zeuge v. Burchtorff ging mit diesem in der Ludwigstraße auf und ab, und erfuhr bei dieser Gelegenheit von ihm, daß er von seiner Gemahlin längere Zeit schon getrennt lebte, daß er sie haßte, daß sie die Zinsen der Caution bezog und daß er bisher auf seine Gage beschränkt war. Zeuge bestellte die beiden Grafen auf Abends 6 Uhr zu ihm, war aber wegen dienstlicher Verrichtungen erst um 6½ Uhr in sein Bureau gekommen, wo der alte Graf auf ihn wartete; der junge Graf ging vor dem Polizeigebäude auf und ab und konnte nur durch dringend wiederholte Aufforderungen bestimmt werden, ebenfalls in das Bureau des Hrn. Burchtorff einzutreten. Die beiden Herren wollten sich öfters entfernen; doch gelang es dem Zeugen, der bereits vorher seine gemachten Erfahrungen dem Untersuchungsrichter mit dem dringenden Antrag auf Verhaftung des jungen Grafen mitgetheilt hatte, sie solange aufzuhalten, bis der Verhaftsbefehl vom Untersuchungsrichter eintraf. Zeuge übergab denselben sofort, worüber beide Grafen sehr bestürzt waren. Der alte Graf ging zum Untersuchungsrichter, konnte aber eine Zurücknahme des Verhaftsbefehls nicht erwirken.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur-Notizen.

„Das Bäschen vom Lande", eine Familiengeschichte von O. **Mylius** (Stuttgart, Grüninger). Eine herrschsüchtige und nur auf Aeußerlichkeiten eitle Frau, hat den Ruin ihres wackern, nur gegen sie allzu nachgiebigen Mannes und somit der ganzen Familie heranreifen lassen, und — noch schlimmer — ihre Töchter in ihrem Sinne erzogen. Den Gegensatz zu den verschrobenen Frauen bildet das „Bäschen vom Lande", welches die Güte des Hausherrn vollkommen verdient und durch dankbare kindliche Liebe vergilt. In die, vorzugsweise einer Aufgabe der Sittenlehre gewidmete, Geschichte bringt die Verwechselung zweier jungen Männer reichliche Bewegung und theils komische, theils ernste Abenteuer. Schon durchgeführt ist auch die Belehrung eines verkehrten Frauenherzens durch seine erste Liebe.

In Hachette's Verlag in Paris ist eben **Hackländer's „Soldatenleben im Frieden"** und **„Wachtstubenabenteuer"** in der Uebersetzung des Capitäns der Garde-Gensd'armerie L. Le Maitre in vier Bänden erschienen. Das Werk macht Aufsehen, wird in den verschiedensten Zeitungen besprochen und ist sogar vom Kriegs-Ministerium aus als eine amusante Lectüre für alle Lager und Wachtstuben empfohlen worden.

Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 27. Juni. Zum ersten Male: **Günstige Vorzeichen**, Lustspiel in 1 Act von Roderich Benedix. Hierauf, zum ersten Male: **Fritzchen und Lieschen**, oder: **Französische Schwaben**, musikalisches Genrebild in 1 Act von P. Henrion. Musik von J. Offenbach. Zum Schluß: **Sonntagsjäger**, Burleske mit Gesang in 1 Act von D. Kalisch und C. v. Moser. Musik von A. Conradi.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 189.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 178. Sonntag, den 28. Juni 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Abends nach Sonnenuntergang bestiegen der Pfarrer Hilgert und die drei Frauen einen Miethwagen und fuhren vor das Vicariat, wo sie ausstiegen.

Von der Pächterin und dem Pfarrer unterstützt, gelangte Luciane an die verhängnißvolle Thüre, wo der Kerkermeister sie erwartete. Es schien, als ob diese Anstrengung den letzten Lebenshauch in ihr erschöpfen wolle; denn wie sie es in ihrem Briefe geschrieben hatte, war sie in der That sehr verändert, sehr abgeschwächt. Ihre abgemagerte Gestalt beugte sich nach vornen und aus ihrer schwarzen Haube sah ein sterbendes, langes, wachsbleiches Gesicht hervor. Der Stolz, die Lebhaftigkeit, die tiefe Schwärmerei von ehemals lagen weit hinter ihr. Es war nichts übrig geblieben, als ein Gedanke ohne Lächeln und eine geläuterte Seelenliebe in dem verklärten Blick.

Aber man trat ein, man befand sich dem Gefangenen gegenüber, und der Anblick desselben war hinreichend, um seine schwankende Gattin aufzurichten und aufrecht zu erhalten. Er hielt sich gerade und war ruhig; man hätte ihn für einen der schönen Köpfe des bekehrten heiligen Paul halten können, als Gott in einem Donnerschlage zu ihm gesprochen hatte und er sich bereit hielt, den Heiden die christliche Lehre zu predigen.

Nachdem sich Luciane bisher täglich vor seiner Mutter niedergekniet hatte, warf sie sich nun endlich vor ihm auf die Kniee.

„Luciane“, sprach er, „das, was uns trennt, verzeiht sich, wie man sagt, hienieden nicht ohne Feigheit. Ich bin ein Mann und werde Dir nur unter einer Bedingung verzeihen. Doch wenn ich Deinen Brief recht verstanden habe und wenn ich heute Deinem Anblick glauben darf, so wirst Du sie annehmen. Wirst Du die Kraft haben, morgen meiner letzten Abbüßung beizuwohnen?“

Luciane erhob die Augen zu ihrem Gatten. „Ach!“ sagte ihr Blick, „Du willst also sicher sein, daß ich durch den Schlag sterbe, der Dich tödten wird? Du liebst mich also auch, Du liebst mich noch, Du liebst mich fortwährend . . . nicht mehr für die Erde, sondern für den Himmel?“ Und dieser Blick, der einer stummen Antwort in dem Blicke Mildners begegnete, drückte eine himmlische Freude aus.

Sie faltete die Hände. „Ja“, sagte sie mit einer gewissen Begeisterung und Anbetung.

Da streckte Mildner die Hand nach ihr aus. Sie ergriff sie und küßte sie mehrmals feurig, und als sie sich endlich, von den Armen der beiden Mütter unterstützt, erhob, sah man, daß sie wieder Thränen gefunden hatte.

13.

Am folgenden Morgen erhob sich die Sonne strahlend an einem azurnen Himmel. Die Vögel sangen in dem Klostergarten der heiligen Agnese. Man athmete den Duft der Näglein, der Levkojen und der Narcissen ein, der die laue Luft durchwürzte. Luciane begrüßte den schönen Tag, an dem sie von der Erde scheiden sollte. Sie dankte Gott, daß er ihn zu einem Festtag für die Natur gemacht hatte. Der Glanz, der ihn umgab, stimmte mit der Erhebung ihrer Seele überein und war eine glückliche Vorbedeutung für den Empfang, den sie in dem himmlischen Hause finden würde. In der Trunkenheit dieses Gedankens, den sie wie einen Schatz behütet, hatte sie sich schon am frühen Morgen weiß gekleidet und suchte sich nun zu sammeln.

Im Augenblick des Fortgehens hatte sie ihre Ruhe und die Wahrheit gefunden.

Gegen Mittag kam der Pfarrer Hilgert. Seine Angst vom vorigen Tag hatte einer muthvollen Sicherheit Platz gemacht. Er war so thätig und belebt, wie er es früher an seinen Schlachttagen gewesen sein mochte.

Luciane wußte, daß nun der feierliche Augenblick gekommen sei. Sie kniete vor dem Priester nieder und bat ihn um die Lossprechung.

Schon am frühen Morgen hatte sie Abschied von ihrer Mutter genommen, die sie unter Thränen gesegnet hatte. Der gute Pfarrer hatte große Mühe, die seinigen zurückzuhalten. Sie schritt an seiner Seite dahin mit niedergeschlagenen Augen und gefalteten Händen, wie eine Jungfrau, die sich mit dem göttlichen Bräutigam vereinigen wird.

Ein Miethwagen erwartete sie vor der Klosterpforte; sie stieg hinein und fand die Pächterin darin, die sie begleiten wollte. Aber nichts setzte sie mehr in Verwunderung von Seiten dieser Frau, die von Erz zu sein schien, und zudem hatte sie sich ja nicht mehr um irdische Ereignisse zu bekümmern, sie begab sich zu dem Hochzeitsfeste. Während des Trauerwegs war ihre Illusion so groß, daß es ihr schien, als ob die Stadt, die sie durchzog, ein Freudenfest begehe, wie ihr Herz. Das die Straßen erfüllende Volk schien ihr in Festtagskleidern zu sein. Aber ach! bei diesem Feste war die Menge schweigsam und die Glocken läuteten nicht.

Sie fuhr langsam über den Leichhof, die Augustiner- und die Hundsgasse zum Neuthor hinaus, um auf die Richtstätte zu gelangen, denn der Galgen war auf einer Anhöhe zwischen dem Neu- und Gauthore errichtet. Zuvor aber gelangte sie auf einen länglich viereckigen Platz, worauf die Heiligkreuzcapelle stand. Die Vorderseite dieser Capelle hatte drei Thüren, die mit korynthischen Säulen geschmückt waren, und auf diesen Säulen ruhte eine Art Plattform, zu welcher rechts und links eine breite, unbedeckte Stiege hinaufführte. Ein kleiner Glockenthurm überragte das Gebäude.

Eine unabsehbare Menge bedeckte den Platz; Tausende von Zuschauern hatten sich hier zusammengedrängt und viele waren auf Bäume geklettert, um besser sehen zu können, denn zu allen Zeiten haben Hinrichtungen den Pöbel angezogen. Aber man suchte Luciane diesen grausamen Anblick zu entziehen. Die Rollenvorhänge an den Wagenfenstern waren niedergelassen, und als die junge Frau ausstieg, geschah es vor einem der Kirche gegenüberstehenden Gartenhaus, dessen Thüre sich hinter ihr und ihrer Begleitung sogleich wieder schloß.

Von ihrer Schwiegermutter und dem Geistlichen geführt, stieg Luciane in den ersten Stock hinauf, gelangte in einen großen Saal und setzte sich, fortwährend mit niedergeschlagenen Augen und farblosen Lippen, aber mit einem halben Lächeln, auf einen Sessel, der in der Nähe eines offenen Fensters stand. Von diesem Sessel aus und durch dieses Fenster konnte sie die wogende Menge nicht sehen, aber sie vermochte die Heiligkreuzcapelle zu erblicken.

(Fortsetzung folgt.)

Lutherfest zu Worms.

Der zweite Tag

begann in der Frühe des Morgens mit einer Einläutung und einem Chorale, der vom Thurm der Dreifaltigkeitskirche herab erschallte.

Um 6 Uhr kam der König von Württemberg an. Mehr und mehr füllten sich die Straßen; jeder Zug brachte unzählige Fremde, welche durch die geschmückten Thore der Stadt einzogen und entweder Bekannte und Freunde aufsuchten oder der Festhalle zueilten. Bald war das Gedränge allüberall so dicht, daß man nur langsam sich fortbewegen konnte und an manchen Stellen ein weiteres Vordringen geradezu ein Ding der Unmöglichkeit war. Namentlich nach dem Bahnhofe zu war nicht mehr durchzukommen, zumal durch Militär die mittlere Straße frei gehalten wurde. Gegen 10 Uhr kamen der König von Preußen und der Großherzog von Hessen und fuhren nun mit dem Könige von Württemberg, dem Prinzen Wilhelm von Baden, der als Stellvertreter seines Bruders gekommen war, der Prinzessin Karl von Hessen und deren Sohn Prinz Wilhelm nach der Dreifaltigkeitskirche.

Wer Billette zu einer Tribüne hatte, mußte sich schon früh auf seinen Platz begeben, da voraussichtlich das Erreichen desselben später nicht leicht sein mochte.

Der Zug ging von dem Andreasplatze aus und setzte sich erst gegen 12 Uhr in Bewegung. Gesangvereine eröffneten ihn, die Mannheimer Harmonie unter Direction von Lachner, Heidelberger, aus Darmstadt Mozartverein und Musikverein, die Mainzer Liedertafel u. a. m. Darauf folgten weißgekleidete Mädchen, welche Kränze trugen, womit später das Denkmal geschmückt werden sollte. Ihnen folgten die Schulen, Volksschule, Gymnasium und Realschule, worauf die Geistlichen kamen, deren Zahl auf nahezu 2000 geschätzt wird, und unter welchen Vertreter nicht nur der entlegensten deutschen Länder, sondern auch außerdeutscher zu finden waren. An diese schlossen sich der Ausschuß und das Comite des Lutherdenkmals nebst den bei der Ausführung betheiligten Künstlern, ferner die höheren großherzoglichen Staatsbeamten, Mitglieder der ersten und zweiten Kammer, die Deputationen von auswärtigen Staats- und Kirchen-Regierungen, von theologischen Facultäten und von Kirchkreisen deutscher und außerdeutscher Länder, Vertreter der am Denkmal durch Standbilder und Wappen verherrlichten Städte, des Offiziercorps, die Staats- und städtischen Beamten und Corporationen, die Bürgerschaft und viele auswärtige Besucher.

Bald nach dem Eintreffen des Zuges auf dem Festplatze, etwas nach 1 Uhr, betraten die Fürsten diesen. Mindestens 20—30,000 Menschen füllten den Platz und die Tribünen.

Herr Professor Oppermann aus Zittau, Rietschels Biograph, hielt eine einleitende Ansprache, worin er das Denkmal als ein Glaubensbekenntniß in Erz bezeichnete; Luther sei die eherne Säule, auf der die protestantische Welt ruht. Der vor 12 Jahren durch Decan Keim von Worms und Dr. Eich angeregte Gedanke erfreute sich der allgemeinsten Theilnahme. Die fernsten Lande, Island, selbst Südamerika habe sich betheiligt, besonders aber das protestantische Deutschland, in welchem gewiß Jeder, voll Liebe und Begeisterung, seine Gabe brachte. Zur Ausführung wäre auch Niemand geeigneter gewesen, als Der, auf den die Wahl des Comites fiel: Rietschel, der den Auftrag mit dem Gebete aufgenommen habe, daß das Werk glücklich ausfalle, zur Freude der Protestanten, aber auch zur stillen und gerechten Achtung der Katholiken. Ueber die Ausführung entstand, wie der Berichterstatter versichert, ein Meinungsaustausch, wie noch selten. Es zeigte sich in Rietschel so recht der protestantische Künstler. Anfangs hatte er nur vor, eine Statue: Luther, zu schaffen, aber allmälig reifte der Gedanke, daß das Ganze ein Reformations-Denkmal werden müsse, selbst „eine feste Burg", eine hohe Warte, beschützt von den deutschen Fürsten. 1860 wurden Wicleff und Luther begonnen; was von Rietschels Meisterhand noch vollendet wurde, war gleichsam dem Tode abgerungen; seine Nachfolger waren Donndorf und Kietz; Schilling aus Dresden hat eine Figur nur übernommen, um die Aufstellung zur rechten Zeit zu ermöglichen. So steht es nun da, ein Volksdenkmal zur Erhebung, Sittlichung und Kräftigung; ein Zuruf an die Fürsten durch Philipp und Friedrich den Weisen, den Protestanten insgesammt durch die Vor-Reformatoren — eine Mahnung, die Freiheit des Gewissens zu wahren. Wie zu Luthers Zeit sei die Versammlung glänzend, wie damals Fürsten, Gelehrte und Künstler da — nicht um zu verdammen, sondern zu erheben. Die frühere Behauptung eines feindlichen Generals, „daß er Worms nur die Augen gelassen zum Weinen", sei nicht richtig, jetzt habe es dieselben, um ein anderes größeres und mächtigeres Deutschland zu sehen.

Dieser ansprechenden Rede folgte nun die des Präsidenten Decan Keim in Worms, der erst die universelle, evangelische und weitgreifendste Bedeutung des Festes nachwies und dann einen kurzen Ueberblick des historisch Wichtigen über Luther und den Tag von Worms gab.

Auf ein Zeichen fiel endlich die das Denkmal der Versammlung verbergende Hülle und im lichten Glanze der Sonne stand es da, — das Meisterwerk der Sculptur.

Tausend und abertausendstimmiger Jubel erhob sich — eine Bewunderung, ein Beifallssturm, der nicht enden wollte. Kaum mag jemals bei den olympischen Spielen der Donnersturm größer gewesen sein, der aus unzähligen Kehlen der Völker, „die nicht zu zählen und kaum alle dem Namen nach zu nennen waren", erbrauste um die lorbeerbekränzte Schläfe des glücklichen Siegers.

„Eine feste Burg ist unser Gott" — überwältigend brauste der hochehrwürdige Choral dahin — alle Instrumente fielen ein, aber mächtiger als Contrabaß und Oboe erdröhnte der Gesang der unermeßlichen Menschenmenge; da mag es in dem Festraume sowohl, als um denselben, nur Wenige gegeben haben, die nicht hingerissen von der göttlichen Gewalt dieses in seiner Art einzigen Augenblickes, in den kräftigen, zuversichtlich vertrauenden Gesang des gewaltigen Reformators eingestimmt hätten.

Den Eindruck eines solchen Momentes zu schildern — ich möchte bezweifeln, ob es eine menschliche Feder gebe, welcher dieß vollständig gelänge. Kaum vermag ja die begeistertste Rede wiederzugeben, was da, in einem solchen Augenblicke einer Götterflamme

gleich, in allen Herzen zündet, was sie mit einem Gefühle der Begeisterung durchzuckt, deren Eindruck nie vergeht, die an Glück der Seele, an Aufschwung aus der Gewöhnlichkeit alltäglichen Erdenwallens und selbst aus der Freude des Erdenglückes emporglüht, gleich einer Rakete mit ihren zahllosen hellglänzenden Sternlein — auf zum nächtlich dunkeln Himmel, aber dem glänzenden Auflodern der Rakete auch sonst vergleichbar, oft so viel verheißend und so wenig nachhallend, so hell aufflackernd und so bald verlöschend, eine Wetterleuchte in der Nacht — und bald selbst wieder die Nacht mit ihrem undurchdringlichen Dunkel.

Hier aber ließ die Begeisterung nicht nach. Wie ein Donnersturm brauste er dahin: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" der unvergängliche Choral, als wollte er über die blauen Bergkuppen am fernen Horizont den Völkern romanischer Abkunft zurufen: „Seht her! Hier hat der germanische Geist über Euch gesiegt! Hat Euch selber Licht in das geistige Dunkel gebracht und den Weg geebnet, auf dem der Mensch mit seinem Palmenzweige so groß dastand auch bei des Jahrhunderts Neige in edler stolzer Männlichkeit!" Wie Donnersturm brauste der unvergängliche Choral dahin nach Osten zu, als wollte er nicht abprallen an den festen hohen Mauern des alten Domes, als wollte er über sie hinaus sich wälzen bis zum Ufer des Rheines und ihm zurufen: „Trage ihn weiter und weiter, den welteuerschütternden Sang, der mit seinen vergänglichen Tonwellen doch eine mächtige Schirmmauer war, eine Stütze, die den geistigen Bau so oft getragen und in verhängnißvollen Stunden gehalten und vor Einsturz gewahrt hat!"

A. M.

Argos, der Mann mit hundert Augen.

Von Pfarrer Rudolph Frank in Rödelheim.

(Schluß.)

Der Ruf des Atheismus, in welchem Schneider stand (er war eigentlich Deist *) schadete ihm bei der großen Masse des Volkes sehr viel. Sein maßloser Hochmuth und sein wunderliches Selbstvertrauen, womit er seine Collegen im Revolutionsgerichte niederdrückte, zogen ihm auch von dieser Seite heftige Feinde zu. Diese feindselige Stimmung erhielt noch größere Nahrung durch seine satyrischen Flugschriften: „Die Municipalitätswahl zu Abdera", und „Argos, oder der Mann mit hundert Augen", womit er sich selbst als Freiheitswächter bezeichnet hat. Derb und unvorsichtig, wie er von Natur war, merkte er nicht, daß einer von seinen Collegen im Departementsrath, der ehrgeizige und herrschsüchtige Monnet von Nancy, mit einer Partei, die noch einen Schein des katholischen Glaubens retten wollte und von verborgenen Priestern von der deutschen Gränze herüber unterstützt war, an Schneiders Sturz arbeitete. Dieser Monnet wußte die beiden Conventmitglieder Sanct Just und Lebas in sein Interesse zu ziehen und von diesen wurde ein Bericht an den Wohlfahrts-Ausschuß in Paris erstattet, des Inhalts: „Schneiders Hochmuth sei unerträglich. Er habe Leute hinrichten lassen, deren Namen mit Anderen verwechselt worden und deren Unschuld nachher an den Tag gekommen sei. Andere habe er gegen bedeutende Lösegelder und gegen die Gunstbezeugung ihrer Frauen und Töchter losgelassen, von vielen Hingerichteten habe er das nachgelassene Vermögen eingezogen u. s. w."

Auf diese Anklage erfolgte am 20. December 1793 Schneiders Verhaftung und Abführung nach Paris.

Nicht lange darauf hielt Robespierre seine berühmte Rede zur Befestigung der wankend gewordenen Schreckensherrschaft und berührte darin „die Ausschweifungen des ehemaligen öffentlichen Anklägers in Straßburg". Da aber die Anklage von seinen Feinden erhoben worden und ein ordentliches Beweisverfahren sammt Abhör von Entlastungszeugen, wie gewöhnlich, wegfiel, so ist es sehr zweifelhaft, ob Eulogius Schneider ein gemeiner Bösewicht voll Wollust und Habgier war oder ob er nicht vielmehr als republikanischer Held und Märtyrer anzusehen ist, der sich für ein ihm vorschwebendes Ideal in der Wahl seiner Mittel vergriff und darum ein Barbar geworden war. Wenigstens ist soviel außer Zweifel, daß ihn die lange und geheim gegliederte Kette von Priestern, Mönchen und Jesuiten mit kurzen und langen Röcken, deren Hauptgegner er war und die ihn wegen seiner freien Anschauungen überall in den Augen des Volkes zu verketzern wußten, gestürzt hat. Dieses geht namentlich daraus hervor, daß Robespierre kurze Zeit nach Schneiders Verurtheilung das Dasein eines höchsten Wesens decretiren ließ und ein feierliches Fest veranstaltete, um dem französischen Volke zu zeigen, daß die Regierung keinen Atheismus billige.

Am 1. April 1794 bestieg Eulogius Schneider, 37 Jahre alt, das Blutgerüst in Paris mit dem standhaften Muthe eines Republikaners, der vom Kloster in Bamberg bis nach Straßburg in Rede und Schrift niemals seine Farbe gewechselt hat.

Sein Tod war verdient zur Sühne der beleidigten Menschheit, und zwar wegen der verübten Blutgräuel an sich, zu welchen er sich nicht hätte hergeben sollen, aber nicht die Art, aus welcher die Gründe seiner Verurtheilung hergeleitet worden sind, also nicht wegen seines Abfalles von der römischen Kirche und Geistlichkeit und wegen seiner freien philosophischen Aeußerungen.

Bei seinem längeren Aufenthalte in Frankreich sah unser Gewährsmann Laukhard das Todesurtheil Schneiders hin und wieder öffentlich angeschlagen und als Grund desselben den Inhalt der obenerwähnten Anzeige als Thatsachen angegeben, die übrigens bei dem oberflächlichen und leichtfertigen Prozeßverfahren mit Recht bezweifelt werden können.

Prozeß Chorinsky.

△ München, 23. Juni.

(Fortsetzung.)

Die im Laufe des Nachmittags vernommenen Zeugen halten für die Vertheidigung ein besonderes Gewicht, weil sie sämmtlich bekundeten, daß Graf Chorinsky sowohl früher, als auch im Ge-

---

*) Deist wird Derjenige genannt, der Gott in der Natur erkennt und verehrt und eine übernatürliche Offenbarung nicht annimmt. Mithin ist der Deismus der erste und wichtigste Schritt zum Pantheismus, der in der philosophischen Welt so viele Bekenner zählt, und dessen Quintessenz darin besteht, daß angenommen wird: Gott sei von Ewigkeit her vorhanden und von einer feinen Materie umgeben gewesen, welche vom Wesen Gottes ausgeflossen (emanirt) sei, wie ohngefähr die Strahlen von der Sonne ausfließen und sich als Welten mit beseelten und unbeseelten Wesen gestaltet hätten. Hiernach sei Gott kein Wesen für sich, kein Wesen über und außerhalb der Welt, sondern in der Welt enthalten, die Weltseele, welche die ganze Natur aller Dinge durchdringe, anziehe und abstoße, wie ungefähr im kleinen Maßstabe die menschliche Seele auf die Organe des Körpers wirke. Da alle Dinge von dieser Weltseele ausgingen und wieder dahin zurückkehrten, so wäre es freilich folgerichtig, daß die Natur göttlich und alle Welten Theile Gottes, die beseelten Wesen aber in höherer Stufenfolge vom Wesen Gottes, als der Weltseele, durchdrungen seien. Auf diesen Untersatz sind von jeher alle philosophischen Systeme des Pantheismus gebaut worden. Ob Eulogius Schneider in seinen Anschauungen bis zu dieser sublimen Tiefe vorgedrungen war, mag dahingestellt bleiben, da es an allen Anhaltspunkten fehlt. Aber daß er sich zum einfachen Deismus bekannte und in der Vorhalle des Pantheismus stand, dürfte nicht zu bezweifeln sein. Ein eigentlicher Atheist aber war er gewiß nicht, weil er Gott in seinen Werken erkannte, während der Atheismus die Materie als eine bewußtlose, gleichsam von einer mechanischen Kraft getrieben, ansieht und ein Durchdrungensein vom Wesen Gottes nicht annimmt.

fängniß, sich als ein äußerst erregbarer, leidenschaftlicher Mensch gezeigt habe, der voll von Sonderbarkeiten sei, dabei übrigens gutmüthig und nach einem Zornausbruch leicht zu besänftigen. Daß er aber an eigentlicher geistiger Störung leide, wußten sie nicht zu bekunden; nur Einer, der vielgenannte Rampacher, den er hierher schickte, um sich nach der Gräfin Mathilde zu erkundigen, sagte geradezu, der Graf sei ein völliger Narr. Das brachte den Angeklagten in furchtbare Aufregung; er rief, das sei eine Beleidigung, die er sich verbitte; er sei nicht närrisch. Und so sehr hatte ihn der Ausdruck erregt, daß er im Verlauf der nachfolgenden Vernehmung, wo sich nur immer Gelegenheit bot, stets wieder darauf zurückkam und gegen die Beschuldigung der Narrheit protestirte. Uebrigens war dem Staatsanwalt die Angabe Rampachers, die sich in seiner Vernehmung im Wiener Prozeß nicht fand, auffällig; auf die desfallsige Frage erklärte er, er habe dort nur bezüglich der Ebergenyi Zeugniß zu geben gehabt, also nichts, was auf des Grafen geistigen Zustand Bezug hatte, berührt. Es fiel auch auf, daß Rampacher sich über seine Aussage schriftliche Aufzeichnung gemacht hatte, die er bei seiner Vernehmung benutzte; auf Vorhalt erklärte er, daß Freunde ihn um Aufzeichnung dessen, was er von der Sache wisse, gebeten hätten; hier habe er sie nur benutzt, um nichts zu vergessen.

Die vom Prof. Buchner weiter vorgenommene Untersuchung der kandirten Früchte führte dazu, daß er angab, mit fast apodiktischer Gewißheit behaupten zu können, es sei kein Cyankali damit in Berührung gekommen.

Der Photograph Angerer, von welchem die Ebengenyi sich Cyankalium unter dem Vorwande, ihrem Bruder ein Geschenk damit zu machen, verschaffte, reproducirte seine schon bekannte Deposition.

Die Zeugin Maria Hotovy, Wirthschaftspächters-Wittwe von Wesseln, gibt außer den bereits bekannten Aussagen (daß ihr Verhältniß zum Grafen in den letzten Monaten aus einem Liebesverhältniß ein freundschaftliches geworden sei, wofür sie den Grund — die Leidenschaft des Grafen für die Ebergenyi — erst aus der Zeitung erfahren habe), auf die Frage des Präsidenten, wie denn die Gemüthsart des Grafen gewesen sei, an, derselbe sei sehr leidenschaftlich und erregbar gewesen, und sie habe oft geistige Störungen an ihm bemerkt bei einzelnen Scenen.

Der Präsident macht Zeugin darauf aufmerksam, daß diese Aussage der von ihr in Wien gemachten widerspreche, wo sie angegeben habe, Chorinsky habe ein erregbares Gemüth und hitziges Temperament, und damals habe ihn der Wunsch, Hauptmann zu werden, am meisten beunruhigt, von einer geistigen Störung habe sie nicht die geringste Wahrnehmung gemacht; warum deponire sie jetzt anders?

Hotovy: Sie erinnere sich erst jetzt wieder besser an Manches, als bei der Wiener Verhandlung.

Präs. (fragt ernst): Haben Sie sich seither mit Niemanden über Ihre Aussage besprochen, ist Ihnen nichts dafür gegeben oder versprochen worden?

Hotovy: Bei Gott nicht!

Präs.: Ist Ihre heutige Angabe richtig?

Hotovy: Ja.

Präs.: Geben Sie uns solche Scenen an, von welchen Sie oben sprachen.

Hotovy erklärt: Wenn Chorinsky recht erregt worden sei, habe er sich mit den Nägeln an der Brust gekratzt und mit einem Messer sich verwundet, wovon noch die Narben zu sehen seien. (Die Aerzte, welche den Angeklagten untersucht haben, erklären dieß als richtig.) Wenn sie ein carrirtes oder geblümtes Kleid angehabt habe, so habe er, auch ohne in Aufregung sich zu befinden, angefangen, den Anfang und Abschluß des Musters zu suchen, und die Zahl dieser Muster auf dem Kleide zu berechnen, ebenso habe er es mit dem Muster der Tapeten gemacht; wenn sie ein solches Kleid gehabt habe, so habe er gesagt: „Gehe weg mit dem Kleid, das macht mich confus.“ Er habe oft in solchen Erregungen mit den Händen agirt, oft eine Viertelstunde lang immer dieselben Worte wiederholt, die Augen verdreht; einmal habe er sich mit einer Scheere gestochen, sei niedergestürzt, und dann länger besinnungslos dagelegen. Solche Vorfälle seien auch schon in der ersten Zeit ihres Liebesverhältnisses vorgekommen. Auch habe er die seltsame Gewohnheit, seiner Geliebten statt der Haare Nägel zu schenken.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst-Notizen.

„Drahomira“ von Weilen. Das „Mannh. Journ.“ berichtet aus **Mannheim**: Das aufgeführte fünfaktige Trauerspiel „Drahomira“ von J. Weilen bekundet einen bedeutenden Fortschritt des Verfassers von „Heinrich von der Aue“. Der Grundgedanke des Stücks ist der Conflikt zwischem altem und neuem Glauben, zwischen Heidenthum und Christenthum, hier verkörpert in zwei gleich energischen, ihrer Sache mit gleich leidenschaftlichem Eifer und gleicher selbstverläugnender Hingebung zugethanen Frauencharakteren, der Christin Ludmilla und der Heidin Drahomira. Das Drama ist regelrecht, in folgerichtiger Gliederung aufgebaut. Was aber mehr ist: es ergreift das Gemüth des Zuschauers in seiner Tiefe; seine Wirkung ist eine wahrhaft tragische, keine oberflächlich empfindsame. Das Thema ist ein solches, das bei entsprechender Behandlung zu keiner Zeit ohne bedeutende Wirkung bleiben wird; denn es wird nie eine Zeit geben, wo nicht alte und neue Anschauungen feindlich aufeinander stoßen. Was die bühnische Wirkung des Stückes betrifft, so ist dieselbe vorzugsweise durch die Darstellung der Drahomira bedingt. Dieselbe erfordert, neben dem Verständniß und der specifisch schauspielerischen Begabung, eine Kraft der Nerven und des Organs, wie sie nicht eben häufig gefunden werden mag. Frl. **Elise Brand** aus Frankfurt a. M., durch deren Gastspiel die Aufführung des Stückes ermöglicht wurde, zeigte sich dieser Erfordernisse in hinreichendem Grade mächtig, um dem Drama wie insbesondere ihrer eigenen Leistung einen bedeutenden Erfolg zu sichern. Es ist namentlich für die physische Kraft einer Darstellerin keine geringe Aufgabe, sich durch fünf Akte hindurch fast fortwährend in Ausbrüchen heißer, wilder Leidenschaft zu ergehen. Frl. Brand wußte die Klippe der durch vorzeitiges Ausgeben der Kraft bewirkten Decadence umsichtig zu meiden und auf ihre Rolle das vorherrschende Interesse des Auditoriums bis zum Schlusse zu concentriren.

Frankfurter Kunst-Verein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Heinrich Lang in München: Pariser Omnibuspferde, (zwei Gemälde). — Eschke in Berlin: Mondschein auf Jersey. — Hognet in Berlin: drei Gemälde. — Amberg in Berlin: Der Bienenvater. — v. Renyell in Berlin: Zwei Thierstücke. — Brendel in Berlin: Schafe. — C. Becker in Berlin: Verbotener Eingang. — W. Meyerheim in Berlin: Pommerscher Binnenhafen. — D. de Noter in Brüssel: Stillleben. — Hermann in Berlin: Schlucht aus dem Dornauberg. — F. C. Klimsch in Frankfurt: Zeichnungen zu Faust. — Fiedler in Triest: Moschee in Kairo. — Hoffmann in Frankfurt: Waldlandschaft. — H. Junker in Frankfurt: „Margarethen's Kirchgang“ (Göthes Faust). — Wick in Frankfurt: Heimkehr aus der Kirche. — A. Höffler in Frankfurt: Die kleine Marine auf Capri.

Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 28. Juni. **Einen Jux will er sich machen**, Posse in 4 Akten von J. Nestroy. Musik von Ad. Müller.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 190.)

Montag, 29. Juni. **Norma**, große Oper in 3 Akten, nach dem Italienischen von J. R. von Seyfried. Musik von Bellini. Orovist: Herr **Baumann** als Gast.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 191.)

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 179. Montag, den 29. Juni 1863.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Der Geistliche, der neben Luciane stand, hatte eine letzte und peinliche Aufgabe übernommen. Da es wahrscheinlich war, daß die arme Frau weder viel Kraft, noch besondere Gegenwart des Geistes besitzen würde, so hatte er es übernommen, ihr Alles zu erklären, was außerhalb vorging. Dieserhalb und wahrscheinlich auf den Wunsch Mildners begleitete er diesen nicht auf seinem letzten Gang. Er hatte dem Stärksten aufgetragen, der Schwächsten beizustehen.

„Schlage die Augen auf“, sagte er, „siehst Du dort drüben diese Altane? Dorthin mußt Du blicken.“

„Es ist gut“, erwiderte Luciane.

Und ihr Blick heftete sich auf die Heiligkreuzcapelle, in welcher man eine Gruppe von Geistlichen und Soldaten bemerkte. Plötzlich den Arm des Pfarrers ergreifend, rief sie:

„Dort dieser schwarzgekleidete Mann auf dem Altan, der dort vor allen Menschen steht, der an dem linken Fuß und Arm mit einer eisernen Kette gefesselt ist . . .?“

„Dieser Mann ist er“, versetzte der Geistliche mit leiser Stimme, indem er sich zu ihr neigte.

„Mildner!“ rief sie mit einem unaussprechlichen Aufschwung und streckte die Arme nach ihrem Gatten aus, aber gleichzeitig fühlte sie sich seiner unwürdig, und die Hände bittend zusammenfaltend, die Augen starr auf diesen Mann gerichtet, der auch sie unablässig anzublicken schien, regte sie sich nicht mehr.

„Was will man ihm thun? Ohne Zweifel ist dieses der Schauplatz der Hinrichtung und er soll zuvor Kirchenbuße thun. Aber auf welche Art wird man ihn hinrichten?“

Es gab damals noch schreckliche Hinrichtungsarten. Eine peinigende Erwartung, eine geheimnißvolle Angst drückte die Unglückliche nieder, wie in einem qualvollen Traum.

Jetzt wurde die Luft von geistlichen Gesängen erfüllt; eine kräftige Musik begleitete prachtvolle Chöre und eine Prozession brach sich langsam Bahn durch die Menge, eine sonderbare, zahllose Prozession.

Die gesammte Geistlichkeit aus allen Pfarreien der Stadt in Feierkleidern, alle Kreuze, Fahnen und Heiligenschreine, alle Brüder- und Schwesterschaften wälzten sich wie ein majestätischer Fluß nach der Heiligkreuzcapelle hin.

Unter einem prachtvollen rothsammtenen, mit Gold und Perlen gestickten, mit acht weißen Federbüschen verzierten Thronhimmel, mit der goldenen Mütze auf dem Kopfe und dem Krummstab in der Hand kam der Weihbischof Valentin Heimes, der auch Bischof von Valona war, einher.

Eine Menge von Personen von Bedeutung, als der Stadtschultheiß sammt den Stadträthen, Viele vom höchsten Adel, nebst einer Abtheilung Militär schlossen den Zug.

Luciane wurde von nichts in Erstaunen gesetzt. Sie bewunderte die Güte Gottes, der ohne Zweifel wollte, daß der Tod der beiden Gatten ein religiöses Ereigniß und eine den Menschen gegebene bedeutsame Lehre sein sollte.

Die Prozession hatte angehalten am Fuße der Treppen, die auf die Plattform oberhalb der Heiligkreuzcapelle führten, und der große Platz vor derselben war ganz erfüllt von ihrem verblendenden Glanze. Der Weihrauch dampfte und hüllte die Spitzen der Bäume in seinen Nebel ein. Der Weihbischof, der Offician, der Diakon und der Subdiakon begannen links die Treppe hinaufzusteigen. Hinter ihnen trugen zwei Capläne vom Wormser Domcapitel, das mit seinem Domprobst und den Capitularherren eigens zu dieser Feier nach Mainz gekommen war, einen verehrten Gegenstand hinauf, vor welchem sich das Volk verneigte. Es war der Schrein des heiligen Romanus, in Gestalt einer gothischen Kirche, die ganz aus Gold und Edelsteinen zusammengesetzt war, sie ruhte auf einer Tragbahre, die mit rothem Sammt überzogen und mit goldenen Nägeln beschlagen war.

Sie stiegen unter den Klängen einer heiligen Musik langsam hinauf und gelangten hinter dem Weihbischof und seinem Gefolge auf die Plattform, wo der Verurtheilte sie erwartete. Die beiden Capläne setzten den Schrein auf einen mit einem reichgestickten Teppich bekleideten Tische nieder.

Jetzt fand eine erhabene Ceremonie statt. Der Verurtheilte fiel auf die Kniee vor dem Heiligenschrein und küßte ihn mit Ehrfurcht. Dann beugte er seine Stirne vor dem Weihbischof. Die imponirende Haltung des Hohenpriesters, seine strenge Stimme, seine Geberde, die nach dem Himmel deutet, verkünden, daß er zum letzten Male diesem Manne die ganze Abscheulichkeit seines Verbrechens vorhält. Dann hielt er ein und befahl ihm, das confitior herzusagen.

Der Gefangene gehorchte. Er bat Gott und die Menschen um Verzeihung.

Nun trat eine kurze Stille ein. Eine feierliche Erwartung hielt den Athem der Menge gefangen, eine tiefe Bewegung schwellte eines Jeden Brust an.

Endlich, die Hand auf das Haupt des Schuldigen gelegt, während das Banner der Jungfrau und das Kreuz des Erlösers sich ebenfalls auf dieses durch Reue niedergebeugte Haupt neigten, sprach der Celebrant langsam und deutlich die Worte der Lossprechung aus. Sodann den Gefangenen an den Schrein des heiligen Romans führend, ließ er ihn die Schultern unter die beiden Stangen der Tragbahre schieben. Der Gefangene erhob sich dreimal und lüftete leicht und mit Ehrfurcht dreimal den Schrein des heiligen Roman.

Da ertönte ein einmüthiger, riesenhafter, donnerähnlicher Schrei, der die Capelle bis in ihre Grundfesten erschütterte. Die Geistlichkeit und die hohen Würdenträger umgaben Mildner auf der Plattform. Er war verschwunden.

Luciane gehörte der Erde nicht mehr an. In ihre Betrachtungen verloren und aus allen Kräften Theil an jedem Vorgang, an jedem Worte ihres Gatten nehmend, das ihr der Pfarrer muthig erklärt, hatte sie jetzt nicht mehr die Kraft, hinzuschauen. Der ungeheure Schrei des Volkes, dieser schreckliche Ausbruch hatte sie ergriffen wie ein Trauersignal. Diese Priester, welche ihren Mildner plötzlich verhüllten, schienen ihr durch eine hohe und letzte Gnade da zu sein, um das Menschenopfer vor dem Volke zu verbergen, um dem Gemarterten die Scham zu ersparen und um seinen letzten Seufzer aufzunehmen. Das war ohne Zweifel ihr Privilegium und der letzte Act dieser Ceremonie. Die Kirchenbuße war abgethan, Mildner war mit Feierlichkeit durch die Kirche losgesprochen worden, seine versöhnte Seele gehörte den Dienern Gottes; aber vielleicht war ihm die Schmach des Galgens erlassen worden, und mitten unter dieser heiligen Gruppe wird jetzt sein Kopf durch das Schwert des Henkers abgeschlagen werden, oder man wird ihn erdrosseln — und vor der weltlichen Macht hatte die Macht der Priester ein Ende.

Mit gebrochener Stimme und geschlossenen Augen, den Kopf an den Rücken des Sessels gelehnt, sprach sie mit dem Priester; sie bat, sie beschwor ihn, sie von dem wichtigen Moment durch ein Wort, durch ein Zeichen zu unterrichten.

Sie erhielt keine Antwort.

(Schluß folgt.)

Lutherfest zu Worms.

Concert bei der Enthüllung des Lutherdenkmals.

Freitag, den 26. Juni, fand am Nachmittage in der Dreifaltigkeitskirche die Aufführung des Oratoriums „Paulus" von Mendelssohn-Bartholdy statt unter der trefflichen Leitung des Herrn Hofcapellmeisters Vincenz Lachner, dessen genialer Ueberblick, mit dem er die große Masse zu beherrschen verstand, sowie die maßvolle Ruhe im Dirigiren, trotz welcher er Crescendo und Accelerando bis zur größten Kraft und Schnelligkeit zu führen weiß, allseitige Bewunderung fanden. Es wirkten mit Gesangvereine von Alzey, Darmstadt, Frankenthal, Frankfurt, Heidelberg, Mainz, Mannheim, Neustadt, Speyer, Worms — ein Chor von 350 Sänger und Sängerinnen. Das Orchester bestand aus der Hofcapelle von Mannheim, dem städtischen Orchester von Heidelberg und anderen Künstlern aus Mannheim, Heidelberg u. s. w. Die Durchführung im Ganzen muß als eine überaus gelungene bezeichnet werden. Sehr ausdrucksvoll sang Fräulein Hedwig Scheuerlein aus Magdeburg die ergreifende Arie: „Jerusalem! die du tödtest die Propheten". Fräulein Helene Hausen aus Mannheim begeisterte durch den hinreißenden Vortrag der Arie: „Der Herr vergißt die Seinen nicht!" das Publikum so, daß viele Hände zu klatschen begannen, obgleich das Concert in einer Kirche stattfand. Ebenso wirkte der Gesang Herrn Karl Hill's aus Frankfurt, der mit seinem vollen, ausgiebigen Organe und seinem abgerundeten, fein nüancirten Vortrage mit der Arie: „Gott sei mir gnädig!" alle Herzen erschütterte. Herr Dr. Gunz aus Hannover hatte die schwierigen und oft für das größere Publikum weniger ansprechenden und verständlichen Recitative zu singen, wußte aber seiner Aufgabe gerecht zu werden, und electrisirte mit der in der That wunderschön vorgetragenen Arie: „Sei getreu bis in den Tod!" das Publikum so, daß es kaum einen lauten und stürmischen Beifall länger zu unterdrücken vermochte. Von den Chören verdienen besonders hervorgehoben zu werden der reizende Chor: „Siehe, wir preisen selig Die erduldet haben!", bei welchem namentlich die Instrumentalbegleitung so wunderbar schön ist, besonders das Durchziehen des Violoncells durch die Gesangsstimme von Fagott und Altviole (unisono). Auch der Chor: „Ist das nicht der zu Jerusalem verstörte rc.", ging trotz der schwierigen Ausführung, da er sehr leicht und graciös gesungen werden muß, vorzüglich. Von mächtiger Wirkung war der Schlußchor: „Lobe den Herrn!" Hervorhebung verdient von den Instrumenten das Cello, gespielt von Herrn Künzinger, das in der Begleitung der Arie: „Sei getreu", mit markigem, weichem, vollem, rundem Ton sehr schön hervortrat; außerdem noch das Orgelspiel des Herrn Haine von Worms. Mendelssohn hat bekanntlich bei dem Concerte in London noch extra eine Orgelbegleitung zu „Paulus" geschrieben. Dieselbe ist so im Einklange mit dem Orchester, daß viele Hörer oft nicht mehr zu erkennen vermögen, ob Orgel oder Orchester spielen. So verschmolzen denn auch bei der gestrigen Aufführung die Töne des Instruments der heiligen Cäcilie völlig in dem prachtvollen Ensemble, das nicht genug gerühmt werden kann, zumal nur eine einzige Probe am Morgen vorher stattgefunden hatte. Das Concert ist eines der besten und schwungvollsten gewesen, welche wir je gehört haben.

A. M.

Prozeß Chorinsky.

△ München, 23. Juni.

(Fortsetzung.)

Präs. (zum Angeklagten): Warum schenken Sie statt der Haare Nägel?

Angekl. (sehr erregt): Nägel bedeuten Glück, Haare Unglück, übrigens ist es unwahr, daß ich Jemanden Wunden beigebracht habe, ich war nie närrisch.

Hotowy: Aber sich selbst!

Der Vertheidiger erklärt, daß Graf Chorinsky die Brustnarben als von einem Duelle herrührend bezeichne.

Der Eisenmeister der hiesigen Frohnveste, Kedenberger, deponirt: Der Angeklagte, den er immer allein in den Hof geführt habe, scheine ihm sehr leidenschaftlich und erregbar und namentlich höchst empfindlich gegen die geringste Nachlässigkeit in Bezug auf Essen und Trinken. Bei einem ganz kleinen derartigen Versehen sei er ganz wüthend geworden, sei mit geballten Fäusten auf ihn losgegangen und habe geschrieen, er wolle nichts mehr essen. Auf ein ernstes Wort von seiner Seite sei er aber schnell wieder ruhig geworden und habe ihn bald darauf wegen seiner Ungebührlichkeit um Verzeihung gebeten. Ueberhaupt scheine er sonst sehr gutmüthig zu sein; er habe einmal eine Wasserflasche zerbrochen, sei darüber in große Erregung gekommen und habe ihn rufen lassen; als er ihm nun sagte, die Flasche koste nur 18 kr., habe er sich kindisch gefreut, so billig wegzukommen. Im Anfange der Gefangenschaft habe er den Grafen nie schlafend getroffen, — als Chorinsky die ersten Briefe von der Ebergenyi empfangen habe, sei er vor Freude außer sich und fünf Tage voller Jubel gewesen, dann sei es wieder losgegangen.

Auf die Frage Dr. Solbrig's, ob das Benehmen des Grafen im Ganzen auf ihn den Eindruck geistiger Störung oder bloß sehr zornmüthigen Charakters gemacht habe, antwortete Kedenberger: Sein Urtheil sei so: er glaube, daß der Graf, wenn er einen Burschen rufe, und derselbe komme nicht sogleich, denselben in seiner Erregung niederschlagen könne.

Hierauf wurde noch Agnes Meriot, welche wegen des von ihr an Graf Chorinsky gegebenen Empfehlungsbriefes an dessen Gattin, womit sich die Ebergenyi bei derselben einführte, die Magd der Ebergenyi, Elise Kubesch, welche wegen der Uebergabe des Paketes mit dem Cyankalium und mit Chorinskys Briefen zu deponiren hatte, und die Mitgefangene der Ebergenyi, Pauline Wiedemann, welche über die von der Ebergenyi im Gefängnisse unter dem Namen der Horvath geschriebenen Briefe u. s. w. auszusagen hatte, vernommen. Alle wiederholten ihre in der Wiener Verhandlung gemachten Aussagen. Die Meriot gab bezüglich des Charakters Chorinskys an, daß sie an ihm, der gewöhnlich liebenswürdig, aber auch sehr reizbar und heftig gewesen sei, nie Krämpfe oder Epilepsie bemerkt habe, wohl aber Sonderbarkeiten, so daß er ihr oft wie verrückt vorgekommen sei.

---

24. Juni.

Heute Vormittag wurde die Vernehmung der Zeugen fortgesetzt. Die Aussagen der Zeugen Wiedermann, Drechsler, Melanotti, Wilhelm und Hoffmann können wir als unwesentlich füglich übergehen.

Der Präsident will nun zur Verlesung der Aussagen des Obersten Döpfner, des Rittmeisters Primitzer und Grafen Wilczeck schreiten, wogegen der Vertheidiger einwendet, nach Art. 166 des Strafprozesses dürften nur die Aussagen von in der Voruntersuchung vernommenen Zeugen verlesen werden; diese Zeugen seien aber erst noch später vernommen worden.

Staatsanwalt Wülfert entgegnet: Der Präsident habe die discretionäre Gewalt, in der öffentlichen Verhandlung Alles zu thun, was zur Erforschung der Wahrheit dienen könne, es stehe ihm also auch zu, diese Zeugenaussagen verlesen zu lassen. Man solle, soweit man nicht gesetzlich gezwungen sei, nicht auf Formalien zurückgreifen, sondern sich mit dem materiellen Rechte begnügen, sonst komme man englische Zustände, wo ein Bauer freigesprochen wurde, weil man auf ihn den Schimmel aus der Schwemme bloß heraus-, aber nicht hineinreiten sah. Das möge originell, barock, englisch sein, wir würden es albern nennen.

Der Vertheidiger meint, der Schutz der Gesetze sei wohl Allen im Saale nöthig und jede Form sei ein Palladium der eigenen Freiheit.

Präsident erklärt, er halte die schwebende Frage für so wichtig und von solcher Tragweite, um einen Gerichtsbeschluß darüber zu fassen.

Nach einer Berathung von fast ³/₄ Stunden publicirte der Gerichtshof den Beschluß, daß auf den Protest des Vertheidigers gegen die Verlesung dieser Zeugenaussagen nicht eingegangen werden könne.

Diese drei Zeugenaussagen beziehen sich sämmtlich auf den Geisteszustand des Grafen Chorinsky. Döpfner, Chef des topographischen Bureaus für Eisenbahn-, Dampfschiff- und Telegraphenwesen, sagt: Graf Chorinsky war vom December 1866 bis zu seiner Verhaftung in meinem Bureau, ist seiner dienstlichen Aufgabe immer fleißig und pünktlich nachgekommen; Anlaß zu besonderer oder längerer Conversation mit demselben hatte ich keine, auch war derselbe meiner genaueren Beobachtung entzogen, da er sich in einem von dem meinen getrennten Zimmer befand. Sein Auftreten war stets unstet und unsicher; sein sonstiges Betragen war ernst, und er schien ganz von irgend einer Richtung im Geiste eingenommen; von geistiger Störung habe er an Chorinsky nie die geringste Spur bemerkt.

v. Primitzer, Rittmeister im Generalstabsbureau des Reichskriegsministeriums, sagt: Chorinsky war in meinem Bureau, doch bin ich nicht in nähere Berührung mit ihm gekommen; während der Dauer seiner Dienstleistungen habe ich niemals, auch nicht am Ende, irgend eine Geistesstörung wahrgenommen. In seinem Charakter ließ zeitenweise ein heftiges Aufbrausen wegen geringfügiger Ursachen sich bemerken, doch war er schnell wieder besänftigt, und ich schrieb dieß seinem lebhaften Temperament zu. Für geistig gesund hielt ich ihn immer.

Graf Wilczeck, entfernter Verwandter des Angeklagten, äußert sich über dessen geistigen Zustand in folgender Weise: Er kenne entfernt den Grafen Chorinsky seit 1848, näher erst seit dem vorigen Jahre; während, wie er gehört habe, Chorinsky früher viele Schulden gemacht habe, habe er von da an eingeschränkter gelebt. Er habe nie eine Spur von Aufregung und noch weniger von Geistesstörung an demselben bemerkt; derselbe sei bei seinen Kameraden beliebt gewesen, habe sehr feine Begriffe von militärischer Ehre, und sei deßwegen viel als Vermittler verwendet worden; sein Charakter zeige Herzensgüte, Anhänglichkeit an die Familie, und er halte ihn für einen ganz ehrenhaften Mann.

Der Untersuchungsrichter, Bezirksgerichts-Assessor Geiger, deponirt folgendermaßen: Ich habe den Grafen Chorinsky während der Dauer der Untersuchung ziemlich oft besucht, und zwar nicht bloß in meiner amtlichen Eigenschaft, sondern auch wegen Rücksichten auf seine Privat- und Familienverhältnisse, besonders wohnte ich auch den Unterredungen bei, wenn sein Bruder Karl ihn besuchte. Ich glaube, daß er sich mir gegenüber, zu dem er einiges Zutrauen gefaßt zu haben scheint, ganz so gegeben hat, wie er wirklich ist. Aus seinem Benehmen, seiner ganzen Vertheidigungsweise und seiner Correspondenz hat sich mir keine Vermuthung und kein Anhaltspunkt ergeben zu der Ansicht, als ob derselbe geistig irgendwie getrübt sei. Was seinen Charakter und sein Temperament betreffe, so seien diese auffallend gereizt und reizbar, es beherrsche ihn stets eine besondere Unruhe, er könne keinen Gegenstand länger festhalten. Es scheine ihm die reifere Ueberlegung abzugehen, und er halte ihn trotz seiner 36 Jahre doch für keinen wirklichen Mann, denn er besitze nicht jene gemessene Ruhe, wie sie beim Manne hervortrete. Er glaube, Graf Chorinsky werde von seinen Leidenschaften überwältigt und fortgerissen, und er spreche ihm jene sittlichen Grundsätze nicht zu, welche es andern Menschen ermöglichen, ihre Leidenschaften zu zügeln und in das gehörige Maß zurückzudrängen. Seine Liebe zur Ebergenyi sei ihm besonders aufgefallen, denn während sinnliche Menschen, nachdem sie ihr gewünschtes Ziel erreicht, meist erkalten, ist bei ihm, obwohl eine Vereinigung den Umständen gemäß wohl nicht so bald möglich sein wird, die Leidenschaft eher vermehrt als vermindert. Auffallend ist auch seine Schreibsucht; er schreibt nicht Briefe von drei und vier, nein von zwölf bis zwanzig klein und eng beschriebenen Quartseiten an die Ebergenyi, aber alle Seiten enthalten dieselben überschwänglichen Betheuerungen seiner innigsten Liebe in den nämlichen Worten. Auch sein Blick ist manchmal auffallend stier. Mit seiner Familie hat er, seitdem er von seinem Vater die feierliche Erklärung forderte, derselbe solle der Verehelichung mit der Ebergenyi weiterhin keine Hindernisse in den Weg legen, und der Vater diese Erklärung verweigerte, zwar nicht ganz gebrochen, spricht aber in undankbarer und indiskreter Weise über dieselbe. Auch erwähne ich noch, daß er seit dem Beginne der Untersuchung angefangen hat, sich den Nagel des kleinen Fingers in der Absicht wachsen zu lassen, um denselben der Julie Ebergenyi zum Geschenk zu machen, und daß, als er gegen mich dringender mit dieser Bitte wurde, die Vorstellung, daß dieß nicht gehe, bei ihm nichts half; — doch scheint er jetzt seine frühere Absicht fallen gelassen zu haben. Ich halte ihn nicht in Bezug auf seine geistigen Kräfte geschmälert; ich suche seine Schwäche nicht auf der intellectuellen, sondern auf der moralischen Seite.

Verth.: Halten Sie ihn für gutmüthig?

Geiger: Wenn ich absehe vom Gegenstande der vorliegenden

Untersuchung, könnte ich ihn als gutmüthig ansehen, wie dieß sinnliche Menschen ja so gewöhnlich sind.

In Bezug auf das vom Angeklagten versprochene reumüthige Geständniß deponirte Zeuge Geiger: Nach dem Verhöre vom 27. December 1867, worin er dem Grafen über die schwersten Punkte der Anschuldigung Vorhalt gemacht habe, sei ihm derselbe so niedergebeugt und gedrückt unter der Wucht dieser Vorhalte erschienen, daß er den geeigneten Moment gekommen erachtete, ihm zu Herzen zu reden, und er habe ihm nun vorgestellt, er solle bei der Sachlage, wie sie einmal liege, ein reumüthiges Geständniß ablegen. (Ob er gerade diese Worte gebraucht habe, erinnere er sich nicht mehr.) Chorinsky habe hierauf erklärt: Ich will Alles sagen, lassen Sie mir nur Zeit, ich will das Geständniß schriftlich übergeben. Derselbe habe einen Bogen geschrieben, da er (Geiger) aber nicht das, was er erwartete, ein aufrichtiges Geständniß, gefunden habe, so habe er gesagt, er möge das weitere Schreiben gut sein lassen, er (Geiger) werde ihn nun zu Protokoll verhören. Uebrigens wolle er nicht gesagt haben, daß Chorinsky ihm versprochen habe, sein ganzes Verbrechen zu bekennen.

Mit der Verlesung mehrerer Protokolle über Verhöre mit dem Angeklagten, deren Resultate in der Anklageschrift enthalten sind, endete die heutige Sitzung.

---

25. Juni.

Zu Beginn der heutigen Sitzung kam ein Schreiben des Generalcommandos Wien zur Verlesung, welches die Aussagen des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Franz Marenzi enthält. Derselbe erklärt, er kenne den Grafen Chorinsky von Laibach aus, wohin derselbe öfter zu seinem Vater, welcher damals Statthalter dort war, auf Urlaub gekommen sei, — aber nur ganz oberflächlich, denn er sei nur einigemale in Gesellschaft mit ihm zusammengekommen. Er habe nur gehört, daß Chorinsky sich dort in ein wohlerzogenes Fräulein aus sehr achtbarer Familie derart verliebt habe, daß er stundenlang vor deren Fenster mit einer Pistole auf- und abgegangen und gedroht habe, sich zu erschießen, wenn sie nicht am Fenster erscheine; in der Garnison habe man Chorinsky's Benehmen als das eines „verrückten Kopfes" bezeichnet. Im persönlichen Umgange habe man an Chorinsky nichts Auffälliges bemerkt.

Angekl.: Ich habe nichts zu bemerken, als daß dieß nicht wahr ist.

Die Schreinermeistersfrau Minna Bath aus Heidelberg deponirt über das Verhältniß der Ehegatten Chorinsky während ihres Aufenthalts bei Hofrath Schlosser in Heidelberg, daß sie beinahe täglich mit dem Chorinsky zusammenkam, daß die Frau sehr anspruchsvoll in Bezug auf Kleidung und sehr heftiger Natur gewesen, und deßhalb oft Streit zwischen den Eheleuten entstanden sei. Früher als sie noch ledig und als Schauspielerin in Heidelberg gewesen sei, habe sie sich von einem Herrn unterstützen lassen; als sie aber als Frau dort war, habe sie nicht das mindeste Nachtheilige gehört. Die Gräfin sei sehr ruhig und der Graf gegen dieselbe sehr gut gewesen; heftig sei sie nur geworden, wenn ihren Ansprüchen nicht genügt wurde.

Louise Ott, welche bei Bath zu Besuch war, als die Gräfin noch Schauspielerin in Heidelberg und täglich im Bath'schen Hause zu finden war, schildert die Gräfin als eine zwar eingezogene, aber überspannte Person, und will die Wahrnehmung gemacht haben, daß die Frau den Grafen beherrscht habe.

Ritter v. Glanz, im Jahre 1844 und 1845 Hofmeister des Grafen Chorinsky, sagt, daß derselbe ein sehr erregbarer Knabe gewesen sei, so daß er Besorgniß gehabt habe, was daraus werden solle. Bei den geringsten Anlässen sei er in höchste Erregung gerathen und geberdete sich dann so widerspenstig, daß dessen Mutter gerufen werden mußte, auf deren Ermahnungen hin er sich oft plötzlich unter stürmischen Umarmungen und Küssen derselben um den Hals geworfen und sie um Verzeihung gebeten habe; manchmal hätten aber auch diese Ermahnungen nichts geholfen, bald darauf sei der Knabe von selbst zu ihm gekommen und habe ihn um Verzeihung gebeten. Dann habe er eine Zeit lang gut gethan, bei dem geringfügigsten Anlasse aber habe sich wieder eine ähnliche Scene ereignet. Zwei seiner Geschwister seien ebenso heftig und reizbar wie er, während seine beiden anderen Geschwister ganz ruhigen Temperaments seien.

Zeugin Gräfin Stohm, Ehrenstiftsdame aus Wien, kennt den Grafen Chorinsky aus den Jahren 1863 und 1864, und sah denselben zu Brünn, seitdem habe sie ihn nicht mehr gesehen. Was seinen Charakter betreffe, so habe er ein sehr gutes Gemüth und ein sehr gutes Herz; seine schwache Seite sei eine fürchterliche Schreibewuth; so habe er mit einer Stiftsdame zu Brünn ein Verhältniß beginnen wollen, und an dieselbe Briefe von zwanzig enggeschriebenen Seiten gerichtet, und in dieselben Blumen, ja ganze Bouquete eingeschlossen, so daß man dieselben auf der Post gar nicht habe annehmen wollen. Er sei Stunden lang vor ihrem Zimmer auf- und abgegangen, und habe in die Fenster desselben Blumen geworfen. Ueber die Trennung dieses Verhältnisses, welche erfolgte, weil er schon verheirathet war, und eine Scheidung nicht durchgesetzt wurde, habe Chorinsky sich so tief in Schmerz versenkt, daß er heftige Convulsionen und Zuckungen bekommen, und länger als eine halbe Stunde ohne Besinnung dagelegen sei. Bezüglich seiner Gattin habe er sich dahin geäußert, es schmerze ihn sehr, daß sie es sei, und daß er vor der Verheirathung nicht nähere Erkundigungen über sie eingezogen habe; aber er wünsche ihr ein ganz glückliches Loos, nur solle sie in eine Scheidung von ihm einwilligen. Der Graf habe sich auch öfter über deren Untreue beklagt, und darüber, daß er von ihr getäuscht worden sei. Bei seinem Verhältniß mit der erwähnten Stiftsdame habe er sie (Zeugin), als dasselbe abgebrochen werden sollte, auf den Knieen flehentlichst ersucht, ihm noch eine Zusammenkunft mit derselben zu verschaffen, und als sie sich dessen geweigert habe, erboten, er wolle als Bettelmann mit einem großen Barte kommen, so daß ihn gewiß niemand erkenne, und falls jemand ihn bei dieser Zusammenkunft überraschen sollte, sich in einen Kasten einsperren lassen. Derselben habe er Haare aus seinem Schnurrbart geschenkt, ein Stück von einem Kleide derselben auf seinem Herzen getragen und einen von ihr benutzten Schuh wie ein Heiligthum aufbewahrt. Bald darauf habe er ein Fräulein v. Prohaska nur einmal gesehen und sofort gesagt, bei ihrem Anblicke habe ihn ein magnetisches Feuer durchströmt, jetzt sei er ganz glücklich, denn sie sei ein Engel und nebenbei Millionärin u. s. w. Die böse Gouvernante des Hauses habe er vor den Kindern nach deren Verlangen karrikirt, und man habe ihn in den Zeitungen seines excentrischen Wesens halber verspottet. Ferner überschüttet die Zeugin das Benehmen der Gräfin gegen den Grafen mit herbem Tadel, da es die gehörige Aufmerksamkeit sehr habe vermissen lassen; so habe sie einmal bei Tische eine Semmel nicht gehörig überreicht, sondern so hingeworfen, daß sie über den Tisch gerollt sei.

Angekl.: Es ist nicht wahr, daß ich einmal besinnungslos gewesen bin. (Fortsetzung folgt.)

Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, 29. Juni. **Norma**, große Oper in 3 Akten, nach dem Italienischen von J. R. von Seyfried. Musik von Bellini. Orovist: Herr **Baumann** als Gast.

(Abonnement-Vorstellung Nr. 191.)

☞ Von Dienstag den 30. Juni bis Donnerstag den 16. Juli **bleibt das Theater geschlossen.**

Für die Redaction verantwortlich: J. G. Kitz. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 180. Dienstag, den 30. Juni 1868.

Edelmann und Bürger.

Eine Criminalgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Kathinka Zitz.

(Schluß.)

Es schien jetzt Luciane, als ob der außenherrschende Lärm sich die Treppe des Gartenhauses, worin sie sich befand, heraufwälze und in das Zimmer eindringe, worin sie war. . . . War es ein Traum, war es Wahnsinn? Sie glaubte, von einer ihr fremden Menge umgeben zu sein, die um sie herumsummte. Voll Beängstigung erhob sie ihren hinfälligen Körper zur Hälfte, schlug auch ihre sterbenden Augen ein wenig auf und blickte um sich. Plötzlich aber riß sie die Augen auf erschreckende Weise auf, ein elektrischer Schlag schnellte sie auf ihre Füße, ein schrecklicher, durchdringender Schrei drang aus der Tiefe ihrer Brust hervor.

Mildner, der lebendige Mildner, stand vor ihr. War es ein Traum? war der Tod gekommen? befand sie sich schon nicht mehr unter den Menschen? sie glaubt es, denn eine sonderbare Vision bot sich ihren Augen dar. Ein Nebel von Weihrauch verhüllte alle Gegenstände. Das schöne Gesicht ihres Mannes strahlte in einer leuchtenden Begeisterung, seine abgestreiften Ketten trug er auf dem einen Arm, ein Kranz von weißen Rosen bekränzte seine Stirne. Guirlanden von weißen Blumen schlangen sich um seinen Körper und sechs junge weißgekleidete Mädchen hielten ihn an diesen Guirlande gefesselt.

Doch eine große Volksmenge erfüllte das Gemach. In ihrer nächsten Nähe erkannte sie den Pfarrer, die Pächterin, die ohne ihr Wissen eingetreten war, alle Welt, bis auf Roman in seinen Sonntagskleidern, dessen schwarze Augen vor Bewunderung funkelten.

Mildner war es in Wirklichkeit. Seine Augen strahlten Verzeihung, Glück und Liebe. Er breitete die Arme gegen sie aus; sie stürzte hinein und ward ohnmächtig.

Die Freude wirkt nicht tödtlich. Man brachte sie wieder zu sich und erklärte ihr Alles. Mildner war gerettet worden durch das Privilegium der Domherren von Worms . . er hatte den Schrein oder vielmehr den Sarg des heiligen Romans gelüftet. Früher hatten die Reliquien dieses Heiligen in dem Dom von Rouen in der Normandie gestanden, da aber die dortige Geistlichkeit sehr ausartete, so hielt der Erzbischof sie nicht mehr für würdig, die Gebeine des großen Heiligen zu besitzen, und schenkte dieselben mit päpstlicher Genehmigung dem Dom von Worms.

Luciane hatte sich nicht geirrt, dieser Tag war ein großer Festtag, nämlich der Himmelfahrtstag. Aber das Kalenderfest war noch nicht gefeiert, es trat gänzlich in den Hintergrund vor einer alterthümlichen Feierlichkeit. Es hat den Namen gewechselt und heißt das Fest der Gefangenen. Von allen Punkten des Kurfürstenthums waren eine Menge Leute herbeigeströmt. Vor vierzehn Tagen waren vier Domherren von Worms in den Gerichtssaal eingetreten, wo man die Sitzung unterbrach, um sie zu empfangen. Sie geboten den Richtern, alle Verfolgungen gegen die Gefangenen, die sich im Bereich der Stadt befänden, was sie auch begangen haben möchten, einzustellen.

Von diesem Augenblick gehörten sämmtliche Gefangene dem Kapitel an.

Am Dienstag in der Bittwoche wurden sie insgeheim und einzeln verhört. Heute Morgen um acht Uhr hatten sich die fremden Kapitularherren mit den hiesigen in der Kapitelsstube im Dom versammelt unter dem Vorsitze des Weihbischofs und hatten nun ihrerseits die Gefangenen gerichtet.

Alle Thüren waren geöffnet worden; ein Jeder, von dem Fürsten bis zum Bauer herab, konnte für Den plaidiren, für welchen er Theilnahme hegte.

Hier hatte ohne Zweifel der Pfarrer Hilgert mit großer Wärme zu Gunsten Mildners gesprochen. Hier wurden auch die geheimen Absichten des Kurfürsten, der ihn nicht begnadigen gekonnt, kundgegeben. Der Weihbischof hatte dem Kurfürsten dieses Mittel vorgeschlagen, welches Alles vereinbarte. Dann sammelte man die Stimmen und, wie es vorauszusehen gewesen, war Lucianens Gatte einstimmig gewählt worden.

Alsobald begaben sich die Capläne des heiligen Romans, begleitet von den Vorstehern der Bruderschaft, in ihren Chorhemden und Mänteln in den Gerichtssaal, wohin sich die Richter zu einer feierlichen Sitzung begeben hatten.

Sie übergaben dem Präsidenten ein mit dem Siegel des Kapitels verschlossenes Schreiben, welches die Worte enthielt: Der Gefangene Heinrich Mildner ist erwählt! Außer dem Fall der Majestätsbeleidigung, der Ketzerei oder der Tödtung mit Vorbedacht, mußte der Verurtheilte, welches auch sein Verbrechen gewesen sein und in welchem Theil des Reichs er es begangen haben mochte, alsobald frei gegeben werden, und bald darauf erwartete der befreite Mildner auf der Plattform der Heiligkreuzkirche die Procession mit dem Schrein des heiligen Romans.

Dort haben wir ihn wiedergefunden. Von dort ist er herabgestiegen, den vorderen Theil des Heiligenschreins tragend, den in die Liebfrauenkirche zu bringen ihm auferlegt worden war. „Doch — setzt das alte Manuscript, dem wir diese Geschichte entnommen haben, hinzu — „wer in seiner Nähe war, bot ihm hülfreiche Hand, um ihn zu erleichtern“.

Diese Nachsicht und die Langsamkeit des Zugs benutzend, dessen Ende noch lange auf derselben Stelle stehen bleiben mußte, bevor der Anfang den Platz verlassen hatte, konnte sich Mildner auf kurze Zeit entfernen, um seinerseits Diejenige loszusprechen, die er verdammt hatte.

Der Zug fing jetzt an, sich wieder nach der Stadt zu bewegen, deren Häuser man mit Blumen und Fahnen geschmückt fand. Der

Gefangene hatte seinen Platz an der Tragbahre des Heiligenschreins wieder eingenommen, belastet mit seinen Blumenketten und bewacht von den sechs jungen Mädchen. Zu beiden Seiten schloß sich eine Abtheilung Soldaten an. Dann kam eine unabsehbare Reihe von Bürgern in ihren Feiertagskleidern, mit Blumensträußen in der Hand.

Doch ein rührender Anhang hatte sich zu der Feierlichkeit gesellt. Die Pächterin und der Pfarrer gingen zu Fuß neben Mildner her. Luciane und Magdalene folgten in dem Wagen nach. Die Escorte schloß sie ein und beschützte sie vor der Menge. Oft mußte man dem Zorn des Volkes gegen die Familien der Gefangenen das militärische Schutzgeleite entgegensetzen, aber heute waren nur seine Gefühlsausbrüche zu befürchten. Hätte man das Volk zu Rathe gezogen, so würde es keine andere Wahl getroffen haben, als das Wormser Kapitel; es drängte sich aber auch um die geweihte Gruppe mit sympathetischem Freudengemurmel und ehrfurchtsvoller Trunkenheit. Und jetzt wurden die Chorgesänge und der Triumphmarsch der türkischen Musik durch die Klänge aller Glocken übertäubt, die sich in der Luft kreuzten, und der ambrosianische Lobgesang brachte auf mehrere Meilen in die Runde die glorreiche Neuigkeit, die überall erwartet und überall mit Freudengeschrei aufgenommen wurde.

Das war ein unerhörtes Fest gewesen. Längst war es nicht mehr der Cultus einer Legende (St. Roman sollte einen gefährlichen Drachen getödtet haben, der die Stadt Rouen um viele Menschenleben gebracht hatte). Das Princip und der Sinn des Privilegs des heiligen Romans hatte sich umgewandelt. Die menschliche Gerechtigkeit und die fürstliche Macht wird controlirt. Es war in dem Menschen etwas, das ihnen entging; man begriff die Größe der Reue, man fühlte, daß Gott das Begnadigungsrecht hatte.

Dürfen wir es wagen, nochmals in Lucianens Herz einzudringen, während sie diesem Pomp folgte, halb in die Arme ihrer Mutter zurückgelehnt, die Augen von Thränen geschwollen, das Gesicht strahlend vor überirdischer Freude? Nein, o nein, denn jetzt ist in diesem Herzen etwas, das uns entgeht.

Sagen wir nur, daß am Abend nach den letzten Auftritten ihrer beiderseitigen Büßung die beiden Gatten bei dem Schein von tausend Fackeln in das bescheidene Haus in der Schustergasse geführt wurden, das sie nicht gehofft hatten, noch einmal wiederzusehen.

Man erräth, daß Magdalene Werner im letzten Augenblick in das Geheimniß des guten Pfarrers eingeweiht worden, welches von Mildner und der Pächterin bereits gekannt war. Sie wollten gewissermaßen Luciane durch alle Schrecken des Todes gehen lassen, auf daß sie gereinigt würde, wie ihr Mann, und Beide sich vereinigen konnten, wie sie es in einer besseren Welt gethan haben würden.

Roman war seinem heiligen Schutzpatron, der seiner in einem kritischen Augenblick vergessen hatte, sehr dankbar, weil er die Folgen seiner Fahrlässigkeit so glänzend wieder gut gemacht hatte. Es war nur Gerechtigkeit, aber die Heiligen haben in der Regel so viel zu thun.

Als sich die Stürme der französischen Revolution gelegt hatten und Mainz zu der fränkischen Republik gehörte, siedelte Mildner mit seiner Familie — denn Luciane hatte ihm Kinder geschenkt — in den Elsaß, wo er, erst in Colmar und später in Straßburg, ein Geschäft gründete, das ihm reichen Gewinn brachte.

Von seinen Nachkommen, die den Namen Milon annahmen, leben noch heute welche als angesehene Leute in mehreren der bedeutendsten Städte Frankreichs.

Prozeß Chorinsky.

△ München, 25. Juni.

(Fortsetzung.)

Der Hausmeister des Hauses Nr. 13 an der Krugerstraße, in welcher die Ebergenyi wohnte, gibt an, er habe bemerkt, wenn der Graf von ihr fortgegangen sei, und sie habe ihm nicht vom Fenster aus nachgesehen, so sei derselbe immer wieder umgekehrt und nochmals zu ihr hinaufgegangen.

Der Experte Dr. Maier aus Göttingen frägt den Ritter v. Glanz, ob Chorinsky als Knabe gerne gezeichnet habe.

v. Glanz erwidert, davon wisse er nichts, er erinnere sich nicht einmal, ob damals ein Zeichnungslehrer im Hause gewesen sei. Das Studiren sei übrigens des Grafen Sache nicht gewesen, er habe nicht aus eigenem Eifer und Antrieb lernen mögen, sondern man habe ihm Alles durch wiederholtes Examiniren und Hersagenlassen einprägen müssen, woran jedoch nicht seine, wenn auch nicht besondere Befähigung Schuld gewesen sei, sondern seine Antipathie gegen das Lernen.

Jos. Mari, Buchhalter, welcher zur Zeit der Heirath des Grafen als Feldwebel in seiner Compagnie in der päpstlichen Armee diente, deponirt, bei der Heirath schon habe sich unter den Leuten das Gerücht verbreitet, daraus entstehe ein großes Unglück, denn es seien die Trauringe vergessen worden, und es habe ein Offizier sie erst holen müssen. Was den Charakter des Grafen Chorinsky anlange, so sei derselbe zorniger und sehr leichtsinniger Natur gewesen, und habe sich immer von seiner Umgebung leiten lassen, wie ihm auch ein Untergebener desselben versichert habe, daß er (der Untergebene) mit dem Grafen machen könne, was er wolle. Er (Zeuge) habe einmal einen Mann in Arrest setzen lassen; darüber habe sich der Graf, als er ihm auf der Straße begegnet sei, ganz wüthend geberdet und ihn mit solchen Ausdrücken angeschrieen, daß er gesehen habe, der Graf sei ein Narr, es rapple bei ihm. Auch Andere hätten sich über den Grafen dahin geäußert, daß er ein Narr sei.

Präs.: Man nennt im gewöhnlichen Leben oft einen Menschen einen Narren, ohne dabei sagen zu wollen, er sei geisteskrank; wollten Sie etwa durch das Wort Narr, ausdrücken, daß der Herr Graf geisteskrank sei?

Mari: Nein, ganz und gar nicht.

Angekl.: Der Zeuge kann über mich gar nichts sagen; ich war in päpstlichen Diensten und besitze hierüber die besten Zeugnisse, auch habe ich drei Decorationen erhalten.

Mari: In der päpstlichen Armee wurde bekanntlich Alles decorirt, Herr Graf; jeder Capitän bekam den Piusorden.

Der Experte Dr. Morel fragt den Zeugen, ob der Graf ein Duell gehabt habe, oder ob er unmäßig im Trinken gewesen sei.

Mari antwortet: Er habe gehört, daß sich der Graf einmal duellirt habe, doch wisse er nicht, welcher der beiden Duellanten verwundet worden sei; von Unmäßigkeit des Grafen im Trinken wisse er nichts.

Der Zeuge Andreas Bacher, Operateur, wie er sich nennt, gibt an: Er sei Ende April zum Grafen Chorinsky gerufen worden und habe ihn ungefähr sechs Wochen lang behandelt. Obwohl nach drei Wochen die Schmerzen schon vollkommen weg gewesen seien, so habe er doch immer den Grafen besuchen müssen, weil dieser geglaubt habe, je länger er in Behandlung bleibe, desto dauerhafter werde die Heilung. Dieß habe ihn auf den Gedanken gebracht, es möge bei dem Grafen nicht ganz richtig sein, und hierin sei er bestärkt worden durch die Beobachtung, daß der Graf überhaupt sehr verwirrt und vergessen gewesen sei, daß er auf der Straße mit sich selber redete, oft die besten Bekannten nicht be-

merkte, während er sie ein andermal freundlich grüßte, bald sehr schnell, bald sehr langsam ging, bald wieder eine Miene machte, als ob er eine Festung stürmen wollte u. s. w.

Chorinsky (fährt fährt heftig auf und ruft): Daß er mich wegen meiner gefrornen Füße operirt hat, ist wahr, denn ich habe von einem zweimonatlichen Bivouak im Schnee meine Füße völlig erfroren gehabt. Alles Andere, was er gesagt hat, ist unwahr und dumm.

Der Präsident verweist dem Angeklagten eine solche Ausdrucksweise gegenüber einem Zeugen; wenn er sich nochmals ähnlicher Ausdrücke bediene, so müsse er ihn aus dem Saale abführen lassen.

Auf sein Verlangen wurde hierauf der Zeuge Mikulitsch nochmals vernommen und gab gegenüber der Aussage der Zeugin Bath an, was ihm Mathilde über diese Person erzählt habe, nämlich, daß dieselbe sich mit dem Grafen eingelassen habe, wovon ihr vollkommene Ueberzeugung geworden sei. Ferner müsse er sich dagegen verwahren, daß man der von ihm mitgetheilten Aeußerung der Gräfin Chorinsky: „es rapple ihrem Manne“, so hohe Bedeutung beilege, wie dieß die Vertheidigung zu thun scheine. Wenn Mathilde diesen Ausdruck gebraucht habe, so habe sie hiermit gewiß nicht an eine Geistesstörung gedacht. Die Gräfin Mathilde habe ihm nichts verschwiegen.

Vertheidiger: Auch nichts bezüglich eines gewissen Hirsch?

Mikulitsch: Nein, Hirsch war Buchhalter bei einem Banquier in Heidelberg und Vormund der Gräfin.

Präs.: Hiermit wären denn auch jene Unterstützungen des Hirsch an die Gräfin im ledigen Stande, von denen die Bath gesprochen hat, erklärt.

Der übrige Theil der Vormittagssitzung wurde von der Verlesung der Protocolle über die Verhöre der Ebergenyi beim Landesgerichte zu Wien in Anspruch genommen.

Bei Beginn der Nachmittagssitzung verliest der Präsident einen Brief aus Stuttgart vom 24. Juni, von dem Bruder der ermordeten Mathilde Chorinsky herrührend, in welchem derselbe erklärt, daß er zwar in württembergischen Militärdiensten als Offizier gestanden sei, aber bereits im Jahre 1848 quittirt habe, also in keinem Falle Jener sein könne, welcher sich dem Grafen Chorinsky nach dessen Angabe als Bruder der Mathilde vorgestellt habe.

Hierauf erklärt der Prädent, daß sämmtliche Zeugen sich entfernen und abreisen dürfen, sofern nicht die k. Staatsbehörde, Vertheidigung oder die Experten die Gegenwart des Einen oder Andern noch für nothwendig erachten.

Hierauf wurde in der Verlesung der Protokolle über die Verhöre der Julie von Ebergenyi beim k. Landesgerichte Wien fortgefahren; alsdann kamen noch die Briefe, welche die Ebergenyi im Gefängnisse zur Erwirkung eines Alibibeweises rc. schrieb, und welche bereits durch die Wiener Verhandlungen in die Oeffentlichkeit gedrungen sind, zur Verlesung.

Großes Interesse bot die nun folgende Verlesung einzelner Stellen aus dem von der ermordeten Gräfin geführten Tagebuche. Den Anfang macht folgender Passus: „Ich gebe hiemit meiner Gemahlin mein Ehrenwort, sie in Zukunft weder zu kneipen noch zu schlagen, noch schimpfend zur Thüre hinauszujagen, widrigenfalls ich ihr die Erlaubniß gebe, mich zu ignoriren und mir die Thüre zu weisen. Unterschrieben: G. v. Chorinsky.“ — Wir lassen aus dem Tagebuch selbst einzelne Gedanken folgen, welche am besten den Sinn der Gräfin kennzeichnen. So schreibt sie: „Gott segne meinen Mann und lasse mich nie vergessen, wie edel er an mir gehandelt hat. Amen!“ — Dann: „Heute früh fuhr mein Mann fort; es ist nun so todt und öde; als der Zug an meinen Fenstern vorüberfuhr, stand gerade noch ein Stern am Himmel; möge er ihm Glück bedeuten!“ — Ferner: „Heute kam ein Brief von Brünn, der mich sehr gefreut hat, weil mir mein Gustav darin sagt, daß Alle mich achten, sein Vater und die ganze Familie;' ich bin glücklich, sehr glücklich darüber, und ich möchte den guten lieben Schwiegervater persönlich sehen und sprechen. Auch die Mutter hat mich lieb und achtet mich; ich küsse ihre Hände und danke Gott, daß er mir beistand, Beide zu versöhnen“... — „An Gustav's Geburtstag: Gott erhöre mein Gebet und gebe meinem Manne Glück, daß er bald (in die Armee) eintreten könne; ich werde zwar sehr traurig sein und weiß nicht, wie ich ohne ihn leben soll. Das Leben hat für mich wirklich viel Trübes: Gott gebe mir diesen braven Mann, denn ich liebe ihn und weiß es, er liebt auch mich, und doch sind wir getrennt; möge ihn Gott segnen, ihm beistehen, damit er wieder froh sein kann, dann werde auch ich wieder zufriedener sein. Gebe der Allgütige, daß Gustav's Liebe nie erkalte, ich würde sonst lieber den Tod wünschen; ich lebe so nur halb, und fern von ihm leben zu müssen — o ich habe mir das nie gedacht; Gott segne mein Leben, mein Glück, meinen Gustav! Bleibe mein, Gustav, behalte mir Deine Liebe, ich lebe mit Dir! Gute Nacht an Deinem Geburtstage. Glückauf. O nur einen Moment bei Dir, was wäre ich so froh!“ — Aber bald nehmen die Notizen eine weniger erfreuliche Färbung an in Folge der Briefe Chorinsky's, bleiben aber immer mit Segenswünschen für den Gatten verbunden; so: „Ich ahnte, was er mir schreiben würde; es bleibt mir also nichts übrig, als in ein Kloster zu gehen, damit er wieder frei werde und eine reiche Partie machen könne; es ist zu hart, zu viel auf einmal für mich; mein Gott, sei mir barmherzig! — O, Du mein armer Gustav!“ — Oder: „Heute kam ein Brief von Gusti, der mir sehr wehe that, aber ich sage ihm das nicht, denn er muß sehr unglücklich sein, weil er dieses schreiben konnte. Ich will Alles, Alles dulden, denn ihn treibt nur die Verzweiflung zu so bitteren Worten.“ — Später: „Ich bin empört; was ich schon früher beschlossen, ich lasse mich nicht scheiden, wegen zu empörender Behandlung“ . . . — Dann: „Als ich zur Abreise bereit war, kam ein Brief meines Mannes; zitternd öffne ich ihn; — o Gustav, das habe ich nicht verdient; — Du schreibst zu grausam; welcher böse Dämon hat Dich solche Worte finden lassen? Du bist es nicht mehr; es ist ein Anderer, der schrieb; so mich kränken! Herr Gott, mein Gott, ich habe genug gelebt. Adieu, mein liebes Zimmerchen; ich küsse die Stelle, wo sein liebes Haupt gelegen; o, wie war ich glücklich hier.“ — Ferner wieder: „Bis 12 Uhr (Mittag) erwartete ich in furchtbarer Aufregung meinen Gustav; endlich hörte ich seine Schritte; sein erstes Wort beim Eintritt war: Was thust Du hier? Wann gehst Du wieder? Was weiter für Reden folgten, will ich nicht sagen. Es ist genug der Täuschung; er liebt eine Andere“ . . . — In einer anderen, aus Brünn datirten Stelle: „. . . . . Ich habe eine Scene erlebt, von der besser wäre, ich hätte sie nie erlebt. Ich habe ihn mehr geliebt, als Gott, dafür bin ich auch bestraft. Er behandelte mich so empörend, daß ich ihm die Thüre wies und ihn einen Elenden nannte. Er sagte, er wolle die schändlichsten Lügen gegen mich ersinnen, wenn ich es wagte, in das Haus seiner Eltern zu gehen. Mein Ideal ist zerstört, mein ganzer sittlicher Halt gebrochen, mein Leben entehrt!“ — Aus Frankfurt a. M. datirt: „Ich bebe, so oft man mich um meinen Mann fragt, und ob ich ihn noch lieb habe; ich möchte oft laut aufschreien vor Schmerzen, und ich darf den namenlosen Jammer nicht verrathen. Aber mitten drinnen flüstere ich oft den Namen Gustav, und da lachen mich dann die Mädchen aus, necken mich, ohne zu wissen, wie schmerzlich mich das berührt. Gott vergebe ihm, er weiß nicht, was er thut, er müßte sonst sich selbst verachten.“ — Später:

„Er sollte meine Stütze bei den Eltern sein, und er wurde mein ärgster Feind. Allerdings sprechen die romanhaften Verhältnisse vor der Ehe gegen mich, aber ich handelte nur so, weil ich ihn lieb hatt. Es wäre daher seine Pflicht, jeden Verdacht gegen mich ferne zu halten und, was ich ihm zu Liebe that, nicht falsch deuten zu lassen." — Dann: „Es regt sich in mir der Verdacht, daß er mich bei seiner Mutter verdächtigte, das wäre das Aergste und Schandlichste, was er je gethan. Ich will die Mutter darüber fragen." — Ein paar Stunden später: „Die Mutter war soeben da, sie sagte, daß er mich nicht verdächtigte; — soll ich es glauben, oder war es nur Schonung? Gott verlasse mich nicht!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Prinz Napoleon in Pest.) Der Besuch, den der Prinz einem Kaiserbad-Ball in Pest machte, wird folgendermaßen geschildert: Der Prinz trug einen auf der Brust zugeknöpften schwarzen Rock ohne Orden, weiße Halsbinde und hellgraue Pantalons. In seinem rechten Auge saß ein jugendlich keckes Monocle, welches die reiche Damenschönheit, die sich um ihn her entfaltete, mit lebhaftestem Interesse und augenscheinlicher Fachkenntniß — (siehe: Schmunzeln auf den Lippen) — musterte. Er saß in der That da, wie in einem Harem. Zu beiden Seiten lagerten vor ihm in weitem Halbkreise auf dem Teppich selbst, mit gekreuzten Beinen oder wie sie sonst konnten und mochten, die schönsten der anwesenden Damen, die jungen Leute aber trugen Sorge dafür, daß alle besonders schönen Damen, die dort keinen Platz gefunden hatten, dicht vor den Augen des Prinzen ihren Csardas tanzen konnten. Und mit welcher Verve, mit welchem Entrain wurde er getanzt. Bis zur Erschöpfung, bis zur Athemlosigkeit, dreimal hintereinander wiederholt und die Röcke flogen in den raschen Schwenkungen, daß es wundern sollte, wenn der Prinz Napoleon dem General Türr, der ihm das „hogy volt" u. s. w. erklärte, nicht gesagt hat: „voilà un petit bout de cancan, qualité supérieure".

(Eine versteckte Erbschaft). Unlängst starb in Siebenbürgen der Präfect der Banffischen Familie, Johann Kömes. Der Verstorbene, der sehr sparsam lebte, hinterließ ein bedeutendes Vermögen, da er aber die Gewohnheit hatte, sein Geld zu verstecken, so macht die Auffindung desselben große Mühe. In Büchern, Schriften, Möbeln findet man bald zwei-, bald viertausend, bald fünfzig Gulden, anderwärts noch größere Summen versteckt. Am Meisten gab dem Gericht ein Papierstreif zu schaffen, auf welchem von der Hand des Verstorbenen notirt stand, daß er an verschiedenen Stellen des Banffischen Gartens neben der Klausenburger Promenade 8200 fl. in klingender Münze vergraben habe. Das Inner-Szolnoker Comitatsgericht entsendete einen Beamten, der mit Assistenz der Polizei Nachgrabungen vornehmen ließ, die jedoch erfolglos blieben. Möglich, daß der alte Herr sie noch bei Lebzeiten wieder ausgescharrt. Das bisher in seinen Verstecken aufgefundene Geld soll sich auf 200,000 fl. summiren und der ganze Nachlaß, den Kömes einer Frau und einem Pflegesohn vermacht hat, wird auf nahe 400,000 fl. geschätzt.

Frankfurter Theater.

Herr Beck als Rigoletto und Don Carlos.

Die Rolle des Rigoletto, ein Unicum in der sonstigen italienischen Opera-Libretto-Schablone, bereitet den Baritonisten dadurch eine besondere Schwierigkeit, daß sie unter der Maske des Schalksnarren den energischen Charakter eines zärtlich liebenden Vaters birgt, der ängstlich über seine Tochter wacht und deren verlorene Ehre durch heimlichen Mord zu rächen glüht, mithin eine Darstellungsgabe bedingt, die eben nicht die stärkste Seite unserer heutigen Opernsänger ist. Gewöhnlich wissen sie mit der humoristischen und ironischen Seite ihrer Aufgabe nicht recht fertig zu werden und erzeugen dadurch eine Halbheit der Leistung, die unbefriedigend wirkt. Das ist nicht bei Herrn Beck der Fall. Er weiß die beiden Hälften zu einem wohlabgerundeten Ganzen zu vereinen, das wahrhaft erschütternden Eindruck macht. Wir erinnern nur an die Scene des zweiten Aktes, wo er unter erheuchelter Lustigkeit, ingrimmigsten Schmerz im Herzen bergend, schließlich von den Höflingen die entführte Tochter wieder begehrt. Wie vermochte er durch die innigsten Töne der Vaterliebe zu rühren, wie furchtbar war seine heiß auflodernde Rache! Im Vorspiele jedoch schien uns das Auftreten des Hofnarren durch die Benutzung der vollen Stimmkraft etwas schwerfällig geworden.

Don Carlos in „Ernani" gehörte wegen ihres überwiegend lyrischen Inhaltes von jeher zu denjenigen Rollen, in welchen Herr Beck sich als Sänger von der glänzendsten Seite zeigen konnte. Solche Würde und zurückgedämmte Kraft gestalten hier der Stimme die volle Entwicklung des getragenen Gesanges, welche, von den Tönen inniger Liebe durchgeistigt, selbst auf Hörer, die sonst von Verdi'schen Weisen eben nicht leicht ergriffen werden, so vorgetragen, eine unwiderstehliche Wirkung ausübt. Die Anrufung Karls des Großen in den Grabgewölben des Aachner Doms kann wohl nicht leicht schöner gesungen werden, als wir sie dießmal gehört haben. Sie erregte auch einen wahren Sturm von Beifall und dringendes Wiederholungs Begehren, dem aber der geehrte Gast leider nicht willfahrte. Nicht minder vollendet war der übrige Theil der Leistung, welchem nunmehr in dem Duette mit Elvira und dem großen Sextette ein bedeutenderer Spielraum geboten wird. Die Neigung der Stimme, in der Gegend des eingestrichenen C zu tief zu intoniren, welche in den früheren Rollen, besonders in Tell und in Rigoletto, sich bemerkbar machte, war dießmal nicht wahrzunehmen.

Mit der Wiederholung des Relusco beschloß Herr Beck sein Gastspiel, dessen Kürze wir aufrichtig bedauern. Eine längere Dauer desselben hätte uns hoffentlich den erhöhten und erwünschten Genuß gebracht, ihn auch in einem deutschen Werke, etwa als: Hans Heiling, Holländer oder Tellramund, in welchen Rollen er gleichfalls ganz vortrefflich sein soll, hören zu können. Der Antheil und Besuch des Publikums wuchs mit jeder Rolle, ohne jedoch, wohl wegen der übergroßen Hitze, ein in allen Räumen überfülltes Haus zu Stande bringen zu können.

Unsere einheimischen Kräfte, Solisten, Chor und Orchester, leisteten wacker das Ihrige, um den besprochenen Werken Einheit und Abrundung zu verleihen. Ueber den Herzog von Mantua des Herrn Colomann Schmid hatten wir vor Kurzem erst zu berichten Gelegenheit. Es erübriget daher nur seiner auch noch als Ernani, sowie der Damen Sessi und Fabbri als Gilda und Elvira und des Herrn Köhler als Silva rühmend zu erwähnen. L.

Von Karl Gutzkow's „Hohenschwangau", ist dieser Tage in Leipzig der fünfte und sechste Band ausgegeben worden. Wir behalten uns vor, auf das Werk, wie es jetzt vorliegt, demnächst noch einmal ausführlicher zurückzukommen.

Gaea IV enthält biographische Charakteristiken Faraday's und Foucault's; Dove über den Fön; das Meer (Forts.); die Steinkohlen Central-Rußlands; Calvert über die, neuerdings vielfach gebrauchte, Carbolsäure; Buchner über neue Seidenspinner; über die norddeutsche Seewarte; Emsmann über Schwere und Gewicht; eine Reihe vielseitiger naturwissenschaftlicher Beobachtungen und Entdeckungen.

Ergänzungsblätter des bibliogr. Instituts zu Hildburghausen III 9 enthalten u. a.: Bernhardt über die Reform-Aera in Rußland und über die Trade's Unions in England; Dühring über den Crédit mobilier und über ein kunstwissenschaftliches Werk von Kirchmann; Aufsätze über das deutsche Kirchenlied (von Wackernagel), das Tonleben unserer Zeit (von Hiller), die Kunstindustrie, viele Gegenstände der Naturwissenschaften, der Länderkunde und Volkswirthschaft, der Sternkunde, der Technologie.

Frankfurter Stadt-Theater.

☞ Von Dienstag den 30. Juni bis Donnerstag den 16. Juli bleibt das Theater geschlossen.

Für die Redaction verantwortlich: J. B. Kix. — Druck und Verlag: Heller und Rohm in Frankfurt a. M.

